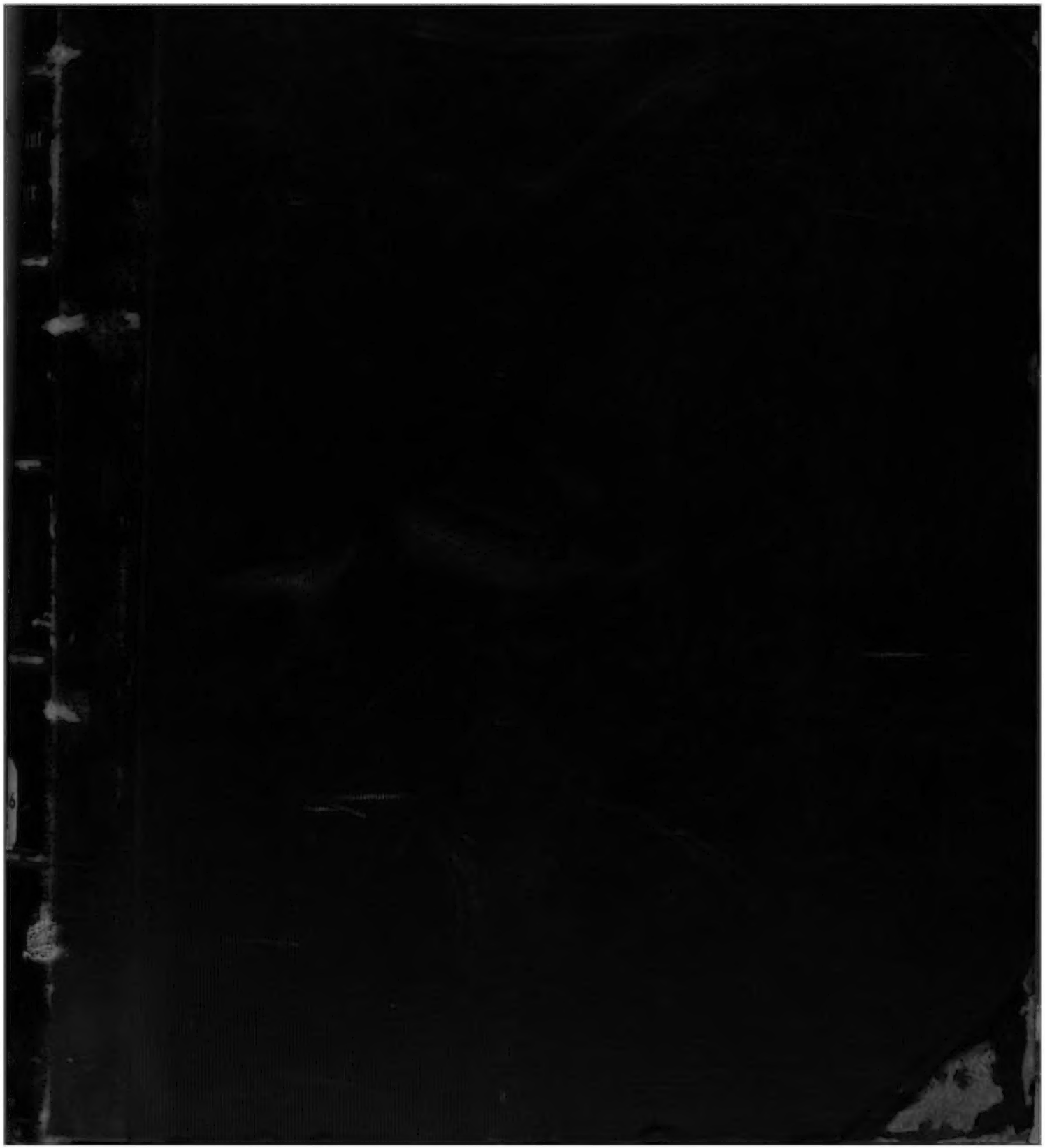

image
not
available

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

83337
830.6
u 29

Band 59. 1888.

Über Land und Meer



Deutsche Illustrirte Zeitung



Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

LIX. Band. 1888. Nr. 1—26.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Edelraute. Eine Tirolergeschichte von E. M. Vacano 129. 153. 177. 201.
Erinnerungen, aus den, eines ausgedienten Soldaten 122.
Fanfare, die. Roman von Fritz Mauthner 345. 365. 385. 405. 425. 445. 465. 494. 514. 538. 558.
Feiertag, ein. Weihnachtsidyll von Ludwig Thaden 240. 257.
Geschichte zweier Küsse. Novellette von Hugo Klein 15. 38.
Goldenen Horn, am. Weihnachtserzählung von Hugo Rosenthal-Bonin 229.
Gräfin Ada Kralens Fenster. Eine Sylvestergeschichte von Anjes Karalis 251.
Kalifornische Liebesbriefe. Novelle von H. Rosenthal-Bonin 530. 549.
Rätsel, das, des Todes. Eine sonderbare Geschichte von Max Kretzer 485. 505.
Ueber Klippen. Roman von Klaus Zehren 301. 325. 354. 374. 394. 414. 434. 454. 474.
Villa Falconieri. Novelle von Paul Heyse. Mit Originalzeichnungen von Kunz Meyer 1. 25. 45. 69. 89. 100.
Zwei Seelen. Roman von Rudolph Lindau 10. 34. 54. 78. 98. 118. 138. 162. 186. 210. 266. 290. 310. 334.

Skizzen.

Baßmandöver. Von Marius Hecht 410.
Erstgeborene, der. Von Pederzani-Weber 519.
Familienkonzert. Von Pederzani-Weber 159.
Flucht, auf der 336.
Frühlingstraum, ein. Von Ludwig Hevesi. Zu der Kunstbeilage: Unter Amors Führung 11.
Geheimnisse des Friedhofes, die. Von Etienne de Fodor 430.
Geständnis, das 260.
Großmütter, zwei 448.
Lebensretter, der. Skizze nach dem Leben von Etienne de Fodor 510.
Melodie, eine 476.
Sie und Er. Von E. M. Vacano 294.
Verirrt 218.
Wärterin, bei der alten 511.

Reisen und Jagden.

Hochwildjagden, die, des Kaisers von Oesterreich 96.
Jäger, der. Originalzeichnung von C. Marel 129.
Jagdausflug, ein, zu Berzencze. Gemälde von Emil Adam 14.
Steinhuhnjagd in Dalmatien 355.
Stelldichein, beim. Von C. Fischer 287.

Kultur- und Sittenbilder.

Aesthetik, zur, der Basler Fastnacht. Von Carl Spitteler 370.
Baalsopfer, das. Von Karl Kiesewetter 58.
Betende Araberin 30.
Eseltreiber, der, am Brunnen 498.
Familienfrühstück in Kairo 438.
Festmorgen auf dem Friedhof, ein 95.
Gespannter Dank, bei 80.
Herbstbilder aus der Reichshauptstadt. Von Fedor von Zobeltitz 122.
Hochzeit, eine, in der neapolitanischen Landschaft Basilicata. Gemälde von G. di Chirico 389.
Jahrmarkt in Jelna (Rußland). Gemälde von W. A. Beer 489.
Karneval, vom, in Rom 351.
Kutscher Numero 23, der. Madrider Skizze von Eusebio Blasco 208.
Mädchen und Jungfrauen. Augenblicksbilder aus dem Leben. Originalzeichnung von H. Nessel 121.
Marksteine, die drei, des Lebens im Altertum. Von Dr. Fr. Eß 358. 378.
Morgentoilette einer altrömischen Dame. Von Gustav Hugo 478.
Moskau, ein Markt in 311.
Salome tanzt vor dem König Herodes 215.
Weihnachten in der Wiener Hofburg. Von Curt von Zelau 238.
Weihnachtsandacht, zur. Originalzeichnung von K. Gampenrieder 227.
Wien, das tanzende, von ehemals. Von Gustav Weißbrodt 391.
Zopf, der, in China. Originalzeichnung von Arthur Wanjura 37.

Humoristisches.

Amor als Vorleser. Originalzeichnung von Paul Heydel 357.
Berliner Bilder: Zeichen der Kolonialpolitik. Originalzeichnung von Arthur Wanjura 193.
Coulissen, vor den und hinter den. Nach Originalskizzen von A. von Fischern 169.
Fasching, vom. Originalzeichnung von J. Pschtlin 377.
Fatal. Nach Skizzen von A. von Fischern 317.
Humoristischen Mappe, aus unserer. Originalzeichnungen von Arthur Wanjura 273. 397. 457. 517.
Katzenballade. Von Eduard Oehmle. Mit Originalzeichnungen von Franz Gehrts 17.
Kritik im Zwischenakt. Von Eugen Sierke 478.
Männliche Vorbilder und weibliche Kopien. Nach Originalskizzen von Carl Tschurk 101.
Maskenkostüme. Originalzeichnung von Ernst Urbach 417.
Pygmalion und Galathea. Originalzeichnung von Fischer-Cörlin, Dichtung von Max Kahlenberg 497.
Sprichwörter, umgekehrte. Originalzeichnungen von C. J. Frankenbach 217.
Zwei Schneidige. Eine Pfälzer Geschichte in Wort und Bild von Karl Kögler 60.

Geschichte und Zeitereignisse.

Ausfahrt der deutschen Kronprinzenfamilie in den Promenaden von San Remo 365.
Cleveland, Streiflichter auf die Reise des Präsidenten. Von C. F. Liebetreu 143.
Friedrich Barbarossas Ende 75.
Heilige Elisabeth, die, nimmt Abschied von ihrer Familie 115.
Kaiser Friedrichs III. Thronbesteigung 551.
Kaiser Wilhelm und die Seinen. Ein Gedenkblatt. Originalzeichnung von Theodor Volz 532. 533.
Kaiserreise, von der, nach Pommern 51.
Karl VI. von Frankreich 519.
Kosakengeschenk. Von C. v. Barfus 166.
Kronprinz, der deutsche, in Tirol 76.
Kronprinzliche Familie, die, und ihre Begleitung vor der Villa Zirio 470.
Leichenfeierlichkeiten, die, für Kaiser Wilhelm 554.
Märzwoche, die ereignisvolle zweite, 1888 534.
Papstfeier, die, und die vatikanische Ausstellung 390.
Reichstags, die große Sitzung des deutschen. Mit Originalzeichnungen von Hermann Lüders. 458. 471.
Russische Generalstabsübung, eine, in Warschau 471.
Russische Kaiserfamilie, die, in Berlin 206.
Villa Zirio, die Wohnung des deutschen Kronprinzen in San Remo 190.
Villa Zirio, in den Gärten der 365

Biographien u. Charakteristiken.

Aerzte, die deutschen, des Kronprinzen 207.
Baden, Prinz Ludwig Wilhelm von 499.
Bramann, Dr. 458.
Byron, Lord. Von Dr. Adalbert Schroeter 350.
Capello, Bianca. Von Dr. Marcus Landau 59.
Crispi, Francesco, der italienische Ministerpräsident 96.
Dioskurenpaar, ein wissenschaftliches. Mommsen und Sybel an ihrem siebenzigsten Geburtstag gewidmet 150.
Dom Pedro II. Kaiser von Brasilien. Von Prof. Dr. Joseph Sarrazin 79.
Dorothea, Erzherzogin von Oesterreich 82.
Fleischer, Heinrich Leberecht. (Ein berühmter Orientalist) 513.
Frank, Kathi 332.
Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen 536.
Gehrts, Carl (Unsere Künstler) 6.
Gluck, zum hundertjährigen Todestage. Von La Mara 112.
Goedeke, Karl. Von Karl Vollmöller 187.
Held, der, von Kulm. Prinz Eugen von Württemberg. Von Wilhelm Müller 306.
Ilgen, Carl (Unsere Künstler) 307.
Jubilarin, eine jugendliche (Die Prinzessin von Wales als Ehrendoktor der Musik) 516.
Kaiser und Kaiserin von Rußland 263.
Kußmaul, Professor Dr. Adolf 511.
Leiter, der neue, der französischen Regierung (S. Carnot) 268.
Lindner, Albert 459.
Niemann, August. Von Oskar Justinus 139.
Ramberg, Arthur von. (Unsere Künstler.) Von Friedr. Pecht 450.
Romantiker, der letzte. (Josef von Eichendorff.) Von Gustav Karpeles 491.
Roscher, Geheimerat Dr. Wilhelm 95.
Sachsen-Koburg-Gotha, Herzogin Luise von. Von Marius Hecht 438.
Schönheiten, preisgekrönte ungarische 20.
Schopenhauer, Arthur. Von Max Dessoir 451.
Schweden, Prinz Oskar von, und seine Verlobte, Fräulein Ebba Munck 412.
Sophie Charlotte, Königin von Preußen, und Leibnitz. Von Dr. Marcus Landau 388.
Stefanie, Kronprinzessin von Oesterreich 82.
Szechenyi-Klinkosch, Gräfin Paula, als Patrizierin aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Marius Hecht 135.
Viktoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen 537.
Viktoria, Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen 552.
Wenckheim-Pálffy, Gräfin Margarete, als Königin Marie Antoinette. Von Marius Hecht 320.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Erinnerungsblatt. (16 Seiten.) Extrabeilage zu Nr. 24.
Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen 553.
Wilson, Daniel 219.

Feste und Feierlichkeiten.

Jubiläum, das, Papst Leos XIII. 287.

Natur.

Astronomie 1887: Oktober 29. November 84. Dezember 170. 1888: Himmelserscheinungen im Jahr. Januar 272. Februar 381. März 490. April 564.
Eber, kämpfende. Von C. Fischer 388.
Kreislauf, der ewige, des Werdens. Von M. Wilhelm Meyer 315.
Pflanzenwachstum, das forcierte, und der Pflanzenphönix. Von Dr. phil. Carl du Prel 50.
Reineke im Schnee 257.
Schöpfung der Erde, die. Von M. Wilhelm Meyer 475.

Populäre Medizin.

Hygienische Bedenken gegen das Zwei- und Dreiradfahren und den übermäßigen Rudersport. Von Dr. R. Koch 14.
Pflegehaus, das neuerrichtete deutsche, in Nizza 191.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutschland. Berliner Königsschloß, das. Von Benno Reben 419. 438.
Stadt des „Alten Dessauers". Skizzen und Bilder aus der 140. 161.
Stein am Rhein 31.
Worms, Bilder aus. Von Oskar Horn 431.
Dänemark. Hamlet-Schloß, das. Von Ernst Keppel 158.
Frankreich. Heimkehr der Fischerboote in Fécamp (Normandie) 6.
Griechenland. Syra. Von Dr. Hans Barth 311.
Italien. Capri 512.
Königswohnsitz, ein (Villa Quarto), bei Florenz. Nach einer Originalaquarelle von H. Molsberg 392.
Lagunen, auf den 123.
Piazzetta, auf der, in Venedig. Gemälde von Alessandro Zezzos 436.
Pompeji, eine Straße in 95.
San Remo, Bilder aus. Von Valpolicello 371.
Torre del Greco, die Korallenstadt. Von Woldemar Kaden 239.
Oesterreich-Ungarn. Abbazia 492.
Ischl und die kaiserliche Villa. Von Konrad Rese 35.
Siebenbürgen, die Deutschen (Sachsen) in. Von Karl Pröll 291.
Spalato und Salona, auf den Ruinen von. Von Karl Kollbach 115.
Unter-Innthal, Bilder aus dem 58.

Afrika.

Kamerunberg, der, nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Kolonialpolitische Skizze vom Afrikareisenden Dr. Schwarz 211.
Mauren, im Lande der. Von Alfred Stelzner 134. 167.
Suche, auf der, nach Wasser 263.
Sudan, Bilder aus dem 188.
Südafrika, durch. Ein Beitrag zur Geschichte meiner letzten Forschungsreise von Dr. Emil Holub 74.

Amerika.

Uruguay, deutsche Kolonien in. Von Dr. C. Brendel 560.

Asien.

Zentral-Asien, Bilder aus. Mit Zeichnungen nach Originalskizzen von Friedrich von Krusenstjern 324.

Australien.

Samoainseln, die. Von Eugen Sierke 94.
Südsee-Erwerbungen, unsere: Kaiser Wilhelmsland. Von Dr. O. Finsch 415.

Literatur.

Bücher und Schriften, neue 19. 104. 125. 143. 167. 191. 219. 272. 296. 320. 340. 381. 400. 480. 500. 520. 564.
Gaben für den Weihnachtstisch, künstlerische und literarische 246.
Literarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Englische Literatur 114. Französische Literatur 314. 419.
Literatur 19. 40. 58. 82. 103. 124. 142. 166. 190. 216. 270. 295. 318. 339. 359. 379. 399. 419. 440. 459. 479. 499. 519. 539. 562.

Kunst.

Baukunst.

Buchhändlerhaus, das deutsche, in Leipzig 215.
Kirche, evangelisch-lutherische, zu Wladimir 187.
Synagoge, die neue, in Danzig. Von E. Plüttner 496.
Synagoge, die neue, in München 119.

Bildnerkunst.

Brunnengruppe, die, von Reinhold Begas 182.
Grabmal des Bischofs Martin II. in der Kathedrale zu Leon 376.

Malerei.

Abendfeier. Gemälde von Niczky 52.
Abendliche Feierstunde von Knut Ekwall 229.
Allerheiligenbild, Albrecht Dürers, nach dem Stich von B. Jasper 136.
Auffindung der Leiche Barbarossas. Gemälde von W. Beckmann 73.
Ausstellung, aus der vatikanischen: Judith. Gemälde von Pietro Aldi 453.
Baals Opfer. Gemälde von Henri Motte 57.
Ball, der erste. Originalzeichnung von Karl Schüller 369.
Ballmanöver. Gemälde von Sigmund Vajda 405.
Besuch bei der alten Wärterin. Gemälde von A. Gani 505.
Besuch bei der Großmutter. Gemälde von F. Vinea 281.
Betende Araberin. Gemälde von Hans Makart 29.
Bücherwurm, der. Gemälde von Gazz 322.
Capri. Gemälde von Anton Ligeti 512.
Christnacht unter der Erde. Originalzeichnung von Carl Gehrts 245.
Deklamator, der. Gemälde von F. Beda 209.
Diner, nach dem. Gemälde von A. von Ramberg 449.
Eber, kämpfende. Gemälde von C. F. Deiker 388.
Empfang am Hofe zu Madrid unter Karl IV. (1804). Gemälde von L. Alvarez 55.
Engelshändchen. Gemälde von Theodor Mintrop 239.
Erfolg, ein glänzender. Gemälde von Pio Ricci 412.
Eseltreiber, der, am Brunnen. Gemälde von A. Bida 485.
Familienfrühstück in Kairo. Gemälde von Bridgeman 429.
Familienkonzert. Gemälde von F. Bertier 159.
Festmorgen auf dem Friedhofe. Gemälde von J. F. Hennings 93.
Flucht, auf der. Gemälde von Seymour Lucas 336.
Gang zum Kranken, der. Gemälde von A. Lüben 13.
Geduldsprobe. Gemälde von W. Schütze 488.
Geständnis, das. Gemälde von Pio Ricci 260.
Grant, Miß. Gemälde von H. Herkomer 190.
Großmütter, zwei. Gemälde von Julia Kunbert 448.
Großvaters Heimkehr. Gemälde von C. Kricheldorf 240.
Heilige Elisabeth, die, nimmt Abschied von ihrer Familie. Gemälde von Otto Friedrich 115.
Herbstabend im Dorfe. Gemälde von Adolf Lins 112.
Jubiläums-Kunstausstellung, die internationale, in Wien 518.
Judith. Gemälde von Pietro Aldi 452.
Kaffeevisite. Gemälde von R. Epp 135.
Karawanenführer, nach Wasser ausspähend. Gemälde von H. Medel 261.
Karl VI., König von Frankreich. Gemälde von Albrecht de Vriendt 509.
Karneval, vom, in Rom: Das Blumenwerfen. Gemälde von José Benlliure 349.
Kindliche Kunst. Gemälde von G. von Bergen 425.
Kosakengeschenk. Gemälde von J. Pawliszak 166.
Kripperl, 's, nach einer Originalaquarelle von J. R. Wehle. Farbige Kunstbeilage zu Nr. 11.
Künstler, unsere 6. 307. 450.
Ländliches Fest. Gemälde von R. Hirth du Frênes 496.
Lagunen, auf den. Gemälde von Luigi Steffani 123.
Lebensmittelmarkt, der, in Moskau. Gemälde von W. Makowski 309.
Letzten Groschen, die. Gemälde von Bruck-Lajos 156.
Liebeserklärung. Gemälde von F. Soulacroix 164.
Maria und das Jesuskind. Gemälde von B. E. Murillo 232.
Maximilian I., Kaiser, bei Albrecht Dürer. Gemälde von Carl Jäger 304. 305.
Melodie, eine. Gemälde von W. von Czachorski 476.
Neuen Jahres, des, erster Gruß. Originalzeichnung von K. Kögler 294.
Petruchios Hochzeit. Gemälde von Carl Gehrts 5. 6.
Politische Neuigkeiten. Gemälde von Vincent St. Lerche 165.
Pompeji, eine Straße in. Gemälde von Luigi Bazzani 95.
Rast auf der Wanderung. Gemälde von Brunet-Houard 183.
Rathaushof, der, zu Nürnberg zur Zeit des westfälischen Friedensmahls 1649. Gemälde von Paul Ritter 15.
Reich beschenkt. Gemälde von H. Oehmichen 244.
Salome tanzt vor dem König Herodes. Gemälde von G. Rochegrosse 215.
Schütze, der kleine. Gemälde von Wilhelm Schütze 133.
Seppl. Gemälde von J. F. Engel 25.
Sie und Er. Gemälde von H. Siemiradzki 284.
Simeon im Tempel. Gemälde von Rembrandt 308.
Sophie Charlotte, Königin von Preußen, empfängt in ihrem Lustschloß Lützelburg (dem jetzigen Charlottenburg) den Philosophen Leibnitz. Gemälde von A. M. Germann 388.
Stammhalter, der. Gemälde von Cossall 313.
Stelldichein, das, am Waldessaume. Gemälde von C. Wimmer 283.
Taubenmescher, im Hofe der, in Konstantinopel. Gemälde von Alexander D. Golz 368.
Tauholer, die. Gemälde von Professor Hermann Baisch 508.
Testamentseröffnung. Gemälde von A. Gilisenti 452.
Torre del Greco am Golf von Neapel. Gemälde von Fr. Unterberger 239.
Träumerei, angenehme. Gemälde von G. Courtois 181.
Trennung. Gemälde von Gabriel Max 9.
Trotzköpfchen. Gemälde von M. Reigner 325.
Unwetter, im spätherbstlichen. Gemälde von L. Davis 168.
Vehmgericht, westfälisches. Gemälde von Friedrich Hiddemann 33.
Vergißmeinnicht. Gemälde von G. Schachinger 72.
Verirrte polnische Reiter. Gemälde von W. Szerner 313.
Vor dem Spiegel. Gemälde von G. van den Bos 45.
Vor der Auktion. Gemälde von C. Spitzer 28.
Waisenkinder, die. Gemälde von R. Groß 348.
Wirtshausszene, niederländische. Gemälde von G. Papperitz 473.
Zuckerdöschen. Pastell von Jósz Koppay 385.
Zwischen zwei Feuern. Gemälde von Federico Andreotti 408.

Musik und Theater.

Burgtheater, das alte. Von Emil Granichstädten 30.
Es ragt ins Meer der Runenstein. Gedicht von Heinrich Heine, in Musik gesetzt von Robert von Hornstein. Musikbeilage zu Nr. 11.
Musikleben, aus dem, der Gegenwart. Von Heinrich Ehrlich 155. 333.

Poesie.

Domine Salvum fac Imperatorem et Regum 529.
Gnomen. Von Alfred Friedmann 183.
Inseln, die. Von Adolf Friedrich Graf von Schack 50.
Kaiser, der, tot! Von Karl Gerok. Extrabeilage zu Nr. 24.
Manuskripte, der, Rache. Von L. Schurz 145.
Weihnachten unter der Erde. Von Julius Lohmeyer 239.
Wüstenrot. Gedicht von Joh. Paul Schwarz. Mit Bildern von Albert Richter 396.

Aphorismen. Von Ernst Ziel 294. 480.
Nadelstiche, kleine. Von Alfred Friedmann 451.
Sprüche und Aphorismen. Von Ernst Ziel 31. 135.

Kultur und Wissenschaft.

Die Kunst „ja". Ein Tischgespräch von Friederike Freudenberg 262.
Kunst des Gesprächs, die. Von Max Dessoir 470.
Lesen, sehen, hören und reden. Von H. Ehrlich 498. 518. 539. 559.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen 427. 542.
Seminar, das, für orientalische Sprachen in Berlin. Von Gust. Dahms 135.
Theosophische Bewegung, die, in Indien. Von Ernst von Weber 62.

Landwirtschaft, Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Bazar, ein, für die Krippe 183.
Beerenwein. Von E. Gerhardus 260.
Studierzimmer, das orientalische, des Kronprinzen von Italien 142.
Tropische Früchte. Von Heinrich Semler 339.
Verderbenbringendes Licht 194.
Weinbau in Aegypten. Von E. Meyer 434.

Militär und Marine.

Ball, ein, an Bord eines Kriegsschiffes 395.
Befestigungen a. Bord unserer Kriegsschiffe. Von O. Herbig 351.
Dynamit-Torpedogeschütz, das pneumatische 123.
Gefährlichste Posten, der 411.
Rote Kreuz, das. Von P. von Meslings 102.

Mode.

Blätter für die Frauen.
Mode. Von Johanna von Sydow 316. 455.
Die Kunst, Gesellschaften zu geben. Von Hans Ulrich v. G. I. Das Diner 360. II. Abendgesellschaften 490.
Kronprinzeß, eine, als Tonangeberin der Mode 82.
Maskenzeit, für die 418.
Mode und Natur. Von J. von Falke 398.

Notizblätter.

19. 40. 62. 83. 103. 124. 142. 166. 190. 218. 247. 271. 295. 319. 339. 361. 380. 399. 419. 440. 459. 479. 499. 520. 543. 563.

Digitized by Google

Spiele und Aufgaben.

Arithmogriph 361. Aufl. 421.
Auslassungsaufgabe 247. Aufl. 320.
Bilderrätsel 63. 105. 170. 192. 219. 247. 275. 297. 320. 341. 401. 421. 461. 500. 521. 565. Aufl. 41. 105. 146. 275. 297. 320. 341. 361. 381. 442. 461. 500. 565.
Blumenstraußstecken 247.
Buchstabenrätsel 247. Aufl. 320.
Buchstabenversetzungs-Aufgabe 219. Aufl. 297.
Dichterkryptonym 421. Aufl. 461.
Geographisches Silbenrätsel 500. Aufl. 544.
Hieroglyphentafel 442. Aufl. 481.
Homogramm 351. Aufl. 441.
Kapselrätsel 41. 104. Aufl. 85. 146.
Kartenspiele 41. 62. 84. 104. 146. 192. 274. 296. 341. 381. 401. 441. 481. 521. 564
Kreuzrätsel Aufl. 41.
Kugelpyramide, magische 85. Aufl. 125.
Magisches Kreuz 461. Aufl. 500.
Palindrom-Schiebrätsel 544.
Papyrus, altägyptischer 146. Aufl. 192.
Punktiertes Kreis-Silbenrätsel 481. Aufl. 521.
Quadrate, kombinierte magische 192. Aufl. 275.
Rätsel 192. 341. 361. 381. 421. 441. 461. 481. Aufl. 275. 401. 441. 451. 521.
Rätselhafte Inschrift 41. 125. 219. 361. 481. Aufl. 85. 170. 275. 401. 521.
Rösselsprung 20. 104. 170. 274. 320. 401. 461. 521. Aufl. 63. 146. 297. 341. 361. 442. 521.
Schach 20. 41. 62. 84. 104. 125. 146. 170. 192. 219. 247. 274. 296. 320. 340. 361. 381. 400. 420. 441. 460. 480. 500. 521. 544. 565.
Scherzrätsel 565.
Scherzrebus 20. 85. Aufl. 63. 125.
Schiebrätsel 296. Aufl. 341.
Schlachtenrätsel 247. Aufl. 320.
Silben-Ergänzungsrätsel 401. Aufl. 461.
Silbenrätsel 381. Aufl. 421.
Sternrätsel 544.
Sternzahlenrätsel 125. 275. Aufl. 192. 341.
Uebersetzungsaufgabe für unsere Lateiner 381. Aufl. 421.
Umwandlungsaufgabe 341. Aufl. 401.
Verschiebrätsel 521. Aufl. 565.

Lotterieziehungen.

Ziehungen im Monat Oktober 20. November 84. Dezember 170. Januar und Februar 420. März 460. April 564.

Briefmappe.

20. 41. 63. 85. 105. 125. 170. 192. 219. 247. 275. 297. 320. 341. 362. 381. 401. 421. 442. 461. 481. 501. 522. 545. 566.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Abbazia* 492.
Abendfeier. Gemälde von C. Kiesel* 53.
Abendliche Feierstunde. Gemälde von Knut Ekwall* 329.
Aerzte, die deutschen, des Kronprinzen* 207.
Aesthetik, zur, der Basler Fastnacht. Von Carl Spitteler 370.
Allerheiligenbild, Albrecht Dürers* 136.
Amor als Vorleser. Originalzeichnung von Paul Heydel* 257.
Aphorismen. Von Ernst Ziel 294. 490.
Araberin, betende* 30.
Arithmogriph 361. Aufl. 421.
Astronomie* 20. 84. 170. 272. 381. 480. 564.
Ausfahrt der deutschen Kronprinzenfamilie in den Promenaden von San Remo* 365.
Auslassungsaufgabe 247. Aufl. 320.

Baalsopfer, das. Von Karl Kiesewetter* 58.
Baden, Prinz Ludwig Wilhelm von* 499.
Ball, der erste. Originalzeichnung von Karl Schüller* 369.
Ball, ein, an Bord eines Kriegsschiffes* 395.
Ballmanöver. Von Marius Hecht* 410.
Bazar, ein, für die „Krisos"* 183.
Beerenwein. Von E. Gerhardus 200.
Belustigungen an Bord unserer Kriegsschiffe. Von O. Herdig* 251.
Berliner Bilder: Zeichen der Kolonialpolitik* 193.
Bilderrätsel 63. 105. 170. 192. 219. 247. 297. 320. 341. 401. 421. 461. 500. 521. 565. Aufl. 41. 63. 105. 146. 275. 297. 320. 341. 361. 381. 442. 461. 500. 565.
Blätter für die Frauen. Mode. Von Johanna von Sydow* 316. 455. Die Kunst, Gesellschaften zu geben. Von Hans Ulrich von G. I. Das Diner 360. II. Abendgesellschaften 490.
Blumenstraußstecken. Ein Spiel für Mußestunden* 247.
Braumann, Dr.* 458.
Briefmappe 20. 41. 63. 85. 105. 125. 146. 170. 192. *219. 247. 275. 297. 320. 341. 362. 381. 401. 421. 442. 461. 481. 501. 522. 545. 566.
Brunnengruppe, die, von Reinhold Begas* 182.
Buchhändlerhaus, das deutsche, in Leipzig* 215.
Buchstabenrätsel 247. Aufl. 320.
Buchstabenversetzungsaufgabe 219. Aufl. 297.
Bücher und Schriften, neue 19. 104. 125. 143. 167. 191. 219. 272. 296. 320. 340. 381. 400. 480. 500. 520. 564.
Bücherwurm, der. Gemälde von Gagg* 331.
Burgtheater, das alte. Von Emil Granichstädten 30.
Byron, Lord. Von Dr. Adalbert Schroeter* 350.

Capello, Bianca. Von Dr. Marcus Landau* 59.
Capri* 512.
Carnot, Sadi, der neue Leiter der französischen Regierung* 268.
Cleveland, Streiflichter auf die Reise des Präsidenten. Von C. F. Liebetreu 142.
Coulissen, vor den und hinter den. Nach Originalskizzen von A. v. Fischern 169.
Crispi, Francesco, der italienische Ministerpräsident* 96.

Deklamator, der. Gemälde von F. Beda* 209.
Dichterkryptonym 421. Aufl. 461.
Dioskurenpaar, ein wissenschaftliches. Mommsen und Sybel an ihrem 70. Geburtstage gewidmet* 159.
Domine Salvum fac Imperatorem et Regem* 529.
Dom Pedro II. Kaiser von Brasilien. Von Prof. Dr. J. Sarrazin* 79.
Dynamit-Torpedogeschütz, das pneumatische* 123.

Eber, kämpfende. Von C. Fischer* 338.
Edelraute. Eine Tirolergeschichte von E. M. Vacano 129. 153. 177. 201.
Empfang, großer, am Hofe zu Madrid im Jahr 1804* 55.
Engelständchen, das* 239.
Erfolg, ein glänzender. Gemälde von Pio Ricci* 412.
Erinnerungen, aus den, eines ausgedienten Soldaten* 122.
Erstgeborene, der. Von Pederzani-Weber* 519.
Eseltreiber, der, am Brunnen* 498.
Es ragt ins Meer der Runenstein. Gedicht von Heinrich Heine, in Musik gesetzt von Robert von Hornstein. Musikbeilage zu Nr. 11.

Fahrendes Volk* 183.
Familienfrühstück in Kairo* 438.
Familienkonzert. Von Pederzani-Weber* 159.
Fanfare, die. Roman von Fritz Mauthner 345. 365. 385. 405. 425. 445. 465. 494. 514. 538. 558.
Fasching, vom. Originalzeichnung von J. Peschkin* 377.
Fatal. Nach Skizzen von A. von Fischern* 317.
Ferientag, ein. Weihnachtsidyll von Ludwig Thadm 240. 257.
Festmorgen auf dem Friedhof, ein* 95.
Flucht, auf der* 336.
Frank, Kathi* 332.
Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen* 536.
Friedrich Barbarossas Ende* 75.
Frühlingstraum, ein. Von Ludwig Hevesi* 11.

Gaben für den Weihnachtstisch, künstlerische und literarische 246.
Gang zum Kranken, der* 15.
Geduldsprobe. Gemälde von W. Schütze* 486.
Gefährlichste Posten, der* 411.
Geheimnisse, die, des Friedhofes. Von Etienne de Fodor 430.
Geographisches Silbenrätsel 500. Aufl. 544.
Geschichte zweier Küsse. Novellette von Hugo Klein 15. 18. 38.
Gespannter Bank, bei* 30.
Geständnis, das* 260.
Gluck, zum hundertjährigen Todestage. Von La Mara* 112.
Gnomen. Von Alfred Friedmann 183.
Goedeke, Karl* 137.
Goldenen Horn, am. Weihnachtserzählung von Hugo Rosenthal-Bonin* 229.
Grabmal, das, des Bischofs Martin II. in der Kathedrale zu Leon* 379.
Gräfin Ada Kralens Fenster. Eine Sylvestergeschichte von Anjas Karalis 281.
Großmütter, zwei* 449.
Großmutter, bei der. Von E. M. Vacano* 281.
Großvaters Heimkehr. Gemälde von C. Kricheldorf* 240.

Hamlet-Schloß, das. Von Ernst Koppel* 158.
Heilige Elisabeth, die, nimmt Abschied von ihrer Familie* 115.
Heimkehr der Fischerboote in Fécamp* 6.
Held, der, von Kulm. Von Wilhelm Müller* 306.
Herbstabend im Dorfe. Gemälde von A. Kirs* 112.
Herbstbilder aus der Reichshauptstadt. Von Fedor von Zobeltitz 122.
Hieroglyphentafel 442. Aufl. 481.
Hochwildjagden, die, des Kaisers von Oesterreich* 96.
Hochzeit, eine, in der Bessiniala* 397.
Homogramm 381. Aufl. 441.
Humoristischen Mappe, aus unserer* 81. 273. 397. 457. 517.
Hygienische Bedenken gegen das Zwei- und Dreiradfahren und den übermäßigen Rudersport. Von Dr. K. Koch 14.

Jäger, der. Originalzeichnung von G. Nabel 129.
Jagdausflug, ein, zu Verzeneze* 14.
Jahrmarkt, der, in Jelna (Rußland)* 498.
Jesuskindes, die Darstellung des, im Tempel* 307.
Insel, die. Von A. Fr. Graf von Schack 50.
Ischl und die kaiserliche Villa. Von Tancred Rese* 35.
Jubiläum, das, Papst Leos XIII.* 287.
Jubiläumsgeschenk, ein, für Papst Leo XIII.* 451.
Jubiläums-Kunstausstellung, die internationale, in Wien* 518.
Jubilarin, eine jugendliche (Prinzessin von Wales)* 516.

Kaffeevisite* 135.
Kaiser, der, tot! Von Karl Gerok. Extrabeilage zu Nr. 24.
Kaiser Friedrichs III. Thronbesteigung* 551.
Kaiser und Kaiserin von Rußland* 263.
Kaiser Wilhelm und die Seinen. Ein Gedenkblatt. Originalzeichnung von Theodor Volz* 532. 533.
Kaiserreise, von der, nach Pommern* 51.
Kaiserliche Liebesbriefe. Novelle von H. Rosenthal-Bonin 530. 549.
Kamerunberg, der, nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Kolonialpolitische Skizze vom Afrikareisenden Dr. Schwarz* 211.
Kapselrätsel 41. 104. Aufl. 85. 146.
Karl VI., König von Frankreich* 519.
Karneval, vom, in Rom* 351.
Kartenspiele 41. 62. 84. 104. 146. 192. 274. 296. 341. 381. 401. 441. 481. 521. 564.
Katerballade. Von Eduard Dehnike* 17.
Kindliche Kunst. Gemälde von G. von Bergen* 425.
Kirche, evangelisch-lutherische, zu Wladimir. Von K. Wickenhauser* 187.
Königsschloß, das Berliner. Von Benno Reden* 410. 428.
Kolonien, deutsche, in Uruguay. Von Dr. C. Brendel 560.
Kosakengeheul. Von A. v. Barsus* 166.
Kreislauf des Werdens, der ewige. Von M. Wilhelm Meyer 315.
Kreuzrätsel Aufl. 41.
Kripperl, 's, nach einer Originalaquarelle von J. R. Wehle. Farbige Kunstbeilage zu Nr. 11.
Kritik im Zwischenakt. Von Eugen Sierke* 478.
Kronprinz, der deutsche, in Tirol* 76.
Kronprinzeß, eine, als Tonangeberin der Mode* 82.
Kronprinzliche Familie, die, und ihre Begleitung vor der Villa Zirio* 470.
Kugelpyramide, magische 85. Aufl. 125.
Kunst des Gesprächs, die. Von Max Dessoir 470.
Kunst, die, „soll". Ein Tischgespräch von Friederike Freudenberg 262.
Kußmaul, Professor Dr. Adolf* 511.
Kutscher Numero 23, der. Madrider Skizze von Eusebio Blasco* 203.

Ländliches Fest. Gemälde von R. Hirth du Frênes* 496.
Lagunen, auf den* 123.
Lebensretter, der. Skizze nach dem Leben von Etienne de Fodor 510.
Leichenfeierlichkeiten, die, für Kaiser Wilhelm* 554.
Lesen, leben, hören und reden. Von H. Ehrlich 498. 518. 539. 559.
Letzten Groschen, die. Gemälde von Bruck-Lajos* 156.
Licht, verderbenbringendes* 194.
Liebeserklärung. Gemälde von F. Soulacroix 164.
Lindner, Albert* 459.
Litterarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Englische Litteratur 114. Französische Litteratur 314. 419.
Litteratur 19. 40. 58. 83. 103. 124. 142. 166. 190. 216. 270. 295. 318. 339. 359. 379. 399. 419. 440. 459. 479. 499. 519. 539. 563.
Lotterieziehungen 20. 84. 170. 420. 460. 564.

Mädchen und Jungfrauen. Augenblicksbilder aus dem Leben. Originalzeichnung von H. Kestel* 121.
Männliche Vorbilder und weibliche Kopien. Nach Originalskizzen von E. Tschurl 101.
Märzwoche, die ereignisvolle zweite, 1888* 534.
Magische Kugelpyramide 85.
Magisches Kreuz 461. Aufl. 500.
Manuskripte, der, Rache. Von L. Schurz* 145.
Maria und das Jesuskind. Gemälde von Murillo 232.
Marksteine, die drei, des Lebens im Altertum. Von Dr. Fr. Eß 358. 378.
Markt in Moskau, ein* 311.
Mastzeit, für die* 418.
Maoren, im Lande der. Von Alfred Stelzner* 134. 167.
Melodie, eine* 476.
Mode und Natur. Von J. von Falke 298.
Morgentoilette einer altrömischen Dame von Gustav Hugo 480.
Musikleben, aus dem, der Gegenwart. Von Heinrich Ehrlich 155. 355.

Nadelstiche, kleine. Von Alfred Friedmann 451.
Neuen Jahres, des, erster Gruß* 294.
Niemann, August* 139.
Notizblätter 19. 49. 62. 83. 103. 124. 142. 166. 190. 218. 247. 271. 295. 319. 329. 361. 380. 399. 419. 440. 459. 479. 499. 520. 543. 563.

Orientalist, ein berühmter (Heinrich Leberecht Fleischer)* 513.

Palindrom-Schiebrätsel 544.
Papstfeier, die, und die vatikanische Ausstellung 390.
Papyrus, altägyptischer 146. Aufl. 192.
Pflanzenwachstum, das forcierte, und der Pflanzenphönix. Von Dr. phil. Carl du Prel 50.
Pflegehaus, das neuerrichtete deutsche, in Nizza 191.
Piazzetta, auf der, in Venedig* 436.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen 427. 542.
Politische Neuigkeiten* 166.
Pompeji, eine Straße in* 95.
Punktiertes Kreissilbenrätsel 481. Aufl. 521.
Pygmalion und Galathea. Originalzeichnung von Fischer-Cörlin. Dichtung von Max Kahlenberg* 497.

Quadrate, kombinierte magische 192. Aufl. 275.

Rätsel 192. 341. 381. 381. 421. 441. 481. Aufl. 275. 401. 441. 481. 521.
Rätsel, das, des Todes. Eine sonderbare Geschichte von Max Kretzer 485. 505.
Rätselhafte Inschrift 41. 125. 219. 361. 481. Aufl. 85. 170. 275. 401. 521.
Rathaushof, der, zu Nürnberg zur Zeit des westfälischen Friedensmahls 1649. Von Marcus Schüßler* 15.
Reich bekränzt. Gemälde von H. Oehmichen 244.
Reichstags, die große Sitzung des deutschen. Originalzeichnungen von Hermann Lüders* 458. 471.
Reineke im Schnee* 257.
Rösselsprung 20. 104. 170. 274. 297. 320. 401. 461. 521. Aufl. 63. 146. 341. 361. 442. 521.
Romantiker, der letzte (Josef von Eichendorff). Von Gustav Karpeles* 491.
Roscher, Geheimrat Dr. Wilhelm 95.
Rote Kreuz, das. Von P. von Melingo 102.
Russische Generalstabssitzung, eine, in Warschau* 471.
Russische Kaiserfamilie, die, in Berlin* 206.

Sachsen-Koburg-Gotha, Prinzessin Luise von. Von Marius Hecht* 438.
Salome tanzt vor dem König Herodes* 215.
Sonnenschein, die. Von Eugen Sierke* 94.
San Remo, Bilder aus. Von Valpolicello* 371.
Schach 20. 41. 62. 84. 104. 125. 146. 170. 192. 219. 247. 274. 296. 320. 340. 361. 381. 400. 420. 440. 460. 480. 500. 521. 544. 565.
Scherzrätsel 565.
Scherzrebus 20. 85. Aufl. 63. 125.
Schiebrätsel 296. Aufl. 341.
Schlachtenrätsel 247. Aufl. 320.
Schönheiten, preisgekrönte ungarische* 20.
Schöpfung der Erde, die. Von M. Wilhelm Meyer 475.
Schopenhauer, Arthur. Von Max Dessoir* 451.
Schütze, der kleine. Gemälde von Wilhelm Schütze* 133.
Schweden, Prinz Oskar von, und seine Verlobte (Fräulein Ebba Munck)* 412.
Seminar, das, für orientalische Sprachen in Berlin. Von Gustav Dahms 135.
Seppl. Gemälde von J. F. Engel* 25.
Sie und Er. Von E. M. Vacano* 294.
Siebenbürgen, die Deutschen (Sachsen) in. Von Karl Pröll* 291.
Silben-Ergänzungsrätsel 401. Aufl. 461.
Silbenrätsel 381. Aufl. 421.
Sophie Charlotte, Königin von Preußen, und Leibniz. Von Dr. Marcus Landau* 388.
Spalato und Salona, auf den Ruinen von. Von Karl Kolbach* 115.
Sprichwörter, umgekehrte. Originalzeichnungen von C. J. Frankenbach* 217.
Sprüche und Aphorismen 31. 135.
Stadt des „Alten Dessauers", Skizzen und Bilder aus der* 140. 161.
Stein am Rhein* 31.
Steinhuhnjagd in Dalmatien* 355.
Stelldichein, beim. Von C. Fischer* 287.
Sternrätsel 544.
Stern-Zahlenrätsel 125. 275. Aufl. 192. 341.
Studierzimmer, das orientalische des Kronprinzen von Italien* 142.
Suche, auf der, nach Wasser* 263.
Sudan, Bilder aus dem* 168.
Südafrika, durch. Ein Beitrag zur Geschichte meiner letzten Forschungsreise von Dr. Emil Holub* 74.
Südsee-Erwerbungen, unsere: Kaiser Wilhelmsland. Von Dr. O. Finsch* 415.
Synagoge, die neue, in Danzig. Von E. Püttner* 436.
Synagoge, die neue, in München* 119.
Syra. Von Dr. Hans Barth* 311.
Széchényi-Kinsky, Gräfin Paula, als Patrizierin aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Marius Hecht* 135.

Taubenmarkt, im Hofe der* 378.
Testamentseröffnung* 451.
Theosophische Bewegung, die, in Indien. Von Ernst von Weber* 82.
Torre del Greco, die Korallenstadt. Von Waldemar Kaden* 239.
Träumerei, angenehme* 181.
Trennung* 6.
Tropische Früchte. Von Heinrich Semler 530.
Trostwörtchen. Gemälde von M. Reigner* 325.

Ueber Klippen. Novelle von Klaus Zehren 301. 325. 354. 374. 394. 414. 434. 454. 474.
Uebersetzungsaufgabe für unsere Lateiner 381. Aufl. 421.
Umwandlungsaufgabe 341. Aufl. 401.
Unsere Künstler: Carl Gehrts* 6. Carl Jäger* 307. Arthur von Ramberg* 450.
Unter-Innthal, Bilder aus dem* 58.
Unwetter, im spätherbstlichen* 103.

Vergißmeinnicht. Gemälde von G. Schachinger* 72.
Verirrt* 318.
Verschiebrätsel 521. Aufl. 565.
Viktoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen* 537.
Viktoria, Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen* 552.
Villa Falconieri. Novelle von Paul Heyse* 1. 25. 45. 69. 89. 109.
Villa Quarto bei Florenz* 392.
Villa Zirio, die Wohnung des deutschen Kronprinzen in San Remo* 190.
Villa Zirio, in den Gärten der* 365.
Vor dem Spiegel. Gemälde von G. van den Bos* 45.
Vor der Auktion* 40.

Wärterin, bei der alten* 511.
Waisenkinder, die* 357.
Weihnachten in der Wiener Hofburg. Von Curt von Zelau* 238.
Weihnachten unter der Erde. Gedicht von Julius Lohmeyer* 239.
Weihnachtsandacht, zur. Originalzeichnung von K. Gampenrieder 237.
Weinbau in Aegypten. Von E. Mayer* 436.
Wenckheim-Pálffy, Gräfin Margarete, als Königin Marie Antoinette. Von Marius Hecht* 330.
Wien, das tanzende, von ehemals. Von Gustav Weisbrodt 391.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Erinnerungsblatt. (16 Seiten.) Extrabeilage zu Nr. 24.
Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen* 553.
Wilson, Daniel* 219.
Wirtshausscene, niederländische. Gemälde von G. Popperitz* 473.
Worms, Bilder aus. Von Oskar Horn* 431.
Wüstenmut. Gedicht von Joh. Paul Schwarz. Mit Bildern von Albert Richter* 396.

Zentral-Asien, Bilder aus* 336.
Zopf, der, in China* 37.
Zuckerröschen. Pastell von Józef Koppay* 355.
Zwei Schutzheilige. Eine Pfälzer Geschichte in Wort und Bild von Karl Kögler* 60.
Zwei Seelen. Roman von Rudolph Lindau 10. 34. 54. 78. 98. 118. 138. 162. 186. 210. 265. 290. 310. 334.
Zwischen zwei Feuern. Gemälde von Federico Andreotti* 408.

Digitized by Google



UNTER AMORS FÜHRUNG.

Gemälde von J. Spiridion. Photographie von A.A. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hans Krause in Leipzig).

Über Land und Meer.

Nº 1.

59. Band. Dreißigster Jahrgang. Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich 3 Mark. Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Villa Falconieri.

Novelle von

Paul Heyse.

Mit Originalzeichnungen von Franz Meyer.



Mit dem Abendzug, der von Rom nach den Albanerbergen führt, war auch ein junger Deutscher dem Scirocco entflohen, der über den Tiberufern brütete. Als er in Frascati ausstieg und die kleine Stadt auf halber Höhe des Berges lustig hingelagert sah, den Aether so rein über den waldigen Höhen schwebend und aus dem silbernen Duft über stillen Pinienwipfeln die halbe Scheibe des Mondes, die wie ein weißes Rosenblatt auf einem lichten seidenen Schleier ruhte, atmete er ein paarmal tief auf, lüftete den breitrandigen Hut und schwenkte ihn gegen das ferne Rom, wie ein glücklich Gelandeter auf das unheimliche Meer zurückblickt, dem er sich nicht so bald wieder anzuvertrauen gedenkt.

In der That war er willens, nachdem er in der Stadt den Winter hindurch seinen Studien nachgegangen war, jetzt zu Anfang Mai nur noch im Flug das Gebirge zu durchstreifen und vor der Sommerglut den Heimweg anzutreten. Nur seinen Koffer hatte er in Rom abzuholen, von niemand mehr Abschied zu nehmen, da seine guten Freunde und Bekannten schon vor ihm die Stadt verlassen hatten. Und freilich war, nachdem der Winter sich ungebührlich verlängert hatte, die Hitze so plötzlich und gewaltsam hereingebrochen, daß selbst die alteingesessenen Römer darüber zu seufzen anfingen.

Hier am Abhang des Gebirgs wehte eine leichtere Luft; ein duftiges Abendwindchen hauchte dem jungen Reisenden von den Blütenbüschen entgegen, die sich in üppigen Beeten längs der breiten Fahrstraße hinzogen. Seine Reisetasche umgehängt, an der er nicht schwer zu tragen hatte, da sie nur etwas Wäsche und einen kleinen Aquarellirapparat enthielt, den Leinwandschirm nachlässig geschultert, stieg der Fremdling sacht in das Städtchen hinauf, das noch vom letzten Tagesschein hell genug erleuchtet war, um die Schilder über den Häusern und sogar die Straßennamen ohne Mühe lesen zu können. Weder die Trattoria del Sole noch die Nuova Trattoria della Ripresa sahen einladend genug aus, um hier für die Nacht Herberge zu suchen. Es blieb also wohl nichts übrig, als sich dem Albergo di Londra anzuvertrauen, ob wohl das ebenfalls nicht sehr ansehnliche Haus an der Piazza im Reisehandbuch als „ganz gut aber teuer" bezeichnet war. Der Wanderer sann einen Augenblick nach, ob er sein Bündel hier sofort ablegen solle. Doch zog sein Dämon ihn an der offenen Hausthür vorbei, in der ein paar unsäuberliche Weiber mit einem dicken Kellner plauderten. Wer konnte wissen, ob er nicht doch noch in der oberen Stadt ein traulicheres Unterkommen fände, wo zwischen den Olivengärten noch reinere Lüfte wehen mußten als auf dem häuserumtürmten Platz vor der alten Kirche. Diese stand offen, und ein süßer Weihrauchduft strömte ihm entgegen, zugleich mit Orgelspiel und dem Gemurmel abendlicher Litaneien. Er schritt aber ungerührt vorüber und wandte sich nach links einer kleinen Gasse zu, die geradewegs in die Höhe zu führen schien. Weiber und Kinder hockten vor den Thüren, die Handwerker hatten noch nicht Feierabend gemacht und saßen bei kleinen qualmenden Lämpchen in den schwarz angerauchten Löchern ihrer Werkstätten oder auf der lichteren Gasse. Überall genügsame Armut und kümmerlicher Fleiß, hin und wieder eine Mutter, die ihren Säugling in Schlaf sang, oder ein Häuflein Kinder, das schreiend und lachend in irgend einem Spiel die mit dürftigen Fetzen behangenen Glieder rührte, während Hühner und Katzen auf der schmutzigen Gasse ihrem Futter nachliefen.



Der junge Reisende war noch nicht durch so viele Bergnester gewandert, daß er nicht auf all diese Dinge ein neugieriges Auge geworfen hätte.

Auch war er noch allzu sehr von seinen deutschen Vorurteilen durchdrungen, um nicht vieles für Schmutz zu halten, was nichts Schlimmeres war als jener Edelrost, der sich an Wände und Geräte anheftet, wenn man nicht mit dem tiefgewurzelten Haß der deutschen Hausfrau gegen Staub und Ruß dieselben für einen sittlichen Makel hält und unerbittlich zu tilgen sucht. Selbst die blitzenden Zähne und Feuerblicke einiger Frascatanerinnen, die, in Nachtjäckchen steckend, auf den Stufen der Hausthüren saßen, beruhigten ihn nicht darüber, daß ihr Kostüm von verdächtiger Weiße und ihre schwarzen Flechten zerzaust erschienen. Er stieg, nachdem er ein paar Orangen gekauft, bedächtig bergan, im Gehen die süßen Früchte verzehrend, den Blick rechts und links über die Gärten gerichtet, aus deren langgestreckten Anpflanzungen sich schöne Landhäuser erhoben. Als er die letzten Häuser des Städtchens im Rücken hatte, ohne eine Herberge gefunden zu haben, überlegte er einen Augenblick, ob er es nicht wagen sollte, irgendwo im Freien zu übernachten, den Kopf auf seine Reisetasche gebettet, mit seinem leichten Plaid zugedeckt. Er konnte es nicht übers Herz bringen, wieder in die enge Stadt zurückzukehren, nachdem er hier oben die kristallene Frische geatmet hatte. Auch fühlte er kein Verlangen nach Speise und Trank.

„Avanti!“ sagte er vor sich hin. „Am Ende ist's das Gescheiteste, ich wandere im Mondschein noch ein paar Stunden fort, bis ich nach Grottaferrata komme oder wohin sonst mein Genius mich führt. Die Nacht wird hell und omnia mea mecum porto.“

Er sprach lateinisch, weil er ein Gelehrter war und überdies wußte, daß in dieser Gegend Cicero seine Sommerfreuden genossen und seine berühmten Werke verfaßt hatte.

„Nur Tusculum muß ich sehen und die Tusculana, wo der alte Herr seine Villa besessen. Wenn ich immer bergan steige, werde ich wohl endlich zu den Trümmern gelangen, die ja die Höhe bekrönen sollen. Und lauf' ich in die Irre — hier ist Irren nicht nur menschlich, sondern götterwürdig, denn jeder Schritt geht durch Gefilde der Seligen.“

Er hatte einen sanft ansteigenden Weg betreten längs einer hohen Mauer, über welcher die schwarzen Zweige alter Steineichen emporragten. Rechts stieg eine grüne Halde hinan, in der die Cicaden ihr schrilles Abendlied übten. Sonst war weit und breit eine tiefe Stille, wie sie in diesen Gegenden gleich nach Sonnenuntergang über die Landschaft herabsinkt, da selbst die Vögel durch das Schwinden des Lichts für eine Weile betroffen werden. Wie er aber weiter schritt, hoben jenseits der Mauer die Nachtigallen wieder an, und aus den Palastgärten antwortete das sonderbare Schluchzen der Glockenfrösche, so daß der Einsame ein paar Augenblicke stillstand, das Herz überwältigt von der innigen Empfindung, wie schön die nächtige Welt und wie glückselig er selbst, daß er sie in der Fülle junger Kraft durchwandern durfte.

Indessen stieg der Mond höher, und sein Licht wurde kräftiger. Der Wanderer sah zur Rechten aus einer Oelbaumpflanzung ein stattliches Gebäude aufragen, das nach seiner Kenntnis der Landkarte die Villa Aldobrandini sein mußte. Doch war ihm der Eintritt dort zu so später Stunde jedenfalls versagt, auch lag ihm wenig daran, jetzt Menschen zu begegnen. Wie im Traum schritt er weiter und kam an ein hohes Portal, das durch ein halb geöffnetes eisernes Gitter verschlossen wurde. Hier hatte sich eine starke Steineiche, die drinnen wuchs, mit einem ihrer die belaubten Aeste zwischen dem Thorbogen und der obern Zackenreihe des Gitters ins Freie gedrängt und streute nun ihren Schatten über die mondbeglänzte Schwelle. Unwillkürlich griff unser Wanderer nach seinem Malkästchen und Skizzenbuch, so verlockend war das Herausragen des dunklen Baumarms für ein Malerauge. Doch fliegende Wölkchen, die den Mondschein dämpften, belehrten ihn alsbald, daß er einen vergeblichen Versuch machen würde. Also trat er durch das Gitter ein und sah, daß er sich in der breiten doppelten Umfriedung eines Parkes befand, der über eine zweite Mauer herüberblickte. Auch in dieser öffnete sich ein mächtiges, mit Statuen und barocken Ornamenten geschmücktes Thor, dessen Inschrift er mühsam entzifferte: Horatius Falconerius — monumentale Buchstaben, in weißen Marmor gehauen. Das



Eisengitter jedoch war geschlossen. Er konnte nur durch die Stäbe in einen gewölbartig ausgeschnittenen Laubgang immergrüner Eichen spähen, hinter welchem ein freier Platz den Blick offen ließ auf eine luftige, von drei Rundbögen getragene Halle. Wie Schnee glänzte das Mondlicht auf den flachen, breiten Stufen, die zu ihr hinaufführten, auf den runden Steinpflöcken, die, mit Ketten verbunden, den Vorplatz abgrenzten, doch schimmerte nirgends ein anderes Licht. Das Haus lag stumm wie ein Geisterschloß, in welchem erst um Mitternacht ein spukhaftes Leben aufwachen soll.

Lange stand er und starrte durch die tiefschwarze Laubwölbung in den stillen, leuchtenden Bezirk vor der schönen Halle. Dann wandte er sich rechts einem Waldwege zu, der gemach bergan führte. Das Laub der Kastanien war noch so jung, daß ihn überall ein zartes Helldunkel umgab. Als er aber kaum hundert Schritte hinangestiegen war, blieb er wie gebannt stehen, mit einem unwillkürlichen Ausruf des Staunens.

Ein im Rechteck ausgetieftes Wasserbecken lag vor ihm, rings umstanden von dicht gepflanzten, hohen Cypressen, die keinen Lichtstrahl auf die regungslose Flut fallen ließen. Nur hie und da öffneten sich die dunklen Wände und ließen die Durchsicht frei auf mondbeschienene Pinienwipfel, die ihr vielverschlungenes Astwerk luftig gegen das Firmament ausbreiteten. Hier wäre es zum Sterben traurig gewesen, hätten nicht in den Büschen um die schauerliche Stätte lauter als irgend sonst die Nachtigallen gesungen. Langsam umschritt der nächtliche Wanderer das feierliche Gebiet, das wie zum Dienst irgend einer geheimnisvollen Gottheit bestimmt schien. Von einer lichteren Stelle aus konnte er durch die Zweige der Parkbäume die Dächer der Villa schimmern sehen und ermaß nun die gewaltige Ausdehnung des fürstlichen Hauses. Er sah, daß eine Doppeltreppe von der Höhe des Weihers in den Kastanienhain hinabführte, doch mochte auch dieser Weg wieder an ein verschliessenes Gitter führen. So ruhte er ein wenig am Rande der schwarzen Flut, immer tiefer von dem Märchentraum umsponnen, der ihn in diese nächtliche Einsamkeit gelockt hatte, und sah den Fledermäusen zu, die zwischen den Lücken der Cypressensäulen aus und ein schwirrten. Er tauchte eine Hand in das stille Wasser; es war eiskalt. Da netzte er auch die andere und Gesicht und Haare und ging dann getrost seines Wegs weiter.

Ein wundersames Labyrinth waldiger Schluchten und Höhen nahm ihn auf, das vom Mond gerade genug erleuchtet war, um ohne Straucheln vorwärts zu schreiten. Hie und da konnte er auch das Laub der einzelnen Bäume und Gesträuche unterscheiden, hohe Lorbeerstämme, üppig blühende Arbutus- und Flieder büsche, die starkblätterigen Laurusarten, die den Untergrund überwucherten, und hin und wieder im Grase zerstreut wilde Maiblumen und Narzissen, in dichten Büscheln beisammen blühend. Er bückte sich, einige davon zu pflücken, und fand daneben rote Cyclamen, deren Duft er besonders liebte. Ein Sträußchen steckte er auf den Hut, ein paar Alpenveilchen ins Knopfloch, und ging dann weiter, sich mehr und mehr berauschend an Nacht und Stille und seinen einsamen jungen Gefühlen. Zuweilen, auf einer freieren Stelle angelangt, sah er zurück, den Abhang hinunter, über das schlafende Städtchen hinweg und die zerstreuten Landhäuser in die weite Campagna hinaus, über welcher die Mondnebel schwammen. Am Tage bei heller Luft sollte man, wie er gehört hatte, von hier aus die Kuppel von Sankt Peter sehen können. Jetzt unterschied er nur einen einzigen hellen Punkt, der den Dunst durchbrach — die Lichter am Bahnhof. Wie es von tausend gedämpften Flüsterstimmen um ihn her surrte und säuselte, als fänden die Vögel in ihren Nestern vor der Mondhelle keinen Schlaf! Wie all die Düfte der Frühlingsblumen und des würzigen Laubes ihn umschmeichelten! Das tiefe, kräftige Atmen der Natur im nachtwandlerischen Schlummer erregte sein Blut, ihm war, als fühle er das Schweben der Erde durch den Weltenraum in mächtigen Schwingungen unter seinen Sohlen und flöge mit ihr dem Monde entgegen, daß ihm in der luftigen Fahrt das Haar an den Schläfen zurückwehte und sein Herz stärker zu klopfen begann.

Wie lange er so herumgeirrt, war ihm selbst nicht bewußt. Doch ward er plötzlich gewahr, daß er nicht mehr bergan stieg, sondern einem Wege folgte, der wieder nach den Villen hinunterführte. Am Ende war's ihm doch lieb, wieder in die Nähe menschlicher

Wohnungen zu kommen, vielleicht zu einem Gehöft, unter dessen vorspringendem Dach er sich betten konnte, ohne vom Nachttau überrieselt zu werden. Auch dürstete ihn, und er hätte viel um einen Trunk Wasser oder Wein gegeben. Am Ende mußte er sich doch entschließen, noch im Gasthof unten anzuklopfen.

In solchen Gedanken war er in einen völlig dunklen Laubgang geraten, der schnurgerade wiederum auf ein Parkthor zuführte. Zum Glück aber stand das Gitter offen, und vielleicht war das schmale Haus, das er hinter einem Blumengärtchen im Monde leuchten sah, von gastlichen guten Leuten bewohnt. Er trat unbedenklich ein, blieb aber entzückt an der Schwelle stehen; denn was ihn hier umgab, schien ihm von allem, was er heute gesehen, das Lieblichste.

Es war eine kleine, über dem steilen Bergeshang aufragende Terrasse, mit einer niedrigen steinernen Brustwehr umzogen, die sich an jenes einstöckige Gartenhaus lehnte. An zwei Seiten umstand sie die Waldung, Lorbeerbäume mit hohen Wipfeln und junge Steineichen, wie dichte grüne Wände zum Schutz gegen den Wind errichtet. Der mäßige Raum aber zu ihren Füßen war so von blühenden Büschen, Rosen und Lilienbeeten und einem Strauch, der eine Kaskade weißer Blüten niederregnen ließ, ausgefüllt, daß das kleine Wasserbecken in der Mitte fast überwuchert wurde. Das Schönste aber war die Wand des Hauses selbst, mit einer zarten rötlichen Farbe überdeckt, aus welcher etliche antike Bildwerke hervorleuchteten, reizend vor allen ein Relief über der verschlossenen hohen Thür, einen Horentanz darstellend, fünf schwebend dahinschreitende schlanke Mädchen, die sich zierlich an den Händen gefaßt hatten, während ihre leichten Gewänder sie in luftigen Falten umwehten. Ein dichter Strauch gelber Röschen war an der einen Seite hinaufgeklettert und hatte einen blühenden Schleier über das Thürgesims geworfen. Hier schien ein junges Nachtigallenpaar zu nisten, denn man hörte ihren leidenschaftlichen Zwiegesang aus nächster Nähe, der auch nicht verstummte, als der Wanderer näher herantrat, um seine Augen an der Anmut des hell beschienenen Bildwerks zu weiden.

„Ein Zaubergärtchen!“ sagte er laut vor sich hin. „Von Wächtern und Bewohnern auch hier keine Spur. Ich denke, ich bin hier gut aufgehoben, wenn ich mir einen dunklen Winkel suche und wenigstens bis an den frühen Morgen mich nicht vom Fleck rühre. Wenn das Duett im Rosenbusch mich nicht schlafen läßt — immer noch besser, als in einer räucherigen Locanda übernachten, wo die Pferde unter mir stampfen und die Carrettieri schon vor Tau und Tage Lärm machen.“

Er ließ die Augen durch das Gärtchen wandern, um nach dem bequemsten Ruheplatz zu forschen — da sah er plötzlich auf dem steinernen Rande der zerfallenen Fontäne eine dunkle Gestalt im Schatten eines hohen Rosenbusches, so daß er leicht erschrak, nicht aus irgend einer Furcht, zumal er sofort erkannte, daß er einem Weibe gegenüberstand, sondern weil er hier ohne weiteres eingedrungen war und an dem Ausdruck des schönen blassen Gesichts und der großen Augen wohl merken konnte, wie unwillkommen er der Besitzerin dieses Hauses erschien.

„Verzeihung, Signora,“ sagte er in einem leidlich fließenden Italienisch, „wenn ich ohne Erlaubnis hier eingetreten bin und Sie in Ihrer Meditation gestört habe. Ich fand das Gitter offen und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, das reizende Gärtchen und das Relief über der Thür näher zu betrachten. Ich ahnte nicht, daß ich hier eine Dame finden würde, und werde mich sofort zurückziehen.“

Er lüftete den Hut, verneigte sich leicht und wandte sich zum Gehen. Da hörte er die Dame sagen:

„Ich bin nicht die Herrin dieses Hauses und Gartens. Sie gehören zu der Villa Tusculana und das Kasino ist im Augenblick unbewohnt und verschlossen. Ich selbst wohne in der Villa Falconieri und bin heraufgegangen, wie ich es oft thue, weil es hier kühl und schön ist. Da hat mich der Schlaf überfallen, ich hörte nicht, daß jemand hereintrat. Nun will ich gehen und Sie sind Padrone, zu bleiben, so lange Sie wollen.“

Sie erhob sich von ihrem Sitz. Er sah jetzt, daß sie auf einem zierlichen antiken Kapitäl gesessen hatte, deren einige neben dem Rand des Beckens lagen. Wie sie vor ihm stand, gewahrte er ihren hohen Wuchs, sie reichte ihm, der gleichfalls von nicht gewöhnlicher Größe war, bis an die Stirn, in ihrem Gesicht aber, über das der Schatten eines dichten braunen Tuches fiel, unterschied er nur das leuchtende Weiß der Augen und der schön gereihten Zähne.

„Villa Falconieri!“ sagte er. „Ich bin an ihr vorbeigekommen und dachte nicht, daß sie bewohnt sei, so still war es ringsum. Aber freilich, es war schon spät. Wie kommt es, daß Sie sich so weit von Hause fortwagen, Signora, zu so nächtlicher Stunde und ganz allein? Verzeihen Sie, wenn ich eine indiskrete Frage thue. Aber in dieser herrlichen Wildnis vergißt man leicht alle Konventionen der wohlerzogenen Gesellschaft.“

„Ihre Verwunderung ist sehr natürlich,“ versetzte die Frau, ohne sich zu regen. „Sie sind fremd, Sie wissen nicht, daß die Gegend hier nur von guten, friedfertigen und ehrlichen Leuten bewohnt wird und daß alle mich kennen. Gewöhnlich zwar begleitet mich mein großer Hund, mehr zur Gesellschaft als zum Schutz, er hat sich aber gestern den Fuß verwundet und muß zu Hause bleiben. Uebrigens ist es nicht weiter als einige Minuten bis zu unserer Villa, wenn man den kürzesten Weg kennt. Sie werden weit in die Irre gegangen sein. Soll ich Sie führen? Wenn Sie in Ihrem Hotel die Leute noch wach finden wollen, dürfen Sie nicht zu lange zaudern.“

Er lachte und gestand seinen romantischen Plan, hier im Freien zu übernachten. Sie schüttelte den Kopf.

„Welch eine Thorheit!“ sagte sie, und ihre etwas umschleierte Stimme klang plötzlich hart und herrisch. „Sie könnten vom Fieber überfallen werden und morgen einen elenden Tag haben. Dies ist noch nicht die Jahreszeit, wo man ungestraft unterm Sternenhimmel schlafen mag. Aber freilich, das Gasthaus unten soll nicht das beste sein.“ Sie schwieg ein paar Sekunden lang, dann fuhr sie fort: „Wissen Sie was? Sie können in unserer Villa die Nacht zubringen. Wir selbst haben nur die Hälfte des ersten Stockwerks gemietet, die andere bewohnt der Pächter; die Zimmer im Erdgeschoß, wo die Prinzessin ihre Villeggiatur hält, sind nicht zugänglich. Aber über uns gibt es Raum genug und leidliche Betten, und Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Sie irgend jemand zur Last fallen. Meine Leute werden für Ihr Nachtlager sorgen. Kommen Sie!“

Er war von dieser unverhofften Gastfreundschaft zu freudig überrascht, um auch nur zum Schein Einwendungen zu machen.

„In der That,“ sagte er lächelnd, „ich bin schon den ganzen Abend wie in einem Zaubermärchen herumgewandelt, daß es mich kaum noch wundern kann, wenn sich nun auch eine gütige Fee meiner annimmt. Ich folge Ihnen, Signora, blindlings, wohin Sie mich führen. Sie werden jedenfalls keinen unbequemen Gast an mir haben, und morgen in der Frühe, wenn ich ohne Dank scheide, glauben Sie, daß ich es nur thue, um Ihren Morgenschlaf nicht zu stören, daß ich aber das Glück dieser Begegnung nie vergessen werde.“

*

Sie erwiderte kein Wort, wandte ihm aber mit einem langen, ernsthaften Blick das volle Gesicht zu, das hell vom Mond beschienen war. Nun erst sah er, wie schön sie war; nicht in der ersten Jugend, aber von jenem Adel der Züge, der viele Frühlinge überdauert. Es war kein römisches Gesicht, die Stirn unter dem einfach gescheitelten braunen Haar höher als bei den schönen Frauen dieser Gegenden, der nicht kleine Mund mit sehr tief gefärbten Lippen ruhig geschlossen und von keinem Lächeln belebt; die Augen mit ihrem bläulichen Schimmer erinnerten an jene edlen Steine, die manchmal in den Büsten antiker Matronen aus dem gelblichen Marmor hervorglänzen. Sie ruhten jetzt einen Augenblick auf dem Fremden, der die Prüfung ohne Verlegenheit bestand. Er hatte ein sanftes, regelmäßiges Gesicht, das sich jünger ausnahm als seine siebenundzwanzig Jahre und zumal jetzt, von dem Vergnügen und Staunen über das ganze Abenteuer belebt, sehr liebenswürdig erschien.

Die Frau ließ das Tuch, das ihr Haupt bedeckt hatte, auf ihre Schultern fallen und machte ihm ein Zeichen mit der Hand, daß er ihr folgen solle. Sie führte ihn nicht den Weg zurück, den er gekommen war, sondern durch ein verstecktes Seitenportal um die verödete Villa herum und auf abschüssigem Pfade durch ein Olivenwäldchen hinab. An dem Cypressenweiher, der bald, zu ihrer Linken herübersah, erkannte er, wie nahe sie der Villa Falconieri waren. Noch hundert Schritte und sie hatten ein Thor erreicht, das auf das Klopfen der Herrin von einem schwarzäugigen Burschen mit verwilderter Haar geöffnet wurde. Dann durchschritten sie einen Hofraum, aus welchem das heisere Gebell eines Hundes ihnen entgegenscholl. Das kranke Tier, ein großer weißgrauer Bernhardiner, erhob sich von einem Binsenlager im Winkel und hinkte der Herrin entgegen. Sie kniete neben ihn auf das blanke Pflaster hin und betastete sorgfältig die mit einem dicken Lappen umwundene Pfote, dem Tier freundlich zusprechend und den großen, melancholischen Kopf streichelnd. Ein dumpfes Knurren dankte ihr für den tröstlichen Zuspruch; der Hund legte die kranke Pfote in den Schoß der Herrin und leckte ihr die Hand.

„Basta, Sultano!“ sagte sie und erhob sich. „Morgen wird es vorüber sein.“

Langsam, die Ohren schüttelnd und ohne einen Laut, hinkte der Kranke in seinen Winkel zurück.

„Er hängt sehr an mir,“ sagte die Dame. „Ich habe ihn aufgezogen mit Ziegenmilch, da die Mutter bei einem Sprung über eine Terrassenwand den Hals brach. Er ist ein treuer Wächter. Wenn Sie ohne mich hier bei Nacht hereingekommen wären, trotz seiner Wunde hätte er sich auf Sie gestürzt und Sie zerrissen.“

Einige Knechte und Weiber, die noch im Hofraum beisammengesessen hatten, traten an die Herrin heran und wechselten kurze Fragen und Antworten. Dann warf sie ihnen ein „Gute Nacht!“ hin und schritt durch ein offenes Portal, von Säulchen flankirt, auf denen steinerne Löwen saßen, der breiten Halle des Mittelbaues zu und heirat, ohne sich nach ihrem Gast umzublicken, das Innere des Hauses.

*

Eine schmale steinerne Treppe führte in den ersten Stock des Seitenflügels hinauf, droben trat ihnen eine Magd mit der dreiarmigen Meissinglampe entgegen, die auf die Dame gewartet zu haben schien, eine kleine, nicht mehr jugendliche Gestalt mit guten schwarzen Augen in dem bronzefarbenen Gesicht, die den unerwarteten Gast betroffen anstarrten.

„Die Herren sind noch beim Spiel,“ sagte sie. „Der Herr Graf hat schon zweimal nach der Frau Gräfin gefragt.“

„Es ist gut, Rosa,“ erwiderte die Frau gleichgültig. „Höre, Du mußt das blaue Zimmer für die Nacht herrichten; erst aber geh in die Küche . . .“ Das Weitere wurde so leise gesagt, daß der Deutsche kein Wort verstehen konnte.

„Kommen Sie!“ wandte sich die Herrin wieder zu ihm. „Ich will Sie erst meinem Mann vorstellen. Sie treffen noch den Pfarrer bei ihm und dessen Neffen, einen jungen Seminaristen, der eben das römische Fieber überstanden hat und zu seiner vollständigen Erholung einige Zeit bei dem Oheim lebt. Wenn Sie müde sind, sagen Sie es offen; die Herren machen ihre Partie und werden Sie nicht hindern, früh schlafen zu gehen.“

Damit betrat sie ein großes, sehr unwohnliches Vorgemach, das nur durch ein paar Kerzen auf einem Seitentischchen erleuchtet wurde. In der Mitte stand ein runder Tisch mit den Ueberresten eines Mahles, ein Buffet von schwerem Eichenholz lehnte an der Wand, mit Fruchtschalen und Weinflaschen besetzt. Alte, tief nachgedunkelte Bilder in geschwärzten Goldrahmen bedeckten die Wände, die von der Hand eines ländlichen Tünchers mit großrankigen Blumengewinden dekorirt worden waren, und ein seltsam gemischter Geruch von Rosen, Orangen und gesottenem Oel mußte jedem, der hier nicht zu Hause war, den Atem beklemmen.

Rasch aber hatte sie die Thür zu dem anstoßenden Gemach geöffnet und, jetzt erst sich zu ihrem Begleiter wendend, ihn mit einem freundlichen „Favorisca!“ aufgefordert, einzutreten.

Der Raum war nicht minder palastähnlich hoch und weit als der Speisesaal, die Wände auch nur einfach getüncht, doch durch allerlei Schmuck an Teppichen und Gerät wohnlich gemacht. Einige große Sofas, mit verblichenem Seidenzeug überzogen, noch aus der Zeit des Empire, Marmortischchen und Sessel



Petruchios Hochzeit.

Digitized by Google



Gemälde von Carl Gehrts.

Digitized by Google

desselben Stils, über dem mächtigen Kaminsims das lebensgroße Bild eines weißbärtigen Papstes in seiner rot und weißen Haustracht, von der Decke herabhängend ein venetianischer Kronleuchter, in einer der tiefen Fensternischen ein Sammetfauteuil vor einem zierlichen Tischchen, mit allerlei weiblichem Kram bedeckt — für den ländlichen salone einer italienischen Gräfin war das Gemach anständig genug ausgestattet. Sogar ein großer Brüsseler Teppich fehlte nicht, der von den Steinfliesen nur einen schmalen Rand rings an den Wänden freiließ. Mitten auf demselben aber, gerade unter dem Kronleuchter, stand ein viereckiger Spieltisch, durch zwei dreiarmige silberne Leuchter hell beschienen, nicht weit davon ein rundes Tischchen mit zwei strohumflochtenen Flaschen besetzt, denen die Spielenden, wie es schien, fleißig zugesprochen hatten, denn ihre Gesichter waren gerötet und ihre Stimmen klangen im Eifer des Spiels so laut durcheinander, daß sie das Oeffnen der Thür und das Eintreten der Hausfrau mit ihrem Gast völlig überhört hatten.

Der Jüngste, der mit dem Rücken nach der Thüre saß, wandte zuerst den Kopf.

„Die Gräfin!" sagte er und legte die Hand mit den Karten einen Augenblick auf den Schoß. Ihm zur Linken der dicke, aus kleinen, gutmütigen Augen blinzelnde Pfarrer, dessen sonores Lachen über einen glücklichen Streich soeben die Luft erschüttert hatte, wischte sich mit einem blauen Taschentuch den Schweiß von der kahlen Stirn und rief überlaut:

„Sie bringen mir Glück, Gräfin! Der Herr Graf hat sich seinen letzten Trumpf stechen lassen und Beppino wirft die Flinte ins Korn. Aber wen haben Sie da aufgegabelt?"

Sein lachendes Gesicht verdunkelte sich plötzlich, da er fürchtete, der ungebetene späte Besuch möchte dem Spiel vor der Zeit ein Ende machen. Die Herrin aber sah an ihm vorbei, ging gerade auf ihren Gemahl zu und sagte:

„Ich bringe uns einen Gast, Carlo, den ich oben in der Tusculana getroffen habe. Es schien mir, da er der Wege unkundig und das Gasthaus unten nicht sehr behaglich ist, das Einfachste, ihn über Nacht bei uns aufzunehmen. Das Zimmer im zweiten Stock, das für den Vetter hergerichtet war, steht leer. Er hat es nicht annehmen wollen, aber zuletzt nachgegeben."

Während sie dies sagte, in einem gleichmäßig nachdrucksvollen Ton, als frage sie nur der Form wegen an und ein Widerspruch sei undenkbar, hatte der Fremde Zeit, seinen Wirt, dem er so überraschend ins Haus geschneit kam, zu betrachten. Es war ein weißköpfiger, kleiner Mann mit einer stattlichen Nase zwischen dichten, noch kohlschwarzen Brauen, unter denen ein Paar jugendlich blitzender grauer Augen hervorsahen. Auch der dichte Schnurrbart war noch nicht völlig ergraut und ein schwärzliches Spitzbärtchen zierte das kräftige Kinn, so daß man dem beweglichen, energisch gestikulirenden Herrn nicht viel mehr als sechzig Jahre geben mochte. Er trug eine sammetne Hausjacke, aus deren weiten Aermeln zwei stark gebräunte, mit schwarzen Härchen dicht besetzte Hände hervorkamen. Um seine Beine aber war ein dunkles Tuch gewickelt und ein eisenbeschlagener Krückstock, der an seinem mächtigen Armsessel lehnte, deutete darauf, daß es mit seinem Fußwerk nicht zum besten bestellt war.

Unter dem einen Arm hielt er eine lange türkische Pfeife mit einem ungewöhnlich dicken Rohr, während er die Karten hinlegte und, sich mühsam ein wenig vom Sitz erhebend, den Gast unter den buschigen Brauen mit einem Adlerblick musterte.

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr der Fischerboote in Fécamp.

(Hiezu das Bild Seite 8.)

Wer als Tourist oder Badegast an der See lebt, dem scheint der Schifferberuf hübsch und romantisch; in Wirklichkeit jedoch ist er hart und düster, ein Leben voll herber Arbeit und meist voll bitteren Kampfes mit den Unbilden der Witterung, mit denen man um einen kärglichen Lebensunterhalt zu ringen hat. Unter den Füßen den Tod, in jeder Wolke, die am Firmamente sichtbar, das Verderben fürchtend, so ringt der Fischer mit dem gewaltigen Element, um dürftig sich und seine Familie zu ernähren. Es liegt eine herbe Tragik in diesem Gewerbe, und vom Romantischen weiß der Fischer nichts. Aber der Beruf ist interessant, die ihn Ausübenden sind demselben mit Leidenschaft ergeben, und wenn der Vater auch arm geblieben und elend im Meere seinen Tod gefunden, der Sohn ergreift wieder das Fischergewerbe und fährt hinaus in die tückische, erbarmungslose Flut. Das Interessante und der düstere Hintergrund macht uns die Fischer und ihr Treiben so anziehend und regt die Künstler an, immer wieder ihren Stoff an den Gestaden der Meere zu suchen. Unser Bild führt uns eine der lebhaftesten Scenerien des Fischerlebens vor Augen. Wir befinden uns in Fécamp in der Normandie. Diese Küste ist ein gefährliches Wasser, sie besteht aus hunderten und tausenden von Felsvorsprüngen, die bald Klippen weit hinaus in das Meer vorschieben, bald den Wind abfangen oder auch durch Schluchten unerwartete Stöße desselben durchlassen. Die Schiffer dort müssen das Meer wie ihre Tasche kennen, sonst sind sie verloren. Auf offener See droht ihnen keine besondere Gefahr. Das Abfahren jedoch und das Ankommen ist, namentlich bei stürmischem Wetter, jedesmal ein Kampf auf Leben und Tod. Die Häfen der kleinen Ortschaften sind meist den Ost- und Nordstürmen ausgesetzt; da heißt es denn glücklich ein- und auslaufen. Gewöhnlich werden die Schiffe gegen den Wind in die Häfen gezogen; meist geschieht das durch die Weiber, wie unsere Illustration dies zeigt. Die Männer sind in den Schiffen und reffen zu passender Zeit die Segel oder lassen diese Wind fangen. Das Einlaufen der Schiffe bei solchem Wetter und unter diesen Umständen ist eine sehr aufregende Sache nicht nur für alle Beteiligten, sondern auch für die Zuschauer, denen unser Künstler vermöge seiner vorzüglichen lebensvollen Darstellung auch uns selbst zugesellt.

Trennung.

(Hiezu das Bild Seite 9.)

Eine ernste, etwas schwüle Stimmung liegt über der Scene, die Gabriel Max uns hier vorführt. Wir werden in die Zeit des frühen Mittelalters zurückversetzt, da eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande ein Unternehmen war, das der Beteiligung an einem gefährlichen Feldzuge glich, den glücklich Heimgekommenen jedoch für die ganze Lebenszeit mit einem geheimnisvollen Schimmer umgab, in dem das Licht orientalischer Wunderpoesie, des Abenteuerlichen und der religiösen Begeisterung seltsam gemischt leuchtete. Solch ein Pilgrim wurde mit Ehrfurcht betrachtet, mit einer Art Grauen ob der Dinge, die er gesehen und erlebt hat, und bewundert wegen der Stärke des Glaubens, welche ihn dahin geführt, den Boden des heiligen Landes zu betreten. Der Abschied von den Lieben bei solch einem Wagnis war ernst und schwer. So mancher ging mit dem Pilgerhut und den Muscheln am Mantel frisch, gesund und hoffnungsvoll fort und kam nicht wieder, oder er kehrte, gebrochen an Körper und Geist in seinen jungen Jahren, als Greis, für immer siech und elend zurück. Es war ein geheimnisvoller, mächtiger Stern, dem der Pilger voll tiefinnerlicher Begeisterung zustrebte, der alle Erwägung der nüchternen Vernunft verwischte, und ihm dies Ziel als einen höchsten Lebenszweck, als ein Hauptwerk seines Daseins vorstellte. Aber die Trennung von den Lieben war und blieb schwer, und alle Frömmigkeit und alle Begeisterung änderten daran nichts. Auf dem Maxschen Bilde sehen wir einen jungen Mann von seiner Braut diesen bittern Abschied nehmen. Er schildert ruhig, aber mit tiefglühender Begeisterung, was er erschauen wird und wie sein ganzes Leben geläutert, gereinigt und für ewige Zeiten gefeit sein wird durch diesen Zug, und sie lauscht, die Hände über den seinen gefaltet, seinen halblauten, erregten Worten mit Kummer und Schmerzen, aber doch dabei mit einer Seligkeit, die von einer andern Welt stammt als jener des Staubes und der Lust am Irdischen. Es ist in ihr erstanden das Gefühl eines Opfers des Liebsten für eine unbegreifliche, schauerlich-schöne, große Sache. Das spricht das Bild des seltsamen und genialen Meisters sehr eindrucks- und stimmungsvoll aus.

Unsere Künstler.



(Hiezu auch das Bild Seite 4 und 5.)

Zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unter den jüngeren Malern der altbewährten Düsseldorfer Schule zählt Carl Gehrts, der Senior und Vorkämpfer der drei kunstbeflissenen Brüder dieses Namens, deren zweiter, Johannes, sich nachgerade namentlich als Darsteller altgermanischen Lebens bekannt gemacht hat, während der dritte, Franz, ein Schüler Christian Kröners und dann der Kunstschule von Weimar, sich neuerdings ziemlich ausschließlich und mit gutem Erfolge dem illustrativen Fach widmet (s. S. 17 d. Nr.). Carl selbst hat dieses Fach in glücklichster Weise gepflegt. Wir erinnern nur an die zahlreichen und trefflichen Zeichnungen, die er zu den in der Deutschen Verlags-Anstalt erschienenen Prachtausgaben von Schillers und Goethes Werken beigesteuert hat. Demetrius, Reineke Fuchs, viele Lieder, Sinnsprüche und Aehnliches haben von ihm ebenso geistvolle als formgewandte Behandlung erfahren. Wie hübsch und sinnig verkörpert beispielsweise die nachstehende kleine Vignette die Goetheschen Verse:

„Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunkeln Grund gezogen,



Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie."

Unserem Künstler indes behagt mehr das Element lebensfroher Heiterkeit. Als die Redaktion ihn um einige Andeutungen über seinen Lebens- und Bildungsgang ersuchte, kam er diesem Wunsch mit so viel Frische und natürlichem Humor nach, daß wir nicht umhin können, an dieser Stelle seine eigenen Angaben im wesentlichen wortgetreu folgen zu lassen. Gleichzeitig schmücken wir dieselben mit den flotten Randzeichnungen, die er — mit der Schreibfeder leichthin aufs Papier geworfen — seinen brieflichen Mitteilungen eingeflochten hat. Diese letzteren aber lauten wie folgt:

Digitized by Google



Es war am 11. Mai 1853 und war in Hamburg, genauer: Vorstadt St. Pauli, nach genauer: Friedrichstraße Nr. 17. Ich war der erste Sohn, wenn auch nicht das erste Kind, da vier Schwestern vor mir da waren, wovon die Aelteste noch lebt und in Hamburg verheirathet ist. Nach mir kamen dann noch zwei Brüder und eine Schwester; ja, der Klapperstorch hat's sauer bei uns gehabt.

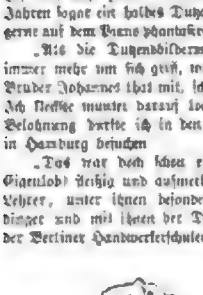
„Uebrigens lautete der Name meines Vaters eigentlich nicht J. H. Gehrts, sondern Johann Hinrich Gehrts, war aber bei seinem Weggange von Emshorn von Amts wegen verschrieben worden, und so heiße ich denn heute infolge dessen Carl Heinrich Julius Gehrts.

„Als ich anfing, das Einmaleins zu lernen, ging natürlich auch schon das Zeichnen los. Ich wollte Maler werden, aber — der Junge denkt, der Papa lenkt. ‚Kannst was'n mal da Lust hast, oder Maler nich'. Mein Vater war nämlich selber Maler, ist aber nicht ganz zufrieden gewesen mit seinem Beruf. Also — ‚wenn ich nicht Maler werden darf, will ich Musiker werden'.

„So bekam ich denn zunächst Violinunterricht. Ein Jahr später kam auch das Klavier hinzu, auf dem ich von meinem zwölften bis zu meinem sechzehnten Jahr eifrige Studien machte. Ich war nicht gerade unmusikalisch, konzertirte mit vierzehn Jahren sogar ein halbes Dutzend Tänze (wie ich auch jetzt noch gerne auf dem Piano phantasire), aber — zeichnen that ich lieber.

„Als die Tugendbildermalerei nun bei meinem Vater immer mehr um sich griff, wurde ich mit hinzugezogen. Auch Bruder Johannes that mit, schließlich auch Franz, der jüngste. Ich fleißige mussirt darauf los, pro Tag zwei Bilder. Zur Belohnung durfte ich in den Abendstunden die Gewerbeschule in Hamburg besuchen.

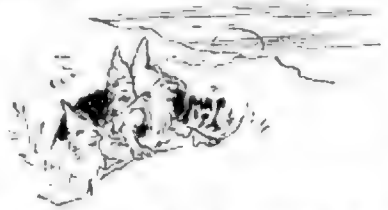
„Das war doch schon etwas. Ich war hier nun (ohne Eigenlob) fleißig und aufmerksam, so daß nach und nach die Lehrer, unter ihnen besonders der Stillebenmaler Heinrich Hermedinger und mit ihnen der Direktor O. Jessen (jetzt Direktor der Berliner Handwerkerschulen) auf mich aufmerksam wurden. Des Letzteren Bemühungen gelang es schließlich, — Zureden half — meinen Vater dahin umzustimmen, daß er mich nunmehr ganz — bald war ich 4 ja schon — Maler werden ließ, was noch erleichtert wurde durch das Versprechen des Direktor Jessen für die nötigen Stipendien sorgen zu wollen. So zog ich denn im Herbst 1871 mit den besten Hoffnungen auf die Kunstschule in Weimar.



„Hier wurde ich zunächst Schüler von Carl Gussow, welcher aber nicht recht wußte, was er aus mir machen sollte. Als dann Albert Baur als Professor nach Weimar berufen wurde, trat ich in seine Klasse ein. Baur wirkte auf mich sehr anregend; besonders im Kompraniren danke ich ihm vieles. Auch Preller und die geistvolle Vielseitigkeit, die ich in seinem mir freundlich erschlossenen Hause fand, wurden mir fördernd. Gerne lernte ich ferner von Schwinds ‚Sieben Raben', Pereali, Carstens und anderen, welche im Weimarer Museum hervorragend vertreten sind. Ich war fest entschlossen, Heiligenmaler zu werden.

„Aber wer kann auf die Dauer dem Richard Wagner widerstehen? Ich nicht. Im Gegenteil: erst heftiger Gegner aus Oppositionslust, wurde ich dann noch heftiger als Anhänger aus Ueberzeugung. Damit war auch der Wahnsinn in meiner Richtung angebahnt; denn wollte ich vorher durchaus Heiligenmaler werden, so wollte ich mich jetzt ganz dem deutschen Mittelalter widmen, und das will ich heute noch. Von nun an nahm mich auch das kulturgeschichtliche Studium sehr in Anspruch.

„In diese Zeit fällt zugleich der Beginn meiner Gnomendarstellungen, deren ich in der Folge eine ganz erkleckliche Zahl erstehen ließ. Das kam so. Auf Empfehlung des Direktor Jessen bestellte 1873 der Kommerzienrat H. C. Meyer in Hamburg fünfzehn Darstellungen für ein kleines Lusthäuschen in seinem Park, das einer Harzer Köhlerhütte nachgebildet war. Da nun die aus unbehobeltem Holz bestehenden Flächen für lebensgroße menschliche Gestalten zu klein, für kleinere, fein auszuführende Figuren aber zu rauh waren, schlug ich Gnomenjagdbilder vor, welcher Vorschlag auch zur Ausführung kam. Das bald darauf im Verlag von Gustav Schauer in Berlin erschienene Gnomenalbum verdankt diesen Bildern seine Entstehung. Von da an wußte ich unzählige Gnomen ans Tageslicht locken.



„Meine ersten Versuche in der Aquarellmalerei, welche ich ganz ohne Lehrer erlernte, fallen ebenfalls in diese Zeit. Auf Vorschlag des Oberstleutenants von Sydow, späteren Kommandanten der Kadettenanstalt Bensberg-Köln, wurde mir die Anfertigung eines größeren Aquarells übertragen, welches das Offizierkorps des 97. Regiments der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar zu ihrer Hochzeit überreichen wollte. Da, der Neigung der Prinzessin entsprechend, ein Wartburgmotiv zur Darstellung gelangen sollte, wurde ein ‚Orientalischer Händler auf der Wartburg' gemalt. Diesem Aquarell folgte eine ganze Reihe ähnlicher auf Bestellung gemalter Bilder, wie der ‚Rattenfänger von Hameln', nach Julius Wolffs Dichtung, Gnomen, Hexen, mittelalterliche Ritterleben und so weiter.

„‚Doch mit des Geschickes Mächten, ist kein ew'ger Bund zu flechten.' Diese, der ärgerliche Erfahrungen gemacht, nahm seinen Abschied, und viele Schüler verließen mit ihm Weimar. Manche gingen mit nach Düsseldorf; desgleichen that auch ich und nicht zu meinem Unglück, denn Austrege gab's die Hülle und Fülle.

„Zunächst gewöhnte ich mir das Illustriren an, dann kamen viele Adressen; des Märchen vom ‚Dornröschen' und das vom ‚Aschenbrödel' waren Uebergangsarbeiten. Ersteres in vier Aquarellen behandelt, wurde bei mir von dem Hamburger Kunstfreund Arnold Otto Meyer für seine Villa bestellt. Dieser warmherzige Verehrer alles Schönen ist uns Brüdern ein bedeutender Förderer mit Rat und That geworden, hat uns in der schwersten Zeit treulich hilfbereit zur Seite gestanden, und ist unser lieber, teilnehmender Freund geblieben bis auf den heutigen Tag.

„Mein erstes größeres figurenreicheres Oelbild, der Minnesänger, war der Niederschlag von acht historischen Kursursen, worunter auch die später teils in Oel, teils in Wasserfarben ausgeführten ‚Gastmahl des Gero', ‚Seeräuber Storteheker' ‚Religionsgespräch in Hamburg', ‚Gisela an der Leiche ihres Sohnes', welche dem Verleger aber zu historisch waren. Er wünschte von allen ‚so 'n bißchen', hübschen Mädchen, hübschem Kind, etwas Papa und Mama, 'n bißchen Hund, etwas Stillleben, Großmama und so weiter, und so entstand der Minnesänger. Inzwischen fing ich auch Minne zu singen an und heiratete 1879 die jüngste meiner Schülerinnen, gleichzeitig die jüngste Tochter des Vertragsmalers H. A. Kottgen. Bald nach meiner Hochzeitsreise, die in einen fieberwochenlichen Aufenthalt auf der Wartburg gipfelte, begann ich das größere Oelbild: das Gastmahl des Gero, das dem sehr verschiedenen Standpunkten aus, aber doch durchweg günstig beurteilt wurde. Mir selbst indes genügte es nicht. Ich hab's bald wieder zurückgenommen und will's umarbeiten.

„In jüngster Zeit beschäftigte mich hauptsächlich die Konkurrenzarbeit für die Wandgemälde im Treppenhause der Düsseldorfer Kunsthalle, sowie die Ausführung der vier Wandbilder in dem neuen ‚Café Central' zu Düsseldorf, die in freskoähnlicher Form Kunst, Wissenschaft, Industrie und Handel durch entsprechend beschäftigte Kindergruppen zu vergegenwärtigen suchen. Daneben arbeitete ich an einem Pendant zu ‚Petrarchas Hochzeit', welches das ‚Gastmahl des Macbeth' darstellt, beide für den Kaufmann G. Kottgen in London in dessen Auftrage gemalt, und an der Illustrirung eines Märchenbuches.

„So! ... Ist es Ihnen damit genug? — Ja! — Also:



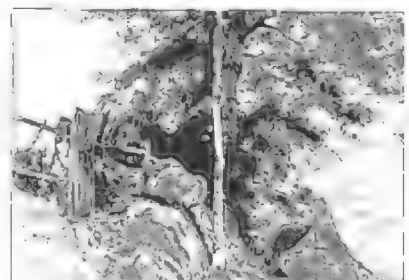
So weit die Zuschrift unseres Malers. Was wir hinzuzufügen haben, ist nicht gar viel, denn für seine künstlerische Würdigung können wir der Hauptsache nach getrost seine Werke selbst reden lassen, von denen augenblicklich eines die Hauptstelle innerhalb des Bilderschmucks dieser Nummer einnimmt. Es ist jene flotte malerische Verkörperung von Petruchios Hochzeit, deren schon im Vorstehenden kurz Erwähnung gethan wurde. Sie der zweiten Szene des dritten Aufzugs in Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen" entnommene Darstellung, zeigt uns den energischen Freier, im Begriff, mit seinem ihm soeben angetrauten jungen Weibe schnurstracks davon zu reiten, ohne daß er die festlich geschmückte Hochzeitstafel auch nur eines besonderen Blickes gewürdigt hätte. In geflissentlich vernachlässigtem Reiseanzug ist er erst im letzten Augenblick eingetroffen, da schon alles zur Trauung vorbereitet war und die versammelte Hochzeitsgesellschaft ungeduldig nur noch des säumigen Bräutigams harrte. Im Sturme kam er dahergesaust, im Sturme führte er sein sonst so eigenwilliges Bräutchen zum Traualtar, im Sturme nimmt er sie nun unmittelbar von der Kirche weg mit sich fort. Vergebens ihr Widerstreben, vergebens das Zureden des Brautvaters und der Hochzeitsgäste. Seinen Schlapphut schwenkend, ruft er ihnen munter zu:

„Nun, meine Herrschaft, Dank euch allen,
Die ihr begeugt, wie ich die Hand betagt
An das gebärdige, sanfte, sromme Weib
Speist mit dem Vater, trinkt auf unser Wohl.
Denn ich muß fort, und Gott behüt euch alle."

Da die Gäste aber alsbald in ihn dringen, daß wenigstens bis nach Beendigung des Mahls zu bleiben, und das brautliche Kätzchen stark Miene macht, sich dem eilfertigen Gemahl allen Ernstes zu widersetzen, stellt Petruchio sich an, als habe er den Widerspruch seiner Katharina ganz überhört und nur die ihm unbenommen Einreden der anderen beachtet. Unwirsch befiehlt er seinem ungeschlachten Diener Grumio, dem Leder zu ziehen, um im Notfall seine Herrin herauszuhauen.

In der außergewöhnlich glänzend beschickten Kunstausstellungsabteilung der Berliner Jubiläumskunstausstellung vom vorigen Jahre nahm dieses Gehrtsche Bild eine hervorragende Stelle ein und wurde dementsprechend auch amtlich durch „Ehrenvolle Erwähnung" ausgezeichnet.

Mit welch feinem Verständnis Gehrts die Landschaft beobachtet und mit welch reizvoller Eleganz er die Zeichnerischen führt, dafür fügen wir einen Beleg in nachstehender Naturstudie bei, die wir in verkleinertem Formate ausführen ließen.



Es erübrigt uns noch, mit wenigen Worten auf die oben erwähnte Konkurrenz für die Wandgemälde in der Düsseldorfer Künstlerhalle zurückzukommen. Das erst diesbezügliche Preisausschreiben erfolgte bereits gegen Ende des Jahres 1882. Unter den Mitbewerbern hatten, wie das Urteil der dafür eingesetzten Landeskommission erkannte, Carl Gehrts, Professor J. Schrattenberg und Ernst Roeber die hervorragendsten Entwürfe eingereicht. Die endgiltige Entscheidung bezüglich der Verleihung des ersten Preises und Erteilung des Auftrags zur Ausführung wurde jedoch verzögert und von einer engeren Konkurrenz zwischen den drei Genannten abhängig gemacht. Jeder trat Schrattenberg zurück, und so schwebte die Entscheidung nur zwischen Ernst Roeber und Carl Gehrts, die Mitte Juni dieses Jahres ihre ersten Entwürfe einreichten. In letzter Instanz ist nun zwar die Sache noch immer nicht entschieden, doch hat sich die Wagschale bereits sehr zu Gunsten von Carl Gehrts geneigt, indem dessen Entwürfe seitens der Düsseldorfer Lokalprüfungskommission, bestehend aus Professoren der dortigen Kunstakademie und Mitgliedern der Verwaltungsrats unter dem Vorsitze des Regierungspräsidenten von Berlepsch, mit Stimmeneinhelligkeit zur Ausführung empfohlen wurden. Das Kultusministerium und die im Lauf des Herbstes zusammentretende Landeskommission haben in dieser Sache das letzte Wort zu sprechen.



Heimkehr der Fischerboote in Fécamp (Normandie). Originalzeichnung von Theodor Weber.

Digitized by Google



Trennung. Gemälde von Gabriel Max.

Digitized by Google

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Alle Rechte vorbehalten)

Da lebt die eine bei einer Leiche beinah;
O lerne sie den andern kennen!
Ihre Seelen wohnen, ach! in weiter Brust.
Da eine sich von der andern kennt.

I.

Es war im Jahre 1869, in Paris, an einem trüben Herbsttage, um fünf Uhr nachmittags. Die graue Luft war weich, in den Champs Elysées fehlte es nicht an Spaziergängern und an solchen, die im offenen Wagen dem Boulogner Hölzchen zueilten, um dort die beliebte Rundfahrt „um die Seen“ zu machen; nur die leeren Bänke und Stühle auf beiden Seiten der schönen Straße zeigten, daß bei der vorgerückten Jahreszeit der ruhende Aufenthalt im Freien aufgehört hatte, etwas Angenehmes und Zuträgliches zu sein. Mehrere der Dahinwandelnden musterten deshalb auch mit einer gewissen Aufmerksamkeit einen jungen Mann in verschlossenem Reiseanzuge, der sich auf einem Stuhl hart am Fahrwege niedergelassen hatte und mit einem Ausdruck großer Gelassenheit auf dem sonnenverbrannten, kühn gezeichneten Gesichte freundlich und teilnahmslos zugleich um sich blickte. Er mochte acht- oder neunundzwanzig Jahre alt sein, sah stark und gesund aus und war von mittlerer Größe, schlank und wohlgebaut. Der lange, rötlichblonde Schnurrbart und die klaren, grauen, scharf blickenden Augen gaben ihm das Aussehen eines Jägers; auch hätte man ihn wohl für einen Kavallerieoffizier halten können. Jedenfalls war er unverfälschter, guter nordischer Abstammung. — Er hatte sich zurückgelehnt, den linken Arm über die Lehne des Stuhles geschlagen, auf dem er saß, und die Füße, die in starken Schnürstiefeln staken, weit von sich gestreckt. Aber die Nachlässigkeit seiner Haltung ging nicht so weit, daß sie Tadel herausgefordert hätte. Die Vorübergehenden sagten sich: „Da sitzt einer, der es sich bequem macht, ein Fremder, der sich müde gelaufen haben wird, um unser schönes Paris zu bewundern;“ und von den Frauen und Mädchen drehte sich manche noch einmal nach ihm um. Aber das bemerkte er nicht.

Nach geraumer Weile stand er schnell auf, um einem Wagen nachzublicken, der soeben an ihm vorübergefahren war und in dem drei Personen saßen: eine ältere Dame und zwei hübsche, blonde, junge Mädchen. Die jüngere von den beiden, die auf dem Rücksitz saß, hatte die schnelle Bewegung des Fremden bemerkt, und ihre Augen, die einen traurigen, klagenden Blick hatten, begegneten den seinen. Aber der Wagen fuhr schnell, und die beiden jungen Leute hatten sich bald aus dem Gesicht verloren; darauf schaute der junge Mann wohl eine Minute lang nachdenklich vor sich hin. In demselben Augenblick fuhr eine offene Kalesche, in der eine einzelne Dame saß, ganz dicht an ihm vorüber.

Die Dame trug einen jener dunklen, dichten Schleier, die während kurzer Zeit von den vornehmen Pariserinnen angelegt wurden, als eine stumme Verwahrung gegen die Dreistigkeit, mit der damals die berüchtigten Schönen der Halbwelt so viel wie möglich von ihren Reizen im Theater und auch auf der öffentlichen Promenade zur Schau zu tragen pflegten. Ihre Gesichtszüge waren in dem Augenblick deshalb auch nicht zu erkennen; doch wurde sie von vorübergehenden „Kennern“ bemerkt. Sie war mit tadelloser, vornehmer Eleganz gekleidet; auch ihr Fuhrwerk — der feiste Kutscher und stolz dasitzende Lakai und die schweren braunen Pferde mit inbegriffen — war im besten großen Stil gehalten.

Als sie an dem Fremden vorüberfuhr, machte sie eine kurze, schnelle Bewegung; dann hob sie den Schleier, beugte sich aus dem Wagen und blickte unverwandt nach dem noch immer sinnend Dastehenden — und erst als die Entfernung zwischen beiden so groß geworden war, daß sie seine Züge nicht mehr deutlich unterscheiden konnte, lehnte sie sich langsam wieder auf den breiten, niedrigen Sitz der Kalesche zurück. Aber sie vergaß, den Schleier wieder herabzuziehen. Zwei junge Männer, an denen sie vorüberfuhr, blieben stehen, um sie zu betrachten und ihr nachzublicken.

„Du siehst,“ sagte der eine, „es verlohnt sich um diese Stunde beinahe immer der Mühe, hier spazieren zu gehen. — Kann man etwas Schöneres sehen als die Marquise?“

„Ja, sie ist wunderbar schön!“ antwortete der andere, und damit setzten die beiden ihre Promenade fort.

Sie war noch jung, sie konnte noch nicht dreißig Jahre alt sein, aber die großen dunklen, halbgeschlossenen Augen blickten müde und klug wie die einer weit ältern Person, wie Augen, die vieles sehen und verstehen und sich für nichts interessiren; und der edel geformte Mund mit den schmalen Lippen war fest und streng geschlossen. Sie trug das schwarze, schlichte Haar einfach gescheitelt, wie es sich ungestraft nur Frauen erlauben dürfen, deren Kopfform eine vollendet schöne ist.

Bevor die Kalesche am Rond Point angelangt war, befahl die Dame, zu halten.

„Der Wagen kann mir folgen,“ sagte sie.

Sie stieg langsam aus, nachdem sie den Schleier wieder über ihr Gesicht gezogen hatte, und schritt, den Kopf etwas zurückgeworfen, ohne die Vorübergehenden eines Blickes zu würdigen, mit eigentümlicher Feierlichkeit in der Haltung und im Gange, die Champs Elysées hinauf. Nach einigen Minuten erblickte sie in geringer Entfernung vor sich den jungen Fremden, der ihre Aufmerksamkeit vorher gefesselt hatte. Er ging auf der äußersten Seite des Bürgersteges, und sein Gesicht war dem Fahrwege halb zugewandt, so daß die Dame unmittelbar vor ihm stand, ehe er sie bemerkte.

„Wie gehe es Ihnen, Herr Günther?“ fragte sie leise und ruhig.

Er wandte sich schnell zu ihr und stand mehrere Sekunden stumm und bewegungslos. Dann trat er einen Schritt zurück, sein wettergebräuntes Gesicht wurde noch um einen Schatten dunkler, und er sagte verlegen: „Gnädige Frau!“

Seine Augen heiterten sich auf ihr Gesicht; sie schien sich an seiner Verwirrung zu weiden, dann hob sie den Schleier und blickte ihn zutraulich und milde an.

Er nickte langsam mit dem Kopf und sagte leise:

„Ja . . ja . . .“

„Was ‚Ja . . . ja‘?“ fragte sie lächelnd; aber er antwortete nicht und wiederholte nur, diesmal mit einem kaum vernehmbaren Seufzer:

„Ja . . . ja . . .“

„Seit wann sind Sie hier?“ fragte sie.

„Seit wenigen Stunden!“

„Wo kommen Sie her?“

Da schwand seine Befangenheit und er sagte, mit einem freundlichen Lächeln die Champs Elysées hinunterdeutend:

„Von dort... Ganz weit fort... Aus Amerika!“

„Sie bleiben jetzt wieder hier?“

„Nein! Ich gedenke, in den nächsten Tagen nach Deutschland zurückzukehren.“

„Aber ich werde Sie doch vorher sehen?“

Er zauderte eine Sekunde und sagte dann verlegen und ohne Freudigkeit:

„Wenn Sie es gestatten, gnädige Frau!“

Sie hatte sein Zögern bemerkt, und es schien sie zu verletzen. Sie schwieg eine kleine Weile, dann blickte sie ihn wehmütig an.

„Ich möchte gern hören, wie es Ihnen gegangen ist — wie es Ihnen geht,“ sagte sie endlich; „bitte, besuchen Sie mich! Ich bleibe heute abend zu Hause — heute abend . . . und auch morgen!“ setzte sie hinzu. „Auf Wiedersehen! Versprechen Sie mir: Auf Wiedersehen!“

Er verbeugte sich stumm.

„Nein, versprechen Sie mir, daß Sie mich aufsuchen werden?“ fuhr sie fort.

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau!“

„Das ist kein Versprechen,“ unterbrach sie. „Versprechen Sie mir, zu kommen, heute oder morgen!“

„Ich werde mir die Ehre geben, Ihnen heute abend meine Aufwartung zu machen,“ sagte er verlegen.

„In dem alten Hause! Sie haben es doch nicht vergessen?“

„Nein, ich habe es nicht vergessen,“ erwiderte er nachdenklich.

Die Kalesche hatte hinter dem sprechenden Paare Halt gemacht und fuhr jetzt dicht an das Trottoir heran. Er reichte ihr die Hand, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Sie stützte sich leicht darauf und nahm im Wagen Platz; dann nickte sie ihm huldreich zu, einer Königin gleich, die eine Audienz erteilt hat.

Der Wagen rollte davon, der junge Mann blickte ihm eine Weile nach; endlich schritt er über die Champs Elysées einer Nebenstraße zu, um sich nach dem kleinen Gasthof zu begeben, in dem er abgestiegen war. Der zufriedene, harmlose Ausdruck auf seinem Gesichte war gänzlich verschwunden.

*

Günther von Wildhagen war fünfundzwanzig Jahre alt, als er zum erstenmale nach Paris kam — angeblich, um sich im Französischen zu vervollkommnen, das er übrigens damals schon recht gut sprach. Er hatte einige Empfehlungsbriefe an alte Freunde seines Vaters und entfernte Verwandte seiner Familie mitgebracht, die ihm mehrere vornehme Salons des Faubourg St. Germain geöffnet hatten, in denen er sich zu langweilen pflegte; — und er war im Besitz eines Kreditbriefes auf eines der ersten Pariser Bankhäuser, der groß genug war, um ihm zu gestatten, sich in Gesellschaft von Altersgenossen, die er bei den Freunden seines Vaters oder im Klub, wo er durch diese eingeführt war, und im Quartier Latin, wohin ihn sein Vorhaben, zu studiren, von Zeit zu Zeit zog, kennen gelernt hatte — aufs beste zu unterhalten.

Der französische Deutschenhaß, eine Erfindung der siebenziger Jahre, bestand damals noch nicht. Die Franzosen schwelgten derzeit noch in dem nicht unberechtigten Selbstgefühl, das leitende Volk von Europa zu sein. Die Franzosen „im Glück“ waren in der That liebenswürdige, vergnügliche Leute, und Paris war mit Fremden gefüllt, die in ihrer Gesellschaft Unterhaltung und angenehmen Zeitvertreib suchten und fanden. Die schöne Stadt glich einem großen Gasthause, in dem sich jeder nach seinem Geschmack und seiner Börse einrichten konnte und guter Aufnahme sicher sein durfte, vorausgesetzt, daß er sich in der Lage befand, seine Zeche in klingender Münze zu bezahlen; denn in dieser Beziehung verstanden auch die Franzosen von damals keinen Spaß.

Günther war das Gegenteil eines ängstlich berechnenden Mannes, aber er neigte von Natur nicht zu Ausschweifungen, und er kam reichlich aus mit dem Gelde, das ihm sein Vater zur Reise nach Paris zur Verfügung gestellt hatte. Er bewohnte ein kleines, ruhiges, ordentlich gehaltenes „Hotel garni“ in einer der Nebenstraßen der Champs Elysées, tummelte des Morgens seinen hübschen, etwas lebhaften Gaul in der Avenue de l'Impératrice und im Bois de Boulogne, aß zu Mittag bei Durand, Boisin, Bignon, im Café d'Orsay oder im Café Anglais und war des abends in guter Gesellschaft, oder in einem kleinen Theater, oder auf einem beliebigen öffentlichen Ball, oder — dies aber nur als letztes Mittel, den Abend totzuschlagen — im Klub zu finden. Dort langweilte er sich nämlich, da er keine Zeitungen las und auch nicht spielte und den „Cancans“, die von seinen Genossen umhergetragen wurden, infolge geringer Personalkenntnisse, kein Interesse abgewinnen konnte.

Günther erfreute sich großer Beliebtheit unter seinen Bekannten. Den jungen Leuten gefiel er, weil sie ihn stets zu jedem Scherz aufgelegt fanden; dann bewunderten sie wohl auch seine Geschicklichkeit als Reiter, von der er auf Jagden und auch bei einigen Hindernisrennen in der Lage gewesen war, Beweise zu geben; die älteren Herren lobten die ehrerbietige und gleichzeitig freundliche Haltung, die er ihnen gegenüber einnahm, und nannten ihn einen „wohlerzogenen jungen Mann“; aber besonderes Glück hatte Günther bei den Frauen. Diese fanden den blonden Germanen in seiner stolzen Jugendfrische, mit seinen klaren Augen und den weißen, gesunden Zähnen „geradezu reizend“, tout à fait charmant!

Es war in den ersten Tagen des Monats März, im Jahre 1866, Günthers Aufenthalt in Paris nahte seinem Ende. Er hatte drei schöne Monate an der Seine verlebt und wollte noch im Laufe des Monats die Reise nach Deutschland antreten, um

dort, wie dies seit Jahren beschlossene Sache war, unter Anleitung seines Vaters die Verwaltung der Güter zu übernehmen, die nach menschlicher Voraussicht später seine eigenen werden sollten. Es wurde Günther etwas wehmüthig ums Herz, wenn er sich sagte, daß er wohl noch in späteren Jahren an den Aufenthalt in Paris wie an den schönsten Feiertag seines Lebens zurückdenken werde, und daß derselbe nun seinem Ende nahte. Sein Geist wanderte über die öden, weiten Felder, über die dunklen Wälder seiner Heimat.

„Hier ist es hübscher," sagte er vor sich hin, und dabei seufzte er leise; aber seine gesunde Natur gewann bald wieder die Oberhand. „Man lebt nicht nur, um sich angenehm zu unterhalten," fuhr er in stillem Selbstgespräch fort; und er dachte an die mannigfachen Pflichten, die er zu erfüllen haben, an die ernsten Aufgaben, die das Leben ihm stellen würde — „und dann die Jagd und das Reiten und die Nachbarn und der Aufenthalt in Berlin. Es wird schon alles gut gehen; einstweilen habe ich noch vier Wochen vor mir, die will ich mir wenigstens nicht durch trübe Gedanken verbittern."

Er hob den Kopf wieder und schritt vergnüglich weiter. Er befand sich auf der Höhe des in den Champs Elysées errichteten sogenannten „Palais de l'Industrie". Ueber dem Eingangsthor zu demselben las er das Wort: „Exposition".

„Wahrscheinlich eine Bilderausstellung," sagte er sich. „Ich werde sie mir ansehen." Er bezahlte Eintrittsgeld und trat in die großen Räume. Es war noch früh am Tage — gegen elf Uhr morgens — und die Säle waren nur schwach besucht. Er durchschritt dieselben langsam, hie und da vor irgend einem Bilde verweilend. Aber keines derselben nahm seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Da fiel sein Blick auf ein Porträt. Es stellte eine ganz junge Frau dar mit schönem, zartem Antlitz, schwarzem, einfach gescheiteltem Haar ruhiger Stirn, und großen, traurig und müde blickenden braunen Augen.

Ein Herr, der neben Günther stand, blätterte in dem Katalog.

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, wen das Bild darstellt?" fragte Günther.

Der Herr schlug die Nummer auf und antwortete höflich:

„‚Carolus Duran: Porträt einer Dame', Name nicht genannt. Wohl eine Spanierin?" fuhr er fort. „Eine sehr schöne Person!"

„Ich danke verbindlichst," sagte Günther und ging weiter; aber der traurige Blick der müden braunen Augen verfolgte ihn. Die anderen Bilder ließen ihn gleichgiltig, und nach einer kleinen Weile kehrte er auf den Platz vor dem Porträt der Unbekannten zurück, an dem er sich nicht satt sehen konnte.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Günther wandte sich schnell um. Vor ihm stand ein junger, stutzerhaft gekleideter Mann. Die beiden begrüßten sich wie gute Bekannte.

„Nun, wie gefällt sie Ihnen?" fragte der Neuangekommene, der Vicomte Gaston de Deffieux, ein kümmerliches Männchen von fünfundzwanzig Jahren, welches das Aussehen hatte, als ob es schon sechzig Jahre gelebt hätte.

„Wer?" fragte Günther.

„Wer? Mann! Die Marquise natürlich!"

„Welche Marquise?"

„O, über die Verstocktheit! Die schöne Marquise!" und er zeigte mit dem Finger nach dem Bilde, das Günther betrachtet hatte.

„Sie kennen sie?" fragte Günther.

„Nun, aber selbstverständlich! Wer kennt die schöne Marquise nicht?"

„Ich zum Beispiel."

„Sie sind kein Beispiel. Sie konstatiren einen Ausnahmefall, den nur Ihre Eigenschaft als Eingewanderter aus fernen Erdentonen erklären kann."

„Entschuldigen Sie meine Unwissenheit," sagte Günther gutmüthig, „und erzählen Sie mir, wer die schöne Frau ist."

Deffieux erzählte darauf in der läppisch cynischen Weise, welche die „Petits crevés" des zweiten Kaiserreichs kennzeichnete, die Marquise sei eine Italienerin, Fürstin von Geburt, aus einer uralten, früher mächtigen Familie; aber das prinzliche Haus sei verarmt, und die Söhne und Töchter desselben pflegten deshalb auf reiche Heiraten auszugehen. Infolge dieser Eigenthümlichkeit sei Irene als Achtzehnjährige die Frau des alten Marquis Brö de Verdière geworden, der die Liebenswürdigkeit gehabt habe, die Schöne schon nach dreijähriger, kinderloser Ehe durch seinen Tod wieder von sich zu befreien; darauf sei die Mutter aus den Abruzzen herbeigeeilt, um die verwittwete reiche Tochter zu trösten; sie habe zwei noch nicht „placirte" jüngere Schwestern von Irenen mitgebracht. Die vier lebten seitdem — seit drei Jahren — innig vereint und machten ein großes Haus, in dem es recht eigenthümlich herginge.

„Wieso geht es dort eigenthümlich her?" fragte Günther.

„Ja, davon machen Sie sich keine Idee, mein Lieber! — Es herrscht im Hotel Brö eine vorsintflutliche, patriarchalische Wirthschaft — ohne Patriarchen. Zunächst finden Sie dort stets vier bis fünf schwarzäugige, schwarzbärtige, zurückhaltende Italiener: Brüder, Onkel, Vettern und Neffen der Principessa, der Mutter Irenens, — die nur selten ein Wort sagen, aber denen man ansieht, daß sie zur Familie gehören, und die sich im Hotel Brö vollständig zu Hause fühlen; sodann hat Madame Irene einen Sekretär, einen Landsmann von Ihnen, wenn ich nicht irre, auf den sie große Stücke zu halten scheint und mit dem sie sich, unbekümmert um die übrigen Gäste, in einer fremden Sprache halblaut zu unterhalten pflegt; mit anderen als mit der Marquise ist der Sekretär ebenso still und verschlossen wie die Italiener. Ich habe noch keine zehn Worte mit ihm gewechselt, obgleich ich oft ins Haus komme. Er ist ein Mann von vierzig bis siebenzig Jahren, grundhäßlich, aber nicht antipathisch — ganz ordentlich angezogen, was sich von den italienischen Gästen nicht immer sagen läßt. Sodann schweben noch zwei oder drei ehrbare ältere junge Damen im Hause umher, die ich für Vorleserinnen, Gouvernanten und ähnliche unglückliche Geschöpfe halte. Sie erscheinen stets mit bei Tische, so daß der kleinste Kreis, den man dort antrifft, ein volles Dutzend Mitglieder zählt. Alles dies lebt wortkarg, aber nicht unfreundlich neben einander her. Auf mich macht das Ganze den Eindruck eines mittelalterlichen, kleinen fürstlichen Hofes. — Die Leute gehen wenig aus, höchstens trifft man die Damen einmal beim Erzbischof oder beim Nuntius oder in einem ganz exklusiven Salon des Faubourg; aber sie sind in eigenthümlicher Weise gastfreundlich: wenn man einmal der Marquise oder der Principessa vorgestellt worden ist, so kann man, wenn es einem gefällt, jeden Tag bei ihnen erscheinen und auch zu jeder vernünftigen Stunde, die Mahlzeiten mit inbegriffen. Nur darf man nicht erwarten, daß einem besondere Aufmerksamkeit geschenkt werde. Man wird mit einem feierlichen: ‚Sie sind willkommen!' begrüßt, und man fühlt auch sofort, daß man niemand stört — aber das ist alles. Die Wirte erwarten augenscheinlich gar keine Aufmerksamkeit von Ihnen; aber sie bekümmern sich auch nicht um Sie. Wollen Sie sich unterhalten, so finden Sie schon irgend jemand, der Ihnen zuzuhören scheint, während Sie sprechen, und hie und da einige höfliche Worte erwidert. Wollen Sie aber nicht sprechen und genügt es Ihnen, die schöne Marquise und ihre hübschen Schwestern zu betrachten, so können Sie sich diesem stillen Vergnügen stundenlang hingeben, ohne daß man Sie darin stören wird. Ich verkehre nun seit nahe an zwei Jahren im Hotel Brö und stehe noch heute genau auf demselben Standpunkte wie am Tage meines ersten Besuches. Die Marquise mag sich jetzt undeutlich Rechenschaft davon ablegen, wer ich bin, denn ich treffe sie manchmal bei meiner alten Tante Vernenil, die mich nie anders als: ‚Mein lieber Neffe!' anredet; aber ich bin überzeugt, daß die Prinzessin nicht einmal weiß, wie ich heiße. D'Estompière, der seit einigen Monaten häufig bei der Marquise erscheint — ich glaube, er hat sich in eine der Schwestern verliebt — und den die Prinzessin vor uns anderen auszeichnet, weil sie in ihm eine gute Partie wittern mag, erzählte mir — um mich zu ärgern, was ihm aber nicht gelang — sie habe sich, als er einmal mit ihr von mir gesprochen, beim besten Willen nicht darauf besinnen können, wer ich sei.

„‚Es besucht uns so mancher, der willkommen ist, wenn er erscheint,' hatte sie gesagt, ‚aber wer kann sie alle kennen? Das ist ja auch gar nicht nöthig.'"

„Wäre es möglich, der Marquise vorgestellt zu werden?" fragte Günther schüchtern.

„Ich kann Sie einführen und thue es mit Vergnügen," antwortete der junge Mann mit dem alten Gesichte, „heute . . . gleich . . . wann Sie wollen."

„Das nehme ich mit Dank an," antwortete Günther. „Geben Sie mir irgendwo um fünf Uhr Rendezvous; dann hole ich Sie ab, und Sie führen mich zur Marquise."

„Abgemacht! Wir treffen uns um fünf Uhr im Klub!"

Darauf trennten sich die beiden. Deffieux eilte davon, denn er erinnerte sich plötzlich, daß er zu einem Frühstück eingeladen sei; Günther verweilte noch einige Zeit in der Ausstellung und ging dann nach Hause.

Ein Viertel vor fünf Uhr war er im Klub. Deffieux war noch nicht erschienen. Während Günther auf ihn wartete, unterhielt er sich mit einigen anderen Bekannten, in der Absicht, von diesen noch etwas Genaues über die Marquise zu erfahren. Im wesentlichen wurde ihm Deffieux' Bericht bestätigt. Alle Welt schien die Marquise oberflächlich zu kennen, niemand maßte sich das Recht an, sich freundschaftlicher Beziehungen zu ihr zu rühmen.

„Sie behandelt alle Welt von oben herab, gleich gut und gleich schlecht," sagte der junge Lizière, eines der hoffnungsvollsten Pflänzchen des Pariser Modegartens. „Ich habe darauf verzichtet, von ihr ausgezeichnet zu werden, denn es gibt nur ein Mittel, ihr zu gefallen, und ich verfüge nicht darüber."

„Welches Mittel?" fragte Günther.

„Ich habe sie einmal in der Oper gesehen," fuhr Lizière fort, „es wurde gerade recht gut gespielt und gesungen. Da saß sie wie verzückt! Ich bin überzeugt, daß ich mich schon mit ihr befreunden würde, wenn ich mit ihr singen oder spielen könnte. Der komische alte Herr, der immer bei ihr ist, der deutsche Sekretär, ist ein Geigenspieler allerersten Ranges, und die Marquise spielt wunderbar Klavier. Die beiden sollen des abends, wenn alle Gäste verschwunden sind, noch stundenlang miteinander musiziren. Ich weiß nicht, wer mir das gesagt hat, aber es war eine ganz zuverlässige Person. Seitdem bin ich nicht wieder ins Hotel Brö gegangen, denn ich darf ohne Selbstüberschätzung von mir sagen, daß ich zu den unmusikalischsten Männern der Gegenwart gehöre. Als solcher muß ich aber auf die bescheidensten Erfolge bei der Marquise verzichten; und sie nur betrachten dürfen, ohne auch nur ihre Augen auf sich zu lenken, ist ja in der That eine reine Freude, aber sie wird mit der Zeit zu einem etwas gar zu monotonen Vergnügen. Für mich hat dasselbe keinen Reiz mehr."

Bald nach fünf Uhr meldete ein Klubdiener, der Herr Vicomte Deffieux warte unten im Wagen auf den Herrn Baron von Wildhagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frühlingstraum.

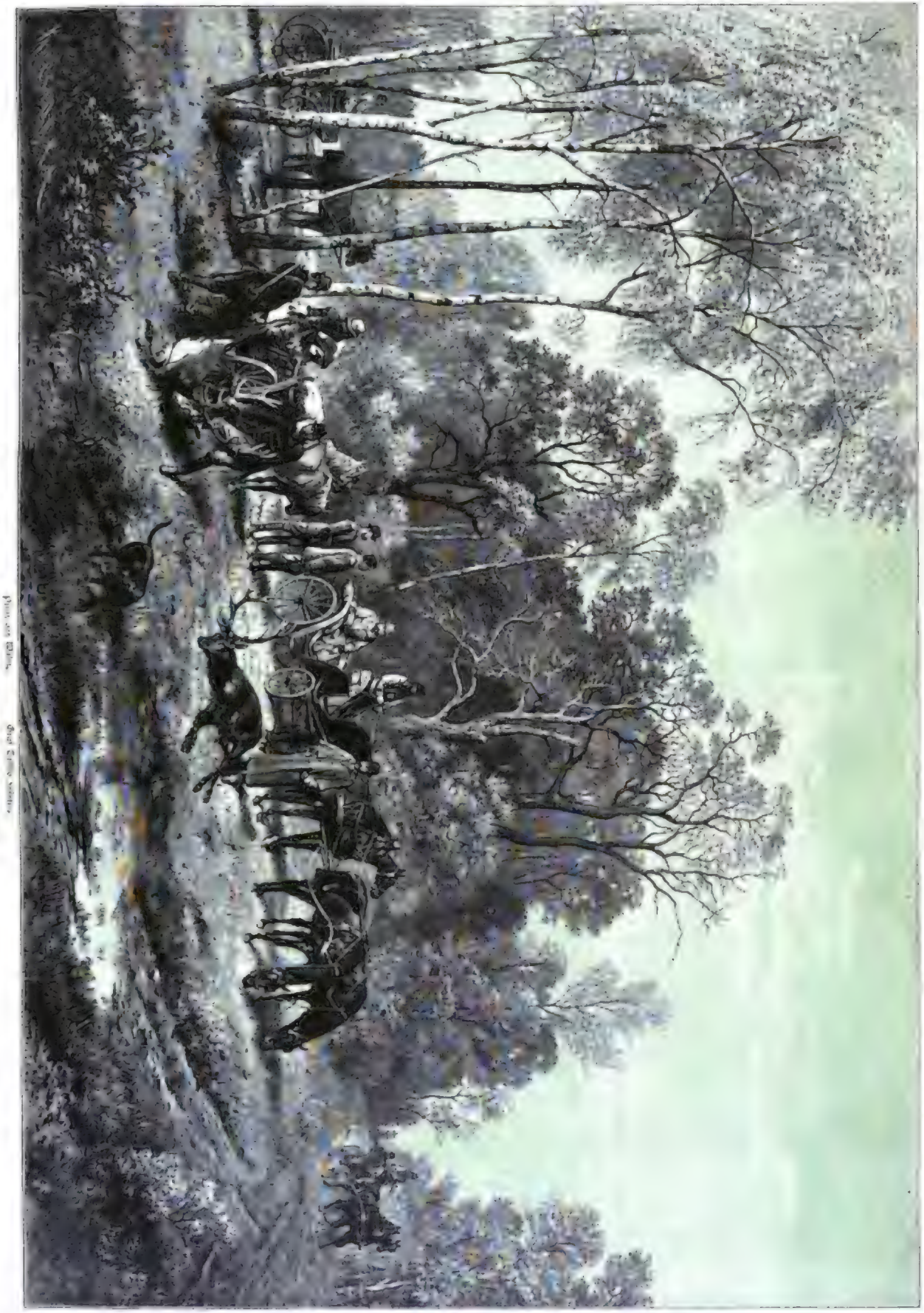
Von

Ludwig Hevse.

(Nur Aerzte vorbehalten.)

(Hiezu die Kunstbeilage „Unter Amors Führung".)

Mein Gott, auch das Junggesellenleben hat seine Reize. Und ganz besonders mollig ist jene halbe Stunde gleich nach Tische, wenn der geistreiche Hagestolz sich bereits den Mund gewischt und sich in sein Studirzimmer zurückgezogen hat, um im geräumigen Lehnstuhl, bei dampfender Havanna, sein Täßchen zu schlürfen, so schwarz es die alte Kathrin irgend zu kredenzen vermag. Ach, es sitzt sich so schön da im grünen Lehnstuhl, und der Herr Doktor braucht sich gar nicht besonders anzustrengen, sondern nur das eine Auge aufzuschlagen, so hat er sogar eine prächtige Aussicht zum Fenster hinaus, auf ein ganz betrübsinniges Stück blauen Himmels, mit anderthalb trocknen Wölkchen dran. Und unterwegs streift sein Auge auch noch den Blumentisch aus vergoldetem Stabgeflecht mit seinem prächtigen Blumenflor: einem hochragenden Ficus, der da glänzt, als würde er jeden Morgen frisch lackirt, und mehreren Dracänen mit langen, spitzen Blättern und etlichen kurzstockigen Begonien, noch dazu alles künstlich, also unverwelklich, weit dauerhafter als die Natur, mit der sich schlecht wirthschaften läßt. Und



Auf der Jagd zu Berzenesz. Gemälde von Emil Adam.

Digitized by Google



Der Gang zum Kranken. Gemälde von A. Lüben.

Digitized by Google

gleich daneben steht das kleine Aquarium, ein wenig verstaubt zwar, weil es ein unverheiratetes Aquarium ist, das von keinem sorgsamen Frauchen abgewischt wird; aber die Goldfische kümmert das wenig, sie schwimmen doch ganz munter ab und zu und gleichen Dukaten, die nicht untersinken, und zwei Schwäne liegen auch auf dem Wasser, aus Milchglas, recht friedfertige Tiere und noch ziemlich ganz. Ueber ihnen aber im Fenster baumelt ein braunes Aeffchen, das klettert an einer roten Schnur geradewegs in den blauen Himmel hinein, auch ein ganz zahmes Tierchen und durchaus nicht bissig, obgleich es nur aus Porzellan ist.

Ach ja, es ist reizend, so dazusitzen und bestimmt zu wissen, daß keine gestrenge Ehegattin kommen wird, um den Cigarrendampf ganz abscheulich zu finden und den Herrn Gemahl einen trägen Bärenhäuter zu schelten ... und was Frau Rosa sonst noch alles mag auszusetzen haben. Die alte Kathrin ist doch die beste Frau Rosa, sie muß zu allem gute Miene machen und darf selbst im dicksten Rauch nicht einmal zu hüsteln wagen, obgleich sie vollauf das Recht dazu hätte, denn der Herr Doktor dampft wie ein Kamin. Die Bücherreihen auf den Regalen sind schon in Nebel gehüllt, und er muß sich den Kneifer aufsetzen, wenn er seine eigene Nasenspitze unterscheiden will. Aber er setzt ihn nicht auf; was sollte er, da seine Augen ohnehin geschlossen sind? Uebrigens sieht er auch so genug. Er sieht alles, und noch etwas mehr. Der blaue Dunst zieht in langen Fäden wie Altweibersommer durch sein Gemach, zum Fenster hinaus, wo er sich im Luftzug plötzlich emporkräuselt und pfeilschnell um die Ecke huscht. Der Herr Doktor träumt ihm gemächlich nach, aber nur bis ans Ufer seines Aquariums. Merkwürdig, welch ein bedeutender Seespiegel; er hätte ihn früher gar nicht für so groß gehalten. Das ist ja ein Lago Minore, wenn schon kein Maggiore. Wahrhaftig eine paradiesische Seelandschaft. Der blaue Frühling lacht ins Wasser hinab und aus dem Wasser wieder zurück. Kein Hauch kräuselt die Fläche, sie ist eine Scheibe aus Wasser. Und diese blumigen Beete, alles von gestern auf heute erblüht. Alleen von Taxus ... nein, italienische Pappeln sind es. Und stechende Dracänen ... aber sie stechen ja gar nicht, sondern lassen ihre Blättchen in langen Gehängen niederrieseln; wahrhaftig, es sind Trauerweiden. Und von papierenen Begonien mit verkleckstem Blättern keine Spur; junge Erlen sind's, mit ihren ersten Blättchen besetzt wie mit Smaragden. O des herrlichen Seespiegels! Wer ihn befahren könnte, wie Arion auf seinem Delphin! Da, da, ein Delphin taucht auf. Hatte er sich nicht vorhin für einen Goldfisch ausgegeben? Und er ist thatsächlich ein Delphin, die Schwanzflosse züngelt hoch in der Luft und seine Nüstern scheinen Wasserschaum auszuschnauben ... und dennoch ist er keiner, sondern ein Nachen in Delphingestalt. Welches Glück, nun ist die Seefahrt gesichert. Rasch eingestiegen, krausköpfiger Fischerknabe, Liebchen harrt schon des trauten Gespielen. Kathrin ... Kathrin im Nachen ... Sieh, sieh, sieh, wie man sich täuschen kann! Wo hatt' ich nur meine Augen alle die Zeit her? Hatt' ich nicht immer geglaubt, Kathrin wäre so ein altes Hausmöbel, schwarz und verrunzelt, ein Erbstück von Muttern her, eine betagte Dienstmagd, deren einziger Trost, daß sie sich in die Krankenkasse eingekauft weiß? ... Bei Aphroditens Lächeln, wie sehr hab' ich mich geirrt! Sie ist so jung wie der Tag und blond wie die Märzensonne. Ihre Locken wehen und ihre blühweißen Schleier schmiegen sich wie Meeresschaum um ihre Glieder ... Ich komme, Chloë ... da bin ich, geliebte Amaryllis! Sieh, Dein Thyrsis eilt zu Dir! Auf, auf, holdeste der Schäferinnen, wir fahren nach Arkadien! Fürchte nichts, Traute, die Schwäne schnäbeln sich, das deutet auf ruhige See ... Meine alten gläsernen Schwäne ... Doch wie ist mir? Lebendig sind sie und rudern lautlos uns zur Seite ... Kennst Du den Weg nach Arkadien, blonde Leukoë? O, ich kenne ihn genau, ich und unser Ferge, das liebe Aeffchen aus Porzellan. Hast deine rote Schnur verlassen, Jolo, dem Herrn zu folgen ins arkadische Land? Brav, Jolo, mein Affe ... Aber bist du es denn auch? Ein zartes Knäblein, schimmerst du rosenrot und weiß wie Kirschenblüte, und trägst Flügelchen, irisfarben ... Ein Affe? Verzeih den Frevel, göttlicher Knabe, nun erst erkenne ich Dich, Amor bist Du! Hörst Du es wohl, meine Chloë? Amor selber steuert unsern Nachen gen Paphos. Küsse mich, Lucieta ... Ha! was war das?

Der Herr Doktor schlägt die Augen auf.

„Sie sind es, Kathrin? Sie haben mich recht unsanft aufgeschreckt."

Es war nur ein Frühlingstraum, nach Tische, bei offenem Fenster ... Wie war es nur? Fuhr man nicht auf einem See? In einem Nachen, der einem Delphin glich? Schwäne nebenher? Amor mit der Ruderstange stand auf der Poppa? Und zur Seite saß Kathrin ... nein, Doris hieß sie und war blond — goldblond. Kathrin aber ist ja pechschwarz und runzelig, und nimmt mir soeben die Kaffeetasse weg, ehe sie noch ganz geleert ist. Und Amor wiegt sich wieder an seiner roten Schnur im Fenster und ist gar keiner. Jolo, bist du's? Keine Antwort; der arme Affe ist ja nur aus Porzellan.

Ach ja, auch das Junggesellenleben hat seine schönen Stunden. Halbe Stunden wenigstens ...

„Kathrin, die Streichhölzer sind schon wieder nicht da."

Ein Jagdausflug zu Berzencze.

(Zu dem Bild Seite 12.)

Ein durch Namen und Reichtum hervorragendes Mitglied der österreichisch-ungarischen Monarchie ist der namentlich als Sportsman ausgezeichnete Graf Tassilo Festetics, dessen große ungarische Herrschaft Berzencze unter anderem einen ganz außerordentlichen Wildstand aufweist. Namentlich das Hochwild ist daselbst ebenso reich als glänzend vertreten, und unter diesem zeichnen sich wieder vor allem die Hirsche als Träger großartiger Geweihe aus. Kein Wunder, wenn die Jagden des gastfreundlichen Magnaten weit und breit berühmt sind und von hohen und höchsten Herrschaften gern, ja mit Vorliebe besucht werden. So nahm denn im September 1885 auch der Prinz von Wales mit Freuden eine Einladung des Grafen an und beehrte denselben mit einem mehrtägigen Besuch zu dem besonderen Zweck der Teilnahme an den aussichtsreichen Hirschjagden, die für Ende September und Anfang Oktober angesetzt waren. Die Zahl der Teilnehmer war diesmal eine kleine, dafür aber, wie in solchem Falle selbstverständlich, eine um so erlesenere. Im Gefolge des Prinzen befanden sich Colonel Teesdale, Lord Cassield und Mr. Th. Wilson; außerdem waren die Grafen Eberhard von Württemberg, Karl Kinsky und Dénes Festetics von der Gesellschaft. Daneben wurde einem in der hohen Sportswelt besonders beliebten Künstler, dem unseren Lesern wohlbekannten Münchener Maler Emil Adam, die Auszeichnung, zu diesen Jagden beigezogen zu werden, und es knüpfte sich hieran der dem Meister des Jagdbildes seitens des Prinzen von Wales erteilte Auftrag, den hochbefriedigenden Aufenthalt Seiner Königlichen Hoheit auf den Besitzungen des ungarischen Magnaten durch ein Erinnerungsbild zu verherrlichen. So entstand das Gemälde, das wir heute unseren Lesern in getreuer Holzschnittnachbildung geben und das sich durch diese kurze Geschichte seiner Entstehung zur Genüge erläutert.

Hygienische Bedenken gegen das Zwei- und Dreiradfahren und den übermäßigen Rudersport.

Von

Dr. R. Koch.*)

(Alle Rechte vorbehalten.)

Da das Radfahren und der Rudersport in den letzten Jahrzehnten auch bei uns Deutschen eine weit ausgedehnte Verbreitung gefunden haben und da sogar das Radfahren in mannigfachen Berufszweigen, so zum Beispiel bei den Landärzten und im Militärdienst seine Verwendung zu finden beginnt, so verlohnt es sich — wie dies schon wiederholt geschehen — auch auf die Nachteile hinzuweisen, die in hygienischer Beziehung aus diesen beiden Künsten, die das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen versprechen, erwachsen. Zunächst, wenn wir von der oben angedeuteten beruflichen Verwertung absehen und nur das sportsmäßig betriebene Radfahren und Rudern im Auge behalten, möchten wir dem Vorwurf entgegentreten, als unterschätzten wir die Bedeutung und den Wert einer rationellen Leibesübung. Weit entfernt, dem Stubenhockertum zu huldigen, halten wir es sogar für die Aufgabe und die Pflicht des Jünglings wie des Erwachsenen, neben der Pflege und der Ausbildung des Geistes auch die Kräftigung und Schulung des Körpers nicht zu vergessen! Wer wollte verkennen, welch freier, frischer Mut, welch gesunde Lebensfreude, welch Selbstvertrauen auf die eigene Kraft aus einer vernünftig gepflegten Leibesübung, wie es zum Beispiel das Turnen oder das Schwimmen sind, erwächst? Warum sollten nun das Radfahren und der Rudersport nicht die gleichen gepriesenen Vorteile gewähren? Darauf folgendes zur Entgegnung.

„Sport und Wettkampf sind — unzertrennlich, denn der Wettkampf ist der ernste Förderer des Sports, der ohne ein anregendes Ziel meist nur Spielerei bleibt und nicht nach der vollendeten Form strebt, die der Wettkampf verlangt," so heißt es in einem Fachblatt.

Es ist erfreulich, wenn ein Mann eine gewisse Ehre darein setzt, auch in der Ausbildung seiner körperlichen Leistungsfähigkeiten vor den anderen hervorzuragen; sobald er aber seinen Körper nur deshalb schult, um in Wettkämpfen zu siegen, dann stellt sich die Sache in einem andern Lichte dar: dann macht ihn sein Ehrgeiz blind für das, was ihm zuträglich, und das, was ihm direkt schädlich ist; dann ist die Leibesübung nicht Mittel, den Körper harmonisch auszubilden und sich zu einem brauchbaren Gliede des Staates zu machen, das im anstrengenden und aufreibenden Beruf des Lebens, im Streben nach Erwerb für sich und die Seinen allen gestellten Anforderungen genügt, sondern sie ist Mittel zur Befriedigung seines blinden Ehrgeizes auf dem Gebiete seines Sports!

Die Nachteile, die eine solche doch immer nur einseitige übermäßige Kraftleistung dem Körper bringt, sind gar mannigfache.

Daß der Prozentsatz der beim Radfahren und Rudern durch Sturz oder Ertrinken Verunglückten nicht unerheblich ist, das ist zwar bedauerlich, dürfte uns aber trotzdem nicht abhalten, eine Leibesübung zu pflegen, wenn diese sonst vom hygienischen Standpunkt aus empfehlenswert wäre; denn auch beim Turnen kommt ja ab und zu ein Unglücksfall vor, und es fällt wohl keinem ein, deshalb Gegner des Turnens zu sein.

Es gibt aber noch andere Gründe, die uns zur Gegnerschaft des Radfahrer- und Rudererports veranlassen. Mag der Radfahrer und der Ruderer seine Tracht noch so rationell einrichten, mag er sich noch so sehr in Wolle kleiden, die den Schweiß begierig aufsaugt, so ist er doch nicht vor einer Erkältung gesichert, weder während der Fahrt, wo er die Luft schnell durchfliegt, noch, wenn er am Ziele, sei es der Rennbahn, sei es einer weiteren Vergnügungsfahrt, angekommen, in Schweiß gebadet und dadurch am leichtesten zu Erkältung bei der meist knappen Tracht disponirt, sich ausruht. Allerdings kann an heißen Sommertagen auch der Spaziergänger sich einer unfreiwilligen Schwitzkur nicht entziehen, aber er wird sich, da er schattige Waldwege zu seinen Gängen wählen kann, bei weitem nicht in dem Maße erhitzen wie der Radfahrer, der auf die sonnige staubige Landstraße, und der Ruderer, der auf den freien Wasserspiegel angewiesen ist. Welche Folgen eine Erkältung nach einem Schweißbade hat, ist ja zum großen Teil bekannt: Katarrhe der Atmungsorgane, des Magens und des Darms, Gelenkrheumatismus mit Herzentzündung (Endocarditis) und Herzklappenfehlern im Gefolge, Nieren- und Rückenmarkserkrankungen.

Außer der Erkältung kommen weitere schädliche Momente in Betracht: durch eine jede übermäßige, längere Zeit fortgesetzte Körperanstrengung wird unsere Lunge in hervorragendem Maße in Anspruch genommen; sie kann den an sie gestellten Anforderungen mit der Zeit nicht mehr genügen, das Lungengewebe verliert seine Kontraktionsfähigkeit, es erschlafft; es kommt zum „Lungenemphysem", der „Lungenblähung", welche sich durch Kurzatmigkeit und ihre bedeutungsvollen Folgen auf die Blutzirkulation und auf die Nieren kundgibt. Gar mancher, der in seinem Beruf veranlaßt ist, schwere und ermüdende körperliche Arbeit zu verrichten, hat in späteren Jahren unter diesem Lungenemphysem zu leiden. In diesem Falle ist es aber eine traurige Notwendigkeit, die der Beruf mit sich bringt und die nicht zu umgehen ist, denn ein jeder Beruf nützt mehr oder weniger unsern Körper ab und beutet seine Kräfte aus. Thöricht wäre es aber, wollte man sich, um einem Sport zu huldigen oder um sich zu vergnügen oder um seinen Körper zu kräftigen — während dies doch auf andere Weise vielseitiger und rationeller geschehen kann — solcher bedenklichen Folgen nicht bewußt werden und sie meiden.

Nicht minder bedenklich sind die Erscheinungen von seiten des Herzens, die bei übermäßiger Körperanstrengung sich einstellen, besonders wenn sich die Leute bei ihren Wettfahrten oder Parforcetouren „übertrainiren", das heißt bis zur äußersten Erschlaffung ihre Kräfte verbrauchen. Aehnlich wie bei der Lunge ist es hier beim Herzen: es wird dem Herzen eine zu große Aufgabe zugemutet, dasselbe wird überangestrengt; man beobachtet infolge dessen eine Erweiterung (Dilatation) der Herzhöhle oder eine Verdickung (Hypertrophie) der Herzwandung, die dann bald in eine Erlahmung des Herzmuskels übergeht. Wenn also sogar ein bisher gesundes, normal funktionirendes Herz in dieser Weise bedroht werden kann, um wieviel mehr wird dies der Fall sein, wenn schon vorher irgend ein Fehler, zum Beispiel eine Klappenstörung am Herzen bestanden hat! Gar mancher, der in früheren Jahren sich einer unbezwinglichen Muskelkraft erfreute und sie in ausgedehntem Maße in seinem Berufe verwendete, hat in alten Tagen an solch erworbenen Herzfehlern dulden müssen, alle Folgeerscheinungen dieser Berufskrankheit hier aufzuzählen, würde zu weit führen. Man sei also bedacht, seinem Herzen nicht mehr Arbeit aufzubürden, als unbedingt nötig ist, und wer irgend welchen Verdacht hat, daß sein Herz nicht ganz gesund ist, der bleibe jedem Sporte fern.

Bei dieser Inanspruchnahme des Herzens haben wir ein Moment noch unerwähnt gelassen: das ist die psychische Erregung, die bei einem jeden sportsmäßigen Wettkampf sich geltend macht und die selbstverständlich auch nicht wenig die Thätigkeit des Herzmuskels steigert und in gleicher Weise bedenklich wirkt. Auch ein Aortenaneurysma, das heißt eine sack- oder spindelförmige Ausbuchtung unseres

*) Wenn der berühmte Gelehrte hier das Kapitel [illegible], so glauben wir durch Mitteilung seiner schwerwiegenden Worte namentlich auch denen einen wesentlichen Dienst zu leisten, die den erwähnten Gattungen des Sport eifrig huldigen. Sobald nur die Aufmerksamkeit in genügendem Maße darauf gelenkt ist, wird sich gewiß jeder [illegible] befleißigen, auch bei der vorliegenden Leibesübung, so viel als möglich und thunlich ist, eine weise Mäßigung zu beobachten. Die Redaktion.

größten Blutgefäßes im Körper, der aus dem Herzen entspringenden Aorta, mit ihrem schließlich meist tödtlichen Ausgang kann Folge starker körperlicher Ueberanstrengung sein.

Mag sich der Radfahrer auch nicht an Wettkämpfen beteiligen, sondern sich nur auf Vergnügungstouren bewegen, wo manche anstrengende Steigung zu überwinden ist, so ist er angewiesen, zu fahren und seinen ermüdeten Körper anzuspornen, bis er wieder am heimatlichen Herde angelangt ist. Der Turner hört einfach mit Turnen auf, wenn er merkt: es ist genug. Beim Radfahrer ist's anders; es müßte denn höchstens unterwegs die Eisenbahn Roß und Reiter aufnehmen, um sie zur Heimat zurückzubefördern. Aber ist er einmal mit seinen Vereinsbrüdern in corpore ausgefahren, dann möchte er auch gerne bis zu Ende „mitmachen"; in diese Lage kann man sich wohl hineindenken; die Kräfte werden also über das Maß des Gesunden hinaus angestrengt.

Schon oben ist erwähnt, daß Radfahrer sowohl wie Anderer den Sonnenstrahlen in reichlichem Maße ausgesetzt sind. Ein schädlicher Einfluß auf den Kopf, speziell auf das Gehirn, der sogenannte Sonnenstich, wäre also nicht aus dem Bereich der Möglichkeit auszuschließen und kommt gewiß manchmal vor.

Schließlich können Unterleibsorgane in Mitleidenschaft gezogen werden, vor allem durch die vornübergebeugte Haltung bei angestrengtem Rad- oder Bootfahren. Auch ist der Wasserbruch (Hydrocele) als Folgeerscheinung beobachtet worden.

Fassen wir also das Betrachtete noch einmal zusammen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß vom hygienischen Standpunkte aus sich manche Bedenken gegen das Radfahren und das Rudern erheben lassen, besonders aber, wenn sie in den Dienst sportsmäßiger Wettkämpfe gestellt werden sollen, weil sie dann vor allem ausbohren. Mittel zu rationeller allseitiger Kräftigung und Stählung des Körpers zu sein, sondern im besten Falle immer nur die Entwicklung einzelner Muskelgruppen befördern, dabei häufig aber der Anlaß zahlreicher liegengebender Erkrankungen von weittragendster Bedeutung werden können.

Der Gang zum Kranken.

(Hierzu das Bild Seite 11.)

Es ist ein lieblicher Frühlingsmorgen. Der alte Pfarrer von Hasselbach wurde zu einem Kranken gerufen, um denselben die Wegzehrung zu bringen. Der Kranke ist der alte Wegbauer, und sein Enkel Steffel hat die Botschaft gebracht. Der alte Pfarrer hat das Allerheiligste aus der Kirche genommen und begibt sich auf den Weg, voran den Meßner und den Bauernjungen.

Sie treten aus dem Kirchhofthore und kommen an einem Kreuze vorüber, das außerhalb desselben dicht an die Mauer gedrängt steht, als schäme es sich seines Daseins. Es ist der Ort, wo die Selbstmörder begraben werden, und unter dem Kreuze liegt auch eine Selbstmörderin, die Unkraut'liese. Es ist nun schon viele, viele Jahre her, daß man das arme Mädchen tief aus dem Teiche zog, am Heiligabende des Weihnachtsfestes. Der alte Pfarrer erinnerte sich daran, und blieb an dem verlassenen Grabe stehen. Er hatte die arme Liese wohl gekannt, das schöne Mädchen, und auch er hatte sie geliebt — ohne Gegenliebe, und hatte sich aus Gram über ihren elenden Tod dem Dienste des Herrn geweiht.

Er blieb stehen, und schaute auf das Grab hinab und sagte leise zu sich: „Liese, ich gehe jetzt, um Deinen Verderber alle seine Sünden zu vergeben — alle. Darf ich ihm auch Deinen Tod vergeben und mein einsames Leben?" Da fiel über das Grab der Selbstmörderin ein Maiensonnenlicht wie ein Lächeln.

„Amen!" sagte der Greis und ging weiter.

Der Rathaushof zu Nürnberg zur Zeit des westfälischen Friedensmahls 1649.

(Hierzu das Bild Seite 16.)

Es war am 25. September des Jahres 1649. In dem großen Saale des Rathauses zu Nürnberg reckte sich das von dem Pfalzgrafen Karl Gustav den kaiserlich deutschen und königlich schwedischen Reichsständen zur Feier des westfälischen Friedensschlusses gegebene Festmahl seinem Ende zu. Die hohen Gäste, Octavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, an der Spitze, erhoben sich bereits zum Aufbruch; da brachte der beredtsame schwedische Generalfeldmarschall Wrangel den letzten Toast aus: er schoß mit seinem Gewehr durch das nördliche Bogenfenster des Rathaussaales, mitten durch die gemalten Scheiben, und rief, dies sei der letzte Schuß, der zwischen den kaiserlich deutschen und königlich schwedischen Truppen in Deutschland gefallen sei, er trinke auf die Versöhnung und auf die Einigkeit derselben. Veranlaßt durch einen solch kostspieligen Trinkspruch erreichte der Saal von dem Jubelgeschrei der Kriegsleute, und die Pauker und Trompeter schmetterten gar freudig mit hinein. Innig drückten sich die Heerführer, welche sich dreißig Jahre lang feindlich gegenüber gestanden, die Hand, und dann hob man die Tafel auf. Alles stürmte die Rathaustreppe hinab, denn im Hofe sollte der Abschied getrunken werden. Diese Stunden hat sich der Künstler, Paul Ritter, zum Vorwurf seines Bildes gewählt. In dem architektonisch interessanten Rathaushofe setzen wir Kuchentische und Schwenden in einzelnen Gruppen den vom Pagen in kostbaren Gefäßen dargereichten Wein freudig bewegt einander zutrinken. Es ist wohl ein österreichischer General, der, den Hut lüftend, zu dem auf dem Pferde sitzenden schwedischen Generalissimus, Pfalzgrafen Karl Gustav, heraufsieht, um ihm Bescheid zu trinken. In prächtiger Entfernung von ihm stehen in kostbarer Kleidung zwei Gesandte und daneben, angethan mit den goldenen Ordenskleinoden und unbedeckten Hauptes, die beiden Senatoren der Reichsstadt Nürnberg.

Im Zwischengeschoß des in den Jahren 1616 bis 1619 von Eustachius Holzschuher im italienischen Renaissancestil erbauten Rathauses geht es aber lustig her; hier trinken die Pagen und Edelknaben erstaunlich Kriegsleuten zu. Ueber ihnen, im ersten Stock des Rathauses, in dessen Bogenfenstern das flammende Abendrot sich spiegelt, schauen aber gar ernst und bewegt die Ratsherren in den Hof herab, wohl gedenkend all der großen Opfer, welche der nun beendigte unselige Krieg von der geliebten Vaterstadt gefordert hat.

Als eine prächtige Figur der Staffage muß auch der martialische, sich brüstende und einen mächtigen Hund koppelnde schwedische Kriegsmann bezeichnet werden.

Was die Architektur des Bildes anbelangt, so sehen wir links die äußerst malerische Partie des alten, im Jahr 1340 erbauten Rathauses mit der gotischen Galerie und den mit Butzenscheiben verglasten Fenstern. In gleicher Richtung befindet sich der von Paulus Lobenwolf, einem Schüler Peter Vischers, 1556 in Erz gegossene, einzig schöne Springbrunnen. Am Fuße desselben ist eine Reihe kostbarer, mit Blumen gezierter Gefäße aufgestellt, und ein reizender Page beschäftigt sich damit, die Gäste mit dem erfrischenden Naß des Brunnens zu kühlen. Hinter denselben heben sich bescheidene Bürgersleute als Zuschauer ein.

Das in allen Teilen gleich vorzüglich ausgeführte Bild Paul Ritters ist Eigentum des zweiten Bürgermeisters der Stadt Nürnberg, Christoph von Seiler, der es bei seinem am 13. November 1885 stattgehabten fünfundzwanzigjährigen Bürgermeisterjubiläum von der Stadt in Anerkennung seiner großen Verdienste, besonders was das Finanzwesen anbelangt, als Ehrengabe erhielt.

Der Künstler hat in humoriger Weise die Züge des Gefeierten jenem im Bilde befindlichen Nürnberger Senator geliehen, welcher neben dem auf einen Stock sich stützenden Gesandten steht, während der andere Senator das Porträt des jetzigen Oberbürgermeisters der Stadt Nürnberg, des Freiherrn Otto von Stromer, zeigt. Ehre einer Stadt, welche der Verdienste ihres Bürgermeisters auf eine solche Weise zu würdigen weiß!

Marcus Schüßler.

Geschichte zweier Küsse.

Novellette

von

Hugo Klein.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Graf Bingen und Fritz von Kleeberg gehörten zu den Jugendfreunden des Barons, der vor wenigen Monaten geheiratet und sich sein Haus eingerichtet hatte. Nun kamen sie an den langen Winterabenden häufig zu ihm und mußten gestehen, daß es dort auch unter den „neuen Verhältnissen" recht gemütlich war. Besonders schien dies in einer stürmischen Februarnacht der Fall, wo die alten Freunde länger beisammen blieben als gewöhnlich. Man saß in dem kleinen blauen Ecksalon, wo nach neuester Anordnung der „Theetisch für die Intimen" aufgestellt war. Im Kamin prasselte ein lustiges Feuer, und die Herren fühlten sich so behaglich, wie dies stets zu sein pflegt, wenn sich eine schöne junge Frau um sie zu schaffen macht, der Samowar brodelt und das Erzählen merkwürdiger Geschichten begonnen hat. Diesmal handelte es sich um originelle Begebenheiten, welche die Herren im schönen Süden erlebt hatten, und da glaubte der Baron mit seinen Erinnerungen schließlich den Vogel abschießen zu können.

„Diesen Sommer," sagte der Baron, „war ich bei den Waldensern, wo ich das merkwürdigste Abenteuer meines Lebens hatte . . ."

Ein leises Kichern hallte vom Theetische her.

„Waret ihr schon bei den Leuten?"

„Niemals!" erwiderte Fritz von Kleeberg. „In welchem versteckten Winkel der Erde hausen sie denn?"

„Ein versteckter Winkel der Erde in der That," bestätigte der Baron, „aber darum nicht minder schön! Der Besuch dieses weltvergessenen Thales gehört zu den Ausflügen, die man in Turin macht. Von Turin gelangt man auf der Eisenbahn in anderthalb Stunden nach Pinerolo, von dort fährt man gewöhnlich zu Wagen nach Torre Luserna. Ich zog es indessen vor, von Pinerolo im Thale des Aceone aufwärts nach Perosa zu marschiren. In diesen Thälern leben die Nachkommen der alten Waldenser, deren evangelische Gemeinden sich trotz blutiger Verfolgungen über sechshundert Jahre erhalten haben und an zwanzigtausend Seelen zählen mögen.

„Die Fußpartie von Pinerolo nach Perosa gehört zu den herrlichsten Wanderungen, die ich je im Leben gemacht habe. Denkt euch ein Defilé hoher, baumbewachsener Berge, ein hell glänzendes, silbernes Flüßchen im Thale, das sich zwischen Blumen und Felsenmassen dahinschlängelt, denkt euch für den Wanderer eine treffliche breite Straße zwischen Lorbeer- und Orangenbäumen. Es war im Frühling, die vielästigen Kronen des Lorbeers standen in voller Blüte und streuten mir die weißgelblichen Blümchen auf dem schattigen Pfade vor die Füße. Ich war völlig berauscht von all dem Duft, all dem Sonnenglanz, der mich umwogte und umschimmerte. Jeden Augenblick blieb ich stehen, das herrliche Gebirgspanorama zu bewundern, auf das epheuumsponnene Geländer gestützt dem Wellenspiel des Flüßchens zuzusehen, das von Felsstufe zu Felsstufe glitt, schillernd und glänzend, weiße Schaumperlen aufwerfend.

„Man findet zumeist nur ärmliche Gemeinden in den Waldenserthälern, aber in der Nähe von Perosa beginnt eine Villenregion mit prangenden Gärten, in welchen sich die ganze reiche, entzückende Vegetation des Südens entfaltet. Ich schritt langsam weiter, blickte durch jedes Gitter in jeden Garten, bald die seltene Blumenpracht, bald den schmucken Stil der Landhäuser bewundernd. Schließlich gelangte ich zu einem Garten, der ein wahrer Lorbeerhain war.

„Dicht standen die Bäume beisammen und in den wenigen engen Laubgängen herrschte tiefer, geheimnisvoller Schatten. In der Mitte des Gartens befand sich eine weite, sonnenbeschienene Lichtung. In ovalen Beeten blühten hier die schönsten, herrlichsten Rosen, die ich je gesehen habe, von der weißen, schneeigen Blume bis zu den Plutorosen in dunklem Purpur, der ins Schwarze spielt. Es war Mittagszeit und der seltene Rosenflor durch große bunte Fächer gegen die heißen Sonnenstrahlen geschützt. Neben jeder Gruppe von Rosenbäumen war ein Stab in den Boden gerammt, der seinen Fächer trug — es waren da Fächer in allen Farben, weiß und blau und rot, bald aus gestreiftem Zeuge, bald mit seltsamen Figuren und Blumengewinden nach chinesischem Muster bedruckt. Man kann sich nichts Anmutigeres denken als dieses bunte Farbengemengsel auf dem Hintergrunde des tiefgrünen Lorbeerhains. Aber das war nicht alles, was ich sah. Vom Lorbeer ging ja im grauen Altertum die Sage, daß er den Sterblichen die Kraft verlieh, Verborgenes zu schauen . . . Und so sah ich denn ein Bild, das seinesgleichen suchte . . ."

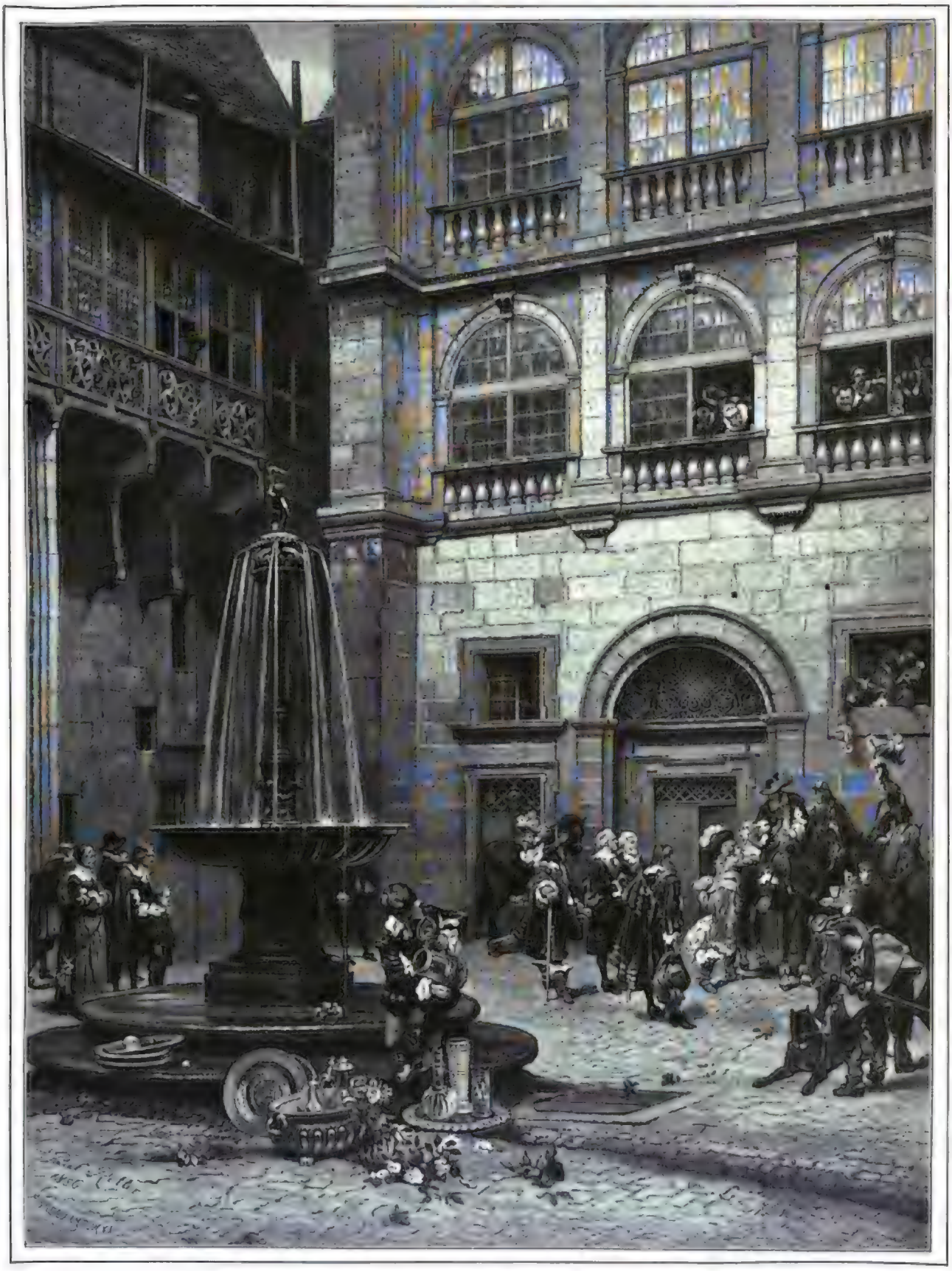
„Ei, Du mochst uns neugierig!" rief Graf Bingen, als der Baron einen Augenblick inne hielt, um einen Schluck Thee zu nehmen.

„Ich wette, es handelt sich um ein Weib," warf Fritz von Kleeberg ein.

„Getroffen!" lachte die Baronin.

Der Baron aber fuhr in lebhafter Weise, die im richtigen Verhältnis zu seinem Enthusiasmus stand, fort:

„Denkt euch im Schatten der Lorbeerbäume eine bunte, weißrote Hängematte. In dieser Hängematte ruhte ein schlafendes Mädchen. Die Schöne trug ein lichtes Musselinkleid, das ihre bezaubernde Taille vorzüglich hervortreten ließ. Das entzückende Köpfchen mit den dunklen Locken ruhte auf dem halb entblößten weichen Arm. In der andern Hand hielt Dornröschen lose einen großen, halb geschlossenen roten Atlasfächer, am Ende der Hängematte aber sah ein kleines, kokett beschuhtes Füßchen mit dem



Der Rathanshof zu Nürnberg zur Zeit des westfälischen Friedensmahles 1649.
Gemälde von Paul Ritter.

Digitized by Google

Katzenballade.

Von

Eduard Oehmke.

Mit Originalzeichnungen von Franz Gehrke.

Mieschen war ein herzig Kätzchen. —
Schlanke Hüften, Sammetpfötchen,
Und ein feines, kleines Frätzchen, —
Kater Murrs verliebtes Schätzchen.



Aber falsch wie Katzen sind,
War auch diese Katzenkind;
Eins in heller Mondennacht
Schlich es aus dem Hause sacht,
Auf dem Dache zu spazieren,
Sich im Frei'n zu verlieren;
Da kam ganz von ungefähr
Ein gepuhter Herr daher.

Dieser Herr — man hieß ihn Peter —
War ein geckenhafter Städter,
Mieschens angeflammter Verehrer,
Wie man sagt, auch Liebeswerber.



Ein Lorgnon auf seiner Nase,
Stand er nun vor seiner Vase,
Strich den Schnurrbart gar possierlich
Und verneigte sich gar zierlich;
Mieschen dankte sehr manierlich
Und erwiderte natürlich.

Er begann zu lorgnetiren
Und französisch zu parliren:
Reichte ihr galant den Arm
Mieschen nahm ihn ohne Harm.

Peter sprach vom Weltgetriebe
Und zuweilen auch von Liebe.



Mieschen, die das annahte,
Jetzt voll Lust schon kokettirte,
Ließ sich in die Augen gucken
Und das Pfötchen zärtlich drucken.

Peter wurde immer kecker,
Dieser skrupellose Schlecker!



Er umschlang das holde Mädchen,
Raubte ihr ein kleines Küßchen.
Ach, wie schlug ihr junges Herz
Bei des Peinigers kühnem Scherz!

Peter aber, bebend, leise,
„Miesche" nun nach Katzenweise.
Das bestürzte Mieschens Sinn,
Mieschen gab nun ganz sich hin.



Nun begann erst das Charmiren
Und ein tolles Cerasiren.
Was kann dabei nicht passiren —
Werde mich hier nicht verlieren!
Denn was weiter nun geschah,
Nur der alte Mond es sah,
Und sein schiefes Angesicht
Lächelte just dazu nicht.

Kater Murr fand ohne Ruh'n,
Wie verliebte Narren thun,
Vor dem Hause unsres Kätzchens,
Seines angebeteten Schätzchens,
Brachte eine Serenade;
Da kam Mieze und Peter grade.
Just als wäre nichts passirt
Da dem Hause aufspazirt.



Kater Murr hielt ein bei Singen,
That erschrickt zur Seite springen;
Doch war ihre Verzweiflung
Klar geworden nur zu bald:
Wüthend fing er an zu sprechen,
Sagt, das hieße Treue brechen. —

Während Kater Murr so tobte
Und zu rächen sich gelobte,
Schmilt ihm Peter eine Nase
Warf 'ne Ruhband in der Vase
Und verschwand dann mit Gekicher;
Mädchen Miesche spöttisch lacht
Und mit einem tiefen Knix
Seinem Beispiel folgte dann.



Kater Murr fand nie begraben,
Hat jedoch sich nicht erschossen.
Sah das Leben nicht genommen,
Ist vor Schmerz nicht umgekommen;
That viel Schlimmres als sich morden:
Ist ein deutscher Dichter worden!

Anfang eines blumengestickten Seidenstrumpfes hervor. Ich wette, daß sich jeder von euch in dieses Füßchen allein sterblich verliebt hätte."

„Leicht möglich!" schmunzelte Fritz von Kleeberg. „Das ist aber auch die Pflicht des Glücklichen, dem das Geschick einen solchen Anblick gewährt."

„Der Anblick war gar zu verführerisch," sagte der Baron mit einem Lächeln, in dem aller Widerschein der angenehmen Erinnerung lebte. „Tiefe Stille ringsum. Völlige Einsamkeit; außer einigen kleinen, schläfrigen Vögelchen, die sich auf einem Aste wiegten, kein lebendes Wesen in der Nähe zu sehen. Die Villa wendete mir die rückwärtige Fassade zu, die ein einziges Fenster, und auch dieses mit herabgelassenen Jalousien, zeigte. Es schien, als schlafe auch das Landhaus und halte sein Auge geschlossen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ich schob den Riegel des kleinen Gitterpförtchens zurück ... Im nächsten Augenblick stand ich an der Seite der schönen Schläferin und hatte einen herzhaften Kuß auf die purpurnen Lippen gedrückt ..."

Fritz von Kleeberg schmatzte mit der Zunge.

„Welches Abenteuer!" rief Graf Bingen. „Das nächste Jahr reise ich zu den Waldnymphen!"

„Zu spät, Freund!" lachte der Baron. „Der Zauberhain ist wohl noch da, die schöne Fee aber hat ihn schon verlassen. Was Du dort noch finden magst, dürfte Dich ein wenig enttäuschen!"

Wieder erscholl das Kichern vom Theetisch.

„Und das ruft mich zu meiner Geschichte zurück. Es war wirklich wie im Zaubermärchen, denn sobald ich den Kuß auf Dornröschens Lippen gedrückt, schien sich der ganze Park zu beleben. Meine Schöne erwachte und stieß einen lauten Schrei aus. Die Vögel flatterten auf mit einem erschrockenen Pfiff. Ein kleines schwarzes Hündchen mit zwei Feuerkügelchen von Augen, das ich früher nicht bemerkt hatte, schlug an, stürzte sich auf mich und machte sich an meinen Waden zu schaffen, wie ich durch die zerrissenen Innervressibles beweisen kann, die ich an diesem Tage heimbrachte und welche ich zum ewigen Angedenken an dieses merkwürdige Abenteuer aufbewahre. Die Rouleaux des Villenfensters wurden geräuschvoll emporgezogen. Wie aus der Erde emporgeschossen, umstanden mich schließlich drei alte, magere Frauenzimmer in ungeheuren Wollhauben, ein schreckliches Geschrei erhebend. „Zu Hilfe!" riefen sie. „Zu Hilfe! Ein Mann! Ein Fremder! Ein Dieb!" Und sie hatten recht, denn ich war wirklich ein Dieb, wenn auch nur der Dieb eines Kusses ..."

Graf Bingen lachte herzlich.

„Ich kann mich einer leisen Schadenfreude nicht erwehren, alter Kumpan," sagte er, „wenn ich Deiner Situation gedenke. Verzeihe, aber mir wässerte eben der Mund bei der Geschichte Deines Kusses — solche Geschichten sollte man nicht erzählen dürfen!"

„Na, laß hören, wie Du Dich aus der Affaire gezogen hast!" sagte Kleeberg.

„Ich dachte natürlich sofort an die Flucht," fuhr der Baron fort, „und wandte mich rasch wieder dem rettenden Gitterthore zu. Dort stand aber bereits ein grimmiger Gärtnerbursche mit drohend erhobener Schaufel. Aus dem Hause eilten noch ein alter Diener und eine vierte magere, bebrillte Dame herbei, die englisch sprach; vermutlich Dornröschens Erzieherin. Alle diese Personen umdrängten mich nun, überhäuften mich mit Vorwürfen und Schimpfworten. Der King-Charles bellte, und ein alter grüner Papagei, der gravitätisch in einem vergoldeten Reifen balancirte, rief: ‚Filou! Filou!' Es war eine unbeschreiblich wüste, lärmende, aufregende, zum Teil komische Scene, für deren launige Färbung ich indessen — ich kann es euch versichern — nicht das geringste Verständnis hatte. Ich wollte eine Entschuldigung stammeln, kam aber nicht dazu. Sobald ich den Mund aufthat, verdoppelten die Weiber ihr Geschrei. Die drei alten Frauen, wie ich später erfuhr, die Tanten meiner Schönen, schimpften mich italienisch einen Räuber und Einbrecher, der Gärtnerbursche, der zu der eingeborenen französischen Bevölkerung gehörte, fluchte in der Sprache Racines und Corneilles, die Erzieherin lamentirte in unverfälschtem Englisch. Es war ein unbeschreibliches Chaos von Stimmen und Sprachen, von Anklagen, Beleidigungen, Drohungen — dazu überall, wohin ich sah, blitzende Augen, drohende Fäuste! Plötzlich stürzten sie alle zum Gitterthor. Ich blickte hin. Dort erschien, angezogen durch den Lärm, mit würdiger Amtsmiene ein Gendarm, vermutlich der Schutzmann von Perosa, ein wahrer Hüne von Gestalt, in dessen Hand der kurze Säbel sich wie ein Zahnstocher ausnahm ...

„War er mein Retter oder mein Verhängnis? Ich wußte es noch nicht. Vorläufig schrieen alle meine Ankläger auf ihn ein. Ein Attentat wollte ich vollführen! Räuberisch sei ich in den Garten eingedrungen! Ich wäre ein Mädchenverführer! Strenge Bestrafung müsse mein Lohn sein! Er solle mich vor den Richter führen, in den Kerker werfen!

„Was weiß ich, was die Drachen noch alles verlangten, welche meine Märchenprinzessin bewachten.

„Mit Mühe unterrichtete sich der Mann über den Thatbestand, machte dann ein höchst bedenkliches Gesicht und forderte mich in strengem Tone auf, ihm auf die Polizeiwachstube zu folgen.

„Ich wäre ihm mit Wonne gefolgt, wenn er von mir verlangt hätte, in den Höllenschlund zu springen — in jenem Augenblick wollte ich nur fort — fort von dem Orte meiner Schandthaten, fort aus dem Zaubergarten, im stillen alle Lorbeerhaine und verführerischen Hängematten verwünschend.

„Er führte mich also fort, und hinter mir verhallte nach und nach das Geschrei der alten Tanten. Als wir außer Gehörweite waren, atmete ich erleichtert auf, wandte mich um und begann laut zu lachen — nun erst wurde ich mir der komischen Situation bewußt, in der ich mich befunden. Auch der Wachmann schmunzelte, meinte dann aber wieder ernst, ich hätte eigentlich nicht zu lachen. War mein Verbrechen wirklich so groß?

„Da es mir nicht angenehm sein konnte, von dem Ortsgendarmen durch die Gassen Perosas eskortirt zu werden, drückte ich ihm ein Goldstück in die Hand und gab ihm meine Visitenkarte. Die freiherrliche Krone und der Baronstitel auf der Karte schienen dem Mann sehr zu imponiren, denn er nahm sofort eine respektvolle Haltung mir gegenüber ein — das Goldstück mochte auch Wirkung machen ... Ich sagte also meinem Begleiter, ich wolle im Gasthofe von Perosa einkehren, und wenn es wirklich nötig sei, daß ich wegen der ‚Dummheit' vor dem Polizeirichter erscheine, so möge man mir dorthin eine Vorladung bringen. Der Hüter des Gesetzes ging auf alles ein. Den Fall, meinte er, müsse er jedenfalls melden, ich solle ihm mein Wort geben, ihn dort zu erwarten. Als ich das gethan hatte, zeigte er mir sehr freundlich den Weg zum Gasthofe, lobte den süßen Wein des Wirtes und die schönen Augen Anitas, des Wirtstöchterleins, die mir gewiß gefallen würden, als einem Manne, der — wie er malitiös hinzufügte — sich für solche Dinge sehr zu interessiren schien."

Als der Baron an diesem Punkte seiner Erzählung angelangt war, legte ihm seine Frau ein Zuckerbrötchen neben die Theeschale. „Damit Sie sehen," wandte sie sich an die Gäste, „daß ich diesem Don Juan für seine vorehelichen Sünden nicht grolle."

„Das Delikt, dessen Geschichte wir gehört haben," sagte Fritz von Kleeberg, „hat ja hoffentlich seine strenge Sühne gefunden."

„Ich begab mich also in den Gasthof," fuhr der Baron lächelnd in seiner Erzählung fort, „der Wein war wirklich gut, und die Augen der Wirtstochter waren wirklich schön — aber, aufrichtig gesagt, mein eben überstandenes Abenteuer beschäftigte mich zu sehr, als daß ich den Vorzügen des Gasthofes von Perosa die gebührende Aufmerksamkeit hätte schenken können. Ich saß in einer kühlen Laube, trank meinen Wein und überdachte meinen Fall. Die Sache erschien mir nun weit bedenklicher als vorhin. Das Mädchen, das ich geküßt hatte, gehörte augenscheinlich einer vornehmen Familie des Dorfes an, der prächtige Garten, in den ich räuberisch eingebrochen war, die schmucke Villa verrieten hinreichend den Reichtum ihrer Besitzer. Ich war ein Fremder, kannte weder die Rechtsgepflogenheiten des Landes noch Personen und Verhältnisse. Ich hatte allerdings nur einen Kuß geraubt, das war aber unter den obwaltenden Verhältnissen ein ernstliches Vergehen; wenn die beleidigte Familie energisch meine Bestrafung verlangen sollte — und ich durfte nicht wagen, über die erbitterte Verfolgung von dieser Seite im Zweifel zu sein — so standen mir allem Anschein nach manche Unannehmlichkeiten bevor. Es wurde mir förmlich bange, und ich muß gestehen, daß ich einen Augenblick, trotz des gegebenen Wortes — einem Gendarmen in einer Zwangslage gegeben! — an die Flucht dachte. Die Flucht hätte die Sache sicherlich verschlimmert und mein kühnes Attentat in falschem Licht erscheinen lassen — ich wäre aber doch nur in Turin zur Rechenschaft gezogen worden, wo ich Freunde hatte, mir einen Anwalt nehmen konnte und eher hoffen durfte, Gerechtigkeit zu finden, als in dem versteckten französisch-italienischen Dorfe, wo die Vertreter der Behörden vor dem reichen Adel, der diese Villen bewohnte, in Demut im Staube kriechen mochten. Trotzdem verwarf ich den Gedanken an die Flucht, nur beseelt von dem jugendlichen Uebermut, für den die verwickelte und bedenkliche Lage, in die ich geraten war, einen unwiderstehlichen Reiz besaß. Es reizte mich, zu erfahren, welche schrecklichen Folgen sich aus diesem Kusse für mich noch ergeben konnten, es reizte mich, den zahnlosen Drachen gegenüber zu treten, die mich nach dem verübten Attentat attakirt hatten, es reizte mich auch — warum soll ich es nicht gestehen? — meine schöne Unbekannte wieder zu sehen, von deren roten Lippen so süße Küsse zu pflücken waren. Vor dem Polizeirichter konnte ein solches Wiedersehen vielleicht erfolgen — ein Wiedersehen unter unerfreulichen Umständen allerdings, aber ich sehnte mich doch darnach; denn ich wußte zwar, daß alle Hüter und Hüterinnen Dornröschens durch mein keckes Auftreten in die allergrößte Aufregung versetzt worden waren und ihrer Entrüstung laut und heftig Worte geliehen hatten; aber ich wußte nicht, ob mir die Schöne selbst wirklich zürnte, nicht wie sie den Fall überhaupt aufgenommen. Vielleicht sollte ich das nie erfahren — möglicherweise erhielt ich aber auf die stumme Frage, die mich in Perosa zurückhielt, durch die Ereignisse Antwort.

„In meinen Betrachtungen störte mich das Erscheinen des Wachmannes, der mir eine schriftliche Vorladung des Polizeirichters für drei Uhr nachmittags einhändigte. Ich schenkte dem Mann noch ein Goldstück, und er ging sichtlich befriedigt seines Weges. Nun war ich auch meines Wortes entbunden: ich hatte die Rückkehr des Gendarmen erwartet. Nichts zwang mich, der Vorladung des Polizeirichters Folge zu leisten. Ich hätte ohne Bedenken das Weite suchen können. Nun aber wollte ich erst recht bleiben. Es schien mir auch beruhigend, daß mich der Wachmann nicht eingeladen hatte, ihm ungesäumt zu folgen. Mein Fall wurde ohne Zweifel nicht als ein schwerer aufgefaßt, was ich sicherlich nur der wohlwollenden Berichterstattung des Hüters der Ordnung zu danken hatte. Freilich konnte es schlimmer werden, wenn die beleidigte Partei ihre Klage vorbrachte, konnte sogar sehr schlimm werden, wenn die verführerische Märchenprinzessin rachsüchtiger Natur war und die Klage selbst vertreten wollte. Denn — darüber gab ich mich keiner Täuschung hin — angesichts einer solchen Klägerin mußte ich den kürzern ziehen, und wäre der Richter auch ein Wunder irdischer Unparteilichkeit und Gerechtigkeit gewesen. Ein solches Mädchen zu kränken, war Grausamkeit und Verbrechen; das mußte jedem einleuchten. Ich hoffte indes, die Schöne werde die Anklage ihrer Anwälte nicht zu nachdrücklich unterstützen.

„Der Gendarm war längst fort, als mir einfiel, daß ich den Mann über die hübsche Klägerin und ihre Familie hätte ausforschen können. Ich ärgerte mich, das unterlassen zu haben, und bestellte eine neue Flasche Wein. Das holde Wirtstöchterlein bediente mich selbst und mit Zuvorkommenheit, wie ich bemerkte; ich beschloß also, an Anita bezüglich der prächtigen Villa und meiner Unbekannten einige Fragen zu richten. Ein junges Mädchen mußte ja das andere kennen — oder wenigstens wissen, ob das andere Liebhaber hatte.

„Ich begann also mit der appetitlichen Wirtstochter ein Gespräch ..."

„Appetitlich!" erklang es, halb mit Tadel, halb mit Spott, aus dem Munde der Baronin; „das ist der Dank, daß ich ihm Naschwerk gebe!"

Die Gäste lachten.

„Verzeihung!" lachte auch der Baron, sich zu seiner schönen Frau wendend. „Ich war im Wirtshause, und da drängen sich leicht solche Eindrücke auf! — Ich begann also mit der Wirtstochter, die

nicht appetitlich sein darf, ein Gespräch, indem ich den Glanz ihrer Augen und die Zierlichkeit ihres Wuchses lobte; dann lud ich sie ein, an meinem Tische Platz zu nehmen, wozu sie sich nicht viel bitten ließ. Anita war ein freundliches Geschöpfchen, das gerne scherzte. Nach und nach lenkte ich das Gespräch auf die Villen und schließlich auf das bewußte Landhaus, welches ich ihr so anschaulich schilderte, daß sie es nicht verkennen konnte.

„Das gehört dem Conte aus Turin,“ sagte Anita. Sie nannte auch einen Namen, der gehört aber nicht hieher.

„Bewohnt er selbst die Villa?“ fragte ich weiter.

„Er lebt in Nizza, wo er die Seebäder gebrauchen muß,“ sagte die Kleine, welche über alle Verhältnisse in Perosa wohl unterrichtet schien. „Die Villa bewohnen jetzt seine Schwestern, seine Tochter, die von ihnen bewacht wird, und ein alter Haushofmeister, das „Spielgeigerlein“.“

„Warum Spielgeigerlein?“

„Weil er so grau und dürr ist wie das Spielgeigerlein, das manchmal auf den Bergen von Pinerolo erscheint und die Geige spielt, wenn Krieg in Sicht ist. — Wir Mädchen in Pinerolo nennen ihn so, und er ist wütend, wenn er den Spottnamen hört.“

„Ist die junge Gräfin hübsch?“ fragte ich plötzlich.

„Anita rümpfte das Näschen.

„Hm,“ sagte sie verächtlich, „eine Stadtschönheit . . .“

„Also nicht so schön wie Sie?“

„Die Kleine dankte mir mit freundlichem Lächeln für das Kompliment.

„Die Arme ist übrigens zu bedauern,“ fuhr sie geschwätzig fort. „Sie wird von den alten Jungfern wie eine Gefangene bewacht. Man hält sie so kostbar wie eine Prinzessin. Sie darf, so sagt man, keinen Schritt vom Hause thun, hat keinen Freund — o du mein Gott, das könnte ihr fehlen!“

„Die mitleidige Wirtstochter lachte, und ich bemerkte, daß sie es wohl besser habe, da sie sich Freunde erwerben könnte, so viel sie wollte; ihr müßten gewiß alle Männer von Perosa zu Füßen liegen.

„Auch die Fremden?“ fragte sie in verfänglicher Weise.

„Natürlich,“ replizirte ich ohne Bedenken; „diese vor allen! — Die Contessa hat also keinen Freund?“ fügte ich schlau hinzu.

„Es sind wohl manche da, denen sie gefällt,“ sagte Anita; „es ist aber nicht ratsam, ihr nachzustellen, darum hält man sich von ihr auch in gehöriger Entfernung. Im vergangenen Jahre war ein junger Offizier in Perosa, der hatte sich gründlich in sie vergafft. Er wollte ihr ein Briefchen zukommen lassen, es fiel aber dem Spielgeigerlein in die Hände, der es heimtückisch in ihrem Namen beantwortete und den armen Lieutenant Lenardo in einen Hinterhalt lockte. Dort hetzte das graue Ungetüm dann eine wilde englische Bulldogge auf den jungen Mann, die ihn zu Boden warf und beinahe schrecklich zerfleischt hätte. Der Lieutenant hatte aber zum Glück einen Revolver bei sich und schoß die Bestie über den Haufen. Die Geschichte machte viel Lärm und die Contessa verließ sogar auf einige Zeit Perosa, um allem Geschwätz aus dem Wege zu gehen. Sie wagten in der Villa gegen den Lieutenant nicht einmal klagbar zu werden. Der arme Lenardo war kurirt. Aber auch das Spielgeigerlein erhielt eine gute Lektion; als es sich eine neue Dogge kommen ließ, befahl ihm die Polizei, den Hund an die Kette zu legen.“

„Es entging mir nicht, daß die Geschichte des Lieutenants meiner Sache zum Vorteil gereichte. Im übrigen dankte ich dem Himmel, daß der unternehmende Lenardo vor mir in die Villa eingedrungen war, da sonst aller Wahrscheinlichkeit nach ich die Zähne der Bulldogge zu fühlen bekommen hätte.

„Indessen war es drei Uhr geworden und ich machte mich auf den Weg nach dem Polizeiamte, das in nächster Nähe lag. Der schwarzäugigen Wirtstochter mußte ich versprechen, wieder zu kommen, wofür sie mir ein Schlückchen von einem ganz besondern Saft in Aussicht stellte.

(Schluß folgt.)

Literatur.

— **Eine Veröffentlichung, die wohl kaum in der Litteratur** aller Völker ihresgleichen hat, sind die Novellensammlungen, welche Paul Heyse, früher mit Kurz, neuerdings mit Laistner im Verein, der Nation dargeboten. Hier finden wir in dem „Deutschen Novellenschatz“ 124 Bändel alles vereint, was in der nicht neuen und neuesten Erzählungskunst auf diesem Gebiete geschaffen worden. Diesem Werk schließt sich der „Neue deutsche Novellenschatz“ an, von dem bis jetzt 20 Bände erschienen sind, die uns Perlen der Novellistik aus unseren Tagen und auch bisher unbeachtet gebliebene Meisterwerke bieten, und schließlich werden wir von den Herausgebern noch mit einem „Novellenschatz des Auslandes“ 114 Bändel beschenkt, die in gleicher Weise Meisterstücke aller anderen Nationen uns vorführen. Für die Auswahl bürgen uns die Namen Heyse, H. Kurz und Laistner. Es ist das Originellste, Feinste, Wirksamste und dem Autor Charakteristischste stets mit dem glücklichsten Verständnis gewählt worden, und die knappen, aber gedankenreichen kurzen Einführungen bei jeder Novelle bilden für sich schon einen Litteraturwegweiser ersten Ranges. Wir finden in dem alten Novellenschatz alle markanten Poeten auf diesem Gebiete der Erzählungskunst von Goethe an bis zu A. Wolzmüller und O. Roquette. In dem neuen die Namen Storm, O. Müller, Ebner-Eschenbach, O. Auerbach, H. Schöne, Rosenthal, Rosegger, Laistner, O. Ludwig, A. Silberstein, R. Lindau, Fritz Reuter, Adelheid Weber, O. Schubin, Franzos, A. Wernicke, Paul Lindau, W. Kirchbach, H. Rosenthal-Bonin, R. Zoh, O. Schwarz und noch viele andere vertreten, deren Leistungen in der Kunst der Novellistik zu den hervorragenden oder mindestens eigenartigen gerechnet werden müssen. Diese Sammlungen, bei R. Oldenbourg in München-Leipzig erschienen, zeichnen sich außerdem noch aus durch guten Druck, geschmackvolle Einbände und sehr billigen Preis. Vorteilhaft ist auch, daß die Bände dieser Sammlungen einzeln käuflich sind.

Ferdinand Groß, der anmutige und beliebte Plauderer, hat unter der Aufschrift „Literarische Rebelle und andere Geschichten“ (Berlin, S. Fischer) wieder eine längere Reihe seiner liebenswürdig und gewandt geschriebenen kurzen Aufsätze über allerlei fesselnde Erscheinungen der Gegenwart gesammelt. Gesellschaftliche Typen, charakteristische Neuerungen und sonstige bezeichnende Merkmale unserer Zeit gestalten sich da zu kleinen Geschichten oder leicht hingeworfenen Skizzen, die trotz der spielenden Anspruchslosigkeit ihres Tones nicht selten den Nagel auf den Kopf treffen.

— **Als ein sehr sorgfältig durchgearbeitetes Werk müssen** wir die „Geschichte der russischen Litteratur“ von Alexander von Reinholdt (Leipzig, Friedrich) erachten. Bei dem Mangel an guten Vorarbeiten war das Unternehmen ein Wagnis, und daß es dem Verfasser gelungen, uns ein klares, geistvolles und höchst lehrreiches Bild der Entwicklung und des Ganges der russischen Literatur zu geben, beweist die Vortrefflichkeit des Werkes. Vor allem müssen wir die Darstellung der Geschichte der neuen und neuesten Zeit der russischen Literatur bewundern. Der Autor hat hier unseres Wissens gar keinen Vorgänger gehabt, auch in Rußland nicht. Dieser Abschnitt der Literatur von Puschkin an bis jetzt ist noch gar nicht behandelt worden, denn Grabowski bekannte Geschichte reicht nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Hier galt es also, etwas völlig Neues zu schaffen, und gerade dieser wichtigste Teil des Buches, der reichlich ein Drittel des ganzen Werkes einnimmt, ist vortrefflich. Wir stehen nicht an, dies ebenso reichhaltige wie originelle und geistvolle Werk als eine ebenso bedeutende wie interessante Lektüre unseren Lesern warm zu empfehlen.

— **Domenico Berti, der bekannte italienische Exminister,** arbeitet gegenwärtig an einer Ausgabe der Tagebücher Cavours aus der Zeit von 1835 bis 1837. Es ist die Periode, in welcher der junge Cavour seine Reisen durch Frankreich, England und Belgien machte.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **Das Brüsseler Museum hat zu einem sehr hohen** Preis eine interessante eigenhändige Bildskizze von Rubens erworben. Sie stellt Diana und ihr Gefolge nebst zahlreichen Hunden, den kalydonischen Eber jagend, dar. Im Hintergrunde heben sich Baumgruppen von dem abendlich beleuchteten Himmel ab.

Tonkunst.

Eugen d'Alberts neue „Dramatische Ouvertüre“ wird im Laufe des kommenden Winters in den philharmonischen Konzerten in Berlin und Dresden, sowie in den neuen Abonnementskonzerten in Hamburg zur Aufführung gelangen.

Arma Senkrah, die treffliche Violinvirtuosin, ist zur Kammervirtuosin des Großherzogs von Sachsen-Weimar ernannt worden.

Bühne.

— **Ein unvollendetes, im Jahre 1820, also zwischen** „Freischütz“, „Euryanthe“ und „Oberon“ entstandenes Werk Karl Maria von Webers, die komische Oper „Die drei Pintos“, wird — in geschickter Weise durch den jugendlichen Kapellmeister des Leipziger Stadttheaters, Mahler, vollendet — demnächst auf dieser Bühne zur Aufführung gelangen.

Kultur und Wissenschaft.

— **In einem alten, lange nicht geöffneten Schrank in** Heilbronn hat Professor Kamil zwei bisher noch ungedruckte Briefe Luthers aus dem Jahre 1524 und fünf bisher ebenfalls unbekannte Briefe Melanchthons gefunden. Die letzteren sind in den Jahren 1555, 1556 und 1557 geschrieben.

Eine interessante Handschrift, welche viele Jahre unbeachtet in der Bibliothek von Harvard College gelegen hat, ist nun durch Professor Horsford veröffentlicht worden: ein Lexikon der Delawaresprache, welches von dem deutschen Missionar David Zeisberger im vorigen Jahrhundert verfaßt worden ist.

Die neue Weltsprache Volapük ist in Bayern als fakultativer Lehrgegenstand für die Gymnasien in Aussicht genommen worden, und zwar soll am neuen Realgymnasium in München Präfekt Schmepper zum Professor der Weltsprache ernannt werden.

Einige Amerikaner haben es unternommen, in Tarsus in Kleinasien zum Gedächtnis des Apostels Paulus, der dort geboren ist, ein Waisenhaus zu erbauen, das den Namen des großen Heidenapostels führen soll. Sie haben bereits eine jährliche Beitragssumme von 12,000 Franken gesichert und hoffen, 50 Waisen unterhalten zu können.

Sport.

Neue große Rennpreise sollen in Baden-Baden ausgeschrieben werden, um dem dortigen Meeting eine nur zu notwendige größere Anziehungskraft zu geben. Der Jubiläumspreis soll auf 50,000 Mark und der Preis der Handicap-Zweijährigen auf 10,000 Mark erhöht werden.

Die Meisterschaft von Deutschland im Weitschwimmen holte sich wie im vorigen Jahre E. Hiller vom Berliner S.-B.

Bei der Wiener Hühnerhundprüfungssuche holten sich zwei Englisch-Setter die ersten Preise. Den der Puppies gewann Graf Wurmbrands „Guy of Klingenstein“, den der älteren Hunde von Boreyns „Prime II.“

Denkmäler.

In Wesselburen, dem verkehrsfernen, aber ansehnlichen Flecken in Dithmarschen, in welchem Friedrich Hebbel das Licht der Welt erblickte, ist vor dem dortigen Schulgebäude dem Dichter ein schlichtes, aber würdiges, von Horning ausgeführtes Denkmal errichtet worden. Eine hellgraue Sandsteinbüste in etwa doppelter Lebensgröße erhebt sich, das energische, vollbärtigmarkante Dichterantlitz lebenswahr wiedergebend, auf einem hohen Sockel von rotem Sandstein, der an der Vorderseite den Namen Friedrich Hebbel trägt, und wiederum auf zwei Granitstufen steht. Gleichzeitig wurde an dem Geburtshause daselbst eine Gedenktafel angebracht mit der Inschrift: „Hier stand das Haus, in welchem Christian Friedrich Hebbel am 18. März 1813 geboren wurde. Er lebte bis März 1835 in seiner Heimat und starb am 13. Dezember 1863 in Wien als einer der größten deutschen Dichter der nachgoetheschen Periode.“

— **Der Grundstein für das in unserem vorigen Jahrgang** eingehend besprochene Hutten-Sickingen-Denkmal soll auf der Ebernburg an der Nahe am 21. April nächsten Jahres, als der vierhundertsten Wiederkehr von Huttens Geburtstag, gelegt werden.

Gestorben.

— Wilhelm Fergusson, der bekannte Botaniker und Zoologe, 67 Jahre alt, Mitte August, auf Ceylon.

— Wilhelm Kullrich, der königliche Hof- und erste Münzmedailleur, Ehrenmitglied der Akademien der bildenden Künste zu Petersburg und Wien, 66 Jahre alt, am 25. August, in Berlin.

Freiherr Franz Albert von Schönberg, Mitglied der ersten sächsischen Ständekammer, 77 Jahre alt, am 29. August, auf Borwitz.

Dr. R. Brehme, Medizinalrat, gewesener Vizepräsident des weimarischen Landtages, 63 Jahre alt, am 31. August, in Weimar.

— Dr. Anton Jaksch Ritter von Wartenhorst, der ehemalige Senior der medizinischen Fakultät an der Prager deutschen Universität, 78 Jahre alt, am 3. September, auf Schloß Lobenau.

Graf August Karl Friedrich Wilhelm Leopold von Werder, der bekannte Heerführer aus dem deutsch-französischen Kriege (welcher den Durchbruch der Bourbakischen Armee bei Belfort verhinderte), 79 Jahre alt, am 12. September, zu Grüssow bei Belgard in Pommern.

Friedrich Theodor von Vischer, der bekannte Aesthetiker, 80 Jahre alt, am 14. September, in Gmunden. Bildnis und eingehende Würdigung des berühmten Gelehrten brachten wir in Nrn. 39 und 40 des eben abgeschlossenen Jahrganges.

Neue Bücher und Schriften.

Arnd, O., Ferrarina. Novelle. 2. Aufl. München, M. T. W. Colberg.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. In Heften à 25 Pf. Halle a. d. S., O. Hendel. Nro. 126: Heine, Atta Troll. Nro. 127: Kleist, Die Hermannsschlacht. Nro. 128: Raimund, Verschwender. Nro. 129: Marlowe, Der Bürgermeister. Nro. 130: Goethe, Reineke Fuchs. Nro. 131/133: Spielhagen, Problematische Naturen. Nro. 134/136: Unterhaltungsbuch. Nro. 137: Körner, Toni. Der Nachtwächter.

Dobbhof, J. v., Der Sohn vom Rhein. Erzählung aus der Schweiz. München, J. P. Hohnerg.

— — Zwei Erzählungen aus der Schweiz (Die Kreuzer. Mütterzeit). Ebenda.

Dürckheim, Ferd. Graf E., Erinnerungen alter u. neuer Zeit. 2 Bände. Stuttgart, J. B. Metzler.

Frantz, Dr. E., Geschichte der christl. Malerei. I. Teil. Freiburg i. Br., Herder.

Kohut, Dr. Ad., An Ostseestrand der Oder. Skizzen u. Erinnerungen. I.: Die Heimat Pommerns. II.: Rügen und seine Seebäder. Berlin, A. C. R. Lauerzung.

Kuhn, Dr. E., Die Illustrierten deutschen Chroniken nach ihren neuesten litterar. Verhältnissen dargestellt. Altenburg, W. Kuh.

Keith, Wilh., Der Stenographieapparat, wie er ist und wie er sein soll. 3. Aufl. Aachen i. W., bei Selbstverlag.

Schulz, E., Kleines teutsches Kochbuch f. junge Frauen. Berlin, M. Warschauer.

Taylor, J. R., Eliot. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. III. Band. Gotha, F. A. Perthes.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 431.

Von Dr. L. in Darmstadt.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

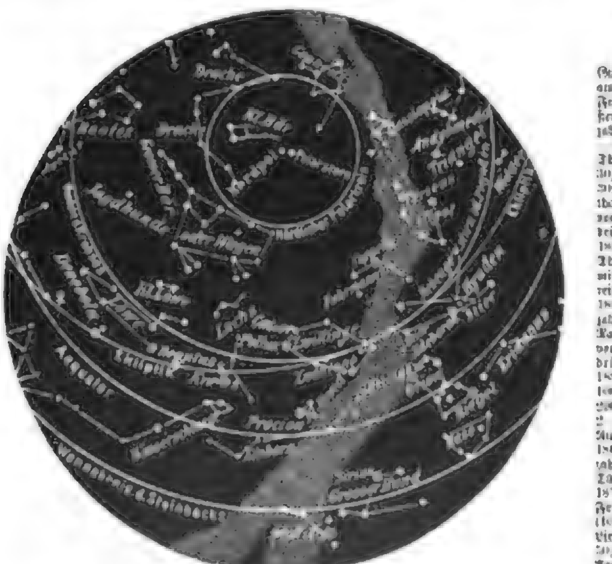
Auflösung der Aufgabe Nro. 427:

Weiß.	Schwarz.
1) L. F 5 — H 3	1) K. E 4 — D 3.
2) T. A 4 — A 3 Matt.	
A)	
1)	1) Beliebig anders.
2) [illegible] Matt.	

Astronomie.

Oktober 1887.

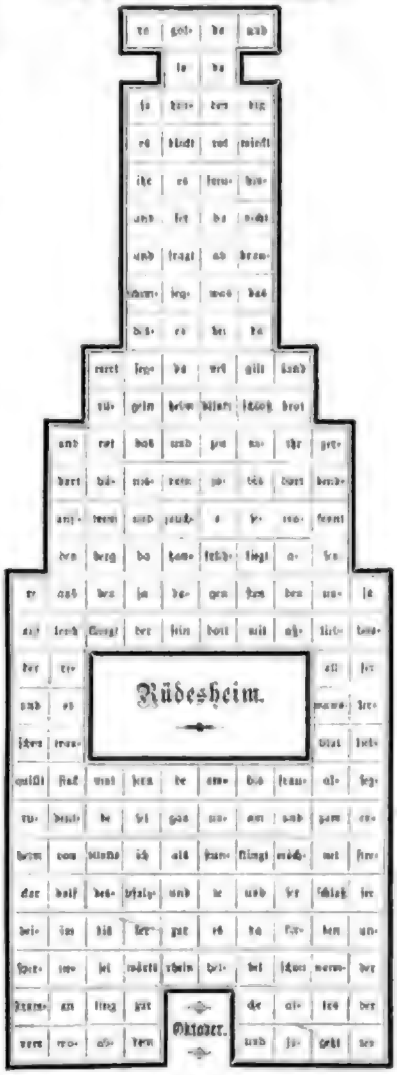
Am Abendhimmel sind wenig bedeutende Sterne und keine Planeten zu sehen. Charakteristisch ist das große Dreieck Wega, Deneb und Atair. Dagegen zeigt der Morgenhimmel, wie ihn die Zeichnung gegen sechs Uhr morgens gibt, im Osten die Venus, welche gegen Ende des Monats ihren größten Glanz erreicht, dann den Mars, Anfangs des Monats rechts, am Ende links vom Regulus, am 10. gerade unter Regulus, dem hellsten Stern im Löwen, und endlich Saturn, links von den Zwillingen, gerade gegen Süden.



Von Sternbedeckungen sind zu bemerken die des Aldebaran am 7. Oktober morgens vor fünf Uhr und die des Regulus am 13. morgens vor sechs Uhr. Im letzten Fall geht die Sonne auf, ehe die Bedeckung aufhört, so daß der Austritt unsichtbar ist.

Monat-Rösselsprung.

Von Rudl von Warnhenhagen.



Lotteriezichungen im Monat Oktober.

Am 1. Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Lose vom Jahr 1867, Prämienziehung am 1. November. — Stadt Antwerpen 100-Franken-Lose à 3%, vom Jahre 1887, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 2. Januar 1888 (64. Ziehung). — Gotha'er 5% Grundkr.-Pfandbriefe à 100 Thaler I. Em. vom Jahre 1869, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 31. Dezember 1887 (18. Ziehung). — Gotha'er 3½% Grundkr.-Pr.-Pfandbriefe II. Em. vom Jahre 1871, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 31. Dezember 1887 (16. Ziehung). — Stadt Lübeck 50-Thaler-Lose à 3½%, vom Jahre 1863, Prämienziehung am 2. Januar. — K. K. österreichische 250-Gulden-Lose à 4%, vom Jahre 1854, höchster Preis [illegible], niedrigster 300 fl., zahlbar am 2. Januar 1888 (16. Ziehung). — Raab-Grazer E.-B. 100-Thaler-Lose à 4%, vom Jahre 1871, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1888 (31. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Lose à 3%, vom Jahre 1868, 200 Stück, jedes Los à 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1888 (38. Ziehung). — Wiener Rudolf-Stiftung 10-Gulden-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 10,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 2. Januar 1888 (47. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Lose à 3%, vom Jahre 1870, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. November 1887, 58% (100. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Lire-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Lire, zahlbar am 10. April 1888 (74. Ziehung). — Stadt Bari 100-Lire-Lose vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Los à 100 Lire, zahlbar am 10. April 1888 (74. Ziehung). — Am 15. Kanton Freiburg 15-Franken-Lose vom Jahre 1861, Prämienziehung am 15. November. — Stadt Gent 100-Franken-Lose à 3%, vom Jahre 1868, höchster Preis 25,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. November 1887 (76. Ziehung).

Scherzrebus.



Briefmappe.

Neidische Verehrerinnen ihrer schönen Schwestern. Natürlich! Welches junge Mädchen sollte auch nicht [illegible], zu hören, wie [illegible] [illegible]. Da [illegible] Tand des L. [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Aber Sie möchten auch [illegible] Näheres über die jungen Damen erfahren. Nun denn! Die Trägerin des ersten Preises [illegible]



[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nach dem Dorf [illegible] im Kanton [illegible] an. Nach einer [illegible] [illegible] [illegible] freilich die als eine große



[illegible]



Mariola Kelso.

[illegible] und [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Der [illegible] [illegible] einer [illegible] [illegible] [illegible] fierte Soubrette, Fräulein Ida Koranyi, zu, die schon bei der Schönheitskonkurrenz vor fünf Jahren den dritten Preis davongetragen. Sie scheint also, was damals [illegible] in der Anlage lag, [illegible] zu voller Blüte entfaltet zu haben. Als Dritte im Bunde [illegible] diesmal eine junge Frau, Mariola Kelso, geborene [illegible]. Sie ist ebenfalls [illegible] und brünett, ohne klein als groß, [illegible] aber eine Gestalt von vollendetem Ebenmaß der Verhältnisse und höchster Anmut. — Das also sind die drei Glücklichen, die unter vierzig Bewerberinnen als die vollkommensten Schönheiten bezeichnet wurden.

Hildegard v. Kl. Ei, ei! Die kleine Fräulein hätte doch ein wenig genauer nachsehen sollen, dann hätte sie schon in der Briefmappe von Nr. 23 des eben abgeschlossenen Jahrgangs und zwar gleich auf der ersten Seite der S. 434 die Antwort auf ihre damalige Anfrage gefunden. — Wir raten auf [illegible] 6 und 17. Stimmt das?

Digitized by Google

Adolf T. in W. Schon die lange Reihe Ihrer Aufzählungen beweist, wohin man käme, wenn man alle Fälle dieser Art berücksichtigen wollte. Wir mußten uns deshalb auf diejenigen beschränken, die einen besonders weitgehenden Interessen [illegible] sind, was bezüglich der von Ihnen [illegible] gemachten nicht in genügendem Maße der Fall ist.

A. B. in T. Der Jahrgang 1885 unserer Zeitschrift steht Ihnen für den ermäßigten Preis von 3 ℳ noch zur Verfügung. Im übrigen sagen wir Ihnen für Ihre freundlichen Wünsche unseren besten Dank.

Langjährige Abonnentin in Karg. Wir erinnern uns nicht, das erhalten zu haben. Wollen Sie die Einsendung nicht freundlichst wiederholen?

Junge Mutter in M. Es ist nach unseren Beobachtungen ebenso falsch, einem Kinde in den ersten Lebensjahren zu wenig geistige Anregung zu bieten, als es künstlich zu einem Wunderkinde heranziehen zu wollen. Die Freude am Lernen will frühe geweckt sein, wenn sie nicht später, wo es sie zu bethätigen gilt, versiegen soll. Aber es muß dabei in verständiger Weise Maß gehalten werden. Namentlich bei Kindern, die frühe schon eine besonders lebhafte Lernbegierde entfalten, hat man diese eher zu dämpfen als zu schüren, damit sich das junge Gehirn nicht überanstrenge. Bei phlegmatischer angelegten Temperamenten dagegen empfiehlt es sich, daß man ihnen beizeiten die Last an geistiger Thätigkeit beizubringen und sie daran zu förmen sucht, da sie sonst leicht von vorn herein einer später schwer zu bekämpfenden Denkfaulheit anheimfallen.

A. N. in T. Sie ziehen eine furchtbare Drohung aus:

„Und hast du getrieben mit mir dein Spiel,
Dann wirst du einst leiden nochmal so viel.“

Wehe der armen Seele, an der sich diese höllische Rache vollzieht! Zur Beschwichtigung Ihrer Gefühle sollte sie alle die [illegible] Verse lesen müssen, die im Laufe des Jahres dem redaktionellen Papierkorb zuwandern.

Richtige Lösungen sandten ein: Theodor Partike, Lehrer in Sachorna (Preußen). Marie Eichmann in Crefeld. Lottie Ehrs in Barmen. Ferdinande Wagner in Chicago. Julius Harpf in Sereth (Bukowina) (3). Josefine Hatschek in Sereth. Ferdinand Schamberger in Cranenburg (3). Joseph Jaffé in Arad. Louis F. Emern in Christiaden. Helene Rosenbauer in Tarnowitz. Wilhelmine Viol in Prag. Marie Lindner in Görlitz. Alf. Kaß in Mannheim. Bertha Fischer in Leipzig. Alex. Hardt in Barmen-Rittershausen. Fred Kirchoff in Frankfurt a. M. Julius Bremen, Ober in Nowgorod. Alois Gallert in Czernowitz. J. Kramer in Sadau. Fritz Weise in Forst i. L. Richard Roesigk in Halle. Franz Gohner und Gustav Grenk in St. Peter bei Graz (3). Flora Schäfer in Plauen. Joseph v. Kopiewicz in Elisabethgrad (Rußland). Graf Ferenz in Gr. Kanizsa. Michael Schwarzwald in Riga. Louis Engel in Meiningen. Kirzik, junger Abonnent in Trautal. Fritz Gutmann in Altona i. W. (3). Alfred Schulte in Landsberg a. d. Warthe. H. Tambor in Turin (2). Alf. Stickfort in Tirol (Unterinnthal?) im Tollerland (3).

Gesundheitspflege.

M. in K. Derartige große gelbe Flecken an Stirn und Schläfen beruhen fast immer auf Unordnungen im Unterleib, es wäre also zunächst darauf das Augenmerk zu richten. Gegen die Flecken selbst mag man Umschläge mit einer [illegible] Sublimatlösung (1 auf 300) versuchen. Dieselben müssen jedoch 3–4 Stunden lang gemacht werden.

Adolf C. in Mannheim. Ueber Hautausschlag u. s. w. siehe Nro. 11 und 12 des 29. Jahrgangs von „Ueber Land und Meer“.

Abonnent aus Frankfurt a. M. Sie wenden sich am besten an einen Spezialisten, entweder an Dr. Teichardt in Eisenach oder an A. G. [illegible] in Singen a. Rh.

Maiflower. Wer zu viel verlangt, bekommt gar nichts!

Weißer Marmor. Gebrauch von Eau de Cologne zum Waschwasser ist dem Teint nicht nachteilig, ebensowenig ebendiesbezügliche Einreibungen mit Cold-Cream. Gegen natürliche Bräune der Haut läßt sich nichts machen.

F. K. bei [illegible] 1) und 2) Durch Beantwortung der ersten Frage beantwortet sich die zweite von selbst. 3) Wenn diese Erscheinung nicht zu oft eintritt, ist sie nicht schädlich.

Ein Unglücklicher in A. B. C. Anstalten, in denen die Morphiumsucht speziell behandelt wird, sind Brunnthal und Thalkirchen bei München, Bad Wilhelmshöhe bei Kassel, Bendorf bei Coblenz, Mühlenthal bei Wernigerode am Harz, Nerotal bei Wiesbaden, Johannisberg bei Geisenheim im Rheingau. Ihre zweite Frage ist zu bejahen.

Adolf M. in Leipzig. Eine andere Behandlung bei Kropf als die angeführte gibt es nicht. Das Tragen einer engen ledernen Halsbinde ist gesundheitsschädlich und daher zu vermeiden. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertreter:
Berlin: Ludwig Stevens (W. [illegible] 22, Gartenhaus part.)
Budapest: Moritz Aechl (V. [illegible] 5).
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Kaulbachstr. 22).
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. [illegible] 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Villa Falconieri, Novelle von Paul Heyse. — Heimkehr der Fischerboote in Fécamp. — Trennung. — Unsere Künstler: Carl Gehrts. — Vier Farben, Roman von Rudolph Lindau. — Ein Frühlingstraum, von Ludwig Dewé. — Ein Jagdausflug in Bergamo. — Hygienische Bedenken gegen den Bier- und Weingenuß und den übermäßigen Rudersport, von Dr. A. Koch. — Der Gang zum Kranken. — Der Rathauskeller zu Nürnberg zur Zeit des westfälischen Friedensmahles 1649, von Konrad Schäfler. — Geschichte zweier Mädle, Novellette von Hugo Ahle. — Kakaobäume, von Eduard Cobenzl. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Kalender Oktober 1887. — Monat-Kalenderung Oktober, von Rudi von Warnsdorff. — Witterungserscheinungen im Monat Oktober. — Schachaufgaben. — Briefmappe.

Illustrationen: Villa Falconieri bei Frascati: Der innere Torbogen der Villa Falconieri, von Franz Meyer. — Heimliches Gedenken, Gemälde von Carl Gehrts. — Unsere Künstler: Bildnis des Malers Carl Gehrts und sechs Kunstschöpfungen von demselben. — Heimkehr der Fischerboote in Fécamp (Normandie), von Theodor Weber. — Trennung, Gemälde von Gabriel Max. — Auf der Jagd zu Bergamo, Gemälde von Graf Adam. — Der Gang zum Kranken, Gemälde von W. Löwith. — Der Rathauskeller zu Nürnberg zur Zeit des westfälischen Friedensmahles 1649, Gemälde von Paul Ritter. — Kakaobäume, mit sieben Originalzeichnungen von Franz Gehrts.

Kunstbeilage: Unter Armen Führung, Gemälde von J. Spreiten.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 1 des sechzehnten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“.

Abonnementspreis
in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal,
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wird eröffnet mit:

„Des rechten Auges Aergernis“ von August Niemann.
„Jantje Verbrügge“ . . . . . von Theodor Duimchen.

Der erstere Roman von dem gefeierten Verfasser einer Reihe geistvoller Werke, eine Schöpfung von dauernder Gediegenheit, spielt in den Kreisen der österreichischen Aristokratie. „Jantje Verbrügge“ führt ein außerordentlich vielversprechendes Talent zum erstenmal in die deutsche Literatur ein und bezeichnet einen so glänzenden Anfang, wie ihn nur die bedeutendsten und erfahrensten vaterländischen Schriftsteller aufzuweisen haben.

Diesen beiden Werken folgen im weiteren Verlaufe des Jahrgangs die Romane: **„Die Fanfare“** von **Fritz Mauthner**, **„Waldidyll“** von **Robert Byr**, **„Harte Herzen“** von **Anton von Perfall**, **„Unter dem weißen Adler“** von **Gregor Samarow**, **„Iwan der Schreckliche und sein Hund“** von **Hans Hoffmann**, **„Zigeuner“** von **E. M. Vacano**, **„In ferner Inselwelt“** von **Christian Benkard** &c.

Bei weitaus dem größten Teil dieser Romane bürgen für deren Vorzüglichkeit schon die längst anerkannten Namen ihrer Verfasser, nur der letztgenannte ist wiederum die erste größere und prächtig gelungene Schöpfung eines neuerdings aufgetauchten Talentes.

So dürfen wir den Lesern des nächsten Jahrgangs unserer „Deutschen Romanbibliothek“ Genüsse ganz außerordentlicher Art versprechen, indem sie neben altbewährter geistiger Kost auch die deutsche Literatur in ihren kraftvollen jüngeren Trieben von neuen und überaus fesselnden Seiten kennen lernen werden.

☛ Auf den neuen Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“ wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonniert werden, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine
[illegible]
„Die unbedingt
[illegible]
„An die vorderste
[illegible]
„Liederquell“
247 [illegible]
Steingräber Verlag, Hannover.
Seit 22 Jahren
[illegible]
Dr. Hermann Tilast.
Carl Hellfrisch & Co. Offenbach
Normal-Uhren.

[illegible]
Fr. Wormig, Montabaur i. Pr.

Bandoneons, Accordeons
[illegible] Gebrüder Wolf [illegible]



Das Clariophon [illegible] Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0.35 Pf. [illegible]
H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.



Grab- und Gartenfiguren

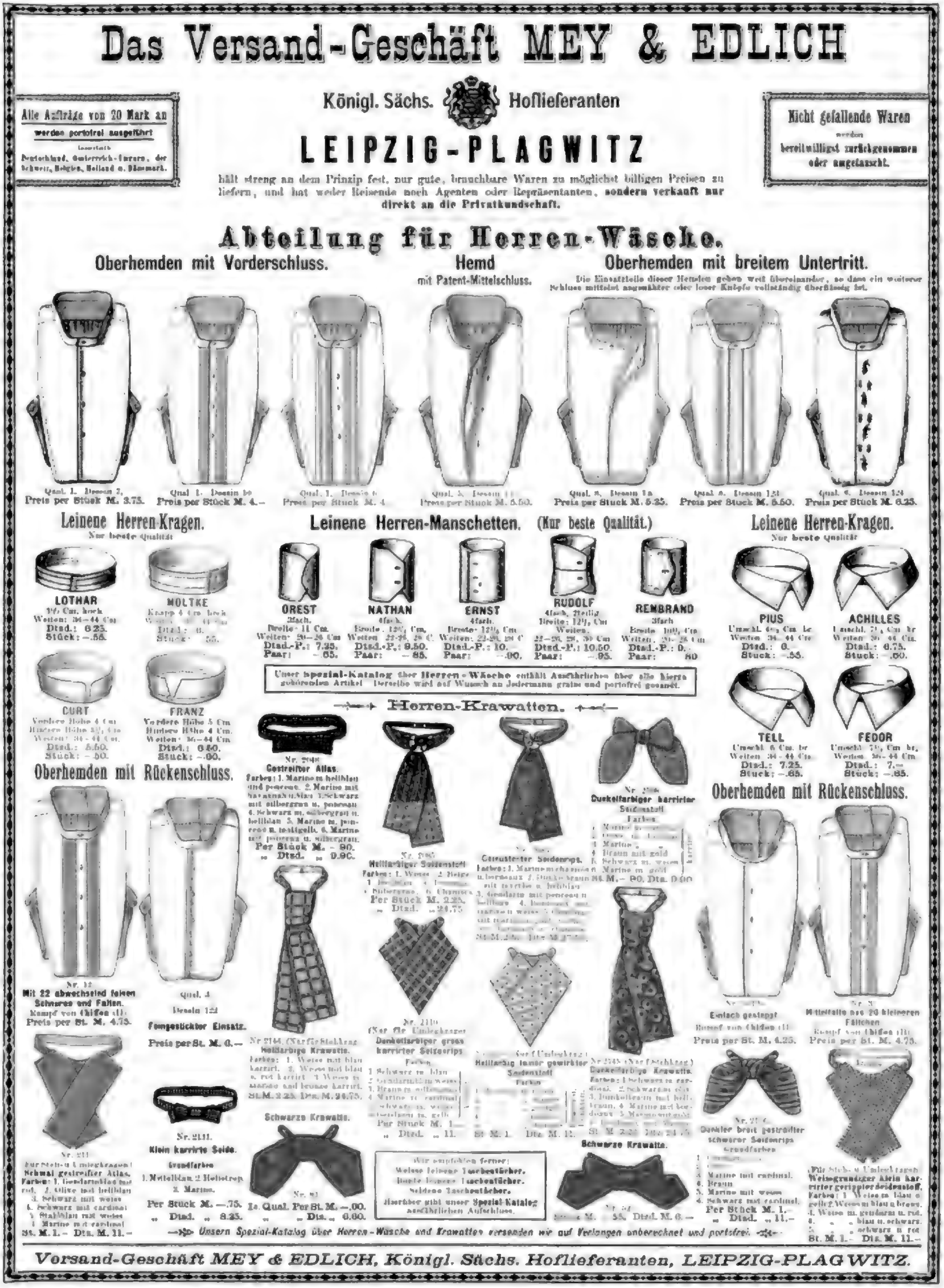
in der Imitation des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Form und Farbe, unter Garantie größerer Wetterbeständigkeit.
Figuren von ℳ. 12 —
Vasen von ℳ. 7. — ab

Villeroy & Boch,
Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.
Abbildungen franko gegen franko zur Ansicht.
Fabriklager
Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Neueste 44/44.
und Obertürkheim bei Stuttgart.
Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezuständen, [illegible]

ADRESSEN aller Branchen und Länder liefere ich bei gr. Bestellung auf gummirten Schleifen, auf Couverts oder Kreuzbändern postfertig geschrieben ☛ unter Garantie. ☛ Ebenso liefere ich alle existirenden Adresswerke der Erde zu Original-Preisen. Ich besorge auch den Versand von Preiscourants, Circularen und Prospekten mittelst Post oder auf eigenartige Weise direkt an Konsumenten und übernehme die Herstellung, Uebersetzung in jede und aus jeder Sprache, sowie Stilisirung der Drucksachen zum Selbstkostenpreise. — Ausführliche Prospekte über circa 1000 Adressbücher und über mehr als 20 Millionen Adressen liefere ich franko gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken.
WILHELM BORSODI
Wien, III., Radetzkystrasse 12.

Digitized by Google


Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH
Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Österreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.
Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.
hält streng an dem Prinzip fest, nur gute, brauchbare Waren zu möglichst billigen Preisen zu liefern, und hat weder Reisende noch Agenten oder Repräsentanten, sondern verkauft nur direkt an die Privatkundschaft.
Abteilung für Herren-Wäsche.
Oberhemden mit Vorderschluss.
Hemd mit Patent-Mittelschluss.
Oberhemden mit breitem Untertritt.
Qual. 1. Dessin 2. Preis per Stück M. 3.75.
Qual. 1. Preis per Stück M. 4.–
Preis per Stück M. 4
Preis per Stück M. 5.50.
Preis per Stück M. 5.25.
Preis per Stück M. 5.60.
Preis per Stück M. 6.25.
Leinene Herren-Kragen. Nur beste Qualität
LOTHAR Weiten: 34–44 Cm. Dtzd.: 6.25. Stück: –.55.
MOLTKE
CURT Dtzd.: 5.50. Stück: –.50.
FRANZ Vordere Höhe 5 Cm. Hintere Höhe 4 Cm. Weiten: 36–44 Cm. Dtzd.: 6.40. Stück: –.60.
Leinene Herren-Manschetten. (Nur beste Qualität.)
OREST Breite: 11 Cm. Dtzd.-P.: 7.25. Paar: –.65.
NATHAN Dtzd.-P.: 9.50. Paar: –.85.
ERNST Dtzd.-P.: 10. Paar: –.90.
RUDOLF Dtzd.-P.: 10.50. Paar: –.95.
REMBRAND Dtzd.-P.: 9. Paar: –.80
Leinene Herren-Kragen. Nur beste Qualität
PIUS Dtzd.: 6. Stück: –.55.
ACHILLES Dtzd.: 6.75. Stück: –.60.
TELL Dtzd.: 7.25. Stück: –.65.
FEDOR Dtzd.: 7.– Stück: –.65.
Unser Spezial-Katalog über Herren-Wäsche enthält Ausführliches über alle hierzu gehörenden Artikel. Derselbe wird auf Wunsch an Jedermann gratis und portofrei gesandt.
Herren-Krawatten.
Gestreifter Atlas. Per Stück M. –.90. Dtzd. 9.90.
Hellfarbiger Seidenstoff. Per Stück M. 2.25. Dtzd. 24.75
Dunkelfarbiger karrirter Seidenstoff
Oberhemden mit Rückenschluss.
Mit 22 abwechselnd feinen Schnüren und Falten. Preis per St. M. 4.75.
Qual. 4 Dessin 122 Feingestickter Einsatz. Preis per St. M. 6.–
Hellfarbige Krawatte. St. M. 2.25 Dtz. M. 24.75.
Schwarze Krawatte.
Nr. 2131. Klein karrirte Seide. Per Stück M. –.75. Dtzd. 8.25.
Schmal gestreifter Atlas. St. M. 1.– Dtz. M. 11.–
Einfach gestepst Preis per St. M. 4.25.
Mittelfalte aus 20 kleineren Fältchen Preis per St. M. 4.75.
Dunkler breit gestreifter schwarzer Seidenrips Per Stück M. 1.– Dtzd. 11.–
Schwarze Krawatte.
Weissgrundiger klein karrirter gerippter Seidenstoff. St. M. 1.– Dtz. M. 11.–
Wir empfehlen ferner: Weisse leinene Taschentücher. Bunte leinene Taschentücher. Seidene Taschentücher. Hierüber gibt unser Spezial-Katalog ausführlichen Aufschluss.
Unsern Spezial-Katalog über Herren-Wäsche und Krawatten versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

F. V. GRÜNFELD LANDESHUT in Schlesien

Königl. und Grossherzoglicher Hoflieferant

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal prämiirt mit goldenen, silbernen, Bronze- und Staats-Medaillen

Versand erfolgt unter Nachnahme oder vorheriger Einsendung des Betrages.

Taschentücher ... Tischtücher ... M. 4.90 ... Jacquard-Gedecke mit 6 Servietten ... Damast ... Wasserfeste Plaiden ... Unübertroffen! ... Segeltuche und Anzugstoffe

---



Waffen
H. Götz & Co.
Berlin C
Seydelstrasse 19a
Illustr. Preiscourant grat. u. frco.

Alten Nordhäuser Korn,

... Medailleur frei ...

Eduard Kunze.

Clemens Müller, Dresden-N.
Nähmaschinen-Fabrik · gegründet 1855

empfiehlt ... hochartigen neuen

DOMINA & STELLA

Nähmaschinen für Haus und Gewerbe

Vortheile: Sehr leichter geräuschloser Gang, unübertroffene Leistungsfähigkeit, gediegene hochelegante Ausstattung.

Herren-Anzugstoffe, ... reinwoll. Buckskins, Kammgarne etc. ... Muster frei.
Carl Hauasig. Cottbus.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft
in Dusemond und Trier,
gegründet zur Verbreitung absolut naturreiner Moselweine ... Central-Bureau in Trier.



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15
Echter böhmischer
Granaten-Schmuck.
... gratis und franco.

---

14 Ehrendiplome und Goldene Medaillen 14

KEMMERICH'S

Fleisch-Extract ... Suppen, Saucen, Gemüsen etc.

cond. Fleisch-Bouillon ...

Fleisch-Pepton

... Nahrungs- u. Stärkungsmittel für Magenkranke, Schwache und Reconvalescenten.

Zu haben in den Delicatessen-, Drogen- und Colonialwaarenhandlungen, sowie in den Apotheken.

Man achte stets auf den Namen „**Kemmerich**".

Bade-Einrichtungen und Douche-Apparate.



Badestühle

Zimmer-Closets

Closet-Einsätze



Zeppernick & Hartz, Berlin SW., ...



Badestuhl ...
... Sturm, Würzburg.

Kranken, ...

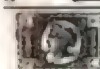
Behandlung und Heilung von Krankheiten ...

Franz Strobel, Caub a. Rh., ... Weine ...



Ade's Kassen-Feuer- und Fall-Probe.
Attest.

... Eßlingen ... Maschinenfabrik Esslingen.



Echte Briefmarken! Billig! ... Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin N. ...

Solide Onduleine, ... Bruno Frentzel, Cottbus.



Trunksucht ...

... Reinhold Retzlaff ...

Geld-, Pult- und Klavier-Verleger, ...

... Breslau.

Verlangen ...

Berlin 61

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen



... Kongestionen, Schwindelanfälle, ... Verstopfung, ... Leber- u. Gallenleiden, Hämorrhoiden ...

Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europa's ... Hamburg ... Hannover ... Magdeburg ... München ... Strassburg ...

Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co., ...

Direct wirkende Dampframmen

...



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Letzte Auszeichnung
Amsterdam 1883
Goldene Medaille.

Kupferberg Gold.

Chr. Adt. Kupferberg & Co. Mainz

Burks
Arzneiweine



Mit ersten Preisen ... **Appetit anregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende** ...

Burks Pepsin-Wein-Essenz

Burks China-Malvasier.

Burks Eisen-China-Wein

wohlschmeckend u. leicht verdaulich.

... Berlin ... Dresden ... Frankfurt a. M. ... Leipzig ... Magdeburg ... Stettin ... Wiesbaden ...

... „Burks Pepsin-Wein", „Burks China-Malvasier" etc.

Zur „Presshefenfabrikation", ...

Erwerbs-Katalog ...

Wilh. Schiller & Co., Berlin ...



Harzer Kümmel-Käse ...



Griechische Weine

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 ... Sorten,

Claret, herb und **süss,** ...

→ 19 Mark ←

J. F. MENZER

Neckargemünd

Erstes u. ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Allein ächte
Conserven Tamarinden
von Apoth. Kanoldt Nachfolger in Gotha
Garantirt rein pflanzliches
Abführ Mittel
Preis à Schachtel ...

Aerztliche Empfehlung

„Ich kann Ihnen ... sagen, dass mich der ... Erfolg der Tamarinden-Conserven ... "

Apoth. C. Kanoldt Nachf. in Gotha.

Prospekt.

„Ueber Land und Meer" tritt mit dieser Nummer den **dreißigsten Jahrgang** an. Wer wollte es uns im Zeitalter der Jubiläen verargen, daß auch wir uns an diesem Zeitabschnitte in der Festesstimmung eines Jubiläums fühlen! Feiern ja doch so manche Existenzen schon ihren zehnten Jahrestag als ein hervorragendes Ereignis! Ja, wir glauben uns berechtigt, mit einigem Stolze und mit inniger Befriedigung auf die drei Dezennien zurück zu schauen, in welchen unser „Ueber Land und Meer" das Licht der Welt erblickt hat, gewachsen und gediehen ist, wie kein anderes ihm verwandtes Blatt. Es hat in diesen ereignisreichen dreißig Jahren seinen Weg über Land und Meer in Wahrheit so vollständig zurückgelegt, daß es keinen Winkel der Erde mehr gibt, wo es nicht in die Hände der über den ganzen Erdball zerstreuten Deutschen gelangt wäre: in **Europa** vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden, vom äußersten Westen bis zum fernsten Osten, in **Amerika** von Pol zu Pol, in **Asien** und **Australien**, wo immer sich unsere Stammesbrüder niedergelassen, ja selbst in **Afrika**, nord- und südwärts der großen Wüsten und Seen, zählt es seine Freunde und Leser. Wer wollte also bestreiten, daß „Ueber Land und Meer" seine Bestimmung erfüllt und daß es ein wirkliches Bedürfnis der großen deutschen Nation befriedigt hat!! Dreißig Jahre des Gedeihens und Wachsens sagen alles.

Unsere Festesstimmung wird aber noch erhöht durch ein für uns freudiges Ereignis, welches mit unserem dreißigjährigen Jubiläum zusammenfällt. Es ist unseren Freunden bekannt, daß vor einigen Jahren ein Konkurrenzblatt in der Reichshauptstadt entstanden ist, welches sich von dem unserigen durch nichts unterschied, als durch den Titel: **„Deutsche Illustrirte Zeitung"** und die Farbe des Umschlags. Diese Stieftochter ist nun zur Mutter zurückgekehrt. Auf beiden Seiten gelangte man durch eine dreijährige Erfahrung zu der Erkenntnis, daß der Familienzwist nach keiner Seite hin Nutzen, wohl aber beträchtlichen Schaden bringen könne. Bei gleichem Streben nach einem Ziele konnte er ja nur eine Zersplitterung der mitwirkenden Kräfte zur Folge haben, welche die Erreichung jenes Zieles wesentlich erschweren mußte. Neue Berater und Leiter des Tochterblattes, welche sich lediglich durch ruhige Ueberlegung bestimmen ließen, bahnten daher die Versöhnung an, zu welcher auf der andern Seite die Hand bereitwillig dargereicht wurde. So kam sie denn auf der Basis vernünftiger Erwägungen umschwer zu stande. Wie im gewöhnlichen Leben die Beilegung jedes Familienstreites von segensreicher Wirkung zu sein pflegt, so wird hoffentlich auch diese Versöhnung die gleiche Wirkung haben. Das Gute, was die Konkurrenz zwischen Mutter und Tochter zu Tage gefördert, soll nicht verloren gehen, sondern sorgfältig erhalten bleiben. Es soll daher das jüngere Blatt nicht einfach aus der Welt verschwinden, sondern beide Blätter erscheinen fortan ineinander verschmolzen. Zum äußern Zeichen hiefür nimmt **„Ueber Land und Meer"** den Titel der **„Deutschen Illustrirten Zeitung"** in sich auf. Es setzt ferner die **Künstlerausgabe** der letztern fort und macht sich die spezielleren Rücksichtnahme auf das Leben und Streben der Metropole des deutschen Reiches zur besonderen Aufgabe. „Ueber Land und Meer" will sich durch die Vereinigung mit der „Deutschen Illustrirten Zeitung" das Bürgerrecht in der Reichshauptstadt erwerben und es will alsdann auch seine Bürgerpflicht voll und ganz erfüllen. Der Hauptzweck der stattgehabten Verständigung war und ist aber, die zersplitterten Kräfte wieder auf **einen** Punkt zu konzentriren, damit das Beste, was die Federn unserer deutschen Schriftsteller und der Stift unserer Künstler hervorbringen, dem deutschen Publikum in **einem** Blatte dargeboten werden könne.

Dieses schöne Ziel nach Möglichkeit zu erreichen, geloben wir uns am Tage unseres dreißigjährigen Jubiläums ganz besonders. Es soll unsererseits kein Opfer gescheut werden, wenn es sich darum handelt, unter dem Guten das Beste zu erwerben und das Schönste herzustellen. Und gewiß werden die Schriftsteller und Künstler der „Deutschen Illustrirten Zeitung" nunmehr ihre Beiträge wieder in erster Linie uns zur Verfügung stellen; zahlten wir sie ja doch fast alle schon vor dem Erscheinen jenes Journals zu unseren geschätzten Mitarbeitern. Die bisherigen Leser der „Deutschen Illustrirten Zeitung" treffen daher, wenn sie nunmehr zu uns übergehen, dieselbe geistige Nahrung und Anregung und denselben künstlerischen Genuß an, welche ihnen bislang geläufig waren, ja sie werden beides — wie wir zuversichtlich hoffen — in höherer Vollkommenheit wiederfinden. Indem wir sie somit zum Abonnement auf „Ueber Land und Meer", das die „Deutsche Illustrirte Zeitung" in sich verschmolzen und aufgenommen hat, freundlich einladen, haben wir das Bewußtsein, daß wir ihnen mindestens vollen Ersatz für das Verlorene zu bieten vermögen. Wir halten uns daher auch zu der Hoffnung berechtigt, daß sie ohne Ausnahme in die Reihe unserer Abonnenten treten werden, und wir bitten die uns unentwegt treu gebliebenen Freunde, sie zum Eintritt in unser Abonnement zu veranlassen.

Eine vollkommene wird aber unsere Jubiläumsfreude erst dann, wenn sie nicht auf den engeren Kreis der Nachstehenden beschränkt bleibt, sondern von der im ganzen Erdenrund verbreiteten Familie unserer Abonnenten geteilt wird. Und wenn wir die vor uns liegenden 30 Jahrgänge von „Ueber Land und Meer" überblicken und die Fülle des Inhalts von 58 Foliobänden an uns vorübergehen lassen, so glauben wir auf eine solche Teilnahme bauen zu dürfen. In das Format der gewöhnlichen Bücher übertragen, würden jene 58 Folianten als eine sehr stattliche Hausbibliothek hunderte von Bänden füllen. Unsere alten treuen Leser aber werden uns das Zeugnis nicht vorenthalten, daß wir seit dreißig Jahren ebenso eifrig als erfolgreich bestrebt gewesen sind, das Programm zur Wahrheit zu machen, das an der Spitze der am 15. November 1858 erschienenen ersten Nummer unseres Blattes gestanden: **„Ueber Land und Meer" will ein Unterhaltungs- und Familienblatt im größten Stile sein.** Das ist es seither gewesen und das soll es auch fernerhin im wahren Sinne des Wortes sein und bleiben: **ein Organ edler Unterhaltung, nützlicher Belehrung, fördernd und befriedigend den Kunstsinn aller Gebildeten und dieselben auf dem Laufenden erhaltend in allen Begebenheiten und Strebungen der Zeit und auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst.**

Diesen Grundsätzen entsprechend haben wir für den dreißigsten Jahrgang der Deutschen Illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" bereits eine umfassende Reihe hervorragender belletristischer und künstlerischer Schöpfungen vorgesehen. Wir eröffnen ihn mit der Novelle:

Villa Falconieri von Paul Heyse.

Die allbeliebten italienischen Novellen des gefeierten Verfassers erhalten durch dieses neueste Werk einen Zuwachs von außerordentlicher Bedeutung. In Villa Falconieri begegnen wir Schilderungen vom höchsten poetischen Reiz und Vorgängen von fesselndstem Interesse. Die im Einverständnis mit den Wünschen des berühmten Verfassers beigegebenen zahlreichen Illustrationen schildern die malerischen Oertlichkeiten, in denen seine Novelle sich abspielt. Neben derselben beginnt der Roman:

Zwei Seelen von Rudolph Lindau.

Das beigefügte Goethesche Motto: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust", thut zur Genüge dar, wie der Autor den Titel verstanden wissen will. Sein Roman entrollt Bilder von vollendetster psychologischer Feinheit und dabei von eigenartig packender Lebendigkeit. Durch und durch modern, überraschend in jedem einzelnen Zuge, zeigen seine Gestaltungen gleichwohl das ewig Gültige der wahren Kunst.

Hugo Kleins reizende „Geschichte zweier Küsse" ist schon innerhalb des ersten Heftes (Nro. 1 und 2) vollständig enthalten.

Weiterhin folgen unter anderem die Romane und Novellen:

Nubia	von **Richard Voß.**	**Edelraute**	von **E. M. Vacano.**
Fanny Förster	von **Ida Boy-Ed.**	**Der kleine Peter**	von **Adel Weber.**
Nach Claudia	von **G. von Vermstein.**	**Die Stunde der Einkehr**	von **A. Vogel vom Spielberg.**
Ueber Klippen	von **Klaus Zehren.**	**Ein Fuß**	von **G. Falcke.**

Im Uebrigen dürfen wir uns auf die altbewährten und allwärts beliebten Gepflogenheiten von „Ueber Land und Meer" beziehen, ihnen namentlich auch bezüglich der kleineren humoristischen Gaben, Notizblätter, Rätsel, Spiele, Briefmappenbescheide ꝛc. treu bleibend, hoffen wir alle die alten und neuen Freunde, die wir bei Beginn dieses Jahrgangs froh begrüßen dürfen, dauernd und in vollem Maße zu befriedigen und zu erfreuen.

Der dreißigste Jahrgang von „Ueber Land und Meer" (Oktober 1887/88) erscheint als

Haupt-Ausgabe in Wochen-Nummern von mindestens 2½ Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark durch den Buchhandel, oder 3 Mark 50 Pf. durch die Post bezogen;

Haupt-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von je mindestens 5 Bogen größtes Folio in illustrirtem Umschlag (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 50 Pfennig pro Heft;

Künstler-Ausgabe auf Velinpapier mit jährlich 8 Extra-Kunstbeilagen in Wochen-Nummern von mindestens 2½ Bogen größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 6 Mark.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Über Land und Meer.

Nº 2.

50. Band. Dreißigster Jahrgang. Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag. Preis vierteljährlich 3 Mark. Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Villa Falconieri.

Novelle von

Paul Heyse.

Mit Originalzeichnungen von Kunz Meyer.

(Fortsetzung.)



Verzeihung, Herr Graf, daß ich einer so freundlichen Einladung nicht habe widerstehen können," sagte der junge Deutsche. „Doch habe ich der Frau Gräfin [illegible] gelobt, morgen in aller Frühe dies gastliche Dach wieder zu verlassen. Es ist nun wohl auch Zeit, mich vorzustellen. Mein Name ist Eberhard ***, ich bin nichts Besseres und Schlimmeres als ein simpler Doktor der Philosophie und habe mich einen Winter in Rom aufgehalten, um archäologische und kunsthistorische Studien zu betreiben, da ich in meiner Heimat eine Stelle als Adjunkt an einem Museum zu erhalten hoffe. Nun, da meine Zeit hier im Süden fast abgelaufen ist, wollte ich nur noch einen Blick in Ihre wundervolle Bergwelt thun, eh' ich den Heimweg antrete. Sie müssen daher mein Wanderkostüm entschuldigen, und überhaupt bitte ich sehr, keine weitere Notiz von mir zu nehmen und sich vor allem in Ihrem Spiel nicht stören zu lassen."

Er hatte während dieser Rede seine Karte hervorgeholt und sie dem Alten überreicht, der sie weit von sich abhielt und, die Augen mit der Hand schützend, die kleine Schrift zu entziffern versuchte.

„Everardo ***!" sagte er nach einer kurzen Pause, während welcher der Pfarrer und sein geistlicher Neffe keinen Laut von sich gaben. „Wie ist es, Don Gaetano? War das der Name des großen deutschen Historikers ... Ihr wißt ... der die römische Geschichte geschrieben hat und von welchem Don Emilio mir meldete, daß er hier herauskommen wollte, den Helden von Lissa zu besuchen und sich von ihm seine Seeschlachten erzählen zu lassen?"

„Chè, chè!" machte der Pfarrer und lachte sehr unehrerbietig. „Was Ihr auch denkt, Don Carlo! Everardo war nicht sein Name. Er fing mit einem M an und klang gerade so kurios wie alle diese Gelehrtennamen von jenseits der Berge. Und dann, werter Freund, bedenkt, dieser junge Herr und der Verfasser jener stupenden römischen Historie, über welcher ihr Verfasser alt und grau geworden sein muß! Ihr scherzet wohl, Don Carlo! Chè, chè!"

„Ihr habt recht, Don Gaetano," versetzte der Hausherr, „aber sei dem, wie ihm wolle, Ihr seid willkommen in der Höhle des invaliden Seelöwen, Sor Dottore. — Das hast Du klug gemacht,



Seppl. Gemälde von J. F. Engel.

Digitized by Google

Gigina, daß Du den verirrten Fremdling unter unser Dach geführt hast. — Ihr müßt mich entschuldigen, Herr, wenn ich mich nicht erhebe, um Euch die Ehre meines Hauses zu erzeigen. Diese beiden schwerfälligen Säulen da" — und er klopfte mit der Pfeife an die umwickelten Füße — „sind nicht besser als so manche ihrer Kameraden auf dem römischen Forum, denen die Sockel abhanden gekommen sind. Was liegt daran! Der Rest des alten Baues ist noch wohlerhalten, und wenn mich auch das Schicksal an diesen Felsen geschmiedet hat wie Prometheus, ich bin darum nicht unthätig und hoffe, dem Vaterlande mit dieser rechten Hand noch zu nützen, wenn sie auch kein Geschütz eines Kanonenbootes mehr abfeuert. Sehr erfreut, Sor Everardo, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich denke, sie morgen fortzusetzen ... nein, nein, von Eurer Flucht mit der Morgenröte kann keine Rede sein, hört Ihr wohl? Und jetzt verzeiht, wenn wir das Spiel zu Ende bringen. Kennt Ihr unsere Calabresella? Nun, Ihr sollt sie lernen, es ist das Spiel aller Spiele. Aber Glück ist dabei die Hauptsache wie bei jedem Spiel, das Waffenspiel nicht ausgenommen, und mir kehrt es heute den Rücken. Der verdammte Pfaffe hat mich so schnöde übers Ohr gehauen, ich lasse ihn nicht lebendig aus dem Hause, ehe er mir Revanche gegeben."

Bei diesen Worten hatte das gutmütige Gesicht plötzlich einen so drohend gebieterischen Ausdruck angenommen, daß der Fremde es geraten fand, ohne Widerrede sich zu fügen. Er blieb noch einige Minuten neben dem Spieltisch stehen und sah zu, wie der Pfarrer, nachdem er aus einer großen silbernen Dose geschnupft hatte, von neuem die Karten mischte und mit allerlei Scherzen, die er nicht verstand, die Revanchepartie eröffnete. Auch das Gesicht des jungen Geistlichen betrachtete er nun genauer. Es war ein römischer Vollblutkopf von scharfem Schnitt, die kurz geschorenen krausen Haare hatten das Tonsurchen fast schon wieder überwachsen, die Augen unter den starken schwarzen Brauen blickten unruhig umher, und der volle Mund verzog sich zu einer fast feindseligen Grimasse, als die Blicke der jungen Leute sich begegneten.

Da fühlte der Deutsche sich leise an der Schulter berührt. Die Gräfin, die hinausgegangen war, stand hinter ihm.

„Kommen Sie!" sagte sie leise. „Das Abendessen ist bereit. Nein, Sie dürfen es nicht ablehnen. Sie sollen im Hause des Grafen Sammarino nicht ungegessen sich zur Ruhe legen.

*

In dem großen Gemach nebenan war der Tisch von neuem gedeckt, ein dreiarmiger silberner Kandelaber stand darauf, die römische Messinglampe beleuchtete das Buffet. Statt der Magd aber erschien ein großer schwarzbärtiger Bedienter in dunkelbrauner Livree mit gelben Aufschlägen und trug eine silberne Suppenterrine herein, von der er mit feierlicher Miene den Deckel abhob.

„Sie müssen vorlieb nehmen," sagte die Gräfin. „Wir haben Sie nicht warten lassen wollen."

Sie setzte sich ihm gegenüber, die Ellenbogen aufgestützt, die Augen von den langen Wimpern halb bedeckt. Während er aß, sah er oft zu den schönen Händen hinüber, an deren leicht verschränkten schlanken Fingern kostbare Ringe blitzten. Zuweilen lösten sich diese Hände von einander, um ihm Wein einzuschenken. Alle ihre Bewegungen waren gelassen und fast schwerfällig, wie von einem Marmorbilde, dem vor kurzem erst Leben eingehaucht worden wäre, wie denn auch die Farbe ihrer Haut an den feinsten, von der Zeit gelblich abgetönten parischen Marmor erinnerte.

Dabei öffnete sie die Lippen nur, um dem Diener ein paar halblaute Worte hinzuwerfen. Auch der Gast, so viel er sich Mühe gab, etwas der Rede wertes zu ersinnen, schwieg beständig, desto lauter nahm das Wortgefecht der Spieler nebenan seinen Fortgang, das schütternde Lachen des Pfarrers, von den Zornesausbrüchen des Grafen niedergeschrieen. Der Neffe schien als stumme Person seine Rolle zu spielen.

„Sie essen nicht," sagte endlich die Wirtin. „Aber von diesen Früchten müssen Sie kosten, sie sind in unserem Garten gewachsen."

Damit nahm sie eine der großen dickschaligen Orangen und begann sie zuzubereiten, indem sie einen kleinen Deckel abschnitt und das blutrote Innere wie einen Becher aushöhlte, in welchen sie Zucker streute, daß vom Saft und Fleisch nur das Zarteste darin zurückblieb. Er nahm das herrliche Labsal mit einem eigenen Gefühl der Freude und Entzückung aus dieser schönen Hand.

„In diesem Paradiese sind alle köstlichen Gaben des Himmels beisammen," sagte er, sich gegen die Gräfin verneigend.



„Ein Paradies!?" versetzte sie und ihre Brauen zogen sich zuckend zusammen. „Aber ich vergesse, Sie sind hier fremd. Wollen Sie diese Mispeln kosten oder die frischen Mandeln? Die Erdbeeren sind alle aufgegessen. Don Gaetano kann es nicht sehen, daß eine übrig bleibt."

Er dankte und trank seinen Wein aus. In diesem Augenblick erschien der Pfarrer mit dem Neffen aus dem Nebenzimmer, sich von der Gräfin zu verabschieden. Er erzählte in bester Laune, daß er dem Helden von Lissa zehn Lire abgewonnen und in der Hitze des Gefechts sogar sein eigenes Blut nicht geschont habe. Der junge Kleriker sprach kein Wort. Er verneigte sich tief vor der Herrin des Hauses, wobei sein fahles Gesicht ein leichtes Rot überflog, warf dem Fremden einen unverhohlen feindseligen Blick zu und verließ hinter dem Oheim das Zimmer.

Die Gräfin war aufgestanden, als die beiden sich verabschiedeten, und hatte, die Arme über der Brust gekreuzt, ihnen nachgesehen. Nun wandte sie das Haupt zu ihrem deutschen Gast und sagte mit einem leichten Zittern in der Stimme:

„Was glauben Sie, hat es auch schon im Paradiese solche Gesichter gegeben?"

Er fand nicht gleich eine Antwort. Zum Glück trat Rosa herein, die mit ihrer Gebieterin zu flüstern hatte. Der Bediente war in dem Salon verschwunden, wo man bald ein seltsames Stampfen und Aufstoßen eines Stockes vernahm. Nach einer Weile erschien er wieder, trat zu der Herrin und sagte:

„Der Herr Graf läßt der Frau Gräfin sagen, daß er zu Bett gegangen sei, und dem Herrn Doktor wünscht er eine gute Nacht und hofft ihn morgen früh zu sehen."

„Es ist gut, Bernardo," erwiderte die Gräfin, „Ihr könnt gehen. — Rosa wird Ihnen Ihr Schlafzimmer zeigen, Sor Everardo. Ich hoffe, Sie träumen unter diesem Dache weiter vom Paradiese — das nur noch im Traum zu finden ist."

Sie reichte ihm ihre Hand, immer mit der gleichen ernsthaften Miene. Er ergriff sie herzlich und drückte flüchtig seine Lippen auf die kühlen Fingerspitzen. Dann folgte er der Magd, die ihn die Treppe hinauf in ein großes, kahles Gemach führte. Nach Art der ländlichen Wohnungen dieser Gegenden war es nur mit dem Notwendigsten ausgestattet, einer eisernen Bettstatt, einem alten Rokokosekretär, sehr einfachem Waschtischchen und zwei strohgeflochtenen Stühlen. Doch lag eine Matte vor dem Bett, und an der Wand darüber hing eine kolorirte Lithographie Garibaldis, zwischen den Fenstern ein Madonnenbild in braunem Rahmen.

„Gute Nacht!" sagte die Magd und stellte den Leuchter auf den Pfeilertisch. „Wenn der Herr nichts weiter befiehlt ..."

Eberhard nickte ihr freundlich zu. Das gute, kluge, traurige Gesicht gefiel ihm.

„Seid Ihr verheiratet?" fragte er. „Habt Ihr Kinder?"

„Bernardo ist mein Mann, der Kammerdiener des Herrn Grafen. Aber Kinder haben wir nicht. Er ist jünger als ich, er hat mich nicht aus Liebe geheiratet, nur weil der Herr Graf es haben wollte."

„Aber er behandelt Euch gut?"

„Was denkt Ihr! Die Gräfin würde es nicht leiden, wenn er nur die Hand gegen mich aufhöbe. Aber Ihr wißt wohl, Herr, es thut doch kein gut, was wider die Natur ist. In Frascati gibt es leichtsinnige junge Weiber genug — man muß ein Auge zudrücken und mit dem andern nicht sehen, wenn man durch die Welt kommen will. Gute Nacht, Herr, und gute Ruhe!"

Sie ging langsam aus dem Zimmer, als erwarte sie, daß er noch etwas zu fragen haben würde. Es schien ihr viel auf dem Herzen zu liegen, was sie nur selten Gelegenheit hatte vor einem teilnehmenden Menschen auszuschütten. Er hatte sich aber schon dem Fenster zugewendet und staunte in die wundervolle Mondlandschaft hinaus. Gerade ihm gegenüber, auf steilem Terrassenunterbau, lag eine langgestreckte, schloßähnliche Villa hoch über Oliven- und Rebenhalden, auf der Plattform vor der hellbeleuchteten Fassade erhoben sich zwei freistehende Säulen, in den langen Fensterreihen schimmerte nicht ein einziges Licht. So schaute der gewaltige Bau wie eine schlafende Sphinx in die weit ausgebreitete Campagna zu seinen Füßen, und drüber hinaus lagen die Berge der Sabina, im silbernen Duft, die Linien der Gipfel nur hie und da leise hervortretend gegen das dunklere Firmament. Eine zauberhafte Stille und Schwermut war über die unermeßliche Weite ergossen. Selbst die Nachtigallen schwiegen, nur von unten herauf hörte man zuweilen das Winseln des Hundes, der auf seinem Wundbett keine Ruhe finden konnte.

*

Als Eberhard am frühen Morgen erwachte, mußte er sich eine ganze Weile besinnen, bis er begriff, wo er sich befand. Er hatte das Fenster geschlossen.

da er zu Bette ging. Der lebhafte Wind jedoch hatte es wieder aufgesprengt. Nun drangen die Morgenstimmen aus Nähe und Ferne zu ihm herauf, Glockenläuten aus dem Städtchen, das zur ersten Messe rief, das melancholische Ritornell eines Burschen, der unten im Garten arbeitete, Hundegebell und Frauenschreie, und wieder schon in der ersten Tagesfrühe das leidenschaftliche Konzert der Nachtigallen, von denen alle Büsche ringsum bevölkert waren.

Er lag noch ein wenig in dem süß verträumten Behagen eines Menschen, der einem glücklichen Tag entgegensieht. Dann, als ein besonnener Deutscher, der sich nicht von der Flut treiben läßt, sondern seinen Zielen nachsteuert, beschloß er, höchstens bis an den Nachmittag in diesem Märchenschlosse zu verweilen. So stand er fröhlich auf. Er hatte seine Toilette eben beendet, als an die Thür gepocht wurde.

„Verzeihen Sie," sagte Rosa, die draußen stand, „ich hörte, daß Sie aufgestanden waren. Die Gräfin hat befohlen, Ihnen das Frühstück zu bringen."

Sie trug ein großes, schneeweiß gedecktes Brett herein, auf welchem der Kaffee in einer schweren silbernen Kanne dampfte. Das stellte sie auf den Pfeilertisch, und während er zu frühstücken begann, machte sie sich im Zimmer zu schaffen, indem sie eine Vase, in welcher ein verblühter Rosenstrauß gestanden, mit frischen Blumen füllte. Sie fragte ihn, wie er geschlafen, ob das Bett ihm bequem gewesen sei, ob er etwa noch eine Eierspeise wünsche.

„Nein, Rosa," sagte er. „Ihr habt für alles so trefflich gesorgt, es ist schon bei Euch, der Abschied wird mir schwer werden."

„Abschied?" rief sie und sah ihm mit ihren schwarzen Augen treuherzig ins Gesicht. „Was redet Ihr von Abschied, Herr? Seid Ihr nicht eben erst gekommen?"

„Durch Zufall, Rosa, durch eine freundliche Gunst des Glücks, die ich aber nicht mißbrauchen darf. Wißt Ihr denn nicht, daß ich Eurer Herrschaft fremd bin?"

„Was thut das! Ihr seid ihnen willkommen. Der Herr Graf hat gleich heute früh nach Euch gefragt. Er kann es nicht erwarten, sagt mein Mann, bis Ihr ihm Eure Aufwartung macht. Denn, sagt Bernardo, vor dem er keine Geheimnisse hat, er will Euch das Buch zeigen, an dem er schon ein paar Jahre schreibt. Er sagt, Ihr wäret ein großer Gelehrter, ein Professorone — was weiß ich! — und es würde Euch interessiren, und Ihr bliebet dann hoffentlich viele Wochen, meint Bernardo. Die Gräfin aber . . ."

Sie schwieg und machte sich mit einem unterdrückten Seufzer an ihrer Schürze zu schaffen.

„Die Gräfin? Was ist mit ihr?"

„Je nun, Herr, Ihr habt es ja selbst gesehen, wie sie lebt, der arme Engel! Meint Ihr, daß diese Gesellschaft für sie gemacht ist, der Herr Pfarrer, der sich den Bauch vollschlägt und überall seinen Tabak herumstreut und zuweilen Witze macht, daß die Engel im Himmel sich die Ohren zuhalten? Oder dieser Nipotino, der die Augen immer am Boden herumkriechen läßt, diese Fuchsaugen, und wenn er sie zu meiner Gräfin aufschlägt, lodern sie wie zwei Brandraketen? Dann kommt noch dann und wann irgend ein Vetter oder Schwager unseres Herrn, alles angejahrte Leute, die sehr höflich und zuckersüß mit meiner Gräfin thun, aber, Madonna mia! was soll sie mit ihnen reden? Sie sind nämlich aus Genua, die Sammartinos, und meine Gräfin kennt niemand von ihrer ganzen Sippe und allen Bekannten und Freunden, so daß sie immer ganz stumm dabeisitzt, wenn so ein Besuch mit dem Grafen von den Dingen und Menschen dort plaudert. Ja, lieber Herr, man soll nicht einmal ein Pferd aus dem Nachbardorf sich anschaffen, geschweige eine Frau. Aber wer vermag etwas gegen den Willen des Himmels? Und daß der diese Heirat beschlossen hatte, das ist doch mit Händen zu greifen. Denn, sagen Sie selbst, wie wäre sonst der Graf nach dem kleinen Städtchen in der Mark Ancona gekommen, wo er nichts zu suchen hatte, und hätte auf der Durchreise Halt machen müssen, weil seine Wunden wieder aufgebrochen waren, poveretto! Denn Sie wissen doch, daß er ein großer Held zur See gewesen ist und in der furchtbaren Schlacht bei Lissa, die für uns so traurig verloren ging — er war der Einzige, der den Feinden, den Oesterreichern, einen Vorteil abgewann, ein Schiff ihnen wegnahm oder in Grund bohrte — was weiß ich! — kurz, die Ehre des italienischen Namens rettete wie kein anderer! Und teuer hat er seine Lorbeeren bezahlt, bei Gott! Denn eine feindliche Bombe nahm ihm beide Füße weg, hart an den Knöcheln, daß er jetzt sich nur mit Mühe und Schmerz auf den Stumpfen fortschleppt, und ich meine fast, so sanft es ihm thun, daß sie ihn zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt gemacht und Gedichte auf ihn verfaßt haben, worin er als der Held von Lissa gepriesen wird — er gäbe all die Glorie gerne hin, wenn er wieder auf zwei wackeren Füßen herumgehen könnte, statt nun zu sitzen tagaus tagein, der arme Krüppel, und hat eine schöne junge Frau, die mutterseelenallein durch die Gotteswelt spazieren gehen muß!"

Sie schöpfte ein wenig Atem nach dieser langen Rede, seufzte verstohlen und setzte sich ihm gegenüber aufs Bett, während er eine Cigarre anzündete und den Rest des Kaffees in seine Tasse goß.

„Ja, lieber Herr," fuhr sie dann fort, „das sind Schicksale! Wie es die Madonna gibt, so muß man's nehmen. Und meine Gigia — die Frau Gräfin will ich sagen — aber damals war sie's ja noch nicht — genug, sie lebte mit ihren Eltern in dem kleinen Hause, wohin sie sich zurückgezogen hatten, da sie sich in Ancona nicht mehr halten konnten. Sie waren sehr wohlhabend gewesen, der Vater sollte sogar zum Podestà ernannt werden, da machte sein Bruder einen bösen Bankerott, und um die Ehre der Familie zu retten, gab Luigias Vater fast alles hin, was er besaß. Seitdem lebten sie, arm, aber ehrlich, in dem kleinen Nest, von wo die Montecatinis ausgegangen waren, ehe sie nach Ancona übersiedelten. Die Tochter — das arme Ding — was half ihr nun ihre Schönheit und ihr guter Ruf und daß nie eine Klage über ihre Lippen kam! Die jungen Männer von heute, wissen Sie wohl — ein Esel mit einem goldenen Zaum gilt ihnen mehr, als ein Verberroß mit einem ledernen. Und so war sie einundzwanzig Jahre geworden und vertrauerte ihre schöne Jugend, und: ‚Rosa,' sagte sie mehr als einmal, ‚ich will Nonne werden; die Welt ist nicht schön; wenn man wenigstens den Himmel erwerben kann —!' —‚Was redest Du nur, Gigina mia!' schalt ich sie. ‚Werte nur, mein Herzblatt, der Rechte wird schon kommen.' Und wirklich, er kam — aber ob es der Rechte für sie war . . .

„Sie wenigstens glaubte es, da er um sie warb. Als er bei uns im Ort liegen bleiben und einen Arzt aus Ancona kommen lassen mußte, hatte man ihm das Haus Montecatini empfohlen, welches wie ein Palast war, obzwar nur wenig Zimmer eingerichtet. Und da lag er drei, vier Wochen und kurierte an seinen armen Beinstümpfen herum; und Luigias Eltern waren wie im Himmel von wegen der Ehre, daß der Held von Lissa, der große, reiche Herr Graf, unter ihrem geringen Dache sich's gefallen ließ. Und als er um Luigias Hand anhielt, schien es ihnen wie eine Gnade Gottes, und nur das fürchtete die Mutter, daß Gigia eine Thörin sein und die glänzende Heirat ausschlagen möchte, weil sie sich einen jüngern in den Kopf gesetzt mit gesunden Beinen. Das gute, stolze Geschöpf aber, wenn es auch nicht eben zum Jauchzen Lust hatte — keinen Augenblick besann es sich, und so wurde aus meiner Gigina, die ich auf den Armen getragen, die Gräfin Luigia di Sammartino, zu der ich aber doch nicht ‚Sie' sagen konnte — das sagte ich ihr, als ich ihr folgen sollte; denn sie hatte sich's ausbedungen bei ihrem Gemahl, daß sie mich niemals von sich lassen müsse.

„Und wie finge ich es auch an, ohne sie zu leben, obwohl mir oft das Herz weh thut, wenn ich sehen muß, daß sie nicht so glücklich ist, wie sie's verdiente?"

Sie schwieg wieder eine Weile und schien zu warten, daß er sie etwas fragen sollte. Er brauchte aber nicht erst von diesem guten, geschwätzigen Weibe zu erfahren, warum ihre Herrin nicht glücklich war. Im Geist sah er sie wieder, wie sie gestern abend ihm gegenübergesessen und mit einem bittern Zug um die Lippen gesagt hatte: „Ein Paradies!? Glauben Sie, daß es auch im Paradies solche Gesichter gibt?" Und nebenan das Lachen des dicken Pfarrers und die dröhnende Stimme des weißhaarigen Seelöwen!

Unwillkürlich seufzte er und sah düster in die blühende Landschaft hinaus. Die Frau aber, als hätte sie die Gedanken hinter seiner Stirn entziffert, fuhr eifrig fort:

„Nein, Herr, das dürfen Sie nicht glauben. Er behandelt sie immer gut, und obwohl sie schon neun Jahre seine Frau ist, noch immer betet er sie an und läge auf den Knieen vor ihr, wenn er mit seinen armen verstümmelten Beinen einen Fußfall zu stande brächte, der Aermste! Aber was wollt Ihr, Herr? Es ist doch wider die Natur, und was sie sich vorgespiegelt hat, daß es eine Freude und Ehre sein würde, einen Mann glücklich zu machen, der für Italien so viel gethan und der auch ihre Eltern wieder zu Ehren brächte nach der Schande, in die sie der Oheim gestürzt — ach, Herr, so ein junges Herz und ein stolzer junger Leib und die langen einsamen Jahre! Denn zuerst hat er uns auf ein Gut gebracht an der Riviera, da bekamen wir noch oft Besuch von seinen Leuten aus Genua, und sie machten meiner Gigia den Hof, und es waren Dichter darunter, die besangen ihre Schönheit, und so ging es leidlich die ersten Jahre, fünf oder sechs. Auf einmal aber — ohne allen Grund, denn meine Gigina ließ sich nicht das Geringste zu schulden kommen — der Graf aber faßte einen Argwohn gegen einen jungen Neffen, der sterblich in die neue Tante verliebt war, und da war kein Halten mehr, wir zogen fort und hieher, wo wir ganz fremd waren, und sitzen nun hier über drei Jahre, und wenn sie auch herumgehen kann wie eine Freie, sie ist doch wie im Gefängnis, die arme Seele. Denn was hat sie von ihrer Jugend und Schönheit und dem Reichtum und der Vornehmheit? Sie beklagt sich nie, aber ich weiß, was mein armes Kind in seinem Herzen verbirgt. Die Madonna steh ihr bei! Und ich meine, sie hat mein Bitten und Flehen, daß sie meiner Gigina das Leben erleichtern wolle, schon erhört. Hat sie nicht Euch hergeführt, so ganz unerwartet und wie durch ein Wunder? Ihr müßt wissen, ich merkte es auf der Stelle, daß Ihr meiner armen Herrin sympathisch seid, das könnt Ihr mir glauben. ‚Was dünkt Euch von dem Fremden, Frau?' fragt' ich sie gestern. — ‚Daß er ein guter Mensch ist,' antwortete sie, ‚besser als all die anderen hier.' Seht, das sagte sie und sah dabei ganz still und froh vor sich hin.' Und darum mein' ich, daß es sündhaft wäre, wenn Ihr so bald wieder fortginget, statt meiner Gigia ein wenig die lange Zeit zu vertreiben und zu beweisen, daß Ihr so gut seid, wie sie Euch glaubt. Begreift Ihr das nicht? Und kann es Euch an irgend einem Ort besser gefallen als hier, wo man Euch auf Händen tragen wird und nichts dafür verlangt, als daß Ihr eine arme, schöne, betrübte Kreatur einmal wieder lächeln oder gar lachen lehren sollt?"

In immer wundersamerer Erregung hatte er der hastigen Beichte gelauscht, die der welke Mund der Alten hervorsprudelte. Zu antworten aber wurde ihm erspart. Denn die Thür ging leise auf und ebenso leise, da er auf Hausschuhen wandelte, trat Bernardo herein. Er warf einen kalten, argwöhnischen Blick auf seine Frau, die sichtbar verlegen in die Höhe gefahren war und sich mit dem Frühstücksgeschirr zu schaffen machte.

„Der Herr Graf lasse dem Herrn Doktor einen guten Morgen wünschen und es würde ihm angenehm sein, seinen Besuch zu empfangen."

„Ich komme sogleich," erwiderte der junge Mann. Er hätte sich gern noch ein wenig im Freien umgetrieben, der Kopf brannte ihm von allem, was er vernommen hatte. Doch sah er ein, daß er nicht zögern dürfe, den Wunsch seines Gastfreundes zu erfüllen. Der Diener führte ihn die Treppe hinab und durch den leeren Vorsaal, wo er zu Nacht gegessen, in einen langen Korridor, der hinter den Zimmern hinlief. Die hohen Fenster gingen nach derselben Seite wie die seinen droben, sie waren jetzt der Morgenluft geöffnet, und eine Schwalbe, die oben im Gebälk des Ganges ihr Nest hatte, flog zwitschernd aus und ein. Ganz hinten öffnete sich eine schmale Thür, durch die der Diener voranschritt. Hier, in einem engen Eckzimmerchen, sah es fast wie in einer Schiffskajüte aus, die Wände waren mit Land- und Seekarten bedeckt, das Modell eines Kanonenbootes stand auf einem niedrigen Postament, Flaggen und rostige Waffen bildeten eine Trophäe in der einen Ecke, mit verstaubten Palmenzweigen und Lorbeerkränzen zu einer malerischen



Vor der Auktion. Gemälde von C. Spielter.



Betende Araberin. Gemälde von Hans Makart.

Digitized by Google

Dekoration vereinigt. Der Gast hatte aber nicht Zeit, dies alles näher zu betrachten; denn schon hatte Bernardo an die kleine Thür zu dem nächsten Zimmer gepocht und auf das kräftige „Herein!“ das von innen erscholl, das Pförtchen geöffnet, um den Fremden eintreten zu lassen.

Auch dieses Gemach war eng und hoch, und seine zwei Fenster gingen nach verschiedenen Seiten, das eine nach der Campagna und dem fernen Rom, das andere nach den mächtigen Steineichen, die ehrwürdig dunkel wie ein Tempelhain den Platz vor dem Hause überschatteten. Hier saß der Graf in dem sammetnen Hausrock von gestern abend, ein rotes Fez auf den weißen Hinterkopf geschoben, rechts und links an den Armsessel gelehnt sein Stock und die lange Pfeife, die Füße fest umwickelt unter den Tisch gestreckt, auf welchem Bücher, Schreibgerät und neben einer großen Handlacke eine Kanonenkugel lag, die hier das friedliche Amt eines Briefbeschwerers versah.

(Fortsetzung folgt.)

Betende Araberin.

(Hierzu das Bild Seite 29.)

Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet! Kommt zum Gebet!“ So ruft täglich fünfmal, so weit der Islam reicht, der Muezin von der Galerie jener einen Fabrikschornstein ähnlichen, in einen umgestülpten Trichter auslaufenden Moscheenkuppe, und wo immer der weithin schallende Ruf vernommen wird, da kniet jeder Gläubige auf den Teppich, in den Sand oder auf den Steinboden nieder, wendet das Antlitz gen Mekka und verrichtet seine Andacht. Und recht hatte Mohammed, diese häufigen Gebete zu begehren, denn sie zwingen den trägen Orientalen, seinen Tätigkeitstrieb zu legen, wenn der Ruf erschallt, und dieser Ruf ist wiederum auch bei dem Frömmsten und Gläubigsten eine Notwendigkeit in einem Lande, das keine Uhren kennt, in welchem kein Pendelschlag das süße Nichtsthun stört, das seine Zeit zwischen Sonnenauf- und -Niedergang teilt. Nicht nie in unserem Kultus sucht der Betende eine stille Stätte, um sich an Gott zu wenden, der Pilger breitet seinen Teppich aus, wo er sich befinden mag, um darauf niederzuknieen, der Matrosse sinkt auf seinem Verdeck in die Kniee und wendet das Antlitz gen Osten, wenn die Stunde gekommen. Manchen sieht man auf offener Straße sein Gebet verrichten, indem er seine tiefen Gutturallaute ausstößt, mit denen er Allah anruft. Ich vielleicht gar auf den Bauch legt und sein Gesicht in den Sand vergräbt, wenn keine Moschee in der Nähe ist, in deren Vorraum er seine Schuhe stehen läßt, um barfüßig in das Gotteshaus zu treten und sich hier auf den Schilfmatten niederzustrecken. Im allgemeinen aber ist's im Islam so wie in den übrigen Kulten; das Gebet ist eine asketische Uebung, die strenge zu beobachten nur dem Mäßigen gestattet ist.

Einen eigentümlichen Eindruck macht es, wenn man in großen Städten des Orients auf den schmalen Galerien der Minarets, wie die Männchen aus den Wetterhäuschen, die Muezins fast gleichzeitig heraustreten, sich über die Galerie beugen sieht und ihren monotonen Ruf über sich hört, in den sich oft das schrille Pfeifen der Turmfalken mischt. Auf das Geschäftsleben in den Straßen hat das natürlich keinen Einfluß; nur die Moscheen belehen sich, und tritt man um die Zeit in die Wohnungen der Reichen, so sieht man wohl auf den Höfen, in den Vorhallen oder Korridoren einen Diener oder Beamten das Haupt kniieen und hört ihn mit Kopf- und Armbewegung sein dumpfes „Allah“ ausrufen.

Makart hat uns in seinem Bilde treffend und wahr eine junge Araberin gezeichnet, wie sie, das krause Haar unter dem Kopftuch, den Leib von dem großen weißen Wollentuch umschlungen, ihre Andacht übt, und die heiligen Sprüche murmelnd, nur ihrem Gott das unverschleierte Antlitz zeigt. W.

Bei gespannter Bank.

(Hierzu das Bild Seite 33.)

Vehmgericht! Wen macht es nicht unwillkürlich erschaudern das Wort, das an die heimlichen Strafgerichte erinnert wie sie einst auf Westfalens „roter Erde“ an unheimlichen Stätten von vermummten Richtern und Schöffen im Anblick des Kruzifixes, des Schwertes, Strickes und Totenkopfes abgehalten worden sind? Wir vernehmen im Geist die drei bedeutungsvollen Schläge, womit der Freischöffe den Angeschuldigten unter Anheitung der Ladungsschrift mittelst des Dolches vor das geheime Gericht ladet, oder erblicken den Trotzigen, der sich dem Rufe nicht fügte, im finsteren Tannenforst tot, den Dolch der heiligen Vehme in der Brust. Es teilt sich uns das Grauen mit, das jene Arelfeld von Weistungen empfand, da sie, wegen Gattenmords vorgefordert und verdammt, den Richter auf geheimnisvollen Plate nahen sieht (vergleiche Goethes „Ein von Berlichingen“), der sie nächtlicherweile richten wird. Das Urteil, von den „Wissenden“ auf die Fragen des Freigrafen hin gefällt, wird alsbald, sei's im Hause, sei's im Walde oder auf freier Heide, vollstreckt. So ward's gehalten in der schrecklichen kaiserlosen Zeit, da kein Richter war auf Erden, wo das Faustrecht galt und die weinende Unschuld dem Rachte des Stärkeren weichen mußte! — Solch Grauen, lieber Leser, befällt dich nicht, da du das heimliche Gericht beschauest, welches der Maler uns bildlich hier vor Augen geführt hat! Unter der riesigen, stämmigen Linde, dem altdeutschen Gerichtsbaum, haben sich die „Wissenden“ unter Vorsitz des „Freigrafen“ versammelt. Ihre Gesichter sind nicht verhüllt, schauen nicht finster nach blutgierig drein; offen und frei, jede individuelle Seelenbewegung widerspiegelnd, blicken die Richter, der eine mit ernstem, der andere mit strafendem oder mit mitleidigem Ausdruck nach dem Angeschuldigten hin, den der Schöffe vorgeführt hat und wider den der Ankläger eben seine Klage erhebt. Es sind Gestalten, nicht aus dem „finsteren Mittelalter“, sondern einer neueren Zeit angehörig, wie der Haarbeutel des vornehmeren Richters im Vordergrunde vermuten läßt; es sind unverkennbare Ab- und Gegenbilder jenes weltfälischen Hochschulen, dessen markige und doch so intelligente Erscheinung uns Immermann in seinem „Oberhof“ so lebendig gezeichnet hat. Vor dem Freigrafen liegt das symbolische Schwert: ist es vielleicht „das Schwert Kaiser Carols,“ auf dessen Verwahrung sich der seltsame Alte so viel zugut thut? Und die massigen Steinsitze, auf denen sich die Schöffen niedergelassen haben, deuten sie nicht samt dem Schwert auf ein altehrgebrachtes Recht, einen Rest von freier Gerichtsbarkeit hin, woran der ehrwürdige, steife weißhaarige Bauernadel mit Recht, aber auch mit starrer Zähigkeit festhalten zu müssen glaubt? In der That, diese Gerichtsbarkeit „bei gespannter Bank“ hat trotz der abgelegten Bermummungen, trotz des Verzichts auf Nacht und Grausen auch hier noch einen ernst eindringlichen Charakter, vor dem der Uebelthäter in reuiger Zerknirschung sich beugen mag. E. M.

Das alte Burgtheater.

Von

Emil Granichstädten.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In den Torso der Prachtbauten Fischers von Erlach eingeklemmt, zwischen dem steifen Säulenportal der Winterreitschule und dem mächtigen Kuppelbau des inneren Burgthors — so recht ein architektonischer Schmarotzer inmitten des reinen und schönen Kunstkörpers, den der Meister der Wiener Barocke gebildet und geplant hatte — steht das alte Burgtheater. Das große, mit dem Kaiseradler gekrönte Logenfenster, welches die Bühne dem Makartplatze zuwendet, mildert nichts an dem Eindruck einer Bude, den das Häuschen macht; es erhebt sich nur wenig über das zweite Stockwerk der gegenüberliegenden Weltkanzlei, und wer nur von der kaiserlichen Reitschule wüßte, an die es angebaut ist, der möchte das Gebäude für einen Stall halten, aber nicht für den ersten, ehrwürdigsten Tempel deutscher Schauspielkunst. Seitdem das Wien, dessen Bewohnern Kaiser Joseph II. dieses Theater als „Nationaltheater“ geschenkt hatte, eine Großstadt geworden ist, mußte das Burgtheater seinen Besuchern eine räumliche Selbstbeschränkung zu, die um so mehr auffiel, je größerer Comfort anderwärts in Theatern und Konzertsälen geboten wurde. Wer die kaum einen Meter breiten Logengänge steht, kann es sich nicht leicht vorstellen, daß wohlbeleibte Personen dieselben zu durchschreiten im stande sind. Die Parkettplätze fordern in der That selbst von dekolet gekleideten Besuchern eine Konzessionslosigkeit, welche wohl mit daran Schuld trägt, daß das Parkettpublikum des Burgtheaters nur äußerst selten applaudirt; auch ist diese Bewegung sehr schwierig, wenn dabei die Nachbarn ohne Krippenbeißer davonkommen sollen. Eine ganz besondere Spezialität des Hauses aber bilden die Garderoben für die Darsteller. Diese sind in der Höhe der dritten Galerie und nach dem System von Badekabinen angelegt, nur mit dem Unterschied, daß die bescheidensten derartigen Badekabinen an Größe und Comfort Salons sind gegen die Räumlichkeiten, in denen unsere ersten Künstler sich an- und auskleiden. Die tropische Hitze in diesen Garderoben läßt es als Wunder erscheinen, daß der Gelenkrheumatismus nicht als ständige Epidemie die Hofschauspieler trifft, und die Eisentreppen, welche von den Garderoben zur Bühne führen, sind ganz gewiß steiler und enger als die Schiffsleitern an irgend einem Dampfschiffe. Nach dem Ringtheaterbrande wurden die meisten Fenster des Hauses, welche tagsüber den Galerien und Garderoben Licht und Luft zuführen, in Thüren verwandelt, und ein ganzes System von eisernen Treppen führt über Dächer und längs der Außenmauern des Hauses von diesen „Notausgängen“ ins Freie. Dank der gütigen Versehung und der nächtlich musterguttigen Bewachung gegen Feuersgefahr sind diese Notausgänge als solche noch nie und auch Theaterschluß nur von neugierigen und mutigen Touristen benützt worden, welche auf den Gletschern und Felsen der Alpen sich die nötige Schwindelfreiheit und sonstige Körpergewandtheit angeeignet hatten.

Das ist in seinen Hauptzügen das Bild des alten Burgtheaters, des Hoftheaters des kaiserlichen Hofes, der Wiener Aristokratie, des Lieblingstheaters der Wiener Bürgerschaft, des Musterinstituts deutscher Schauspielkunst. Vielerlei sich freilich in den letzten dreißig Jahren auch an den Einrichtungen des Hauses, an der Physiognomie und den Gewohnheiten seines Publikums geändert. Noch erinnere ich mich der Zeiten, da bis kurz vor Beginn der Vorstellung an der Kasse zur Entrestarten das Geld zurückgegeben wurde. Das waren goldene Zeiten für den gebildeten Mittelstand in Wien. Damals wurde der „Einlaß ins Burgtheater“ nachmittags von zwei bis halb sechs Uhr fast ausschließlich von Hausdienern, Köchinnen und Stubenmädchen belagert, welche ausgesandt waren, für ihre Herrschaften die Plätze zu halten. Die Dienstleute warteten, frezen oder schwätzten vor dem Thore, drängten zum Eingang und eilten, ohne sich erst an der Garderobe aufzuhalten, den besseren Plätzen auf der Galerie oder im „zweiten Parterre“ zu und hielten dort im fröhlichen Geplauder Rast, bis gegen halb sieben Uhr abends die „Gnädigen“ und die „Fräuleins“ kamen und ihre Dienstleute ablösten. Um diese Zeit erschienen auch im „Stehparterre“ vor dem zweiten Parterre die Herren Offiziere der Garnison, welche nur zehn Kreuzer zu bezahlen hatten, und die jungen Herren vom Zivil, für welche der Eintrittspreis einen Gulden betrug, und bildeten die lebendige Scheidewand zwischen dem Kleinbürgertum des zweiten Parterres und den Wiener Patriziern und Optimaten, welche das „erste Parterre“ — also das jetzige Parket — füllten. Die Logen aber waren ein von Geschlecht zu Geschlecht erblicher Familienbesitzstand der hohen Aristokratie. Die Prosceniumslege im ersten Range ist die Amtslage des ersten Oberstkämmerers des Kaisers, dieser folgte dann die Hoflage; die nächste Loge war für den ersten Minister reserviert und wird jetzt abwechselnd vom Minister des Auswärtigen und dem österreichischen Ministerpräsidenten benützt, und dann kamen fast genau in der Hofrangordnung die Logen der fürstlichen und gräflichen Familien des österreichischen und auch des ungarischen Hochadels. Toilette wurde für das Burgtheater nicht gemacht. Dem Beispiel der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers Franz Joseph, folgend, erschienen die Damen im einfachen Hauskleide, die älteren Damen mit einer Spitzenhaube auf dem Kopfe und meist ohne Handschuhe. Man war in seiner Loge zu Hause und — was das Logenpublikum betrifft — unter guten Bekannten. Nur während des Karnevals erschienen die Herrschaften, welche nach dem Theater noch Bälle oder Soiréen besuchten, in Balltoilette. Dagegen wurde die Hoftrauerordnung in Fällen der Hoftrauer nach allen Abstufungen der tiefen und der leichteren Trauer — bis auf die schwarzen Handschuhe — strenge eingehalten. Freilich fand sich diese Gesellschaft erst mit Ende November in Wien und damit auch im Burgtheater ein und war Mitte Mai wieder verschwunden. Während der übrigen Theatermonate wanderten die Logenbillette in die Hände der Hotelportiers und bildeten einen belebten Handelsartikel für die im Frühling und Herbst durchreisenden Fremden. In jenen Sommerzeiten verödete auch, namentlich an schönen Abenden, das Parket, und da geschah es wohl oft, daß nach dem ersten Akte der Theaterdiener die Schranken zwischen Stehparterre und Parket öffnete und so Militär wie Zivil einlud, die leeren Sitzplätze zu besetzen. Das gab ein Separatvergnügen und steigerte Belebung für die Tapferen, welche an einem heißen Juni- oder Septembertag in die „Bank“ sich gewagt hatten.

Vergangene Zeiten! — Seitdem an der Kasse das Geld für gebliebene Karten nicht mehr zurückerstattet wird, sind die Eintrittspreise ausschließlich der inzwischen mit dem Anwachsen Wiens stark vermehrten kunstbegeisterten Jugend überlassen. Auf der vierten Galerie hat sich mit der Begründung der Schauspielschule des Konservatoriums ein neues Stammpublikum aus den Schülern der Schauspielkunst festgesetzt. Von dort eben aus wird der Tonfall in der Rede Lewinskys, werden die leidenschaftlichen Scenen Sonnenthals und der Wolter, werden die Hamlete unserer Kainz studirt, von dort aus strömt der Segen einer freiwilligen Claque auf die Darsteller herniederr, und dort hat auch eine bezahlte Claque den Versuch gemacht, sich einzubürgern zum Verdruß des Parkets, welches bisher das Schicksal der Novitäten und Debütanten entschieden hatte. Das erste Stehparterre wurde lassirt, und an seiner Stelle wurden neue Parkettplätze angebracht. Die Sitze des zweiten Parterres wurden numerirt und also in die wirklichen Sperrsitze zum Vorteil der Kasse verwandelt, die sie früher zum Vorteil des dienstbotenbegabten Kleinbürgertums gewesen waren. Ein kleiner Raum hinter diesem zweiten Parterre wurde als Stehparterre belassen, eine Folterkammer für Tapfere selbst und ohne Hoffnung auf Einlaß zu Sitzplätzen an heißen Sommertagen. Mit der Etablirung der dualistischen Staatsordnung sind viele ungarische Adelsfamilien nach Budapest übersiedelt, und die Geldaristokratie ist in die frei gewordenen Logen eingerückt. Nur der erste Rang hat seinen höfisch-adeligen Charakter behalten. Hier aber hat, da die Monarchin nur selten das Theater besucht, die liebenswürdige Kronprinzessin Stephanie den Ehrenvorsitz unter den hochgeborenen Damen übernommen, und Kronprinzessin Stephanie macht Toilette für das Theater. Seither erscheinen die Erzherzoginnen gleichfalls in Soiréetoilette und die Fürstinnen, Prinzessinnen, Gräfinnen und Comtessen des ersten Ranges folgen — wenn auch einigermaßen

Digitized by Google

widerstrebend — dem durchlauchtigsten Beispiel. Die Damen erscheinen „frisiert" und nehmen die Handschuhe mit. Dann geschieht es, daß die Kronprinzessin während der Zwischenakte durch das Lorgnon das Publikum mustert, und da kann man oft die eine oder andere frondierende Dame beobachten, wie sie pflichtgemäß ihre Handschuhe anzieht, wenigstens an der Hand, welche der Logenbrüstung zugewendet ist. Einige Damen der bürgerlichen Gesellschaft haben sogar den Versuch gemacht, für das Parkett Toilette zu machen, aber — die schmalen, engen Sitze! Im neuen prunkvollen Hause wird das anders werden. Dort werden unsere Wienerinnen alle strahlen im Glanz ihrer Schönheit und ihrer Toiletten.

Und die Kunst, welche im Hause geübt wird, die entschwundenen Größen vergangener Tage, die Meister und Meisterinnen, welche heute den Ruhm des Hauses aufrecht erhalten? Die Größe und Bedeutung des Burgtheaters, mit welcher sich das Hofschauspiel in Wien weit emporhob über alle Komödienhäuser Deutschlands, wurden geschaffen und erhalten durch das dramaturgische Genie seiner Direktoren Laube und Dingelstedt. Zur Zeit, als Laube die Direktion des Burgtheaters übernahm, wies das königliche Schauspielhaus in Berlin mit Döring, Dessoir, dann später mit Liedtcke, Frau Frieb-Blumauer und vielen anderen eine Künstlertruppe auf, welche kaum den Wiener Größen Anschütz, Löwe, Laroche, Fichtner, Joseph Wagner, Julie Rettich und Frau Haizinger nebst ihren jüngeren Genossen nachstand. In dem nächsten Dezennium verfiel das Berliner Hofschauspiel unter dem Kommando eines ehrenwerten, aber ungenügend begabten höfischen Dilettanten und blühte das Burgtheater empor unter der Leitung eines Dramaturgen, der Dichter und Lehrer seiner Schauspieler zugleich war, in dessen Phantasie die Vorstellung festgestellt wurde, bevor die erste Probe seinen Leuten die Bekanntschaft des Stückes vermittelt hatte. Zwei Prinzipien hat Laube als Burgtheaterdirektor mit ganzer Thatkraft und vollem Verständnis stets zur Geltung gebracht. Er entwickelte und beschäftigte den einzelnen Schauspieler nur in den Grenzen, aber freilich auch bis zu den äußersten Grenzen seiner persönlichen Begabung. Zum zweiten aber stellte er die Gesamtwirkung als bedeutsamsten Endzweck hoch über das Geltungsbedürfnis der einzelnen Schauspieler. So kam es, daß Sonnenthal nach langen, schweren Kämpfen die Gunst der von Fichtner völlig bezauberten Wiener erringen konnte, ehe der liebenswürdigste aller Schauspieler die Bühne verließ; daß Charlotte Wolter ihre Vorgängerin Zerline Gabillon im Fache der tragischen Liebhaberin und Heroine ablöste und daß Frau Gabillon sich zur unvergleichlichen Darstellerin von Salondamen entwickelte. Alle die Trefflichen, welche heute die Alten, die Meister im Hause sind, danken nebst ihrem Talent das Beste ihres Könnens der strengen, aber im hohen Sinne künstlerischen Schulung, die Heinrich Laube an ihnen übte. Dieser Dramaturg studierte die persönlichen Fähigkeiten seiner Schauspieler, er beachtete Ton und Bewegung in den gewollten und zufälligen Effekten und entwickelte so die künstlerische Individualität, über die Technik jedes einzelnen und wußte durch ein reiches Repertoire alle Talente zu beschäftigen, zu fördern und zur Reife ihres Könnens zu bringen. Wie er aber die Gesamtwirkung über alles stellte, so entging auch die kleinste Rolle seiner Beachtung nicht und forderte er für die Darstellung der geringfügigsten Episode dieselbe künstlerische Ausarbeitung wie für die großen Heldenrollen. In vielen Stücken konnte man deshalb die besten Namen des Hauses als Träger kleiner, fast unscheinbarer Rollen sehen, und auch die zweiten und dritten Darsteller wurden für das kleinere Gebiet ihres Schaffens zu ganzen Künstlern entwickelt. Solche sorgfältige Probenarbeit trug ihre reichen Früchte. Man bewunderte die Einzelleistungen, aber noch mehr bewunderte man das vollkommene und wohl ausgeglichene Gesamtspiel, in welchem jede Figur von der gleichen Meisterhand geschaffen und ausgeführt erschien. Weniger Gewicht legte Laube auf das äußerliche Beiwerk des Kostüms, der scenischen Ausstattung und der Komparserie. Hier begnügte er sich mit dem Unerläßlichen. Sein ausschließlich auf den seelischen Inhalt der Komödie gerichteter Blick ergänzte in der Phantasie das Bühnenbild und forderte das Gleiche vom Zuschauer. In dieser Hinsicht vollendete Dingelstedt, was Laube niemals begonnen hatte. Dingelstedts vornehmer und üppiger Geschmack bildete nicht minder an der Schauspielkunst der Darsteller, aber er erhöhte noch die Wirkungen derselben durch Beschaffung korrekter, wohl auch reicher Kostüme, durch eine bildhafte und künstlerische Ausstattung der Scene, durch Vermehrung und strenge Schulung der Komparsen. Dingelstedts Neigung für launische Improvisationen, sein etwas despotischer Charakter, sein oft paradoxer Witz brachten es mit sich, daß unter seiner Leitung vielfache „Experimente" mit neuen Rollenbesetzungen gemacht wurden, und damit wurde zeitweilig der Ehrgeiz der Burgschauspieler in falsche Bahnen gelenkt. Künstler wie Krastel, Mitterwurzer, Meixner und andere wurden teils vernachlässigt, teils so vielseitig beschäftigt, daß mit dem Ansatze zum Virtuosentum die charakteristische Individualität verloren ging, wie das bei Friedrich Mitterwurzer nur zu bald sich herausstellte. Der letzte Direktor des Burgtheaters — Adolf Wilbrandt — lebte als Schauspieldirektor von der Erbschaft seiner Vorgänger. Er hat mit den Neuinscenierungen des ganzen „Faust", mit den Einstudierungen Calderonscher und Sophokleischer Tragödien den geistigen Besitz des Theaters wesentlich erweitert. — Heute steht ein Vierblatt von Regisseuren: Sonnenthal, Lewinsky, Hartmann, Gabillon, eben da, wo zur Zeit, als Laube Burgtheaterdirektor wurde, die Altmeister Anschütz, Löwe, Laroche und Fichtner standen. Treffliche Künstler, wohlmeinende Männer, welche den Ruhm des Hauses hochhalten und ihn mit ihren Kräften zu tragen gewillt sind. Ein neuer Direktor wird mit ihnen die Größe des alten Burgtheaters im herrlichen Mausoleum des neuen Hauses begraben oder im Kampfe gegen die Allmacht der Darsteller mit der Geltung des Dramaturgen diesen im Abendlicht erglänzenden Ruhm zu neuer Morgenröte zu erwecken haben.

Sprüche und Aphorismen.

Von

Ernst Ziel.

Mit schlimmem Schiff zu aller Stund'
Befahren wir schlimme Meeresstatt:
Des Lebens Bahn ist schlüpfrig und glatt,
Das Glas bekanntlich kugelrund.

*

Der Menschheit diene all deine Tage
Mit Liebe und mit Erbarmen!
Dann kannst du, wie dich das Schicksal schlage,
Niemals verarmen.

Stein am Rhein.

(Hierzu das Bild Seite 32.)

Ein vielverheißender spätsommerlicher Nebel lag noch am vorgeschrittenen Vormittag über der Seebucht von Konstanz, als wir gegen die Rheinbrücke hinschritten, wo das Dampfschiff nach Schaffhausen eben das erste Glockenzeichen ertönen ließ. Auf dem Schiffe waren außer einem Freunde, der sich mit mir zu einer Kunstwanderung durch die südwestliche Ecke des deutschen Landes vereinigt hatte, nur Marktleute und einige Franzosen, die nach Arenenberg fuhren. Der Troß der Reisenden, die sich heute den Rheinfall von Schaffhausen gegen das übliche Eintrittsgeld vorführen lassen wollen, war Bädeker gefolgt, welcher dieser Rheinfahrt, weil sie sehr langsam vor sich geht, seinen Beifall versagt hat. Wir dankten ihm darob von Herzen, konnten wir nun doch bei einem Schoppen unverfälschten „Hallauers" auf dem Hinterdeck frei auf und ab wandern. Mit dem Schiffe setzte sich auch der Nebel in Bewegung. Die Sonnenstrahlen drangen hervor, lichteten dort ein Stück See, hier die grünbedeckten Hügel von Arenenberg, das stille Schlößchen oben an der Hügelkante, das in der Geschichte der Napoleoniden eine so bedeutsame Rolle spielt und heute noch das Wallfahrtsziel derjenigen Franzosen ist, welche an die Zukunft der demokratischen Dynastie glauben oder zu glauben vorgeben.

Nun erscheint auch drüben zur Rechten das ehrwürdige Münster von Reichenau, bei dem Nebel, der Wiesengrund und Wasser in die gleichen Töne hüllt, wie ein Zauberbau aus dem Gewoge emportauchend, und zum Hintergrund dienen ihm bald, da die Sonne in raschem Siegeslauf den düsteren Gegner aufzehrt, die vulkanischen Bergkuppen des Hegaus. Fürwahr eine griechische Landschaft in dem stolzen Zuge der Linien! Nun verengen sich die Ufer des Bodensees zum Rheine, und wir sind eben noch zu einer guten Mittagsstunde am Ziele unserer heutigen Wanderungen, in Stein. Im „Schwanen", einem jener guten, behäbigen Gasthöfe, deren sich auch in der Schweiz noch allerwärts finden, wohin der anspruchsvolle, nivellierende Fremdenstrom nicht gedrungen, steht alles für uns bereit, obwohl wir nichts vorher bestellt haben. Nach der Mittagspause und dem Kaffee, den wir auf der Bank vor dem Hause einnahmen, ging es an die genußreiche Arbeit. Wir schritten über die Brücke, um den Gesamtüberblick über das Städtchen zu gewinnen. In einer Art von Halbmond, wie die meisten der Flußuferstädte, ist es längs dem Wasser ausgebreitet; hinter ihm erheben sich die letzten hügeligen Ausläufer des Schwarzwaldes, der vom Rheinthal schroff emporsteigt, um sich hierher nach Osten sanft in die Seeebene zu verlaufen. Bei der Rückkehr in die Stadt gönnten wir einige Minuten dem stattlichen ehemaligen Salzstadel der Stadt, der sich links von der Brücke in den gedrungenen Formen des späten Mittelalters unmittelbar über dem Strom erhebt. Es liegt ein ansehnliches Stück Kulturgeschichte in diesen Salzlagerhäusern der alten Städte und Städtchen, welche das edle Mineral verwahrten, ohne dessen Würze auch unseren in Tierfellen einherwandelnden Altvordern der beste Rindsbraten wie schales Leder vorgekommen wäre. Einst kämpften die Völkerschaften der Urzeit um den Besitz einer Salzquelle oder eines Salzstollens, dann brachte man die Kristalle in großen Karawanen von Saumtieren über die Berge oder in ungeheuren Schiffen, von mächtigen Pferden gezogen, die Flüsse herauf; Herren und Klöster gewannen vom Salzzoll reiche Güter, und die Städte verwahrten es für einen weiten Umkreis in großen Häusern, in welche von den starken Männern der „Salzträgerzunft" die schweren Gebinde geschafft worden waren. Heute besorgt das alles der Dampf, der Krahnen und der Kleinkrämer, und wir können uns nicht denken, daß jetzt einmal irgendwo das Salz ausgehen könnte, wenn nicht etwa bei zu massenhaftem täglichem Verbrauch auf dem Redaktionsbureau einer politischen Zeitung. — Doch wir haben in Stein noch viel zu sehen und schauen deshalb vom Salzstadel nach rechts hinüber, wo sich um eine Kirche die Häuser und Gänge eines ehemaligen Benediktinerklosters erheben, in deren Räumen wir später einkehren werden. Zunächst locken uns die Wandmalereien, die in Stein so häufig sind, daß ich es ein „schweizerisches Verona" nennen möchte. Am vollständigsten erfaßt man die Art dieser künstlerischen Ausstattung am Gasthause zum „weißen Adler", wo die Fresken noch die ganze Fassade überdecken und im ganzen wohl erhalten sind. Unser Bild giebt den Gesamteindruck gut wieder. Stellen wir uns vor, wie nüchtern dies Haus wirken würde ohne die Malereien, so erkennen wir erst recht die Bedeutung des Unternehmens, den malerischen Schmuck einer Fassade als einen Scheinbau zu gestalten, der wie ein Gerüste von Pfeilern, Bögen, Terrassen und Hallen luftige Durchblicke nach dem blauen Himmel oder fernen Landschaften öffnet und mit plastisch erscheinenden Ornamenten und Figuren belebt ist. Zugleich aber ist dieser der Straße und dem Volke zugewandten Fläche die erhabene Aufgabe zugedacht, Moralia zu lehren und Geschichte zu erzählen. Zu einer ikonographischen Studie blieb uns nicht Zeit; die rätselhafteste der Darstellungen, diejenige zwischen dem zweiten und dritten Stock, auf welcher ein Jüngling nach einer in ein Laken gehüllten Leiche zielt, ergab sich als auf einer alten Erzählung beruhend, in welcher der Richter die drei Prätendenten um einen erledigten Königsthron nach der Leiche des verstorbenen Fürsten schießen läßt, um in demjenigen, welcher der Unthat sich weigert, den rechten Thronfolger zu erkennen. Es ist die Geschichte von dem Urteil Salomos ins Dynastische übersetzt. Was die Art der Malerei am „Adler" betrifft, die etwa aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stammen mag, so ist das Figürliche unbeholfen, die Verteilung der Gegenstände in den Plan und die Gesamthaltung der Farbe dagegen vortrefflich.

In geringer Entfernung vom weißen Adler fanden wir den „roten Ochsen", in welchem auf einer Zimmerwand das ganze Tiergewimmel der Arche Noah abgebildet ist. Die Malereien sind spätere als die am weißen Adler und mögen aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts stammen, aber auch hier bekundet sich die Fähigkeit, in lustiger, geistreicher Weise die Wand zu beleben und die Unebenheiten der Architektur harmonisch zu lösen. Auch das Rathaus mit den gemalten Glasscheiben aus dem sechzehnten Jahrhundert und seinem berühmten großen Pokal von 1658 dürfen wir nicht vergessen. Dieser Pokal und das Bild des Freiherrn Schmid von Schwarzenhorn, das von einer der Wände niederschaut, stehen in naher Beziehung. Ein Bürger von Stein, wanderlustig wie die Steiner es heute noch sind, geriet in türkische Gefangenschaft und schwang sich aus dieser zum österreichischen Großbotschafter bei der hohen Pforte empor. Zur Erinnerung begabte er seine Heimatgemeinde mit dem kostbaren Geschenk, das er mit Versen verzierte, die ebenso barock sind als der Stil des Silbergebäudes. Bei jeder Hochzeit in der Stadt wird es heute noch auf die Tafel gebracht.

Um das malerische Hauptwerk Steins zu sehen, müssen wir wieder gegen den Fluß hin, in jenes Gewinkel von Gebäuden, die einst zum Kloster gehörten. Hier sind neben und über einem geräumigen, unvollendeten Kreuzgang, erbaut an der Grenzscheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, zahlreiche, mannigfach gezierte Gemächer. In einem derselben sehen wir eine unversehrte spätgotische Balkendecke, die einem Gewölbe ähnlich mit Rippen und Kappen gestaltet und als flache Decke mit Leisten und Bänder geschmückt ist, die zu reichen Mustern in die Kreuz und Quer verbunden werden. Unter dem Schutze dieser ausgeprägten Gotik finden wir nun die Bilder eines Meisters, der, als einer der ersten, sich der Renaissance in Deutschland anschloß, den wir mit seinem Namen noch nicht kennen, der aber in seiner Bedeutung neben Burgkmayer und den älteren Holbein gestellt werden muß. Die acht großen Wandbilder behandeln Gegenstände aus der römischen, karthagischen und deutschen Geschichte, grau in grau, in der Art, wie sie am Beginne des sechzehnten Jahrhunderts beliebt war, und wie wir sie auch an der Passionsfolge des älteren Holbein in Donaueschingen finden. Vielleicht führen uns noch im Forschen nach dem Meisternamen auf die richtige Spur jene beiden Buchstaben T. S. mit dem Jahr 1516, welche zwei Putten über der Thür auf einer Schiefertafel zeigen und die wir wohl auf den Maler des Werkes beziehen dürfen. Lübke hat in ansprechender Weise diese Buchstaben auf die Schaffhauser Malerfamilie Stimmer gedeutet und meint, „es könnte dann recht wohl ein älterer Tobias Stimmer sich ergeben, der vielleicht der Großvater des gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wirkenden gleichnamigen Meisters wäre". Mir scheint, als ob es nicht nötig sei, zu dem Großvater hinaufzusteigen, da wir ganz gut den Vater annehmen können, der um 1516, etwa dreißigjährig, als einer der ersten sich der neuen Richtung der Malerei zuwandte, und 1539 als Fünfziger einen Sohn bekam, der, auf den Vornamen des Vaters getauft, später in seiner Vaterstadt und in Straßburg wirkte und „dessen Lob", um mit Sandrart zu reden, „zum Gedächtnis seiner edlen Hand allezeit blühet". F.

y Google

Stein vom linken Rheinufer aus.

Gasthaus zum „ewigen Leben".



Straße in Stein mit dem Gasthaus zum „ewigen Leben".

Stein am Rhein. Nach photographischen Aufnahmen von G. Wolf, Hofphotograph in Konstanz.

Digitized by Google



Bei spanischer Hand (Westfälisches Femgericht). Gemälde von Friedrich Goldermann.

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Seitdem waren vier Wochen vergangen. Günther war ein täglicher Gast im Hotel Brö und hatte keinen andern Gedanken mehr als an die schöne Marquise. Diese schien davon kaum etwas zu bemerken und sich jedenfalls gar nicht darum zu bekümmern. Doch war es Günther gelungen, sich einigermaßen vor den anderen Gästen auszuzeichnen, aber dies verdankte er weniger seiner Persönlichkeit als dem Umstande, daß Irene an seiner Musik ein gewisses Vergnügen zu finden schien. Günther spielte nämlich Klavier — ohne hervorragende Fertigkeit, aber mit gutem Verständnis und ohne je zu versuchen, technische Schwierigkeiten zu überwinden, denen sein Können nicht gewachsen war. Daher waren seine einfachen Vorträge gewissermaßen vollkommen in ihrer Art und wohl geeignet, jedem Musikliebhaber Freude zu machen. — Er hatte sich eines Abends, während die Marquise im Nebenzimmer in einer Revue blätterte, an das offene Klavier gesetzt und angefangen zu spielen. Der alte Sekretär Wendt war zu ihm getreten.

„Sie spielen ja Klavier!"

„Ein bißchen, wie Sie sehen."

„Nein, ganz hübsch!"

„Freut mich, wenn es Ihnen gefällt!"

Sodann hatte Wendt nach kurzem Lauschen verschiedene Lieder genannt, die Günther in einfacher, ansprechender Art vorgetragen, und gleich darauf hatte der Alte eine Geige geholt und, von Günther begleitet, eine hübsche Weise nach der andern gespielt.

Als Günther sich erhob, sah er, daß die Marquise aus dem Nebenzimmer in die Thür getreten war und der Musik zugehört hatte. Sie sagte kein Wort, als Günther an ihr vorüber ging; aber am nächsten Tage nach dem Essen forderte sie ihn auf, ihr etwas vorzuspielen. — Günther ließ sich nicht bitten.

„Was befehlen Sie?"

„Spielen Sie uns wie gestern: was Ihnen gerade einfällt."

Sie setzte sich neben ihn, so daß er ihr Gesicht nur sehen konnte, wenn er sich nach ihr umwandte; aber er fühlte, daß ihre Augen auf ihm ruhten, und empfand eine tiefe innere Bewegung. Sein Anschlag wurde weicher und schöner; und als er in vollen, sanften Accorden ein altes, trauriges Lied aus seiner Heimat anstimmte, da begann er, gewissermaßen unbewußt, die Worte dazu mit gedämpfter Stimme mitzusingen. Sie beugte sich vor und sah auf seine Finger und dann auf seinen halbgeöffneten Mund, und als er geendet hatte, sagte sie leise:

„Spielen Sie das noch einmal; aber sprechen Sie die Worte deutlicher aus."

Er that ohne weiteres, wie sie ihn geheißen hatte. Als das Lied zu Ende war, wurde es still. Er schaute auf die Tasten, während ihre Augen auf seinem Gesichte ruhten. — Aus dem Nebenzimmer hörte man die Stimme des Vicomte Dessteux, der eine Geschichte zu erzählen schien, denn er sprach fließend, ohne von anderen unterbrochen zu werden. Als er schwieg, vernahm man das helle junge Lachen einer der Schwestern, die neben ihm saß.

Im Park, zu dem die Fenster des Musikzimmers weit geöffnet waren, rauschten die Bäume und schlug eine Nachtigall.

Günther wandte sich zu Irene und sah freundlich und wehmütig in die tiefen dunklen Augen. Ihr Blick blieb teilnahmslos. Sie erhob sich langsam und trat an das Fenster; er fühlte sich ihr nachgezogen und folgte ihr. Sie hatte die rechte Hand auf das Fensterbrett gelegt, und ihre Augen ruhten auf den alten Bäumen, deren Blätter im Lichte des Mondes bläulich-silbern erzitterten. Sie atmete einmal tief auf, und es klang beinahe wie ein leiser Seufzer. — Da füllte sich Günthers Herz zum Zerspringen, mit Wehmut, namenlosem Sehnen nach fernem, kaum erreichbarem Glück und mit Mitleiden mit der schönen jungen Frau, deren Leben ihm plötzlich wie ein trostlos freudenleeres erschien. Es war ihm, als wären die Schranken, die ihn von Irene ferngehalten hatten, plötzlich verschwunden. Er fühlte sich ihr nahegerückt, und er that etwas, dessen er sich eine Minute vorher nicht für fähig gehalten haben würde; er streichelte zutraulich zärtlich die kleine, weiße Hand, mit der sie sich aufstützte, und murmelte: „Arme Irene!"

Sie blickte ihn befremdet, aber nicht unfreundlich an, schüttelte leise das Haupt und lächelte kaum merklich.

Ihm stieg das Blut ins Gesicht; er fühlte sich tief beschämt und stammelte: „Verzeihung, gnädige Frau!" Sie schien das Ungebührliche seines Benehmens gar nicht bemerken zu wollen, und nach einer kurzen Pause, während der seine Verlegenheit sich bis zum höchsten Grade gesteigert hatte, richtete sie Fragen an ihn, als habe sie ihn soeben erst kennen gelernt und nehme Anteil an seinem Schicksal.

„Wie lange sind Sie schon in Paris?"

„Seit drei Monaten." Er atmete erleichtert auf. Der Sturm, den er einen Augenblick gefürchtet, hatte ihn nicht vernichtet, war gar nicht ausgebrochen.

„Und wie lange werden Sie hier bleiben?" fuhr sie fort.

„Meine Absicht war, zu Anfang nächsten Monats nach Deutschland zurückzukehren."

„So früh schon? — Woher kommen Sie eigentlich?"

„Aus einem kalten Lande an der Nordsee."

„Ist es dort schön?"

„O ja," antwortete Günther leuchtenden Auges. „Unsere alten Wälder sind wunderbar schön, und so ist unser großes, graues Meer."

„Dunkle Wälder, ein eisiges Meer und ein farbloser, niedriger Himmel," sagte Irene leise vor sich hin. Sie sog die laue Abendluft in tiefen Zügen ein, und mit der Hand eine weite Bewegung machend und auf den Park zu ihren Füßen deutend, setzte sie hinzu: „Unsere Bäume sind auch schön, und unsere Luft ist mild und unser Himmel blau."

Günther stand eine Minute sinnend da, dann fragte er leise

„Und sind Sie hier glücklich?"

Sie wandte sich wieder zu ihm mit demselben eigentümlichen Ausdruck verwunderter, lächelnder Ueberlegenheit, mit dem sie ihn kurz vorher angeblickt hatte, und er empfand dies wie eine tiefe Demütigung. Er war an gute Behandlung gewöhnt. Es kränkte ihn, schlecht behandelt zu werden, verhöhnt, wie er glaubte. Er wollte sich das nicht gefallen lassen. Er trat zurück, nahm seinen Hut und ging, ohne sich verabschiedet zu haben, was übrigens bei den im Hotel Brö herrschenden Gebräuchen weiter nichts Auffälliges hatte.

Irene war am Fenster stehen geblieben und hatte Günthers Verschwinden nicht bemerkt. Nach einigen Minuten wandte sie den Kopf und sagte im gewöhnlichen Gesprächstone:

„Herr von Wildhagen!" Erst als darauf keine Antwort erfolgte und sie, vom Fenster zurücktretend, ihre Blicke durch das Musikzimmer schweifen ließ, sah sie, daß dasselbe leer war. Darauf begab sie sich in das Empfangszimmer, in dem ihre Mutter und ihre Schwestern und einige Gäste versammelt waren. „Ist der Baron Wildhagen gegangen?" fragte sie in gleichgiltigem Tone.

„In diesem Augenblick, mein Kind," antwortete die alte Prinzessin, ihre Mutter.

Damit war die Sache erledigt.

Günther ging inzwischen in gereizter Stimmung die Champs Elysées hinunter. Er war mit sich und der Welt unzufrieden. — Weshalb hatte er der stolzen, kalten Frau einen Einblick in seine Gefühle gestattet, ohne daß sie ihn im geringsten dazu ermutigt hatte? — Wie sie seinen Versuch, sich ihr zu nähern, zurückgewiesen, wie sie ihn angeblickt, wie sie überlegen gelächelt hatte! Es war ihm, als hätte sie zu ihm gesprochen: „Naiver, junger Mann, woran denken Sie eigentlich, was beabsichtigen Sie, was nehmen Sie sich heraus?" Das sollte sie ihm nicht zweimal sagen.

„Ich reise morgen früh ab," sprach er vor sich hin, „ich will sie nicht wieder sehen." Aber er wußte sehr wohl, indem er dies sagte, daß er nicht abreisen, daß er auch morgen und übermorgen und so fort, bis er seine Abreise unter keinem Vorwande mehr hinausschieben könne, versuchen werde, jeden Tag so viel wie möglich mit Irene zusammen zu sein.

Er war auf dem Place Vendôme angekommen, auf dem sich sein Klub befand. Er trat hinein, um dort den Rest des Abends zu verbringen, denn er fühlte sich nicht aufgelegt, noch in eine Gesellschaft zu gehen, und er wollte auch nicht mit seinen eigenen Gedanken, die ihn quälten, allein bleiben.

Im Spielzimmer war es wie gewöhnlich ziemlich voll. An einem der Tische wurde Ecarté gespielt. Die beiden, die dort, von einigen am Spiele beteiligten Zuschauern umringt, die Karten hielten, waren Wildhagen persönlich bekannt. Der eine, ein älterer, vornehm aussehender Herr mit weißem Haar, dunklen Augen, buschigen Brauen und glatt rasirtem Gesichte, war einer der italienischen Verwandten der Marquise, die im Hotel Brö wohnten, der Prinz Andreas, ein Onkel Irenens. Günther hatte ihn während der letzten Wochen häufig angetroffen und sich auch manchmal, wenn ihn der Zufall an seine Seite führte, mit ihm unterhalten. Der alte Italiener hatte auf Wildhagen den Eindruck eines zurückhaltenden, höflichen, klugen Mannes gemacht.

Der zweite Spieler, ein Dhunichgut von etwa achtundzwanzig Jahren, war im Klub und in der Gesellschaft als der „schöne Olivier" bekannt. Man gebrauchte diesen Spitznamen nicht in seiner Gegenwart, weil er sich dies bei der ersten Gelegenheit entschieden verbeten hatte, aber wenn man von ihm sprach, so hieß er immer der „schöne Olivier". Sein Name war Olivier de Raynaud. Er galt als der mutmaßliche Erbe eines sehr reichen Vaters und hatte sich darauf hin im Verlauf weniger Jahre, trotz der reichlichen Pension, die ihm sein Vater gewährte, eine schwere Schuldenlast aufgebürdet. Er war groß, schlank, blond, mit klaren, hervorstehenden blauen Augen, guten Zähnen, wohlgepflegten Händen und kleinen Füßen — in der That ein bildhübscher Mensch, mit lauter, knarrender Stimme und dreisten, schlechten Manieren, die vielen jüngeren Mitgliedern des Klubs imponirten und die älteren Herren von ihm fernhielten. Bei Damen, namentlich bei denen der Halbwelt, hatte er sich in seinem jungen Leben schon großer Erfolge zu erfreuen gehabt. Er hatte diesen gegenüber die Haltung eines siegesgewissen Cäsar: „Ich komme, ich sehe, ich siege!" Er spielte nicht regelmäßig, aber leidenschaftlich, und er setzte sich gewöhnlich nur an den Spieltisch, wenn er in Geldverlegenheit war. Er hatte den wohlverdienten Ruf eines unliebenswürdigen Spielers; höhnend, wenn er gewann, zanksüchtig, wenn er verlor. Diejenigen, die ihn von dieser Seite kannten, vermieden es, mit ihm zu spielen; aber sie konnten ihm nicht immer aus dem Wege gehen, ohne durch eine Ablehnung zu verletzen. So war er an jenem Abend durch das Los der Karten der Gegner des alten italienischen Principe geworden.

Raynaud war im Verlust und sehr schlechter Laune. Er warf beim Geben und Ausspielen die Karten mit rücksichtsloser Nachlässigkeit auf den Tisch; er stieß höhnische Rufe aus, wenn sein Gegner gute, er selbst schlechte Karten bekam. Seine zornigen Blicke schweiften auf seine Umgebung, als suche er jemand, an dem er seinen Unmut auslassen könnte; und alles dies machte an jenem Abend einen um so ungünstigern Eindruck, als es mit der vornehmen Ruhe des alten Italieners, in dessen Gesicht sich keine Muskel bewegte und der die Karten langsam und geräuschlos verteilte, aufnahm und ausspielte, in vollständigem Widerspruch stand; doch konnte man an dem fest zusammengekniffenen Munde des alten Herrn bemerken, daß er eine gewisse Anstrengung machte, um sich nicht von den schlechten Manieren seines Gegners unangenehm berührt zu zeigen.

Der schöne Olivier hatte die Vorhand.

„Karten!"

„Wie viel?" fragte der Italiener.

„Vier!"

„S'il vous plaît," sagte Prinz Andreas leise, doch vernehmbar, indem er Raynaud vier frische Karten gab.

„Nochmals!"

„Bedaure lebhaft; bitte zu spielen!"

Der schöne Olivier verlor einen Point.

Er hatte nun zu geben. Er schlug das Paket Karten auf den Tisch, so daß es laut schallte. Der Italiener nahm langsam ab und machte dabei eine leichte Verbeugung, die der andere nicht erwiderte. Raynaud warf ihm beim Geben die Karten mit solcher Heftigkeit zu, daß eine derselben auf dem glatten Tisch weiter glitt und zu Boden fiel. Der Italiener blieb unbeweglich sitzen.

„Ich habe nur vier Karten," sagte er nach einer kurzen Pause.

„Eine ist heruntergefallen."

Der Italiener rührte sich nicht.

Ein Herr, der bei ihm saß, bückte sich, um die Karte aufzuheben.

„Ich bitte gehorsamst," sagte der Italiener höflich, aber bestimmt. „Herr de Raynaud oder ein Diener hat die Karte aufzuheben."

„Diener!" schrie der schöne Olivier wütend.

Einer der Klubdiener eilte herbei, hob die Karte auf und legte sie verdeckt zu den anderen Karten des Prinzen.

Dieser hatte den Mund wieder fest zusammengekniffen und die schmale Unterlippe dabei etwas über die Oberlippe gezogen, was ihm ein unfreundliches Ansehen gab, auch zitterten seine hageren weißen Hände etwas, als er das Spiel langsam aufnahm.

„Ich bitte um Karten," sagte er leise.

„Spielen Sie!"

Der Prinz machte eine kurze Bewegung, aber er hielt sich noch immer zurück und sprach kein Wort. Er gewann und legte zwei Points an. Er stand jetzt auf vier, sein Gegner auf nichts.

„Karten!"

„S'il vous plait," sagte der Prinz gedehnt.

„Wie?"

„S'il vous plait!"

„Verstehe nicht!"

Darauf erwiderte der Prinz nichts.

Die Partie wurde zu Ende gespielt. Der Italiener hatte gewonnen. Raynaud erhob sich wütend, um nach den Regeln der Partie einem andern Platz zu machen, während der Prinz, als der Gewinnende, sitzen blieb. Währenddem die Karten gemischt wurden, stand Raynaud mit zusammengezogenen Augenbrauen, finstere Blicke um sich werfend, dem Prinzen gegenüber. Plötzlich sagte er laut:

„Was sollte das eigentlich bedeuten, daß Sie vorhin Ihr ‚s'il vous plait' zweimal wiederholten?"

Der Italiener that, als hörte er nicht.

„Ich spreche mit Ihnen, mein Prinz!"

Da hob der Italiener, ohne den Kopf zu bewegen, die dunklen Augen und blickte den schönen Olivier fest an, dann sagte er ruhig:

„Es gefällt mir nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten."

„Ihr Alter schützt Sie davor, daß ich für diese Ungehörigkeit Rechenschaft von Ihnen fordere."

„Ich fühle mich nicht zu alt, um für alles, was ich thue und sage, Rechenschaft zu geben," sagte der Prinz lächelnd; aber er war kreideweiß geworden.

Mehrere Klubmitglieder drängten sich um Raynaud. „Sind Sie bei Sinnen? Was wollen Sie thun? Kommen Sie!" und man nötigte ihn, in ein Nebenzimmer zu treten. Von dort aus vernahm man am Spieltisch seine laute, knarrende Stimme und sein erzwungenes Lachen. Aber plötzlich verstummte beides.

Günther, der dem ganzen Auftritt beigewohnt hatte, war dem schönen Olivier in das Nebenzimmer gefolgt. Es zuckte in ihm, er empfand die Unhöflichkeiten, unter denen Irenens Onkel zu leiden gehabt hatte, wie eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung. Er drängte sich an Raynaud heran, stellte sich vor ihm auf und sagte laut:

„Ich bedaure lebhaft, daß ich es nicht war, der Ihnen soeben gegenübersaß."

„Weshalb?" fragte der schöne Olivier gereizt.

„Damit Ihnen sofort in deutlichster Form eine verdiente Zurechtweisung zu teil geworden wäre!"

Raynaud verstummte eine Sekunde, wurde weiß und rot, aber sammelte sich schnell und sagte in höflicherem, leiserem Tone:

„Sie werden für diese Unart sofort um Verzeihung bitten!"

„Das glauben Sie selbst nicht," antwortete Günther lächelnd. Er war plötzlich ruhig und mit sich zufrieden geworden.

Darauf wandte sich der schöne Olivier kurz und herrisch ab. Wildhagen that ein Gleiches und trat wieder in das Spielzimmer, wo der Italiener soeben eine Partie verloren und sich vom Spieltisch erhoben hatte. Günther wünschte, ohne sich klar zu machen, weshalb, der Prinz möge von seinem, Günthers, Streit mit Raynaud, an jenem Abend wenigstens, nichts erfahren; er bot ihm deshalb an, ihn nach Hause zu begleiten, was der Prinz höflich dankend annahm. Das Wetter war schön, und sie machten den Weg vom Place Vendôme nach der Rue Billault, wo das Hotel Brö gelegen war, zu Fuß.

Als sie dort angekommen waren, sah der Prinz nach der Uhr.

„Treten Sie herein und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns," sagte er freundlich.

„Ist es nicht zu spät?"

„Durchaus nicht, kommen Sie nur, ich übernehme die Verantwortlichkeit!"

Günther ließ sich nicht lange bitten. Die Marquise war noch im Empfangszimmer. Sie beantwortete seinen etwas verlegenen Gruß durch ein langsames Senken der Augenlider und fuhr fort, in einem Buche zu lesen, das vor ihr auf dem Tische lag. Günther bereute schon wieder, noch einmal eingetreten zu sein, und nach wenigen Minuten nahm er seinen Hut, um sich zu entfernen. Niemand machte den Versuch, ihn zurückzuhalten, aber diesmal nahm er Abschied von der Marquise und berührte die kleine, kalte Hand, die sie ihm nachlässig hinreichte, mit seinen Lippen.

Der alte Prinz begleitete ihn bis zur Thür und drückte ihm herzlich die Hand zum Abschied.

„Ein wohlerzogener junger Mann!" sagte er, als er an den Tisch zurücktrat.

Die Marquise las ruhig weiter. Ihre Mutter hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Der alte Wendt, der Sekretär der Marquise, nickte dem Prinzen zustimmend zu.

Günther nahm eine Droschke, die er an der Ecke der Straße fand, und fuhr nach dem Klub zurück. Wie er erwartet hatte, wurde er dort von einem Freunde Oliviers empfangen, der ihn bat, ihm die Herren zu nennen, mit denen er sich im Auftrage seines Freundes, des Herrn de Raynaud, wegen des kurz vorhergegangenen Auftritts in Verbindung setzen könnte.

Günther, der viele Bekannte im Klub hatte, mit denen er auf gutem Fuße stand, sah sich um und erblickte den kleinen Deffieux.

„Ich bitte Sie, sich einen Augenblick zu gedulden," sagte er höflich, „ich hoffe, Ihnen sogleich Bescheid geben zu können!"

Darauf nahm er Deffieux beiseite und unterhielt sich einige Minuten mit ihm. Nachdem die kurze Unterhaltung beendet war, näherte sich Deffieux in feierlicher Weise dem Freunde des schönen Olivier, und beide traten in ein Nebenzimmer, in dem sie längere Zeit in eifriger, mit halblauter Stimme geführter Unterredung blieben.

Bereits am nächsten Morgen zu früher Stunde fand das Duell zwischen Wildhagen und Raynaud im Forst von Bondy statt. Günther wurde im zweiten Gange durch einen Stich in die rechte Schulter, der ihm eine ungefährliche, aber tiefe Wunde beibrachte, außer stand gesetzt, den Kampf fortzusetzen — und damit endete der Zweikampf zur Befriedigung aller Beteiligten — auch des Verwundeten.

Als dieser, die Wunde verbunden, zwei Stunden später in seinem Zimmer saß, quälte ihn nur der eine Gedanke, wie er sich mit dem Arm in der Binde bei der Marquise vorstellen sollte, ohne daß es den Anschein habe, als wolle er sich interessant machen. Aber noch ehe er sich klar darüber geworden war, wie er sich benehmen sollte, wurde er müde. Er hatte in der vergangenen Nacht nur wenig geschlafen und war ungewöhnlich früh aufgestanden. Er warf sich angekleidet auf das Bett und versank in einen langen, tiefen Schlaf, aus dem er erst im Laufe des Nachmittags, leise fröstelnd, erwachte. Die Wunde schmerzte ihn, er fühlte sich unbeholfen, unbehaglich. Der Gedanke, daß er sich umkleiden müßte, wenn er ausgehen sollte, war ihm unangenehm. Er bestellte sich Thee auf sein Zimmer und blieb, nachdem er eine Tasse davon getrunken hatte, am offenen Fenster sitzen. Er versuchte zu lesen, aber bald wurde er wieder müde und versank in einen Halbschlummer. Da sah er Irenen vor sich stehen, die ihn holdselig anlächelte, sich mitleidig zu ihm neigte und ihre Hand auf seine wunde Schulter legte. Die Berührung, so leicht sie war, so glücklich sie ihn machte, schmerzte ihn und er stöhnte leise. Darüber erwachte er.

Gleich darauf wurde an sein Zimmer geklopft. Deffieux trat herein, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Günther antwortete, es ginge ihm bis auf einen kleinen Schmerz in der Schulter ganz wohl und er schlage vor, daß sie beide eine Spazierfahrt im Bois de Boulogne machten und dann zusammen äßen. Aber davon wollte Deffieux nichts hören. Der Arzt hätte ihm gesagt, Wildhagen müsse sich, wenn er seine Heilung beschleunigen wollte, wenigstens achtundvierzig Stunden lang ganz ruhig verhalten.

„Da sterbe ich vor Langeweile," sagte Günther; „ich bin nicht krank genug, um zu Hause zu bleiben, mir fehlt nichts. Solche Schmarren, wie ich da eine habe, tragen unsere Studenten dutzendweise mit sich herum und befinden sich dabei ganz wohl."

„Es handelt sich nicht um Schmarren; Sie haben eine ganz gehörige Stichwunde; und da ich als Ihr Sekundant eine gewisse Verantwortlichkeit für Ihr Befinden trage, so bestehe ich darauf, daß Sie zu Hause bleiben. Ich werde ein vernünftiges Mahl bestellen und es hier mit Ihnen verspeisen. Später gehe ich in den Klub, um zu hören, was man sich dort von Ihren Heldenthaten erzählt, und gegen zehn Uhr komme ich dann noch einmal vor, um Ihnen Bericht zu erstatten; um elf Uhr müssen Sie ins Bett. Inzwischen werden Sie auch den Doktor noch einmal gesehen haben, so daß es Ihnen thatsächlich an Zeit fehlen wird, sich zu langweilen."

Günther fühlte sich nicht aufgelegt, mit Deffieux zu streiten, und gab nach. Die beiden aßen um sechs Uhr zusammen, und um acht ging Deffieux in den Klub, aus dem er zwei Stunden später zurückkehrte. Er erzählte, daß alle Welt Partei für Wildhagen nehme, und man nur bedaure, daß dieser und nicht der schöne Olivier im Zweikampf den kürzern gezogen habe.

Am nächsten Morgen wurde bei Günther mit anderen Karten und Briefen auch eine Karte des Prinzen Andreas, des Onkels Irenens, abgegeben. Ein Diener hatte sie gebracht und sich im Auftrage seiner Herrschaft nach dem Befinden des Kranken erkundigt. Später kam Wendt an und blieb wohl eine Stunde bei Günther sitzen. Dieser erfuhr, daß man im Hotel Brö die Geschichte des Duells ganz genau kannte; aber Wendt schwieg darüber, ob und wie sich die Marquise bei dieser Gelegenheit geäußert hatte, und Wildhagen wagte nicht, ihn darnach zu fragen.

(Fortsetzung folgt.)

Ischl und die kaiserliche Villa.

Hoch in der Mitte des seenreichen Traunthales und an jener Stelle, wo sich nach Westen das breite Ischlthal der Ischl öffnet, liegt der gleichnamige Kurort, der berühmteste und besuchteste dieser Art in den österreichischen Ostalpen. Er hat nicht die internationale Bedeutung von Gries oder Meran, nicht die landschaftliche Pracht von Gastein oder Madonna di Campiglio. Wenn man in Ischl ein ständiges internationales Kurpublikum vermißt, macht man in Ischl die Beobachtung, daß die große Mehrzahl der Stammgäste nicht „von weit her" ist. Ischl ist in der That nichts anderes als ein alpiner Vorort von — Wien. Die großstädtische Eleganz, die Vornehmheit des geselligen Lebens, Aufwand und Reichtum und was sonst einem Kurorte die äußere Folie des Renommees verleiht, findet man in Ischl gleichwohl nicht in jenem Maße, welches man ihm zumuten und auch gerne wünschen möchte. Dagegen erhielt das kleine Badestädtchen seinerzeit ist es nur ein Marktflecken! durch einen außergewöhnlichen Umstand eine glanzvolle Zugabe, um welche ihn manche Rivalin mit Recht beneidet. Ischl ist der bevorzugte Sommeraufenthalt der österreichischen Kaiserfamilie, welche hier — mehr oder weniger vollständig versammelt — viele Wochen der schönen Jahreszeit in wahrhaft idyllischer Zurückgezogenheit verbringt. Denn wenn im Grenzen und Gezanken unserem Alpen-Kurorte die lebensvolle Beweglichkeit deutlichst fashionabler Tummelplätze abgeht, bietet der kaiserliche Sommersitz vollends das Abbild eines dem weltlichen Treiben entrückten Asyls.

Das kaiserliche Jagdschlößchen — oder die „Villa", wie man schlechtweg sagt — erhebt sich auf mäßiger Anhöhe im

Digitized by Google



Kaiserliche Villa in Ischl. Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

Norden der Stadt. Von der Außenwelt schließt es ein Nadelholzwäldchen ab; höher die Berglehne hinauf erstrecken sich Matten und Gehölze mit einem reizenden Schweizerhäuschen („Cottage" genannt) mitten darin. Dieses Häuschen ist es, von welchem aus der Beschauer ein Bild von Ischl erhält, wie es unsere Illustration vorführt. Der Blick ist nicht so umfassend, wie von einer der vielen Aussichtshöhen rings um den auf der Vereinigungsstelle zweier Thäler malerisch hingebetteten Kurort. Aber das Bild ist reizend, namentlich im Glanze der Nachmittagssonne, wenn alles Licht nach der breiten Thalflur drängt und die nahe Bergwelt in wirkungsvollem Schatten sich ergeht. Der schönste Abschnitt des Gesichtsfeldes ist rechter Hand, wo der Kuppelbau des neuen Kurhauses (Kasino) im grünen Felde seiner hübschen Anlagen steht, dahinter der dunkle, langrückige „Siriuskogel" sich erhebt und aus dem äußersten Hintergrunde noch ein blendender Firnstreifen des gewaltigen Dachsteinstockes hereinschaut. Das Kurhaus selber bildet aber nicht etwa das rechtsseitige Schlußstück dieses Panoramas — wie unsere Illustration vermuten ließe — sondern die Mitte desselben. Ueber den rechtsseitigen Bildrand hinaus läßt sich der Kurort allmählich in Gruppen und Reihen von Landhäuschen, Villen und Weilern auf, bis die Vorhöhen des Schafbergzuges den Rahmen schließen. Von dorther schaut der stattliche kahle Zinnitz — als Aussichtshöhe ein Rivale des Schafbergs — in das sanniger Ischler Thal herab. Knapp am Ischlufer erhebt sich der „Kalvarienberg", auf welchem das prächtige Gebäude des Kurortes, das „Hotel Bauer" steht und der Blick nach den östlichen Bergründen des Traunthals schweift. Im Vordergrund zur Linken tritt uns die kaiserliche Villa selbst vor Augen, von der wir nebenbei noch ein empfehlender sich zeichnendes Sonderbild in größerem Maßstab geben.

Ischl öffnet dem Besucher drei Zugänge: zwei hievon fallen mit dem Traunthale zusammen, je nachdem man sich entweder von Gmunden (Norden) oder von Aussee-Hallstadt (Süden) her dem Kurorte naht; der dritte Zugang ist von Westen her, vom schönen St. Wolfgangsee, dem südlichen jener drei Wasserbecken, welche sich nach drei Weltrichtungen um den Schafberg lagern. Das westliche Becken ist der Mondsee, das nördliche der Attersee. Der gewöhnliche Zugang ist das Traunthal, durch welches der Schienenweg, die ihrer großartigen landschaftlichen Reize wegen viel gerühmte sogenannte „Salzkammergut-Bahn" zieht. Schon der Ischler Bahnhof verrät dem Besucher, wenn er ist: das Gewühl auf dem Perron ist ein Bild aus dem Wiener Leben, wie



Ischl, vom kaiserlichen Park aus gesehen. Photographie von Würthle & Spinnhirn in Salzburg.

Digitized by Google



Der Zopf in China. Originalzeichnung von Arthur Wanjura.

Digitized by Google

heraus geschnitten. Man sehe von den Hochbergen und Alpengipfeln ab — was bleibt, ist eine Kette von Genrebildern, wie sie der Wiener „Stadtpark“, oder „Volksgarten“ im Frühsommer in endloser Abwechslung, aber typischer Einförmigkeit darbieten. Beweglichkeit, laute Heiterkeit, naive Neugierde, auch eine gewisse Ungebundenheit, sind die Lebensattribute dieser ins grüne Alpenthal übertragenen großstädtischen Genrebilder.

Dieses Grundgepräge haftet dem ganzen Kurort an, sei es, daß wir die wenigen Gassen des Ortes durchwandeln, in den öffentlichen Gärten und Promenaden verweilen, oder eine der vielen Kaffeewirthschaften und Gaststätten der Umgebung besuchen. Dazu kommen mancherlei Dinge, die ein gewissenhafter Beobachter — und würde er auch nur einige Stunden in Ischl geweilt haben — mitgemacht haben muß: eine Promenade auf der „Esplanade“ während der Produktionen der Kurkapelle, eine Maßestunde im Kainogarten — gleichfalls bei Musik und Franzosenlieder — ein Ausflug auf den Zirmkogel, wo die „Franz-Josephswarte“ einen prachtvollen Ueberblick auf die ganze Ischler Landschaft gestattet, — zuletzt, wenn es nicht an Zeit gebricht, Spaziergänge in die „Katenbachwildnis“, in die „Zimmitzwildnis“, nach dem „Sophiendenkmal“ (hinter der kaiserlichen Villa) und dergleichen mehr. Grinnern die Bilder von der Esplanade weder an Wiesbaden oder Kissingen, noch an Baden-Baden oder Ems, die Ausflugsziele in Bezug auf ihre Romantik nicht entfernt an jene von Gastein, San Martino di Castrezza, Innsbruck oder an jene von anderen vornehmen Sommerfrischen in den Alpen, so ist an Ischl gleichwohl so viel des Anmuthigen und Anheimelnden, daß jeder Besucher gewiß nur heitere Erinnerungen in die ferne Heimat mitnehmen wird. **Conrad Hofe.**

Geschichte zweier Küsse.

Novellette

von

Hugo Klein.

(Schluß.)

Als ich in der Polizeistube erschien, wurde mir eine Enttäuschung, da von meiner Schönen keine Spur zu entdecken war. Dafür erkannte ich auf den ersten Blick nach der Schilderung des Wirtskätzchens den alten Haushofmeister, der allem Anschein nach gekommen war, um die Anklage zu vertreten. Es war in der That ein dürres Männchen, an dem alles grau schien: grau das Haar, grau die stechenden, kleinen Aeuglein, grau der Bart, grau die Kleider, in welchen das Menschlein stak, grau der Hut, den es in der Hand trug. Der Mann war so sehr grau, daß man zugestehen mußte, er habe für ein Menschenkind im schönen Italien ein recht gespenstisches Aussehen. Mußte man nicht fürchten, die seltsame Erscheinung werde plötzlich in leere Luft zerfließen wie das Spielgeigerlein auf der Bergesspitze, wenn es seine unheilverkündende Weise herabgefiedelt hatte? Bei aller Seltsamkeit war aber die Gestalt nicht unheimlich; wie sich der Kleine räuspernd und bewegte, wie er sprach und gewohnheitsgemäß mit dem Kopfe nickte, das war unendlich komisch und rief die längst erstorbene Erinnerung an einen kleinen Lustigmacher im heimischen Kindertheater wach, der uns Knaben vor vielen Jahren ergötzte. Ei, er gehörte jedenfalls dem Geschlechte der Gnomen an — bewachte der putzige Mann nicht auch einen kostbaren Schatz?

„Der Polizeirichter bot einen nicht unangenehmen Gegensatz zu meinem Ankläger und machte den freundlichsten Eindruck auf mich. Es war ein junger Mann mit einer Neigung zum Embonpoint und einem breiten, gutmüthigen Gesicht. Dem eigenthümlichen Fall, in dem er zu interveniren hatte, war es wohl zuzuschreiben, daß in diesem lebensfrohen Antlitz ein karikirender Zug lag, der ein geheimes Vergnügen an dem pikanten Kasus verriet.

„Während uns der Richter geschäftsmäßig um Namen, Stand und Charakter fragte, suchte er etwas unter seinen Akten und schob dabei ein breites gelbes Heft zur Seite. Bei dieser Gelegenheit kam ein kleiner, niedlicher hellbrauner Handschuh zum Vorschein, der den Kleinen stutzen machte. Er wollte ihn ergreifen, doch lag der Handschuh zu sehr am Rande des Tisches, glitt von demselben und fiel zu Boden. Es war in meiner Nähe, ich hob ihn auf und reichte ihn dem Polizeikommissär, wobei ich bemerkte, daß der feine Handschuh ein köstliches, zartes Parfüm ausströmte. Gehörte er einer Freundin des galanten Polizeirichters? Oder einer schönen Angeklagten, die sich kurz vorher an dieser Stelle zu vertheidigen hatte und den Handschuh in Vergessenheit liegen ließ? Oder einer Anklägerin? Etwa meinem Dornröschen? Letztere Vermutung war richtig, denn der Polizeirichter warf einen raschen Blick auf den Haushofmeister, unschlüssig, ob er ihm den Handschuh sofort zuweisen sollte ... dann legte er ihn etwas abseits von den Akten auf den grünen Tisch ... Kein Zweifel, meine Schöne war hier gewesen, um Genugthuung zu suchen ...

„Die Formalien waren beendet, und der Polizeirichter forderte den Haushofmeister auf, seine Klage vorzubringen. Das graue Männchen hatte nur auf diese Einladung gewartet, um mit heiserer Stimme und unglaublicher Zungengeläufigkeit eine leidenschaftliche Rede zu halten.

„Die Tedeschi, so führte er aus, glauben sich in der Fremde alles erlauben zu dürfen. Beweis dafür der vorliegende Fall. Dieser Deutsche da sei in den versperrten Garten einer fremden Villa räuberisch eingedrungen und habe eine junge Dame, die Tochter seines Herrn, des Conte, trotz ihres heftigen Sträubens umarmt und geküßt. Bloß die rasche Dazwischenkunft ihrer Beschützer, welche auf die Hilferufe des armen Mädchens herbeieilten, habe die Contessa vor weiteren Mißhandlungen des Fremden geschützt. Es liege da nicht bloß eine Mißachtung der guten Sitte, sondern ein ernstes Attentat gegen die öffentliche Sittlichkeit vor, und der Haushofmeister verlangte im Namen seines Herrn die strengste Bestrafung des Uebelthäters, beziehungsweise dessen Ueberlieferung an das Gericht, in dessen Kompetenzkreis dieser Fall gehöre.

„Die Leidenschaftlichkeit des Anklägers trieb mir die Zornesröte auf die Stirn, ich verlor aber nicht die Ruhe und Besonnenheit, die ich zu meiner Vertheidigung brauchte. Ich erzählte den Hergang der Sache, wie er sich wirklich zugetragen. Ich schilderte mit lebhaften Farben die verführerische Situation und fuhr dann wörtlich fort: ‚Ferne lag es von mir, die Contessa beleidigen zu wollen oder gar, wie mein Ankläger meint, ein Attentat zu verüben; am hellen Mittag trat ich in einen Garten neben der Straße, lediglich verführt vom Uebermuth, den ich nicht zu zügeln verstand. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf den Mund des schlafenden Mädchens, das mich durch seine Lieblichkeit bezauberte, einen Kuß zu drücken. Das ist mein ganzes Verbrechen, und ich bin bereit, die Strafe zu tragen, die es fordert. Wie aber das Urteil immer ausfallen möge, so fühle ich mich gedrungen, das Fräulein vor diesem Forum um Verzeihung für den übermüthigen Streich zu bitten. Die Contessa möge zu meiner Entschuldigung gelten lassen, daß das Verlangen, welches ich nach dem Kusse trug, doch nichts anderes war als eine Huldigung vor ihrer bezwingenden jugendlichen Schönheit.‘

„‚Huldigung vor ihrer jugendlichen Schönheit!‘ kreischte das Spielgeigerlein hohnlachend auf. Und er wiederholte in den heftigsten Ausdrücken die bereits vorgebrachten Beschuldigungen. Leicht sei es, ein wehrloses Mädchen zu beschimpfen; aber mit galanten Phrasen sei die Schuld nicht so leicht abzuschwächen. Da unsere Angaben über den Thatbestand dieser Schuld wesentlich von einander abwichen, vernahm der Polizeirichter auch die Gesellschafterin der Contessa und den Gärtnerburschen, die Zeugen des großen Vorfalls gewesen waren. Sie mußten notgedrungen meine Aussage bestätigen. Der Kleine wollte das aber nicht gelten lassen, indem er meine Schuld nach Kräften zu vergrößern suchte, so daß ihm der Polizeirichter schließlich erklären mußte, er werde, wenn der Herr Haushofmeister auf seiner Anklage beharre, gezwungen sein, das Fräulein selbst zu vernehmen.

„Darauf fiel im Nebenzimmer, dessen Thüre geschlossen war, ein Stuhl um, und das Spielgeigerlein machte mit bittersüßer Miene das Zugeständnis, daß die Sache vielleicht wirklich nicht so gefährlich gewesen sein mochte, wie er glaube. Der Strafrichter hielt mir nun mit lächelnder Miene eine kleine Strafpredigt über das Ungehörige meines Benehmens und fällte den großen Spruch. Ich wurde verurteilt, zur Strafe für den Kußraub fünfzig Lire zum besten der Armen des Ortes zu erlegen.

„Ich erlegte meine fünfzig Lire, dankte dem Polizeirichter für seinen unparteiischen Spruch und entfernte mich, herzlich froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. In der Freude, die Unannehmlichkeiten meines Abenteuers glücklich hinter mir zu haben, geriet ich wieder in eine übermüthige Stimmung, die den Wunsch in mir rege machte, dem dürren Gnomen, der mir so heiß zugesetzt hatte, irgend einen Streich zu spielen. Darum verließ ich nicht sofort Perosa, wie ich noch vor einer Stunde im stillen gelobt hatte, nach Abwicklung der unerquicklichen Sache zu thun.

„Es war auch noch zu heiß, als daß ich daran hätte denken können, weiter zu marschiren; ich kehrte also in den Gasthof zurück, wo mir Anita lächelnd einen neuen Trunk kredenzte. Während ich den duftigen Wein schlürfte, grübelte ich darüber nach, ob nach der Erklärung des Polizeirichters, die Contessa vernehmen zu wollen, der Stuhl im Nebenzimmer wohl ganz zufällig umgestürzt sei, oder ob er nicht zufolge irgend einer heftigen Bewegung einer dort horchenden Person umgestoßen wurde? Wen ich in dieser Person vermutete, brauche ich nicht erst zu sagen. Warum sollte die Besitzerin des kleinen, parfümirten Handschuhs auch vor mir das Amtsgebäude verlassen haben? Im übrigen aber verfehlte Anitas Entgegenkommen nicht seine Wirkung auf mich, und ich war eben daran, unsere Unterhaltung in zärtlichere Bahnen zu lenken ...“

„Ei, Du Schelm,“ unterbrach da die Baronin ihren Gatten, „davon hast Du mir ja bisher noch nichts erzählt!“

„Verzeihung, liebes Weibchen,“ entschuldigte sich der Baron lachend, „damals war ich noch nicht verheiratet!“

„Gleichviel, ich sehe, daß Du ein schändlicher Mädchenjäger warst ...“

„Bis ich das edelste Wild erjagt hatte!“ lachte der Baron weiter.

„Lassen Sie ihn zu Ende erzählen, Frau Baronin,“ sagte Fritz von Kleeberg; „er wird sich vollends verplaudern, und wir erfahren alle seine Schändlichkeiten auf einmal!“

„Die Unterhaltung mit Anita begann also gerade interessant zu werden,“ fuhr der Baron fort, indem er sich weder durch das Schmollmäulchen seiner schönen Frau noch durch das Kopfschütteln seiner Freunde stören ließ, „als plötzlich mein Gendarm wieder erschien und mir verstohlen mit den Augen zublinzelte. Ich rief ihn also herbei und bot ihm einen Schluck Wein an, den er gerne annahm. Während Anita ein zweites Glas holte — sie selbst hatte aus dem meinigen getrunken — holte der Schutzmann rasch ein Briefchen aus seiner Bluse hervor. Ich öffnete neugierig das Billet und las:

„‚Signore! Sie haben heute viele Unannehmlichkeiten gehabt; um Sie dieselben vergessen zu machen, ist man nicht abgeneigt, Ihre Entschuldigungen persönlich entgegenzunehmen. Finden Sie sich gegen sechs Uhr auf der Via di Fenestrelle ein.‘

„Mein erster Gedanke nach der Lektüre dieses Billets war der an den armen Lieutenant Lenardo ... Der Schutzmann hatte indessen das Briefchen von der Schreiberin selbst erhalten, und das Gespenst englischer Doggen hält junges Blut nicht auf dem Wege zum Stelldichein auf. Ich brauche euch darum nicht zu versichern, daß ich um sechs Uhr pünktlich am bestimmten Orte war. Mein Schutzmann war so gefällig, mich bis zur Via di Fenestrelle zu geleiten und dort diskret zu verschwinden.

*

„Die bezeichnete Straße führt aus dem Thal einen Berg von mittlerer Höhe empor und nach Fenestrelle, einer italienischen Grenzfestung, welcher die Militäringenieure in neuerer Zeit besondere Sorgfalt zuwenden und die in einem künftigen Kriege vielleicht noch eine Rolle spielen wird. Die Via di Fenestrelle gewann für mich Bedeutung, indem sich hier eines der anmuthigsten Kapitel meines Lebensbuches abspielte.

„Sie bildet einen romantischen Bergpfad. Zur Linken fällt die Straße steil ab und ist durch eine Balustrade geschützt. An diese Balustrade gelehnt, hat man eine herrliche Aussicht auf Perosa und seine blumigen Gärten, auf das ganze Aconethal mit allen seinen malerischen Schönheiten. Zur Rechten

war die breite Straße durch hohe Steinmauern abgegrenzt, die einen großen Park umschlossen, dessen anmuthiges Schlößchen einen Lieblingsaufenthalt von Maria Adelaide, der ersten Gemahlin Viktor Emanuels, bildete und welches nun schon seit Jahrzehnten verlassen ist, der Obhut eines Verwalters anvertraut. Kurz, die Via di Fenestrelle eignete sich wie wenige schöne Plätzchen dieser Erde zum Stelldichein verliebter Paare, die hier entzückt die Schönheiten der Landschaft bewundern konnten und sicher waren, bei ihrer vertraulichen Unterhaltung nicht gestört zu werden. Sei es, daß der Verkehr zwischen Persia und Fenestrelle kein allzu reger ist, sei es, daß die Einwohner einen kürzern Weg benützen, genug, die Straße, die ich betrat, war gänzlich verlassen, und ich begegnete dort nicht einmal einem Spaziergänger.

„Ich schritt gerade langsam eine steile Biegung hinan, als ich plötzlich auf einem kleinen Bänkchen im Schatten eines mächtigen, breitblätterigen Kastanienbaumes ein helles Frauengewand und einen roten Atlasfächer erblickte, den eine zierliche, kleine Hand anmutig bewegte.

„Es war meine Märchenprinzessin. Ich hatte Dornröschen nur im Schlafe gesehen, dann, als die Schöne erschrocken erwachte und ängstlich aufschrie; der eigentliche Charakter ihrer Züge war mir also fremd. Ein Blick auf das lachende Gesichtchen mit den spitzbübischen Augen belehrte mich nun, daß ich es mit einem Schelm von Mädchen zu thun hatte, der mir aus purem Uebermut ein Stelldichein gegeben. Gleichwohl sah ich, daß das Dämchen ein wenig verlegen wurde; ich aber war ihre ine Genugthuung schuldig und wollte ihr über den peinlichen ersten Augenblick unserer Wiederbegegnung hinweghelfen. Ich näherte mich ihr reipeltvoll und lüftete den Hut.

„‚Ich bin überglücklich, mein Fräulein,' sagte ich, ‚daß Sie mir Gelegenheit geboten haben, Ihnen persönlich Abbitte zu leisten . . .'

„‚Ich weiß schon,' sagte sie, mit etwas Sarkasmus im Ton, ‚es war eine Huldigung vor der Schönheit . . .'

„‚Ich habe das sehr ernst gemeint, mein Fräulein, und der sarkastische Ton Ihrer Worte ist durchaus nicht am Platze,' entgegnete ich. ‚Ein Blick in Ihren Spiegel muß Sie ja darüber belehren, daß meine Erklärung sehr glaubhaft ist.'

„‚Nun, Sie haben für Ihr großes Attentat arg büßen müssen. Für einen armseligen Kuß durch Gendarmen zur Polizei eskortirt, dort inquirirt, einer peinlichen Verhandlung unterzogen und abgeurtheilt zu werden, ist wirklich ein zu hartes Los . . .'

„‚Ich habe die Strafe nicht so streng gefunden,' erwiderte ich lächelnd, ‚als daß ich mein Verbrechen um diesen Preis nicht gerne nochmals begehen möchte . . .'

„‚Hoho, so ist es nicht gemeint!' sagte das junge Mädchen in ablehnendem Ton, indem es mir einen forschenden Blick zuwarf und auf der Bank ein wenig weiterrückte.

„Ich lachte.

„‚So waren auch meine Worte nicht gemeint . . . Beruhigen Sie sich! Eine Verirrung ist nicht die Regel, und ich pflege nicht immer den Respekt zu vergessen, den man jungen Damen schuldig ist . . . Ich wollte vorhin nur sagen, der geraubte Kuß sei so süß gewesen, daß er mich für alles Ungemach in seinem Gefolge reichlich entschädigte.'

„Die Kleine war ein wenig ärgerlich darüber, daß sie Aengstlichkeit gezeigt hatte.

„‚Vor dem Polizeirichter sprachen Sie anders,' sagte sie mit scharfem Spott; ‚wenn man Sie dort hörte, so konnte man glauben, daß Sie über Ihre That aufrichtige Reue empfänden . . .'

„‚Vor dem Polizeirichter? Ei, wie wissen Sie das?'

„Tiefe Röte übergoß das Gesicht des jungen Mädchens.

„‚Sie waren ja nicht dabei,' fuhr ich unerbittlich fort. ‚Oder sollten Sie in der Nähe eines gewissen Stuhles sich befunden haben, der bei der Erwähnung Ihrer Vorladung umstürzte?'

„‚Sie haben das bemerkt?' fragte sie lebhaft. ‚Sie vermuteten also, daß ich in der Nähe sei?'

„‚Das nicht; ich hoffte es, Sie wieder zu sehen, als ich den Weg zur Polizeistube antrat, und bedauerte, als ich Sie dort nicht fand, daß meine Hoffnung enttäuscht wurde. Das plötzliche Umfallen des Stuhles erschien mir allerdings verdächtig; ich mußte mir aber sagen, daß es auch ein zufälliges sein konnte . . .'

„‚Sie dürfen nicht glauben, daß ich auf das Polizeikommissariat ging, um zu horchen,' sagte sie rasch. ‚Unser Haushofmeister, der in Abwesenheit meines Vaters manchmal gerne den Tyrannen spielt, zwang mich dazu; er hoffte, daß meine persönliche Aussage für Sie vernichtend sein werde. Ich rächte mich an ihm, indem ich dem Polizeirichter erklärte, Sie hätten sich durchaus nicht so wild und bedenklich benommen, wie mein Anwalt behauptete; das Ganze scheine mir ein ausgelassener Streich zu sein, der des Aufhebens nicht wert sei, das man damit mache . . .'

„‚Verbindlichsten Dank!' schaltete ich ein.

„‚Der Polizeirichter nahm das alles zu Protokoll, und ich bat, mich entfernen zu dürfen, da mir die Verhandlung peinlich sei. Er erwiderte, meine Aussage könnte unter Umständen notwendig sein; ich möge im Nebenzimmer warten; er werde es, wenn möglich, vermeiden, mich meine Angaben wiederholen zu lassen, ich müsse aber dem Gericht für jeden Fall zur Verfügung stehen. So kam es, daß ich wider Willen im Nebenzimmer lauschte. Den Stuhl stieß ich aus Aerger über die Hartnäckigkeit meines Vertreters um; er merkte auch sofort, daß ich in Zorn geraten war, und lenkte ein . . .'

„‚Sie können auch zornig werden?' fragte ich das hübsche Kind mit den gutmütigen Taubenaugen.

„‚Ei, ja!' rief die Kleine übermütig; ‚das heißt, nur der Graue kann mich zornig machen, den man hier das Spielgeigerlein nennt.' Sie lachte herzlich, als sie den Spitznamen des armen Mannes erwähnte. ‚Er hat mich schon in unangenehme Angelegenheiten verwickelt,' fuhr sie fort. ‚Denken Sie, was ich unlängst that, als er mich wieder einmal quälte. Ich riß ihm die Dose aus der Hand und schlug sie zur Erde, daß sie in tausend Stücke zersprang, dann lief ich davon. Er blieb zurück, in eine Wolke von Schnupftabak gehüllt, und nieste — und nieste — hahaha, hahaha!'

„Diesmal stimmte ich in ihr Lachen mit ein.

„‚Ich gönne ihm von Herzen die Unbill,' sagte ich. ‚Nicht, weil er mir eine unangenehme Stunde in der Polizeistube bereitete, sondern Ihretwegen. Ein Mensch, der ein Wesen wie Sie zu tyrannisiren vermag, verdient noch ein ganz anderes Schicksal!'

„Sie zuckte die Achseln.

„‚Ich glaube,' sagte sie dann altklug, ‚daß in jedem Mann ein geheimer Tyrann steckt und daß der Tyrann in jedem früher oder später hervortritt. Die Männer nennen es nur anders, aber die Sache bleibt dieselbe. Sie heißen es sogar „mannhaft", immer ihren Willen zu haben. Das Weib muß sich immer fügen, muß jede Sorte von Rücksichtslosigkeit und Gewalthaberei ertragen. Ist es nicht rücksichtslos und gewalthaberisch, einem fremden Mädchen einen Kuß zu rauben? Ist es nicht Tyrannei, sich wider den Willen fremder Lippen einen Kuß zu verschaffen . . .'

„‚Ich habe eine mildere Beurteilung erwartet,' erwiderte ich lächelnd, indem ich dem Kern der Frage geschickt auswich, um die Schöne durch Widerspruch nicht zu verstimmen. ‚Ich glaubte, aus Ihrer Erklärung vor dem Polizeirichter, die Sie soeben erwähnt haben, schließen zu dürfen, daß Ihnen meine Person nicht unsympathisch war . . .'

„‚Ich sagte Ihnen ja, daß ich mich an dem Grauen rächen wollte,' erwiderte sie malitiös. ‚Aber nein,' rief sie dann in wärmerem Ton, ich kann nicht lügen! Ja, Sie waren mir nicht unsympathisch! Dann sind wir junge Mädchen alle eitel. Ich gab mir nicht ganz Rechenschaft darüber, aber ich fühlte instinktiv heraus, daß in Ihrem kecken Angriff etwas lag, was Sie dann trefflich in Worte gefaßt haben: Huldigung — Huldigung vor der Schönheit . . .'

„‚Sie sehen es also ein?'

„‚Ja — und darum habe ich Ihnen so leicht verziehen. Darum thut es mir leid, daß Sie wegen dieses armseligen Kusses so viele Fatalitäten gehabt haben, daß Sie ihn sogar mit fünfzig Lire bezahlen mußten!'

„‚Der Preis schien mir durchaus nicht hoch!'

„‚Sie glauben das wohl aus Galanterie sagen zu müssen . . .'

„‚O gewiß nicht!'

„‚Mag sein . . . Jedenfalls dachte ich, daß bei Huldigung — „Huldigung vor der Schönheit", wie Sie sagten — einen andern Lohn verdiente. Unsere erste Begegnung war etwas seltsam — ein Heer treuer Wächter fiel Sie drohend an — dann legte sich sogar die Polizei zu meinem Schutz ins Mittel . . . Ich wollte aber nicht, daß Ihre improvisirte Huldigung durchweg von Folgen begleitet sei, welche die Erinnerung an sie zu einer weniger angenehmen zu machen geeignet waren, als Sie vermutet haben mochten. Aus diesem Grunde rief ich Sie hieher. Ich bin kein leichtfertiges Mädchen und gestatte nicht ohne weiteres jeden Kuß. Bitte, glauben Sie das nicht! Aber für eine eitle Spröde, die aus einem Kusse viel Wesen macht und ihm eine Bedeutung zuerkennt, die er nicht besitzt, sollen Sie mich auch nicht halten. Ich bin keine so hochmütige Prinzessin, wie es scheinen mag. Nicht ich habe Sie vor den Polizeirichter geladen, sondern der Graue. Das wollte ich Ihnen sagen und deshalb erbat ich diese Zusammenkunft . . .'

„‚Das ist ja allerliebst!' rief ich aus. ‚Ich muß gestehen, daß ich noch keinem so aufrichtigen und vorurteilslosen Mädchen begegnete, wie Sie sind . . . Die wahre Keuschheit besteht nicht darin, das Unanstößige anstößig zu finden, wie es leider so oft geschieht! Sie haben sehr richtig herausgefunden, daß mein Kuß nur ein leichtfertiger Streich war, der keine allzu strenge Ahndung verdiente. Man muß mit Küssen nur vorsichtig sein, wenn das Herz im Spiele ist. Für Sie war der Raub nicht gefährlich! Freilich für mich . . .'

„‚Nun, für Sie?' fragte sie schelmisch.

„‚Für mich hatte er Gefahr, das merke ich in dieser Stunde. Man soll nicht mutwillig küssen! Ihre Schönheit bezauberte mich bereits, als ich dort an der Gartenthüre stand und Ihren Schlummer belauschte . . . Nun, da ich Sie wieder bewundern darf, da ich Ihre melodische Stimme höre, die so süß schmeichelnd zum Herzen dringt, da ich Sie kennen lernte und erfuhr, welches prächtige, herzhafte Mädchen Sie sind, nun fühle ich, daß ich jenen Kuß nie im Leben vergessen und mich immer nach den Lippen zurücksehnen werde, welchen ich ihn geraubt habe . . .'

„Sie errötete ein wenig bei diesem unumwundenen Geständnis und wurde verlegen.

„‚Die Strafe ist also größer, als ich gedacht habe,' sagte sie dann lächelnd.

„‚Ich glaube,' sagte ich, ‚ich bin zu lebenslänglicher Liebe verurteilt worden . . .'

„Sie drohte mir scherzhaft mit dem Finger.

„‚Eine andere,' sagte sie, ‚der Sie solche Geständnisse machen, möchte Sie vielleicht schon zu vieljähriger Gefangenschaft begnadigen!'

„Ich wollte antworten und ihr versichern, daß ich gerne die Fesseln tragen würde, die sie mir anlegen möchte, sie lenkte aber rasch das Gespräch auf einen andern Gegenstand und wies mit dem Fächer auf einen Punkt im Thale.

„‚Sehen Sie,' sagte sie, ‚dort liegt unsere Villa. Man kann sie von hier aus sehr genau sehen.'

„Sie holte damit ein kleines Opernglas aus der Tasche; kaum hatte sie aber damit nach der Villa geblickt, als sie laut lachend vom Sitze aufsprang.

„‚Es ist zu dumm!' rief sie. ‚Hahaha! Sehen Sie nur! Das Spielgeigerlein steht mit einem großen Fernrohr auf der Terrasse und blickt hieher! Hahaha, hahaha!'

„Ich lachte mit, nahm dann das Opernglas zur Hand und überzeugte mich, daß sie recht gesehen hatte. Das dürre Männchen stand wirklich mit einem Fernrohr auf der Terrasse, das beinahe größer war als es selbst . . . Sie lachte noch immer . . . Ich gab ihr das Glas zurück und wurde plötzlich ernst.

„‚Warum machen Sie bei diesem lächerlichen Anblick eine solche Leichenbittermiene?' fragte sie.

„‚Es ist mir nicht angenehm, was ich da gesehen habe . . .'

„‚Er glaubt gewiß, der graue Aufpasser, wir hätten ein zärtliches Stelldichein!'

„‚Gewiß glaubt er das, da er uns auf diesem einsamen Pfade beisammen sieht. Und ich möchte nicht, daß Sie meinetwegen noch einen unangenehmen Augenblick haben sollen . . . Ich möchte Sie auch nicht vor Ihren Untergebenen in ein falsches Licht bringen . . .'

„‚Ach was,' rief sie lachend, ‚er ist mein Tyrann, nicht mein Untergebener! Ich möchte ihn ärgern für den Aerger, den er mir heute mit der dummen Scene vor dem Polizeirichter bereitet hat. Ja, er soll glauben, wir hätten ein verliebtes Rendezvous! Ihnen schulde ich ja auch eine Entschädigung für die kleinere und vielleicht auch einen Trost für die bewußte größere Strafe . . . Sie erhalten nun noch einen Kuß — ob Sie wollen oder nicht — ob es Ihnen gefällt oder nicht — ob Sie darüber staunen oder gar erschrecken . . .'

„Und damit hing sie schon an meinem Halse und unsere Lippen vereinigten sich wieder zu einem heißen Kusse, von dem mir das Herz erbebte . . ."

*

Fritz von Kleeberg schnalzte wieder mit der Zunge.

„Ein beneidenswerter Mann!" rief Graf Bingen.

Der junge Baron leerte ruhig seine Tasse Thee.

„Meine Geschichte ist zu Ende," sagte er dann. „Es erübrigt nur noch, eine Moral daraus zu ziehen. Merkt es euch, liebe Freunde, die Küsse, die wir rauben und mit fünfzig Lire bezahlen müssen, kommen uns eigentlich gar nicht teuer zu stehen; gefährlich sind nur jene Küsse, die wir umsonst erhalten. Beweis dafür mein Fall. Denn die Kußspenderin von der Via di Fenestrelle ist heute — meine Frau."

Vor der Auktion.

(Hiezu das Bild Seite 25.)

Hannes Max war gestorben. Er war nicht nur der berühmteste Maler seiner Zeit gewesen, sondern auch ein Maler nach der Mode. Die ganze Welt hatte ihm gehuldigt und die ganze Residenz lag zu seinen Füßen. Seine Bilder waren buntschillernd wie die Schmetterlinge Südamerikas und kolossal wie die Fresken des Rubens. Er hatte eine neue Schule gegründet, ein neues Gesetz gegeben, ein neues Wort gesprochen. Er war ein Unsterblicher. Das Leben hatte ihm nur Duft gegeben. Die Künstler hatten ihn als ihren König anerkannt, die Fürsten hatten ihn mit Ehren überschüttet und zu ihrer Tafel geladen, der Adel war beglückt durch seine Freundschaft, die Frauen — die Kaiserin selbst — waren selig, wenn sein Blick auf sie fiel und seine Hand sie verewigte.

Nun war er tot, und all die reichen Schätze an antiken Möbeln, Raritäten aller Zonen, Antiquitäten und Spezialitäten aller Zeiten und Völker, welche ein Vermögen repräsentierten, sollten verkauft werden. Seine junge Witwe und seine Mutter waren darin übereingekommen. Was sollte all der künstlerische Ballast in einem Hause, dem der Künstler fehlte?

„Wie weh muß es der Witwe thun, sich von all diesem herrlichen Spielzeug zu trennen, das sie an glückliche Zeiten erinnerte!" sagte man. Ja, glücklich gepriesen hatte man die schöne junge Frau, als der Gefeierte sie gewählt hatte — sie, die anmutige Künstlerin. Seinen Reichtum und seinen Ruhm hatte er ihr zu Füßen gelegt. Die vornehmsten und die schönsten Frauen hatten um einen Blick, um ein Lächeln von ihm gegeizt, und der zarten blonden Frau hatte er ganz zu eigen gehört! Sie war die glücklichste Frau gewesen, wie man geglaubt hatte — sie mußte also nun die unglücklichste sein, wie man meinte.

Die Witwe des Künstlers, seine Mutter und ein Sachverständiger befanden sich in seinem Atelier und schätzten die kostbaren Nippes ab. Der Schätzmeister, ein alter, graubärtiger Mann, war selber ein Kunstliebhaber und ein alter Freund des Hauses.

Stück für Stück von den köstlichen Raritäten nahm er vor und beriet sich mit den Frauen und setzte dafür einen vorläufigen Preis an.

„Eine râpe à tabac aus der Zeit Louis' XIV.," sagte er. „Ein seltenes Stück mit dem Porträt der Madame de Montespan auf Email. Sagen wir so und so viel."

„Mein Sohn hat das in Paris erstanden," sagte die alte Frau. „Er entdeckte es in einem bric-à-brac-Laden. Ich sehe ihn noch, wie er freudestrahlend damit nach Hause kam." Und sie warf einen traurigen Blick auf die Rarität.

„Eine Schale aus Hindostan mit den Bildern indischer Gottheiten," sagte der Schätzmeister. „Sagen wir so und so viel."

„Mein Sohn liebte es, seine Silbermünzen, die Almosen, darin zu legen," sagte die alte Dame, indem sie ihre Thränen trocknete. „Armer Hannes!"

„Eine Büste Heinrichs III. von Dieudonné," sagte der Schätzmeister. „Sagen wir so und so viel."

„Mein armer Hannes nannte dieselbe seinen spiritus familiaris," bemerkte die alte Dame seufzend. „Er sagte, wenn er unlustig zum Malen sei, brauche er nur dieses Königsbildchen anzusehen, und es sei ihm, als nicke ihm dasselbe aufmunternd zu."

„Eine Kassette, auf deren Deckel der Selige mit einem Dolche die Worte: ‚Dein auf ewig — mein auf ewig!' eingegraben hat," sagte der Schätzmeister und warf einen fragenden Blick auf die schöne Witwe, als wolle er Bescheid, ob er auch dieses Stück eintragen solle.

Die Kassette war eines der ersten Geschenke des Malers an seine Braut gewesen.

Die junge Witwe warf einen trüben Blick auf sie. Dann erhob sie sich und trat ans Fenster. Es war ein herrlicher, wonniger Tag draußen. Wie groß, hell, licht, voller Frohsinn und Liebe war diese Welt — und sie selber war noch so jung! Nicht aus Liebe, aus jener unermeßlichen Liebe des Weiberherzens, die alles andere um sich her vergißt, hatte sie den Künstler geheiratet. Sie war ein halbes Kind noch gewesen, der Glanz und sein Ruhm hatten sie geblendet, und sie war so stolz darauf gewesen, daß er sie gewählt hatte. Und sie war ein armes Mädchen gewesen, das so viele arme Verwandte gehabt hatte.

Wie sie sich ins Zimmer hereinwandte, sagte sie leise: „Nun?" — Sie schaute dabei auf die Feder des Sachverständigen.

Derselbe wandte seinen Blick wieder auf das Papier und schrieb: „Eine Kassette aus Bronzeguß, so und so viel."

Die Blicke der alten Dame und der jungen Dame trafen einander.

Da wandte sich die Mutter zu dem Sachverständigen und deutete auf eine Bilderskizze in der Ecke.

„Setzen Sie jetzt dies Bild hier an," sagte sie mit einer seltsam harten Stimme, „es stellt die Liebe dar, welche vergeht, und die Liebe, welche bleibt . . ." **E. M. V.**

Literatur

— **Unsere Leser, soweit sie es nicht etwa erst mit Beginn** dieses Jahrgangs geworden sind, haben noch in frischem Andenken die Genüsse, die ihnen die kurzen Auszüge aus Graf Schacks Lebenserinnerungen ohne Zweifel bereitet haben. Ein noch weit höherer, umfassenderer und in sich geschlossenerer Genuß als der verhältnismäßig enge Rahmen der Zeitschrift ihn in diesem Fall zu bieten gestattete, erblüht sich jetzt denen, die das nunmehr in der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart und Leipzig) in seiner Gesamtheit erschienene dreibändige Werk zur Hand nehmen. „Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen" von Adolf Friedrich Graf von Schack benennt es sich. Trotz seinem Titel, entrollt es vor uns Bilder, die keineswegs ein ausschließlich autobiographisches Interesse haben. Ganz im Gegenteil. Der nach dieser Richtung hin fast allzu bescheidene Verfasser gibt uns vielmehr, weit entfernt, in den Vorgängen der Zeit nur sein eigenes Ich zu spiegeln, von dem letzteren nur so viel als durchaus notwendig ist, um uns die lange und gewichtige Reihe bedeutsamer Persönlichkeiten und Vorgänge zu schildern, mit denen er vertraut geworden. Ließ ihn doch die auserwählte Stellung, die er weniger noch als durch seine Geburt durch seine persönliche Befähigung, die hohen Eigenschaften seines Geistes und Gemütes einnahm, in das Räderwerk unserer vielbewegten Zeit Einblicke gewinnen, wie sie nur wenigen zu teil geworden. Unter diesen wenigen aber ist er abermals ein Auserwählter, indem er im stande war, das Geschaute in tiefgründiger Weise zu beobachten, es mit seltenster ästhetischer Feinfühligkeit in sich aufzunehmen und die köstliche Quintessenz der so gewonnenen Eindrücke in einer Form wiederzugeben, deren hohe künstlerische Vollendung sich gerade durch ihre edle Einfachheit und Gemeinverständlichkeit charakterisiert. So werden sich denn als eines der interessantesten Werke aus unserer Zeit und über unsere Zeit diese Erinnerungen und Aufzeichnungen binnen kurzem bei der deutschen Lesewelt auf das innigste einbürgern, um in der neueren Memoirenliteratur ihren Platz als eines der edelsten Werke dieser Art dauernd zu behaupten.

Ein Schriftstellername, der unseren Lesern längst ein lieber und geläufiger geworden, prangt auch wieder auf einer der jüngsten Erscheinungen im Gebiete der deutschen erzählenden Literatur, den „Verkettungen", Novellen von B. von Suttner (Leipzig, W. Friedrich). In diesem inhaltreichen Bändchen erzählt uns die Verfasserin bald mit dem reizenden, geistreichen Plauderton, über den sie in so vollendetem Maße gebietet, die interessante Geschichte eines überraschten Heiratsgesuchs; bald läßt sie uns Einblicke in die intimen Bekenntnisse Donas, der jungen, gefeierten Hofschauspielerin, gewinnen, bald schildert sie ein Stück Leben aus jenen genußsüchtigen Kreisen der österreichischen Aristokratie, in denen bunt die lockerste Leichtlebigkeit und die erschütterndste Tragik gleichzeitig zu Tage treten. Daran reihen sich wieder die in einem liebenswürdig zurückhaltenden Stile altjüngferlich angeleitete Geschichte der Tante Sol, dann der märchenhaft hochpoetische und dabei doch von scharfem Humor durchwehte Liebesroman eines Armen und endlich eine gemütlich lustige Humoreske, die füglich allen sechs Novellen ihren Namen geben könnte, denn jede von ihnen ist in literarischer Beziehung „Ein Treffer".

Jetzt, wo die Zeit der herbst- und winterlichen Abendgesellschaften in geschlossenen Räumen wieder mit raschen Schritten herannaht, denkt auch so mancher, der ein Vortragstalent in sich fühlt oder zu fühlen glaubt — und welcher Jüngling, welches junge Mädchen von einiger Phantasie und Hingebungsfähigkeit glaubt das nicht — von neuem daran, sich ein „gutes Repertoire dankbarer Vortragsnummern" zu schaffen oder das bereits gesicherte wirksam zu erweitern. Da kommt denn das „Deklamatorium", eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltliteratur, herausgegeben von Maximilian Bern (Leipzig, Phil. Reclam junior) ganz gelegen. Auf 632 eng bedruckten Seiten findet sich da eine so reiche Auswahl der wirksamsten Vortragsstücke nicht nur der deutschen Originalliteratur entnommen, sondern vielfach auch durch gute metrische Uebertragungen aus fremden Sprachen ergänzt, daß diese Zusammenstellung keinen Vortragslustigen im Stich lassen, sondern ihm im Gegenteil sehr umfassende Ausbeute für seine Zwecke, auf welchem Sondergebiete sie sich immer bewegen mögen, liefern wird.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

Am 24. Oktober soll in Petersburg das fünfzigjährige Jubiläum des Marinemalers, Professor J. K. Aiwasowski durch eine Festsitzung der kaiserlichen Akademie der Künste unter dem Vorsitz des Großfürsten Wladimir gefeiert und dem Jubilar eine zu seinem Ehrentage geschlagene goldene Medaille überreicht werden.

— **Zu den bewunderungswürdigsten Erzeugnissen der** Photographie zählen die von der altberühmten Firma Ad. Braun & Comp. in Dornach i. E. (Vertreter: Hugo Großer in Leipzig) neuerdings hergestellten Aufnahmen alter Meisterwerke in voller Originalgröße. Wir sahen beispielsweise eine solche nach Raffaels Sixtinischer Madonna, selbstverständlich nicht das ganze Bild, wohl aber Maria als Kniestück mit dem Kind auf dem Arm wiedergebend. Die Schönheit und Geschlossenheit des Tones, die Klarheit der Einzelheiten, die Rundung der Gesamtwirkung lassen nichts zu wünschen übrig. Das ganze gewaltige Altarbild zeigt eine andere Braunsche Aufnahme in verhältnismäßig geringer Verkleinerung. Es reihen sich diese Leistungen würdig den großen Aufnahmen nach den Fresken des Vatikan rc. an, mit denen Adolf Braun auf diesem Gebiete bahnbrechend vorangegangen. In welch bedeutender Weise er die Meisterwerke des Louvre in Paris, der Uffizien in Florenz, der Nationalgalerie in London, des Prado in Madrid, der Galerien im Haag, in Amsterdam, in den königlichen Schlössern von England und so weiter durch künstlerisch treffliche Photographien vervielfältigt hat, ist weltbekannt.

Bühne.

— **Von Paul Heyse ist ein neues dreiaktiges Lustspiel:** „Gott schütze uns vor unsern Freunden" vom Deutschen Theater in Berlin zur Aufführung angenommen worden.

— **Der Anfang der Theaterspielzeit hat bereits eine Anzahl** Neuheiten ans Licht der Lampen gebracht. In Leipzig fand Max Bruchs neu bearbeitete Oper „Loreley" viel Beifall. Der Text — von dem „Don Cesar"-Librettisten Walther zurecht gemacht — schließt sich an die gleichnamige Dichtung Geibels an und behandelt das Herzensleid Leonorens, der Tochter eines rheinischen Fährmannes, die von dem Pfalzgrafen Otto um ihr Liebesglück betrogen wird. Aus Rache an dem Ungetreuen erbittet sie sich von den Flußgeistern den Platz auf dem Rheinfelsen und erscheint so als Loreley. Graf Otto, der inzwischen, von neuer Liebe ergriffen, umsonst versucht hat, sie zurückzugewinnen, stürzt sich vor ihren Augen in die Wellen. Die Musik bewegt sich vorwiegend im Oratorienstil und gibt namentlich den Chören dankbare Aufgaben, während ihr der eigentliche dramatische Nerv abgeht. Komponist und Darsteller wurden wiederholt gerufen. — Auf derselben Bühne kam auch das eigens für die Sondervorstellungen König Ludwigs II. von Bayern geschriebene fünfaktige Drama „Napoleon I." von Karl von Heigel, mit Ernst Possart in der Titelrolle, zur ersten Aufführung. Die drei Aufzüge, welche Napoleon als Konsul bis zur Thronbesteigung zeigen, ließen das Publikum fast vollständig kalt. Erst am Ende des vierten Aufzugs kam es, besonders infolge des meisterhaften Spieles des Gastes, zu einem zweimaligen Hervorruf des Darstellers, dem am Schluß des Ganzen ein großartiger Beifallssturm für Possart folgte. — Im Hoftheater zu Hannover errang das vieraktige Schauspiel von Robert Misch: „Die Liebesleugnerin", einen entschiedenen Erfolg. Es ist im ganzen ein interessantes und wirksames Stück, das darthut, wie man Konflikte innerhalb der Ehe behandeln kann, ohne ein Ehebruchsdrama zu schreiben. Neben der Haupthandlung geht eine zum Teil humoristisch gefärbte Nebenhandlung her; auch eine zweite Liebesleugnerin wird geheilt, zum Glück jedoch vor der Ehe. Die Charaktere sind nicht von großer Tiefe, aber klar und ungekünstelt, der Dialog vielfach geistvoll und anregend. — Im Gärtnerplatztheater in München hat ein neues oberbayrisches Volksstück, „Am Lindenhof" von Hans Neuert, beifällige Aufnahme gefunden. Ebenda wurde als erste Operettenneuheit in dieser Saison des Wiener Kapellmeisters Ad. Müller junior „Hofnarr" aufgeführt und hat bei vortrefflicher Inscenierung ebenso wie in Berlin, Wien und Frankfurt a. M. gut gefallen. Das von zwei Wiener Zeitungsschriftstellern, Hugo Wittmann und Julius Bauer, verfaßte Libretto steht höher als die Durchschnittsoperettentexte, leidet aber wie diese unter einer Ueberzahl von Rollen, die mit der Handlung in keinem Zusammenhang stehen. — Einem ganz besondern Interesse begegnete in Wiesbaden das vieraktige Schauspiel „Antoinette" von Hans Norweg und Kurt Kraatz. Kraatz ist in Wiesbaden ansässig; hinter dem Pseudonym Norweg verbirgt sich seine Braut Ada Reiß, die Heroine der Altenburger Hofbühne. Das Stück behandelt das aus einem unbegründeten Vorurteil herrührende Widerstreben der bürgerlichen Kreise gegen die Ehe mit einer Bühnenkünstlerin und den endlichen Triumph des Herzens über die Formen, den Eitelkeit und Hochmut gezogenen thörichten Schranken. Kraatz wurde vom zweiten Aufzug ab nach jedem Niederfallen des Vorhangs gerufen.

Kultur und Wissenschaft.

Die Schillerstiftung hat das ihr im vorigen Jahre vom Privatier Gottlieb in Nürnberg gestiftete Anwesen für hunderttausend Mark an die Stadtverwaltung Nürnberg verkauft. Nach Abzug von zehntausend Mark zur Deckung der Ausgaben, die durch

Testamentsbestimmung auf obigem Vermächtnis lasten, verbleiben der Schillerstiftung neunzigtausend Mark, die bundesbehördlich angelegt werden sollen. Dem Stifter soll ein würdiges Grabdenkmal gesetzt werden.

— **Der siebenzigste Geburtstag Theodor Storms** wurde in Hademarschen, dem Wohnort des Dichters, durch ein Ständchen der dortigen freiwilligen Feuerwehr eingeleitet. Storm, der sich eines überaus frischen Aussehens erfreut, dankte in einer kurzen Ansprache für alle Liebe und Verehrung, die ihm in seiner Zurückgezogenheit in so reichem Maß erwiesen werde. Obgleich die Feier unter der Ungunst der Witterung etwas zu leiden hatte, war die Stimmung allseitig eine gehobene. Ebenso befriedigend verlief die Feier, welche die Freunde des Dichters in Kiel in der „Harmonie" vereinigte. Sie wurde eröffnet mit der stimmungsvollen Brahmsschen Sonate in A-dur op. 100, welcher ein begeisterter Prolog von Wilhelm Jensen folgte. Nach drei von Storm gedichteten Liedern, komponiert von Jenner, verlas dann Gymnasiallehrer Dr. Biele die von dem plötzlich erkrankten Dr. Schütze verfaßte Festrede. Ein von Rechtsanwalt Brandt originell erfundenes Festspiel und das von einem dreifachen Quartett zum Vortrag gebrachte Oktoberlied schlossen den offiziellen Teil des Festabends.

Sport.

— **Zwei Pferde aus Deutschland, welche am Wiener** Kriterium, dem großen Zweijährigenpreis von 10,000 Gulden teilnahmen, liefen recht schlecht. Oehlschlägers „Padischah", der als zweiter Favorit galt, wurde letzter und des königlichen Hauptgestüts Graditz „Hectari" vierter, während G. von Blaskovics br. H. „Biadal" vor der favorisierten „Kiralyne" im Felde von acht leichter Sieger blieb. Eine Stallgenossin „Hectaris", die dreijährige br. St. „Milchmädchen", zeigte im Handicap gleich darauf gute Form, indem sie „Gaisky" und vier andere Pferde nahezu unter Altersgewicht sicher abfertigte; „Gaisky" schlug tags darauf im Vereinsrennen vier Gegner nach schönem Kampfe mit „Teapot". Den Staatspreis von 5000 Gulden über 3200 Meter holte sich Mr. Trials dreijährige F.-St. „Cintra" vor „Patzen" und drei anderen und das Alt-Trabrennen fiel in einem Felde von elf an Baron Rothschilds „Well-that" vor „Basta", der im Ziele seinen Reiter fortbrach.

— **Das englische St. Leger gewann der br. H. „Kilwarlin"**, den Lord Rodney kurz zuvor um 140,000 Mark angekauft, vor dem Derbysieger „Merry Hampton", „Timothy" und sechs anderen.

— **Zwei weiße Rebhühner wurden aus einer Kette von** fünfzehn nahe bei Pilsen geschossen.

— **Den tausendsten Rehbock erlegten Prinz Viktor Ratibor** und Graf Brenner im August dieses Jahres auf der Ziffizer Besitzung des letztern.

— **Das Meisterschaftslaufen des Hamburger Sportklubs** über 1500 Meter gewann J. F. M. Sanders, South London Harriers, in 4 Minuten 24 Sekunden um 8 Meter vor F. F. Eiffe, Hamburger Sportklub und drei anderen.

— **Eine Meisterschützin, Miß Annie Oakley, produzirte** sich bei der amerikanischen Ausstellung in London im Taubenschießen. Der Prinz von Wales überreichte ihr persönlich die goldene Verdienstmedaille der Londoner Schützengesellschaft mit anerkennenden Worten.

Gestorben.

— Fräulein Luise Sölll, Mitglied des Münchener Hoftheaters, 65 Jahre alt, am 10. September, in München.

— Daniel Weiß, der vor zwei Jahren in Sachen der Kolonialpolitik vielfach genannte Ordensdirektor, am 11. September, in Freiburg i. Br.

— Frau Johanna Jacobi, geb. Gabrielli, namhafte Jugendschriftstellerin, 58 Jahre alt, am 12. September, in Leipzig.

— Sir C. Young, einer der bedeutendsten englischen Bühnendichter, 48 Jahre alt, am 14. September, auf Hatfield Priory in Essex.

— Dr. Paul Schütze, Privatdozent an der Universität Kiel, 27 Jahre alt, am 16. September, in Kiel.

— G. E. Merores, langjähriger Mitredakteur des Wiener „Fremdenblatt", 48 Jahre alt, am 16. September, in Wien.

— Dr. Richard Quain, der berühmte englische Chirurg, 87 Jahre alt, am 16. September, in London.

— Ferdinand Gambon, einer der eifrigsten Verfechter und Leiter der Kommune, 67 Jahre alt, am 16. September, in Cosne, Departement Nièvre.

— Dr. Swainson, Professor der Theologie an der Universität Cambridge, 66 Jahre alt, am 16. September, in Cambridge.

— Fürstin Ysenburg-Wächtersbach, die älteste Tochter des letzten Kurfürsten von Hessen, 58 Jahre alt, am 18. September, in Halle.



(Redigirt von Oskar Seitz.)

Aufgabe Nro. 46.

Skat.

Mittelhand erklärt, da Vorhand Solo annimmt, mit folgenden Karten Grand, den sie mit Schneider verliert:

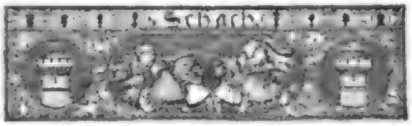


Wie waren die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 44:

Whist.

Vorhand spielt sich mit Coeur in den Strohmann, nimmt zwei Rundstiche mit König und Dame, zwei Stiche mit Pique-Dame und Pique-König, fordert mit dem As die letzten Atouts ab und spielt ihren [illegible] aus. Wirft dritte Hand Pique weg, so werden zwei Stiche in Pique gemacht und Spieler hat Grand-Schlemm, ebenso wenn vierte Hand kein Treff einwirft. Anders jedoch, wenn sie Coeur-König abwirft, und das empfiehlt sich, da aus dem Coeurspiel zu entnehmen ist, daß der Dame in zweiter Hand sitzt; der Spieler hat alsdann zwei Stiche in Treff und Pique abzugeben und gewinnt nur fünf Tricks.

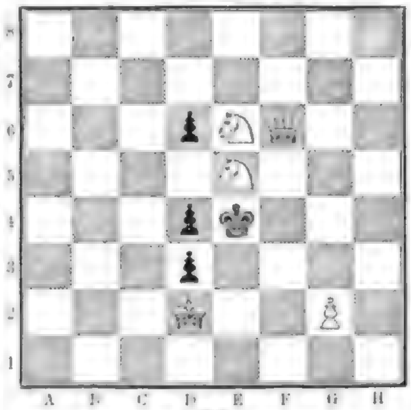


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 432.

Von C. Planck.

Schwarz.

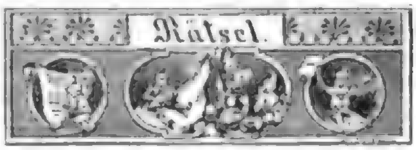


Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 428:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 5 n. C 7	1) D 3 n. C 2.
2) T. C 7 — E 7	2) Beliebig.
3) Dame oder Springer Matt.	
A)	
1)	1) S. B 4 n. C 2.
2) D. C 7 — B 6 †	2) Beliebig.
3) Dame oder Springer Matt.	
B)	
1)	1) S. B 4 — D 5
2) S. C 3 — E 2 †	2) Beliebig.
3) T. C 8 n. C 4 Matt.	



Kapselrätsel.

Aus jedem der nachstehenden acht Sätze ergibt sich durch Kombination einzelner aufeinander folgender Wörter oder deren Teile ein Wort, dessen nähere Bezeichnung in Klammern beigefügt ist.

1) Der Blick des hellen Auges drang tief ins Herz hinein. (Dichter.)
2) Mord und Raub sind schwere Verbrechen. (Fisch.)
3) Der schönen Dame huldigten viele Verehrer. (Komponist.)
4) Wo ein Kläger ist, muß auch ein Richter sein. (Vorname.)
5) Durch den Anprall brachen Rad und Achse. (Tier.)
6) Frischen Mutes ging er auf den Feind los. (Stadt.)
7) Der wackere Greis arbeitete rüstig weiter. (Fluß.)
8) Dieses Pech taugt nicht viel. (Vogel.)

Auflösung des Kreuzrätsels Seite 976:

		L	B	S		
		E	U	P		
M	E	S	S	I	N	A
A	R	S	E	N	I	K
S	P	I	N	O	Z	A
		N	T	L		
		G	O	A		

Rätselhafte Inschrift.



Vorstehende Silbermünze, aus dem Jahre 150 n. Chr., also aus der Zeit des Kaisers Antoninus Pius (138—161) herrührend, und von einem Kunstfreund neuerdings in Rom angekauft, stellt eine allerliebste Gruppe kleiner Kinder dar, von denen zwei, offenbar einen ermüdeten Dritten tragend, von zwei anderen scheinbar ausgespottet werden. Aus der Unterschrift »perire lente« (langsam umkommen) dürfte man sogar schließen, daß der Getragene vielleicht schwer verletzt oder tödlich verwundet sei. — In welchem Zusammenhang übrigens die Gruppe mit den Helvetiern steht, und was überhaupt die mysteriöse Inschrift der Münze, „daß die Helvetier sich in der That auf Ravenna stützen", sagen will, ist noch nicht endgiltig festgestellt. Wir werden nicht verfehlen, nachdem die Bedeutung der Umschrift festgestellt ist, sie unseren verehrten Lesern mitzuteilen.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 976:

Es ist nicht so leicht verdient als verthan.



Nicolai Ch. in Jekutsk. 1) Das kommt ganz darauf an, unter wessen persönlichem Beistand man lernt. 2) Wir danken bestens, haben das früher bereits gewußt. 3) Ersuchen Sie sich aus einer guten Buchhandlung einige Werke dieser Art zur Ansicht, und prüfen Sie dann, welches Ihren besonderen Wünschen am besten zusagt.

G. A. L. in H. Anders als auf Grund eigenen Augenscheins läßt sich in dieser Sache leider gar kein Bescheid erteilen.

Max L. in St. Die Waldeinsamkeit ist schon so oft und so stimmungsvoll besungen worden, daß eine neue Behandlung dieses Gegenstandes ganz außerordentliches bieten müßte, um des Abdrucks wert zu sein.

W. H. auf P. Außer „Wendlandt, Graphologie" (Schwarz, Berlin, M. 1. 50.) kennen wir nichts Ähnliches. Jede Buchhandlung liefert Ihnen gewünschte Werkchen.

Wilhelm B. in Alt. Dichterworte geben wir nur in den seltensten Fällen, aber keinesfalls darf es sich darum um Vorzüge so lokaler Natur, wie die Ihnen vorliegen, handeln, wenn solche Erscheinungen für ein Weltblatt geeignet erscheinen sollen.

Alter Abonnent in Metz. Schwarzer, glänzend lackirter Hut mit kleinem weißen Federbusch, blauer Frack mit kurzen Schößen, enge weißledernе Beinkleider und Stulpenstiefel.

B. K. . . g in P. Mettode Toussaint-Langenscheidt.

Olaf K. in Lübeck. Gebrüder & Comp. — F. C. Enzisch — beide in Berlin.

F. W. in Breslau. Aus druckbare Gedichte schreiben will, muß doch wenigstens mit den Ade der Poetik so weit vertraut sein, um nicht Trochäen und Jamben regellos durcheinander zu würfeln.

Mathilde B. in Groß-St. Nicht Anfang als Gedicht.

Rudolph M. in Leer. Allgemeingültig beantworten läßt sich das nicht immer, doch wollen wir Ihrem Wunsch nach Möglichkeit Rechnung tragen.

K. C. in G. 1) Zu viel Reflexion, zu wenig unmittelbare Empfindung. 2) Das Manuskript der Novelle ersehen Sie und anmerken zur Benützung haben. 3) München, Leopoldstraße 48.

Gänseblümchen in Hannover. Wenn einzusenden und am bestimmten zurückzeigt für den Fall, daß sich einmal ein Plätzchen dafür finden läßt. Welcher Name soll alsdann beigefügt werden?

Emil W. in L. 1) Unseres Wissens nicht. 2) Auch dort ist uns keines bekannt.

Ein Unerfahrener. 1) Es ist immer das sicherste der Fall. 2) Nach beidem. 3) Das eignet sich, wie auch ein Unerfahrener sich leicht selbst sagen könnte, nicht zur Erörterung an dieser Stelle. 4) Je nachdem. 5) Ja.

Richtige Lösungen sandten ein: Ludwig Thürheim in Salzburg (2). Leo Swinder, Cand. in Hermannstadt (3). Gruithesel in Hamburg. Rosa Freundlich in Grafsheim. O. Lauer, cand. jur. in Czernowitz. Eugen Hof in Kolozsvar. Emil M. Heyerdahl in Altoka. Jos. V. Stempel in Hamburg (2). Anna Kaiser in Bradford. Louis Jürgel in Mannheim. Anna Schramel in Prag. Heinrich Bahlke in Köln (2). Emil Büker, Stationsvorsteher in Hellenthal (1). Lothar Kranz in Bad Charlottenbrunn (2). Heinrich B. in Prag. Carl Teufel in Hannover. Virgil in Brünn. Mrs. and Mr. G. Lawrence in Bradford. Moriz Pollak in Hermannstadt. Max Zöller, Apotheker in Altenbach (2). Emma Grebold in Leipzig (2). Bertha Schulz in Freiberg (2). Marie Fastner in Görlitz. Ch. Kornberg in St. Petersburg. Luise Pelcoorg in Berlin. A. Stallbaum in Hamburg (2). Jean Krauer in Höchst a. M. Frau Dr. Alwarz in Schneideheim. Hermine Schäfer in Wolmirst. O. C. Merz bei Neu-Ysenf (3). Anna Vaßbaedith in Breslau. C. Eyerling in New-York.

Gesundheitspflege.

Schwerin i. M. Zur Beantwortung an dieser Stelle nicht geeignet.

L. in Recklinghausen. Ein besonderes Heilmittel für weiße Narben gibt es nicht.

H. L. in Hannover. Gegen dieses Jucken sind Sitzbäder mit Pottasche, sowie tägliche Waschungen mit dreiprozentiger Karbolsäurelösung anzuwenden.

Abonnent in St. Petersburg. Eine Heilung der Rückenmarksschwindsucht, wenn sie noch nicht zu weit vorgeschritten, ist recht möglich; nur muß man derartigen Annoncen gegenüber sehr vorsichtig sein. Wenden Sie sich doch zunächst an einen tüchtigen Arzt für Ihr Leiden in Behandlung selbst. Die angegebene Adresse ist uns unbekannt.

Alter Abonnent in Prag. Ohne den Ausschlag gesehen zu haben, sind wir nicht im Stande, uns darüber auszusprechen.

Frau K. in Breslau. Bleiben Sie ruhig beim Kaffee.

Otto. Die ersten drei Fragen sind zu verneinen. Ueber die unter 4) und 5) angeführten Mittel haben wir keine Erfahrung. In dem Buch von Dr. Clasen sind außer Henna und Reng auch noch andere Haarfärbemittel zu finden.

Alter Abonnent in Böhmen. Auch Sie können wir auf obiges Buch von Dr. Clasen verweisen: „Die Haut und das Haar". Stuttgart, Verlag von Encke.

Abonnent Z. in O. Bei fieberhaften Magen-Darmkatarrh ist allerdings das Einhalten einer strengen Diät sehr zu beobachten und geschieht das in diesem Falle des kranken Teiles wegen. Roher Obst zu essen ist dabei nicht gestattet. Nur ganz leicht verdauliche Speisen, und zwar in geringer Menge genossen, sind einem kranken Magen zuträglich.

M., Oberwitterpilter. Wir nehmen wohl folgendes Kopfwaschwasser: Tinctura Cantharidarum [illegible], Tinct. Balsami peruviani [illegible], Spiritus vini rectificatissimi [illegible]. Ist bei Schuppenbildung sehr zu empfehlen. Der Kopf wird wöchentlich mehrmals damit und alle 14 Tage mit lauem Seifenwasser abgewaschen.

Hoffnungsloser Jüngling im Norden. 1) Nein. 2) Sie brauchen kein anderes Mittel als die Zeit, welche die Folgen rasch verwehen wird, vorausgesetzt, daß die veranlassenden Ursachen nicht mehr wirken.

[illegible]. Vor beiden kann nicht genug gewarnt werden.

Wilhelm. Sie werden inzwischen Ihre Antwort in Nro. 13 v. J. gefunden haben. Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertreter:
Berlin: Ludwig Pietsch (W. [illegible] 22, [illegible] part.);
Budapest: Moriz Hecht (V. [illegible] 6);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Villa Falconieri, Novelle von Paul Heyse, Fortsetzung. — Behende Knaben, von W. — Bei gespannter Kunst, von G. M. — Das alte Burgtheater, von Emil [illegible]. — Sprüche und Aphorismen, von Ernst Jul. — Stein am Rhein, von L. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau, Fortsetzung. — Ischl und die kaiserliche Villa, von Tancred Rein. — Gefährliche Ruhe, Novelle von Hugo Klein, Schluß. — Vor der Kaserne, von C. M. B. — Literatur. — Notizblätter. — Bautechnik. — Schach. — Rätsel. Rösselsprung; Auflösung des Rösselsprungs Seite 776; Auflösung des Bilderrätsels 49 in Nro. 51 Seite 876. — Briefmappe.

Illustrationen: Sepia, Gemälde von J. F. Engel. — [illegible] von der Villa Falconieri; daneben die Villa Tusculana, von Kunz Meyer. — Vor der Kaserne, Gemälde von G. Kräter. — Behende Knaben, Gemälde von Hans Richert. — Stein am Rhein, nach photographischen Aufnahmen von G. [illegible] in Konstanz. — Bei gespannter Kunst (künstlerisches Verbrechen), Gemälde von Friedrich Kallmorgen. — Kaiserliche Villa in Ischl; Ischl, vom kaiserlichen Park aus gesehen. Photographien von Würthle und Spinnhirn in Salzburg. — Der Hof in China, von Arthur Warjeve.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 2 des

sechzehnten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis:
in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal,
in 14tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wird eröffnet mit:

„Des rechten Auges Aergernis" von **August Niemann.**
„Jantje Verbrügge" . . . . . von **Theodor Duimchen.**

Der erstere Roman von dem genannten Verfasser einer Reihe geistvoller Werke, eine Schöpfung von höchster Gediegenheit, spielt in den Kreisen der österreichischen Aristokratie; „Jantje Verbrügge" führt ein außerordentlich vielversprechendes Talent zum erstenmal in die deutsche Litteratur ein und bezeichnet einen so glänzenden Anfang, wie ihn nur die bedeutendsten und erfolgreichsten vaterländischen Schriftsteller aufzuweisen haben.

Diesen beiden Werken folgen im weiteren Verlaufe des Jahrgangs die Romane: „Die Fanfare" von Fritz Mauthner, „Waldidyll" von Robert Byr, „Harte Herzen" von Anton von Perfall, „Unter dem weißen Adler" von Gregor Samarow, „Iwan der Schreckliche und sein Hund" von Hans Hoffmann, „Zigeuner" von E. M. Vacano, „In ferner Inselwelt" von Christian Benkard ꝛc.

Bei weitaus dem größten Teil dieser Romane bürgen für deren Vorzüglichkeit schon die längst anerkannten Namen ihrer Verfasser, nur der letztgenannte ist wiederum die erste größere und richtig gelungene Schöpfung eines neuerdings aufgetauchten Talentes.

So dürfen wir den Lesern des nächsten Jahrgangs unserer „Deutschen Romanbibliothek" Genüsse ganz außerordentlicher Art versprechen, indem sie neben altbewährter geistiger Kost auch die deutsche Litteratur in ihren kraftvollen jüngeren Trieben von neuen und überaus fesselnden Seiten kennen lernen werden.

☛ Auf den sechzehnten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt abonnirt werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**



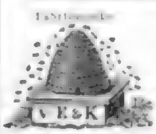
Das Clariophon. [illegible] Stahlstimmen garantirt [illegible] [illegible] Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kette M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0,75 Pf. [illegible]
H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

Dr. med. W. Schmidt, Arzt, Mitarbeiter von „Ueber Land u. Meer" Stuttgart. Marktplatz 14. [illegible]

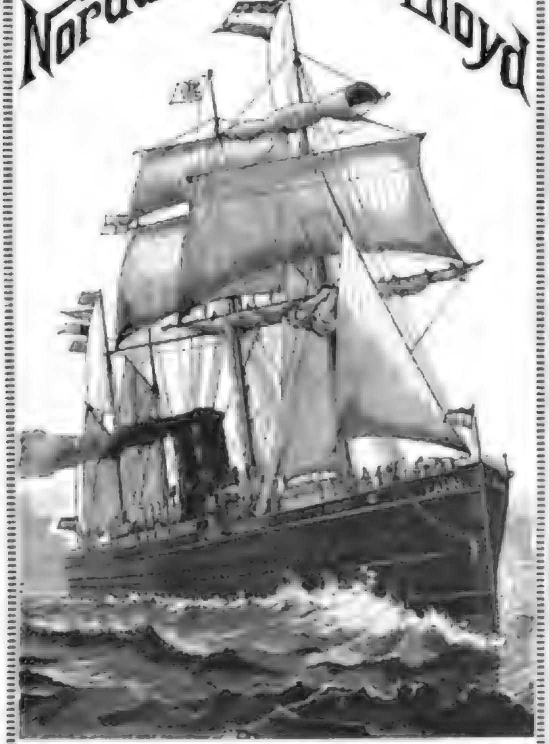
Zauber- [illegible] Apparate [illegible] B. Otto [illegible]

Solide Baumwolle, das Meter von 6 [illegible], versendet auch an [illegible]. Bruno Frenzel, Cottbus.

Fahnen, gestickt u. gemalt, liefert Franz Reinecke, Hannover.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe
fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt,
direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.


Garantirt solide schwarze Seidenstoffe: Faille, Satin, Merveilleux, Satin de Lyon, Faille française, Duchesse, Armure, Luxor, Ottoman, Favorita, Satin de l'Impératrice Victoria, Perlenseidenstoffe, Moiré etc. etc.
Weisse und Crème glatte Seidenstoffe, Moiré und Damassé etc. für Brautkleider.
Alles in beliebigem Metermaass zu Fabrikpreisen. Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Kollektion an:
Schwarze Seiden-Sammete, Peluche für Kleider, Mäntel, Besatz- und Putzzwecke, schwarze und braune Seiden-Sealskin-Peluche für Mäntel und Jacken.
Nur solideste Qualitäten.
Die Seidenwaaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Pensionat Büchler, Oehringen [illegible] — [illegible] und Realgymnasium. — Berechtigung zum [illegible] — Gewissenhafte Ueberwachung [illegible] — besonders Gelegenheit für Ausländer, Deutsch zu lernen. — Beste Empfehlungen von [illegible]
Vorsteher Otto Büchler, [illegible]

„Wir kennen keine [illegible] Geld und Blut [illegible] Schule." [illegible] Leipzig [illegible] 4 M.

„Die unbedingt [illegible]

„An die vorderste Reihe aller Schulen gehört [illegible] [illegible] und Reiseklavieren [illegible]

„Liederquell"
247 [illegible] Steingraber Verlag, Hannover.

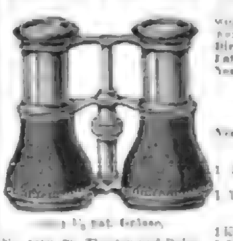
BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
[illegible]
zum Verhüten der nachteiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND,
HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT
[illegible] HAUT [illegible]
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, [illegible]
[illegible] CHELTENHAM, ENGLAND.


Feuer-Pianinos von 380 M. an, [illegible]
[illegible] Wilh. Emmer, Berlin C. 45, früher in Magdeburg.

Kolossaler [illegible] für **Herren** [illegible]

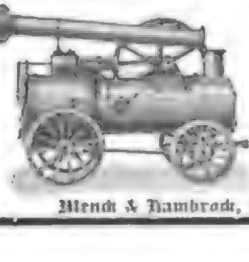
Pfaff Nähmaschinen

[illegible] Familien- und Handwerker-Nähmaschinen.
Neueste Verbesserung:
Vollständig geräuschloser Gang.
Ein Fabrikat **erster Güte** und Vollkommenheit, mit vielen bewährten Verbesserungen und einer Ausstattung von hervorragender Schönheit u. Gediegenheit. — Die wichtigen reibenden Teile sind aus bestem Stahl geschmiedet, nicht gegossen. [illegible] auf Verlangen.
Man lasse sich nicht durch minderwertige Nachahmungen täuschen.
G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern, [illegible]

Optische Industrie-Anstalt
Gebr. Grabich (Inh. W. Grabich), **Leipzig u. Rathenow.**
Die Rathenower optischen Fabrikate [illegible] wegen ihrer [illegible] werden von keinem andern [illegible] Direkter Versand an Private zu [illegible] Rathenow, auf Wunsch auch ab Leipzig.

[illegible] pat. Gelenk.
No. [illegible] für Theater und Reise, 6 Linsen, optisch sehr gut, fein achromatisch, inklusive Lederetui, Riemen komplet Rm. 10.50.

Neuheit! No. 1[illegible]. 1 Aneroid-Barometer und Thermometer, vollste Garantie für [illegible] Werk; gebogenes [illegible] Prachtstück, ca. 45 Cm. [illegible]	Rm.	12.50
Neuheit! No. [illegible] Dasselbe wie vorstehend, jedoch 60 Cm. lang, extra grosses Werk, komplet	Rm.	22.
1 Krimstecher No. 2[illegible], 6 Linsen, sehr preiswert	Rm.	16.50
1 Theater- und Reiseglas No. [illegible], Vorzügliche Optik, anerkannt ohne Konkurrenz	Rm.	20.
1 Krimstecher No. [illegible] Grossartige Optik	Rm.	36.–
1 Theater-Glas in Elfenbein No. 14[illegible], hochelegant und gediegen	Rm.	24.–
1 Krimstecher No. [illegible] Beste Optik	Rm.	32.
1 Doppel-Fernrohr No. 141, 10mal Vergrösserung. Höchste Neuheit	Rm.	106.–
Photographische [illegible]-Apparate, vorzüglicher [illegible] komplet	Rm.	50.

[illegible] gratis u. fr. Wir garantiren ausdrücklich die [illegible] sämtlicher Instrumente u. prima Ausführung, optisch wie mechanisch [illegible]

Lokomobilen | Centrifugalpumpen
[illegible] | [illegible] bis 12000 Liter Leistung per Minute halten auf Lager


Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Digitized by Google

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt nach: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ

hält streng an dem Prinzip fest, nur gute, brauchbare Waren zu möglichst billigen Preisen zu liefern, und hat weder Reisende noch Agenten oder Repräsentanten, sondern verkauft nur direkt an die Privatkundschaft.

Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Konfektion.



Nr. 1230. Capotte aus rotmelliertem Stoff mit Atlasschleife. Vorrätig schwarz, marine, braun, bordeaux, stahlblau. M. 4.50.



Nr. 2240. Ganz vorzügliches Winter-Tricotkleid mit angewebtem Futter, Einsatz, Kragen- und Aermelbesatz aus gleichfarbigem Seidenplüsch. Vorrätig marine oder bordeaux.

Grösse	1	2	3	4
M.	7.50,	8.75,	10.—	11.25.



Nr. 4114. Tricottaille aus Wintertricot mit angewebtem Futter und reicher moderner Stickerei. Vorrätig nur in schwarz.

	klein	mittel	gross	extragross
M.	5.50,	5.75,	6.25,	6.75.



Nr. 4114. Elegante Taille in mellertem Mohair-Tricot, besonders praktisch. Vorrätig: mittelgrau oder dunkelmoos.

	klein	mittel	gross	extragross
M.	9.75,	10.25,	11.—	11.75.



Nr. 2240. Tricotkleid. Reizende Neuheit! Oberteil aus klein gemustertem Wintertricot, einfarbiger Tricotrock mit voll gerafftter Schärpe, Umfallkragen u. Aermel-Aufschläge aus Seidenplüsch, vorn am Kragen elegante Seidenbandschleife. Vorrätig: marine mit weiss u. braun mit weiss gemustert.

Grösse	1	2	3	4
M.	12.75,	14.—	15.25,	16.50.



Nr. 1234. Capotte, neues Dessin, mit kurzen Zacken u. Atlas-Schleifen-Rahmenarbeit. Vorrät. schwarz, bordeaux, cardinal. M. 5.—

Unser reichhaltiger Spezialkatalog über Konfektion versenden wir unberechnet und portofrei

Unser reichhaltiger Hauptkatalog, über drei Seiten Text und über 2000 Abbildungen, wird den bestellten Waren gern auf Verlangen unberechnet beigefügt.

Winter-Jaquettes.

Grössen-Erklärung.

Extraklein: Rückenbreite 30 Cm. Brustbreite 42 Cm.
Klein: Rückenbreite 32 Cm. Brustbreite 44 Cm.
Mittel: Rückenbreite 34 Cm. Brustbreite 46 Cm.
Gross: Rückenbreite 36 Cm. Brustbreite 48 Cm.



Nr. 3052. Ganz anschliessendes Jaquette aus dunkelmodefarbigem, gemustertem Doublon, eleganten Knöpfen. Hochmodellgarnirung.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	11.—	11.50,	12.—	12.50.



Nr. 3071. Anschliessendes Jaquette aus schwarz gemustertem Fantasiestoff mit seidenem Plüschkragen, der schwarz u. weiss karirtem seidenem Capechen u. elegantem Knöpfen.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	23.50,	24.—	24.50.	

Nr. 3056. Dasselbe Jaquette ohne Capechen.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	20.—	20.50,	21.—	21.50.



Nr. 3061. Jaquette aus bestem Plüsch mit eingewebtem Futter, Pelzkragen (imitirter schöner Nerz), Hornknöpfen u. seidenem Fouragegur (Fangschnur). Vorrätig: braun oder schwarz.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	13.—	13.50,	14.—	14.50.

Nr. 3064. Dasselbe Jaquette ohne Fouragegur (Fangschnur).

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	11.50,	12.—	12.50,	13.

Nr. 3067. Dasselbe Jaquette, halbanschliessend, mit abstechenden Mohairplüschkragen und Metallknöpfen. Vorrätig: schwarz oder braun.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	10.—	10.50,	11.—	11.50.



Nr. 3065. Anschliessendes Jaquette aus solidem schwarzem Mohairkrimmer mit reichem seidenem Fouragegur (Fangschnur). Durchaus mit schwarzseidenem Atlas gefüttert und rings herum mit Tresse eingefasst.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	28.50,	29.—	29.50,	30.

Nr. 3068. Dasselbe Jaquette ohne Fouragegur (Fangschnur).

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	26.—	26.50,	27.—	27.50.



Nr. 3072. Anschliessende Jaquette von modefarbigem Satin-Double mit seidenem Fouragegur (Fangschnur). Ringe herum Plüsch mit Seide gesteppt, moderne Fantasieknöpfe.

Nicht elegante Neuheit!

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	21.50,	21.75,	22.25,	22.75.

Nr. 3062. Dasselbe Jaquette ohne Fouragegur (Fangschnur).

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	19.25,	19.75,	20.25,	20.75.

Stoffproben versenden wir sofortigst und portofrei.

Winter-Mäntel.



Nr. 3150 u. 3151. Nr. 3153.

Nr. 3150. Paletot, halbanschliessend, von gutem schwarzem Double. Kragen, Revers, Taschen, Aermel und hintere Fallenpartie mit bestem Krimmer besetzt. Hintere Länge 125—130 Cm.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	18.50,	19.—	19.50,	20.—

Nr. 3151. Derselbe Paletot, jedoch nur Kragen u. Revers mit Krimmer besetzt. Hintere Länge 125—130 Cm.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	16.50,	17.—	17.50,	18.—

Nr. 3153. Anschliessender Paletot aus gutem Plüsch mit angewebtem Futter. Kragen, Revers, Aermel- und Taschenpatten-Einfassung von passendem Fantasieplüsch. Reiche Fouragur (Fangschnur und Metallknöpfe. Vorrätig: braun oder schwarz. Hintere Länge 130 Cm.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	23.50,	24.—	24.50,	25.—

Nr. 3072.

Winter-Mäntel.



Nr. 3174. Anschliessender Paletot aus bestem schönem Mohair-Plüsch mit angewebtem Futter. Kragen von schwarzem Opossum, reiche Passementerie auf den hinteren Falten und effektvolle Parlmutterknöpfe. Solider und hocheleganter Mantel. Vorrätig: braun oder schwarz. Hintere Länge 135 Cm.

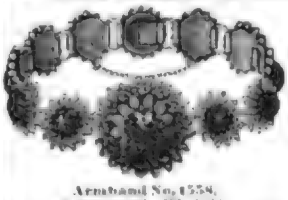
	extraklein	klein	mittel	gross
M.	96.50,	98.—	100.—	102.50.

Nr. 3177. Dolman aus bestem schwarzem Cheviot-Diagonal, moderne Aermelform. Kragen und Aermel hocheleganz mit Pelz, Plüsch und Agréments besetzt. Hintere Fallenpartie mit extravaganter Passementerie garnirt. Hintere Länge 140 Cm.

	extraklein	klein	mittel	gross
M.	51.25,	52.—	52.—	54.—

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Echte Granaten in echter Goldfassung.

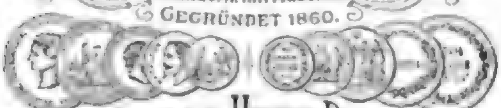


Armband No. 1558.

Max Grünbaum, Bijouterie-Fabrik, Berlin W., jetzt nur Friedrichstraße 194.
Grünbaums weltberühmte Panzerketten. 5jährige Garantie.

OTTO HERZ & Co FRANKFURT A. M.

Erste u. Aelteste Schuhfabrik mit Maschinen & Dampfbetrieb.
GEGRÜNDET 1860.



SCHUHE & STIEFEL FÜR HERREN DAMEN & KINDER
Anerkannt Bestes Fabrikat Deutschlands
Uebertrifft an Passform Eleganz und Solidität die feinste Hand- resp. Mass-Arbeit.

Zu haben in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.



Jedes Paar trägt diesen Stempel (Schutzmarke) auf der Sohle.

EN GROS. — EXPORT.

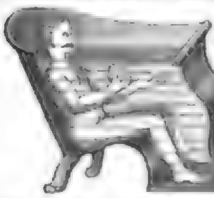
August Spangenberg, Fabrik von Betten u. Robeln f. Kranke, Berlin SO.



C. Ade's Kassenfabrik Stuttgart versendet illustrirten Kassen-Katalog.

GASMOTOREN

Unentbehrlich für jeden besseren Haushalt ist Kosch & Teichmann's verbesserter Badestuhl.

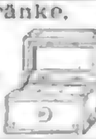


Kosch & Teichmann, vormals J. Kosch, Berlin S., Prinzenstr. 43.

Viele Anerkennungsschreiben.

Geld- und Documenten-Schränke,





CARL OSTER, Heidelberg, Geldschrank- und Cassetten-Fabrik.

Verlag von C. Regenhardt in Berlin S.

Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit

Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:

von F. H. Schlösing

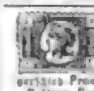
Dr. Loewes Unterrichtsbriefe

Echte Briefmarken

Paul Lietzow, Berlin S.

Lebensgroße Porträts

C. Hommel in Bockenheim – Frankfurt a. M.



Echte Briefmarken! Billigst



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.
Echter böhmischer Granaten-Schmuck.
Preis-Courant mit Abbildungen gratis und franco.

Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen:
Emil Schäfer, Chemnitz.

Haarschäfte.



C. W. Möller



Neu! Für Raucher!
Imhoffs Patent-Patronen-Gesundheitspfeife.



„Gesundheitspfeife"

Wilhelm Imhoff in Cassel

Trunksucht

Reinhold Retzlaff

Die höchst interessante Broschüre über die Erhaltung der Gesundheit durch tägliches Baden wird an die Abonnenten und Leser von „Ueber Land und Meer" gratis und franko versendet von L. Weyl, Berlin W.

Goldene Medaille in Paris 1878.



Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois.
à Londres EC. 2 Mincing Lane.

Thee
Russische Mischung per Pfd. Mk. 3.50
Englische Mischung " " " 2.50
bei 3 Pfd. frco. Prob. zu Diensten
ED. MESSMER, Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft in Dusemond und Trier,

Central-Bureau in Trier.

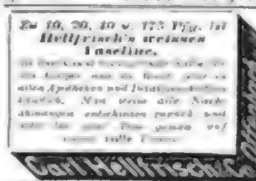


Glafey Nachtlichte,

Trunksucht.



Heilanstalt für Nervenkranke zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.



Carl Hellfrisch & Co. Offenbach

IN DEN APOTHEKEN:



ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

LIPPMANN'S KARLSBADER BRAUSE-PULVER

Lippmanns Karlsbad.



Arm u. Gesichtshaare

R. Böttcher.



Zimmerdouchen,
Badeapparate
C. Maquet.

Wiesbadener Kochbrunnen-Wasser



Füllung der Flaschen unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden

Preis per Flasche 50 Pfg.

Wiesbaden.

Zimmer-Ventilatoren



Zeppernick & Hartz. Berlin SW., Lindenstr. 15.

Reiche

Probate Spezial-Rezepte

Erwerbs-Katalog
Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag 3 Mark 50.

Villa Falconieri.

Novelle von

Paul Heyse.

Mit Originalzeichnungen von Franz Meyer.

(Fortsetzung.)



Als Eberhard eintrat, sah das alte Gesicht, das frisch rasirt und sauber gewaschen aus dem weiten Hemdkragen sich erhob mit einem jovialen Lächeln dem jungen Deutschen entgegen. Die braune, behaarte Hand ließ die Feder fallen und streckte sich nach dem Besucher aus.

„Ich inkommodire Euch schon so früh, Signor Dottore," rief der alte Herr, „aber Ihr müßt meiner Neugier und Ungeduld, Euch näher kennen zu lernen, etwas zu gute halten. In Zukunft sollt Ihr ganz freier Herr Eurer Zeit sein und meine Sabine nur betreten, si le coeur vous en dit. Einen Stuhl, Bernardo, für den Herrn Doktor, und dann trolle Dich! So, mein Lieber, nun wollen wir quattro ciarle machen. Wenn Ihr glaubt, daß Ihr Euch ungestraft in die Schußweite meiner Batterien begeben habt, so irrt Ihr gewaltig. Was ich einmal gekapert habe, gebe ich nicht gutwillig wieder frei, außer gegen anständiges Lösegeld, haha! Ihr meint, so einem Krüppel, der nicht flink auf den Beinen sei, wäre leicht zu entwischen. Aber Ihr werdet Euch wundern, Bernardo hält draußen Wache. Ergebt Euch lieber auf Gnade und Ungnade, eh' Ihr es zu einem Gefecht kommen laßt, in welchem Ihr den Kürzern ziehen möchtet."

Wieder lachte er über seine wilden Späße, zog den Kasten seines Schreibtisches heraus und griff nach einem Revolver, der dort unter Briefen und Skripturen lag.

„Seht, Dottore, zu so winzigem Kaliber bin ich jetzt verdammt. Aber Hand und Auge sind noch sicher, trotz meiner dreiundsechzig, und damit sie nicht aus der Uebung kommen, tretet einmal hier neben mich ans Fenster. Was seht Ihr da unten?"

Der junge Mann beugte sich über das Gesims und sah in eine jähe Tiefe hinab, die durch das Zurücktreten des langen Seitenflügels hinter den Mittelbau und die Mauer, die von diesem aus sich vorn bis an die Grenze des Grundstückes zog, gebildet wurde, den Bärenzwingern ähnlich, die hinter dem Burgwall mittelalterlicher Schlösser ein Stockwerk tief aus dem Felsen gehauen wurden. In diesen halbdunklen Schacht gingen die rundbogigen Fenster der Kellerräume und anderer unterirdischen Gemächer hinaus und eine kühle Moderluft stieg aus der weiten Tiefe herauf. Dennoch war der Abgrund nicht unheimlich anzuschauen. Allerlei Grün rankte sich auch aus den lichtlosen Winkeln die Mauer hinan, und eine Brut großer Kaninchen schien sich's dazwischen wohl sein zu lassen. Einige



Vor dem Spiegel. Gemälde von G. van den Bos.

Photogravüre von A. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Grieber in Leipzig).

hockten neben den Kohlhäufchen, die ihnen reichlich genug hingeworfen waren, andere, schon satt, lagen faul auf der Seite und streckten alle vier Beinchen von sich. Da fiel plötzlich ein Schuß, dicht neben Eberhards Kopf blitzte der Funke auf, eines der arglosen Tierchen unten wand sich zuckend auf dem grünen Futterberge. Der bestürzte Späher aber hörte neben sich das behagliche Lachen des Alten.

„Ihr seht," sagte er, „für die niedere Jagd reichen meine Kräfte und meine Geschicklichkeit noch aus. Ich pflege mir auf die Art den Braten für die Colazione zu schießen, denn es geht nichts über Kaninchenfleisch, wenn Wachteln nicht zu haben sind. Seht, da kommt schon der Koch und trägt die heutige Jagdbeute in die Küche. Aber lassen wir jetzt diese Kindereien. Ich habe Euch von ernsthafteren Dingen zu reden."

Er wischte den Revolver mit seinem seidenen Tuch sorgfältig ab und legte ihn dann wieder in die Schublade. Dabei hatte er sich mit Anstrengung ein wenig erhoben und ließ sich nun mit einem leisen Stöhnen wieder in den Armsessel fallen.

„Ihr betrachtet die Kugel auf meinem Tisch? Der verdank' ich's, daß ich in meinen besten Jahren aus dem Buch der Lebendigen ausgestrichen bin. Ob es wirklich die richtige, authentische Missetäterin ist, mag Gott wissen. Vielleicht hat mein Steuermann, der sich ein gutes Trinkgeld dadurch zu verdienen hoffte, die erste beste Kugel untergeschoben. Was liegt daran! Das Unglück ist geschehen, man muß sehen, wie die Engländer sagen, to make the best of it. Nun begreifen Sie, lieber Herr Doktor, daß für einen ehemaligen Seemann, der schon die ersten Stufen auf der Admiralsleiter hinter sich hatte, ein Rollstuhl selbst in einem Königsschloß nicht viel besser als eine Folterbank wäre, denn der Tag ist lang, und selbst die Nacht — wenn man noch so glücklich verheiratet ist . . ."

Er sah seinem Gast mit einem scharfen Blick ins Gesicht, als ob er erforschen wolle, ob derselbe an diesem Glück zweifle. Eberhard blickte, ohne eine Miene zu verziehen, auf die schwarze Kugel.

„Um es kurz zu machen," fuhr der Graf fort, „ich habe beschlossen, die Geschichte meiner Fahrten und Abenteuer zur See zu beschreiben. Wenn man keine Heldenthaten mehr vollbringen kann, nützt man, denk' ich, dem Vaterland und dem jungen Geschlecht noch immer ein wenig, indem man einen wahrhaftigen Bericht hinterläßt von allem Rühmlichen, was man mit angesehen, zumal, wenn man sich sagen kann: ‚Horum pars magna fuisti!' Seit fünf oder sechs Jahren hab' ich mich also an das beschwerliche Geschäft gemacht und schon einen schönen Haufen Papier verkritzelt, anfangs mit saurem Schweiß, ‚Sudate carte,' wie Leopardi sagt. Denn obwohl ich eine gute Erziehung genossen habe — daß ich einmal ein Federheld werden sollte, wurde mir nicht an der Wiege gesungen. Seit einiger Zeit geht es mir besser von der Hand. Ich habe mich in den Tacitus hineingelesen, der mir weit mehr zusagt als Sallustius — er wies auf einige Bücher, die aufgeschlagen neben dem großen Schreibzeug lagen. Aber Sie begreifen, Herr Doktor, noch immer bin ich nicht ganz sicher, ob ich einen lesbaren Stil habe, einen, der sich neben unseren großen Historikern Machiavelli, Guicciardini, Muratori bis auf den braven d'Azeglio herab nicht ganz mit Unehren sehen lassen könnte. Hierüber kann ich von meinen Bekannten nichts Sicheres erfahren. Sie schmeicheln mir alle, wie sie's dem Löwen von Caprera gethan haben, der sich mit seinen Romanen sonst nicht so heillos kompromittirt haben würde. Ihr, mein teurer Doktor, seid ein Gelehrter und obendrein ein Deutscher, von jener Nation, unter der ich die meisten redlichen Leute und Galantuomini gefunden habe. Darum war es längst mein Wunsch, mein Manuskript einem deutschen Professor vorzulegen, wenn einer sich in diese Berge verirrte, und es war ein glücklicher Gedanke meiner Frau, Euch zu uns einzuladen, obwohl sie von der heimlichen Absicht, die ich hegte, keine Ahnung hatte. Frauen verstehen nichts von der Litteratur, und die meine . . . Basta! Habt die Güte und öffnet dort das Schränkchen. Da werdet Ihr den Schatz mit Augen sehen, den der Krüppel und Bettler Sammartino im stillen angesammelt hat."

Eberhard that, wie ihm geheißen war. In einem offenen Fach eines alten Schreines aus Ebenholz mit kunstreichen Elfenbeinintarsien und silbernem Fierat an den Ecken sah er einen hohen Stoß beschriebener Hefte übereinandergeschichtet und erschrak bei dem bloßen Gedanken, in unfreiwilliger Haft dazu verurteilt zu sein, dies Riesenmanuskript durchzulesen.

Der Alte schien sich an seinem Entsetzen zu weiden.

„Nein," sagte er, in sich hinein lachend, „da Ihr keine Todsünde begangen habt, wie ich auf Euer ehrliches Gesicht hin glaube, sollt Ihr nicht die Höllenstrafe erleiden, das ganze Gekritzel hinunterzuwürgen. Ich möcht' Euch nur bitten, daß Ihr das erste und letzte Heft ein wenig mustert, um mir zu sagen, ob ich den Ton getroffen, in dem man von sich selbst und seinen Nebenmenschen reden soll. Ihr seid des Italienischen gerade genug mächtig, um mir diesen Gefallen zu thun, zumal es sich nicht um schönen Stil handelt, sondern um die Gedanken und Sachen, und wie Ihr wißt: c'est le ton, qui fait la musique. Seht es als ein Almosen an, das Ihr dem armen Krüppel an der Kirchenpforte hinwerft. Der Himmel, dessen Gnade Ihr als ein Ketzer besonders nötig habt, wird es Euch vergelten."

Es war so viel Herzlichkeit in dem Ton seiner Stimme, und die feurigen Augen blitzten dabei so vergnügt unter den schwarzen Brauen, daß Eberhard eine abschlägige Antwort nicht übers Herz bringen konnte.

„Ich will gerne thun, was ich kann, Herr Graf, und so viel ich kann, in zwei, höchstens drei Tagen, die ich mir unter Eurem gastlichen Dache gönnen darf. Aber legt auf mein Urteil kein Gewicht, das nur das Verdienst haben kann, ehrlich meinen Eindruck auszusprechen. Ueber Schriftwerke kann zuletzt doch nur der urteilen, in dessen Muttersprache sie verfaßt sind."

„Poisen!" rief der Alte, ihm die Hand drückend. „Ich kenne die bescheidenen Herren Deutschen. Euer Votum wird mir von größtem Wert sein, wenn ich auch diese Schmierereien nicht gleich ins Feuer zu werfen verspreche, falls sie Euch langweilen. Einstweilen habt tausend Dank und laßt Euch alle Zeit. Ihr müßt durchaus einen Spaziergang machen, so lang es noch morgendlich kühl ist. Auf Wiedersehen bei der Colazione!"

•

In der seltsamsten Stimmung durchschritt der junge Deutsche den langen Korridor und stieg zu seinem Zimmer hinauf. Nach allem, was er gestern abend mit angesehen und heute von der Alten vernommen hatte, fühlte er eine dumpfe Abneigung gegen den herrischen Mann, der die schöne Frau hier in der öden Gefangenschaft ihre Jugend vertrauern ließ. Und doch hatte der trotzige Gleichmut, mit welchem der aufs trockene Land verschlagene grimmige Seelöwe sich in seiner Höhle eingerichtet und auf ein Beschwichtigungswerk für die langen müßigen Tage gesonnen hatte, einen heroischen Zug, dem man seine Achtung nicht versagen konnte. Dazu kam der Ton biederer, antiker Gastfreundlichkeit und jenes Mitleid, das jeder wohlgeschaffene Mensch empfindet, wenn er auf zwei rüstigen Füßen an einem Invaliden, der der Krücken bedarf, vorüberwandelt.

Und doch — Eberhard fürnte mit sich selbst, daß er sich zur Durchsicht der Hefte hatte bereit finden lassen. Ihm schien die Luft in diesem Hause nicht geheuer, sein Herz schlug einen raschern Schlag, wenn er daran dachte, daß er der Gräfin wieder begegnen solle; denn er war trotz seiner geringen Erfahrung mit Frauen vom ersten Augenblick an überzeugt gewesen, daß es eine Lebensgefahr sein mußte, sich diesem schönen, geheimnisvoll anziehenden Geschöpf gegenüber nur um einen Schritt über die Grenze der gemessensten Höflichkeit hinaus zu wagen.

Aergerlich warf er das Manuskript auf den Pfeilertisch, daß einige Blätter auf den Boden fielen. Während er sie aufhob, warf er doch einen Blick hinein und las stehend eine halbe Seite, dann die ganze folgende und noch ein Stück der dritten bis zum Schluß eines Kapitels.

„Non c'è male!" sagte er lächelnd vor sich hin. „Der alte Schüler hat sein Tacitusexemplum ganz löblich absolvirt. Was aber kümmert mich der ganze Kram? Ich wollt', ich wäre hundert Meilen weit und hätte mich nie in die Höhle des Löwen locken lassen, damit er mich wie ein Hündlein zum Spielkameraden benützt, bis er mir doch einmal einen Schlag mit der Tatze gibt, wenn er mich über einem Blick nach seiner Löwin ertappt."

Er beschloß, nur heute noch zu bleiben, wurde über diesen heldenmütigen Fluchtgedanken ganz vergnügt und eilte ins Freie, nachdem er ein Skizzenbuch zu sich gesteckt hatte. Als er aus der Halle in die volle Morgensonne hinaustrat, erblickte er die Gräfin, die in der Schattenkühle der hohen Eichen wandelte. Er konnte nicht umhin, sich zu ihr zu begeben und zu fragen, wie sie geruht habe.

„Nicht so gut wie sonst," versetzte sie. Sie habe Sultan noch so lange winseln hören. Auch hätten die Nachtigallen so heftig geschlagen, daß sie endlich das Fenster habe schließen müssen. Ob es in Deutschland auch Nachtigallen gäbe?

„Nicht so viele wie hier," versetzte er, „und ihr Gesang klingt ein wenig anders, schüchterner, sanfter, sentimentaler, man könnte sagen: geistlicher, während die hiesigen ein leidenschaftlich weltliches Konzert aufführen." Es sei etwa der Unterschied wie zwischen deutscher und italienischer Kirchenmusik.

Er that sich auf diese seine Bemerkung heimlich etwas zu gute. Doch schien die Gräfin ihn kaum recht verstanden, ja wohl gar nicht zugehört zu haben, ganz versenkt in eigene Gedanken, die nicht heiter sein konnten. Wenigstens irrten ihre Augen ziellos unter den niedrigen Aesten der alten Bäume hin. Doch erschienen ihm ihr Gesicht und ihre Gestalt heute noch viel schöner, auch jünger und mädchenhafter als gestern. So groß sie war, erinnerte ihr Wuchs doch nicht an den mächtigen Bau der Römerinnen, ihren Karyatidennacken und die stolz gewölbte Büste. Zarte, schlanke Arme hatte sie über einer Brust gekreuzt, die sich eben erst entfaltet zu haben schien, und der leicht gesenkte Kopf erhob sich auf einem blassen Halse wie eine noch nicht voll aufgeblühte Blasserlilie auf ihrem Stengel. Auch heute sah er sie nicht lächeln. Aber ihre Lippen waren nicht so fest geschlossen wie gestern, sondern halb geöffnet wie wenn das Atmen ihr schwer würde, so daß ein Streifchen der obern Zahnreihe durchschimmerte.

„Sie zeichnen?" sagte sie nach einer Pause, während sie neben ihm unter den Bäumen hingeschritten war. „Was wollen Sie hier aufnehmen?"

Er hätte am liebsten erwidert: „Dein reizendes Gesicht," doch hielt er sich zurück und sagte, daß er die große Villa seinem Fenster gegenüber, mit den beiden Säulen auf der Terrasse gern mit ein paar Strichen skizziren möchte.

„Villa Mondragone," sagte sie. „Sie haben recht, sie ist nächst unserer Falconieri die schönste. Jetzt ist ein Konvikt von Jesuitenzöglingen darin. Es sollte sie nur ein Fürst bewohnen. Aber kommen Sie, ich führe Sie zu einem Platz, wo Sie den besten Anblick haben."

Sie ging ihm voran, wieder durch den kleinen Hof, wo Sultans Lager war, der aber ohne Liebkosung sich behelfen mußte, dann nach der Rückseite des Gebäudes, an welcher ein wohlbestellter Gemüsegarten mit frisch begossenen Salat-, Kohl- und Artischockenbeeten sich hinzog. Hier waren Gärtnerburschen beschäftigt, die Reben aufzubinden, die zwischen einzelnen Fruchtbäumchen sich hinrankten, andere stachen junge Gemüse aus und beluden damit ein Maultier, der Pächter stand zwischen den Beeten, seine Arbeiter überwachend, und zog den Strohhut, als die Gräfin sich näherte. Sie nickte ihm nachlässig zu und führte ihren Gast an den Rand des Grundstückes, wo man über eine niedrige Brustwehr auf die Olivenhalden und Nachbargärten hinab und darüber hinaus nach dem Hügel blicken konnte, auf welchem der mächtige Bau der Mondragone sich erhob. Zwischen zwei Marmorpilastern, die frei in die Luft ragten, stand hier ein antiker Vertumnus, der sein Gewand wie eine Schürze aufgehoben und mit Blumen und Früchten gefüllt hatte, so daß die Beine wunderlich entblößt erschienen. Im Schatten dieses Gartenhüters ließ Eberhard sich auf einen Schemel nieder, der wie für ihn bestellt am richtigen Fleck stand. Während er dann fleißig in sein Büchlein strichelte, ging die Herrin mit ihren gelassenen Schritten zwischen den Gartenbeeten hin und wieder, immer die Arme übereinandergeschlagen, den Kopf weder mit einem Hut noch Schirm gegen die höher steigende Sonne geschützt. Von Zeit zu Zeit trat sie hinter ihn und sah ihm ein weilchen zu.

„Zeichnen Sie auch, Gräfin?“ fragte er.

Sie habe es gethan, da sie noch Mädchen gewesen, doch nur Blumen, und es habe ihr Freude gemacht. Der Graf aber — sie nannte ihn immer so, nie ihren Mann — habe die Achseln gezuckt über ihre Pfuschereien. Auch die Musik habe sie liegen lassen, da sie auf dem Lande, wo sie gelebt, keinen guten Unterricht bekommen könne — „und doch, ich hatte eine schöne Stimme, und es war mir, wie wenn ich mich in einen Rausch hineinsänge, so oft ich gewisse Lieder und Arien sang. Man hört sein eigenes Herz klingen und lernt es gleichsam kennen und verstehen beim Singen, wie man sein Gesicht kennen lernt, wenn man in den Spiegel blickt. Ist es nicht so?“

Er nickte, von ihrer eigenartigen Bemerkung überrascht. „Sie hat doch auch Geist,“ dachte er bei sich.

„Lesen Sie viel, Gräfin?“ fragte er, ohne sie anzusehen.

„Ich möchte wohl,“ erwiderte sie schwermütig, „der Graf aber liebt es nicht. Es sei so viel Gift in den Büchern, und die gesunden und ernsthaften verständen die Frauen nicht. Er hat es am liebsten, wenn ich Handarbeiten mache, ein Meßgewand sticke oder auch nur spinne — was doch thöricht ist, da wir nicht wie die Frauen vom Lande das Geld für die Leinwand zu scheuen haben. Er will mich eben nur so wie eine Zierpflanze im Garten sehen, mit dem einzigen Unterschied, daß ich nicht in die Erde gepflanzt bin. Bei euch zu Hause, Sor Everardo, gehen die Frauen wohl nicht so müßig?“

„Sie sind freilich auch nicht dazu angethan, um als Zierpflanzen ihren Platz auszufüllen, nur höchst selten wenigstens.“

Er bereute das Wort, da es ihm kaum entschlüpft war. Er wollte alles vermeiden, was als eine Huldigung gegen ihre Schönheit erscheinen konnte. Doch beruhigte er sich, da er nicht einen Zug auf ihrem Gesichte sah, der geschmeichelte Eitelkeit verraten hätte.

„Sie müssen mir von dem Leben in Ihrer Heimat erzählen,“ sagte sie, „von Ihrer Mutter und Schwester und Ihrer Geliebten. Ich denke, daß Sie gern wieder nach Hause zurückkehren werden. Bei uns ist es so eintönig und nicht heiter. Ich begreife nicht, daß man Italien so preist und daß die Deutschen so gern zu uns kommen. Aber vielleicht ist es nur, weil es bei Euch so kalt ist.“

Er mußte lächeln, da er sah, daß sie dieselben abenteuerlichen Vorstellungen von dem ewigen Winter jenseits der Alpen hatte wie die geringste Bäuerin. Nun erzählte er ihr dies und das von seiner Heimat, daß seine Mutter und Schwester am Rhein lebten, der Vater aber schon gestorben sei, und daß er keine Geliebte habe, wobei sie ihn ein wenig ungläubig von der Seite ansah. Sie hatte sich auf das Fragment einer Marmorsäule gesetzt, das, halb von Epheu umsponnen, neben der Brustwehr lag. Die schönen schlanken Finger um das Knie gefaltet, saß sie mit vorgeneigten Schultern da und heftete die großen Augen in kindlicher Neugier auf seinen Mund. Ringsum webte eine goldene Mittagsglut, die Nachtigallen waren verstummt, nur der Kuckuck rief aus dem Wald herüber, und unten in den Gärten schrieen die Pfauen.

So verging die Zeit, ihnen beiden unbewußt. Da hörten sie plötzlich weiche, schleichende Schritte über dem Sande des Gartenweges, der schwarzhärtige Bernardo näherte sich in ehrerbietiger Haltung und meldete, das Frühstück sei aufgetragen.

•

Sie fanden den Grafen schon vollständig installirt an dem sauber gedeckten Tischchen, das aber nicht im Speisesaal stand, sondern, da sie sonst zur Colazione keine Gäste hatten, im Salon unter dem venetianischen Kronleuchter. Er hatte die Serviette unter das Kinn gesteckt und wetzte eben ein großes Messer, als seine Frau mit dem Gast erschien. Augenscheinlich in bester Laune nickte er den beiden zu, küßte der Gräfin die Hand und bestand darauf, sofort das Zeichenbüchlein zu betrachten, zumal der Risotto immer so heiß aufgetragen werde, daß man sich die Zunge verbrenne.

„Corpetto, Dottore,“ rief er, „Ihr seid ja ein ganzer Künstler. Wenn das Euer Nebentalent ist, müßt Ihr als Gelehrter ein Weltwunder sein. Und da ist ja auch schon die Mondragone. Ihr habt Euch wahrlich geputzt.“

„Da ich morgen schon fort muß, habe ich freilich keine Zeit zu verlieren.“

„Morgen schon? Possen! Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich Euch tot oder lebendig bei mir behalten werde, bis Ihr mir den bewußten Dienst geleistet?“

Er erwiderte, daß es dazu nicht vieler Tage bedürfe. Er habe schon einen Blick in das Manuskript geworfen und sich an dem trefflichen, gedrungenen



Stil und der energischen Anschaulichkeit wahrhaft erbaut. Ueber die Sachen zu urteilen, stehe ihm nicht zu, da habe er nur zu lernen.

Der Alte maß ihn mit einem argwöhnischen Blick.

„Ché, ché!“ sagte er. „Ihr wollt mir ausweichen. Ihr sollt aber erkennen, daß ich nicht mit mir spaßen lasse. Jedenfalls das Hauptstück, die Schlacht bei Lissa, müßt Ihr noch kennen lernen, und zwar werde ich selbst sie Euch vorlesen, damit Ihr mich nicht hintergehen und hernach mit ein paar Komplimenten Euch aus der Affaire ziehen könnt. Ich wiederhole Euch, es ist mir um Wahrheit zu thun; zumal wo ich mich selbst zu rühmen habe, möchte ich nicht als ein koketter Handwerker erscheinen, sondern den Mund nicht voller nehmen als Cäsar in seinem gallischen Krieg. Doch nun genug von diesen Dummheiten. — Biete unserem Freund von meinem Kaninchen an, Gigina, wenn er es nicht verschmäht, dieses zahme Wild verspeisen zu helfen. — Und was haben Sie für den Nachmittag vor? Sie sollten eine Fahrt nach Monte Porzio und Monte Compatri machen. Die Sabina präsentirt sich heut gerade im besten Licht.“

„Ich hatte mir gedacht, den Herrn Doktor nach Tusculum zu führen,“ versetzte die Frau. „Da er ein Gelehrter ist, werden die Ruinen ihm interessanter sein als die alten Räubernester.“

„Respekt vor dem Schatten des Marcus Porcius Cato, der in Monte Porzio spukt!“ rief der Graf mit behaglichem Lachen. „Wer weiß, was der alte Herr unserem jungen Professor für Enthüllungen zu machen hat. Aber wie Du willst, Gigina. Tusculum ist auch nicht zu verachten, und jedenfalls, wenn ihr der Hitze wegen nicht zu früh wegreiten wollt . . .“

„Ich möchte lieber zu Fuß gehen, Carlo, und der Doktor ist an große Märsche gewöhnt.“

Der Graf warf ihr einen scharfen, gebieterischen Blick zu, unter dessen heftigem Glanz ihre Augen sich senkten.

„Du mußt Deine Brust schonen, Gigia,“ sagte er in einem trockenen Ton, der keine Widerrede duldete. „Du weißt, daß Du das letztemal ganz erhitzt oben ankamst und dann lange mit dem Husten zu thun hattest. Um vier Uhr soll der Junge mit dem Esel unten bereit sein. Wenn der Herr Doktor lieber zu Fuß geht — er ist sein eigener Herr. Dein Herr aber bin ich und bin verpflichtet, Dich vor Deinen eigenen Thorheiten zu schützen.“

Eberhard warf einen raschen Blick auf die Gräfin und sah, daß ihr bleiches Gesicht von einer plötzlichen Glut überflammt wurde. Eines Wortes der Rosa sich erinnernd, verstand auch er, was der verborgene Sinn der fürsorglichen Worte ihres Gatten war. Der Fremde sollte nicht die langen Stunden mit der schönen Frau allein bleiben, wenigstens ein Eseljunge mußte ihren Hüter machen.

Sie stand auf, verneigte sich gegen ihn und verließ das Zimmer. Auch der Graf erhob sich; zum erstenmal sah der Gast, wie er, auf seinen Stock gestützt, mit dem selten Pfeifenrohr das Gleichgewicht unterstützend, unbehilflich, aber aufrecht und tapfer über den Teppich hinstapfte, um sich auf ein Ruhebett zu werfen, das vor dem Kamin stand.

„Ich rate Ihnen, Doktor, auch eine kleine Siesta zu halten,“ rief er, die braune Hand gegen ihn schwenkend. „Wenn Sie wirklich die steilen Pfade nach dem alten Trümmernest hinaufklettern wollen, haben Sie frische Kräfte nötig. Ich schicke Ihnen durch Bernardo erst noch ein Kupferwerk über Tusculum, das Sie vielleicht schon kennen, doch kann eine kleine Repetition Ihrer Studien nicht schaden.“

(Fortsetzung folgt.)

Das diplomatische Corps. | Die Bischöfe. | Militärische Würdenträger.



Monroe, Gesandter der Ver. Staaten. | Murawieff, russ. Gesandter. | Lucian Bonaparte | Kardinal Casoni, päpstl. Nuntius. | Caballero

Beurnonville, franz. Gesandter. | Marchese di Lima, Gesandter von Portugal.

v. Schubert, schwed. Gesandter. | Der dienstthuende Kammerherr.

Großer Empfang am Hofe zu Madrid und



Karl IV. im Jahre 1804. Gemälde von L. Alvarez.

Digitized by Google

Die Insel.

Von

A. Fr. Graf von Schack.

Ein Eiland träumt fernab im Ozean,
Bedeckt mit moosbewachsenen Ruinen;
Die Myrte und der duft'ge Thymian
Und wilder Lorbeer wuchert über ihnen.
Nur Himmel ist und Meeskreis rings umher,
Von rings wälzt brandend sich heran das Meer,
Daß hoch die Wogen um die Klippen schäumen —
Oft rauschen hör' ich sie in meinen Träumen.

Um Mitternacht ersteht im Nebeldunst
Bald aus dem Schutte der zerfall'nen Hallen,
Der Inselkönig steigt aus seiner Gruft,
Umringt vom Kreis der Ritter und Vasallen.
Von Damen schlingt und Pagen Reihentanz
Sich durch das Dunkel, während Lichterglanz
Aufflackert in des Schlosses öden Räumen —
Den Schimmer seh' ich oft in meinen Träumen.

Es nahen durch der Wellen feuchten Schwall
Die Meeresgöttin zu des Festes Feier,
Die Luft ertönt von Muschelhörnerschall,
Vom Saitenschlag der Harfe und der Leier.
Und hochauf mit der Meereswogen Klang
Wallt durch die Nacht der Seejungfrau'n Gesang,
Im Chor rückhallend von den Lorbeerbäumen —
Oft hör' ich rauschen ihn in meinen Träumen.

Das forcirte Pflanzenwachsthum und der Pflanzenphönix.

Von

Dr. phil. Carl du Prel.

(Nachdruck verboten.)

Von seiten sehr vieler Orientreisenden wird den Fakiren die Fähigkeit zugeschrieben, innerhalb der kurzen Zeit von ein paar Stunden Pflanzen zum forcirten Wachsthum zu bringen, so daß sie Blüten und Früchte tragen. Diese Kunst — von der europäischen Aufklärung gewöhnlich als Taschenspielerei bezeichnet — fällt, isolirt betrachtet, ganz außerhalb des Kreises unseres naturwissenschaftlichen Begreifens. Derjenige aber, der mit der Wirkung des menschlichen Magnetismus auf Pflanzen bekannt ist, der unlängst erst in diesen Blättern abgehandelt wurde (s. „Ueber Land und Meer" 31. Jahrgang Nr. 40), wird darin auch den Schlüssel des Verständnisses besitzen für jene Kunst der Fakire; denn im Grunde ist jenes forcirte Wachsthum nur dem Grade nach verschieden von der magnetischen Behandlung der Pflanzen, und die Fakire sind nur als Magnetiseure von allerdings außergewöhnlicher Kraft anzusehen.

Es ist mir nicht bekannt, wie weit zurück sich jene Kunst der Fakire verfolgen läßt, aber schon zu Anfang der christlichen Periode, noch zu Zeiten der Apostel, trat Simon der Magier auf, jene von Justinus dem Märtyrer erwähnte, von Sagen umwobene Persönlichkeit, welcher die Römer eine Bildsäule errichteten und der die Samaritaner göttliche Ehren erwiesen. Dieser Simon rühmt sich nach Auslage seiner Schüler Niceta und Aquila verschiedener Künste, welche bei unseren modernen Medien wieder aufgelebt sind, und es heißt dort unter anderem: „Auf meinen Wink bedeckt sich der Boden mit Gebüschen, und neue Bäume steigen aus der Erde auf ... Ich kann den Knaben Bäcke hervorlocken ... Mehr als einmal habe ich in einem Augenblick neues Gebüsch aus der Erde hervorgehen und wachsen machen."

Einen ausführlichen Bericht finde ich erst in einem Reisewerk des vergangenen Jahrhunderts — ohne behaupten zu wollen, daß die ganze Zwischenzeit leer an solchen wäre — bei Christoph Langhans. Dort wird von einem Fakir erzählt. „Alsdann forderte er einen Apfel De Sina, welcher ihm auch gegeben wurde. Solchen öffnete er und nahm einen Kern heraus, steckte denselbigen in der Erde und nachdem er den Ort etwas mit Wasser begossen hatte, deckte er ein Körblein bey vier Spannen hoch darüber, nahm eine Hand voll zerbrockener Tobacks-Pfeiffen ins Maul, setzte einen Deckel auf seine Unter-Lefftze und sädelte selbigen aus seinem Mund auf den Deckel in die Höhe, und wieder aus ins Maul. Nach diesem deckte er den Korb auf und zeigte uns, daß eine Pflantze in Zeit einer halben Stunde aus der Erde von dem eingesteckten Kern gewachsen wäre, deckte sie aber bald wieder zu und machte etliche Sprünge, alsdann deckte er den Korb wieder auf und nahm ihn von der Pflantze weg, die aber so hoch als der Korb war und rechte Blühte hatte, welche einen natürlichen Geruch von sich gab. Bald deckte er den Korb wieder darüber, ließ seinen Kameraden etliche Gaukel-Possen machen und nahm nach Endigung derselben den Korb weg, da denn der Baum so hoch als der Korb in seiner Vollkommenheit war und unreiffe Früchte trug, welche er versprach, daß sie in Zeit einer Viertelstunde reiff sein sollten. Indessen sädelte er seine Tobacks-Pfeiffen-Stücklein noch einmal aus und ein, deckte hernach den Korb auf und zeigte uns fünf schöne reiffe Aepffel De Sina, brach auch solche ab und gab sie auf die Probe. Ich habe selbst davon gessen und sie am Geschmack wie einen natürlichen Apffel De Sina befunden; vor seine Mühe aber ließ ihm der Herr Commissarius vier Stücke von achten oder vier Rthl. geben und ihn wieder gehen. Einen Apffel De Sina ließ er anstehen, welcher gleich anderen gut blieb, den Baum aber riß der Kerl selbst aus und schmiß ihn in das Wasser."

Auch aus den indischen Denkwürdigkeiten eines Sultans erwähnt Görres Fakire, die vor den Augen des Sultans einen Baum aus der Erde sprossen, wachsen, grünen und mit Früchten sich bedecken ließen, die sie ihm dann zum Essen darboten.

Einen überzeugenderen Bericht dieser Art liefert der französische Orientreisende und Sanskritist Jacolliot. Es war demselben aus Berichten des Missionärs Huc über jene Reisen in Tibet bekannt, daß gewisse Fakire die Vegetation der Pflanzen derart beschleunigen können, daß diese innerhalb Stunden einen Prozeß durchlaufen, der Monate und Jahre verlangt. Des Glaubens, es sei das nur Taschenspielerei, ließ er den Fakir Covindasamy kommen, dem er erst jetzt sein Verlangen eröffnete. Auf Befragen erklärte dieser, diese Kunst ausüben zu können, war auch zufrieden damit, daß Jacolliot selbst die Töpfe und den Samen wählen sollte, und nur die eine Bedingung stellte er, daß die zu verwendende Erde aus den Nestern weißer Ameisen genommen werden sollte, welche oft Erdhaufen von acht bis zehn Meter Höhe zusammentragen, daher es sehr leicht war, sich solche Erde zu verschaffen. Jacolliots Diener brachte das Verlangte und dazu Samen von etwa dreißig Arten. Jacolliot, jede Verbindung des Dieners mit dem Fakir hindernd, nahm ersterem selber alles aus der Hand. Der Fakir befeuchtete sodann die Erde mit Wasser und bat, ihm ein beliebiges Samenkorn zu geben. Jacolliot wählte ein Korn von Melonensamen und schnitt ein Zeichen darin ein. Bald erklärte der Fakir, daß er nun den Geisterschlaf schlafen würde und ließ Jacolliot schwören, weder ihn noch den Topf zu berühren. Er setzte darauf das Korn in die Erde, versenkte seinen Zauberstab, den er gewöhnlich bei sich trug, mit dem einen Ende in den Topf, so daß derselbe ein darüber gebreitetes Stück Musselin hoch hielt, welches Jacolliot selbst geliefert hatte und das den ganzen Topf bedeckte. Covindasamy setzte sich auf den Boden, hielt seine Hände über den Topf und verfiel alsbald in einen kataleptischen Zustand, in dem er bewegungslos mit ausgestreckten Armen zwei Stunden lang verblieb. Nackt, wie er war, glich er der Fakir mit seinem braungläuzenden Körper der Bronzestatue eines in der Beschwörung begriffenen Zauberers. Seine Augen waren offen, aber starr. Anfänglich sah ihm Jacolliot gegenüber, aber er konnte diesen Blick nicht ertragen, unter dessen magnetischem Einfluß ihn Schwindel befiel, daher er sich an das Ende der Terrasse setzte. Nach Verlauf von zwei Stunden erwachte der Fakir mit einem Seufzer, machte Jacolliot ein Zeichen, herzukommen, und hob den Musselin vom Topfe. Es zeigte sich ein frischer grüner Melonenstengel von zwanzig Centimeter Höhe. Während dieser Operation hatte die Erde, die mit Wasser zu einem Brei gemischt war, ihre Feuchtigkeit fast ganz verloren. Covindasamy zog die Pflanze heraus und zeigte an dem Häutchen, das noch an der Wurzel klebte, den Einschnitt, den Jacolliot gemacht hatte. Die Zeit, innerhalb welcher dieser Wachsthumsprozeß unter normalen Umständen sich vollzogen haben würde, schätzt Jacolliot auf mindestens zwanzig Tage.

Der Reisende Baumstark, indem er von diesen Experimenten spricht, sagt, daß die Thatsache forcirten Wachsthums von den meisten Orientreisenden und allen Engländern, die in Indien lebten, fast mit denselben Umständen erzählt wird, und fährt nach den Bericht eines neueren Reisenden an: „Auf der Veranda eines der ersten Hotels in der Hauptstraße wird mein Auge durch eine Gruppe von Gauklern gefesselt, welche auf einer Steinflur niederkauern. Ihre ganze Kleidung besteht nur aus gewöhnlichen Fetzen um ihre Lenden, so daß nichts in einem Kramel oder sonst unter der Kleidung versteckt werden kann. Diese Leute waren die geschicktesten ihrer Art, die ich je gesehen habe ... Einer dieser Gaukler legte eine Nuß auf die Steine der Veranda, bedeckte sie mit zwei Stücken Zeug, die er mehrmals lüftete, um uns zu zeigen, was mittlerweile mit der Nuß vorgegangen sei. Letztere fing an zu keimen, sproßte dann stärker und stärker, bis sie in ungefähr zehn Minuten sich zu einem wirklichen Bäumchen, dessen Wurzeln an der andern Seite herauslangen, entwickelte."

Palgrave, der in neuerer Zeit erst Marineoffizier, dann Missionär in Arabien war, berichtet ebenfalls als Augenzeuge, daß innerhalb einer Viertelstunde ein Bäumchen entstand, einen Meter hoch wurde und Blätter, Blüten und Früchte hervortrieb, die alsdann von den Anwesenden gegessen wurden.

Man begegnet also solchen Berichten von Zeit zu Zeit; neuerdings erschienen solche beispielsweise im „Wiener Tagblatt" vom 1. Juli 1884 und im „Ausland" 1885, Nr. 4. Im letzterwähnten Fall entwickelte sich Mangobaumen aus einem reifen Topf in kürzester Zeit zu einem Bäumchen, das Früchte trug und, ausgerissen, Wurzeln zeigte. Aber die europäischen Reisenden sind natürlich immer geneigt, darin nur Taschenspielerei zu sehen. Ein Umschwung der Meinungen trat erst dann ein, als sich gelegentlich spiritistischer Sitzungen die Thatsache herausstellte, daß auch in Anwesenheit von Medien das forcirte Wachsthum eintritt. Daß diese Fälle nicht eben häufig sind, erklärt sich leicht; denn während in Indien seit ältesten Zeiten die mystischen Kräfte nicht nur der Gegenstand eingehender Studien, sondern auch mit religiösen Vorstellungen verbunden sind, so daß die indischen Brahmen von ihren Priestern systematisch erzogen werden und das zur Entwicklung mystischer Fähigkeiten geeignete Leben führen, ist dagegen soweit die Entdeckung dieser Fähigkeiten bei Medien dem Zufall anheimgegeben und ist ihre Entwicklung sich selbst überlassen. Wer sehen daher, daß unsere Medien von den Fakiren weitaus übertroffen werden.

Es wäre gleichwohl zu verwundern, wenn aus Europa gar kein Bericht dieser Art noch vor dem Auftreten des Spiritismus vorläge; ich habe jedoch nur einen beizubringen, worin durch Uebertragung von Magnetismus auf organische Stoffpflanzen, die alsdann als Dünger verwendet wurden, das forcirte Wachsthum herbeigeführt worden zu sein scheint. Im Jahre 1715 vollführte ein gewisser Arzt und Philosoph Agricola in Regensburg in Gegenwart des böhmischen Gesandten Graf Wratislaus folgende Leistung „durch seine erfundene vegetabilische Mumia und durchs Feuer", und zwar innerhalb einer Stunde:

„1) Hat er zwölf Hauptstämme von unterschiedlichen Citronen-Bäumen in vollkommenen Bäumen mit Wurzel, Stämmen und Blättern gemacht, so ferner fortzureisen und Früchte tragen.

„2) In eben solcher Stunde hat er sechs Hauptstämme von Aepfeln, Pfirsich und Abricosen, so vier bis fünf Schuh hoch gewesen, durch diese Wunder-Kunst zu vollkommenen Bäumen mit Wurzel und Stämmen zu wege gebracht, so im Frühling ausschlagen, blühen und Früchte bringen werden.

„3) Hat er fünfzehn Nelken-Pelzer, welche die Stunde noch nicht verflossen, zu vollkommenen Nägel-Stöcken gemacht, die ferner ihre Propagation haben.

„4) Auf dieses sind kurz hernach in sechs Stunden Fichten und Tannen, Eichen, Buchen und Birken, die meistens sieben bis neun Schuh hoch gewesen, zu vollkommenen Bäumen mit Wurzeln und Stämmen gemacht und eingeliefert, welche im Frühling ausschlagen und ferner fortreiben werden."

Ob noch andere Berichte dieser Art aus der Zeit vor dem Spiritismus vorliegen, vermag ich nicht zu sagen, begnüge mich auch, von spiritistischen Berichten jenen einen zu erwähnen, weil mir ein Augenzeuge davon persönlich bekannt ist, der im „Herold des Prägreich" zu finden ist. Dabei wurden in Gegenwart des Mediums Miß Esperance eine Ixora crocata und ein Anthurium scherzerianum in vier Minuten zum Knospenansatz und in weiteren vier bis fünf Minuten zur vollen Blüte gebracht.

Zu den Seltsamkeiten des Mittelalters, für welches unsere Zeit jedes Verständnis abhanden gekommen ist, gehört auch die bei sehr vielen Autoren zu findende Behauptung, daß es möglich sei, Pflanzen, die man zu Asche verbrannt, wieder zu erwecken, zur „Palingenesie" zu bringen. Ein seinerzeit berühmter Arzt, Frankus de Frankenau, hat alle hierauf bezüglichen Aeußerungen gesammelt. Daraus sehen wir, daß die Anzahl der darüber berichtenden Schriftsteller sehr groß ist, daß es sich ferner dabei um sorgfältig angestellte Experimente handelt, die bald gelangen, bald mißlangen.

Indem ich nun davon ausgehe, daß das forcirte Wachsthum der Pflanzen im Wesen identisch und nur dem Grade nach verschieden ist von dem beim Magnetisiren von Pflanzen eintretenden Vorgang, womit zwei anscheinend verschiedene Probleme auf eines zurückgeführt sind, will ich zunächst versuchen, die Palingenesie der Pflanzen, ihre Wiedererweckung aus ihrer Asche, als identisch mit den beiden anderen Problemen nachzuweisen, womit also drei Rätsel auf eines zurückgeführt wären. Es ist klar, daß diese Identität nur dann vorhanden wäre, wenn sich zeigen ließe, daß die in der Pflanze sich darstellende Kraft, ihr organisirendes Prinzip, der Pflanzenkeim, trotz vorgenommener Verbrennung erhalten bleibt; der Pflanzenphönix wäre dann auf forcirtes Wachsthum zurückgeführt und zugleich wäre erklärt, warum das Experiment nicht immer gelang; beide Experimente hängen eben weniger von den äußeren Umständen ab, unter welchen sie angestellt werden, als von dem Grade magnetischer Fähigkeiten der experimentirenden Individuen.

Zunächst müssen wir fragen: Was findet statt, wenn eine Pflanze zu Asche gebrannt wird? Sie wird, so scheint es, in ihre chemischen Bestandteile zerlegt, in anorganische Materie verwandelt. Wäre das gänzlich der Fall, so wäre auf keine Weise einzusehen, wie eine Wiederbelebung verbrannter Pflanzen eintreten könnte. Diese ist nur möglich, wenn 1) ein Organisationskeim der Pflanze vorhanden ist, das heißt, wenn ihre Form nicht ausschließlich das Produkt ihrer äußeren Lebensumstände ist; 2) wenn dieser Organisationskeim in der Verbrennung erhalten blieb, um alsdann von einem Medium zum forcirten Wachsthum gebracht zu werden.

Die erstere Voraussetzung, an der nur etwa die Materialisten zweifeln, trifft zu, denn beim Magnetisiren von Pflanzen wie beim forcirten Wachsthum derselben ist die treibende

Kraft äußerer Faktoren ausgeschlossen, und doch erfolgt das Wachstum schneller als unter der Einwirkung dieser Faktoren. Bei beiden Experimenten wird das dem menschlichen Organismus anhaftende magnetische Agens in die Pflanze übergeführt und zu ihrem eigenen Wachstum verwertet, was offenbar eine große Verwandtschaft des allem Organisierten zu Grunde liegenden Prinzips beweist. Wenn sich also zeigen ließe, daß das magnetische Agens des Menschen von der Verbrennung nicht zerstört wird, so ließe sich das Gleiche auch vom pflanzlichen Magnetismus annehmen und dann würde auch die zweite Voraussetzung zutreffen, unter der der Pflanzenphönix gelingen kann.

Nun ist aber experimentell festgestellt, daß das magnetische Agens auf unorganische Materie übertragen werden kann und daß es vom Verbrennungsprozeß solcher Materie nicht berührt wird, sondern nach wie vor seine Wirkungen ausübt. Die Professoren Reuß, Kieser, Kluge und andere haben darüber interessante Experimente angestellt. Magnetisiertes Glas, welches verwendet worden war, um Somnambulismus zu erzeugen, wurde mit Wasser, Alkohol und Ammoniak gewaschen und versetzte gleichwohl noch den Patienten in Schlaf; das gleiche Glas wurde in rauchende Salpetersäure und konzentrierte Schwefelsäure gelegt, fünf Minuten darin gelassen, darauf in Wasser gelegt, und der Patient, der es dann herausnahm, verfiel in Schlaf, sobald er es in Händen hielt. Man hat Wachs, Kolophonium, Schwefel und Zinn magnetisiert, dann im Feuer geschmolzen, und nach dem Erkalten wirkten sie noch magnetisch. Eine Eisenstange wurde magnetisiert, dann in Rotglut versetzt und im Wasser abgekühlt, sie wirkte aber auch dann noch magnetisch. Magnetisiertes Papier wurde auf einem Teller zu Asche verbrannt, und diese schläferte den Somnambulen ein, der davon nahm, soviel er fassen konnte. Professor Kieser führt die Aeußerung einer Somnambulen an, daß das Feuer die magnetische Kraft nicht zerstöre, sondern noch mehr einbrenne, und seine Versuche bestätigten, daß Kälte sie vermindere, Wärme sie vermehre. Ein magnetisierter marmorner Stößel wirkte noch mit gleicher Kraft, nachdem er in Salzsäure zur Hälfte aufgelöst war. Kurz, es ist sichergestellt, daß magnetisierte Gegenstände die ihnen übertragene Eigenschaft durch keine mechanische oder chemische Behandlung einbüßen.

Die Unzerstörbarkeit dieser Kraft muß nun offenbar darauf beruhen, daß sie das Innerste der magnetisierten Körper durchdringt, also den Atomen und Molekülen selbst anhaftet, welche von keiner mechanischen oder chemischen Behandlung zerstört werden. Für das Problem des Pflanzenlebens müßte demnach nur noch weiter erwiesen werden, daß auch die Organisationskraft der Pflanzen in ihre Moleküle versenkt ist. Dies geben aber sogar Forscher zu, die sonst sehr stark in materialistischem Fahrwasser segeln.

Aus der Thatsache, daß es einzellige Wesen gibt, die in Stücke zerschnitten werden können, ohne daß die Teile aufhören, die Lebenserscheinungen des Ganzen zu zeigen, schließt Professor Preyer, daß die Zelle unmöglich als letztes physiologisches Element, als Lebensbedingung bezeichnet werden kann, daß wir also zur Erklärung des Lebens bis auf die Moleküle zurückgehen müssen. Was nun aber von tierischen Zellen gilt, muß auch von denen der Pflanze gelten, und der Organisationskeim derselben kann durch keine mechanische und chemische Behandlung zerstört werden, weil die Moleküle dadurch nicht getrennt werden.

Fischer, der, auf Preyer fußend, sich eingehend mit dem Problem der Pflanzenseele beschäftigt hat, kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, „daß nicht, wie fast durchgängig behauptet wurde, die Zelle das letzte, besser gesagt, das erste organische oder physiologische Element ist, sondern daß sie selbst bereits ein Produkt aus solchen Elementen oder organischen Molekülen darstellt. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird auch dadurch und zwar experimentell bewiesen, daß einzellige organische Wesen geteilt werden, ohne daß ihre Teile als Ganze zu leben aufhören. Folglich sind nicht die Zellen die letzten, beziehungsweise ersten Zentren des Lebens, sondern die sie konstituierenden organischen Moleküle, welche selbst wieder zusammengesetzte Atomsysteme bilden.

Aus der merkwürdigen Thatsache, daß indische Fakire sich lebendig begraben lassen und nach Monaten wieder erweckt werden können, hat Professor Preyer geschlossen, daß es einen mittleren Zustand zwischen Leben und Tod gibt, die „Anabiose". Zu dem gleichen Resultat kommen wir aber bezüglich der Pflanzen. Nach Sachs können Pflanzen, wenn sie durch langsame Abkühlung gefroren sind, bei langsamem Auftauen wieder normal fortleben, obwohl während des Gefrorenseins jede Lebensthätigkeit stille stand. Aehnliche Experimente hat man an ziemlich hochstehenden Tieren gemacht. Frösche, Fische und Blutegel, durch Temperaturerniedrigung auf —2,5 Grad Celsius hart gefroren, konnten, nachdem Verdauung, Kreislauf, Atmung und Muskelbewegung mehrere Tage lang aufgehört hatten, durch Zufuhr von kaltem Wasser wieder zum Leben gebracht werden. Nach Pasteur können gewisse Bakteridien sogar eine Kälte bis zu —40 Grad ertragen, ohne ihre Lebensfähigkeit einzubüßen. In allen diesen Fällen ist offenbar noch kein wirklicher Tod vorhanden, denn eine Auferstehung folgen würde, aber auch kein Leben, sondern jener Zwischenzustand der Anabiose oder bloßen Lebensfähigkeit.

Worin besteht nun aber der Unterschied zwischen dem thätigen Lebensprozeß und dem bloß latenten Leben? Das Wesentliche von Pflanzen und Tieren gegenüber der unorganisierten Natur ist die Form, wie schon Aristoteles betont hat. Diese Form zeigt eine systematische Anordnung der Teile; es wird also, wie Fischer sagt, auch die Pflanzenseele, ihr Organisationsprinzip, nichts anderes sein als das System der den organischen Molekülen innewohnenden und ineinander spielenden immateriellen Kräfte. Diese innere molekuläre Struktur, die systematische Anordnung der Stoffteile der Pflanze muß im Zustand der Anabiose unversehrt bleiben, wenn eine Wiederbelebung überhaupt noch eintreten soll. Der Unterschied zwischen dem thätigen Lebensprozeß und dem latenten Leben wird also darin bestehen, daß in ersterem die organischen Bewegungen zwischen den zusammenhängenden Molekülen stattfinden, in der Anabiose nur in den einzelnen Molekülen. Solche Atombewegungen werden aber so wenig wahrnehmbar sein, als die molekularen Bewegungen der Wärme, die wir in allen nicht absolut kalten Körpern anzunehmen gezwungen sind. So lange diese Bewegungen in einer Pflanze nicht vollständig zum Stillstand gebracht sind, ist auch das Leben noch nicht ganz erloschen, sondern nur auf die letzten Elemente beschränkt und kann unter Umständen wieder erweckt werden. Jene Prozesse der Eintrocknung, Einfrierung und Verbrennung werden also zwar den Zusammenhang der Moleküle unter sich aufheben, aber noch nicht gänzlich den Lebenskeim zerstören. Es besteht demnach für den modernen Naturforscher kein grundsätzlicher Einwand gegen die Möglichkeit des Pflanzenphönix, der weil weniger wunderbar ist als die Thatsache, daß bei eingefrorenen Infusorien und den lebendig begrabenen Fakiren die Lebensfähigkeit fortdauert. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die mittelalterlichen Berichte.

Aus den Forschungen von Preyer, Fischer und so weiter geht hervor, daß die Palingenesie der Pflanzen aus ihrer Asche auf ganz natürlichem Wege denkbar wäre, ohne Mitbeteiligung der Kräfte eines Mediums. Die Gleichartigkeit unseres Problems mit dem forcierten Pflanzenwachstum wäre also erst dann anzunehmen, wenn die Wiedererweckung in auffällig kurzer Zeit vor sich ginge, und nicht alle Berichte sind genau genug, um diese Frage zu entscheiden.

Athanasius Kircher erzählt, daß er 1657 der Königin Christine von Schweden das Wiederaufleben einer Rose aus ihrer Asche innerhalb einer hermetisch verschlossenen Flasche gezeigt habe. Das Geheimnis dazu hatte er von Kaiser Ferdinand III. erhalten, der es von dem Erzherzog Maximilian erlernt hatte; dieser verdankte es einem gewissen berühmten Terentio. Aber Kircher sagt, daß das Experiment oft Monate, ja bis zu einem Jahr in Anspruch nehme. Von einer mediumistischen Kraft scheint also hier keine Rede zu sein.

Quercetanus erzählt, daß er einen polnischen Arzt in Krakau kannte, der aus Pflanzen ein Pulver zu bereiten wußte, das den Pflanzengeist in sich enthielt. Wenn ihn jemand bat, er möchte ihm eine Rose oder andere Pflanze zeigen, hielt er das Pulver der betreffenden Blume, das er in einem zugeschweißten Glas aufbewahrt, über ein Licht, so daß es am Boden erwärmt wurde, worauf sich die Blume aus der Asche erhob, aber wieder zu Asche wurde, wenn das Glas erkaltet war. Solcher Gläser hatte er mehr als dreißig. Gaffarillus sagt, daß bei zu Asche verbrannten Pflanzen sich die Form, wenn auch unsichtbar, wunderbarerweise erhalte. In den Werken des du Chesne, eines der besten Chemiker seiner Zeit, findet man angeführt, daß ein polnischer Arzt in Krakau ihm mehrere mit Asche gefüllte Phiolen gezeigt, in welchen man nach gehöriger Erhitzung die Gestalten verschiedener Pflanzen wahrnahm. Zuerst bemerkte man ein dunkles Wölkchen, das allmählich eine Form annahm und eine Rose oder andere Pflanze darstellte. Trotz mehrfacher Versuche war jedoch du Chesne nicht im stande, das Experiment nachzumachen, bis es ihm endlich in folgender Weise zufällig gelang: er hatte aus verbrannten Nesseln für irgend einen Zweck die Salze ausgezogen und über Nacht außer Hause zur Abkühlung stehen lassen. Am Morgen fand er die Auflösung gefroren und zu seinem großen Erstaunen war die Form und Gestalt der Nesseln so genau auf dem Eise dargestellt, daß die frische Pflanze nicht vollkommener hätte sein können. Zur Zeit, fügt Gaffarillus bei, sei das Experiment nicht mehr so selten, und de Claves, ein ausgezeichneter Chemiker, lasse es alle Tage sehen.

Aus dem Buche von Frankenau erfährt man, daß das Experiment in verschiedener Weise angestellt wurde und daß der Pflanzenphönix nicht nur aus der Asche, sondern auch aus flüssigen Extrakten unter den verschiedensten chemischen Veranstaltungen vorgenommen wurde und zwar von verschiedenen Gelehrten in Deutschland, England und Frankreich. Man vermißt dabei den Versuch durch den Niederschlag von Dämpfen, auf den doch die Beobachtung der Eisblumen an gefrorenen Fensterscheiben leicht hätte führen können.

Mag nun der Pflanzenphönix bei den früheren Versuchen ein Problem der organischen Chemie gewesen sein, ein Parallelfall zum Wiederaufleben eingetrockneter Tiere, so folgt doch aus den Thatsachen, daß 1) mediumistisch angelegte Personen das forcierte Pflanzenwachstum herbeiführen können und daß 2) bei der Verbrennung der Pflanzen zu Asche der Organisationskeim erhalten bleibt — notwendig, daß der Pflanzenphönix auch als mystisches Experiment möglich sein muß, in welchem Falle er identisch wäre mit dem forcierten Pflanzenwachstum; denn ob ein Fakir ein Konglomerat organischer Moleküle, ein Samenkorn, in die Erde setzt oder nur ein in der Asche noch vorhandenes organisches Molekül, scheint gleichgültig zu sein; dem experimentierenden Spiritisten sei es daher angeraten, in Gegenwart von Medien, die das forcierte Wachstum zu stande bringen, zu versuchen, ob diese nicht auch den Pflanzenphönix zu stande bringen. Die absprechenden Urteile der Aufklärung gegen den sogenannten Aberglauben des Mittelalters haben schon in so vielen Punkten berichtigt werden müssen, es könnte also wohl sein, daß auch in diesem Punkt das Mittelalter wieder zu seinem Recht käme.

Von der Kaiserreise nach Pommern.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten Herm. Lüders.

Die diesjährige große Revuereise des Kaisers, die den östlichen Provinzen des Reiches und dem ersten und zweiten Armeecorps galt, hat nicht in dem ursprünglich beabsichtigten Umfang stattfinden können. Ein kleiner Unfall, welcher dem greisen Kriegsherrn gelegentlich der Festtafel am Tage der großen Herbstparade des Gardecorps zustieß, nötigte unumgänglich zu einer Schonung, und so



Ein pommerscher Gutsbesitzer und Reserveoffizier, zum Manöver reitend.

mußte denn zunächst die Reise nach Königsberg aufgegeben werden. Um den lieben Königsbergern und Ostpreußen nicht eine gar zu arge Enttäuschung zu bereiten und den großen Aufwand an Festdekorationen und sonstigen Arrangements nicht ganz den Stempel des Vergeblichen und der Aussichtslosigkeit aufzudrücken, wurde der Regent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, mit der Vertretung des Kaisers beauftragt und, wie die Zeitungen berichtet haben, hat der hohe Herr seine Aufgabe voll und ganz erfüllt und den Festtagen in der ostpreußischen Hauptstadt durch seine Anwesenheit so viel Interesse verliehen, als es unter den gegebenen Umständen möglich war.

In Stettin und ganz Pommern schwebte man infolge dessen lange zwischen der Befürchtung und der Hoffnung, ob der Kaiser kommen werde oder nicht, bis die Nachrichten über das Befinden des hohen Herrn immer hoffnungsreicher und der Besuch endlich gewiß wurde. Die Hauptstadt Pommerns kann man nicht eigentlich eine schöne oder gar romantische Stadt nennen; sie baut sich zwar etwas bergig an den Hügeln des linken Oderufers auf, aber die gleichmäßige Architektur der mäßig breiten Straßen wird doch nur selten durch hervorragende Bauwerke unterbrochen, und noch seltener ragt ein Turm aus der Häusermasse empor. Selbst das alte Schloß der einstigen Pommernherzöge bietet architektonisch wenig Bemerkenswertes; nur das neue Rathaus, ein mächtiger Backsteinbau, ragt stolz und selbstbewußt über seine Umgebung empor. Was Stettin interessant und malerisch macht, ist seine Stellung und Lage als Handels- und Schiffahrtsstadt, deren Leben sich an den Ufern der Oder, dem sogenannten Bollwerk, konzentriert. Hier herrscht ununterbrochen ein lebhafter und aufregender Verkehr, hunderte und aberhunderte von Schiffen aller Art, vom großen englischen Kohlendampfer bis zum kleinsten Fischerboot, liegen zu jeder Zeit vor Anker oder ziehen stromauf und stromab; ununterbrochen ertönen Schiffsglocken, Dampfpfeifen und rasseln die Ketten beim Ein- und Ausladen. Hier ist der interessanteste und sehenswerteste Teil Stettins.

Zur Ankunft des Kaisers und der Kaiserin hatte sich die Stadt natürlich nach Kräften geschmückt. Die kurze Zeit, die zur Vorbereitung gegeben war, der auf das Praktische und Tüchtige gerichtete Sinn des Pommern und der Mangel an künstlerischen Kräften sind wohl schuld daran, daß die dekorative Ausschmückung der Stadt nicht einen so hohen Schwung genommen hat, wie man ihn wohl in Städten wie München, Düsseldorf und Karlsruhe beobachten kann, aber an tausend anderen Zeichen konnte man ersehen, daß Stettin und die Pommern in allen Kreisen der Bevölkerung die Vaterlandsliebe, die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus als etwas Selbstverständliches ansehen, daß die Pommerntreue echt und kernfest in jeder Beziehung ist.



Reiterangriff auf eine „schwere Batterie".

Fachmänner mit einer gewissen Spannung auf die Ergebnisse die-
ses Versuchs blicken. So viel nun darüber den kompetenten Beurtheilern verlautet, soll sich Dieckte nach allen Richtungen hin bewährt haben. Selbst einem Laien wird es nicht entgehen, daß die Manöver nach der neuen Ordnung der Dinge einen wesentlich andern Charakter haben als sonst. Man vermeidet alle Schaustellung, alles Paradeartige und naht die Operationen dem Ernstfall so getreu als möglich an. Wenn wir nach dem Geknatter der Magazingewehre, das eigentlich gar kein Geknatter mehr ist, sondern mehr dem ununterbrochenen Rollen eines rasend dahinfahrenden Eisenbahnzuges vergleichbar ist, urtheilen dürfen, so muß die Feuerwirkung in den Zukunftsschlachten eine furchtbare sein. Freilich werden



Pommersche Kriegervereine, am Bollwerk in Stettin aufmarschirend.

Der Hauptag der Kaiserfestlichkeiten war wohl der Tag der großen Parade des zweiten Armeecorps. Ganz Stettin war auf den Beinen, und viele Tausende waren aus allen Theilen der Provinz herbeigeeilt, unter letzteren namentlich zahllose Kriegervereine, die mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel durch die Stadt zogen. Die Pommern sind bekannt als tüchtige, starke Soldaten, und so gewährte denn auch die Parade einen glänzenden, das Auge sehr befriedigenden Anblick. Begeistert nahm das Publikum die einzelnen Vorgänge auf, so namentlich den Moment, wo der alte Moltke sein Regiment — das neunte Infanterie-Regiment — wie Prinz Wilhelm das zweite Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV. seinem kaiserlichen Großvater vorführten, und ganz besonders interessant, ja rührend war es, als der Kaiser beim Herannahen des zweiten Kürassierregiments Königin, des einstigen ruhmreichen Regiments der Ansbach-Baireuth-Dragoner, seinen Wagen verließ und zu dem Wagen der Kaiserin ging, um derselben während des Vorbeimarsches zu salutiren.



Der Kaiser salutirt der Kaiserin beim Vorbeimarsch des zweiten Kürassierregiments Königin.

Die Einführung einer neuen Felddienstordnung, die bei den diesjährigen Manövern zum erstenmale einer praktischen Probe unterlag, ließ die mit der Gefährlichkeit des Feuers auch die Mittel gegen dasselbe verbessert werden; man wird sich beispielsweise schnell eingraben oder auf eine andere Weise rasche Deckung suchen; jedenfalls aber wird ein künftiger Krieg große Ueberraschungen zeigen.

Sehr schwierig ist in der Neuzeit die kriegerische Aufgabe für die Kavallerie geworden. Die weittragenden Geschosse zwingen zu noch weiter gelegenen gedeckten Aufstellungen, dem entsprechend aber auch bei vorkommenden Attaken zu gewaltigen Kraftanstrengungen. Die Manövertage in Pommern haben den verschiedenen Waffengattungen der Kavallerie mehrfach Gelegenheit gegeben, Beweise ihrer Leistungsfähigkeit abzulegen, die alle zur vollen Befriedigung ausgefallen sein sollen. So wurde an einem der Manövertage unter Führung des Generalmajors vom Brosigk, dem langjährigen früheren Chef der Gardehusaren, eine Attake mehrerer Kavallerieregimenter gegen den linken Flügel der feindlichen Aufstellung ausgeführt, die ebenwohl einen prächtigen Anblick gewährte als sie den Beweis lieferte, daß die Reiterregimenter des zweiten Armeecorps zu den besten der Armee gehören.

Trotz mehrfacher Wetterungunst folgte auch das Publikum den in der Nähe von Stettin am linken Oderufer stattfindenden Manövern doch mit dem lebhaftesten Interesse; namentlich war die in Pommern außerordentlich stattliche Klasse der Gutsbesitzer und Landwirte zahlreich vertreten. Die Wagen dieser Herren mit ihren Familien bildeten in den Manöverpausen gewöhnlich den Mittelpunkt hochinteressanter militärischer Gruppen, die nach den gehabten Strapazen herzhaft dem Frühstückskorb und der Flaschenbatterie zusprachen. — Wollte man von allen anderen Festlichkeiten erzählen, so würde man kaum ein Ende finden.

H. F.



Prinz Wilhelm an der Spitze des zweiten Grenadierregiments.



Attake der Husarenbataillone.

Digitized by Google



Abendfeier. Gemälde von E. Nicsky.

Digitized by Google

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Gegen vier Uhr nachmittags, als Günther wie am vorigen Tage müde und verdrießlich am Fenster saß, hörte er, daß ein Wagen vor der Thür des Hauses anhielt. Er blickte hinunter und erkannte die Livree und die Equipage der Marquise. Er sprang auf und trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob sein Anzug ihm gestatte, eine Dame zu empfangen. Sein Gesicht war gerötet und seine Augen leuchteten. Als gleich darauf angeklopft wurde, eilte er in großer Aufregung an die Thür, um diese zu öffnen, aber statt des erwarteten Besuches erblickte er den baumlangen Diener der Marquise, der sich im Auftrage seiner Herrin und des Prinzen, die unten im Wagen saßen, nach dem Befinden des Herrn Baron von Wildhagen erkundigte. — Das war, als hätte man ihn mit kaltem Wasser begossen. Er ließ für die Nachfrage danken und sagte, es ginge ihm gut; dann trat er langsam wieder an das Fenster, bitter lächelnd über seine Schwäche, die den Gedanken in ihm hatte aufkommen lassen, die Marquise werde sich herablassen, ihm in eigener Person einen Besuch abzustatten. Das war einmal wieder recht thöricht gewesen, wie alles in seinem Denken und Thun der stolzen, schönen Frau gegenüber. Da saß sie im offenen Wagen neben dem Prinzen. Es hätte nur einer Wendung ihres Hauptes, eines Blickes ihrer Augen bedurft, um ihn zu sehen — aber sie rührte sich nicht.

„Sobald ich reisen kann, verlasse ich Paris," sagte Günther vor sich hin.

Vor fünf Minuten hatte er nicht daran gedacht, daß ihn die Marquise besuchen würde; jetzt empfand er ihr Nichterscheinen wie eine unverdiente Kränkung.

Dessieux, der zur Essenszeit wieder eintrat, fand ihn einsilbig und verdrießlich. Er schob dies auf Günthers Gesundheitszustand.

„Halten Sie es nur noch vierundzwanzig Stunden aus," sagte er. „Morgen hole ich Sie um fünf Uhr zur Promenade ab. Der Doktor hat es erlaubt."

•

Am nächsten Abend um neun Uhr begab sich Günther nach dem Hotel Bro, nachdem er sich im Laufe des Nachmittags verschiedenemale wiederholt hatte, er werde Paris verlassen, ohne Irenen noch einmal gesehen zu haben. Der Portier sagte ihm, die Herrschaften seien sämtlich nach der Oper gefahren, aber die Frau Marquise habe ihr Coupé schon um zehn Uhr befohlen, und er nehme an, sie werde frühzeitig nach Hause zurückkehren. Günther stand eine kleine Weile, erwägend, ob er gehen oder bleiben sollte, dann entschloß er sich für letzteres. — Das große Empfangszimmer stand leer, sämtliche Fenster waren weit geöffnet. Das öde Gemach kam ihm beklemmlich vor. Ein Diener trat herein, um den gastfreundlichen Sitten des Hauses gemäß zu fragen, ob der Herr Baron etwas befehle. Günther dankte. Darauf schraubte der Diener die matt brennenden Lampen in die Höhe, legte die Abendzeitungen auf den kleinen Tisch neben dem Sessel, den Günther eingenommen hatte, und entfernte sich wieder. Dann wurde es ganz still.

Günther nahm eine Zeitung auf, aber er fand es beschwerlich, das große Blatt mit der linken Hand aufzumachen, und legte es sogleich wieder nieder. Er begab sich ins anstoßende Musikzimmer und trat dort an das Fenster.

Da hatte die Marquise gestanden, als er es gewagt, ihre Hand liebkosend zu berühren und sie zu fragen, ob sie glücklich sei. Sie hatte dazu gelacht!

„Ich will lieber gehen," sagte er sich. „Was habe ich hier zu suchen?"

Er ließ sich auf einen Sessel nieder, der am Fenster stand, und blickte eine Weile nach den im Mondschein schimmernden alten Bäumen. Dann hob er die Augen und sah in den mild leuchtenden Mond, der hoch am wolkenlosen, schwarzblauen Himmel stand. Er lehnte sich in den Sessel zurück. Die Nachtigall begann wieder zu schlagen wie an jenem Abend, als er neben Irenen den lang gezogenen, schluchzenden Tönen gelauscht hatte. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder. Es war ihm, als zöge zwischen ihm und dem Mond ein unendlich langer Reigen seltsam verschlungener Nebelgestalten vor seinen Augen vorüber. Er versuchte, eine der stillen, sich windenden Gestalten festzuhalten, ihr eine bestimmte Form zu geben; aber alles drehte sich in abgerundeten Bewegungen, als folge es der Schlangenlinie einer endlosen Schraube. Die Gestalten verschwammen in einander, wurden dann größer, klarer, durchsichtiger, bestimmter, — entfernten sich, verschwanden ganz und gar, tauchten plötzlich wieder auf und zogen dahin in unendlichem Reigen, unerkennlich, in unergründliche Fernen.

Plötzlich hörte Günther Geräusch wie von menschlichen Stimmen; dann vernahm er, daß ihn jemand bei Namen rief, in fragendem, zweifelndem Tone. Es war Irenens geliebte Stimme! Aber wie sollte Irene dazu kommen, ihn zu rufen? Er hatte sie ja soeben dahinziehen sehen, im Aether verschwimmend, mit all' seinem Wünschen und Sehnen. — Wo befand er sich eigentlich? Am Meere? Zu Hause? — Nein, dort war es grau und kalt, und hier so warm, so licht und schön. — Leichte Fußtritte näherten sich, leise, kaum hörbar, doch vernahm er sie. Es wurde plötzlich dunkel. Wer stand zwischen ihm und dem Lichte? Er versuchte, die Augen zu öffnen. Die Lider waren von bleierner Schwere. Die Dunkelheit verschwand wieder, aber mit ihr auch die köstliche Wärme, die sein Herz gefüllt hatte. Er fuhr fröstelnd zusammen. — Da schlug aus weiter Ferne unendlich sanfte, traurige Musik an sein Ohr, alte Weisen aus seiner Heimat, seiner Kindheit; aber so klagend, ergreifend schön, wie er sie nie zuvor gehört hatte. — Die Töne gewannen an Kraft und Fülle, und jetzt hörte er eine klare, reine Silberstimme dazu singen.

Er schlug die Augen auf und blickte bestürzt um sich. Die Marquise, die, ihm den Rücken kehrend, am Klavier saß, spielte und sang dazu mit kaum vernehmbar leiser, feiner Stimme. Was mochte sie von ihm denken? Er fühlte sich beschämt. Er wollte sich unbemerkt erheben, aber der kranke Arm machte ihn ungeschickt in seinen Bewegungen, und die Marquise wandte sich nach ihm um.

„Ich hätte Sie ruhig weiter schlafen lassen," sagte sie freundlich, „aber es ist kühl geworden, und ich meinte, die Nachtluft könnte Ihnen schaden."

„Gnädige Frau!" murmelte Günther, „entschuldigen Sie . "

„Was soll ich entschuldigen?" fuhr sie in demselben freundlichen Tone fort; „daß Sie müde waren und eingeschlafen sind? — Das verzeihe ich Ihnen gern. Setzen Sie sich zu mir! Wendt hat mir das Lied aufgeschrieben, das Sie neulich sangen; ich will es Ihnen vorspielen."

Sie spielte das Lied noch einmal, das er im Traume gehört und das ihn aus dem Schlafe geweckt hatte, dann trat sie mit ihm ins Empfangszimmer, das noch immer leer war. Sie erzählte ihm, ihre Mutter und ihre Schwestern hätten bis zum Schluß in der Oper bleiben wollen; sie sei früh nach Hause gefahren, weil sie dem Baron Neubauer versprochen habe, sie wolle ihn an jenem Abend erwarten.

„Dann will ich Sie nicht weiter stören," sagte Günther, sich erhebend.

Es war ihm bereits zu Ohren gekommen, daß Neubauer, einer der reichsten Pariser Bankiers, um die Gunst der Marquise werbe; aber abgesehen davon war ihm sein Landsmann eine durchaus unsympathische Persönlichkeit. Neubauer gehörte zu jenen Deutschen, von denen bis zum Jahre 1871 viele Tausende von Exemplaren in der Welt umherliefen, die eifrigst bestrebt schienen, ihren Ursprung vergessen zu machen, und die sich etwas darauf einbildeten, für Franzosen, Engländer oder Amerikaner gehalten zu werden. — Der neugebackene Baron Neubauer war Günther schon häufig in der Gesellschaft und im Klub begegnet, noch ehe Günther im Hotel Bro eingeführt worden war. Der Millionär hatte seinem aristokratischen Landsmanne zunächst herablassendes Entgegenkommen gezeigt, ihn gewissermaßen protegiren wollen; aber er hatte bei Günther nicht die geringste Erkenntlichkeit für das ihm bezeugte Wohlwollen gefunden. Wildhagen empfand unwiderstehliche Antipathie gegenüber der vaterlandslosen Sippe, deren hervorragendstes Mitglied Neubauer in Paris war, und seine Haltung zeigte dies so deutlich, wie es mit den gesellschaftlichen Formen, die er unter allen Umständen zu beobachten bemüht war, vereint werden konnte. Neubauer hatte sich deshalb auch bald wieder von seinem unliebenswürdigen Landsmann abgewandt, den er, wenn er sich sicher fühlte, von ihm nicht gehört zu werden, als einen Typus des lächerlichen „Krautjunkers" bezeichnete. Er hatte seinen ehrlichen Namen „Gottfried Neubauer" in „Le baron Godefroy de Neubaure" umgewandelt, und da er Rennpferde hielt, vorzügliche Diners gab, hoch spielte, mit Anstand verlor, wenn ihm das Glück ungünstig war, und sich stets bereit zeigte, jungen reichen Leuten über vorübergehende Geldverlegenheiten hinwegzuhelfen, so war es ihm gelungen, sich zu einer angesehenen Stellung in der Pariser Gesellschaft emporzuschwingen. Es war ganz erklärlich, daß Herr Neubauer sich in Paris wohl befand und daß er in Günther von Wildhagen, der die Lippen eigentümlich spitzte, wenn er den Bankier „Herr Baron" anredete, eine höchst unliebenswürdige Persönlichkeit erblickte. Neubauer war ein Mann von etwa vierzig Jahren, blond, mit angehender Glatze, mittlerer Größe, etwas schwerfällig, stets mit tadelloser, einfacher Eleganz gekleidet, der alles in allem nicht schlechter und nicht besser aussah als die Mehrzahl seiner Gesellschafts- und Altersgenossen; aber er hatte nichts Liebenswürdiges in seinem Aeußern, er sah verschmitzt aus, und niemand hätte ihn für gutmütig gehalten.

Seitdem Wildhagen in Erfahrung gebracht hatte, daß Neubauer, auf seine Millionen pochend, es wagte, sich um die Gunst der schönen Marquise zu bewerben, konnte er ihn nicht mehr ansehen, ohne Verdruß über sein behäbiges, hochmütiges Gesicht zu empfinden. Er meinte es deshalb auch aufrichtig, als er sich bei Nennung des Namens seines Rivalen erhob, um, wie er sagte, nicht zu stören; außerdem zögerte er sich mehr, als er es eingesehen wollte und als er es zu zeigen wagte, daß die Marquise, die im allgemeinen nur wenig Rücksicht auf andere Menschen nahm, frühzeitiger als gewöhnlich aus der Oper nach Hause gekommen war, um den Baron nicht zu verfehlen.

„Bitte, bleiben Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben," sagte Irene, „Sie stören mich durchaus nicht; und ob Sie dem Baron angenehm oder unangenehm sind, ist mir gleichgiltig. Ich habe ihn nicht aufgefordert, zu mir zu kommen."

Darauf erzählte sie mit der rücksichtslosen Gleichgiltigkeit, die Günther schon bei verschiedenen Gelegenheiten an ihr bemerkt hatte, und die sie in seinen Augen manchmal als kalt und herzlos erscheinen ließ, Neubauer habe ihr gestern geschrieben und sie um die Erlaubnis gebeten, sie heute abend aufsuchen zu dürfen. Sie habe geglaubt, sie werde frei sein, und ihm geantwortet, sie wolle ihn um zehn Uhr zum Thee erwarten.

„Ich hätte es vergessen," setzte sie hinzu, „wenn Wendt, welcher sich unter anderem auch um meine Korrespondenz bekümmert, mich nicht bei Tische daran erinnert hätte. Ich bin übrigens neugierig, was Neubauer mir zu sagen hat."

Günther antwortete darauf nichts und blickte ernst vor sich hin. Sie warf einen forschenden Blick auf ihn, denselben Blick spöttischer Ueberlegenheit, dem er schon verschiedenemale auf ihrem Gesichte begegnet war und der ihn jedesmal verletzt hatte.

„Nun, Herr von Wildhagen, woran denken Sie?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„An allerlei Dinge!" antwortete er.

„Darf man sich ohne Indiskretion nach der Natur einiger davon erkundigen?"

Da blickte er sie mit seinen hellen Augen fest und traurig zugleich an.

„Sie wissen es ja," antwortete er entmutigt.

Sie errötete leicht und dann sagte sie, die nicht ausgesprochene Bemerkung Günthers beantwortend

„Nein, das glaube ich nicht; nein, das wagt er nicht" — und nach einer kurzen Pause setzte sie

hinzu: „Und nun bitte ich Sie, mich nicht mit ihm allein zu lassen. Nicht etwa, daß ich mich vor ihm fürchte — ach nein! — aber er würde mich langweilen."

Er stand hastig auf und ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Ihr Blick war freundlich zutraulich, und sie erwiderte leise den Druck seiner Hand. Wenn Wildhagen noch einige Minuten länger mit Irenen allein geblieben wäre, so würde sich sein Schicksal wahrscheinlich schon an jenem Abend entschieden haben, denn ihm war das Herz so voll von Liebe, Hingebung, Erwartung, dem Wunsche, ein entscheidendes Wort von den Lippen der Geliebten zu hören, daß es ihm schwer geworden sein würde, sein Geheimnis noch länger zu bewahren, Irenen nicht schon in jener Stunde das Geständnis seiner Liebe zu machen; aber der Gedanke, daß das Alleinsein mit der Geliebten jeden Augenblick durch den Eintritt Neubauers gestört werden, daß er nicht alles sagen könnte, was er sagen wollte, daß ein halbes Geständnis möglicherweise Mißverständnisse erzeugen würde, dies und Aehnliches hielt die Worte, die ihm auf den Lippen schwebten, zurück. Er entfernte sich wieder von der Marquise und ließ sich auf seinem alten Platz an der andern Seite des Tisches nieder. Ihre Augen ruhten mit einem unverkennbaren Ausdruck von Wohlgefallen und Wohlwollen auf ihm. Sie hatte bei seinem Eintritt bemerkt, daß er den Arm in der Binde trug. Jetzt, da sie sein stilles, trauriges Gesicht betrachtete, rührte sie dies plötzlich.

„Wollen Sie mir nicht etwas vorspielen?" fragte sie.

Er deutete durch eine Kopfbewegung auf den kranken Arm und sagte, verlegen lächelnd:

„Ich kann es heute nicht."

„Ach ja!" sagte sie, „ich dachte nicht daran."

Sie hatte in der That nicht daran gedacht, obgleich sie ihn eine Sekunde vorher wegen seiner Verwundung bemitleidet hatte.

„Dann will ich Ihnen einen andern Vorschlag machen," fuhr sie fort. „Wir wollen in den Garten gehen. Der langweilige Baron wird kommen, aber das soll uns vorläufig nicht stören." Sie klingelte. „Wenn der Baron Neubauer kommt," sagte sie dem eintretenden Diener, „so bitten Sie ihn, einen Augenblick zu warten, und melden Sie mir seine Ankunft. Ich bin im Garten."

Und damit stand sie auf und trat mit Günther auf den offenen Balkon, von dem eine breite Treppe von wenigen Stufen in den Garten führte.

Die beiden gingen stumm neben einander her, aber nur wenige Sekunden, dann vernahmen sie bereits die schnellen Tritte des Dieners.

„Der Herr Baron von Neubauer wartet im Empfangszimmer!"

„Der langweilige Mensch!" murmelte Irene vor sich hin.

Sie näherte sich zaudernden Schrittes dem Hause wieder. Unten an der Treppe blieb sie stehen und blickte träumerisch um sich.

„Es ist heute so schön hier im Freien." — Ihr Blick streifte Günthers Antlitz und blieb darauf haften, und die beiden jungen, schönen Menschen sahen sich lange und innig an. Sie deutete auf seinen kranken Arm, in welchem Zusammenhange, das wußte sie selbst nicht, dann reichte sie ihm die Hand und sagte zutraulich: „Wir sind gute Freunde," und gleich darauf stieg sie leichten Schrittes die Stufen empor und trat in das Empfangszimmer. Wildhagen folgte ihr.

Neubauer war sichtlich unangenehm überrascht, als er die Marquise in Begleitung seines Rivalen erscheinen sah. Auch konnte er seine Fassung nicht sogleich wiedergewinnen. Es war für Wildhagen ein peinlicher Gedanke, daß Irene den verlegenen Baron mit der ihr eigenen Rücksichtslosigkeit fragen könnte, warum er eine Zusammenkunft mit ihr erbeten hätte. Er wollte dem Baron nicht wohl, aber er konnte sich nicht an dessen großer Verlegenheit weiden. Er war jetzt beruhigt darüber, daß Irene einen etwaigen Antrag Neubauers zurückweisen würde; aber sie mochte das unter vier Augen mit ihm abmachen; er wollte nicht Zeuge der Niederlage seines Nebenbuhlers sein. Er sah, wie Irene den Kopf hob und ihren Blick auf Neubauer richtete. Es war ihm, als würde sie jetzt sagen: „Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?" — Diese Frage und eine stammelnde Antwort darauf wollte Wildhagen nicht hören. Er begann zu sprechen, ohne zunächst zu wissen, was er eigentlich sagen wollte. Es lag ihm nur daran, Irenen in dem Augenblick nicht zu Worte kommen zu lassen. Diese schien seine Absicht zu verstehen, denn sie nickte ihm lächelnd zu und ging bereitwillig auf das von Wildhagen angeregte gleichgiltige Gespräch ein; dabei blickte sie ihn, als sie sich von Neubauer unbeobachtet wähnen durfte, zutraulich und verständnisvoll an, als wollte sie sagen: „Wir verstehen uns; Sie sehen, ich helfe Ihnen." Wildhagen fühlte sich so glücklich, daß sogar sein Uebelwollen gegen Neubauer schwand und sein Benehmen diesem gegenüber zuvorkommend und liebenswürdig wurde; aber der Herr Baron zeigte dafür keine Erkenntlichkeit; er wurde mit jeder Minute verdrießlicher, sprach bald kein Wort mehr, sondern sah ingrimmig vor sich hin oder warf finstere Blicke auf die beiden jungen Leute, deren glückliche Laune aus den leuchtenden Augen strahlte und von den lächelnden Lippen zu lesen war — und als plötzlich das Geräusch eines Wagens, der vor dem Hotel Brö gehalten hatte, und weibliche Stimmen auf der Treppe und im Vorzimmer verkündeten, daß die Prinzessin mit ihren Töchtern heimgekehrt sei, da ergriff der Baron seinen Hut und — die Bewegung benützend, welche das Hereintreten der Damen und ihrer Begleiter, der italienischen Verwandten, verursachte — entfernte er sich, ohne daß die Anderen, außer Günther und Irene, es bemerkt hätten. Letztere aber lachte laut auf, als sich die Thür leise hinter dem Baron geschlossen hatte, und wie ein Kind, dem ein mutwilliger Streich gelungen ist, und das dies dem vertrauten Spielgefährten mitteilt, flüsterte sie Wildhagen zu: „Den hätten wir ordentlich abgefertigt; der kommt so bald nicht wieder!" und dann setzte sie ernster hinzu: „Ich habe wohl bemerkt, daß Sie ihn zu schonen wünschten; er verdient es gar nicht — aber Sie sind ein guter Mensch!" und dabei reichte sie ihm die Hand und drückte die seine herzlich.

Von jenem Tag ab wurde das Verhältnis zwischen Irenen und Günther mit jedem Tage zutraulicher und inniger. Diese bekümmerte sich eigentlich nur noch um ihn, sobald er sich bei ihr sehen ließ, und die anderen Gäste blieben sich selbst überlassen und waren auf die Unterhaltung mit der alten Prinzessin und ihren jungen Töchtern angewiesen. Irene legte sich bei dieser Bevorzugung Günthers nicht den geringsten Zwang auf, so daß es bald von allen Mitgliedern des Hausstandes bemerkt wurde; außer dem alten Wendt schien sich jedoch niemand darum zu kümmern. Dieser aber verfolgte das junge Paar manchmal mit sorgenvollen Blicken. Er hatte sich mit Günther bis zu einem gewissen Grade befreundet, wenigstens war es klar, daß die beiden sich gegenseitig wohlwollten. Eines Abends begleitete Wendt seinen Landsmann nach dessen Wohnung. Er war während des Weges schweigsam, und erst vor der Thür des von Günther bewohnten Hauses sagte er plötzlich: „Ich beobachte Sie seit geraumer Zeit, verehrter junger Freund — Sie spielen ein gefährliches Spiel."

Günther verstand sogleich, wovon der andere sprach, doch fragte er:

„Was wollen Sie sagen?"

Wendt antwortete leise:

„Sie haben sich in die Marquise verliebt. Das war vorauszusehen . . . aber geben Sie sich keinen Hoffnungen hin . . . Sie würden sich nur Enttäuschungen aussetzen."

Günther blickte den Musiker fragend und verwirrt an.

„Ich kenne sie seit langer Zeit," fuhr Wendt nachdenklich fort; „Sie dürfen sich nicht einbilden, daß Sie sie verstehen. Sie ist ein eigentümliches Wesen. In Italien mag es viele geben, die ihr gleichen, in Deutschland habe ich keine Frau angetroffen, auch in deutschen Büchern nicht, die ihr ähnlich wären. Sie ist nicht bösartig, sie ist nicht kleinlich, aber sie ist auch nicht gutmütig. Sie ist hartherzig — sie hat gar kein Herz. Sie könnten ebenso gut diesen Stein rühren wie sie. Sie hat eine ruhige Freude am Schönen und Großen, sie verachtet das Kleinliche; das Häßliche ist ihr widerwärtig; aber sie wartet, daß das eine oder das andere an sie herantrete, um sich dem Gefälligen zuzuneigen oder von dem Häßlichen abzuwenden: eins so ruhig und kalt wie das andere. Große Erregungen in Freud oder in Leid kennt sie nicht. An Ihnen findet sie Gefallen. Sie freut sich, wenn Sie kommen, wie sie sich über gutes Wetter freut. Regnet es, so nimmt sie ein Buch oder spielt Klavier und vergnügt sich damit auch ganz gut. Sind Sie nicht da, so denkt sie nicht an Sie. Sie fehlen ihr nicht. Niemand fehlt ihr jemals. Sie empfindet kaum das Erscheinen oder Verschwinden ihrer eigenen Mutter oder ihrer Schwestern, obgleich sie an diesen mit aller Liebe hängt, der sie überhaupt fähig ist . . . Ich . . ." Wendt stockte, „ich . . ." aber weiter kam er nicht.

„Warum sagen Sie mir das alles?" fragte Günther zutraulich.

„Weil ich Sie vor einem Unglück bewahren möchte," antwortete Wendt. Er seufzte und setzte leise, gleichsam zu sich selbst redend, hinzu: „Vor einem schweren Unglück!"

Günther wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Es kam ihm plötzlich der Gedanke, daß das vertrocknete Männchen andere Gefühle für die Marquise hege oder gehegt habe als die einfacher, freundschaftlicher Ergebenheit. Er hätte dazu lächeln können, wenn der arme Wendt ihm nicht leid gethan hätte. Der kleine Musiker mit dem gelben Haar, dem gelben, vergrämten Gesichte, dem stillen, traurigen Blick war als Verliebter der schönen Irene eine tragisch-komische Gestalt. Die Erfahrungen, die er gemacht haben mochte, konnten für Wildhagen nicht maßgebend sein. Wildhagen besaß nur wenig persönliche Eitelkeit, aber er mußte sich sagen, daß er als Bewerber um die Liebe der schönen jungen Frau in jeder Beziehung günstiger ausgestattet sei als der niedergeschlagene, alternde Mann, dessen Liebe für Irenen, wenn sie überhaupt bestand, von Anfang an eine gänzlich hoffnungslose gewesen sein mußte.

„Ich danke Ihnen für den Anteil, den Sie an meinem Schicksal nehmen," sagte Günther, „hoffentlich droht mir kein Unglück. Gute Nacht, lieber Herr Wendt!"

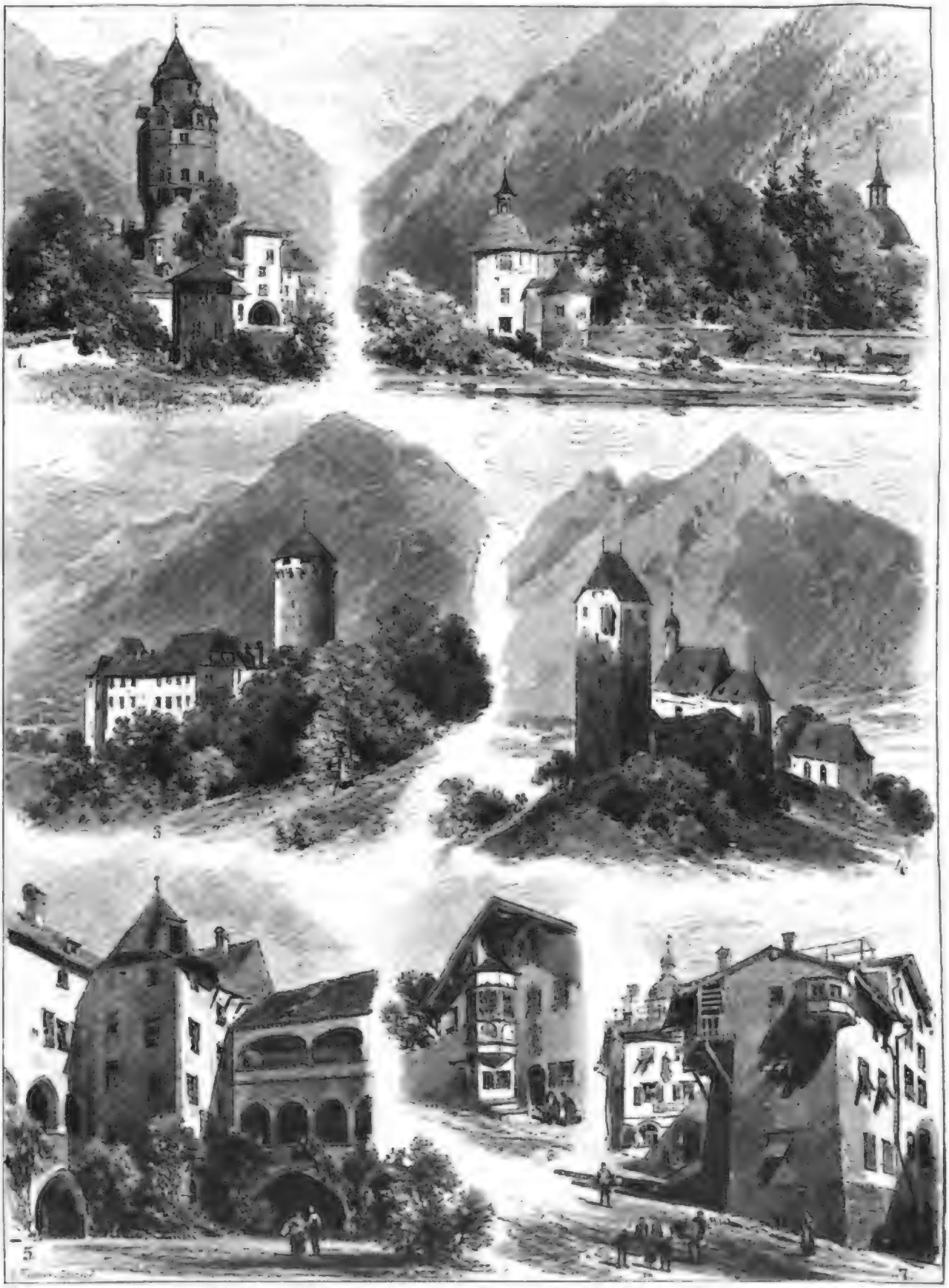
(Fortsetzung folgt.)

Großer Empfang am Hofe zu Madrid im Jahr 1804.

(Siehe das Bild Seite 48 und 49.)

Bevor der schwachmütige König Karl IV. von Spanien durch Napoleon I. entthront wurde, führte er in Madrid eine mit allem Glanz des altspanischen Zeremoniells umgestaltete Hofhaltung. Alljährlich am Geburtstag des Königs, am Neujahrstag, am Tag des heiligen Ferdinand und bei anderen feierlichen Anlässen fand im Königlichen Schlosse großer Empfang statt, in der Art, wie unser Bild es vergegenwärtigt. Um die beiden Majestäten, die unter hohem Baldachin thronten, versammelte sich, streng die für jedes bestimmten Plätze einnehmend, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die Minister, das diplomatische Corps, die Hofdamen und so weiter, und der dienstthuende Kammerherr geleitete die Ankömmlinge, denen die Auszeichnung zu teil wurde, den allerhöchsten Herrschaften ihre Glückwünsche darbringen zu dürfen, der Reihe nach zu den Stufen des Thrones. Dieselben ersteigend, küßten sie, einer um den andern, dem König und der Königin die Hand, um alsdann wieder hinabzusteigen und das gleiche Zeichen der Ehrerbietung dem Kronprinzen Don Ferdinand und den übrigen Infanten darzubringen und hierauf den Saal auf der dem Eingang entgegengesetzten Seite wieder zu verlassen, es sei denn, daß sie als Granden, Botschafter außerordentliche Mächte, hohe Militärpersonen oder sonstige bedeutende Würdenträger ihre bestimmten bleibenden Plätze im Thronsaal während der ganzen Dauer der feierlichen Handlung einzunehmen hatten.

Aus der Reihe dieser höfischen Festtage, die im allgemeinen einander zum Verwechseln zu gleichen pflegten, hat der Künstler mit sinnigem Blick einen ausgewählt, der sein ganz besonderes Gepräge trägt. Unter der glatten Maske dieses wie am Schnürchen sich abwickelnden Hofzeremoniells schlummert eine weltgeschichtliche Bedeutsamkeit außerordentlichster Art. Ganz in der Stille, kaum merklich für das Auge des harmlosen, oberflächlichen Beschauers, aber fühlbar, erkennbar genug für den tiefer blickenden Sinn bereitet sich jener entscheidende Wendepunkt der Dinge vor, jenseits deren auch in Spanien die Herrschaft der Bourbonen von ihrem glänzenden Piedestal herabsteigen mußte, um dem siegreich aufgegangenen Gestirn der Bonapartes Platz zu machen. Es war im Jahr 1804, als Napoleon, im Begriff, sich die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, gleichzeitig seinen zweiten Bruder Lucian zu stillen für den spanischen Königsthron austrieb. Die Ausführung dieses Planes scheiterte an der Entschiedenheit, mit der Lucian die ihm von seinem diktatorischen Bruder zugedachte Hand der verwitweten Königin von Etrurien entschlug, um statt dessen



1. Marktturm in Hall. — 2. Schloß Matzhalz. — 3. Schloß Matzen. — 4. Burg Freundsberg bei Schwaz. — 5. Hof des Schlosses Tratzberg. — 6. Tiefer in Weissegg. — 7. Straße in Hall.

Bilder aus dem Unter-Innthal. Originalzeichnung von G. Theuerkauf.

Digitized by Google



Das Baalsopfer. Gemälde von Henri Motte.

Digitized by Google

eine zweite, nicht standesgemäße Ehe einzugehen. Inzwischen war er gleichwohl im vorgenannten Jahr als außerordentlicher Botschafter Frankreichs an den Hof von Madrid gesandt worden, an dem er sich schon früher als Gesandter beliebt gemacht und vor allem die besondere Gunst des Königspaares und die Freundschaft Don Manuels de Godoy, des am spanischen Hofe allmächtigen „Friedensfürsten", errungen hatte. So sehen wir denn auf unserem Bilde den Napoleoniden als Repräsentanten jener Macht, welche binnen kurzem die auch in Spanien gebietende zu werden bestimmt war. Er bewegt sich inmitten des diplomatischen Corps, das nahezu die ganze linke Hälfte des Bildes einnimmt, ihm zur Seite der ständige französische Gesandte am Hofe zu Madrid, ihm gegenüber die Gesandten von Schweden, Rußland, Dänemark u. s. w.

Im Kreise der Minister, die zunächst den Stufen des Thrones ihren Platz haben, finden wir auch den bereits erwähnten Don Manuel de Godoy, den Liebling der Königin Luise Marie, der sich vom armen Landedelmann zum Herzog von Alcudia emporgeschwungen und als Belohnung für die Sorgfalt, die er beim Abschluß des Friedens mit Frankreich im Jahr 1795 bewiesen haben sollte, den außerordentlichen Ehrentitel eines „Principe de la paz" erhalten hatte und gleichzeitig zum Rang eines Granden erster Klasse erhoben worden war. Inmitten der weißhaarigen oder weiß gepuderten Minister, die ihn umgeben, nimmt sich das noch verhältnismäßig jugendliche Gesicht des etwa Vierzigjährigen mit dem in der Mitte gescheitelten dunklen Haar interessant genug aus.

Wir müssen es uns versagen, auf die fast unabsehbaren Einzelheiten des großartig entfalteten Gemäldes, das den prunkvollen Thronsaal des königlichen Schlosses zu Madrid mit derselben Genauigkeit und historischen Treue wiedergibt wie die zahlreichen darin sich bewegenden Persönlichkeiten, noch näher einzugehen. Auch ohne weitere Anleitung wird der freundliche Beschauer eine Fülle interessanter Züge herauslesen.

—ch

Bilder aus dem Unter-Innthal.

(Hiezu das Bild S. 56.)

Regen im Gebirge — gibt es noch etwas Schlimmeres! Wir sind am Achensee, aber seine sonst so blaue Flut ist heute grau; grau ist der Nebelschleier, der uns die zum Himmel aufragenden Berge verhüllt; grau ist heute alles, auch unser Gemüt. Wir versuchen es, dem Regen einen kurzen Dauerlauf am Ufer abzutrotzen, aber sehr bald unsere Thorheit einsehend, kehren wir triefend in den Restaurationssaal zurück. Verdrießlich sitzen wir unter Verdrießlichen, nehmen eine Zeitung nach der andern vor, und wenn wir damit am Ende sind, greifen wir wieder zur ersten. Mehr, als uns zuträglich ist, wird gegessen und getrunken, und noch ist die Schlafenszeit so fern. Endlich ist es halb neun Uhr, und wir finden, daß es die höchste Zeit ist, sich dem Schlummer zu überlassen. Mit der Bitte an Gott Pluvius, mit seinem Ueberschuß nun auch einmal andere Touristen und Gegenden heimzusuchen, schlafen wir ein. Und siehe da, unsere Bitte hatte geholfen, denn am andern Morgen erwachen wir, ohne jenes Niederfallen des Regens und das Träufeln der Dachrinnen zu vernehmen, mit welchem schon für so manchen Touristen die ganze Trübsal des beginnenden Tages eingeläutet wurde.

Also auf und weiter zum Innthal hinab!

Ein Hochgenuß war's, vom Kutscherbock herab die ganze Pracht der Natur in vollen Zügen zu schlürfen. Am Seeufer entlang, unter überhängenden Felsen hinweg führt der schmale Fahrweg. Die Bergwasser, vom Regen der letzten Tage angeschwollen, brausen herab, und vom grünen Waldboden grüßen uns unzählige Alpenrosen. Es war eine herzerquickende Fahrt. Bald ging es steil am rauschenden Kasbach hinab, und am Engpaß, den die Baulichkeiten des Bräuhauses in Jenbach bilden, hielten die Pferde von selbst an. Hier wäre gut sein, wurde uns gesagt — und so war es auch. Wir nahmen dort unser erstes Standquartier und können jedem vom Achensee herab Kommenden nur raten, in Jenbach einige Zeit zu verweilen und an der vortrefflichen und reichlichen Küche des Bräuhauses den Magen auszurüsten für die mancherlei Prüfungen, denen er im übrigen Tirol entgegengeht.

Schauen wir uns nun um in dem herrlichen Innthal, welches im Sonnenglanze vor uns ausgebreitet liegt.

Da blinkt, eine halbe Stunde von Jenbach entfernt, aus dem Waldesdunkel das alte Schloß Tratzberg mit seinen weißen Mauern und roten Turmdächern. Auf anmutigen und wohlgepflegten Waldwegen geht es bergan. Der alte Schloßwart nimmt ein Schlüsselbund von der Wand, bei dessen Anblick die Erinnerungen an die Schlüsselbüchsen unserer Jugend mit aller Macht wiederkehren, und wir durchwandern unzählige Räume, in denen der Geist entschwundener Jahrhunderte noch ungestört zu walten scheint. Manch kostbaren alten Gegenstand enthalten diese Gemächer, aber — wohnen möchten wir modernen Menschen nicht in diesen tiefen, von ziemlich kleinen Fenstern spärlich erhellten Räumen. Uns verlangt endlich wieder nach Luft und Licht, und wir begeben uns zu dem malerischen Schloßhof hinab, in welchem eine kleine Fontaine melancholisch plätschert. Einsam ist es da oben, der alte Schloßwart und ein Kaplan, der täglich in der kleinen Schloßkapelle eine Messe liest, sind die einzigen Bewohner des Schlosses.

Wir wandern weiter und erreichen nach anderthalb Stunden den Flecken Schwaz, der einst bessere Tage gesehen hat, von welchen die schöne gotische Pfarrkirche und einige stattliche Bürgerhäuser Zeugnis geben. Mit der Erschöpfung der in früheren Jahrhunderten so ergiebigen Silber- und Kupfergruben begann die allmähliche Verarmung des Ortes, die durch Pest, Ueberschwemmungen und die Kriegsgeschicke des Tiroler Aufstandes im Jahre 1809 noch vermehrt wurde. Schwaz wird überragt von der Burg Freundsberg oder besser gesagt Frundsberg, denn sie ist die Stammburg dieses Rittergeschlechts. Der alte, hochaufragende Turm, neben welchem eine kleine Wallfahrtskirche steht, soll noch ein Ueberbleibsel der Römerzeit sein.

Einige Bahnstationen überspringend, gelangen wir nach der freundlichen, durch ihre Salzbergwerke von altersher berühmten Stadt Hall, deren älterer Teil auf einer unregelmäßigen Anhöhe sich ausbreitet. Eine Wanderung durch die engen, krummen Straßen mit ihren malerischen Häusern ist in hohem Grade anziehend. Da kann ein Landschafter dem Anreiz, zu zeichnen, unmöglich widerstehen und bietet der Unannehmlichkeit eines kleinen Volksauflaufs, den Maler, Photographen und Skizzierer in einer lebhaften Stadt ja stets erregen, mit Beharrlichkeit Trotz. Wir scheiden nun von Hall mit der Hoffnung baldigen Wiedersehens und lenken unsere Schritte wieder nach der Jenbacher Gegend zurück.

Unser nächstes Ziel ist das am Eingang zum Alpbachthal liegende Dorf Brixlegg, welches, wie Ammergau, auch ab und zu ein Passionsspiel veranstaltet. Wir hatten das Dorf bisher stets in Verbindung mit dem Namen eines reichen Berliner Buchhändlers nennen gehört. Derselbe hat, von der Lieblichkeit der Gegend und des Orts angezogen, sich dort einen Sommersitz geschaffen, und mit einer seltenen Freigebigkeit ist er unermüdlich in der Verschönerung des Orts und Herstellung bequemer Waldwege, und so gelangt ein großer Teil seiner reichen Mittel zu glücklichster Verwendung.

Von Brixlegg haben wir nicht weit bis zum alten Schlosse Matzen, welches schon eine Warte der Römer war und, wie die nahen Ruinen Lichtwer und Kropfsberg, sich auf einem aus der Thalsohle aufragenden Hügel erhebt. Sein derzeitiger Besitzer bewohnt es nicht mehr, und so würde es wohl, wenn es nicht noch gut überdacht wäre, dem baldigen Verfall preisgegeben sein. Die Aussicht aus seinen Fenstern in das liebliche Innthal ist entzückend.

Weiter wandernd halten wir noch einmal Rast an dem ausgedehnten Schlosse Rotholz, welches mit seinen Flankentürmen sich hart am Inn erhebt und gegenwärtig der Sitz einer landwirtschaftlichen Lehranstalt ist. Dann kehren wir voller Dank gegen den Himmel, der nach trüben Tagen uns auf unserem Ausflug sein freundlichstes Gesicht zeigte, wieder zurück nach unserem Standquartier Jenbach.

G. T.

Das Baalsopfer.

Von

Karl Kiesewetter.

(Hiezu das Bild Seite 57.)

Im Jahr 1866 gelang es dem großen Orientalisten Sir Henry Rawlinson, die Geheimnisse zu erschließen, welche der Bibliotheksaal des Königspalastes zu Ninive in sich barg. Er entdeckte in den Bruchstücken nach tausenden zählender Thontafeln die Fragmente eines religiös-magischen Werkes, das, auf Befehl Assurbanhabals im siebenten Jahrhundert vor Christus in akkadischer Sprache mit assyrischer Interlinearversion niedergeschrieben, die unschätzbaren Religionsurkunden der vorgeschichtlichen Bewohner der untern Euphratebene, der Akkader, enthält.

Die akkadische Religion wurde fast unverändert die der Assyrer und Babylonier und gelangte bei den anderen vorderasiatischen Völkerschaften, besonders bei den Phöniziern, zu mannigfach wechselnder Ausbildung, wobei sich jedoch die alten Grundformen überall leicht nachweisen lassen. In Vorderasien war damals — von dem in sich abgeschlossenen Aegypten abgesehen, dessen Religion übrigens große Verwandtschaft mit der akkadisch-chaldäischen zeigt — der Brennpunkt des ganzen Kulturlebens, und so kam es denn, daß sich zahlreiche ursprünglich akkadische religiöse Ideen bei den Juden und Griechen, überhaupt in der ganzen zivilisierten alten Welt finden. Allbekannt ist, daß die Hebräer dem altakkadischen Baal opferten, während phönizische Machthaber dem griechischen Baal-Moloch, dem Zeus Laphystios, dem „Verschlinger", in Böotien Altäre errichteten. Allein das Volk vertrieb das grausame Herrschergeschlecht, und noch lange bestand zu Halos das Gesetz, daß jeder Sprosse des menschenopfernden Geschlechtes der Athamantiden bei seiner etwaigen Rückkehr selbst dem Opfertode verfiel. Die Sage vom König Minos auf Kreta, dem Minotaurus und der Befreiung der Ariadne durch Theseus ist nur eine Erinnerung an den altgriechischen Baal-Molochdienst in poetischem Gewande.

Wie jede antike Religion, war auch die akkadische ein Naturdienst, bei welchem ethische Ideen mit dem Naturleben verbunden sind, und es ist natürlich, daß die Sonne, die allgemeine Lebensspenderin, in verschiedenen, dem Jahreslauf und ihrem Einfluß entsprechenden Formen angebetet wird.

Vorzugsweise suchte der älteste Baalskultus mit Vorliebe die Bergeshöhen auf, wo man der Allbeleberin Sonne näher zu sein glaubte, und das Alte Testament weiß noch viel vom Götzendienst auf den Höhen des Horeb und Sinai, des Hermon, Karmel und Peor zu erzählen. Wahrscheinlich fanden die dem Baal zu Ehren gefeierten Feste in dem ihm geweihten, unserem April entsprechenden Monat Nisannu des chaldäischen Jahres statt, in welchem die Natur in den fruchtbaren Ebenen Mesopotamiens die üppigsten Reize entfaltet. Daraus, daß die Sonne in diesem Monat in das Zeichen des Stieres tritt und der Stier allgemein in der alten Welt als Symbol strotzender Fruchtbarkeit gilt, erklärt es sich, warum man das Bild Baals mit Stierhörnern schmückte.

Dem ursprünglich gütigen, Leben spendenden Baal stand als lebensfeindliche, die Sonne in ihren verderblichen Wirkungen versinnbildlichende Naturkraft Moloch gegenüber. Beide Prinzipien, Baal und Moloch, flossen später in der Person des Melkart, des höchsten Gottes der Phönizier, in einander, und nun sehen wir einen einheitlichen und doch der doppelten Natur der Sonne oder des Sonnenjahres Rechnung tragenden Kultus sich entfalten, bei welchem der gütig-zornige Baal-Melkart der Vater alles Lebens ist, der, in dem etwa unserem Juli entsprechenden Monat Abar oder Tuzu zum feuerglühenden Moloch-Melkart geworden, seine eigenen Kinder wieder verzehrt.

Wollust und Grausamkeit sind die Grundzüge des Baal-Molochdienstes und gelangten nebst dem Brutal-Großartigen und der finstern Pracht der altorientalischen Welt in dem Bilde Henry Mottes meisterhaft zum Ausdruck. Durch die Straßen Babylons, auf welche die glühende Julisonne scheitelrecht niederbrennt, wälzt sich ein endloser Zug unter den Peitschenhieben der Soldaten blutender Kriegsgefangener, während sich Hunderttausende von den hängenden Gärten herab mit roher Neugierde an dem Schauspiel weiden und stumpfsinnig vor den herannahenden Opfern des „Herrn der Könige" sich in den Staub werfen. Saiten- und Zimbelklang, Beckengerassel und Klirren des Sistrum durchschwirren von der Estrade der Hierodulen herab die glutdurchzitterte Luft, und bald haben die riesigen Elefanten den letzten der unglücklichen gefangenen Kimmerier und Aethiopier in den Tempel des Gottes geschleppt, welcher, vom Künstler zugleich als dessen Abbild dargestellt, in abscheulicher Größe imponierend vom hohen Unterbau herabgrinst.

Nach kurzer Pause tritt die Bedeckung des Zuges mit den Elefanten, hinter denen mächtige Ketten einherschleifen, wieder aus dem Tempel heraus, und mit der sich steigernden Entfernung heben die gewaltigen Dickhäuter das als Unterkiefer des Gottes gedachte eiserne Tempelthor aus einer Versenkung. Brenzlicher Qualm erfüllt die Luft, und die Eisenthore beginnt sich vor innerer Glut zu röten; das betäubende Schmerzgebrüll der Verbrennenden gellt grausig zum Himmel und erstirbt in der Musik und dem rasenden Jubel des Volkes. Blumen regnen von der Estrade der Hierodulen auf die Untenstehenden herab, und bald wälzt sich ganz Babylon im wahnwitzigen Taumel einer Riesenorgie. Das Baalsopfer ist vollendet.

Einige Mitteilungen über den begabten Künstler dieses merkwürdigen Bildes behalten wir uns auf eine bereits ins Auge gefaßte spätere Gelegenheit vor.

Literatur

— **Ein echter japanischer Originalroman, aus der Ursprache ins Deutsche übertragen**, das ist ein so absonderlicher Leckerbissen für literarische Feinschmecker, wie es deren wenige gibt. Allein der soeben erschienene Roman: „In Liebesbanden", nach dem Japanischen des Bakin, mit Autorisation ins Deutsche übertragen von Kurt Meyer (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) bietet nicht nur ein solches Interesse der Eigenartigkeit, er zeigt auch zugleich das allgemein Menschliche, unter jedem Himmelsstrich Verständliche und Fesselnde in so eindringlicher Weise, daß jeder Leser sich davon angesprochen fühlen wird. Er behandelt, auf altjapanische Sagen und Ueberlieferungen gestützt, eine Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Kataro, der frühverwaiste Sohn eines Jägers, kommt als Priesterzögling in den Tempel von Ebisu und nimmt nach bestandener Probezeit den Mönchsnamen Zaikei, das ist: der Erleuchtete, an. Ungeachtet seines Keuschheitsgelübdes aber entbrennt er in heiliger Liebe zu einem selten schönen Mädchen, das der Koto oder Horizontalharfe berückende Klänge zu entlocken weiß, und der Zwiespalt zwischen seiner Pflicht und seinem Herzen führt zu Verwicklungen, die den Hauptgegenstand des Romans bilden. Die überraschenden Parallelen mit dem abendländischen Leben fallen sofort ins Auge. Durch und durch eigenartig aber sind die sechsundzwanzig beigegebenen Bilder nach japanischen Originalzeichnungen, die den besondern Charakter des Werks zu augenfälliger Anschauung bringen.

— **Zu des Papstes fünfzigjährigem Priesterjubiläum** erschien eine Festschrift unter dem Titel: „Papst Leo XIII., ein Blick auf seine Jugend und seine Dichtungen", von F. J. Schwerdt (Augsburg, B. Schmidsche Buchhandlung). Den eingehenden, aber doch in wohlthuend knapper Fassung vorgetragenen Nachrichten über Heimat, Geburt, Kindheit, Studiengang, Gesundheitsverhältnisse und Standeswahl Gioachino Peccis, der seit dem Tode Pius' IX. zum kirchlichen Oberhaupte der katholischen Christenheit geworden ist, folgt eine Auswahl aus den Gedichten Leos XIII. Dem teils lateinischen, teils italienischen Urtext dieser Dichtungen ist die deutsche Uebersetzung gegenübergestellt. Während die lateinischen Gedichte, die die große Mehrzahl bilden, nahezu ausschließlich im elegischen Versmaß der Alten (Distichen) gehalten sind, nehmen die italienischen die musikalischen Reime dieser wohltönenden Sprache für

sich in Anspruch. Die edlen Gedanken und der vollendete Form der Originale sind durch die Uebersetzungen mit Glück wiedergegeben.

— **Ein hübsches kleines Kunstalbum, dessen Widmung** S. M. König Karl von Württemberg angenommen hat, ist im Verlage der Hofbuchdruckerei A. Schmitt in Pforzheim und Baden erschienen, der, wie wir hören, selbst die Initiative für das Ganze wie für die Einzelheiten der Ausführung ergriffen hat. Es ist dies eine Illustrirung des weltberühmten Uhlandschen Gedichts: „Der Ueberfall im Nachtlad", durch Originalzeichnungen von W. Fogel in photographischer Reproduktion. Die sechs zur Darstellung gebrachten Scenen sind gut gewählt und in kräftigen Zügen gegeben. Daß der Künstler den Grafen bei seinem Ritt ins Waldlad Helm und Panzer tragen läßt, während die Dichtung das gerade Gegentheil besagt, ist eine Licenz, die entschieden zu billigen ist, da sie der malerischen Darstellung erfänlich zu Hilfen kommt.

Weit größerer Schaden, als sich in übersinnlicher Weise bemerken und statistisch feststellen läßt, entsteht dadurch, daß Leidende die Verordnungen ihres Arztes nicht genau und pflichtentsprechend genug auszuführen wissen. Ganz besonders gilt das von den sexuellen Leiden des weiblichen Geschlechts, deren Behandlung an sich peinlich genug ist. Hier steht ein jungst erschienenes Schriftchen: „Die Leidensklage der unterleidskranken Frau" von Dr. E. Pächter (Stuttgart, J. Engelhorn) Abhilfe zu schaffen, indem es klare Anleitung gibt, auf welche Weise in den verschiedensten hierher gehörigen Fällen, die sich nur allzu häufig wiederholen, die ärztlichen Anordnungen der Aerzte auszuführen sind, um genau die zweckentsprechende Wirkung zu erreichen. Das kleine Buch ist ganz dazu angethan, die Patientinnen über alles, was in Fällen kleinerer oder größerer Gesundheitsstörungen der empfindlichen Art für die davon Heimgesuchten wissenswerth ist, kurz und leichtverständlich aufzuklären und so seine Mission in heilsamster Weise zu erfüllen.

Bianca Capello,*)

Großherzogin von Toscana, verst. 20. Oktober 1587.

Von

Dr. Marcus Landau.

(Alle Rechte vorbehalten.)

An einem der engen, von dem Fuße der Fremden spärlich berührten Seitenkanäle des Canal grande in Venedig steht ein kleiner, unscheinbarer Palazzo, den nur eine schöne Entrée ziert. Der Palast gehörte vor mehr als dreihundert Jahren dem wohlhaben Bartolomeo Capello aus einer der vornehmsten Familien der Lagunenstadt. Seine Frau, aus der nicht minder vornehmen und berühmten Familie der Morosini, hatte ihm im Jahr 1548



Geburtshaus der Bianca Capello.

ein Mädchen geboren und war kurze Zeit darnach gestorben. Ohne mütterliche Leitung und ohne die Sorgfalt mütterlicher Liebe wuchs die kleine Bianca heran. Dafür aber hatte ihr ein gütiges Geschick eigentümliche, entzückende Schönheit und reiche Gaben des Geistes verliehen. Auch an sonstigen irdischen Glücksgütern fehlte es ihr nicht. Sechstausend Dukaten hatte ihr die Mutter als Mitgift hinterlassen, und noch reicheres Erbe hatte sie vom Vater zu erwarten. Für die schöne, reiche und edle Bianca wäre die Verbindung mit einem der stolzesten Nobili Venedigs kein überraschender Glücksfall gewesen; aber das Schicksal wollte es anders. Sie mußte erst tief hinuntersteigen, um dann um so höher hinaufzusteigen. Nicht eine Vermählung mit einem Edelmann gleichen Ranges sollte sie schließen; der Liebesgott machte sie zur Gattin eines armen Handlungscommis, um sie dann auf einen der schönsten Throne Italiens zu erheben.

Dem Palaste der Capello schräg gegenüber hatte der Florentiner Bankier Salviati sein Comptoir, dem sein Landsmann Baptista Bonaventuri vorstand, welcher seinen Neffen Pietro als Buchhalter oder Schreiber im Hause hatte.

Den jungen Commis lockten Schönheit und Reichtum seiner vornehmen Nachbarin, mit der er bald eine Korrespondenz anzuknüpfen wußte. Ueber den schmalen Kanal gingen die Liebesbotschaften hin und her, bis sich die noch nicht sechzehnjährige Bianca bereden ließ, mit dem Liebhaber zu entfliehen. Nicht wie sonst erzählt werde von einem unglücklichen Zufall gezwungen, weil sie nach der Rückkehr von einem Stelldichein das Thor des väterlichen Hauses geschlossen fand, ergriff sie die Flucht, sondern nach getroffener Verabredung und — wie Jessica vergaß sie nicht ihre Juwelen mitzunehmen.

Ungefähr ein halbes Jahr, bevor der große Dichter geboren wurde, der uns Jessicas und Desdemonas Gestalten vor Augen brachte, in einer Novembernacht des Jahres 1563 entfloh Bianca mit ihrem Pietro aus dem väterlichen Hause, und mit ähnlichem Schreckensruf wie der Senator Brabantio mag der edle Capello am 29. November geweckt worden sein.

Was half es, daß der Rat der Zehn strenge Untersuchung anordnete, daß die Häscher und Vorschubleister des Entführers eingekerkert, dieser selbst verurteilt und ein Preis auf seine Ergreifung gesetzt wurde? Was half es, daß Bartolomeo selbst noch außerdem sechstausend Lire demjenigen versprach, der den jungen Bonaventuri lebend oder tot nach Venedig bringen würde? — Die Geflüchteten konnten nicht unglücklich werden. Der Florentiner Commis hatte seine schöne Beute zuerst bei einem Wechselfreund in Sicherheit gebracht und war dann mit ihr nach Florenz entflohen, wo er sie heiratete. Ob nicht seine und Biancas Auslieferung verlangt wurde, wissen wir nicht, da alle Akten des Prozesses vernichtet wurden, als Bianca Großherzogin ward.

Jedenfalls konnte das junge Paar (Pietro war damals vierundzwanzig, Bianca sechzehn Jahre alt) ziemlich unbehelligt in Florenz leben; aber Bianca hatte bald Entbehrungen zu leiden, die der im Reichtum erzogenen Patrizierstochter sehr empfindlich sein mußten. Der alte Bonaventuri, in dessen Hause sie lebte, war zwar von guter Familie, aber mit Glücksgütern durchaus nicht gesegnet, und Biancas Juwelen scheinen auch nicht lange gereicht zu haben. Als die Schwiegertochter ins Haus kam, entließ man Eriparnis halber eine Magd, und Bianca mußte ihrer kranken Schwiegermutter als Wärterin dienen.

Aber die Tage der Armut sollten nicht lange dauern. Das Abenteuer Biancas und ihre Schönheit hatten in Florenz Aufsehen und Interesse erregt. Auch der junge Prinz Franz, der Sohn des Großherzogs Cosmos, wünschte sie kennen zu lernen, und — kaum hatte er sie gesehen, als er sich auch schon in sie verliebte. Und Bianca? Hatte sie in der kurzen Zeit ihrer Ehe den gemeinen Charakter ihres Mannes kennen gelernt, sehnte sie sich aus den ärmlichen Verhältnissen des schwiegermütterlichen Hauses nach dem Luxus, der sie in ihren Mädchenjahren umgeben hatte, oder liebte sie den jungen Mediceerprinzen wirklich? Wir wissen nur, daß sie den Bitten des verliebten Prinzen keinen langen Widerstand entgegensetzte, und auch ihr Gatte beruhigte sich bald, als ihm der Prinz, dem sein Vater inzwischen den größten Teil der Regierung übergeben hatte, ein sehr einträgliches Amt verlieh. Er fachte seine Stellung in habsüchtiger und übermütiger Weise auszunützen, und für die Untreue seiner Frau fand er Trost in anderen Liebschaften, die ihm endlich (1572) den Tod brachten. Eine „Magdalena im Garten" von Bronzino in der Kirche San Spirito soll das Porträt jener Dame aus der Familie Ricci sein, welche die Ursache der Ermordung Bonaventuris ward. Ihre vermehmen Verwandten sollen die Mörder gedungen haben, welche den Gatten Biancas töteten. Ihr Liebhaber, der Mediceer, gestand später, von dem beabsichtigten Meuchelmord gewußt und ihn nicht verhindert, aber auch nicht befohlen zu haben. Wir wollen dies dem Großherzog gern glauben, denn Bonaventuri zeigte sich ja als sehr geduldiger Gatte. Minder geduldig zeigte sich die beleidigte Gattin, die stolze Tochter Kaiser Ferdinands, Erzherzogin Johanna, welche Franz im Jahre 1565 geheiratet hatte. Stellen wir die Bilder der beiden Frauen neben einander, so lernen wir den Geschmack des Großherzogs kennen: die Habsburgerin war klein und blaß, hatte ein ausdrucksvolles, aber nicht schönes Gesicht; die vollsaftige Venezianerin war groß und stark und hatte ein stolzes, exponirendes Aussehen.

Die fromme und tugendhafte Erzherzogin wußte sich die Liebe der Florentiner, aber nicht die ihres Herrschers zu erwerben. Vergebens klagte sie, vergebens drohte ihr Bruder Kaiser Maximilian, vergebens schalt der alte Großherzog Cosmos, der freilich mit seiner eigenen Aufführung seinem Sohne kein gutes Beispiel gab. Dieser wurde in seinem Verkehr mit Bianca immer ungenirter und rücksichtsloser, ihr Einfluß ward immer größer. Als dann Cosmos im Jahre 1574, Großherzogin Johanna im Jahre 1578 starb, löste Franz das seiner Bianca früher gegebene Versprechen ein und vermählte sich mit ihr im geheimen am 5. Juni 1578 — kaum zwei Monate nach dem Tode seiner Gattin!

Als frommer Katholik hatte der Herzog vorher einen gelehrten Theologen gefragt, ob er Bianca heiraten dürfe. Der Diener Gottes verlangte, bevor er sein Gutachten abgab, von ihm die Beantwortung von vier Fragen: Erstens, ob er noch bei Lebzeiten seiner Gattin das Versprechen gegeben habe, Bianca zu heiraten; zweitens, ob er dieses Versprechen noch vor der Ermordung Bonaventuris gegeben; drittens, ob er an dieser Ermordung mitschuldig sei, und viertens, ob er nachher noch mit Bianca in der früheren Weise verkehrt und sie ihm Kinder geboren habe. Der Großherzog beantwortete die ersten zwei Fragen mit „Ja", die zweite Hälfte der letzten mit „Nein". Seine Antwort auf die dritte Frage haben wir bereits mitgeteilt.

Daraufhin erklärte der Theologe, daß der Großherzog Bianca nicht heiraten dürfe, und verbot ihm auch den ferneren Umgang mit ihr. Franz versprach, zu gehorchen, und mied auch kurze Zeit die Geliebte; aber seine Liebe war stärker als seine Frömmigkeit, und Bianca wendete alle Künste ihrer Koketterie an, um den Halbverlorenen wiederzugewinnen. Sie schickte Boten auf Boten zu ihm, kam dann selbst, bat und flehte, stellte ihm seine Pflicht vor, das ihr gegebene Versprechen zu halten, bis Franz, der sich gerne von ihr besiegen ließ, besiegt wurde. Es fand sich auch bald ein gefälliger Geistlicher, der sie traute und dafür mit einem Bistum belohnt wurde.

Aber Bianca begnügte sich nicht mit der bloß kirchlichen geheimen Trauung. Sie wollte die von der ganzen Welt anerkannte, ebenbürtige Gattin Francescos, die wirkliche Großherzogin von Toscana werden, und der von ihr ganz beherrschte Großherzog zögerte nicht, ihre Wünsche zu erfüllen. Zu diesem Zwecke mußte Bianca zu gleichem Range mit ihrem Gatten erhoben werden, und das konnte nur durch die Republik Venedig geschehen. Widerholt schon hatte die stolze Königin der Adria edle Venezianerinnen als ihre „Töchter" erklärt und ihnen durch diese Adoptirung gewissermaßen königlichen Rang verliehen. Freilich waren es unbescholtene, hochgeachtete Frauen gewesen, denen diese Ehre zu teil wurde, keine bei Nacht und Nebel aus dem Vaterhause Entlaufene, keine Ehebrecherin und Maitresse. Aber den dringenden Bitten des Großherzogs und Biancas konnte der nur von politischen Erwägungen geleitete Senat der Republik nicht lange widerstehen. Besonders wußte Bianca in ihrem Briefe an den Senat die Vorteile hervorzuheben, welche der Republik aus dieser Verbindung erwachsen würden, und versicherte, daß sie auch als Großherzogin sich immer als treue und ergebene Tochter der Republik betrachten und benehmen werde.

Daraufhin erklärte der Senat im Juni 1579 „in Anbetracht, daß der Großherzog von Toscana die aus einer der vornehmsten Familien der Republik stammende, mit den erhabensten und seltensten edlen Eigenschaften geschmückte, der höchsten Ehren würdige edle Frau Bianca Capello (den ersten Gatten Bonaventuri scheinen die Senatoren ganz vergessen zu haben) zu seiner Gemahlin erwählt hat, haben wir, um unsere außerordentliche Freude darüber und unsere Dankbarkeit für die vom Großherzog uns damit erwiesene Ehre zu bezeugen, die erwähnte erlauchte und ausgezeichnete Dame zu unserer wahren und geliebten Tochter ernannt."

Kaum sechzehn Jahre waren verflossen, seit Bianca mit dem armen Commis aus Venedig entflohen war, vom Vater verstoßen, von den Gerichten verfolgt, von aller Welt geschmäht und verachtet. Und dann, als sie im Elend in Florenz lebte, da hatte niemand aus ihrer Familie sie kennen, niemand sich ihrer annehmen wollen. Das junge, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen, das dem geliebten Manne leichtsinnig folgte, hatte alle Welt verachtet, — vor der gereiften Frau, die durch Sünde und Laster zum Throne emporstieg, beugte sich alles demütig; in ihrem Glanze sonnte sich ihre ganze Familie, sie zu ehren, wetteiferten alle Behörden der Republik. Zur Krönung Biancas, welche am 12. Oktober 1579 stattfand, kamen ihr Vater und ihr Bruder, sowie einer der höchsten geistlichen Würdenträger der Republik, der Patriarch von Aquileja, der Bruder von Biancas Stiefmutter, nach Florenz. Die Republik schickte zwei außerordentliche Botschafter mit einem Gefolge von neunzig Edelleuten, um der Krönung und öffentlichen Vermählung amtlich beizuwohnen. Letztere fand im herrlichen Dom von Florenz statt, wohin sich der großartige Zug vom Pittipalaste begab. Dann folgte eine Reihe glänzender Feste, wie sie nur die lebensfrohen Fürsten der Renaissancezeit zu geben verstanden, die mit dem Gelde ihrer Unterthanen nicht kargten.

Käufliche Dichter priesen das Glück des Herzogs, eine solche Gattin, das Glück der Florentiner, ein solches Herrscherpaar zu besitzen. Papst Gregor XIII., der anfangs dieses Ehebündnis mißbilligte, erblickte darin nach reiflicher Ueberlegung den Finger Gottes, und sein Nachfolger, der strenge Sixtus V., schickte Bianca die gewechte goldene Rose, als Zeichen seiner Achtung und Wohlgeneigtheit.

Und mit dem Träger der dreifachen Krone wetteiferte der Träger der schönsten Lorbeerkrone: Von seinem Obdachlosen in Ferrara schickte Tasso der Großherzogin seinen Dialog „Vom Frieden" mit einem Widmungsschreiben an die „von der göttlichen Vorsehung in das Haus der Medici, die Stätte des Friedens und der Frömmigkeit, gebrachte Fürstin." In Sonetten und Madrigalen besang er Bianca, wofür er einige Zechi und einen silbernen Becher erhielt.

Die kluge und schöne Venezianerin stand auf dem Gipfel der Macht und des Ansehens; sie beherrschte den Großherzog und durch ihn Toscana; sie ward gepriesen und verehrt; sie hatte alles erreicht, was sie wünschte. Alles? Nein, es

*) Das beigegebene Bildnis der Bianca Capello ist die treue Kopie eines Gemäldes von Angelo Bronzino in den k. Uffizien in Florenz; photographisch aufgenommen von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Greffer in Leipzig).

fehlte noch etwas, um sie vollkommen glücklich zu machen: sie hatte vom Großherzog keinen legitimen Sohn, keinen Erben des Thrones von Toscana. Der Großherzog hatte von seiner ersten Gattin keinen Sohn, und gebar ihm auch Bianca keinen, so erbte sein Bruder, Kardinal Ferdinand, oder dessen jüngerer Bruder Peter die Krone.

Unwillig hatten die Brüder die Heirat Franzens mit Bianca ertragen, aber, vom Großherzog abhängig, gute Miene zum bösen Spiele machen müssen. Noch konnten sie sich mit der Hoffnung auf die Nachfolge trösten. Wie aber, wenn Bianca ihrem Gatten einen Sohn schenkte? So standen die Wünsche der Großherzogin und ihrer Schwäger einander feindlich gegenüber. Diese haßten Bianca und wurden von ihr gefürchtet, in ihrem Erbrecht bedroht. Das alles aber war tief im Herzen verborgen, während man brüderliche Liebe zur Schau trug und in den freundschaftlichsten, höflichsten Formen mit einander verkehrte. Der Haß Ferdinands trat erst nach Biancas Tode offen hervor, und wir dürfen wohl manches von dem Bösen, das man von ihr erzählte, als nach ihrem Tode aufgetauchte, von Ferdinand begünstigte und gern als Wahrheiten angenommene verleumderische Erfindungen betrachten.

Bianca hatte noch vor ihrer Verheiratung mit dem Großherzog im Jahre 1576 einen Sohn geboren, der, Antonio genannt, von Franz sehr geliebt und mit Reichtümern überhäuft wurde. Dieser Sohn, hieß es nun, sei ein untergeschobenes Kind, Bianca habe dessen wirkliche Mutter ermorden lassen, der Großherzog selbst habe noch vor seiner Heirat den ihm gespielten Betrug erfahren und der Geliebten alles verziehen. Es ist wahr, daß in der Antwort des Großherzogs auf die an ihn gerichteten oben erwähnten Gewissensfragen auch die Mitteilung über diesen Betrug enthalten ist, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Schriftstück, welches diesen Bericht enthielt, erst zur Regierungszeit Ferdinands gefälscht wurde. Die unveränderte Zuneigung, welche Franz jenem Sohne bewahrte, sowie eine durch seinen Gesandten dem venetianischen Senat abgegebene vertrauliche Erklärung berechtigen uns zu der Annahme, daß Antonio der Sohn des Großherzogs und Biancas war, jedenfalls von Franz für seinen Sohn gehalten wurde. Freilich, den Thron Toscanas konnte der illegitime Sohn nicht erben und einen zweiten gebar Bianca ihrem Gatten nicht. Vergebens rief sie die Kunst der Aerzte zu Hilfe, vergebens gebrauchte sie die Geheimmittel von Quacksalbern, vergebens ließ sie reiche Almosen an Mönche und Nonnen verteilen, die für sie beten sollten, vergebens suchte sie, wie ihre Feinde erzählten, wieder ein Kind unterzuschieben — die Schwäger und der Herzog selbst hielten gar zu scharfe Wache.

Im September 1586, als sich wieder das Gerücht von Biancas Mutterhoffnungen verbreitete, beeilte sich Kardinal Ferdinand, ihr in heuchlerischer Weise über die außerordentliche Freude zu schreiben, welche ihm die Erwartung des glücklichen Ereignisses bereite. Die schlaue Bianca, die ihn wohl durchschaute, zahlte ihm in gleicher Münze und antwortete in einem von Liebe und Verehrung triefenden Briefe. Sie stellte sich, als ob sie seinen Versicherungen glaube, bat ihn, für ihr Wohlergehen zu beten, da sie überzeugt sei, wie sehr er die Geburt eines Thronerben wünsche. Zugleich aber teilte sie ihm gar zu ausführlich und ungeniert mit, wie wenig begründet diese Hoffnungen seien, damit ihn die Verteilung derselben „nicht zu sehr kränken sollte“. Wollte sie damit den Schwager einschläfern und ihn von der Rückkehr nach Florenz abhalten, oder fürchtete sie durch zu zuversichtlichen Ausdruck ihrer Hoffnungen die bösen Schicksalsmächte herauszufordern? Wie dem auch sei, das erwartete frohe Ereignis trat nicht ein, daß aber Kardinal Ferdinand sich darüber „zu sehr kränkte“, das können wir billig bezweifeln. Ja, wir glauben sogar, daß er sich nicht sehr kränkte, als ein Jahr später der Großherzog starb und Bianca ihm nach fünfzehn Stunden (am 20. Oktober 1587) ins Grab folgte.



Bianca Capello.

Wie so oft in jener Zeit beim Tode fürstlicher Personen, sprach man auch hier von Vergiftung, und der unerwartet schnelle, fast gleichzeitige Tod beider Ehegatten gab dem Gerüchte noch mehr Nahrung. Die einen beschuldigten den Kardinal, die anderen sagten, der Großherzog habe aus Versehen von dem Gifte genossen, das dem Schwager von Bianca bereitet worden sei, und diese habe dann, als der Großherzog starb, sich selbst vergiftet. Wie es scheint, waren aber alle unschuldig. Die Gesundheit des Großherzogs war durch seine unregelmäßige Lebensweise, die Biancas durch die von ihr angewendeten Geheimmittel seit lange zerrüttet. Eine Erkältung, die sich der an Verdauungsbeschwerden leidende Großherzog auf der Jagd zuzog, brachte ihm nach zehn Tagen den Tod; Bianca, die seit einiger Zeit kränkelte, erlag dem Kummer über seinen Tod und der Furcht vor dem Schicksal, das Ferdinand der Witwe seines Bruders bereiten würde. Als Franz krank lag, schrieb Bianca an den Papst, daß sie sich nach seinem Tode in Florenz nicht sicher fühlen würde, worauf der heilige Vater sie einlud, nach Rom zu kommen. Und in der That, die Behandlung, welche Ferdinand der toten Schwägerin zu teil werden ließ, läßt uns auf das schließen, was die Lebende von ihm zu befürchten hatte. Kaum hatte Franz den letzten Atemzug gethan, als Ferdinand den Kardinalshut abwarf und sich die Krone aufsetzte. Und als man ihn fragte, wie es mit dem Begräbnisse Biancas gehalten werden solle, antwortete er: „Begrabt sie, wo ihr wollt, nur nicht in unserem Erbbegräbnis.“

Sein Befehl wurde pünktlich befolgt. In den Mediceergräbern ruht Großherzog Franz neben seiner ersten Gemahlin Johanna von Oesterreich; wohin der Leichnam Biancas gekommen, weiß man nicht. Selbst ihre Familie, die sich in den Tagen ihres Glücks an sie herangedrängt hatte, scheint sich um die Tote nicht gekümmert zu haben.*) Als sie gekrönt wurde, befahl die Regierung Venedigs, die Akten über ihren Prozeß zu vernichten; als sie begraben wurde, befahl der neue Großherzog, alles, was an die „böse Bianca“ erinnerte, zu zerstören. Wo ihr Wappen neben dem der Medici angebracht war, wurde es heruntergerissen. Aber sie wurde doch nicht vergessen, und die Nachwelt weiß immerhin noch mehr von Bianca Capello als vom Großherzog Ferdinand.

Wie der unglücklichen Schottenkönigin, die ihr ein halbes Jahr im Tode voranging, so hat auch der glücklichen Großherzogin die Verklärung durch die Poesie nicht gefehlt. Und es ist ein fürstlicher Dichter — Prinz Georg von Preußen — der uns die schöne und kluge Venetianerin auf den Brettern zeigte, die die Welt bedeuten. Wenn er sich am Schlusse seines Dramas von der Wahrheit entfernte, so hat er nur sein Dichterrecht geübt.

*) Nach anderen Berichten soll die Regierung von Venedig der Familie die Trauerfeierlichkeiten verboten haben.

Zwee Schußneidige.

Eine Pfälzer Geschichte in Wort und Bild von K. Kögler.

Zwee Jäger, Freund seit Olims Zeit,
Die hatte (von der Palz nit weit)



Zusamme e klee Jagd gepacht
Un birsche drin bei Dag un Nacht.

E wenniger Rehbock steht noch dort,
Drum lafe se wie im Accord
Un schinne sich als wie die Hund,
Weil keener en dem annern gunnt.

Vom Februar bis in April,
Da steht die Jagd uf Rehböck still,
Da hocke friedlich se beim Wein
Un dausche froh do ihr Latein.

Doch wie der erschte Mai ruckt an,
Fühlt der dem annere uf de Zahn.
Un jeder macht mit Pfiff und Kunst
Dem annere der en bloee Dunst.

Der Philipp leider hat ke Zeit,
Dem Hansjörg is der Weg zu weit,
Un keener weeß ach, wo er steht,
Der Bock, un wo der Wechsel geht.

Se rede drei so ehrlich drumm,
Als wär's e Evangelium.
Die Lügeband — e jeder weeß,
Wo's Vieh erausteit auf die Bleeß.*)

Am erschte Mai, am Nachmittag —
In Schweeß gebad un noh am Schlag —
Schleicht Philipp durch die Schneise stumm,
Am Eck eraus un guckt sich um.

Un steht als wie vom Blitz geblennt,
Un 's fehlt nit viel, er hätt' gestennt:
Der Hansjörg, des verschmitzte Os,
Sitzt drowe schun am Wechselstoß,

*) Bleeß, Blöße, abgeholzte Fläche.

Sitzt, an des Buchholz gedruckt,
Un is e bische eigenickt.



Digitized by Google

Drei Stund war er zu früh zur Stell'
Sei Flint lehnt seitwärts an er Well.

Die Flint, was is! Der Philipp guckt
Als wär' em was durchs Hirn gezuckt;
Er guckt und grinst, was fällt em ein;
Die Flint is ebbes wie seine.

Kaidder schnetze, Leisauchenz,
Der Pirschlauf stimmt, ach — herrjeh,
Jetzt horcht, was thut der Satansjohn.
E Kugel un e Schrotpatron

Nimmt fix er aus dem Sack eraus.
Zieht schleunigst Schrot un Kugel aus,
Schleicht wie e Katz zu Hansjörg hin
Un steckt se in seine Flint *) enein.



Die drin warn, die gelade vorr,
Schiebt er in Sack, un lacht g'scheut,
Is er verschwunne wie e Spuk!
Der Hansjörg schläft un macht kein Muck.

Die Zeit vergeht, die Sunn wird schwach,
Da wird er doch allmählich wach,
Steit uf un streckt sich, nimmt sein Bix,
Prüft, spannt de Hahn, es fehlt sich nix.

Dann nimmt er Deckung, steht un guckt,
Ob denn der Philipp nirgends spukt?
Gewiß is, daß er herzeraum
Ob er den Wechsel doch nit kennt?

Da, horch, im Stangerholz, hopp, hopp
Da kimmt der Bock, die Flint an Kopp
Gezielt, gedrückt un bumm un bumm —
Doch, was is des! — Er fällt nit um!



Nit um, nee, kerngesund un heil,
Da reißt er aus als wie e Pfeil.
Dem arme Hansjörg wird net gut;
In seim Gesicht kein Tröppche Blut.

Fährt er zurück, un steif un starr
Guckt er dem Bock nach wie e Narr
„Wie war's nur möglich? Gift un Dorn,
Unfehlbar hat ich en aufs Korn!"

Was nutzt's, daß er vor Zorn fast plazt
Und sich bald vorn, bald hinne kratzt

*) Buchsflinte; ein Schrot- und ein Kugellauf



Der Bock is fort! — „Nu aufgepaßt,
Vielleicht, daß mern heut doch noch faßt."

„Drum schleiche mer uns jetzt un geschwind
Uns Holz enun 's is guter Wind,
Denn drowwe, 's is noch früh am Tag,
Geht er vielleicht noch uf den Schlag."



Husch, schleicht er fort als wie e Schlang
Doch is der Weg verdeiwelt lang,
Es wird em hitzig, ganz erhitzt
Drückt er sich durch un schwitzt un schwitzt.

Un endlich kommt er a am Eck —
Da fährt em dorch des Mark e Schreck.



Do owe blitzt's un kracht's, au weh —
Dort stürzt der Bock un streckt die Bee.

Wenn aus der Luft e Donnerkeil
En Eichbaam schlägt in dausend Teil,
So sieht der in seim Splitterkranz
Kaum so verkracht wie Hansjörg aus.

Im Grawe sitzt er grie un geel,
Guckt mit verglaste Age scheel
Zu, wie der Lumpe-Philipp dort
Sein Rehbock nimmt un schleppt en fort.

Zuletzt bezähmt er sei Gefühl,
Macht gute Mien zum böse Spiel,
Kriecht aus seim Grawe, peift un dhut,
Als wär' des Dang ganz recht un gut.



Im Pälzerhof am Jägerdisch,
Da sitze se, der Wein is frisch.
Der trinkt aus Freud un der aus Zorn —
Da is was weggeslosse worn

Un spät, die Lewer war verzehrt,
Un mancher Schoppe war geleert.
Da gehn se heem — e bissche schepp
Un mit verdreiwelt rote Köpp

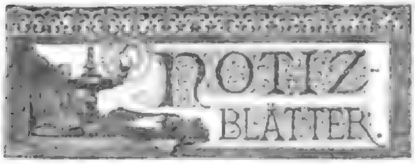
„Gun Nacht ach, Philipp!" un „gun Nacht!"
Sagt der, schleicht uf sei Dhür ganz sacht,
Un wo er drin is, ruft er, „He!
He, Hansjörg, horch!" Da bleibt der steh.

„Was is?" — „Ach, blos e klei gut Lehr
Das nächstemal dann schlaf nit mehr,
Steck' Schrot un Kugel in dei Bix,
Mit bloßem Pulver trifft mer nix!"



Des Schloß klappt zu, un alles stumm,
Der Hansjörg guckt sich nit mehr um:
Die Freundschaft der seit Olims Zeit
Is aus in alle Ewigkeit.

Digitized by Google



Bildende Künste.

— **Fritz August von Kaulbach hat ein lebensgroßes Porträt** des Prinzregenten Luitpold im Ornat des Hubertusordens vollendet; das Original wird im Münchener Rathaus seinen Platz finden. Derselbe Künstler ist im Begriff, die letzte Hand an ein großes Genrebild: „Quartett“, zu legen, welches mehrere junge, reizende Damen singend in einer Gartenlaube darstellt.

— **Der talentvolle Karlsruher Maler Wilhelm Volz ist** zur Zeit beschäftigt, in der Villa eines Pforzheimer Fabrikanten ein Wandgemälde: „Der Schmuck“, mit Mitteln der von Freiherrn von Bick auf Kalkhorst zur Förderung der Freskomalerei begründeten Stiftung auszuführen.

— **Auch Osnabrück soll sein Museum erhalten.** Die Stadt bewilligte dazu 150,000 Mark.

— **Großes und gerechtes Aufsehen erregt die durch den** Konservator Hauser zu München kürzlich vollendete Restauration der berühmten Darmstädter Holbein-Madonna. Nachdem dieses kostbare Bild aus den Uebermalungen und dem schmutzigen Firnis in ganz ungeahnter Schönheit und Herrlichkeit wieder erstanden ist, soll es sich erst recht augenfällig erweisen, daß Darmstadt das Original besitzt, während die Holbeins Namen tragende Madonna der Dresdener Galerie nach unverkennbarer als bisher sich als eine Kopie, wenn auch eine sehr geschickt und feinfühlig gemalte, erweise.

Bühne.

— **In Berlin greift der theatralische Spekulationsgeist** zu allerhand kleinen Reizmitteln, wie es neulich das Deutsche Theater mit einem Stück: „Wenn der Sommer kommt“, von Charles Delaunay gethan, einem Autor, über dessen wahren Namen man sich vergeblich den Kopf zerbricht; denn daß er kein Franzose ist, beweist die ehrliche Langweiligkeit dieses mit einigen sehr amüsanten Witzen und launigen Einfällen garnierten, aber gänzlich handlungsarmen Lustspiels. Einige nennen L'Arronge, andere Lindner, noch andere verfallen auf andere Namen; aber schließlich „waaß koaner nix“. Das Stück, das die erste Neuheit der Saison war, wurde als eine „schöne Leich'“ mit ernster Würde, aber mit entschiedener Kirchhofsstimmung zu Grabe getragen und ist augenscheinlich schon nach der ersten Wiederholung für immer aus diesem Jammerthal verschwunden. Schade um die gut gemeinte Arbeit, schade um manches Aufblitzen sprudelnder Laune darin. — Im Walhallaoperettentheater hat es sozusagen ein Ereignis gegeben mit der Aufführung von Rudolf Waldmanns Erstlingsoperette „Inkognito“. Waldmann hat manches Hübsche, wenn auch nicht eben aus der Tiefe geschöpfte Volkslied geliefert: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang“, „Die alten Deutschen tranken immer noch eins“, „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen“ und viele, viele sangbare Weisen kennzeichnen sein anspruchsloses, etwas banales, aber jedenfalls gefälliges Talent, das im sogenannten Schunkelwalzer nur einen überwältigenden Ausdruck gefunden hat und neuerdings wieder in dem geradezu epidemisch wirkenden Liede von der kleinen Fischerin zu sich selbst zurückgekehrt ist. Viele „Radaufreunde“ hatten sich bei der Aufführung der Operette, der das Fischerinlied entstammt, auf einen solennen Ulk gefaßt gemacht; als es denselben nicht gab, sich vielmehr zeigte, daß die Musik und der Text alles andere nur nicht pikant und zweideutig und im Stile der Gassenhauerlust seien, da gab es eine große Enttäuschung und mißvergnügte Mienen. Manche allzu große Harmlosigkeiten riefen auch die Kritik der Gutmütigeren heraus, und so hätte es denn auch hier bei einem Haar ein Fiasko gegeben, wenn nicht im dritten Akt das Fischerinlied alles gerettet hätte. Die Kritik ist mit Waldmann sehr arg ins Gericht gegangen, aber die Operette hat sich doch ein Dutzend Wiederholungen erstritten, und das genügt. Das nächste Werk wird jedenfalls besser sein. — Im Schauspielhause dauert der Mauserungsprozeß immer noch fort; neue Stücke soll es in Menge im Vorrat geben, man zählt neunzehn auf, aber sie können noch nicht an die Oberfläche steigen, weil es an allen Ecken und Enden hapert. Der neue Leiter hat manche Größe von ihrem altangestammten Piedestal gestürzt, viele Stücke in der gegenwärtigen veralteten Besetzung in die Rumpelkammer bringen lassen und überhaupt gründlich Kehraus gemacht. So kommt es, daß das Repertoire einstweilen sehr beschränkt ist. Demnächst aber wird ein neues Lustspiel Heinrich Heinemanns: „Auf glatter Bahn“, das neue Regime auch literarisch am Werke zeigen; einstweilen ist dasselbe bemüht, neue Kräfte für die Darstellung zu gewinnen. In dem meiningenschen Charakterspieler Max Grube ist soeben eine künstlerische Kraft gewonnen, von der man sich viel versprechen darf, ein eigenartiger, frischer und energisch anpackender Künstler von gesunder Realistik. Man sieht, Graf Hochberg thut, was er nur kann, um frisches Blut dem altersschwachen Organismus zuzuführen.

— **Ernst Possart hat als Gast der Stuttgarter Hofbühne** mit drei Shakespeareschen Charakterrollen: Shylock, Lear und Hamlet, sowie mit dem Advokaten Behrend in Björnsons „Fallissement“ bei regelmäßig ausverkauftem Haus so lebhafte Erfolge erzielt, daß daselbst alsbald ein erneutes Gastspiel des gefeierten Darstellers für das Frühjahr 1888 in Aussicht genommen wurde. Possarts Kunst erringt in der That eine immer höhere Reife, die sich durch fortschreitende Ausgleichung aller Einzelheiten und insbesondere durch weises Maßhalten in Scenen, bei denen er früher bisweilen zu überstarkem Auftrag neigte, kundgibt, während im großen und ganzen seine geistige und körperliche Spannkraft, wie dies namentlich auch in Momenten des höchsten Affekts zu Tage tritt, keinerlei Abschwächung erlitten hat, sondern eher noch eine höhere Steigerungs- und Modulationsfähigkeit zeigt.

— **„Der Gnadenlöhner“, Volksstück in vier Akten von** G. Berg, ist am Residenztheater zu Hannover zur ersten Aufführung angenommen.

Gesundheitspflege.

— **Bekanntlich sind zahlreiche Erkrankungen, wie Gicht,** Rheumatismus, Lungen- und Brustleiden, Augen-, Zahn-, Ohren- und Kopfschmerzen zumeist auf Erkältungen zurückzuführen, an denen nicht selten kalte und nasse Füße die Schuld tragen. Als ein vortreffliches Schutzmittel gegen solche Gefährdung wie überhaupt als eine überaus gesunde und zweckmäßige Fußbekleidung haben sich die von Hermann Kaiser in Göppingen (Württemberg) hergestellten Haar- und Wollederschuhe und Stiefel bewährt. Dieses Schuhwerk, das sich im Aeußern durchaus nicht von anderen Erzeugnissen unterscheidet, ist, je nach Zweck, aus mit den Haaren gegerbten Kalbfellen oder aus mit der Wolle gegerbten Lammfellen hergestellt. Das Leder ist dauerhaft und weich, und die Haare erhalten sich vollständig, so lange das Schuhwerk getragen wird.

Heer- und Seewesen.

— **In den letzten Monaten ist die kaiserliche Marine um** drei schöne Schiffe vermehrt worden. Am 23. Juli liefen in Stettin auf dem „Vulkan“ die Ersatzkorvette „Elisabeth“, die den Namen „Irene“ erhielt, am 27. August in Bremerhaven auf der Werft der „Weser“ der Aviso F, der den Namen „Wacht“ erhielt, und am 22. September die Kreuzerkorvette „Ersatz-Ariadne“, die durch die Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen den Namen „Prinzeß Wilhelm“ erhielt, vom Stapel. Welche Beachtung man von seiten der kaiserlichen Admiralität der Entwicklung des Torpedowesens schenkt, beweist die neuerdings beschlossene Errichtung je einer Torpedoabteilung bei den Marinestationen der Nord- und Ostsee, welche das für die Bedienung der Torpedowaffe bestimmte Personal auszubilden hat; diese Abteilungen werden der Inspektion des Torpedowesens unterstellt.

— **In Portsmouth lief vor kurzer Zeit das größte** Panzerschiff, welches bis jetzt für die Kriegsmarine gebaut worden ist, vom Stapel; es ist dies das aus Stahl gebaute, doppelschraubige Turmschiff „Trafalgar“, dessen Herstellungskosten sich auf 920,000 Pfd. Sterl. belaufen dürften. Der Trafalgar wird Admiralsschiff werden und eine Besatzung von 520 Mann einschließlich der Offiziere erhalten.

— **Die zweite bayrische Kammer hat einen Gesetzentwurf** über strategische Bahnen genehmigt; es sind dies die zweigleisigen Bahnstrecken Heidingsfeld-Kirchheim-badische Grenze in der Richtung auf Wertheim, badische Grenze bei Rheinsheim, Landau-Zweibrücken-Falkenweiler, sowie die Herstellung einer eingeleisigen Verbindungskurve der pfälzischen Ludwigs- und der pfälzischen Maximiliansbahn bei Neustadt a. d. H.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Leipzig schlug des königlichen** Hauptgestüts Graditz zweijährige Stute H. „Nitz“ Oehlschlägers „Padischah“ ganz nach Gefallen im Stiftungspreise. Wegen Anrennens wurde der Sieger jedoch disqualifiziert. Das Ersatzhandicap holte sich Kellys „Travemünde“ im Felde von 6 Pferden, das Johannaparkhandicap Oehlschlägers „Accord“ gegen eine gleiche Anzahl Pferde, den Preis der Stadt Leipzig Rittmeister Heddiens „Peterly“ vor 7 Gegnern und die Herbst-Steeplechase Oehlschlägers „Adare“ vor „Eastern Derby“ und „Kanon“. Das Tribünenrennen wurde ein walk over für „Debütantin“.

— **Im weitern Verlaufe der Wiener Rennen holte sich** Mr. Traill „Sintra“ das 10,000 Mark werte große Wiener Handicap nach schärfstem Kampfe vor „Gamin“ und 5 anderen, Baron Rothschilds „Golden Rose“ das Garantie-Stutenrennen im Felde von 5, Fürst Trauttmansdorffs „Hafiz“ das große Herbsthürdenrennen um einen Kopf vor „Schweninger“, „Agnat“ u., Graf Esterhazy-Hunyadys „Metallist“ das Amateurhürdenrennen gegen „Bajazzo“ und Graf Henckels „Kiralyne“ den Gladruber Preis gegen „Tegetthoff“ und 3 andere.

— **Als ein Schießgenie darf die jugendliche Baronesse** Wächter in Wien bezeichnet werden. Nachdem sie von ihrem Vater im Sommer kurzen Unterricht im Büchsenschießen erhalten, erlegte sie anfangs September mit 6 Schüssen 2 Gemsen und 3 Hirsche.

— **Die Zweiradmeisterschaft von Oesterreich über 10,000** Meter gewann C. Spiegel, „Wanderer“-Wien, in 19 Minuten 14 Sekunden, um 1/5 Sekunde vor J. Goebel, Mainz, dem noch 6 andere folgten. Im Rennen darauf schlug Goebel 4 Gegner über 2000 Meter und im großen Handicap über 3000 Meter 18 Gegner, die sämtlich Vorgaben erhalten hatten, leicht.

— **Die internationale Ausstellung von Luxushunden, die** jüngst in Stuttgart stattfand, stellte an Reichtum und Schönheit des vorhandenen Hundematerials nach dem Urteil der Sachverständigen alle bisher in Deutschland und Oesterreich abgehaltenen kynologischen Ausstellungen in den Schatten. Die Zahl der aufgenommenen Tiere betrug etwa 800. Gegen 200 weitere Anmeldungen mußten trotz des großen zur Verfügung stehenden Raumes wegen Platzmangel zurückgewiesen werden. Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Belgien, Holland, England und so weiter waren auf der Ausstellung vertreten. Den Ehrenpreis für den besten Bernhardiner, den der König von Württemberg als hoher Protektor der Ausstellung gestiftet hatte, bestehend in einem goldenen Pokal, erhielt Max Hartenstein aus Plauen für seinen schon mehrfach ausgezeichneten langhaarigen Bernhardiner „Lecher“.

Denkmäler.

— **Ein Denkmal für Richard Wagner ist in Mannheim** unter umfassenden Feierlichkeiten enthüllt worden. Es besteht in einer Kolossalbüste des Bayreuther Meisters aus karrarischem Marmor, welche der Hofmusikalienhändler Emil Heckel, der Begründer der Patronatvereine, an seinem in der Kunststraße gelegenen stattlichen Neubau hat anbringen lassen. Die Büste ist ein trefflich gelungenes Werk des in München lebenden Bildhauers Johannes Hoffarth, eines geborenen Mannheimers.

— **Professor W. Rümann in München hat das Gips**modell zum bayerischen Landesdenkmal in Wörth nunmehr vollendet und der königlichen Erzgießerei abgeliefert. Auf einer sich in mehreren Terrassen verjüngenden Plattform erhebt sich die Kolossalfigur einer Viktoria, die den sterbenden Krieger stützt; auf einer tieferen Stufe hält ein gleichfalls in kolossalen Dimensionen ausgeführter Löwe Ehrenwacht. Am 6. August nächsten Jahres, bei der achtzehnten Wiederkehr des Tages von Wörth, soll dieses bayrische Nationaldenkmal enthüllt werden.

— **In Amsterdam wurde unter allgemeiner Teilnahme** ein Denkmal der im vorigen Jahre gestorbenen holländischen Dichterin und Schriftstellerin Bosboom-Toussaint enthüllt.

Gestorben.

— Ferdinand Wälisch, Bürgermeister von Prag, 43 Jahre alt, am 14. September, in Prag.

— Karl Fiedler, namh. Dichter und Dramaturg, 53 Jahre alt, am 17. September, in Lauffa bei Losenstein in Oberösterreich.

— Joseph Fink Edler von Wittinghausen, gen. von Witt, großherzogl. Schweriner Kammersänger, am 17. September, in Berlin.

— Dr. Robert Caspary, Direktor des botanischen Gartens in Königsberg, am 18. September, in Illowo.

— Alois Ritter von Haimerle, österreichischer Generalmajor a. D., Bruder des vor sechs Jahren gestorbenen Ministers des Aeußern, 58 Jahre alt, am 20. September, in Hietzing bei Wien.

— Achmed Fawis Effendi, bekannter arabischer Dichter und Literat, 67 Jahre alt, am 21. September, in Konstantinopel.

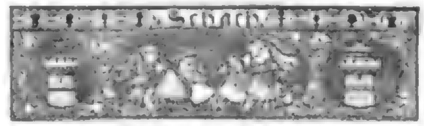
— Hans Reimer, Besitzer der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung in Berlin, am 21. September, in Oberstdorf im Algäu.

— Karl Graf von Einsiedel, freier Standesherr der Majoratsherrschaft Reibersdorf, 70 Jahre alt, am 22. September, auf Schloß Reibersdorf bei Zittau.

— Dr. Frank Ogston, Professor der gerichtlichen Medizin an der Universität Aberdeen, der Verfasser eines in England viel gebrauchten Lehrbuches über sein Spezialfach, 85 Jahre alt, am 25. September, in Aberdeen.

— Ulrich Wolff, königlich bayrischer geistlicher Rat und Stiftsvikar, vormals Inspektor des Zentralblindeninstituts in München, Freund und Tröster der Armen, 53 Jahre alt, am 25. September, in Wörishofen.

— Professor Dr. Joseph Meyer, einer der gesuchtesten Aerzte Berlins, 64 Jahre alt, am 25. September, in Berlin.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 433.

Von J. Rayner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 429:

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 1 — F 1	1) K. C 4 — D 4.
2) T. F 3 — D 3 †	2) K. D 4 — E 5.
3) F 2 — F 4 Matt.	
A)	
1)	1) K. C 4 u. D 5 oder — B 4.
2) T. F 1 — B 1 †	2) Beliebig.
3) T. Matt.	
B)	
1)	1) K 4 — E 5.
2) T. F 1 — D 1	2) Beliebig.
3) D. Matt.	



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 45:

Skat.

Mittelhand hatte wohl die fehlenden drei Jungen, im übrigen aber nur drei Points in der Hand, drei Treff, zwei Pique, je ein Coeur und Carreau, konnte also damit nicht reizen, ebensowenig wie Hinterhand mit drei Farben ohne Trumpf. Das Spiel ergibt sich aus der Kartenverteilung.

Digitized by Google

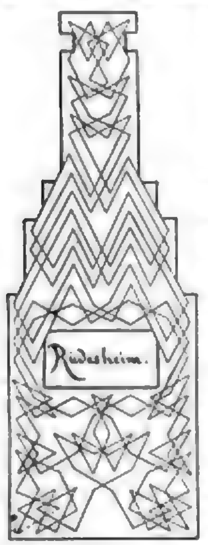
Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels in Nro. 52 S. 994:

Geben bringt Segen.

Auflösung des Monat-Rösselsprungs Seite 20:



Vom Neckar bis zur Mosel
Stromabwärts an dem Rhein —
Da möchte ich zur Stunde
Am allerliebsten sein.

Da klingt es auf den Hügeln
Vom Früh- bis Abendrot,
Da blinkt es und da winkt es
So golden und so rot.

Ihr fragt nicht, was da schimmert,
Und wem das Jauchzen gilt!
Ihr kennt ja all den Segen,
Der aus der Traube quillt! —

Von Deidesheim im Pfälzergau
Bis zum Liebfrauenschloß
Der alten Wormser Kirche —
Geht schon der Jubel los

Und heller blinkt's und klingt es
Als Amsel, Fink und Lerch' —
Ja, dort liegt „Mannenhausen",
Dort „Schloß Johannisberg". —

Dort — Rüdesheim. — Hei, braust
Es freudig da „Hurra!" —
Da blickt hinab und segnet
Das Land „Germania". —

Und segnet uns're Reben
Und damit unser Blut
Und segnet unser Streben
Und unsern deutschen Mut!

Rudolf Sperling.

Auflösung des Scherzrebus Seite 20:

Eine, die immer obenauf ist.

Briefmappe.

Leonore und Sabine. 1) Es [illegible] auch solche Menschen geben, wie aber vermögen uns den Grad ihrer [illegible] Empfindung nicht zu vergegenwärtigen. 2) Ganz gewiß [illegible]; nur unsere sich [illegible] Zeit erklärt dieses Mädchenalter für „nicht mehr so sehr jung", in Wahrheit ist es ganz [illegible], die [illegible] und Herzenskämpfe erst noch zu [illegible].

Citatenjäger in B. Sophie war nicht der erste, der auf die Frage, warum [illegible] vor dem [illegible] erschienen habe, die galante Antwort gab, „weil der erste Entschluß [illegible]". Lange vor ihr war Robert Burns, der schottische Volksdichter, in seinem bekannten Liede „Green grow the rashes-O", zu dem Schluße gelangt, daß er von den [illegible] Frauen (bonnie lasses) sagte:

„An ihnen [illegible]
[illegible]
Ihr Meisterwerk zu bauen; —
Am Manne versuchte sie sich nur,
Und dann schuf sie die Frauen."

Ein Abonnent in Frankfurt. Sie können unsere Zeitschrift allerdings auch direkt von unserer Expedition, jedoch nur in der Wochen-Nummern-Ausgabe, beziehen, ein solches direktes Abonnement stellt sich für den Jahrgang einschließlich Frankatur auf 22 M. — Preis 22 bis. Wenn Sie gleichzeitig auch die „Deutsche Romanbibliothek" zu erhalten wünschen, so erhöht sich dieser Preis auf M. 32. 40 — Preis 40. 50. Sie würden dann regelmäßig jede Woche eine Nummer beider Journale direkt unter Kreuzband franko zugeschickt erhalten. Senden Sie einen den entsprechenden Betrag an unsere Expedition unter genauer Angabe Ihrer Adresse franko ein.

Langjährige junge Frau. Der Verdacht, daß es mit der Liebe Ihres minder beschäftigten Mannes schwankend ist, der Ihnen die Freude an Tanz und Geselligkeit verleidet, liegt nahe. Wenn Sie in Begleitung Ihres Gatten und in vollen Ehren [illegible] sich an harmlosen geselligen Vergnügungen erfreuen, so hat niemand irgendwelche [illegible] oder innere Berechtigung, Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Hüten Sie sich aber wohl, sich auf das französische Rechtsbild zu berufen! Das [illegible] Sie und Ihre [illegible] nur in ein falsches Licht bringen; denn wir Deutschen erachten und [illegible] wir [illegible] etwas darauf zu gute thun [illegible], daß der [illegible] einer guten Deutschen in der Regel mit der Verheiratung sein Schlußkapitel erreicht hat, während derjenige der Französin in den meisten Fällen mit der Verheiratung erst recht beginnt.

Blumen- und Obstfreund in O. Ihre Anforderungen erfüllt die [illegible] Wochenschrift „Der praktische Gartenfreund", herausgegeben von J. Rabetil und Th. Lange im Verlag von Trowitzsch & Rebetil, Berlin S., alte Jakobstraße 66. Sie bringt in allgemeinverständlicher und anregender Form Anleitungen für die Haus- und Zimmergärtnerei und berücksichtigt ebenso den Obst- und Gemüsegarten. Man sieht es ihr an, daß sie unter streng fachmännischer Leitung steht, aber unter einer solchen, die den Interessen des [illegible] Liebhabers volle Rechnung zu tragen weiß.

Eduard H. in Mähr. Schönberg. Angaben darüber finden Sie in M. Hamm, Das Weinbuch (J. J. Webers Verlag, durch jede Buchhandlung zu beziehen). Das Geschäftliche hier des Näheren zu erörtern, würde uns zu weit führen.

Eine alte Abonnentin in Rumänien. Beides ist zulässig, die Gewohnheit aber die gebräuchlichere und eleganteste.

Viktor H. in Castellammare. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung! Ein ausdrücklicher Hinweis auf den von Ihnen berührten Punkt wird in diesem Fall nicht erforderlich sein, da das „anders" [illegible] mehr im Spielerischen als im eigentlichen Wortsinne verstanden ist.

Adolf L. in L. Die Epitheliale Heliogravüre steht Ihnen als Abonnent unseres Blattes für den Ausnahmepreis von 5 M., wenn Sie das Bild auf Kupferdruckpapier, oder für 6 M. 50 Pf., wenn Sie es auf chinesisches Papier abgedruckt wünschen, noch zur Verfügung; wenden Sie sich wegen der Besorgung nur gefälligst an Ihre Buchhandlung.

Fritz G. in Gablonz, Böhmen. Schicken Sie doch Ihr hübsches Gedicht: „König Kämmerichs Gut" an die Badeverwaltung von Wildbad, der über dasselbe gewiß sehr erfreut sein und es an passender Stelle unterzubringen wissen wird. Wenn wir auf [illegible] Abdruck verzichten, so geschieht es nur, weil wir dadurch bei der Sache [illegible] in den — obschon hier unbegründeten — Verdacht lokalpatriotischer Reklame [illegible] kommen könnten.

Heidenröschen. 1) Wir erinnern uns keiner andern. 2) Nein.

J. K. in R. 1) Freiherr Otto von Leixner, Wien, Schillerhof. 2) Ja. 3) Das ist immer Gegenstand besonderer Vereinbarung zwischen beiden. 4) Zunächst nicht. 5) Das kommt auf die bereits erwachsenen Verbindungen an. 6) Dafür gibt es keinen feststehenden Maßstab. 7) Vorläufig.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Dr. [illegible] in [illegible]. F. Anna, [illegible] in [illegible]. Elvira in Stuttgart. [illegible] in Colmar (3). M. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Mainz (4). [illegible] in [illegible] (2). [illegible] in [illegible]. Marie v. d. [illegible] in Lingen. [illegible] in Paris. Franz [illegible] in [illegible]. „Der Kleine mit der Brille" in Prag (2). Helene [illegible] in Breslau. Anna [illegible] in [illegible]. [illegible] in Stettin. Familie [illegible] in [illegible] (2). [illegible] in Altona (2). Hans [illegible] in Hannover. Johanna [illegible] in [illegible]. Joh. V. [illegible] in Hamburg. L. [illegible] in Hannover. Mathilde [illegible] in Frankfurt a. M. (2). Mrs. Arthur [illegible] in [illegible] (2). [illegible] in Baden (1).

Gesundheitspflege.

My darling. Das unbequeme Fleischen könnte vielleicht durch sehr vorsichtiges Betupfen mit rauchender Salpetersäure entfernt werden. Lassen Sie dies aber nur durch einen Arzt vornehmen.

Ein zartbesaiteter Jüngling. Derartige Mittel gibt es nicht.

L. M. in Livorno. [illegible] in Stuttgart.

Eine Kranke. [illegible] in Würzburg.

Eifrige [illegible] in Bern. 1) Ein ganz [illegible] Mittel. 2) Hafergrütze hat für den Leib keine nachteiligen Folgen. 3) Nein. 4) Ein bis zwei Stunden. Es kommt dabei auf den Grad der geistigen Arbeit an.

Hero und Leander. 1) Auch der Genuß von Butter ist für den Leib [illegible]. 2) Ist Geschmackssache. 3) Es kann sowohl kaltes als lauwarmes Wasser benutzt werden. 4) und 5) Uns unbekannt.

L. M. W. in Zürich. 1) Der kurze Rahm nach der [illegible] darf sich ein [illegible] schon erlauben, nur wenn Neigung zu Fettleibigkeit vorhanden ist, kann derselbe sehr bedenklich werden. 2) Es kommt dabei auf den allgemeinen Gesundheitszustand an; je [illegible] und je kräftiger, um so weniger [illegible] und [illegible] auf den Körper einwirken, dagegen [illegible] auf einen schwächlichen Organismus wirkt.

Ein Abonnent in Riga. Ein derartiges Mittel gibt es nicht.

[illegible] im Pfefferlande. 1) Der Genuß von Kartoffeln und saurer Milch ist in diesem Falle [illegible], doch braucht derselbe nicht unterlassen zu werden. 2) [illegible] mit [illegible] Alter schon [illegible]. Wassertrinken hat darauf keinen Einfluß; dagegen sind geistige Getränke möglichst zu vermeiden.

[illegible] in Kreisch. Wenden Sie sich an einen Augenarzt.

Eine langjährige Abonnentin in Livland. Lassen Sie das Kind ruhig bei seiner gewohnten Milchkost, so lange es will. Mit der Zeit wird es schon nach anderer Speise verlangen. Streichen Sie es dann zunächst mit weichen Eiern, leichten Suppen. Bei Neigung zu Durchfall [illegible] Schleimsuppen (mit Fleisch hat es durchaus keine Eile), und geben Sie morgens und abends zur Anregung des Appetits einen kleinen Kaffeelöffel voll weiniger Rhabarbertinktur.

Dr. [illegible].

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertreter:
Berlin: Ludwig [illegible] (W. Karlsbaderstr. 22, Gartenhaus part.);
Budapest: Moritz [illegible] (V. [illegible] 5);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" ([illegible] 23);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Villa Falconieri, Novelle von Paul Heyse, Fortsetzung. — Die Insel, Gedicht von A. Fr. Graf von Schack. — Das [illegible] und der [illegible], von Dr. phil. Carl du Prel. — Von der [illegible] nach [illegible], von O. L. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau, Fortsetzung. — Großer Empfang am Hofe zu Madrid im Jahre 1664 [illegible]. — Bilder aus dem Unter-Innthal, von G. L. — Das [illegible], von Karl [illegible]. — Literatur. — [illegible] Erdbeben [illegible] von [illegible], [illegible] 21. Oktober 1887, von Dr. [illegible] Lindau. — Zwei Schätzereien: [illegible] Gedichte von A. [illegible]. — Notizblätter. — Schach. — Rösselsprung. — Bilderrätsel. — Auflösung des Bilderrätsels in Nro. 52 Seite 994. — Auflösung des Monat-Rösselsprungs Seite 20. — Auflösung des Scherzrebus Seite 20. — Briefmappe.

Illustrationen: [illegible], Gemälde von [illegible]. — [illegible], von [illegible]. — Großer Empfang am Hofe zu Madrid unter [illegible] IV. im Jahre 1664, Gemälde von [illegible]. — Aus der Kaiserreise nach [illegible]: [illegible]. — [illegible], Gemälde von [illegible]. — Bilder aus dem Unter-Innthal, von [illegible]. — Das [illegible], Gemälde von Henri [illegible]. — [illegible] und [illegible] der [illegible]. — Zwei Schätzereien, vier Originalzeichnungen von A. [illegible].

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Das Asylrecht.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

2 Bände. Preis geheftet M. 8. —; fein gebunden M. 9. —

Eine geistvolle Schöpfung, die innerhalb unserer erzählenden Literatur eine ganz eigenartige Sonderstellung einnimmt, ist dieser Roman, in welchem in sinniger Weise Vergangenheit und Gegenwart verflochten sind. In einem hauptstädtischen Gesellschaftskreise liest ein junger Schriftsteller seine Erstlingsnovelle vor, eine sehr gelungene Erzählung aus den letzten Zeiten des Mittelalters, deren Mittelpunkt das durch eine besondere Gnadenakte des Kaisers Maximilian verbriefte Asylrecht der freien Reichsstadt Isny bildet. Durch dieses gelungene Werk in die besten Gesellschaftskreise vorteilhaft eingeführt, gelangt der junge Poet innerhalb derselben zu Erlebnissen, die zu den von ihm erzählten Vorgängen der Vorzeit eine überaus fein gezogene Parallele bieten. Lebenswahre Gestaltung, echtes Gefühl, spielender Humor und gelegentlich geistreiche Satire fügen sich hier zu einem Ganzen von fesselndstem Reiz.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Piglhein-Panorama. — Soeben erschienen.

Panorama von „Jerusalem und die Kreuzigung Christi".

Gemalt von **Bruno Piglhein in München.**

Mit Genehmigung der Eigentümer direkt nach dem Rundgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von Dr. Ludwig Trost.

Holzschnitt-Folio-Ausgabe:	Photographie-Kabinet-Ausgabe:
12 Blätter à 32 × 44 cm., gebrochen als Leporello-Album, ganze Papier-Länge ca. 380 cm.	Zehn Einzelblätter auf Carton in Format von je 13 × 18 cm. Cartongrösse.
In eleganter Folio-Mappe, Preis M. 8. ; in Rolle eingesteckt (zum Aufziehen des Bildes) M. 7.—	In eleganter Mappe, Preis M. 6.

Allen denen, welche das Panorama in München selbst zu sehen noch nicht in der Lage waren, wird eine der obigen beiden Ausgaben den besten Ersatz bieten, für alle die aber, welchen das grossartige Rundgemälde nicht fremd ist, wird das treffliche Prachtwerk doppelt wertvoll sein. Dasselbe ist ganz besonders geeignet, sowohl hinsichtlich seines Inhalts, wie auch seiner gediegenen Ausstattung wegen als eine immer wertvolle und erwünschte Festgabe für alle Stände und Altersklassen Verwendung zu finden, wie sie in ähnlicher Weise wohl selten zu treffen ist.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

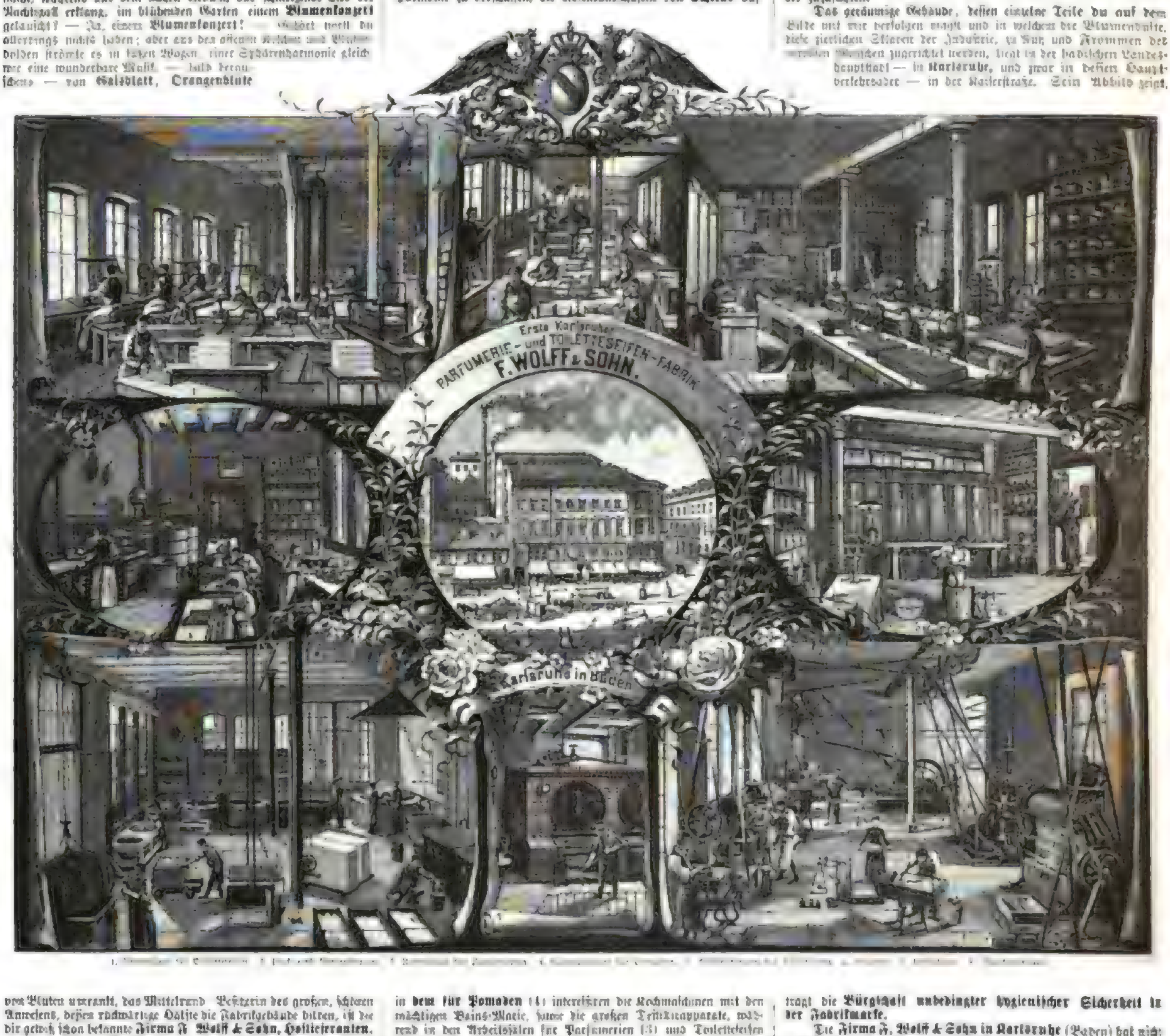
Die Blume in der Industrie.

Der „Rose süßer Duft“ genügt!
Man braucht sie nicht zu brechen.
Und wer sich mit dem Duft begnügt,
Den wird ihr Dorn nicht stechen.
Mirza Schaffy

Diese Worte sind einem liebseligen, weinlaunigen Dichter aus den sonnigen Gefilden Persiens, dem Vaterlande der „Zentifolie“, in den Mund gelegt; aber ein guter Deutscher ist es, der sie dort empfunden und niedergeschrieben. Sehen wir ab von dem sinnigen Bilde, welches uns zwischen den Zeilen so anmutsvoll entgegentritt, und halten wir uns an den schlichten Wortlaut, so ist das kleine Gedicht Bodenstedts das glücklichste Motto zu der Mitteilung, welcher diese Zeilen gewidmet sind, und das um so mehr, als hier die Rose ganz gewiß als der höchste Inbegriff alles Blühens und Duftens gedacht ist, als die Repräsentantin, die — **Königin aller Blumen.**

Hast du einmal, lieber Leser, in einer mondhellen Sommernacht, während aus dem nahen Gebüsch das schmelzende Lied der Nachtigall erklang, im blühenden Garten einem **Blumenkonzert** gelauscht? — Ja, einem **Blumenkonzert!** — Gehört wohl du allerdings nichts haben; aber aus den offenen Kelchen und Blütendolden strömte es in leisen Wogen, einer Sphärenharmonie gleich wie eine wunderbare Musik — bald berauschend — von **Geisblatt**, **Orangenblüte** und **Jasmin**, von **Viktoria regia** und **Mimosa** oder von der heimischen **Weinrebe**, bald mild, fast klagend — von **Reseda** und **Lindenblüte**, von **Maiglöckchen**, **Akazien** und **Veilchen**, bald liebesehnend und begehrend, hinreißend zur Empfindung höchsten Genusses — von der vollerblühten **Rose**; — wie ein Grundton duftet dazu die stolze **Tanne des Schwarzwaldes**: — das ist das **Blumenkonzert** — ein Märchen der stillen Sommernacht. Es ist, als ob alle Nerven mit heißer Gier die herrlichen Zusammenklänge von Duft und Blumenodem in sich auflösen, als ob alle Fibern des Herzens in freudigem Widerhall mitanklängen — und es kommt über dich jener traumhafte Friede, jenes süße Vergessen von Erdennot und Erdenweh, welche Zustände der Ewigkeit dich ahnen lassen. — Ja, so ein Blumenkonzert beruhigt, erhebt, lehrt dich deine Gottähnlichkeit wiederfinden, wenn du sie im Gewirre des Tageskampfes auf Zeiten verloren hattest. — Aber nicht daß du glaubst, du müßtest, um dir den Hochgenuß solcher Harmonie zu verschaffen, die Rosenlandschaften von **Schiras** aufsuchen, oder die blumenreichen Ufer des Indus, oder die meilenweiten Pflanzungen von Cannes, Grasse oder Nizza! — Wenn dir „der Blumen süßer **Duft** genügt“, so sagt ein Blick auf das dieser Mitteilung beigegebene **Bild**, daß es dir ein Leichtes sein wird, zu jeder Stunde dich in den Zauber eines **Blumenkonzertes** zu versenken, dich mitten im nordischen Winter, wenn die sonst so blütenfrohe Erde im Frost erstarrt liegt, wenn Licht und Farbe in kaltes Weiß zerstäubt sind und wenn nur das Eis noch auf betauten Scheiben in flüchtige Blüten schießt, mit Düften zu umgeben, wie sie der ewige Frühling, der leuchtende Sommer Persiens nicht reiner und feiner in die Lüfte sendet. — Gut denn, folge mir! — Ich will dir mit wenig Worten sagen und zeigen, wie die Industrie, wie Maschinen und Wissenschaft in verhältnismäßig einfacher Weise sich der Blumendüfte in aller Welt bemächtigt, sie gebannt und gefesselt haben, um sie nach Wunsch und Bedarf in jeder denkbaren Form, **als ein ganzes Konzert** dir zuzuführen.

Das geräumige Gebäude, dessen einzelne Teile du auf dem Bilde mit mir verfolgen magst und in welchem die Blumendüfte, diese zierlichen Sklaven der Industrie, zu Nutz und Frommen der [illegible] Menschen zugerichtet werden, liegt in der badischen Landeshauptstadt — in **Karlsruhe**, und zwar in dessen Hauptverkehrsader — in der Kaiserstraße. Sein Abbild zeigt,



vom Blüten umrankt, das Mittelrund. Besitzerin des großen, schönen Anwesens, dessen rückwärtige Hälfte die Fabrikgebäude bilden, ist die dir gewiß schon bekannte **Firma F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten.**

Als schwere Eisenbahn- und Dampferfrachten kommen aus weiter Ferne die an Oele und Fette gebundenen Blumendüfte, um bis zum Verbrauch in den ausgedehnten und tiefen Fabrikkellern einstweilen gelagert zu werden. In diesen Kellern lagern auch die mancherlei zur Fabrikation der **Parfümerien und Toilettenseifen** erforderlichen Rohstoffe, die geruchlosen tierischen Fette und Pflanzenöle zusammen mit Wohlgerüchen tierischer und mineralischer Herkunft. Verflüchtigt durchziehen die Räume der Fabrik, selbst Kesselhaus (7) und Maschinensaal (8) diese Düfte, so daß man nicht Arbeitssäle zu durchwandern wähnt, in welchen Schwungrad und Transmissionsrollen sausen, sondern die Haremsgemächer eines Harun-al-Raschid. — In die Siederei (6) führt von der Straße her eine Eisenbahn zur Bewältigung der schweren Oelfässer und der kubikmetergroßen Seifenblöcke; mechanische Aufzüge vermitteln den Verkehr in senkrechter Richtung durch alle Stockwerke; im **Laboratorium für Spirituosen** (5) enthalten doppelte Reihen mannshoher, spiegelblanker Metallgefäße die Duftextrakte; in **dem für Pomaden** (4) interessieren die Kochmaschinen mit den mächtigen Bains-Marie, sowie die großen Destillierapparate, während in den Arbeitssälen für Parfümerien (3) und Toilettenseifen (1) hundert geschickte Frauenhände mit der Zurichtung dieser oft so reizend ausgestatteten Artikel für den Versand beschäftigt sind, welcher im Packsaal (2) in unmittelbarem Verkehre mit den kaufmännischen Bureaux bewerkstelligt wird. Bei musterhafter Ordnung und Stille vollzieht sich das umfangreiche Geschäft. — In gewichtigen Ladungen finden diese tausenderlei Artikel für die gewöhnliche bürgerliche Haushaltung, wie für die Ausstattung des Luxusschlosses nunmehr ihren Weg hinaus in die weite Welt. —

Es kann nicht Sache dieser Mitteilung sein, auf Einzelheiten der Fabrikation und des lebhaften Exports des Hauses einzugehen. Nur einer Thatsache sei noch gedacht: die **Firma F. Wolff & Sohn** hat ihren — man darf ihn wohl so bezeichnen — **Weltruf** lediglich durch eigene Kraft und Arbeit, insbesondere aber dadurch errungen, daß sie mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jederzeit darauf bedacht war, **ihre Fabrikate vor allen Dingen von der Verwendung gesundheitswidriger Präparate fern zu halten**; was die Fabrik leistet und auf den Weltmarkt bringt, trägt die **Bürgschaft unbedingter hygienischer Sicherheit in der Fabrikmarke.**

Die **Firma F. Wolff & Sohn in Karlsruhe** (Baden) hat nicht viele Konkurrenten, insbesondere im Auslande, welche mit der gleichen Ueberzeugungskraft Gleiches von ihren Fabrikaten behaupten könnten; eine ganze Reihe von öffentlichen und privaten Anerkennungen, von Ausstellungsmedaillen und Diplomen könnte als Bestätigung dieser Thatsache dienen, wenn nicht, als wertvollster Beleg, der Nachweis eines täglich sich mehr erweiternden Absatzgebietes für diese **wohlriechendste aller heimischen Industrien** nicht sowohl auf dem europäischen Kontinente, als auch in fernen Weltteilen, jenseits der großen Gebirgs- und Wassergrenzen, geliefert wäre. Und so schließen wir mit dem aufrichtigen Danke dafür, daß es dem blühenden Wolffschen Unternehmen so vollkommen gelungen ist, den deutschen wie den fremdländischen Blumengeist durch sinnreiche wissenschaftliche und mechanische Prozesse an hunderterlei graziöse Dinge der Schönheits- wie der Gesundheitspflege zu fesseln, so daß es möglich geworden ist, sich mühelos und mit den einfachsten Mitteln im stillen, trauten Heim den Genuß eines herz- und nervenstärkenden, **volltönenden Blumenkonzertes** zu verschaffen.

Digitized by Google

„Liederquell"

247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Studentenlieder, [illegible] Opernmelodien und geistliche Gesänge für 1 Singstimme m. leichter Pianobegl. [illegible] Preis M. [illegible] [illegible] „Für Sammlung hat [illegible]"

Steingräber Verlag, Hannover.

Antiquar-Katalog 11.

Neue Bücher (1885–87) u. alt. Bibliotheken enthalt., versende gratis [illegible]

A. Bersdorf in Leipzig.

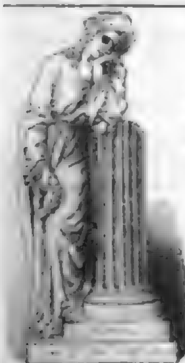
Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist Hellfrisch's weisses Vaseline, [illegible]

Carl Hellfrisch & Co. Offenbach.



Das Clariophon, mit unverwüstlichen Stahlstimmen garantirt mit ca. 2000 wechselbare Musikstücke [illegible] Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0.75 Pf. [illegible]

H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.



Grab- und Gartenfiguren

in der Imitation des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Korn und Farbe, unter Garantie grösserer Wetterbeständigkeit.

Figuren von M. 12.—, Vasen von M. 7.— ab.

Villeroy & Boch.

Terracottafabrik,

Merzig a. Saar.

Abbildungen franko gegen franko zur Ansicht.

[illegible]

Ehrenfeld-Köln, Berlin C., [illegible] und Obertürkheim bei Stuttgart.

Wiederverkäufer an allen grösseren Plätzen.



Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Wir kennen keine [illegible]

[illegible] Ratgeber f. d. musikal. Welt, Leipzig [illegible]

„Die unbedingt! [illegible]

„An die vorderste [illegible] Ufo Seiffert, [illegible]

[illegible] Grammatik der Weltsprache [illegible]

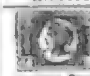
Alle Apparate für **Dextrinfabrikation,** [illegible] Leipzig-Gohlis.

Ungenirt

lasse sich Jeder das Geld wieder zu[illegible] 15 Stunden [illegible]

Praktische u. gründliche Erlernung der dopp. Buchführung innerhalb 15 Stunden. [illegible]

[illegible] Hermann Brand, Naumburg (Saale).

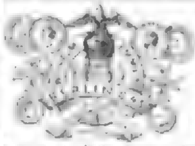


Echte Briefmarken! Billigst [illegible] Preisl. gratis. Illustr. Katalog 50 Pf. E. Hayn, Berlin N. [illegible]



Kranken, [illegible]

Behandlung und Heilung [illegible]



[illegible] Wilh. Fromer, Berlin [illegible]

Veritable **Glasmalerei-Imitation** [illegible] **OSKAR KOHN,** Wien, I., Bauernmarkt 7. [illegible]

Nebelbilder-Apparate

[illegible] Edisons Phonograph. [illegible]

A. Krüss in Hamburg.

Erwerbs-Katalog [illegible] gratis u. frko. Wilh. Schiller & Co., Berlin N.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

[illegible]



Direct aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen.

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe für Kleider.	Weisse und Crème Seidenstoffe für Brautkleider.	Schwarze Sammete u. Peluche für Mäntel, Kleider und Besatz.

Gegründet 18[illegible].

[illegible] von Elten & Keussen, Crefeld.

Fritz Borstell's Lesezirkel

[illegible] Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.

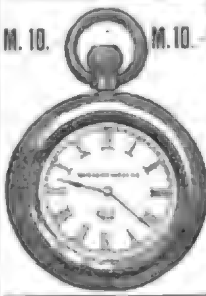
Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut [illegible] Lager über 500,000 Bde. [illegible]

ADRESSEN

aller Branchen und Länder liefere ich bei direkter Bestellung auf gummirten Schleifen, auf Couverts oder Kreuzbändern postfertig geschrieben [illegible] unter Garantie. [illegible] existirenden Adresswerke der Erde zu Original-Preisen. Ich besorge auch den Versand von [illegible] Circularen und Prospekten mittelst Post oder auf eigenartige Weise direkt an Consumenten und übernehme die Herstellung, Uebersetzung in jede und aus jeder Sprache, sowie Stilisirung der Drucksorten zum Selbstkostenpreise. — Ausführliche Prospekte über circa 1900 Adressbücher und über mehr als 20 Millionen Adressen liefere ich franko gegen Einsendung von 30 Pf. in Briefmarken.

WILHELM BORSODI

Wien, III., Radetzkystrasse 12.



M. 10. M. 10.

Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr

2 Jahre Garantie

[illegible]

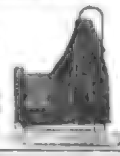
Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein. [illegible]

Dresdener Patent-Kinderwagenfabrik

G. E. Höfgen, Dresden N. Königsbrückerstrasse [illegible]



[illegible] Eiserne Kinderbettstellen [illegible]



LIEBIG Company's **Fleisch-Extract**

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in BLAUER FARBE trägt.

Kefyr garantirt acht [illegible] Kefyr-Anstalt Breslau, [illegible]

Gesundheits-Tricothemden, Unterjacken, Unterhosen, Hemdhosen, Schlafröcke etc. garantirt rein Schafwollene, naturfarbige **Normal-Artikel** (System Dr. G. Jäger); [illegible] **Friedr. Hellferich,** [illegible]

SCHUTZ-MARKE F. H. N.

„Schneeflocken“

Ein deutsches Unterhaltungsblatt mit Illustrationen in Farbendruck, erscheint wöchentlich. — Quartal Mark 1.25. Beiträge liefern Natalie v. Eschstruth („Verbotene Früchte“. Ein übermütiger Roman) ... Robert Müller, Potsdam.



Waffen
H. Götz & Co.
Berlin C
Seydelstrasse 19a
Illustr. Preiscourant grat. u. franco.

Nebelbilder und Apparate. ... **W. Hagedorn,** Berlin SO., Oranienstr. 25.

Altar- ... **Franz Meinecke,** Hannover.

Kolossaler ... **Herren** ... Katalog gratis. Literatur-Bureau, Hanau i.

F. V. GRÜNFELD
Königl. und Grossherzoglicher Hoflieferant

Leinen- und Gebild-Weberei

12 Mal prämiirt mit goldenen, silbernen, Bronze- und Staats-Medaillen

LANDESHUT in Schlesien

Preisliste ... Versand erfolgt unter Nachnahme oder vorheriger Einsendung des Betrages. ... in Damast-, Jacquard- und Drell-Gedecken ... Damast-, Jacquard- und Drell-Handtücher, Wirthschafts- ... fertige Damen- und Kinder-Wäsche, ... Aussteuern ... Oberhemden, Kragen und Manschetten ... Shirting, Chiffon, ... Schürzen-Stoffe ... Waaren im Betrage von 20 M. an portofrei. ... Jacquard-Gedecke ... Taschentücher ... Wäschestoffe ... Pa. Güte ... Anzugstoffe ... Waaren ...

Deutsche Seidenstoffe

sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Fabrikate, aber durch bedeutende Zollersparnisse **wesentlich** billiger, nach dem neuen deutschen Zollgesetze sind 100 Kilo Seidenstoff **800 Mark Zoll**, welche der im Ausland kaufende Consument bezahlen muss.

Ich versende zollfrei ... schwarze, weisse und farb. Seidenstoffe zu festen **Fabrikpreisen** in jedem Maße an Private.

Muster franco. **Fritz Gugenheim, Crefeld.**

Solide Buckskins ... **Bruno Brenzel, Cottbus.**

J. A. Hietel, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.



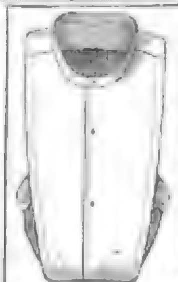
Fahnen-Manufaktur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.
Nur Handstickerei.

Heinr. Peucker, Grünberg Schlesien.



Fahnen ... Schärpen ... Vereinsabzeichen ... Ordensbänder ... Abzeichen





Herrenwäsche-Specialitäten.

Gratis und franco versenden wir unseren reich illustrirten **Hauptkatalog.** Derselbe enthält ein grosses Sortiment von ...

Herrenwäsche: Oberhemden, Uniformhemden, Nachthemden, Knabenhemden, Reformhemden, 4fach leinene Kragen und Manschetten, Vorhemden, Serviteurs etc.

Hemden nach Mass in kürzester Lieferzeit.

Nr. 1. ... 6 Stück im Carton M. 19. Preise von M. 2,25 bis M. 7.

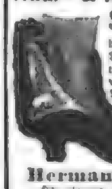
Moltke. ... Alexander. Dtz. M. 6,– Mensel. Dtz. M. 6,–

Deutsches Kaufhaus, Fischer & Heilmann, Dresden.

Herren-Anzugsstoffe, ... reinwoll. Buckskins, Kammgarne etc. etc. ... direkt an Private. Muster frei. **Carl Haussig, Cottbus.**

Jedes Mass **zu Fabrikpreisen.** Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe; Schwarze Tuche; Damentuche, Jagd- & Livreestoffe. **W. Michovius, Tuchfabr.** Cottbus. Gegr. 1840.

Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,



durch zahlreiche Atteste von Aerzten ... vorzüglichste ... **Hermann Gaiser,** Göppingen (Württemberg). ... unentbehrlich ... Füssen, Rheumatismus, Gicht, Hühneraugen, Fussschweiss, Lungen- und Brustleiden, Blutarmut etc. ...

Chirurgische, sowie **Artikel zur Krankenpflege** ... **E. Kröning,** Magdeburg.



Kautschukstempel von **Mäurer & Thieme,** Berlin S., Ritterstraße 10. Preislisten **gratis und franko.**

H. Kums, Warmbrunn i. Schl. ...



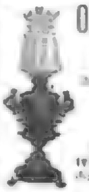
... Versand lebender Tiere ... nach allen Staaten.

PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 13. **Echter böhmischer Granaten-Schmuck.** Preis-Courant mit 433 Abbildungen in natürlicher Grösse **gratis** und **franco.**



... **Wilh. Peting,** Berlin C. Schlossplatz 3.

Diebes-sichere STAHL-KASSETTEN: **C. Ade,** K. Hoflieferant, Stuttgart.



Otto, Berger & Co. ... **Lampen** jeder Art, mit **unübertroffener Leuchtkraft** unter ... absoluter Gefahrlosigkeit. Illustrirte Kataloge gratis u. franko!



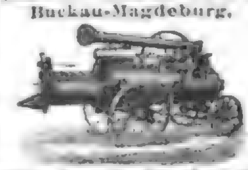
... **Krankenfahrstühle,** ... Otto ...

Claes & Flentje. Grösste **Strickmaschinen-Fabrik.** Mühlhausen i. Th.



Höchste Auszeichnungen. Ueber 25,000 im Betrieb. ... Verdienst bei leichter Arbeit.

Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg.



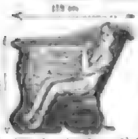
... Lokomobilen ... gratis und franco.

Tragbare Oefen mit Carbonnatron-Heizung. Die Oefen brennen ohne Schornstein, rauch- und geruchlos ... Carbon-Natron-Heiz-Cie. ... Dresden.



Heirat ... Berlin SW. 61.

Bade-Einrichtungen und Douche-Apparate, komplet, von 38 resp. 78 Mark an.



Badestühle mit u. ohne Heizofen: 34, 46 u. 56 Mark.
Zimmer-Closets mit u. ohne Wasserspülung v. 11 Mark an.
Closet-Einsätze von Gusseisen emaill. ...



Nr. 682 ohne Sitzbrett M. 9.–; mit polirt. Sitz M. 21.50, inkl. Verp. ...
Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstrasse 15.



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona. ... **Dampfmaschinen** ...



Caesar & Minca in Zahna (Provinz Sachsen)

notorisch bekannt grösste europäische Hundezüchtereien
prämiirt mit goldenen und silbernen Staats- und Vereinsmedaillen
Lieferanten Sr. Maj. des Kaisers von Russland, Sr. Maj. des Gross-Sultans der Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Oldenburg, sowie vieler kaiserlichen und königlichen Prinzen, regierenden Fürsten etc.

Spezialität: Ulmer Colossal-Doggen, Bernhardiner, Leonberger, Newfoundländer, Dänische und Bulldoggen, Englische und Deutsche Mastiffs, Königs- und Löwenpudel, Rattler, Terrier, Pinscher, King Charles, Mopse, Spitzer, Havana- und Bologneser Hündchen etc.



Spezialität: Alt-Deutsche und Deutsch-Engl. gehr. Vorstehhunde, Setters, Pointers, Retrivers, Parforce, Schweiss- und Dachshunde, Harrier, Bracken, Russische, Schottische und Englische Windhunde und Foxhunde.

Permanente Ausstellung von mehreren hundert Hunden in Wittenberg am Bahnhof, wo auch Vorführung der Jagd- und Vorstehhunde täglich durch das Jagdpersonal erfolgt.

Preiscourant ... Deutsch und französisch incl. ... Abbildungen der ... Hunderassen franko gratis.

... Auflage der Broschüre „Des edlen Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung seiner Krankheiten“ mit 10 ... Preisen prämiirten Hunderassen in deutscher und französischer Sprache für Mark ... Francs 12,50, ... Gulden 6.–

Digitized by Google

BADEN-BADEN.

Winter-Saison.

Trink- und Badekuren während des ganzen Winters in den vorzüglich eingerichteten Badeanstalten, unter welchen das weltberühmte

Grossh. Friedrichsbad

obenan steht. Diese Musteranstalt ist in allen Badeformen und Curarten gut geboten. Abteilung für mechanische Heilgymnastik.

Die an Lithium reiche Hauptstollenquelle wird besonders gegen Gicht und Rheuma, sowie gegen [illegible] geschätzt.

Privat-Heil- und Bade-Anstalten [illegible]. Pneumatische Anstalt. Terrain Kurort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc.

Ausserdem bietet Baden in socialer Beziehung alle wünschenswerten Annehmlichkeiten.

Das Conversationshaus

mit prachtvollen Konzert-, Ball-, Lese-, Spiel-, Gesellschafts- und Restaurations-Sälen ist den ganzen Winter geöffnet. Ausgezeichnetes Kur-Orchester. Opern- und Schauspiel-Vorstellungen. Ausgezeichnete Lehr- u. Erziehungs-Anstalten. Stets trockene Spaziergänge im Freien. Wandelbahn in der Kolonnade der Trinkhalle. Jagd und Fischerei. Scheibenschiessen, geheizte Kegelbahn. Comfortabel eingerichtete Wohnungen in Hotels, Villen und sonstigen Wohnhäusern [illegible]. Billige Pension.

---

1 Mark 60 Pf.

das Pfund.

CHOCOLAT MENIER

Das beste Frühstück.

Grösste Chocoladenfabrik der Welt.

[illegible]

Vor Nachahmung wird gewarnt.

56, RUE DE CHATEAUDUN, PARIS

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.

Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der 417

Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Grossh. technische Hochschule zu Darmstadt.

Fachabteilungen: Bauschule, Ingenieurschule (für Bau-Ingenieure und für Kultur-Ingenieure), Maschinenbauschule, Chemisch-technische Schule (für Chemiker und für Pharmaceuten), Mathematisch-naturwissenschaftliche Schule, Elektrotechnische Schule, Einjähriger Kursus für Geometer 1. Klasse, Winter-Kursus für [illegible]. Anmeldungen [illegible] bis zum 15. Oktober. Beginn der Vorlesungen am 16. Oktober. Programme sind unentgeltlich von unserem Sekretariat zu beziehen. Die Direktion.

---

14 Ehrendiplome und Goldene Medaillen 14

KEMMERICH'S

Fleisch-Extract zur Verbesserung von Suppen, Saucen, Gemüsen etc.

cond. Fleisch-Bouillon [illegible] halten, vorzüglichen Fleischbrühe ohne jeden weiteren Zusatz.

Fleisch-Pepton

wohlschmeckendstes u. [illegible] Nahrungs- & Stärkungsmittel für Magenkranke, Schwache und [illegible].

Zu haben in den Delikatessen-, Drogen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.

Man achte stets auf den Namen „Kemmerich".

Cognac

der Export-Cie. für Deutsch. Cognac, Köln a. Rh., bei gleicher Güte billiger als französischer

Verkehr nur mit Wiederverkäufern welche auf Wunsch Muster frei und unentgeltlich erhalten.

Consumenten wollen sich durch Nachfrage in den besten Geschäften der Branche von der Güte u. unbedingten Konkurrenzfähigkeit unseres Cognacs überzeugen u. auf unsere Etiquetten genau achten. Auf Verlangen teilen wir gern die nächste Verkaufsstelle mit.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Natur-**Weine**

von Oswald Nier

Hauptgeschäft BERLIN

chem. untersuchten garant. reinen gesunden französischen ungegypsten

---

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-Chocoladen pr. ½ K. M. 2.– und Mehle pr. ½ K. M. 1.20.

hergestellt von den alleinigen Fabrikanten Starker & Pobuda K. Hofchocoladefabrik Stuttgart sind das geeignetste Frühstück und concentrirteste Nahrungsmittel für Kinder, stillende Frauen, Magenleidende und Blutarme.

Niederlagen in den meisten Apotheken, Conditoreien und Colonialwaarenhandlungen.

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille

Kupferberg Gold.

[illegible]

Für Damen!

Ein Witwer, [illegible] sucht sich mit einer begabten, gebildeten und [illegible] jungen Dame aus [illegible] zu verheiraten. Vermögen nicht erforderlich. Offerten sub W. M. 503 zur [illegible] an die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler, Stuttgart.

Eine in der schönsten Stadt am Niederrhein in guten Verhältnissen lebende Dame von [illegible] Bildung sucht eine [illegible] Lebensgefährtin. [illegible] G. L. Daube & Co. in Cöln. 623

Heirat.

[illegible]

Heirat. [illegible] Vermögen [illegible] zur Weiterbeförderung erbeten an die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler, Stuttgart. 642

Mariage bei. [illegible] Frau Thieme, Berlin, [illegible]

Rückenmarksschwindsucht heilt [illegible] Dr. Brunzlo-Tilsit.

Trunksucht

[illegible] gerichtlich geprüfte und eidlich erhärtete Zeugnisse. Reinhold Retzlaff, [illegible] in Dresden. 10

Reine portug. Weine

direkt eingeführt.

Für nur 3 Mark

franco nebst Preisliste

5 Probefl. 5 verschied. Sorten.

Paul Strebel in Gera, Reuss.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

[illegible] Auswahl der [illegible] Fabrikationsverfahren [illegible] die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren [illegible] Verbrauch [illegible].

Franz Strebel, Caub a. Rh., empfiehlt garantirt reine [illegible] Weine von den [illegible] bis zu den feinsten Rheingauer [illegible] in jeder gewünschten [illegible]. 611

Technikum **Buxtehude** [illegible]

Unsere jährlich von [illegible] bis [illegible] — [illegible] stehenden — Schüler besuchten Fachschulen gliedern sich in eine [illegible], eine [illegible] Baugewerkschule, [illegible] Kurse für Zeichner, Tischler u. Maler u. in die [illegible] Baugewerkschule. Das neue Lehrverfahren ist für die Kurse so ausgearbeitet, dass 1) der Eintritt jeden Tag erfolgen, 2) die Vorbildung besser berücksichtigt, 3) der Fleissige und Begabte in kürzerer Zeit das Ziel [illegible] erlangen kann, 4) alle [illegible] einen [illegible] gleiches Ziel erreichen und 5) das Schulgeld billiger als früher zu stehen kommt. In den städtischen Logirhäusern ist gegen geringe Vergütung Unterkunft und volle Beköstigung zu erhalten. Die Aufnahme, welche für die Herbst- u. Wintermonate frühzeitig zu beantragen ist, erfolgt nur nach vorher [illegible] schriftlicher Zustimmung. Programme versendet und Auskunft erteilt kostenlos der Inhaber Hittenkofer. 214

Neue Erziehungs- u. Lehranstalt

in Meiningen [illegible]

von

H. L. Henkel,

[illegible] Real- und Gymnasial-Ausbildung bis zur Prima. [illegible]

Vorbildungsanstalt für Militär & Marine verbunden mit Pensionat, Stuttgart, [illegible] Dirigent Oec. Hauke. [illegible]

Tharandt bei Dresden.

Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige [illegible] gelegen und sehr comfortabel eingerichtet. Kaltwasserkuren — elektrische Behandlung — elektrische Bäder — Massage. Auch im Winter geöffnet. [illegible] Dr. med. Haupt.

Gemütskranke

finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz. 281

Epilepsie (Fallsucht).

Krampfleidende erhalten [illegible]

Tamarinden Conserven [illegible] Allein ächte garantirt rein pflanzliches **Abführmittel** in [illegible] Confiturenform. Preis à Schachtel 80 Pf. i. d. Apotheken.

Kanoldt's Nachf. Gotha

Gutachten in Sanitätsrath Dr. P. Niemeyer's „Aerztl. Sprechstunden" Band 7.

„Seit einiger Zeit wende ich mit Apoth. Kanoldt's T. C. bekannt, die ich an Stelle der Pillen verordnen lernte. Die Wirkung erfolgt nach 1—2 Std., oder wenn Abends genommen, des Morgens „wie aus der Pistole geschossen."

HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG

Parfumerie-Oriza

Von L. LEGRAND, PARIS, rue Saint-Honoré. 207

ESS.-ORIZA IN FESTER FORM

CONCRETE PARFUMS

[illegible]

Diese, nach einem neuen Verfahren, **in feste Form gebrachten Ess.-Oriza** besitzen eine bis jetzt unbekannt gewesene hohe Concentrirung und Lieblichkeit — Sie sind in Gestalt von **Stiften** oder **Pastillen** zu kleinen, bequem bei sich zu tragenden Flacons oder Riechdöschen der verschiedensten Art montirt. — Diese **Parfum-Stifte** versiegen nicht und können nach Abnützung leicht ersetzt werden. Sie haben den ungeheuren Vortheil, ihren Parfum auf alle mit ihnen in Berührung gebrachten Gegenstände zu übertragen, ohne dieselben zu befeuchten oder zu beschädigen.

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich

HAUT BART | TASCHENTUCH SPITZEN | HANDSCHUHE STOFFE | KÜNSTL. BLUMEN

Wäsche, und alle Papeterie-Artikel, etc., etc., zu parfümiren

[illegible] | Der ausführliche Catalog der Parfums mit Preisangabe wird auf Verlangen franco zugesandt

General-Depot für Deutschland: Wolff & Schwindt, Karlsruhe.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezuständen, selbst in den hartnäckigsten Fällen, gründlich u. [illegible]. Auswärts brieflich.

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft

in Dusemond und Trier,

gegründet zur Verbreitung absolut naturreiner Moselweine. Eigene Gewächse der hervorragendsten Lagen. Versand in Flaschen und Gebinden von 30 Liter an. Preisverzeichnisse durch das Central-Bureau in Trier. 11

Digitized by Google

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ

hält streng an dem Prinzip fest, nur gute, brauchbare Waren zu möglichst billigen Preisen zu liefern, und hat weder Reisende noch Agenten oder Repräsentanten, sondern verkauft nur direkt an die Privatkundschaft.

Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Leinen-Waren.

Rein leinenes Tischzeug.

Engl. Damm.-Tischzeug I.
Tischtücher.
Größe 113/113 Cm. Bl. M. 3.15 | Größe 130/130 Cm. Bl. M. 4.—
„ 118/128 „ „ 3.65 | „ 140/140 „ „ 5.60
Servietten Größe 60/60 Cm. Dtzd. M. 7.25.
Servietten Größe 68/68 Cm. Dtzd. M. 9.50.

Gebl. Damm.-Tischzeug II.
Tischtücher.
Größe 130/135 Cm. Bl. M. 4.50 | Größe 160/220 Cm. Bl. M. 9.20
„ 130/170 „ „ 5.65 | „ 160/240 „ „ 12.75
„ 160/170 „ „ 7.—
Servietten Größe 65/65 Cm. Dtzd. M. 11.50.
Servietten Größe 72/72 Cm. Dtzd. M. 13.—

Gebl. Drell-Tischzeug D.
Tischtücher.
Größe 130/135 Cm. Bl. M. 3.50 | Größe 160/220 Cm. Bl. M. 6.80
„ 160/165 „ „ 4.75 | „ 160/330 „ „ 8.50
Servietten Größe 65/65 Cm. Dtzd. M. 9.50.

Gebl. Drell-Tischzeug E.
Tischtücher.
Größe 130/135 Cm. Bl. M. 3.— | Größe 160/220 Cm. Bl. M. 5.75
„ 160/165 „ „ 4.25 | „ 160/330 „ „ 8.50
Servietten Größe 65/65 Cm. Dtzd. M. 9.50.

Gebl. Drell-Tischzeug F.
Tischtücher.
Größe 130/135 Cm. Bl. M. 3.15 | Größe 160/220 Cm. Bl. M. 7.—
„ 160/165 „ „ 5.05 | „ 160/330 „ „ 10.50
Servietten Größe 65/65 Cm. Dtzd. M. 10.—

Jacquard-Tischzeug H.
Tischtücher.
Größe 130/135 Cm. Bl. M. 3.75 | Größe 160/220 Cm. Bl. M. 7.50
„ 160/165 „ „ 5.50 | „ 160/330 „ „ 11.—
Servietten Größe 70/70 Cm. Dtzd. M. 13.75.

Jacquard-Tischzeug I.
Tischtücher.
Größe 130/135 Cm. Bl. M. 4.75 | Größe 160/220 Cm. Bl. M. 9.50
„ 130/170 „ „ 5.80 | „ 160/340 „ „ 14.25
„ 160/170 „ „ 7.50
Servietten Größe 65/65 Cm. Dtzd. M. 13.—

Damast-Tischzeug K.
Tischtücher.
Größe 160/170 Cm. Bl. M. 11.— | Größe 160/300 Cm. Bl. M. [illegible]
„ 160/225 „ „ 14.50 |
Servietten Größe 72/72 Cm. Dtzd. M. 23.—

Reinleinene Theegedecke mit Fransen und farbigen Kanten.

Dess. 24. Theegedeck mit 6 Serv.
Bouquet-Muster mit roter Kante.
Tischtuch 130/130 Cm. Servietten 28/28 Cm.
Das Gedeck M. 5.—

Dess. 25. Theegedeck mit 6 Serv.
Zwiebel-Muster mit blauer Kante.
Tischtuch 130/130 Cm. Serv. 32/32 Cm.
Das Gedeck M. 12.—

Dess. 5440. Theegedeck mit 6 Serv.
Schwalben-Muster mit blauer Kante.
Tischtuch 130/130 Cm. Serv. 32/32 Cm.
Das Gedeck M. 10.—

Dess. 484. Theegedeck mit 6 Serv.
Eichenblatt-Muster mit o-Seitlicher Kante.
Tischtuch 130/130 Cm. Serv. 30/30 Cm.
Das Gedeck M. 9.75

Dess. 402. Theegedeck mit 6 Serv.
Stiel-Muster mit blauer Kante.
Tischtuch 140/140 Cm. Serv. M. 30 Cm
Das Gedeck M. 16.—

Dess. 493. Theegedeck mit 6 Serv.
Streublumen-Muster mit blauer Kante.
Tischtuch 140/140 Cm. Serv. 30/30 Cm.
Das Gedeck M. 16.50.

Reinleinene Theegedecke mit Fransen und ohne farbige Kante.

Dess. 6299. Gebl. Theegedeck mit 6 Serv.
Bouquet-Muster.
Tischtuch 130/130 Cm. Serv. 32/32 Cm.
Das Gedeck M. 5.90.

Dess. 6210. Gebl. Theegedeck mit 6 Serv.
Palmblatt-Muster.
Tischtuch 130/130 Cm. Serv. 32/32 Cm.
Das Gedeck M. 6.50

Gebl. leinene Kinder-Gedecke.

Kinder-Gedeck mit 6 Serv. mit Sprüchen.
Tischtuch 72/72 Cm. Serv. 20/20 Cm.
Das Gedeck M. 2.—

Kinder-Gedeck mit 6 Serv. und Figuren.
Tischtuch 72/72 Cm. Serv. 20/20 Cm.
Das Gedeck M. 2.—

Feine Damast-Tischzeug K.

Tischtücher	108/143 Cm.	Stück M. 4.80
„	108/224 „	„ 12.50
„	108/320 „	„ 19.—
„	200/200 „	„ 20.—
„	200/224 „	„ 25.50
„	200/320 „	„ 32.—

Servietten 75/75 Cm. Dtzd. M. 21.

Extrafeiner Damast-Tischzeug H.

Tischtücher	108/143 Cm.	Stück M. 14.75
„	108/224 „	„ [illegible]
„	108/320 „	„ 25.—
„	200/200 „	„ 19.50
„	200/224 „	„ 27.—
„	200/320 „	„ 36.—

Servietten 75/75 Cm. Dtzd. M. 33.50.

Feiner Damast-Tischzeug P.
Jagd-Muster.

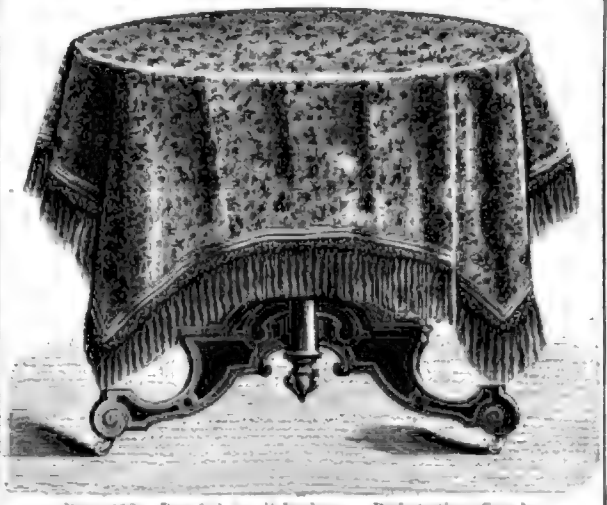
Tischtücher	108/114 Cm.	Stück M. 14.—
„	108/224 „	„ 18.50
„	108/320 „	„ 25.—
„	200/200 „	„ 18.50
„	200/224 „	„ 23.—
„	200/320 „	„ 32.—

Servietten 75/75 Cm. Dtzd. M. 31.50.

Frühstücks-Servietten ohne Fransen.
Damast-Muster. Größe 40/40 Cm.
Das Dutzend M. 6.50.

Krebs-Servietten.
Echt türkisch rot. Größe 58/58 Cm.
Das Dtzd. M. 8.25.

Elegante und extra schwere Zwirn-Tischdecke.



Dess. 408. Drapfarben mit bordeaux. Brokatartiges Gewebe.
Größe 140/140 Cm. Das Stück M. 11.50.

Farbige Tischdecken.

Dess. 20. Halbleinene Tischdecke.
Grau und weiss □ m. roter Kante ohne Fransen
Grösse 112/112 Cm. Das Stück M. 1.80.

Dess. 405. Baumwollene Tischdecke.
Rot und blau □ ohne Fransen. Grösse 115/115 Cm.
Das Stück M. 1.60.

Dess. 32. Rohleinene Tischdecke.
Schottisch □ Grösse 135/160 Cm
Das Stück M. 2.25.

Dess. 33. Grauleinene Tischdecke.
Mit roter Kante. Starke Qualität
Das Stück M. 2.50

Dess. 38. Reinleinene Tischdecke mit Fransen.
Silbergrau und blau. Grösse 135/135 Cm
Das Stück M. 4.80

Dess. 30. Reinleinene elegante Tischdecke mit Fransen.
Naturell mit blauroter Kante. Grösse 135/135 Cm
Das Stück M. 5.—

Dess. 1569. Halbleinene Tischdecke mit Fransen.
Theegrün m-t roter Kante. Grösse 135/135 Cm.
Das Stück M. 3.80.

Dess. 37. Halbleinene Tischdecke mit Fransen.
Silbergrau und blau. Grösse 135/135 Cm
Das Stück M. 3.50.

Dess. 409. Reinleinene Tischdecke mit Fransen.
Naturell. Grösse 135/135 Cm.
Das Stück M. 4.—

Dess. 401. Reinleinene Tischdecke mit Fransen.
Naturell. Grösse 135/135 Cm.
Das Stück M. 5.25.

Dess. 101. Reinleinene Tischdecke mit Fransen.
Naturell. Grösse 140/140 Cm.
Das Stück M. 8.—

Reinleinene Handtücher.

Marke			Dtzd. M.
11.	Drell-Handtücher		8.—
12.	Drell-Handtücher		9.25
72.	Damm.-Handtücher		10.—
73.	Damm.-Handtücher		11.50
7.	Creas-Handtücher		11.75
76.	Damm.-Handtücher		13.—
81.	Damast-Handtücher		16.—
80.	Damast-Handtücher		19.—
77.	Damast-Handtücher		22.—

Marke			Meter	Pf.
27.	Gerstenkorn-Handtuch	4.	Meter	70 Pf.
23.	Drell-Handtuch			75 „
24.	Drell-Handtuch			80 „
25.	Zwirn-Drell-Handtuch			80 „
26.	Zwirn-Drell-Handtuch			90 „
29.	Gerstenkorn-Handtuch			100 „
49.	Gerstenkorn-Handtuch			100 „

Muster von Handtüchern versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Reinleinene Handtücher.

Marke			Meter	Pf.
6.	Gläsertücher		d. Meter	31 Pf.
1.	Rohe Handtücher			32 „
2.	Rohe Handtücher			37 „
15.	Rohe Handtücher			45 „
7.	Rohe Handtücher			50 „
16.	Rohe Handtücher			52 „
19.	Rohe Handtücher			58 „

Marke			Meter	Pf.
11.	Rohe Handtücher mit roter Kante		d. Meter	50 Pf.
20.	Weisse Handtücher mit roter Kante			55 „
12.	Weisse Handtücher mit blauer Kante			55 „

Abgepasste Küchenhandtücher.

Marke			Dtzd. M.
50.	42/115 Cm.		1.50
71.	45/115 Cm.		1.70
80.	Jacquard-Handt., rot, weiss, 42/112 Cm.		2.25
81.	Jacquard-Handt., weiss, 42/112 Cm.		2.—

Wirtschafts-Tücher.

Nr.			Dtzd. M.
1002.	Tassentücher, 64/70 Cm.		1.—
1003.	Tassentücher, 62/70 Cm.		0.75
1004.	Tellertücher, 62/100 Cm.		0.90
1005.	Tellertücher, 62/100 Cm.		1.—
1012.	Gläsertücher, 55/55 Cm.		1.—
1022.	Rohe Wischtücher, 60/60 C.		3.—
1020.	Weisse Wischtücher, 60/60 C.		3.—
1021.	□ Wischtücher, 60/60 Cm.		3.—
1010.	Fenstertücher, 60/60 Cm.		2.—
1011.	Fenstertücher, 60/70 Cm.		2.50
1008.	Rohe Wischtücher, 60/60 C.		2.80
1002.	Rohe Wischtücher, 62/70 C.		3.25
1018.	Weisse Wischtücher, 60/60 C.		4.50
1009.	□ Wischtücher, 60/60 C.		4.50
1013.	Staubtücher, 47/45 Cm.		1.50
1014.	Staubtücher, 50/50 Cm.		2.—
1016.	Staubtücher, 45/65 Cm.		2.25
17.	Staubtücher, 50/50 Cm.		2.75
1015.	Staubtücher, 60/60 Cm.		3.50
1014.	Cylindertücher, 55/55 Cm.		6.25
1013.	Toilettentücher, 46/60 Cm.		6.25

Wirtschafts-Tücher.

Nr.			Dtzd. M.
1014.	Trockentücher, 50/50 Cm.		4.—
8. Sec.	Scheuertücher, 37/37 Cm.		2.25
8. P/s.	Scheuertücher, 40/40 Cm.		4.—

Abgepasste Topftücher mit eingewirkten Figuren, 50/55 Cm. gross, Dtzd. M. 6.75.

Abgepasste Wirtschaftstücher mit folgenden eingewebten Bezeichnungen: „Fenstertuch, Tassentuch, Staubtuch, Messertuch, Tellertuch, Gläsertuch", 55 Cm. gross, das Dtzd. M. 6.—

Leinene Mangeltücher, roh und weiss gestreift, mit eingewobten Figuren, 2 M. lang, 80 Cm. breit. Stück M. 2.—

Reinweisse starke Plattbrettbezüge mit roter oder blauer Kante, 1.90 Mtr. lang, 70 Cm. breit. Das Stück M. 2.—

Unsern Haupt-Katalog mit über 2500 Illustrationen legen wir auf Verlangen den bestellten Waren unberechnet bei.

Unsern Spezial-Katalog über Leinen-Waren, Bettstoffe etc. versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Über Land und Meer.

Nº 4.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint vom 1. Oktober
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.30.

Villa Falconieri.

Novelle von

Paul Heyse.

Mit Originalzeichnungen von Kurt Meyer.

(Fortsetzung.)

Etliche Stunden später hielt ein kräftiger brauner Esel, den ein fünfzehnjähriger Junge am Halfter geführt hatte, unten vor der Halle der Villa, aus der die Gräfin in einem eng anschließenden, kurzen Reitkleide heraustrat, von Eberhard begleitet. Er dachte, ihr in den Sattel zu helfen, der Knabe aber kam ihm zuvor. Aus dem Fenster des Salons grüßte der weißhaarige Kopf des Grafen zutraulich herunter und seine kräftige Stimme rief ihnen ein „Buona passeggiata!“ zu. Dann setzte sich die kleine Kavalkade in Bewegung.

Es ging langsam durch die Oliven- und Kastanienwälder hinauf, schöne, dicht umbuschte Waldpfade, wo der Ginster in mannshohen Sträuchern seine gelben Blüten vor ihnen neigte und zwischen Thymian und Jelängerjelieber hin und wider die Wiesen von Vergißmeinnicht und wilden Maiblumen hell gefärbt erschienen. Sie ritt einige Schritte voran, hielt aber von Zeit zu Zeit, wenn zwischen Bäumen ein Durchblick sich öffnete auf die Falconieripinien oder eine der Nachbarvillen. Dabei wechselten sie kaum ein Wort. Als sie ihm aber einmal darauf ertappte, daß er nicht nach der Gegend sah, nach welcher ihr Finger deutete, sondern zerstreut die kleine Hand betrachtete und den schlanken Hals und den Umriß ihres Kopfes und Nackens gegen den Hintergrund des immergrünen Laubes, wurde ihr rätziges Gesicht von einem Schatten überflogen. Sie trieb das Tier mit einem lauten Zuruf an und setzte nun den Weg ohne neuen Aufenthalt fort, bis sie auf eine freiere Stelle hinauskamen, wo zum erstenmal der Blick frei wurde über die andere Seite des Gebirges, gen Westen. Sie rief ihn jetzt heran und zeigte ihm den Monte Cavo, zu seinen Füßen Rocca di Papa, nach rechts hin Castel Gandolfo, in reizendem Umriß auf seiner Anhöhe hingelagert, und deutlicher erkennbar in der Tiefe zu ihren Füßen die Häuser und Zinnen von Grottaferrata. Die Luft war so rein und still, wie sonst nur in den Herbsttagen; man konnte eine Meile weit den Gesang eines Bauern hören, der, kaum sichtbar, drüben zwischen den Oliveten hinritt.

„Herrlich!“ sagte Eberhard. „Wie dank' ich Ihnen, daß Sie mir diesen Blick gegönnt haben. Ich meine, von keiner andern Stelle aus könne es erhabener und lieblicher zugleich sich ausnehmen.“ — Er wußte wohl, daß ihn das alles nicht so bezaubert haben würde, wenn das schöne Gesicht unter dem



brannen Strohhut sich nicht darüber hingeneigt hätte. Doch hütete er sich, dergleichen auszusprechen.

Er sah, wie ein Seufzer ihre Brust schwellte und ihre Augen sich zu den Wipfeln des Pinienwäldchens erhoben, das hier auf eine übergraste Klippe des Berges vortrat. Dann gab sie mit einem blühenden Zweig, den der Knabe ihr als Gerte abgerissen, dem hungrig die saftigen Kräuter abweidenden Tier einen leichten Schlag und ritt, ohne auf seinen entzückten Ausruf zu antworten, langsam ihres Weges weiter.

Noch eine halbe Stunde, und die ersten Mauerreste des alten Tusculum starrten aus hoher Ueberwucherung von Blumen und Buschwerk ihnen entgegen. Hier ließ es sich Eberhard nicht nehmen, den Esel beim Zügel zu fassen und durch die engen, steinigen Pfade zwischen den ungefügen Substruktionen und übereinandergestürzten Wänden die Reiterin sicher hindurchzuleiten. In anderer Zeit und in anderer Gesellschaft hätte sein archäologisches Gewissen sich nicht so schnell mit den denkwürdigen Trümmern abgefunden. Auch das Häuschen zur Linken, in dessen Wände allerlei hier aufgefundenes Bildwerk eingemauert war, marmorne Füße, Hände und zierliche Kniee, eine Männerstatue in wohlerhaltener Toga und Reste von architektonischem Zierat, würde einer genauen Besichtigung nicht entgangen sein. Er sah aber, wie wenig Begierde nach antiquarischer Belehrung die Frau an seiner Seite empfand. Sie schien in ihren Gedanken überhaupt nicht an diesem Ort zu verweilen; immer gespannter wurde das Fältchen zwischen ihren Brauen, immer dunkler ihr Blick. Nur die Lippen blieben mit dem Zug des Dürstens und Lechzens halb geöffnet.

Nun war sie durch die kleine Allee geritten, die schnurgerade auf das zierliche Amphitheater zuführt. Immer noch hielt er den Esel am Zaum, der jetzt aber von selber stillhielt.

„Ich reite niemals weiter," sagte die Gräfin, „es wird zu beschwerlich oben zwischen den Klippen." Sich leicht auf ihn stützend, glitt sie aus dem Sattel, und während der Knabe das Tier nach einer Stelle führte, wo es die beste Weide fand, sagte sie: „Steigen Sie nur allein die letzte Höhe hinan und sehen Sie sich alles an, damit Sie bestehen können, wenn die Herren Sie examiniren. Ich setze mich indes auf die Stufen dort und erwarte Sie. Aber Sie müssen durchaus dieses Tuch umbinden, Sie sind sehr erhitzt, und oben weht eine scharfe Luft. Nein, Sie müssen gehorchen oder ich lasse Sie nicht fort. Kommen Sie!"

Sie knüpfte ein schwarzes Flortüchlein von ihrem Nacken los und band es ihm um den Hals. Ein leiser Duft umfing ihn, er sah die schönen Hände, die nicht in Handschuhen steckten, dicht vor seinem Gesicht beschäftigt und hätte sie gern an seine Lippen gezogen. Doch hielt er standhaft aus, dankte nur mit einem heitern Wort und stieg dann in der Richtung bergan, die ein auf der Höhe hingepflanztes hölzernes Kreuz ihm bezeichnete.

So viel er sich aber Mühe gab, es war ihm unmöglich, seine Gedanken auf die topographischen Fragen zu richten, die hier einen richtigen Touristen zu beschäftigen pflegen. Was war ihm die Lage der arx und die Tempelreste und was sonst von der tapfern kleinen Bergfeste der Zerstörung von sieben Jahrhunderten entgangen war! Nur die erhabene Fernsicht von der letzten Höhe herab genoß er einige Augenblicke, das weiche Tuch an die heftig atmenden Lippen gedrückt. Dann kletterte er eilig die Klippenpfade zu dem Amphitheater wieder hinab.

Er sah sie schon von weitem auf einer der übergrasten Stufen sitzen, der Esel und sein Herr hatten sich, eine Strecke weit davon entfernt, einen Ruheplatz im hellgrünen Nasen gesucht, man hörte den Gesang eines kleinen Vogels, der unter dem Quaderwerk der Arena nistete, während aus dem hohen, silberglänzenden Aether herab der Schrei eines Falken sich vernehmen ließ. Als der junge Deutsche in dem Halbrund des kleinen Stufenbaues wieder erschien, nickte die Frau ihm zu und drohte mit dem Finger. Zum erstenmal sah er etwas wie ein Lächeln über ihr stilles Gesicht gleiten.

„Sie sind nicht sehr fleißig gewesen," rief sie ihm entgegen. „Was ist aber auch an den Mauerbrocken Schönes oder Interessantes zu sehen? Ich habe es nie begriffen, aber ich dachte, ich sei eben dumm und unwissend. Von jetzt an werde ich mich auf Sie berufen. Kommen Sie und setzen Sie sich zu mir. Ich habe in meinem Körbchen ein paar Orangen mitgebracht. Für Ihre sorgsame Führung verdienen Sie wohl, ein wenig erfrischt zu werden. Aber auch Checco soll nicht leer ausgehen."

Sie rief den Knaben an, der eilfertig herbeilief, und warf ihm eine der dunkelroten Früchte zu, die er geschickt auffing. Dann begann sie eine andere für Eberhard zu schälen, der ihr so tiefsinnig dabei zusah, als verrichte sie irgend ein Zauberwerk. Sie selbst nahm nur ein dünnes Scheibchen für sich und machte sich sofort an eine zweite. Nie war ihm eine Frucht so süß und köstlich erschienen.

Er sagte es ihr. Als sie aber darauf schwieg, fuhr er fort, die stille Anmut dieses Ortes zu rühmen.

„Vater Cicero war ein kluger Mann," sagte er, „daß er diese Gegend allen anderen vorzog. Und wie muß es ihm ergötzlich gewesen sein, wenn er, den römischen Staatshändeln und seiner Advokatenpraxis entronnen, hier Sommerferien genoß und im Kreise der guten Bürger, der Honoratioren von Tusculum, auf einem Ehrenplatz sitzend, eine Komödie von Plautus hier aufführen sah, vielleicht auch dabei eine Apfelsine essend, wenn sie ihm auch nicht von so schönen Händen geschält worden war."

Sie sah ihn an.

„Von wem sprechen Sie?"

„Haben Sie wirklich von dem großen Manne noch nie gehört, der seinen Namen unvergänglich an diese Stätten geknüpft hat?" rief er aus, mühsam sein Staunen über ihre tiefe Unwissenheit verbergend.

„O," sagte sie, kaum ein wenig errötend, „ein Cicerone — ich weiß, die kommen überall hin als Fremdenführer. Aber warum sie gerade hier so besonders zu Hause sein sollten ..."

Er lachte, wurde aber gleich wieder ernsthaft.

„Es ist wahr," sagte er, „es macht weder glücklich noch unglücklich, jenen Cicero näher zu kennen, der allen folgenden den Namen gegeben hat. Aber eine alte Komödie hier aufführen zu sehen, würde Ihnen das nicht auch Vergnügen machen, Gräfin?"

Sie hatte das letzte überhört.

„Nein," sagte sie sehr nachdenklich, „Sie haben unrecht. Es ist doch schimpflich, daß man so von alledem nichts weiß, was in der Welt vorgegangen ist, wär's auch nur, um die Leere der Tage und Jahre auszufüllen, und daß man nicht zu erröten braucht, wenn Namen genannt werden, die jeder zu kennen scheint. Aber was wollen Sie? Ich war bis zu meinem sechzehnten Jahr im Kloster, da lernten wir nur die Geschichten der Heiligen und Sticken und Blumenmalen, ein bischen Musik und Französisch. Wie meine Eltern dann Ancona verlassen mußten — sie hatten allerlei Unglück, müssen Sie wissen — und wir lebten in dem öden, kleinen Nest und alles war trist und hoffnungslos um mich her — was wäre mir da an allen römischen Helden und Kaisern gelegen gewesen! Mein Herz sehnte sich nach ganz anderem, und wie es entsagen mußte, weil Falschheit und Erbärmlichkeit die Welt regieren ...

„Aber warum erzähl' ich Ihnen das? Sie hören gar nicht auf mich. Sie haben recht, warum wollen Sie sich diese schöne Aussicht verderben lassen durch traurige Geschichten, da Sie eben noch wünschten, in diesem Theater eine Komödie spielen zu sehen!

„Nein," fuhr sie eifrig fort, ehe er noch gegen diese Beschuldigung sich verwahren konnte, „es hilft Ihnen doch nichts, Sie müssen mich anhören. Ich weiß, daß Sie gering von mir denken, leugnen Sie es nicht. Es ist nicht um meine Unwissenheit, dafür kann ich ja nichts. Wie oft habe ich den Grafen gebeten, mir einen Lehrmeister zu geben oder wenigstens Bücher. Immer hat er erwidert, ich müsse genug, um in seinen Augen das schönste und liebenswürdigste Weib zu sein. Und wenn ich ihm klagte, ich langweile mich zum Sterben, lächelte er und sagte: ‚Du kannst ja die neuen Kleider probiren, die ich Dir von Mailand und Paris habe kommen lassen.' Sie sehen, es lag nicht an mir, daß ich nicht gescheiter geworden bin und unterrichteter. Aber eins werden Sie mir doch ganz allein schuld geben und mich im stillen darum verachtet haben: wie ich das Weib dieses Mannes habe werden können!"

Wie von einem Schlage getroffen, fuhr er in die Höhe.

„Wessen halten Sie mich fähig, teure Gräfin!" rief er tief errötend. „Ich Sie verachten ... ich, der ich ..."

„Schweigen Sie!" unterbrach sie ihn dumpf und hastig. „Ich weiß, daß Sie es thun, Sie müssen es thun, wenn Sie mich mit ihm vergleichen. Und weil ich es nicht ertragen kann, daß Sie, den ich achte, den ich für einen edlen und zartfühlenden Mann halte, niedrig von mir denken, habe ich mit Ihnen darüber sprechen wollen. Ich weiß, Sie halten mich für eines der eitlen Geschöpfe, die sich von Rang und Reichtum haben verführen lassen, sich mit Leib und Seele einem Manne zu verkaufen, den sie nicht lieben konnten. Aber Gott und die Madonna sind meine Zeugen, an dergleichen dachte mein Herz nicht von fern, als ich einwilligte, die Frau des Grafen Carlo zu werden. Ich war viel kindischer damals, als meinen zwanzig Jahren zukam. Denken Sie nur, ich glaubte, ich sei es dem Vaterlande schuldig, dem Helden von Lissa seinen brennenden Wunsch nicht zu verweigern. Und damals — o, er schien ein ganz anderer, so sanft und gütig, und hatte keinen andern Willen als den der unwissenden, unbedeutenden jungen Kreatur, die er über alles in der Welt vergötterte. Beim Haupt und Herzen der Madonna schwör' ich Ihnen: daß er reich war und ein so vornehmer Herr, machte mir nicht den mindesten Eindruck. Aber er war ein Opfer für die Sache Italiens und ein unglücklicher Krüppel — das entschied mein Schwanken. Und dann war noch etwas ..."

Sie schien zu zaudern, ob sie fortfahren solle. Dann sah sie ihm voll ins Gesicht.

„Ich halte Sie für meinen Freund," sagte sie, „darum sollen Sie auch das wissen. Ich hatte jemand geliebt, so sehr, daß ich mich selig geschätzt hätte, an seiner Seite zu hungern und zu betteln. Und auch er sagte mir, keine andere solle sein Weib werden. Dann wurden wir arm, und er verschwand plötzlich aus unserer Nähe, und wenige Zeit später führte er die einzige Tochter einer reichen Witwe heim. Seitdem war mein Herz wie versteinert, ich wußte, mir konnte nichts mehr begegnen, was mich so ganz aus dem Vollen glücklich oder unglücklich machen könne. Da reichte ich dem Grafen meine Hand."

Sie saßen eine Weile schweigend neben einander. Dann ergriff er eine ihrer Hände, die mit einem nervösen Beben das Band ihres Hutes zerknitterte, drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und sagte:

„Ich danke Ihnen, Gräfin, für Ihr Vertrauen, und daß Sie mich für Ihren Freund halten. Ich bin es wahrlich, so jung auch unsere Bekanntschaft ist. Doch wäre ich nicht wert, es zu sein, wenn Sie mir mit Ihrer Mitteilung etwas Neues gesagt hätten. Ganz so habe ich es mir erklärt, wie Sie zur Gräfin Sammartino werden konnten."

„Ist es wahr?" sagte sie. „Freilich, welch eine Qual müßte die empfinden, die an meiner Stelle nicht einmal den Trost hätte, durch einen edlen Selbstbetrug um ihr Glück getäuscht worden zu sein! Und doch — auch wenn ich mir sage: ich büße eine Schuld, die von den Heiligen des Himmels mir als ein himmlisches Opfer angerechnet werden wird — zuweilen mein' ich, meine Schultern müßten unter der Last zusammenbrechen.

„O mein Freund," rief sie, in leidenschaftlicher Erregung aufblickend, „nie, nie habe ich einem menschlichen Ohr geklagt, was Sie jetzt hören, außer in der heiligen Beichte. Selbst meine Rosa liest es mir nur zuweilen von den Augen ab, wenn sie eine Nacht durchweint haben. Dieser Mann, dem ich meine Jugend, meine Treue, das bischen Schönheit und Tugend hingegeben — er liebt mich nicht mehr als die erste beste Sache, die zu seinem Behagen dient, seine Pfeife, sein Kartenspiel, lange nicht so sehr wie das Werk, an dem er schreibt. Wenn ich heut aus der Welt ginge, würde er morgen schon seinen Bernardo ausschicken, ihm eine andere Sklavin zu suchen. Was sind ihm die Menschen? Wen hat er je geliebt als sich selbst? Niemand kann er in seiner Nähe dulden, den er nicht beherrscht, den er achten müßte als ein Geschöpf mit eigenem Willen und freier Seele. Seit er weiß, daß ich mich im Innersten aufbäume gegen seine kaltherzige Tyrannei, hat er seine teuflische Freude daran, mich seine Macht unter den höflichsten Formen empfinden zu

lassen. Nie höre ich ein rauhes Wort, nie einen Vorwurf. Aber unter den Sammethandschuhen, mit denen er mich anrührt, fühle ich den eisernen Griff, und meine Seele erstarrt zu Eis, wenn er seinen kalten Raubtierblick in meine Augen bohrt. Ich hasse ihn — o, wie ich ihn hasse! Und er weiß es und scheint sich daran zu erlaben, und je länger meine Qual dauert, je heiterer blickt das Auge dieses Teufels, der weiß, daß ich ihm nicht entrinnen kann, und wenn ich Himmel und Erde anflehte, mich von ihm zu erretten. Begreift Ihr nun, daß es mir wie ein bitterer Hohn klang, als Ihr am ersten Abend die Villa Falconieri ein Paradies nanntet?"

*

Sie hatte das letzte vor sich hingesprochen, ohne ihn anzusehen. Nun erhob sie wieder die Augen gegen den wolkenlosen Himmel, wie wenn sie ihn zum Zeugen ihrer Qual anriefe. Ihre Wangen waren leicht gerötet, ihre Lippen bebten leise. Zwei große Thränen quollen aus den schwarzen Wimpern hervor und flossen still über das schöne Niobidengesicht.

Das Herz brannte ihm vor ratlosem Mitleid. Er zermarterte sich das Gehirn, um ein Wort zu finden, das ihr sagen möchte, wie tief er von ihrer Beichte erschüttert sei, doch schwieg er, da er fürchtete, das Herzlichste, was er zu sagen wußte, möchte ihr nicht genügen. Unverwandt hing sein Auge an dem stolzen Profil des so tief gedemütigten Weibes, das seine Gegenwart ganz vergessen zu haben schien.

Er legte endlich seine Hand sachte auf ihre beiden, die sie gefaltet im Schoß vor sich hingestreckt hatte. Sie ließ es geschehen, daß er sie schüchtern streichelte, liebkosend, wie man ein krankes Kind zu beschwichtigen sucht.

„Armes Herz!" flüsterte er, wie zu sich selbst.

Doch hatte sie es gehört.

„Ja," sagte sie, „Ihr habt recht, das Herz ist nun arm, bettelarm. Einst war es reich und hätte dem, der es zu würdigen gewußt, Schätze bieten können. Und es war ein ehrliches Herz und verstand nicht zu lügen, nicht einmal sich selbst zu belügen. Als es begriff, wie man es betrogen hatte, da schrie es und wäre gern in Stücke zersprungen. Aber es ist aus zu festem Stoff und war zu jung, um schon alle Hoffnung aufzugeben. Nun ist es älter geworden, und nicht lange mehr, so wird es von seinen Qualen erlöst werden, durch Tod oder Verzweiflung. Denkt nicht, daß ich nicht alles versucht habe, um mich aus diesem Kerker zu befreien. Ich habe es an einem bösen Tage, als er mir meine Bitte abschlug, nur auf ein paar Wochen die Eltern zu besuchen, ihm gerade ins Gesicht gesagt, daß mein Leben mit ihm ein Martyrium sei. Da sah er mich an: ‚Du bist eine zu gute Christin, Gigina, um nicht zu wissen, daß man sich durch das Märtyrertum den Himmel verdient.' — ‚Und die Henkersknechte,' sagt' ich, ‚die den armen Seelen den Foltertod bereiten?' — Da lachte er und sagte, ‚Wo hast Du die tragische Deklamation Dir eingeübt, Närrchen? Werde ein wenig älter und Du wirst gestehen, daß Du es schlimmer hättest treffen können, als Gräfin Sammartino zu werden.' — Schlimmer! Das Weib eines Tagelöhners beneid' ich um ihre Hütte, ihre rußige Pfanne, in der sie dem Mann, der sie schlägt, aber auch wieder lieb hat, das Mahl kocht — um die Kinder, die in ihren armen Lumpen sich an ihre Kniee drängen!

„Ich habe an meinen Bruder geschrieben, er solle kommen und sich meiner annehmen. Es kam keine Antwort. Bernardo, der Spürhund des Grafen, wird diesen Brief wie so manchen andern aufgefangen haben. Der ist der Schließer in meinem Bagno; er hat seine Augen und Ohren überall, und es sollte mich nicht wundern, wenn die Luft, die in seinem Solde steht, ihm jedes Wort zuträge, das ich soeben gesagt habe. Mag er doch, er hörte nichts Neues daran. Manchmal habe ich versucht, so weit von Hause weg zu wandeln, daß ich den Rückweg nicht fände. Aber alle kennen mich auf viele Meilen im Umkreise. Immer fand sich einer, der ehrfürchtig zu mir trat und sich erbot, die Frau Gräfin nach der Villa zurück zu begleiten. So zerre ich machtlos an meiner Kette — wie lange noch? Ich bin noch so jung, und nie in meinem Leben war ich eine Stunde krank. Er aber, wenn er auch alt ist — seine Natur ist von Stahl und Eisen, und die Selbstsucht allein würde ihn hundert Jahre alt werden lassen, nur damit er meine Fessel nicht aus den Händen ließ, ehe es zu spät ist, noch einmal ein Leben anzufangen, das keine Hölle wäre."

Ein Schauer überlief ihren Leib. Er wollte sie eben in seinen Arm fassen, da er fürchtete, sie möchte umsinken; da richtete sie sich gewaltsam auf und stand in ihrer vollen Größe vor ihm.

„Genug!" hauchte sie, die Thränen in ihren Augen zerdrückend. „Ich habe mich fortreißen lassen, Ihnen den schönen Tag mit dieser Jammergeschichte zu verderben. Verzeihen Sie mir. Es drängte mich, mein Innerstes einmal einem Menschen auszuschütten, der ein edles Herz und ein ritterliches Mitgefühl mit den Leiden eines armen Weibes hätte. Sagen Sie nichts, mein Freund! Es ist nichts darüber zu sagen. Aber auch anderen gegenüber sprechen Sie nicht von meinem Schicksal; ich bin zu stolz, um mich von der dummen, heuchlerischen und schadenfrohen Menge darauf ansehen zu lassen. Nicht wahr, mein Freund, Sie geloben es mir? Ich will Ihnen den Mund versiegeln."

Sie beugte sich zu ihm, der noch sitzen geblieben war, hinab, legte ihm beide Hände auf die Schultern und küßte ihn rasch auf den Mund. Als er leidenschaftlich erglühend aufspringen und sie umfangen wollte, trat sie ruhig zurück.

„Es ist spät geworden," sagte sie. „Ich glaube gar, Ghecco ist eingeschlafen. Wir müssen eilig den Rückweg antreten, wenn wir die Stunde des Pranzo nicht versäumen wollen."

*

Sie fanden die Kerzen im Speisesaal schon angezündet, als sie nach dem hastigen, schweigsamen Ritt durch den sinkenden Abend zur Villa zurückgekehrt waren. Der Graf saß bereits am gedeckten Tisch, in einer Zeitung lesend, Don Gaetano ging, ein Gläschen Wermut zierlich zwischen den Fingern haltend und dann und wann davon nippend, im Kreise um die Tafel herum und antwortete auf die heftigen Randbemerkungen, mit denen der Hausherr seine politische Lektüre begleitete, durch nichtssagende Interjektionen. Am Fenster, durch das noch ein letzter Tagesschein hereindrang, saß der geistliche Neffe, in seinem Brevier lesend, und nach jeder Zeile in die tiefen Schatten der Steineichen seinen unruhigen Blick versenkend.

Er sprang auf, als die Gräfin mit ihrem Begleiter eintrat. Seine Wangen erschienen noch fahler, und seine Lippen rümpften sich zu einer seltsamen Grimasse zwischen Grimm und Hohn, indem er den Deutschen von oben bis unten maß. Der Pfarrer war auf die Gräfin zugetreten und hatte ihre Hand ergreifen wollen, um sie zu küssen, kam aber nicht damit zu stande. Auch der Graf hatte sich, mit beiden Armen sich aufstützend, ein wenig im Lehnsessel erhoben.

„Ihr kommt spät," rief er mit verhaltenem Unmut. „Aber man weiß schon: die Herren Deutschen, wenn sie einen Gegenstand für ihre gelehrte Forschung finden, vergessen sie darüber Essen und Trinken. Was sagt Ihr zu unserem Tusculum, Sor Dottore? Habt Ihr das Haus entdeckt, das Telegonus, der Sohn des Odysseus und der Circe, bewohnt hat, oder den Platz, wo die Wiege des alten Cato gestanden?"

Eberhard wollte mit einem Scherz erwidern, der Graf aber rief nach Bernardo, daß er endlich die Minestra auftragen möge, und die kleine Gesellschaft nahm schweigend Platz. Die Gräfin saß neben ihrem Manne, der ihr zuweilen von einer Schüssel, die ihm serviert wurde, etwas auf den Teller legte. Sie genoß aber fast nichts und trank nur ein kleines Glas eines starken weißen Weins. Desto begieriger aß und trank der Pfarrer an ihrer rechten Seite, während sein Neffe nur große Stücke Brot zu seinen mäßigen Portionen Fleisch und Gemüse verschlang und von dem roten Veltri ein Glas nach dem andern, stark gewässert, hinuntergoß. Er erhob fast nie den Blick, außer wenn der Graf ihn besonders anredete. Eberhard betrachtete ihn nicht ohne Interesse. Geist und Feuer und ein verwegener Sinn sprühten aus seinen schwarzen Augen, und obwohl ein Zug von Roheit seinen Mund entstellte, konnte man doch nicht leugnen, daß dieser römische Kopf an manche jener Marmorbildnisse erinnerte, in denen die Züge der jungen Kaisersöhne auf die Nachwelt gekommen sind.

Nur die Gräfin schien ihn völlig zu übersehen. Zwar saß sie überhaupt so schweigsam in sich gekehrt am Tisch, als dränge kein Wort von allen, die sie umschwirrten, ihr an die Seele. Der alte Graf hatte das Gespräch auf die italienischen Geschichtschreiber gebracht, die er trefflich zu charakterisiren wußte. Don Gaetano erklärte mit seinem jovialen Gynismus, er habe es nie der Mühe wert gefunden, nur eine Zeile von diesen Herren zu lesen, die alle gottlose Liberale und Feinde der weltlichen Kirchengewalt gewesen seien. Das erste moderne Geschichtswerk, das er zu lesen sich vorgenommen, werde die Biographie des Helden von Lissa sein. Neffe Beppino gab durch kurze Einwürfe zu erkennen, daß er seine Studien auch auf diesem Gebiete gemacht. Der deutsche Gast, befragt, wem er als dem größten Künstler unter diesen berühmten Historikern die Palme zuerkenne, erwiderte mit bescheidenem Lächeln, er wage nicht zu urteilen, da er von manchem so gut wie nichts gelesen habe. Doch wundere es ihn, daß ein Name nicht mit größeren Ehren genannt werde: der Cesare Balbos, des Verfassers jenes „Sommario", das mit damaszierender Kunst in dem engen Raum eines einzigen Bandes den ungeheuren Verlauf der gesamten italienischen Geschichte zusammengedrängt habe, ohne den Reiz eines persönlichen Anteils, einer energischen, sittlichen und politischen Beurteilung der Charaktere und Ereignisse vermissen zu lassen."

„Wen haben Sie da genannt?" fragte die Gräfin.

Er wiederholte den Titel des Buches.

„Ich führe es immer in meinem kleinen Bündel bei mir," sagte er. „An manchem müßigen Abend in einer kleinen Herberge hat es mir treffliche Gesellschaft geleistet. Wenn Sie es zu lesen wünschen, Gräfin . . ."

„Gern!" erwiderte sie. Der Graf aber rief mit Lachen:

„Sie liest keine zwei Seiten darin, Sor Dottore, was wetten wir? Es ist kein Roman, Gigia, und keine Modezeitung. Uebrigens teile ich Ihre Bewunderung dieses Buches, Dottore, bis auf die Schilderung der jüngsten Zeiten, die er selbst mit erlebt hatte. Da spricht der Parteimann zu laut, und der Historiker verzißt, was er der selbstlosen Wahrheit schuldig ist. Ich werde es Ihnen beweisen, wenn wir die Kapitel in meiner Schrift mit denen vergleichen, die von den nämlichen Fakten handeln. Heut aber nichts mehr von Gelehrsamkeit! — Bernardo, ist der Spieltisch gerichtet? Ihr seid mir die Revanche von gestern schuldig, Don Gaetano!"

Der Bediente war auf seinen geräuschlosen Sohlen herangetreten und rollte nun den Armsessel des Grafen in den Salon. Die beiden Geistlichen folgten, die Gräfin warf Eberhard einen Blick zu.

„Schicken Sie mir das Buch!" sagte sie. „Ich werde Ihnen beweisen, daß es nicht an mir lag, wenn ich unwissend blieb wie eine Gloclare. Ich danke Ihnen auch noch für die Stunden, die Sie mir heute geschenkt. Es waren die ersten menschlichen, freien Atemzüge nach so langer erstickender Einsamkeit."

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an die Lippen. Als er wieder aufsah, begegnete er dem Blick Beppinos, der sich noch an der Schwelle des Salons umgedreht hatte. Auch die Gräfin hatte ihn bemerkt. Sie faltete die Stirn und rümpfte verächtlich die Unterlippe, sagte aber kein Wort.

Dann ließ sie sich mit einer Stickerei in der Nähe des Spieltisches nieder, und ihr Gesicht erschien weicher und jugendlicher belebt als sonst. Eberhard aber hielt es dennoch nicht lange in diesem Kreise aus. Unter dem Vorwande, sich in die Hefte des Hausherrn vertiefen zu wollen, verabschiedete er sich bald und suchte sein einsames Zimmer auf, wo er, ohne Licht anzuzünden, noch stundenlang am offenen Fenster saß, auf die Stimmen der Nacht in der weiten Landschaft horchend und auf das Gewühl streitender süßer und traurlger Empfindungen in seinem Innern. (Fortsetzung folgt.)



Vergißmeinnicht. Gemälde von G. Schachinger.

Digitized by Google



Auffindung der Leiche Barbarossas. Gemälde von W. Beckmann.

Digitized by Google



Vergißmeinnicht. Gemälde von G. Schachinger

Digitized by Google



Auffindung der Leiche Barbarossas. Gemälde von W. Bedmann.

Durch Südafrika.

Ein Beitrag zur Geschichte meiner letzten Forschungsreise

von

Dr. Emil Holub.*)

(Alle Rechte vorbehalten.)

Und abermals stießen sie die Ruder mit beinahe übermenschlicher Kraft hinab in die tosende Flut, ein letzter Versuch, das drohende, plötzliche Unglück abzuwehren, doch — alles vergebens; machtlos glitt das biegsame Ruder von dem glatten Felsboden ab, das Boot hatte sich querüber gelegt, die nächste Welle schlug ein, und meine Arzneimittel, mein Schiffsbedarf und gar viel des Unersetzlichen verschlangen die Wellen vor meinen Augen. Ich mußte all dies ansehen, ohne beispringen und helfen zu können; denn kraftlos lag ich im Boote, vom Sumpffieber befangen.

Ja, ich sehe deutlich diesen Dezembertag des Jahres 1875 vor mir. Konnte ich je des Tages vergessen, der meine erste Expedition zu Grabe getragen? Als ich das Boot sinken sah, da sah ich auch dies Grab vor mir, allein in demselben Moment erfaßte mich auch schon der Gedanke: „Du kommst wieder, das Werk fortzusetzen, das du begonnen!“

Und ich bin gekommen, ja nun sogar heimgekehrt. Ich habe gesät und gearbeitet, auch war es mir vergönnt, das Körnlein in den Speicher zu bringen; doch wertlos wäre es, wenn es hier liegen bliebe, und darob hält nun seine Nutzbarmachung meine Sinne befangen. Was könnte es Gewaltigeres geben, die grause Erinnerung an die wochenlangen Schreckenstage der eben zu Ende geführten Reise aus der Seele zu bannen, als eben die Macht der Arbeit? So schwer ich die Drangsale trug, die meine Expedition südlich vom Zambesi trafen, ebenso dankbar war ich später dafür, daß sie über uns gekommen waren; denn sicherlich hätten uns die Schläge in den Matoka- und Maschukulumbegebieten bei dem ersten Anprall erdrückt, wenn nicht jene bittere Schule auf der obengenannten Strecke und im Zambesithale vorangegangen wäre. So wurden wir abgehärtet, ja sahen später sogar das Aergste als Lebensbedingung an und waren imstande, Leiden zu ertragen, die wir, wenn sie uns vor dem Antritte der Reise in Wort oder Bild vorgeführt worden wären, dem Reiche der Märchen zugesprochen hätten.

Nur mit wenigen Worten will ich der Zeit gedenken, die wir vom Jänner 1884 bis Oktober 1885 benötigten, um in das Bereich des Zambesigebietes zu gelangen. Meine heimischen Freunde wunderten sich wohl über die Zeitlänge, deren ich bedurfte, um die Strecke Kapstadt-Panda-ma Tenka zu bewältigen, und dies um so mehr, als ich wenig darüber schrieb. Möge es mir heute zum erstenmal vergönnt sein, meine Freunde darüber aufzuklären! Ich schrieb so wenig, weil erstens aus diesen schon ziemlich bekannten Gegenden dem größeren Leserkreise so wenig Neues und Staunenerregendes zu bieten war, und dann, weil mich meine Arbeit vollkommen in Anspruch nahm. Dem Forscher bieten diese Gegenden noch so sehr viel des Interessanten, daß ich daselbst gerne noch zwei Jahre länger gearbeitet hätte, als es mir möglich geworden. Gleich beim Betreten des südafrikanischen Bodens kam mir vom zentralen Zambesi die Nachricht über einen Bürgerkrieg im Marutselande zu, der eine Reise am Norduser unmöglich mache; um so mehr und eifriger dachte ich südlich vom Zambesi Arbeiten und wissenschaftliche Sammlungen gewinnen zu müssen, um für den Fall, als es mir verwehrt sein sollte, den Zambesi zu überschreiten, die Ehre meiner Expedition zu wahren. Außer Ortsbestimmungen wurden sehr zahlreiche Höhenbestimmungen und täglich mindestens drei meteorologische Lesungen und so weiter verwirklicht und bis zum Tage des Antrittes der Nordzambesireise, Mitte Mai vorigen Jahres, der naturwissenschaftliche und ethnologische Inhalt von neunundvierzig großen Kisten gesichert.

Meine Reise ging von Kapstadt über Colesberg nach dem Oranjefreistaat und hier durch die Distrikte von Philippolis, Fauresmith und Boshof über die Riet-, Modder- und Vaalflüsse nach der südafrikanischen Republik. Hier bereiste ich die Landdrosteien von West-Bleemhof, durchzog jene von Lichtenburg und Marico und lagerte mehrere Monate in Linokana, bevor ich, das Buschveldt dieses Distriktes durchquerend, die zentralen Betschuanagebiete betrat. Diese Reise umfaßte den Zeitraum vom 22. Dezember 1883 bis Anfangs April 1885. Die Expedition ist während dieser Zeit mehrfach schwer heimgesucht worden. Schwierigkeiten, wie jene der Zollangelegenheit in Kapstadt, sowie jene, die durch die Lungenseuche im Freistaate und durch den Ausbruch der Milzbrandseuche in der sechzig Stück zählenden Zugtierherde in Linokana entstanden, sind durch die Tagespresse hinlänglich bekannt geworden, und es sei hier nur der Behandlung kurz erwähnt.

Ich fand zweimaliges Impfen mit dem Lungenseuchengift bei gesunden Tieren, um eine Ansteckung zu verhüten, sehr wirksam, und bei bereits erkrankten wandte ich neben der Impfung mit gutem Erfolge auch das Pestorsche Antibakterion an. Bei der Milzbrandseuche, die bereits sechs Stunden nach ihrem Beginne ein Rind zu töten vermag, und bei der ich in solchen Fällen Milz, Leber und Lunge miasmenstrotzend vorfand, bediente ich mich mit gutem Erfolge einer Impfmethode, die der obenerwähnten ähnelt und an der Schwanzspitze des Tieres angewendet wird.

Die Schwierigkeiten in der kapstädtischen Zollangelegenheit wurden durch die mir von Seiner Majestät zuerkannte Hilfe behoben, und die Unterstützung, welche von dem unter dem Vorsitze des Herrn Franz Wilhelm zusammengetretenen Holubkomite gesichert ward, ermöglichte eine gediegene Ausrüstung für die Reise. Die durch die Seuchen verursachten großen Schaden mußte ich durch Dienstleistungen an die Boers und Ausübung ärztlicher Hilfe an Europäer und Schwarze zu ersetzen trachten. Durch diese vielen Sorgen und in dem Kampfe um das tägliche Brot (mein Reisefonds war durch den Ankauf von Futter in der in 1884 und 1885 in Südafrika herrschenden pestgleichen Dürre bald aufgezehrt), sah ich mich in meinen Studien gar sehr beeinträchtigt. Der Zug durch das Land der Bamangwato, dessen nördlichen Teil die Matabele seit meinem letzten Besuche usurpirt hatten, war infolge des großen Wassermangels auf der Strecke Misa (Südende der Magueebene) bis Klamaklenjana und jener von Tamasetse bis Deisda gefahrvoll und sehr beschwerlich.

Doch noch Aergeres brachte der durch die Pflanze Machau herbeigeführte Vergiftungsfall im südlichsten Klamaklenjanawalde mit sich, dem in wenigen Tagen die Hälfte meiner Zugtiere zum Opfer fiel und der die Kraft des Restes derartig lähmte, daß wir nur mit den größten Schwierigkeiten vorwärts kommen konnten. Als wirksames Gegenmittel gegen Machau fand ich gerbsäurehaltige Stoffe, namentlich aber Tannin selbst.

Am Matetsiflusse (Panda-ma Tenka) wurde ich von den Elfenbeinhändlern Westbeech und Mellen, sowie dem Jesuitenpater Menes freundlich aufgenommen, und den vereinten Anstrengungen gelang es zuletzt, die Ueberfahrt über den Strom zu bewerkstelligen, sowie auch von dem endlich zur Herrschaft gelangten Marutsekönig Luanika die Erlaubnis zu einer Nordzambesireise innerhalb seines Gebietes zu erhalten; doch verflossen acht Monate, bevor die Nordzambesireise angetreten werden konnte.

Ursachen dieser Verzögerung waren hauptsächlich: erstens der Umstand, daß die Makalakas ob ihres schlechten Charakters nicht als Träger benützt werden konnten, dann der Bürgerkrieg im Marutselande und das Malariafieber, welches uns namentlich durch seine Folgen (Diphtheritis, Gehirnhautentzündung, epileptische Anfälle, Leberanschwellung, Morbus Brighti, Paralysen und Muskelkrämpfe und so weiter) des öftern in Lebensgefahr brachte und dem zwei meiner europäischen Diener zum Opfer fielen; auch sah ich mich gezwungen, einen dritten, um eine ähnliche Katastrophe zu verhindern, nach dem Süden und nach Europa der Wiedergenesung halber, welche er auch erlangte, zu senden. Während jener acht Monate verbrachten wir nahezu die Hälfte der Zeit auf Kreuz- und Querzügen im Albertolande, namentlich an der Tschobemündung und am Viktoriakatarakt, wobei eine reichhaltige Sammlung von Naturalien und Industrieerzeugnissen der Zambesistämme zusammengetragen wurde.

In diesen Arbeiten, sowie auch in all dem Kummer und Leid und während des mehrmonatlichen Lazarettlebens bewährte sich meine Frau in einer Weise, die ich nicht hinreichend genug zu loben vermag. Meine sechs Europäer, österreichische Militaristen, durchwegs sehr gute Handwerker, die ich mir nach und nach zu wissenschaftlichen Hilfsarbeitern herangebildet, ohne daß dabei — in ihrer Stellung als Diener — einem unbedingten Gehorsam je Abbruch gethan worden, erkrankten schon im Oktober, ich selbst Ende Dezember und meine Frau erst im Februar.

Anfangs Mai 1886 sandte ich zwei Wagen (durch den Verlust von dreißig Zugtieren waren zwei der Wagen für mich unbrauchbar geworden) mit Sammlungen nach dem Süden; Ende Mai brachen wir aus dem Matetsethale auf, überschritten den Zambesi nahe an der Tschobemündung und begannen unsern Zug nach Norden. Was ich schon im Süden auf dem Zuge wahrgenommen, fand ich nun bestätigt, daß das früher so mächtige Reich Seropos, daß das Marutse-Mabundaland durch die Bürgerkriege bedeutend an Macht und Einfluß eingebüßt hatte, zu einer untergeordneten Stellung herabgesunken war.

Das Schalten und Walten Luanikas nach seiner Rückkehr war ein derartiges, daß wir unwillkürlich zu Zeugen einer Periode geworden, wie sie barbarischer und entmenschter nie unter Neros Herrschaft gewesen sein mochte. Absolut unmöglich war es, bei den einzelnen Völkerschaften Träger über die Landesgrenze zu mieten, sie gingen nur von Häuptling zu Häuptling; diese Schwierigkeit trat mit dem Vordringen nach Norden nur noch schärfer hervor. Bei den Maschukulumbe mußten die Träger jeden Tag gewechselt werden. Ich konnte meine Träger nicht bewaffnen, es waren Diebe und Räuber, welche mit den ihnen anvertrauten Gewehren sofort Reißaus genommen hätten; mit genauester Not konnte ich die nördliche Richtung zuweilen nur mit Nord bei Ost oder Nordost einhalten, so sehr hing alles ab von der Willkür der Häuptlinge und der Halsstarrigkeit der Träger. Obschon die Bezahlung im voraus abgemacht war, stellten sich die Träger auch nicht in einem einzigen Falle mit derselben zufrieden, legten zuweilen die Ballen in der Hälfte ihres Weges nieder, revoltirten gegen uns und suchten die übrigen Eingeborenen auch längs des Weges gegen uns aufzuhetzen. Meiner Expedition wäre es schon unter den Matokas sehr übel ergangen, wenn ich mir nicht bei ihnen durch den Gebrauch von Medikamenten — im Sinne der Matokas als Zauberer — Achtung und ein gewisses Ansehen verschafft hätte. Bei den Maschukulumbe, die am zentralen Luenge und dem Unterlaufe seiner Nebenflüsse wohnen, konnte ich dies nicht erzielen, da sie, die noch nie einen Europäer gesehen, uns als weißgetünchte Marutse, ihre Erbfeinde, betrachteten. — Von der Tschobemündung ausgehend, durchzog ich die Matokaprovinz (Statthalter Makumba), besuchte die Gebiete der tributpflichtigen Matokafürsten: Makalaka, Sakasipa, Schendu und Siesietema, die unabhängigen Könige Mosha und Mapanza und durchzog die Landgebiete dreier Maschukulumbefürsten südlich vom Luenge und dreier nördlich über demselben wohnenden.

Im Zambesithale und während des Zuges durch die Matokas gelang es mir, zwanzig Schwarze, wie es schien, für die Dauer der Expedition zu mieten; der Mut dieser Leibgarde ohne Furcht und Tadel nahm jedoch stündlich und mit jedem Kilometer ab, je mehr wir uns der Maschukulumbegrenze näherten. In Kaboramanda machten die Maschukulumbe einen vergeblichen Versuch, sich meiner Ausrüstung zu bemächtigen, in Kasenga am Luengeflusse desertirten bei Nacht neunzehn aus der Zahl der zwanzig „Getreuen“, auch meinen kleinen schwarzen Dolmetsch mit sich führend. Da ich diese Flucht voraussah, hatten wir uns einige vierzig Worte der Maschukulumbesprache kurz vorher notirt und vermochten uns von da an mittels derselben, sowie der Serotse-Sesutosprache mit den Maschukulumbe zu verständigen.

Obgleich uns die Reise bis Kasenga einen sehr bitteren Kelch geboten, so war uns doch das Aergste erst von hier an bis zur Rückkehr zu der Tschobemündung beschieden! Wir vereitelten einen Nachtangriff der Maschukulumbe in Kasenga, vereitelten ihre Angriffe während der Ausgabe der Pakete



Dr. Emil Holub und seine Gattin

[illegible]

*) Mitten in den Triumphen, die der tapfere Afrikareisende und seine nicht minder heldenmütige Gattin nach ihrer jüngst erfolgten Rückkehr aus dem Zambesigebiete in Wien feierten, erfreute uns Ersterer durch die nachstehende Schilderung seiner ebenso gefahrvollen als ertragreichen Reise, die unsere geschätzten Leser gewiß mit lebhaftem Interesse verfolgen werden. Die Red.

Digitized by Google

an die Träger, wobei sich namentlich Frau Holub als eine wahre Heldin erwies, und erzwangen es endlich nach arger Mühe, daß man unsere Waren nach dem drei Kilometer entfernten Luenge brachte und uns Boote zur Ueberfahrt zur Verfügung stellte. Bei dieser Ueberfahrt machte man einen abermaligen Versuch, sich unserer für immer zu entledigen, indem man uns spät am Abend auf eine Sumpfinsel aussetzte; glücklicherweise nahm ich dies noch beizeiten wahr und zwang die weniger gut bewaffnete, gleich starke Zahl der Gegner, uns nach dem jenseitigen Ufer zu bringen. Der nächste Tag ließ uns einen durch Lagunen führenden Marsch der beschwerlichsten Art erleben. Wir sahen uns gezwungen, auf einem kleinen Acker bei dem Doppeldorfe Nkoba-Tilala unser Lager aufzuschlagen, das heißt aus unseren Paketen eine Semiseriba (meterhohe Schutzwand in Form eines ⊓) zu formen.

Die Bewohner des erwähnten Doppeldorfes glaubten, uns auf mehrfache Weise die durchaus unbeanspruchte Freundlichkeit erweisen zu müssen — unseren Trübsalen rasch ein Ende zu machen. Zweimal am Tage wurden wir angegriffen, ohne daß uns die Gegner aus der Semiseriba zu drängen vermochten; dann versuchten sie, das trockene Riesengras um uns her anzuzünden. Glücklicherweise erreichten sie auch damit ihre Absicht nicht, und so wurde den Frauen unter Todesstrafe verboten, uns mit Nahrung zu versorgen, und doch waren wir außerdem auch mit Rücksicht auf Brennmaterial, Wasser und Träger auf diese Räuberhorde angewiesen. Hier ereignete sich auch jener heimtückische Anschlag, der, wenn nur einige Minuten später entdeckt, unsere Köpfe dem Schädelpfahl des Telukahäuptlings gesichert hätte; die Leute kamen unbewaffnet, und so stand mir das Recht nicht zu, sie in der gewohnten Entfernung zu halten. So ließen sie sich unmittelbar hinter unserer Seriba nieder; als sich jedoch unsere diesmal von Freundlichkeit überströmenden Gäste zu sammeln begannen, überzeugte mich mein gewöhnliches Gefühlsbarometer, „ein rascherer Herzschlag“, daß das freundliche Grinsen tierischer und nicht menschlicher Natur sei. Ein Sprung auf die Pakete bestätigte sofort meinen Verdacht. Durch das hohe Gras kamen von der Lagune Jungen herangeschlichen, welche Speerbündel trugen und diese nun längs des Grases vorwärtsstoßend, der hinterlistigen Schar beibrachten. Rasch wurden die Zunächstliegenden emporgehoben und unser Versuch, die Vordersten zum Zurücktreten auf einige Schritte zu drängen, gelang, bevor noch die Vordersten unsere Absichten begriffen und bevor noch die größere Hälfte der Anwesenden bewaffnet worden war.

Da wir nach der Flucht der neunzehn Diener nur ein Kranker, der nicht mitzulaufen vermochte, geblieben, war es uns nicht mehr möglich, die zahlreichen Träger zu überwachen, und so gingen auf dem Marsche von Tilala nach Nkambostadt und auf jenem späteren von der letzteren nach Galulonga mehr denn zwei Drittteile unserer Ausrüstungspakete verloren.

Nkambos Versuch, uns zu vergiften, mißlang, doch unser zweitbester Hund kam dabei ums Leben. Nicht minder erfolglos war sein umfangreich angelegter Angriff, uns in nächtlicher Weile zu erdrücken. In dieser Nacht erwies sich ein Riesenbrand im Süden, der, zufällig von einem Maschukulumbe verursacht und durch einen Orkan angefacht, die Gegend förmlich taghell erleuchtete, als unser Lebensretter. Unser Streben ging nun dahin, einen jenseits der Grenze im Mankojalande zu Tauschzwecken angekommenen Portugiesen um Träger anzusprechen, um so in dieser Hinsicht wenigstens der Gewalt der Maschukulumbe entrückt zu sein. Der Aufenthaltsort dieses Mannes jedoch war etwa 56 Kilometer jenseits einer den nördlichen Horizont umsäumenden Hügelkette, während man uns — und dazu hatten sich die Maschukulumbefürsten vereinigt, die sonst nur einander anfeinden, (ein jedes Dorf hat seinen König) — Masangusdorf, diesseits der Hügelreihe gelegen, als den Wohnort des Europäers angab. Ich machte zwei Versuche, mir die Hilfe dieses Mannes zu sichern. Bei dem ersten, den ich von Njambo aus unternahm, war ich nur von Frau Holub und dem kleinen Schwarzen begleitet. Die Maschukulumbefürsten hatten sich verabredet, uns in die diesseits Masangu liegenden Sümpfe zu locken und daselbst zu vernichten. Auf jenem Zuge nun hatten wir uns in den Sümpfen verirrt und wurden vor Verschmachtung und Feuertod — denn die Eingeborenen hatten das Schilfrohr der Sümpfe angezündet — nur durch einige Hirtenknaben, die in den Anschlag noch nicht eingeweiht waren, gerettet. Wir langten bei Galulonga an und waren so glücklich, außerhalb des Dorfes eine aus Maisstengeln gebildete Umzäunung zu finden, in der wir unser Lager aufschlugen. Ob dieses Umstandes, ferner da sich die Galulongiten freundlicher erwiesen, und da am Tage unserer Ankunft neun der zu Kasenga davongelaufenen Diener vom greisen Mapanza, dem nächsten Matokafürsten im Süden, zurückgetrieben, zu uns zurückkehrten, machte ich am zweitfolgenden Tage darauf einen nochmaligen Versuch, den Portugiesen zu erreichen.

Es war am 2. August. Um die Aufmerksamkeit der Schwarzen nicht auf unsere Abreise zu lenken, verließen wir unser Lager schon um zwei Uhr nachts. Ich war von meiner Frau, dem Diener Leeb und sieben Schwarzen begleitet. Im Lager ließ ich Fekete und Zöllner zurück, sowie den Rest meiner Schwarzen. Ich versprach, am Abend wieder im Lager zu sein. Stunden um Stunden nahm es in Anspruch, die großen Sümpfe zu bewältigen; endlich stieß ich auf ein Dorf, in dem ich den wahren Sachverhalt bezüglich des Portugiesen erfuhr. Da kehrten wir um und vereitelten einen Versuch der Dorfbewohner, uns mit Gewalt zurückzuhalten.

Nach zehn Uhr vormittags waren wir schon unserem Lager nahe gekommen, als der von zwei schwarzen Dienern begleitete und von zahlreichen Maschukulumbe verfolgte Fekete mit der schrecklichen Kunde zu uns stieß, Oswald (Zöllner) sei von einem Maschukulumbe, den er angesprochen, niedergestoßen und sie dann alle aus dem Lager vertrieben und das letztere vollkommen geplündert worden; außer den Gewehren und einer Handvoll Patronen sei nichts zu retten gewesen. Meine Anfrage, wo sich Oswald befände und ob meine Tagebücher gerettet worden, beantwortete Fekete mit den Worten:

„Der tödlich verwundete Oswald liegt in einem Schilfrohrgebüsch und es war mir, Herr Doktor, nicht möglich, auch nur eines Ihrer Tagebücher zu retten. Alle die Dörfer ringsum haben sich gegen uns vereinigt, ein Rückzug nach dem Süden ist unmöglich und ...“

„Und,“ warf ich dem Manne ein, „ein Zug nach Norden durch diese Sümpfe erst recht unmöglich, und somit sind wir nur auf den Süden angewiesen; denn das Land ist mir doch schon bekannt, was für uns, wenn es doch noch möglich, das nackte Leben zu retten, von der größten Wichtigkeit!“

Rasch wurde mein Plan entworfen und zunächst Oswald aufgesucht. Wir konnten ihn nicht aufnehmen, versprachen jedoch, es zu thun, sowie wir nur die Maschukulumbe, die vor unseren Gewehren eine größere Furcht als vor dem Blitz an den Tag legten, eingeschüchtert und zurückgetrieben und einen Rückzug durch einen tiefen Sumpf, der sich hinter dem Lager quer über den zu nehmenden Pfad dahinzog, gesichert hätten. Wir überraschten die Maschukulumbe, trieben sie bis an das Dorf zurück, und so nur war es mir möglich geworden, vierzehn von meinen zweiunddreißig Fachtagebüchern, als von den Räubern weggeworfen, aufzulesen und zu retten.

Bald jedoch waren wir von drei Seiten umzingelt; es war nicht möglich, den Schwerverwundeten aufzunehmen, und wir mußten endlich auch, so sehr ich mich bis dahin in dieser Beziehung zurückgehalten, von den Feuerwaffen Gebrauch machen. Im entscheidenden Moment, als wir jede Hoffnung auf ein Entkommen aufgegeben, erwiesen sich unsere leichten und kurzen Karabiner als unsere Lebensretter.

Wir überschritten den Sumpf, und nun begann ein Rückzug, wie er sich wohl zu dem einzigen seiner Art in der Afrikaerforschung gestaltet hat.

Hundertundzwanzig Kilometer durch Feindesland; man hatte zwar unsere Güter erbeutet, allein die Häuptlinge strebten nach der dort zu Lande üblichen größten Trophäe — unseren Köpfen; ein Strom war zu bewältigen, der von Krokodilen wimmelte, und die Boote waren versteckt am jenseitigen Ufer; da man nicht daran glauben konnte, daß wir den Luenge zu überschreiten vermöchten, ließ man anfangs von der Verfolgung ab, und ein rasches, durch die große Gefahr geschaffenes Handeln erwies sich auch hier als rettend.

Tagelang war Nahrung nicht über unsere Lippen gekommen; wir waren oft in einer Lage, daß wir unsere Karabiner vor Mattigkeit nicht zu erheben, geschweige denn uns zu wehren vermochten. Die neun schwarzen Diener verweigerten die vierzehn wichtigen Bücher zu tragen; unsere Füße waren mit zahllosen Wunden bedeckt, wir zum größten Teil barfuß oder mit vollkommen zerfetzten Schuhen und auf das notdürftigste bekleidet!

Keine einzige Decke, um uns in den Frostnächten zu schützen, keine Axt, um in der Nacht eine Schutzwehr gegen wilde Tiere zu bilden; keinen Topf, um, als wir, endlich an die Grenze gelangt, ein Gnu erlegten, eine kräftige Suppe zu bereiten! Wir betraten die Matokagebiete; hier war mein Ansehen als Medizinmann recte Zauberer noch in frischer Erinnerung, und so ließ man uns ziemlich unbelästigt ziehen, und Menschen, die uns als Träger die größten Schwierigkeiten bereitet, wiesen uns nun die kürzesten Pfade, um zu der Tschobemündung zu gelangen, reichten uns doch wenigstens an manchen Orten etwas Nahrung und fühlten Erbarmen.

Das Sumpffieber hatte sich wiederum eingestellt, die Wunden an den Füßen abgerechnet, Teile unserer Kleidungsstücke und Sandalen bildeten unsere Fußbekleidung. Am 22. August langten wir am Zambesi an, doch unsere Leiden erreichten auch hier noch nicht ihr Ende. Der einzige englische Händler, der sich da vorfand, konnte uns nicht das Nötigste zur Verfügung stellen, auch keine Medikamente, und wir mußten in dieser Lage drei Monate verweilen, bevor sich eine Gelegenheit bot, nach Schoschong reisen zu können; doch auch dieser Zug war sehr mühevoll, denn es bedurfte siebenzig statt der üblichen dreißig bis sechsunddreißig Tage, um Schoschong zu erreichen, da die mit geliehenen Ochsen nach und nach an der Tsetsefliege krepirten, und doch hatten sie keine schwere Last zu ziehen, denn ich hatte die auf dem Rückzug und während des dreimonatlichen Aufenthalts am Zambesi gewonnenen Sammlungen in Panda-ma-Tenka zurücklassen müssen.

Am Zambesi haben uns die zwei daselbst weilenden Händler Westbeech und Blockley viel Sympathien entgegengebracht, doch waren sie selbst mittellos geworden und konnten uns nichts bieten. Die zur Winterszeit durch ihren Wassermangel so schwer zu bereisenden nördlichen Gegenden des Bamangwatolandes waren bei unserer Rückreise zu tiefen Morasten geworden. Tagelang hatten wir im heftigsten Fieberschauer in dem Gesümpfe zu arbeiten, um die Wagen empor und vorwärts zu bringen, die eingesunkenen Zugtiere aus dem Morast zu heben — und dabei keine Medikamente und nichts zur Hand, um uns gegen die Unbilden der Witterung zu schützen.

Viel Dank sind wir dem Schoschonger Elfenbeinhändler J. Fry schuldig. Von dem Augenblick an, wo wir Schoschong betraten, bis zum Verlassen von Kapstadt wurde uns der Aufenthalt in Südafrika zu dem denkbar freundlichsten gestaltet. Bei unserem guten Freunde, Pastor Jensen in Linokana, blieben wir drei Monate, um den inzwischen behufs Einbringung der Sammlungen nach dem Zambesi gesendeten Wagen zu erwarten. In Kimberley und Kapstadt erlebten wir glückliche Tage; ein gleich herzliches Entgegenkommen war uns von der englischen Gesellschaft wie den Angehörigen des deutschen Reichs, so auch dem Generalkonsul in Kapstadt, Dr. Biber, und dem Konsul des deutschen Reiches, Diering, und in aufrichtigster Weise von Julius Baum, dem Vorsitzenden der österreichischen patriotischen Gesellschaft zu Kimberley, und der Kapstadter Firma Poppe Rassow & Cie., welch letztere namentlich in meiner Abwesenheit meine Interessen sorglich gewahrt, geboten.

Eine Rückreise in die Heimat jedoch wäre mir nicht möglich geworden — mußte ich doch am Zambesi, in Schoschong und an anderen Orten zur Bestreitung unserer Bedürfnisse nicht unbedeutende Wechsel zeichnen — wenn mir nicht das löbliche Holubkomite in Wien durch das Resultat eines herzlichen Aufrufs die nötigen Mittel an die Hand gegeben hätte, zu welcher Spende Seine Majestät allerhuldvollst eine größere Summe zu bewilligen geruhte. Erwähnen muß ich noch zum Schlusse, daß, bevor wir den Zambesi verließen, uns die Nachricht zugekommen war, daß der tödlich verwundete Oswald bereits als Toter von den Maschukulumbe vorgefunden und daß sein Kopf auf einem Pfahle zu Galulonga aufgehangen wurde.

Seit dem Unglückstage, dem 2. August, habe ich an naturwissenschaftlichen Objekten den Inhalt weiterer vierundachtzig Kisten gesichert. Es liegt in meiner Absicht, die Gegenstände wohlpräparirt, wozu ich, wenn etwa von nur fünfzehn Kräften wohl unterstützt, eine Zeit von achtzehn Monaten beanspruchen dürfte, in einer umfangreichen Ausstellung der Oeffentlichkeit vorzuführen. Ich hoffe auch, bis zu dem Eröffnungstage der Ausstellung — etwa Mai 1889 — mein künftiges Reisewerk, für welches die nötigen Skizzen bereits gezeichnet vorliegen, publizirt zu sehen.

Friedrich Barbarossas Ende.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Auch jener deutsche Kaiser, der im Kampf mit den welfisch gesinnten Italienern den Namen „Barbarossa“ gefürchtet machte, von den welschen Ghibellinen aber hochgeachtet war wie von seinen Deutschen, die den Hohenstaufenerben als „Kaiser Rotbart lobesam“ feierten, hatte, dem Drange seiner Zeit nachgebend, einen Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen unternommen. Siegreich durchzog er an der Spitze seiner eisengepanzerten Ritter und Knechte Europa und Kleinasien, indem er die Feinde mit starker Hand zu Paaren trieb oder mit staatskluger Weisheit überwand. Nun — in den schönen Junitagen des Jahres 1190 — lagerte sein Heer am Fuß des schneebedeckten Taurusgebirges, sich zu erholen und zu sammeln vor dem Entscheidungskampf vor Akkos und Jerusalems Mauern. Sein Erscheinen hätte der Sache der Christen in Palästina sicher eine andere Wendung gegeben; denn wer sollte dem Heldenkaiser widerstehen im Rat oder im Felde? Da durcheilt die Trauerkunde das Zeltlager der Deutschen: „Der Kaiser ist verschwunden!“ Alles stürzt zum Flußufer, in dessen Nähe das kaiserliche Zelt aufgeschlagen war. Siehe, eben hat man ihn entdeckt: entseelt ziehen sie seine erstarrte Leiche samt dem toten Roß aus den Wellen des Selephflusses! Wie schauen sie bestürzt drein, die eisernen Krieger! Wie schleicht sich verstohlen manche Zähre hinab durch den Helm in die schützende Halsberge! Was soll aus dem Heere werden, wenn des Kaisers Heldengeist und gebietender Arm ihnen fehlt! Verhängnisvolles Geschick! Schon einmal schwebte dort ein gekröntes Haupt in Todesgefahr. Alexander war's, dem ein Bad in diesen eisigen Gewässern fast den Tod gebracht. Aber der siebenzigjährige deutsche Held sollte hier das Ziel seines Ruhmeslaufes finden — am 10. Juni 1190 — nachdem er den Seinen als ein zweiter Moses den Weg zum gelobten Lande gebahnt. Die Deutschen in der Heimat konnten es nimmer fassen, daß der Tod über einen solchen Helden solle Meister werden können. Erst leise, dann laut und immer lauter erklang die Sage: „Im Kyffhäuser lebt er verborgen und wird einst wiederkommen, an den Heerschild schlagen und seine Mannen zum Befreiungskampfe sammeln.“ Und er ist wiedererstanden in dem Heldengreise Barbablanca; durch ihn ist die in Barbarossa verkörperte Sage zur Wahrheit geworden und das lang zerrissene, geschändete Reich zu neuer Glorie erstanden. Der, dessen jähen Tod heute noch der Freund des Vaterlandes betrauert, er ist niemals gestorben; in seines Volkes Herzen und Liedern lebt der Held unsterblich fort.

G. M.

Der deutsche Kronprinz in Tirol.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten G. Franz.



In den Bergen ist's überall schön, wohl selten aber findet man einen Ort, dessen Lage die reinste Luft mit der großartigsten Pracht der Landschaft verbindet, wie das im Pusterthal gelegene Toblach, in dessen Gebiet der deutsche Kronprinz mit seiner Familie die letzten schönen Tage des Sommers verbrachte. Bei der unbegrenzten Liebe und Verehrung, die der Kronprinz überall genießt, ist es gewiß für viele von großem Interesse, etwas mehr als dürftige Zeitungsnotizen über die Lebensweise und den Aufenthalt der kronprinzlichen Familie in Tirol zu erfahren, und was ich aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, will ich im Anschluß an die größeren und kleineren Bilder, die dem geneigten Leser hier vor Augen treten, schlicht und treu wiedererzählen.

Begleitet von einem kleinen Gefolge von Damen und Kavalieren, nahmen die hohen Herrschaften in dem prachtvoll gelegenen, mit aller Bequemlichkeit ausgestatteten Hotel Toblach Wohnung. Ein Teil der von ihnen benutzten Zimmer liegt gegen das Toblacher Feld; der andere Teil, darunter auch das Arbeitszimmer des Kronprinzen, liegt nach der Rückseite des Gasthofs gegen Süden mit der Aussicht auf den Bergwald, über welchem sich höher und höher die Felsen des dort beginnenden Ampezzothales türmen. In diesem Zimmer brachte der Kronprinz einen großen Teil der Zeit arbeitend zu; durch die stets geöffneten Fenster strömte die würzige Waldluft in alle Räume. — Auf den Spaziergängen erschien die kronprinzliche Familie stets in einfachster Toilette; der Kronprinz trug gewöhnlich ein sehr kleidsames schottisches Jagdkostüm, Kniehosen, lange Strumpfe und Schnürschuhe. Fast täglich wurden kleinere und größere Ausflüge mit theilweiser Benützung von Wagen unternommen und die interessante Gegend durchstreift. Allen voran schritt die Frau Kronprinzessin mit ihren Töchtern im bequemen Lodenkostüm, kußfreiem Rocke, derben Lederstiefeln und dem von den Hutfabrikanten so sehr gefürchteten Manilahut. Unser großes Bild zeigt sie uns auf einem Ausflug an den Pragser Wildsee. Von der Toblach zunächst gelegenen Station Niederndorf führt ein anmuthiger Weg, langsam steigend, abwechselnd durch Bergwald und liebliche Thäler in anderthalb Stunden nach dem kleinen, reizend gelegenen Bade Neu-Prags. Von hier erreicht man dann in dreiviertel Stunden auf sehr steilem Pfade, der sich längs dem rauschenden Sturzbache hinzieht und an wilder Großartigkeit seinesgleichen sucht, den in tiefer Einsamkeit liegenden, nur von einer Seite zugänglichen Wildsee, in dessen dunkelgrünen Fluten der gewaltige Seekofel sich spiegelt. Das letzte, etwas beschwerliche Stück Wegs hatte der Kronprinz zu Pferde, seinen Lieblingshund, ein zierliches Windspiel, an der Seite, die übrige Gesellschaft zu Fuß zurückgelegt. Ein fröhliches Picknick vereinigte die Theilnehmer der Partie, die sich vorher theils im Walde zerstreut, theils eine Kahnfahrt unternommen hatten, am Ufer des See's, wo man, in zwanglose Unterhaltung im Moose lagernd, sich's wohl schmecken ließ.



Der Kronprinz in seinem Toblacher Arbeitszimmer.

Aber auch in Toblach selbst gab es der denkwürdigen Stunden genug. So mancher berühmte Künstler würde sich glücklich schätzen, den persönlichen Dank und Gruß des deutschen Kaiserjohnes zu empfangen, wie er einer Tiroler Musikkapelle in liebenswürdigster Weise zu teil wurde. Die Kapelle brachte eines Abends dem Kronprinzen eine Serenade. Es war eine Freude, die in ihrer Nationaltracht so malerischen Gestalten — die schönsten Defreggertypen darunter — zu sehen. Die Kapelle besteht aus ungefähr dreißig Mann jeden Alters und Standes, die unter der Leitung ihres Kapellmeisters, des Lehrers von Toblach, die langen Winterabende zum Einstudiren ihrer Vorträge benützen. Auf ihren Konzertreisen führt sie einen lebendigen Briefbeschwerer mit sich: das Söhnchen des Kapellmeisters. Ebenfalls in Nationaltracht gekleidet, mit großem Federhut, wird der kleine Kerl auf den Notenpult gesetzt, auf welchem er, sehr vergnügt mit den Füßen strampelnd und den Takt schlagend, in der denkbar drastischsten Weise die Blätter vor dem Fortfliegen bewahrt. Während des Konzertes erschien der Kronprinz auf dem Balkon, in der freundlichsten Weise grüßend und für die ihm dargebrachte Huldigung dankend.



Ständchen der Toblacher Kapelle.

In den letzten Tagen des Aufenthalts traf der durch seine an dem Kronprinzen vorgenommene Operation bekannte englische Arzt Sir Morell Mackenzie in Toblach ein. Derselbe ist neuerdings von der Königin von England in den Ritterstand erhoben worden. Er sowohl als seine ihn begleitende Tochter, eine reizende, jugendliche Erscheinung, waren als die Gäste der kronprinzlichen Familie in deren nächster Umgebung und nahmen an der Tafel sowie an den Ausflügen teil.

Auf den 25. September war die Abreise des Kronprinzen nach Italien, wohin seine Familie ihm wenige Tage später folgte, festgesetzt. Gegen 11 Uhr vormittags versammelten sich am Bahnhof die noch in Toblach weilenden Fremden, und alles, was Kunde von der Abfahrt erlangt hatte. Bald darauf erschien der Kronprinz, umgeben von seiner Familie und dem Gefolge.



Abfahrt des Kronprinzen und der Prinzessin Victoria und Dr. Mackenzie.

Auf dem Perron und bestieg den für ihn bereit gehaltenen Salonwagen. In seiner Begleitung befanden sich ein Adjutant, die Aerzte Mackenzie und Howell, sowie die Tochter des ersteren. Der Kronprinz sah sehr frisch und heiter aus und erwiderte die Grüße der Anwesenden aufs freundlichste. Es war rührend und komisch zugleich, wie er, mit beiden Händen auf seinen Hut klopfend, den auf dem Perron stehenden Herren pantomimisch zu verstehen gab, daß sie bei dem kalten Winde die ihrigen ebenfalls auf dem Kopfe behalten sollten. Die Kronprinzessin mit ihren Töchtern brüllt noch einmal zu kurzem Abschied den Waggon, dann ertönte das letzte Zischen. Von den umliegenden Bergdörfern erklangen die Glocken, und unter Grüßen und Tüchterschwenken brauste der Zug dahin, begleitet von den innigsten Wünschen, die vor allem dahin zielten, den Thronerben des deutschen Reiches recht bald in vollständig gefestigter Gesundheit wieder in der Heimat begrüßen zu können. Will's Gott, so dauert's nicht mehr lange, und wir singen aus vollem Herzen die Schlußzeile des bekannten Pfälzer Liedchens: „Jetzt kracht er widder, Gott sei Dank!"

H. Fr.

Digitized by Google



Ausflug der kronprinzlichen Familie an den Prager Wildsee. Originalzeichnung unseres Spezialartisten G. Franz.

Digitized by Google

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Vor dem Einschlafen dachte Günther noch eine Weile über das nach, was der alte Musiker ihm gesagt hatte, aber es beunruhigte ihn nicht. Vor einer halben Stunde noch hatte ihm Irene mit herzgewinnendem Lächeln die Hand zum Abschied gereicht, und ihre tiefen Augen hatten seinen sehnsüchtigen, langen Blick wie mit einem ruhigen Versprechen erwidert.

„Sie weiß, daß ich sie liebe, und sie duldet mich in ihrer Nähe, ja, sie sucht meine Gesellschaft. — Warum sollte sie mich täuschen?“

Am nächsten Abend dachte er nicht mehr an die Mitteilungen des Musikers. Er war in außergewöhnlicher Aufregung, er wollte noch heute die Frage stellen, von deren Beantwortung sein Lebensglück abhing. Er hatte am Morgen einen Brief von seinem Vater erhalten, der ihm anempfahl, seine Rückreise zu beschleunigen, jedenfalls alles auf seine sofortige Abreise vorzubereiten. Infolge der kriegerischen Aussichten, so schrieb der alte Baron, müsse Günther jeden Augenblick gewärtig sein, einen Einberufungsbefehl zu erhalten. — Bildhagen war durch und durch Soldat. Nicht eine Sekunde kam ihm der Gedanke, ob es eine Möglichkeit gebe, sich der von ihm voraussichtlich verlangten Dienstleistung zu entziehen. Nein! Wenn der Befehl zum Ausrücken kam, so mußte er reisen, das stand fest, daran war nicht zu rütteln und zu rühren — und daher war es notwendig, vorher alles in Ordnung zu bringen.

Im Salon der Maranie fand Günther die gewöhnlichen Gäste und die gewöhnliche ruhige Unterhaltung. Er wurde empfangen, wie man ihn seit Wochen empfing, von der alten Prinzessin mit herablassender Beugung des stolzen Hauptes, von den Italienern mit dem üblichen artigen Gruß, der seit dem Zweikampf mit Raimund etwas an Herzlichkeit gewonnen hatte; von den beiden jungen Mädchen, den Schwestern Irenens, mit freundlichem, unbefangenem Lächeln — verlegen hatte Bildhagen überhaupt noch kein Mitglied der italienischen Familie gesehen — und von Irenen mit dem verheißenden Blick, der ihn gestern abend bis in seine Träume verfolgt hatte. Wenn der Blick nicht von Liebe sprach, Liebe versprach, was konnte, was sollte er bedeuten? Doch zitterte Günther bei dem Gedanken, daß er dies nun bald aus ihrem Munde hören werde.

Er setzte sich, einem Zeichen ihrer Augen folgend, zu ihr, und schon nach wenigen Minuten steuerte er geradenwegs dem Ziele zu, das er sich vorgesetzt hatte. Er erzählte ihr von dem Briefe seines Vaters und daß er Paris bald, möglicherweise schon morgen verlassen werde.

„Sie wollen uns verlassen?“ fragte sie. Ihre Stimme war ganz ruhig, aber wie sie ihn anblickte, da glaubte er zu erkennen, daß sie bewegt sei.

„Ich habe keine Wahl,“ antwortete er leise; „ich muß zu meinem Regiment, wenn ich einberufen werde.“

„Sie müssen?“ unterbrach sie ihn. Ein Lächeln — Zweifel, Verwunderung, Spott — schwebte auf ihren Lippen.

Er blickte verlegen um sich. Niemand schien ihn und Irenen zu beobachten; aber es war ihm unmöglich, in der Nähe so vieler Zeugen sein Herz zu öffnen.

„Könnte ich doch einige Minuten mit Ihnen allein sein!“ sagte er bittend, dicht zu ihr gewandt, so daß sie allein seine Worte hören konnte.

Ihre Augen schweiften langsam über die Gesellschaft.

„Kommen Sie in den Garten!“ sagte sie mit heiserer Stimme. Sie erhob sich gelassen, durchschritt das Musikzimmer, trat auf den Balkon und stieg von dort die Treppe hinab in den stillen, einsamen Garten. Am Fenster des Musikzimmers saß Wendt, von der übrigen Gesellschaft abgesondert. Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt und saß in gebeugter Haltung wie ein alter, kraftloser Mann. Trotz des warmen Wetters hatte er einen Ueberrock lose über seine Schultern geworfen. Irene betrachtete ihn im Vorübergehen und lächelte seltsam; weder Wendt noch Günther bemerkten es. Jener hatte seinen Kopf dem Park zugewandt, und Günther ging hinter Irenen.

Im Garten herrschte bereits tiefe Dämmerung. Die Luft war schwer und schwül. Die blühenden Bäume dufteten stark. Die beiden jungen Gestalten gingen einige Minuten stumm neben einander her; von Zeit zu Zeit berührte ihre Schulter durch die Bewegung des Gehens mit kurzem, ganz leichtem, zufälligem Stoß seinen Arm. Als sie sich aus dem Lichtkreise des Hauses entfernt hatten, traten sie in den tiefen Schatten eines schmalen Ganges, aus alten, dicht belaubten Linden gebildet. Wieder fühlte er die leise Berührung ihrer Schulter. Er wagte es kaum, den Arm zu bewegen, und die Schulter blieb an demselben ruhen; und er empfand, zusammenschauernd, wie sie sich inniger anlegte.

Am äußersten Ende des dunklen Ganges erhob sich ein kleines Gartenhaus. Es war ein Lieblingsaufenthalt Irenens, in den sie sich manchmal zurückzog, wenn sie ungestört lesen oder ruhen wollte. Die anderen Mitglieder des Hausstandes betraten das einzige Zimmer, das der Pavillon enthielt, beinahe nie. Man betrachtete es als Irenens besonderes Gemach. Außer einem Schreibtisch und einer kleinen Bibliothek befanden sich darin nur noch einige einfache Möbel.

Günther und Irene hatten das Gartenhaus erreicht und waren vor der offenen Thür desselben stehen geblieben. Da legte Irene ihre Hand auf Günthers Arm und wiederholte leise:

„Sie wollen uns verlassen?“

„Wie könnte ich Sie verlassen wollen?“ erwiderte er traurig. „Wissen Sie nicht, daß Sie mir alles sind, alles, was mir das Leben teuer macht? Muß ich noch gestehen, was Sie ja längst erkannt haben, daß ich Sie liebe, unbeschreiblich liebe?“

Er sprach mit Inbrunst, aus tiefster Seele, er ergriff ihre Hand, die auf seinem Arm ruhte, und führte sie an seine Lippen und bedeckte sie mit Küssen — sie ließ es geschehen.

„Und Sie wollen uns verlassen?“ wiederholte sie tonlos.

„O Irene!“ sagte er. Es durchrieselte ihn heiß und kalt, er zitterte wie im Fieber; ohne zu wissen, was er that, legte er den Arm um den schlanken Leib und zog ihn leise an seine Brust. Sie folgte widerstandslos, sie atmete kurz und schwer. Er fühlte den Schlag ihres pochenden jungen Herzens, das Wogen ihrer Brust; langsam, stumm beugte sie das Haupt zurück und, die Augen geschlossen, bot sie den heißen Mund zum Kusse dar.

„Und Sie wollen mich noch verlassen?“ fragte sie nach einer langen Pause.

„Um bald wiederzukehren, Irene, um Sie mein zu machen, mein für ewig, um Sie nie wieder zu verlieren!“

„Jetzt wünsche ich, daß Sie bleiben!“ sagte sie kurz.

„Das kann ich nicht!“

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich es wünsche — daß ich darum bitte — daß es notwendig ist — daß Sie es sollen — daß Sie es müssen! Sie müssen bleiben, hören Sie mich? Ich verlange es!“

Sie sprach mit unterdrückter, aber leidenschaftlich erregter Stimme.

„Ich kann es nicht!“

Sie näherte sich ihm wieder. Sie legte ihre beiden Hände um seinen Nacken und zog seinen Mund noch einmal an ihre Lippen.

„Günther, ich bitte Dich, bleibe! Wenn Du mich liebst, so wirst Du bleiben!“

„Um Gottes willen, Irene, glauben Sie mir, ich kann es nicht!“

„Sie können nicht? Nein, Sie wollen nicht!“

Sie ließ die Hände sinken, wandte sich und ging schnellen Schrittes dem Hause zu. Er war an ihrer Seite. Aber wie er auch flehte und bat, nicht ein Wort, nicht einen Blick konnte er von ihr erhaschen, und als er ihre Hand ergreifen wollte, zog sie sie unwillig und schnell zurück. Am Fuße der Treppe blieb sie einen Augenblick stehen; sie strich mit beiden Händen über ihr glattes dunkles Haar, und dabei sah sie ihn fragend und streng an, als richte sie noch einmal stumm die Aufforderung an ihn, sich ihrem Wunsche zu fügen; aber er blieb fest. Er war wieder ruhiger geworden.

„Es ist unmöglich,“ sagte er traurig und verzweifelt, „es wäre eine Feigheit. Verlangen Sie es nicht von mir!“

Da wandte sie sich achselzuckend ab und stieg die Treppe hinauf. Sie durchschritt wieder das große Musikzimmer, in dem Wendt noch immer in derselben Stellung saß, in der die beiden ihn vor einer halben Stunde verlassen hatten. Er wandte nicht einmal den Kopf nach ihnen.

Irene trat langsam und gelassen in das Empfangszimmer und ließ sich dort auf ihrem alten Platze neben einem kleinen Tische nieder, auf dem eine hohe Lampe brannte. Das durch einen farbigen, breiten Schirm herabgeschlagene Licht fiel hell auf ihr Antlitz. Es war bleich und still, wie Günther es immer gesehen hatte; aber der freundliche, herzliche Zug auf demselben, der ihn seit einigen Tagen beglückt, war verschwunden. Streng und kalt blickte sie vor sich hin.

Günther war im dunklen Musikzimmer stehen geblieben. Er hatte nicht den Mut, sich in diesem Augenblick der zahlreichen im Nebenzimmer versammelten Gesellschaft zu zeigen. Er betrachtete Irenen, und das Herz wurde ihm schwer. Aus dem strengen Munde mit den fest zusammengepreßten, schmalen Lippen durfte er keine gute Antwort auf sein Flehen um ihre Liebe erhalten. Sollte er ihr gehorchen? Sollte er bleiben? Nein, das war unmöglich! Sollte er auf Irenen, auf sein ganzes Glück verzichten? Er wußte keinen Rat. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Wendt, der bis dahin unbeweglich am Fenster gesessen hatte, wandte langsam den Kopf und musterte die von dem Licht des Empfangszimmers schwach beleuchtete Gestalt Günthers. Nach einer Weile erhob er sich und trat zu diesem heran.

„Sie haben mich nicht hören, Sie haben mir nicht glauben wollen! Hatte ich nicht recht?“

Günther antwortete nicht.

„Was ist geschehen?“ fragte Wendt weiter.

„Ich werde Paris morgen oder übermorgen verlassen müssen,“ antwortete Bildhagen.

„Warum?“

Der andere sprach kurz von dem Briefe seines Vaters und von dem erwarteten Einberufungsbefehl.

„Sie haben es ihr mitgeteilt?“

„Ja!“

„Was sagte sie dazu?“

Günther schwieg.

„Sie verlangt, daß Sie bleiben. Natürlich! Was kümmert sie Ihre Ehre ... Werden Sie ihr gehorchen?“

Günther bemerkte gar nicht, daß ihm in diesem Augenblick ein Geheimnis entrissen wurde.

„Ich kann es nicht!“ antwortete er trostlos.

Wendt ergriff seine Hand und drückte sie leise und herzlich.

„Junger Freund,“ sagte er eindringlich, „es gibt in jedem Leben nur einen geraden Weg bis zum Ende! Liebe, wer davon abweicht!“

Günther bedeckte sich die Augen mit der Hand, dann trat er an das Fenster und blickte in die stille, warme Nacht hinaus. Er erkannte die lange Doppellinie der hohen Bäume, welche den schmalen Gang bildeten, in dem er vor wenigen Minuten sein Glück zu halten gewähnt hatte. — Und jetzt wäre es ihm entschwunden? Er wollte, er konnte den Gedanken nicht ausdenken. Er trat in das Zimmer zurück, näherte sich dem Klavier und schlug gedankenlos einige leise Akkorde an. Irene wandte den Kopf und lauschte; dann, als die Musik wieder verstummt war, erhob sie sich und trat in das angrenzende Zimmer, in dem Günther und Wendt sich befanden.

„Spielen Sie das kleine, traurige Lied, das ich gern höre,“ sagte sie.

„Mein Arm ist noch etwas ungeschickt,“ antwortete er, „aber ich will es versuchen.“

„Und damit wollen Sie reisen, reiten, kämpfen?“ sagte sie spöttisch.

Er antwortete nicht. Er hatte sich gesetzt und begann das Lied. Er spielte es leise, sanft, in

vollen Accorden und schönen Harmonien, mit schwachem, unendlich wehmütigem Ausdruck.

Sie legte, unbekümmert um Wendt, der wieder an das Fenster getreten war, aber sein Gesicht dem Spielenden zugewandt hatte, ihre Rechte auf Günthers Haupt. Langsam glitt die Hand hinunter und berührte seine Stirn, seine Augen, den Mund; dort blieb sie an seinen Lippen haften; dann legte sich die Hand einen Augenblick leidenschaftlich fest auf seinen Mund, gleichsam wie eine Erwiderung auf seinen Kuß, und gleich darauf wurde sie schnell losgerissen und zurückgezogen. Irene murmelte einige unverständliche Worte.

„Was sagten Sie?“ fragte Günther erregt; aber sie antwortete nicht und entfernte sich schnell durch eine Thür, die, ohne das große Empfangszimmer zu berühren, auf den Flur und von dort nach den anderen Teilen des Hauses führte. — Günther folgte bald auf demselben Weg, um sich nach seiner Wohnung zu begeben, nachdem er von dem alten Wendt durch einen stummen Händedruck Abschied genommen hatte.

Am nächsten Morgen erhielt Günther das erwartete Telegramm. Sein Vater teilte ihm mit, der Einberufungsbefehl sei soeben abgegeben worden. Die Depesche enthielt weiter kein Wort. Der alte Herr war berechtigt, als selbstverständlich anzunehmen, daß sein Sohn der an ihn ergangenen Aufforderung unbedingt und ohne weiteres folgen würde; auch irrte er sich darin nicht. Es kam Günther nicht einen Augenblick der Gedanke, seine Abreise von Paris um seiner Liebe willen auch nur zu verzögern, geschweige denn einzustellen. Aber er hatte noch einen freien Tag vor sich. Er konnte Paris erst am Abend verlassen. Die nächsten Stunden gehörten noch ihm! Er durfte und wollte sie benützen. Er sandte einige Zeilen an Irenen mit der Bitte, ihm die Gnade zu erweisen, ihn im Laufe des Tages, vor sechs Uhr nachmittags, zu empfangen; er müsse am Abend abreisen, und es sei sein sehnlichster Wunsch, sie vorher zu sehen, persönlich von ihr Abschied zu nehmen. Der Bote, den er beauftragt hatte, auf Antwort zu warten, kam mit dem mündlichen Bescheide zurück: „Es wäre gut!“

„Wem haben Sie den Brief gegeben?“ herrschte Günther den Mann an.

„Einem Diener.“

„Nun?“

„Er hat den Brief hineingetragen und ist nach wenigen Minuten zurückgekommen und hat mir gesagt, es wäre gut.“

Günther stand einige Minuten ratlos.

„Sind Sie rasch gekommen?“

„So rasch ich konnte, gnädiger Herr!“

„Hier ist ein Trinkgeld für Sie. Nun laufen Sie schnell nach dem Hotel Brö zurück und sagen Sie demselben Diener, den Sie gesprochen haben, es sei Ihnen unterwegs eingefallen, daß Sie beauftragt worden wären, eine schriftliche Antwort zurückzubringen. Sie bäten darum. Und wenn Sie sie mir bringen, so bekommen Sie zwanzig Franken.“

Der Mann eilte die Treppe hinunter. Günther, der ihm aus dem Fenster nachblickte, sah ihn sich in schnellem Lauf entfernen. Nach einer Weile, die dem Harrenden unendlich lang erschien, kehrte der Bote zurück — mit leeren Händen.

„Unmöglich, eine Antwort zu bekommen, gnädiger Herr!“ brachte er mit fliegendem Atem hervor. „Ich habe den Diener bewegt, zweimal hineinzugehen. — Mein Stand ist seit Jahren an der Ecke der Rue Billault. Der Diener kennt mich und hat mir schon manchen Auftrag gegeben. Ich habe ihm gesagt, ich könnte ein gutes Trinkgeld verdienen, er möchte mir dazu behilflich sein. Das zweitemal kam er mit dem Bescheide zurück, die gnädige Frau sei ungeduldig geworden und habe ihm die Thür gewiesen; es gäbe weiter keine Antwort auf den Brief als — es wäre gut.“

Der Savoyarde berichtete eifrig und ausführlich im scharfen Dialekt seiner Heimat. Er wollte von den in Aussicht gestellten zwanzig Franken wenigstens einen Teil verdienen. Günther gab ihm die volle Summe. Der Dienstmann war ganz verwirrt.

„Ich stehe dem gnädigen Herrn stets zu Diensten, — wann der gnädige Herr befehlen.“

Günther machte ihm ein Zeichen, daß er allein zu sein wünschte, und der Mann entfernte sich mit tiefen, ungeschickten Verbeugungen.

Es war zehn Uhr morgens. Man frühstückte um zwölf Uhr im Hotel Brö. Günther nahm sich vor, um diese Stunde zu Irenen zu gehen. Er würde sie zwar in Gesellschaft inmitten ihres zahlreichen Hausstandes, unter den Augen der aufwartenden Dienerschaft sehen — aber er würde sie sehen. Das war zunächst die Hauptsache.

Nahmen die zwei Stunden kein Ende? Wartete er wirklich erst seit einer Stunde? War die Uhr nicht stehen geblieben? Er hielt sie ans Ohr: „Tiktak!“ Unbegreiflich! Da wurde schüchtern bei ihm angeklopft. Günther sprang an die Thür. Was erwartete er? Irenen vielleicht? — Verliebte sind verrückt! Wenigstens ein Lebenszeichen von ihr, die ersehnte Antwort auf seinen Brief! Das breite rote Gesicht des Savoyarden glotzte ihm entgegen.

„Gnädiger Herr!“

„Nun, haben Sie Antwort?“

„Nein, gnädiger Herr! Aber soeben, vor einer Minute, sind die Herrschaften aus dem Hotel Brö davongefahren: zwei Wagen: im ersten saßen die Prinzessin und die Marquise und die zwei jungen Damen, die Schwestern der Marquise; im zweiten vier Herren, die im Hotel Brö wohnen, drei Auswärtige, Verwandte der Prinzessin, glaube ich, der vierte, der kleine alte Herr, der Sekretär der Frau Marquise. Ich sagte mir, es könnte dem gnädigen Herrn vielleicht daran liegen, es zu wissen, und deshalb bin ich hergelaufen.“

„Wohin sind sie gefahren?“

„Ich werde mich sogleich erkundigen, gnädiger Herr; ich wollte Ihnen nur zunächst Nachricht bringen. In zehn Minuten bin ich wieder hier.“

In seinem Diensteifer hatte der Mann die Thür schon wieder in der Hand.

„Ich werde selbst gehen,“ sagte Wildhagen.

Er that es auch, aber ohne Erfolg.

Alles, was er feststellen konnte, war, daß die Herrschaften aufs Land gefahren seien — nach Saint-Germain, meinte der Portier — und wohl erst spät zurückkehren würden, denn der Koch sei für den ganzen Tag beurlaubt worden.

Der besondere Diener der Marquise, der dem Baron Wildhagen gewogen war, weil dieser, einer schlechten deutschen Gewohnheit gemäß, die jedoch bei der französischen Dienerschaft großen Anklang fand, das Haus selten verließ, ohne diesem oder jenem ein paar Franken in die Hand gedrückt zu haben — wiederholte Günther, was ihm bereits durch den Dienstmann berichtet worden war. Er, der Diener, sei es gewesen, der den Brief des Herrn Baron der Frau Marquise übergeben, sie habe ihn auch sofort gelesen und dann einfach gesagt: „Es wäre gut!“ Einen andern Bescheid hätte er auch später nicht erhalten können.

Günther hätte gern erfahren, wie die Marquise beim Lesen des Briefes ausgesehen, in welchem Tone sie gesprochen habe. Es war ihm jedoch unmöglich, den Diener auszuforschen; er hätte sich dessen geschämt, aber er gab ihm ein letztes reichliches Trinkgeld, und der kluge Diener, der gewisse Seiten des menschlichen Herzens in jahrelangem Verkehr mit schönen, vornehmen und schönen, nicht vornehmen Frauen recht gut kennen gelernt hatte, hielt sich für verpflichtet, als Gegenleistung für das Trinkgeld noch einiges zu berichten. Wildhagen zog sich während der Zeit langsam die Handschuhe an und blickte gleichgiltig umher, als ob ihn die Sache nichts anginge; aber er verlor kein Wort von dem, was der Diener sagte, und erwog nachher noch jede Silbe.

„Die gnädige Frau hatte wohl schlecht geruht, sie war übler Laune; ich wußte es schon am frühen Morgen durch die Kammerzofe. Sie öffnete den Brief schnell und zerriß dabei das Couvert; sie las ihn erst hastig durch und dann noch einmal langsam und mit Aufmerksamkeit. Sie dachte etwa eine halbe Minute nach und näherte sich dem Schreibtisch, so daß ich glaubte, sie werde den Brief beantworten; aber nach kurzem Nachdenken sagte sie, wie ich bereits die Ehre hatte zu melden: „Es wäre gut!“ Und dieselben Worte wiederholte sie mit größerer Bestimmtheit und einiger Ungeduld, als ich später noch zweimal um schriftlichen Bescheid anfragte. Gleich nachdem dies zum letztenmale geschehen war, begab sich die gnädige Frau zur Prinzessin, mit der sie wohl den Ausflug nach Saint-Germain verabredete, denn als sie aus dem Zimmer der Prinzessin wieder herausstrat, beauftragte sie mich, die Wagen zu bestellen. Bei der Abfahrt sah die gnädige Frau sehr heiter und wohl aus.“

„Ich reise heute ab,“ sagte Wildhagen, und er bemühte sich, in gleichgiltigem Tone zu sprechen. „Sollte die Frau Marquise vor acht Uhr zurückkehren, so benachrichtigen Sie mich, damit ich mich ihr persönlich empfehlen kann. Ich werde von sechs Uhr ab in meiner Wohnung sein.“

„Ich werde den Auftrag genau ausführen; der gnädige Herr können sich auf mich verlassen.“

Wildhagen trat langsam den Rückzug an. Er wußte sich von dem Kammerdiener beobachtet und er war bemüht, auch diesem gegenüber gute Haltung zu bewahren, aber es gelang ihm nicht, den erfahrenen Mann zu täuschen.

„Der hat sich ordentlich die Flügel verbrannt,“ sagte der lange Jean vor sich hin. „Schade! Er ist ein liebenswürdiger Mensch; aber er wird schon wiederkommen! Qui a bu, boira.“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien.

Seit diesem Frühjahr weilt in Europa ein erlauchter Monarch, dessen Ankunft eine Neugier hervorrief, die sich in Frankreich und in Deutschland alsbald in allseitige Sympathie verwandelte: der Beherrscher eines Landes, welches in seinen weiten Schoß ländliche Provinzen vom Umfang des deutschen Reiches einnehmen könnte, der einzige Monarch in der republikanischen neuen Welt, Dom Pedro II. von Brasilien.

Mancher Schaulustige mag ein glänzendes, mit Diamanten geschmücktes Gefolge nebst fürstlichem Troß wie dem Schah von Persien erwartet, manches leere Knopfloch auf den baldigen bunten Schmuck sich gefreut haben. Das Kaiserpaar von Brasilien, den Kundigen als jeglichem Prunk abhold wohlbekannt, hat diese Erwartungen getäuscht: ein Kammerherr und eine Hofdame der Kaiserin (Vicomte und Vicomtesse de Carapebüs), der Kammerherr Vicomte de Nioac und der Leibarzt Vicomte de Maria Maia haben allein Dom Pedro und seine erlauchte Gemahlin nach Europa begleitet. Die Dienerschaft dieser großen Familie ist nicht zahlreich.

Dom Pedro II., geboren am 2. Dezember 1825, ist ein Enkel des von Napoleons Heeren nach Brasilien geflüchteten Königs von Portugal Johann VI. Der Nachfolger desselben in Brasilien kreuzte dem seit dem amerikanischen Befreiungskrieg und der Revolution erwachten Streben nach nationaler Selbständigkeit nicht widerstehen. Als Prinzregent stellte er sich darum an die Spitze der Emanzipationsbewegung und wurde 1822 zum Kaiser des neuen Reiches gekrönt. Schon 1831 dankte Dom Pedro I. zu Gunsten seines sechsjährigen Sohnes ab, welcher seit nunmehr sechsundfünfzig Jahren die Kaiserwürde bekleidet. Als Sprosse des Hauses Braganza, durch seine Mutter, die eine Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich und Schwester der Gattin Napoleons war, und durch seine Heirat mit einer Tochter des Königs Franz von Sizilien ist Dom Pedro II. mit fast allen regierenden und gestürzten Dynastien Europas verwandt und verschwägert. Er ist Neffe Napoleons und Schwager des Prinzen von Joinville. Von vier Kindern ist noch die älteste Tochter Donna Isabella, dermalen Reichsverweserin in Brasilien, am Leben; dagegen hat das Kaiserpaar sieben Enkel, deren ältester, Dom Pedro von Sachsen-Koburg, die Reise nach Europa mitmacht.

Nach der brasilianischen Verfassung — sie ist die älteste nächst denen von England und Frankreich und bei weitem die freisinnigste — hat der Kaiser, dessen Thron nach dem Rechte der Erstgeburt ohne Rücksicht auf Geschlecht sich vererbt, den Titel: „Imperador constitucional e defensor perpetuo do Brazil“. Diese Bezeichnung führt Dom Pedro mit vollem Recht, nicht allein der ruhmvoll bewährten Bürgertugend halber, deren Schutz eine allgemeine und bedingungslose Amnestie verkündete, nicht allein wegen des Sieges im greuelvollen Kriege mit Paraguay und Diktator Lopez (1865 bis 1870), an dessen Folgen die Finanzen Brasiliens noch auf Menschenalter hinaus leiden werden, sondern wegen seiner denkwürdigen Reformen auf dem Gebiete der Kultur und der Humanität. Im gleichen Jahre, da der deutsch-französische Krieg sein Ende fand, konnte Dom Pedro das von den Kammern durchberatene Sklavengesetz erlassen. Obschon bei der Indolenz der eingeborenen Farben der landwirtschaftliche Betrieb auf Sklavenarbeit beruht, wurden alle vom Datum des Gesetzes an von Sklavinnen geborenen Kinder für frei erklärt und würdige Sklaven aus einem besonders errichteten Fonds losgekauft. Derselbe besitzt gegenwärtig sechsundzwanzig Millionen Mark und hat fünfzehntausend Menschen die Freiheit erkauft, während die Privatinitiative in den letzten zehn Jahren der Regierung Dom Pedros mehr als sechzigtausend Sklavenseelen freikaufte, ohne daß wie in Nordamerika der Abgang durch Einwanderung freier Arbeitskräfte ausgeglichen werden konnte. Jetzt leben in Brasilien nur noch etwa sechsmalhunderttausend

Sklaven. Außerdem wird eine Reihe liberaler Neuerungen, wie das Wahlgesetz, das Ehegesetz, das wegen der Entfernungen noch nicht durchführbare Schulzwanggesetz die Regierung Dom Pedros den künftigen Geschlechtern als einen ragenden Markstein in Brasiliens Geschichte bezeichnen. Seiner klugen, vermittelnden Politik ist die Erhaltung der Monarchie und der Ordnung inmitten eines von der unumschränkten Preßfreiheit geförderten Parteigetriebes zu verdanken: ohne ihn wäre das Reich wohl in einzelne Föderativstaaten zerfallen. Den trostlosen wirtschaftlichen Zuständen vermag indessen auch der gute Wille des Kaisers nicht aufzuhelfen. Mulattenwirtschaft und Negerblut haben dem Charakter der Bevölkerung ihren Stempel zu tief aufgedrückt und ihren unheilvollen Einfluß auf allen Gebieten geltend gemacht.

Auf die persönliche Achtung, die Dom Pedro in Brasilien genießt, auf seine wissenschaftlichen und humanitären Bestrebungen, seine fast gesucht einfache Lebensweise in einem Lande, von bedenklicher Moralität dürfte diese gesicherte Stellung hauptsächlich zurückzuführen sein. Bürgerlich, ja kleinbürgerlich einfach lebt das Kaiserpaar in Rio de Janeiro und im reizenden Sommeraufenthalt Petropolis. Die Anspruchslosigkeit und Leutseligkeit des gelehrten Fürsten und seiner Gemahlin haben selbst in Deutschland und zunächst im Lande des schlichten und menschenfreundlichen Großherzogs Friedrich von Baden großen Eindruck gemacht. Fürstliche Pracht ist am brasilianischen Hofe unbekannt. Zweimal wöchentlich öffnet sich das kaiserliche Palais zu bestimmten Stunden für jeden Hoffähigen: Dom Pedro und Donna Theresa halten jour fixe und haben für jeden Besucher ein freundliches Wort. Bei all seiner Sparsamkeit gibt das Kaiserpaar von der bescheidenen Zivilliste — zwei Millionen Franken, während Napoleon III. zwölf bezog — für Wohlthätigkeitszwecke, für Spitäler, Schulen und dergleichen einen sehr bedeutenden Bruchteil aus. Wo die zerrütteten Staatsfinanzen eine Ausgabe von öffentlichem Nutzen nicht gestatten, tritt die kaiserliche Privatschatulle bereitwilligst ein. So besitzt die Reichshauptstadt ein Gymnasium Dom Pedro II., ein Blinden- und Taubstummeninstitut, eine mit den neuesten und kostspieligsten Lehrmitteln ausgestattete medizinische Fakultät, ein großartiges Krankenhaus mit zweitausend Betten (Casa da Misericordia), welche sämtlich aus der Privatkasse des Monarchen ansehnliche Subsidien erhalten, während seine edelgesinnte Lebensgefährtin in der halb deutschen Villenstadt Petropolis, die acht Monate hindurch den Hof in ihren Mauern sieht, ein großes Spital und mehrere mildthätige Anstalten gegründet hat und mit Zuschüssen versieht. Auch für Erbauung protestantischer Kirchen hat der katholische Kaiser Beiträge gegeben.



Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien.

Mit diesem Wohlthätigkeitssinn geht bei Dom Pedro ein außerordentlich reges Interesse für alles, was irgendwie mit Kunst und Wissenschaft zusammenhängt, eine auffallende Vorliebe für den Verkehr mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten Hand in Hand. Jedermann erinnert sich des Besuches, den er im Jahre 1878 dem französischen Dichter Victor Hugo abstattete, wobei ihn dieser in seiner pomphaften Art als Enkel Marc Aurels begrüßte. Auch in Baden-Baden verkehrte Dom Pedro in zwanglosester Weise mit hervorragenden Männern aller Nationen und verschmähte es nicht, Leute in bescheideneren Lebensstellungen bei sich zu empfangen. Keine Sammlung, keine Gemäldegalerie, kein Maleratelier, kein Denkmal entgeht dem stets nach neuen geistigen Anregungen suchenden Monarchen. In seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre besitzt er einen jugendlichen Wissensdurst; ein junger deutscher Orientalist, Dr. Chr. Seybold, muß selbst auf Reisen zwei Stunden täglich mit seinem grauhaarigen Schüler Hebräisch, Arabisch, Sanskrit und dergleichen treiben. Für Naturwissenschaften hat Dom Pedro eine besondere Neigung. Allmonatlich präsidiert er im kaiserlichen Palast den Sitzungen des von ihm gegründeten historisch-geographisch-ethnographischen Instituts zu Rio; unter dem Namen Dom Pedro d'Alcantara steht er auf den Mitgliederlisten mehrerer europäischen Gelehrtenkörperschaften und machte diesen Sommer in Paris von seinen Mitgliederrechten so freien Gebrauch, daß er seinen Enkel und Begleiter Dom Pedro, den ältesten Sohn seiner 1871 verstorbenen Tochter Leopoldine, in die Académie des Sciences einführte. Dort hielt der einundzwanzigjährige Prinz, welcher am Polytechnikum zu Rio ernste Studien und die vorschriftsmäßige Abgangsprüfung gemacht hat, einen Vortrag über die Kristallographie einiger heimatlichen Mineralien.

Eine hervorragende musikalische Begabung hat Dom Pedro II. von seinem Vater geerbt. Dieser ist mehrfach als Komponist aufgetreten und hat unter zahlreichen Kompositionen auch eine „Hymne de l'indépendance du Brésil“ verfaßt; freilich äußert sich der ewig mäkelnde Börne in den „Pariser Briefen“ nicht besonders liebenswürdig über eine an der



General Morgan

Jahresversammlung der theosophischen Brüder zu Adyar. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Digitized by Google

italienischen Oper gespielte Ouverture à grand orchestre des ersten brasilianischen Kaisers. Wie dem auch sei, Dom Pedro II. hat die Wagnerverehrung wirksam gefördert und der Eröffnung des Bayreuther Theaters persönlich beigewohnt. In Baden-Baden wurden auf seinen Wunsch „Tannhäuser" und „Der fliegende Holländer" in kurzen Zwischenräumen gegeben; in einem vom Kurkomite zur Verfügung gestellten Musiksaal wurde unter persönlicher Teilnahme des kunstsinnigen Fürsten die brasilianische Nationalhymne und der Unabhängigkeitstanz vom Kurorchester eifrig einstudiert.

Diese Vielseitigkeit und Regsamkeit auf allen Gebieten des geistigen Lebens ist um so höher anzuschlagen, als das sonst glücklich veranlagte, durch Indifferentismus in geistigen Dingen bekannte Volk Brasiliens nach einer oberflächlichen Tünche die Bildung für abgeschlossen erachtet. Der Einfluß des hoch-

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Papa: „Hier stelle ich Ihnen meinen kleinen Erben vor — Fleisch von meinem Fleisch!"
Mama: „Und Bein von meinem Bein!"



„Ich sage Dir, mein Schwiegervater hat Geld — sogar die Streichhölzer sind bei ihm aus Mahagoni."
„Das ist gar nichts, mein Alter gebraucht grundsätzlich nur Streichhölzer aus Eichen geschnitzt!"



„Nun, Herr Rittmeister, wie ist die Schwadronsbesichtigung ausgefallen?"
„Danke, Herr Graf, alles famos, sehr famos — nur die Kritik war schlecht."



„Mama, ist Lisette noch jung?"
„Ja, mein Kind."
„Aber ein Kind ist sie doch nicht mehr!"
„Nein —"
„Dann ist der Onkel aber dumm, der vorhin zu Besuch da war, auf dem Korridor sagte er zu ihr, sie wäre ein herziges Kind!"



„Bei dem Hausball, den wir übermorgen geben, hoffe ich, daß Sie tüchtig bei der Hand sind und überall, wo es not thut, mithelfen, Anna!"
„Ja, gnädige Frau; aber das sage ich Ihnen gleich: ich kann bloß Walzer und Schottisch tanzen!"



Dame: „Wer ist denn der freundliche, zuvorkommende Bedienstete, mit dem ich gerade gesprochen? Ich habe mich schon einige Male ausgezeichnet mit ihm unterhalten."
Alter Thorhüter (in ängstlicher Wahrung seines Irrenhausmonopols): „Der da, Madame? Das ist der Oberwärter in der Tobsuchtsabteilung."
Dame: „Um Gottes willen, Mann, laßt mich hinaus — laßt mich hinaus!"

gebildeten Monarchen auf das gesamte Unterrichtswesen wird darum auch gebührend geschätzt.

Günstig für Fürst und Volk spricht der Umstand, daß Dom Pedro ohne weiteres sein Land auf ein Jahr und länger verlassen und der präsumtiven Thronerbin, Donna Isabella, die mit dem Grafen von Eu, Feldmarschall der brasilianischen Armee, verheiratet ist, ruhig überlassen konnte, um in Europa nur seiner Erholung zu leben.

Den längsten Aufenthalt nahm der Kaiser von Brasilien diesen Sommer im herrlichen Baden-Baden; unerwartet traf er in den ersten Augusttagen daselbst ein, obschon die Pariser Blätter von Vichy oder Karlsbad gesprochen hatten. Die Kur im großherzoglichen Friedrichsbad, unter des Badearztes, sowie seines Leibarztes Aufsicht, größere und kleinere Spaziergänge auf dem paradiesischen Stückchen Erde haben die erschütterte Gesundheit des Kaisers gefestigt. Rüstig verließ er nach Kaiser Wilhelms Ankunft nur nach zweimonatlichem Aufenthalt die Königin der Bäder. Anspruchslos wie in Brasilien war

Digitized by Google

auch seine Lebensweise in Baden-Baden. Jeden Morgen ging Dom Pedro in Begleitung des Vicomte de Nioac und seines Leibarztes zu Fuß ins Friedrichsbad, um gegen halb zehn ins „Hotel Stefanie" zurückzukehren. Nach dem Familienfrühstück, an welchem stets die Herren des Gefolges, manchmal auch ihre Angehörigen teilnahmen, war die Zeit bis zum Nachmittagskonzert den Studien und Audienzen, mitunter auch einem Spaziergang gewidmet. Fast jeden Abend, wenn keine Theatervorstellung stattfand, lustwandelte der hohe Kurgast zwanglos unter dem Badepublikum vor dem Konversationshaus oder saß während des Konzerts, von den meisten unerkannt, unter der Kolonnade. Den stattlichen alten Herrn in schwarzer Kleidung mochte man eher für einen deutschen Hofrat in Urlaub als für einen Potentaten halten, zumal wenn man seine leutselige Unterhaltung mit den Begleitern anhörte. Tritt man dem gelehrten Kaiser näher — wir hatten am 3. September die Ehre, in nahezu einstündiger Unterredung bei Dom Pedro zu weilen — so ist der erste Eindruck der einer herzgewinnenden Freundlichkeit, welche jede Befangenheit verscheucht. Das mächtige, am Scheitel fast kahle Haupt ist leicht auf die Brust geneigt. Unter der hoch gewölbten, tief gefurchten Stirn blickt ein blaues Augenpaar hervor, dessen milder Ausdruck an den Blick Kaiser Wilhelms erinnert; das ausdrucksvolle, schön geformte Antlitz, auf welchem das Alter und die überstandene Krankheit mit eherner Hand tiefe Spuren eingegraben, hat seine frische Farbe wieder erlangt, zu welcher der schneeweiße, wohlgepflegte wallende Vollbart trefflich paßt. Mit Gewandtheit drückt sich Dom Pedro in mehreren Sprachen aus; am liebsten gebraucht er aber bei zwanglosen Gesprächen mit Ausländern das Französische. Das einmal in Angriff genommene Thema der Unterhaltung wird ohne große Abschweifungen erschöpfend behandelt, dann erst stellt der wißbegierige Kaiser allerlei nebensächliche Fragen, deren Zusammenhang mit dem ursprünglichen Gegenstand der Befragte erst nachträglich erkennt. Seine persönlichen Erinnerungen an Victor Hugo, welche Dom Pedro mit sichtlicher Freude auffrischte, seine Mitteilungen über die Entstehung einzelner Dichtungen des vielgeschmähten Lyrikers werden mir ebenso unvergeßlich sein wie jeder kleinste Umstand der ganzen Audienz, deren ungewöhnliche Ausdehnung ich erst bemerkte, als ich am Thor des Hotels Stefanie nach der Uhr sah.

Unsere Abbildung ist nach der neuesten Aufnahme wiedergegeben, welche der bekannte Hofphotograph Hermann Witte in Baden-Baden von Dom Pedro II machen durfte. Namentlich der Gesichtsausdruck darf als sehr glücklich getroffen bezeichnet werden. Das Bild wurde — auch ein Zeichen der Popularität des liebenswürdigen Monarchen — in den Buchhandlungen der Badestadt in großer Zahl verkauft.

Prof. Dr. Joseph Sarrazin.

Eine Kronprinzeß als Tonangeberin der Mode.

Neben der unvergleichlichen Wiener Taille und der Vornehmheit des Wiener Hutes besitzt auch die Frisur der Wienerin den Reiz besonderer Distinktion. Die alljährlich vor Beginn der Saison veranstalteten Ausstellungen der Wiener Haarkünstler genießen im Publikum und der Tagespresse eine Anteilnahme, welche den norddeutschen Damen kaum verständlich erscheint und den Beweis liefert, welch hohen Wert man in der Kaiserstadt an der Donau auf die Bedeutung einer eigenen Mode legt. Die barocke Laune des kurz geschorenen Knabenkopfes, welchen die pikanten Damen vom Gymnase und Théâtre-Français in der letzten Saison zum Kennzeichen der Mondaine machten, die einfache Zierlichkeit des englischen Catoganzopfes, den die Mode jenseits des Kanals den Braddonschen Mädchenidealen angepaßt, sind in Wien nur ganz vereinzelt aufgenommen worden. Hier hat man seine eigenen Haartouren erfunden und von jeher außerordentlich rasch in Aufnahme gebracht. Es gehören nur wenige Tage dazu, damit an einer neu geschaffenen Frisur, deren Abbildungen von der Genossenschaftskanzlei der Friseure sofort in großen Auflagen unentgeltlich verbreitet werden, die verschiedensten Gesellschaftsschichten den gleichen Geschmack gefunden haben. Man sieht sie mit einem Schlage in den Logen der vornehmsten Familien in der Oper oder der Burg, in den à la Daumont bespannten Hofequipagen, welche die große Praterallee hinausfahren, und kann ihnen in genau derselben Eleganz und Korrektheit auf den lustigen Bällen begegnen, welche die leichte Zunft der berühmten Vorstadtwäschermadeln vereinen.

Es ist nicht allein das loyale Herz des treuen „Weaners" daran zu erkennen, daß er seit den letzten Jahren seine liebenswürdigsten und hübschesten Modeneuheiten mit dem Namen seiner reizenden und populären Kronprinzessin auszustatten sich gewöhnt hat und die gesamte Wiener Mode gegenwärtig eine Stefanie-Huldigung zu sein scheint; — der Geschmack und die praktische Initiative der Kronprinzessin hat in den letzten Jahren außerordentlich an der Aushilfe der verschiedensten darniederliegenden Industrien mitgewirkt. Als die Vorliebe für das ungarnirte englische Kostüm die Passementeriebranche zu einem Notschrei berechtigte, war sie es, die in den glänzendsten Bestellungen für ihre Person den Ton zu einer Modewendung angab, welche die Wiener Mode auch in der heurigen Saison wieder mit dem Reiz ganz besonderer Eigenart ausstatten wird. Die nationale Spitzenindustrie verdankt ihrer Modeführung nach harter Zeit einen neuen Aufschwung. Auch der Wiener Friseur dankt ihrem Geschmack nicht allein den Impuls zu ästhetisch feinerer Behandlung der Coiffure, sondern zugleich eine wichtige Belebung des Handels mit Haarartikeln. Der vorjährigen Stefanie-Frisur, welche ganz kurz und hoch gehalten war und bei gelockten Stirnwellen aus gerollten, in Bogenform nach rückwärts gesteckten Haarsträhnen bestand, ist als neueste Wiener Mode und eigenste Modeschöpfung der Kronprinzessin für diese Saison das einfache Arrangement gefolgt, welches an unserem kleinen, die hohe Gründerin selbst darstellenden Modebilde zu sehen ist. Als die Kronprinzessin zuerst mit den in größter Einfachheit um den Kopf geschlungenen Flechten erschien, mit ihr ihre Damen, sowie die Erzherzogin Dorothea, deren anmutiger Kopf nicht minder sich für diese Frisur eignet, wurde in der Versammlung der Wiener Friseure diese Haartracht unter dem Namen Stefanie-Kronzopf unter jubelnder Zustimmung der Versammlung zur neuesten Wiener Mode für die bevorstehende Saison erklärt und wird als solche in gewohnter Weise Eingang in die ganze moderne Damenwelt finden. S.



Kronprinzessin Stefanie und Erzherzogin Dorothea von Oesterreich in der neuesten Wiener Modefrisur.

Die theosophische Bewegung in Indien.

Von

Ernst von Weber.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Hiezu das Bild Seite 81.)

Es ist eine unseren Geschichtskundigen wohlbekannte Thatsache, daß über dem alten Wunderlande Indien schon vor drei bis vier Jahrtausenden eine helle und wohlthätige Kultursonne leuchtete und daß hochgebildete Denker und Dichter dort ein reges Geistesleben entfalteten zu einer Zeit, als unser Europa noch in tiefster geistiger Finsternis schlummerte, seine spärlichen Bewohner noch in Pfahlbauten hausten und keine anderen als steinerne Werkzeuge zu ihrem Gebrauche hatten. Es folgten dann später für Indien lange Jahrhunderte innerer Kämpfe, und in dieser Periode der nationalen Versunkenheit wurde es schließlich fremden Eroberern leicht, sich des herrlichen Landes zu bemächtigen und dessen Bewohner sich zu unterjochen.

Um so interessanter ist es nun für den völkerpsychologischen Beobachter, heute das Wiedererwachen eines neuen und frischen nationalen Geisteslebens wahrzunehmen, welches die Gebildeten aller indischen Stämme vom himmelstürmenden Himalaya hinab bis zur wogenumrauschten paradiesischen Insel Ceylon, und von den verbrannten Ufern des Indus bis zu den grünen, feuchtbaren Tiefländern von Birma ergriffen hat. Dieses geistige Wiedererwachen der Hindunation ist nicht zum wenigsten der immer zunehmenden Verbreitung der englischen Sprache zu verdanken, deren Erlernung sich heutzutage alle gebildeten Hindus angelegen sein lassen und wozu die englische Landesregierung durch die verdienstvolle Gründung zahlreicher Schulen hilfreich beigetragen hat. Denn erst diese Aneignung einer allen verständlichen gemeinsamen Sprache hat die höheren Schichten der vielen verschiedenen und eigenartigen indischen Volksstämme einander geistig nahe und sie zugleich zum Bewußtsein einer nationalen Zusammengehörigkeit gebracht, während die von der englischen Regierung zahlreich angelegten Straßen und Brücken, Eisenbahnen und Telegraphen zugleich ihre räumliche Annäherung vermittelten. Bis dahin war in Indien nicht weniger das Vorhandensein von zwanzig verschiedenen Sprachen als auch die strenge von den Vorfahren überkommene Kasteneinteilung dem Aufkommen einer Neigung zu nationaler Verbrüderung und Verschmelzung im höchsten Grade hinderlich gewesen. Dem so ganz besonders auf innerliche Selbstschau und metaphysische Spekulation gerichteten Grundcharakter des arischen Hindu entsprechend hat sich das neuerwachte indische Geistesleben hauptsächlich in einer philosophischen Richtung kundgegeben und charakteristischen Ausdruck gefunden, nämlich in dem auffällig raschen Aufblühen und Anwachsen der sogenannten „theosophischen" Bewegung.

Der erste Anstoß zu dieser eigentümlichen idealistisch-philosophischen Erregung der Geister kam allerdings nicht aus Indien selbst, sondern aus dem Ausland, und zwar sonderbarerweise gerade aus jenem Lande, das vor allen anderen seither als die unfruchtbarste Stätte für idealistische Bestrebungen und als die Heimat des krassesten Materialismus gegolten hat: aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Denn in New-York war es, wo der amerikanische Oberst Olcott im Jahr 1875 den ersten Grundstein zu dem Theosophenbunde legte, der bald über den ganzen Erdkreis hin eine so merkwürdige Verbreitung finden sollte. Die Grundlagen dieser weltumfassenden Verbrüderung, welche in gewissen Richtungen und beziehentlich ihrer allgemeinen humanen und auf die geistige Veredlung der Menschheit hinzielenden Tendenz mit dem Freimaurerbunde oder mit dem zur Zeit der napoleonischen Zwingherrschaft in Deutschland so wohlthätig wirkenden Tugendbunde, vielleicht auch mit der alten jüdischen Sekte der Essener verglichen werden könnte, fanden bald Anklang in weiteren Kreisen und wurden durch eifrige Anhänger rasch auch über andere Länder verbreitet. Der unermüdliche, an den heiligen Eifer der ersten Verbreiter des Christentums erinnernde Thätigkeitsdrang der Apostel dieses neuen „Tugendbundes" hat es ermöglicht, daß die Zahl seiner Zweiggesellschaften, welche noch im Jahr 1879 nur zwei betrug, im Jahr 1883 schon auf dreiundneunzig und bis zum Jahr 1886 sogar auf hundertundzweiunddreißig steigen konnte. Von letzteren befanden sich nicht weniger als hundertundsieben in Indien (inbegriffen Birma und Ceylon), acht in Europa, fünfzehn in Amerika, eine in Afrika und eine in Australien. Ihren Zentralpunkt und ihre gemeinsame Oberleitung haben diese sämtlichen Gesellschaften in Adyar, einem ländlichen Vorort von Madras, wo Oberst Olcott eine inmitten paradiesischer Palmen- und Blumengärten an einem Flusse und nahe dem Meere gelegene Villa bewohnt, die zugleich als Hauptquartier für den gesamten Beamtenstab und als Versammlungsort für die alljährlichen Kongresse des Theosophenbundes dient. Zu diesen sogenannten „Konventionen" vereinigen sich jedes Jahr in der Weihnachtswoche eine mehr oder weniger große Zahl von Abgeordneten der theosophischen Zweiggesellschaften aus ganz Indien. Präsident Olcott, ein mit bedeutenden Geistesgaben und namentlich mit einem hinreißenden Rednertalent ausgestatteter und in der alten Geschichte Hindostans wohlbewanderter Mann, hat es verstanden, Tausende von Männern aus den höheren Gesellschaftskreisen der Hindus für seine Ideen zu enthusiasmieren. Was nicht wenig zu seinen glänzenden Erfolgen beigetragen haben mag, das ist seine umfassende Kenntnis der alten indischen Sanskritliteratur, denn diese Kenntnis erleichterte ihm wesentlich die Arbeit, seine Jünger und Apostel für die darin enthaltenen philosophischen Schätze zu erwärmen und in ihnen eine begeisterte Liebe zu ihrem in früheren Jahrtausenden von so hellem Ruhmesglanz überstrahlten Vaterlande zu erwecken. Olcott wird

Digitized by Google

von seinen indischen Bundesbrüdern verehrt und geliebt wie ein Vater und Wohlthäter, ja teilweise wohl selbst wie ein Prophet; seine periodischen Reisen im Lande gleichen infolge dessen oft wahren Triumphzügen, und sein Einfluß auf die gebildeten Klassen der Hindus ist über ganz Indien hin ein außerordentlicher zu nennen. Zum Glück verwertet er diesen Einfluß nur im besten Sinne, wie aus dem folgenden Auszug einiger der durch die Jahresversammlung von 1886 endgiltig bestimmten Satzungsparagraphen seines Theosophenbundes zu ersehen ist.

§ 2. Die Zwecke der theosophischen Gesellschaft sind die folgenden:

1) Den Kern zu bilden für eine allgemeine Verbrüderung der Menschheit, ohne Unterschied von Rasse, Religion oder Hautfarbe;

2) das Studium der arischen und anderer orientalischen Literaturen, Religionen und Wissenschaften zu befördern;

3) ein drittes Arbeitsobjekt, welches aber nur von einem Teil der Bundesmitglieder verfolgt wird, ist die Untersuchung noch unerforschter Naturgesetze und psychischer Fähigkeiten des Menschen.

§ 3. Die Gesellschaft wendet sich mit der Bitte um Unterstützung an alle diejenigen, welche aufrichtig ihre Mitmenschen lieben und welche die aus den Verschiedenheiten von Rasse, Religion und Hautfarbe entstandenen Trennungsschranken in der menschlichen Gesellschaft als ein Uebel erkennen, das schon seit zu langer Zeit den menschlichen Fortschritt aufgehalten hat und daher endlich beseitigt werden muß — ferner an alle Studierenden und Gelehrten, alle ernstlichen Streber nach Wahrheit, wo immer sie zu finden sein mögen, und an alle Philosophen, gleicherweise im Osten wie im Westen — an alle, die Indien lieben und die ein Wiederaufleben seines alten geistigen Ruhmesglanzes wünschen — und endlich an alle diejenigen Menschen, die nach höheren und besseren Gütern streben, als nach den Kosten vergänglichen Vergnügungen und Außeninteressen eines weltlichen Lebens, und die zu den persönlichen Opfern bereit sind, durch welche allein eine Kenntnis jener höheren Güter erreicht werden kann.

§ 4. Die Gesellschaft vertritt keinen besonderen religiösen Glauben, hat keineswegs den Charakter einer Sekte und umfaßt Bekenner aller Glaubenssysteme. Sie verlangt von jedem ihrer Mitglieder nur diejenige Toleranz fremder Glaubensbekenntnisse, welche jeder seinerseits für sein eigenes Glaubensbekenntnis in Anspruch nimmt. Sie umfaßt Mitglieder, die an ihren Arbeitszielen ein nur philanthropisches oder intellektuelles Interesse nehmen, ebensowohl als solche, nach deren Ueberzeugung die orientalische Philosophie Wahrheitsschätze erschließt, welche es wohl wert sind, daß ihrer Erlangung ein ganzes Menschenleben gewidmet werde, und deren tiefere Kenntnis durch das Studium der altindischen Literatur erlangt werden kann.

§ 5. Die Gesellschaft mischt sich in keiner Weise in die indischen Kastengesetze oder andere soziale Gebräuche und Sitten.

§ 25. Da die Gesellschaft es nur mit wissenschaftlichen und philosophischen Zwecken zu thun hat und da zu ihr Zweiggesellschaften in verschiedenen Weltteilen und unter den verschiedensten Regierungsformen gehören, so gestattet sie ihren Mitgliedern nicht, als solche sich in politische Angelegenheiten zu mischen, und weist von vornherein jeden Versuch zurück, gegenüber den bestehenden politischen Parteien irgendwie die Gesellschaft kompromittieren zu wollen.

§ 26. Da die Gesellschaft auf der Grundlage einer universellen Menschheitsverbrüderung gegründet ist, so verlangt sie von ihren Mitgliedern absolute Toleranz, namentlich aller religiösen Meinungen, und kein Mitglied darf sich erlauben, für irgendwelche Sektenansichten zu agitieren oder die religiösen Gefühle anderer Mitglieder durch Heruntersetzung ihrer Glaubensansichten zu verletzen.

Entsprechend dem Inhalt von § 4 und § 26 der Satzungen sind in dem Versammlungssaal zu Adyar die lebensgroßen Bilder der Repräsentanten und Stifter der verschiedenen Weltreligionen aufgehangen, zunächst das Bild des altindischen Gottes Krischna, dann das von Zoroaster, Moses, Buddha, Jesus Christus — zuletzt sollte noch das von Mohammed beigefügt werden, wogegen aber einige mohammedanische Bundesmitglieder aus religiösen Skrupeln protestirten, da die Vorschriften des Islam keine Nachbildung menschlicher Gestalten zulassen. Unter den Arbeitszielen, die sich die theosophische Gesellschaft ganz besonders angelegen sein läßt, steht die Ansammlung von seltenen, auf Palmenblättern geschriebenen Büchern der altindischen Literatur obenan: der Reichtum ihrer neugegründeten Sanskritbibliothek vergrößert sich jeden Tag, und man hofft durch den Sammelfleiß der zahlreichen zur Gesellschaft gehörigen **Pandits** (Sanskritgelehrten) diese Büchersammlung nach und nach zur reichsten Sanskritbibliothek der Welt zu machen.

Unser Bild zeigt nach einer an Ort und Stelle aufgenommenen Photographie die im Dezember 1885 zu Adyar stattgefundene Versammlung der „theosophischen Brüder". Die schönen, in hellen Farben erglänzenden indischen Kostüme, besonders die oft mit Gold- und Silberfäden durchzogenen hohen Turbane erwiesen sich bei photographischen Aufnahmen von Gruppen als sehr vorteilhaft und malerisch. Unter den anwesenden Mitgliedern sind namentlich hervorzuheben: die ehrwürdige, weißbärtige Gestalt des Präsidenten Olcott, der jugendliche und immer hochelegant gekleidete Prinz Harisinghjee, der englische General Morgan, der theosophische Wanderprediger Leadbeater (früher ein Geistlicher der anglikanischen Kirche), der durch einen imposanten „Christuskopf" ausgezeichnete Sanskritforscher Bavanishangar, der Redakteur des „Theosophist" Mr. Cooper Oakley (ein Amerikaner) und der wegen seiner philosophischen Gelehrsamkeit und seiner feurigen Beredsamkeit von den Hindus förmlich angebetete Subba Rao. Als einziger Deutscher figurirt auf dem Bilde der Schreiber dieser Zeilen, der zu einer der jüngsten Jahresversammlungen (Dezember 1885) eingeladen war und als Gast aus dem fernen, allen gebildeten Hindus aber äußerst sympathischen Deutschland sich von seiten aller anwesenden Brahminen einer außerordentlich freundschaftlichen und liebenswürdigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Noch sei bemerkt, daß bei den täglichen gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Kongreßteilnehmer eine rein vegetarianische Diät, unter Ausschluß von Wein, Bier und Spirituosen, eingehalten und daß die Versammlung mit einer glänzenden „Gartengesellschaft" geschlossen wurde, wobei die Aufführung indischer Musik, das Singen von uralten Sanskrithymnen, das Besprengen sämtlicher Gäste mit Rosenwasser, sowie das Schmücken derselben durch duftende Blumen und Kränze charakteristische Eigentümlichkeiten boten.

Literatur

Es ist bezeichnend für den Geschmack der Gegenwart, daß unsere Romanliteratur ihre Gestalten mit unverkennbarer Vorliebe den adeligen Kreisen entlehnt, eine Vorliebe, die in einem ansehnlichen Teil der deutschen Lesewelt ihr bereitwilliges Echo findet. „Armer Schwester," äußerte sich unlängst eine junge Dame, „ich lese keinen Roman zu Ende, in dem nicht mindestens ein Baron eine mehr oder minder hervorragende Rolle spielt." Einen ähnlichen Standpunkt findet man vielfach vertreten; die Romanschriftsteller aber kennen das, und so manchem von ihnen legt sich Erwägungen dieser Art zur Richtschnur dienen. Nur schade, daß bei weitem nicht alle, die solche Grafen, Baronen und Damen in ihren Erzählungen auftreten lassen, auch diese Gesellschaftskreise aus eigener Erfahrung kennen, und daß da mitunter sonderbare Mißgestalten zu Tage treten, an denen nichts adelig ist als ihre angeblichen Adelsprädikate. Während man hinter den Trägern hochtönender Geschlechtsnamen gern alle höheren Tugenden vermutete, gefällt man sich neuerdings vorwiegend darin, sie als höchst verkommen darzustellen. Da thut es denn doppelt wohl, wenn man jemand, der diesen Kreisen selbst angehört und für sie eigene Anschauung und Herzenserfahrung kennt, sie so treu und ungeschminkt, gleich fern dem Schönfärben wie dem Verkleinerungsbestreben, in ihrem charakteristischen Lebenslicht uns vor Augen führen sieht, wie dies in dem zweibändigen Roman „Die Lentrizens" von A. von Klinckowström (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) geschieht. Die Erlebnisse der herzensguten, aber etwas heruntergekommenen Rittergutsbesitzer im Kreise der Verwandten ihrer adelig geborenen, aber längst nicht mehr unter den Lebenden weilenden Mutter und die vielfältigen interessanten Verwicklungen, die sich aus den geschilderten Beziehungen ergeben, erfreuen uns ganz von selbst, ohne daß eine Spur von Absichtlichkeit oder Lebenswidrigkeit mit unterliefe, gewisse herrschende als überzeugende Eindrücke in die verschiedenen Standesverhältnisse mit allen ihren natürlichen Vorzügen und allen den Bedenklichkeiten, die sich im Lauf der Zeiten eingeschlichen haben. Dies gilt in so hohem Grade, daß ein mehreres Lebenslicht sich nicht wohl denken läßt. Derartige Bilder unantastbarer Echtheit aber wirken als die fesselnden und anregenden Vorgänge darüber mächtig und dauernd anregend.

— **Als eine Paul Heyse-Nummer stellt sich das jüngst** erschienene erste Heft des dritten Bandes der von Karl Emil Franzos herausgegebenen „Deutschen Dichtung" (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) dar. Auf ihrer ersten Seite mit dem Bildnis des gefeierten Dichters geschmückt, bringt sie mehrere Beiträge desselben, zum Teil in Faksimile, und eine kurze Charakteristik seines poetischen Schaffens und seiner eigenartigen Persönlichkeit aus der Feder Ludwig Fuldas. Die eigenartigste der Novitäten bildet das erzählende Gedicht: „Das Gegengift", ein holdes Lied der Liebe im Gewand eines morgenländischen Märchens. Daneben sind Graf Schack und andere durch lyrische Gedichte, Bauernfeld durch eine letzte dramatische Dichtung vertreten.

— **Zu den liebenswürdigsten Werken, die Marco Minghetti** seiner Nation hinterlassen hat, gehört sein „Rafael", eine Lebensgeschichte des großen Urbinaten, die auf genauer Prüfung und Verarbeitung des gesamten bis in die neueste Zeit zusammengetragenen Materials über diesen gefeiertsten aller Maler beruht. Ein Vortrag, den der im Dezember 1886 verstorbene Staatsmann drei Jahre früher beim vierhundertjährigen Geburtsjubiläum Rafaels in dessen Vaterstadt Urbino hielt, bildete die Veranlassung und Grundlage dieses Buches, das nunmehr auch in deutscher Uebersetzung von Sigmund Münz (Breslau, S. Schottlaender) erschienen ist. Klarer, ruhiger Fluß der Erzählung, verständnisvolles Eingehen auf die Ergebnisse der neueren kritischen Untersuchungen, Verbreitung der wahrsten Schöne Rafaels und seiner berühmtesten Werke, das sind die Vorzüge, die der Minghettischen Schrift einen ehrenvollen Platz in dem reichen Schatze der Rafael-literatur sichern. Die Uebersetzung steht zwar nicht auf der höchsten Höhe eleganter Handhabung der deutschen Sprache, ist aber gut und fließend genug, um der Freude an der gediegenen Schrift nirgends wesentlichen Eintrag zu thun.

— **Die Heraldik ist in eine neue Blüte getreten**, das haben die heraldischen Ausstellungen in Berlin und Wien bewiesen, das bezeugen die zahlreichen heraldischen Werke, wie die populären den heutigen, welche auf dem Büchermarkt erscheinen. Zu den letzteren zählt ein ungemein elegant und stilvoll ausgestattetes, kleines und vortreffliches Büchlein von dem bekannten Heraldiker Ad. M. Hildebrandt, der in der alphabetischen Form eines Katechismus der Wappenwissenschaft in der denkbar populärsten Weise unter dem Titel: „Wappenfibel" (Frankfurt, W. Rommel) herausgegeben, eine kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln, durch Illustrationen, wo es irgend nötig war, noch besser verständlich gemacht. Der Verein „Herold" hat den Verfasser zu dem Büchlein veranlaßt, um die Heraldik den gebildeten Kreisen zugänglich zu machen, und daß der Zweck sich erfüllt hat, beweisen die neuen Auflagen, welche nötig geworden. Zahllose Irrtümer werden durch das Büchlein, das wir nach allen Seiten hin empfehlen können, beseitigt und schwankende Meinungen festgestellt. — Denen, die etwas tiefer in die Heraldik eindringen wollen und die etwas tiefer in den Beutel greifen können, sei das immerhin für die reiche Ausstattung noch billige (20 Mark) „Heraldische Handbuch" von F. Warnecke empfohlen, das nun in vierter Auflage (Frankfurt, Rommel) vorliegt, eine systematische, umfassende Darstellung der Wappenlehre giebt und ebensowohl als Einführung in dieselbe wie als treffliches Nachschlagebuch dienen kann. Die Darstellung ist eine überaus knappe, die Anordnung klar und einfach, das Ganze erschöpfend, außerdem hält die bildliche Darstellung das Gleichgewicht mit dem Text — eines ergänzt das andere in vorzüglicher Weise — mit dem gründlichen Heraldiker hat sich ein auf diesem Boden gleich bewanderter Zeichner — E. Doepler der jüngere — vereinigt, und das schöne Buch, das den echten Stil lehren soll, ist in seiner musterhaften Ausstattung selbst ein Muster von Stil, so daß auch das Auge seine Freude an dem prächtigen Buche haben kann.

— **Nach dreijährigem Schweigen des Dichters Oskar von** Redwitz wird nächster Tage aus dessen Feder ein neuer Roman: „Hymen" in einem Bande bei W. Hertz in Berlin erscheinen.

— **Mit Anfang Oktober ist nicht nur, wie unsere Leser** bereits wissen, die bisher in Berlin erschienene, nunmehr aber ganz in „Ueber Land und Meer" aufgegangene „Deutsche Illustrirte Zeitung", sondern auch die in Wien erscheinende „Neue Illustrirte Zeitung" in den Besitz der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart übergegangen. In Hinsicht auf den wesentlichen Inhalt ist auch letzteres Blatt mit „Ueber Land und Meer" verschmolzen worden und erscheint nunmehr als eine österreichische Ausgabe unserer Zeitschrift.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

Hauberrissers Prachtbau, das Münchener Rathaus, soll nun auch im Innern noch weitern künstlerischen Schmuck erhalten. August Spieß, der so lange durch König Ludwig in Neuschwanstein beschäftigt, hat die Grundsteinlegung der Frauenkirche zu malen, L. von Hagn die Fronleichnamsprozession auf dem Marienplatz im vorigen Jahrhundert, W. Lindenschmit ein Schützenfest im sechzehnten Jahrhundert und E. Zimmermann den Kurfürsten Max Emanuel bei Besichtigung der Arbeiten am Türkengraben. Endlich sind für die beiden Vorsitzungssäle der Gemeindekollegien bei F. A. von Kaulbach und A. Holmberg Bildnisse des Prinzregenten bestellt und auch schon vollendet.

— **Der Preis, um den die Nationalgalerie das neue Bild** Böcklins, die Pietà, erworben, beträgt 40,000 Mark. Für Knaus' Storch zahlte die Hamburger Kunsthalle 60,000 Mark, für dessen Carneval ein Kunsthändler 75,000 Mark.

— **Die Kunstausstellung in Venedig, die am 31. Oktober** geschlossen wird, macht schlechte Geschäfte. Man spricht von einem Defizit von 200,000 Lire, und noch mehr klagen die Maler über den Mangel an Käufern.

— **Für das Scheffeldenkmal in Heidelberg sind bis jetzt** 29,000 Mark eingegangen.

— **Eine norwegische Kunstausstellung wurde Anfangs** Oktober in Christiania eröffnet. Sie weist 219 Gemälde, 12 Handzeichnungen und Aquarelle und 3 Skulpturen auf. Noch niemals, so äußert sich die öffentliche Meinung, sei das norwegische Land und Volk in Farbe so kräftig und wahr geschildert, als in den Gemälden der jüngeren, meist in Paris oder München ausgebildeten norwegischen Schule.

— **Die berühmte Münchener Künstlergenossenschaft Allotria** hat infolge des Synagogenneubaues ihr Heim, das von dem genialen Seidl vor einigen Jahren so köstlich geschmückte Haus verlassen müssen und sich nunmehr im Wagnerhaus in der Barerstraße eine neue, vorläufig bleibende Heimstätte gegründet. Bei dem oft bewährten glänzenden Dekorationstalent der illustren Mitglieder dieser berühmten Künstlergesellschaft läßt sich erwarten, daß auch das neue Lokal zu den Sehenswürdigkeiten Münchens zu zählen sein wird.

Tonkunst.

Die 1888er Aufführungen in Bayreuth werden in der Zeit vom 22. Juli bis 19. August stattfinden und aus neun Aufführungen des „Parsifal" und acht Aufführungen der „Meistersinger von Nürnberg" bestehen. Die Proben werden am 26. Juni beginnen. Von einer Wiederholung von „Tristan und Isolde" mußte abgesehen werden. Die Professoren Gebrüder Brückner in Koburg haben die Herstellung der „Meistersinger"-Dekorationen übernommen, und unter Leitung des Hoftheatermalers Professor Flüggen in München erfolgt die Anfertigung der Kostüme.

— **Eine tonkünstlerische Weltausstellung (Mostra internationale** di Musica) soll 1888 in Bologna stattfinden. Wie wir dem uns vorliegenden Programm entnehmen, wird dieselbe sechs Hauptabteilungen umfassen, und zwar: 1) Musikinstrumente der Neuzeit, 2) Musikinstrumente der Vorzeit, 3) Kirchenmusik, das heißt

in dem Zeitraum von 1735 bis 1868 erschienene musikalische Schöpfungen und Anleitungen, 4) Alte und seltene Ausgaben, 5) Geschichte der Tonkunst und Schriften über dieselbe, 6) Beiträge zur Erläuterung des Wesens der Musik, eine Abteilung, die bei den noch immer schwebenden Fragen über diesen hochwichtigen Punkt und seine richtigste Förderung ein ganz besonderes Interesse verspricht.

Kultur und Wissenschaft.

— **Eine unbekannte Stadt von beträchtlicher Größe hat** J. Theodore Bent in der Nähe der berühmten Marmorbrüche der Insel Thasos entdeckt. Diese Stadt, die auf einer Landenge stand, war mit der alten Hauptstadt durch eine Straße verbunden, von welcher verschiedene Teile wieder zum Vorschein gekommen sind. In der Stadt selbst, wo zweifellos die mit dem Marmorhandel beschäftigten Kaufleute und Arbeiter wohnten, haben viele bemerkenswerte Gebäude ihre Trümmer hinterlassen, doch lenkte Bent vorerst nur einem Bau seine Aufmerksamkeit zuwendet, einem Tempel, der auf einer über fünf Stufen gelegenen Plattform thronte.

— **Der Urenkel des Freiherrn von Dalberg, der die an** letztern gerichteten Briefe Schillers der Münchener Universität zum Geschenk gemacht hat, nennt sich, wie wir zur Richtigstellung irrtümlicher, auch in unsere erste Notiz über diese Thatsache übergegangener Schreibweisen anführen, Heribert Freiherr von Venningen-Ullner, k. k. Kämmerer, Rittmeister a. D., Grundherr zu Grombach rc. in Baden.

Sport.

— **Als Gäste des Kaisers von Oesterreich haben König** Albert von Sachsen und Prinz Wilhelm von Preußen an den Hochwildjagden in der Steiermark teilgenommen. Die beiden ersten Tage litten erheblich unter dem frisch gefallenen Schnee und der Kälte, so daß Gemsen nur wenig in die Treiben gebracht werden konnten. Der Kaiser erlegte 1 Sechser- und schoß 2 andere Hirsche an, der König von Sachsen brachte 2 Zehnerhirsche und 2 Tiere, Prinz Wilhelm 1 Zehnerhirsch auf die Decke. Im ganzen wurden an den beiden ersten Tagen 29 Hirsche, 13 Tiere, 4 Kälber, 6 Gemsen und 2 Rehböcke erlegt.

— **Das große Hoppegartener Herbstmeeting brachte im** Staatspreis erster Klasse Ulrichs „Admiral" einen Sieg über „Räuberhauptmann", „Adeold" und „G-Dur", und im deutschen Gestütspreis dem Gradizer „Hectare" einen leichten Triumph über „Lesbia" und „Wiß". Das Omnium fiel an Baron Oppenheims „Hohenzoller" vor „Verona", von der er 10 Kilogramm erhielt, und 4 anderen, und das Nikolrennen an die Gradizerin „Milchmädchen" im Felde von 3. Der zweite Tag brachte Johnsons „Verena" im Stutenbiennial einen leichten Sieg über „Milchmädchen" rc. und im Staatspreis dritter Klasse dem Gradizer „Allerstein" ebenso über „Naskos". Das Zweijährigen-Stutenbiennial gewann Mars „Herzdame" vor „Altenburg", „Natter" rc. und den Staatspreis vierter Klasse die Gradizerin „Immerzu".

— **Zwei deutsche Pferde, welche in Wien am letzten Renn**tage zum Pfosten gingen, blieben wiederum ohne Erfolg. In der großen Bergamine-Steeplechase startete Oehlschlägers „Nachtwächter" als Favorit, doch ging er, der weitaus beste Springer der Gesellschaft, an den scharfen Ecke über die kleinen Hindernisse zu Grunde, Graf Esterhazys „Vakhof" gewann im Canter. Desselben Besitzers „Bici" startete im Rudolfsrennen und lief Vierte im Felde von 6, während Baron Uechtritz' „Pity the blind" leicht gewann. Die Trialstakes holte sich Mr. Trials „Cintra" vor „Welshet" und „Bhang".

— **Das norddeutsche St. Leger, das große Herbstrennen** der Dreijährigen in Hannover, fiel an Harzgestüts Gradiz „Pumpernickel", der „Räuberhauptmann", „Turdajäger" und „Bireveris" schlug. Das Prüfungsrennen der Zweijährigen gewann Jaes „Springinsfeld" vor „Violine" und „Kanzler", das Amazonenhandicap Herbricks „Turdajäger" vor „Räuberbraut", „Pepita" und „Bergmann", das Zeithorstrennen „Helios" und das Beatenhandicap „Morgenstern".

— **Im Budapester Herbstmeeting fiel der internationale** Preis an Graf Szaranys sechsjährigen br. H. „Metafik", der „Bajzan" genau so leicht schlug als im vorigen Jahre, 5 andere Pferde, darunter der „große" „Abonnent", folgten. Den Hetvanti dij gewann von Huijers „Novagal" vor dem einzigen Sohn der „Gauleni", „Tilora Magyar" rc., das Trialstakeshandicap Mr. Trials „Cintra" vor „Si", „Clifton nines" rc. und das Staatspreisrennen der Zweijährigen von Bleichröders „Viakal" gegen „Wellinaro" rc.

— **Das große Armeejagdrennen im Baden-Badener Kaiser**meeting fiel an Lieutenant Wolfs alten „Wellington" im Felde von Sechs.

— **Der Preis des Wiener Derbys wurde von 20,000** auf 30,000 Gulden erhöht.

— **Eine Dame wurde „Meisterschwimmer" von Schweden** für 1887. Miß Johnsten, eine Engländerin, schlug im 1600 Meter-Schwimmen acht der besten schwedischen Schwimmer nach Gefallen.

— **A. Richle-Zürich, der famose Radfahrer, gewann in** München die beiden Hauptrennen ganz sicher.

Gestorben.

— Li Fang Pao, der frühere chinesische Botschafter in Berlin, am 25. August, in China.

— Dr. Friedrich Heinrich Anacker, königlich sächsischer Oberkonsistorialrat, 63 Jahre alt, am 27. September, in Dresden.

— Professor Joh. Konrad Ullherr, Mathematiker und seinerzeit gefeierter Lehrer, 67 Jahre alt, am 28. September, in Kaufbeuren.

— Graf Lazarus Henckel von Donnersmarck, königlich preußischer Kammerherr und Legationsrat a. D., 69 Jahre alt, am 29. September, auf Schloß Grambschütz in Schlesien.

— Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Koner, Universitätsbibliothekar, 70 Jahre alt, am 29. September, in Berlin.

— Peter Gielen, Reichstagsabgeordneter für Aachen, am 29. September, in Preußen.

— Geheimer Medizinalrat Dr. Friedrich Hermann Lessing, früher Direktor der Irrenheilanstalt Sonnenstein, 76 Jahre alt, am 29. September, in Dresden.

— Dr. von Gonzenbach, bekannter schweizerischer Geschichtschreiber und Politiker, 79 Jahre alt, am 30. September, in Bern.

— Joseph Matras, der bekannte Wiener Komiker, 55 Jahre alt, am 30. September, in Döbling bei Wien.

— Geheimrat Prof. Dr. Bernhard von Langenbeck, der berühmte Chirurg, 76 Jahre alt, am 30. September, in Wiesbaden.

— Graf von Ruolz-Montchal, der Erfinder der unter dem Namen Ruolz bekannten versilberten Bestecke, 79 Jahre alt, Ende September, in Paris.

— Geheimrat Dr. Moritz Eduard Freiherr von Wallenau, Staatspräsident des Verwaltungsgerichtshofs, am 1. Okt., in Bern.

— Louis Brandus, der Eigentümer des größten Pariser Musikverlags, am 1. Oktober, in Paris.

— W. Kaulen, Schriftsteller, früher Besitzer der „Rheinischen Zeitung", 64 Jahre alt, am 2. Oktober, in Frankfurt a. M.



November 1887.

Gegen 9 Uhr abends hat sich Orion im Osten erhoben, links etwas höher stehen die Zwillinge und im Nordosten zwischen diesen und dem Löwen Saturn. Die anderen Planeten kommen erst morgens, Mars geht um 1 Uhr, Venus um 3 Uhr auf, Jupiter ist unsichtbar. Die Karte zeigt das Aussehen des Himmels um 9 Uhr abends.

Links vom Sternbild des Löwen, also erst nach Mitternacht



beobachtbar, ist der Komet von Olbers, freilich sehr schwach, für bloßes Auge unsichtbar. Der Komet wurde 1815 von Olbers entdeckt und Bessel fand, daß er eine Umlaufszeit von etwa 74 Jahren habe. Nach neueren Untersuchungen sollte er Ende 1886 wieder seine Sonnennähe erreichen, mit einer Unsicherheit von 1½ Jahren, in Wirklichkeit hat er im Oktober dieses Jahres dieselbe erreicht.

Lotterieziehungen im Monat November.

Am 1. Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Lose vom Jahre 1867, höchster Preis 1000, niedrigster 17 fl., zahlbar am 1. Februar 1888 (42. Ziehung). — Belgische 3% Kommunal-Obligationen à 100 Franken vom Jahre 1868, höchster Preis 150,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1888 (79. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Lose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 31. Dezember. — Stadt Bukarest 20-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 100,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1888 (54. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Lose vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 12 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1888 (58. Ziehung). — Stadt Genua 150-Lire-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 70,000, niedrigster 170 Lire, zahlbar am 1. Februar 1888 (30. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Lose à 2% vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Februar 1888 (56. Ziehung). — Stadt Neuchâtel 10-Franken-Lose vom Jahre 1857, höchster Preis 6000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. Februar 1888 (60. Ziehung). — Oldenburgische 40-Thaler-Lose à 3% vom Jahre 1871, höchster Preis 10,000, niedrigster 40 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1888 (28. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Lose vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 14 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1888 (55. Ziehung). — Stadt Reggio 125-Franken-Lose à 3½% vom Jahre 1870, höchster Preis 10,000, niedrigster 120 Franken, zahlbar am 1. März 1888 (43. Ziehung). — Am 2. K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Lose à 5% vom Jahre 1860, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. Februar 1888 (55. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausener 7-Gulden-Lose vom Jahre 1857, Prämienziehung am 15. Dezember. — Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1867, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Franken, zahlbar am 2. Januar 1888 (80. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Lose vom Jahre 1861, höchster Preis 35,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 15. Februar 1888 (62. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 20. Mai 1888 (77. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Franken, zahlbar am 20. Mai 1888 (77. Ziehung).

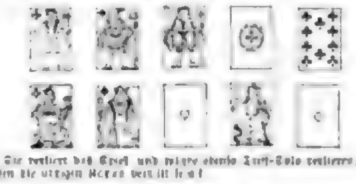
Kartenspiele.

(Redigirt von Oskar Seelig.)

Aufgabe Nro. 47.

Skat.

Mittelhand erklärt, da alles paßt, mit folgenden Karten Grand:



Sie verliert das Spiel und würde ebenso Treff-Solo verlieren. Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein?

Spielbriefwechsel.

Lodemann. Die Dame in Treff ist nur angezeigt, wenn der Spieler beim Einziehen kennt, was im ersten Stich nicht der Fall ist; es bleibt also der Hand nur übrig, Coeur zu holen, und damit fällt Ihre ganze Kombination zusammen. Ihr Tadel wegen der Skataufgabe ist gleichfalls unberechtigt und darauf zurückzuführen, daß der durch die Fassung der Aufgabe der Vorhand zugewiesene Solo Ihrer Aufmerksamkeit entgangen ist.

K. V. Rousset. Wir möchten Ihnen doch die aufmerksame Lektüre des Briefwechsels empfehlen; Sie werden da nochmals die [illegible] berichtet, welche Ihre Zuschrift erregt hat. In „Lenz, Geschichte des Skatspiels", ist auf Grund der Mitteilungen von [illegible] und unter Beihilfung [illegible] der Nachweis geführt, daß der 1821 verstorbene [illegible] zwischen 1813 und 1821 das Skatspiel zu seinen [illegible] verwendet hat, und wenn [illegible] Sie, es habe sich [illegible] im Jahre 1840 ein damals etwa dreißigjähriger Herr mit der Mitteilung vorgestellt, er habe um 1837 das Spiel erfunden, folglich kann die Angabe des Buches unwahrscheinlich. Ihr [illegible] Schreiben beginnt allerdings mit dem [illegible], daß Sie das Werkchen nicht gelesen haben und es war nur einer Beilage in der „[illegible]" [illegible].

Fritz Rose. Ja, das gehört doch eher zu den reinen Anfangsgründen und Anfänger finden die notwendige Anleitung in [illegible] oder [illegible] Skatbuch.

P. Hublet. Das erst vor kurzem in Hartlebens Verlag erschienene „Illustr. Wiener Kartenbuch" von [illegible] dürfte Ihren Wünschen um so mehr entsprechen, als es das erste [illegible] ist, welches sämtliche bekannte Spielarten in klarer und anschaulicher Darstellung [illegible] in einem Anhange, als Tarok-Gewinn [illegible] Gang des Spiels [illegible] Das Taroc ist, wie der Verfasser sehr richtig sagt, das feinste [illegible] und [illegible] Umstand allein läßt die Menge der darin vorkommenden Kunstausdrücke entschuldbar finden. Die Ausstattung, für welche bekanntlich die [illegible] Kartenspielbücher vorbildlich gewesen, ist eine vorzügliche und das [illegible].

Aus und Aus. Beim Dank für Ihre Einsendung, war jedoch aber der, sie nicht zu verwenden, weil erstens beide Spielweisen in den weiteren Kreisen unbekannt sind, andererseits aber von einer „Aufgabe" nicht wohl die Rede sein kann, wenn auf den ersten Blick zu ersehen ist, daß der Spieler nur einen einzigen Stich, und zwar mit dem Alten, machen kann, der [illegible] hätte machen muß.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie Nro. 52.

Französische Partie.

Gespielt im Frankfurter Meisterturnier 1887.

Weiß — Dr. Tarrasch.	Schwarz — Gunsberg.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 6.
2) D 2 — D 4	2) D 7 — D 5.
3) S. B 1 — C 3	3) D 5 n. E 4. Dieser Zug ist nicht empfehlenswert, weil er die Entwicklung des feindlichen Spiels fördert. Wahrscheinlich geschieht hier S. G 8 — F 6.
4) S. C 3 n. E 4	4) S. G 8 — F 6.
5) L. F 1 — D 3	5) S. B 8 — D 7 gestattet, um den Springer abzutauschen und dann S. D 7 — F 6 folgen zu lassen.
6) L. C 1 — E 3	6) S. F 6 n. E 4.
7) L. D 3 n. E 4	7) S. D 7 — F 6.
8) L. E 4 — D 3	8) L. C 8 — D 7.
9) S. G 1 — F 3	9) L. F 8 — D 6.
10) 0—0	10) S. F 6 — G 4. Unvorteilhaft, wie sich demnächst zeigt.
11) L. E 3 — G 5	11) F 7 — F 6.
12) L. G 5 — H 4	12) L. D 6 — E 7.
13) H 2 — H 3	13) S. G 4 — H 6. Der Springer hat keinen andern Rückzug. Infolge des schlechten Zuges ist der Königsflügel [illegible] geworden.
14) C 2 — C 4. Offenbar beabsichtigt Schwarz nach der Damenseite zu rochieren; der gewählte Zug bereitet einen kräftigen Angriff vor.	14) C 7 — C 6. Es drohte Besetzung des Läufers durch C 4 — C 5.
15) B 2 — B 4	15) 0—0—0. Sehr gewagt. Jedenfalls war L. D 6 n. B 4 vorzuziehen, weil 16) L. D 2 n. B 4 und auf D. E 7 n. B 4 17) T. A 1 — B 1 folgte.
16) T. F 1 — E 1	16) L. D 6 n. B 4. Nicht rechtzeitig, da dadurch der feindlichen Türmen die B-Reihe geöffnet wird.
17) T. A 1 — B 1	17) L. B 4 n. E 1.
18) D. D 1 n. E 1	18) K. C 8 — B 8. Um den schwachen Bauer B 7 später durch L. D 7 — C 8 decken zu können.
19) C 4 — C 5	19) L. D 7 — C 8.

Digitized by Google

[illegible]

Schwarz.



Weiß.

[illegible]

Magische Kugelpyramide.

In dieser Aufgabe ist eine Kugelpyramide von sieben Lagen über einander zu zeichnen. Die oberste Lage bildet eine Kugel; jede folgende Lage enthält eine Kugel mehr. Die unterste Lage besteht also aus sieben Kugeln.

Jede Kugel in dieser Pyramide bezeichnet einen Buchstaben. In jeder Lage von oben nach unten wird zu den vorhandenen Buchstaben ein neuer hinzugefügt. Die Reihenfolge der Buchstaben braucht nicht beibehalten zu werden.

Die einzelnen Lagen sind: 1) ein Buchstabe, 2) ein Maß, 3) ein Körperteil, 4) ein Gott, 5) eine europäische Halbinsel, 6) der Name mehrerer Königinnen, 7) eine Stadt auf Sizilien.

Scherzrebus.



Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 41:

Helfet ihr a weni(g), 's wär a nit unter euerr Ehr, Bübe Lapper, ihr elende.

Auflösung des Kapselrätsels Seite 41:

1) Laura, 2) Trau, 3) Mehul, 4) Heinrich, 5) Dachs, 6) Gera, 7) Bor, 8) Epirot.

Briefmappe.

A. Pilsholz in Leipzig. Das Bild „Sommerblumen" von Ch. Ebedlin in Nro. [illegible] ist [illegible] „Mit voller Kraft" — aus dem photographischen Kunstverlag von Adolf Braun & Co. in Dornach i. E. und Paris und ist als Photographie in Hugo Grosser's Kunsthandlung in Leipzig zu haben.

[illegible]

G. R. in Nürnberg. [illegible] General Wallace, den [illegible] Verfasser des Romans „Ben Hur", in Nro. 47 (Heft 24) des vorigen Jahrgangs [illegible] — 2) In Stuttgart die Fabrik von Albert Koch.

„Vassel". [illegible] „Cyclopaedia of English literature" [illegible] „Compendious history of the English language and literature". [illegible]

[illegible]

Nelly. [illegible] „Rule Britannia, rule the waves" [illegible]

[illegible]

Gesundheitspflege.

[illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertreter:

Berlin: Ludwig Sternaux [illegible]
Budapest: Moritz Brecht [illegible]
München: Fritz Schwarz [illegible]
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld [illegible]

Inhalts-Uebersicht.

Text: [illegible] Novelle von Paul Heyse. [illegible] — Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 41. — Auflösung des [illegible] — Briefmappe.

Illustrationen: [illegible] Der deutsche Kronprinz in [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig und Berlin.

Soeben ist erschienen:

In Liebesbanden.

Nach Bakins japan. Roman

Kumono Tayema Ama Yo No Tsuki

(Der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond)

mit Autorisation ins Deutsche übertragen

von

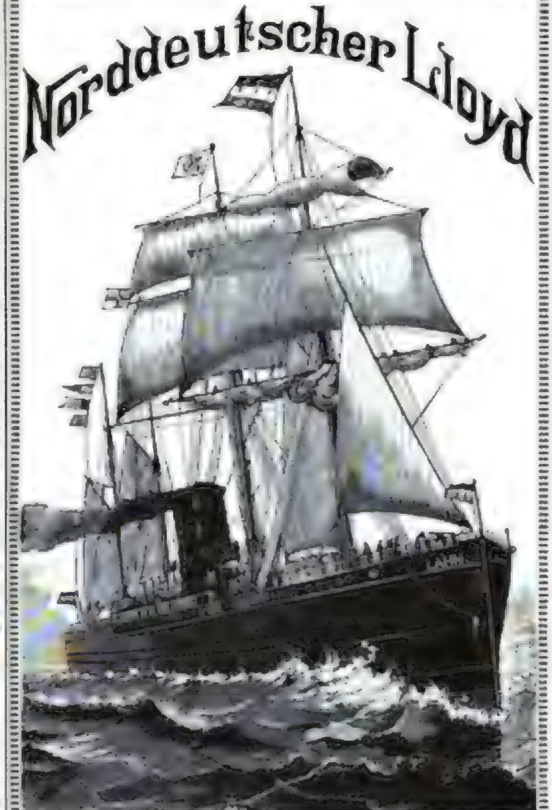
Hans Werner.

Mit 26 Bildern.

Preis geheftet 5 Mark; fein gebunden 6 Mark.

Ein echter japanischer Originalroman, aus der Ursprache ins Deutsche übertragen, das ist für literarische Feinschmecker ein so erfreulicher Leckerbissen, wie es deren wenige gibt. Ein solches Interesse der Eigenartigkeit bietet dieser Roman, der zugleich auch das allgemein Menschliche, unter jedem Himmelsstrich Verständliche und Fesselnde in so eindringlicher Weise zeigt, daß jeder Leser sich davon angesprochen fühlen wird. Er behandelt, auf altjapanische Sagen und Ueberlieferungen gestützt, eine Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Hataro, der frühverwaiste Sohn eines Jägers, kommt als Priesterzögling in den Tempel von Cho-lo und nimmt nach bestandener Probezeit den Mönchsnamen Saikei, das ist: der Erleuchtete, an. Ungeachtet seines Keuschheitsgelübdes aber entbrennt er in heftiger Liebe zu einem selten schönen Mädchen, das der Koto oder Horizontalharfe berückende Klänge zu entlocken weiß, und der Zwiespalt zwischen seiner Pflicht und seinem Herzen führt zu Verwicklungen, die den Hauptgegenstand des Romans bilden. Die überraschenden Parallelen mit dem abendländischen Leben fallen sofort ins Auge. Durch und durch einheimisch aber sind die sechsundzwanzig beigegebenen Bilder nach japanischen Originalzeichnungen, die den besondern Charakter des Werks zu augenfälliger Anschauung bringen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork | **Baltimore**
Brasilien | **La Plata**
Ostasien | **Australien**

Prospekte versendet

Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.



Das Clariophon, [illegible] garantirt [illegible] Musikstücke [illegible] Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27,50, jedes besondere Musikstück 0,25 Pf. [illegible] Preiscourant gratis und franko.
H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

Briefmarken und Briefmarken-Albums [illegible] billigst [illegible] **Hermann Brand, Naumburg** [illegible]



Echte Briefmarken! Billigst 10 [illegible] 25 Pf. 10 [illegible] 50 Pf. 6 [illegible] 60 Pf. 7 [illegible] 25 Pf. 3 [illegible] 30 Pf. [illegible] Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf.
E. Hayn, Berlin N. Friedrichstraße 108.

Echte Briefmarken
[illegible]
Paul Lietzow, Berlin N., [illegible] 125 [illegible]

Jedes Maß zu **Fabrikpreisen.** Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe; Schwarze Tuche; Damentuche, Jagd- & Livreestoffe.
W. Michovius, Tuchfabr. Cottbus [illegible] Gegr. 1840.

Lebensgroße Porträts [illegible]
C. Hommel [illegible]

Solide Buckskins, [illegible]
Bruno Arendt, Cottbus

Kautschukstempel.
[illegible] 50 ₰, [illegible] 60 ₰. [illegible]
G. Holländer, Berlin, Wehrstr. 22.

F. Grahmann, Nachf., Berlin C.,
Fabrik voll. Kautschukstempel.
[illegible]

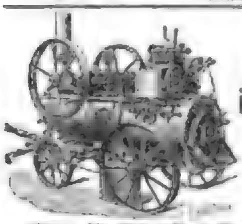


GASMOTOREN
[illegible]
C. Beissel & Cie., Ehrenfeld.

Unser [illegible] **Herbstkatalog** [illegible] Hyacinthen, Tulpen, Crocus [illegible] franko und gratis zu Diensten.
[illegible] 462

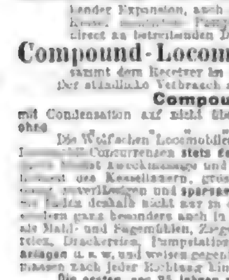


[illegible]
Oskar Knopff & Co.,
Erfurt. Samenhandlung, Kunst- u. Handelsgärtnerei.



R. WOLF
in Buckau-Magdeburg
baut seit 1862 als Hauptspecialität:
Locomobilen
mit
ausziehbaren Röhrenkesseln
[illegible] Construction, auf [illegible] bis zu 30 Pferdekraft, auf eisernen Tragfüssen bis zu 150 Pferdekr. und zwar
Hochdruck-Locomobilen sowohl [illegible] als mit selbstthätig wirkender Expansion, auch mit Umsteuerung für Förderzwecke, mit [illegible] direct zu betreibenden Dynamo-Maschinen oder Centrifugalpumpen;
Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation, mit nebeneinander liegenden und sammt dem Receiver im Dampfraum angeordneten Dampfcylindern.
Der stündliche Verbrauch an guter Steinkohle beziffert sich bei den
Compound-Locomobilen
mit Condensation auf nicht über 1,4 kg. | pro effective Pferdekraft, wofür
ohne " " " 1,75 " | garantirt wird.
Die Wolf'schen Locomobilen, denen auf allen in Deutschland stattgehabten [illegible] Concurrenzen **stets der Sieg** zuerkannt wurde, [illegible] und dabei einfache Construction, [illegible] des Kessellagers, grösste Dauerhaftigkeit, [illegible] zuverlässigen und **sparsamen Betrieb** und [illegible] Leistungsfähigkeit; sie finden deshalb nicht nur in der **Landwirthschaft** ausgedehnte Verwendung, sondern ganz besonders auch in **industriellen Betrieben** jeder erdenklichen Art, als Mahl- und Sägemühlen, Ziegeleien und Cementfabriken, Molkereien, [illegible] Druckereien, Pumpstationen, Förderungen, **electrischen Beleuchtungsanlagen** u. s. w. und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen anerkanntermassen nach jeder Richtung hin erhebliche Vorzüge auf.
Die ersten, vor 25 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Locomobilen sind gegenwärtig noch sämmtlich im Gebrauch.
Feinste Referenzen und Preislisten stehen zur Verfügung.

Pfaff Nähmaschinen



Beliebteste Familien- und Handwerker-Nähmaschinen.
Neueste Verbesserung:
Vollständig geräuschloser Gang.
Ein Fabrikat **erster Güte** und Vollkommenheit, mit vielen bewährten [illegible] Abbildungen und Beschreibungen auf Verlangen.
Man lasse sich nicht durch minderwertige Nachahmungen täuschen. 274
G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern, Rheinpfalz.

„Wir kennen keine [illegible]
Zu haben [illegible] **G. Damm**, [illegible]

„Die unbedingt [illegible]
[illegible] 233
[illegible] Berlin.

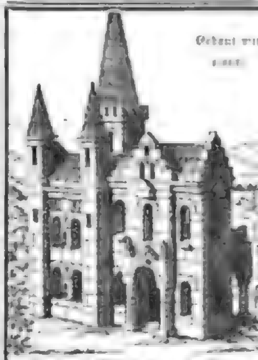
„In die vorderste [illegible]
[illegible]
234 [illegible]

„Liederquell"
247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommersslieder, berühmte [illegible] moderne und geistliche Gesänge für 1 Singstimme m. leicht. Pianofort. [illegible] Preis ℳ 3.– Fein gebunden ℳ 4.50 [illegible] „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."
Steingräber Verlag, Hannover.



[illegible]
zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND,
HARTEM WASSER ETC
ES ERHÄLT DIE HAUT
[illegible]
und macht die HAUT
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, Pharmaceutische [illegible], CHELTENHAM, ENGLAND.

[illegible] Buchführung [illegible]



Gebaut mit [illegible]

Anker-Steinbaukasten.
[illegible] F. Ad. Richter & Cie. [illegible]

Verlag von G. Regenhardt in Berlin S.
[illegible]

Der Kaufmann
auf der Höhe der Zeit

Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:
[illegible]
F. W. [illegible]

[illegible]
Dr. Loewes
Unterrichtsbriefe
[illegible]

Veritable
Glasmalerei-Imitation
[illegible]
OSKAR KOHN,
Wien, I., Bauernmarkt 7.
[illegible]

Carl Holl in Stuttgart,
Neckarstrasse 61,
Gold- und Silberwarenfabrik.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Uhrketten
aus 14kar. Gold, innen mit Metallkomposition gefüllt

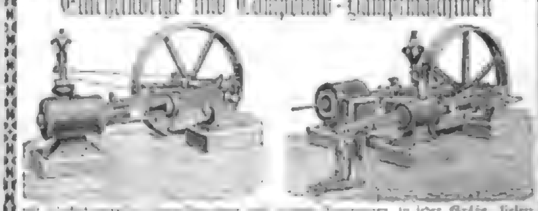


No. 782 ℳ 21.20 No. 567 ℳ 12.60 No. 510 ℳ 10.90
in garantirt massiv Silber
ℳ 19.– ℳ 8.50 ℳ 12.50
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Fritz Borstell's Lesezirkel
[illegible]
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2. 216
Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut [illegible]
[illegible] Lager über 500,000 Bde.
Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:
4 Bände	6 Bände	12 Bände	20 Bände	30 Bände	100 Bände
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Wechsel [illegible] — [illegible] frei. — Prospekte gratis.

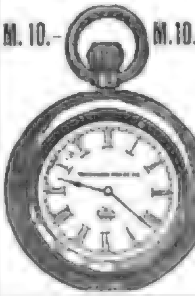
Vereinsfahnen, Standarten, Flaggen:
Vereinsabzeichen, Schärpen, Schleifen etc. [illegible] gut & billig
GESCHW. OSIANDER
RAVENSBURG (Württbg.)
Kunststickerei Anstalt & Paramenten Fabrik gegr. 1858.
Vielfach prämiert. Colorirte Skizzen & Cataloge gratis & franco.
Reel & prompt

Eincylindrige und Compound-Dampfmaschinen



[illegible] in jeder Grösse [illegible]
Menck & Hambrock, Ottensen b. Altona.

Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr
M. 10.– M. 10.–



2 Jahre Garantie.
[illegible]
Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,
[illegible]

Kefyr
garantirt echt [illegible] Kefyrgetränke.
[illegible] Kefyr-Anstalt, Breslau, Zwingerstr. 22.

Digitized by Google

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ

Alle Aufträge von 20 Mark an

werden portofrei ausgeführt

innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nicht gefallende Waren

werden

bereitwilligst zurückgenommen

oder umgetauscht.

hält streng an dem Prinzip fest, nur gute, brauchbare Waren zu möglichst billigen Preisen zu liefern, und hat weder Reisende noch Agenten oder Repräsentanten, **sondern verkauft nur direkt an die Privatkundschaft.**

Abteilung: Pelzwaren.

Kinder-Pelzgarnitur
Nr. 9354.
Imitirt Sealskin (geschorenes Kanin) mit braunem Futter und brauner Schnurr- und Atlasband-garnitur (braun).



Barett. Nr. 9354.
M. 3.75.



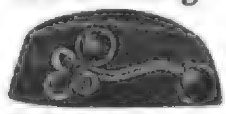
Kragen. Nr. 9354.
M. 3.50.



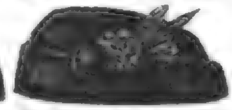
Muff. Nr. 9354.
M. 4.50.



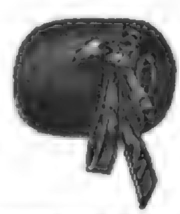
Reizendes Geschenk für junge Damen
Nr. [illegible] u. [illegible]
Nr. [illegible]. **Fantasie-Muff** aus Sealbisam (dunkelbraun), mit Atlasfutter und Atlasschleife [illegible]
M. 15.
Nr. [illegible]. **Derselbe Muff** aus old amerikanischem Biber (silbergrau), mit Atlasfutter und Atlasschleife. M. 17.75.



Nr. [illegible]. Französisches schwarzes Kanin mit Seidenfutter
M. 3.50.

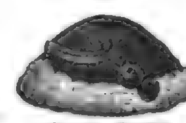


Nr. [illegible] Sealskinform, imitirt Sealskin (geschorenes Kanin) mit seidenem Futter (braun) M. 7.75.



Fantasie-Muff mit Atlasfutter, Atlasschleife und kleinem Tierkopf.
Nr. [illegible] u. [illegible]
Nr. [illegible] **Sealbisam** (dunkelbraun)
M. 15.–
Nr. 9053 **Derselbe Muff** aus old amerikanischem Biber (silbergrau) mit Atlasfutter und Atlasschleife.
M. 10.–

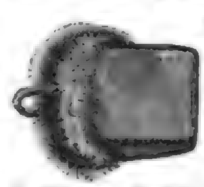
Kinder-Pelzgarnitur
Nr. [illegible]
Grebes (Taucherente) mit braunseidenem Futter u. brauner Schnurre und Atlasbandgarnitur.



Barett. Nr. [illegible].
M. 5.25.



Nr. [illegible]. Fusstasche aus grauem [illegible]
M. 3.75.



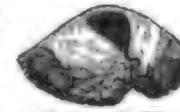
Nr. 9614 **Damen-Fusstasche** von rotem Juchten-Leder mit Schuppen- oder Opossum-Schweif. Innen Schafpelz.
M. 10.50.



Nr. 12103 **Knaben-Pelzmütze**, schwarz Kanin, Band und Schleife von breiter Wolllitze. M. 3.75.



Nr. 12109
Kinder-Pelzmütze, weiss geschoren Kanin, mit weissseidener Schnur-Garnirung.
M. 3.–



Kragen. Nr. [illegible]
M. 4.25.



Muff. Nr. [illegible].
M. 5.75.

Unsere reichhaltigen **Spezial-Kataloge** über **Konfektion** und **Pelzwaren** versenden wir **unberechnet** und **portofrei.**

Abteilung: Konfektion.

Winter-Mäntel.

Stoffmuster versenden wir **unberechnet** und **portofrei.**



Nr. 2509 Nr. 2513



Nr. 5180 u. 5182. Nr. 5186 u. 5189. Nr. 5191, 5193, [illegible] u. 5197.



Nr. 3522 Nr. 3525

Nr. 2509. **Eleganter Kostümrock** aus gutem, reinwollenem Cheviot mit gemustertem Plüschtablier. Vorrätig: schwarz, marine, hellbraun, grau . . . . M. 42.–
Hierzu 2 Meter Stoff und 60 Cm. Plüsch zur Taille . . . . „ 8.60.

„ 2513 **Reich drapirter Kostümrock** aus gutem, reinwollenem Cheviot mit eleganten Perl-Plaquës. Nur in schwarz vorrätig . . . . „ 40.–
Hierzu 2 Meter Stoff, 75 Cm. reinseidener Merveilleux u. 6 kleine Perl-Agréments zur Taille . . . . „ 10.50.

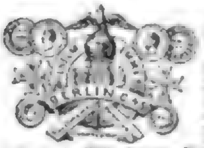
Nr. 5180	**Havelock** mit ganzen Aermeln unter der Pelerine, aus gutem schwarzem Diagonal-Double. Kragen, Pelerine u. hintere Faltenpartie reich mit Fantasiekrimmer und Schnur besetzt. Hintere Länge 1[illegible] Cm . . .	M. 34.–	34.50.	35.–
„ 5182	**Derselbe Mantel** aus gutem Aachener Diagonal-Double. Hintere Länge 1[illegible] Cm . . .	„ 49.25.	50.–	51.–
„ 5186	**Kurzer Dolman** aus fassonirtem Mohairplüsch. Kragen, Aermel, vorn herunter u. rund herum mit Pelz besetzt. Durchaus mit schwarzseidenem Atlas gefüttert. Hochelegante Form . . .	„ 41.50.	42.–	42.50.
„ 5189	**Derselbe Dolman** in besserer Qualität, mit schwarz Opossum-Besatz . . .	„ 61.50.	62.50.	63.50.
„ 5191	**Glatter Radmantel** mit schwarzem Pelzkragen. Reinwollener Soleil mit wattirtem, abgestepptem baumwollenem Satinfutter in blau, rot und schwarz . . .	„ 15.–	15.50.	16.–
„ 5193	**Derselbe Mantel.** Reinwollener Rips mit hellblauem, hochrotem od. grauem Flanellfutter u. leichter Watteeinlage	„ 19.25.	19.75.	20.25.
„ 5195	**Derselbe Mantel** mit wattirtem, abgestepptem seidenem Atlasfutter in allen Farben . . .	„ 24.50.	25.–	25.50.
„ 5197	**Radmantel** mit Pelzkragen. Prima reinwollener, schwarzer Rips mit schwerem seidenem, abgestepptem Atlasfutter. Hinten reiche Falten mit eleganter Passementerie. Hochfeiner Mantel . . .	„ 39.25.	40.–	40.75.

Nr. 3522 **Kostümrock** aus gediegenstem, schmal gestreiftem, reinwollenem Cheviot. Vorrätig: schwarz mit grau melirt, marine mit grau melirt oder marine mit mode melirt . . . . M. 43.50.
Hierzu 2 Meter Stoff zur Taille . . . „ 6.60.

„ 3525 **Hocheleganter Kostümrock** aus reinseidenem Merveilleux, mit geschmackvollen Perl-Agréments ausgestattet. Nur in schwarz vorrätig M. 84.–
Hierzu 4 Meter Merveilleux und 2 Perl-Agréments zur Taille . . . M. 21.–

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Digitized by Google



Wilh. Kremer, Berlin C. 45, früher in Magdeburg.

Preisgekrönt.

Preisgekrönte Münchener Zithern



eigenes Fabrikat mit 29–43 Saiten

Preiswürdigkeit.

Seide und Metall.

Lag. v. Viol., Cell., Guit., Harmonikas u. Flöten

Preiscourant gratis.

Josef Thumhart, München,

kgl. bayer. Hoflieferant

Export.



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.

Echter böhmischer

Granaten-Schmuck.

Preis-Courant mit 400 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.



ETRURIA.

Kunstgewerbliche Anstalt

Neuwedell (Preussen)

altertüml. Schau- u. Prunkgefäße,

Nürnberger Spielwaaren

Jean Hanck Nürnberg

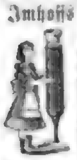
Hoflieferant Ihrer k. k. Hoh. Prinz. Gisela v. Bayern.

Chirurgische, sowie Artikel zur Krankenpflege

G. Kröning, Magdeburg.

Neu! Aerztlich empfohlen!

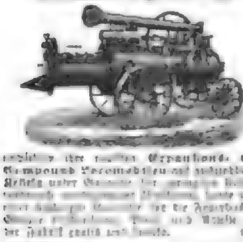
Imhoff's patentirte Patronen-Cigarrenspitze.



Wilh. Imhoff, Cassel, Hessen-Nassau.

Garrett Smith & Co.,

Buckau-Magdeburg,



H. Kumss, Warmbrunn i. Schl.



Haarschäfte,

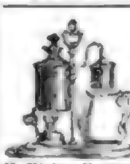


Franz Fischer, Offenburg



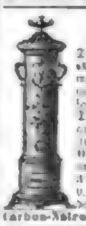
Mech. Ruhestühle, Ruhebetten, Krankenbetten.

Eickes selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine,



H. Eicke, Berlin W., Friedrichstraße 67.

Tragbare Oefen



Glafey-Nachtlichte,



Silos



G. Luther, Braunschweig.

Badestuhl



Stottern

heilt gründl. Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach

Honorar nach Heilung. Prosp. gratis.

Herzliche Bitte

an edle Menschenfreunde!

Deutsche Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G.

Potsdam.

Kapital-Versicherungen

für den Todesfall,

Sterbekassen-,

Kinder- und Aussteuer-Versicherungen,

Leibrenten- und Alters-Versicherungen

Die Direction in Potsdam.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist Hellfrisch's weissen Vaseline.

Carl Hellfrisch & Co. Offenbach

Inhalt einer Flasche ca. 1/1 Liter.

Inhalt einer Flasche ca. 3/4 Liter.

Griechische Weine



J. F. MENZER,

Neckargemünd.

Erstes u. ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten Claret, herb und süss, Flaschen u. Kiste frei, versendet zu

19 Mark.

Vom

Destillation und Fabrikation

Erwerbs-Katalog!

Wilh. Schiller & Co., Berlin

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.

Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau

Moselwein-Vertriebs-Gesellschaft

in Dusemond und Trier,

Central-Bureau in Trier.

Thee

Russische Mischung per Pfd. Mk. 3.50

Englische Mischung . . . 2.80

bei 3 Pfd. frco. Prob. zu Diensten

ED. MESSMER,

Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Trunksucht.

Arm u. Gesichtshaare



R. Böttcher

Trunksucht

Nach Angabe und unter Controlle von Dr. Schweissinger

EICHEL-CACAO HARTWIG & VOGEL DRESDEN

Niederlagen sind durch Plakate erkenntlich.

Reine portug. Weine

direkt eingeführt.

Für nur 3 Mark

franco nebst Preisliste

5 Probefl. 5 verschied. Sorten.

Paul Strebel in Gera, Reuss.

Wiesbadener Kochbrunnen-Salz-Pastillen



fabrizirt unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden u. der Kurdirektion.

Preis per Schachtel ℳ 1.—

Wiesbadener Kochbrunnen-Seife

Wiesbadener Kochbrunnen-Quell-Salz

Versand durch das

Wiesbadener Brunnen-Comptoir

Wiesbaden.

Bremer Cigarren-Fabrik.

Jul. Schmidt, Hoflief., Hannover.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



№ 5.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Villa Falconieri.

Novelle von

Paul Heyse.

Mit Originalzeichnungen von Anna Werner.

(Fortsetzung.)

Das Nachgefühl jenes reinen Kusses, mit welchem die unglückliche Frau gleichsam ihre Freundschaft geweiht und besiegelt hatte, brannte Eberhard noch auf den Lippen. Er konnte sich's nicht verleugnen, daß es ihn mit Herz und Sinnen zu dem herrlichen Wesen zog, daß es schon zu spät war, um seiner Leidenschaft einen bescheideneren Namen zu geben. Was sollte aber daraus werden? Daß sie sein Gefühl nicht erwiderte, nicht einmal ahnte, war er fest überzeugt. Ihr Herz war zum Ueberfließen voll, und jeder andere, der ihr des Vertrauens wert geschienen, hätte ihr denselben Dienst geleistet und denselben Dank von ihr empfangen. Er aber fühlte, daß sie ihn mit diesem kühlen Pfande ihrer Zuneigung und Achtung für immer an sich gefesselt hatte. Was war ihm nun jedes andere Ziel, jeder andere Wunsch seines Lebens gegen die Sehnsucht, diese Wonne noch einmal zu kosten, dann aber sie festzuhalten und die Liebkosung nicht wie das erstemal in seliger Bestürzung hinzunehmen, sondern mit freier, kühner Leidenschaft zu erwidern! Dann erschrak er plötzlich in seinem rechtschaffenen deutschen Gemüt über den Gedanken, daß es das Weib seines Nächsten sei, dessen er begehre, die Gattin seines Gastfreundes, der ihn unter seinem



Die Hochwildjagden des Kaisers von Oesterreich: **Heimkehr von der Jagd.** Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Schlegel.

Digitized by Google

Dache arglos aufgenommen, eines Krüppels, den zu hintergehen zwiefach schndde Sünde wäre, da er, an seinen Stuhl angeschmiedet, den Gast nicht zu überwachen und sein Eigentum vor ihm zu schützen vermöge. Alles, was die Frau an herben Anklagen gegen den tyrannischen Feind ihres Lebensglückes geschleudert, versank ins leere Nichts gegenüber der Pflicht, die er selbst zu wahren hatte. Er seufzte tief auf, da ihm dies alles klar zum Bewußtsein kam.

„Nein," sagte er vor sich hin, „ich kann ihr nicht helfen, ich darf ihr nichts sein, da ich ihr nicht alles sein kann. Vielleicht wenn sie die Leere in ihrem Geist ausfüllen, sich beschäftigen lernt — obwohl, wenn das Herz hungert, es sich nicht damit zufrieden gibt, daß der Kopf genährt wird. Und sie ist so jung — und wie müßte sie glücklich sein und glücklich machen, wenn eine wahrhaftige Liebe sie überkäme! Armes Herz!"

Er besann sich, daß er ihr das Sommario versprochen hatte, und klingelte, um es ihr heute noch zu schicken. Aber statt der Rosa, die er erwartet hatte, in der Hoffnung, noch eine Weile von der geliebten Frau mit ihr zu plaudern, erschien der Leisetreter Bernardo. Der Graf hatte es offenbar für bedenklich erachtet, die Vertraute seiner Frau mit dem Fremden verkehren zu lassen. Nun übergab er dem Diener das Buch und fuhr dann fort, in die Mondnacht hinauszustarren, bis ihm die Augen zufielen.

Am nächsten Morgen aber, als er früh mit seinem Malgerät aus der Halle trat, um eine Skizze von dem Cypressenteich zu versuchen, sah er unter den Schatten der Steineichen wie gestern die Gestalt der Gräfin, heut aber in einem hellen Kleid und auf einem Seissel neben einem Tischchen häuslich niedergelassen, den treuen Sultano zu ihren Füßen, der bei der Annäherung des Fremden knurrend und den buschigen Schweif bewegend sich erhob. „Still, Sultano!" sagte die Herrin und gab ihm einen leichten Schlag mit dem Buch, das sie in der Hand hatte. Es war das Sommario, das er ihr geliehen.



„Sie sehen, ich habe schon zeitig angefangen zu studiren," sagte sie lächelnd, indem sie ihm ihre Hand entgegenstreckte. „Jede Seite lese ich zweimal und überhöre mich dann, ob ich alles behalten habe. Viele von den Namen habe ich schon dann und wann gehört, ohne mir etwas dabei zu denken. Nun erfahre ich endlich, was es mit ihnen für eine Bewandtnis hat. Wenn ich erst etwas weiter bin, müssen Sie ein Examen mit mir anstellen und mir etwas mehr von diesen alten Dingen erzählen."

Sie sah ihn dabei so schüchtern und unschuldig an wie ein Schulkind seinen Lehrer, daß er auch heiter wurde und einen Augenblick vergaß, wie unmöglich es war, so mit ihr fortzuleben. Und doch, wenn er dachte, wie vertrauensvoll sie zu ihm aufblickte, wie die Nähe eines Freundes ihr das öde, trostlose Leben erträglich machen konnte, welch ein Glück es war, dies schöne, schwermütige Gesicht sich erhellen und wieder jung werden zu sehen, begriff er nicht, woher er die Kraft nehmen sollte, sich loszureißen.

Sie gingen eine Weile unter den Eichenwipfeln auf und ab; von Zeit zu Zeit bückte sie sich, eine der Cyclamen zu pflücken, die zwischen dem Grase blühten, und atmete begierig den feinen Duft ein, auch ihm ein paar seiner Lieblingsblumen reichend. Sultan, der wieder völlig geheilt schien, wandelte ehrbar neben ihr; sie sprachen nicht viel, vom Wetter, das sich zum Scirocco anließ, von den Nachbarvillen, von jenem Relief der Tänzerinnen droben in dem „Zaubergärtchen", wie Eberhard es getauft hatte. Er gedenke es zu zeichnen, sagte er, wenn das Licht günstig sei. Für diesen Morgen habe er den Cypressenteich sich in den Kopf gesetzt.

Man hörte plötzlich einen Schuß fallen. Sie waren aus dem Schatten der Bäume herausgetreten und sahen nach dem Eckfenster hinauf, wo der weiße Kopf des Grafen sichtbar wurde, der eben wieder seinem Jagdvergnügen in dem Kaninchengraben obgelegen hatte. Er grüßte mit grinsender Freundlichkeit, die Hand mit dem Revolver schwenkend, zu dem Paar hinab; die Frau nickte leise mit dem Kopf, während Eberhard den Hut zog.

„Addio für jetzt," sagte die Gräfin. „Ich will wieder an die Arbeit gehen."

Er sah, daß alle Heiterkeit von ihr gewichen war, und wandte sich seufzend von ihr weg, der Anhöhe zu, von der die Cypressen herniederschauten. Lange konnte er die richtige Stelle nicht finden. Als er sich endlich entschlossen und die ersten Striche gemacht hatte, ließ er den Stift bald wieder ruhen. Sein Herz war nicht bei der Sache. Immer glaubte er den leichten Schritt seiner Freundin im dürren Laube hinter sich zu hören. Doch kam sie nicht. Nur Sultan schlich nach einer Stunde zu ihm heran, rührte mit seinem gewaltigen Kopf an seinen Arm, und als er von der Hand des Fremden ein wenig gestreichelt worden war, streckte er sich neben ihn ins Gras wie ein guter alter Bekannter. Dazu sangen wieder die Nachtigallen und dufteten der Flieder, daß bei der Arbeit kein Segen sein konnte und Eberhard nach zwei Stunden seufzend den Pinsel auswischte und das Feldstühlchen zusammenklappte.

Als er zum Frühstück bei dem Hausherrn eintrat und auch die Gräfin wieder begrüßte, konnte er es nicht verhehlen, daß er unfroh und beklommen war. Er gab es dem Scirocco schuld und erklärte, am Nachmittag eine große Wanderung machen zu wollen, um das stockende Blut anzufrischen. Der Graf bestärkte ihn in seinem Vorsatz. Luigia schwieg, offenbar enttäuscht; sie schien im stillen auf einen Spaziergang mit dem Freund gehofft zu haben. Bald aber hatte sie ihr unbefangenes Wesen wiedergewonnen und gab ihm, da er sich verabschiedete, vor ihrem Manne freundlich die Hand.

„Während Ihr nach Monte Porzio wandert," sagte sie lächelnd, „will ich in meinem Buch nachlesen, wer jener alte Marcus Porcius war, der der Stadt den Namen gegeben."

„Um Gottes willen," rief der Graf, „Ihr macht mir noch eine Gelehrte aus meiner Frau, Dottore! Nun, zum Glück: la donna è mobile!"

Er lachte sein häßliches Lachen und stapfte nach dem Rubebett, das Gesicht glühend unter den weißen Haaren von dem starken Wein, dem er mittags reichlich zuzusprechen pflegte. Dies Lachen begleitete Eberhard auf seiner Wanderung, daß ihm alle Freude an der schönen Welt, die um ihn her lag, verging. Auch überzog sich der Himmel mit einem unheimlichen, graugelblichen Dunst, und ein starker Wind fuhr ihm auf der breiten Landstraße entgegen und schüttete einen scharfen Staubregen über ihn aus, daß er alle Augenblicke mit geschlossenen Augen stehen bleiben und den Anprall über sich hingehen lassen mußte. Als er die kleine Stadt auf ihrer Bergkuppe endlich erreicht hatte, stob ihm auch hier aus allen Gassen der Rehricht entgegen, und die Sabinerberge drüben waren in so dichten Nebel gehüllt, daß er auf jeden Ausblick verzichtete und froh war, in einem unsäuberlichen Café eine windstille Ecke zu finden, wo er seine schmerzenden Augen mit Wasser kühlen konnte. Es litt ihn aber nicht lange in dieser dumpfen Luft, zumal der Himmel sich mehr und mehr verfinsterte und ein Gewitter ihn hier über Nacht hätte festhalten können. So brach er wieder auf, ohne sich in dem verräucherten alten Nest sonderlich umgesehen zu haben, und maß mit großen, hastigen Schritten den Weg nach Frascati zurück.

Es fiel aber kein Tropfen aus dem dicht geballten Gewölk. Als er gegen Sonnenuntergang das Städtchen wieder erreichte, hatte sich auch die Wut des Orkans gelegt. Er geriet, da er die Straße nach der Villa verfehlt hatte, auf den Platz vor der Kirche, wo es jetzt in der Abendkühle lieblich und windstill war und die Leute plaudernd vor den Häusern saßen. Es zog Eberhard in die Kirche hinein, deren Portal noch offen stand. Drinnen herrschte eine tiefe Dämmerung, aus der nur an einem Marienaltar das lebensgroße, ganz in weiße Seide gekleidete Wachsbildnis hervorschimmerte, den Bambino auf ihrem linken Arm, gleichfalls in seinem Festkleidchen, ringsum ein üppiger Flor der schönsten Rosensträuße, da der Mai der Madonna besonders gewidmet ist. Doch saßen dieser Pracht gegenüber nur ein paar einzelne Frauen, die Abendandacht war schon vorüber. Eberhard ließ sich auf einem der Strohstühle nieder und ruhte in einem wunderlichen Zwielicht aller Gefühle von dem hastigen Gang und dem Streit in seinem Innern aus. Da erblickte er, als er die Augen an das Dunkel gewöhnt hatte, auf der andern Seite neben einem Beichtstuhl kniend eine Gestalt in einem hellen Kleide, mit einem schwarzen Schleier Haupt und Schultern umhüllt. Sie schien betend zu harren, bis im Beichtstuhl die Reihe an sie kommen würde. Nun erhob sich das Weib, das lange darin verweilt hatte, der alte Geistliche — nicht Beppinos Oheim, sondern ein kleiner, hagerer Graukopf mit einem ehrwürdig einfältigen Gesicht und ungeheurer Nase — schlug die Klappe zur Linken zu und öffnete die an der Rechten, wo schon eine zweite Sünderin seiner wartete. Da stand die schlanke Knieende auf und nahm den frei gewordenen Platz im Beichtstuhl ein. Wieder harrte sie geduldig, bis das hölzerne Thürchen vor ihrem Gitter geöffnet wurde und der alte Seelsorger das Ohr ihr zuneigte.

„Was für Sünden hat sie zu bekennen?" sagte der Späher drüben zu sich selbst. „Diesem treuherzigen Alten, der schwerlich je von der Verzweiflung eines stolzen jungen Herzens am Glück einen Hauch in seinem Blut verspürt hat! Und welchen Trost hat dieser Bauernsohn, der nie einen Blick über sein Kirchspiel hinaus gethan haben mag, einem Weibe zu bieten, das aus ihrem Kerker in die weite Welt hinausschmachtet und die Leere in ihrem Innern mit einer Litanei und einem Dutzend Aves nicht wird füllen können?"

Er sah unverwandt auf den Beichtstuhl. Es nahm sich drollig aus, wie der kleine Geistliche mit den dürren Fingern eine Prise aus dem hölzernen Döschen schöpfte und, während er mit seinem Beichtkind flüsterte, die Hand in sanftem Schwung hin und her bewegte, dann aber innehielt und langsam den Tabak in die große Nase stopfte. Dabei sah er so andächtig vor sich hin und schüttelte so

Digitized by Google

bekümmert den kleinen grauen Kopf, daß das weltliche Intermezzo ihm doch nichts von seiner Ehrwürdigkeit raubte. Nun machte er, schon wieder eine Prise zwischen Daumen und Zeigefinger, das Zeichen des Kreuzes über die Beichtende, sie erhob sich rasch, nahm die violette Schärpe von den Knieen des Alten, um die Lippen darauf zu drücken, und warf sich noch einmal zu einem stillen Gebet auf die Kniee, ehe sie die Kirche verließ.

*

Auf der Straße draußen, die zwischen den letzten Häusern steil hinan zu der Villa führt, hörte sie Eberhards Stimme hinter sich und blieb stehen, ihn zu begrüßen.

„Ich war in der Kirche," sagte er; „ich habe Sie dort nicht anzureden gewagt, da Sie eben Ihre Andacht verrichtet hatten. Ist es möglich, daß es Ihnen Trost gewährt, diesem schlichten, in engen Schranken alt gewordenen Greise Ihr geheimstes Innere zu offenbaren?"

Sie sah ihn lächelnd an.

„Sie sind ein Ketzer, ich weiß es wohl, ein Lutheraner. Rosa glaubt, Sie kämen nicht in den Himmel, und bedauert Sie deshalb, weil sie Sie sehr in Affektion genommen hat. Darum verstehen Sie nicht, wie uns zu Mute ist, wenn wir vor jenem Gitter knieen, gleichviel, wessen Ohr dahinter sich zu unseren Lippen neigt. Oder nein, es ist doch ein Unterschied. Wüßte ich, daß Don Gaetano im Beichtstuhl säße — es ist unrecht, den Menschen nicht von seinem Amt zu trennen, aber wahrhaftig, das Wort erstirbt mir auf der Zunge. Mit dem alten Vikar verstehe ich mich desto besser. Sehen Sie nicht, wie heiter ich bin? Daraus können Sie schließen, daß er mich nicht für eine so große Sünderin erklärt hat, als ich fürchtete. Ich habe auch für Sie gebetet, mein Freund, damit Rosa nicht recht behält. Wenn ich in den Himmel käme und müßte Sie an einem andern, minder erfreulichen Ort mir denken, ich könnte der ewigen Seligkeit nicht froh werden. Und wo waren Sie diesen langen, langen Nachmittag? Aber nein, erzählen Sie mir das nicht hier auf der Gasse. Wenn man uns zusammen zurückkehren sähe, wer weiß, was für Geschichten man uns nachsagen würde. Ich muß allein gehen, und Sie folgen in einer halben Stunde, und kein Wort von der Kirche, nicht wahr?"

Sie nickte ihm zu, mit einem so holden Blick, daß ihm das Herz klopfte, als er die Hand darauf legte und sich stumm vor ihr verneigte. Dann sah er sie mit ihrem langsamen, elastischen Schritt die Höhe hinanschreiten und um die Ecke der Straße verschwinden.

„Nein," sprach er bei sich selbst, „sie fühlt nichts von dem, was in mir tobt, sie ahnt es nicht einmal! Wie könnte sie sonst so heiter und unbefangen lächeln, in einem Beichtstuhl knieen und ein Geheimnis über die Lippen bringen, das doch eine Sünde wäre, selbst in dem Lande der Duldung und des Leichtsinns! Und wenn sie noch nicht gewahr geworden, wie es in mir aussieht, wie lange werde ich es noch verbergen können! Sie aber, die glaubt, es sei möglich, daß sie mich als einen bequemen guten Freund und Gesellschafter auf unabsehliche Zeit hier festhalten werde — wie wird sie es aufnehmen, wenn ich mich ohne Abschied entferne! Wird sie nicht in ihre alte Verzweiflung zurücksinken, da auch ich, dem sie so viel Vertrauen gezeigt, sie im Stich gelassen? Und was dann? Wird das Sommario ausreichen, sie für den Verlust ihres ‚Freundes' zu entschädigen?"

Immer von neuem diese Gedanken hin und her wälzend, langte er endlich auf weitem Umweg in der Villa an. Doch fühlte er sich unfähig, den Abend unter Menschen zu verbringen, und ließ sich bei dem Grafen entschuldigen, der Gang in dem starken Winde habe ihm Kopfweh gemacht, er werde auf seinem Zimmer bleiben und bitte nur um ein Glas Limonenwasser und Eis. Bernardo brachte es ihm mit den Grüßen der drei Herren und der Frau Gräfin. Er fand den Gast auf dem Bett ausgestreckt im dunklen Zimmer und schlich, ohne weiteren Versuch, ihn zum Reden zu bringen, lautlos wieder hinaus. Eine halbe Stunde später klopfte Rosa und trat mit einem Brett bei ihm ein, auf dem sich eine Suppenschüssel, ein Fläschchen Wein und ein weißes Brot befand. Sie ruhte nicht, bis er sich erhoben und von allem etwas genossen hatte, wobei sie ihm freundlich ins Gesicht sah und allerlei schwatzte. Es sei nicht gut, beim Scirocco nüchtern schlafen zu gehen. Er hätte nicht den weiten Weg machen sollen; es sei unrecht von ihrer Herrin, daß sie es erlaubt. Nun werde sie — Rosa — besser acht auf ihn geben. Er müsse wissen, daß sie ihm sehr gut sei. Sie danke es ihm so sehr, daß er ihre Gigia ein wenig getröstet und aufgeheitert habe. Sie sei nicht mehr dieselbe seit jenem Ritt nach Tusculum, das könne nur den einen Grund haben, daß sie einen Freund an ihm gefunden; die Madonna mög' es ihm lohnen, und wenn sie selbst etwas für ihn thun könne —

Er seufzte, da er ihren guten Willen sah und wohl merkte, worauf das alles zielte, und daß er nur ein halbes Wort zu sagen brauche, um sie zur Verbündeten zu gewinnen. Es kostete ihn keine geringe Ueberwindung, der treuherzigen Alten zu erklären, er bedürfe nichts, und nun werde er keinen



Bissen mehr essen und keinen Tropfen mehr trinken, es verlange ihn nach Schlaf. Sie sah ihn kopfschüttelnd von der Seite an, raffte alles Geschirr zusammen und verließ in offenbarem Unmut den seltsamen Gast, aus dem sie nicht klug zu werden vermochte.

Er aber ging noch lange über die Fliesen seines öden Gemachs auf und ab, mit glühendem Gesicht und klopfenden Pulsen, obwohl er nur ein mäßiges Glas Wein getrunken hatte. Zuletzt zündete er die Kerze wieder an und vertiefte sich in die Lektüre der Handschrift, dann und wann mit dem Bleistift eine bescheidene Bemerkung an den Rand schreibend, wo ihm eine Kürzung oder eine leichte Feile wünschenswert schien. Er las und las, um nur seinen eigenen Gedanken zu entfliehen. Erst als die Kerze in dem Messingleuchter hoch aufflackerte, ehe sie erlosch, erhob er sich von seinem Sitz. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. Taumelnd wie ein Trunkener warf er sich aufs Bett und sank sogleich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

*

Er erwachte spät. Doch fühlte er sofort, daß das Fieber der letzten Tage von ihm gewichen war.

„Es muß ein Ende haben," sagte er vor sich hin; „ich muß den Knoten zerhauen, den ich nicht auflösen kann. Gleich heute muß es geschehen. Wer weiß, ob nicht morgen schon die Schwäche mich wieder übermannt hat."

Seine wenigen Sachen packte er in das Täschchen und warf noch einen Blick durch das Fenster, wie um Abschied zu nehmen. Als er die Mondragone im Morgenduft so herrlich auf ihrer Höhe hingelagert sah, seufzte er bitter.

„Auch dort Gefangene, die das Opfer des Verstandes gebracht haben und vielleicht ihre Ketten nicht mehr empfinden! Hier aber — armes Weib! Welch ein Paradies könnte diese Welt sein, wenn die Menschen sie einander nicht zur Hölle machten!"

Er nahm das Manuskript und ging langsam die Treppe hinunter, sich bei dem Hausherrn anmelden zu lassen. Er fand ihn an seinem Schreibtisch schon bei der Arbeit.

„Was bringt Ihr mir?" rief er dem Eintretenden entgegen, einen fast furchtsamen Blick auf die Hefte werfend, die der junge Mann in der Hand hielt. „Ihr werdet oft den Kopf geschüttelt haben. Freilich, ex ungue leonem, aber ein alter Seelöwe wird nur im Zorn Gottes zum Schreiber, und die Klaue, die einem Feinde die Schulter zerschmettert, hält nur unsicher einen Gänsekiel."

Als Eberhard ihm sagte, es sei ein sehr interessantes Werk, das gewiß Aufsehen erregen würde; die kleinen Mängel, die er sich anzumerken erlaubt, würden ohne Mühe beseitigt werden, blitzten die alten feurigen Augen unter ihren dichten Brauen von unverhohlenem Triumph. Er nahm das Manuskript mit der kleinen braunen Hand, die in der That mit der Tatze eines Raubtiers Aehnlichkeit hatte, blätterte schweigend darin und las nachdenklich, was an den Rand geschrieben stand. Dann warf er die Blätter hin und sagte, beide Hände seinem Gast entgegenstreckend:

„Tausend Dank, Doktor! Sie haben überall den Finger auf die Wunde gelegt. Intelligenti pauca. Das alles soll bald ein ander Gesicht bekommen. Welcher gute Wind hat Sie unter mein Dach geweht, oder welcher Heilige Sie zu meinem Trost und Frommen mir zugeführt, wie meine Frau sagen würde? Nun freilich haben Sie sich's selbst zuzuschreiben, daß ich Sie nicht eher loslasse, bis Sie an dem ganzen Opus Ihr barmherziges Samariterwerk vollbracht haben. Ich denke, es kostet Sie kein allzu schweres Opfer. Sie gefallen sich hier, und was in unseren schwachen Kräften steht . . ."

Eberhard ließ ihn nicht ausreden.

„Ich bedaure unendlich, Herr Graf, daß ich Ihre Gastfreundschaft nicht länger genießen darf. Ich habe Pflichten zu erfüllen, die keinen Aufschub dulden. Ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen."

Die Stirne des alten Herrn verfinsterte sich plötzlich.

„Perdiana!" rief er, „was redet Ihr da, Sor Dottore? Fort — heute schon? Mich im Stiche lassen und die guten Heiligen erzürnen, die mir armem Krüppel diese Wohlthat zugedacht hatten? Aber das ist ja unmöglich. Sie wissen noch nicht, mit wem Sie es zu thun haben. Ich scheine Ihnen ein machtloser alter Mann, der mit seinen verstümmelten Beinen Sie nicht einholen könnte, wenn Sie sich in den Kopf setzten, ihm davonzulaufen. Aber fordern Sie mich nicht heraus. Ich werde Himmel und Hölle aufbieten, den Flüchtling tot oder lebendig mir zurückzuliefern und ihm zu zeigen, daß man nicht ungestraft dem Helden von Lissa Trotz zu bieten wagt."

Als Eberhard nichts erwiderte, sondern nur mit einer Geberde andeutete, es sei ihm voller Ernst mit seinem Entschluß und diese wilden Scherze machten keinen Eindruck auf ihn, änderte der Alte seinen Ton.

„Ei was, Dottore," sagte er, „lassen Sie uns vernünftig reden! Es versteht sich von selbst, daß ich Sie ziehen lassen muß, wenn Sie darauf bestehen. Ich bin Ihnen ohnehin schon mehr Dank schuldig geworden, als ich jemals abtragen kann, denn Ihre Kritik meiner Schreibereien hat mir die Augen geöffnet über gewisse Mängel, die dem ganzen Opus anhaften. Aber nun schlagen Sie mir eine

Digitized by Google

letzte, gewiß nicht unbescheidene Bitte ab: die Einleitung, die ich soeben noch einmal durchgehen wollte, liegt mir besonders am Herzen. Es sind nur ein Dutzend Seiten, und am Nachmittag denke ich damit ins reine zu kommen. Bleiben Sie nur bis morgen früh, so lange werden Ihre ‚Pflichten' sich hoffentlich gedulden, und mir erweisen Sie einen unschätzbaren Dienst. Nein, Sie können es dem armen Invaliden nicht abschlagen, ein humaner Mensch und ein deutscher Gelehrter, der Sie sind."

Er hatte seine Hand ergriffen und drückte sie zutraulich bittend. Eberhard blickte durchs Fenster und sah unter den Eichenschatten ein helles Gewand sich bewegen. Einen Augenblick kämpfte er noch, dann sagte er mit einem Seufzer:

„Sei es drum! Bis morgen früh will ich bleiben, obwohl ich nicht recht daran thue. Sie haben mich besiegt."

Er verneigte sich leicht und ging aus der Thür.

„Ich schicke Ihnen die Blätter," rief der Alte ihm nach. „In drei Stunden, vielleicht schon früher, finden Sie sie auf Ihrem Zimmer, und am Abend sprechen wir darüber."

Eberhard durchschritt den langen Gang und stieg dann nachdenklich, unzufrieden mit sich selbst, die Treppe hinab. In der Halle unten trat die Gräfin ihm entgegen, schön wie der junge Tag und mit einem Lächeln, vor dem das Herz ihm erbebte.

„Ihre Schülerin ist schon wieder fleißig!" rief sie, ihm das Buch zeigend. „Aber heute noch kein Examen, nicht wahr? Auch müssen Sie mir manches erst deutlicher machen, was ich in den kurzen Sätzen nicht recht begriffen habe. Wollen wir in das Gärtchen der Tusculana hinaufsteigen? Während Sie die fünf Tänzerinnen zeichnen, frage ich nach diesem und jenem, falls es Sie bei der Arbeit nicht stört."



Eine Straße in Pompeji. Gemälde von Luigi Bazzani.

Sein Gesicht blieb ernst, er wich ihren Augen aus und sagte, gegen die Tusculana hinaufblickend:

„Ich bedaure, Gräfin, es ist jetzt droben nicht die rechte Beleuchtung, ich will es am Nachmittag versuchen. — Jetzt ... ich habe einen Gang in die Stadt hinunter zu machen, ich erwarte Briefe ..."

„Ich habe Auftrag unten gegeben, daß die Post Ihnen alles hieherschickt."

„Gleichwohl muß ich einmal nachsehen. Sie wissen, wie wenig man sich auf die Leute verlassen kann. Auf Wiedersehen, Gräfin!"

Er lüftete den Hut und verließ sie. Wie er die Eichenschatten erreicht hatte, mußte er stillstehen und Atem schöpfen. Ein brennender Schmerz krampfte ihm das Herz zusammen, es kostete ihn eine übermenschliche Anstrengung, nicht umzukehren, zu ihren Füßen zu stürzen und zu stammeln: „Vergib mir meine kalten Worte, die eine elende Komödie sind! Ich bete Dich an — ich habe keinen Gedanken als Dich — meine Seligkeit ist mir nicht zu teuer um das Glück, Dich nur einmal an mein Herz drücken zu dürfen!"

Aber er bezwang sich, ja er hatte die Kraft, sich nach ihr umzuwenden und freundlich auf italienische Art ihr zuzuwinken. Da sah er, daß sie wie ein lebloses Bild auf derselben Stelle stehen geblieben war und mit traurig staunenden Augen ihm nachgeblickt hatte. Noch einmal grüßte er mit der Hand. Dann ging er mühsam seines ziellosen Weges weiter.

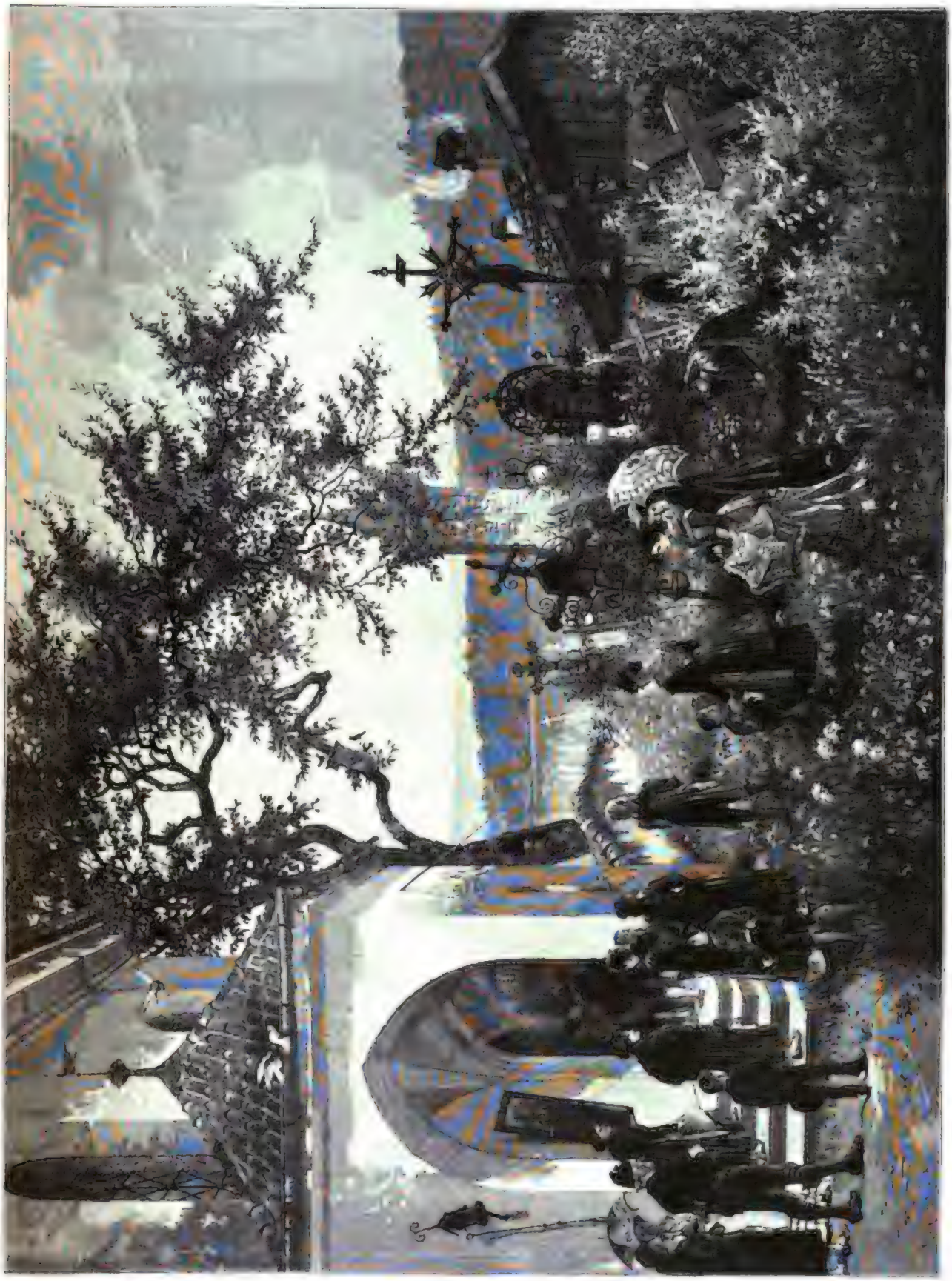
Erst als er das zweite Portal durchschritten hatte, hielt er an und wandte sich um. Dann zog er sein Skizzenbüchlein hervor und begann das Thor mit dem Gitter und dem Ast der Steineiche, der sich unter dem Bogen hinausgedrängt hatte, zu zeichnen. Hier war keine Hand breit Schatten, und die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel. Er aber spürte es nicht, obwohl ihm nacheinander der Schweiß von der Stirne rann. Es war ihm durch den Sinn gegangen, daß dieser Baum hinter dem Portal, der nur mit einem Arm ins Freie langen konnte, ein Abbild sei dieser rettungslos gefangenen Frau. An diesem Vergleich grübelte er hin und her, während er hastig zeichnete. Die Cicaden sangen auf der Halde hinter ihm, die Pfauen kreischten mißtönig aus der Tiefe herauf, kein Mensch ging an ihm vorüber, bis von irgend einem Glockenturm der Mittag eingeläutet wurde. Da that er die letzten Striche an seiner Skizze, schrieb das Datum in eine Ecke und steckte, sich die Stirne trocknend, das Büchlein in die Tasche.

•

Er wußte, daß jetzt Bernardo bei dem Grafen eintrat und meldete, das Frühstück sei aufgetragen. Doch konnte er es nicht über sich gewinnen, in die Villa zurückzugehen und sich mit zu Tische zu setzen. Langsam folgte er der Straße, die in das Städtchen hinunterführte, und trat in das erste beste Haus, über dessen Thür ein grüner Busch ankündigte, daß hier ein Glas Wein zu haben sei.

Mit zerstreuten Sinnen ließ er sich in einer offenen Loggia nieder und genoß die dürftige Kost, die ihm vorgesetzt wurde. Als er hastig eine halbe Flasche von dem süßen roten Wein geleert hatte, überfiel ihn ein Schlafbedürfnis, dem er, in der Ecke des stillen, schattigen Raumes sitzend, den Kopf an die Mauer gelehnt, sich willenlos überließ. Die Stimmen der Weiber auf der Gasse unten, das Knarren der Räder und das Kommen und Gehen der Wirtin störten ihn nicht. Wohl eine Stunde saß er dort in einem dumpfen Halbschlummer, der doch nicht tief genug war, daß er den Schmerz an seinem Herzen nicht leise fortnagen gefühlt hätte, obwohl

Digitized by Google



Sonntagsmorgen auf dem Friedhofe, Motiv aus Widdersberg am Ammersee. Gemälde von J. J. Hemmes.

ihm die Gedanken vergingen. Als er sich endlich wieder ermunterte, war es immer noch früh am Tage. Er hörte es drei Uhr vom Turm des Domes schlagen und brach auf, um noch einen weiten Gang die Hügel entlang zu machen. Ohne alles Interesse durchwanderte er die Gärten der Villa Aldobrandini und den langen Park, der sich hinter der Villa Muti über die Höhe hinstreckt. Vor seinen Augen, wohin sie auch blicken mochten, stand immer nur das eine Bild.

Ein schriller Pfiff vom Bahnhof herüber riß ihn aus seinem beklommenen Brüten. Der letzte Zug nach Rom setzte sich in Bewegung; es war sechs Uhr abends geworden. „Nur noch wenige Stunden," sagte er bei sich selbst, „und alles ist überstanden." So stieg er die Pfade zur Villa wieder hinauf und gelangte auf sein Zimmer.

Schon beim Eintreten sah er das Manuskript, das ihn erwartete, auf dem Pfeilertischchen, daneben aber einen Brief — von seiner Schwester. Ahnungslos griff er darnach; was war ihm jetzt alles, was jenseits der Alpen sich ereignen mochte! Als er aber den Brief geöffnet und die wenigen Zeilen durchflogen hatte, war sein Gesicht verwandelt, die Hand zitterte, die das Blatt hielt. Im nächsten Augenblick hatte er die Glockenschnur ergriffen und erwartete, aufgeregt hin und her schreitend, den Diener.

Statt seiner trat Rosa herein. Er fragte, ob er wohl einen Wagen bekommen könne, der ihn heute noch nach Rom brächte. Er müsse sofort abreisen. Das gute Geschöpf erschrak sichtbar.

„Und die Frau Gräfin?" sagte sie. „Weiß sie . . ."

Er bedaure selbst den hastigen Abschied, doch dürfe er nicht eine Stunde zögern. Seine Schwester habe ihm gemeldet, die Mutter sei erkrankt, er müsse Tag und Nacht reisen, wenn er sich nicht schwere Vorwürfe machen, vielleicht schon zu spät kommen wolle.

Sie wolle selbst nach Frascati hinunter laufen, einen Wagen zu holen, es seien immer welche zu haben, freilich müsse man ihnen auch die Rückfahrt bezahlen.

Eberhard nickte nur und bedeutete ihr mit der Hand, daß sie eilen möchte. Da sie schon hinaus war, rief er ihr noch nach, wo die Frau Gräfin zu finden sei?

Sie sei nach dem Gärtchen der Tusculana hinaufgegangen, schon vor einer Stunde. „Madre mia, was wird sie sagen!" (Schluß folgt.)

Die Samoainseln.

(Hiezu das Bild Seite 100.)

Nur ganz tüchtige Kenner der Geographie dürften vor dem Jahre 1880 eine Ahnung davon gehabt haben, wo die Samoainseln auf der Karte zu suchen seien. Wen kümmerte es denn früher, ob irgendwo im weiten Weltmeer ein paar verlorene Handelsstationen existirten, von denen kaum jemand wußte, in wessen Besitz sie sich befanden! Seit der vielberufenen Samoavorlage, die im April 1880 den Reichstag und mit ihm das ganze deutsche Volk in Alarm versetzte, ist das anders geworden. Man kennt nicht nur den ganzen Südseearchipel, sondern man bekümmert sich sogar auch um die politischen und kommerziellen Verhältnisse in jenen fernen Gebieten, und manches jugendlich unternehmungsfrohe Herz träumt sehnsuchtsvoll von einer Reise nach unseren neugewonnenen Vorposten europäischer Zivilisation, wo früher die Jugendschriftsteller ihre abenteuerlichsten Robinsonaden sich abspielen ließen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß die neue Epoche deutscher Kolonialpolitik, die so hoffnungsvoll begonnen hat, mit der Samoaangelegenheit eingeleitet worden ist. Das in finanzielle Bedrängnisse geratene große Hamburger Handelshaus Godeffroy hatte sich genötigt gesehen, seine auf den Samoainseln belegenen kolonialen Besitzungen einer Gesellschaft anzubieten, welche dieselben um 10 Millionen Mark unter der Bedingung an sich bringen wollte, daß das Reich für eine 4½prozentige Verzinsung des Kapitals bis zu einer Summe von höchstens 300,000 Mark jährlich Garantie leiste. Der deutsche Reichskanzler, der die nationalen Interessen Deutschlands an der Erhaltung jener deutschen Zivilisations- und Handelsstationen zu würdigen wußte, hatte die Zustimmung der verbündeten Regierungen dazu gewonnen und dem Reichstag im Frühjahr 1880 eine entsprechende Vorlage gemacht. Aber die durch die neue Zollpolitik ihm entfremdete Reichstagsmehrheit zeigte sich solchen Unternehmungen abhold. In drei stürmischen Sitzungen, am 22., 23. und 27. April, wurde die Vorlage, gegen die namentlich die Abgeordneten Bamberger und Meier (Direktor des Norddeutschen Lloyd) das Ansehen ihrer handelspolitischen Kennerschaft in die Wage warfen, abgelehnt, obgleich die Regierungsvertreter und zuletzt auch der Reichskanzler in Person mit der ganzen Kraft ihrer durch sachliche und nationale Argumente gestützten Beredsamkeit für dieselbe sich verwendeten. Man dürfe — so lautete die ausschlaggebende Entgegnung — nicht für eine verkrachte Gründung das große Reichsfaß anzapfen. Auch wurde es als nicht wünschenswert bezeichnet, daß Deutschland sich in Kolonialunternehmungen einlasse, die ihm eine Last werden und Ungelegenheiten mit anderen Nationen zuziehen könnten. So blieb es denn dem Wagemut und der Schaffensfreudigkeit privaten Unternehmungsgeistes anheimgegeben, aus eigener Kraft jene Keime deutscher Kolonialbetriebsamkeit zu retten, auf die bereits Amerikaner und Engländer ein verlangend Auge geworfen hatten. Hätte damals indessen das deutsche Reich seine mächtige Hand nach den von der englischen Regierung kaum beachteten Stützpunkten kolonialer Betriebsamkeit im polynesischen Inselgebiet auszustrecken sich entschlossen, so wäre heute sicherlich die samoanische Inselgruppe sein wertvoller Besitz, während sie jetzt das Streitobjekt dreier Nationen bildet, die schwerlich auf die Dauer dort einen unfruchtbaren und die Entwicklung lähmenden Interessenkampf unter der Aegide einer unfähigen und illoyalen Scheinsouveränität eingeborenen Schattenkönigtums werden ertragen wollen.

Nach den Schilderungen zuverlässiger Kenner gehört die aus vier größeren und zehn kleineren Inseln bestehende Samoagruppe, die einen Flächenraum von 64 Quadratmeilen einnimmt, sowohl landschaftlich wie klimatisch zu den reizvollsten Strichen in den Tropen. Auf den vier großen Inseln, Savaii, Upolu, Tutuila und Maunatele, erheben sich mächtige Gebirgsstöcke, deren Gipfel bis 1300 Meter emporsteigen, und bieten dem Auge wunderbar anziehende Landschaftsbilder. Es sind meist vulkanische Bildungen, auf deren ausgebranntem Gestein eine üppige Tropenvegetation sich ausgebreitet hat. In die Ebene gegen die Ufer hin steil abfallend, begrenzen sie weite Flächengebiete, auf denen die Kokospalme, der Pisang, die Yamspflanze (ein eßbare Knollen im Gesamtgewicht von 15 bis 20 Kilo tragendes Schlinggewächs) und der Taro wild wuchern und den Eingeborenen ihre Nahrung liefern. Das nur geringen Schwankungen unterliegende Klima besitzt alle Vorzüge der tropischen Zone, unterscheidet sich aber von dem anderer Punkte unter gleichen Breitegraden durch gemäßigtere Temperatur. Fieber und ähnliche Plagen der Tropennatur sind diesen Inseln völlig fremd. Die Reinheit der Luft und die Beständigkeit der Witterung bieten in Gemeinschaft mit der günstigen Beschaffenheit des Bodens so vorzügliche hygienische Vorbedingungen für den Aufenthalt von Europäern, daß sich die Inseln als klimatische Kurplätze eignen würden, wenn nicht ihre Entfernung von Europa und der Mangel an Bequemlichkeiten eine derartige Benützung ausschlössen. Unter solchen Umständen erscheint es nicht als Uebertreibung, wenn die von den dortigen Konsularbeamten gelieferten Beschreibungen die Inseln als ein in den Ozean verstreutes Stückchen des Paradieses darstellen, zumal auch die Bewohner dieser lieblichen Eilande, hellfarbige Abkömmlinge des polynesischen Stammes, im Vergleich zu anderen Wilden harmlos zu nennen sind. Vor Zeiten standen sie in dem Rufe, Menschenfresser zu sein; man hat indessen die Ungerechtigkeit dieses Verdachts erkannt. Ihre Nahrung ist beinahe ausschließlich die vegetabilische, da die Fauna auf den Inseln sehr wenig entwickelt und die Viehzucht ihnen von Hause aus fremd ist. Taro und die Knollen der Yamspflanze, die sehr mehlhaltig und schmackhaft sein sollen, Reis, Bananen und Kokosnüsse bilden die gangbarsten Nahrungsmittel. Das Meer liefert Fische in außerordentlichem Ueberfluß und dazu auch noch einige von den Samoanern besonders geschätzte Delikatessen, unter denen ein Wurm die oberste Stelle einnimmt, welcher in den Poren der Felsenriffe an der Küste sich aufhält und nur in seltenen Fällen sich im Wasser zeigt. Man versendet ihn bei besonders festlichen Anlässen in Bananenblätter gewickelt an Freunde und Bekannte, um ihnen eine Artigkeit zu erweisen.

Die Ueppigkeit der Vegetation und die Bequemlichkeit der Beschaffung von Lebensmitteln haben die Samoaner an ein mäßiges Leben gewöhnt, dessen geringe Bedürfnisse sie ohne Mühe befriedigen. Ackerbau und Viehzucht waren ihnen bis vor kurzem noch ziemlich unbekannte Dinge. Zum Plantagenbau und zu industriellen Arbeiten sind sie nicht verwendbar, zumal die ersten Europäer, die auf den Inseln in den dreißiger Jahren sich niederließen oder Tauschhandel begannen, sie mit dem Laster des Trunkes bekannt machten und auch in anderer Hinsicht einen verderblichen Einfluß auf ihre Sitten übten. Diebstähle und Gewaltthätigkeiten kommen öfters vor, obgleich der Charakter der Insulaner im Grunde ein friedlicher und gutmütiger ist. Schon frühe haben Missionäre die christliche Religion verbreitet. Es gibt sowohl Protestanten als auch Katholiken unter den Eingeborenen, die fast alle sich zum Christentum bekennen. Sogar eine Bildungsanstalt für Nationallehrer besitzt die Hauptstadt Apia auf Upolu und auch mehrere Kirchen. Der mehr auf die Phantasie wirkende Kultus der katholischen Kirche erfreut sich unter den Eingeborenen der Bevorzugung, und alljährlich werden zugleich mit den hohen Festen auch weltliche Lustbarkeiten und Märkte abgehalten, auf denen sich das Volk zahlreich versammelt, nationale Spiele und Tänze veranstaltet und europäische Kleider nebst europäischem Putz angelegt werden. Nur schwer haben sich die Eingeborenen an die letzteren gewöhnt, da die Milde des Klimas die Bekleidung beinahe überflüssig macht. In der Regel begnügt man sich mit einem Stück Zeug, welches um die Hüften gewunden wird und die Stelle eines Rockes vertritt; den Oberkörper läßt man gerne unbedeckt. Zuweilen entschließt man sich zu einem langen Gewande, welches tunikaartig den ganzen Leib bedeckt und die Arme freiläßt. Da den unzivilisirten Naturkindern die europäischen Sittlichkeits- und Schamhaftigkeitsbegriffe fremd sind, so herrscht in dem Verkehr der Geschlechter die größte Ungezwungenheit; obschon die Monogamie besteht, sind im übrigen die Familienbegriffe doch noch recht primitive und ebenso naiv auch die Anschauungen von dem, was sich schickt. Keiner samoanischen Schönen wird es einfallen, ihre Reize, die sie meist ohnehin ahnungslos zur Schau trägt, ängstlich zu hüten oder etwa in Verlegenheit zu geraten, wenn ihre Blicke auf Nuditäten fallen. Geht doch die Unbefangenheit so weit, daß man dem Fremden sogar die Tochter zur Bedienung und steten Gesellschafterin attachirt und diese den Gastfreund ins Bad nach irgend einem Tümpel geleitet, wobei sie, während er die ermatteten Glieder in der Flut erfrischt, mit rührender Fürsorge seine Gewänder am Ufer reinigt. So erzählt wenigstens der ehemalige englische Konsul Churchward, der soeben ein recht interessantes Buch über seinen fünfjährigen Aufenthalt auf Samoa veröffentlicht hat. Eine der merkwürdigsten Sitten ist das Kavakauen. Kava ist das Nationalgetränk der Samoaner und vertritt bei ihnen die Stelle des Weins, beziehungsweise des Biers. Man muß schon gefestet sein gegen ekle Eindrücke, um nicht bei der Beschreibung der Bereitung dieses köstlichen Trunkes ein leises Vorgefühl von Seekrankheit zu verspüren. Junge Mädchen kauen die zähfaserige Wurzel einer dem Pfeffer verwandten Pflanze so lange, bis sie gänzlich zerkleinert ist und breiartige Beschaffenheit gewonnen hat. Dann wird diese Substanz in einen Napf mit Wasser gethan und dort extrahirt, um so das Getränk zu liefern, das man bei allen feierlichen oder wichtigen Anlässen reicht. Und nun denke man sich erst die Situation des Europäers, dem Klugheit und Artigkeit gebieten, dem freundlichen Wirt in diesem Krambambuli Bescheid zu thun.

Die politischen Verhältnisse waren bis vor kurzem äußerst unbefriedigende. Seit dem Jahr 1880 herrschte über die Inseln ein sogenannter König, der von den Häuptlingen der einzelnen Dörfer anerkannt war und sich mit einer von jenen ernannten Volksvertretung umgeben hatte. Da derselbe indessen im Laufe der Zeit sich als unfähig und durch Schlechtigkeiten als unwürdig erwiesen hatte, so wurde ein Gegenkönig Namens Tamasese aufgestellt. Malietoa, der bisherige Monarch, verlor alsbald so sehr seine Selbständigkeit, daß er ein blindes Werkzeug der englischen und amerikanischen Umtriebe wurde, welche darauf abzielten, die Deutschen zu unterjochen, den englischen oder amerikanischen Einfluß zum maßgebenden zu machen und den Handel an sich zu reißen, um später die Annexion der Inseln an England folgen zu lassen. Die beiden Konsuln haben ihr Möglichstes gethan, um diesen Plan in Erfüllung gehen zu lassen. Insbesondere hat der amerikanische Vertreter, ein gewisser Grunbaum, ehemaliger Deutscher israelitischer Abstammung und später naturalisirter Amerikaner, mit aller Energie und unter Anwendung raffinirtester Ränkekunst daran gearbeitet, die Deutschen bei der Samoaregierung zu verdächtigen, sie verhaßt zu machen und ihnen kommerziell auf jede Weise zu schaden. Da Malietoa, eine beschränkte und plebejische Natur, an diesen Machinationen sich beteiligte und den Deutschen ihre wohlerworbenen Rechte fortwährend zu schmälern suchte, sich auch widerspenstig gegen die deutsche Konsulargewalt und vertragsbrüchig zeigte, so wurde mit ihm endlich im Laufe dieses Sommers kurzer Prozeß gemacht und er von der deutschen Regierung abgesetzt, nachdem es sich erwiesen, daß er die Samoaner zu hinterlistigen Gewaltthaten aufgestachelt hatte und sich weigerte, die Schuldigen, die er kannte, nach dem vereinbarten Recht bestrafen zu lassen. Infolge dieses thatkräftigen Einschreitens ist nun Tamasese, der von den Deutschen begünstigte König, der Nachfolger Malietoas geworden; letzteren hat ein deutsches Kriegsschiff nach Neu-Guinea in die Verbannung gebracht. Obschon eine Art von monarchischer konstitutioneller Regierung besteht, ist der Herrscher von Samoa doch nichts weniger als selbständig, die Regierung wird vielmehr unter Mitwirkung der drei Konsuln ausgeübt und zwar dergestalt, daß für jede der drei Nationalitäten ein besonderer Staatsrat besteht, welcher die rechtlichen Verhältnisse zwischen ihnen und den Samoanern, beziehungsweise der Regierung, unter Mitwirkung des Königs regelt. Kraft des mit Malietoa am 10. November 1884 abgeschlossenen deutsch-samoanischen Sondervertrags hat der deutsch-samoanische Staatsrat aus fünf Personen zu bestehen und zwar aus drei Deutschen und zwei Samoanern und ist mit der Befugnis zur Gesetzgebung betreffs des Verkehrs zwischen Deutschen und Samoanern bekleidet. Auch schreibt er die zur Bestreitung der Kosten für etwa notwendig befundene Einrichtungen erforderlichen Steuern aus. Endlich ist der König verpflichtet, einen deutschen Sekretär und Ratgeber in die Regierung aufzunehmen, der zugleich die richterliche Gewalt in Strafsachen bis zu zwei Jahren Gefängnis mit harter Arbeit, bei welchen Deutsche als Partei figuriren, ausübt, in Streitsachen zwischen Farbigen und Samoanern aber mit einem samoanischen Richter gemeinsam zu Gericht sitzt. Zivilrechtliche Fragen werden im diplomatischen Weg erledigt. Nach vielfachen Treibereien seitens der anderen Konsuln ist es endlich vor etwa Jahresfrist gelungen, wenigstens insoweit Ordnung und Sicherheit in die internationalen Beziehungen auf Samoa zu bringen, als alle drei Mächte sich verpflichtet haben, keine Annexion vorzunehmen, sondern die Unabhängigkeit der samoanischen Regierung zu gewährleisten. Daß dieses Verhältnis auf die Länge

unhaltbar ist, sieht jeder ein, der da weiß, mit welcher Eifersucht Engländer und Amerikaner den Vorsprung betrachten, welchen der deutsche Handel dank der Rührigkeit seiner Unternehmer und dem Nachdruck seiner Inschutznahme durch die deutsche Regierung vor den anderen Nationen gewonnen hat. Als Haupthandelsartikel figurirt, wie zumeist in den Tropen, auch hier die Kopra, das sind die zerkleinerten Kokosnußkerne, die später gepreßt werden und deren Oel man zur Seifenfabrikation benützt. Daneben wird auch Baumwolle gebaut, ferner hat man mit Kaffee, Thee, Reis und Mais Anbauversuche gemacht. Es ist aber noch nicht bekannt, wie dieselben ausgefallen sind. Palmen werden jetzt in rationeller Kultur gezogen und bringen nach Verlauf von zehn Jahren Früchte. Die Baumwolle gewährt zwar sofort Ernte, muß aber alle fünf Jahre neu gepflanzt werden, weil in diesem Zeitraum die Pflanze sich erschöpft. Zur Verarbeitung der Kokosnußfasern hat man Maschinen aufgestellt, die durch Dampfkraft bewegt werden. Bauholz und andere Baumaterialien müssen von Neuseeland oder Australien bezogen werden. Auch die Arbeiter müssen von auswärts her beschafft werden, da die Samoaner sich für den Plantagenbau nicht eignen. Man bezieht die Arbeitskräfte meist von Neu-Britannien und schließt mit den Farbigen Kontrakte auf drei bis fünf Jahre unter Gewährung freier Hin- und Rückfahrt. Im allgemeinen ist man mit ihrer Brauchbarkeit und Anstelligkeit zufrieden, auch lobt ein Konsularbericht unseres Vertreters Dr. Stubel ihre Folgsamkeit und Disziplin. Vor zwei Jahren betrug die Zahl der eingeführten Arbeiter 1500, heute wird dieselbe wohl bereits erheblich größer geworden sein, da sich der Handel über Erwarten ausgedehnt hat. Die Zahl der Eingeborenen wird auf 34,000 angegeben, die der Deutschen beträgt etwa 50; dieselben sind meist Angestellte der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee" in Hamburg und des Hauses Auge & Co. Die Mehrzahl der Plantagen und sonstigen kolonisatorischen Einrichtungen befindet sich auf Upolu, der Hauptinsel, in der Umgebung der Hauptstadt Apia, eines Dorfes, in dem auch die Residenzen der Konsuln und des Königs liegen. Ueber die Handelsbewegung geben die nachstehenden Zahlen, die freilich nicht mehr ganz zutreffen, da sie der Statistik des Jahres 1884 entnommen sind, eine ungefähre Uebersicht. Die Einfuhr in Apia betrug in jenem Jahre 1,440,000 Mark, wovon Deutschland allein mit 1,032,712 Mark beteiligt war. Ausgeführt wurden Produkte im Wert von 1,464,132 Mark, darunter deutsche im Wert von 1,384,132 Mark. Von den 232 Schiffen, die in jenem Jahr in Samoa ein- und ausliefen, waren 161 deutsche mit 18,620 Tons. Man kann aus diesen Zahlen ersehen, daß weder der englische noch der amerikanische Wettbewerb hierbei nennenswert in Betracht kommt und daß, wenn einmal die Machtfrage aufgeworfen werden sollte, sie unbedingt zu Gunsten Deutschlands beantwortet werden müßte. Leider haben es deutscher Doktrinarismus und Mangel an Weitblick dahin kommen lassen, daß die Lösung dieser Frage in Zukunft mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Für diejenigen aber, welche lernen wollen, bietet die Geschichte der Samoakolonisation ein lehrreiches Beispiel, wie man es nicht machen soll, wenn man anderen Völkern kolonisatorisch den Rang ablaufen will.

Eugen Kirche.

Eine Straße in Pompeji.

(Hierzu das Bild Seite 92.)

Es gibt in Pompeji Straßen, die in allen Einzelheiten so wohl erhalten daliegen, daß man nahezu den Eindruck erhält, als ob soeben erst die Einwohner diese Quartiere verlassen; freilich ein Blick nach oben, und die Illusion schwindet, denn der Himmel schaut durch die fehlenden oberen Stockwerke überall hinein in die Räume. Die Sonne des Südens aber ist so lebensvoll, daß sie die Täuschung immer wieder hervorruft und unsere Phantasie anregt, die ausgestorbenen Häuser und Straßen mit längst zu Staub zermahlenem Verkehr zu beseelen. Solcher Verlebendigung verdankt auch sichtlich das interessante Bild des italienischen Malers Luigi Bazzani seine Entstehung. Wir blicken hier in eine dieser schmalen Straßen, die auf den unvergleichlich schönen Vesuv zuführt. Das Trottoir, das eigentümlich grobe Pflaster, die felsigen Trittsteine zum Uebergang bei Regenwetter — das ist alles genau so, wie man es noch heute in den ausgegrabenen Straßen findet. Die Portale zu den einfachen Häusern, die Ladeneingänge mit steinernem Verkaufsplatz, einem Herd ähnlich, und die großen Thongefäße für Wein, Oel und Wasser — all das findet sich in der wiedererstandenen antiken Stadt auch heut noch vor, wie wir es hier sehen. Nur die Krönung der Gebäude, die Gärtchen oben, die balkonähnlichen Vorsprünge hat der Maler hinzugefügt, nach dem Muster der Häuser in Resina und Torre del Greco, und die Straße dann belebt mit Gestalten, wie sie aufgedeckte Gemälde in den Häusern zeigen. Da sieht man die Tänzerin mit dem Wasserkrug auf dem Kopf und Wasserschöpfer an dem großen Steine, unter welchem eine Wasserader hervorquillt; dann die Herrin, welche, von der Sklavin begleitet, heiter geschmückt, eine Freundin zu besuchen, einherschreitet. Wir sind hier in einem stillen, vornehmen Quartier — nach den Märkten zu wird ein anderes Getriebe herrschen — aber gerade diese ruhige Straße eignet sich so recht, das intime Leben der blühenden Provinzialstadt dem Beschauer vor Augen zu führen; sie atmet höchst charakteristisch den Geist, der uns heut so unmittelbar aus den verlassenen Straßen der aufgedeckten Stadt entgegenweht, weil der Maler nur sehr wenig hinzuzufügen nötig gehabt.

Geheimerat Dr. Wilhelm Roscher.

Der berühmteste lebende Nationalökonom, nicht allein Deutschlands, sondern der ganzen gebildeten Welt, feierte am 21. Oktober dieses Jahres seinen siebenzigsten Geburtstag, den akademische und andere Kreise in gebührender Weise mitzubegehen umfassende Anstalten getroffen hatten. Der Jubilar wurde am 21. Oktober 1817 als Sohn eines Departementschefs des Justizministeriums in Hannover geboren. Er studirte in Göttingen und Berlin, wo Karl Friedrich von Savigny, der Begründer der sogenannten historischen Rechtsschule, damals als Professor der Rechte wirkte. Roschers Studien erstreckten sich namentlich auf das Gebiet der klassischen Philologie, der Geschichte und der Nationalökonomie. Seine literarisch geschriebene, 1838 in Göttingen erschienene Doktordissertation behandelte die „Spuren der historischen Methode bei den älteren Sophisten". Er wurde an derselben Universität 1839 Privatdozent, 1843 außerordentlicher und 1844 ordentlicher Professor; 1848 folgte er einem Rufe nach Leipzig, wo er noch jetzt wirkt, obgleich er 1859 eine Berufung nach Berlin erhielt. Er hat ferner je drei Berufungen nach München und Wien und eine Berufung nach Zürich ausgeschlagen. Roscher ist Dr. philos., jur. et oec. publ., ordentlicher Professor der Staats- und Kameralwissenschaften, Ehrendoktor der Universitäten Königsberg, Tübingen



Geheimerat Dr. Wilhelm Roscher, Professor der Universität Leipzig.

und Edinburg, Ehrenmitglied der Universitäten Kasan und Kiew, wirklich sächsischer Geheimerat, Ritter hoher sächsischer, preußischer, bayrischer, schwedischer, russischer und anderer Orden.

Im Jahr 1842 erschien von Roscher eine größere Schrift über das Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Seine zahlreichen späteren Schriften, Abhandlungen und Rezensionen behandeln Themata der Nationalökonomie, zum Teil auch der wissenschaftlichen Politik. Roschers Hauptwerk, sein vierbändiges „System der Nationalökonomie", ist nahezu vollendet. Nur die zweite, die Armenpolitik erörternde Abteilung des vierten Bandes, der Finanzwissenschaft, steht noch aus, soll indes bald erscheinen. Außerdem sind von Roscher eine „Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie" und eine „Theorie der historischen Methode der Nationalökonomie" zu erwarten. Seine akademischen Vorlesungen behandeln hauptsächlich die theoretische und praktische Nationalökonomie, die Finanzwissenschaft und die erwähnte Naturlehre. Das „System" ist in vielen Auflagen erschienen und in alle Kultursprachen übersetzt. In der dritten, 1885 erschienenen Auflage der Roscherschen „Kolonialpolitik" sind die deutschen Aufgaben der Gegenwart von A. Jannasch, einem tüchtigen Schüler Roschers, erörtert. Die Ausführungen, welche der letztere über die Erfolge und Mißerfolge der Kolonialpolitik der außländischen Staaten gibt, sind indes für deutsche Kolonialpolitiker ebenfalls lehrreich und von praktischem Interesse.

Die Bedeutung jeder neuen wissenschaftlichen Richtung kann man nur dann richtig verstehen, wenn man den von ihr bekämpften Gegensatz ins Auge faßt. Dies gilt auch von der historischen Methode Savignys, Eichhorns, Roschers und Knies'. Ein französischer Volkswirt des achtzehnten Jahrhunderts, nach dazu ein höherer Verwaltungsbeamter, schrieb 1767, er wolle eine Organisation vorschlagen, welche notwendigerweise alles Glück hervorbringe, das auf Erden genossen werden kann. Aehnlich erbot sich der berühmte, keineswegs verdienstlose englische Jurist und Nationalökonom J. Bentham allen Ernstes, jedem fremden Volke, den Portugiesen wie den Russen und südamerikanischen Republikanern, auf Bestellung eine fertige konstitutionelle Verfassung zu liefern. Solchen Luftschlössern gegenüber wies die historische Schule des Rechts und der Nationalökonomie darauf hin, daß das Recht und die Wirtschaft, überhaupt das ganze Leben eines Volkes durch tausend Wurzeln aufs engste mit der Vergangenheit desselben verwachsen sind, und daß für verschiedene Entwicklungsstufen desselben Volkes ebenfalls verschiedene Einrichtungen und Maßregeln passen. In diesem Sinne mahnt schon der Altmeister Goethe, daß eines sich nicht für alle schickt, daß Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage wird.

Roscher führt ein glückliches Familienleben und lebt nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für die Geselligkeit. Er interessirt sich für die italienische Kunst, mit der er sich auf seinen Reisen an Ort und Stelle beschäftigt hat. Zu seinen ältesten Freunden gehörten und gehören der verstorbene Staatsrechtslehrer Albrecht, einer der Göttinger Sieben, und der gegenwärtige sächsische Kultusminister Karl von Gerber, der berühmte Schriftsteller über deutsches Privatrecht und ehemalige Leipziger Professor der Rechte, und andere. Zwei Söhne Roschers haben sich auf dem Gebiete der Wissenschaften einen Namen gemacht. Karl Roscher, ein tüchtiger Nationalökonom, war Handelskammersekretär in Zittau und ist jetzt Regierungsrat im sächsischen Ministerium des Innern. W. H. Roscher ist Professor der klassischen Philologie an der Fürstenschule in Meißen. Eine Tochter Roschers ist an den Leipziger Sanskritforscher Professor E. Windisch, eine andere an einen sächsischen Rittergutsbesitzer Hermann verheiratet.

dr. L. H.

Ein Festmorgen auf dem Friedhof.

(Hierzu das Bild Seite 93.)

Die Kirchenglocken schallen weithin durch die stille Natur und rufen die Gemeinde zusammen, ihre Toten zu ehren. Alles folgt ihren mahnenden Klängen und hinauf eilt alt und jung zum Friedhof, der auf waldiger Höhe mit seinen schiefstehenden Kreuzen die kleine Dorfkirche umgibt. Gilt es doch heute, die Gräber der entschlafenen Lieben zu schmücken, und so verwandelt sich bald die ernste Ruhestätte der Toten in einen blühenden Garten unter den sorgenden Händen aller derer, denen dort ein treues Herz den ewigen Schlaf schläft. Auch die Natur hat sich schon angeschickt, ihren Winterschlaf zu beginnen; ein Herbstwind weht durch Wald und Feld und beraubt die Bäume des letzten noch gebliebenen Schmuckes. Aber heute hat die Sonne siegreich die grauen Nebel durchbrochen; in ihrem Glanze funkeln die Kreuze, und die Blumen auf den Gräbern heben ihre gesenkten Häupter und lassen sich noch einmal von den wärmenden Sonnenstrahlen küssen, bevor sie dahinwelken und vergehen wie diejenigen, deren letzte Behausung auf Erden sie schmücken.

An einem solchen schönen Spätherbsttag war es, als wir von München aus einen Ausflug nach Andechs unternahmen, dem am südöstlichen Ufer des Ammersees hochgelegenen berühmten Benediktinerkloster und Wallfahrtsort, dem ehemaligen Stammschloß eines längst (1248) ausgestorbenen mächtigen Dynastengeschlechts, der Grafen von Andechs. Unser Weg führte uns dabei, nachdem wir die Starnbergerbahn bis zur Station Ganting benützt und von dort zum Teil durch prächtigen Hochwald in seinem buntschillernden herbstlichen Blätterschmuck über Ober-Alting und das liebliche Seefeld weitergewandert waren, nach Widdersberg, dessen anmutig auf einer Anhöhe gelegenes Kirchlein, umgeben von dem festlich geschmückten Friedhof, uns schon von ferne mit seinem hellen Glockengeläute begrüßt hatte. Von Seefeld aus, wo wir uns bei der freundlichen und behäbigen Frau Posthalter zum Weitermarsch gestärkt hatten, zog sich der Weg durch den herrlichen Schloßpark des Grafen Törring. Gartenanlagen wechselten mit hochstämmigem Buchenwald, durch den sich hin und wieder hübsche Ausblicke nach dem nahen Pilsensee darboten. Plötzlich endet der Wald, und vor uns liegt eine reizende Idylle: auf waldiger Höhe das kleine Kirchlein von Widdersberg. Die schindelgedeckten Häuser des Dorfes gruppiren sich malerisch um den Hügel herum und reichen zum Teil bis hinauf an die Mauer des Friedhofs, der die nächste Umgebung des bescheidenen Dorfkirchleins bildet. Durch sie hindurch schlängelt sich der Weg bergan und endigt in einer Stiege, mit hölzernem Geländer versehen. Oben bietet sich unserem Augen ein freundlicher Anblick dar: um uns herum ein Blumengarten, durchzogen von den sonntäglich gekleideten Dorfbewohnern, die aus der Kirche kommen, und dann gleitet unser Auge über die Mauer des Friedhofs und die Dächer des Dorfes hinweg in die herrliche Landschaft. Auf unter uns ruht, bespiegelt von den Sonnenstrahlen, der Pilsensee, und in weiterer Ferne glänzt die Silberfläche des Ammersees. Scharf und deutlich heben sich in der klaren Luft die blauen Berge vom Horizont ab. Und über all dem herrscht ein hehrer Friede, eine weihevolle, sonntägliche Stimmung, gehoben durch die harmonisch weithin schallenden Glockenklänge. Es war, als ob sich, auf ihnen getragen, unsere Seelen zu reineren, lichteren Höhen emporschwängen, in denen alles Erdenleid sich löst in weihevolle Anbetung.

Mit schwerem Herzen rissen wir uns, als die Stunde mit Macht zum Aufbruch drängte, von dem ergreifenden Bilde los.

Digitized by Google

Der italienische Ministerpräsident.

Es ist jedesmal ein in der politischen Welt große Aufregung hervorrufendes Ereigniß, wenn ein Staatsmann, der die Geschicke eines auswärtigen Landes leitet, den deutschen Reichskanzler in seinem Tuskulum aufsucht, um mit ihm über die Lage der Dinge Meinungen auszutauschen. Dieses Jahr nun haben wir zwei fremde Diplomaten den Weg nach Friedrichsruh nehmen sehen, Anfangs September den Oesterreicher Kalnoky und jetzt kürzlich den Italiener Crispi. Daß der erstere auch dieses Jahr wieder beim Fürsten Bismarck geweilt hat, ruft kein allzu großes Erstaunen mehr hervor, denn man weiß längst, daß Deutschland und Oesterreich in allen wichtigen Fragen zusammengehen. Daß aber kurz darauf der italienische Premierminister, nachdem er vor seiner Reise noch einen Abstecher nach Monza gemacht hatte, um mit dem König Umberto einige Stunden zu beraten, denselben Weg einschlug wie sein österreichischer Kollege, das mußte notwendigerweise die lebhafteste Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch nehmen. Ist es doch das erstemal, daß das deutsch-österreichisch-italienische Bündnis so offen vor aller Welt bekundet wird, und noch dazu durch Crispi, von dem man vermutet hatte, er werde eine Schwenkung in der italienischen Politik herbeiführen und seine Freunde nicht so weit oben im Norden suchen, Crispi, den man in seinem Vaterland als einen der hervorragendsten Vertreter des Panslavismus und als Vorkämpfer der romanischen Rassenverbrüderung gepriesen hat und der sich auch ruhig noch vor Jahresfrist als solchen preisen ließ.

Francesco Crispi wurde 1819 zu Palermo geboren, wo er sich später als Advokat niederließ. Seine politische Laufbahn begann er als Anhänger Garibaldis, als einer jener tausend Männer, die den tollkühnen Versuch machten,



Francesco Crispi.

Sizilien dem Hause Bourbon zu entreißen, um es Sardinien zu überliefern. Als Rom dann die Hauptstadt des geeinigten Italiens geworden war, wurde Crispi von seiner Vaterstadt in die Kammer geschickt, wo er als Verteidiger der süditalienischen Interessen gegen die nordtalienisch gesinnte Mehrheit Front machte. Da setzte ein unangenehmer Vorfall seiner politischen Thätigkeit ein plötzliches Ende — und, wie es schien, für immer. Er mußte seine Stellung als Abgeordneter niederlegen. Bald jedoch gewann er das Vertrauen seiner palermitanischen Mitbürger wieder und wurde von neuem zum Vertreter der sizilianischen Hauptstadt gewählt. Abermals finden wir ihn in den Reihen der Oppositionellen; doch war seine Opposition eine gemäßigtere geworden. So kam es, daß er von Depretis mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut wurde. Nach dessen Tod übernahm er dann die oberste Leitung der italienischen Politik, die er ganz in dem Sinne seines Vorgängers, festhaltend an dem Bündnis mit der deutsch-österreichischen Koalition, bis jetzt weitergeführt hat. Der beste und schlagendste Beweis hiefür, der jeden Zweifel über die Gesinnung des in Italien jetzt so einflußreichen Mannes niederschlagen muß, ist eben diese Reise nach Friedrichsruhe, von allen denen mit Freude begrüßt, die eine Fortdauer des friedlichen Zustandes wünschen. Denn nur in dem festen und einigen Zusammenhalten dieser zentralen europäischen Mächte liegt eine sichere Gewähr für Aufrechterhaltung des Weltfriedens, entgegen den etwaigen feindseligen Gelüsten unserer westlichen und östlichen Nachbarn. Was zwischen den beiden Staatsmännern verhandelt worden ist, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis. Ist Neues und Außerordentliches geplant worden, so werden uns die Vorgänge der nächsten Zeit bald darüber aufklären; sonst aber bleiben alle noch so scharfsinnigen Vermutungen eben nur Vermutungen. Die Wände im Kanzlerzimmer bilden eine Ausnahme von der Regel: sie haben keine Ohren.

Die Hochwildjagden des Kaisers von Oesterreich.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten F. Schlegel.

Ueber den nordöstlichen Teil des steierischen Hochlandes und über das angrenzende Gebiet von Niederösterreich erstrecken sich die Reviere, in denen der österreichische Kaiser von Jugend auf dem edlen Weidwerk obliegt. Seit vier Jahrzehnten birscht hier der erlauchte Jagdherr; im Vorfrühling zur Zeit der Auerhahnbalz, im Herbst, wenn die Gemsböcke und Hirsche zum Abschuß kommen. Keine Ungunst des Wetters, kein Frost, kein eisiges Schneetreiben hält ihn ab — kein Steig ist ihm zu steil. Allenthalben stehen die Jagdhäuser des Kaisers in diesem Gebiet;



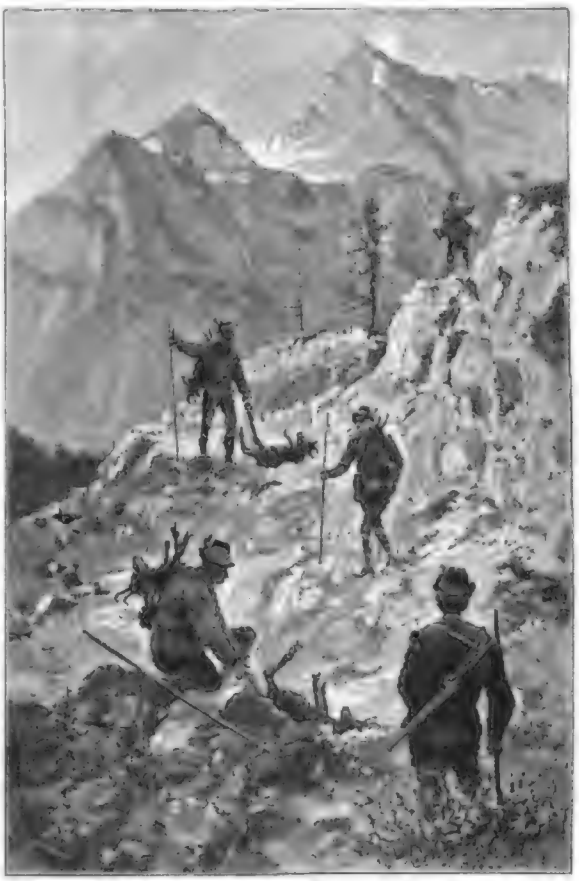
Der König von Sachsen, zum Stand aufsteigend.

bald in völliger Vereinsamung, wie die Hütte auf dem Naßkör oder jene auf dem Stuhleck, bald in freundlicher Niederung, wie das Schlößchen zu Mürzsteg und das niedliche Schweizerhäuschen im Thal von Radmer. Auf den gefährlichsten Stellen befinden sich die Lieblingsstände. Auf der „Schneealpe" ist ein solcher Platz, von wo die Felswände fast senkrecht abfallen, dann gaz der Seemauer, in lotrechter Höhe über dem arvenhüttgrünen Leopoldsteinersee. Als Absteigquartier des hohen Jagdherrn und seiner Gäste dient aber auch ein Flügel des alten Stiftsgebäudes zu Neuberg. Man zählt hier etwa zwei Dutzend Gelasse, welche mit vornehmer Eleganz ausgestattet sind, im übrigen jedoch durch Arrangement und Ausschmückung ihre Bestimmung deutlich verraten. Jagdtrophäen gibt es im Fülle. Ein Wald von Geweihen schmückt die Gänge und mancher Weidmannsspruch grüßt von den Wänden, manches Bild gemahnt an das lebensfrische Jägertreiben in Wald und Flur. So ist es auch im Jagdschlößchen zu Mürzsteg, wo indes weniger Raum vorhanden ist als in Neuberg.

Das Volk im steierischen Oberland hat die Liebe, welche es einst dem mit den Freuden und Leiden dieser Aelplet eng verwachsenen Erzherzog Johann entgegenbrachte, längst auf den Kaiser übertragen. Die „Oberländler" sind die hohen Besuche förmlich gewöhnt; namentlich im Thal der obern Mürz hat sich jedes Bauernkind mit der äußern Erscheinung des erlauchten Weidmannes vertraut gemacht. Vorstellungen und Erinnerungen schmiegen sich dem landesüblichen Charakterbild von einem echten Hochlandsjäger an: die nervige, ausdauernde Gestalt in Lodenrock, Kniehose, Hut mit Schildhahnfeder, den kurzen Stutzen über die Schulter gehängt — in diesem Bilde sieht der Oberländler das echte Jägerblut verkörpert . . . „Weidmanns Heil!" rufen die Graubärte und schwenken die Hüte mit dem schweren „Gemsbesatz".

Die Jägerei des erlauchten Jagdherrn setzt sich nur aus auserlesenen Gästen zusammen. Neben ausländischen Fürstlichkeiten und der engern Suite des Monarchen stellen einige Repräsentanten des Hochadels das kleine Kontingent der Jagdbegleitung. Auf einer eigens zu diesem Zwecke verbreiteten Karte weist der Kaiser seinen Gästen die besten Stände an und begnügt sich mit irgend einem entlegenen Plätzchen, oft mitten in der Wirrnis von Klüftungen, Steilstürzen, Krummholzdickicht, möglichst hoch oben, über den Horsten, im sonnigen, aber eisig kühlen Revier der flüchtigen Gemsen.

Das heurige niederschlagreiche Wetter hat freilich der Jägerei des Monarchen übel mitgespielt. Man erzählt, daß der Kaiser die Herbstjagd im Eisenerzer Revier durch Jahre aufgelassen ließ,



Das Auflesen und Einbringen der geschossenen Gemsen.

Digitized by Google

weil vor einiger Zeit auf der Seemauer ein Treiber infolge von Kälte und Schneetreiben abgekürzt war. Die letzten Tage des heurigen September ließen prächtiges Weidmannswetter erwarten, aber die gehegten Hoffnungen erfüllten sich nicht. Schon in den ersten Oktobertagen wurde die Birsch auf Hirsche im Revier von Münzteg durch schwärmliches winterliches Schneetreiben empfindlich gestört. Im Jagdbezirk „Schusterschlag" kam der



Hofjäger und kaiserliche Forstleute vor dem Kammerhof in Eisenerz, im Hintergrunde der Pfaffenstein.

für eine so auserlesene Jägerei gewiß seltene Fall vor, daß von sechzehn angebirschten Hirschen nicht weniger als sechs „angeschweißt" wurden. Im „Tascht" betrug die Zahl des angeschossenen Wildes vollends dreizehn. — Dem Jagdvergnügen selbst konnte die unbefriedigende Strecke freilich keinen Abbruch thun. Der Weidmann lebt in seiner eigenen Welt, die ihm seine geschärften Sinne vermitteln. Im stillen Hochwald oder auf den öden Karen, über welche die Morgennebel wie Geistergestalten ziehen, ist mancherlei zu belauschen, was den Menschen der Natur näher bringt als das Einerlei des Werktagslebens. Das Leuchten der roten Steinnelken zwischen den Felsblöcken, wo vielleicht einst ein angeschweißter Rehbock verendete, die Bärte der ehrwürdigen Tannen, an denen im Winter die Gemsen ästen, Waldlichtungen mit vermorschenen Rusen ziehender Vögel oder durchhallt vom „Röhren" des Brunsthirsches, das ist der Beginn. Alsdann kommen die Waldschluchten, die sich mit Schatten füllen, wenn oben die Wipfel noch im Purpur der Dämmerung funkeln. Gebeugte und zerzauste Tannen sind die Mahner an nicht vorherzusehende Wetterschrecken. Wenn der Winter eintritt, werden Tannen zu dem Zwecke gefällt, den Hirschen mit den Zweigen eine Futterkammer zu bieten, falls die anderen Liebesdienste der Heger durch Elementarereignisse unwirksam gemacht würden.

Die Eisenerzer Gegend ist die Perle unter den obersteierischen Revieren. Hier hat schon der erste Habsburger, Kaiser Rudolf, den Weidmannsfreuden sich hingegeben. An der Stelle, wo heute die Oswaldikirche steht, ließ er ein Gotteshaus aufführen, welches eine Feuersbrunst im Jahre der Entdeckung Amerikas vernichtete. Auf derselben Höhe hatte auch Maximilian I. gerastet, und manch anderer Sproß des österreichischen Kaiserhauses . . . Die Reviere aber sind nicht auf den Kessel von Eisenerz beschränkt, sondern erstrecken sich auch jenseits der Hochzinnen, welche ringsum den Gesichtskreis begrenzen. Hiezu gehört der langgestreckte „Reichenstein", an dessen Nordseite sich der „Erzgraben" öffnet; über diesen hinweg kommt man in das stille Hochthal der „Kamsau", zu dessen Seite zwei Zacken der Wildfeldgruppe aufstarren. Den westlichen Rahmen aber schließt ein ungeheurer Felsstecket ab. Das ist der „Kaiserschild", der mit seinem Gegenüber, dem Pfaffenstein, die Thorflügel bezeichnet, durch die man von Hieflau her in den Eisenerzer Kessel eintritt.

Der Zugang ist eine lange Thalenge, durch welche eine Flügelbahn führt. Halbwegs zweigt das Thal von Radmer, ein anderes Revier dieses Gebietes, ab. Hier steht das kaiserliche Jagdschloß auf einer Mure, welche vor Zeiten die Wasser des majestätischen Lugauer berabgeschwemmt haben . . . An schönen Tagen ist diese Scenerie großartig, daher auch die Vorliebe der Kaiserin Elisabeth für diesen romantischen Thalwinkel. Das diesmalige Jagdwetter aber brachte es anders. Der Trieb im „Wolfsgraben" war ein Irren in einem Meer von Nebeln; einige Tage später aber wurde am Größenberg das Verlorene eingeholt. Es ist ein schönes Waldrevier südlich von Radmer, im Osten vom majestätischen Kaiserschild begrenzt. Zwischen dem Großenberg und dem letztgenannten Hochgipfel erstreckt sich der „Fenstergraben", von dem aus man über den „Radmerhals" in die Eisenerzer Kamsau gelangt. — Der Trieb am Großenberg ergab eine respektable Strecke,



Der Kaiser mit seinen erlauchten Söhnen die Strecke besichtigend.

zu der außer dem Kaiser hauptsächlich König Albert von Sachsen, Prinz Wilhelm von Preußen und der Graf von Meran (Sohn des Erzherzogs Johann) ihren Anteil an Waidleute beitrugen. Auch im Revier Gehardsbach-Bösemauer (im Norden des Pfaffenstein) war die Strecke von Belang. Das ist ein romantischer Bergwinkel, ohne Hütte und Haus, das in dölliger Vereinsamung gelegene Jägerhaus unfern des Gehardsjatteks ausgenommen. Den Zugang zu diesem Revier bildet die „Klamm" des Hinteriegegrabens, welche zum Jagdboden der Seemauer am Leopoldsteinersee gehört. Diesen letztern Jagdboden hatte der Kaiser vor Jahren vielfach bevorzugt. Seit dem Absturze eines Treibers scheint der erlauchte Jäger die Vorliebe für dieses Revier verloren zu haben.

Des Kaisers Absteigequartier im uralten Hüttenorte Eisenerz ist der „Kammerhof" (Eigentum des Monarchen). Dort war in diesen stürmischen Herbsttagen bewegtes Weidmannsleben zu beobachten. Noch spät abends, bei Fackelschein, nahmen der hohe Jagdherr und seine erlauchten Gäste die Jagdbeute in Augenschein. Sie war besonders am 8. Oktober stattlich, denn an diesem Tage betrug die Strecke 65 Stück . . . Was sonst die Ruhepausen ausfüllte, waren Zerstreuungen, welche die volkstümlichen Kundgebungen mit sich brachten. Dazu gehörten die wundersamen Alpenweisen, welche die Bergknappen der alten obersteierischen Bergstadt zum Entzücken der hohen Gäste vortrug, durchweg innige, herzerquickende Melodien. Als Fackelträger bei einer solchen Serenade figurirten Knappen in der seltsamen alten maximilianischen Bergtracht — in langen weißen Kapuzenröcken, hohen, schirmlosen Bergmützen, Grubenleder, grünen Strumpfen und Bergschuhen. Am Tage Sankt Johannis des Täufers genießt man dieses antiquarische Schaustück alljährlich auf der Höhe des Erzberges, bei dem riesigen ehernen Christusbilde, das der Liebling dieses Bergvolkes, Erzherzog Johann, am 27. Mai 1823 hatte aufrichten lassen.



Das Stündchen vor dem Kammerhof in Eisenerz.

Erich Schaffelt.

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Um sechs Uhr standen Wildhagens Koffer fertig gepackt in seinem Zimmer. Er selbst saß dort im Reiseanzug und wartete — wartete auf Bescheid aus dem Hotel Bro. Mit dem Glockenschlage acht trat der lange Jean in das Zimmer. Die Herrschaft wäre noch nicht angekommen. Wildhagen war bereits auf die Nachricht vorbereitet. Das Schlimmste war nun eingetroffen, aber er hatte nichts Besseres erwartet. Er übergab dem Diener mehrere mit p. p. c. bezeichnete Visitenkarten, die er vorher schon bereit gelegt hatte, und trug ihm auf, dieselben an ihre Bestimmung gelangen zu lassen.

„Ich werde nicht verfehlen, gnädiger Herr . . .“ Der lange Jean zauderte. „Der gnädige Herr können ganz über mich verfügen.“ — mit starkem Ausdruck auf das Wort „ganz“ — „ich werde das Vertrauen des gnädigen Herrn zu rechtfertigen wissen.“

Aber Wildhagen wollte nicht verstehen und sagte nur: „Ich danke Ihnen!“

Darauf entfernte sich der Diener, und damit war für den Augenblick die letzte Brücke, die zum Hotel Bro führte, abgeschlagen. Bald darauf meldete der Hausknecht, alles Gepäck sei in der Droschke. Wildhagen blickte sich noch einmal trostlos in dem freundlichen kleinen Zimmer um, in dem er die schönsten Träume seines Lebens geträumt hatte, und verließ dasselbe schweren Herzens. Unten im Hause waren der Portier, die Hausdiener und Mädchen versammelt, die bereits alle reichlich beschenkt worden waren und die sich nun dem anspruchslosen, freundlichen Gaste, den sie ungern scheiden sahen, empfehlen wollten. Zuletzt erschien auch noch Madame Brazon, die Wirtin, eine sehr elegante und noch hübsche Frau, die den Herrn Baron bat, ihr Haus in gutem Andenken zu bewahren und es bei seinem nächsten Besuche wieder beehren zu wollen. Wildhagen drückte ihr die Hand, nickte nach rechts und links, sagte ein halbes Dutzendmal: „Auf Wiedersehen!“, als verabschiede er sich von guten Freunden, und ehe er es sich versah, saß er in der dunklen Droschke und rollte die spärlich erleuchteten Champs Elysées hinunter, dem Nordbahnhofe zu. Er musterte jeden Wagen, an dem er vorbeifuhr, er erwartete noch immer mit dem schwächsten, aber noch nicht ganz erloschenen Schimmer von Hoffnung, die Marquise zu sehen — und erst als er die Boulevards verlassen hatte und in eine lange Seitenstraße eingebogen war, die geradewegs nach dem Bahnhof führte, warf er sich in eine Ecke des Wagens zurück und blieb dort, in dumpfen Hinbrüten versunken, sitzen, bis die Droschke Halt machte und dienstfertige Gepäckträger seine Koffer ergriffen hatten und ihn fragten, wohin er reise.

„Nach Berlin!“ antwortete er mechanisch.

Um dieselbe Stunde kehrten die Bewohner des Hotels Bro von dem Ausflug nach Saint-Germain zurück, ermüdet und gelangweilt. Die Prinzessin begab sich auf ihr Zimmer und erschien an jenem Abend nicht wieder. Die anderen Hausbewohner versammelten sich gegen zehn Uhr in gewöhnlicher Weise im großen Empfangsraum. Auf dem Tische lag auch Wildhagens Karte. Der alte Prinz, für den Günther sich mit dem schönen Olivier geschlagen hatte, war der einzige, der eine Bemerkung dazu machte.

„Der Baron ist abgereist?“ sagte er. „Ich ahnte es nicht; ich hätte ihm gern die Hand zum Abschiede gedrückt.“

„Von wem sprichst Du?“ fragte Irene.

„Von Baron Wildhagen. Hier ist seine Karte p. p. c.“

Die Marquise nahm die Karte in die Hand, blickte sie aufmerksam an und legte sie wieder nieder. Nach einer kleinen Weile stand sie auf und ging in den Garten, wo sie ungewöhnlich lange Zeit verblieb. Als sie wieder im Empfangszimmer erschien, bemerkte ihre Schwester, sie sähe leidend aus, ob ihr etwas fehle. Sie antwortete, der lange Aufenthalt in der freien Luft habe sie etwas angegriffen. Gleich darauf zog sie sich schleppenden, müden Ganges in ihre Gemächer zurück.

II.

Günther fand unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin so viel zu thun, daß er sich beim besten Willen seinem Liebesschmerz nicht hingeben konnte, so sehr ihn derselbe auch peinigte. Sein Regiment war bereits ausgerückt. Der alte Baron, der selbst Offizier gewesen war, hatte zwar für alles gesorgt, was ihm zu Günthers Ausrüstung nötig erschien, doch gab es für diesen noch mancherlei notwendige Wege, Besuche und Besorgungen zu machen. Alles mußte in wenigen Stunden erledigt werden. Die begreifliche Erregtheit des Vaters, der den geliebten Sohn nicht ohne trübe Gedanken in den Krieg ziehen sehen konnte, schützte Günther vor unbequemen Fragen. Der alte Mann kümmerte sich in jenem Augenblick nicht im geringsten darum, was der Sohn in Paris getrieben haben mochte. Er dachte nur daran, ihn jetzt möglichst gut ausgerüstet abziehen zu sehen.

Günther empfand noch ein leichtes Unbehagen in der verwundeten Schulter, aber dies verschwieg und verbarg er sorgfältig. Um keinen Preis hätte er zu Hause bleiben wollen, während seine Kameraden gegen den Feind marschirten. Er hatte unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin einen Arzt, der ihn nicht kannte, um Rat gefragt, und von diesem die beruhigende Versicherung erhalten, daß die Schulter und der Arm wohl noch etwas Schonung, aber keiner besondern Pflege mehr bedürften. Der linke Arm, den Günther zum Reiten gebrauchte, war gesund und stark.

„Das muß vorläufig genügen,“ sagte er sich.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde dem alten Baron der stille Ernst aufgefallen sein, mit dem sein Sohn alles verrichtete. Aber angesichts der bevorstehenden schweren Ereignisse erschien ihm Günthers Gemütsverfassung die einzig richtige.

„Der mutige, pflichttreue Mann zieht ernst und entschlossen in den Kampf; Lärmen und Singen dienen nur dazu, Beängstigung zu verscheuchen oder zu bemänteln. Jubeln ist erst nach dem Siege am Platze,“ so dachte der alte Baron. Die beiden Männer, Vater und Sohn, umarmten sich herzlich, gerührt, aber ohne Schwäche, als sie von einander Abschied nahmen, und ein jeder von ihnen ging unverdrossen, mit verborgenem Kummer im Herzen, seinen Pflichten nach.

Günther erreichte das Regiment noch frühzeitig genug, um an der Spitze seines Zuges die Grenze zu überschreiten. Er hatte jetzt auf dem Marsche manche lange, einsame Stunde, während der er ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte. Und dann beschäftigte er sich immer und immer wieder mit Irenen. Er gedachte ihrer mit bitterer Wehmut. Die nunmehr vollzogene, vollkommene Trennung war ihr Werk. Konnte er sich ihr jemals wieder nähern? Er wollte es versuchen — später. Sie hatte ihm nichts zu verzeihen; aber würde sie ihn anhören wollen, würde sie ihn verstehen, ihr eigenes Unrecht erkennen? Oder hatte Wendt recht gehabt? Kümmerte sie sich im Grunde ihres Herzens nicht um ihn, war er ihr ein Spielzeug gewesen, das sie vorübergehend beschäftigt hatte? — Dann dachte er an den letzten Spaziergang im Garten. In dem Augenblick wenigstens hatte sie ihn geliebt; — aber wie hatte sie ihn geliebt? — Sie war anders als alle Frauen, die er gekannt hatte. Er machte sich klar, daß er sie nicht verstehe, kaum ahne, was in ihr vorgehe. Selbst in der schönen Zeit, als sie ihm wochenlang zutraulich freundlich entgegen gekommen war, als er an ihre Liebe geglaubt hatte, war sie stets gleichmütig ruhig erschienen; nur während der kurzen Minuten, als sie seinen Kuß geduldet hatte, schien die Leidenschaft, die Wildhagens ganzes Wesen damals beherrschte, auch sie überwältigt zu haben. — Während weniger Minuten nur! Dann war alles verflogen, verschwunden! Er sah sie im Garten vor der Treppe stehen, mit beiden Händen das schwarze Haar glättend und ihn dabei finster anblickend. Nicht Schmerz der Liebe angesichts der drohenden Trennung hatte in dem Blick gelegen, — den Schmerz hatte er, Günther, empfunden. Aus Irenens Augen hatte feindseliger Zorn ob seines Auflehnens gegen ihren Willen geleuchtet. — Und was hatte sie verlangt? Daß er etwas thue, was ihn für den Rest seines Lebens geächtet haben würde! „Was kümmert sie Ihre Ehre?“ hatte Wendt gesagt.

Abwechselnd versuchte Günther Irenen zu entschuldigen und anzuklagen. Bald sagte er sich, sie habe keine Ahnung von seinen Pflichten als Soldat, und sein Ungehorsam ihr gegenüber könnte ihr als Lieblosigkeit erscheinen sein; dann quälte ihn ihre Härte und Lieblosigkeit. Hätte sie ihn geliebt, so würde sie ihn nicht ohne Abschied haben ziehen lassen! Wenn er daran dachte, dann schätzte er auch die Liebkosungen gering, die ihn einst beglückt hatten.

„Sie war in einem Sinnestaumel befangen,“ sagte er verächtlich. Er selbst hatte manch' solchen Rausch empfunden, aus dem er nicht selten mit Ekel erwacht war. Aber ob er Irene entschuldigte oder anklagte — ja, je mehr er sie anklagte, je klarer trat seine Liebe hervor. Mit allen Fehlern, die er an ihr zu erkennen glaubte, mit Fehlern, die sie herzlos, rücksichtslos, sogar von niedrigen Regungen beherrscht erscheinen ließen — selbst so sehnte er sich unbeschreiblich nach ihr, nach einem Wort aus ihrem Munde, einem Blick ihrer Augen, einem Druck ihrer Hand, einem Kuß von ihrem Munde. „Mein Glück liegt bei ihr, und mit ihr habe ich mein ganzes Glück verloren!“

Während der nächsten Tage hatte Günther keine Muße, an sich und seine Herzensangelegenheiten zu denken. Es gab anstrengende Märsche, aufregende Ritte, und es erschien der Krieg in seiner grimmigsten, grausigsten Gestalt, in brennenden Ortschaften und verheerenden Schlachten. Da überkam Wildhagen großartige Ergebung in sein Schicksal. Was war ein Menschenleben, ein Lebensglück, wo es Fragen galt, für die Hunderttausende in den Tod zogen? Er begann Betrachtungen über sich anzustellen wie über einen andern. — Was bedeutete seine Person in der ungeheuren Bewegung, mit der er fortgerissen war? — Einen Teil unbändiger Kraft. Aber einen wie winzigen Teil! Was galten seine Wünsche, sein Sehnen, sein Glück? — Wünsche, Leben, Liebe, Glück . . . Zukunft — Zukunft, wenn er dem Tod ins Antlitz schaute!

„Alles, was mich angeht, sei späterer Sorge überlassen,“ sagte er vor sich hin. Ernst, kaltblütig, furchtlos waltete er seiner Pflicht. Zuweilen in Zwischenräumen, die immer entfernter wurden, empfand er ein dumpfes geistiges Unbehagen, als wisse er sich von einer unheilbaren Krankheit ergriffen, die nur zeitweilig in ihm schlummerte, aber die wieder ausbrechen, ihn rettungslos dahinraffen würde. Dann versank er in schweres Brüten. Wenn er daraus erwachte, fühlte er das Bedürfnis rastloser Thätigkeit, um innern Frieden zu finden. Die Sorge um andere, peinliche Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seiner Pflicht, vollständige Hingebung der Sache, für die er mitzukämpfen berufen war, gaben ihm seine Ruhe wieder. Irenens zurückgedrängtes Bild trat mehr und mehr in den Hintergrund. Die Umrisse desselben wurden undeutlicher, verschwammen wie in einem Nebel. Er atmete tief auf. Er fühlte sich stark und frei, harten Boden unter seinen Füßen, den geraden Weg vor seinen Augen. Freudig und todesmutig zog er in den Kampf!

Spät am Abend wurde er schwer verwundet auf dem Schlachtfeld aufgelesen. Man zog ihn bewußtlos, aber noch atmend unter seinem Pferde hervor. Er hatte Hieb- und Stichwunden am Kopf und an der Schulter; das Bein, das unter dem durch einen Schuß getöteten Pferde gelegen hatte, war verrenkt, gequetscht und unterhalb des Knies gebrochen. Verschiedene Umstände ließen darauf schließen, daß Wildhagen, bereits verwundet, noch längere Zeit am Gefecht teilgenommen hatte, und erst als sein Pferd gestürzt, mit diesem gefallen, betäubt und damit kampfesunfähig geworden war. Seitdem hatte er so starken Blutverlust erlitten, daß die Aerzte, die ihm den ersten Verband anlegten, an seinem Aufkommen verzweifelten.

Als Günther nach vielen Tagen äußerster Schwäche und vollständiger Bewußtlosigkeit wieder die Augen aufschlug und matt und still um sich schaute, da fiel sein erster erkennender Blick auf das vergrämte Gesicht seines Vaters. Und dies sorgenvolle Antlitz mit den ängstlich spähenden, liebenden Augen wich jetzt nicht mehr von seiner Seite. Günther war noch zu schwach zum Denken, zum Fragen,

aber er begann wieder zu fühlen, zu empfinden. Die Gegenwart seines Vaters that ihm wohl, beruhigte ihn, und in diesem Gefühle streckte er eines Tages die abgemagerte, blutleere Hand nach der des alten Mannes aus. Da begann dieser zu schluchzen:

„Du, mein geliebter Sohn! Ich danke Gott dem Allmächtigen, daß er Dich mir wiedergegeben hat!“

Während der nächsten Stunden oder Tage oder Wochen — es gab noch keine Zeit für Günther — hatte er eine dunkle Ahnung davon, daß man ihn nach einem andern Orte schaffte. Er fühlte sich von unsichtbaren Händen emporgehoben und ruhte auf einem sanft schwingenden Lager; es rauschte und brauste in seinen Ohren, er vernahm schrilles Pfeifen, schweres Keuchen und Aechzen, wirres Geräusch wie von vielen Menschenstimmen; er sah sich in einem dunklen, niedrigen Gemach; Schlaf überfiel ihn, aus dem er zu denselben Eindrücken erwachte; er fühlte sich müde, unruhig, durstig, dann wieder beruhigt und erquickt, und als er wiederum, und diesmal mit klarem Bewußtsein, die Augen aufschlug, da befand er sich in seinem Zimmer in Berlin.

Der Sommer ging dahin bis Günther stark genug war, um, auf Krücken gestützt, von seinem Vater gehütet und gehalten, ans Fenster zu schleichen und einen Blick auf die Straße zu werfen; und es dauerte seitdem noch lange, bis er ganz wieder gewesen war. Während dieser Zeit der Wiederherstellung und nachdem jede Gefahr für sein Leben beseitigt erschien, fing nun sein Vater an, ihn wieder sich selbst zu überlassen. Günther selbst hatte darum gebeten. Er empfand das Bedürfnis, allein zu sein, um nachzudenken; ruhig, leidenschaftslos, schnell ermüdend: an den Krieg, in dem er gekämpft hatte, an die Schlacht, in der er verwundet worden war, an seine Kameraden, an seine Zukunft — an Irenen! Diese war lange Zeit aus seinem Gedächtnis verschwunden gewesen, aber mit seiner Gesundheit kehrte ihr Bild zurück, um bald jedes andere zu verdrängen. Er dachte mit Bitterkeit an sie. Sie hatte sich in keiner Weise um ihn gekümmert, und doch mußte sie wissen, daß er sich in Lebensgefahr begeben hatte. Wenn er auf dem Schlachtfelde geblieben wäre, so hätte sie es nicht gewußt, vielleicht nie erfahren. Wie wenig mußte er ihr sein! Und diesem „Wenig“ hatte sie seine Ehre opfern wollen, als sie von ihm verlangte, er solle bei ihr bleiben.

„Sie ist nicht wert, daß ich an sie denke,“ sagte er vor sich hin.

An demselben Tag schrieb er einen langen Brief an Dessieux, mit dem er sich seit dem Zweikampf mit Raynaud bis zu einem gewissen Grade befreundet hatte. Er erzählte schlicht und kurz von dem Anteil, den er selbst an den großen Ereignissen des Sommers genommen hatte, von seiner Verwundung, Krankheit, Genesung, und er schloß mit der Bitte um Nachricht von seinen Pariser Freunden, namentlich auch von den Insassen des Hotel Brö, von denen er seit seiner Abreise nicht eine Silbe gehört hätte.

Dessieux antwortete schnell und ausführlich und in ernsterem Tone als Günther erwartet hatte. Er wünschte diesem herzlich Glück zu seiner Wiederherstellung. Es klang etwas wie Bedauern aus seinem Briefe, daß ihm selbst ähnliche Schicksale, wie Günther sie erlebt hatte, wohl niemals blühen würden.

„Ich habe nichts zu thun, als mich zu amüsiren,“ schrieb er. — „Wissen Sie, mein Lieber, daß das mit der Zeit recht langweilig werden kann. Aber was soll ich thun? Mein Vater ist der Ansicht, ich sei zu vornehm, um dem Kaiserreich zu dienen. Ich finde keinen besondern Spaß an der Landwirtschaft oder an der Jagd, an der Politik oder an kirchlichen Fragen; ich habe nichts gelernt und bin nicht wißbegierig, und da bleibt mir kaum etwas anderes übrig, als mein Leben auf dem Pariser Pflaster und Makadam zwischen der Chaussée d'Antin und dem Arc de Triomphe in möglichst bequemer, anständiger, unauffälliger und schuldenfreier Weise totzuschlagen.

„Im Hotel Brö,“ fuhr Dessieux fort, „ist alles so ziemlich beim alten. Louise, die älteste von den beiden kleinen Mädchen, den Schwestern der Marquise, hat sich mit d'Estompière verlobt. Er ist bis über die Ohren verliebt, und wenn ich ihm zuhören wollte, so würde er mir stundenlang von seinem Glück vorschwärmen. Er besteht darauf, ich sollte sein Schwager werden und um die siebenzehnjährige Josephine anhalten; aber ich danke gehorsamst! Josephine sieht der Marquise ähnlich, und wird vielleicht einmal ebenso schön wie diese, und — unter uns gesagt — ich möchte keine Irene zur Frau haben. Sie ist anbetungswürdig schön und sie läßt sich bereitwilligst verehren; aber ich halte sie für eines der passivsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden; und ich glaube, sie könnte mich als meine Frau mit ihrem unerschütterlichen Gleichmut zur Verzweiflung bringen. Ich wäre nämlich leichter recht gründlich elend zu machen, als Sie vielleicht glauben. Ich habe eine Todesangst davor, mich einmal unglücklich zu verheiraten. Glücklicherweise ist das leicht zu vermeiden. Man braucht nur ledig zu bleiben. Dazu bin ich vorläufig entschlossen.

„Wissen Sie wohl, daß es mir hier vorkam, als ob Sie ernstlich daran dächten, die Marquise um ihre Hand zu bitten? Nun, es freut mich, daß es nicht so weit gekommen ist. Ihnen wünsche ich eine gute, ordentliche kleine Frau, die nicht nur geliebt sein will, sondern Sie auch lieb haben kann. Die schöne Marquise gönne ich einem Neubauer. Ein Mann seines Kalibers wird viel besser mit ihr fertig werden als Sie; denn bei all seinem Egoismus würde Neubauer kaum von ihr erwarten, was Sie wohl als erste Bedingung zum Glück von ihr verlangen würden — nämlich Liebe. Aber die hat Frau Irene meines Ermessens nicht zu vergeben, denn ich halte sie für ganz unfähig, irgend jemand und irgend etwas zu lieben.“

Günther hätte gern noch mehr und anderes von der Marquise erfahren. Hatte sie denn nicht von ihm gesprochen, sich gar nicht nach ihm erkundigt? Aber davon sagte Dessieux keine Silbe. Sollte er ihm noch einmal deswegen schreiben? Nein! Es verlohnte sich nicht der Mühe. Aber Dessieux' freundlicher Brief mußte beantwortet werden. Günther wollte ihn einladen, ihn in Deutschland zu besuchen. Er schrieb ihm am nächsten Tage, und während er damit beschäftigt war, fiel ihm plötzlich ein, daß es wohl nur artig sei, wenn er einige Zeilen für die Marquise in das Schreiben an Dessieux mit einlegte. Er that es mit der Bitte, Dessieux möchte den Brief persönlich an seine Bestimmung gelangen lassen.

Günthers Brief an Irenen war kurz, doch hatte es ihn große Mühe gekostet, denselben abzufassen. Er schrieb, er sei unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin so sehr in Anspruch genommen worden, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, ihr zu schreiben. Auch während des kurzen Feldzuges habe er dies nicht thun können. Er sei in demselben verwundet worden und habe erst seit wenigen Tagen wieder angefangen zu lesen und zu schreiben. Da sei es ihm ein Bedürfnis, sich der Frau Marquise wieder zu nähern, ihr zu sagen, daß er für die Güte, die sie ihm in Paris erwiesen habe, dankbarer sei, als er es auszudrücken vermöge, — und um sie inständigst zu bitten, ihn durch einige Zeilen, die ihm Nachricht über sie bringen würden, zu beglücken. — Nach langer Ueberlegung schloß er seinen Brief mit einer leisen Andeutung an seine Liebe für sie.

„Sollte ich Sie erzürnt haben, so wäre dies gegen meinen Willen geschehen; deshalb wage ich zu hoffen, daß Sie mir jetzt verzeihen werden. Ich bin dem Tode nahe gewesen, aber ich würde des Daseins, das mir wiedergeschenkt worden ist, nicht froh werden können, wenn ich fortan ohne Ihre Zuneigung leben müßte.“ Er hatte zuerst „ohne Ihre Liebe“ gesetzt, aber den ganzen Brief noch einmal umgeschrieben, damit Irene dies Wort nicht darin fände. Er hatte erwogen, ob er für „Liebe“ — „Freundschaft, Wohlgefallen, Wohlwollen, Gewogenheit, Gnade, Huld“ schreiben sollte; schließlich hatte er sich für „Zuneigung“ entschieden. Das Wort sagte nicht klar, was er sagen wollte, aber es konnte so verstanden werden. — Es war kein richtiger Liebesbrief, den er abgefaßt hatte, und wie er darüber nachdachte, weshalb es ihm unmöglich war, einen solchen zu schreiben, da wurde ihm wiederum klar, wie fremd ihm Irene geblieben war, wie fern er ihrem Herzen stand. — Und doch liebte er sie!

Dessieux' Antwort ließ auch diesmal nicht lange auf sich warten. Der kleine Franzose, für den Günthers Freundschaft schnell gewachsen war, seitdem jener ihm einen Blick in sein Herz gestattet hatte, nahm die Einladung, nach Deutschland zu kommen, dankbar an. Er versprach, Günther im Oktober in Wildhagen zu besuchen. Dort wollte er jagen, vorausgesetzt, daß dies nicht mit Strapazen verbunden sein würde, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Dann wollte er sich Berlin ansehen und von dort nach Paris zurückkehren.

„Ihren Brief an die Marquise habe ich derselben selbst abgegeben,“ fuhr Dessieux in seinem Schreiben fort.

„‚Von wem?‘ fragte sie.

„‚Von Herrn von Wildhagen,‘ sagte ich.

„‚Dem deutschen Baron?‘

„‚Demselben.‘

„Sie drehte den Brief unentschlossen in der Hand hin und her und legte ihn dann, ohne ihn erbrochen zu haben, mit der Aufschrift nach oben, auf den Tisch, wo ich ihn, als ich mich zwei Stunden später von ihr entfernte, noch unberührt liegen sah. — Daß Sie seit Ihrer Abreise aus Paris schwere Schicksale erduldet hatten, wußte die Frau Marquise. Ich hatte es ihr nach Empfang Ihres ersten Briefes an mich sofort erzählt.“

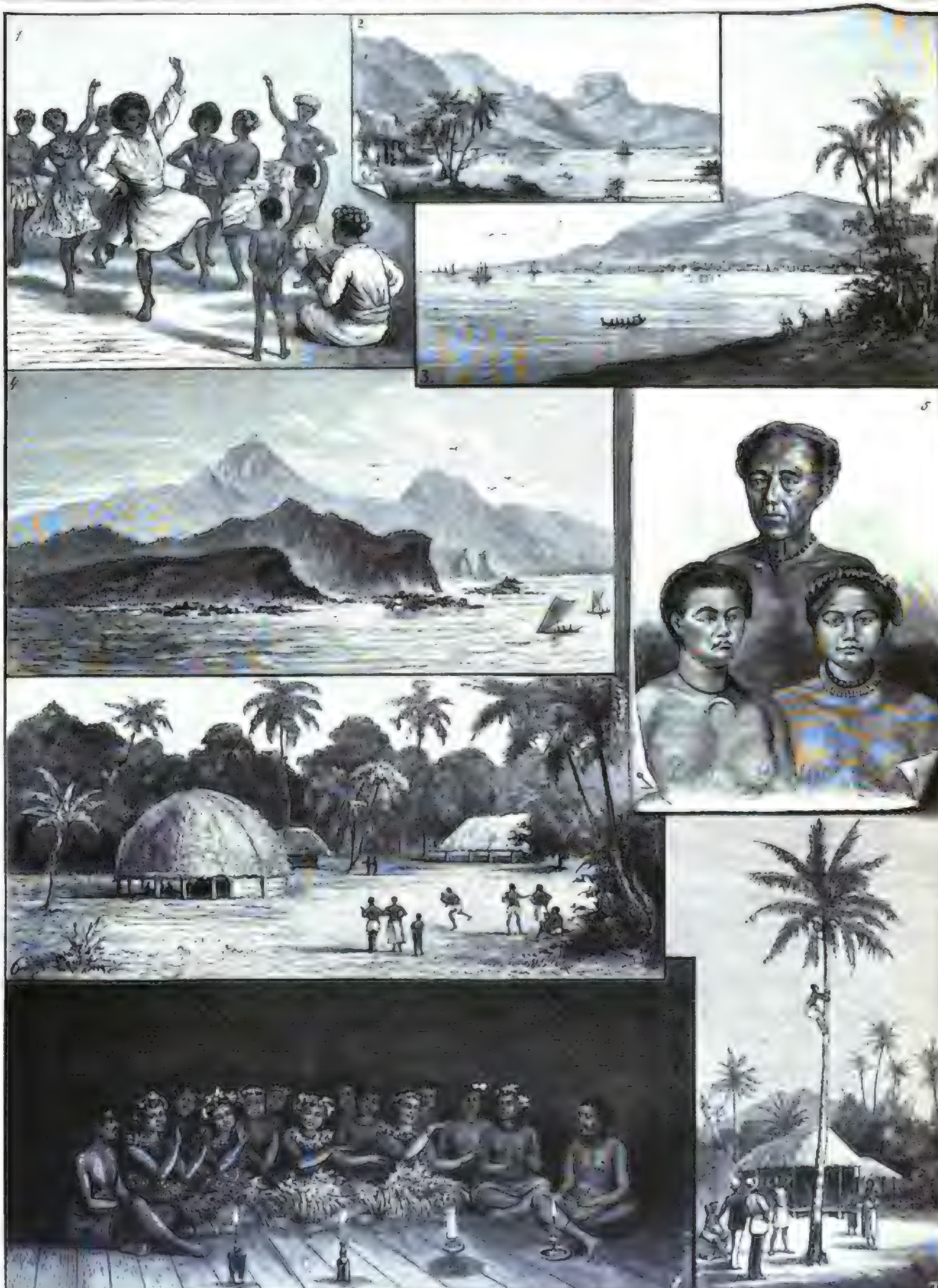
Günther schämte sich seiner Schwäche, als er dies las. — Warum hatte er der Frau noch einmal geschrieben? Er nannte sie in seinem Herzen eine kalte Kokette.

„Kalt?“ wiederholte er sich. — Nein, sie war leidenschaftlich erregt gewesen, als an jenem einzigen Abend ihre Lippen an seinem Munde gehangen hatten. — „Kokette?“ Sie hatte sich nicht die geringste Mühe gegeben, ihn zu fesseln. Die Gewalt ihrer Schönheit allein hatte ihn angezogen. — Was war sie? Hendt hatte recht! „Sie ist herzlos,“ sagte er sich.

Noch viele Tage lang wartete er ungeduldig auf Nachrichten von ihr. Jeder Brief, der ihm gebracht wurde, verursachte ihm Herzklopfen. Nach und nach beruhigte er sich. Sein beleidigter Stolz predigte ihm Entsagung. Das, was ihn umgab, erleichterte sie ihm. — Sein Vater, seine Freunde und Verwandten überschütteten ihn mit Zärtlichkeiten und liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, verwöhnten und verzogen ihn. Seine Tapferkeit als Soldat war durch Auszeichnungen anerkannt und geehrt worden. Alle Welt behandelte ihn gut — nur eine benahm sich ihm gegenüber lieblos, unfreundlich, geradezu unhöflich. — Dies letztere besonders wollte er ihr nicht verzeihen, obgleich er im Grunde den geringsten Wert auf ihre Höflichkeit legte. Hätte sie ihm Liebe gezeigt, dann hätte sie ungestraft so unhöflich sein können, wie es ihr gefiele. Aber da er nicht darüber klagen durfte, daß sie seine Gefühle nicht erwiderte, so warf er ihr die Unhöflichkeit, seinen Brief unbeantwortet zu lassen, wie eine große Sünde vor.

„Vielleicht hat sie den Brief gar nicht gelesen,“ sagte er sich, und bei diesem Gedanken vollständiger Gleichgiltigkeit ihrerseits stieg ihm das Blut ins Gesicht. Er schämte sich sogar für sie, in ihre Seele hinein. Nachdem sie seinen Kuß geduldet und zurückgegeben hatte, durfte er ihr nicht gleichgiltig sein — oder sie war eine verächtliche Person. „Dann ist es am besten, daß ich frei von ihr bin. Gott sei Dank, daß ich ihrem Befehle, bei ihr zu bleiben, nicht gefolgt bin.‘ Hätte ich dies gethan, was wäre ich heute? Verloren! Der gerade Weg war hart und schlecht, und ich bin darauf wund und krank geworden. Aber der alte Hendt hatte recht: Wehe, wenn ich von ihm abgewichen wäre!“

Günther suchte Zerstreuung und fand sie. Es fehlte ihm auch nicht an Beschäftigung. — Wer seinen Schmerz flieht, der findet bald Trost und Vergessen! Es handelt sich nur darum, nicht mit seinem Gram zu spielen, ihn wirklich fliehen zu wollen. Zu dem Entschlusse hatte Günther sich endlich emporgerafft. — Als der kleine Dessieux im Monat Oktober in Wildhagen eintraf, fand er seinen deutschen Freund wohl und munter, noch etwas schmalbäckig, auch wohl weniger heiter als zur Pariser Zeit, aber körperlich und geistig gesund oder wenigstens auf dem besten Wege zur vollständigen Genesung. In der Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten war natürlich auch vom Hotel Brö die Rede, und das erstemal empfand Günther bei Nennung des Namens der Marquise Irene eine starke Beklemmung; aber die Sache ging gut vorüber. Günther war schon so weit von seiner krankhaften



1) Tanzende Samoaner. — 2) Der Hafen Pago Pago auf der Insel Tutuila. — 3) Apia auf der Insel Upolu. — 4) Inselgruppe. — 5) König Malietoa und zwei Samoanerinnen. — 6) Dorfansicht. 7) Pflücken der Kokosnüsse. — 8) Der Siva oder Sitztanz, eine Art von Theatervorstellung, begleitet durch Gesang, Händeklatschen und Stäbeschlagen.

Die Samoainseln und ihre Bewohner.



Jockeiin.



Eisenbahnschaffneur.





Ball.





Tänzer.

Männliche Vorbilder und weibliche Kopien. Nach Originalskizzen von Carl Echtmann.

Digitized by Google

Liebe geheilt, daß die Gefahr eines Rückfalles nicht mehr bedenklich erschien.

Desfieux leistete Günther vier Wochen lang Gesellschaft. Die beiden wurden während der Zeit gute Freunde. Der kleine Franzose hatte weit achtungswertere Seiten des Charakters als Günther bis dahin geahnt: er war herzensgut und grundehrlich. Seine Lächerlichkeiten und Fehler lagen auf der Oberfläche. Er wollte blasirt, cynisch erscheinen, und war weder das eine noch das andere.

„Sie haben mir den Rat gegeben, eine gute kleine Frau zu nehmen, die mich lieb hat," sagte Günther noch kurz vor Desfieux' Abreise, „dasselbe möchte ich Ihnen anempfehlen. Ich bin überzeugt, Sie würden sich dabei sehr wohl befinden."

„Aber dann keine Irene oder Josephine!" rief Desfieux lachend.

„Nein, ja nicht!" sagte Günther.

„Ich werde daran denken. Thun Sie es auch!"

„Und dann können wir zusammen Hochzeit feiern!"

„Das ist abgemacht! Der Baron Günther von Wildhagen und der Vicomte Gaston de Desfieux und Fräulein X. und Fräulein Y. empfehlen sich als Verlobte. Wo verheiraten wir uns? In Wildhagen oder in Paris?"

„Hier!" sagte Günther, den Scherz fortsetzend. „Offen gesagt, lieber Freund, ich habe noch etwas Furcht vor der schönen Marquise."

„In dem Fall ist Flucht etwas Tapferes. Also auf Wiedersehen zur Hochzeit in Wildhagen!"

„Oder früher!"

„Jedenfalls auf Wiedersehen!"

Damit trennten sich die beiden Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rote Kreuz.

Von

P. von Melingo.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Wir besitzen Rote Kreuz-Cigarren, Roten Kreuz-Cognac, Rote Kreuz-Krawatten, Rote Kreuz-Taschentücher ꝛc. ꝛc." Das waren die ersten Worte einer Rede, welche die hochverdiente Präsidentin der Amerikanischen Gesellschaft vom Roten Kreuze, Miß Clara Barton, bei der vierten internationalen Konferenz der Gesellschaften vom Roten Kreuze jüngst in Karlsruhe hielt, um zu zeigen, wie dieses in der ganzen Welt gekannte Abzeichen in der albernsten und unverschämtesten Weise mißbraucht wird. Wie vollauf recht Miß Barton hat, ist durch zahlreiche Zeugnisse aus anderen Ländern bestätigt und damit — so bedauerlich und das Ansehen des Roten Kreuzes schädigend diese Mißbräuche auch sind — abermals gezeigt worden, wie großartig die Stellung ist, die sich die unter dem Zeichen des Roten Kreuzes verfolgten Bestrebungen in der öffentlichen Meinung der ganzen gebildeten Welt errungen.

Den Verwundeten und den Hilfeleistenden eine Ausnahmestellung einzuräumen, ist übrigens durchaus keine Erfindung unserer Zeit, denn, abgesehen davon, daß das natürliche Menschlichkeitsgefühl und die religiösen Vorschriften schon im Altertume in dieser Richtung wirkten, sind seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts an dreihundert Konventionen zu stande gekommen, die hauptsächlich diesen Zweck verfolgten, jedoch immer nur von Fall zu Fall Giltigkeit hatten. Oesterreich gebührt das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst, den Anstoß dazu gegeben zu haben, daß das große Publikum, das „Zivil", der im Laufe der Zeiten organisirten militärischen Sanitätspflege in nachdrücklicherer Weise, als dies früher der Fall gewesen, zu Hilfe komme. Als Napoleon III. Oesterreich im Jahr 1859 mit einer unerhörten Provokation zum Kriege gezwungen, wurde nämlich unter dem Titel: „Patriotischer Hilfsverein zu Wien, während der Kriegsdauer 1859" der erste Verein zum Zwecke der Zentralisation der freiwilligen Hilfe gegründet. In allen Vereinsstädten, ebenso in zahlreichen Städten Deutschlands bildeten sich Unterstützungskomites, hunderte von Colli mit Verbandzeug und Liebesgaben, nahezu eine halbe Million Gulden wurden gespendet. Damit war der Anstoß gegeben. Der Genfer Dunant regte durch seine „Souvenir de Solferino" die Idee der internationalen Hilfe an, und mit dem Abschlusse der Genfer Konvention am 22. August 1864 wurde der erste Schritt gethan, diese Hilfe dauernd zu organisiren. Obwohl an den 4 ½ wöchigen Verhandlungen, die unter Leitung Henri Dunants und Gustave Mouniers — letzterer noch heute Präsident des als Zentralstelle geschaffenen „Internationalen Komites" in Genf — vor Abschluß der Konvention stattfanden, Delegirte fast aller europäischen Länder, darunter die Vertreter von acht Kriegsministerien, teilnahmen, weist doch die Konvention empfindliche Lücken auf. Man hatte Bedingungen aufgenommen, so beispielsweise die Idee der Neutralisirung der Verwundeten, der Pfleger und des Materials, die vom kriegstechnischen Standpunkte aus nicht aufrecht zu halten waren, andere wichtige Punkte, so die Frage der Hilfeleistung im Seekriege, der man erst jüngst in Karlsruhe näher getreten ist, offen gelassen. Trotz dieser allgemein zugestandenen Mängel, die ihren Grund in erster Linie in der großen Schwierigkeit der Lösung der völkerrechtlichen Fragen haben, war die Wirkung der Konvention sofort eine segensreiche, und innerhalb eines Jahres traten vierzehn europäische Staaten derselben bei.

Stätig wurde und wird seither an der Fortentwicklung der in Genf geschaffenen Pakts weiter gearbeitet. Schon 1867 fand während der Pariser Weltausstellung, an der sich die Vereine auf Veranlassung des Internationalen Komites beteiligt hatten, eine internationale Vereinskonferenz statt, bei der ein Revisionsentwurf ausgearbeitet wurde. Dieses „Projet d'Articles Additionnels" erhielt aber nicht von allen Regierungen die Sanktion und namentlich die Seemächte verhielten sich damals gegen die in demselben enthaltenen Bestimmungen ablehnend. Die zweite Konferenz — Berlin 1869 — beschäftigte sich mit der Revisionsfrage nur, um sie zu vertagen, brachte aber eine Reihe weiterer organischer Bestimmungen zur Beschlußfassung. Dann kam der deutsch-französische Krieg und mit ihm eine ernstliche Gefährdung der Konventen, deren Mängel sich sehr fühlbar machten. Uebrigens fehlte die Grundbedingung: die Kenntnis der Konvention bei den Truppen. Obwohl das deutsche Zentralkomite achtzigtausend Exemplare der Konvention hatte in beiden Sprachen drucken und verteilen lassen, war dieselbe in beiden Armeen der Mannschaft fast gar nicht, den Offizieren und Militärärzten nur höchst mangelhaft bekannt. Zahllose Mißbräuche kamen vor, und der Gedanke an die Lösung der Konvention trat auf. Allseitige Benutzungen, insbesondere aber der Interessen der Kaiserin Augusta, die seit jeher den Bestrebungen der Genfer Konvention eine gnädige und großherzige Beschützerin und Förderin gewesen, bei der Brüsseler diplomatischen Konferenz von 1874 gelang es, diese Gefahr zu beseitigen. Gestützt auf den Grundsatz, daß der Bestand der Konventionen nicht in Frage gestellt werden dürfe, fanden sehr eingehende Debatten statt, die, von dem einzig richtigen Standpunkt, dem militärischen, ausgehend, wesentlich zur Klärung der Lage beitrugen. Die Revisionsfrage wurde definitiv von dem Programm der Vereinskonferenzen gestrichen und der Initiative der Regierungen anheimgestellt, ohne daß bisher andere als vorbereitende Schritte in dieser Richtung von denselben geschehen wären. Auch die dritte internationale Konferenz in Genf, 1884, brachte darin keine Aenderung, da, und das mit Recht, sogar die Diskussion der Genfer Konventen ausdrücklich ausgeschlossen war. Dagegen wurde bei dieser Konferenz auf Antrag Griechenlands die schon 1869 in Berlin angeregte Frage der Hilfeleistung bei außerordentlichen Notständen im Frieden neuerdings als eine der Hauptaufgaben der Vereine bezeichnet.

Die nunmehr Ende September 1887 in Karlsruhe abgehaltene vierte Konferenz, an der über hundertundzwanzig Vertreter fast aller Vereine der Welt teilgenommen, hat gleichfalls, wenn auch in einer für den Uneingeweihten nicht immer erkennbaren Weise, das Werk der Genfer Konvention mächtig weiter gefördert. Die, wie immer bei solchen Anlässen, von der Kaiserin Augusta gespendeten Preise in Geld und Medaillen wurden zu einer Preisausschreibung für die beste innere Einrichtung eines transportablen Lazarets bestimmt; die antiseptisch-konservative Wundbehandlung, das heißt jene Methode, die antiseptisch behandelt und Amputationen möglichst vermeidet, wurde — in der Mehrzahl der Staaten auch im Militärsanitätsdienst bereits eingeführt oder in der Einführung begriffen — gewissermaßen zum Dogma erhoben und eine Reihe wichtiger Detailfragen erledigt. Von größter Bedeutung sind aber eben jene zwei Punkte, deren Beurteilung sich dem nicht vollständig Informirten ganz entzieht. Es sind dies der für das Weitergedeihen der Konventen außerordentlich förderliche Beschluß, die Stellung des Genfer Internationalen Komites und dessen Zusammensetzung in keiner Weise zu ändern, und endlich die unter Zustimmung der anwesenden Regierungsvertreter ausgesprochene theoretische Anerkennung der freiwilligen Sanitätshilfe im Seekriege, da bisher die Mächte aus Sicherheitsgründen sich gegen die Zulassung der zur Entlastung der Kriegsschiffe und als Hospitalschiffe dienenden Fahrzeuge des Roten Kreuzes ausgesprochen hatten.

Vierunddreißig Staaten der ganzen Welt, darunter Japan, welches in jüngster Zeit beigetreten ist und dessen Armee schon um das Jahr 700 eine Art Sanitätsorganisation erhielt, gehören der Konvention heute an, und von großen Staaten fehlen nur Mexiko, China und, wie wir allen Grund haben anzunehmen, nur für kurze Zeit noch Bulgarien; die Zahl der Mitglieder jener Vereine, die zur Förderung und Durchführung der Konvention ins Leben gerufen wurden, beläuft sich in der ganzen Welt gewiß auf eine Million, die für den Kriegsfall verfügbaren Mittel — ich spreche nur von den thatsächlich vorhandenen, gar nicht von jenen, auf deren Eingang mit Bestimmtheit gerechnet werden kann — betragen hunderte von Millionen.

Die größte Ausdehnung und die weiteste, in alle Schichten der Bevölkerung eindringende Popularität haben die Vereine vom Roten Kreuze in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn gefunden. Allen voran ging schon 1863, als die Genfer Konvention vorbereitet wurde, Kaiserin Augusta, damals noch Königin von Preußen. Sie und — Napoleon III. waren die wärmsten Freunde der Sache. Unausgesetzt seit nun bald fünfundzwanzig Jahren widmet die Monarchin sich ihrer edlen Aufgabe, fördert die Konferenzen, unterstützt die Anstellungen, ruft Preisschriften und Direktiven jeder Art, neue Erfindungen und Einrichtungen ins Leben. Ihr zur Seite steht ihre Tochter, die Großherzogin Luise von Baden, die in den Instituten des „Badischen Frauenvereins" eine mustergiltige Organisation voll segensreichster Wirkung geschaffen hat, sie in all diesen Angelegenheiten unterstützend. Eine Statistik der Vereine vom Roten Kreuze in Deutschland fehlt leider, doch kann man annehmen — wie Dr. Arendt preuß in seinem ausgezeichneten Werkchen: „Das Rote Kreuz im Völkerrecht und im Vereinswesen", sagt — daß die Gesamtzahl derselben nahe an zweitausend beträgt. Bezeichnend ist es, daß die Zahl der Frauenvereine weitaus größer ist als die der Männervereine und daß auch deren Mitgliederzahl eine bei weitem größere ist. Es zählt beispielsweise der von der Kaiserin ins Leben gerufene preußische „Vaterländische Frauenverein" allein siebenzigtausend Mitglieder! Mit Mitteln, Material und Personal sind die Vereine, deren Zentralstelle das unter dem Vorsitz des Grafen Otto zu Stolberg stehende deutsche Zentralkomite in Berlin ist, aufs allerreichlichste versehen.*)

Das österreichische und das ungarische Rote Kreuz ist in der Verwaltung getrennt. Die österreichische Gesellschaft besitzt ein Vermögen von 2,000,000 Gulden, Material im Wert von 700,000 Gulden und fast sechzigtausend Mitglieder; jene Ungarns 1,600,000 Gulden, Material im Wert von ungefähr 300,000 Gulden und etwa fünfzigtausend Mitglieder. Beide stehen unter dem Protektorate des Kaisers und der Kaiserin, die an allen Paraden den lebhaftesten Anteil nehmen und sich in der Führung der Geschäfte durch den Erzherzog Karl Ludwig vertreten lassen, dessen aufopfernde Thätigkeit ihn zu einem der gewandtesten Fachmänner in den so vielfach verwickelten Angelegenheiten des Roten Kreuzes gemacht hat.

Auch in den anderen Staaten, so besonders in Rußland, sind die Verhältnisse sehr günstig, und dennoch leidet das Rote Kreuz allüberall an einem großen Uebel, welches darin besteht, daß die Ziele, die es in Ausführung der Genfer Konvention anstrebt, gerade von jenen, für die in erster Reihe gesorgt werden soll, zu wenig gekannt sind, und daß, wenn es auch heute kaum mehr Offiziere und Aerzte geben wird, die sich über die Bedeutung jener Ziele nicht klar sind, die große Menge sich leider noch immer nur einen dürftigen Begriff davon macht, was das Rote Kreuz eigentlich ist.

In Friedenszeiten wird eben das allgemeine Interesse von dem Aktuellen zu sehr in Anspruch genommen, und selbst Abdrucken der Konvention im Soldbuch des Soldaten, wie dies in der Schweiz geschieht, Belehrungen durch die Offiziere, wie sie in Japan und anderen Staaten erfolgen, bleiben resultatlos, da sie der Mann meistens nicht versteht oder sofort wieder vergißt. Im Kriegsfall ist es aber zu spät, die Truppen vollständig zu instruiren, und der Unwissenheit zollt auch auf diesem Gebiet gar manches Opfer dahin. Diese Verhältnisse müssen sich ändern, und die Karlsruher Konferenz hat auch dieserbezüglich energische Maßregeln beschlossen. Ebenso liegt der Wunsch, die gesamte Presse, groß und klein, das Weltblatt so gut wie den bescheidenen Lokalanzeiger, zur Verbreitung der Ziele der Genfer Konvention und der Vereine vom Roten Kreuze zu gewinnen. Die sechste Großmacht, wie sich die Presse bei aller Bescheidenheit doch gern nennen hört, wird hoffentlich dem einmütigen Rufe der anderen Mächte gleich einmütige Folge leisten — die Wirkung wird dann wohl nicht ausbleiben.

Einige statistische Zahlen, die im II. Bande des „Sanitätsberichts über die deutschen Heere im Kriege gegen Frankreich 1870—71" enthalten sind, werden deutlicher als alles andere für die Berechtigung der Bestrebungen der Vereine vom Roten Kreuze sprechen.

Bei Kollin 1757 verloren die Preußen 40 % der Combattanten.
„ Aspern 1809 verloren die Oesterreicher 30 % „ „
„ „ „ „ Franzosen 50 % „ „
Im Seminolenkriege 1861—65 verloren die Amerikaner 66 % der Combattanten.
Im Krimkriege 1854—56 verloren die Engländer 33 % der Combattanten.
Im Krimkriege 1854—56 verloren die Franzosen 50 % der Combattanten.
Im Italienischen Kriege 1859 verloren die Franzosen 15 % der Combattanten.
Im Schleswig-Holsteinischen Kriege 1864 verloren die Preußen 4,2 % der Combattanten.
Im Deutsch-Oesterreichischen Kriege 1866 verloren die Preußen 5,2 % der Combattanten.
Im Deutsch-Französischen Kriege 1870—71 verloren die Deutschen 14,2 % der Combattanten.

*) Bei diesem Anlasse möchte ich auf das ausgezeichnete „Taschenbuch für Führer und Mitglieder der freiwilligen Sanitätskolonnen" von Konrad Wappes in Frankfurt a. M. ganz besonders aufmerksam machen. Dasselbe ist in Deutschland vielfach eingeführt und bietet zur Instruktion vortreffliche Dienste.

Von dem Tage an, an dem die Konvention ins Leben gerufen wurde, haben sich die edelsten Geister aller Völker mit hingebungsvoller Liebe der Sache gewidmet; was innerhalb dieser Zeit unter dem Zeichen des Roten Kreuzes an Schmerzen gestillt, an Elend gemildert worden ist, entzieht sich jeder Beschreibung, und so möge denn auch bei den friedlichen Zielen, denen es als Emblem dient, der Ausspruch in Erfüllung gehen: „In hoc signo vinces“.

Literatur

— **Von Alexander Römer, dem Verfasser der gern gelesenen Romane „Gräfin Sibylla“ — „Still und bewegt“ — „Frühling und Hochsommer“,** ist ein neuer Roman unter dem Titel: „Einer aus der Masse“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) erschienen. In den erregten Märztagen des Jahres 1848 beginnend, bewegt sich die auf österreichischem Boden spielende Handlung sofort in den lebhaftesten und spannendsten Situationen und bleibt diesem raschen Fluß der eigenartigen Entwicklung bis zum Ende getreu. Graf Wenzel Ulanow, der als fünfundvierzigjähriger Junggeselle sich noch in ein schönes, aber armes Hoffräulein verliebt und es als sein Weib heimgeführt hat, dann der Jugendgespiele der jungen Gräfin Melanie, Max von Kranwerk, der sich an den Stürmen der Revolution beteiligt hat und als ein Geächteter Zuflucht bei der Freundin seiner Kindheit sucht, endlich der sogenannte „Brandjunker“, der als Säugling aus den Flammen des eingeäscherten Schlosses Ulanow gerettet worden und von dem der Leser nicht recht weiß, ist er in Wahrheit das Kind der Amme, für das er ausgegeben wird, oder der Sohn des Grafen, der ihn verleugnet und nicht anders wissen will, als daß das Kind seiner Melanie, dessen Legitimität er bezweifelt, identisch sei mit dem kleinen verkohlten Leichnam, den man unter den Trümmern des niedergebrannten Schlosses gefunden — das sind Gestalten, die ganz dazu angethan sind, Verwicklungen der wunderbarsten und aufregendsten Art herbeizuführen. Die so geschickt angeknüpften Faden werden denn auch in regelrechter Weise weitergesponnen, und die vielfältigen Verwicklungen wie die schließliche Lösung erfolgen in ebenso überraschender als insgeheim richtig vorbereiteter Weise.

Doris Freiin von Spättgen darf den Ruf beanspruchen, zu unseren guten Erzählerinnen gerechnet zu werden; sie stellt lebhaft und mit Entschiedenheit dar, ihre Charaktere interessieren, sind warm und kraftvoll, und die Fabel ist stets spannend. Das müssen wir auch bei ihrem neuesten Roman: „Fremdes Blut“ (Bielefeld, Velhagen & Klasing) anerkennen, der den Leser vom Anfang bis zum Ende fesseln wird. Seinem Charakter nach gehört dieser Roman zu den sensationell angehauchten Familiengeschichten; es geschieht viel, und was sich zuträgt, regt auf; aber die Verfasserin stellt mit künstlerischem Geschmack und Takt dar, sie bleibt immer eine fein empfindende Dame, welche allem, was sie schreibt, einen Zug von Idealismus und Schwung des Herzens beigibt, der eben ihre Eigenart ausmacht und ihren Romanen einen besonderen Reiz verleiht. In „Fremdes Blut“ kommen die Vorzüge der Verfasserin auf das entschiedenste zur Geltung.

— **Mit Heft 15 hat jetzt das „Brockhaussche Konversationslexikon“** (Leipzig, Brockhaus) in dem Supplementband seinen Abschluß erreicht. Dieser Band ist unumgänglich notwendig für die Besitzer des ganzen Werkes; er bringt all das, was aus räumlichen und tagesgeschichtlichen Hindernissen in dem Gesamtwerk nicht hat Aufnahme finden können und ist an und für sich schon ein an mannigfaltigem Stoff überaus reichhaltiges Buch. Einen sehr bedeutenden Wert besitzt außerdem dieser Band dadurch, daß er ein sorgfältiges Nachschlageregister von solchen Worten und Fragen gibt, die nicht in selbständigen Artikeln behandelt werden konnten, sondern eingeschlossen in andere ihre Erledigung, beziehungsweise Erwähnung finden. Dadurch fügt sich dieser Supplementband organisch und unentbehrlich dem großen Werk an. Die dem Bande beigegebenen Karten, wie über die Kultur des Weinbaues in Europa, Verbreitung der wichtigsten Kulturgewächse, der wichtigsten Wirbeltiere, und die Bildertafeln sind sehr interessant und durch geschickte Farbendarstellung klar und übersichtlich.

— **Unzähligemal beim Lesen englischer Werke, namentlich** solcher, die sich einer besonders charakteristischen Ausdrucksweise bedienen, wird derjenige, der die Sprache nicht durch langjährigen Aufenthalt in England selbst ganz gründlich kennen gelernt hat, auf Ausdrucksformen stoßen, die ihn verblüffen und deren vollkommene Erklärung er in keinem der landläufigen Wörterbücher findet. Die Aufklärung in solchen Fällen stellt sich zum Ziel das „Englisch-deutsche Supplementlexikon“ von Dr. A. Hoppe (Berlin, Langenscheidt), das soeben zu erscheinen begonnen hat. Die vorliegende erste Serie von Abteilungen, A bis Close, erweist sich ganz als das, was das Werk sein will, eine für jeden deutschen Freund der englischen Litteratur hochwillkommene „Ergänzung zu allen bisher erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern“ im eben angedeuteten Sinne. Indem wir uns vorbehalten, nach Vollendung des Werkes auf dasselbe zurückzukommen, verfehlen wir nicht, es schon jetzt allen, die in die verborgenen Feinheiten der an charakteristischen Ausdrucksformen so reichen englischen Sprache einen Einblick erhalten möchten, angelegentlich zu empfehlen.

— **Unter der großen Zahl von Kochbüchern gibt es immer** wieder Erscheinungen, welche verdienen, dem Publikum besonders empfohlen zu werden; zu diesen gehört L. von Prössers „Spezielle Küche“ (Salzburg, Pustet). Die auf diesem Felde bekannte und erfahrene Verfasserin hat hier 750 Rezepte gegeben, welche eine weniger reich gefüllte Haushaltungskasse zur Veranlassung haben, und widmet besonders auch der Verwendung von Resten große Aufmerksamkeit. Das Buch ist sehr praktisch, knapp in der Darstellung und wird deshalb trotz der Menge vorhandener Kochbücher seinen Weg machen.

— **Eine eigentümliche und für unsere Zeit charakteristische** Publikation ist „Radfahrerkarte von Deutschland, Karte I. Königreich Sachsen“ (Leipzig, G. Wolff). Die nächsten Umgebungen seines Wohnsitzes lernt der Radfahrer bald; anders aber verhält es sich, wenn er weiter in das Land hinausschweift. Die vorliegende Karte ist recht klar und übersichtlich. Die Kunststraßen sind rot, die großen Landwege in schwarzen groben Linien gezeichnet; die Karte enthält auch alle Eisenbahnlinien nebst Stationen, ist deutlich zusammengefaltet und mit Meßzirkel zur Abschätzung der Entfernungen versehen.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Kleist in der Angelegenheit des Lustspiels: „Der zerbrochene Krug“, hat sich vollständig im Weimarer Archiv vorgefunden. Die Briefe werden veröffentlicht werden, aber erst nach Jahren. Ueber die vielbesprochene Frage, ob Kleist wegen Teilung des Lustspiels in drei Akte Goethe wirklich herausgefordert habe, werden diese hochwichtigen Briefe ebenfalls entscheidenden Aufschluß gewähren.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

Aus dem Nachlaß König Ludwigs II. von Bayern ist eine überraschend große Zahl künstlerischer und kunstgewerblicher Schöpfungen erlesenster Art an Kommerzienrat Ohst in Stuttgart verkauft und daselbst zur Ausstellung gebracht worden. Die Anordnung der schönen, den ansehnliche Säle füllenden Gegenstände hat sich unter der geübten Hand und dem bewährten künstlerischen Geschmack Professor Stiers zu einer äußerst gefälligen und anziehenden gestaltet. Unter den verschiedenen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen in Edelmetall, Elfenbein, Marmor, Porzellan &c. finden sich Sachen von höchster Schönheit. Bestechend wirken namentlich auch die vielfach beliebten Zusammenstellungen von Lapislazuli und Mattgold.

Ueber die Venus von Milo veröffentlicht Professor Karl Hasse, der Breslauer Ordinarius der Zergliederungskunde, in dem „Archiv für Anatomie und Physiologie“ eine bedeutsame Untersuchung. Durch Messungen mit Hilfe von Aufnahmen durch Lichtdruck hat Hasse herausgebracht, daß bei der Venus von Milo, was ganz absonderlich klingt, die rechte und die linke Gesichtshälfte nicht die nämlichen Maße aufweisen. Der ganze unterhalb der Nase gelegene Gesichtsabschnitt des Bildwerkes vor, Mund, Lippen und Kinn, sind streng regelmäßig; der ganze oberhalb dieser Grenze gelegene Kopfteil aber ist unregelmäßig. Das linke Ohr steht höher als das rechte; die linke Schädelhälfte ist breiter als die rechte, außerdem aber erscheint eine bemerkenswerte Unregelmäßigkeit der für den seelischen Ausdruck so wichtigen Augengegend; die linke Seite steht höher als die rechte, außerdem ist jene der Medianebene mehr genähert als diese. Hasse, bei sich der Ueberzeugung, daß die Venus von Milo streng nach einem vollendeten Modell anatomisch richtig gearbeitet ist, ging nun daran, bei gut regelmäßig und kräftig gebildeten Männern und Frauen die beiden Gesichtshälften genau auszumessen und die gefundenen Maße mit einander zu vergleichen. Dabei ergab sich, daß beim Menschen in Wirklichkeit beide Gesichtshälften gemeinhin nicht regelmäßig sind, sondern gerade in dem Sinn unregelmäßig, wie es an der Venus von Milo dargestellt ist. Es erweckt, sagt Hasse, Erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Genauigkeit, ihm selber unbewußt, ein vollendeter Meister der Natur nacharbeitet.

Tonkunst.

Eine interessante Nachricht geht der „Allg. Mus.-Ztg.“ von Weimar zu: Im Nachlaß Liszts hat sich ein Klavierkonzert mit Streichorchester vorgefunden. Dasselbe ist in Emoll geschrieben und der Form nach dem A-dur-Konzert ähnlich. Liszt hat es Malediction benannt. Es dürfte der Zeit der Schweizerreise entstammen und enthält sehr schöne und poetische Züge. Der Klaviersatz macht eine Ueberarbeitung nötig, und die Partitur muß für großes Orchester eingerichtet werden. Das vorliegende Exemplar derselben enthält eine Menge Varianten und Aenderungen von Liszts Hand. Bernhard Stavenhagen studiert gegenwärtig an dem Werke.

Bühne.

Im königlichen Schauspielhause zu Berlin hat Direktor Anno neuerdings das Scepter ergriffen und mit einem vieraktigen Lustspiel von Heinrich Heinemann: „Auf glatter Bahn“, sich als Regisseur eingeführt. Der Erfolg des Autors, eines braunschweigischen Hofschauspielers, und des mit ihm verbündeten Regisseurs war ein sehr erfreulicher — beim Publikum, weniger bei der Kritik, die das harmlose, liebenswürdig-heitere, aber freilich nicht eben inhaltreiche Stück sehr von oben herab behandelt hat. Indessen wer lachte nicht gern über die Verlegenheiten eines jungen Ehemanns, der am Hochzeitsabend für den folgenden Tag eine Vorladung als Zeuge in einem galanten Ehescheidungsprozesse erhält und dadurch in Gefahr gerät, bei seiner jungen, etwas intoleranten Gattin in das schlecht verdächtige Licht eines Roué zu treten! Wer amüsierte sich nicht über die kindliche Verschämtheit eines lustigen [illegible], der in seinen älteren Semestern eine Liebhaberei erfaßt und der die vergeblichsten Anstrengungen macht, sich bei den kleinbürgerlichen Eltern als angehender Jüngling zu zeigen! Mag in Ton und Stil manches mit den Erziehungsgewohnheiten der Kreise, denen die Figuren angehören, nicht im Einklange stehen — es bleibt doch belustigend und unterhaltend. Und wenn das Publikum lacht, behält der Autor gegen die Kritik allemal recht. Direktor Anno hatte das Stück sehr lebhaft inszeniert und den Schauspielern einen leichten, flotten und leichten Ton angewiesen. Man merkte an vielen Kleinigkeiten, die den Gesamteindruck bestimmen, daß jemand hinter den Coulissen waltete, der recht wohl wußte, worauf es ankam. So ist denn gemeinsam mit den Künstlern, die allesamt vortrefflich spielten, ein recht glatter Sieg erstritten worden. Liedtcke, Vollmer, die Conrad, die Groß und die Jüngste der königlichen Bühne, Fräulein Odilon, zeichneten sich durch Laune, Natürlichkeit und feine Charakteristik aus.

Paul Heyses vaterländisches Schauspiel „Colberg“, das als ein weiteres Beispiel für die Versäumnisse der früheren Leiter des Stuttgarter Hoftheaters erst jetzt seinen Weg auf diese Bühne gefunden, wurde daselbst, dank seinem hochdramatischen Aufbau, seiner zündenden Sprache und einer sehr gelungenen lebendigen Aufführung begeistert aufgenommen. Ebenso ward an derselben Bühne Aberts Oper „Ekkehard“ in neuer Einstudierung willkommen geheißen.

Hans Wachenhusens neues Schauspiel: „Die Kapitalisten“, hatte, wie man uns aus Wiesbaden schreibt, am dortigen königlichen Theater namentlich bei seiner ersten Wiederholung einen großen Erfolg, der bei der Premiere durch unzweckmäßige Kürzung des dritten Aktes etwas beeinträchtigt war. Der Stoff ist aktuell, spielt zum Teil in Börsenkreisen und ist von großer Spannung.

Gesundheitspflege.

— **Ueber die Kolanüsse, ein Produkt der neuen deutschen** Kolonie in Westafrika, hat uns Nachtigal die ersten Nachrichten gebracht und mitgeteilt, daß sie in ihrem Heimatland sowohl als Genuß- wie auch als Heilmittel hochgeschätzt würden, indem sie in ihren Eigenschaften gleichzeitig dem Thee und Kakao entsprächen. Leider ist die Zufuhr bis jetzt noch eine sehr beschränkte. Englische und französische Aerzte haben sie mit gutem Erfolg als Pulsregulator, Diureticum bei Hydrops, bei chronischen Schwächezuständen, chronischen Diarrhöen und Magenleiden angewendet. Die Kola- oder Kolanüsse stammen von Sterculia acuminata, einem 12 Meter hohen Baum mit 16 bis 20 Centimeter langen Blättern, gelben, rotgefleckten Blüten und fünffächeriger Kapsel von der Größe einer Zitrone, deren Fächer je einen rötlich-violetten, innen weißen Samen von der Größe einer Kastanie und fleischig-kerniger Konsistenz haben. Diese Nüsse schmecken schwach bitter, nicht unangenehm und nicht adstringierend und stehen als Kaumittel bei den Negerstämmen Westafrikas, von Senegambien bis einschließlich Angola, in hohem Ansehen. Die Kolanuß vermehrt und regelt den Appetit, läßt die schädlichen klimatischen Einflüsse leichter ertragen, verbessert das Trinkwasser und macht verdorbenes wieder genießbar und wirkt schlafverscheuchend, so daß die Eingeborenen nach ihrem Genuß die Gelage zu verlängern vermögen. Der Saft wird sogar bereits als Mittel gegen Trunkenheit angewendet und soll bewirken, daß der trunkenste Mensch in kurzer Zeit wieder nüchtern wird. Als Heilmittel dienen die Nüsse den Eingeborenen gegen Darmbeschwerden, Leberleiden und Schwäche der Verdauungsorgane. Um nun dieselben auch unserem Arzneischatz einzuverleiben, hat Apotheker Paul Lappin in Leipzig aus den Nüssen durch Extraktion mittels Wassers, 60 Prozent Spiritus und besten Rheinweins, im Verhältnis von 1:10, eine Essenz bereitet und dieselbe, welche durchaus kein Geheimmittel darstellen soll, Aerzten zur Prüfung unterbreitet. Die Wirkung der Essenz richtet sich hauptsächlich gegen Kopfschmerz, Erbrechen, Verdauungsbeschwerden (Katzenjammer) und gegen chronische Schwächezustände. Sie wirkt belebend auf den Magen und die Verdauung. Die Gabe ist drei- bis viermal des Tags ein Theelöffel.

Heer- und Seewesen.

— **Ein interessanter und vollkommen befriedigend ausgefallener Versuch** mit einer von dem Petersburger Ingenieur Herrn von Hartmann erbauten Rettungsschaluppe wurde jüngst auf der Newa vorgenommen. Die Dampfschaluppe ist nur klein und für den Küstendienst bestimmt; mit dem Kessel wiegt sie 100, ohne Kessel nur 50 Pud und ist so konstruiert, daß sie, selbst ganz mit Wasser gefüllt, nicht sinkt. Im Beisein der technischen Kommission des Marineministeriums, des Stadt-Oberbefehlshabers, des Stadthauptmanns &c. wurde sie vor Antritt der Probefahrt ganz mit Wasser gefüllt, dann erfaßte Herr von Hartmann das Steuer, und die Schaluppe setzte sich in Bewegung. Während der Fahrt warf der Ejektor des Dampfkessels das angesammelte Wasser aus, so daß das Fahrzeug binnen wenigen Minuten ganz frei von Wasser wurde, ohne die Fahrt unterbrechen zu müssen. Eine zweite Probefahrt hat an demselben Tag in der Newamündung stattgefunden.

Sport.

Der Prinz-Regent von Bayern hat sich in der ersten Oktoberhälfte nach St. Bartholomä am Königsee begeben, um dort auf Gemsen zu birschen.

Bei den Bärenjagden in Siebenbürgen erlegten Kronprinz Rudolf von Oesterreich, Erzherzog Friedrich und Prinz Leopold von Bayern je einen Bären, letzterer auch einen starken Keiler. Der Bär, den Prinz Leopold erlegte, war aus einer Strecke von 11 Stück der riesigste, er wog über 400 Pfund.

— **Das Budapester St. Leger von einem deutschen Pferde** gewonnen, so lautet für die deutsche Zucht die erste erfreuliche Nachricht in diesem Jahre. Seit mehr denn zehn Jahren ist kein klassisches Rennen mehr von Oesterreich-Ungarn an Deutschland verloren worden; erst des königlich preußischen Hauptgestüts Graditz br. H. „Pumpernickel“ vollbrachte wieder dieses „Kunststück“, indem er „Bravo“, „Julius“, „Dragon“ und „Fidelio“ schlug.

Die Flachrennsaison Deutschlands schloß mit den Rennen am 9. und 10. Oktober zu Berlin-Hoppegarten. Bei denselben gewann Johnsons „Verona“ das Herbstfeldrennen vor „Hohenzoller“ und „Räuberhauptmann“, Ulrichs „Jacobäer“ den großen Staatspreis über 4800 Meter vor „Green Devil“ und „Räuberbraut“, derselben „Meilhaut“ und „Bolteck“ das Unterhaltsrennen und das Preishandicap. Das Armeejagdrennen fiel an Maas „Herzdame“ vor „Wiz“, das Weidemannhandicap an Baron Oppenheims „Kanzler“ gegen „Marder“ &c., das Vergleichsrennen an Baron Rothenhausens „Hillos“ und das Kinderheimrennen an die Stute „Wahlfahrt“.

Nachdem der Amerika-Cup abermals von den Yankees mit Erfolg verteidigt wurde, sind dieselben sofort von einem Schottländer zu einem neuen Match herausgefordert worden.

— **Ein dreijähriger inländischer Traber, „Harry G.“,** lief in Wien so überlegen, daß sein Sieg stets als fast gesichert angesehen wurde. Infolge dessen war derselbe bei den Totalisatorwetten hors concours, und man zahlte für den Zweiten, als wäre dieser Sieger.

Gestorben.

— Frau Annie Brassey, bekannte englische Reisende und Schriftstellerin, am 14. September, an Bord ihrer Dampfjacht „Sunbeam“, an der Ostküste von Afrika.

— Dr. Karl Passavant, der bekannte Reisende und Naturforscher, am 22. September, in Honolulu.

— Geheimer Hofrat Dr. von Müller, früher Leibarzt des Fürsten von Schaumburg-Lippe, 82 Jahre alt, am 28. September, in Minden.

— Reichsgraf Eduard Wilderich von Walterskirchen, am 1. Oktober, in Mauerbrunn bei Wien.

— Wlad. von Bentkowski, langjähriger polnischer Abgeordneter, 70 Jahre alt, am 2. Oktober, in Posen.

— Karl Hagenbeck, der bekannte Tierhändler in Hamburg, 78 Jahre alt, am 4. Oktober, in Hamburg.

— Viel-Castel, Mitglied der französischen Akademie, 87 Jahre alt, am 6. Oktober, in Paris.

— Franz Jäger, königlich württembergischer Hofsänger a. D., Liederkomponist, 66 Jahre alt, am 6. Oktober, in Stuttgart.

— Gutsbesitzer Wilhelm Wernher, langjähriges Mitglied der zweiten und später der ersten Kammer in Darmstadt, 85 Jahre alt, am 6. Oktober, in Nierstein.

— General Graf von Kirchbach, der bekannte Heerführer aus den Feldzügen von 1866 und 1870—1871, 78 Jahre alt, am 6. Oktober, zu Moholz in Schlesien.

Dr. med. Chr. Heinr. Eimer, ehemals Teilnehmer an dem Frankfurter Attentat, 76 Jahre alt, am 7. Oktober, in Freiburg im Breisgau.

— Fräulein Amalie Fries, einst vielgefeierte Schauspielerin des Theaters in Prag, 63 Jahre alt, am 8. Oktober, in Prag.

— Moriz Strakosch, der bekannte Impresario, 62 Jahre alt, am 9. Oktober, in Paris.

— Rittergutsbesitzer Reinhold von Glasenapp, Mitglied des preußischen Herrenhauses, 72 Jahre alt, am 10. Oktober, in Berlin.

— Hofrat Friedrich Pudor, Direktor des Dresdener königlichen Konservatoriums, am 10. Oktober, in Dresden.

— Karl Otto Unico Ernst Baron von Malortie, ehemals hannoverscher Staats- und Hausminister, Hofmarschall, 82 Jahre alt, am 11. Oktober, in Hannover.

— Karl Schweninger, der ältere, bekannter Landschaftsmaler, 68 Jahre alt, am 13. Oktober, in Wien.

— Emanuel Gonzalès, namhafter französischer Romanschriftsteller, 72 Jahre alt, am 15. Oktober, in Paris.

— Dr. Gustav Robert Kirchhoff, Geheimerat, Professor an der Universität in Berlin, mit Bunsen Erfinder der Spektralanalyse, 63 Jahre alt, am 17. Oktober, in Berlin. (Bildnis und Lebensbeschreibung gaben wir in Band 56 [1886] S. 852.)

Neue Bücher und Schriften.

Album für Jäger und Jagdfreunde. 32 Holzschnitttafeln. Leipzig, J. J. Weber.
Aus der Geschichte des Warenhandels. (Der Zwischen-Handel.) [illegible]
Bauk, J. H., Die Krankheiten der Katzen u. d. Heilmittel. Berlin, M. Hampel.
Barde, Paul, Neues Buch der Lieder. 2. Aufl. Halle a. S., Otto Hendel.
Bolin, Johanna, Aus dem Munde der Kinder. Sinnliche Dichtungen zum Schulgebrauch. Düsseldorf, Fel. Bagel.
Bergmann, Gustav, Op. 33: 3 Lieder im Volkston f. Singst. u. Pianof. Freiburg i. B., Max Lubeck.
Bibliothèque universelle et Revue Suisse. 1887. Juli-Okt. Basel, H. Georg.
Boy-Ed, Ida, Die Unversuchten. Roman. Leipzig, C. Reißner.
Collection of british authors, vol. 2391: d'Esterre-Keeling, Elsa, A laughing philosopher. vol. 2471: d'Esterre-Keeling, Elsa, The professors wooing. Leipzig, B. Tauchnitz.
Tabla, M., Prakt. u. gründl. Selbsterlernung der doppelten Buchführung innerhalb 15 Stunden. 2 Teile. Frankfurt a. M., Selbstverlag.
Deutsches Dichterheim. VII. Jahrg. Dresden, Paul Heinze.
Die Erde in Karten u. Bildern. Handatlas in 60 Karten u. 600 Illustr. Lief. 5/10. Wien, A. Hartleben.
Ehmarten, Carolo u. F. A. Jaber, Fürst Hauß. Ein nützlicher Ratgeber. Lief. 1/2 (in 30 Lief. à 30 Pf.). Zürich, Schröter & Meyer.
Fachhammer, Th., Op. 9: Das Waldweibchen. Ein Märchen. Für 2 Sopr. u. Alt mit Pianof. Quedlinburg, Vieweg.
Frauenberuf. Zeitschrift für die Interessen der gebildeten Frauenwelt. I. u. II. Quartal 1887. Weimar, H. Weißbach.
Gollmer, J., Die Magen-, Leber- u. Darmkrankheiten. Berlin, M. Hampel.
Hackländers humoristische Schriften. Illustr. v. H. Schlittgen. Lief. [illegible] Stuttgart, C. Krabbe.
Harrer, G., Im Schloß zu Heidelberg. Bilder, Roman aus d. Zeit nach d. dreißigjähr. Kriege. 2 Bände. Leipzig, C. Reißner.
Henkel, Jul., Das Leben. Seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. II.: Unsere Krankheiten und unsere Heilmittel. Lief. 1. Berlin, Aktiengesellschaft „Pionier“.
Keibel, G., Wir leben was rauchen! Anregg. Anleitg. z. Vermeidg. der Schädlichkeit des Tabakgenusses. Berlin, M. Hampel.
Kemmlmüller, Hch., Historischer Vergleich zwischen Attila u. Napoleon I. [illegible], Nassel & Becker.
Lehner, C. v., Anleitung, in 60 Minuten Kunstkenner zu werden. 4. Aufl. Berlin, Breitkopf & Härtel.
Meller & Merlin, Anleitg. z. experimentellen Studium der Physik. 2 Teile. Dresden, Selbstverlag.
Neumayr, M., Erdgeschichte. II. Band: Beschreibende Geologie. Mit 581 Abbildg., 12 Aquarellen u. 2 Karten. Leipzig, Bibliograph. Institut.
Röbel-Iffeuse, Jul., Schwert u. Harfe. Vaterländische Dichtungen. Braunschweig, Selbstverlag.
Querlands, C. A., Illustrierte Vorzeit-Historie. Volksausgabe. 7.–12. Heft. [illegible], „Jugend“-Vogtsaltern.
Rade, Mart., lic., Ulrich von Hutten u. Franz von Sickingen in ihrem Anteil an der Reformation. Barmen, Hugo Klein.
Schwarz, R., Bei den Balkanen in Nord-Rußland. Baltische Schilderungen. Constanz, P. Liebing.
Teis, Otto, Großes Handbuch der Philatelie. Teil 1.: Die Postzeichen. Bd. 1. Leipzig, O. Heitmann.
Trost in Thränen. Humoristisch-technisches, gesammelt aus der Wirklichkeit und verschiedenen Vorzeitungen. 1. Aufl. Berlin, Ustyeich Buchhandlung.
Weber, Georg, Allgemeine Weltgeschichte. 2. Aufl. I.–XII. Band (komplet in 15 Bänden à ca. 6 ℳ oder in circa 190 Lief. à 1 ℳ). Leipzig, Wilh. Engelmann.
— — Registerband I. (zum Hauptwerk Band 1–4); II. (zum Hauptwerk 5–8). Ebend.
v. Weinzierl, Th., Die qualitative u. quant. mechanisch-mikroskop. Analyse. Wien, W. Frick.



(Redigirt von Oskar Glerk.)

Auflösung der Aufgabe Nro. 46:

Skat.

Vorhand zeigte mit nur zwei Jaucken die Pique-Solo, den sie mit den Alten und Jüngsten, sechsmal Pique und je eine Jauke in Treff und Coeur auch gewinnen mußte. Der Spieler muß Pique-König bereits trumpfen — 6 und macht nur in Coeur und Treff je 21, zusammen höchstens 24 Augen; sein letzter Wenzel wird, wenn er damit nicht sticht, abgeholt und die restlichen Pique der Vorhand sind frei; im Skat liegen zwei Jaucken.

Spielbriefwechsel.

F. P. in Krakau. Hat einer der Teilnehmer nicht die richtige Zahl von 10 Karten oder liegt im Skat nicht die richtige Anzahl, so kann ein gültiges Spiel nicht zu stande kommen. Wann der Irrtum bemerkt wird, ob vor dem ersten oder erst bei dem letzten Stich, ist nebensächlich. Nur wo es besonders verabredet worden ist, darf dem Vertragsbrecher eine, und zwar die für Vergeben u. dgl. ein für allemal bestimmte Strafe zugesprochen werden, niemals aber darf ihm der Wert des betreffenden Spieles als Verlust zur Last fallen. Sind die Karten nicht ganz rein, so kann das Vergeben jedem leicht passiren, und wenn es Ihnen widerfahren wäre und Sie sollten, nicht etwa 5 oder 10 Points, sondern der Wert eines Grand ansagt, den ein anderer mit 9 Karten hatte spielen wollen, als verloren bezahlen, so würden Sie sich sicherlich dagegen sträuben. Sie würden dann auch den durchschlagenden Grund dafür leicht finden, daß nämlich gerade die fehlende zehnte Karte den Grand auch unmöglich gemacht haben könnte, daß daher Grand nur mit 9 Karten ein ungültiges Spiel sei, als solches gar keinen Preis habe und Sie deshalb einen gar nicht existierenden Wert desselben auch nicht zu zahlen gezwungen werden dürfen.

L. P. [illegible] Tarif; wird mit einer kleinen Änderung benützt werden.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 484.

Von Fritz Hofmann.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 480:

Weiß.	Schwarz.
1) T. B 3 — B 5	1) K. E 5 u. D 6.
2) S. H 6 — F 7 †	2) K. D 4 — C 7.
3) T. B 5 — B 7 Matt.	
A)	
1)	1) T. D 7 u. D 4.
2) T. B 5 — B 8	2) Beliebig.
3) T. Matt.	
B)	
1)	1) T. D 7 — C 7.
2) F 1 — F 4 †	2) K. E 5 u. D 6 oder anders.
3) S. H 6 — D 7 oder T. Matt.	(Andere Spielarten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. W. T. in St. Petersburg, G. A. in Aachen und mehreren Herren Korrespondenten. Das Schachspiel im jetzigen Zustande seiner Vollkommenheit hat eine zu große und ehrwürdige Vergangenheit, als daß das von Herrn Otto Voigt neuerdings erfundene „Schachspiel der Zukunft“ mit ihm zu wetteifern vermöchte. Herr Voigt bezeichnet auch in bescheidener Art sein im Verlag von Karl Höckner in Dresden erschienenes Werkchen nur als einen Vorschlag zur Erweiterung des Schachspiels. — Das alte Spiel in seiner edlen Einfachheit ist aber so schwierig, daß ein Bedürfnis der Erweiterung sich nicht geltend macht. — Ähnliche Versuche der Veränderung und Vergrößerung sind schon vielfach und stets erfolglos gemacht worden. Erst kürzlich hat Herr E. Asher unter dem Namen: „Das neue Schachspiel“, in New-Orleans eine Spielart bekannt gemacht, in der man sich eines aus 81 Feldern bestehenden Brettes bedient. Jeder der beiden Gegner setzt neun Figuren und neun Bauern auf; die Zahl der Figuren ist durch einen Kanzler vermehrt, der die Gangarten des Turmes und des Springers vereinigt. Wir bezweifeln entschieden, daß es diesem neuen Spiele gelingen wird, sich einzubürgern.

Hrn. Th. Sch...e in M. In Schachproblemen wird meistens die Aufgabe gestellt, daß der Angreifende in einer bestimmten Anzahl von Zügen das Matt erzwingen soll. Nach allgemeiner Ueberkunft gibt man Weiß den Anzug.

Hrn. L. Gr. in Leer, W. R. in Beeskow und v. W. in Prag. Alle Ihre die Theorie des Schachspiels betreffenden Anfragen beantwortet ausführlich: „Das kleine Lehrbuch des Schachspiels“. Neue Auflage. Verlag von Ph. Reclam in Leipzig. Preis 1 Mark.

Hrn. A. F. in Grünwald. In Nro. 420 nach 1) T. A 8 — A 7 folgt B 6 u. C 5. Frln. Martha L. in Görlitz. Nro. 422 und 423 R. In Nro. 424 nach 1) T. H 4 — H 2 kann D. G 3 u. G 4 geschehen. Zwei Partien des jungen deutschen Meisterturniers haben Sie bereits veröffentlicht. [illegible]

B. G. in Pollnow. In Nro. 422 führt 1) L. B 4 — C 3 nicht zum Ziel, weil S. E 5 — F 3 folgt. Nach 2) T. A 4 u. C 4 † hält S. F 3 — D 4 das Schach.

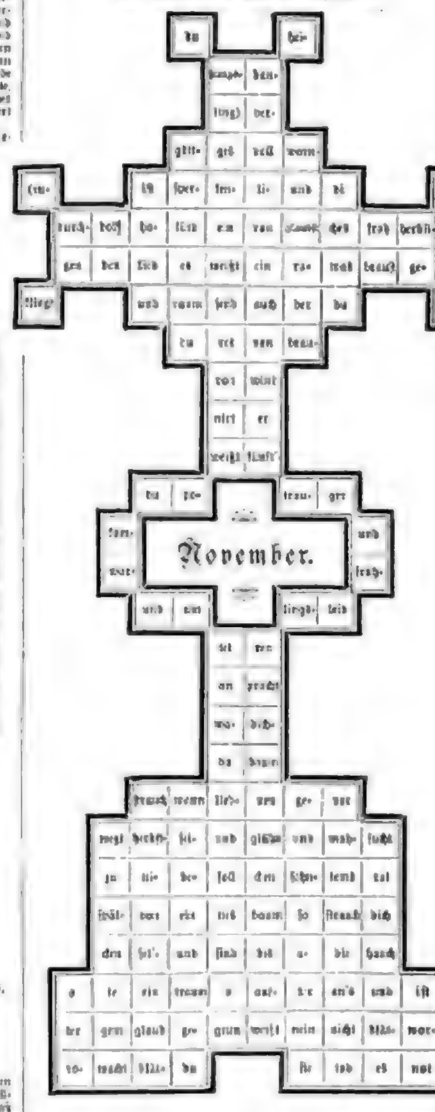
H. G. in Jarrow. Ihr erster Zug in Nro. 420 ist richtig. Ob bleibt jedoch das Hauptspiel 1) T. H 1 — C 1, K. C 4 — D 4. — In Nro. 421 ist 1) D. D 1 — H 8 erfolglos, weil Schwarz T. D 7 — C 7 antwortet. — Junger Schachfreund in Kottbus. Sie halten Nro. 431 mit zweizügiger Lösung für unlösbar. Versuchen Sie doch einmal den Zug 1) T. G 3 — G 4. — Joh. M. in Breslau. Nro. 414 und 421 R. Die Aufgaben werden geprüft werden. — L. G. W. und den H. in Amsterdam. Nro. 421—431 R. — Sch. in Wesel. In Nro. 421 nach 1) T. H 8 — H 1, K. E 2 — E 3; 2) D. B 1 — C 1 † setzt der König nach F 2 zurück.

In Nro. 426 beantwortet Schwarz den Zug 1) T. H 4 — H 3 mit T. C 3 u. G 4, 2) S. A 4 hebt Schach E 5 — E 4. — T. Q. in Heidelberg. Nro. 426 R. — W. Gr. in Frankfurt a. M. In Nro. 422 wird 1) L. B 4 — C 3 durch S. E 5 — F 3 widerlegt.

Zur Aufgabe Nro. 422. Das Problem des Meisters Chiswman läßt eine zweite Lösung durch 1) S. C 4 — A 5 † zu, worauf uns die Herren B. W. und den H. in Amsterdam, W. V. in Hannover und [illegible] in Paris aufmerksam gemacht haben. — Gr. G. in Stuttgart. Nro. 414 und 421 R. — Mr. Em. Fr. à Lyon et C. Dubois à Paris. Vos solutions du Nro. 420 sont justes.

Monat-Rösselsprung.

Von Rudi von Warnhenhagen.



Kapselrätsel.

Aus jedem der folgenden acht Sätze ergibt sich durch Kombination einzelner aufeinander folgender Wörter oder deren Teile ein Wort, dessen nähere Bezeichnung die Klammern andeuten.

1) Bisher ist das Leben nur ein Kampf ums tägliche Brot. (Fluß.)
2) Der Onkel trieb emsig, in jungen Jahren fortgesetzte Studien. (Harz.)
3) Das Glück kann auch auf fernen Fluren blühen. (Dichter.)
4) In einem Hafen der Ostsee landete das Schiff. (Insel.)
5) In jene Meierei schlug der Blitz vor wenig Tagen. (Stadt.)
6) Man hörte den Widerhall in den Bergen rollen. (Baum.)
7) Von den drei Knaben war Theodor der jüngste. (Fluß.)
8) Der Reisende verlor am genannten Orte seine Börse. (Frucht.)

Digitized by Google

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 63:

Ein Freund nur am Beutel, im Glück und im Schmaus,
Ist werthlos und hält auf die Dauer nicht aus.

Briefmappe.

A. O. A. in Linz. Wir bedauern! Das sind Dinge, die immer nur im Kreise der Eingeweihten erörtert werden dürfen und eine Besprechung an dieser Stelle völlig ausschließen. Auch leuchtet würden wir Ihnen darüber befriedigende Auskunft zu geben nicht in der Lage sein.

Eine Einundzwanzigjährige. Verwandtschaftsgesetze nicht. Wenn auch das Gesetz ihr keinen unmittelbaren Hemmschuh in den Weg legt, so würde sie doch daran scheitern, daß die Welt ein solches Vorgehen gegen die einmal herrschende Sitte nicht leicht vergißt.

O. O. in D. Ihr Frühlingslied gewinnt dem übermäßig oft besungenen Stoff keine neuen Seiten ab, und auch „Verbesserte Träumen" hat weniger Eigenart als so manche Ihrer früheren Dichtungen.

Heinrich W. in Bozen. Das ist so ziemlich derselbe Standpunkt, den auch der berühmte Gelehrte dieser Sache gegenüber einnimmt. Seine Meinung richtet sich gegen die gleichen Uebertreibungen, die auch Sie als solche bezeichnen und hinsichtlich deren nur zu beklagen ist, daß sie immer weiter um sich greifen und eine ruhigere Pflege der Sache, zu der wir Ihnen beistimmen, nur Glück wünschen können, mehr und mehr zu verdrängen drohen.

Anna in Billen. Wir bitten, für Räthsellösungen und für Anfragen an die Briefmappe immer gesonderte Blätter zu wählen. — Von einem unheilbaren Leiden ist vorerst keineswegs die Rede. — In diesem Fällen handelt es sich lediglich um die Rheinfolge im zweiter Linie. Ein Verzicht der nachstehenden Brei zu ist in keiner Weise vorgesehen. — Diese Angelegenheit hat sich in die Länge gezogen; doch machen wir Sie auf die jüngst wieder der früheren Stichworte gegebene Mittheilung aufmerksam.

A. Linde in Moskau. Mußte dem Papierkorb überantwortet werden.

Abon. O. in B. (Frankreich). Da, wie Sie uns schreiben, der Bezug unserer Zeitschrift durch eine Buchhandlung mit Schwierigkeiten für Sie verknüpft ist, so machen wir Ihnen den Vorschlag, sich bei unserer Expedition unmittelbar zu abonniren. Sie hätten dann an dieselbe den Betrag von ℳ 23 = Frcs. 28.50, am besten durch Postmandat, einzusenden, worauf Sie die vom laufenden Jahrgang bereits erschienenen Nummern sofort, die ferneren pünktlich jede Woche unter Kreuzband franko zugeschickt erhalten.

Felicitas und Hildegard v. Kl. Dem vermeintlichen Schneeschraubendampf Gruß und Dank. Alle falsch gerathen! Aber wo bleibt die Berichtigung? Wenn Felicitas bei Fräulein N. N. und Miß B. genug zu lernen Gelegenheit hat, dann ist es ja ganz gut so. — Bloßer Dinge der gedachten Art hat ein Vormund dem Waisengericht Rechnung abzulegen; letzteres entscheidet, ob er seine Befugnisse überschritten hat oder nicht. Für seine Auslagen Deckung zu verlangen, ist er selbstverständlich berechtigt. — In solchem Fall ist es nur empfehlenswert, das Examen zu machen.

Braunmeister in M. Die Leinen- und Gebildweberei des königlichen Hoflieferanten F. V. Grünfeld in Landeshut (Schlesien) wird Ihnen das geeignete Material für die Ausstattung Ihrer Fräulein Tochter zu befriedigender Güte liefern. Erbitten Sie sich von dort die neueste Preisliste, die Ihnen auf alle Ihre besonderen Fragen hinlängliche Auskunft ertheilen wird.

A. A. in Bonn. Die Ausführung thut in diesem Fall nichts zur Sache, da sie durch die Hand unserer Künstler verbessert werden könnte; aber der Humor der Geschichte ist nicht schlagend genug.

C. L., cand. med. in München. Alte Witze.

Jakob L. P. in C. 1) Das wird unter diesen Umständen nicht leicht und wahrscheinlich nur auf Grund jahrelangen Aufenthalts an ein und demselben Platze zu erreichen sein. 2) Gewiß. 3) Rücksicht ausgeschlossen.

W. C. in Bautzen. Handschriftendeutung haben wir längst abgelehnt.

A. A. in Prag. Jede Buchhandlung liefert Ihnen: „Die internationale Handels- und Verkehrssprache Volapük für Salon und Comptoir" von Ernst Walther.

Neugierige Abonnentin aus dem Böhmerwald. Ueber diese Familienverhältnisse vermögen wir keine so eingehende Auskunft zu geben. Bekannt ist uns nur, daß der Künstler selbst nicht nur in Dresden wirkt, sondern auch dort geboren ist.

C. K. in Jarat. Einzelne Holzschnittblätter dieser Art werden unseres Wissens nirgends abgegeben.

Einsames Heideröslein. Das wird allerdings seine großen Schwierigkeiten haben und ohne die Einsicht der Majestät kaum zu bewerkstelligen sein. Da Sie das letztere so sehr fürchten, können wir Ihnen daher nur rathen, zu verzichten oder es doch dem Zufall anheimzustellen, ob er Ihnen eine günstige Gelegenheit zur Verwirklichung Ihrer Wünsche in den Weg führt.

A. Th. in G. Wir sehen Ihrer freundlichen Einsendung mit Vergnügen entgegen und werden sie auf das gewissenhafteste prüfen.

C. P. in B. Unseres Wissens sind die Bedingungen in beiden Ländern die gleichen und die Verleihung der Würde in dem einen berechtigt auch zur Geltendmachung derselben in dem andern Lande.

Karl L. in K. bei D. Kapselkern lassen.

Richtige Lösungen sandten ein: Mütterchen Beuleg in Hannover. Ar. Otto Helbling-Tschudy in Zürich. Anna in Altern. Joh. P. Sieppel in Hamburg. Bruno Riedel in Dresden. Th. Freylinger in Hüttensteinach. Fritz Gutmann in Altona i. W. Marie Gollermann in Hannover. Arl. Laurentin in Bradford. Sophie Budden in Hamburg. Ang. Hardt jr. in Barmen-Rittershausen. Ferd. Ritschl in Sachsenhausen. G. Wikke in Trondheim. Fd. Dahmuth in Li-oern. J. Wierabe in Zelz. Johann Senger in Budapest. Emil Holtz in Hamburg. Flora Schüler in Plauen i. V. Max Kramart in Münster.

Gesundheitspflege.

Sophie Albert. San Claire. Die Professoren der Anatomie in Bonn sind gegenwärtig Professor von la Valette St. George und Professor Nußbaum. Wegen der anderen Fragen wenden Sie sich am besten an Ihren Hausarzt.

A. A. A. in Crefeld. Zur Besprechung hier nicht geeignet.

Neue Abonnentin in Galizien. Die gegen chronischen Magenkatarrh empfohlene Karlsbader Salzkur besteht darin, daß man morgens nüchtern einen bis zwei Kaffeelöffel natürlichen oder künstlichen Karlsbader Salzes (letzteres ist der Billigkeit wegen vorzuziehen) in einem halben Liter heißen Wassers auflöst und laumwarm in Zeit von einer viertel bis halben Stunde trinkt. Nach beendigtem Trinken ist es gut, sich eine halbe Stunde Bewegung zu machen und dann erst das Frühstück, am besten eine Tasse Milch oder leichten Kakao mit etwas Weißbrot, zu sich zu nehmen. Danach soll täglich ein bis zweimal Oeffnung erfolgen, nicht mehr und nicht weniger; tritt dieses nicht ein, so nimmt man etwas mehr, tritt zu viel ein, dann weniger Salz. Diese Kur muß mindestens vier bis fünf Wochen fortgesetzt werden, und selbstverständlich ist dabei eine bestimmte Diät und sorgfältige Auswahl der Speisen nöthig. Vermeiden aller schwerverdaulichen, besonders vegetabilischen Nahrungsmittel, der Fette, des Schweinefleisches, fetter Saucen, dann Vermeiden vieler mehl- und zuckerhaltiger Speisen, zuckerhaltiger Getränke, z. B. jungen Biers, Champagners. Dagegen ist zu empfehlen fettfreies, gebratenes Fleisch, ohne Saucen und auch kalt genossen, und zwar von Taube, Huhn, Kalb, Reh und Hasen; ferner roher geräucherter Schinken, fest durchgebackenes Weißbrot, besonders Zwieback; von Getränken französischer Rotwein, Bordeaux, alter Burgunder. Vortrefflich eignet sich während der Kur auch eine Milchkur, wobei täglich ein bis drei Liter Milch als hauptsächlichstes Nahrungsmittel getrunken werden; wo diese nicht vertragen wird, ist sogar Buttermilch, welche ihres Fettes beraubt ist, und am Platz. Wichtig ist, daß der Magen stets ganz regelmäßige Pausen, oder kleine Mahlzeiten hält. Wird die Kur sorgfältig und consequent auf diese Weise durchgeführt, so ist in der Regel auf sichere Beseitigung des Magenkatarrhs zu rechnen.

Zweijähriger Abonnent. 1) Durch ältere laue Vollbäder, sowie durch Einpudern mit folgendem Pulver wird dieser Uebelstand wohl zu beseitigen sein: 3 Th. Salicylsäure, 10 Th. Stärkemehl und 87 Th. Talk. 2) Ueber Schuppenbildung und Haarausfall siehe Nro. 11 und 12 (Heft 6) des 29. Jahrgangs. 3) Vor dieser Gewohnheit ist entschieden zu warnen.

P. G. Darüber haben wir keine Erfahrung.

Felix Blümenbahl, Leyden & Gerhardt in Berlin. Rühle in Bonn, Kußmaul in Straßburg, Riegel in Gießen, Ziemßen in München, Leube in Würzburg.

L. P. in Frankfurt a. M. Ist individuell sehr verschieden; im allgemeinen kann man sagen bis Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre. Die zweite Frage kann man wohl verneinen.

G. K. in Charlottenburg. Wird wohl ebensowenig helfen, wie alle derartig angepriesenen Mittel.

L. S. in Sofia. Ein sehr zu empfehlendes Verfahren gegen Mitesser, Pickel u. dergl. sind Sandabreibungen. Dieselben werden in der Weise gemacht, daß man möglichst gleichmäßigen weißen Sand mit Seifenschaum in der hohlen Hand vermischt und damit die betreffenden Stellen des Gesichts so lange gelinde reibt, bis sie eben anfangen zu schmerzen; dann wäscht man den Sand einfach mit lauem Wasser wieder ab. Dies kann täglich ein- bis zweimal geschehen. Alle reizenden Seifen und Salbenmittel sind dem Zweck nicht zuträglich.

C. in Gersemünde. Gegen abstehende Ohren bei Kindern läßt sich weiter nichts thun, als dieselben nachts durch eine Nachtmütze oder durch eine Binde an den Kopf anzuhalten. Dieselbe braucht keineswegs zu fest angezogen, sondern nur nach Art eines sogenannten Haubandes angelegt zu werden.

Eine eifrige Leserin in Stuttgart. Gegen dieses Grauwerden der Haare nach dem Gebrauch von Prof. Wildauns Haarfärbemittel kennen wir kein Mittel. Die Haare deshalb so ohne weiteres abzuschneiden, würden wir nicht rathen. Warten Sie ruhig ab, mit dem weiteren Wachsthum der Haare verschwindet die neue Färbung von selbst wieder.

Ein langjähriger Leser in D. Bei großer Empfindlichkeit der Haut ist zur Entfernung überflüssiger Haare das Rasiren dem Gebrauch von Enthaarungsmitteln vorzuziehen. Ueber Haarausfall und Schuppenbildung siehe Nro. 11 und 12 (Heft 6) des 29. Jahrgangs.

L. P. F. in Kalen. 1) Gegen Frostbeulen sind folgende Mittel zu empfehlen: Jodoformcollodium (im Verhältniß von 1:10), oder ein Liniment, bestehend aus 0,1 Gramm Jod, 2 Gramm Jodkali und 40 Gramm Schmierseife, oder endlich die Tiefenbergische Frostsalbe (zu bekommen bei Zahm, Königsbau, Stuttgart). 2) Ein chronischer Nasenkatarrh wird am besten örtlich behandelt und zwar nur von seiten eines Arztes. Zur Linderung der Beschwerden kann man morgens und abends mit einer lauen zweiprozentigen Kochsalzlösung gurgeln.

A. v. L. in München. Und ist dieses Verfahren an sich unbedenklich dürfte es wohl sein, ob aber von dauerndem Erfolg, ist fraglich. Zahnstein bildet sich eben immer wieder.

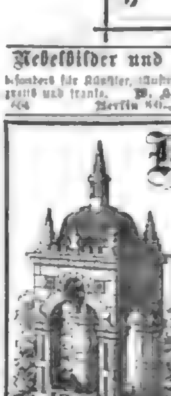
Adam Müller in Wien. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich in diesem Falle kein Rat ertheilen.

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt.
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte.
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische-Strasse.
Aeltestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Englisch-deutsches
Supplement-Lexikon
als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen
englisch-deutschen
Wörterbüchern.
Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.
Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von
Dr. A. Hoppe,
Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster
Zweite Auflage.
In 4 Abteilungen. — I. Abt.: A—Close.
Preis: ungebunden 8 Mark.
BERLIN, 1888
Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlg.
(Prof. G. Langenscheidt)

Nebelbilder und Apparate,
besonders für Künstler, illustrirte Preiscourante gratis und franko. W. Hagedorn, Berlin SW., [illegible] 25

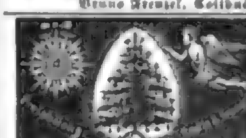
Nähmaschinen [illegible] sofort unter mehrjähriger Garantie aus [illegible] Deutschland C. Mahnkopf, Berlin. Man verlange illustrirte Preisliste



Herrliche Bauten, wahre Kunstwerke sind es, welche sich mit einem Anker-Steinbaukasten aufstellen lassen. Der äußere Reiz ist so sehr gesteigert, daß man nichts Schöneres als dieses Beispiel. Infolge des Ergänzungs-Systems kann man mit einem kleinen Kasten beginnen und die Steine vermehren. „Anker" ist das beste Weihnachtsgeschenk für Kinder. Das Spiel: „Des Kindes liebstes Spiel", bekannt allen Eltern, welche für ihre Kinder ein unterhaltendes Spiel und Beschäftigung suchen. Die ausführliche Preisliste gratis und franko.
Die echten Anker-Steinbaukasten
F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt, Wien, Olten, Rotterdam, London, New-York.

PLATO & CO.
Fabrik von
Musikdosen
Salon-Leierkasten
3000 Stücke spielend
Musik-Album
Damen- u. Herrengesch. m. Mus.
Katalog gratis u. franco.
Berlin SO.
Köpenicker Strasse 107.

Solide Buckskins,
das Meter von ℳ 3.50 ab, versendet auch an Private. Muster frei. 125
Bruno Kreutzel, Cottbus.



Christbaumschmuck,
Cotillon- und Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrapen,
Künstliche Pflanzen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

„Wir kennen keine
bessere, interessantere und unterhaltendere, als Lust und Fleiß steigernde Schule." *) 221
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) G. Damm, Klavierschule, 33. Aufl. 4 ℳ

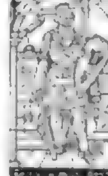
„Die unbedingt
beste und einzig tadellose Schumann-Ausgabe ist die von Dr. O. Schoff (11 Bände ℳ 14.50, Auswahl ℳ 1.50)." 226
Allgemeine Musikzeitung, Berlin

„In die vorderste
Reihe aller Schulen gehört Ufo Seifert, Klavierschule und Melodienschatz (4 ℳ)."
241 C. Zeilferitt i. Musik. Leipzig

„Liederquell"
247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommerslieder, berühmte klassische, moderne und geistliche Gesänge für 1 Singstimme m. leichter Pianobegl., eingeb. v. Wilh. Tschirch. Preis ℳ 3.— fein gebunden ℳ 4.50. „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."
Steingräber Verlag, Hannover.

Ein Pianist ersten Ranges,
der einem der größten Konservatorien Deutschlands seit Jahren mit bestem Erfolge thätig, sucht in Amerika sofort Stellung als solcher, resp. Musikdirektor. Gef. Off. befördert Herr Herm. Wolff, Berlin W., Am Karlsbad 19.

Kanarienvögel.
R. Maschke, St. Andreasberg, Harz.
Herr Kreb, Berg. d. Dez.-Kommando, Metz, schreibt: „Der von Ihnen im Juni 1885 bezogene K.-Vogel hat sich gut bewährt, sein Gesang wird allgemein bewundert." 187



Sinnreiches Geschenk für jeden Haushalt passend
Glasmalerei-
Imitation (sogen. Diaphanien)
[illegible]
Kunst-Druckerei für Plakate, Chromoseide. **Grimme & Hempel, Leipzig**

Wertvolle Geschenke für Kaufleute!
Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.
Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. 64 Bogen.
30. Auflage 30.
eleg. geb. M. 8.
Gloeckner's Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. 400 Seiten. 2. Auflage. Ueber 400 Briefmuster, Formulare, Tabellen, Phraseologie, Portotaxe. M. 3.—, eleg. geb. M. 3.75.
Merck's Warenlexikon nebst Zolltarif. 45 Bogen.
3. Auflage. 2. Abdruck. M. 8.—, eleg. geb. M. 9.—

Eine alte, zwölfjährige Abonnentin. 1) Für Ihre Zwecke dürfte sich Vaseline sehr gut eignen. 2) Können Sie in einem Wohnungsbureau leicht erfahren.

Abonnentin. Ringe um die Augen bilden keine Erscheinung für sich, sondern deuten in der Regel auf anderweitige Störungen im Körper: Würmer, Bleichsucht, Verdauungsstörungen u. s. w., und wäre daher zunächst das Augenmerk hierauf zu richten.

Ratlose Odenwälderin. Durch Höllenstein kann man Gesichtshaare nicht entfernen, wohl aber durch Rasiren oder durch die verschiedenen Depilatorien, die Sie im Annoncenteil angegeben finden. Dr. Sehm.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertreter:
Berlin: **Ludwig Pietsch** (W. Kurfürstenstr. 32, Gartenhaus part.);
Budapest: **Moritz Pecht** (V. Franz Josefsgasse 3);
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr **J. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Villa Falconieri. Novelle von Paul Heyse. Fortsetzung. — Die Sarasolinchen, von Eugen Sierke. — Eine Straße in Pompeji. — Geheimrat Dr. Wilhelm Roscher, von Dr. L. P. — Ein Festmorgen auf dem Friedhof. — Der italienische Musikerprozeß. — Die Hofjagden des Kaisers von Oesterreich, von Erich Scheleis. — Zwei Seelen. Roman von Rudolph Lindau. Fortsetzung. — Das Rote Kreuz, von P. von Melinga. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Kartenspiele. — Schach. — Rösselsprung. November, von Rudi von Warmholzer. — Kapselrätsel. — Bilderrätsel. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 63. — Briefmappe.

Illustrationen: Die Hofjagden des Kaisers von Oesterreich, sechs Originalzeichnungen unseres Spezialartisten F. Schlegel. — Der Opernfreunde; Eingang zur Villa Falconieri, von Fritz Meyer. — Eine Straße in Pompeji. Gemälde von Luigi Bazzani. — Festmorgen auf dem Friedhofe, Motiv aus Bildersberg am Ammersee. Gemälde von J. F. Hennings. — Geheimrat Dr. Wilhelm Roscher, Professor der Universität Leipzig. — Francesco Crispi. — Die Sarasolinchen und ihre Verehrer. — Mährische Bauern und weibliche Kappen, nach Originalskizzen von Carl Zitzerl.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin.

Soeben ist erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen
von
Adolf Friedrich Graf von Schack.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 15. —; fein gebunden ℳ 18. —

Treu seinem Titel, entrollt das treffliche Werk vor uns Bilder, die keineswegs ein ausschließlich autobiographisches Interesse haben. Ganz im Gegenteil. Der nach dieser Richtung hin fast allzu bescheidene Verfasser gibt uns, weit entfernt, in den Vorgängen der Zeit nur sein eigenes Ich zu spiegeln, vielmehr von dem letzteren nur so viel, als durchaus notwendig ist, um uns die lange und gewichtige Reihe bedeutsamer Persönlichkeiten und Vorgänge zu schildern, mit denen er vertraut geworden. Ließ ihn doch die ausgezeichnete Stellung, die er weit mehr noch als durch seine Geburt durch seine persönliche Bedeutung, die hohen Eigenschaften seines Geistes und Gemütes einnimmt, in das Räderwerk unserer vielbewegten Zeit Einblick gewinnen, wie sie nur wenigen zu teil geworden. Unter diesen wenigen aber ist er abermals ein Auserwählter, indem er im stande war, das Erschaute in tiefgehendster Weise zu beobachten, es mit seltenster ästhetischer Feinfühligkeit in sich aufzunehmen und die köstliche Quintessenz der so gewonnenen Eindrücke in einer Form wiederzugeben, deren hohe künstlerische Vollendung sich gerade durch ihre edle Einfachheit und Gemeinverständlichkeit charakterisirt. So werden sich denn als eines der interessantesten Werke aus unserer Zeit und über unsere Zeit diese Erinnerungen und Aufzeichnungen binnen kurzem bei der deutschen Lesewelt auf das innigste einbürgern, um in der deutschen Memoirenlitteratur ihren Platz als eines der erlesensten und genußreichsten Werke dieser Art dauernd zu behaupten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

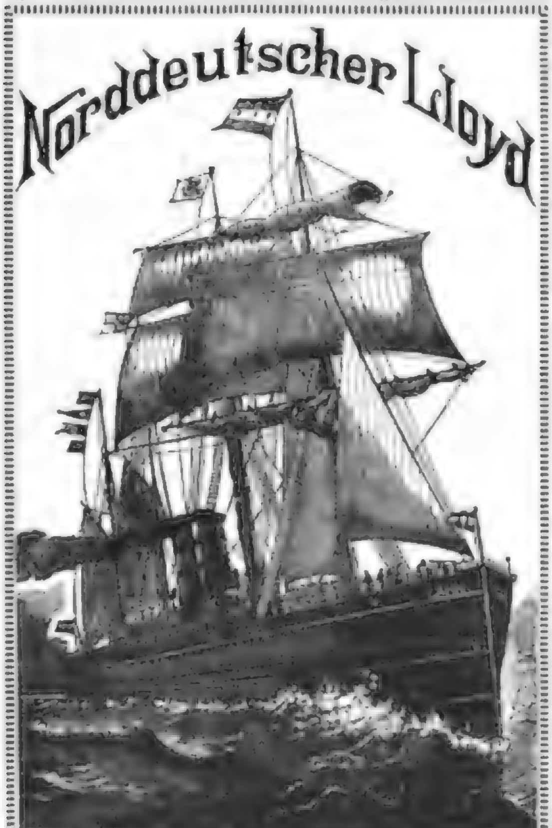
Wer sich Normal-Hemden, -Hosen, -Jacken u. s. w. anzuschaffen gedenkt, verlange vorher unsere diesbezügl. Illustr. Preisliste.
Hammer & Co., Tübingerstr. 6, Stuttgart.



Scherz-Artikel.

Versand-Geschäft Albert Rosenhain, Berlin SW., Leipzigerstr. 72.

Wunder der Optik. Neueste Laterna magica ... für 10 Mark ... das Optische Institut v. D. Brauckmann, Hamburg 5.



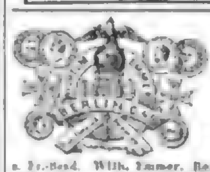
Post- und Schnelldampfer zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet
Die Direction des Norddeutschen Lloyd.
Bremen.

Sinniges Festgeschenk.



Gelbke & Benedictus
Schäferstr. 4 Dresden.



Wilh. Immer, Berlin C. 45, früher in Magdeburg.

Spezialität! Harmoniums
Alfred Merhaut, Leipzig.

Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist Hellfrisch's weisses Vaseline, die anerkannt vorzüglichste Salbe für den Körper und die Haut, jetzt in allen Apotheken und Drogengeschäften käuflich.
Carl Hellfrisch & Co. Offenbach.

Statt 12 M. zu 4,50 franco liefert:
Nena Sahib, berühmter hist. Roman von Sir John Retcliffe.
C. Sange, Halberstadt.

Neue Couplets u. Humoristische Klavierstücke mit Gesang.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Felix Dahn,
Bis zum Tode getreu.
Roman aus der Zeit Karls des Großen.
315 S. 8. Geh. ℳ 7.50; fein geb. 8.50.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig ist vollständig erschienen:
Wilh. Langhans' Geschichte der Musik
des 17., 18. und 19. Jahrhunderts

23 Für den Haus-gebrauch, 700
Oswald Nier's „Carafons"
Französ. Naturweine



12 schöne Frauen
Cassirer & Danziger, Berlin W.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- u. Holzmalereiarbeiten.
Mey & Widmayers Verlag in München.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin ...

BUCHFÜHRUNG
Stellen-Verbesserung.
Gratis ... „Postfach" Wien.

Gratis!

MOZART-Nummer der Neuen Musik-Zeitung.



Zauber-Apparate

Kolossaler ... für Herren

Kranken,

Behandlung und Heilung

Veritable Glasmalerei-Imitation
Oskar Kohn, Wien, I., Bauernmarkt 7.



Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Überall käuflich von M.1.25 [illegible] an aufwärts

Leuchtfarbe.

Die ganze Nacht hindurch von selbst leuchtend. [illegible] 2. Seit den billigsten [illegible]

M. Meissner's Söhne, Triesch (Mähren).

Heilanstalt für Zuckerkranke Dr. Vocke in Baden-Baden.

Stottern heilt die [illegible] von W. [illegible] A. 4. [illegible]

Rheumatische u. Nervenleiden heilt man in kurzer Zeit durch R. F. W. Krahls [illegible]



[illegible] Prospekte gegen 10 Pfennig Marke.

R. F. W. Krahl, Berlin SW., [illegible] grafenstrasse 15.

Fabrik chirurgischer Artikel. Spezial-Katalog von chirurgisch-medicinischen Gummiwaaren gratis.

Wichtige Erfindung für Kranke



zur sofortigen Linderung und gänzlichen Heilung auch veralteter Fälle von gichtischen und rheumatischen Leiden, Kopfreißen, [illegible] Krampfanfällen, [illegible] Nervenschwäche, [illegible] Blutzirkulation [illegible] durch den galvano-elektrischen

Patent-Frottir-Apparat

Deutsches Reichs-Patent Nr. 32230. [illegible] A 15 [illegible] A 20 [illegible]

Th. Biermanns, Berlin SO., [illegible] Prospekt auf Wunsch franko und gratis.

Weißwein, [illegible] Rothwein, [illegible]

[illegible] Fritz Tandenitzel, Landau am Harz.

Wer adoptirt [illegible] unter H. W. 4 [illegible]

Deutscher Tafelliqör I. Ranges, sämtlichen [illegible]

Magenbehagen

von August Widtfeldt in Aachen Gegründet 1826.

In den Delikatessen-Geschäften.

[illegible] Stuttgart 1881, Porto Allegre 1881, Wien 1883.

Burks Arzneiweine

In Flaschen [illegible] Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende Präparate. Von vielen Aerzten empfohlen.

Burks Pepsin-Wein (Essenz), Verdauungsbefördernd. In Flaschen à M 1.— [illegible] u. M 4.50.

Burks China-Malvasier. Ein delikates Tonicum. In Flasch. à M 1.— [illegible]

Burks Eisen-China-Wein, wohlschmeckend u. leicht verdaulich. In Flasch. à M 1.— [illegible] M 4. [illegible]

Zu beziehen durch die Apotheken. Depots in: Berlin: [illegible] Apotheke. Breslau: [illegible] Dresden: [illegible] Elberfeld: Apoth. Jacobi; Frankfurt a. M.: [illegible] Königsberg: [illegible] Leipzig: [illegible] Magdeburg: [illegible] München: [illegible] Stettin: [illegible] Wiesbaden: [illegible] Hamburg: [illegible]

Man verlange ausdrücklich „Burks Pepsin-Wein", „Burks China-Malvasier" etc.

[illegible] verheirathen. [illegible] Haasenstein & Vogler, [illegible]

verheirathen.

[illegible] Haasenstein & Vogler, [illegible]

Heirathsgesuch!

Ein junger Kaufmann, 26 Jahre alt, in angenehmer Stellung, wünscht sich mit einer jungen, gebildeten Dame von angenehmem Aeußern zu verheirathen. [illegible] Haasenstein & Vogler, Leipzig, [illegible]

Alleinverkauf Tamarinden Conserven Kanoldt Nachf. Gotha. Garantirt rein pflanzliches Abführmittel. Preis à Schachtel 80 Pf. in d. Apotheken.

Herr Dr. Rittershausen in Neuwied äussert sich brieflich: [illegible]

Apoth. C. Kanoldt Nachf. i. Gotha.



Waffen H. Götz & Co. Berlin C Seydelstrasse 19a. Illustr. Preiscourant grat. u. frco.



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 13.

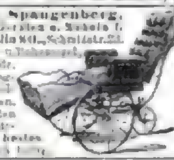
Echter böhmischer Granaten-Schmuck. Preis-Courant mit 400 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.

Photographische Apparate



[illegible] Gebr. Mittelstrass, Magdeburg. [illegible]

August Spangenberg, Fabrik von Gesellen u. Kranken [illegible] Berlin SW., Schmidstr. [illegible]



H. Kumss, Warmbrunn i. Schl., [illegible]



[illegible]

Vertikale Dampfkessel mit geschweißter Feuerbüchse halten auf Lager Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.



Chin. Haarfarbe

[illegible] Nr. 11.

Zur „Weinbereitung" aus [illegible]

Erwerbs-Katalog [illegible] gratis u. frko. Wilh. Schiller & Co., Berlin W. [illegible]



Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

[illegible] Zweck derselben: [illegible] Invaliden. [illegible]

[illegible] Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen [illegible]

[illegible] Apotheker Rich. Brandt'schen Schweizerpillen [illegible]

Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co., [illegible]

14 Ehrendiplome und Goldene Medaillen 14

KEMMERICH'S

Fleisch-Extract [illegible] cond. Fleisch-Bouillon [illegible]

Fleisch-Pepton wohlschmeckendstes u. leichtest assimilirbares Nahrungs- u. Stärkungsmittel für Magenkranke, Schwache und Reconvalescenten.

Zu haben in den Delicatessen-, Droguen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.

Man achte stets auf den Namen „Kemmerich".

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, [illegible] 11, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezuständen, [illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen VERSTOPFUNG Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

CACAO-VERO. [illegible] Cacao. [illegible]

HARTWIG & VOGEL Dresden

[illegible] Dr. [illegible]

Lohnender Verdienst

[illegible] Haasenstein & Vogler, Köln a. Rh.

Trunksucht

[illegible]

Verlangen [illegible] Berlin 61 [illegible]

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille. Kupferberg Gold. [illegible] Chr. Adt. Kupferberg & Co. Mainz [illegible]

CRÈME SIMON



beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und [illegible]. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36, Provence, PARIS, in allen Apothek. u. Parfüm.

Zwanzigjähriger Erfolg!



Vorher

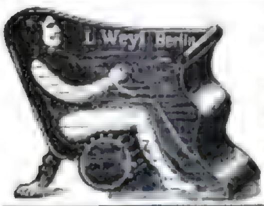
Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor Dr. Nodenis

Bart-Erzeuger.

Garantie f. unbedingten Erfolg innerhalb 4—6 Wochen, [illegible] für die Haut. Diskretester Versand. Flacon M. 2,50, Doppelfl. M 4. Allein echt zu beziehen von Giovanni Borghi in Cöln a. Rh., Eau de Cologne- und Parfümerie-Fabrik.



Nachher



Ein tägliches Bad allein erhält die Gesundheit. Bisher konnte man nicht jeden Tag baden, weil kein praktischer Bade-Apparat existirte.

Wer sich jetzt einen solchen Weyl'schen beliebten Badestuhl kauft, kann sich ohne Mühe und Kosten mit 5 Eimern Wasser und 10 Pfennig Kohlen täglich warm baden. Der Rauch wird in den Zug des Zimmerofens geleitet.

In kleinen Städten und auf dem Lande, wo gar keine Badeanstalten sind, ist ein solcher Badestuhl unentbehrlich, und selbst in größeren Städten ist ein Bad in der Badeanstalt mit viel Zeitverlust und Geldausgaben verbunden. Im Winter zieht man sich bereits bei jedem Bade zu [illegible] so ganz abgesehen davon, daß man in einer Wanne baden muß, in der vorher [illegible] von Menschen, Kranke u. Gesunde, Skrophulöse [illegible] gebadet haben.

Solchen Badestuhl kann sich jeder anschaffen, da man ihn beliebig durch monatliche oder vierteljährliche Theilzahlungen bezahlen kann. Jedermann sollte es niemand versäumen, sich den illustrirten Katalog gratis kommen zu lassen. 584

L. Weyl. Aelteste Fabrik begründet [illegible] **Berlin,** Leipzigerstr. 41. Preiscourante gratis.

Filiale in Bern, [illegible] Es sind ca. 10,000 Weyl'sche Badestühle im Gebrauch.

Mme. Selma Homeyer,

Damen-Frisir-Salon,

Berlin, Friedrichstraße 183, I. Etage, nahe der Mohrenstraße.
Etablissement I. Ranges, einzigstes und feinstes Geschäft der Residenz.
Modernste Coiffuren. Atelier für alle Haararbeit. Neuheiten.



Werden weder gewaschen noch gebügelt und verlieren selbst nach jahrelangem Tragen weder den Fasson noch die schneeweisse Glanzfarbe.

Elegant. Ersparnis. Solid.

Zu haben in allen Herren-Modewaren-Geschäften.
Engros-Versand nur

Alexander Brünell,
Cöln a. Rh.

Illustrirte Preislisten versenden an Private: H. Schaal, Stuttgart. — Alexander Brünell, Berlin W., Passage 14. — Julius Henel, vorm. C. Fuchs, Kgl. Hofl., Breslau. — Hermanns & Froitzheim, Cöln a. Rh. — L. Löwenthal Sohn, Stettin. — Alex. Tamborini, Magdeburg. — Julius Roller, Frankfurt a. M. — Martin Schiff, Cassel.



Normal-Uhren.

Silberne Herren-Remontoirs mit Goldrand 17 ℳ 50 ₰.
Goldene Damen-Remontoirs 30 ℳ
Goldene Damen-Remontoirs [illegible] ℳ
Sämmtlich [illegible] Attest.



Massiv goldene Brillantringe, [illegible] 3, 4½ u. 6½ ℳ
Extra breite, 14kr. Fassung, [illegible] und 15 Mark.
Illustrirte Preisliste gratis.

Th. Moewig, Königsberg i. Pr.

LANOLIN,

in Haut und Haar des Menschen als deren natürlicher, ihnen Zartheit verleihender Bestandtheil enthalten, fehlt da, wo die Haut rauh, der Teint schlecht, das Haar brüchig ist. Die wirksamsten **Verschönerungsmittel** sind daher die echten [illegible]

Jünger & Gebhardt, Berlin. Lanolin-Creme, Pomade und Brillantin, in grossen Dosen von M. 1 bis 2. **Lanolin-Creme-Seife** 50 Pf. und 75 Pf. **Lanolin-Creme-Kinderseife** 3 grosse Stücke M. 1.—. **Lanolin-Medizinal-Seife** 50 Pf. u. 75 Pf. in den Apoth., **Droguen- und Parf.-Handlgn. Ausführl.** Preisl. grat. u. frko.

Schönstes praktisches Weihnachtsgeschenk.



Ackermann's weltberühmte Patentstühle!
Anerkannt praktischster, bequemster u. schönster Stuhl der Gegenwart!
Specialität: [illegible] Fahrstühle. Verstellbare Sitzbade-Stühle, Kranken-Stühle. Schlaf-Lehnstühle.
Ferdinand Ackermann, Hamburg.

Der vollkommenste u. beste Stuhl



[illegible] u. Schlaf-, für d. Aufhaus, in 30 Lagen leicht verstellbar, [illegible], Chaiselongue, Lehnstuhl, Bett rc. von ℳ 30.— an.

J. Schüberl. [illegible] Rückenlehnen u. Matratzen, grat. u. franko.

Prakt. Geschenk.



Beste Lampe für den Familientisch.

Wer keine Augen hat, hat [illegible] [illegible] [illegible] hat. und infolge des Doppel-[illegible] Vorzüge [illegible]. Absolute Sicherheit gegen Explosion. Preis nur 20 Mk incl. Verpackung u. Porto nach allen Orten des deutschen Reiches gegen Nachnahme. 543

Rolo Wagner,
Zimmer-Strasse 93, Berlin S.W.

Jedes Maas zu Fabrikpreisen.
Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe; Schwarze Tuche; Damentuche, Jagd- & Livreestoffe.
W. Michovius, Tuchfabr.
Cottbus. Gegr. 1840.

Herren-Anzugstoffe,
als reinwoll. Buckskins, Kammgarne etc. etc. vers. jed. bel. Maas direkt an Private. Muster frei.
Carl Hausig. Cottbus.

C. Späth.
Baumschule b. Rixdorf-Berlin.
Das [illegible]
[illegible] 1887—1888
[illegible] erschienen und liegt gratis und franko zu Diensten.

Nebelbilderapparate SCIOPTICON

Wunder-Camera, Laterna magica eigener Fabrik. Auswahl von 5000 verschiedenen Bildern, Beleuchtungs- u. Objectiv-Linsen etc. Preislisten mit Abbildungen gratis, en gros und en détail. 790

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.



M. 10.- M. 10.-

Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr

2 Jahre Garantie.

Genau gehend, zuverlässig, dauerhaft. Gehäuse aus [illegible] Nickel. Hergestellt vermittelst [illegible] Maschinen. Die amerikanische Uhr ist die einzige tatsächlich billige Uhr. Die einfache und dabei doch äußerst vollkommene Konstruktion derselben ist der Grund, daß Reparaturen selten vorkommen, wenn solche aber erforderlich sind, kosten sie nur circa den fünften Teil von Reparaturen an anderen Uhren.

Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstellen, sowie vom General-Vertreter für Deutschland

Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,
in Berlin von Aug. Ehrhardt Detail-Verkaufsstellen [illegible] 5, Kronenstr. 4, Rosenthalerstr. 51.



Wird neuer, sich selbst verstellender Sicherheits-Schlüssel ist absolut unkopirbar.

Ade's Kassen-Feuer- und Fall-Probe.

Attest.

Der auf von Ihnen gelieferte Kassenschrank hat sich bei dem Niederbrennen unseres [illegible] am 20. d. M. sehr gut bewährt und ist der Inhalt an Papiergeld, Büchern rc. in vollkommen brauchbarem Zustande erhalten worden.

Bemerkenswert ist, daß der noch glühende Schrank bei seinem Sturze in die tiefe [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Schlüssel [illegible] geöffnet werden konnte.

Eßlingen, den 30. Mai 1887.
Maschinenfabrik Esslingen.
(L. S.) A. Gross.



Otto, Berger & Co.

[illegible]
Reudnitz-Leipzig.
Beste und billigste Bezugsquelle für
Lampen
jeder Art, mit unübertroffener Leuchtkraft unter Garantie absoluter Gefahrlosigkeit.

Illustrirte Kataloge gratis u. franko!



Tragbare Oefen
mit Carbonnatron-Heizung.
[illegible] ohne Schornstein, rauch- und geruchlos, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ca. 1 m. hoch, [illegible] Füllung für ca. 2 Monate [illegible] [illegible] [illegible]
Carbon-Natron-Heiz-Fabr. A. Nieske, Dresden.

AU BON MARCHÉ.

Billige u. reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma **AU BON MARCHÉ.**

Firma
Aristide Boucicaut
Nouveautés
Paris.

Die Firma **AU BON MARCHÉ** *hält grundsätzlich u. allein bei den allerniedrigsten Preisen nur gediegene und tadellose Ware.*

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass unser neuer illustrirter Katalog für die Winter-Saison soeben erschienen und auf Verlangen jedermann portofrei zugesandt wird. Infolge unseres stets wachsenden Geschäftsverkehrs sind unsere Sortimente in allen Nouveautés reichhaltiger als je u. überzeugen uns auch die durch uns gebotenen unbestreitbaren Vorteile, sowohl in Bezug auf Billigkeit der Preise als auf Gediegenheit der Ware. Auf Anfrage versenden wir franko Proben aller unserer neuesten *Seiden-, Plüsch-, Sammet-, Tuch-, Woll-, Phantasie- u. bedruckten Stoffe, Spitzen, Bänder, Teppiche u. Möbelstoffe,* sowie auch Albums, Beschreibungen u. Abbildungen unserer neu geschaffenen Modelle in modernen *Toiletten, Mänteln, Roben, Kostümen, Hüten u. Coiffüren, Röcken, Unterröcken, Morgenkleidern, Anzügen für Knaben und Mädchen, Herrenkleidern, Weisswaren, weissen Gardinen, fertiger Leibwäsche, Taschentüchern, Strumpfwaren, Sonnen- u. Regenschirmen, Handschuhen, Artikeln für Reisen, Fächern, Herren-, Damen- u. Kinderschuhen, Kurzwaren, Articles de Paris, Lederartikeln, Tapezierarbeiten, Möbeln etc. etc.* „Au bon Marché" kennzeichnet sich als das grösste u. bestengerichtete Warenlager und als eine von allen Fremden besuchte Sehenswürdigkeit. — Das Haus „Au bon Marché", welches seine Basten unaufhörlich erweitert, ohne kaum jemals dem stets gesteigerten Zudrange des geehrten Publikums zu genügen, eröffnete vor kurzem einen ansehnlichen Teil seiner Neubauten und bilden nunmehr in Einrichtung, Lager u. Gebäude ein Unicum. — Andere sehr bedeutende Erweiterungsbauten mussten bereits wieder in Angriff genommen werden und deren Eröffnung erfolgt in der nächsten Zeit. Wir bringen in Erinnerung, dass die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln a. Rh. uns gestattet, alle Bestellungen von 25 Frcs. aufwärts, mit Ausnahme der Möbel und Bettgeräte und einiger in unseren Katalogen näher bezeichneten Artikel, nach ganz *Deutschland u. Oesterreich-Ungarn portofrei* bis zur nächsten Bahn- und Poststation zu versenden. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen. Das Haus „Au bon Marché" hat für den Verkauf keine Filialen, Remonden, Agenten oder sonstigen Vertreter. — Vor jedem Angebot behufs Vermittlung wird ernstlich gewarnt. 615



Grab- und Gartenfiguren

in der Imitation des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Korn und Farbe, unter Garantie größerer Wetterbeständigkeit.

Figuren von ℳ 12. —,
Vasen von ℳ 7. — ab.

Villeroy & Boch,

Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.

Abbildungen franko gegen franko zur Ansicht.

Fabriklager

Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44, und Obertürkheim bei Stuttgart.

Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

Garrott Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre neuesten Expansions- und Compound-Locomobilen auf ausziehbaren Kesseln unter Garantie für geringsten Kohlenverbrauch [illegible] Maschinen, sowie unter einer 5jährigen Garantie für die Feuerbüchsen. [illegible] [illegible] werden auf Verlangen gratis und franko.



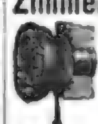
Original-Corset „Plastik"

verleiht jeder Dame eine schöne Figur und bedingt eleganten Sitz jedes Kleides.
Preisliste rc. gratis.

Frau Schwaan,
geb. Franz.
Berlin SW.,
[illegible]

Franz Strebel, Caub a. Rh.,
empfiehlt garantirt reine, gut selbst gekelterte Weine von den allerbilligsten bis zu den feinsten Rheingauer Weinen.
[illegible] [illegible]

Zimmer-Ventilatoren



vorzüglich bewährt für Wohn- und Schlafzimmer, Restaurants und Schulen.
In jed. Kamin anzubringen.
Nr. 1 [illegible] 25 cm. M [illegible]
„ 2 „ „ 30 „ „ 11.—
„ 3 „ „ 40 „ „ 16.—
inkl. Kiste; Nachnahme.
Preislisten gratis u. franko.

Zeppernick & Hartz,
Berlin SW., Lindenstr. 15.



Smith & Wesson's neuester Sicherheits-Revolver ohne Hahn

ist der Erfolg lange [illegible] um alle jene Unglücksfälle zu verhüten, welche so oft durch unbeabsichtigte Auslösung beim Hantieren der gewöhnlichen Revolver entstehen. — Nur beim überlegten Abdrücken kann der Schuß gelöst werden.

Absolute Sicherheit beim Tragen; anerkannt vorzügliche Arbeit.

Niederlagen für den Engros-Verkauf:
Ernst Schneider & Co., Berlin W., [illegible] 4.
August Menshausen, Köln a. Rhein, [illegible] 37.
[illegible]

In Berlin bei den Herren:
Pieper & Sauer, Französische Straße 40,41.
M. Frost, Friedrichstraße 82.

Hamburg: [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] 712

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Villa Falconieri.

Novelle von

Paul Heyse.

Mit Originalzeichnungen von Franz Meyer.

(Schluß.)

Eberhard nahm seine Tasche und das Manuskript und ging aus dem Zimmer. Als er bei dem Grafen eintrat, fand er diesen bei einer einsamen Flasche Marsala, aus der er vor dem Pranzo einige Gläser zu trinken pflegte, das kleine Gemach mit dem Qualm seiner türkischen Pfeife erfüllend.

„Nun?“ rief er dem Gast entgegen. „Schon gelesen? Was dünkt Euch von diesem Exordium meines bellum navale?“

Als Eberhard ihm die Blätter auf den Tisch legte und den Brief übersetzte, der es ihm unmöglich mache, noch ferner Kritik zu üben, runzelte der alte Mann zuerst in heißem Zorn die Brauen. Er schien dem Bericht nicht zu trauen und eine Ausflucht dahinter zu wittern. Dann aber, da er die tief verdüsterte Miene des jungen Mannes sah und das leichte Zittern der Hand, die er ihm zum Abschied bot, wurde sein Ausdruck freundlicher, und mit einer Stimme, in der etwas wie menschliche Teilnahme klang, sagte er:

„Geht mit Gott, Lieber, und möchtet Ihr es zu Hause besser finden als Ihr befürchtet. Es wird mir schwer, Euch wieder hinzugeben; ich meine, wir hätten gut zu einander getaugt. Aber wer kann wissen, wozu es gut ist! Wer lange lebt, lernt nichts beklagen, als was ihn in seinem eigenen Bewußtsein stört. Man überlebt jeden Verlust, nur nicht den der Ehre. Lebt wohl und laßt von Euch hören. Vielleicht kommt Ihr noch einmal wieder in nicht zu langer Zeit; dann richtet Ihr Euch auf ein bequemeres Hierbleiben ein, und wir sehen die Korrekturbogen mit einander durch.“

Er zog den Gast an sich und berührte mit dem rauhen Bart die blasse Wange des jungen Mannes.

„Addio!“ sagte er. „Denkt zuweilen an den Invaliden von Lissa, der nicht auf Rosen gebettet ist.“

*



Christian Willibald von Gluck, gestorben 15. November 1787.

Auch das war abgethan. Nun galt es noch das Letzte und Schwerste.

Die Sonne stand schon tief, als Eberhard über den Hof ging und den Weg zwischen den Kastanienbäumen betrat. Er kam am Cypressenweiher vorbei, zwischen den schwarzen Wipfeln und den hohen Kronen der Pinien spielte ein melancholisches rotes Licht, das sonst sein Maleraug gefesselt haben würde. Er hielt aber die Augen fest an den Boden geheftet, nur bedacht, den nächsten Weg nach der Tusculana nicht zu verfehlen. Seine Stirn brannte und er atmete schwer.

Als er durch das halb geöffnete Gitter des Zaubergärtchens trat und mit raschem Blick den kleinen blühenden Bezirk durchforschte, entdeckte er kein lebendes Wesen. Eine letzte Hoffnung glomm in ihm auf, sie sei nicht mehr hier, er werde ihr nicht mehr ins Auge zu sehen brauchen und sich mit einem schriftlichen Abschiedswort abfinden können, da die Zeit drängte. Da erhob sie sich plötzlich von einem Marmorkapitäl hinter dem großen, weißblühenden Gebüsch, wo sie gesessen hatte, und kam ihm langsam entgegen.

„Ihr kommt spät,“ sagte sie mit ihrer tiefen, weichen Stimme und erhob schalkhaft drohend den Finger. „Ihr habt andere Orte schöner und Eurer Kunst würdiger gefunden, als dieses stille Gebiet, von dem Ihr erst so entzückt waret. Seid Ihr so wandelbar in Euren Neigungen?“

„Ich wußte nicht, daß Ihr auf mich wartetet, Gräfin, erst von Rosa erfuhr ich es. Nun bin ich froh, Euch zu finden — ich habe von ernsten Dingen mit Euch zu reden.“

„Mögen sie so ernst sein, wie sie wollen,“ erwiderte sie lächelnd, „vor allem laßt Euch sagen, daß ich es nicht mehr hören will, Gräfin von Euch

genannt zu werden. Ich bin Eure Freundin und Schülerin. Ihr sollt mich Luigia nennen — wie mein Vater mich nannte — wenn wir allein sind. Wollt Ihr das thun?"

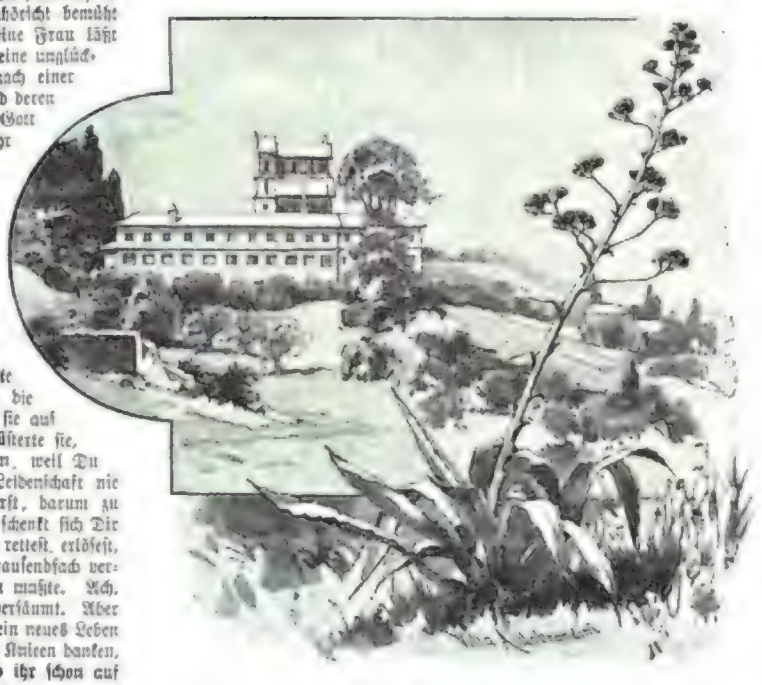
„Nun denn, Luigia . . ."

Er stockte. Erst als er sah, daß ihr schönes, heiteres Gesicht einen ängstlichen Ausdruck annahm, faßte er sich ein Herz und sagte ihr, weshalb er gekommen war. Er zog dabei den Brief aus der Tasche und fragte, ob er ihn ihr vorlesen solle.

Doch zu seinem Erstaunen wurde ihre Miene wieder hell, und ein kluges, überlegenes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Laßt das nur sein," erwiderte sie kopfschüttelnd. „Da ich Eure Sprache nicht verstehe, könnt Ihr mir Gott weiß was für böse Dinge aus dem Briefe dolmetschen — die ich Euch doch nicht glauben werde. Ich sehe, daß Ihr fort wollt und einen zwingenden Grund dazu Euch ausgedacht habt. Aber das ist ganz überflüssig. Lese ich nicht in Eurem Herzen und weiß, weshalb Ihr mich fliehen zu müssen glaubt? Steckt den Brief wieder ein und setzt Euch zu mir an den Rand der Fontäne. Auch ich habe mit Euch zu reden, und von sehr ernsthaften Dingen."

Dann, als er unbeweglich stehen blieb und sie mit fragenden Augen anstarrte, sagte sie: „Everardo, ich weiß, daß Ihr mich liebt. Wie sollte ich es nicht wissen, da Ihr Euch so thöricht bemüht habt, es mir zu verbergen? Eine Frau läßt sich nicht täuschen, am wenigsten eine unglückliche, die jahrelang vergebens nach einer wahren Liebe geschmachtet hat und deren Tod und Leben daran hängt, daß Gott ihr endlich dieses Glück beschert. Ihr aber, Ihr seid gut und edel, Everardo, aber Ihr seid blind. Muß ich es Euch denn selbst sagen, daß Ihr mich nicht mehr lieben könnt, als ich Euch liebe, daß diese Hölle, in der ich gelebt, mir zum Paradiese geworden ist, seit ich darüber klar geworden bin, wie es um mich und Euch steht?" Sie trat ihm einen Schritt näher. Er fühlte durch seine gesenkten Augenlider die Wärme des innigen Blicks, den sie auf ihn heftete. „Lieber Thor," flüsterte sie, „hast Du wirklich fliehen wollen, weil Du glaubtest, Luigia werde Deine Leidenschaft nie erwidern, und Du zu stolz warst, darum zu betteln? Da nimm sie hin, sie schenkt sich Dir zu ewigem Eigentum, daß Du sie rettest, erlösest, beseligst, ihr all die Schmerzen tausendfach vergütest, die sie jahrelang erdulden mußte. Ach, Everardo, die beste Jugend ist versäumt. Aber Deine Liebe wird Luigia wieder ein neues Leben schaffen und sie wird Gott auf den Knieen danken, daß er dies Wunder gethan und ihr schon auf Erden den Himmel geöffnet hat."



Da erhob er den Blick und begegnete dem ihren. Wie von einem eisigen Schauer überfallen, wankte sie zurück und der Glanz auf ihrem Gesicht erlosch.

„Was ist das?" hauchte sie. „Everardo . ."

Er haschte nach ihrer Hand, die schlaff herabgesunken war, und bedeckte sie mit Küssen.

„Luigia, mein armes Herz," rief er, „höre mich an . . . nein, Du mußt Dich fassen, wir müssen diese schwere Stunde überstehen . . . sieh mich nicht so feindlich an, als hätte auch ich Dich betrogen und litte nicht so schwer wie Du. Komm, Du hältst Dich nicht aufrecht, laß Dich nieder und höre mir zu . . ."

„Was hast Du mir zu sagen?" unterbrach sie ihn, ohne sich zu rühren. „Du liebst mich nicht . . . ich habe mich jammervoll getäuscht . . . nun ist es aus . . . nun geh, geh! Was aus mir werden soll . . . nach dieser letzten furchtbaren Schmach . . . o Mutter der Gnaden!"

Plötzlich brach sie zusammen, ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, wie eine Sterbende wand sie sich am Boden, das Gesicht mit den Händen bedeckend, in krampfhaftem Schluchzen. Ihre Haare waren aufgelöst, sie drückte die dunklen Flechten gegen ihre Augen, von Zeit zu Zeit brach ein entsetzlicher Laut der Verzweiflung von ihren Lippen.

Da kniete er neben ihr und hob sie mit leidenschaftlicher Gewalt vom Boden auf, ihre Hände fassend und die zärtlichsten Bitten und Schmeichelworte ihr ins Ohr flüsternd.

„Luigia," stammelte er, „Du irrst, es ist nicht, wie Du denkst, o, es ist viel trauriger! Wenn ich Dich nicht liebte . . ."

Da erhob sie sich mit großer Mühe, warf ihr Haar in den Nacken zurück und sah mit feuchten Augen, wie wenn sie aus einem schreckensvollen Traum erwacht wäre, umher.

„Nein, nein," sagte sie vor sich hin, „es ist kein Irrtum. Ich hab' es ganz deutlich gehört: ‚Luigia, mein armes Herz!' Wenn ich geliebt würde, wer brauchte mich dann noch zu beklagen! Was soll ich noch hören? Was kann es mich noch kümmern, warum ich den Todesstoß empfangen muß? Meine ganze Schuld ist, daß ich nicht liebenswürdiger bin, und daß ich mir einbildete, ein Herz zu besitzen, das nichts für mich empfindet als Mitleid!"

Er hatte, während sie diese Worte halb wie zu sich selbst hervorstieß, sie umfaßt und die ganz Entkräftete auf den Brunnenrand niedergelassen, wo er neben ihr Platz nahm, den Arm fest um ihre Schulter geschmiegt, sein Gesicht an ihre nasse Wange gedrückt. So hielt er sie wie ein hilfloses Kind und sprach leise an ihrem Ohr.

„Nicht ein Wort ist falsch von allem, was Du in meinem Herzen gelesen hast. Nie habe ich vor Dir ein Weib geliebt, nie eines so wie Dich zu besitzen gewünscht. Und doch muß ich Dich verlassen, doch ist keine Hoffnung, Dich wiederzusehen. Wenn es mit meiner Mutter so hoffnungslos stehen sollte, wie der Brief mich fürchten läßt, hat meine Schwester niemand zur Stütze als mich. Die beiden Frauen haben von einer kleinen Beamtenpension gelebt, die mit dem Tode der Witwe erlischt. Ich blicke in eine unsichere Zukunft voll Kampf und Arbeit. Wie sollte ich das vermessene Wagnis unternehmen, ein Weib in dies Leben mit hineinzuziehen, ein Weib, Luigia — das ich seinem rechtmäßigen Besitzer entführen müßte? Ich will nicht davon reden, daß ich Gastfreundschaft bei ihm genossen, daß er mir als dem schnödesten Räuber seines Gutes fluchen würde. Wie aber sollte ich Dich ihm entreißen, in diesem Augenblick, da ich keine heiligere Pflicht habe, als dem Ruf an das Sterbebett meiner Mutter zu folgen? Müßtest Du selbst mich nicht verachten, Luigia, wenn ich für diesen Ruf taub bliebe und nur auf die Stimme der Leidenschaft hörte, die mir hier ein überschwengliches Glück verheißt?"

Sie hatte längst aufgehört zu schluchzen und seinen leisen, dringenden Worten still gelauscht. Jetzt nickte sie plötzlich ganz beruhigt vor sich hin.

„Du hast recht," sagte sie, „Du mußt zu Deiner Mutter. Aber sie ist eine alte Frau und hat ihr Teil von Glück genossen, während ich . . . nein, sie kann nicht so selbstsüchtig sein, Dich mir zu entziehen. Wenn sie wieder gesund wird — was braucht sie Dich dann, da sie noch die Tochter hat? Und stirbt sie — nun, so kehrst Du zu mir zurück . . . und dann, dann . . ."

„Was dann, Luigia?"

„Dann bleibst Du bei mir und wir sind glücklich. Er braucht Dich, er hat keinen Argwohn gegen Dich, und ich schwöre es Dir zu, Everardo, ich werde nur Dir gehören. Oder wenn es Dir lieber ist, so fliehen wir mit einander. Siehst Du dort den hellen Streifen am Horizont blitzen? Das ist das Meer, bis dahin kommen wir leicht, und von dort . . ."

„Luigia," flüsterte er tief erschüttert, „die Hälfte meines Lebens gäb' ich darum, wenn ich die andere mit Dir teilen könnte. Aber wir bezwingen das Schicksal nicht. Ich muß fort, in dieser Stunde, und ich wäre Deiner Liebe nicht wert, wenn ich Dich mit falscher Hoffnung betrügen könnte. Nie werde ich glücklich werden in der Ferne, Tag und Nacht auf Mittel sinnen, Dein Los zu erleichtern. Aber unser Glück auf Frevel und Leichtsinn zu bauen, bring' ich nicht übers Herz. Luigia, meine arme Geliebte, fasse Dich! Du bist noch so jung, eh' Du's denkst, kann Dein Kerker sich auftun, und die Welt liegt offen vor Dir. Versprich mir . . ."

Sie richtete sich gewaltsam auf, indem sie seine Arme, die sie halten wollten, mit beiden Händen zurückstieß. Ihre Züge hatten sich plötzlich verwandelt, sie erschien um zehn Jahre gealtert, kein Blutstropfen war in dem entgeisterten Gesicht zurückgeblieben.

„Feigling!" hauchte sie. „So geht, geht! Der Weg ist frei, ich halte Euch nicht. — Seid Ihr noch da? Fühlt Ihr denn nicht, daß Eure Gegenwart mir unerträglich ist? — Genug! — Nein, so toll und thöricht bin ich nicht, Euch zu zürnen. Was könnt Ihr dafür, daß Ihr seid wie Ihr seid? Ich bemitleide Euch nur! Ihr hättet es so gut haben können — ich wollte Euch selig machen, seliger als im Paradiese die Auserwählten — Ihr aber, Ihr wollt lieber weise als glücklich sein — geht! Ihr habt Recht. Wir hätten uns nur gequält, da wir uns nie verstanden hätten. So lebt denn wohl, und glückliche Reise! Und da ist Euer Buch. Ein Andenken an Euch würde mich martern. Gott wird gnädig sein und mich diese Stunde vergessen lassen!" —

Er war aufgesprungen und hatte im bittersten Schmerz die Arme ausgestreckt, sie zu umfangen, vor ihr niederzuknieen und sie um ein gütigeres Abschiedswort anzuflehen. Sie blickte ihn aber mit einer eisigen, hoheitsvollen Miene vom Kopf bis zu den Füßen an, machte eine streng abwehrende Bewegung mit der Hand und ließ das Buch ihm vor die Füße fallen. Dann sah er, wie sie langsam dem Gitter zuschritt, es hinter sich schloß und in dem dunklen Laubgang, der auf den Weg nach Tusculum führte, verschwand. — —

Eine Stunde später saß er in dem raschen Wagen, der ihn nach Rom bringen sollte. Nie wohl hat ein Mensch in tieferer Verstörung den Weg durch die nächtliche Campagna zurückgelegt, vor sich das blasse Bild der sterbenden Mutter, an seiner Seite das zürnende Gespenst einer verlorenen Liebe, gegen deren Klagen und Anklagen sein redlich kämpfendes Gewissen nur ein schwacher Anwalt war. — — —

Wochen und Monate vergingen. Am zehnten Tage nach jenem Abschied im Garten der Tusculana kam ein schwarz umrändertes Blatt an den illustren

Grafen Carlo di Sammartino aus einer deutschen Stadt, deren Namen niemand in Frascati oder Villa Falconieri jemals gehört hatte. Da auch niemand deutsch verstand, konnte man den Inhalt der gedruckten Todesanzeige nur erraten. Nur der Name des Unterzeichneten war bekannt: „Eberhard ***, Dr. phil." Aus dem Datum war zu entnehmen, daß er die Mutter noch lebend angetroffen haben mußte.

Gesprochen wurde nicht weiter darüber, auch der Name des Gastes, der eine so tiefe Spur hinterlassen, von keinem Bewohner der Villa mehr genannt. Es wurde überhaupt von Tag zu Tage weniger gesprochen unter ihrem Dach. Die Herrin des Hauses ging stumm und starr wie abwesenden Geistes umher und antwortete selbst ihrer Rosa fast nur noch mit Blicken und Geberden. Der Graf öffnete zwar die Lippen, aber was er sagte, klang immer weniger wie menschliche Rede, immer mehr wie das dumpfe Murren und Heulen eines verwundeten Tiers.

Seine schlimme Zeit nahte heran, die schweren Wochen des Hochsommers, wo das Blut in seinen Adern stockte und gärte, er auf das Sitzen im Lehnstuhl verzichten und sich auf seinem Bette wälzen mußte, da nur dann der Schmerz in den verstümmelten Füßen erträglich war. Er mußte seine Arbeit unterbrechen und sich auf Lesen beschränken, was ihm eine um so größere Marter war, da das Werk sich seinem Abschluß näherte. An manchen Tagen, wenn Scirocco ihm das Blut schürte und er in der dumpfen Luft Tage und Nächte schlaflos zubringen mußte, wagte sich niemand in seine Nähe, und selbst Bernardo kam bleich und zitternd aus dem Zimmer, worin der Wütende lag, wenn er ihm geholfen hatte, seine Nachttoilette zu machen.

Einmal an jedem Tage erschien die Gräfin an der Schwelle und fragte mit einem gleichgiltigen Wort nach seinem Befinden. Im übrigen war sie selten lange zu Hause. Sie hatte sich gewöhnt, weite Ritte zu Esel über die Höhen und Thäler des Gebirges zu machen, nur von Checco begleitet und Sultan, der unermüdlich vorantrottete. Auch solange der Graf noch seine abendliche Spielpartie hatte, erschien sie dann erst, wenn die Herren schon aufbrachen. Ihr Mann hatte ihr einmal Vorwürfe gemacht über ihre einsamen Streifzüge und sie ihr untersagen wollen. Sie hatte kein Wort erwidert, ihn nur achselzuckend angesehen und mit zurückgeworfenem Haupt das Zimmer verlassen.

Seitdem ließ er sie gewähren.

Eines Tages aber, da er sich etwas gebessert hatte und die beiden Gatten das zweite Frühstück wie sonst miteinander einnahmen, entstand ein Zwist zwischen ihnen aus einem geringen Anlaß, der sich auf seiten des Grafen zu so wütender Hitze steigerte, daß er, als die Gräfin mit einer verächtlichen Geberde aufstand, um hinauszugehen, den Stock mit der eisernen Krücke nach ihr schleuderte. Der Wurf traf sie nur schwach am Knie und der Stock fiel klirrend auf die Fliesen. Sie war aber leichenfahl geworden bis in die Lippen hinein. Sie wollte etwas sagen, aber die Stimme erstarb ihr. Nur ein heiseres Lachen klang in dem öden Raum, dann fiel die Thür hinter der hohen Gestalt ins Schloß, und der rasch ernüchterte hilflose alte Mann war mit seinem grimmigen Unmut allein.

An diesem Tage kam die Gräfin nicht mehr zum Vorschein, auch an dem folgenden nicht. Der Graf fragte nach ihr in Gegenwart Don Gaetanos und des Neffen, die wieder zum Spiel geladen worden waren. Bernardo zuckte die Achseln, die Frau Gräfin habe das Haus nur verlassen, um nach der Tusculana hinaufzusteigen. Sie sei totenbleich und scheine sich unwohl zu fühlen. „Es ist gut!" hatte der Graf erwidert. „Wer ist am Geben?" — und das Spiel war in der üblichen Weise mit Zanken und Toben weiter gegangen.

Doch drohte auch dieses sehr bescheidene Vergnügen ein Ende zu nehmen. Der junge Seminarist war völlig hergestellt, ja, er blühte förmlich wie ein jugendlicher Athlet von Kraft und Frische, und es ließ sich kein Vorwand ersinnen, ihn länger im Gebirge zurückzuhalten. Am letzten Abend, da sie das letzte Spiel beendet hatten, nahm der Graf in seiner wilden Art Abschied von dem Jüngling.

„Schick mir einen Stellvertreter heraus," rief er ihm nach, „aber sorge, daß Du selbst wieder fortgeschickt wirst, Beppino. Dein Onkel allein ist ein langweiliger Schwätzer, und ich bin froh, sein fettglänzendes Gesicht nicht sehen zu müssen."

Er ging murrend und fluchend zu Bett. Daß jemand, der ihm nützen konnte, ihm entging, war das Unverzeihlichste, was man ihm anthun konnte.

Am andern Morgen, als er sich mühsam zu seinem Fensterplatz hingeschleppt und zum erstenmal wieder die Hefte hervorgesucht hatte, um endlich die letzten Seiten zu schreiben, öffnete sich die kleine Thür des Kabinets und die Gräfin trat ein.

Sie war schwarz gekleidet, das Gesicht von alabasterner Blässe, die Züge ganz starr und die Augen schienen noch größer als sonst. Ohne eine Geberde des Grußes schritt sie dicht zu dem höchlich erstaunten Gatten hin und sagte:

„Ich habe Euch eine Mitteilung zu machen, Graf Sammartino. Ich wollte das Leben, das Ihr mir zur Hölle macht, enden, indem ich entfloh. Alle Mittel dazu waren in Bereitschaft, auch mein Begleiter schon angeworben und, was das Thörichtste war und Euch zeigen mag, zu wie rasender Verzweiflung Ihr mich getrieben habt: den Preis, den er sich ausbedungen, hatte ich ihm schon im voraus bezahlt. Ihr erratet wohl, daß niemand anders gemeint ist als Beppino. Nun, gestern abend sollte er mit einem Wagen mich abholen an der verabredeten Stelle. Statt seiner kam die Magd seines Oheims und brachte mir seine Abschiedsgrüße: er habe dem Befehl seiner Oberen folgen und nach Rom zurückkehren müssen."

Eine tiefe Stille war in dem kleinen Gemach. Erst nach einer langen Pause wandte sich der Graf nach der regungslosen Gestalt um und sagte:

„Wozu hast Du mir diese Mitteilung gemacht, die mir nichts Neues sagt, nur, daß Du nicht aufhörst, wahnsinnige Pläne zu schmieden, die alle scheitern müssen?"

Sie blickte ihm fest ins Auge.

„Habt Ihr mich nicht verstanden, Graf Sammartino? Ich sagte Euch, daß ich den Preis im voraus bezahlt habe und von dem Elenden darum betrogen worden bin. Was Ihr mit ihm thun wollt, ist mir sehr gleichgiltig. Ich aber . . . ich denke, daß Ihr es mit Eurer Ehre nicht vereinigen könnt, ein Weib neben Euch zu dulden, das die Geliebte eines nichtswürdigen Priesterzöglings gewesen ist."

Sie wollte fortfahren, ihm ins Gesicht zu sehen. Aber der Ausdruck seiner plötzlich verwandelten Züge war so furchtbar, daß sie unwillkürlich die Augen senkte. Sie hörte, wie der Atem in seiner Brust mühsam keuchte und unverständliche, heisere Laute von seinen Lippen brachen. Die Augen in ihren dunklen Höhlen waren fast erloschen, die weißen Haare auf seiner Stirn zitterten.

„Tötet mich!" hauchte sie kaum vernehmbar. „Mir ekelt vor diesem Leben, mir graut vor mir selbst. Setzt nun Euer Werk — und legt die letzte Hand daran!"

Noch immer regte er sich nicht. Plötzlich erhob er sich, mit den Armen sich schwerfällig auf die Lehnen stützend, und schleuderte ihr ein Schimpfwort ins Gesicht. Dann erhob er die rechte Hand und deutete, an allen Gliedern bebend, nach der Thür.

„Hinaus!" kreischte er. „Hinaus . . . auf der Stelle . . .!"

Sie neigte, ohne ein Wort zu sagen, das Haupt und verließ das Gemach.

Nicht lange nachher sah Rosa, die unter der Halle mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt war, ihre Herrin aus dem Hause treten. Sie ging an ihr vorbei, ohne ihrer zu achten, das Haupt entblößt, die Arme über der Brust gekreuzt. Sultan war herangesprungen und hatte seinen großen Kopf an ihre Hüfte gedrängt, ohne wie sonst eine Liebkosung von ihrer Hand zu empfangen. Mit großen Schritten ging sie längs der Brustwehr auf und ab, die den tiefen Hohlraum zwischen dem Hause und der Terrasse abgrenzt. Ihre Augen waren unverwandt ins Leere gerichtet.

„Was sie nur haben mag?" seufzte die treue Dienerin. „Misericordia! Sie zehrt sich immer mehr auf, ihre eigenen Gedanken werden sie erwürgen!"

Da hörte sie einen Schuß fallen, von der Seite des Hauses, wo die Zimmer des Grafen lagen. Ohne sonderlich dadurch erschreckt zu sein, da sie die Sitte des Hausherrn kannte, blickte sie auf, aber mit einem Jammerschrei fuhr sie in die Höhe und stürzte nach der Brustwehr hin. Neben derselben, zusammengebrochen und ohne einen Laut von sich zu geben, lag ihre geliebte Herrin, der Hund stand, ein wildes Geheul ausstoßend, mit aufgerichtetem Kopf und heftig den Schweif bewegend, neben ihr und blickte nach einem Fenster des oberen Stockwerks, aus dem ein leichtes Rauchwölkchen in die stille Luft emporwirbelte. In dem dunklen Fensterrahmen sah man das weiße Haupt hervorleuchten und den Lauf des Revolvers in der Sonne blitzen.

*

Die blutige Tragödie in der Villa Falconieri, die ungeheures Aufsehen machte, hatte noch ein erschütterndes Nachspiel vor den römischen Geschworenen.

Der Graf war in seinem Rollstuhl in den Sitzungssaal gebracht worden, wo er mit festem Blick die Richter und das Publikum betrachtete und dann die Augen starr auf die kleine Waffe heftete, mit der er die rasende That gethan und die als Zeuge gegen ihn auf dem Tische vor der Jury lag. Die Anklage wie die Rede des Verteidigers hörte er scheinbar geistesabwesend mit an. Nur als der Richter ihn fragte, ob er noch etwas hinzuzufügen habe zu dem glänzenden Plaidoyer, das all seine Verdienste um das Vaterland hervorgehoben und auf seinen kläglichen körperlichen Zustand, der ihn von Sinnen gebracht, hingewiesen hatte, erhob er sich mit Hilfe seines Stockes und hielt sich zitternd, aber in stolzer Haltung aufrecht.

„Mein Herr Verteidiger," hub er mit lauter Stimme an, „hat mich der Milde und Nachsicht der Geschworenen empfohlen, da ich die That unmöglich mit freiem Entschluß gethan haben könne. Im Begriff, wie ich oft gethan, in den Abgrund zu zielen, um eines der Tiere zu treffen, an denen ich meine harmlose Jagdlust befriedigte, habe mir die Hand gezittert, was durch das Fieber und die Schwäche meiner hohen Jahre nur allzu erklärlich sei. Nun denn, meine Herren Geschworenen, erfahren Sie, daß nichts von alledem der Fall war. Ich wußte genau, wohin ich zielte, und wußte auch, warum ich es that. Diese Frau, deren Schönheit und Tugend mein Advokat einen begeisterten Hymnus gewidmet, hatte sich schwer gegen mich vergangen und meine Ehre unheilbar verletzt. Der Graf Carlo di Sammartino hatte nichts mehr heil und unversehrt als seine Ehre. Wenn es mildernde Umstände für das Gericht, das er selbst vollstrecken, geben kann, so ist es das eine, daß er den Flecken auf seiner Ehre mit eigener Hand wegwaschen wollte. Diese Hand — sie zittert noch nicht — die Herren können sich selbst überzeugen, daß der Held von Lissa noch einen sichern Schuß zu thun vermag."

Er war bei diesen Worten an den Tisch herangestapft und ergriff plötzlich mit einer ruhigen Bewegung die Waffe. Im nächsten Augenblick brach er, ins Herz getroffen, lautlos vor den Geschworenen zusammen.



Zum hundertjährigen Todestage Glucks.

Von

La Mara.

(Hierzu das Bildnis Seite 109.)

Ein Jahrhundert vollendet sich am 15. November dieses Jahres, seit Christoph Willibald von Gluck von dieser Erde schied. Mit ihm ging einer der größten und ruhmreichsten Tondichter dahin, die je gelebt, einer, der in Wahrheit in Tönen dichtete und dessen musikalischem Genie sich ein poetisches, ein dramatisches verband. Die Geschichte preist ihn als den Reformator der Oper, die er aus den Banden eines hohlen Formalismus und Schemawesens befreite und zur Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit zurückführte. Dem eitlen Virtuosentum, das die Herrschaft an sich gerissen und die Opernbühne in einen Konzertsaal verwandelt hatte, erklärte er den Krieg und gab die Gesangsbühne ihrer eigentlichen Bestimmung wieder. Galt ihm doch die Entwicklung des Dramas als Wesentlichstes. Was diese enthielt: das üppige Schmuckwerk der Arien, Duette und so weiter, beschränkte er auf das knappste Maß, wogegen er das Recitativ als eigentlichen Träger der Handlung zu künstlerischer Bedeutung erhob und damit das deklamatorische Prinzip einführte, dessen letzte Konsequenten Richard Wagner hundert Jahre später in seinem musikalischen Drama zog. Nicht von Haus aus, sondern erst spät, nach langjährigen künstlerischen Erfahrungen gelangte Gluck dahin, als Reformator aufzutreten. Nicht wie seine von den Verhältnissen begünstigten Kunstgenossen Bach, Mozart, Beethoven, die in frühester Jugend schon das Erbe ihrer Väter antraten, genoß er den Vorteil, gleichsam in Musik geboren und auferzogen zu werden. Als Sohn eines Försters in dem oberpfälzischen Dorfe Weidenwang am 2. Juli 1714 geboren, seine erste Kindheit in Bayern und Böhmen im Walde verlebend, dann auf dortigen Gymnasien wissenschaftlich und nur nebenbei musikalisch gebildet, kam er erst spät, in Wien (1736) und Italien in regelrechte künstlerische Zucht. Achtundzwanzig Jahre alt, debütirte er, der Schüler Sammartinis, in Mailand als Opernkomponist in seinem Erstlingswerk „Artaserse", wie in seinen folgenden zunächst naturgemäß dem Muster der Italiener nacheifernd, denen, dank einer bis zu höchster Vollkommenheit gelangten Gesangstechnik, die sinnliche Schönheit des Gesangs zum ausschließlichen Mittel- und Zielpunkt der Oper geworden war. In Paris gewann er sich sodann an der mehr das Dramatische, Deklamatorische betonenden Oper Rameaus, in London an dem Oratorium Händels neue, ihn mächtig beeinflussende Vorbilder. Aber erst nachdem er das musikalische Wien zum dauernden Mittelpunkt seiner Thätigkeit erwählt (1748) und seine künstlerische Stellung dadurch als Hofkapellmeister (1754) befestigt hatte, erhellte sich ihm mehr und mehr die Erkenntnis einer notwendigen Reform auf musikalisch-dramatischem Gebiete, wobei ihm die Eigentümlichkeit seiner Begabung wirksamsten Vorschub leistete.

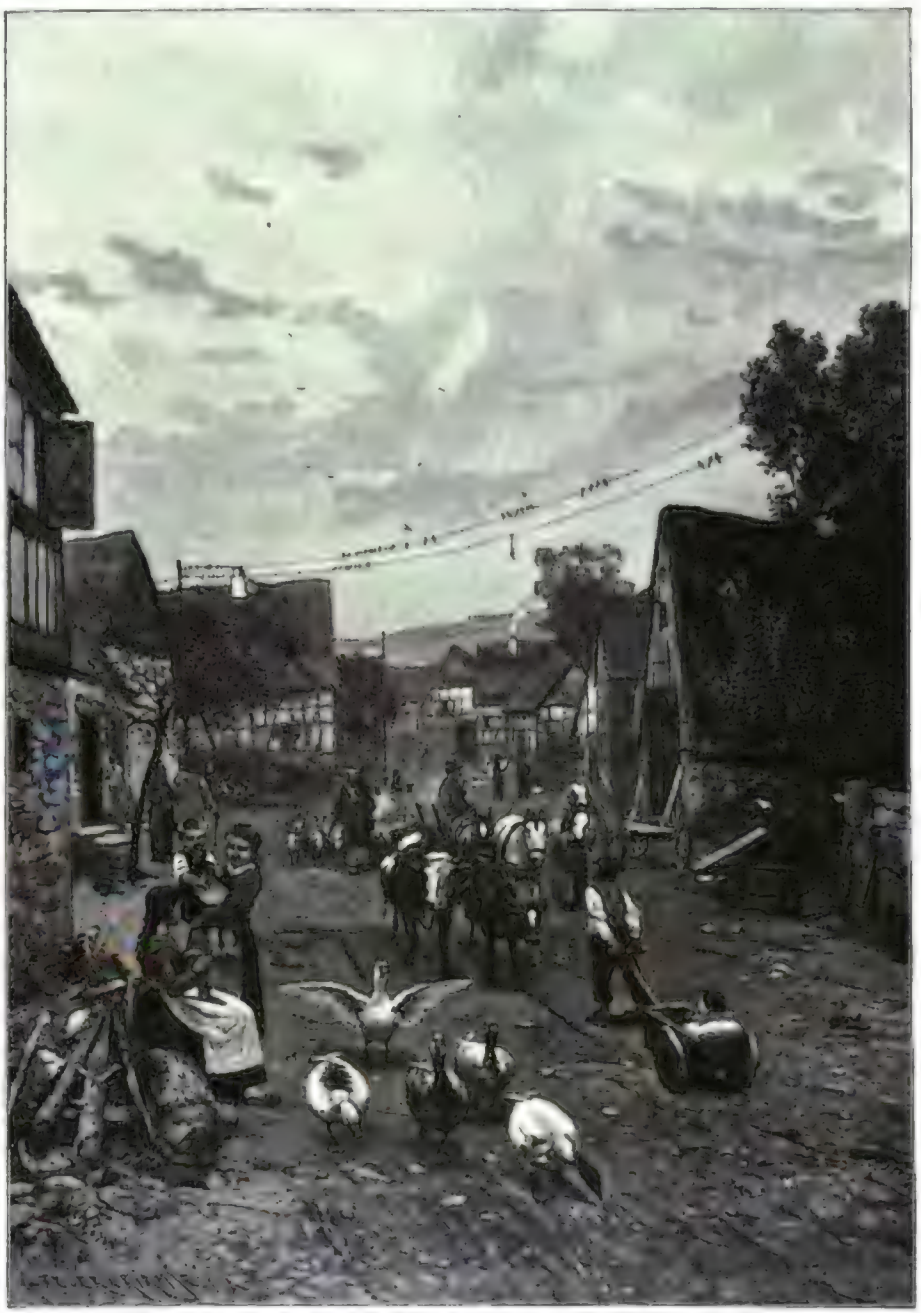
Diese Reform trat mit dem „Orpheus" (1762) zuerst ins Leben. Hier brach Gluck noch nicht mit den gewohnten Opernformen; er gestaltete sie nur den Bedingungen gemäß um, welche sich aus dem poetischen Inhalt ergaben. Auch des Tanzes und scenischen Schmuckes bedurfte er sich nur, soweit dies die Situation gestattete. Das Gesetz stilvoller Einheit waltet über dem Ganzen.

Nachdrücklicher und bewußter noch bekennt sich die fünf Jahre später folgende „Alceste" (1767) als den Versuch einer neuen Richtung. Ihre berühmte Zueignung an den Großherzog von Toscana bildet den Absagebrief an die bis dahin geübte Operupraxis, die offene Proklamation des Musikdramas, wie Gluck dasselbe will. Davon ausgehend, daß „Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit die Grundbedingungen des Schönen in allen Schöpfungen der Kunst sind", sagt er in dieser Widmung unter anderem: „Als ich es unternahm, die Oper Alceste in Musik zu setzen, war es meine Absicht, alle die Mißbräuche zu vermeiden, welche übel angebrachte Eitelkeit der Sänger und allzu große Nachgiebigkeit der Komponisten in die italienische Oper eingeführt und damit das prächtigste und schönste Schauspiel zum langweiligsten und lächerlichsten herabgewürdigt haben. Ich bestrebte mich daher, die Musik auf ihre wahre Bestimmung zurückzuführen: nämlich der Poesie für den Ausdruck und die Situationen des Gegenstandes zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder sie durch unnütze, überflüssige Verzierungen abzuschwächen . . . Genug, ich versuchte alle jene Mißbräuche zu verbannen, gegen welche der gesunde Menschenverstand und die Vernunft sich seit langem vergeblich auflehnen."

Der Widerspruch, den Glucks kühne Neuerung von allen Seiten sowohl in Wien wie in Deutschland überhaupt erfuhr, lenkte sein Augenmerk auf Frankreich, das seinem dramatischen Ideal als der geeignetere Boden erscheinen mußte. Er schrieb seine weiteren drei großen Meisteropern für Paris. Hier erlebten „Iphigenie in Aulis" (1774), „Armida" (1777) und „Iphigenie auf Tauris" (1779) ihre ersten epochemachenden Aufführungen. Es ist bekannt, welche Kämpfe sich an dieselben knüpften und welche erbitterte Gegnerschaft den Anhängern des deutschen Meisters, den „Gluckisten", in denen der italienischen Oper, den „Piccinisten", erstand. Sie endete mit Glucks Siege. Der Ruhm des großen Deutschen erfüllte fortan unangefochten die Welt.

Frankreich und Deutschland wie zuvor Italien feierten ihn, wo man nur die Könige unter den Künstlern zu feiern pflegt. Die hervorragendsten Geister unseres Volkes, Klopstock, Wieland, Herder an ihrer Spitze, brachten ihm ihre begeisterten Huldigungen dar; genug, man wußte, was man an ihm verlor, als er am 15. November 1787 in Wien sein thatenreiches Leben beschloß — Die unmittelbaren Ergebnisse seiner Reform wurden, da dieselbe gleichzeitig die Ausbildung des französischen Opernideals bedeutete, naturgemäß deutlicher in Frankreich als bei uns wahrnehmbar. Der Charakter der Pariser Großen Oper wurde wesentlich durch ihn bestimmt, und die Besten, die für sie schufen: Méhul, Cherubini, Spontini, wurzelten in seiner Größe. Sie steigerten die dramatische Ausdrucksfähigkeit der Tonkunst wohl mannigfach; über Gluck hinauszuwachsen aber vermochte ihrer keiner.

In seinem deutschen Vaterland blieb Gluck, der große Tragiker, ohne direkten Nachfolger. Mozart, mit dem sich sein Genius noch berührte, schlug, obschon er im „Idomeneo" verwandten Zielen zustrebte, bald andere Wege ein. Seine



Herbstabend im Dorfe. Gemälde von Adolf Lins.



Die heilige Elisabeth nimmt Abschied von ihrer Familie. Gemälde von Otto Friedrich.

Digitized by Google

unspekulative, reine Musiknatur suchte ihre Aufgaben in anderer Richtung. Gluck beklagte oft, daß keiner unter den Deutschen von ihm lernen wolle. Gleichwohl haben sie alle, von Mozart angefangen, von ihm gelernt und Vortheil gezogen: die Wahrheit und Natur, die er der dramatischen Kunst zurückgewonnen, mögte hinfort keiner, der es redlich mit der Kunst meinte, zu verleugnen.

Erst hundert Jahre später kam einer, der an Gluck anknüpfte, freilich jedoch weiter ging, als jener gewollt und geahnt. Gluck hatte zuerst die Nothwendigkeit einer vollkommenen Einheit zwischen Wort- und Tondichtung mit Bewußtsein und als Grundsatz ausgesprochen und diesen Grundsatz durch Thaten von einiger Gültigkeit beglaubigt. Ein einheitliches Kunstwerk mit gehäuften Einzelformen, mit Arie, Recitativ, Tanzstück und so weiter, als durch ihn höher entwickelte, für sich selbständige Gebilden, hatte er geschaffen. An eine Beeinträchtigung der Formen seiner Kunst, an Lösung der traditionellen musikalischen Fesseln zu Gunsten des Dramas jedoch hatte er nicht gedacht. Nun dachte Richard Wagner da weiter, wo er zu denken aufgehört hatte, und baute auf dem starken Fundamente der klassischen Musiktragödie Glucks sein neues romantisches Musikdrama auf. Wenn in irgend einem unserer großen Tonmeister, lebt Gluck in Wagner und seinen Werken weiter.

Indes die fünf großen Meisteropern Glucks auch heute noch als künstlerische Feiertagserscheinungen über die vornehmeren unserer Bühnen schreiten, sind seine italienischen Opern und französischen Operetten mit geringer Ausnahme vergessen. Auch seine wenigen Symphonien und Kirchenkompositionen sind längst verschollen. Er war seinem ganzen Naturell nach Dramatiker, nicht objektiver Musiker; die Musik übe nur dann eine entsprechende Wirkung auf sein Gemüth aus, wenn sie einer Wortdichtung, einer dramatischen Handlung angepaßt war. Für ihn bezeichnend ist der Ausspruch: „Ehe ich arbeite, suche ich vor allen Dingen zu vergessen, daß ich Musiker bin. Ich vergesse mich selber, um nur meine Personen zu sehen."

Sein eigentlichstes Gebiet war und blieb die tragische Oper und innerhalb derselben die antike Welt. Schwung und feierliches Pathos fanden ihm mehr zu Gebote denn sinnliche Anmuth, blühende Erfindung und Formvollendung. In dieser Beziehung stellte der sonnige, unvergleichlich universellere Genius Mozarts den seinen in Schatten.

Groß und edel wie seine Werke war Gluck selbst. Er besaß ein Maß allgemeiner Bildung, wie es wohl bei keinem Musiker seiner Zeit anzutreffen war. Seine Hand stand immer offen, und da der Himmel seine Arbeit reichlich gesegnet hatte, gewährte er anderen, seinen Kunstgenossen voran, gern seinen Beistand. Die Gunst der Großen wie der Menge, so sehr er sich derselben erfreuen durfte, galt ihm wenig. Er wollte durch nichts glänzen als durch eigenes Verdienst, ob er auch mit Stolz den Titel eines Ritters führte, den ihm päpstliche Huld verlieh. Er schmeichelte niemand; an sein wie an anderer Namen legte er stets den strengsten Maßstab an. Als Orchesterführer war er gefürchtet. Die Pariser Sängerinnen, die siegesgewiß ein „Bravo" von seinen Lippen erwarteten, brachte er mit seinem saftigen „Mademoiselle, il faut bien recommencer!" zur Verzweiflung, und die Wiener Kapellmitglieder mußten, wenn er, der sie mit zahllosen Wiederholungen bei den Proben peinigte, dirigierte, durch doppeltes Spielgeld entschädigt werden.

Sein Haus war ein Sammelplatz vornehmer Geister in Wien. Nur bei den abendlichen kleinen Familienkonzerten, die er auch in Paris, wenn er sich dort aufhielt, veranstaltete, geigte er mit dem Palast. Als nun einmal ein junger Sänger Glucks Frau inständig um die selten gewährte Gunst bat, nahm diese zu einer List ihre Zuflucht und schmuggelte ihn am Abend unter der Maske eines verunglückten Tänzers ein. Während der Musik machte er sich, ohne von Gluck bemerkt zu werden, im Zimmer zu schaffen. Erst nachdem bei Tisch bereits serbirt worden war, befahl Frau Gluck ihm, noch ein Gedeck zu bringen und am Tische mit Platz zu nehmen. Als Gluck erstaunt dreinschaute, klärte man ihn über den vermeintlichen Tänzer auf. Es war Möhul, der nachmalige Komponist von „Joseph in Aegypten", den nun des Meisters beistimmender Zuruf erfreute: „Bravo, so muß man seine Kunst lieben, wenn man sich über die Mittelmäßigkeit erheben will!"

Vielfältig bedeute Salieri sich bei seinen Arbeiten der Ratschläge Glucks. So sprach er diesem noch kurz vor seinem Tode seine Zweifel darüber aus, ob er in seiner Cantate „Das jüngste Gericht" die Partie des Christus für hohen Tenor setzen solle. Da erwiderte Gluck halb ernst-, halb scherzhaft: „In kurzer Zeit werde ich Ihnen aus einer andern Welt mit Sicherheit melden können, in welchem Tone der Heiland spricht." Vier Tage später war er heimgegangen.

Am 17. November 1787 fand Gluck auf dem Matzleinsdorfer Friedhof in Wien seine letzte Ruhestatt.*) Sein Grab trägt die Inschrift: „Hier ruht ein rechtschaffener deutscher Mann. Ein eifriger Christ. Ein treuer Gatte. Christoph Ritter Gluck, der erhabenen Tonkunst großer Meister. Er starb am 15. November 1787."

*) Neuerdings beabsichtigt man, die irdischen Reste Glucks, gleich denen Beethovens und Schuberts, in die Ehrengräber für berühmte Männer im Wiener Zentral-Friedhof zu übertragen.

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Englische Literatur.

Die modernen Romanschriftsteller aller Nationen, ganz besonders aber die englischen, kranken an der Gepflogenheit, den Reiz ihrer Eigenart alsbald erfolgberauscht zur reißlosen Unart umzubilden. Kaum lernen wir ein verheißungsvolles Talent im Dufte seiner Ursprünglichkeit kennen, so tritt es uns in seiner nächsten Produktion schon manierirt und abgeschmackt entgegen. Miß Elja D'Esterre-Keeling hat diese betrübende Erfahrung von neuem bekräftigt. Wie erquickend waren ihre „Three Sisters" in dem übermüthig keck sprudelnden Humor echt irländischen Gepräges mit der ihm unterlaufenden Tendenz von echtem Gemüthspathos! Opus II.: „The laughing Philosopher" empfand sich schon als gezwungen in der Uebertreibung des humoristisch-reflektiven Elementes, und Opus III.: „The Professors Wooing" in daraus noch mehr überwuchert. Die starke Seite der Verfasserin, die Charakteristik, macht sich immerhin auch hier geltend. Ganz prächtig ist Professor La Mie gezeichnet, der hübsche Mangeur de coeurs, der während seines Literaturunterrichts ebenso gründlich die Herzen aller Lehrerinnen wie sämtlicher Schülerinnen des Pensionats erobert und sorgfältig in seinem Notizbuch all die schönen und tiefsinnigen Gedanken, die zarten und glühenden Empfindungen verzeichnet, die er dereinst in einem unsterblichen Werk zu verwerten gedenkt. Er ist eine harmlose männliche Kokette von echt französischem Kolorit, bald als Adonis, bald als Apoll liebäugelnd, sentimental und flüchtig, doch im Grunde aber eine gesunde Natur, die sich schließlich, aller Eitelkeitstorheiten zum Trotz, ganz und gar einer ehrlichen, klugen Neigung hingibt. Nicht minder treffend, wenn auch wenig anmutend, ist seine Mutter geschildert, das schweizerische Mannweib, unerbittlichkeitdurchbohrungen und krauserig, doch erfüllt von einer so abgöttischen Liebe für den hübschen Sohn, den sie für das größte literarische Genie aller Zeiten hält, daß ihr kaum ein Herzenswinkelchen übrig bleibt für die Tochter, die reizende Nicolette, die ein gut Teil mehr wert ist als der glanzschimmernde Bruder. Ueberhaupt charakterisiert Miß D'Esterre die französischen Schweizer und Schweizerinnen, deren sie eine stattliche Zahl verführt, ganz vortrefflich. Obenan die Hauptheldin in der Gruppe von Heldinnen, die verständige, warmherzige, lebenstapfere Marie. Auch ihre eigenen Landsleute scheint uns die Verfasserin in ungeschminkter Lebenstreue gut zu porträtieren: innerliche Tüchtigkeit bei realistischer Excentrizitätsverschnörkelung tritt an ihnen zu Tage. Aber ach, wie schlimm kommen wieder die paar Deutschen fort, die sie schildert! Welch albernes, aus Seufzern gewobenes und doch in jeder Regung echt kleinbürgerliches Geschöpf ist diese Margarete! Ihr entspricht des Mädchens Lebenspartner, Herr Franz Bürger. Wenn die Franzosen Deutsche nach einer althergebrachten Phantasievorstellung schildern, wundert uns dies nicht, denn sie sehen ja selten und flüchtig nur den Fuß über die Grenze; daß aber die Engländer, die, ihren ästhetischen und ökonomischen Bedürfnissen zu genügen, häufig dauernd in Deutschland weilen, nicht über die abgedroschene Karikatur hinausgelangen, ist doch erstaunlich. Miß D'Esterre verriet in ihren „Three Sisters", daß ihr deutscher Boden ein wohlbekanntes Terrain, und dennoch, trotz ihrer sonst so feinen Beobachtung, begnügt sie sich damit, berühmten und unberühmten Mustern gedankenlos nachzubilden.

Noch schlimmere Geschmacklosigkeiten aber tischt uns F. C. Filippi in „The Strange Adventures of Lucy Smith" auf. Der Hypnotismus und die Willensbefangenheit aller ihm Verfallenen macht es einem Autor bequem, dem Unsinnigsten und Widersinnigsten eine vermeintlich ernstlich interessante Gestaltung zu geben. Auf einem Gebiet, von dem man noch so viel nee nichts weiß, kann man sich kühn alles erlauben. Filippi hat von dieser Anspannung unerlaubten Gebrauch gemacht. Die eigentliche Fabel seines Romans ist von einer Art, wie sie in der englischen Literatur vor einem Jahrzehnt noch unmöglich gewesen wäre, abgesehen von dem hypnotischen Element. Die Bezeichnung „Shocking" scheint aber heutzutage auch im sittenstrengen Albion mehr als Reklame, denn als Abschreckung zu wirken, und gewisse Autoren beeilen sich, der Geschmacksströmung der Zeit entgegenzukommen. In „Lucy Smith' Strange Adventures" tritt ein Deutscher, der Magie weltkundigen, als Retter der unglücklichen Heldin auf, die heimake hypnotischer Tücke gänzlich zum Opfer gefallen wäre. Auch hier spielt der „rote Saft" eine gewichtige Rolle. Mit einem Tröpflein Blut hat die schöne Lucy unbekannten Mächten gegen eine stattliche Pension ihre Träume verschrieben, ahnungslos hinsichtlich der grauenhaften Folgen dieses Paktes. Sicher wäre sie auch diesen Mächten erlegen, ehe der wackere Doktor Althaus sie ihnen zu entreißen vermocht, hätte sie nicht inmitten aller Verzweiflung sich eines so guten Appetites und Durstes erfreut. Delikatessen aller Art, vornehmlich ausgezeichnetes Fruchteis, Treibhauspfirsiche und -Trauben und ein ansehnliches Quantum Champagner, Rheinwein und Cognac erhält sie jedoch trotz dem Fürchterlichsten widerstandskräftig. Wie muß es um die englische Belletristik, namentlich aber um den Lesehunger des Publikums bestellt sein, daß derartige Produkte jenseits und diesseits des Kanals gedruckt werden? Das Programm der Tauchnitz-Edition besteht darin, die ausgewählten, also besten Werke britischer Autoren unseren Anglomanen zugänglich zu machen, und lange war sie diesem Grundsatz treu geblieben; in neuester Zeit aber legt sie ihren Schwerpunkt in das quantitative und nicht mehr das qualitative Moment, und da der moderne Leser seinerseits das Hauptgewicht darauf legt, „auf dem Laufenden des Neuesten" zu sein, findet sie auch dabei ihre Rechnung.

Ein Beleg mehr für diese Programmabweichung sind „Lady Valworth's Diamonds". By the Author of „Molly Bawn". Der Zug, die Verrottung der oberen Zehntausend zu schildern, tritt auf Grundlage verschiedener Gesellschaftsskandale und öffentlicher Gerichtsverhandlungen in der englischen Belletristik immer kühnlicher zu Tage. Der Turf ist's, der da zumeist die Sirenenrolle spielt und, dessen Anforderungen zu genügen, im Leben wie in seinem Spiegelbilde, dem Roman, scheinbar perfekte Gentlemen die niedrigsten Verbrechen begehen. Diese Erscheinung bildet auch hier das Grundthema. Granit Boyle, der Lady Valworth Sohn aus erster Ehe, ist der in der Welle gefärbte schwarze Prinzipschaf. Er steckt nicht nur seiner Mama Diamanten, sondern beraubt auch seine Verlobte en masque und unter Mordandrohung ihres unschätzbaren Saphirschmuckes. Menschliche Regungen sind seiner Brust fremd — vielleicht wollte die Verfasserin dies schon durch seinen wunderlichen Vornamen zart andeuten — und nur eine mächtige Leidenschaft bewegt sein Herz: Liebe zur schönen Nadine. Dieses Mädchen, ein Verein aller Herzlichkeiten und Tugenden, hat sich ihm, es weiß selbst nicht recht, warum, verlobt, um zu spät zu entdecken, daß es einen andern liebe. Nadine kennt ihn unter einem andern Namen und vermeintlich in bedeutender Lebensstellung nur, fühlt sich aber gedrungen, dem Ungeliebten ihr Wort zu halten. Die edelsinnige Braut Granit Boyles hat gleichfalls ihr Herz anderweitig verschenkt, ist jedoch ebenfalls entschlossen, ihr Versprechen einzulösen, um nicht einer reichen Erbschaft verlustig zu werden. Diese Liebesverlegenheit der beiden wortgetreuen jungen Damen wird jedoch glücklich gelöst, indem der Verbrecher höchst eigenwill in der ersten Stunde noch entlarvt wird. Die Begebnisse sind roh aufgezimmert, ohne jegliche Berücksichtigung des Möglichen oder auch nur oberflächlich Wahrscheinlichen, und die Charakterzeichnung ist nicht minder mangelhaft. Allein auch an der sonstigen Würze derartiger Produkte, an der Spannung, fehlt es, denn der Leser hat auf der vierten Seite schon den Uebeltäter entdeckt und kann es den Beteiligten und dort Betreffenen nicht verzeihen, daß sie so unglaublich blind sind, nicht zu sehen, was doch so offenkundig ist.

James Payn, der Meister in der Kunst, spannende Situationen zu gestalten, bietet in seinem „Glow-Worm Tales" eine Anzahl hübscher feuilletonistischer Skizzen voll feiner und markiger Lebensbeobachtung. Eben derartige kleine Arbeiten, geschickt gruppirt, bilden einen schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis von Land und Leuten, und den vorliegenden Bänden kann man dieses Verdienst unterhaltender Belehrung wohl zusprechen. „A Club Benefactor", „A dangerous Virtue", „To come in the Evening", „Lost on Helvellyn", „Mary-Jane", „Dick's Legacy", das sind wahre Kabinetstücke dieses Genres. Die Lebenstreue der geschilderten Typen empfindet sich selbst dann, wenn man ihren Originalen fernsteht; häufig wird dieselbe durch Uebertreibung in der humoristischen oder ironisierenden Behandlungsweise geschädigt. Payns feine Feder aber weiß die unscheinbare Grenzlinie zwischen übermütiger Potenzirung und Karikirung zu respektiren. Kann auch sein hervorragendes Kompositionstalent in derartigen Skizzen nicht zur Geltung kommen, so prägen sie doch seine scharfe und lebensvolle Charakterisirung auf das anmutigste aus.

Ungleich interessanter aber als alle neueren Fiktionswerke sind Admiral Hobart Paschas „Sketches from my Life". Der tapfere und abenteuerlustige Seemann beschränkte seine Autobiographie ausschließlich auf seine wechselvolle öffentliche Laufbahn. In rascher Szenenwandlung führt sie uns die mannigfachsten und buntesten Bilder vor. Als Knabe schon lernte Hobart das Seemannsleben von seiner härtesten Seite kennen; er trat zu einer Zeit in den Dienst der königlichen Marine, in welcher der Kapitän eines Kriegsschiffes noch als unumschränkter Herrscher mit häufiger Anwendung der neunschwänzigen Katze regierte. Der Autobiograph erzählt einen Fall, in welchem einer dieser Tyrannen einstach zur Unterhaltung eines Gastes einen Matrosen mit diesem schmachvollen Martergerätzeug traktiren ließ. Früh schon war es Hobart gegönnt, selbständige Thätigkeit zu entwickeln, bei dem Anfangen von Sklavenschiffen an den Küsten des südlichen Amerikas, und der noch nicht Zwanzigjährige bewies da einen Verein von Tollkühnheit und Schlauheit, der ihm Erfolg und ehrende Anerkennung einbrachte. Doch war es weit mehr Ehrgeiz und Sport, die Freude am Wagnis als Philanthropie, die ihn spornte, denn Hobart war und blieb der Meinung, daß die schwarze Rasse zum Dienst der weißen geschaffen sei. Ueberdies hegte er die Meinung, daß die Neger als Sklaven der Plantagenbesitzer immer noch ungleich

glücklicher seien als daheim, wo sie Gefahr liefen, von ihren Stammes- und selbst Blutsverwandten eines schönen Tages als „Ragout" verzehrt zu werden. Von der Jagd auf Sklavenschiffe erholte er sich durch „zwei der schönsten Jahre seines Lebens", als Offizier auf der königlichen Jacht „Victoria and Albert". Wiederholt wurde ihm da die Ehre zu teil, die junge Königin und ihren Gemahl auf Seereisen zu begleiten, und er rühmt des Prinzen Albert echte Güte und Freundlichkeit hoch. Nach dieser Periode führte ihn der Krimkrieg in das baltische Meer. Mit schärfster Bitterkeit tadelt er Sir Charles Napiers Thun und namentlich Nichtthun und beklagt er, daß dessen effektvolles Geheiß: „Jungens, wetzt eure Messer!" zu nichts weiter als zur Einnahme Bomarsunds geführt. Hobarts Ansicht nach wäre Kronstadt im ersten Sommer leicht einzunehmen und zu zerstören gewesen. Nach Sebastopol kam er zu spät, viel aktiven Dienst mitzumachen. Dafür gestaltete sich seine Stationirung zu Civita Vecchia interessant; er verkehrte da wiederholt mit Garibaldi und General Oudinot und überreichte Pius IX. wichtige Depeschen. Auch war er unbewußt Augenzeuge von dessen Flucht nach Gaëta. Hobarts Ernennung zum Postkapitän oktroyirte ihm vier Jahre Rastzeit. Das ertrug er nicht, und unter dem Namen Roberts zählte er zu den glücklichsten wie kühnsten Blokadebrechern vor Richmond. Die Schilderungen dieser Fahrten sind geradezu brillant und erhalten den Leser in atemloser Spannung. Nach Abschluß des amerikanischen Bürgerkrieges trat Hobart in den Dienst der Türkei, und es gelang ihm in kürzester Frist, den Aufstand auf Kreta niederzuwerfen, indem er, der berühmte Blokadebrecher, die Blokade der Insel aufrecht erhielt. Er blieb bis an sein im Vorjahr erfolgtes Ende im Dienste der Türkei, um deren Marine er sich als Generalinspektor große Verdienste erwarb. Alles in allem war Hobart Pascha jeder Zoll ein tapferer, tüchtiger Seemann größeren Stiles.

Die heilige Elisabeth nimmt Abschied von ihrer Familie.

(Hiezu das Bild Seite 112.)

Der 19. November führt im Kalender der Protestanten und Katholiken den Namen Elisabeth zur Erinnerung an die wohlthätige Landgräfin von Thüringen, deren Andenken noch in vielen Volkssagen fortlebt. Sie war eine ungarische Prinzessin, geboren 1207 als Tochter des Königs Andreas II. Schon 1211 wurde sie mit Ludwig, dem elfjährigen Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen verlobt und durch eine glänzende Gesandtschaft aus Ungarn geholt, um an Hermanns kunst- und gesangliebendem Hofe erzogen zu werden. Das liebliche Kind, aus dessen dunklen Augen schon damals ein Strahl der Milde leuchtete, wurde von dem Landgrafen und seiner edlen Gemahlin herzlich aufgenommen und wuchs voll naiver Unschuld und Liebenswürdigkeit in dem lieblichen Thüringen zur herrlichen Jungfrau heran. Schon zeigte sie eine tiefe Frömmigkeit und wandte sich mit dem ganzen Reichtum von Liebe, deren ihr kindliches Herz fähig war, dem Himmel zu. Nach dem Tode des alten Landgrafen trat für Elisabeth eine böse Zeit ein; sie wurde von den meisten nicht verstanden, so daß man schon daran dachte, sie nach Ungarn zurückzuschicken. Aber Ludwig hielt fest an seiner Verlobten und setzte es durch, daß im Jahr 1221 die Hochzeit in Eisenach gefeiert wurde. Beide Ehegatten waren sich in unerschütterlicher Liebe und Treue zugethan und führten auf dem Throne ein mustergiltiges Leben. Während Ludwig nach der ritterlichen Weise der Zeit zu Kämpfen und Abenteuern auszog, widmete sich seine fromme Gattin, die während seiner Abwesenheit stets Witwenkleider trug, den Werken der Barmherzigkeit. Sie stieg herab von der Wartburg, um den Armen und Elenden in Stadt und Land Hilfe und Trost zu bringen. Bald aber sollte dieses glückliche Leben enden. Ihr Gatte starb 1227 zu Otranto, als er im Begriffe stand, sich dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs II. anzuschließen. Sein Bruder Heinrich Raspe übernahm die Regierung in Thüringen und vertrieb die junge Witwe mit ihren Kindern von der Wartburg. Mitten im Winter irrte die Arme schutzlos durch die Straßen Eisenachs; niemand wagte sie aufzunehmen aus Furcht vor dem Landesherrn. Endlich bot ihr der Bischof von Bamberg einen Zufluchtsort, bis sich Heinrich Raspe wieder mit ihr aussöhnte und ihr Marburg in Hessen einräumte. Dort lebte sie nun ganz von der Welt abgeschlossen, all ihr Denken war nur auf das eine gerichtet, ihrem Herrn und Heiland zu dienen. Bestärkt wurde sie in diesen ihren Bestrebungen durch den finstern und fanatischen Konrad von Marburg, ihren Beichtvater. Sie trennte sich von allem, was sie noch an die Welt fesseln konnte, und gewann es sogar über sich, ihre Kinder von sich zu lassen. Den ergreifenden Moment des Abschieds von diesem Teuersten, was ihr auf Erden geblieben, hat unser Künstler im Bilde verewigt. Lange überlebte die königliche Dulderin diese Trennung nicht; am 19. November 1231 schloß sie die müden Augen. Ueber ihren sterblichen Ueberresten wölbt sich in Marburg der herrliche Elisabethdom, die katholische Kirche aber sprach sie heilig und weihte ihren Todestag ihrer Verehrung.

Auf den Ruinen von Spalato und Salona.

Von

Karl Roßbach.

Mit Bildern nach photographischen Originalaufnahmen.

Eine Seefahrt an der Küste Dalmatiens entlang führt durch ein ausgedehntes Inselmeer. Bald sind es große gebirgige Eilande, an denen der Dampfer stundenlang vorüberzieht, bald vereinzelte, aus der blauen Flut aufragende Bergkegel oder nackte Klippen, über welche die Brandung des Meeres ewig den weißen Wellenschaum spritzt. Die Vegetation auf fast allen diesen Inseln ist dürftig; kahl und zerklüftet liegen die weißen Kalkgebirge im blendenden Sonnenlichte, und nur vereinzelt rankt der Weinstock über das heiße Gestein oder steht trauernd eine Gruppe von Oliven. Selbst das Meer ist einsam an diesen Küsten; selten gewahrt man den Rauch eines fernen Dampfers oder die hellen Segel eines größeren Schiffes, nur kleinere Fischerbarken, welche der Fang der Sardellen und Thunfische hinausführt, segeln dann und wann vorüber, aber häufig erheben sich spielende Delphine über die weithin im Sonnenlichte aufblitzende Flut.

Eine Nacht und wieder ein Tag sind bereits über unserer Fahrt durch diese Gewässer verstrichen; eben überstrahlt der glühende Abendhimmel das tiefblaue Meer mit purpurnem Lichte, und unter dem stärker wehenden Winde erheben sich die Wellen und schlagen brausend und schäumend gegen die nahen Klippen eines Vorgebirges, das kühn in das Meer hinaus vorspringt. Da öffnet sich plötzlich hinter demselben ein weiter, tief in das Land eindringender Busen, freundlich glänzt das Licht eines Leuchtturmes über das Wasser, und der geschützte Hafen von Spalato öffnet sich vor unserem Blick.

Die Nacht ist darüber hereingebrochen, bis der Dampfer, an starken Tauen wohl befestigt, zur Seite der steinernen Mole liegt und ein Schwarm von Neugierigen, von Trägern und Bediensteten die aussteigenden Fahrgäste mit lautem Getriebe empfängt. Eine Stunde vergeht, und alle diese Leute sind verschwunden; die Scharen der Spaziergänger, welche die kühle, erfrischende Seeluft und die Klänge einer Militärkapelle an den Strand hinausgelockt, haben in der Stadt ihr Heim aufgesucht. Alles ist still, nur das Wasser im Hafen schlägt mit sanftem Geräusch gegen das steinerne Ufer, wo die dunklen Schiffe leise an ihren Tauen ächzen.

Da fällt unser Blick auf altes, mächtiges Mauerwerk, das hoch die kleinen Buden und Krämerladen überragt, die an seinem Fuße angeklebt sind. Gewaltige Steinquadern sind aufeinander getürmt, dazwischen ragen hohe, schlanke Säulen mit reichverziertem Gebälke, und lange Reihen von Rundbogen verlieren sich in dämmernder Weite. Aber über das zerfallene und doch noch so stolze Gemäuer hebt sich hier und da ein häßlicher Giebel, ein Schieferdach, ein rauchiger Schornstein; in die Mauer selbst sind Löcher gebrochen, Fenster für Wohnungen, die an der andern Seite angebaut sind, und der Schein eines trüben Lämpchens fällt an mancher Stelle durch solche Oeffnung aus dem gewaltigen Mauerwerk, über welches eben der Mond sein Licht ausgießt und in matter Beleuchtung einen Schimmer der alten Herrlichkeit dem düstern Gemäuer zurückgibt. Ein Schauer der Bewunderung durchzieht uns bei diesem Anblicke; wir stehen hier vor einem der gewaltigsten Bauwerke des Altertums.

Nur zwei Jahre waren verflossen, seit die römischen Legionen in Asien ihren noch jungen Feldherrn Diocletian zum Kaiser ausgerufen, als dieser nach der Bezwingung seines hartnäckigen Gegenkaisers Carinus auch schon hier auf der Stelle des heutigen Spalato mit dem Bau eines Palastes begann, der an Ausdehnung und Pracht selbst mit den erhabensten Bauwerken des alten Rom wetteifert und Zeugnis ablegt, wie schnell sein Erbauer, der als einfacher Soldat in das römische Heer eingetreten war, sich in die Rolle des Weltbeherrschers zu finden wußte. Obwohl mit Staatsgeschäften überlastet und in mehrere Kriege mit den Persern und den wilden Völkern der untern Donau, welche das morsche und zerrüttete römische Reich unablässig bedrohten, verwickelt, wandte der Kaiser dennoch sein Interesse nicht von dem Bau des Palastes, der seinen Ruhm der Nachwelt überliefern sollte, ab, und schon nach zwölf Jahren seit dem Beginn der Arbeiten stand das gewaltige Bauwerk vollendet da. Nach einer zwanzigjährigen, in Anbetracht der äußeren Verhältnisse ruhmvollen Regierung dankte Diocletian freiwillig ab und zog sich als Privatmann nach Dalmatien in seinen neuerbauten Palast zurück, um hier die letzten Jahre seines Lebens zu verbringen, dieses Lebens, in welchem eine Reihe großer Kriegsthaten und kluger Staatsmaßregeln verdunkelt wird durch ein üppiges, verschwenderisches Hofleben und Handlungen größter Grausamkeit besonders gegen die im römischen Reiche damals mehr und mehr sich ausbreitenden Christen. Ob Diocletian die Ruhe, welche er suchte, in dem Prunke und Getriebe des stolzen Palastes gefunden, wissen wir nicht. Schon acht Jahre nach seinem Rücktritt von der Regierung starb er, wahrscheinlich an Selbstvergiftung, zu der ihn eine unheilbare Krankheit getrieben.

Die Liebe zu seinem Heimatlande bewog den Kaiser, gerade an dieser Stelle seinen Palast zu erbauen; denn Diocletian war Dalmatiner von Geburt, und das nahe gelegene Dorf Diocla, von welchem er den Namen erhielt, war sein Heimatsort. Dazu war die Umgebung Spalatos damals noch schöner als heute. Wälder bedeckten die Berge, Flüßchen, aus tiefen Schluchten des Hinterlandes hervorstürzend, strömten durch grüne Wiesen, Wein und Oliven wuchsen in Fülle und wenig über eine Stunde entfernt, an blauer, geschützter Bucht, lag die mächtige Stadt Salona. Völkerzüge, Kriege und die zerstörenden Einflüsse der Jahrhunderte sind inzwischen über all diese Herrlichkeit hingegangen, und nur schöne Ruinen erzählen heute von der vergangenen Größe.

Beim ersten Blick wird uns klar, daß dies Riesengebäude kein Palast nach heutigen Begriffen war, sondern ein ausgedehnter Komplex von Einzelgebäuden, enthaltend die kaiserlichen Gemächer, den Tempel, die Bäder, die Wohnungen für die Glieder seiner Familie, für die Beamten, Offiziere, Soldaten und den sonstigen ausgedehnten Hofstaat, der mehr wie bei irgend einem andern Kaiser dieser Periode gerade durch Diocletian ein echt morgenländisches Gepräge erhielt. Umgeben war das ganze Gebäude von mächtigen, aber des äußeren Schmuckes nicht entbehrenden Schutzmauern, hinter welchen die kaiserlichen Wachen ihre Gemächer und Posten hatten und welche an den vier Ecken von starken Wacht- und Befestigungstürmen überragt wurden.

Wir warten den Morgen ab, um uns genaueren Aufschluß über den Palast zu holen, und wandern in aller Frühe durch die stillen Gassen des Ortes, welche meist so schmal sind, daß kein Fuhrwerk, höchstens ein bepackter Esel sie passiren kann. Labyrinthisch laufen diese mit glatten Steinplatten belegten Gäßchen durcheinander, und zu ihrer Seite erblicken wir in den Mauern und Häuserfronten mit Staunen die alten Reste von Gängen und stolzen Gemächern der kaiserlichen Burg und erkennen, daß fast das ganze heutige Spalato auf den Ruinen des alten Riesenpalastes sich erhebt. Und schon stehen wir bei dem Glanzpunkte dieser Ruinen auf einem kleinen Platze vor dem alten Jupitertempel, den die frühzeitige Umwandlung in eine christliche Kirche mehr wie alles andere vor späterer Zerstörung bewahrt hat. Er bildet ein Oktogon von edler Bauart und Ornamentik. Ueber einen verdeckten Säulengang hinaus erhebt sich der stolze, aus weißem Marmor aufgeführte Bau, und eine Galerie herrlicher Säulen aus Granit und Marmor umgibt ihn. Rings um den Platz, auf welchem wir stehen und der zugleich den Vorhof des Tempels bildet, läuft eine Galerie prächtiger, aus einem Stück roten Granits bestehender Säulen mit reichen korinthischen Kapitälen, auf denen weißmarmorne Arkaden ruhen. Von diesem Platze aus führt ein Portal, gleichfalls aus Granit und Marmor, in den Vorhof der ehemaligen kaiserlichen Gemächer.

Die Gesamtwirkung all dieser erhaltenen Baureste ist trotz ihrer mannigfachen Beschädigung noch jetzt eine ergreifende. So lange wir auf dem stillen Platze einsam in ihrem Bereiche weilen, gehen wir auf in der Erinnerung, und ganz in Träume der Vergangenheit versunken, würden wir kaum aufschrecken, wenn auf diesen breiten, feierlichen Treppen, die zum Peristil führen, wie einst der schwere Schritt des römischen Soldaten erschallte oder der Vornehme, in die farbige Toga gehüllt, aus den hohen Säulenhallen des Palastes schritte.

Statt dessen aber ziehen bunt kostümirte Morlaken vorüber, schieben mit seltsamen, bald keifenden, bald klagenden Rufen ihren schwer mit Holz, Heu oder Maiskolbenstroh bepackten Esel, von dem nur noch Kopf und Beine sichtbar sind, vor sich her, und alte, häßliche und dabei schmutzige Weiber tragen mit lautem Gespräch und Gezänke Obst und Fische zu Markt. Wie die Sonne höher steigt, wird dies Volksbild noch bunter und interessanter. Vor uns liegt, nach einem Irrgang durch düstere Gäßchen, der Fischmarkt. Da herrscht wüstes Geschrei. Hinter den Tischen stehen die Verkäufer, große, starke Männer mit schwarzem, struppigem Haar, schreien aus vollem Halse, recken die Arme aus und preisen die Waren an. Vor ihnen liegen die schmackhaften Fische des Mittelmeeres, zarte Sardinen, mächtige Thunfische, daneben seltsame Seeungeheuer, die ärmere Leute kaufen, junge Haie, Hammer- und Tintenfische. Große Säcke sind mit lebenden Krebsen gefüllt, in denen die Fischer beständig herumwühlen, um die Güte der Waren zu zeigen. An langen Stäbchen aufgespießt, hängen von der Decke der Bude abgezogene Frösche, denen nur die Köpfe abgeschnitten sind und die man sonst ganz als Leckerbissen verzehrt. Und um diese Sachen, um ein paar kleine Fischchen, erhebt sich ein Geschrei zwischen Händler und Käufer, ein drohendes Geberdenspiel, daß man glauben möchte, es käme zum äußersten. Aber gerade, wenn die Blicke am wildesten sich treffen, die Hände am heftigsten sich ausrecken, legt plötzlich der Käufer seine Kreuzer hin, um die er so lange gefeilscht, und ganz zärtlich lächelnd trennen sich die Parteien. Wer in diesem Getöse sich mit seinem Begleiter verständigen will, muß ihm in die Ohren rufen, und man ist froh, durch eine stille Gasse seiner Wege zu gehen.

Da begegnen uns aber auch schon Züge von ländlichen Morlaken, den echten Bewohnern Dalmatiens. Alle reiten auf Maultieren oder Eseln, den einzigen Transportmitteln in diesem Lande voll schluchtenreicher, wild zerrissener Gebirge.

Gleichzeitig mit ihnen kommen Bosniaken zur Stadt, die jenseits der Berge, in dem nun von Oesterreich occupirten türkischen Gebiete wohnen. Auf einem freien Platze, auf dem der Markt abgehalten wird, werfen sie die Lasten ihrer Tiere zur Erde und strecken sich selbst ohne weiteres am Boden aus. Dann stopfen sie die langhalmigen, reich verzierten türkischen Pfeifen und überlassen sich, bläuliche Rauchwölkchen wegblasend, einer Ruhe, die mit den vorherigen Leistungen in keinem Verhältnisse steht. Die Esel und Maultiere aber sammeln sich an einer schattigen Stelle unter etlichen Platanen und verzehren das spärliche, ihnen vorgeworfene Heu. Indes besorgen die Frauen auf dem Markte das Hauptgeschäft.

Ihnen überläßt der echte Morlake und Bosniake alles! Sie laufen hinterher, wenn er reitet, ſie plagen und mühen ſich ab, während er, faul hingeſtreckt, ſeine Pfeife raucht. Die Hauptgegenſtände des Handels bilden Brennholz, meiſt ein verkrüppeltes Dornengeſtrüpp des pflanzenarmen Gebirges, Maisſtroh, Getreide, Kukuruz und Obſt, darunter Pfirſiche, Feigen, köſtliche großkörnige Weintrauben und vor allem Arbuſen und Melonen von ſeltener Güte und Größe, wie man ſie ſonſt nur in Ungarn zu ſehen bekommt. Auch Geflügel iſt reich vertreten. Die Hühner ſind dabei lebend mit den Füßen zu ganzen Bündeln zuſammengebunden und liegen verſchmachtend mit geöffneten Schnäbeln in der glühenden Sonnenhitze. Hier fällt das niemand auf, und ſelbſt Damen der beſſeren Stände nehmen die hilfloſen Geſchöpfe,



Spalato von der Baſtei aus.



Morlak von Sign. Morlak von Jacosky.

wiegen und befühlen ſie in den Händen und werfen ſie, wenn ſie nicht gefallen, gleichgiltig, gleich lebloſen Gegenſtänden, wieder hin. Das ſind Bilder aus dem Volksleben, wie es ſich heute auf den Ruinen des Diokletianiſchen Palaſtes abſpielt. Wenig gemahnt in ihm an die große Vergangenheit, nur in dem edlen Geſichte und den dunklen Augen der ſchönen Frauen von Spalato blieb vielleicht ein Zug aus ferner römiſcher Zeit.

Aber Spalato ſelbſt iſt nicht der einzige Ort, an den ſich große Erinnerungen aus der Zeit der Römer knüpfen; kaum anderthalb Stunden von der Stadt entfernt liegen die ungeheuren Ruinen von Salona, welche bisher nur wenig von Fremden beſucht worden ſind. Im leichten Geſährt brechen wir an einem ſchönen Morgen von Spalato zu ihrer Beſichtigung auf. Unſer Kutſcher, geſtiefelt, wie die meiſten ſeiner ſüdländiſchen Kollegen, läßt die Peitſche gleich anfangs etlichemale unbarmherzig über die Pferde ſauſen, und in wilder Eile geht es hinaus aus der Stadt, der Landſtraße nach, einem Bergrücken entgegen, welcher die Landzunge, auf der Spalato liegt, von der weiten Bucht von Salona trennt. Oben angelangt, erweitert ſich der Blick über die Meeresbucht, auf deren blauer Fläche einige ferne Segel gehen. Gleichzeitig recken ſich vor uns die Maſſen des Gebirges mehr und mehr empor. Schon auf unſerer Seefahrt ſahen wir, fern der Küſte, dieſes Bergland wie eine köſtliche, reich ausgezackte Wolkenbank den Horizont umlagern; nun ſteht es in erſchreckender Nacktheit und Höhe vor uns mit kühnen kahlen weißen Gipfelmaſſen, die an die Dolomite Südtirols erinnern, dieſe aber noch an Pflanzenarmut überbieten.

Auf dieſem Bergſande ruht der Fluch einer Entwaldung, welche die Beherrſcher dieſes Landes, namentlich die Venetianer, ſchonungslos ausgeübt haben. Ziegen- und Schafzucht, das Verderben ſo vieler entwaldeten Mittelmeerländer, machen eine neue Aufforſtung unmöglich, und nur in dolinenartigen Vertiefungen oder geſchützten Schluchten des Gebirges zieht der Morlake einige Weinſtöcke, Oliven und Feigenbäume und umgibt dies ſpärliche Beſitztum zum Schutz gegen Räubereien mit rieſigen Steinmauern wie eine Feſtung gegen den anſtürmenden Feind. Von der Sonne mit blendendem Lichte übergoſſen, ragen dieſe ſchroffen weißen Kalkgebirge in wilder Zerriſſenheit zum blauen Himmel empor und ſtürzen ſich nach unten jäh hinab in die Flut des Meeres, die weit und blau wie der Himmel in vielfach geſchwungenen Buchten in das Bergland eindringt. Aber wie wir näher kommen, bemerken wir an deſſen Fuße bisweilen ein weites, ſanft gegen die Bergmaſſen anſteigendes Vorland, wohlangebaut und fruchtbar wie ein Garten, mit Feigenbäumen, Oliven-, Weingärten und Feldern. Menſchliche Wohnungen ſammeln ſich bald zur Seite der Straße, lärmendes Geflügel, von dem raſſelnden Wagen erſchreckt, flattert über den Weg, und Hunde jagen mit wütendem Gebell hinterher. Jenſeits des Dorfes verlaſſen wir den Wagen und ſteigen auf einem ſteinigen Pfade mitten in das Gartenland hinein. Ringsumher ſtehen dickſtämmige, knorrige Oliven- und fruchtreiche, großblättrige Feigenbäume, und aus dunklem Laube glänzen rote Granatäpfel. An kurzen Pfählen befeſtigt oder das Gemäuer mit ihren Ranken überklimmend, ſtehen Weinreben mit großen ſchwarzen Trauben, die einen kräftigen, vortrefflichen Wein liefern. — Während wir die Mauern dieſer Gärten betrachten, fällt



Bürger aus Spalato. Bürger aus Imis.

uns auf, daß ſie neben den loſen Felsſtücken häufig regelmäßig behauene Blöcke und mächtige Quadern aufweiſen; dann ſtößt der Fuß ab und zu auf fremdes Geſtein, auf buntkörnigen Granit und edlen Marmor, und ehe wir uns deſſen verſehen, ſtehen wir ſchon mitten auf dem ſtundenweit ausgebreiteten Ruinenfelde von Salona.



Periſtilium des römiſchen Kaiſerpalaſtes in Spalato.

Ein ſtattlicher Dalmatiner mit vornehm nachläſſigem Benehmen und ſtudentenmäßig auf einem Ohre ſitzendem rotem Käppchen iſt unſer Führer durch die Trümmerſtätte. Da ſehen wir zuerſt die alten Stadttore, von denen vier größere und über achtzig kleinere vorhanden geweſen ſein müſſen. Noch zeigt der Steinboden die Furchen, welche einſt die aufzuhebenden Thore eingegraben, und die Spuren der Wagenräder im Pflaſter. An anderer Stelle überraſchen uns die Ruinen von Tempeln und einer chriſtlichen Kirche aus den erſten Jahrhunderten. In der Nähe wurden eine große Menge von Steinſarkophagen mit manchen Inſchriften ausgegraben. Die meiſten derſelben ſtehen jetzt unregelmäßig durcheinander, und bei allen ohne Ausnahme hat die Raubgier der Zerſtörer die ſteinernen

Digitized by Google

Teckel durchschlagen, um unter den Gebeinen der Verderbenen nach vermeintlichen Schätzen zu wühlen. Großartige Trümmer hat das Amphitheater hinterlassen, aber auch hier breitet sich nur ein Bild wildester Zerstörung, und in der einstigen Arena bestellt nunmehr der Landmann seinen Garten. In gleicher Verwüstung sehen wir das Theater und ein Bad, dessen herrliche Mosaikreste und bunte Marmorwände noch auf die ehemalige Pracht schließen lassen. Leider schreitet die Zerstörung an diesen so interessanten Bauresten noch immer unaufhaltsam fort. Für Schutz ist kaum gesorgt, und Einheimische und Fremde zerschlagen noch heute und schleppen fort, was ihnen gerade behagt. So stehen denn nur noch von der alten Wasserleitung bedeutendere Reste, und der Aquädukt, der jetzt aus der Nähe Salonas nach Spalato führt, ist nichts anderes als eine in Stand gesetzte altrömische Leitung.

Während unserer Wanderung kauft ein anderer Dalmatiner voraus, kratzt hier und da mit einer Schaufel die Erde zurück, worauf dann prächtige Mosaikböden sichtbar werden, die er vor dem Weitergehen wieder emsig mit Erde bedeckt, oder er dirigirt vor geborstenen Säulen, Bruchstücken herrlicher Kapitäle oder Inschriften das rankende Wein- und Brombeergesträpp zur Seite. So mannigfach und wertvoll aber auch die hier aufgefundenen Reste sein mögen, einstweilen ist es — im Gegensatz zu den Ruinen von Spalato — zunächst die Ausdehnung dieses Trümmerfeldes von Salona, welche den Beschauer ergreift. In Zukunft mag dies anders werden, denn systematisch betriebene Ausgrabungen haben erst vereinzelt in neuerer Zeit stattgefunden, und sicherlich haben auf diesem Boden noch großartige Aufschlüsse für die Folge bevor; denn Salona war



Mann und Frau aus Bosnien.

und abgesehen von den damit verbundenen Kriegen und inneren Streitigkeiten, welche den ehemaligen Wohlstand des Landes untergruben, beuteten namentlich die Venetianer Dalmatien in schonungsloser Weise aus und vernichteten sogar systematisch die auf den Gebirgen noch vorhandenen Wälder, um den Feinden durch eine selbstgeschaffene Einöde den Weg zum adriatischen Meer zu verlegen. Dann folgten die Zeiten der Türkenkriege und der Türkenherrschaft, bis schließlich im Jahre 1812 Dalmatien an Oesterreich fiel. Aber an den Folgen der jahrhundertelangen Kämpfe und Schicksale leidet das Land noch heute.

Während wir noch auf den Ruinen wandeln, hat sich die Nachricht von unserer Anwesenheit bereits im nahen Orte verbreitet, und bald sind wir umringt von Männern, Weibern und Kindern, welche uns Altertümer, die auf dem Boden Salonas noch immer zahlreich gefunden werden, zum Verkauf anbieten. Wir sehen unter diesen Gegenständen zahlreiche Münzen aus den verschiedenen Perioden der Kaiserzeit, Bruchstücke von Siegelringen, edle Steine mit eingravirten Figürchen, Ketten, Nadeln und mancherlei andere Schmucksachen. Etliche Frauen, vertraut mit den Schwächen des Menschen, tragen kopfweise in kleinen Körben Feigen, Pfirsiche und Weintrauben von solcher Güte und Schönheit herbei, daß man hier in der That der Versuchung nicht lange widersteht.

Nach einer stundenlangen Wanderung über das Trümmerfeld sehen wir endlich vor einem Wirthshaus am Abhange des Gebirges bei einer Karaffe jenes herben, feurigen Weins, welchen, gleich anderen Orten Dalmatiens, auch die Gegend Salonas erzeugt. Unser Wirt hat gerade mit der Weinlese begonnen, die hier zu Lande nicht auf einen bestimmten Termin für alle Weinbergbesitzer festgelegt, sondern vom einzelnen je nach Belieben abgehalten wird. Da kommen nun aus den Weinbergen herab die kleinen Bergpferde und Saumtiere und tragen, auf ihrem Rücken festgeschnallt, große gegerbte Schaffelle, welche bei der noch deutlich ausgeprägten tierischen Form höchst seltsam aussehen und in denen die eingestampften Trauben heruntertransportirt werden. Hier schüttet man sie in die Bottiche, in denen sie bis zur Gärung, die bei der Wärme und dem großen Zuckergehalt der Beeren sehr schnell eintritt, stehen bleiben. Dann erst bringt man sie auf die sehr primitive Kelter, deren Steine in ihrer Eigentümlichkeit noch genau denen gleichen, welche wir ausgegraben auf den Trümmern Salonas sahen.

So haben sich in den Gebräuchen des Volkes manche Eigentümlichkeiten besser erhalten als die stolzen Bauwerke, welche für eine Ewigkeit errichtet zu sein schienen, und wenn heute in einsamer Schenke des Landes eine dunkeläugige Dalmatinerin den Wein aus ledernem Schlauch eingießt und das Wasser zum Mischen des feurigen Trankes zur Seite stellt, der sieht sich unerwartet zurückversetzt in die fernsten Zeiten des Altertums. Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen; die Gipfel des gewaltigen Mosorgebirges heben sich hoch und schreckhaft von dem sternenbesäten Himmel ab, der sich in echt südlicher Pracht und Klarheit über uns wölbt. Hier und da steht die dunkle, schlanke Gestalt einer Cypresse neben zerfallenem Gemäuer, und durch das sanfte Geräusch des fernen Meeres hindurch ertönt vielhundertstimmig der Gesang der Heimchen und Cikaden. In solchen Stunden zieht es wie ein Hauch der Vergangenheit über die geheimnisvolle Ruinenstätte.



Amphitheater von Salona.



Friedhof von Salona.

einer der größten Plätze des römischen Reiches, Hauptstadt Dalmatiens und Flottenstation für das adriatische Meer. Die Stadt besaß — nach der Verbreitung der Ruinen zu schließen — eine Längenausdehnung von über einer Stunde und nach Angabe einiger Schriftsteller eine Einwohnerzahl von einer Viertelmillion. Schon von Julius Cäsar sehr begünstigt und zum Dank für die ihm bewiesene Treue mit dem Ehrentitel Julianische Kolonie belegt, erlebte Salona unter der Regierung Diocletians seine höchste Blütezeit. Im Jahre 639 nach Christus wurde es von den Avaren zerstört, die unter grausenhaften Verheerungen von den Ländern der unteren Donau herangezogen kamen. Die verweichlichten Bewohner Salonas vermochten dem Ansturm der Barbaren nicht zu widerstehen, die Stadt sank in Trümmer, die Mehrzahl ihrer Bewohner wurde hingeschlachtet, und nur verhältnismäßig wenige entkamen auf den im Hafen vor Anker liegenden Schiffen. Damit war das Schicksal Salonas entschieden, aber nicht dasjenige des Landes. Auf die Raubzüge der Avaren folgten die der Kroaten, die wiederum von den Franken unterworfen wurden. Später kam das Land abwechselnd an Ungarn und Venedig,



Basilika von Salona.

Digitized by Google

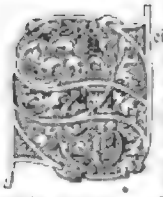
Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)



Seitdem waren etwa zwei Jahre vergangen. Wildhagens Herz hatte noch keinen Ersatz für Irene gefunden, aber sie selbst kümmerte ihn nicht mehr. Er dachte nur noch selten an sie, und wenn es geschah, ohne Verlangen, ja, ohne Bitterkeit. Sie war ihm gleichgiltig geworden. Sie hatte seinen Brief unbeantwortet gelassen, und er ihr nicht wieder geschrieben. Deisseux, von dem er in unregelmäßigen Zwischenräumen Nachrichten empfing, that der Marquise kaum noch Erwähnung und niemals im Zusammenhange mit Wildhagen.

Günther war nun achtundzwanzig Jahre alt. Er hatte die Verwaltung der Güter übernommen und lebte viel auf dem Lande. Sein Vater drängte ihn keineswegs, sich zu verheiraten. Aber Günther wußte wohl, daß es des alten Herrn letzter großer Wunsch wäre, vor seinem Tode den Sohn und Stammhalter noch glücklich vermählt zu sehen, und eines Abends brachte Günther selbst die Unterhaltung auf diesen Gegenstand. Er erklärte seinem Vater, er dächte ernstlich daran, sich zu guter Zeit auf Brautschau zu begeben. Aber wenn der Vater nichts dagegen hätte, so wollte er sich vorher die ganze Welt ordentlich ansehen. Später, wenn er einmal verheiratet sei, würde das nicht mehr angehen oder mit großen Unbequemlichkeiten und Unkosten verknüpft sein. — Günther hatte während der langen Winterabende auf dem Lande zahlreiche Reisebeschreibungen gelesen. Sie hatten den Wunsch in ihm angeregt, ferne schöne Weltteile kennen zu lernen. Es war schon damals kein großes oder schwieriges Unternehmen mehr, die Reise um die Welt zu machen, und Günther wünschte, diese Fahrt zu unternehmen. Dieselbe würde kaum ein Jahr dauern. Es sollte seine letzte große Reise sein. Nach Beendigung derselben wollte er in Wildhagen bleiben und seinen Vater nicht wieder verlassen.

Der alte Freiherr war zunächst überrascht. Er hatte zwar der großen Entwicklung des Weltverkehrs einige Aufmerksamkeit geschenkt, doch konnte er sich nicht gleich mit dem Gedanken befreunden, daß eine Reise um die Erde ein nur wenig bedenkliches Unternehmen sei. Aber der Vater und der Sohn, die in seltener Eintracht und Liebe neben einander lebten, pflegten sich leicht zu verständigen, und so war es auch diesmal. Noch an demselben Abend gab der alte Freiherr seine rückhaltlose Zustimmung zu dem von Günther vorgeschlagenen Reiseplan. Darnach wollte dieser sofort seine Vorbereitungen zur Abfahrt treffen, um noch während des Winters die heißen tropischen Länder, Aegypten, Judien, China und so weiter, zu besuchen. Das Frühjahr wollte er in Japan, den Sommer in Amerika verbringen, und zum Herbst 1869, nach etwa einjähriger Abwesenheit, nach Deutschland zurückkehren.

Dies Programm kam bis zum letzten Punkte genau zur Ausführung.

Im Monat Juli langte Günther mit dem großen amerikanischen Dampfer „China“, der auf der Linie Hongkong-Yokohama-San Franzisko auf dem stillen Ozean fuhr, wohlbehalten aus Japan in Kalifornien an. Er war seit drei Vierteljahren unterwegs, und wenn er auch bei seiner empfänglichen, starken Natur des Sehens und Reisens noch nicht gerade müde geworden war, so fing er doch an, sich nach seinem Vater, seiner Heimat, seiner Ruhe zu sehnen. — Er hatte seit vielen Monaten nur mit Fremden verkehrt, und dieser Verkehr war in allen Fällen ein oberflächlicher geblieben. Denn obgleich er, namentlich unter den sogenannten „Pionieren der Zivilisation“ einige junge, wilde Burschen kennen gelernt hatte, die ihm schnell sympathisch geworden waren und mit denen er gern genauere Bekanntschaft gemacht hätte, so hatte er doch nicht Zeit gefunden, dies auszuführen. Die jungen Leute, und zwar gerade diejenigen unter ihnen, die ihm am besten gefallen hatten, waren zurückhaltender Natur. Er fand sie bereit, jeden Ausflug zu Wasser oder zu Lande mit ihm zu unternehmen, mit ihm zu reiten, zu spielen, zu trinken, zu jagen; er gefiel ihnen augenscheinlich, und sie zeigten sich ihm gegenüber gastfreundlich in ihrer Art; aber sie fragten ihn nicht, wer er sei und was er wolle, woher er käme und wohin er ginge, und nahmen wohl an, daß sein Anteil an ihren Schicksalen nicht größer sei als der ihrige an dem seinen; von ihren eigenen Angelegenheiten pflegten sie nicht zu sprechen. Wenn Günther sie verließ, so wußte er kaum mehr von ihnen als ihre Namen und daß sie gute Reiter und Schützen und unerschrockene, starke Männer seien. Er hätte wohl mehr erfahren können, wenn er bei den Bankhäusern, an die seine Kreditbriefe gerichtet waren, Erkundigungen über diesen oder jenen eingezogen hätte, aber er war nicht neugierig, und sein Bedauern, nicht mehr von seinen Genossen erfahren zu haben, entsprang einzig dem Wunsche, der manchmal in ihm aufgetaucht war, sich dem einen oder andern näher anzuschließen. Das war aber niemals möglich gewesen, und er hatte bei jedem Abschiednehmen von seinen neuen Bekannten das Gefühl gehabt, daß er, aller Wahrscheinlichkeit nach, keinen von ihnen wiedersehen werde. Das hatte ihn manchmal wehmütig gestimmt, denn er hatte ein Herz, das, was es einmal, wenn auch leicht in sich geschlossen hatte, ordentlich festhielt.

Die Empfehlungsbriefe, die Günther für San Franzisko mit sich führte, brachten ihn sofort in die beste dortige Gesellschaft. In China und Japan hatte er beinahe ausschließlich mit Männern verkehrt. In San Franzisko lernte er eine ganz erhebliche Anzahl hübscher und liebenswürdiger Frauen und Mädchen kennen. In der Gemütsstimmung, in der er sich befand, erschienen sie ihm von bestrickendem Liebreiz.

Die jungen Kalifornierinnen sind in der That sehr häufig hübsche, verführerische Wesen, mit klaren Augen, schönen Zähnen, makelloser, matter Gesichtsfarbe, kleinen Händen und Füßen und zierlichen, schlanken Figuren. Dazu kommt bei ihnen eine den Europäer zunächst überraschende Sicherheit des Auftretens, die dem Umstande zuzuschreiben ist, daß ein jeder wohl erzogene Amerikaner sich zur ersten Umgangsregel zu machen scheint, einer jeden „Lady“, besonders wenn sie hübsch und anmutig ist, als deren unterthänigster Diener entgegenzukommen. — In ihrem Anzug huldigen die hübschen Kalifornierinnen nicht immer dem geläuterten Geschmack der Pariser Schönen, aber sie wissen genau, was ihnen gut steht, und putzen sich damit, unbekümmert darum, ob sie dabei über das in Europa übliche Maß des gestatteten Auffälligen hinausgehen oder nicht. Günther von Wildhagen würde vielleicht nicht ganz frei von einer gewissen Befangenheit gewesen sein, wenn er im Tiergarten, unter den kritischen Blicken seiner Muhmen, Basen und Kameraden, Florence Gilmore hätte spazieren führen sollen, mit breitkrämpigem Strohhut und in der blendenden Sommertoilette, die sie ihm zu Ehren angelegt hatte. In San Franzisko, in Montgommerystreet war er zufrieden und stolz an der Seite des hübschen, frischen, lachenden und schwatzenden jungen Mädchens, dem reine Lebensfreude und Unschuld auf dem lieblichen, zarten Gesichtchen geschrieben standen.

Florence Gilmore oder „die kleine Flot“, wie sie von ihren Verwandten und Freunden genannt wurde, ein blauäugiges, blondes, zierliches Ding, war noch nicht einmal achtzehn Jahre alt, als Günther sie kennen gelernt hatte. Sie war eine Vollblutamerikanerin, denn sie konnte nachweisen, daß ihre Urgroßeltern bereits aus England und Irland eingewandert waren — und sie war stolz darauf. Ihr Vater war zur „guten Zeit“, im Jahre 1846, aus New-York nach Kalifornien gekommen und hatte dort durch glückliche Land- und Häuserspekulationen ein großes Vermögen erworben. Ihre Mutter, eine vornehm aussehende, unbedeutende, herzensgute Frau, stammte aus Boston. Sie war in dem Kultus des sprichwörtlichen guten Tones dieser Stadt erzogen und jammerte häufig über die rauhen Manieren ihres etwas derben Herrn Gemahls und über das laute Treiben ihrer beiden Töchter. — Flot hatte nämlich eine kaum zwei Jahre ältere Schwester Namens Bella. Bella, Flot und „Papa“ Gilmore waren treue Verbündete, und alle drei waren der „Mama“ mit Herz und Seele ergeben und thaten ihr zu liebe, was sie ihr an den Augen absehen konnten — bis auf einen Punkt: sie wollten den Bostonton nicht annehmen und sie wollten das Leben nach ihrer Weise genießen, und dazu gehörte, daß sie laut sprechen und lachen und lebhaft gestikuliren durften. Mit den Jahren hatte sich „Mamma dear“, die liebe Mutter, wohl daran gewöhnen müssen; nur wenn es gar zu lebhaft in ihrem Salon herging, wenn die Mädchen tanzten und jubelten und der Vater dazu lachte und der Mutter Ermahnungen zur Ruhe nicht das geringste Gehör fanden, pflegte sie noch manchmal die Augen emporzurichten und verklärten Blickes, mit verzweifeltem Achselzucken die Hände zusammenzuschlagen, als riefe sie ihre Bostoner Vorfahren zum Zeugen an, daß sie an dem Unfug in ihrem Hause unschuldig sei. In solchen Fällen machte sie auch nicht selten den Versuch, das Gemach zu verlassen. Gewöhnlich wurde sie durch ihren Mann oder eine ihrer Töchter daran verhindert. Man umarmte sie, bat sie um Verzeihung, versicherte sie der Zustimmung zur Familienfreude der entschlafenen Bostoner Großeltern, brachte sie zum Lachen und versöhnte sie schnell wieder. — Die vier Leute hatten sich herzlich lieb unter einander und waren zu der Zeit sehr glücklich.

Günther hatte Florence und Bella im Hause des Herrn Arthur Winslow, seines Bankiers, kennen gelernt, und die beiden jungen Mädchen hatten ihn tags darauf, als er ihnen infolge ihrer Aufforderung einen Besuch machte, ihren Eltern vorgestellt. Von diesen war Günther mit ruhiger, vertrauender Herzlichkeit aufgenommen worden. Bella und Florence suchten sich ihre Bekannten nach eigenem Ermessen aus, und die Eltern hatten noch nie Ursache gehabt, die Freiheit zu beeinträchtigen, die sie den jungen Mädchen in dieser Beziehung gewährten.

Bella war mit einem entfernten Vetter in New-York verlobt. Sie zeigte sich deshalb Günther gegenüber nicht etwa ängstlich zurückhaltend — dazu war sie ihrer selbst zu sicher, — aber sie hatte, wie sie einfach erklärte, aufgehört zu „flirten“ und dies in so ehrlicher Weise, daß Günther, der auch etwas Beschäftigung für sein Herz suchte, sofort einsah, er habe sich zu dem Zweck an die kleine Flot zu wenden. Er that dies zunächst ohne irgend welche andere Absicht als die, sich in Gesellschaft des anmutigen Kindes in harmloser Weise bestmöglich zu unterhalten. Ging sie darauf ein, so war es gut und schön, that sie es nicht, weil er ihr nicht gefiel oder aus irgend einem andern Grunde, so war er bereit, ohne Murren auf sie zu verzichten und unter ihren jungen Freundinnen, von denen ihm eine immer hübscher als die andere erschien, Ersatz für die Widerspenstige zu suchen. Von Verliebtsein war bei ihm nicht die Rede; darüber war er sich auch selbst ganz klar. — Indem er darüber nachdachte, kam ihm zum erstenmale seit längerer Zeit wieder der Gedanke an Irenen. Ja, Irenen hatte er geliebt, und daher wußte er, wie sich Liebe bei ihm einstellte und äußerte. — Die kleine Flot gefiel ihm; das war alles; auch Bella und Cora und Mary und Edith würden ihm gefallen haben, wenn sie sich ebensoviel mit ihm hätten beschäftigen wollen, wie Florence es that. Nach und nach jedoch — und zwar bedurfte es dazu nicht vieler Tage — trat sie seinem Herzen näher. Wenn er in eine Gesellschaft kam, in der Florence sich nicht befand, so empfand er bald Langeweile und entfernte sich wieder; war sie dagegen anwesend, so fand er sofort ihre lachenden jungen Augen, die ihn an ihre Seite riefen, und dann flogen die Stunden so rasch dahin, daß es ihn wunderte und verdroß, wenn sie ihn endlich darauf aufmerksam machte, daß es wohl an der Zeit sei, aufzubrechen. Nicht selten geleitete er sie dann noch bis vor die Thür ihres Hauses, und einigemale durfte er ihr bei der Gelegenheit den Arm geben, was ihm große Freude machte. Eines Abends überraschte er sich in der Betrachtung ihres Händchens, das nachlässig und leicht auf seinem Arm ruhte.

„Der Mann wäre wohl glücklich zu nennen,“ sagte er sich später, als er allein war, „der als Beschützer der kleinen Flot an ihrer Seite durchs Leben wandeln würde.“ Er hatte sich früher oftmals klar gemacht, daß er Irenen nicht verstünde; —

Florence erschien ihm durchsichtig wie Kristall, und alles, was er an ihr sah und erkannte, war licht und rein. Es wurde ihm recht schwer ums Herz, wenn er daran dachte, daß er Kalifornien nun bald und damit auch seinen kleinen Liebling verlassen sollte.

Eines Abends, im Gilmoreschen Salon, fing er an, von seiner bevorstehenden Abreise zu sprechen. Die Mutter und Bella nahmen die Mitteilung, die für sie nichts Ueberraschendes haben konnte, mit höflichem Bedauern entgegen; Florence öffnete ihre großen Rinderaugen noch weiter und sah ihn starr und stumm an, mit unverkennbarem Schrecken auf dem Gesichte.

„Wann werden Sie abreisen?“ fragte Frau Gilmore.

„Noch vor Ende dieses Monats,“ antwortete Günther. „Also in fünf oder sechs Tagen etwa.“

„Das ist schade!“ fuhr Frau Gilmore fort; „wenn Sie noch etwas warten wollten, so könnten wir die Reise nach New-York zusammen machen.“

Und auf Günthers Frage setzte sie diesem auseinander, daß die Vermählung ihrer Tochter Bella gegen Ende August in New-York stattfinden und daß sich die ganze Familie in spätestens vierzehn Tagen nach den Oststaaten begeben werde.

„Mein Mann, der immer viel zu thun hat,“ schloß Frau Gilmore, „reist vielleicht am zwanzigsten August. Aber wir drei, die Mädchen und ich, werden uns voraussichtlich schon am zehnten auf den Weg machen.“

„Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns begleiten wollten,“ sagte Bella.

„Natürlich!“ bestätigte Frau Gilmore. „Können Sie Ihre Abreise nicht noch etwas verschieben?“

Günther konnte es eigentlich ganz gut. Er wurde erst zum Herbst von seinem Vater erwartet. Wenn er Mitte September von New-York abreiste, so war das früh genug. Es war ursprünglich sein Plan gewesen, die letzten sechs Wochen seines Aufenthaltes in Amerika zu benützen, um die Vereinigten Staaten nach verschiedenen Richtungen hin zu durchstreifen.

„Aber wozu?“ fragte er sich jetzt. „Um noch ein oder zwei Dutzend großer Städte kennen zu lernen, die ich heute übers Jahr vergessen haben werde?“

Er blickte sinnend vor sich hin, ohne Frau Gilmores Frage zu beantworten. Als er die Augen wieder aufschlug, war der Stuhl, den Florence kurz vorher eingenommen hatte, leer. Sie war leise aufgestanden und hinausgegangen, ohne daß Günther es bemerkt hätte.

„Wo ist mein großer Freund?“ fragte er.

Herr Gilmore hatte einmal leichthin gesagt, Florence sei Herrn von Wildhagens großer Freund, und seitdem pflegte Günther sie scherzend so zu nennen.

„Wo ist mein großer Freund?“ wiederholte er.

Frau Gilmore, die mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war, sagte:

„Ja, wo ist das Kind hingegangen?“

Bella zeigte stumm nach der Veranda.

„Ich werde sie zur Beratung hereinholen,“ sagte Günther und verließ das Zimmer.

Als er gegangen war, sprach Frau Gilmore leise und ängstlich zu ihrer ältesten Tochter:

„Bella, das ist nicht ganz richtig mit Florence. Sie sah wie verstört aus, als Herr von Wildhagen von seiner Abreise sprach.“

„Das habe ich längst kommen sehen,“ antwortete Bella ruhig.

„Wie? Was?“ fragte die Mutter bestürzt.

„Nun, Flo hat sich in Wildhagen verliebt.“

„Um Himmels willen, Bella! Treibe es ihr wieder aus dem Kopfe!“

„Aber warum denn? Mir gefällt Wildhagen ganz gut.“

„Du bist nicht recht gescheit! Wir kennen den Mann gar nicht. Gott weiß, was er für Absichten hat. Und glaubst Du, daß Dein Vater jemals seine Zustimmung dazu geben werde, daß Flo einen Fremden heirate; und daß ich mich von dem Kinde trennen und sie nach Europa ziehen lassen würde?“

„Liebe Mama,“ erwiderte Bella, „Herr von Wildhagen ist ein ordentlicher und anständiger Mann. Ich habe mich bei Arthur Winslow nach ihm erkundigt. Arthur sagte mir, er sei seinem Vater von ihrem Londoner Bankier in außergewöhnlich warmer Weise als ‚höchst achtungswert‘ anempfohlen worden. Der deutsche Konsul grüßt ihn höflichst, wenn er ihm begegnet. Er hat neulich, einzig Wildhagen zu Ehren, eine große Gesellschaft veranstaltet. — Hast Du nicht auch bemerkt, wie er dort ausgezeichnet wurde? Ich habe übrigens schon vor acht Tagen an Henry — dies war Bellas Bräutigam — „geschrieben, er solle genaue Erkundigungen über Wildhagen einziehen. Wenn wir nach New-York kommen, werden wir alles erfahren, was wir zu wissen brauchen.“

„Ich will gar nichts wissen,“ sagte Frau Gilmore ungeduldig. „Meine Kinder sollen sich in Amerika verheiraten. Geh zu Florence und bring sie herein. Sie soll nicht mehr mit dem Fremden allein sein.“

„Laß nur, Mutter,“ beruhigte Bella mit sicherer Ueberlegenheit, „das Uebel ist nun einmal geschehen; heute abend wird es nicht mehr schlimmer werden. Wenn Herr von Wildhagen euch mißfällt, so werde ich Florence schon zur Vernunft bringen.“

„Er mißfällt mir nicht, aber er ist ein Fremder, und ich will nicht, daß er mir mein Kind fortnimmt. Bring sie herein — oder ich hole sie selbst!“

Dem wollte Bella vorbeugen. Sie erhob sich deshalb, um auf die Veranda zu gehen.

Dort hatte sich inzwischen ein für die Beteiligten sehr wichtiger Auftritt abgespielt. Als Günther auf die Veranda trat, stand die kleine Flo an einen Pfeiler gelehnt und blickte in die dunkle, stille Nacht hinaus. Günther hatte nicht beabsichtigt, sie zu überraschen, und trat laut genug auf, als er sich ihr näherte, aber sie that, als ob sie ihn nicht kommen hörte. Als er neben ihr stand, rief er sie leise bei Namen, und da wandte sie sich langsam zu ihm. — Sie hatte geweint; aber was Günther, der dies wohl bemerkte, noch viel mehr rührte, das waren die ehrlichen, ungeschickten Anstrengungen, die sie machte, ihre Gemütsbewegung zu beherrschen und zu verbergen. Sie erschien dem jungen Mann dabei so mädchenhaft stolz und doch wieder so hilflos und schwach, daß innigstes Mitleiden ihn übermannte und er ihr am liebsten gleich gesagt hätte: „Liebe Flo, weine nicht, ich mache alles wieder gut.“ Aber dazu oder zu Aehnlichem sollte es an jenem Abend noch nicht kommen.

„Ist es nicht unerträglich heiß?“ sagte sie klagend. „Ich habe solche Kopfschmerzen! Ich sehe gewiß ganz blaß aus.“

Es lag Günther fern, Florence verlegen machen zu wollen, und er ging bereitwillig auf die durchsichtige kleine Komödie ein, die sie vor ihm aufführte.

„Ja, es ist sehr heiß,“ sagte er, „und es wundert mich gar nicht, daß Sie Kopfschmerzen haben. Ich fühle mich auch angegriffen.“

Florence war beruhigt. Günther über die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit so vollständig getäuscht zu haben, und wandte sich wieder von ihm ab. Günther beobachtete die fast noch kindlichen Umrisse des lieblichen Gesichts, das schöne, weiche blonde Haar, den schmalen weißen Nacken, den süßen roten Mund, dessen schwellende Lippen, wie die eines schmollenden Kindes, das soeben geweint hat, leicht geöffnet waren.

„Fräulein Florence!“ sagte er.

„Ja?“ kam es klagend und fragend von ihr zurück.

„Was würden Sie dazu sagen, wenn ich meine Abreise verschöbe, um Sie bis nach New-York zu begleiten?“

Wie von einem warmen Sonnenstrahl getroffen, leuchteten plötzlich freudig und hell die großen, klaren Augen, die vor einer Sekunde noch so traurig geblickt hatten. Aber das junge Mädchen hielt den Ausdruck ihrer Freude zurück und sagte ruhig, wie — so meinte sie — Bella und Mama und jeder andere höfliche Mensch auch gesprochen haben würde:

„Das wäre sehr freundlich von Ihnen!“

Das junge Herz war zum Zerspringen voll; die Brust hob und senkte sich schnell. Vielleicht hatte sie in der Aengstlichkeit, ihre Gefühle zu verbergen, zu wenig gesagt. Er durfte jedenfalls nicht glauben, daß ihr sein Bleiben gleichgiltig sei.

„Ach ja, bleiben Sie!“ fuhr sie fort. „Ich würde mich so darüber freuen, unter Ihrem Schutze zu reisen, und ich würde Sie gar nicht quälen. Ich will alle meine Pakete und Taschen selbst tragen. Nur die Reisedecke müßten Sie mir manchmal abnehmen, die kann ich nicht allein tragen, sie ist zu schwer für mich,“ und dabei zitterte ihre Stimme und die Thränen traten ihr wieder in die Augen und sie streckte mit rührender Bewegung ihre zarten Händchen vor, als nähme sie diese zum Zeugen ihrer hilfsbedürftigen Schwäche.

„Nun,“ sagte der glückliche Günther, „dann muß ich natürlich auf Sie warten! Wer sollte sonst die schwere Decke tragen?“

In dem Augenblick erschien Bella.

„Herr von Wildhagen begleitet uns nach New-York,“ sagte Florence in freudiger Aufregung.

Darauf antwortete Bella genau so, wie ihre Schwester es gethan hatte, als sie ihre Gemütserregung verbergen wollte. Sie wandte sich mit einer artigen Bewegung zu Wildhagen und sagte in herzlichem Tone:

„Das ist sehr freundlich von Ihnen!“

Wildhagen gefiel der ältern Schwester, und er sowohl wie Florence durften auf sie wie auf eine treue Verbündete rechnen.

Bella wußte schon längst, was in Florencens Herzen vorging. Wenn diese ihr noch nicht gestanden hatte, daß sie Wildhagen liebte, so war dies nicht aus Mangel an Vertrauen geschehen, sondern weil das junge Mädchen selbst noch nicht erkannt, sich noch nicht zu gestehen gewagt hatte, daß sie liebte. Für Bella war dies aber kein Geheimnis mehr, und deshalb hatte sie auch bereits bei ihrem Freunde Arthur Winslow und ihrem Bräutigam Henry Conren Erkundigungen nach Wildhagen eingezogen. Ihre nächste Sorge war nur, eine Erklärung zwischen Florence und Günther so lange hinauszuschieben, bis die Auskunft über Wildhagens Verhältnisse eingetroffen sein würde. Lautete diese günstig, so rechnete sie zuversichtlich darauf, daß es ihr gelingen werde, Vater und Mutter zu bewegen, ihre Zustimmung zu der Verbindung zwischen Florence und Günther zu geben. Auch Bella hätte ihre kleine Schwester lieber an einen Amerikaner als an einen Fremden verheiratet gesehen, aber Wildhagen gefiel ihr ganz besonders. Er sah gut und ehrlich aus und sie hatte — außer ihrem Henry — noch niemand angetroffen, dem sie ihre geliebte Flo so ruhig hätte anvertrauen mögen wie dem neuen deutschen Freunde. Der Gedanke, daß Günthers Erklärung doch auch noch abgewartet werden müsse, daß man noch nicht wissen könne, ob er überhaupt gewillt sei, Florence zu seiner Frau zu machen — der Gedanke beunruhigte Bella nicht. — Wo gab es ein hübscheres, besseres Mädchen als Flo? — Günther müßte blind sein, um sich über ihren Wert zu täuschen. Aber er war nicht blind! Das erkannte die kluge Bella wohl an dem Aufleuchten seiner Augen, wenn sie Florence erblickten. In diesem Augenblick strahlten diese Augen in heller Freude. — Sollte er bereits gesprochen haben? — Bella warf einen fragenden Blick auf ihre Schwester und war beruhigt. Florence, wenn schon sie zufrieden schien, wenn schon die argen Kopfschmerzen, die sie geplagt hatten, sicher ganz verschwunden waren, sah doch nicht so aus, wie sie auszusehen haben würde, wenn ihr kurz vorher eine sie beglückende Liebeserklärung gemacht worden wäre.

„Wir dürfen die arme Mama nicht so lange allein lassen,“ sagte Bella, und damit ging sie voraus in das Empfangszimmer zurück. Die beiden anderen folgten ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Synagoge in München.

Nachdem auf Ludwigs I. Veranlassung zahlreiche Monumentalbauten in München entstanden waren und Max II. durch Anregung zur Erfindung eines neuen Stils seiner Residenzstadt einen eigenartigen Charakter aufzuprägen versucht hatte, trat nach seinem Tod eine Zeit der Ruhe auf dem Gebiet der Architektur ein, obgleich doch gerade sie dazu berufen ist, beständig nach außen hin den Standpunkt der bildenden Kunst zu kennzeichnen. Erst die letzten Jahre haben in dieser Hinsicht wieder eine Wendung zum Bessern gebracht mit der Vollendung des Prachtbaues der Akademie der bildenden Künste. Mit den schönsten Hoffnungen darf München hinsichtlich seiner Monumentalbauten nun auch der nächsten Zukunft entgegensehen, nachdem Prinzregent Luitpold den Bau des Justizpalastes in die bewährten Künstlerhände des Professors Fr. Thiersch gelegt hat. Die neue Aera der öffentlichen Bauten unter der Regentschaft wurde in den letzten Septembertagen durch die Einweihung der neuen Synagoge aufs ehrenvollste eröffnet.

Die Vorgeschichte dieses Baues geht weit in die siebenziger Jahre zurück; schon damals hatte Architekt Albert Schmidt zwei

Pläne für die Synagoge angefertigt, den einen in arabiſch-gotiſchen, den andern in byzantiniſchen Bauformen. Bekanntlich werden ſeither die meiſten Synagogen in arabiſch-mauriſchem Stil gebaut, obgleich Salomos Tempel auf Zion weit eher eine Verwandtſchaft mit dem altägyptiſchen Stil, als mit dem erſt der Zeit des Islam angehörigen arabiſchen haben mochte; ſchon Semper war mit ſeiner Dresdener Synagoge (1838 bis 1840) von dem damaligen Gebrauch teilweiſe abgewichen, indem er ſich der mauriſch-arabiſchen Kunſt mehr nur zur Dekoration ſeines byzantiniſch gedachten Baues bediente. Mit Recht war denn auch bei dem Münchener Bau der arabiſche Stil grundſätzlich ausgeſchloſſen, und man kann ſich deſſen nur freuen; wer die orientaliſche Kunſt kennt, der weiß auch, daß ihre Hauptſtärke auf der farbigen Flächendekoration beruht und daß ſie ſich niemals zu einer monumental wirkenden äußeren Erſcheinung aufgeſchwungen hat. Niemals wäre der mächtige Eindruck erzielt worden, den jetzt die majeſtätiſche breite Turmgruppe an der Hauptfaſſade durch die romaniſchen Formen macht, deren Gliederungen in ihrer hellen Steinfarbe vortrefflich mit den röthlichen Ziegeln des Mauerwerks kontraſtiren. Daß der Architekt bei dem zur Aufnahme von 1000 Männern und 800 Frauen beſtimmten Gotteshaus den Langbau einem Zentralbau vorzog, lag zum Teil wohl an der Geſtalt des Bauplatzes, der im übrigen nicht günſtiger hätte gelegen ſein können: inmitten der Altſtadt, an einem Platz, der einſt durch Planirung



Die neue Synagoge in München.

von Wall und Graben entſtanden war, dicht hinter der nun auch niedergelegten alten Stadtmauer, an welche noch bis vor wenigen Monaten ſich das Künſtlerheim der „Allotria“ anlehnte. Wer im nächſten Jahre von der „Internationalen Kunſtausſtellung“ im Glaspalaſt ſeinen Weg nach der „Deutſchnationalen Kunſtgewerbeausſtellung“ ſucht, dem wird das hübſche Bild, welches ſich durch die Gruppirung der Synagoge mit den Türmen des ehemaligen Jeſuitenkollegiums und der Frauenkirche darbietet, unvergeßlich bleiben. Das Innere, welches an Größe nur von den Synagogen in Berlin und Breslau übertroffen wird, zeigt in der Hauptſache eine dreiſchiffige Hallenanlage, welche aber durch Hinausrücken der Seitenwände und Durchbrechen der Strebepfeiler den Charakter einer fünfſchiffigen Kirche erhalten hat. Ueberhaupt findet man, daß die ganze Anlage, insbeſondere auch die Anordnung der ſtark anſteigenden Emporen, aus praktiſchen Anforderungen hervorging. Daß dieſer neuartige innere Organismus mit den alten romaniſchen Formen harmoniſch verſchmolzen iſt, muß dem Architekten als beſonderes Verdienſt zugeſchrieben werden. Durch eine hübſche Vorhalle mit prächtigen Thüren betritt man das imponante, gut beleuchtete Mittelſchiff, in deſſen Hintergrund zwei breite Marmortreppen zum Allerheiligſten hinaufführen, über welchem die Orgel und ein Sängerchor angelegt iſt; die Höhe des Mittelſchiffs beträgt 17½ Meter, ſeine Breite über 11 Meter, die Breite der Seitenſchiffe über 6 Meter. Ohne reiche Anwendung von Malerei und Skulptur kommt hier



Auf den Lagunen. Gemälde von Luigi Steffani.

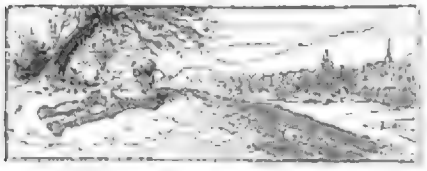


Mädchen und Jungfrauen. Augenblicksbilder aus dem Leben. Originalzeichnung von H. Vesfel.

Digitized by Google

die ernste, religiöse Stimmung zum Ausdruck. Wie das große Ganze, so sind auch alle Einzelheiten, die zum Teil dem Gebiet des Kunstgewerbes angehören, mit gleicher Liebe und Sorgfalt durchgeführt. Die Modelle zu sämtlichen Ornamentalen Bildhauerarbeiten an Kapitälen und Kreuzblumen, an den Subsellien und der Orgel stammen von Bildhauer Karl Fischer; die Orgel wurde von Orgelbauer Merz ausgeführt, die Subsellien von Kunstschreiner Ballin; die Mosaische Kunstanstalt lieferte die Glasmalereien; die prachtvollen Beschläge rühren von Hofschlosser Moradelli, die reizvollen Gobelinstoffe und so weiter von Arzberger & Cie. und die überaus reichen Goldstickereien des Allerheiligsten vom Hofbronnzer her. Sämtliche, mit Ausnahme der Augsburger Firma Riedinger, in München.

L. Curtius.



Aus den Erinnerungen eines ausgedienten Soldaten.

Mit Randzeichnungen von S. Läbes.



Ist es nicht eine Lust, in gemütlichem Kreis einem wackern Gesellen zuzuhören, der frisch zu erzählen, kleine Anekdoten gut und wirksam vorzutragen versteht? Gewiß, die Erfahrung lehrt uns täglich und stündlich, wie sehr diese Gabe im geselligen Leben geschätzt wird und denjenigen, der sie besitzt, zu einem allwärts willkommenen, gern gesehenen Gast zu machen pflegt. Doppelt erfreulich ist sie, sofern der Erzähler in der Lage ist, interessante Erinnerungen aus seinem eigenen Leben zu berichten. Wenn nun ein solchergestalt begabter und überdies den Zeichenstift in künstlerischer Weise handhabender Menschenkind das Interessanteste aus seinen Erinnerungen niederschreibt und es daneben in seinen Hauptscenen bildlich verzeichnet, so sind alle Grundbedingungen zu einer Erscheinung anziehendster Art gegeben. Als eine solche darf denn auch das auf derartigen Grundlagen fußende, jüngst ausgegebene Buch: „Ein Soldatenleben im Krieg und Frieden", von Hermann Lübes, mit Illustrationen von Verfasser (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) in vollem Sinne bezeichnet werden. Lübes ist als gewandter Zeichner namentlich militärischer Vorgänge unseren Lesern längst bekannt. Hier bewährt er sich nicht nur nach dieser Richtung hin, sondern er trägt auch seine soldatischen Erlebnisse in einer Weise vor, die gerade in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit ihren besonderen Reiz entfaltet. Hören wir ihn beispielsweise nur einmal die eine oder andere kleine Reminiszenz aus der Zeit vortragen, da er noch bestandenen Rekrutentagen die Frühjahrsübungen des Jahres 1859 mitzumachen hatte. „Die Größe der Berliner Garnison," so schreibt er, „gestattet es im Gegensatz zu kleinen Garnisonen, daß Brigade- und Divisionsexerzitien in nächster Nähe auf dem Tempelhofer Felde abgehalten werden. Der große Platz hatte damals leider noch nicht die schöne Grasdecke, die er jetzt auf seinen größten Teile hat, er wurde abwechselnd in verschiedenen Schlägen beackert und entwickelte deshalb im Sommer bei den Truppenbewegungen zuweilen einen Staub, der ganz unerträglich war. Eines Tages war auch ein größeres Exerzieren befohlen, und unser Bataillon stand als Avantgarde, die Front nach Tempelhof, rechts an der Chaussee, etwa in der Mitte der Steigung, da wo aus den ehemaligen Sandgruben jetzt die grüne Villenkolonie Wilhelmshöhe herausgewachsen ist. Die Uebung hatte noch nicht begonnen, und wir standen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es dauerte auch nicht lange, bis wir hinten von der Dragonerkaserne aus an der lebhaften Bewegung einer größeren Reitergruppe die Ankunft des Prinzregenten mit seinem Stabe bemerkten. Neugierig sahen wir uns um, es war ja noch nicht „Stillgestanden!" kommandirt. Da mit einemmale, was war das? Sämtliche Offiziere flogen von ihren Pferden und liefen einem Punkte zu, es war gerade am Fuße des Berges, wo heute die Kreuzbergstraße abzweigt. Durch einen herankommenden Offizier wurde es bald bekannt.

Der Prinzregent war mit dem Pferde gestürzt. Nun wurde noch ängstlicher nach rückwärts gesehen, aber, gottlob, es wahrte nur eine Minute; auf dem damals noch ungepflasterten Terrain der Belleallancestraße war der Fall jedenfalls nicht gefährlich gewesen. Der Prinz war unverletzt geblieben und sprengte gleich darauf im Galopp zu uns heran und vorüber. Die schnelle Gangart des Pferdes hinderte ihn nicht, uns ein kräftiges: ‚Guten Morgen, Gardeschützen!' zuzurufen, dem aber gleich darauf beim Ueberblicken der Bataillons die Bemerkung folgte: ‚Der Hornist der dritten Compagnie steht nicht auf seinem Platze," und vorüber war die ritterliche Erscheinung. Der Hornist war aus Neugierde ein wenig von seinem Platz geraten und hatte denselben bei dem raschen ‚Stillgestanden!' nicht genau wieder erreichen können. Der Brave wird eine kleine Strafe bekommen haben, aus aber Aller der Vorgang einen großen Respekt vor dem Scharfblick des Prinzen ein."

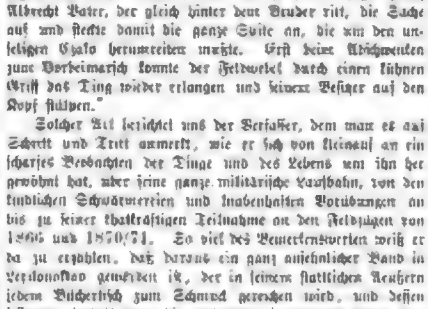
Das ist unstreitig ein in seiner Bündigkeit ganz charakteristischer Zug, ebenso charakteristisch wie die bildliche Darstellung des stattlichen Kriegsherrn in dem Augenblick, da er unmittelbar nach dem glücklich bestandenen Unfall sich zu Roß seine Truppen inspizirt.

„Auch eines heiteren Vorganges", fährt unser Erzähler fort, „erinnere ich mich von einer Parade her. Das Bataillon stand als ein Teil der langen Infanterielinie in Linie zweigliederig aufgestellt. Der Prinzregent war schon am rechten Flügel angekommen, der Präsentiermarsch ertönte, die Trommeln wirbelten, während bataillonsweise präsentirt wurde. Wir hörten schon das dumpfe Stampfen der Pferde, als auch bei uns das Kommando ‚Präsentirt's Gewehr!' erscholl. In dem Augenblicke der exakten Ausführung desselben flog meinem Nebenmanne, einem strammen Westpreußen, der Gyako mit dem Roßschweif dicht vom Kopfe und blieb etwa fünf Schritte vor der Front liegen, wo der Wind mit den Pferdehaaren neckisch im Staube spielte. Ein etwas ungeschickter und übereifriger Hintermann hatte mit der Bluche so kräftig unter den Rückenschwung gestoßen, daß der Gyako trotz angelegener Schuppenkette (damals wurden diese noch an denselben getragen) weit davon flog. Selbstverständlich konnte unter präsentirtem Gewehr der Unfall nicht wieder gut gemacht werden. Der Prinzregent ritt ernst vorüber, aber um so heiterer setzte Prinz Albrecht Vater, der gleich hinter dem Bruder ritt, die Sache auf und steckte damit die ganze Suite an, die um den unseligen Gyako herumreiten mußte. Erst beim Abschwenken zum Vorbeimarsch konnte der Feldwebel durch einen kühnen Griff das Ding wieder erlangen und seinem Besitzer auf den Kopf stülpen."

Solcher Art berichtet uns der Verfasser, dem man es auf Schritt und Tritt anmerkt, wie er sich von kleinauf an ein scharfes Beobachten der Dinge und des Lebens um ihn her gewöhnt hat, aber seine ganze militärische Laufbahn, von den kindlichen Schwärmereien und Knabenhaften Vorübungen an bis zu seiner thatkräftigen Teilnahme an den Feldzügen von 1866 und 1870/71. So viel des Bemerkenswerten weiß er da zu erzählen, daß daraus ein ganz ansehnlicher Band in Oktavformat geworden ist, der in seinem stattlichen Aeußern jedem Büchertisch zum Schmuck gereichen wird, und dessen fesselnder Inhalt durch die zahlreichen eingestreuten Bilder verstärkte Anziehungskraft erhält.



Der Prinzregent von Preußen auf dem Tempelhofer Paradefeld (1859).



Herbstbilder aus der Reichshauptstadt.

Von

Fedor von Zobeltitz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Mit den ersten kühleren Winden, die über das Land streichen und im fahl werdenden Laub der Bäume rascheln, mit der herbstlichen Wandlung in der Natur, beginnt auch Berlin seine Physiognomie zu ändern. Den poetisch melancholischen Uebergang vom Sommer zum Herbst, der sich draußen im langsamen Erblühen der bunten Blumenfreudigkeit, im Ausatmen der ganzen Natur kundgibt, kennt die Großstadt nicht; hier kommt der Herbst über Nacht — der kalte Regen, der das Trottoir näßt, und der Reif, der die Brücken bedeckt, melden ihn an. Aber der unfreundlich nasse Geselle weckt innerhalb der städtischen Mauern das Leben, das er draußen ertötet. Die letzten Badegäste, die sich mit Todesverachtung am Strande und im Hochgebirge bis in den Oktober hinein durchgefroren haben, kehren zu den Penaten zurück, von den oberen Zehntausend verläßt einer nach dem andern den ländlichen Herrensitz und sucht das Berliner Palais wieder auf — der Puls der Großstadt beginnt schneller und kräftiger zu schlagen, nun es dem Winter entgegengeht.

Den Beginn der Saison kündigten wie immer die Rennen in Charlottenburg an, die in dem Kampf um den Großen Preis auch diesjährig wieder ihren Höhepunkt erreichten. Es ist eine unleugbare und sehr erfreuliche Thatsache, daß die Vorliebe des Berliners für den Rennsport von Jahr zu Jahr steigt. Seit die Traberbahnen in Weißensee infolge von mancherlei Nachlässigkeiten einen guten Teil ihres Rufes eingebüßt haben — auch beim letzten Meeting waren wieder einige unglaubliche Unregelmäßigkeiten zu verzeichnen, die vor dem zuschauenden Publikum in höchst drastischer Weise gerügt wurden — hat sich das Hauptinteresse auf die Charlottenburger Rennbahn konzentriert. Die große, den Tiergarten durchschneidende Allee, die vom Brandenburger Thor nach der Nachbarresidenz führt, bietet an den Renntagen ein reizvoll belebtes Bild. Die ganze „bessere" situirte Hälfte der Einwohnerschaft Berlins ist auf den Beinen, und diese Wallfahrten nach dem märkischen Olympia sind auch für den, der den Geheimnissen der Sportwelt ferner steht, ein Genuß abwechslungsreicher Art. An typischen Figuren mangelt es nicht — gerade auf dem Rennplatz trifft man immer wieder mit jenen charakteristischen Gestalten zusammen, die überall da zu finden sind, wo Lustiges Wiehern ertönt. Dazu ein demokratisches Durcheinander, trotz der exklusiven Ritterlichkeit, die dem Rennsport als Signatur anhaftet. Neben den markanten Gesichtern der Buchmacher, der behäbigen Physiognomie des ehrsamen Schlächtermeisters, dem Gaunerprofil, das den berufsmäßigen Wetter kennzeichnet, taucht der aristokratische Kopf des Garde-Kavallerieoffiziers aus der Menge hervor, und irgend ein Prinz von hohem Geblüt plaudert vielleicht ungenirt mit einem Rekrutjungen Jockey, dessen Wiege in einem schlesischen Bauernhause stand. Am Startplatz ist naturgemäß immer die Uniform am meisten vertreten, wie denn auch einem schneidigen Kavallerieoffizier die Gründung der Charlottenburger Rufe als Ersatz für den zur Neuzeit von allerhand dunklen Gestalten überschwemmten Hoppegarten zu verdanken ist. Unter den bunten Uniformen, denn alle Waffengattungen von der Garde du Corps bis zur Artillerie sind vertreten, verschwinden beinahe die wenigen Zivilisten, die hier eine hervorragendere Rolle spielen, aber die Namen Oehlschläger, Spekemann, Kapitän Jos, Thun, Lehnsen und andere werden nicht weniger oft genannt, als die der Herren von Tepper-Laski, Heyden-Linden, Schmidt-Laski, Decken, Uslar, Schweitzer und wie sie alle heißen. Die Schaudt um den Großen Preis brachte für die Eingeweihten keine sonderlichen Ueberraschungen. Man hatte allerdings versucht, für Herrn Oehlschlägers prächtige irische Schimmelstute „Adare" Stimmung zu machen, und nach ihren Gesamtleistungen verdiente sie allerdings auch eine erhöhte Aufmerksamkeit trotz ihrer Niederlage bei dem letzten Charlottenburger Handicap-Jagdrennen. Doch sie besaß in der vierjährigen „Savigny" des Lieutenants Rohde, die in der Frühlings-Steeplechase zu Frankfurt den Sieg über den vielgerühmten „Crown Derby" davongetragen, ferner in Graf Bismarcks braunem Hengst „The Ranger", in Herrn von Schmidt-Laskis „Sutton" und in Graf Sierstorpffs „Anderton" Konkurrenten, die gefährlich werden konnten. Und sie wurden es in der That. Adare wurde glänzend geschlagen und lief erst als sechste ein, während der vom größeren Publikum bisher wenig beachtete braune Wallach „Fénelon" des Lieutenants von Heyden-Linden, den sein Besitzer selbst ritt, mit einer Länge nach prächtigem Wettstreit über Savigny siegte. Fénelons Lorbeeren bestätigten dieser Tage die

Berliner Sportewelt in so interessirter Weise, daß darüber selbst die patriotische Begeisterung über den „königlich" Graditzer Hengst „Pumpernickel" abgedämpft wurde, der als dreifacher Saint-Leger-Sieger in die Heimat zurückkehren durfte und einen glänzenden Beweis für die Bedeutung der mannigfach verlästerten deutschen Vollblutzucht abgegeben hat.

Das Allgemeininteresse des Berliners für den Sport tritt übrigens auch durch die Thatsache zu Tage, daß die Hauptstadt seit Jahresfrist zwei Zirkusunternehmungen besitzt. Seitdem Renz vor einer langen Reihe von Jahren den Franzosen Déjean aus dem Felde geschlagen, ist er der Alleinherrscher auf dem Gebiete der Equestrik geblieben. Nach kurzem Kampfe mußte Salamonski der gefährlichen Konkurrenz weichen, und andere Helden der Manège, wie der Amerikaner Myers, der Italiener Ginnelli, Herzog-Schumann und Wulff wagten nur in der Sommersaison, während welcher Renz abwesend war, nach Berlin zu kommen. Das ist jetzt anders geworden. August Krembser, ein ehemaliger Zirkusjockey aus tüchtiger Schule, hat den Kampf mit Renz mit großerer Energie als seine Vorgänger aufzunehmen versucht und, wie es scheint, mit Glück. Dem jungen Institut fehlt es freilich noch an den hervorragenden Leistungen und namentlich an der bestechenden Eleganz, durch welche die Renzsche Arena ihren unantastbaren Ruf begründet hat, aber es ist nicht zu zweifeln, daß Krembser mit der Zeit dem genannten Altmeister hippologischer Kunst ein Rivale werden kann, mit dem zu rechnen sein wird, namentlich angesichts des Umstandes, daß das Publikum dem Krembserschen Unternehmen wohl will. Berlin ist im übrigen groß genug, um zwei Schaustätten dieser Art neben einander am Leben zu erhalten; unsere Weltstadtbürger sind zudem unterhaltungsbedürftige Leute, die nach des Tages Last und Arbeit sich gern an einem künstlerischen Genuß — zum großen Teil leider auch an einem weniger künstlerischen — erfreuen. Berlin besitzt gegenwärtig genau gezählt ein Dutzend Theater, in welchen allabendlich den Musen Weihrauch gestreut wird, und überdies noch eine stattliche Anzahl kleinerer Bühnen, auf denen der Alkohol, der „Verräthonist" und die Chansonette um den Vorrang ringen. Alle diese Theater machen Geschäfte, eine Thatsache, die freilich weniger dem Kunstsinn des Berliners als seiner Vergnügungssucht zu danken ist, denn der Berliner sucht durchaus nicht diejenigen Bühnen mit Vorliebe auf, von denen herab ihm die Musen als hehre Götter entgegentritt — die unverzeihliche Schwäche für den „Ulk" und den „höheren Mumpitz" haftet ihm immer noch an, scheint unausrottbar in ihm zu sein.

Es gab eine Zeit — gottlob, daß sie hinter uns liegt — in der die Berliner Lokalposse in hoher Blüte stand, und selbst die ernsthafteste Kritik hat gelegentlich zu öfterem den Verfall dieser eigentümlichen Kunstgattung — man verzeihe die Anwendung des Wortes Kunst in dieser Verbindung — beklagt. Die Versuche, hin und wieder einer dieser alten Possen frischen Odem einzublasen, haben indessen gezeigt, daß die Zeiten andere geworden sind, und auch jene Kritik, die sich werdend in warmherziger Weise der Werke des toten Kalisch und seiner ersten Nachfolger angenommen, mußte gestehen, daß uns der Sinn für diese Art Humor abhanden gekommen ist. Trotzdem treibt der alte Possenblödsinn nach wie vor lustig seine traurigen Früchte, und leider läßt sich das Publikum noch immer diese schale Kost gefallen. Es ist das unberechenbarste Publikum der Welt, gerade das Berliner; heute zischt es einen Autor aus, der seine fade Wiener Ware in Berlin abzulagern versucht, und morgen klatscht es an anderer Stelle noch minderwertigeren Zux frenetischen Beifall. Wir haben daher im Zentrum der Stadt ein inselartig vom besseren Bürgerstande vielbesuchtes Institut, das seit Jahren dem unglaublichen Unsinn bereitwilligst seine Pforten geöffnet hat. Der jetzige Pächter, ein geschäftskundiger und umsichtiger Mann, ist bei all diesem Unsinn reich geworden, und der jetzige Direktor wird es gleichfalls werden, denn das Publikum stürmt förmlich sein Theater. Es belacht die abgedroschenen Späße, die ein Clown vorzutragen sich schämen würde, und es bejubelt die Brutalität der Handlung, die sich vor seinen Augen abspielt. Ein anderes Theater zweiten Rangs, dessen Leiter sich anfänglich höhere Ziele gesteckt, verfolgt seit Jahren die Praxis, sich neu scheinende Händen die Reportageromane, die in einem vielgelesenen Lokalblatt veröffentlicht werden, zu „Sensationsdramen" zusammenschneidern zu lassen, und es kommt geschäftlich besser dabei fort als ehedem, da es sich nach der Pflege einer edleren Richtung widmete. Man muß sehr optimistisch denken, wenn man den enthüllenden Einfluß verkennen will, den dieses spekulative Entgegenkommen gewisser Theaterdirektionen auf den Geschmack und das Empfindungsvermögen des Volkes ausübt, und schon aus diesem Grunde kann man die beiden neuen großen Theaterunternehmungen, die Parnaß und Dr. Oskar Blumenthal ins Leben zu rufen beabsichtigen, nur mit hoher Freude begrüßen. Was in Bezug auf diese neuen Unternehmungen bisher ungemein sympathisch berührte, ist die Thatsache, daß die beiden Gründer jede geräuschvolle Reklame verschmähten und dafür mit schweigender Energie der Verwirklichung ihrer Projekte entgegenarbeiten.

Das gesellschaftliche Leben will noch nicht recht in Fluß kommen. Die Herbstmeetings und die Jagd überbieten das ganze Interesse, die Salons stehen noch leer. Auf eine wohlbekannte Persönlichkeit, die bisher in fast jeder größeren Gesellschaft zu finden war, hat Berlin für die Zukunft Verzicht leisten müssen. Mit schwerem Herzen ist der frühere Gesandte Griechenlands, der greise Rhangabé, von der ihm lieggewordenen zweiten Heimat geschieden. „Ich lasse mein halbes Herz in Berlin," so äußerte er sich kurz vor seiner Rückkehr nach Athen in vertraulichem Kreise, und in der That, der alte Herr hatte es verstanden, sich eine ungemessene Anzahl treuer Freunde zu schaffen. Er war in seiner Art ein Original, ein echter Gelehrter, der als solcher wenig auf seinen äußeren Menschen hielt und oft in seltsamster Toilette



Das pneumatische Dynamit-Torpedogeschütz.

in der Gesellschaft erschien. Aber von seinem vortrefflichen Charakter und seiner Herzensgüte wußte man zahlreiche bezeichnende Züge zu erzählen, und seine bestechende Liebenswürdigkeit entzückte auch diejenigen, die sonst vom dem tadellosen Sitz des Fraokes auf die Lauterkeit des Innern zu schließen pflegen. Der Verlebtheitsgrad Rhangabés war ein erstaunlich großer. Bei seiner eminenten geistigen Lebhaftigkeit fühlte er sich nach der Verheiratung seiner Lieblingstochter Charikleia mit dem russischen Fürsten Labanoff in dem einsam gewordenen Heim nicht mehr behaglich, und so war der kleine Herr mit dem mächtigen, interessant geschnittenen und von spärlichem weißem Haar umrahmten Kopf beständig auf der Wanderschaft. „Ich kann nicht einmal überall meinen Abschiedsbesuch machen," klagte er nach seiner Abberufung von Berlin, „denn das würde ein Vierteljahr in Anspruch nehmen, und wollte ich da, wo ich bekannt bin, auch nur meine Besitenkarte abwerfen, so würde ich zweitausend solcher Karten gebrauchen" ... Die Berliner Gesellschaft hat in Rhangabé jedenfalls einen höchst interessanten, überaus liebenswürdigen Gast verloren.

Das pneumatische Dynamit-Torpedogeschütz.

Mit den großen Fortschritten, die unsere Zeit auf technisch-industriellem Gebiete macht, gehen merkwürdigerweise Hand in Hand die Vervollkommnungen in derjenigen Kunst, die nur dazu geschaffen zu sein scheint, die Errungenschaften des menschlichen Geistes und die Werke der Menschenhände zu zerstören, in der Kriegskunst. Amerika nimmt diesmal den Ruhm in Anspruch, die Welt mit einem neuen Mittel zu rascher und gründlicher Vernichtung beschenkt zu haben, mit dem pneumatischen Dynamit-Torpedogeschütz. Die Erfindung desselben datirt schon in das Jahr 1883 zurück, wo ein Mr. Mefford ein solches Geschütz konstruirte, mit dem dann 1884 die ersten Proben zu New-York Harbor im Fort Hamilton gemacht wurden. Dadurch war das Problem gelöst, mit leicht explodirbaren Stoffen zu feuern ohne Gefährdung der eigenen Mannschaft und Zerstörung des Materials. Denn alle bezüglichen Versuche mit den gewöhnlichen Geschützen hatten ungünstige Ergebnisse geliefert und das betreffende Geschütz zu weiterer Verwendung untauglich gemacht.

Die neu konstruirte Kanone nun (the pneumatic dynamite torpedo gun) war ein 28 Fuß langes Metallrohr ohne Zahl, mit einem innern Durchmesser von 2 englischen Zoll und einem äußern von 2,5 bei einer Dicke von ¼ Zoll. Das Luftreservoir hatte einen Raumin halt von 12 Kubikfuß und war mit dem Bodenstück der Kanone durch einen biegsamen ledernen Schlauch verbunden. Ein metallener Hahn ließ die Luft ein- und austreten. So primitiv und roh dieser Mechanismus auch war, so warf das Geschütz doch Projektile auf eine Entfernung von 1910 Meter unter einem Druck von 500 Pfund. An Stelle eines langsam verbrennenden Pulvers wurde komprimirte Luft benützt. Bald wurden verschiedene Verbesserungen angebracht. Die Klappe wurde automatisch gemacht, so daß sie zwischen Oeffnen und Schließen stets ein gleiches Quantum Luft herausließ. Ebenso wurde die Kanone nach Länge und Weite so hergestellt, daß sie mit größerer Leichtigkeit gehandhabt werden konnte und ihre Pressionsfähigkeit bis auf 1000 Pfund erhöht wurde. Vor allem war es der Artillerieleutenant E. L. Zalinski von der Vereinigten Staaten-Armee, welcher seine Zeit der Weiterentwicklung und Vervollkommnung dieses Geschützes widmete. Unsere Abbildung zeigt die neueste Konstruktion. Es ist ein 8 Zoll-(englisch) Geschütz mit einem schmiedeeisernen Rohre, welches mit einer nahtlosen, ½ Zoll dicken Hülle von Kanonenmetall überzogen ist, und arbeitet mit einem Druck von 1000 Pfund. Bei einer Erhebung des Rohres zu einem Winkel von 35 Grad erreichte eine Bombe, die 60 Pfund explodirbaren Stoff trug, eine Schußweite von 2⅝ Meilen und eine Bombe mit 100 Pfund Ladung, 2742 Meter Schußweite bei einer Erhebung von 32 Grad. Die Maschine, welche den Luftdruck bewirkt, befindet sich unter einem Schutzdach in kurzer Entfernung von dem Geschütz. Was die Genauigkeit betrifft, so hat ein Versuch, der vor kurzem von der United States Naval Board damit gemacht wurde, die günstigsten Ergebnisse geliefert. Das Ziel befand sich in einer Entfernung von 1467,55 Meter; von fünf abgegebenen Schüssen erreichten dasselbe vier, während der fünfte 6,37 Meter darüber hinausging. Außer dieser Genauigkeit spricht ein anderer sehr wichtiger Faktor zu Gunsten dieser pneumatischen Kanone, das ist die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der sie lenkrunirt werden kann. Um sie aber auch auf dem Wasser gebrauchen zu können, hat die Regierung der Vereinigten Staaten ein Fahrzeug bauen lassen, ein schmales Boot, welches zwei derartige Geschütze tragen soll, ein 10½zölliges und ein 12½zölliges. Das erstere wirft eine Bombe von 200 Pfund explodirbarer Gelatine (Dynamit), gleich 326 Pfund Schießbaumwolle, das größere eine Bombe von 400 Pfund, gleich 652 Pfund Schießbaumwolle. Das Boot soll eine Geschwindigkeit von 20 Meilen in der Stunde haben, mit einer Doppelschraube versehen sein und mit Dampfsteuerung; der Steuermann lenkt zugleich den Lauf des Bootes und das Feuer der darauf befindlichen Kanonen.

Auf den Lagunen.

(Zum Bild Seite 120.)

Die Lagunen Venedigs haben ein zwiefaches Gesicht. Zur Zeit der Ebbe machen sie einen sehr prosaischen Eindruck, wenn aber die Flut da ist, sind sie die Verkörperung einer lieblichen, lächelnd träumerischen Poesie. Den südlichen Himmel scheinen sie mit all seinem Lichtglanze getrunken zu haben und überfluten alles, was in

Digitized by Google

und auf ihnen ist, mit einem Zauberschimmer, der aus einer andern, stillen, friedlicheren, seligen Welt zu stammen scheint. Das verleiht auch Venedig seinen märchenhaften Charakter und macht eine Fahrt auf den Lagunen unvergeßlich. Wie die Segel im Lichtäther dahinschweben, die Gondeln sanft schaukeln auf dem mildleuchtenden Spiegel und grünlich bemooste Pfähle den großen Fahrzeugen den Weg andeuten zur schimmernden Stadt dort in der Ferne, deren Paläste die leuchtende Flut sanft umspült. Es wird auf den Lagunen gefischt, gerudert, gebadet, geschwommen. Dampfer ziehen silberne Furchen und Segel kommen lautlos und verschwinden plötzlich. Es herrscht hier ein seltsames Leben, still und heiter, und dort hinten träumt die mächtige Stadt ihren Traum von der Weltgeschichte und dem geisterhaft schnellen Schritt der Jahrhunderte.

Literatur

— **Als fünfter Band der kleinen Romane aus der Völkerwanderung** von Felix Dahn ist jetzt der historische Roman „Fredigundis“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) erschienen. Aus dieser sturmbewegten und wilden Zeit führt uns der Autor ein Weib vor, eine Ziegenhirtin romanischer Abkommung, die den Frankenkönig Chilperich der Frane so berückt, daß er, obwohl er weiß, daß sie seine Gemahlin ermordet, die Geliebte zur Königin der Franken macht. Die Verwandten der Frau entdecken die Mordthat, und da Chilperich die Mörderin dem Gericht auszuliefern sich weigert, fallen jene in sein Land ein, und es entspinnen sich blutige Kriege, in denen Chilperich schließlich den Tod findet. Fredegundis endet, von allen verlassen, als Greisin in Wahnsinn und Verzweiflung. Das ist in kurzen Zügen das Gerippe der reich gegliederten, gut komponierten Handlung, deren kulturhistorische Details ebenso interessant sind wie die Charaktere, unter denen der schwächlich erzogene, gewissenlose, verschlagene und leidenschaftliche Frankenkönig und dann Fredegundis, eine wunderschöne, ehrgeizige, kalte Kokette grandiosen Stils, unsere Aufmerksamkeit besonders erregen. Der stattliche Band schließt sich würdig den früheren an und zeigt in vollem Maße alle die Vorzüge, welche Felix Dahn eigen, freilich auch die Schwächen des Autors, die hier in der ab und zu stark gedrechselten Sprache sich recht fühlbar machen.

— **Ein sehr farbiges und lebhaftes Bild des Lebens der Fremdenkolonie in Alexandrien** bietet der Roman „Glück und Geld“ von G. Reuter (Leipzig, Friedrich). Dieser Roman schildert den Ehestand einer Deutschen von starkem, naturwüchsigem Fühlen und edler Charakteranlage mit einem italienischen reichen Bankier, der ein harter, egoistischer und völlig äußerlicher Mensch ist. Die Konflikte sind wahr und interessant dargestellt, und wir vermuten, daß eine weibliche Feder das Seelenleben der Frau gezeichnet. Wir glauben dies auch aus dem Schlusse des Romans zu erkennen, denn der deutsche Professor ist derartig als schwärmerisches Frauenideal gemalt, daß wir nach unserem Geschmack den klugen Bankier, den kühlen Verstandesmenschen jenem Afrikareisenden, einem Musterbild gefühlvoll tugendhafter Langweiligkeit, vorgezogen hätten. Die deutschen Professoren als Typen alles Edlen fangen nachgerade an fürchterlich zu werden. Davon abgesehen, bleibt der Roman immerhin noch eine bemerkenswerte Leistung; einzelnes, wie das Leben in der großen Marktkaserne Ora in Alexandrien, der Gegensatz zwischen deutschem und italienischem Leben und Handeln ist vortrefflich und deutet auf große Begabung.

— **Von Flögels „Geschichte des Grotesk-Komischen“ ist jetzt** eine neue Auflage, bearbeitet von M. Ebeling, erschienen (Leipzig, Barsdorf). Das interessante Werk ist erweitert worden und bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Durch die angeführten Belegstellen und viele Illustrationen hat das Buch noch einen größeren Wert erhalten. Es ist zwar mehr für Literaturfreunde als für das große Publikum berechnet, wird jedoch seines eigenartigen und amüsanten Inhaltes wegen auch von Lesern, welche sonst derartige Bücher nicht zur Hand nehmen, mit Vergnügen durchstudiert werden. Die Ausstattung des Werkes ist hübsch und geschmackvoll.

— **Von Jahr zu Jahr geben die Gothaischen Hofkalender** und genealogischen Taschenbücher Auskunft über den bei Abschluß ihrer jährlichen Redaktionsperiode vorgefundenen Stand der Genealogien der fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Geschlechter. Die Bewegungen innerhalb eines Jahres aber sind so bedeutend, daß der Wunsch nach einer fortlaufenden zeitschriftlichen Uebersicht über dieselben ein schon vielfach zu Tage getretener und gewiß in noch weit zahlreicheren Fällen in der Stille gehegter ist. Diesem Wunsch kommt die seit Anfang Oktober 1887 im Verlag und unter Redaktion von C. Stöckhardt in Stuttgart monatlich zweimal erscheinende „Deutsche Adels-Chronik“ entgegen. In übersichtlicher Gliederung und geschmackvoller, dem exklusiven Charakter des Blattes entsprechender Ausstattung berichtet sie über die jeweilig neuesten Bewegungen und Veränderungen im Stande der fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Häuser, sowie der adeligen Familien des deutschen Reiches. Den Hof-, Familien- und Personalnachrichten schließen sich die hierher bezüglichen Ordensverleihungen, sowie kurze Sportberichte, Notizen über erfolgte Schenkungen und allerlei den Adelsstand unmittelbar oder mittelbar berührende große und kleine Zeitereignisse an, verschönt durch Bildnisse hervorragender fürstlicher und hochadeliger Persönlichkeiten. Wir sind überzeugt, daß das unseres Wissens noch einzig in seiner Art dastehende Blatt in den Kreisen, für die es geschrieben ist, sich des lebhaftesten Anklangs erfreuen wird.

Georg Ebers wird auf den diesjährigen Weihnachtstischen wieder mit einer neuen Gabe vertreten sein. „Elifen“ betitelt sich die poetische Erzählung, der er als einem Lieblingskinde auch das poetische Gewand der streng bemessenen Rhythmen und wohlklingenden Reime angelegt hat. Das in der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinende Buch wird rechtzeitig ausgegeben werden, um seinen Zweck als Weihnachtsgeschenk richtig erfüllen zu können.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **In der Villa des Dürener Fabrikanten Peill hat Arthur Kampf** unlängst aus Mitteln der Freiherr von Vielhaber Stiftung ein größeres Fresko, „Gebet nach der Schlacht bei Leuthen“, vollendet. Der jetzt vierundzwanzigjährige Düsseldorfer Künstler erregte zuerst auf der Berliner Jubiläumsausstellung durch sein Riesenbild „Die letzte Aussage“ Aufsehen. War das Talent des Künstlers auch auf dieser Hervorbringung nicht zu verkennen, so mußte man doch ein zu starkes Hinneigen zu den modernen französischen Impressionisten bedauernd konstatieren. Um so freudiger muß man betreffs des Dürener Bildes anerkennen, daß der historische Stoff läuternd auf das fraglos ursprüngliche Talent eingewirkt, daß hier ein durch und durch moderner Künstler einen historischen Stoff in volkstümlicher Weise gelöst hat.

— **Nach der Komposition von Charles Rochussen haben** zwei Amsterdamer Künstler, A. van der Waay und C. S. Wittkamp junior, gemeinsam ein Kolossalbild: „Albas letzter Ritt längs der Buitenkant in Amsterdam, Oktober 1573“ in Oel ausgeführt, das bei seiner Ausstellung in Düsseldorf berechtigtes Aufsehen erregte. In überlebensgroßen Figuren schildern die Künstler auf der 7 Meter hohen und 9 Meter breiten Leinwand den Moment, wo der spanische Herzog von der Besichtigung der gegen die immer mächtiger andrängenden Aufständischen auszurüstenden Flotte über die Buitenkant heimkehrt. Die Künstler haben es verstanden, den geistigen Gedanken des Bildes voll zum Ausdruck zu bringen, ohne etwas gesunden Realismus entraten zu brauchen. Die Architektur ist mit großer Virtuosität plastisch dargestellt, die Charakteristik Albas, sowie der Nebenfiguren eine vollendete.

— **Historienmaler Ferd. Knab in München ist im Begriff,** für den Damensalon eines neuen Lloyddampfers siebenzehn sich aneinander reihende Bilder zu vollenden, die einen Schloßgarten im Renaissancestil darstellen. Der geistvolle Künstler beherrscht die Formen dieses und erst neuerdings wieder geläufig gewordenen Stils so selbständig, daß man seinen freien Erfindungen im Stile des Rokoko stets gerne folgen wird.

— **Professor Paul Thumann, der hauptsächlich durch seine** Illustrationen in den weitesten Kreisen bekannte Künstler hat seine Berliner Professur aufgegeben und gedenkt diesen Winter in Florenz zuzubringen.

Anton von Werner, der Direktor der Berliner Kunstakademie, ist zur Zeit mit Ausführung des Gemäldes beschäftigt, welches die deutsche Kolonie in England der Königin Victoria als Jubiläumsgabe widmet. Das Bild stellt den Kaiser am neunzigsten Geburtstag inmitten seiner Familie dar. Eine Skizze wurde der Königin bereits beim Jubiläum überreicht.

— **Der Historienmaler J. Weiser in München ist im** Begriff, ein großes Genrebild: „Die gestörte Hochzeit“ zu vollenden.

— **Am 30. September wurde zu Konstantinopel eine** bemerkenswerte Ausstellung eröffnet, nämlich die erste Kunstausstellung der seit 1882 bestehenden Ecole des Beaux Arts. Sie weist etwa hundert Objekte zumeist türkischer Zöglinge auf, die sich auf die drei Schwesterkünste Malerei, Bildhauerei und Architektur verteilen. Besonders hervorgehoben werden die architektonischen Entwürfe.

Der Ziehungstermin der Berliner Kunstausstellungslotterie ist auf den 21. und 22. November verlegt worden.

Tonkunst.

— **Die beiden ersten diesjährigen Abonnementskonzerte** der Stuttgarter Hofkapelle haben eine Reihe interessanter Erscheinungen gebracht. Orchestervorspiel und Scene aus Hugo Wehrles noch unaufgeführter Oper „Witiges, König der Ostgoten“, Text von Theodor Souchay, führten sich so charakteristisch ein, daß man sich von dem ganzen Werk Bedeutendes versprechen darf. In großartigem Stil konzipiert und durchgeführt, ist G. Linders „Vorspiel zu Goethes Faust“, das seine erste Wiederholung erfuhr. Ein junger Geiger, Fink, trug zwei Kompositionen seines Meisters Singer mit schönem Ton, feinem Verständnis und lobenswerter Technik vor. Emil Sauer glänzte hier wie in seinem kurz darauf gegebenen eigenen Konzert als ein Pianist, dem seine fabelhafte Fertigkeit und sein Reichtum an Schattierungen, unter denen namentlich sein weiches piano und sein fast unvergleichliches pianissimo entzückend sind, lebhaften Beifall eintrugen, mit dem auch den vorgenannten Leistungen gegenüber nicht gegeizt ward. Die Hofkapelle selbst bewährte unter Dr. Klengels und Dopplers Leitung ihre hohe Bedeutung an einer Reihe trefflich gelöster Aufgaben klassischen und romantischen Stils.

Bühne.

— **Mit großen Erwartungen wurde der ersten Aufführung** von Spielhagens neuem vieraktigem Schauspiel „Die Philosophin“ im königlichen Residenztheater in München entgegengesehen. Das Stück brachte es jedoch trotz einer verhältnismäßig recht guten Besetzung nur zu einem Achtungserfolg. Daß es indes neben seinen Mängeln auch Schönheiten aufweist, daß nicht selten der Dichter zu Worte kommt, der die Geister zu fesseln, die Herzen zu rühren versteht, ist bei einem Spielhagenschen Stücke selbstverständlich.

— Im Theater am Gärtnerplatz hat die neueste Bauernkomödie der Schriftstellerin und Schauspielerin Hartl-Mitius, „Am Weiterstein“, durchschlagend gewirkt. Die Verfasserin, welche selbst die Rolle der Heldin, einer liebeskranken, weltabgewandten Dirn, sehr schneidig spielte, wurde durch reichen Beifall ausgezeichnet.

Das Hamburger Stadttheater brachte als seine erste Schauspielnovität „Jula“, ein in Rußland spielendes Schauspiel in vier Akten von Francis Stahl, und errang damit einen günstigen Erfolg. — Das im Carolatheater zu Leipzig zur ersten Aufführung gebrachte Volksschauspiel „Aus unseren vier Wänden“, frei bearbeitet nach M. Thoresens norwegischem Original „In der Tören“ von Reinhold Ortmann, hat nach dem Erfolge, den es gefunden, begründete Aussicht, ein gutes Repertoirestück unserer Bühnen zu werden. Das Stück behandelt in einem dem norwegischen Dichter eigenen, gesunden Realismus Vorgänge aus der bürgerlichen Familie. Es schildert den Konflikt, in den ein in falschen Prinzipien befangener Geschäftsmann aus falschen Verdachtsgründen gegen seinen Sohn gerät. Geschürzt wird dieser Konflikt von einem aus rasender Leidenschaft zum Betrüger an seinem Wohltäter werdenden Mitarbeiter des alten Kaufherrn. Das Ganze erinnert an Björnsons „Fallissement“, ist aber doch mehr im Rahmen der Familienkomödie gemütreich durchgeführt. — Einen entschiedenen Erfolg hatte das Neustädter Hoftheater in Dresden mit Otto Girndts neuem vieraktigem Lustspiel: „Die Maus“, welches ohne alle pikanten Zuthaten durch seine harmlose Liebenswürdigkeit das Publikum den ganzen Abend in heiterer, angenehmer Laune erhielt. Die Hauptfigur ist eine immer in Aufregung lebende, um das Wohl der Ihrigen, besonders ihres einzigen Sohnes stets besorgte Frau, welche sich in dieser Sorge zu zahllosen Mißgriffen hinreißen läßt und überall Verwirrung anrichtet. Den hauptsächlichsten Anlaß zur fieberhaften Unruhe gibt der aufgeregten Mutter ein Backfisch mit dem Spitznamen „Maus“, der, obwohl ganz unschuldig, eine Reihe ergötzlicher Verwechslungen herbeiführt. — Nach monatelangem Studium und Vorproben, an denen in den letzten Tagen der Komponist persönlich teilnahm, ging im Frankfurter Opernhause Massenets vieraktige Oper „Der Cid“ zum erstenmale in Scene. Der Text der Oper, von Max Kalbeck für die deutsche Bühne vortrefflich übertragen, lehnt sich in seinen zehn Bildern zumeist an das Corneille'sche Trauerspiel an, läßt aber zum Vorteile des Ganzen den Liebhaber Chimenens, Don Sancho, in Wegfall kommen. Die Handlung ist zumeist dramatisch belebt; besonders bietet eine im zweiten Akt eingelegte spanische Frühlingsfeier auf dem Hauptplatze von Burgos mit originellem Ballet, worin sich Massenet als Meister dieser Musikgattung zeigt, angenehme Abwechslung. Der Komponist vertritt in musikalischer Hinsicht in diesem seinem neuesten Werke den Standpunkt der großen französischen Oper; er bietet zumeist Interessantes, manchmal auch Triviales, aber immer ist seine Musik wirkungsvoll, namentlich hat er in den Ensemblestücken und den Finales Außerordentliches geleistet. Allerdings ist er nicht frei von Reminiszenzen, aber er verwertet sie meist geschickt.

Gesundheitspflege.

— **Unter den Geschenken, welche dem Kronprinzen zum** Geburtstag zugingen, befindet sich auch eine zur Gesundung des hohen Herrn förderliche Gabe, nämlich eine Anzahl in eleganten Kästchen verpackter Sodener Mineralpastillen. In Soden hat vor Jahren (1869) auch der Schwager des Kronprinzen, Großherzog Friedrich von Baden, Genesung gefunden und zu dankbarem Andenken kostbare Zierpflanzen für den Kurpark gestiftet.

Heer- und Seewesen.

— **Schießübungen bei elektrischem Licht wurden unlängst** auf dem Artillerieschießplatze bei Jüterbogk vorgenommen. Ein errichtetes Fort und die daneben befindlichen Zielbatterien wurden aus 38 Geschützen verschiedenen Kalibers bis zu 21 Centimeter-Mörsern darauf 24 Stunden hindurch mit etwa 2500 Granaten und Shrapnels aus einer Entfernung von 2500 bis 3800 Meter von verschiedenen Seiten aus beworfen, wobei das Ziel während der Nacht zeitweilig elektrisch beleuchtet ward.

— **Die zehn türkischen Offiziere, welche vor mehr als drei** Jahren in der preußischen Armee bei den verschiedenen Waffen angestellt wurden, um den Dienst genau kennen zu lernen, sind nunmehr als Premierlieutenants aus ihrer Stellung à la suite der Armee wieder ausgetreten, um als Instrukteure zur türkischen Armee, in der sie vorher schon teilweise den Rang von Hauptleuten, sogar von Majors bekleidet hatten, zurückzukehren. Eine Anzahl anderer türkischer Offiziere befindet sich schon seit einigen Monaten in einer Militärvorbereitungsanstalt in Berlin, um dort die deutsche Sprache zu erlernen und später gleichfalls der preußischen Armee zur Erlernung des Dienstes überwiesen zu werden.

Wie jetzt bestimmt verlautet, sind die Versuche und Verbesserungen des Mannlicher Repetiergewehres endgiltig abgeschlossen und die Einführung desselben vom Reichskriegsministerium befohlen worden, indem der österreichischen Waffenfabrikgesellschaft der bestimmte Auftrag zur beschleunigten Herstellung nach dem angenommenen Modell zugegangen ist. Das früher bereits angenommene Kaliber von 11 Millimeter ist auf 8 Millimeter herabgesetzt worden. — Neuerdings ist eine Vermehrung der ungarischen Artillerie beschlossen worden, indem das XV. Armeecorps seine eigene Artillerie, welche aus Gebirgsgeschützen bestehen soll, erhält.

Sport.

Bei der Hofjagd auf den Himberger Feldrevieren, zunächst Wiens, kamen 1080 Hasen zur Strecke. Davon erlegte Prinz Wilhelm von Preußen 188 Stück, König Milan von Serbien 170, Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, der den kaiserlichen Jagdherrn vertrat, 90 und Prinz Leopold von Bayern 89 Stück.

— **Die beiden großen Hindernisrennen zu Berlin-Charlottenburg** brachten große Felder zum Pfosten. Das lange Jagdrennen über 6000 Meter, 10,000, 4000, 3000, 2000 und 1000 Mark den 5 ersten Pferden, gewann Lieutenant von Heyden-Linden auf seinem a. F.-W. „Fénelon“ vor „Savigny“, „Lady Tempest“, „Anderlen“, „The Ranger“, „Adare“, „Sutton“, „Wellington“ und „Full Cry“, und im großen Hürdenrennen (6000 Mark über 3000 Meter) holte sich Lieutenant Kelsch den 3jährige br. St. „Savigny“ eine Revanche, indem sie „Don Mercurio“, „Medusa“ und 8 andere Pferde schlug.

— **Bei dem Wiener Hindernismeeting gewann die Oktober-**Steeplechase von 6000 Gulden über 6400 Meter Graf O. Medens a. br. W. „Woodman“ unter H. von Baltazzi vor „Elison“, „Argonaut“ und 4 anderen.

— **Eine große Ueberraschung brachte das Cambridgeshire.** Peters dreijähriger br. H. „Gloriation“, der 50:1 in den Wetten stand, blieb Sieger vor „Bendigo“, „Oatlands“ und 17 anderen. Eine großartige Leistung vollbrachte dabei wieder „Bendigo“, der das große Rennen schon einmal gewonnen und zweimal zweiter

gelaufen, indem er das höchste Gewicht ebenso wie vierzehn Tage vorher im Cesarewitsch auf den Platz trug.

— Das Hürdenrennen der Dreijährigen bildete die Hauptnummer des Hindernismeetings zu Berlin-Charlottenburg am 16. Oktober. Es siegte Captain Joës hochgewichtiger „Cockenzie“ überlegen vor „Ilsenburg“ und 8 anderen.

— An der Spitze der erfolgreichen Rennställe in Deutschland steht wieder das königliche Hauptgestüt Graditz, und zwar mit 150,010 Mark. Es folgen Captain Joë mit 62,170, Oehlschläger mit 58,982, Ulrich mit 58,562.50, Johnson mit 50,205, dann ein ungarischer Sportsman, Graf Tassilo Festetics, mit 45,200 Mark.

— Die Flachrennsaison Oesterreich-Ungarns schloß am 16. Oktober in Budapest. Im Oktoberhandicap siegte P. von Tornys sehr günstig gewichtete „Si“ vor des preußischen Hauptgestüts „Waschmädchen“ und 6 anderen, und den Kladruberpreis holte sich Derbyfavorit, E. von Blaskovits' „Pindar“ nach Kampf vor „Tegetthoff“ u., während Mr. Traills „Cintra“ den Staatspreis nach Gefallen vor „Goldene Rose“ und so weiter nach Hause brachte.

— Lord Ailesbury, der wegen Verleitung seines Jockeys zu unehrlichem Reiten für immer von Englands Rennbahnen ausgeschlossen wurde, verkaufte infolge dessen seinen Rennstall. Dabei erzielte die dreijährige „Gallinule“ einen Preis von über 100,000 Mark.

— Einen Hochsprung über 183 Centimeter brachte der amerikanische Weitspringer Page fertig, womit er seine, sowie alle übrigen derartigen Leistungen weit in den Schatten stellte.

— Französische Ruderer als Gegner haben die Deutschen im nächsten Jahre in Wien zu erwarten. Die beiden besten Skuller Frankreichs haben den festen Entschluß gefaßt, auf neutralem Boden den deutschen Meistern entgegenzutreten.

— Die Meisterschaftskonkurrenzen bei den Radfahrern nehmen immer mehr überhand, so daß bereits jetzt die Fachorgane den Vorschlag machen, von denselben keine Notiz mehr zu nehmen. Hoffentlich faßt der große deutsche Radfahrerverband über Winter einen ernsten Beschluß in dieser Frage, der den Eigenmächtigkeiten Einzelner ein Ende macht.

— Der einbeinige Schwimmer G. Oeldermann hat in New-York über 300 Ellen neuerdings einen Sieg errungen.

Denkmäler.

— Nachdem nun die Platzfrage des Leipziger Siegesdenkmals zu Gunsten des Marktplatzes entschieden ist, wird man in diesem Winter das Monument zur Aufstellung bringen und im Frühjahr nächsten Jahres enthüllen. Inzwischen ist der Schöpfer jenes Denkmals, Professor R. Siemering, beschäftigt, die Nebenfiguren für das Philadelphier Washingtondenkmal zu vollenden, nachdem die 170 Zentner schwere Hauptfigur bereits seit September auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsort ist.

— In Preßburg ist das von Viktor Tilgner ausgeführte Denkmal des Komponisten Hummel enthüllt worden.

Gestorben.

— August Graf von Marschall, Erbmarschall in der Landgrafschaft Thüringen, österreichischer Kämmerer, 62 Jahre alt, am 18. Oktober, in Oberweidling bei Wien.

— Landgerichtsrat a. D. Falda, bekannt durch historische, juristische und ästhetische Schriften, am 13. Oktober, in Kassel.

— Rudolf Todt, Superintendent, einer der ersten Führer der Christlich-Sozialen, am 14. Oktober, in Brandenburg.

— Dr. Paul Ewald, Privatdozent an der Universität Berlin, Mitarbeiter der „Monumenta Germaniae“, 36 Jahre alt, am 14. Oktober, in Berlin.

— Jean Bernard Jauréguiberry, der bekannte französische Admiral und Senator, 72 Jahre alt, Mitte Oktober, in Paris.

— Frau von Kusserow, Gattin des preußischen Gesandten in Hamburg, 41 Jahre alt, am 17. Oktober, in Baden-Baden.

— Cuvillier-Fleury, Mitglied der französischen Akademie, ehemals Erzieher des Herzogs von Aumale, 83 Jahre alt, am 18. Oktober, in Paris.

— Jules de Lesseps, Bruder von Ferdinand v. L., früher Vertreter Tunesiens in Paris, 78 Jahre alt, am 19. Oktober, in Paris.

— Bankier Baron Stern, Chef der bekannten Londoner Firma Stern Brothers, 78 Jahre alt, am 20. Oktober, in London.

— Beresford-Hope, langjähriger Vertreter der Universität Cambridge im Parlament, 67 Jahre alt, am 20. Oktober, in London.

— Otto von Bernuth, ehemals Polizeipräsident von Berlin, später Regierungspräsident von Köln, 70 Jahre alt, am 21. Oktober, in Bonn.

— Vizeadmiral z. D. von Jachmann, 65 Jahre alt, am 22. Oktober, in Oldenburg.

— August Lußt, 1. bayrischer Regierungsdirektor a. D., auch als Historiker bekannt, 85 Jahre alt, am 22. Oktober, in Karlsruhe.

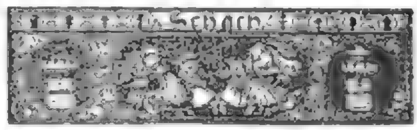
— Dr. Karl Wieding, Professor der Jurisprudenz an der Universität Kiel, 62 Jahre alt, am 24. Oktober, in Kiel.

— Freifrau Abraham von Oppenheim, bekannte Wohlthäterin der Armen, 76 Jahre alt, am 24. Oktober, in Köln.

— August André, Inhaber der bekannten, 1774 gegründeten Musikverlagshandlung Joh. André in Offenbach a. M., am 29. Oktober.

Neue Bücher und Schriften.

[illegible], Darstellung des amerikanischen Dorfschulwesens. Altona, A. Schröder.
Dante Alighieri, Die Hölle. Metrisch übertragen v. Dr. C. Bertrand. Heidelberg, G. Koester.
Es schickt sich nicht. Mißgriffe u. Fehler in Umgang u. Sprache. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
[illegible], Ernst, [illegible]. Erzählg. [illegible] 30 Gebote. [illegible]
Freisauff, Rud. v., Mozarts Don Juan 1787–1887. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Oper. Salzburg, H. Kerber.
Greenaway, Kate, Almanack for 1888. Leipzig, A. Twietmeyer.
Günther, R., Der Ambergau. Hannover, C. Meyer.
Heer, C. W., Gottfried. Erzählungen aus dem Volksleben. St. Gallen, W. Kreuzmann.
Hildebrand, Th., So is's bei'n uns in [illegible]. Sammlung bayr. Dialektdichtungen. Kempten, J. Kösel.
Jagow, Eug. v., Die Kalboren. Berlin, J. J. Heine.
Keller, Dr. C., Reisebilder aus Ostafrika u. Madagaskar. Leipzig, C. F. Winter.
Linde, Carl Aug., Faust. Eine Tragödie. III. Teil zu Goethes Faust. Darmstadt, Selbstverlag.
Meyer, C., Op. 61: Erinnerungsbilder. 4 Charakterstücke für Violine und Klavier. Leipzig, Rob. Forberg.
Meyer, M. Wilh., Die Lebensgeschichte der Gestirne in Briefen an eine Freundin. Eine populäre Astronomie der Fixsterne. Jena, Fr. Mauke.
Normann, C., Gedichte. Stuttgart, J. B. Metzler.
[illegible], Geschichte des Geschlechts von [illegible]. II. Teil: [illegible] von 1604–1831. Frankfurt a. M., W. Rommel.
Otto, Luise, Die Nachtigall von Werawag. Kulturhist. Roman. 4 Bände. Freiburg i. B., Fr. Kiepert.
Peter, Fr., Der Nachtwächter von Ulrich. Kleinstädtisches Charakterbild. Dresden, Reinhold u. Söhne.
Pfund, A., Onkel Ackermann. Schwank in 4 A. Leipzig, O. Wigand.
Reinthaler, C., Op. 32: 6 heitere Lieder und Liebeslieder f. Bariton oder Baß mit Klavier. Leipzig, Rob. Forberg.
Rosenberg, W. L., Aus dem Reiche des Tantalus. Alfresco-Skizzen. Zürich, Verlags-Magazin.
Schachbericht [illegible]. Magdeburg [illegible]
Schmidt, Max., Gesammelte Werke. Band III: Die wilde Braut. Der [illegible]. IV: Der Jagdgeist. V: Der Herrgottsmantel. München, C. D. W. Callwey.
Sirius, Peter, Lieder. 2. Aufl. Freiburg i. B., Fr. Kiepert.
Telmann, Konr., Sphinx und andere Novellen. 3 Bände. Freiburg i. B., Fr. Kiepert.
Voigt, C. A. L., Das allgemeine Schachspiel. Ein Vorschlag zur Erweiterung des Schachspiels. Dresden, G. Häckner.
Welten, Osk., Mit schönen Frauen. Novellist. Gespräche. Berlin, W. Ißleib.



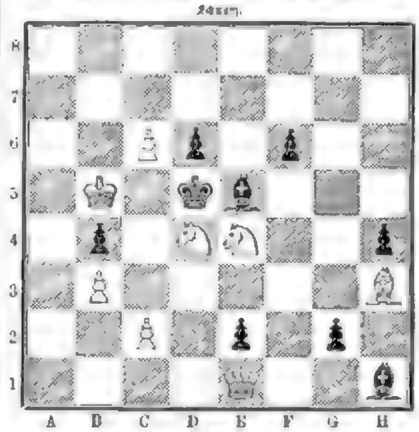
(Gezeichnet von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 486.

Von M. Kürschner.

Erster Preis im Problemturnier des „Wanderer“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

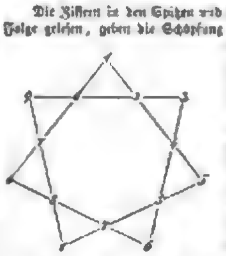
Auflösung der Aufgabe Nro. 481:

Weiß.	Schwarz.
1) D. G 7 – G 4	1) S. E 3 n. G 4.
2) L. C 5 – E 7 Matt.	
A)	
1)	1) T. E 6 n. F 6.
2) D 2 – D 4 Matt.	
B)	
1)	1) Beliebig anders.
2) D. oder L. C 5 (durch Abzugschach) Matt.	



Stern-Zahlenrätsel.

Die Ziffern in den Spitzen und Ecken des Sterns, in wechselnder Folge gelesen, geben die Schöpfung eines vaterländischen Dichters.



Setzt man nun zwischen die Ziffern, von denen je vier auf eine Linie fallen, in passender Weise die Ziffern: 2, 3, 10, 3, 1, 11, 6 in der ersten Linie, und in den Nachfolgelinien nach einander die Ziffern: 6, 12, 6, 5, 6; 2, 3, 6, 13, 4, 14, 15, 16, 14; 6, 15, 15, 14, 17, 7, 14; 6, 13, 6, 17, 6, 6, 7; 13, 10, 6, 7, 18; 3, 6, 14, 11, 7, 4, so ergeben sich in derselben Reihenfolge gelesen, in der ersten Linie: ein Unterhaltungsspiel; in der zweiten Linie: eine englische Revolutionspartei; in der dritten Linie: eine Erinnerung aus dem dreißigjährigen Krieg; in der vierten Linie: eine algebraische Form; in der fünften Linie: eine Waldfrucht; in der sechsten Linie: ein physikalischer Begriff; in der siebenten Linie: eine Pflanze.

Auflösung der magischen Zeichenpyramide Seite 85:

A
A R
A R M
A M O R
M O R E A
P O M A R E
P A L E R M O

1) A, 2) Ar, 3) Arm, 4) Amor, 5) Morea, 6) Pomare, 7) Palermo.

Rätselhafte Inschrift.



Eine weitere, recht interessante Kupfermünze aus dem Fund auf der Saalburg ist die hier in natürlicher Größe abgebildete. Vier am Boden liegende männliche Figuren werden von zwei aufrecht stehenden aufmerksam und teilnehmend betrachtet. Man möchte fast annehmen, daß erstere in der Schlacht gefallen seien, wenn nicht das im Hintergrund stehende, offenbar einen Tempel darstellende Gebäude mit dem, einem Wirtshausschild der Jetztzeit ähnelnden Sterne gegen diese Deutung spräche. Jedenfalls sind die beiden aufrecht stehenden Figuren teilnehmende Freunde und ihrer Haltung nach in ernster Unterhaltung begriffen. Ob die Umschrift der Münze, deren Uebersetzung uns bis jetzt noch nicht befriedigend gelungen ist, die Bedeutung des Bildes aufzuklären vermag, scheint uns zweifelhaft, da wir bis jetzt vergeblich aus den einzelnen lateinischen Worten einen sinnvollen Satz zusammenzustellen uns bemüht haben. — Vielleicht ist einer unserer gelehrten Leser in der Lage, uns die richtige Uebersetzung mitzuteilen.

Auflösung des Scherzrebus Seite 85:

Stichwahl.



A. S. 27. Wählen Sie von den gefälligst vorgeschlagenen Formen diejenige, die Ihnen selbst als die glücklichste erscheint; in anderem als demjenigen Sinne, auf den Sie sich [illegible] vorbereitet haben, vermögen wir leider nicht zu entscheiden.

Fünf wißbegierige Seelen. 1) Emile Erhard [illegible] schrieb außerdem die Romane „Gräfin Ruth“, „Im Spiegel“, „Torf und Torfmoor“, „Das Meermädchen“, sowie einen Band Novellen unter dem Gesamttitel: „Zwischen Havel und Spree“. Diese sämtlichen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erschienenen Romane und Novellen sind durch jede Buchhandlung zu beziehen und werden Ihnen nicht minder gefallen als die von Ihnen so bewundert gelesenen Romane „Die Lebensjunker“ und „Die Rose vom Hof“. Weiter dürfen wir auf den Inhalt Ihrer ersten Frage nicht eingehen. 2) Taktvolle Zurückhaltung, im Notfall ernste Zurechtweisung, wenn sich beim [illegible] Zudringlichkeit. 3), 5) und 7) finden Sie demnächst unter „Gesundheitspflege“. 4) Vorläufig dürfen Sie alle fünf noch eine gewisse Spanne Zeit auf diesen Namen verzichten. 6) [illegible] sind darin leider unzulässig; wenn Sie uns aber ein Bildnis und ein persönliches Urteil über irgend eine Sache von jeder unter Ihnen senden wollen, soll auf dieser Grundlage Ihr Wunsch nach Möglichkeit befriedigt werden. 8) Scherer, „Deutscher Dichterwald“; Noel, „Album lyrique de la France moderne“; Freiligrath, „The Rose, Thistle and Shamrock“.

„Eine Verehrerin [illegible].“ Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, wir werden Ihnen dann brieflich Näheres auf Ihre Anfrage mitteilen.

Amateur in Fiume. Alix setzt sich von Alexander, Alexandrine ab, [illegible] mit der englischen familiären Abkürzung Alick für Alexander. Die verwandte Form für Elise, die allerdings gelegentlich wohl auch, wenngleich mit wenig Berechtigung, an Stelle von Adeline (Adelheid) angewendet wird, — lautet Alice, nicht Aline.

In eben Philippsiale. [illegible]

V. v. C. 1) Unseres Erachtens nicht. 2) Mit dem Z-Laut; der K-Laut kommt dem c vor e und i nur in den der griechischen Sprache entlehnten Wörtern und Namen zu, in denen man deshalb neuerdings das c, das früher an solchen Stellen gesetzt zu werden pflegte, wieder auf das ursprüngliche k zurückzuführen begonnen hat.

A. S. in Weimar. Wenn Sie mit der flachen Hand einen sanften, ruhigen Druck auf die Bruchfläche ausüben, muß dieselbe sich glatt legen und die Unebenheit beseitigt sein. Schlimmsten Falls hilft vorsichtiges Auseinanderziehen der beiden Hälften.

A. B. in [illegible]. Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M.; J. J. Heckenhauer in Tübingen; F. A. Brockhaus' Sortiment in Leipzig; R. Friedländer & Sohn in Berlin; Gerold & [illegible] in Wien; K. F. Köhlers Antiquarium in Leipzig; List & Francke in Leipzig.

Rosette in K. Jules Breton ist einer der vornehmsten französischen Maler der Gegenwart, berühmt als Schilderer eines [illegible] Landvolkes; sein jüngerer Bruder Emile Adelard Breton ist ein begabter Landschafter. Der Bildnismaler Denner ist ein Meister der Vergangenheit, geboren 15. November 1685 zu Altona, gestorben 14. April 1749 zu Rostock; bekannt insbesondere durch seine mit [illegible] Glätte gemalten Bildnisse alter, runzlicher Männer und Frauen.

Unabhängige in Venig. Auf derartige Lotterie-Angelegenheiten können wir uns nicht einlassen.

Emil S. in N. Wir empfehlen Ihnen, sich als Gegenstück zu dem angeführten Bilde, das hübsche Oelfarbendruckbild „Wolf und Lamm“ anzuschaffen. Sie erhalten das prächtige Kunstblatt als Abonnent auf unsere Zeitschrift zum Vorzugspreise von nur 1 M. 50 Pf. geliefert, und Ihre Buchhandlung wird gern bereit sein, die Besorgung zu diesem Preise zu übernehmen.

Dilettantis. Wir können Ihnen nicht Recht geben. [illegible]

H. H. in D. Ihre „Waldidee" ist sehr verführerisch, aber wir müssen uns gleichwohl ihrem Anfangen entziehen.

Richtige Lösungen sandten ein: Helene Lummert in Berlin. Joh. v. Gienger in Hamburg. Alfred Schulte in Landsberg a./W. Anna Keller in Bradford. Fritz Gutknecht in Altona i. W. Toni Forstner in Marburg a./L. Louis Engel in Memmingen. Lotte Girò in Bozen. Fr... v. C. auf G. „Der Stammtisch im Stadtkeller zu Ramsg." Richard Lehmwald in Riga.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moriz Recht (V. Arany Janosgasse 5).
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Nordendstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Villa Falconieri, Novelle von Paul Heyse, Schluß. — Zum hundertjährigen Todestage Glucks, von La Mara. — Litterarische Plaudereien, von Bruno Walden; englische Litteratur. — Die heilige Elisabeth nimmt Abschied von ihrer Familie. — Auf den Ruinen von Spalato und Salona, von Karl Koßbach. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau, Fortsetzung. — Die neue Synagoge in München, von L. Gmelin. — Aus den Erinnerungen eines ausgedienten Soldaten. — Federbilder aus der Reichshauptstadt, von Fedor von Zobeltitz. — Das pneumatische Dynamit-Torpedogeschütz. — Auf den Lagunen. — Litteratur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. Rätsel: Stern-Zahlenrätsel; Auflösung der magischen Kugelpyramide Seite 85; Rätselhafte Inschrift; Auflösung des Scherzrebus Seite 85. — Briefmappe.

Illustrationen: Christian Willibald von Gluck, gestorben 15. November 1787. — Villa Aldobrandini, von Kurz Meyer. — Herbstabend im Dorfe, Gemälde von Adolf Lins. — Die heilige Elisabeth nimmt Abschied von ihrer Familie, Gemälde von Otto Friedrich. — Aus Spalato und Salona, acht Bilder nach photographischen Originalaufnahmen. — Die neue Synagoge in München. — Auf den Lagunen, Gemälde von Luigi Gioffani. — Mädchen und Jungfrauen, Rosenbildchen aus dem Leben, von H. Nickel. — Aus den Erinnerungen eines ausgedienten Soldaten, vier Randzeichnungen von H. Lüders. — Das pneumatische Dynamit-Torpedogeschütz.

Einladung zur Subskription
auf die
Illustrirte Pracht-Bibel
mit 230 großen Bildern
und reichen Verzierungen im Text von
Gustav Doré.
Sechste Auflage.

Evangelische Ausgabe.	Katholische Ausgabe.
Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.	Mit hochwürdigster bischöfl. Approbation. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Joseph Franz v. Allioli.

Auf dieses unbedingt schönste und großartigste Pracht- und Bilderwerk der Neuzeit hat die unterzeichnete Verlagshandlung infolge vielseitig geäußerter Wünsche soeben eine neue Subskription in 62 Lieferungen eröffnet.

Wir bieten hier an Schönheit und künstlerischem Wert ein **Meisterwerk ersten Ranges**, eine Zierde für jede Bibliothek, für jeden Salon, und hauptsächlich

ein Haus- und Familien-Prachtstück für jede christliche Familie

zur allmählichen Anschaffung, für einen außerordentlich billigen Preis.

Diese neue Auflage der „Illustrirten Pracht-Bibel" erscheint in 62 Lieferungen und umfaßt, in zwei Bände abgeteilt, im ganzen mehr als 200 Groß-Folio-Bogen Text mit reichen Verzierungen, 230 große Bilder und 4 Familien-Chronik-Blätter.

Der Preis einer Lieferung beträgt ☛ nur 1 Mark 20 Pf.
Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Sämtliche Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent nehmen Bestellungen auf diese neue Subskription entgegen.

☛ Die erste Lieferung wird von jeder Buchhandlung auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesandt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin.
Deutsche Verlags-Anstalt.



Das Clariophon, mit ... Stahlstimmen garantirt und ca. 2000 ... Musikstücke ... Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0.75 Pf. Versand nur gegen ... oder Nachnahme. ... Illustrirter Preiscourant gratis und franko.
H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

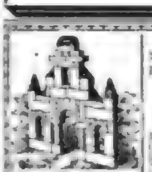
F. Grehmann, Nachf., Berlin C.
Fabrik vulk. Kautschukstempel.
... billigst. ... Preislisten franko u. gratis. Grossisten und Wiederverkäufer gesucht.

Leuchtfarbe.
Die ganze Nacht hindurch von selbst leuchtend ...
M. Meissner's Söhne, Triesch (Mähren).

Schwarze Crefelder Seidenstoffe
fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt,
direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.
Fabrikmarke V. E. & K.
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe: Faille, Satin, Merveilleux, Satin de Lyon, Faille française, Duchesse, Armure, Luxor, Ottoman, Favorita, Satin de l'Imperatrice, Victoria, Perlseidenstoffe, Moiré etc. etc.
Weisse und Crème glatte Seidenstoffe, Moiré und Damaste etc. für Brautkleider.
Alles in beliebigem Metermaass zu Fabrikpreisen. Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Mustercollektion an:
Schwarze Seiden-Sammete, Peluche für Kleider, Mäntel, Besatz- und Putzzwecke, schwarze und braune Seiden-Sealskin-Peluche für Mäntel und Jacken.
Nur solideste Qualitäten.
Die Seidenwaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction des Norddeutschen Lloyd.



... Anker-Steinbaukasten ... „Des Kindes liebstes Spiel" ... F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt ...

„Wir kennen keine ...

„Die unbedingt ... Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„In die vorderste ... Klavierschule und Melodienreigen ...

„Liederquell"
247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommerslieder ... „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen." Steingräber Verlag, Hannover.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
UNSCHÄTZBARES MITTEL
zum Verhüten der nachteiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT ... HAUT ...
WEICH, ZART UND WEISS.
M. BEETHAM & SOHN, Pharmazeutische Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

C. Ade's Kassenfabrik Stuttgart ... Kassen-Katalog ...

Chirurgische, sowie Artikel zur Krankenpflege ... Katalog gratis. E. Kröning, Magdeburg.

Dr. med. W. Schmidt,
... Mitarbeiter von „Ueber Land u. Meer".
Stuttgart. Marktplatz 14.

Briefliche Buchführung ... Prospect und Probebrief gratis und franco ... Prospectus ... Schnell-Schön-Schrift gratis und franco ...
Otto Siede — Elbing.

Verlag von C. Regenhardt in Berlin S.
Die 6. Auflage eines vortrefflichen Buches.
Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit.
Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:
1. Handels- und Kontorwissenschaft ...
4. Einfache und doppelte Buchführung
von
F. H. Schlössing
...
Dr. Loewes Unterrichtsbriefe
... englischer Sprache ...

12 schöne Frauen ... Album hervorr. Schönheit. ... Casseres & Dennig ... Berlin W. ...



Sinniges Festgeschenk.



Echte Briefmarken ...
Paul Hertzow, Berlin N.

Für Unterleibsleidende und Damen: ...

Wertvolle Geschenke für Kaufleute!
Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.
Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. 64 Bogen. 30. Auflage 30. eleg. geb. M. 8.–
Gloeckner's Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. 400 Seiten. ... M. 3.–, eleg. geb. ...
Merck's Warenlexikon nebst Zolltarif. 45 Bogen. 3. Auflage. 2. Abdruck. M. 6.–, eleg. geb. M. 7.–

Digitized by Google



Christbaumschmuck,
Cotillon- und Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrapen,
Künstliche Pflanzen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus Dresden



Odermann's
weltberühmte Patentstühle
Ferdinand Odermann, Hamburg.

Der vollkommenste u. beste Stuhl

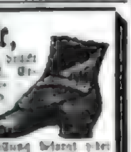


J. Schöberl.



Pegauer Patentschlitten
Chr. Fr. Simon & Sohn,
Pegau b. Leipzig

Haarschäfte,



Franz Zilcher,
Offenburg.



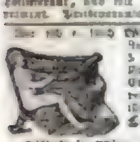
Herren,
an f. kinder
Damenschuhe
Herrenschuhe
mäntel in neuesten Façons u. Stoffen
Gummiwäsche (echt Hyatt). Abwaschbare Spielkarten 1,25 ℳ. Sämtliche Artikel zur Krankenpflege. Spezial-Katalog gratis und franko.
W. Krahl, Gummiwaren-Fabrik,
Berlin SW. 12, Markgrafen-Str. Nr. 89

GASMOTOREN
von 100 PF
a. f. Petroleum u. Wassergas
C. Reissel & Cie., Ehrenfeld.



Badestühle.

C. Maquet,



C. Wenzl,

Filiale in Wien,

L. Spülh.

Neu! Für Raucher!
Imhoffs Patent-Patronen-
Gesundheitspfeife.



„Gesundheitspfeife"

Wilhelm Imhoff in Cassel

Lohnender Verdienst

E. U. 611
Haasenstein & Vogler, Köln a. Rh.

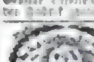
Tragbarer Ofen



Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg.



Glafey-Nachtlichte,



LIPPMANN'S
KARLSBADER
BRAUSE-PULVER

Lippmanns Karlsbad

Zur „Presshefenfabrikation",

Erwerbs-katalog
Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

MERAN

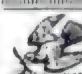
Direkte Waggons Wien, München, Leipzig Berlin.
Lungen-, Nervenkranke und Skrofulose Oertel Terrainkuren.
Die Kurvorstehung.

Mondamin Brown & Polson
Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten
Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Trunksucht.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.



Arm u. Gesichtshaare
werden Muttermal für immer mit den Wurzeln durch ...
R. Böttcher,

Chin. Haarfarbe

Deutscher Tafellikör
I. Ranges,
sämtlichen
Magenbehagen
August Widtfeldt
in Aachen
Gegründet 1826.
In den Delicatessen-Geschäften.

LANOLIN.

Verschönerungsmittel
Jünger & Gebhardt, Berlin.
Lanolin-Creme, Pomade Brillantin,
Lanolin-Creme-Seife
Lanolin-Creme-Kinderseife
Lanolin-Medizinal-Seife
Droguen- und Parf.-Handlgn. Ausführl.

Reiche



CRÈME SIMON
beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut ... weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten ... empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36. Provence, PARIS. In allen Apotheken u. Parfüm.

Russische Mischung per Pfd. Mk. 3.50
Englische Mischung „ „ „ 2.80
Thee
bei 3 Pfd. frco. Preb. zu Diensten
ED. MESSMER,
Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Goldene Medaille in Paris 1878.

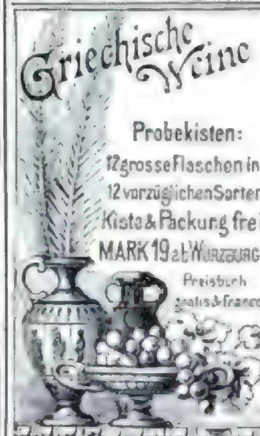


TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Fahnen, Franz Reinecke, Hannover

Gebildeter Deutscher,
St. Petersburg.

Heirat.



FRIEDR. CARL OTT
WÜRZBURG.



Kaiser-Blume
feinster Sekt
von
Gebrüder Hoehl in Geisenheim.
Schaumwein-Kellerei.

Weißwein,
Rotwein,

Wiesbadener
Kochbrunnen-Seife



fabrizirt unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden und der Kurdirektion.

Die Wiesbadener Kochbrunnen-Seife,

Wiesbadener Brunnen-Comptoir,
Wiesbaden.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bilanz pro 30. Juni 1887.

Aktiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
A. Ständige Fonds.				
I. Areale und Fischrechte. In Salach-Süssen	[illegible]	—		
„ Wildbad	[illegible]		[illegible]	—
II. Wohngebäude. In Stuttgart	[illegible]	—		
„ [illegible]	[illegible]			
„ Wildbad	[illegible]		[illegible]	
III. Fabrikgebäude. In Stuttgart	[illegible]			
„ Salach-Süssen	421,[illegible]	—		
„ Wildbad	[illegible]			
„ Fischingen	[illegible]		[illegible]	
IV. Wasserkräfte. In Salach-Süssen	[illegible]			
„ Wildbad	[illegible]	—	420,[illegible]	—
V. Maschinen und technische Einrichtungen. In Stuttgart	[illegible]	[illegible]		
„ Salach-Süssen	[illegible]	[illegible]		
„ Wildbad	[illegible]			
„ Fischingen	4,[illegible]	[illegible]	1,034,521	92
VI. Inventarien und Utensilien. In Stuttgart	15,[illegible]	[illegible]		
„ Salach-Süssen	[illegible]	[illegible]		
„ Wildbad	3,[illegible]	[illegible]	26,[illegible]	31
VII. Gasfabriken und Reparaturwerkstätten. In Salach-Süssen	11,[illegible]	—		
„ Wildbad	4,[illegible]	—	15,[illegible]	—
VIII. Verlags-Kapital (Verlagsrechte). In Stuttgart			[illegible]	—
			[illegible]	26
B. Betriebs-Fonds.				
I. Kassenbestände. In Stuttgart, Salach und Wildbad	21,[illegible]	95		
II. Wechselbestände. In Stuttgart	[illegible]	[illegible]		
III. Kautionseffekten. In Stuttgart	[illegible]	—		
IV. Bankguthaben. In Stuttgart und Frankfurt a. M.	[illegible],453	12		
V. Debitoren. In Stuttgart, Salach und Wildbad	[illegible],275	47		
VI. Vorräte aller Art. In Stuttgart, [illegible] und Wildbad	1,[illegible],247	[illegible]		
VII. Vorausbezahlte Assekuranzprämien	1,[illegible]	[illegible]	[illegible]	53
			[illegible]	[illegible]

Passiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
A. Fremde Fonds.				
I. Aktien-Kapital	3,[illegible]			
II. Hypothek-Schulden	[illegible]	—		
III. Kreditoren	[illegible]	[illegible]		
IV. [illegible]	[illegible]			
V. Separatunterstützungskassen der Papierfabriken	[illegible]	[illegible]		
VI. Allgemeine Unterstützungs- resp. Pensions-Fonds	[illegible]	[illegible]		
VII. Kautionskasse Salach-Süssen	[illegible]			
VIII. Unerhobene Dividenden per 1883/84 (ℳ [illegible]) und per 18[illegible] (ℳ 715. —)	[illegible]	[illegible]	[illegible]	90
B. Eigene Fonds.				
IX. Statutenmäßige Reserve	[illegible]	[illegible]		
X. Dividenden-Reserve	[illegible]			
XI. Krankenkassen-Reserve	[illegible]	[illegible]		
XII. Remunerations-Reserve	[illegible]	[illegible]		
XIII. Amortisations-Fonds: auf Fabriken	[illegible]	[illegible]		
auf das Verlagskapital	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
XIV. Gewinn-Saldo			[illegible]	11
			[illegible]	[illegible]

Soll. Gewinn- und Verlust-Conto. Haben.

Soll	ℳ	₰	ℳ	₰	Haben	ℳ	₰	ℳ	₰
An General-Unkosten	[illegible]	[illegible]			Per Saldo-Vortrag vom Vorjahre			25,[illegible]	[illegible]
„ Zinsen aus Passiven	[illegible]	[illegible]			„ nachträglich eingegangene, früher abgeschriebene Posten			[illegible]	[illegible]
„ Delcredere-Conto	1,[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	„ Brutto-Ertrag der gewerblichen Etablissements	[illegible]	[illegible]		
„ Gewinn-Saldo			[illegible]	11	„ Netto-Mietertrag der Areale und Wohnhäuser	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
			[illegible]	[illegible]				[illegible]	[illegible]

Vorstehende Bilanz mit Gewinn- und Verlust-Conto haben wir mit den Gesellschafts-Geschäftsbüchern verglichen und mit denselben in vollkommener Uebereinstimmung gefunden.

Stuttgart, den 6. Oktober 1887.

Der Aufsichtsrat

S. Schott, Carl Hallberger, L. v. Erlanger,
F. Schneider, Georg Doertenbach, A. Moser.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Die auf ℳ [illegible] für die Aktie festgesetzte Dividende per 1886/87 kann von heute ab erhoben werden:

in **Stuttgart** bei den Herren **Dörtenbach & Cie.**,
in **Frankfurt a. M.** bei den Herren **Gebrüder Bethmann**,
„ „ „ **v. Erlanger & Söhne**.

Dividendenschein Nro. 3 zur Aktie Nro. 977 verjährt am 1. November d. J.

Stuttgart, den 25. [illegible] 1887. **Der Vorstand.**



Zur Saison und Weihnachten
Patent-Rollschutzwände, [illegible]
[illegible]
Patent-Tischschirme, [illegible]
[illegible] **Zeitungs-Sammelmappen**; **Pulte**, [illegible] **Kleiderhalter** [illegible] Prospekte gratis.
Berlin, [illegible] 4.
Davids & Co.,
Hannover.

Unentbehrlich für jeden besseren Haushalt ist



Kosch & Teichmann's verbesserter Bade-stuhl [illegible]
[illegible]

Kosch & Teichmann,
vormals J. Kosch.
Berlin S., [illegible] 43.
[illegible]

Solide Buckskine, [illegible]
Bruno Frenzel, Cottbus.

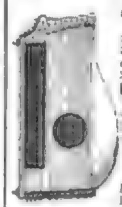
Zu 10, 20, 40 u. 125 Pfg. ist **Hellfrisch's reinere Vaseline.** Die anerkannt vorzüglichste Salbe für den Körper und die Haut, jetzt in allen Apotheken und Drogenhandlungen käuflich. Man wende sich [illegible] achte bei jeder Dose genau [illegible]
Carl Hellfrisch Offenbach

Bulgarische Musik!

Schumi-Maritza-Marsch mit der bulgarischen Volkshymne, mit deutschem u. bulgarischem Text von G. Sebek. Op. 30. Für Klavier Preis 75 Pf., f. Orchester 1 Mk.
Bulgarischer Kriegsmarsch von Gabriel Sebek, [illegible] Fürsten Alexander vor und nach der [illegible] gespielt werden. Für Klavier Preis 75 Pfg., f. Orchester 1 Mk.
Potpourri über bulgarische Volkslieder von Gabriel Sebek. Op. 28. Eine hoch-interessante Zusammenstellung der schönsten [illegible] Preis 1 Mk. 50 Pf., für Orchester 2 Mk.
Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikhandlungen oder direkt vom Verleger
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Berlin: [illegible] Wien: [illegible] Mariahilferstrasse 91.

Preisgekrönt.

Preisgekrönte Münchener **Zithern**



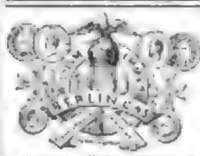
nur ganz vollendete Arbeit, eigenes Fabrikat mit 30–33 Saiten, und Schulen zum Selbstunterricht des Instruments, à 24, 30, 45–400 Mark. [illegible] Versendung, [illegible] Fabrikate in [illegible] Ländern gefunden [illegible] und Preiscourant gratis. [illegible] Zithersaiten [illegible] seide und Metall. [illegible] v. Viol., Cell., Guit., Harmonikas u. Flöten. Preiscourant gratis.
Hof-Instrumenten- u. Saiten-Fabrik.
Josef Thumhart, München,
kgl. bayer. Hoflieferant.

Export.

Zweimal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen

[illegible] klassischen Instrumente, unübertroffen in Ton u. Güte, von 6–300 ℳ. **Stumme Violinen** [illegible] (Patent). **Zithern** in allen Formen, 10–300 ℳ. **Guitarren** [illegible] **Bogen** und **Etuis**. Alle Holz- u. Blechblas-Instrumente. Reparaturatelier [illegible] Preisverzeichnis franko.
Gebrüder Wolff,
Musik-Instrumenten-Fabrik
Kreuznach.



[illegible] Wilh. Lauser, Berlin [illegible] früher in Magdeburg.



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.
Echter böhmischer Granaten-Schmuck.
Preis-Courant mit 400 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.



M. [illegible] Frankfurt a. M. [illegible]

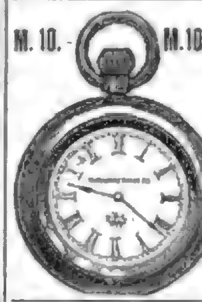
AU BON MARCHÉ

Billige u. reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma **AU BON MARCHÉ.**

Firma **Aristide Boucicaut** Nouveautés **Paris.**

Die Firma **AU BON MARCHÉ** [illegible]

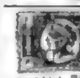
Wir beehren uns [illegible] Anfragen [illegible] und auf Verlangen [illegible] wird. [illegible] steigern sich [illegible] sowohl in Bezug auf Billigkeit der Preise als auf Gediegenheit der Ware. Auf Anfrage versenden wir franko Proben [illegible] sowie auch Albums, [illegible] „Au bon Marché" kennzeichnet sich als das grösste u. best[illegible] — Das Haus „Au bon Marché", welches seine Bauten unaufhörlich erweitert, um [illegible] dem stets gesteigerten Andrange des geehrten Publikums zu genügen [illegible] Neue sehr bedeutende Erweiterungsbauten mussten bereits wieder in Angriff genommen werden und deren Eröffnung erfolgt in [illegible] Speditionshauses in Köln a. Rh. [illegible] gestattet, alle Bestellungen von [illegible] mit Ausnahme der Möbel und Bettgeräte und [illegible] bezeichneten Artikel, nach ganz Deutschland u. Oesterreich-Ungarn [illegible] Bahn- und Poststation zu versenden. Nur der eigentliche [illegible] ist vom Empfänger zu tragen. Das Haus „Au bon Marché" hat für den Verkauf [illegible] Vertreter [illegible] mitteilung wird ernstlich gewarnt.

M. 10.–  M. 10.–

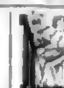
Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr

2 Jahre Garantie.

[illegible]
Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,
[illegible] Berlin [illegible]



Echte Briefmarken! [illegible] gratis. **E. Hayn, Berlin N.** [illegible]



Lebensgrosse Porträts [illegible] **C. Hommel** in Bockenheim – Frankfurt a. M.

Jedes Mass **zu Fabrikpreisen.** [illegible] **W. Michovius, Tuchfabr.** [illegible] **Cottbus** [illegible] **Gegr. 1840.**

Der Dilletant.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, [illegible]
Mench & Widmaners Verlag in München

Kolossaler [illegible] für Herren [illegible] Kataloge gratis. Literatur-Bureau, [illegible]



[illegible] **Wilh. Peting, Berlin C.**, Schlossplatz 3.



Nebelbilderapparate SCIOPTICON

Wunder-Camera, Laterna magica eigener Fabrik. Auswahl von 5000 verschiedenen Bildern, Beleuchtungs- u. Objectiv-Linsen etc. Preislisten mit Abbildungen gratis [illegible]
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.



ETRURIA.
Kunstgewerbliche Anstalt
Neuwedell (Preussen)
[illegible]
altertüml. Schau- u. Prunkgefäss,
[illegible]

Bade-Einrichtungen und Douche-Apparate,
[illegible] 28 Mark an.

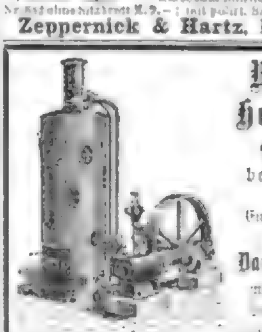


Badestühle [illegible] 56 Mark.
Zimmer-Closets [illegible] v. 14 Mark an,
Closet-Einsätze [illegible]

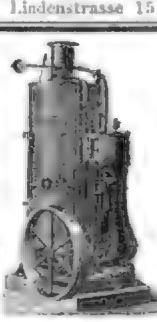


No. 8[illegible]

[illegible] bis M. 21.50, inkl. Verp. Nachn., Preislisten gratis.
Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstrasse 15.



Menck & Hambrock,
Ottensen
bei Altona,
[illegible]
Eincylindrige und Compound
Dampfmaschinen
[illegible]



Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Edelraute.

Eine Tirolergeschichte von

E. M. Vacano.

(Alle Rechte vorbehalten.)

1. Seine Festlandsreise.

Statten Pörtschach! Fünf Minuten!“ Sir Cecil Cicheſter machte ſeine „Abroad“-Reiſe, die Reiſe, welche allen jungen Engländern von Diſtinktion eine Verpflichtung iſt — gegen die Geſellſchaft und gegen ſich ſelber; denn der Engländer will alle Länder kennen, damit er das eigene Land, das eigene Heim ſchöner finden kann als die übrigen. Er muß in den Trümmergaſſen Pompejis promenirt haben, er muß im Koloſſeum von Rom geträumt und vom Campanile aus ein Stück Erde wie eine Landkarte zu ſeinen Füßen geſehen haben, nur um daheim mit den Miſſes in den epheuüberwucherten „Manors“ plaudern zu können, die ja alle „auch dort“ waren. Iſt nun der junge Engländer nicht bloß Gentleman, ſondern auch ein Freund der Welt und der Natur, dann macht er ſeine Feſtlandsreiſe zweimal. Das erſtemal läßt er ſich wie einen Koffer überall hin ſpediren, wo es etwas anzugaffen gibt, und kehrt dann durch und durch gebildet zurück. Nach ein, zwei Jahren macht er dann die Feſtlandsreiſe für ſich; nicht in Haſt und pflichtmäßig, ſondern an die Punkte oder den Punkt, wo es ihm am beſten gefallen hat, und da verweilt er — ohne Cicerone — ſo lange es ihm behagt.

So hielt es auch Sir Cecil Cicheſter, der mit ſechsundzwanzig Jahren allein in der Welt daſtand als unumſchränkter Herr eines bedeutenden Vermögens.

Er war ſehr groß, ſehr blond, ſehr hübſch und ſehr phlegmatiſch — äußerlich wenigſtens. Er beſaß jene vollkommene Ruhe des echten Gentleman, welche über nichts in Erſtaunen gerät, ſich über nichts alterirt, für nichts ſchwärmt und weder Haß noch Liebe zu kennen ſcheint. Er hatte auch keinen Whim, keine Schwäche für irgend etwas, höchſtens für die Jagd. Er betrieb jeden Sport, die Jagd aber ſtand ihm am höchſten. Und da er in ſeiner Kindheit einmal eine deutſche Bonne gehabt hatte, welche aus Innsbruck geweſen war und ihm von den Gletſchern und Matten, den Zitherliedeln und den Gemsjagden ihres Vaterlandes erzählt hatte an der „Feuerſeite“ ſeines Kinderzimmers, ſo war es ſeit Jahren ſchon ein Traum des jungen Gentleman geweſen, einmal in Tirol nach Tirolerart zu leben und zu jagen, wie etwa andere Jungen ſich vornehmen, dereinſt auf ein Schiff zu gehen und ſich auf der Inſel Robinſons abſetzen zu laſſen. So vollendete er denn ſeine Studien in Eton, wo er der beſte Cricketeer und der beſte Fußballſpieler geweſen war, trat dann ſein



Der Jäger. Originalzeichnung von E. Ravel.

Digitized by Google

großes Erbe an und genügte seiner Pflicht als Engländer, indem er wie ein Koffer durch die halbe Welt fuhr und dann daheim „in die Gesellschaft“ trat; das heißt, er hatte seinen Sitz in den Theatern, besuchte die Konzertmatinéen, hatte einige schöne Reitpferde, die er „rennen“ ließ, einen famosen Trainer, einen Jockey, welcher nicht schwerer war als ein Laib Käse, eine hübsche Meute auf Bremley-Court und eine Jacht auf der Themse. Er war ein gerngesehener Gast auf den Edelsitzen des Landes, ein ersehnter Schwiegersohn für manches vornehme Mutterherz, und nebstbei hatte er echte Freunde im Jockeyklub, in der Armee und in der Kunstwelt. Nachdem er nun alle diesem die pflichtgemäße Zeit hindurch gerecht geworden war, machte er sich an die Ausführung seines Knabentraumes mit der Beharrlichkeit und Accuratesse des echten Engländers. Er wollte im einsamsten Gebirgswinkel Tirols in einsamer Blockhütte übersommern und überwintern wie Robinson auf seiner Insel und Gemsen jagen, um sich her die großartige, wilde Natur, zur Seite die Felsen, zu Häupten die Gletscher, die Wildbäche und die tiefen Schluchten zu Füßen.

So rüstete er sich denn aus und begab sich eines Morgens zum Bahnhofe, begleitet von einigen Freunden. Da war vor allem Kapitän L. Murdoch, der Australier, der berühmteste Cricketspieler seines Landes; dann der stattliche Kapitän E. Lemaire von den Rifles, welcher im Turnsaale der Offiziere mit indianischen Reulen spielt wie mit Federkielen; ferner Lord Wiseltz, der Besitzer des Stegers „Crownprince“; Mr. Arthur Oswald, der von der ganzen Londoner Damenwelt vergötterte Adonis des Konzertsaales; W. Ringold, der hünenhafte Heldendarsteller, welcher der Liebling „des Hofes und der Stadt“ ist; dann Lord Valseneer, der in Afrika auf Löwen Jagd zu machen pflegt wie andere Leute auf Rebhühner.

„Bring mir eine Trophäe aus Gemsbörnern mit für mein Jagdzimmer, alter Junge!“ sagte Lord Valseneer.

„Wenn Du mir aus Afrika eine Fußdecke aus Löwenfell mitbringst!“ erwiderte Cecil.

„Und mir grüßen Sie die hübscheste Sennerin, die Sie finden!“ lächelte Adonis Oswald mit seinen weißesten Zähnen.

„Und importiren Sie einen tüchtigen Tiroler bei uns in England,“ fügte Kapitän Lemaire hinzu, „damit er uns das echte „Hackeln“ lernt und wir einen neuen Sport kriegen!“

„Und was werden Sie sich selber mitbringen?“ lachte der kleine, hübsche, hellherzige König des Cricketts, der australische Kapitän Murdoch.

„Ich?“ versetzte Cecil in seiner ruhigen, phlegmatischen Weise. „Ich? Ein Sträußlein Edelraute!“

„Edelraute? Sie wollen sagen, Edelweiß?“ meinten die Freunde.

Cecil schüttelte den Kopf.

„O nein; die Edelraute wächst noch viel, viel weiter droben als das Edelweiß! Meine Bonne hat es mir als Kind erzählt, es ist mir nie aus dem Sinn gekommen, aber gesehen habe ich es noch nie. Das Edelweiß wächst hoch, hoch droben auf den Bergen; aber um dasselbe herum, da gibt es doch noch Gräslein und Halme. Aber hoch, hoch droben, wo kein Halm mehr sprießt, wo alle andere Vegetation schon aufgehört hat, da wächst die Edelraute — es ist die höchste Blume der Erde, die nächste am Himmel. Es ist ein kleines Blümlein, die Blüte wie von glänzendem Gold, Stamm und Blätter wie aus hellem Silber getrieben. Scheint die Sonne drauf, da meint man eine jener feinziselirten Schmuckblumen aus Gold und Silber zu sehen, wie man sie in Genua verfertigt. Und diese seltenste, erdenhöchste und himmelnächste Blüte hat einen süßen, scharfen Duft, der sich allem mittellt, was die Blume berührt. Das ist die Edelraute, und eine solche will ich mir heimbringen auf meinem Hute.“

Damit stieg Cecil in den Waggon und nickte allen Freunden zu; die schwenkten die Hüte, — der Zug setzte sich pustend in Bewegung und fuhr hinein in das Morgenrot.

Cecil schlug seinen Kragen hinauf, vertauschte den Hut mit einer weißen Leinwandmütze, zog eine Nummer der „Times“ aus der Tasche, entfaltete sie, lehnte sich behaglich in die weichen Kissen des Waggons zurück und begann die „Tursiana“ zu lesen, entschlossen, aus- und einzusteigen, so oft der Train wechselte, aber sich weiter gar nicht umzusehen, bis er sich den von ewigem Schnee erglänzenden Bergen Tirols nähere.

Und das Meer blieb hinter ihm, als er in Calais ans Land und in einen neuen Zug stieg, und Verviers und Lille mit ihren echt flandrischen Weltsichten, Brüssel mit seinen Blumen und Gemüsen, der Rhein mit seinen Ruinen und Pfalzen, Wien mit seinen gotischen Türmen, Graz; dann kam im Morgengrauen Kärnthen, das langweilige, nüchterne Klagenfurth, und gleich darnach begann die Silberlinie des Wörthersees, und: „Pörtschach!“ hieß es in den von den ersten Sonnenlichtern durchglänzten Morgennebeln. „Fünf Minuten Aufenthalt!“

Hier wollte Sir Cecil zum erstenmale Rast machen, um vielleicht ein Bad zu nehmen im See und gestärkt und erfrischt das Ziel seiner Reise zu erreichen, sein „Jagdterrain“ Tirol.

II. Am Wörthersee.

Sir Cecil Cichester stieg aus, ließ sein Gepäck aufbewahren, sah dem wieder fortbrausenden Zuge nach und wandte sich dann in ganzer Person um.

„Ein echter englishman!“ sagten die Leute, welche aus den Fenstern des abfahrenden Zuges herausſahen. Und wirklich konnte der schlanke, hohe junge Mann mit dem feinen, blassen, aristokratischen Gesichte, dem hübschen getreideblonden Haar und Schnurrbärtchen, den ruhigen Augen und dem energischen, wenn auch feinen Mund, in dem großkarrirten, bis an die Erde reichenden Ueberzieher, der weißen Reisemütze, den roten Dogskinhandschuhen und dem noch rötern Murray in der Hand keiner andern Nation angehören als der englischen. Aber eben deshalb paßte er in diese Landschaft, auf diese kleine grünumbuschte Station, zu der netten Ortschaft mit den Hotels und Villen, die sich bis zum See hindehnte, zu diesem schmalen, aber endlos langen, langweiligen See selber, zu der großen, aber eintönigen Hügelung der Karawankenkette, welche die Seenerie gleichsam abschloß.

„Ich werde hier ein Bad nehmen,“ sagte der junge Engländer zu sich selber. „Wenn es Fische gibt in diesem See, werde ich Fische essen, und wenn ich einen Tiroler sehe hier, werde ich mit ihm Bekanntschaft machen. Ich habe noch nie einen Tiroler gesehen.“ Dabei seufzte er fast sehnsüchtig und ging auf den ersten besten Gasthof des Ortes los, bestellte ein Frühstück mit Ham and Eggs, erfuhr, daß man im See baden könne und daß besonders in den Vormittagsstunden die Badeanstalt sehr besucht sei.

Es war ein schöner, sonniger Vormittag, ein Frühlingsvormittag mit all seinem reinen Glanz und seinem Blühen und seiner Jugendlichkeit, daß selbst die langweilige Endlosigkeit des Wörthersees fast verschönert wurde und die langweiligen, unmalerischen Hügel- und Bergketten an seinem Innerlandufer verklärt. Die großen weißen Seerosen mit dem feinen Duft und den errötenden Herzen bildeten ganze Gärten im Wasser.

Die Badeanstalt war ziemlich besucht. Touristen waren da und Einwohner auch.

Sir Cecil Cichester hatte sich in seiner Kabine entkleidet und setzte sich, in sein Leintuch gehüllt, auf die Plattform, um sich „auszukühlen“.

Er musterte all die langen und kurzen, dicken und mageren Gestalten in Schwimmhosen, die da lungerten oder ins Wasser tauchten oder aus demselben triefend hervorkletterten; alle, die da schwatzten, lachten, Cigarren rauchten oder, falls sie — ihrer Meinung nach — schöne Beine hatten, akademische Stellungen einnahmen.

Er rauchte seine Cigarrette und musterte die Badenden mit einer Aufmerksamkeit, mit einem Interesse, als sei er ein Bildhauer und wolle anatomische Studien machen.

Plötzlich belebte sich sein blasses, zartes Gesicht, und er erhob sich rasch, starr auf einen der Badenden blickend, welcher sich eben zum Sprung in den See anschickte. Es war das ein großer, fast riesenhafter junger Mann von athletischen Formen, aber das war es nicht, was die Aufmerksamkeit Mylords weckte.

Dieser junge, martialische Mann mit dem reichen braunen Haar und dem keck schnurrbarte, dem energischen Gesicht und den nur etwas allzu derben und großen Händen und Füßen, welche fast den Bauer oder den Arbeiter verrieten — die Hände waren arbeitshart und schwielig — hatte nämlich ein ganz braunes, sonnverbranntes Gesicht und einen ebensolchen Hals. Diese Braunheit hörte aber an der Stelle, wo der Hemdkragen zu sein pflegt, plötzlich auf; dann war der Körper normal gefärbt bis zu den Oberarmen, dort begann wieder das Braune, Sonnverbrannte. Daran wäre nun nichts Seltsames gewesen, man trifft diese zebraartigen Streifen bei allen Landleuten und Soldaten, die viel in der Sonne sind, aber dieses Tiefbraune begann wieder oberhalb der Kniee und brach unterhalb derselben jäh ab.

Jetzt sprang der junge Riese in die Flut und tauchte erst weit vom Ufer wieder auf. Sir Cecil warf seine Cigarre ins Wasser, ließ das Leintuch von sich gleiten, sprang in den See und schwamm dem Betreffenden nach.

Als er an seiner Seite war, sagte er in seinem deutlichen, aber fremdartig klingenden Deutsch:

„Vergeben Sie, mein Herr — aber Sie sind ein Tiroler, nicht wahr?“

Der Mann schaute ihn verblüfft an.

„Ja!“ sagte er dann. „Kennen Sie mich denn?“ Er sprach den echten, greulichen Dialekt der Berge.

„Nein!“

„Woher wissen Sie dann, daß ich ein Tiroler bin?“

„Weil Sie einen weißen Leib und schwarze Kniee haben!“ sagte der Engländer ruhig.

„Ah so!“ machte der junge Tiroler ganz verblüfft, dann gab er sich einen Stoß und schwamm weiter.

Sir Cecil blieb dicht an seiner Seite.

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, möchte ich mit Ihnen schwimmen.“

„Warum?“

„Weil ich mit Ihnen zugleich ans Ufer gehen will, da ich Sie um verschiedenes fragen möchte — über Tirol. Ich bin Sir Cecil Cichester aus London. Und Sie?“

„Ich bin der Falkensteiner Anderl, bin ein Jäger in einem Reviere bei Bruneck im Pusterthal!“

„Well!“

Eine halbe Stunde später saß Sir Cecil auf der Veranda eines freundlichen Gewirtshauses an diesem sonnenglänzenden Vormittage mit Anderl Falkensteiner an einem Tische, vor einem gehaltvollen „Luncheon“, wie der Engländer es nannte, und plauderte mit ihm.

Der riesige junge Tiroler war anfangs etwas scheu, etwas devot, etwas ungemütlich; aber der junge Engländer war nur ruhig und phlegmatisch, ohne dabei steif oder vornehm zu thun, und es war dem Anderl, als schmeichle sich ihm aus den klaren, hellen Augen des Lords etwas wie Freundlichkeit und Herzensgüte in das eigene, schlichte, offene Tirolerherz. Der rote Wein that auch etwas dazu und die Sonne auch. So vergaß er ganz, daß der vornehme Herr da neben ihm in einem karrirten Rocke sitze und rote Handschuhe neben sich liegen habe, während er selber in seiner abgenützten Lodenjacke, seiner schäbigen Lederhose, seinen bloßen Knieen, seinen grünen, groben Wadenstrümpfen und seinen unförmlichen, nägelbeschlagenen „Schenkenschuhen“ dasaß.

Und so erzählte er:

„Gebürtig bin ich eigentlich aus dem Zillerthal, gnädiger Herr, das sehen S' auch an meiner Tracht, denn im Pusterthal da haben's städtische, lange Hosen; aber schon als Bub' bin ich hergekommen als Jagdbursche zu unserem Herrn Grafen und bin dann sein Jäger geworden; der hat zwar kein Gut hier, bloß die Jagd, ist aber selber kein Jäger und fährt immer in Wien oder gar Paris umeinander, weil er immer eine Braut sucht, die seine Schulden zahlt, und so wird die Jagd verpachtet, wenn sie einer grad haben will; aber es will sie fast nie einer, weil so gar keine Bequemlichkeit drin ist, und gar so abgelegen ist sie auch.“

„So ist also die Jagd drin zu haben?“ fragte Sir Cecil.

„O ja!“

„Nun horchen Sie, Herr Falkensteiner, ich möcht' sie pachten!“

„Sie? Aber Sie müßten dann in Bruneck wohnen, und da ist's viele Stunden bis hinein in die Einschichtigkeit.“

„Ist in Ihrer Jägerhütte nicht Platz für zwei?“ fragte Sir Cecil.

Der Anderl schaute ihn erstaunt an, dann lachte er gutmütig.

„O, Platz schon — obwohl nur eine Strene drinnen ist!“

„Aber leben kann man doch dort? Sie leben ja auch da, und essen? Ist ein Herd darin?“

„Ein offener Herd, ja, gnädiger Herr; aber nichts zu essen — wenigstens nichts für einen so vornehmen Herrn wie Sie!“

„Aber was essen denn Sie, Herr Falkensteiner?“

„Ich? Na, ich hol' mir alle vierzehn Tag' einen Sack Mehl von Bruneck und einen Topf Schmalz; Milch kriege ich wohl von der Sennerin; auch dürre Innsbrucker Wurst habe ich immer da, die dauert ein Jahr.“

„So können Sie also kochen?“

„Das will ich meinen! Von was sollt' denn so ein Jäger leben, wenn er nicht kochen könnt'?“

„Nun, ich kann auch kochen,“ sagte Sir Cecil ruhig. „Und ich will Ihnen etwas sagen, Herr Falkensteiner, ich bin hergekommen, um in den Bergen zu leben so allein als möglich und um da zu jagen; ich möchte mich also zu Ihnen ziehen, wollen Sie mein Partner sein?“

„Aber, gnädiger Herr —“ fuhr Anderl lachend auf und schlug den Tisch mit seiner Riesenfaust.

„Ich mache keinen Spaß! Auf der ‚Strene‘, wo einer Platz hat, haben zwei Platz — und ich habe Decken mit, und Sie können kochen und ich kann auch kochen, besonders Wildbret, und niemand kommt da hinein, und wir können jagen; und Sie holen manchmal Speck und Mehl aus Bruneck, und wir werden mit einander Gemsen jagen. Ich zahle Ihnen die Hälfte von der Hütte, die Hälfte von dem Mehl und dem Speck und der Milch und der Wurst und von dem Bett, und die Jagd wird mir gehören; ist es Ihnen so recht?“

Der Anderl sah ganz verdutzt, daß der Lord im Ernste rede; darüber mußte er nun wieder schrecklich lachen, dann aber schaute er den jungen, ruhigen Mann ernst an, und wieder war es ihm, als ob aus dessen Augen ihn ein gutes Gemüt anspreche und als ob seine einsame Jägerhütte gar seltsam freundlich werden müßte, wenn noch ein anderer da hauste; sein Herz lachte jetzt auch.

„Aber, aber, aber . . .“

„Nun?“ fragte Sir Cecil.

„Aber es ist so einsam da, gnädiger Herr — und die Gamsjagd ist nicht leicht, da rollen die Steine, da geht's oft schiech hinunter, daß man nur eine Finsternis sieht am hellsonnigsten Tag; und nach Bruneck ist's so weit . . . und Sie sind doch ein gnädiger Herr, und ich . . .“

„Weiter gibt's nichts, Herr Falkensteiner?“

„Nein, weiter nichts, gnädiger Herr- . . .“

„So bleibt's also dabei, Herr Falkensteiner!“

„Anderl heiß ich, gnädiger Herr.“

„Und Sie sind ein Tiroler aus dem Pusterthal, Anderl?“

„Gebürtig aus dem Zillerthal, gnädiger Herr.“

„Warum nennen Sie mich dann nicht Du?“

„Weil das grob ist.“

„Aber ihr Tiroler sollt ja so sagen?“

„Das thun wir nicht mehr, weil wir auch gescheiter geworden sind,“ sagte Anderl stolz.

„Aber es ist hübscher und ich habe mich darauf gefreut,“ sagte Sir Cecil. „Also?“

Anderl lachte wieder und dachte:

„Die Leut' haben immer gesagt, daß die Engländer verruckt sind — das ist aber schon der Verruckteste! Aber so gut scheint er zu sein!“

„Nun?“ sagte Sir Cecil.

„Nun — Du, gnädiger Herr!“

„Das ist gut, Anderl,“ sagte Sir Cecil ruhig, dann lehnte er sich zurück, schlug seinen Murren auf und fing an, in demselben zu lesen.

III. In der „Krone“ von Bruneck.

So fuhren die beiden so ungleichen Gefährten mit einander weiter hinein in das schöne Land Tirol. Die Kondukteure verwunderten sich wohl, den echten Gebirgssohn mit den nackten Knieen, den groben Schuhen und dem schäbigen Tiroleranzug in einem Coupé erster Klasse fahren zu sehen, aber ein Blick auf seinen Reisegefährten zeigte ihnen, daß dieser ein „Englischmann“ sei, und da begriffen sie alles.

So fuhren sie hinein in einen herrlichen, wolkenlosen, sonnenstrahlenden Tag durch das großartige, weite Pusterthal mit seinen ebenen Flächen, den Feldern, den freundlichen Dörfern, den Wiesen, auf denen schöne Pferde in Freiheit grasten, den turmlosen, wie Gefängnisse aussehenden Schlössern auf den Hügeln, den dunkel bewaldeten Bergen, den steilen Felsenhöhen, von denen hundert schleierartige Wasserfälle niederfielen, und über denen, hoch emporragend, die mit ewigem Schnee bedeckten Gletscher in der Sonne funkelten.

Langsam, fast im Schritt, ging da die Bahn, denn die Strecke war noch ganz unterwaschen von der letzten, fürchterlichen Ueberschwemmung, und zahlreiche Arbeiter waren an beiden Seiten der Trace beschäftigt, dieselbe mit Steindämmen zu festigen. An vielen Stellen sah man noch die Verwüstung der Hochflut in zertrümmerten Gebäuden und entwurzelten und verschwemmten Bäumen.

An Toblach kamen sie vorüber, dort wo der Weg durch das herrliche, traumhaft schöne Valle d'Ampezzo ins Welschtirol hineinführt. Und als der Abend sank, gelangten sie an einen malerischen Ort, wie ein Krippenspiel hineingebaut in die Thalfläche, mit großartigen Gebäuden, prachtvollen Kirchenkuppeln, dann wieder ganz italienischen, engen und hochschulterigen und verwitterten Gassenknäueln, schönen Hotels und malerischen Albergos und einem romantischen alten Schloß auf einem die Stadt beherrschenden Hügel. Das war Bruneck, der pittoreskeste und schönste Ort im Pusterthale, vielleicht in Tirol.

Sir Cecil bestieg mit seinem Gefährten, ohne zu wählen, einen der vielen Gasthofomnibusse, welche auf der Bahn bereit standen, und der brachte sie in den „Gasthof zur Krone“. Ein behaglicher und dabei eleganter Gasthof, dessen Besitzerinnen — zwei freundliche, liebenswürdige Fräulein Mayer — die Honneurs desselben mit anmutiger Freundlichkeit machten. Das Souper wurde in einem vornehm dekorirten Glassalon genommen, dessen Spiegelwände in den Garten schauen ließen, über welchem eine prächtige Mondnacht lag. Es befand sich alles da, was in den Schweizer und Tiroler Gasthöfen zum Comfort gehört, ein gutes Piano mit reicher Notenauswahl, eine hübsche kleine Bibliothek, ein behaglicher Kamin und vor allem eine bunte, lebhafte Gesellschaft. Touristen von allen Seiten, aus allen Ländern — karrirte Engländer und blonde Misses mit strengschauenden Gouvernanten, lebhafte dunkeläugige Franzosen und leichtplaudernde Französinnen, lautsprechende Italiener und sich anmutig in ihre Spitzenmantillen drapirende Italienerinnen. Auch Gäste aus dem Orte selbst waren da, fröhliche junge Männer von dem unvergleichlich ritterlichen Typus dieser Gegend, und lächelnde Damen mit den großen Rehaugen, die man nun dort zu Lande findet.

Da trat auch eine eigenthümliche Gruppe von Gästen in den Salon. Vier schlanke und dabei doch kräftige Bauernburschen in der Tracht des Pusterthales, und eine wunderlich schöne Bäuerin mit der breiten Schürze, die beinahe ein Reck ist, und mit dem kecken Hütlein über dem dunklen Haare, das der Nacht gleicht und doch nicht die Nacht ist, denn wenn der geringste Lichtstrahl darauf fällt, dann blitzen helle, kastanienbraune Lichter in demselben auf, wie Sonnenschein auf Herbstlaub, und die Augen, so dunkel und so männlich unerschrocken schauend. Er, bietet doch einem solchen Tirolerkind einen Kampf wie vom Mann zum Mann, und sie wird ihn euch annehmen — glaubet mir! Sie ist Bube und Jungfrau zugleich, und hätte sie auch schon einen Liebsten oder einen Gatten!

Die neuen Ankömmlinge ließen sich an einem Tische nieder, und Mylord sagte mit seinem ruhigen Erstaunen vor sich hin: „Wie kommen die Bauern in diesen exklusiven Salon des Hotels?“

Aber niemand schien sich darüber aufzuhalten, im Gegenteil, es standen viele Gäste auf und grüßten die kleine Bauerngruppe freundlich und gaben ihnen die eigenen Gläser zum Trinken.

Anderl war, als die Leute eintraten, plötzlich sehr rot geworden und sagte mit glänzenden Augen:

„Du, gnädiger Herr, die kenne ich, das sind Pusterthaler Leute! Das ist der Schober Franzl und der Marxan Micherl und der Andichel Poldl und der Lehner Seppl! Und das dort, das ist sie—“

„Was für eine sie?“ fragte Sir Cecil ruhig.

„Nun wer denn sonst als die Schober Regina?“ flüsterte der Anderl eifrig, und dabei lachten ihm die Augen, die weißen Zähne, jedes wilde Haar seines Hauptes und das Herz am meisten.

„Wie kommen die in diese Gesellschaft?“ fragte Sir Cecil mit exklusivem Erstaunen.

„Aber — sie sind hergekommen aus ihren Ortschaften, weil drinnen eben Feiertag ist!“ flüsterte ihm der Anderl eifrig zu. „Und die ganze vornehme Gesellschaft ist froh darüber, weil sie da singen werden!“

„Ah so!“ sagte Sir Cecil, ohne zu verstehen.

„Ja, und — wenn sie singen, dann sing' ich auch mit!“ machte der Anderl energisch und doch wieder wie sich entschuldigend: „denn ich bin ihr Nachbar und habe eine Tenorstimm'!“

Er reckte sich auf in seiner vollen Höhe und ging breitspurig auf den Tisch der Pusterthaler los, manchmal sich doch zögernd umsehend, als habe er das Gefühl, er solle seinen neuen, vornehmen Freund nicht so sitzen lassen.

Er begrüßte die Regina gar herzlich, und die Burschen sprangen auf und schüttelten ihm die Hand, und alles grüßte ihn mit den echten, ehrlichen Tirolerlauten, und das Mädel mit dem Sylvhut und dem Seidentüchel um den Nacken und der großen schwarzen Schürze und den silbernen Tirolerkettlein am Mieder, das wurde noch röter, als es gewesen war, und ihre Augen glänzten ihm entgegen, und sie hob ihr Glas und trank dem Anderl zu nach der freien, natürlichen Sitte, wie sie dort zwischen Bub und Dirn herrscht, und bald saß er zwischen ihnen, sie alle überragend, und ganz strahlend in seinem schönen, ehrlichen, blonden, energischen Gesicht, und jetzt beredeten sie sich mit einander, und dann begannen sie einen Gesang, dem all die vornehmen Touristen, die reichen Leute und die fröhliche Jugend lauschte in dem eleganten Touristensalon der Krone zu Bruneck.

Ein seltsames Singen und Sagen war das. In den besten Stagiones der Opern zu Neapel, Paris oder London hörte man selten oder nie eine solche Fülle der frischesten, kräftigsten und ihrer Effekte fast künstlerisch bewußten Stimmen wie hier. Das klang bald jauchzend wie im Lerchenjubel, und schmetternd und kräftig, bald leise und verhalten, wie sehnend oder klagend, bald keck, höhnend und spottend. Und dann schwiegen einige Stimmen und nur zwei sangen, wie lockend in Liebe, und dann fiel ein Spottchor ein und kam ein herausfordernder Raufgesang von zwei, drei Männerstimmen, heldenhaft, zornwuchtig, und die klare Stimme der Sängerin lachte lustig dazwischen, und dann klagte sie wieder, und ganze Dramen der Liebe spielten sich ab in diesen eigenartigen Gesängen, die wie eine Naturoper sind mit verteilten Rollen, mit Liebe und Haß, mit Eifersucht und Reue, und die man nur im Pusterthal zu hören bekommt, dort gesungen und von dortigen Sängern. Und die Stimme der Schober Regina, das war wohl eine gar wundersame Stimme, rein und klar wie ein Sommersonnenstrahl, mächtig und voll, glashell in der Höhe und dann hinabsteigend in die Tiefe, so klangvoll wie ein Orgelton, und dann trillernd wie Vogelsang, und im Jodler hinreißend in Keckheit und Uebermut.

In ihren Augen lebte dabei die Lust am Leben und die Freude an ihrer Jugend und eine Ehrlichkeit und Treue, daß man gemahnt wurde ans hellste Himmelsblau.

All die vornehmen Herrschaften an den Tischen rundum, die lauschten andächtig, die geistreichen Franzosen, die sanfaronirenden Italiener, die kritischen Deutschen, und alle, alle fühlten, daß sie jetzt erst in Tirol seien, denn nicht das Ampezzothal mit seiner himmlischen Schönheit macht Tirol und nicht der Brenner mit seinen schwindelnden Tiefen und nicht die hohen, jungfräulich weißen, sonnenstrahlenden Gletscher, sondern das echte Tirolerherz, wenn sich's auftut in all seiner Kraft, in all seiner Innigkeit und in all seiner Treue! Und wo öffnet sich das dem Fremden außer im Liede? In diesen Liedern, die mit keinen anderen zu vergleichen sind, die lachen wie ein tolles Kind, und in denen tiefer Schmerz atmet, dunkel wie die Schluchten der Berge, und toller Kampfesmut, groß wie die Felsenzacken!

(Fortsetzung folgt.)



Gräfin Paula Széchényi, geborene Klinkosch, in der Tracht einer Patrizierin aus dem 16. Jahrhundert.
Nach einer Aufnahme des k. k. Hofphotographen Professor Koller in Budapest.

Digitized by Google



Der kleine Schütze. Gemälde von Wilhelm Schütze.

Im Lande der Mauren.

Von

Alfred Stelzner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Wenige Jahrzehnte erst sind verstrichen, seitdem die rote Flagge des ehemaligen Barbarenkenstaates Marokko ihre Schrecken für die Handelsflotten der zivilisirten Staaten verloren hat. Wenige Jahre aber gar sind es erst her, seitdem es den Europäern infolge der in größtem Aufschwung begriffenen Handelsbeziehungen gelungen ist, festeren Fuß auf marokkanischem Boden zu fassen, während noch zu Anfang unseres Jahrzehntes es jedem Fremden fast unmöglich war, unter den herrschenden recht- und gesetzlosen Zuständen im allgemeinen, dem religiösen Fanatismus und der mißtrauischen, sogar boswilligen Zurückhaltung der Bewohner im besonderen, mit Land und Leuten in mehr als flüchtige Berührung zu treten. Daher kommt es denn auch, daß wohl kaum ein Land auf Erden zu finden ist, das, obwohl seit Jahrtausenden — seit den Phönikiern — bekannt, doch so wenig von der zivilisirten Welt gekannt ist, wie Marokko, das Mauretanien der alten Römer, das merkwürdige Land der Mauren, das aus denselben Gründen, obschon es die Südspitze Europas fast berührt, doch so wenig von Europäern bewohnt wird.

In neuester Zeit erst scheint es den europäischen Mächten recht eindringlich zum Bewußtsein gelangt zu sein, was schon ein Blick auf die Landkarte unverkennbar bestätigt, daß nämlich der nordwestliche, seiner Lage nach höchst wichtige Winkel Afrikas bereinst eine außerordentlich hervorragende Rolle in der Welt zu spielen berufen ist. Denn niemals vorher haben sich die gegenseitig aufs eifersüchtigste überwachten Interessen der in Marokko vertretenen auswärtigen Staaten schärfer zugespitzt gegenübergestanden als eben jetzt. Es ist dies in einem Maße der Fall, daß selbst die träge, früher ganz außerhalb der allgemeinen Bewegung verharrende marokkanische Regierung sich mächtig aufgerüttelt fühlt, sich gezwungen sieht, eine immer ausgesprochenere Haltung anzunehmen, eine immer präzisere Stellung anzustreben, und in ihrer Ohnmacht den Fremden immer größere Vorrechte und Freiheiten einzuräumen. Niemals vorher ist es so bestimmt und rücksichtslos ausgesprochen, daß die Herrschaft des Islam im Niedergange begriffen ist, daß Europa die Mission hat, wie Asien so auch Afrika zu zivilisiren, daß es insbesondere im Interesse der gesamten Kulturwelt läge, Nordwestafrika in den Besitz einer oder mehrerer zivilisirten Mächte zu setzen. Ja, man hat sich bereits daran gewöhnt, den gegenwärtigen Zustand Marokkos nur noch als einen provisorischen zu betrachten, der unmöglich lange mehr anhalten kann, so daß die Lösung der auf der Tagesordnung stehenden orientalischen Frage kaum noch denkbar erscheint ohne gleichzeitige Lösung der „occidentalischen", die Westhälfte des Mittelmeeres betreffenden Frage, die sich wie jene um den Besitz der Küstenländer dreht. Daß aber gerade Marokko in dem gewaltigen und weltbewegenden Kampfe um die Herrschaft des Mittelmeeres und die von dessen Fluten bespülten Küstenländer dreier Weltteile einen der hervorragendsten und meistumstrittenen Preise — den Hauptpfeil der Mächte — bildet und bilden wird, ist leicht ersichtlich. Liegt doch Marokko an der Hauptpforte des Mittelmeeres, dieses Verkehrszentrums der gesamten zivilisirten Welt, an dessen Gestaden seit den ältesten Zeiten die wichtigsten Geschicke der Menschheit entschieden wurden, — an der Pforte zweier Weltmeere sogar und der beiden wichtigsten der Erde zumal, also an einem politisch wie strategisch gleich bedeutsamen Punkte. Ueberdies aber bietet Marokko mit seinem Naturreichtum aller Art und seinem unermeßlichen Hinterlande in industrieller wie kommerzieller Beziehung eine Zukunft, die mit aller Wahrscheinlichkeit als eine glänzende bezeichnet werden kann, sobald die jämmerliche und grundfaule afrikanische Mißwirtschaft erst einmal geregelten Zuständen Platz gemacht haben wird.



Muley Hassan, Sultan von Marokko.

Unseren Lesern eine anschauliche Skizze von diesem zukunftsreichen, bis vor kurzem fast unbekannten Lande zu entwerfen, mit dessen Kenntnis naturgemäß auch das Interesse für dasselbe gewachsen ist, mag deshalb kein unwillkommenes Bestreben sein, zumal wir Quellen zu Rate ziehen, die bisher nicht zur Verfügung standen, wie vor allem die erst in diesem Jahre veröffentlichten Forschungen und Zusammenstellungen eines gründlichen Kenners, des ehemaligen Konsulatsbeamten Viktor Horowitz in Tanger, der politisch wie kommerziell bedeutendsten Stadt Marokkos, dem Sitze zugleich aller Gesandtschaften und Vertretungen, sowie der Hauptkolonie der Europäer.

Was zunächst die Lage und insbesondere die Ausdehnung Marokkos anbelangt, so sind diese Punkte — im Widerspruch mit den Angaben mancher geographischen Karten — ziemlich unbestimmt. Erstens hat schon im Nordosten und Osten des Reiches in der Nachbarschaft des französischen Algerien die autokratische Herrschaft des Sultans kaum dem Namen nach Geltung, und andererseits wird im Süden und Südosten, wo die Wüste Sahara (welche übrigens durchaus nicht so wüst und unbewohnt ist, als bislang angenommen wurde) die angebliche Grenze bildet, seitens der dort seßhaften Stämme die Oberhoheit des Sultans überhaupt in keiner Hinsicht anerkannt. Vielmehr liegen diese Stämme mit ihm in beständiger Fehde und machen ihm schon das nur wenige Stunden südwärts von der Hauptstadt Marokko belegene Flußgebiet des Wad-Nus streitig. Die gewöhnlichen Angaben über die Flächenausdehnung Marokkos schwanken denn auch zwischen zehn- und fünfzehntausend Quadratmeilen, während thatsächlich das eigentliche, vom Sultan beherrschte Reich an Ausdehnung weit hinter der kleineren Ziffer zurückbleibt, das von maurischen Stämmen bewohnte Land Marokko andererseits an Ausdehnung die größere Ziffer bedeutend übersteigt. Dasselbe ist fast doppelt so groß wie das deutsche Reich. Die etwa vierhundert Kilometer lange Küste des Mittelmeeres mit dem Kap Tres Forcas im Osten, nahe der französischen Grenze, und dem Kap Negro im Westen, nahe der Südküste Europas, ist wenig zugänglich, obgleich Spanien an derselben auf kleinen Territorien Straffestungen und militärische Beobachtungsposten errichtet hat. Die Ozeanküste dagegen mit dem Kap Spartel an der äußersten Nordwestspitze des afrikanischen Kontinents, ist in einer Ausdehnung von etwa neunhundert Kilometer von zahlreichen Handelsplätzen besetzt, die freilich erst zur Blüte gelangen werden, wenn dereinst mit wachsender Kultur des ganzen Landes das überaus günstige Flußsystem und die Binnenseen ausgenützt sein werden. Und nicht nur die Hafenplätze, sondern auch die Städte im Innern, die dem Aeußern nach oft noch kaum den Vergleich mit manchem europäischen Dorfe aushalten, müssten einer raschen Entwicklung entgegengehen, sobald erst die zahlreichen, das Land in allen Richtungen und in fast gleichmäßigen Abständen durchziehenden Ströme, die schon jetzt zum teil schiffbar sind, auch für größere Fahrzeuge befahrbar gemacht würden, worüber freilich noch manche Tropfen zu Meere rinnen wird.

Fast alle Flüsse des Landes, die zumeist, wie der nahe der Hauptstadt Fez vorbeifließende Sebu, der wasserreiche, bei Asmur ins Meer fallende Um-er-Rebia oder der an der andern Hauptstadt Marokkos vorüberfließende Tensift äußerst fruchtbare und reiche, teilweise auch gut bekannte Uferlandschaften durchmessen, entspringen dem großartigen, über tausend Kilometer langen Atlasgebirge. Dasselbe — in der berberischen Ursprache Adrar Daraun, arabisch Dschebel-al-Lidsch (Schneegebirge) genannt — bildet den Kern und das Gerippe des ganzen Landes, ist jedoch infolge der Wildheit seiner Bewohner, die jede Annäherung eines Fremden unmöglich machen, zum größten Teil noch fast unbekannt. Nur wenigen mutigen Reisenden ist es unter Verkleidungen und Schwierigkeiten aller Art gelungen, unbekanntere Gegenden des in seinen höchsten Spitzen mit ewigem Schnee gekrönten, völlig unwegsamen Gebirges notdürftig zu durchforschen. Sie fanden die Abhänge mit dichten Wäldern der mannigfachsten, noch wenig tropischen Baumgattungen bedeckt, während die Niederungen eine fette, sehr fruchtbare Lehmschicht tragen, die sich weit in die Ebene hinein erstreckt. Diese Reisenden haben denn auch zahlreiche Spuren früherer Straßen und Brücken nebst Ruinen alter Wohnstätten und Kastelle — wohl aus römischer Zeit — entdeckt, aus denen hervorgeht, daß im Gegensatz zur jetzigen Zeit des überall eingerissenen Verfalls das ganze Land einstmals bewohnt und kultivirt gewesen sein muß.

Der von Nordost nach Südwest verlaufende Gesamtzug des Gebirges bildet ein muldenförmiges Hochplateau, das von einem nördlichen und einem südlichen Kamme überragt wird, deren letzterer, als der höhere, bis zu fünftausend Meter aufsteigt. Gegen Westen aber dacht sich das Atlasgebirge terrassenförmig zum Meere ab, eine riesige, halbmondförmige, von zahlreichen Flüssen durchströmte Ebene bildend; und diese außerordentlich fruchtbare Ebene macht den Hauptteil des heutigen Reiches Marokko aus.

Wie jene Spuren aber auf eine entlegene Kultur im allgemeinen, so deuten andere, noch jetzt vorhandene Spuren insbesondere darauf hin, daß an verschiedenen Stellen des Gebirges ehedem Bergbau betrieben wurde, woron jetzt kaum die Rede sein kann. Und doch soll das Atlasgebirge außerordentlich reiche und unermeßliche mineralische Schätze in seinem granitenen Schoße bergen; zunächst Edelmetalle, und zwar Gold in der Gegend von Fez, Silber bei Tetuan, sodann Blei und Antimon, Kupfer bei Taradant, Eisen vielerorts, so bei Mogador, ferner Steinsalz, Schwefel, Seifenerde, die bereits exportirt wird, und an mehreren Stellen auch Kohle.

Das Atlasgebirge teilt auch in klimatischer Hinsicht das Land in drei Regionen: die Küstenregion, welche den nordwestlichen flacheren Teil Marokkos bildet, die Gebirgsregion, die den größten Teil des Landes ausmacht, und die südlich und südöstlich davon gelegene Wüstenregion. Mit Ausnahme der letzteren, die dem glühend heißen Aequatorialwinde ausgesetzt ist, gehört Marokko, obschon es in Afrika liegt, nach der gemäßigten Zone an und ist eins der wenigen Länder der Erde, auf welche die Phrase vom ewigen Frühling paßt. Denn die durchschnittliche Temperatur jener Distrikte, besonders aber in den Küstenprovinzen, bewegt sich zwischen zwanzig und dreißig Grad Réaumur, die wenigen stürmisch kühlen, aber keineswegs unangenehmen Regenwochen des November, Dezember und Januar abgerechnet, die indes von mehrtägigem schönem Wetter unterbrochen zu werden pflegen. Das im ganzen nördlichen und mittleren Teile des Landes auffallend gleichmäßige, von schroffen Temperaturwechseln niemals unterbrochene Klima ist nicht nur für die Pflanzenwelt, sondern auch für Tiere und Menschen ein so vorzügliches, daß — ausgenommen einige sumpfige Distrikte an Flußmündungen des Westens — Krankheiten der Atmungsorgane zu den größten Seltenheiten im Lande gehören. Und Kurstationen für Brustkranke, für welche besonders die nördlichen Küsten des von der europäischen Welt noch kaum gekannten Landes wie geschaffen sind, mit ihrem belebenden Meereshauch, ihrem stetigen Sommerwetter, ihrer üppigen Vegetation sind um so mehr nur noch eine Frage der Zeit, als das Leben dort außerordentlich billig ist und die Macht- und Schutzsphäre der zivilisirten Mächte sich immer weiter ausbreitet.

Ganz unverkennbar ist Marokko überhaupt ein Land der Zukunft par excellence; denn seine Fruchtbarkeit und sein Reichtum an Erzeugnissen aller drei Reiche der Natur ist ganz außerordentlich. Nur die gegenwärtig herrschenden, über alle Begriffe elenden Gesamtzustände, die dringend des Eingriffes einer zivilisatorischen Macht bedürfen, lassen diese verlockenden Naturreichtümer noch unausgenutzt und brach liegen. „Trotz des überaus fruchtbaren Bodens und der dünn gesäten Bevölkerung", sagt Horowitz, „kann in normalen Jahren von Nahrungs-Rohprodukten nur wenig über den Landesbedarf gewonnen und ausgeführt werden. In Mißjahren herrscht sogar oft schreckliche Hungersnot. Grund davon ist teils die rohe Bodenkultur, sowie der Mangel an Kommunikationswegen und -Mitteln, hauptsächlich aber der recht- und gesetzlose Zustand im ganzen Lande." Der Niedere und Schwächere ist völlig der Willkür des Höheren und Stärkeren preisgegeben. Der Bauer hat nicht die geringste Gewähr dafür, daß ihm nicht die Frucht seiner monatelangen Arbeit von irgend einem Gewaltthaber eines schönen Tages geraubt wird, ohne daß der Aermste sich an irgend jemand um Schutz oder auch nur zur Klage wenden könnte. Und deshalb baut er meist nur gerade so viel an, als ihm für seine Bedürfnisse unumgänglich notwendig scheint, und führt inmitten einer mit verschwenderischer Produktionsfähigkeit ausgestatteten Natur ein jämmerliches Dasein.

Gewerbe und Handel dagegen sind bedeutender, als man es von einem so elend verwalteten Lande erwarten sollte. Die nach dem Fabrikationsorte Fez benannten roten Wollmützen zum Beispiel sind ebenso weltberühmt wie das in Marokko erzeugte, unter dem Namen Maroquin bekannte Leder oder das aus der Stadt Salfi stammende Saffianleder. Die Teppiche von Rabat sind besonders gesucht. Die Seidenstickereien aus Fez sind nicht minder geschätzt als die kunstvollen (Gold- und Silber-) Stickereien auf Lederwaren und Geweben. Die Holzindustrie ist ebenso reichlich vertreten wie die Metallindustrie, welch letztere die Waffenfabrikation vor allem benenzugt, schon weil jedermann im Lande Waffen trägt. Auch in Thonwaren, zu denen der Boden ausgezeichnetes Material liefert, leistet Marokko Hervorragendes, besonders in phantastischen Gefäßen aller Art, sowie in der Erzeugung von Fliesen (Zuledsch), welche zur Pflasterung der Häuser und Verzierung von Prunkgemächern und Brunnen dienen. Zum Teil wird sogar schon „mit Dampf" gearbeitet, vornehmlich in der mehr und mehr aufblühenden Zuckerindustrie. Daß dem Marokkaner bereits eine Menge Erzeugnisse unserer Kultur zum Bedürfnis geworden sind, geht daraus hervor, daß die Handelsverbindungen mit den dort vertretenen

Digitized by Google

Nähern in stetem Wachstum begriffen sind und Einfuhrartikel mannigfachster Art guten Absatz finden. Es würde damit noch weit besser stehen, wenn die Transportmittel und der Postdienst im Lande weniger primitiv wären. Maultiere und Esel oder, wenn's hoch kommt, Kamele besorgen den Güterverkehr; Pferde benützt man meist nur zum Reiten, und Wagen gibt es in Marokko überhaupt nicht, während der Postdienst aus einer einfachen Verbindung durch Boten (Erkas) ohne Garantie besteht, welche unter einem Postmeister (Amin-Erkassa) stehen. (Schluß folgt.)

Gräfin Paula Széchényi-Klinkosch als Patrizierin aus dem sechzehnten Jahrhundert.

(Hierzu das Bild Seite 132.)

Unser Bild stellt die Gemahlin eines der höchststehenden ungarischen Magnaten dar, wie sie auf einem aristokratischen Kostümfeste im Palais des Grafen Tassilo Festetics zu Budapest erschien. Das prachtvolle Kostüm der Gräfin — die mit Recht den Ruf einer hervorragenden Schönheit genießt — erregte die ungeteilte Bewunderung der Festgäste, obzwar diese historische Tracht nicht nach der Zeichnung eines, jeden Buchstaben der Kulturgeschichte genau abwägenden Künstlers, sondern nach Geschmack, Farbensinn und Laune seiner gräflichen Besitzerin von einem sicherlich wohlbewährten Schneider angefertigt wurde. Daher wird der strenge Kritiker in dieser Toilette vielleicht historische Schnitzer, aber auch einen tadellosen Schnitt konstatiren müssen. Die Stoffe aus der sie besteht, sind vorwiegend blauer Sammet und Goldbrokat. Nehmen wir hiezu die Pracht der vielfarbigen Juwelen, so wird wohl der Wunsch in uns rege, dieses Bild in künstlerischer Ausführung kolorirt zu sehen. Dieser Gedanke leitete auch den Hofphotographen Professor Koller, als er dieses Bild in voller Farbenpracht auf einer ungarischen Ausstellung zur Schau brachte. Es fand dort nicht nur Anklang, sondern auch einen Käufer in der Person eines bekannten Kunstfreundes und Chefs der Firma Calderoni & Co. in Budapest.

Die Széchényi gehören dem ältesten Adel Ungarns an. Den Grafentitel verdankt die Familie dem Fürstprimas von Ungarn, Georg von Széchényi, der im Jahre 1592 im Stammsitze Szécsény (Komitat Neograd) geboren wurde. Sein Bruder Lorenz war der erste Graf Széchényi. Dem Hause Széchényi sind zahlreiche verdienstvolle Männer entsprossen: des genialen Grafen Stefan wird im Volksmunde als des „größten Ungars“ gedacht. Sein ehernes Denkmal ziert den Budapester Franz-Josephsplatz. Es erhebt sich vor der Akademie der Wissenschaften, die er begründet hat, und zu seinen Füßen beginnt die Kettenbrücke, die berühmte Zierde der ungarischen Hauptstadt, auf der das Wappen der Grafen Széchényi verkündet, daß sie ihr Entstehen einem Sprossen dieses populären Hauses verdankt. Das Wappen enthält neben dem apostolischen Kreuze (einem Motive aus dem ungarischen Landeswappen) einen zur Sonne fliegenden Aar und im Mittelschilde eine weiße Taube mit einem grünen Kranze im Schnabel. Die Devise lautet: „Si Deus pro nobis, quis contra nos?“ (Wenn Gott mit uns ist, wer ist gegen uns?) Graf Stefan hatte übrigens noch eine zweite Devise, die er mit rastloser Thätigkeit zu verwirklichen gesucht und die zu einem fliegenden Worte der ungarischen Nation geworden ist: „Ungarn war nicht, sondern es wird sein“.

In Deutschland ist der Name Széchényi überdies bekannt durch den Botschafter Oesterreich-Ungarns in Berlin und den Grafen Béla, der vor einigen Jahren ein interessantes Werk über seine Forschungsreisen in China veröffentlichte. In Ungarn ist Graf Paul Minister für Handel, Gewerbe und Ackerbau, dessen Bruder Graf Julius Széchényi, Herr der Herrschaft Marczali in Ungarn, K. K. Kämmerer und Geheimer Rat; Obersthürhüter des Königreichs Ungarn ist der Gemahl der Gräfin Paula, geborenen Klinkosch.

Die Gräfin ist die Tochter des Wiener Hofjuweliers Klinkosch; sie stammt somit aus bürgerlichem Hause. Wenn man aber Gelegenheit hat zu beobachten, wie sie mit den Frauen und Töchtern des ungarischen Hochadels stets gleichgestellt ist und von ihnen überall mit Auszeichnung empfangen wird, so liegt die Folgerung nahe, daß die schöne Gräfin durch Geist, Gemüt und Herz in den Vollbesitz jener hervorragenden gesellschaftlichen Stellung gelangt ist, die ihr, als der Gemahlin eines hohen Würdenträgers am Hofe des ungarischen Königs, gebührt.

Marius Hecht.

Kaffeevisite.

(Hiezu das Bild Seite 131.)

Es ist zweifellos eine heitere und sehr interessante Geschichte, welche die Frau Bas dort den beiden Zuhörerinnen erzählt. Ein Jockel spielt — wie wir zu vermuten allen Grund haben — darin die Hauptrolle, einer der Flößer aus dem Schwarzwald, ein baumlanger, sonnverbrannter, blondhaariger Bursche von gewaltigen Körperkräften, gutem Glauben, aber gerade nicht zu starken Geistesgaben. Die junge Frau kennt einigermaßen die Männer und hat nur ein verständnisvolles Lachen hinsichtlich der Abführung des Jockel durch des Köhlerbauers Gretle. Für das junge Mareile aber ist das eine ungeheuerliche Historie, was sie da hört. Geht es so in der Welt zu, denkt sie, ist das möglich, kann ein Mädchen derartig an einem treuherzigen Burschen handeln, nur zum Spaß und aus Uebermut? Sie hat von Herzbrechen schon gehört. Kann dem Burschen nicht das Herz brechen, und ist denn das Gretle nicht daran schuld? Es ist aber auch dumm von ihm, daß er nun noch immer an dem Mädchen hängt. Sie kennt den jungen Menschen nicht, aber wenn sie an Gretles Stelle wäre, würde sie anders handeln; überhaupt möchte sie so gerne Herzenswunden heilen, das muß schön sein ... So sinnt das Mareile bei der Erzählung der Frau Bas, und daß wir einen solchen Novellenstoff aus dem Bilde Epps herauslesen konnten, ist ein Beweis dafür, daß es der Künstler verstanden hat, seinen Gestalten neben der körperhaften Existenz auch den richtigen, in diesen ländlichen Kreisen heimischen Grad urwüchsigen seelischen Lebens einzuhauchen.

Sprüche und Aphorismen.

Von

Ernst Ziel.

Derselbe bleibst du doch
Wie man auch klafft und bellt:
Es steht der Mensch so hoch,
Wie er sich stellt.

*

Mit Häuptern, hochgetragen,
Magst du's ruhig wagen,
Doch die sich vor dir bücken,
Spinnen die schlimmsten Tücken.

*

Stimmung, wie sie die Mainacht webt,
Soll deine Jugend durchbeben!
Andacht, wie sie am Weihnacht lebt,
Möge dein Alter erheben!

Das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein bedeutsamer Vorgang, von großer Tragweite namentlich für unsere kaufmännische und gewerbetreibende Welt, war die feierliche Eröffnung des „Orientalischen Seminares“, welche am 27. Oktober 1887 in den Räumen der „Alten Börse“ im Lustgarten zu Berlin stattfand. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,“ das gilt heute vornehmlich von den starken Verschiebungen, die sich im Welthandelsverkehr geltend machen, seitdem die kräftig aufstrebende deutsche Industrie in den Wettkampf der europäischen Staaten um den Vorrang auf dem Weltmarkt eingetreten ist. Für diese neue angebrochene Aera aber, in welcher deutsche Männer als kühne Pioniere der deutschen Industrie, dann auch als Aerzte oder Lehrer, als Forschungsreisende oder Missionare, als Techniker oder Beamte auf fast noch unbekannten Wegen die tausendfachen Interessen unseres Volkes verfolgen und fördern werden, soll die neuerrichtete Anstalt gewissermaßen die zuverlässige Grundlage schaffen, soll eine weitere Etappe bilden, auf welcher eine stetig wachsende Ausdehnung des deutschen Handels und der deutschen Industrie erfolgen kann.

Ja, die Zeiten ändern sich. Dahin ist jene Zeit, als noch die englische Industrie thatsächlich die der ganzen übrigen Welt überragte; dahin die Zeit, als noch der französische Geschmack, trotz seiner hier und da hervortretenden Unnatur, den übrigen Ländern die Mode vorschrieb; dahin auch jene, wo noch die Kenntnis der englischen und französischen Sprache zur Erlernung der ausländischen Handelspraxis, zum Verkehr in den außereuropäischen Hafen- und Handelsplätzen ausreichte.

Eine neue Epoche ist angebrochen: Hand in Hand mit dem Zerfall der Türkenherrschaft ging eine folgenreiche Umgestaltung der Verkehrs- und Handelsverhältnisse in den Donauländern, in der Levante, ja im ganzen Orient; im fernsten Osten Asiens thaten sich lange und hartnäckig verschlossene Länder auf; der schwer zugängliche „schwarze Erdteil“ ward erforscht und erschlossen; neben den Weißen, die in den verschiedenen Ländern und Völkern Asiens und Afrikas Englisch oder Französisch verstehen, treten jetzt Millionen anderer hervor, die von jenen Sprachen kaum etwas vernommen, mit denen aber der deutsche Industrielle hinfort in erster Reihe sich zu verständigen haben wird; kurz, es beginnt ein wirklicher Weltverkehr der so vielgestaltigen und vielsprachigen Völker der Erde sich heute anzubahnen.

Die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts haben nun gelehrt, daß zu den höchsten Zielen, welche die Industrie verfolgt, nur eine umfassende Kenntnis jener fremden, bisher kaum geübten Sprachen führen kann. Will der Deutsche den weitesten Absatz für seine Erzeugnisse gewinnen, will er die Rohstoffe, die ihm das Vaterland nicht bietet, aus erster Quelle beziehen, so muß er sich entschließen, die Sprachen aller jener Völker zu erlernen, mit denen er Verbindungen aufzusuchen und abzuschließen wünscht. „Knowledge is power“: die Kenntnis der Landessprachen wird für ihn eine Macht sein, nicht nur den der Sprachen unkundigen Mitbewerber zu überflügeln, sondern auch in unmittelbarem Verkehr mit den fremden Völkern deren Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen zu studiren und weithin, bis tief ins Innere noch unerschlossener Gebiete die deutsche Kultur zu tragen.

Ehre und Dank gebührt deshalb allen denen, welche, von solchen Gesichtspunkten geleitet, die Initiative ergriffen haben, um die Erlernung der wichtigsten fremdländischen Verkehrssprachen in Deutschland zu ermöglichen, vor allem der deutschen Reichsregierung, die durch die Errichtung des Orientalischen Seminars in Berlin willkommene Gelegenheit hiezu geschaffen hat.

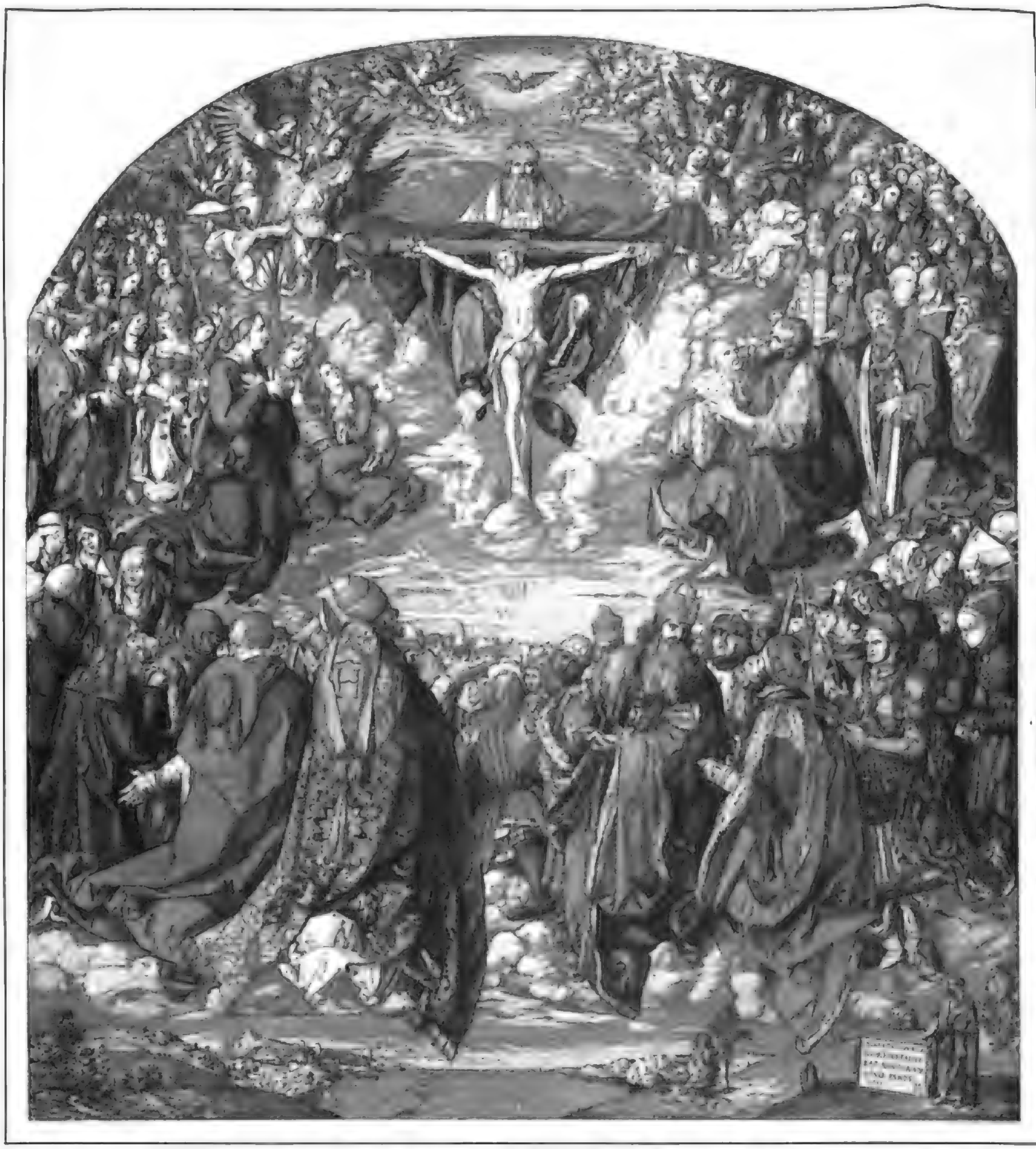
Das aus den Erfahrungen der letzten Jahre und aus den Bedürfnissen der Gegenwart erwachsene Institut wird von jetzt an in den Kreis der wichtigsten Interessen unseres Lebens treten. Praktisch, wie die Gründe, welche zur Errichtung der Anstalt führten, soll auch der Unterricht sein. Derselbe umfaßt folgende Sprachen: Chinesisch, Japanisch, Hindustani, Arabisch, Persisch, Türkisch und Suaheli. Mitglieder des Seminars können Angehörige aller Berufsstände werden, welche der hier vertretenen Sprachen für den Verkehr mit den Eingeborenen bedürfen. Unter den ersten hundert Schülern, welche die Anstalt schon wenige Tage nach der Eröffnung zählte, befanden sich bereits zahlreiche Vertreter des deutschen Kaufmannsstandes. Wohl mit Rücksicht auf diese werden die Lehrstunden vorzugsweise des Morgens bis zehn und des Abends nach sechs Uhr gehalten. Für unbemittelte deutsche Teilnehmer sind die Kurse unentgeltlich. Die Einrichtung der Räumlichkeiten ist, wie dies bei unseren Universitäten üblich, in einfachster Weise erfolgt. Die Anstalt umfaßt neben den Räumen für die Bibliothek zehn Klassen oder Hörsäle, deren jeder eine kleine Handbibliothek und Karten der bezüglichen Länder und Gebiete enthält.

Glücklich ist die (freilich zunächst nur provisorische) Zusammensetzung der Lehrerschaft. Neben unseren Landsleuten Dr. Andreas, Professor Arendt, Missionsinspektor Büttner, Professor Hartmann, Dr. Lange, A. Maarbes, Dr. Moritz, F. Rosen, welche sämtlich infolge eines mehr oder minder langen Aufenthaltes in fremden Ländern deren Sprachen vollkommen beherrschen, sind in dem Lehrkörper auch Angehörige von Nationen vertreten, deren Sprachen im Seminar gelehrt werden: zwei Chinesen, Kuei Lin aus Peking und Pan Fei Shing aus Kanton, beide Familienväter, die ihre Familien auf eine Reihe von Jahren in China zurückgelassen haben, um als Lektoren in Europa Geld zu verdienen; ferner der Japaner Dr. Inouyé, welcher zurzeit an der Berliner Universität studirt; endlich Scheich Hassan Taufik aus Kairo, die zweifellos interessanteste Persönlichkeit unter den Ausländern, Sohn eines hohen Justizbeamten im ägyptischen Ministerium, ein hochbegabter und wohlunterrichteter, noch jüngerer Mann, der im September bei seiner Ankunft in Berlin kein Wort Deutsch verstand, aber schon im Oktober, also nach wenigen Wochen, unsere Sprache mit erstaunlicher Gewandtheit zu handhaben wußte.

Mit der Leitung des Seminars ist, zur sichern Gewährleistung zweckentsprechender Führung, der berühmte Orientalist, Professor Dr. Karl Eduard Sachau, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, betraut worden. Sachau, ein geborener Holsteiner, der bereits im vierundzwanzigsten Lebensjahr eine Professur der orientalischen Sprachen an der Wiener Universität inne hatte, ist ein Schüler Fleischers, des Nestors der deutschen Orientalisten. Er kennt fast alle Länder Europas und den ganzen Orient aus eigener Anschauung, darf somit für einen der am weitesten gereisten deutschen Gelehrten gelten. Seine Lehrthätigkeit wird sich zunächst darauf beschränken, daß er wöchentlich einmal einen handelspolitischen Vortrag hält.

Die genannten hervorragenden Kräfte, die an dem Seminar wirken, dürfen als eine sichere Bürgschaft für ein baldiges erfreuliches Aufblühen der Anstalt betrachtet werden. Im Interesse des ganzen deutschen Volkes ist aber vor allem zu wünschen, daß nicht bloß die Jünger der Wissenschaft und die Konsularbeamten, sondern vorzugsweise die jungen Kaufleute und die Industriellen die hier gebotene Gelegenheit benützen möchten, um sich Kenntnisse anzueignen, die sie für den in fernen Erdteilen auszufechtenden Wettkampf wohl vorbereiten und waffnen werden. Hierin liegt unseres Erachtens das Schwergewicht des ganzen Seminars, und bei einer rechten Würdigung dieses Gesichtspunktes unterliegt es keinem Zweifel, daß aus der neuen Anstalt in kurzer Zeit eine Schar wohlgeschulter und intelligenter Pioniere hervorgehen muß, mit welchen deutscher Handel und deutsche Industrie dereinst den Weltmarkt sich erobern werden.

Gustav Dahms.



Albrecht Dürers Allerheiligenbild.

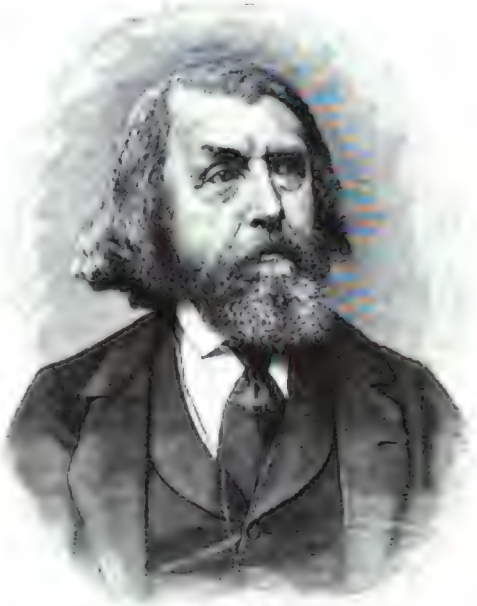
Nach dem Stich von P. Jasper.

Zu den hervorragendsten Gemälden, die uns aus den frühesten Tagen der beginnenden deutschen Renaissance erhalten sind, und zugleich zu den kostbarsten Schätzen der Wiener Belvederegalerie zählt das Dürersche Allerheiligenbild, ein Werk, das durch seinen bedeutenden Umfang, seinen Reichtum an charakteristischen Figuren und seine tadellose Erhaltung gleichsehr ausgezeichnet ist. Um die heilige Dreifaltigkeit scharen sich anbetend die himmlischen Engelchöre und die Gemeinschaft der Heiligen. Mit Palmenzweigen in den Händen kniet zur Rechten Gottvaters und Christi eine Gruppe von heiligen Frauen unter Führung der Jungfrau Maria, ihr zunächst einerseits die heilige Agnes mit dem Lamm, andererseits die heilige Katharina mit dem Rade. An der Spitze der gegenüber knieenden Heiligengruppe sehen wir Johannes den Täufer, hinter dem sich König David mit der Harfe und Moses mit den Gesetztafeln hervorthun. Tiefer unten, aber immer noch weltentrückt auf Wolkenschichten knieend, zeigt sich die umfangreichste Gruppe, innerhalb deren alle Stände der menschlichen Gesellschaft vertreten sind. Gegenüber dem Papst und anderen hohen Würdenträgern der Kirche kniet der Kaiser, umgeben von weltlichen Fürsten, Rittern und edlen Frauen. Zur äußersten Linken des Beschauers sehen wir das scharfgeschnittene Profil eines bejahrten Mannes mit langem Haar und Bart, der seine Pelzmütze in den Händen hält und andächtig zu den Himmlischen emporschaut, während der an seiner Seite knieende Kardinal sich mit freundlich einladender Geberde zu ihm wendet. Es ist Matthäus Landauer, der Stifter des Bildes, das als eine Art Altarwerk in dem von ihm und seinem Nürnberger Mitbürger Erasmus Schildkrot errichteten „Zwölfbrüderhaus", einer Versorgungsstätte für zwölf hilfsbedürftige Greise, seine ursprüngliche Aufstellung fand. Tiefer unten zur Rechten des Beschauers auf einer Anhöhe, die sich im Vordergrunde der aus der Vogelperspektive überschauten Landschaft erhebt, sehen wir in verhältnismäßig kleiner Ausführung das Selbstbildnis des Künstlers, die Rechte auf eine Inschrifttafel gestützt, die außer seinem Namen und Monogramm die Jahreszahl der Vollendung des Bildes, 1511, trägt. Unsere Wiedergabe dieses mit Recht vielgenannten Gemäldes danken wir dem trefflichen, im Verlag der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien erscheinenden Jahrbuch: „Die graphischen Künste", das in jedem seiner starken Hefte, deren sechs zu einem Jahrgang gehören, den Kunstfreunden eine Reihe von gelungenen Nachbildungen namhafter Meisterwerke mit eingehendem erläuterndem Text bietet.

Digitized by Google

Karl Goedeke.

In wenig mehr als Jahresfrist hat Deutschland zwei seiner bedeutendsten Literarhistoriker verloren, W. Scherer in Berlin und K. Goedeke in Göttingen. Karl Goedeke ist geboren in Celle am 15. April 1814. Vorgebildet auf dem altberühmten Pädagogium zu Ilfeld am Harz, studirte er 1834 bis 1838 Philologie und Literaturgeschichte in Göttingen. Hierauf lebte er lange Jahre teils in seiner Heimatstadt Celle ganz unabhängig nur seinen literarhistorischen Studien, teils in Hannover in vorübergehenden Stellungen bei der großen Hahnschen Verlagsbuchhandlung und als Redakteur, beziehungsweise Mitredakteur der „Zeitung für Norddeutschland" und der „Hannöverschen Presse". Das Jahr 1848 riß ihn wie so viele in die Politik, und er hat auch auf diesem Gebiet bis in die Mitte der fünfziger Jahre hinein eine hervorragende Rolle gespielt. Seit 1855 arbeitete er in der Stille seiner Vaterstadt an seinem großen Werke, dem „Grundriß". 1859 siedelte er nach Göttingen über und erhielt dort 1872 eine außerordentliche Professur für deutsche Literaturgeschichte. Diese Professur ist die erste dieser Art, welche in Deutschland errichtet wurde. Seine Vorlesungen hatten ungemeine Zugkraft; er las stets im größten Hörsaal der Universität vor vollen Bänken. Literarisch war er bis zu seinem jähen Tod rastlos thätig. Unmittelbar aus seinem Schaffen heraus wurde er denn auch abgerufen. Am 27. Oktober hatte er noch spät in der Nacht gearbeitet, am nächsten Morgen fand man ihn tot im Bette; ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. — Seine zahlreichen Schriften hier alle zu verzeichnen, kann nicht der Zweck dieser kurzen Skizze sein. Sie stehen mehr oder weniger vollständig und richtig in jedem Konversationslexikon angeführt. Wir erwähnen nur die Hauptrichtungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit und seine Hauptschriften.



Karl Goedeke.

In seiner Jugend war er unter dem Pseudonym Karl Stahl dichterisch thätig. Er veröffentlichte zerstreut stimmungsvolle lyrische Gedichte, die dramatische Dichtung: „König Nodrus, eine Mißgeburt der Zeit" (1839), Teil eines größeren ungedruckt gebliebenen Werkes, ferner Novellen (1841), den Novellen-Almanach für das Jahr 1843, um sich dann rasch der vergleichenden, besonders aber der deutschen Literaturgeschichte zuzuwenden, welche letztere ihm unendlich viel verdankt. Auf einige Sammelwerke, zugleich Literaturgeschichten und Chrestomathien, „Deutschlands Dichter von 1813—1843" (1844), „Elf Bücher deutscher Dichtung von Sebastian Brant bis auf die Gegenwart" (1849, 2 Bde.), „Deutsche Dichtung im Mittelalter" (1852, 2. Aufl. 1871), neben denen verschiedene literarische Monographien und Ausgaben älterer deutscher Literaturdenkmäler hergingen, folgte seit 1859 der „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen", eine großartige Leistung, sein Lebenswerk, ein Buch, wie es keine andere Nation besitzt. Von der zweiten, ganz neu bearbeiteten Auflage (seit 1884) ist neben der dritte Band (bis zum siebenjährigen Kriege gehend) fertig geworden. Für Weiterführung des Werkes wird Sorge getragen.

Mit Schiller und Goethe ist Goedekes Name untrennbar verbunden. Seine Schrift „Goethe und Schiller" ist ein Sonderabdruck aus dem Grundriß. 1877 erschien eine zweite Auflage von „Goethes Leben und Schriften". Er hat für Cotta die bekannten Klassiker-Ausgaben besorgt; die von ihm verfaßten Einleitungen dazu sind kleine Kabinettstücke.

Monumental ist die von ihm mit anderen herausgegebene historisch-kritische Schiller-Ausgabe (1867 bis 1876, 15 Bände). Interessante Aufschlüsse gewährt seine kleine, aus alten Prozeßakten geschöpfte Schrift: „Gottfried August Bürger in Göttingen und Gelmhausen" (1873). Auch die zeitgenössische deutsche Literatur hat er behandelt. Leider ist unvollendet geblieben seine Geibel-Biographie (1869, 1. Bd.). Mit Tittmann zusammen gab er die Sammlungen: „Deutsche Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts" heraus.

Seine Gelehrsamkeit war umfassend. Allzeit war er bereit, aus dem reichen Schatze seines Wissens anderen mit vollen Händen mitzuteilen. Er war ein liebenswürdiger, anregender, witziger Gesellschafter. Die Georgia Augusta verliert in ihm einen ihrer berühmtesten Gelehrten. **Karl Bollmöller.**



Kaffeevisite. Gemälde von R. Epp.

Digitized by Google

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Frau Gilmore empfing ohne große Wärme die Mitteilung, daß Herr von Wildhagen seine Abreise verschoben habe und die Fahrt nach New-York mit ihnen machen würde; aber sie war zu gut bostonisch geschult, um Verstimmung darüber zu zeigen. Sie nahm sich vor, Florence in Zukunft strenger zu überwachen und sie ferner nicht mehr allein mit dem Fremden zu lassen. Ein derartiges Ueberwachen des jungen, vertrauenswürdigen Mädchens war schlecht mit den Grundsätzen zu versöhnen, nach denen ihre Töchter erzogen worden waren. Aber in dem vorliegenden Falle mußte Frau Gilmore gegen ihren Wunsch davon abweichen. — Wildhagen war ein Fremder; und Amerikaner allein besaßen die wahre Würdigung der Freiheit, die man einer jungen Amerikanerin gestatten darf. Wildhagen, wenn er auch sonst ein ganz anständiger Mensch sein mochte, war unter Bedingungen aufgewachsen, die es ihm nahezu unmöglich machten, die Haltung eines amerikanischen Mädchens richtig zu beurteilen. — So dachte Frau Gilmore. Sie überlegte sich, ob sie ihrem Mann von ihren Beobachtungen sprechen sollte. — Er war immer gleich so heftig und hatte vor seiner Abreise nach New-York noch so vieles zu ordnen. Sie wollte ihn nicht unnütz beunruhigen. Wildhagen würde Amerika in wenigen Wochen verlassen; dann war nichts mehr von ihm zu befürchten. Bis dahin wollte sie auf ihn und auf Florence acht geben, und Bella, die ein folgsames und vernünftiges Mädchen war, beauftragen, ein Gleiches zu thun. Im Notfall blieb immer noch Zeit, Herrn Gilmore zu Hilfe zu rufen.

Wildhagens Verhältnis zu Florence unterlag während der nächsten vierzehn Tage einigen oberflächlichen Veränderungen, die Frau Gilmore in der Absicht bestärkten, sie habe wohl gethan, von dem kleinen Roman, der sich unter ihren Augen abspielte, gar nicht zu sprechen. — Florence hatte mit dem Augenblicke, da sie zur Erkenntnis ihrer Liebe gekommen war, ihre frühere Unbefangenheit Wildhagen gegenüber gänzlich verloren. Sein Blick begegnete nur noch selten dem ihrer Augen. Sie rief ihn nicht mehr an ihre Seite, und wenn er in ihrer Nähe war, so machte sie sich irgend etwas zu schaffen, was es ihm erschwerte, sich ungestört mit ihr zu unterhalten. — Zwei oder dreimal hatte er einen Blick von ihr überrascht, der ihn verwirrt hatte. Das waren nicht mehr die Kinderaugen, in die er ruhig hineingeblickt hatte wie in den hellen Spiegel einer Seele, die nichts zu verbergen hat und nichts verbirgt. Es war jetzt der traurige, ängstliche Blick einer Schuldbewußten. — Ja, die arme kleine Flor fühlte sich schuldig — schuldig, zu lieben! Sie weinte darüber am Hals ihrer geliebten Bella, ohne gestehen zu wollen, weshalb ihre Thränen flossen, und sie weinte sich darüber in den Schlaf. Aber sie stand jeden Morgen frisch und wohl auf. Schöner Liebeskummer von der Art, wie Florence ihn empfand, zehrt nicht an gesunden jungen Herzen. Frau Gilmore bemerkte von demselben nur, daß Florence dem Fremden gegenüber tadellose Zurückhaltung beobachtete. Das war alles, was sie in dem Augenblicke wünschte.

„Ja, meine Töchter!“ sagte sie sich voll mütterlichen Stolzes. „Die brauchen mir keine Sorge zu machen, die sorgen für sich selbst. Florence hat verstanden, ohne daß es auch nur eines Wortes von mir bedurft hätte, daß ein amerikanisches Mädchen nur mit einem Amerikaner glücklich sein kann. In den Vereinigten Staaten allein nimmt die Frau die ihr gebührende Stelle ein. Florence hat sich auf Kosten des jungen Fremden vielleicht ein bißchen zu viel unterhalten! Sie ist ein kleiner ‚Flirt‘, das Mädchen! Aber sollte ich sie deswegen schelten? Es ist des Fremden Schuld, wenn er nicht verstanden hat, daß sich ein amerikanisches Mädchen durch Freundlichkeit einem jungen Manne gegenüber nicht kompromittirt.“

Wildhagen wurde der guten Frau wieder ganz sympathisch, seitdem er ihr gewissermaßen als der leidende Teil erschien, und sie sah ihn während der nächsten vierzehn Tage kommen und gehen, ohne daß sein Zusammensein mit Florence sie sonderlich beunruhigt hätte; doch wußte sie es so einzurichten, und Bella unterstützte sie dabei, daß die jungen Leute nicht mehr ungestört allein blieben.

Wildhagen, dem Florence mit jedem Tage teurer wurde, hatte sich trotzdem in ruhiger, überlegender Weise seinen Plan gemacht. — Florencens Zurückhaltung täuschte ihn nicht. Ihre mädchenhafte Scheu gefiel ihm, wie alles, was er von ihr sah. Er zweifelte nicht mehr an ihrer Liebe für ihn, und er war seiner Liebe zu dem jungen Mädchen ganz sicher; aber er verlor darüber nicht den Kopf. Auch sein Appetit und sein Schlaf blieben ungestört. — Er hatte sich klar gemacht, daß der Antrag eines unbekannten Fremdlings vom Vater und von der Mutter der Geliebten abgewiesen werden würde. In Kalifornien war niemand, der seine Verhältnisse so genau kannte, daß er den Eltern Auskunft über ihn hätte geben können, die ihre berechtigte Aengstlichkeit vollkommen beschwichtigt hätte. In New-York und in Washington lagen die Sachen in dieser Beziehung weit günstiger für ihn. Dort hatte er persönliche Bekannte auf dem Konsulat sowohl wie auf der Gesandtschaft, und diese waren in der Lage, auf jede Anfrage über seine Verhältnisse und seinen Ruf eingehende Mitteilungen zu machen. Dies würden sie, wenn Wildhagen sie darum ersuchte, auch sicherlich thun. — Günther wollte demnach die nächsten Wochen einzig dazu benützen, sich in Florencens Herzen womöglich noch fester zu setzen und das Wohlwollen und Vertrauen der Eltern zu gewinnen. Er fühlte heraus, daß Bella bereits vollständig auf seiner Seite stand, und sein Benehmen ihn gegenüber war ein zutraulich freundliches. Sie ihrerseits behandelte ihn wie einen Vertrauten. Zwar sprach sie nicht von seiner Liebe zu Florence, aber ihre junge Weisheit war bemüht, ihn über den Charakter der Schwester zu belehren und ihn klar zu machen, wie sie zu behandeln sei, damit sie so glücklich werde, wie sie es verdiene. Eine ihrer Reden schloß sie mit den Worten:

„Der Mann, dem Florence ihr Herz schenkt, wird ein großes Los in der Lotterie des Lebens gezogen haben, und wenn er gut und ehrlich ist, so wird es ihm leicht werden, Florence glücklich zu machen. Wenn er sie unglücklich machte, so wäre er ein Elender!“

Wildhagen war in dieser Beziehung unbesorgt.

„Ich werde sie glücklich machen,“ sagte er sich.

Als Günther von Herrn Gilmore und zahlreichen San Franziskoer Bekannten zur Bahn begleitet, mit Frau Gilmore und den beiden jungen Mädchen in den Eisenbahnzug stieg, der sie über Omaha und Chicago nach New-York bringen sollte, da ruhte sein Blick mit Stolz und Wohlgefallen auf Florencens lieblicher Gestalt. — Sie trug einen dunkelgrauen, knappen Reiseanzug und einen ganz einfachen Hut, unter dem ihr zartes Köpfchen mit den klaren blauen Augen und dem rosigen Kindermund wie das einer Märchenprinzessin hervorblickte. — So einfach sollte sie sich immer kleiden, wenn er erst darüber zu bestimmen hatte! Er sah im Geiste den Blick seines Vaters, wie dieser mit freudiger Rührung die kleine Schwiegertochter begrüßte, die der Sohn von der Reise mit nach Hause gebracht hatte. — Ja, er hatte eine gute Wahl getroffen!

„Jetzt beginnt der Dienst,“ sagte Günther, als sie alle vereint im Wartesaale standen. „Wo ist die schwere Decke?“

„Hier!“ sagte Florence, mit verschämtem und gleichzeitig treuherzigem Lächeln auf ein kleines, ordentlich zusammengerolltes Paket deutend, in dem ein Regenrock und ein Plaid zusammengeschnürt waren. Wildhagen ergriff es. Es wog wohl drei oder vier Pfund.

„Ja, das ist erschrecklich schwer,“ sagte er ernsthaft.

Sie wußte wohl, daß er sie durchschaute. Aber was machte es jetzt noch aus? Sie würde sechs Tage lang von früh bis spät mit ihm zusammen sein, immer seine guten Augen sehen, seine liebe Stimme hören! Sie war strahlend vor Glück, und alle Welt mochte wissen, daß sie sich glücklich fühlte.

Die lange Fahrt bis Chicago verlief ohne jeden bemerkenswerten Zwischenfall. Die kleine Gesellschaft reiste unter günstigen Bedingungen. Die drei Damen hatten in einem der Schlafwagen eine große Abteilung für sich genommen, in die sie sich des Nachts zur Ruhe zurückzogen. Während des Tags waren die vier in einem mit vielen Bequemlichkeiten ausgestatteten sogenannten „Salonwagen“ versammelt. Günther sorgte für Essen und Trinken, für Bücher und Zeitungen und erntete für seine unermüdliche Aufmerksamkeit Frau Gilmores Anerkennung.

Florence glaubte, bei Günther entschuldigen zu müssen, daß man ihn so sehr in Anspruch nehme.

„Sie bedauern gewiß, daß Sie nicht allein gereist sind. Sie hätten es so schön und ruhig haben können. Jetzt müssen Sie den ganzen Tag für uns sorgen.“

„Ja, und die schwere Decke tragen!“ bemerkte Günther.

„Man kann nicht ernsthaft mit Ihnen sprechen,“ sagte Florence; aber sie war glücklich.

Als der Zug in den Bahnhof von Chicago einlief, rief Bella, die am Fenster stand, einen Ausruf der Freude aus.

„Henry!“

Der junge Mann war seiner Braut entgegengereist. Die Begrüßung zwischen den beiden und zwischen dem Neuangekommenen und Frau Gilmore und Florence war eine überaus herzliche. Erst nach fünf Minuten fiel es Bella ein, Herrn von Wildhagen vorzustellen. Conrey reichte diesem die Hand und sagte dabei mit besonderem Ausdruck, als wolle er zu erkennen geben, daß es sich diesmal nicht nur um die üblichen Begrüßungsworte handelte:

„Es freut mich ungemein, werter Herr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich fühle mich dadurch geehrt.“

Worauf Florence, obschon sie ihren zukünftigen Schwager bereits begrüßt hatte, ihm noch einmal die Hand drückte und ausrief:

„Es ist zu freundlich von Ihnen, Henry, daß Sie uns diese angenehme Ueberraschung bereitet haben!“

„Natürlich, natürlich!“ sagte Henry, ein langer, hagerer junger Mann mit den typisch amerikanischen, scharf gezeichneten Zügen und offenem, angenehmem Gesichtsausdrucke. Gleich darauf wandte er sich an Bella und flüsterte ihr zu: „Ich habe zuverlässige und die allerbeste Auskunft über Herrn von Wildhagen.“

Henry Conrey hatte Vorrichtungen getroffen, welche Frau Gilmores bereitwillige Zustimmung fanden, wennschon der ursprüngliche Reiseplan dadurch etwas abgeändert wurde. Darnach wurde nun beschlossen, daß die Gesellschaft zunächst noch zwei Tage in Chicago bleiben sollte, um den Ort kennen zu lernen, auf dessen schnelles Wachstum zu einer Riesenstadt die meisten Amerikaner stolz sind. Sodann wollte Henry den beiden Mädchen die Niagarafälle zeigen, die sie noch nicht kannten.

Günthers Zustimmung zu dem neuen Programm schien als selbstverständlich vorausgesetzt zu werden. Florence fand dies wohl etwas rücksichtslos, denn sie fragte ihn schüchtern, ob er ihnen auch ferner Gesellschaft leisten werde.

„Ja, wenn ich nicht störe,“ antwortete Günther.

Er war durch die freie Art, in der man über ihn verfügte, nicht gerade verletzt, aber sie setzte ihn etwas in Verlegenheit.

„Bella! Henry!“ rief Florence sogleich; „sagt doch Herrn von Wildhagen, daß er uns nicht verlassen darf. Denkt euch, er meinte, er könnte uns stören!“

Die herzlichen Worte, mit denen die beiden auf ihn einsprachen, bewiesen, daß dies in der That nicht der Fall sei.

„Aber natürlich rechnen wir auf Sie,“ sagte Henry. „Sie sind doch nicht böse, daß ich nicht vorher mit Ihnen beraten habe? Ich nahm an, Sie hätten wie ich gebundene Marschroute: wo die drei Damen hinreisen, da müssen wir folgen!“

Günther nickte zustimmend und damit war die Sache abgemacht.

Im Laufe des Abends hatte Bella eine lange Unterredung mit Henry über Günther. Conrey las

ihr einen Brief seines zurzeit in Europa weilenden Bruders vor. Dieser, der den möglichen Eintritt eines Fremden in seine Familie als eine sehr ernste Sache betrachtete und keineswegs schwerfällig war, hatte es am zweckmäßigsten gefunden, mit guten Empfehlungen versehen nach Berlin abzureisen, um dort Erkundigungen über Wildhagen einzuziehen. Er hatte nur Gutes gehört. Wildhagens Familie war vornehm, angesehen, reich. Vater und Sohn erfreuten sich des besten Rufes.

„Ich habe mich bemüht, Schlechtes über den jungen Mann zu erfahren," fuhr der Brief fort, „aber es ist mir nicht gelungen. Er ist nicht einmal zanksüchtig, krankhaft, häßlich, verwachsen, ein blasirter Spieler oder Trinker. Ich bedaure es; denn, offen gesagt, ich hätte zu einer Verbindung mit einem Fremden lieber ab- als zugeraten. Aber wie die Sache nun einmal liegt, muß ich bekennen, daß ich, nach allem, was ich erfahren habe, Herrn von Wildhagen als einen ehrenwerten und vertrauenswürdigen jungen Mann bezeichnen kann. Auch hat man mir die große Liebenswürdigkeit seines Charakters und seine guten Manieren gerühmt. Er soll herzensgut sein — kurz, eine ‚perfection'."

Bella war sehr erfreut über diese Mitteilungen.

„Nun haben wir nur noch Mama zu bekehren," sagte sie. „Papa ist nicht so ‚exklusiv' wie sie. Wenn er Deines Bruders Brief gelesen hat, so gibt er ohne weiteres seine Zustimmung. Er verlangt für Florence vor allem einen guten, anständigen Mann, den sie lieben und ehren kann, und den haben wir ja in Wildhagen gefunden."

„Noch eins!" sagte Henry bedächtig. „Hat sich denn der junge Mann überhaupt schon erklärt?"

„Nein!" antwortete Bella; „dazu habe ich es natürlich noch nicht kommen lassen."

„Ja, wäre es denn doch nicht vielleicht anzuempfehlen, daß wir uns zunächst Klarheit über seine Absichten verschafften?"

„Dafür laß mich sorgen," sagte Bella mit selbstgefälliger Ueberlegenheit.

Sie sorgte in der That ganz gut dafür. Am Niagara veranstaltete sie in der Nähe der Fälle einen späten Spaziergang, von dem die „liebe Mama", der man gesagt hatte, sie sei ruhebedürftig, ausgeschlossen wurde. Henry bot seiner Braut den Arm, und Günther that ein Gleiches mit Florence. Die beiden Pärchen verloren sich in der Dämmerung aus den Augen, und als sie sich später in der Nähe des Gasthauses wiederfanden, da lag in Florencens glücklichem Blick ein Schimmer, der der erfahrenen älteren Schwester keinen Zweifel darüber ließ, daß Günther „gesprochen" habe.

Als dieser zu später Stunde, nachdem sich seine Begleiter längst zurückgezogen hatten, ruhelos, aber unbeschreiblich glücklich, in den weiten Anlagen in der Nähe der Fälle einsam umherwanderte, da drängte sich ungerufen auch Irenens Bild vor seine Seele. Er sah das bleiche, schöne Antlitz mit den wunderbaren, tiefen, müden Augen, und es lag darin ein Ausdruck kalten, überlegenen Hohnes. Er dachte an den letzten Spaziergang mit der Marquise im Garten des Hotel Brd. — Seine Pulse hatten damals in fieberhafter Aufregung geschlagen, leidenschaftliches Sehnen und Verlangen sein ganzes Wesen erfüllt, und wie seine Lippen die ihrigen berührt hatten, da war ihm jede Herrschaft über sich geschwunden. — Er machte jetzt unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er etwas Böses, Gefährliches von sich zurückweisen. — Wie ruhig, froh war er dagegen gewesen, als er der kleinen Flet, die vertraulich, glücklich an seinem Arm hing, seine Liebe gestanden hatte. Sie hatte gezittert, Thränen des Glücks waren in ihre Augen getreten; zärtlich, ohne jede Scheu, hatte sie seinen Kuß erwidert, und ihm dann die Hand gereicht; und so, Hand in Hand mit ihr, war er ruhig und froh weiter gegangen, um nun mit dem kleinen, unerfahrenen Dinge, an das er sich durch den einen Kuß so fest gebunden wußte wie durch die heiligsten Schwüre, ernst zu überlegen, was noch geschehen müßte, um die ganze Sache in Ordnung zu bringen. — Wie schrecklich war der Abend nach dem letzten Spaziergange im Garten des Hotel Brd gewesen! Er konnte nicht ohne Schaudern daran zurückdenken. — Wie zufrieden, voll Vertrauen auf die Zukunft war er jetzt!

Florence hatte in der Unterhaltung mit Günther, die der Liebeserklärung gefolgt war, vorgeschlagen, daß sie zunächst Bella und Henry in ihr Geheimnis einweihen wollten. Diese würden schon Rat wissen, wie die Angelegenheit der Mutter vorzutragen sei, um diese dem neuen Liebesverhältnis geneigt zu machen. Günther hegte in dieser Beziehung keine übertriebene Besorgnis. — Er war „eine gute Partie", wie man sagt, und sich dessen bewußt, wenn schon er ein durchaus bescheidener Mensch war. Frau Gilmores Mißtrauen gegen alle Fremden, einfach, weil sie nicht Amerikaner waren, kannte er nicht. Er erzählte Florence, daß er in New-York in der Lage sein würde, ihren Eltern Auskunft über seine Verhältnisse zu geben. Dieselbe würde hoffentlich so ausfallen, daß Herr und Frau Gilmore kein Bedenken tragen würden, ihm ihre Tochter anzuvertrauen. — „Die Hauptsache ist, daß Du mich lieb hast," sagte er, „der Rest wird sich schon finden."

„Ach, ja! Ich habe Sie lieb," antwortete sie, sich an ihn schmiegend, „und ich bin unbeschreiblich glücklich."

Bald nach der Ankunft in New-York hatte Günther in aller Form bei Frau Gilmore um die Hand ihrer Tochter Florence angehalten. Frau Gilmore hatte sich Bedenkzeit erbeten. Der Antrag hatte sie peinlich überrascht und sie war klagend zu Bella gekommen, um dieser ihr sorgendes Herz auszuschütten. Sie hatte dort keinen Trost und keine Unterstützung gefunden. Im Gegenteil: Bella und später auch Henry waren als warme Anhänger Günthers aufgetreten. Frau Gilmore hatte mit ihnen gestritten, zu Thränen ihre Zuflucht genommen — schließlich hatte sie nachgeben müssen. Sie war den vereinten Ränken ihrer Kinder nicht gewachsen. Diese wiesen ihr nach, daß es grausam von ihr sei, auf ihren Vorurteilen zu bestehen und denselben das Glück der guten Florence zum Opfer bringen zu wollen. Und so hatte die arme Frau denn schließlich, wenn auch noch immer mißtrauisch und ängstlich, auf Günthers Antrag geantwortet, die Entscheidung darüber liege einzig bei Herrn Gilmore; sie könne seinen Entschließungen in Bezug auf Florence nicht vorgreifen; aber sie werde dieselbe auch nicht zu beeinflussen versuchen. — In diesem Sinne handelte sie denn auch.

Als Florencens Vater wenige Tage später in New-York eintraf, sagte ihm Frau Gilmore, ohne eine Miene zu verziehen, trocken und ernst:

„Herr von Wildhagen hat um Florence angehalten."

Aber Herr Gilmore war weder bestürzt noch sonderlich überrascht und zeigte keineswegs so große Beunruhigung, wie die ängstliche Mutter erwartet und auch gewünscht hatte. Er erkundigte sich nach Wildhagens Verhältnissen, und nachdem die ehrliche Frau Gilmore ihn deswegen an Henry Courey verwiesen und er mit diesem gesprochen hatte, gab er, wenn auch ohne Begeisterung, seine Zustimmung zu Florencens Verlobung mit Herrn Günther von Wildhagen.

Der Tag der Vermählung Bellas mit Henry Courey, der inzwischen nahe gerückt war, wurde gewählt, um das neue große Familienereignis den Freunden und Verwandten des Hauses bekannt zu geben. Nachdem auch dies geschehen war, und Günther an der Seite der im Glücke strahlenden kleinen Flet viele herzliche Glückwünsche empfangen hatte, verlebte er noch einen schönen, durch nichts getrübten Monat in Amerika.

Frau Gilmore hatte sich in ihr Schicksal gefügt, machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ die geliebte Tochter ihr reines Glück voll genießen. Florence und Günther waren von früh bis spät zusammen. Die ganze Familie hatte sich nach Newport begeben und niemand machte Günther das Recht streitig, seiner Braut die großen Schönheiten von Rhode-Island und Naragansett-Bay zu zeigen und mit ihr zu genießen. Sie wurde ihm mit jedem Tage teurer: wegen ihrer Herzensgüte, die er jetzt erst erkennen lernte, wegen ihrer kindlichen Schwäche, die sie auf ihn, den starken Mann, zum Schutze und zur Stütze anwies, wegen ihrer zarten Schönheit, die erst im Glück voll erblüht war und in der sie von unwiderstehlicher Anmut erschien, und endlich wegen ihrer großen, vertrauenden, hingebenden Liebe zu ihm, dem auserwählten Bräutigam, die aus jedem ihrer Worte und Blicke sprach. Wenn sie sagte, was sie oft that: „Wie gut ist es von Dir, daß Du mich ein bißchen lieb hast!" dann schätzte Günther sich als den glücklichsten Mann von der Welt. Er war ruhig, froh, sorgenlos wie nie zuvor in seinem Leben, als ob ihm nichts mehr zu wünschen übrig bleibe, und das, was er durch Florencens Liebe besaß, nicht wieder verloren werden könne.

Nach reiflicher Ueberlegung hatte Günther seinem Vater die Verlobung nicht angezeigt. Er kannte den alten Herrn. Er war dessen Zustimmung zu der von ihm getroffenen Wahl sicher; aber er wußte auch, daß ihn die briefliche Mitteilung von der Verlobung des Sohnes, der sein ganzer Stolz war, mit einer amerikanischen Kaufmannstochter, zunächst beunruhigen würde. Das wollte er vermeiden. Eine Unterredung würde jede Besorgnis des Vaters leicht zerstreuen; und deshalb sollte er aus seinem, Günthers, Munde erfahren, daß ihm dieser von jenseits des Meeres die ersehnte Schwiegertochter zuführen werde.

Dagegen hatte Wildhagen seinem Freunde Dessieux das Geheimnis seiner Verlobung unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut.

„Ich werde in der ersten Hälfte des Monats Oktober in Paris eintreffen," so schloß sein Brief an diesen, „und ich ersuche Sie dringend und in Ihrem eigenen Interesse, sich darauf vorzubereiten, einen Monat später mit mir nach Amerika zurückzukehren. Florence macht sich anheischig, Ihnen eine Braut zu finden; und wenn Sie sich als Mann von schnellem Entschlusse zeigen, so können wir dann, unserem alten Vorhaben getreu, am selben Tage Hochzeit halten. Zwar nicht in Wildhagen, wie ursprünglich beabsichtigt war, sondern in New-York. Sie werden aber dieses Abweichen von dem ersten Programm sicherlich nicht beklagen, wenn Sie damit das Glück erkaufen, ein ähnliches Mädchen wie meine Braut heimführen zu dürfen. Ich werde mich nur wenige Tage in Paris aufhalten, wo ich einige Einkäufe und Bestellungen für meine Hochzeit machen will. Ich bitte Sie also, sich so einzurichten, daß wir uns womöglich schon am Tage meiner Ankunft in Frankreich sehen. Sobald ich in Havre ans Land gestiegen bin, telegraphire ich Ihnen, und ich hoffe, daß Sie mich, wenn auch nicht am Bahnhofe, so doch in meinem alten Gasthof in Paris erwarten werden. Können Sie dies nicht, so geben Sie mir jedenfalls dorthin Nachricht und sagen Sie mir, wo ich Sie antreffen kann. — Auf baldiges Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

August Niemann.

Vor einigen Jahren fiel mir ein Roman in die Hände, der mich durch seinen eigenartigen Titel angelockt hatte und dessen Lektüre mich mächtig anregte. Es waren dies August Niemanns „Bacchen und Thyrsosträger", unter welchen Namen der Verfasser die Eingeweihten und die Laien, die Führer der Gesellschaft und den großen Haufen der urteilslos Folgenden, ins Schlepptau Genommenen einander gegenüberstellt. Der Roman ist ein Werk von großartiger Konzeption, führt den Leser in die verschiedensten Gesellschaftskassen, in das Hochleben und die Haute-Finance, sowie in Künstlerkreise und in ein wahres Idyll Heidelberger Studentenlebens. Im Mittelpunkt der Handlung steht, ungebrannt und unbeeinflußt von dem rastlosen Treiben nach dem so-called „Glück" am modernen Spektakel — ein philosophischer rocher de bronze, der dem ganzen Buche einen herrlichen Halt gibt und in welchem der Verfasser seinen eigenen philosophischen, durch und durch revolutionären Standpunkt verständlichste. Die Lektüre des eigenartigen Werkes interessierte mich derart, daß ich mir nicht versagen konnte, dem mir damals unbekannten Verfasser meine Sympathie und Bewunderung auszusprechen. Ich wurde für diese spontane Kundgebung meines Interesses belohnt durch einen reich sehr beglückenden liebenswürdigen Brief des Dichters, und es entwickelte sich aus diesem Anlaß ein lebhafter Briefwechsel und später ein freundschaftlicher Verkehr, dem ich die anregendsten Stunden verdanke.

Vor dem ersten persönlichen Zusammentreffen hatte ich — offen gesagt — ein wenig Bellemmung. August Niemann ist

Hauptmann; das Militärische sagte mir etwas Respekt ein. Dazu ist er der Redakteur des „Gothaischen Hofkalenders". Diese Stellung war nicht geeignet, das Piedestal, auf welchem für mich der Dichter thronte, niedriger zu schrauben. Aber die ersten Momente des Zusammenseins zerstreuten jede Befürchtung. Eine kleine, gedrungene Gestalt, zu welcher ich keineswegs hinaufzublicken hatte, ein fein durchgeistigtes, längliches, von gestutztem braunem Vollbart umrahmtes Gesicht und ein von Wohlwollen und Humor leuchtendes Augenpaar, dazu ein feines, gewinnendes Wesen machen ihn zum liebenswürdigen Gesellschafter, während seine Weise, den kleinsten Dingen eine tiefere Bedeutung, eine neue Seite abzugewinnen, sowie seine umfassenden Kenntnisse den Umgang mit ihm immer lehrreich und anregend gestalten.



August Niemann.

August Niemann gehört also zu den militärischen Schriftstellern, deren Anzahl in neuester Zeit wieder an die der Blütezeit Spensers heranzuwachsen scheint, in der Buckle mit Verwunderung eine Menge berühmter Autoren, die zugleich Soldaten sind, konstatirt. Seine literarische Physiognomie ist sehr markant. Er ist durchaus modern in seinen Anschauungen, ja, er erhebt oft revolutionär Protest gegen die landläufigen Richtungen der Gegenwart, und läßt seine Ideale gewissermaßen dem Jahrhundert vorauslaufen. Seine Darstellungsweise ist so klar und sicher, die Personen sind in ihrer Lebenssphäre so scharf individualisirt, daß ich sie für Kopien Lebender hielt und nicht glauben wollte, daß Niemann Figuren und Handlung rein aus seiner Phantasie gestaltet hatte. Eine abgeklärte Heiterkeit, das Resultat einer ihm ganz in Fleisch und Blut übergegangenen Lebensphilosophie, gibt allen seinen Werken eine höhere Bedeutung.

Als der Sohn des Oberstlieutenants Niemann in Hannover 1839 geboren, bekam er nebst seinen drei Brüdern schon als Knabe eine militärische Richtung, indessen seine jetzt noch lebende Mutter auf eine fromme Erziehung Einfluß nahm. Während sein Bruder Georg als Professor an der k. k. Kunstakademie in Wien sich durch archäologische Reisen in Hellas und Kleinasien, sowie durch architektonische Werke einen Namen machte, folgte August, obwohl zum Studium bestimmt, anläßlich des Krimkrieges der Traditionen der Familie, verließ als Primaner das Gymnasium und war schon mit achtzehn Jahren Lieutenant bei den hannoverschen Jägern. Da der Mobilmachung kein Krieg folgte, so wandte sich der junge Offizier gewissermaßen enttäuscht wieder dem Studium zu, übersetzte, unbeirrt von dem Kopfschütteln der Kameraden, Xenophons „Memorabilien" und hörte, in der Göttinger Garnison, bei Waitz und Lotze Kollegien in Geschichte und Philosophie. Nach neunjährigem Dienst, als der Krieg von 1866 den Umsturz aller politischen Verhältnisse herbeigeführt und sein Vater, ein alter Kämpfer von Leipzig und Waterloo, dem Schmerz über den Fall Hannovers erlegen war, hing er den Degen an den Nagel, fungirte einige Jahre in dem Pensionat des Dr. Harrius bei Genf als Sprachlehrer und übernahm 1868 die Redaktion des „Gothaischen Hofkalenders", welche Stellung er noch heute bekleidet.

Im Jahre 1870 vermählte sich August Niemann mit Therese Arnoldi, der Enkelin des Patrioten Ernst Wilhelm Arnoldi, der als Schöpfer und Begründer des Lebens- und Feuerversicherungswesens in Deutschland wesentlich zur Bedeutung Gothas beigetragen hat. Die künstlerischen Anlagen der feinsinnigen Gattin verschönen dem Dichter das häusliche Leben, und ein auserwählter Kreis treuer Freunde besteht fest abendlich den Musikalen der Frau und die Bibliothek des Mannes in der reizenden Villa, welche sie bewohnen, einem echten Philosophenheim.

In seinem zwanzigsten Jahre hatte Niemann das Glück, wie er sich ausdrückt, infolge eines Sturzes mit dem Pferde zur Heilung einer Knieverrenkung für mehrere Monate an das Lager gefesselt zu werden und bei dieser Gelegenheit die Werke Spinozas kennen zu lernen. Das Studium der Philosophie wurde hinfort seine Lieblingsbeschäftigung, und in dem lieblichen, waldesdurchgrünten Gotha fand er, trotz angestrengter Berufsarbeit, Zeit, sich namentlich mit den Griechen eingehend zu befassen. In der Mitte der siebenziger Jahre that er sich durch militärische fachwissenschaftliche Arbeiten hervor, aber erst zu Anfang des laufenden Jahrzehnts trat er in die eigentliche Literatur ein, und eine Reihe von Romanen: „Katharina", „Eine Emanzipirte", „Backen und Thorsoträger" und „Grafen von Altenschwerdt", gaben Kunde von der Vielseitigkeit und der schöpferischen Kraft ihres Verfassers. Auf Anregung der Firma Velhagen & Klasing schrieb er dann das schnell zu großer Popularität gelangte Jugendbuch: „Pieter Maritz, der Bauernjunge von Transvaal", später „Das Geheimnis der Mumie" und „Das Flibustierbuch". Auch in jedem dieser Werke zeigen sich die Vorzüge des Autors, eine unerschöpfliche Gestaltungsgabe und eine Unmittelbarkeit der Schilderung von Land und Leuten, von Abenteuern und kriegerischen Geschehnissen, daß man glaubt, er müsse alles persönlich erlebt haben.

Wohl die ausgereifteste Frucht aber, die sein schöpferischer Geist gezeitigt hat, ist sein jüngstes Werk, der soeben in der „Deutschen Romanbibliothek", der bekannten Ergänzungszeitschrift zu „Ueber Land und Meer" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erscheinende Roman: „Des rechten Auges Aergernis". Es ist dies ein Bild modernen Lebens, das mit dem klar beurteilenden Blick des geniegten Philosophen erschaut ist und dabei doch mit so voller, packender Unmittelbarkeit wirkt, wie nur die besten und gewaltigsten Erzeugnisse erzählender Kunst.

Wie der Riese Antäus von Zeit zu Zeit die Mutter Erde berührt, um von ihr neue Kräfte aufzusaugen, so macht unser Romancier alljährliche Reisen nach Leipzig, Hannover, Wien und Berlin, um neue Beobachtungen anzustellen und neue Stoffgebiete zu sammeln. Gewiß haben wir in den nächsten Jahren noch weitere recht interessante Produkte seiner jüngst durch eine größere Reise erst wieder frisch betrachteten Phantasie zu erwarten.

Oskar Justinus.

Skizzen und Bilder aus der Stadt des „Alten Dessauer".

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten Paul R. A. Müller.

Die kleineren deutschen Residenzstädte zehren heute zum größten Teil nur noch von dem bescheidenen Nutzen vergangener Tage; die Gegenwart hat sie erbarmungslos beiseite geschoben, die modernen Reisehandbücher fertigen sie leichthin mit wenigen Worten ab, der Strom der Touristen geht achtlos an ihnen vorüber. Und doch liegt ein Unrecht, mindestens eine starke Einseitigkeit darin, daß dem so ist: die Kleinstaaterei hat inmitten zahlloser Auswüchse auch manche frischen Reiser getrieben, und wer sich an diesen erfreuen will, muß unsere kleineren Residenzen besuchen, muß deren Geschichte studiren. Was sie waren und was sie sind, das sind sie in vielen Fällen einzig und allein durch die oft bis ins Kleinliche gehende, aber immer wohlwollende Fürsorge ihrer Landesherren geworden; ihr ganzes Aufblühen knüpft sich an das patriarchalische Verhältnis zwischen den Fürstenhäusern und dem Bürgertum an; fast jeder neue Regent hat seiner geliebten Hauptstadt und deren Bürgern, damit aber zugleich sich selbst, in ihren Mauern auch ein neues Denkmal seines Wohlwollens gesetzt. Jedem ist es noch heute noch, um mit dem Munde des Volkes zu sprechen: „gut sein" in diesen Mittelstädten. Das Leben überhastet sich dort noch nicht derart wie in den großen Mittelpunkten des Handels und der Industrie; man kennt sich aus in seinem engeren Kreise und freut sich mit Selbstgenügsamkeit über die leiseren Wellen, die von dem großen Welttheater ab und zu nach den eigenen Gestaden hinüberschlagen, prägt einen gesunden Lokalpatriotismus und hält dabei doch das Herz offen für die Ziele der Allgemeinheit. Die kleinen Residenzen sind heutzutage nichts weniger als Typen von Wolkenkuckucksheim und Konsorten; man weiß den Fortschritt der Zeit sehr wohl zu würdigen



Der Alte Dessauer.



Der Lustgarten im Winter.

Digitized by Google

und trägt ihm vollauf Rechnung; aber man läßt sich nicht von ihm knechten. Ja, gerade herausgesagt: die Pflege der geistigen Interessen ist in ihnen oft eine regere, eine tiefere vor allem, als in größeren Orten, in denen die Sorge um den Erwerb, die Jagd nach dem materiellen Glück verflachend wirkt. So mancher große Wurf, sei es auf dem Gebiet des Wissens, sei es auf dem der Kunst, ist in ihnen gelungen, so mancher große Gedanke ging befruchtend von ihnen aus. Ich brauche nur an Weimar, an Gotha, an Meiningen zu erinnern, und man wird mir jeden weiteren Beweis erlassen.

Auch Dessau gehört zu den Orten, die ich bei dieser Charakterisirung sehr beachtenswerter kleindeutscher Fürstensitze im Sinn habe. Die Residenz des glücklichen Anhaltiner Landes, in dem wirkliche Armut fast zu den unbekannten Begriffen gehört, ist in der That eine der anmutigsten Städte Deutschlands und sicher auch eine seiner interessanteren. Es sind freilich nicht gewaltige, weltgeschichtliche Ereignisse, nicht große Männer von historischer Bedeutung, auf die sich Dessaus Stellung dafürn darf — ist doch selbst Fürst Leopold, der „Alte Dessauer", mehr als preußischer General, denn als anhaltinischer Landesvater berühmt — Dessau ist vielmehr, was es ist, im langsamen, aber stetigen Gedeihen geworden; seine Fürsten und seine Bürger haben es verstanden, Stein an Stein zu fügen, zu erwerben und das Erworbene festzuhalten. Die Stadt wird in den ältesten, bis jetzt bekannten Urkunden zum erstenmale im Jahre 1213 erwähnt, und zwar, wie Wäschke in seiner trefflichen Chronik (Dessau, Barmanns Verlag) nachweist, bei Gelegenheit einer Schenkung des Fürsten Heinrich an die Kirche zu Roßwig. Die Mutze freilich verlegt ihre Gründung viel weiter zurück. Karl der Große soll ihr sogar den Namen gegeben haben. Als der große Frankenkönig auf seinem Siegeszug 785 an die untere Mulde gekommen sei, so berichtet die geschäftige Sage, habe er, von der schönen Gegend und namentlich von dem üppigen Grün des Waldthals entzückt, ausgerufen: „Diese Au!" und aus dem Königswort hätten dann die ersten Siedler den Namen „Dessau" geformt.

„O diese Au!" kann man allerdings auch heute noch bewundernd rufen, wenn man die reichen Gefilde um Dessau mit ihrer reizvollen Abwechslung von Wald und Feld und Wasser zuerst betritt. Die ganze Gegend, besonders zu beiden Seiten des Weges von der Stadt bis zu dem nahen Wörlitz, gleicht eigentlich einem großen Garten, der in dem berühmten, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Herzog Leopold Friedrich Franz angelegten Wörlitzer Park seinen schönsten Abschluß findet. Und auch Dessau selbst liegt wie im Grünen verborgen; auf der einen Seite, der Nordseite des Bahnhofs gegenüber, dehnt sich der anmutige Georgengarten mit seinen schattigen Laubgängen und den originellen Anlagen, in dem mit vielem Geschick die heitere Landschaft mit architektonischen Motiven verbunden ist; ostwärts, jenseits der Mulde, schließt sich der umfangreiche Tiergarten an, und im Innern der Stadt grünt und blüht es überall, wo nur ein Fleckchen fruchtbare Erde sich fleißigen Händen darbot. Ich glaube, es gibt nicht viel Orte in Norddeutschland, die in ihrer unmittelbaren Umgebung gleich viel abwechslungsreiche Spaziergänge bieten wie Dessau, und wenn die Stadt sich mit Gotha und Wiesbaden um den Spitznamen Pensionopolis streiten kann, so ist die Ursache gewiß zum großen Teil in der reizvollen und überall fast parkartig gepflegten Umgebung zu suchen; unsere alten Generale und Stabsoffiziere wissen derartige Vorzüge nach Gebühr zu schätzen.



Herzogliches Theater.

Dessau hat trotz seiner ziemlich weit zurückreichenden Geschichte wenig Baudenkmäler aus alter Zeit; die Mehrzahl seiner bemerkenswerten Gebäude stammt aus den letzten beiden Jahrhunderten. Galt die Residenz auch schon um 1690, wie eine alte Beschreibung meldet, als ein „feines" Städtchen, das sich sogar eines gepflasterten Marktes mit einer Wasserkunst rühmen durfte, so ist die Zeit des eigentlichen, schnelleren Aufblühens doch erst von der Regierung Fürst Leopolds I., des Alten Dessauers, an zu datiren, der nach dem Vorbilde seines großen preußischen Kriegsherren seine Landeshauptstadt ungemein zu heben wußte. Umfang und Bevölkerung der Stadt verdoppelte sich fast unter seiner Herrschaft, die alte Stadtmauer mit ihrem engen Zirkelschlag fiel und Leopold wußte ganz wie Friedrich Wilhelm I., „war's nicht im Guten, so war's im Bösen", seinen Bürgern eine Baulust einzuimpfen, die bald in den neu erstandenen Stadtteilen Haus an Haus reihte. Sein Sohn und sein Enkel setzten das begonnene Werk mit Emsigkeit fort; es kam eine Zeit, in der das kleine Dessau eine der berühmtesten oder wenigstens der vielgenanntesten Städte Deutschlands wurde. Mit der Unterstützung Herzog Franz' stiftete Basedow hier im Jahre 1774 seine Aufsehen erregende Erziehungsanstalt, das Philanthropinum, die trotz mancher lächerlichen Einzelheiten doch auf das gesamte Schulwesen unseres Vaterlandes den größten Einfluß geübt hat. Fast gleichzeitig drang der Ruf eines Dessauer Kindes in alle Welt hinaus: 1763 erhielt Moses Mendelssohn für seine Schrift „Ueber die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" den Preis der Berliner Akademie, und vierzehn Jahre später veröffentlichte er seinen unsterblichen Phädon! Im verflossenen Jahre hat Dessau den hundertjährigen Todestag seines großen Sohnes begangen.



Herzogliches Schloß.

Das achtzehnte Jahrhundert griff aber vor allem auch umgestaltend in den äußeren Ausbau der Stadt ein. Das in seinen ältesten Teilen noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende herzogliche Schloß wurde nach den Plänen von Knobelsdorf, dem Erbauer des Berliner Opernhauses, des Lustschlosses Sanssouci und so weiter, völlig umgebaut und erhielt damals jene Gestalt, die es bis 1872 behielt, in welchem Jahre der Hauptteil neu aufgebaut wurde. Für den Besucher von Dessau kann eine eingehende Besichtigung des Residenzschlosses, das auch unser Zeichner in seinen Skizzen niedergegeben hat, nicht genug empfohlen werden. Außer einer reichen Gemäldegalerie, aus der besonders Stücke von Tizian, Giulio Romano, von Dyck, Rubens und Potter hervorgehoben zu werden verdienen, besitzt das Palais eines jener Kuriositätenkabinette, wie sie das vorige Säkulum liebte, wirkliche Kunstschätze und Raritäten aller Art in buntem Durcheinander, von dem Degen des Fürsten Leopold bis zu einem Stück Mörtel aus der römischen Mauer. Die originellste der originellen Pieren aber ist unstreitig der hochberühmte Ring der Frau Kritte, an dem der Sage nach nicht weniger als das Glück des herzoglichen Hauses hängen soll: eine Fürstin von Anhalt erhielt ihn nämlich einst — das genaue Datum haben leider



Schloß und herzogliche Mühle von der Mulde aus.

selbst die eifrigsten Forscher nicht festzustellen vermocht — von einem Krötenweiblein, wobei letzteres verständige Wesen sich zu der erfreulichen Weissagung verstieg, daß, solange der Ring im Schlosse zu Dessau aufbewahrt werde, das Haus Anhalt bestehen und gedeihen würde. Was Wunder, daß die Anhaltiner den Ring, der „so ungefähr zwischen Kröte und Dukatengold gehalten wird", mit gebührender Ehrfurcht behandeln — nützt es nichts, so schadet es sicher auch nichts.

(Schluß folgt.)

Das orientalische Studierzimmer des Kronprinzen von Italien.

(Hierzu das Bild Seite 141.)

Als der Prinz von Neapel, wie bekanntlich der offizielle Titel des italienischen Thronfolgers lautet, im März dieses Jahres von seiner Reise nach dem Orient in seine Heimat zurückgekehrt war, wurde ihm zum Andenken an die in dem Wunderlande der Pyramiden verlebte Zeit von der italienischen Gesellschaft in Kairo das Mobiliar eines Studierzimmers in orientalischem Stile zum Geschenke gemacht. Die kunstvoll zumeist aus Ebenholz mit eingelegtem Elfenbein gefertigten Möbel sind in der berühmten Werkstatt von Joseph Parvis in Kairo ausgeführt, dessen Atelier, am Eingange der Muski gelegen, von allen Fremden besucht und bewundert wird. Es gibt wohl auch selten etwas zierlicheres und graziöseres als diese orientalischen Möbel, besonders die kleinen eigentümlichen achteckigen Sessel ohne Rücken- und Seitenlehnen, zum Teil in kunstvoll durchbrochener Arbeit, zum Teil mit eingelegten Mustern. Dazu gesellen sich die mit den kostbarsten Teppichen belegten Diwans, an denen nur die zwischen den Falten hervortretenden Fußgestelle die künstlerische Arbeit zeigen, sowie die verschiedenartigen Tische, Schränkchen und sonstigen Wanddekorationen, die trotz ihrer Eigenart doch zugleich einen künstlerisch anheimelnden und wohlthuenden Eindruck machen, obschon sie gerade wegen ihrer Zartheit für ein Studierzimmer nicht so ganz geeignet zu sein scheinen. Das orientalische „studio" wird denn auch in der Reihe der kronprinzlichen Gemächer vermutlich mehr die Stelle eines kunstreichen Prunkstücks und verlockenden Asyls für Mußestunden, als die einer Arbeitsstätte für die regelmäßige geistige Thätigkeit seines erlauchten jungen Besitzers einnehmen.

Literatur

— **Nach den vielen ernsthaften historischen Romanen**, die in den letzten zwei Jahrzehnten erschienen, versucht „Der Zauber des Königs Arpus" von **Wilhelm Bölsche** (Leipzig, C. Reißner) eine wesentlich neue Richtung einzuschlagen, indem er einen durch archäologische Forschung annähernd richtig ermittelten Stoff in einer humoristischen Dichtung verwertet, die, frei von gelehrtem Ballast, doch ein gewisses historisches Kolorit wahrt. Die klassischen Untersuchungen von Viktor Hehn in seinem Werke „Kulturpflanzen und Haustiere" haben festgestellt, daß unser Hopfenbier erst seit der Zeit der Völkerwanderung aufgekommen ist, daß dagegen das Nationalgetränk der alten Germanen ein auch den Römern bekannter reiner Gerstentrank war, der uns heute wenig munden würde. Die ziemlich etwas verfrühte Entdeckung des Hopfens gibt dem Roman das Motiv. Der römische Kaufherr Severus hat einst in Mogontiacum, dem heutigen Mainz, aus den Gärten des Königs der Chatten, Arpus, an den Legaten eine Amphore köstlichen Getränks erhalten. Seine Freunde Faustinus und Fuscus trinken davon und sind von dem unbekannten Gebräu so entzückt, daß sie, als der Sklave Chemanis ihnen anvertraut, es sei der Königstrank der Chatten, sofort eine wissenschaftliche Kreuzfahrt nach Germanien beschließen und auch ausführen. Sie erleben die unglaublichsten Abenteuer, entdecken in der That das Wunderkraut, welchem der Trank des Königs Arpus seinen Zauber verdankt, und kehren schließlich, aus allen Gefahren glücklich entkommen, jeder mit einer holden Gattin heim. Der Verfasser ist nicht nur ein gelehrtes Haus, sondern auch ein ungewöhnlich geistreicher Kopf und gewandter Erzähler. Er ist nie um einen guten Einfall verlegen, sein Humor sprudelt so üppig, daß des Guten fast zu viel wird und man zuweilen etwas mehr Selbstbeschränkung und größere Kürze gewünscht hätte. Trotzdem ist dieser Roman einer der bedeutendsten der im letzten Jahr erschienenen und läßt für die Zukunft von dem Verfasser das Beste hoffen.

— **Ernst Pasqué darf in seinen Erzählungen aus dem** Leben der Schauspieler und Tonkünstler als ein anerkannter Spezialist bezeichnet werden; Neigung und Studium haben ihm da besondere Kraft gegeben, so daß man seine Schöpfungen dieser Art mit dem Vertrauen zur Hand nimmt, etwas Interessantes in guter Behandlung zu erhalten. Diese günstige Voreingenommenheit rechtfertigt vollkommen sein neuestes Buch: „Musikantengeschichten" (Dresden-Leipzig, Pierson), das vielleicht zu seinem reichhaltigsten und vollendetsten gerechnet werden dürfte. Wir finden hier gleich ein ganzes Dutzend Novelletten, unter denen die erste, „Die verhängnisvolle Spieluhr", eine Erzählung aus dem Leben Rossinis, uns als die bedeutendste erscheint. Allerliebst ist auch „Ein Wunder der Sixtina", originell sein „Hans Heiling vor der Nadel". Die fünf „Webergeschichten" bieten eine feine Charakteristik von Webers Herzensleben und dessen Ausdruck in der Musik. Neues bringen auch beide „Abenteuer von Offenbachs Gespenstern". Man langweilt sich keine Minute bei der Lektüre des Buches, ob zeigt der Autor Geist und Witz, immer Gestaltungskraft und reiches Wissen, so daß wir diese Musikantengeschichten als gute Unterhaltungslektüre wohl empfehlen können.

— **Von Rodenbergs „Bildern aus dem Berliner Leben" ist** eine neue Folge (Berlin, Gebrüder Paetel) und diese bereits in zweiter Ausgabe erschienen. Wie der erste Band, so zeichnet auch dieser durch Feinheit der Beobachtung, Wärme der Darstellung und Frische der Stimmungsmalerei sich aus. Es ist ein wirkliches Vergnügen, diese Aufsätze zu lesen; sie unterhalten wie eine fein abgetönte Novelle und schildern gleichzeitig gewisse Teile Berlins und des Berliner Volkslebens mit einer solchen Treue, Anschaulichkeit und intimen Kenntnis, daß man in der deutschen Reichshauptstadt kein Fremder zu sein brauche, um vieles Neue zu erfahren. Als kulturgeschichtliches Quellenwerk werden diese Berliner Bilder bis in die späteste Zeit ihren Wert behalten. Besonders die beiden letzten Aufsätze „Der Norden Berlins" und „Im Herzen von Berlin", bieten sehr schätzenswertes geschichtliches Material, während in den beiden ersten: „Die frühen Leute" (Wintermorgen in Berlin) und „Der Frühling in Berlin", mehr der Dichter hervortritt und die Form die Hauptsache ist. Man kann Rodenbergs „Schilderungen aus dem Berliner Leben" nicht besser charakterisieren, als indem man sie Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" an die Seite stellt — sie erreichen sie nicht an der Fülle und Wucht des Stoffes, aber gleichen ihnen in der Mache und dem kunstreich Schriftstellerischen.

— **Wir besitzen Handbücher und Katechismen für alle** möglichen Wissenschaften, nur mit Ratschlägen für die brennenden Fragen des praktischen Lebens waren wir bisher noch verhältnismäßig schlecht bestellt. Was wir darauf Bezügliches besaßen, verteilte sich in so und so viel Schriften, deren jede nur nach einer einzigen, eng begrenzten Richtung hin Aufschluß gab. Da erscheint denn wie gerufen das „Schatzkästlein des guten Rats", herausgegeben von Wilhelm Spemann (Berlin und Stuttgart, W. Spemanns Verlag), das in überraschender Weise alle Gebiete umfaßt, die im praktischen Leben an die gebildeten Erdenbürger männlichen und weiblichen Geschlechts früher oder später heranzutreten pflegen. Für Haus und Wohnung, Gesundheit, Haushaltung, Schreibtisch, Haustierpflege, Hausgarten, gute Lebensart, Frauenarbeiten, Berufswahl, Spiele und Rechtsverhältnisse — für alles das sind besondere Abschnitte eingerichtet, die in streng gegliederten und doch innig mit einander zusammenhängenden Einzelpunkten nach allen Seiten hin ihre Erledigung finden. Wenn wir sagen wollen, daß das Buch in tausend Fällen guten Rat erteile, so würden wir die Wahrheit noch nicht einmal zur Hälfte erreicht haben, denn die fortlaufende Numerierung der gegebenen Ratschläge beziffert sich auf nicht weniger als 2148, und unter so mancher dieser Ziffern finden wir eine ganze Reihe gewichtiger Einzelheiten erledigt. Kraft solcher Eigenschaften wird Spemanns Schatzkästlein als treuer, verläßlicher Hausfreund sich den Weg in jede Familie finden.

— **Eine sehr hübsche, elegante, geschmackvolle und besonders** billige „Heine-Ausgabe" bietet jetzt der bekannte Verlag von Otto Hendel in Halle dem Publikum dar. Diese Verlagshandlung hat sich um die Verbreitung guter Werke aller Literaturen zu wohlfeilen Preisen bei gutem Druck wirkliche Verdienste erworben. Die vorliegende sorgfältige Ausgabe von Heines sämtlichen Werken gehört zu ihren besten Publikationen und ist zu Geschenkzwecken ganz besonders geeignet.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

— **Mehrere Kartons Rafaelischer Kompositionen:** „Der wunderbare Fischzug", „Die Heilung des Lahmen", „Der Tod des Ananias", „Die Predigt Pauli auf dem Areopag in Athen", wurden in der Remise des Lachmanowschen Landgutes bei Moskau entdeckt. Diese Kartons sollen Entwürfe für die vom Papst Leo X. für den Vatikan bestellten Wandteppiche sein.

— **Aus dem Nachlasse König Ludwigs II. von Bayern sind** neuerdings mehrfache Verkäufe von Kunstgegenständen erfolgt. Außer dem Hofjuwelier Ehni in Stuttgart, dessen wir bereits Erwähnung thaten, erwarben das Kunstgewerbemuseum in Straßburg, sowie die Juwelierfirma Tiffani & Comp. in New-York reiche Sammlungen künstlerischer und kunstgewerblicher Gegenstände, insbesondere Meißener Porzellan, Elfenbeinschnitzereien, Silberarbeiten &c.

— **Die große goldene Medaille wurde gelegentlich der** letzten Berliner akademischen Kunstausstellung dem Professor Ernst Hildebrand in Berlin und dem Bildhauer Adolf Hildebrand in Florenz verliehen. Die kleine goldene Medaille erhielten die Maler R. Ruß in Wien, C. Saltzmann in Berlin, F. Kallmorgen in Karlsruhe, Professor J. Scheurenberg in Berlin, Otto Friedrich in München und der Bildhauer Adolf Brütt in Berlin. Außerdem wurden noch mehrere Künstler durch die neu eingeführte „ehrende Erwähnung" erfreut.

— **Die restaurierte Holbein-Madonna ist nun im Darmstädter** Museum zur Wiederaufstellung gelangt.

— **Der Historienmaler Wilhelm Beckmann in Düsseldorf** hat kürzlich ein größeres Bild vollendet, welches besonders bei den Freunden Wagnerischer Musik Beifall finden dürfte. Der Künstler führt uns in das getreu nachgebildete Arbeitszimmer Richard Wagners in Bayreuth zur Zeit der Vollendung des Parsifal. Der Meister steht in Gedanken versunken am Arbeitstisch, Franz Liszt, der die aufgeschlagene Partitur auf dem Schoße hält, scheint der Frau Cosima Wagner und Hans von Wolzogen eine Stelle zu erläutern. Die Auffassung der Gruppe ist eine lebendige, die Porträtähnlichkeit eine vollkommene.

— **Die Bestrebungen des Barons von Seydlitz in München,** den japanischen Stil für moderne Luxuseinrichtungen zu verwerten, erregen bereits seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Im Atelier des Künstlers entstehen in ununterbrochener Folge elegante Boudoirs, Herrenrauchzimmer, Damensalons für Dampfschiffe &c., die zeigen, daß er, ohne [illegible], sich an freie Erfindungen wagen darf.

Bühne.

— **Der Tag, an welchem vor hundert Jahren Mozarts** Meisterwerk: „Don Juan", zum erstenmal über die Bühne ging, ist in allen größeren Theatern, auf denen Mozart heimisch ist, festlich begangen worden. In Prag, der Geburtsstätte jener Oper, hatte man im deutschen Landestheater den italienischen Urtext und die ursprüngliche Einrichtung beibehalten. Selbst der Theaterzettel war demjenigen von vor hundert Jahren nachgebildet. Die Aufführung mit Padilla in der Titelrolle war vortrefflich und wurde von dem bis auf den letzten Platz besetzten Hause durch immer wiederholten stürmischen Beifall ausgezeichnet. In Wien sang Sommer den Don Juan, Rokitansky den Leporello, die Rollen der Donna Anna, Elvira und Zerline hatten Frau Materna, Frl. Lehmann und Frau Naday inne. Die Oper war glänzend inszeniert, und an Stelle der bekanntlich ziemlich mangelhaften alten Textübersetzung eine neue von Max Kalbeck getreten, die des großen Werkes würdiger ist. Das Publikum war in geradezu begeisterter Stimmung.

In Berlin wurde die Darstellung durch eine schwungvolle Dichtung Emil Tauberts, des Dramaturgen des Schauspielhauses, eingeleitet, die von Vahle mit Feuer und Begeisterung gesprochen wurde. Unmittelbar darauf begannen die hehren Töne der Ouvertüre, die mit großer Genauigkeit und Lebendigkeit ausgeführt ward; und gleich die ersten Scenen des ersten Aktes ließen erkennen, daß ein anderer, ein neuer, ein höherer Geist über dieser Darstellung waltete. Leporellos Arie, Don Juans Gelächter, das Duell und besonders das Duett zwischen Donna Anna und Octavio wurde mit einem Feuer und einer Abklärung aller einzelnen Teile gesungen, wie man sie auf der königlichen Bühne noch kaum gehört hatte. Der Schluß wurde in der ursprünglichen Mozartschen Fassung gegeben. — In München fanden sämtliche Abende des Mozartcyklus im „Residenztheater" ein volles Haus. Den Prolog Linggs zum eigentlichen Festabend sprach Stury. Der Huldigungsakt hatte einen besonderen Reiz dadurch, daß die einzelnen Gruppen der Hauptfiguren aus Mozarts Opern nicht vom Statisten, sondern vom Solopersonal der Oper und des Schauspiels dargestellt wurde. — Im Hamburger Stadttheater war unter Hans von Bülows Leitung die Oper neu einstudiert worden. Die Regie Bittongs hatte eine vollständige Neuinscenierung geschaffen. Die Damen Klafsky, Brandt-Görtz und Lißmann, die Herren Lißmann, Wolff, Wiegand, Ehrke und Ritter setzten ihr bestes Können ein. Auch verschiedene von Bülow eingeführte Neuerungen, zum Beispiel die Mandolinenbegleitung des Ständchens, die von Bülow auf dem Dirigentenpiano ausgeführte Begleitung der von Kalbeck bearbeiteten „Seccorecitative", die man bisher hier noch nicht gekannt hatte, bewährten sich. Der Kalbecksche Don Juan-Text kam jedoch nicht ganz zur Anwendung. Die bekanntesten Nummern wurden in der bisherigen, in Fleisch und Blut der Don Juan-Freunde übergegangenen Textbearbeitung gesungen, an die man sich trotz ihrer bekannten Fehler so gewöhnt hat, daß sie einen Teil des ganzen Werkes zu bilden scheinen und ihre Beseitigung nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen dürfte. Das weihevoll gestimmte Haus rief Bülow und Bittong neben den Darstellern mehrfach heraus, ersterer folgte dem Rufe jedoch nicht. — Für das Stuttgarter Hoftheater hatte Professor v. Kalige ein Festvorspiel verfaßt, dessen getragener Jambengang durch vier wirksame lebende Bilder angenehm ergänzt wurde. — In der Großen Oper zu Paris deklamierte Lafolle zur Feier des Tages zwischen dem ersten und dem zweiten Akt eine Gelegenheitsdichtung Henri de Borniers, während alle Künstler des Hauses ihn in den Kostümen ihrer Hauptrollen umringten.

— **Mit großem Erfolge wurde am Münchener Hoftheater** das musikalische Drama „Faust" von Heinrich Zöllner zur ersten Aufführung gebracht. Der junge Komponist hat sich der schweren Aufgabe unterzogen, den herrlichen Worten Goethes, die schon Musik sind, Töne zu verleihen; denn der Text ist ein Auszug aus Goethes „Faust". Im ganzen ist ihm das Wagnis geglückt, sein Werk ist eine fleißige, ernste, durchaus talentvolle Arbeit; aber die Schwingung Gounods hat er nicht zu erreichen vermocht. — Das durch die glücklich beigelegten Differenzen zwischen der Münchener Intendanz und dem Dichter zum Gegenstand lebhafter Erörterungen gewordene vieraktige Lustspiel von Paul Heyse: „Gott schütze mich vor meinen Freunden", ging in Gegenwart des Verfassers zum erstenmal im Stadttheater zu Frankfurt a. M. über die Bretter. Der Erfolg war ein durchschlagender. Es ist ein anmutig harmloses Stück, ohne jeden tendenziösen Charakter und sonstige moderne Würzen und Anzüglichkeiten. Dafür weht ein frischer Hauch des Lebens durch das ganze Lustspiel, und der feine, geistreiche Humor des Verfassers tritt in glänzendster Weise zu Tage. Der Stoff ist einer Lebenssphäre entnommen, die Heyse schon in seinem Roman „Im Paradiese" in so meisterhafter Weise geschildert hat. Der Held, ein Maler, den alle liebenswürdig finden, der „sein Lebtag geliebt und gehätschelt worden ist", fühlt, da er im Begriff steht, sein Lebensglück durch die Heirat mit einer jungen Schauspielerin zu begründen, auf Schritt und Tritt auf die wohlgemeinten Hemmungen und Störungen seiner Freunde, die ihm in der besten Absicht das Leben so sauer wie möglich machen. — Das Theater an der Wien brachte als Neuigkeit die Volksoper von Karl Millöcker: „Die sieben Schwaben" und errang damit einen glänzenden Erfolg. Um diese volkstümlichen Sagengestalten spinnt sich die anmutige Liebesgeschichte eines schwäbischen Ritters mit der Tochter des Stuttgarter Bürgermeisters. Der Grundzug der Musik, die sich durchweg auf einem höheren Niveau bewegt, ist die echte Liebenswürdigkeit und das Volkstümliche des Wiener Naturells.

— **Emma Vely, die beliebte Romanschriftstellerin,** ist unter die Dramatiker gegangen und hat den ersten Schritt, der sie auch auf diesem Gebiete vor das Forum der Oeffentlichkeit führte, nunmehr hinter sich. Ihr fünfaktiges Schauspiel „Lola Daris", nach ihrer gleichnamigen Novelle bearbeitet, hat auf der Stuttgarter Hofbühne das Licht der Lampen erblickt und eine recht freundliche Aufnahme gefunden. Obwohl in der Bühnentechnik noch die tastende Hand verratend, hat das Schauspiel doch auch Abschnitte von lebhafter Wirksamkeit, die durch eine wohlvorbereitete und gelungen durchgeführte Darstellung zu größtmöglicher Geltung gebracht wurden. Am stärksten Eindruck machte der Schluß des dritten Aufzugs,

in welchem die Titelheldin die sträfliche Liebe ihres Bruders zu der jungen Stiefmutter entdeckt und die Rolle der Rächerin übernimmt, indem sie ihm auferlegt, als „größter Sünder der Gemeinde" nach altdalmatinischem Gebrauch am Charfreitag unter steigender Verstimmung das schwere, sandgefüllte Holzkreuz auf langem Bußgang zur Kirche zu schleppen. Von dem Toranfolgenden erwartet man eine größere, erschütterndere Steigerung, zu der die Verfasserin indes nur einen kurzen Anlaß nimmt, während sie im übrigen den durch den Stoff dringlich gebotenen schärferen tragischen Verwicklungen und Affekten geflissentlich aus dem Wege geht. Trotzdem folgte auf den nach dem dritten Aktschluß eingetretenen zweimaligen Hervorruf der Verfasserin noch ein weiterer am Schluß des Stücks. Sie selbst wird vermutlich aus dieser Aufführung ihres dramatischen Erstlings manches gelernt haben, was einer für einen nachhaltigen Erfolg geboten erscheinenden Ueberarbeitung desselben zu gute kommen mag.

— **Das weimarische Hoftheater ist gegenwärtig mit der** Einstudierung eines fünfaktigen Schauspiels „Die Kunst im Hause" von Hermann Oelschläger beschäftigt. Das Drama soll in kürzester Zeit zur Darstellung gelangen.

— **Am Düsseldorfer Stadttheater soll während des Winters** Henrik Ibsens Tragödie „Die Wildente" ihre erste Darstellung in Deutschland erleben.

Natur.

— **Für das Wachstum der Tropfsteine und der Tropfsteinbedeckung** sind bisher ungebührlich lange Zeiträume angenommen und auf Grund derselben für das Alter unter der Tropfsteinbedeckung aufgefundener vorgeschichtlicher Altertümer irrtümliche Berechnungen angestellt worden. So haben englische Forscher für die Bildung gewisser Stalaktitenschichten der Kentshöhle an der Südwestküste Englands, unter denen bearbeitete Feuersteine, die unabweisbaren Zeugen für die Anwesenheit des Menschen, lagen, eine Dauer von 364,000 Jahren berechnet, und Charles Lyell hat „die Bildung dieser Tropfsteinschichten" als eine der Ursachen angegeben, welche uns nötigen, den aus der paläolithischen Zeit stammenden Resten ein sehr hohes Alter zuzuerkennen. Die neuesten Beobachtungen verweisen diese Berechnungen in die richtigen Grenzen. Während man denselben bisher auch von besonnener Seite die Thatsache zu Grunde legte, daß keine seit der römischen Eroberung in England gebildete Tropfsteinschicht die Dicke von 15 Centimeter übersteige, hat man jetzt über einem Gegenstand, der nicht älter als 123 Jahre sein kann, eine 10 Centimeter dicke Tropfsteinbedeckung gefunden und in der Vypustekhöhle in Mähren innerhalb vier Jahren auf einer Fläche von 100 Quadratcentimeter die Bildung einer Schicht von einem Millimeter Mächtigkeit, welche durch das Tropfwasser zweier Deckenstalaktiten entstanden war, beobachtet. Bei einem Stalaktiten in der neuen Slouperhöhle in Mähren wurde in zwei Jahren eine Längenzunahme von 3 Millimeter gemessen, und in der Gschlößer Kapelle nächst dem Felber-Tauern haben sich gar in sechzehn Jahren Tropfsteinzäpfchen von 5 Centimeter Länge gebildet. Es erhellt hieraus, daß nichts unregelmäßiger, nichts weniger beständig ist, nichts mehr von zufälligen Umständen abhängt als das Wachstum dieser Ablagerungen, die so für die Bestimmung des Alters des Menschengeschlechts in keiner Weise verwendet werden dürfen.

— **Ueber den Untergang wild lebender Tiere gibt die** „Natur" eine interessante Mitteilung, die dem „Proceeding of the Canadian Institut" entnommen ist. Wie die Ankunft einer höheren Rasse in Amerika die Indianer aus ihrer angestammten Stellung vertrieben hat, so ist es auch mit den Tieren. Die neuen und höher organisierten Rassen haben oft vorher vorhandene andere verdrängt. So ist das Opossum in Kanada der einzig überlebende Vertreter der Beuteltiere, die sich einst als leitendes Geschlecht vielleicht über die ganze Erde verbreitet haben. In Nordamerika sind während der letzten dreißig Jahre zwei Vögel ausgestorben: der große Alk, welcher namentlich an den Küsten von Neufundland und Labrador seine Brutplätze hatte, und die Eiderente, von welcher eines der letzten Exemplare im Halifaxer Hafen 1852 getötet wurde. Von den großen Säugetieren gehen Moschier und Bison ihrem Untergang entgegen, der in wenigen Jahren zu erwarten ist. Wo sonst tausende von Bisons getroffen wurden, ist es jetzt ein Ereignis, hier eine oder zweihundert zu sehen. In den Vereinigten Staaten sind sie fast ausgerottet. Auf den Ausgang der Vernichtung wurde 1879 hingewiesen, als dem Parlament von Kanada ein Entwurf vorgelegt wurde, welcher während der Wintermonate Schonzeit für den Bison verlangt. Würde diese den Tieren entzogen, heißt es darin, so würden nach zehn Jahren alle Indianer des Nordwestens, die jetzt vorwiegend von Bisonfleisch leben, der Regierung zur Last fallen oder, vom Hunger getrieben, sich Ausschreitungen gestatten, die zu einem Indianerkrieg führen müßten. Im Jahre 1877 wurden in Kanada allein über 100,000 Büffel getötet. Das Elentier, welches einst südlich bis zum Ohio ging, ist jetzt aus den Vereinigten Staaten fast vertrieben. Nach R. Williams Ansicht reichen Jagdgesetze zum Schutze der Tiere nicht aus, vielmehr müßte ihnen ein Gebiet in natürlicher Wildnis und von hinreichender Ausdehnung angewiesen werden. Solche Territorien ließen sich jetzt noch leicht schaffen. Wie das Problem zu lösen ist, haben die Vereinigten Staaten durch die Anlage des Nationalparks im Gebiet des obern Yellowstone gezeigt, der durch Kongreßakt von 1872 vorbehalten wurde. Nach derselben sind in diesem Park aller Holzbestand, alle Mineralschätze und Naturseltenheiten vor Beschädigung oder Beraubung zu bewahren, alle mutwillige Vernichtung von Wild und Fischen zu verhüten, sowie ihr Wegfangen oder Abschießen zum Zweck des Handels zu verhindern. Neuerdings ist sogar das Tragen von Schußwaffen im Gebiet des Nationalparks verboten worden.

Heer- und Seewesen.

— **Die französische Kriegsflotte wird vom 1. Januar 1888** an die Stärke von 6 Panzerschiffen neuen Modells ersten Ranges, 19 ältern zurückliegend; 17 Panzerschiffen zweiten Ranges; 11 bepanzerten Kreuzern (15 Knoten); 8 Aviso-Torpedobooten (15 Knoten); 8 bepanzerten Küstenschutzschiffen; 9 Torpedobooten der hohen See; 90 Torpedobooten erster und zweiter Klasse; 86 Avisos- und Kanonenschiffen und 46 Kanonenbooten haben. Der Marineminister hat den Auftrag zum Bau von einem Kreuzer erster Klasse, welcher den Namen „Brennus" erhält, und zu einem Kreuzer zweiter Klasse mit Namen „Dupuy de Lôme" nach dem Barbettensystem gegeben. In Toulon befindet sich zur Zeit ein neues submarines Boot nach den Plänen des Admirals Aube, mit Namen „Nautilus" im Bau, dasselbe erhält die Form eines großen Whiteheadtorpedos von 18 Meter Länge und 1,80 Meter größtem Durchmesser.

Sport.

— **Bei der Jagd in Wernigerode, an der Kaiser Wilhelm** als Gast des Grafen Otto Stolberg teilnahm, kamen 79 Stück Wild zur Strecke. Davon erlegte der Kaiser 4 Rothirsche, 1 Wild, 3 Schaufler, 6 Wild, 11 grobe und 1 geringe Sau. Auf die Strecke des Prinzen Wilhelm von Preußen entfielen 1 Rotwild, 9 Schaufler, 4 grobe und 1 geringe Sau.

— **An der Hofjagd in der Schorfheide nahm Kaiser Wilhelm** nicht teil. Es kamen daselbst zur Strecke 46 jagdbare Hirsche, 81 Stück Wild, 1 Schaufler und 48 Stück Damwild. In Vertretung des Kaisers war Prinz Wilhelm Jagdherr, während sich unter den 29 geladenen Gästen Prinz Friedrich Leopold von Preußen und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin befanden.

— **Das 500 Kronen-Rennen zu Charlottenburg trug der** Sieger des großen Preises, Lieutenant von Heyden-Lindens a. F.-W. „Fectelen" leicht vor „Rabe", „Anderson", „Sanssino" und „Vagrant" nach Hause und feierte damit in dieser Saison — ohne Niederlage — den sechsten Sieg.

— **Die deutschen Hindernispferde blieben in Oesterreich ohne** Erfolg. In der 8500 Meter-Steeplechase am letzten Wiener Renntage wurde Oelschlägers „Nachtwächter" Letzter hinter „Bezary II.", die leicht siegte, „Alfons" und „Fodatz" und in der großen Pardubitzer Steeplechase, 7000 Gulden, über 6400 Meter lief von Tepper-Laskis a. F.-St. „Lady Tempest" zweite zu Hektor von Baltazzis a. br. W. „Woodman", während „Wicklow" als dritter folgte.

— **Ein dreitägiges Schwimmmeeting wird am 4., 8. und** 11. Dezember in Wien abgehalten. Die Nennungen schließen am 10. November.

Denkmäler.

Der Grundstein zu einem Denkmal für den Prinzen Friedrich Karl wurde am 29. Oktober in Steglitz bei Potsdam auf der Waldhöhe gelegt. Die Mittel dazu sind durch freiwillige Beiträge in der Provinz Brandenburg aufgebracht worden.

— **Der Ausschuß für Errichtung des Grimmdenkmals in** Hanau hat, entgegen dem Bescheid der Berliner Landeskunstkommission, welche den Akademiedirektor Werle zu Hanau direkt vorgeschlagen, den Beschluß gefaßt, eine allgemeine Konkurrenz auszuschreiben.

Gestorben.

— Elihu Washburne, der amerikanische Gesandte in Frankreich während des französisch-deutschen Krieges, 74 Jahre alt, am 22. Oktober, in Chicago.

— Wilhelm Salzenberg, königlich preußischer Oberbaurat, bekannt durch sein großes Werk: „Altchristliche Baudenkmale von Konstantinopel vom fünften bis zwölften Jahrhundert", 84 Jahre alt, am 24. Oktober, in Münster.

— Dr. Leonhard Kraus, Chefredakteur der „Allgem. Wiener mediz. Ztg.", am 26. Oktober, in Wien.

— Professor Karl Gödeke, der bekannte Litterarhistoriker, 73 Jahre alt, am 28. Oktober, in Göttingen (s. S. 137).

— Freiherr Leopold von Weigl, pensionierter österreichischer Feldmarschalllieutenant, verdienter Heerführer aus den Feldzügen von 1848—1849, 1859 und 1866, 82 Jahre alt, am 29. Oktober, in Baden bei Wien.

— Dr. Jakob Auerbach, Freund und Vetter Berthold Auerbachs, 77 Jahre alt, am 31. Oktober, in Frankfurt a. M.

— Johannes Ronge, der Begründer der deutsch-katholischen Bewegung, 73 Jahre alt, am 26. Oktober, zu Döbling.

— Landrat Siegfried von Quast, preußischer Landtagsabgeordneter für den zweiten Potsdamer Wahlkreis, 45 Jahre alt, Ende Oktober, auf einer Reise in Kleinasien.

— Sir George Alex. Macfarren, der bekannte Komponist und Leiter der königlichen Musikakademie in London, 74 Jahre alt, am 31. Oktober, in London.

Karl Georg Mangold, der bekannte Professor der Harmonielehre, Pianist und Komponist, 75 Jahre alt, am 1. November, in London.

— Hofrat Dr. Franz Trautmann, der bekannte humoristische Schriftsteller, 74 Jahre alt, am 2. November, in München.

— Jenny Lind-Goldschmidt, die berühmte Sängerin, 67 Jahre alt, am 2. November, in London.

— Joseph Röhlich, Chef der k. k. österreich. Kunsterzgießerei in Wien, 51 Jahre alt, am 3. November, in Wien.

Neue Bücher und Schriften.

d'Altona, K., Der Kampf ums Recht. Drama in 4 Akten. Naumburg, Rudolph & Tunewil.
Dehlig, E., Das Wesen der Architektur u. die Formenbildung der klass. Baukunst. Mit 50 Illustr. Berlin, Hugo Spamer.
Biese, Alfr., Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter u. in der Neuzeit. Leipzig, Veit & Co.
Calderon, Das [illegible] Götterbildnis. Dramat. Gedicht. Mit Einleitung u. einem metrischen Anhang von Konr. Pasch. Wien, Prag, Tempsky & Freytag.
Ellero, A. de, Gedanken über die Nationalökonomie, Politik, Rechtsphilos. Heidelberg, [illegible].
Ebner-Eschenbach, M. v., Das Gemeindekind. Erzählung. 2 Bände. Berlin, Gebr. Paetel.
Goepfart, K., Op. 23, Heft 1: Skizzen und Studien für Flöte u. Klavier. Weimar, Werner.
Hammer, Gg., Auszüge aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71. Augsburg, L. Tournier.
Herwig, M. v., Ernste u. heitere Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel.
Hofmann, Hans, Neue Korfu-Geschichten. Berlin, Gebr. Paetel.
Kamlah, Alb. v., [illegible] Anleitung z. Momentphotographie nebst kurzer Anleitung z. Stellungsaufnahme im Kabinet. Mit 218 Illustrationen. Halle a. S., W. Knapp.
Lemke, Chr., [illegible] 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber.
Steiner, Emil, Rukia, das Kaisermädchen. Japanische Oper u. lettische Lieder nach d. Griech. Berlin, Rosenbaum & Hart.
— — Engelin, ein Liebeslied [illegible]. Berlin, J. Frohs.
Thaer, Anna, Lebensbild des deutschen Kupferstechers Julius Thaer. Mit [illegible]. Frankfurt a/M., Joh. Alt.
Vincke, Gisb. v., Alte Geschichten. 2 Bände. Münster, Aschendorff.
Volapük-Almanach für 1888. Hrsg. v. [illegible] Sprachmann. I. Jahrgang. Leipzig, P. H. Mayer.
Welsburg, Graf A. v., Die Königsschlösser Ludwig II. Heft 2: [illegible]. Berlin, [illegible].

Streiflichter auf die Reise des Präsidenten Cleveland.

Es gibt wohl nur wenige Deutsche, welche ihren Heldenkaiser Wilhelm nicht auf wenigstens einer seiner vielen Reisen durch das deutsche Reich gesehen hätten, jenen Reisen, die er zu unternehmen pflegt, um Manövern und Festen beizuwohnen oder an bewährten Heilquellen Stärkung und Erfrischung zu suchen. Alle kennen den Jubel, den Enthusiasmus bei seinem Empfange und seinem Verweilen, und deshalb wird es wohl vielen von Interesse sein, einen Vergleich zwischen dem Empfange des Kaisers und denjenigen Huldigungen, welchen jenseits des Ozeans dem Präsidenten der Vereinigten Staaten auf seiner soeben vollendeten Reise durch den Westen bereitet wurden, anstellen zu können.

Jubel und Enthusiasmus für den Ersten des Reiches ist im allgemeinen, das können wir aus eigener Anschauung versichern, hüben wie drüben gleich groß und gleich von Herzen kommend. Die Ausschmückung der Städte, das Hurrarufen der Menge, das Zusammenströmen von nah und fern ist dasselbe im deutschen Reiche, wie von Pennsylvanien bis Nebraska. Gleichwohl traten andererseits im ganzen wie im einzelnen die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Volkes bei dieser soeben vollendeten Reise des Präsidenten so scharf hervor, daß wir aus den oft ellenlangen Berichten der amerikanischen Zeitungen nur verschiedene Stellen wörtlich zu citieren brauchen, um dem Leser ein deutliches Bild dieser Reise vor Augen zu führen, das weder hinsichtlich seiner Eigenart, noch hinsichtlich seiner Vergleichspunkte mit europäischem Wesen einer besondern Erklärung bedarf.

Den ersten Impuls zu dieser Rundreise nach dem Westen gaben die an den Präsidenten seitens der Städte St. Louis und Atlanta, Ga., gerichteten Gesuche, ihren geplanten Ausstellungen, beziehungsweise Armee-Paraden seine Gegenwart und die seiner Gattin zu schenken. Der Präsident willigte ein, und hunderte von Städten des Westens baten um dieselbe Ehre. Fast erdrückt wurde der Präsident durch schriftliche Gesuche und mündliche Bitten der Abgesandten; hat er sich doch durch seine Worte: „Man muß jenes Unrecht ausrotten, daß beim Präsidentenwechsel bewährte Beamte ihrer politischen Ansicht halber des Dienstes entlassen werden!" tausende von neuen Anhängern erworben.

So willigte er ein, am 1. Oktober eine Rundreise westlich bis nach Omaha in Nebraska zu unternehmen. Er hat sie am 22. Oktober vollendet und ist wohlbehalten mit seiner schönen Gattin wieder im Weißen Hause zu Washington eingetroffen. Dies vorausgeschickt, wollen wir jetzt aus allen den spaltenlangen Berichten, in denen die Zeitungen der Vereinigten Staaten jede einzelne Etappe der Präsidentenreise schilderten, nur einige wenige kurze Notizen herausgreifen, welche ungeachtet ihrer knappen Form das Bild der Reise in seiner ganzen Eigentümlichkeit wiederzugeben wohl geeignet sind.

Milwaukee, 30. September.

Der Westseite-Turnverein hat mit siebenundzwanzig gegen zwölf Stimmen beschlossen, die Einladung zur Beteiligung an dem Umzug gelegentlich des baldigen Besuches des Präsidenten abzulehnen, da derartige Ehrenbezeugungen zu sehr an solche, welche europäischen Fürsten erwiesen werden, erinnern.

Chicago, 30. September.

Die „Ritter der Arbeit" wollten dem Präsidenten bei seinem hiesigen Aufenthalt eine Zuschrift überreichen, daß sie sich nicht an der Feier beteiligen würden, im Hinblick auf die Grundsteinlegung eines öffentlichen Gebäudes, das durch „Scabs", das heißt nicht zu ihrer Union gehörige Arbeiter, aufgeführt werden solle, beiwohnen wollte. Um diesen Protest zu vermeiden, ist die Grundsteinlegung vom Programm abgesetzt.

St. Louis, 3. Oktober.

Auf den Wiesengründen des Parks war gerade Kindertag, als der Präsident das Thor der Fair Grounds passierte. Die Zahl der Kinder mochte wohl sechzigtausend betragen. Eine Musikkapelle, welche in der Mitte des großen Parkes Aufstellung genommen hatte und ihre Weisen ertönen ließ, war nicht zu hören, so groß war der Lärm des jungen Volkes von St. Louis.

Die immense Halle der Börse, zu welcher der Präsident später fuhr, war geradezu vollgepropft, so daß der Präsident nur mit Mühe von dem Empfangszimmer zu der Plattform gelangen konnte. In seiner Rede hob der Präsident hervor, daß die Hälfte der Einwohner von St. Louis Einwanderer seien, daß er den Wert dieser fleißigen, genügsamen Männer kenne, denen besonders das Wachstum der Stadt

zu verdanken sei; dann aber schloß er mit den gegen die jetzt zum Tode verurteilten Anarchisten gerichteten Worten: „Diese guten Einwanderer sind leicht von jenen zu unterscheiden, die sich nicht mit uns assimiliren wollen und die nur an unsere Gestade kommen, um Unfrieden und Unheil zu stiften."

Darauf gelang es ihm nur mit größter Schwierigkeit, sich zu seinem Wagen hindurchzuwinden.

Nachdem um drei Uhr die Zimmer geöffnet worden, war dem Publikum der Eintritt gestattet. Der Empfang währte bis sechs Uhr, während welcher Zeit nach Angabe des Col. Lamont mindestens siebentausend Personen dem Präsidenten die Hand geschüttelt haben.

Noch lange nach Mitternacht zogen Musikchors und Klubs aus allen Teilen der Stadt unter den Fenstern des Präsidenten vorüber; es ist sehr fraglich, ob die Gäste bei dem Lärm und Hochrufen, das bis zur Morgenstunde vor dem Hotel tobte, viel Schlaf gefunden haben.

Der Morgen brachte abermals einen öffentlichen Empfang. Der Präsident erledigte mit einer staunenerregenden Geschwindigkeit das Handeschütteln; manchen Schüchternen kam er mit kräftigem Handschlag zu Hilfe, manchen angehenden, Reklame suchenden Staatsmann erinnerte er durch einen gelinden Puff zum Weitergehen. Unter den Gekommenen befanden sich auch fünfhundert Commis voyageurs, die die Ehre hatten, dem Präsidenten als die ersten die Hand zu schütteln.

Eine ältliche Dame geriet beim Anblick des Präsidenten so in Ekstase, daß sie ihm absolut einen „Schmatz" geben wollte. Mr. Cleveland lehnte als verheirateter Mann diese Huldigung ebenso freundlich wie entschieden ab.

Nach all diesen Strapazen wurde das Exkursionsboot „City of Baton Rouge" bestiegen, um den Gästen durch eine Fahrt auf dem Flusse Abwechslung und Erholung zu bieten. Als das Boot die Mitte des Riesenstromes erreicht hatte, gab ein Schleppdampfer den Ton an zu einem ohrenzerreißenden Konzert von schrillen, heiseren, dumpfen Dampfpfeifen, die sich wie auf Kommando auf dem Flusse und in den Fabriken, Lokomotivenremisen und so weiter auf beiden Ufern fortsetzten. Das Konzert hielt während der stundenlangen Fahrt an, von Genuß konnte keine Rede sein.

Chicago, 5. Oktober.

In grellem Kontrast zu dem überaus herzlichen Empfang der Menge stand die offizielle Willkommnung. Das zweistockige Holzgebäude des Bahnhofes mit seinen kleinen Wartezimmern, seinem schmutzigen Oelfarbenanstrich wies auch nicht eine Fahne, eine Dekoration der einfachsten Art auf. Nirgends waren auch nur die notwendigsten Vorbereitungen für einen Empfang des obersten Exekutivbeamten getroffen. Man hatte alles der Stadtbevölkerung überlassen.

In der Stadt selbst drangten sich die Damen mehr vor als die Herren; ihnen lag viel mehr daran, Mrs. Cleveland zu sehen als den Präsidenten.

Mayor Walker hieß in kurzer Rede den Präsidenten willkommen und stellte am Schluß derselben den Präsidenten der versammelten Menge vor. (Es wiederholt sich in allen Städten, daß der Präsident dem Volke, resp. den Spitzen der Behörden vorgestellt wird, niemals umgekehrt.)

Die große Menschenmasse, welche sich innerhalb des Gebäudes befand, war infolge des fortwährenden Zuströmens der Menge nicht im stande, ins Freie zu gelangen, und auf Augenblicke schwebten der Präsident und seine Begleiter in Gefahr, von dem Strome mit fortgerissen zu werden. Der Empfang währte eine Stunde. Der Präsident war so abgequetscht, daß er die Hände auf den Rücken legen mußte und sich nur verbeugen konnte. Jedenfalls hatten die Chicagoer seine Muskeln etwas zu stark in Anspruch genommen. Am Schluß seiner Rede gedachte Mr. Cleveland in humoristischer Weise der Jugendjahre seiner Gattin, welche hier die Schule besucht hatte: „Ich danke von Herzen der gutmütigen Bevölkerung dieser Stadt dafür, daß niemand meine Frau während ihres hiesigen Aufenthalts weder geheiratet noch verdorben hat."

Zur festgesetzten Zeit erschien auch Mrs. Cleveland neben ihrem Gatten in der Rotunde des Hotels, um der weiteren Empfangsfeierlichkeit beizuwohnen.

Kaum hatten beide die Haupttreppe erstiegen, da stürzte die unten harrende Menge durch die große Rotunde mit einem solchen Lärm, daß man eher hätte glauben können, eine Räuberbande wolle das Haus plündern, als daß es gelte, den ersten Bürger der Vereinigten Staaten zu begrüßen. Die vierzig Mann starke, in der Nähe der Rotunde aufgestellte Musikkapelle war nicht mehr zu hören. Die Seile, welche zu beiden Seiten des Ganges gezogen waren, wurden bei dem ersten Andrang zerrissen, und niemand vermochte mehr, die in das Haus stürzende Menge aufzuhalten. Glücklicherweise war für einen solchen Fall vorgesorgt und unmittelbar an der Treppe ein durch Fahnen und Blattpflanzen unsichtbar gemachter Eingang zu einem Kabinet hergestellt worden. In dieses flüchtete Mrs. Cleveland, als sie die Zügellosigkeit der Menge gewahrte. Der Präsident bahnte sich durch das Gedränge einen Weg zu dem für ihn bestimmten Stand, und nun begann das Händeschütteln, das unter solchen Umständen leicht in Rippen- und Armbrüche hätte ausarten können. Er hatte so viel Hände geschüttelt (oder richtiger, von so vielen sich die Hand schütteln lassen), daß er feuerrot im Gesichte war und der Schweiß ihm von der Stirne perlte. Sein Kragen sah bereits ganz durchschwitzt aus. Seitens der Mrs. Cleveland, die von ferne stillvergnügt das Geschick ihres Gatten belachte, mußte sich die Menge mit freundlichem Grüßen begnügen.

Als Mrs. Cleveland sich wieder ihrem Gatten nähern konnte, trat eine Abteilung von Unionsveteranen mit der zerschossenen Fahne des ersten Kansas Freiwilligenregiments vor den Präsidenten. Während letzterer die Krieger einzeln herzlich bewillkommte, schritt der Fahnenträger auf Mrs. Cleveland zu, senkte die Fahne und bat sie, ein Stück von derselben als Erinnerung an dieses Ereignis abzureißen. Als Mrs. Cleveland dieser Aufforderung ohne Weigerung nachkam, brach die Menge in großen Beifallsjubel aus, während sie die Treppe stets ihren Begleiterinnen zeigte. Dem Mr. Cleveland ward unterdessen von circa fünftausend Personen die Hand geschüttelt; einige vierzig Frauen wurden im Gedränge ohnmächtig und mußten in die nahen Apotheken gebracht werden.

Als der Wagen des Präsidenten an den Eingang zu dem Lager ankam, blieben die Räder plötzlich im Schmutze stecken. Doch die feurigen vier vorgespannten Braunen machten dieser Verzögerung bald ein Ende.

Cornell Dienst, 12. Okt.

Mrs. Cleveland war ganz überrascht von dem, was sie im Kornpalast sah. Besonders entzückte sie die aus Getreidekernen angefertigte Landkarte der Vereinigten Staaten, auf welcher jeder Staat seine eigene Farbe hatte, ferner die große Fahne von Getreide in Nationalfarben, die Adler und alle die aus Kernen hergestellten Bilder.

Omaha, 12. Oktober.

Der Wagen, der Mr. Cleveland und Mrs. Cleveland bestiegen, war, ebenso wie die Pferde, reich mit Rosen dekorirt. Auf der Fahrt begleiteten den Wagen eine Anzahl Knaben zu Pferde, welche durch ihre wagehalsigen Reiterkunststücke nicht selten die Gäste in Besorgnis versetzten.

Kansas City, 13. Okt.

Als der Präsident den Wagen wieder besteigen wollte, wäre er beinahe durch den Andrang der Neugierigen über den Haufen gerannt worden.

Als der höchste Punkt der Stadt erreicht worden war und der Wagen des Präsidenten weithin sichtbar wurde, da begrüßte ihn wieder ein ohrenzerreißendes Konzert der Lokomotiven, welche in den fünf bis sechs Quadratmeilen großen Parks der hier einmündenden Bahnen aufgestellt waren. Diese unharmonische Musik trieb den Präsidenten von dannen, der sich gern länger der herrlichen Aussicht erfreut hätte.

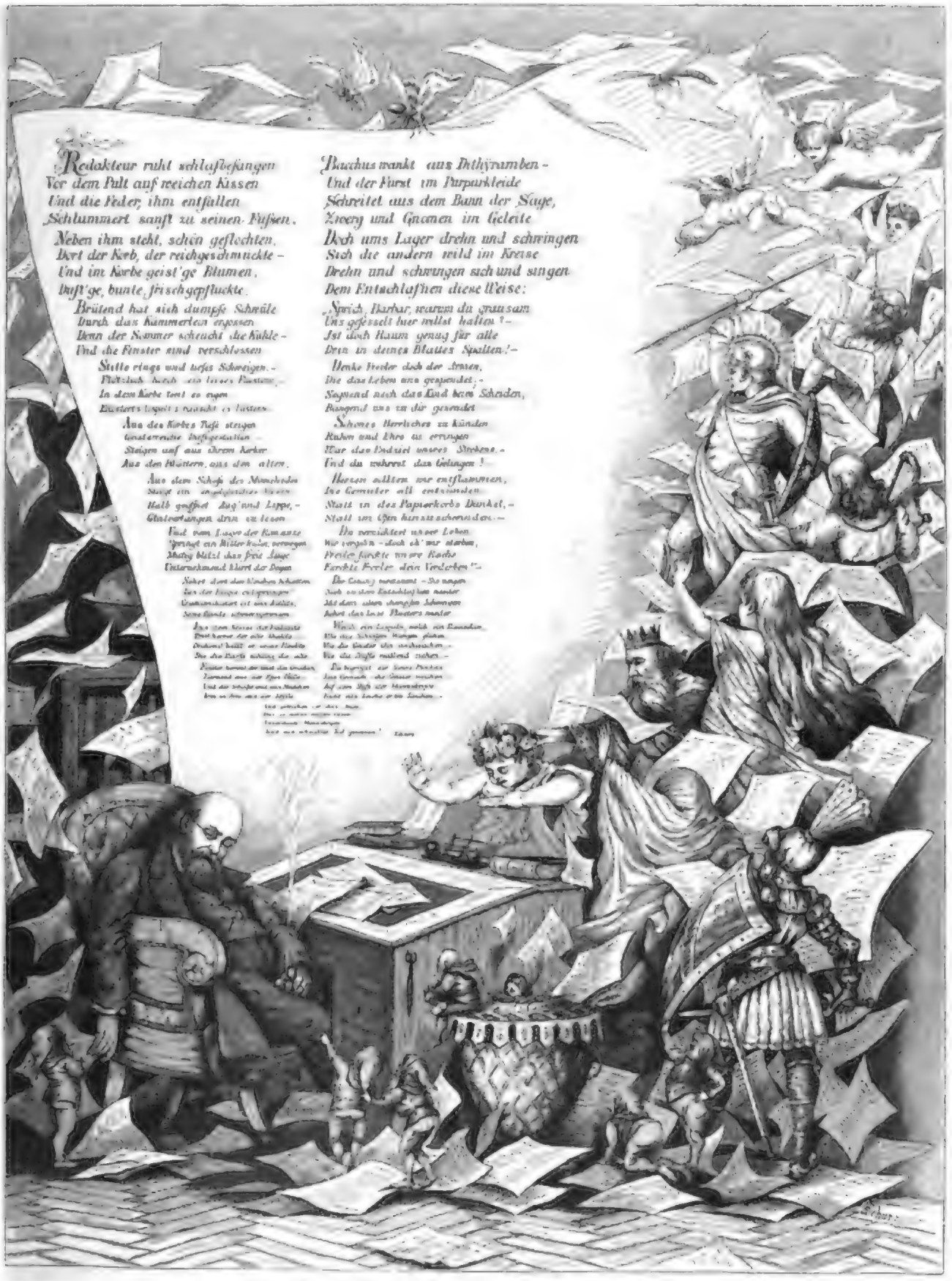
Nebraska, 16. Oktober.

Nach kurzem Aufenthalt gab der Zugdirektor, in der Meinung, daß Mr und Mrs. Cleveland bereits den Zug wieder bestiegen hätten, das Signal zur Abfahrt. Als der



Das orientalische Studirzimmer des Prinzen von Neapel.

Digitized by Google



Der Manuskripte Rache. Originalzeichnung von L. Schurz.

Digitized by Google

Zug bereits eine Meile gefahren war, entdeckte man, daß der Präsident auf genannter Station zurückgelassen sei. Der Zug wurde bald zum Stehen und nach der Station zurückgebracht. Lachend eilte Mr. Cleveland auf den Zug zu und erklärte, daß er in Zukunft nur auf den im Reiseprogramm vorgesehenen Stationen aussteigen werde. Durch diesen Aufenthalt war der Präsident gezwungen, dreimal so viel Leuten, als ohne diesen Zwischenfall möglich gewesen wäre, die Hand zu schütteln. Das Arrangement aber war hier so ausgezeichnet, daß derselbe diesesmal ohne Hand- und Armverrenkungen davonkam.

Auch Mrs. Cleveland hatte das wenig beneidenswerte Vergnügen, mit einigen tausend Damen die Hand zu schütteln.

Chattanooga, 17. Oktober.

Als der Zug endlich eintraf, konnte die Polizei nur mit Mühe den Weg für den Präsidenten und sein Gefolge frei halten. Männer und Frauen drängten sich während der ganzen Fahrt durch die Stadt an den Wagen heran und versuchten, die Hand von Mr. und Mrs. Cleveland zu schütteln.

Atlanta, Ga., 19. Oktober.

Den ganzen Tag regnete es und machte die Straßen stellenweise unpassirbar. Um elf Uhr fuhren Mr. und Mrs. Cleveland in einem auf das geschmackvollste dekorirten Wagen, begleitet von einer Abteilung Kavallerie und Artillerie, durch die Stadt, dem drei Meilen entfernten Ausstellungspark zu. Daselbst hatte sich eine etwa fünfzigtausend Köpfe zählende Menschenmenge eingefunden. Als der Wagen des Präsidenten in die Nähe der großen Tribüne kam, von welcher aus Mr. und Mrs. Cleveland den Vorbeimarsch der Truppen ansehen sollten, sah der Präsident bald ein, daß es ein gefährliches Wagnis für seine Gattin und ihn sein würde, den Sumpf bis zur Tribüne zu durchwaten. Er zog es daher vor, an letztere heranzufahren und von seinem Wagen aus die Revue über die Truppen abzunehmen. Ueber eine Stunde verging, bis die ersten Soldaten erschienen. Sie waren alle vollzählig ausgerückt, doch konnten sie mit der Formation des Zuges nicht fertig werden. Das Eintönige des Wartens wurde hin und wieder durch die Versuche der Tambours unterbrochen, welche ihren durchnäßten Trommelfellen einige melodische Töne zu entlocken suchten. Endlich kündigten Kanonenschläge und Trompetengeschmetter das Herannahen der Truppen an. Regenschirme und Regenmäntel herrschten im Zuge mehr vor als die blanken Knöpfe und die farbigen Uniformen.

Montgomery, 20. Oktober.

Nach Beendigung der Revue überreichte Mayor Reese der Mrs. Cleveland im Namen der Stadt einen aus Silber gefertigten Schmuckkasten in Form eines Baumwollenballens.

Um ein Uhr verließ der Präsident und sein Gefolge unsere Stadt, um direkt nach der Hauptstadt der Union, nach Washington, abzudampfen.

*

Das sind einige für die europäischen Leser charakteristische, aus dem Ganzen herausgegriffene Momente der Reise des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Ein Vergleich dieser Reise mit einer verwandten Rundfahrt dieses oder jenes europäischen Monarchen läßt sowohl die Aehnlichkeiten als die Unterschiede sofort ins Auge springen. C. F. Liebetreu.



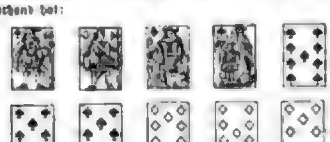
(Redigiert von Jean Lufreiur.)

Aufgabe Nro. 48.

Skat.

(Eingesandt von unserem besten Problemdichter J. E. in H.)

Vorhand hat:

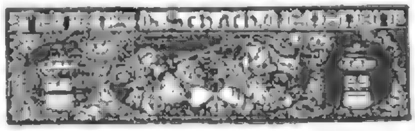


Sie wird von Mittelhand auf Rennd [illegible] gereizt, nimmt an und würde mit obigen Karten vom [illegible] 21 Points ihr Spiel auch [illegible] gewinnen, während der Rennd der Mittelhand mit Schneider verloren ginge. Hinterhand reizt aber weiter auf Null ouvert, auch diesen nimmt die Vorhand an und verliert ihn, während der Null ouvert die Hinterhand unfehlbar gewonnen worden wäre. Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 47:

Skat.

Vorhand hat Treff-Acht, Coeur-Zehn, König, Neun, Acht und Sieben, Carreau-Zehn, König, Dame, Neun; im Skat liegen Pique-Neun und Carreau-Sieben. Vorhand zieht Coeur-König aus, das As des Spielers wird im Grand mit dem vorderen Wenzel gestochen = 17, und der Spieler muß nach [illegible] in Pique. [illegible] in Coeur und 11 in Treff abgeben = 36; im Treff-Solo würde der erste Stich 19 kosten, dazu aber der Treff-Stich von 11 Points wegfallen = 62.

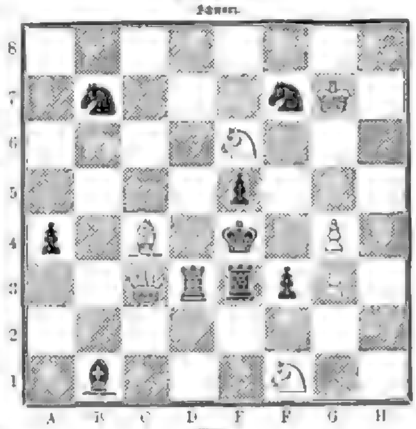


(Redigiert von Jean Lufreiur.)

Aufgabe Nro. 486.

Von C. R. Frankenstein.

Schwarz.



Weiß.

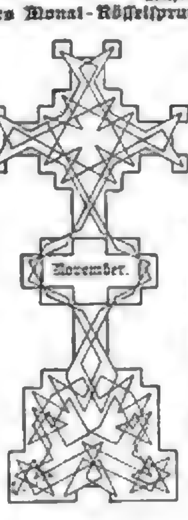
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 482:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 4 — F 4	1) D 6 n. E 5.
2) T. F 6 — F 7	2) K 5 n. F 4.
3) D. F 7 — E 6 Matt.	
A)	
1)	1) D 6 — D 5.
2) T. F 6 — G 6 †	2) Beliebig.
3) S. Matt.	



Auflösung des Monat-Rösselsprungs November S. 104:



Rote Blätter.

Ein Spätherbstliedchen,

gedichtet und komponirt von Rudi von Warnkenhagen (Rudolf Sperling).

Du banges Kind, und weißt du auch,
Was herbstlich braust der Wind?
Weißt du, warum an Baum und Strauch,
Bewegt von seines Atems Hauch,
So rot die Blätter sind?
Weißt du?

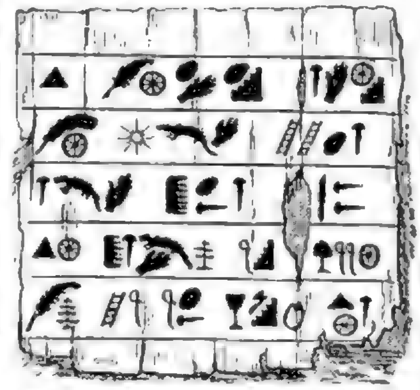
O nein, es ist nicht Not und Tod,
Warum sich malen [illegible]
[illegible]
Es ist ein [illegible] Gebot,
Froh und verheißungsvoll!
Glaubst du?

Ein brausend Lied durchklingt den Raum
Von künft'ger Frühlingspracht:
Da glühn vor Sehnsucht Strauch und Baum
Und nicken ein zu fröhlichem Traum,
Bis grün sie aufgewacht!
O, glaub'!

Auflösung des Kapselrätsels Seite 104:

1) Ebro, 2) Bernstein, 3) Hanf, 4) Seeland, 5) Ischl, 6) Linde, 7) Warthe, 8) Orange.

Altägyptischer Papyrus.



Wir bieten hiedurch unseren Lesern eine neue Art Rätsel, welche ihren ganzen Scharfsinn herausfordern dürfte. Die Hieroglyphen bedeuten den Anfangsbuchstaben des von ihnen dargestellten Bildes (also Krokodil = K); von den Vokalen werden nur die zusammengesetzten (au, ei, eu) geschrieben, die anderen muß man aus dem Zusammenhange ergänzen. Die herausgefundenen Wörter ergeben einen bekannten Sinnspruch.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 105:

Mit seltsamen Gebärden
Gibt man sich viele Pein;
Kein Mensch will etwas werden,
Ein jeder will schon was sein.



Oskar Gl. in San Francisco. Eine solche Schrift gibt es unseres Wissens nicht. Man überläßt das hier zu Lande ruhig dem lieben Zufall und der wachsenden Erkenntnis, indem man annimmt, daß diese Einsicht immer noch früh genug komme, wenn sie sich unabweislich von selbst einstellt. Das Verlangen darnach scheint sich zunächst durch allerhand Fragen kundzugeben, deren taktvolle Beantwortung allmählich zu dem gewünschten Ergebnis führen kann. Jedenfalls hat es in Ihrem beiden Fällen nach menschlichem Ermessen noch durchaus keine Eile mit jenen Aufklärungen. Wünscht bei Ihnen andere Rücksichten maßgebend sind, müssen wir Ihrem eigenen Ermessen anheimgestellt sein lassen, daß Ihnen bei gewissenhafter Prüfung der Umstände gewiß das Richtige an die Hand geben wird.

Arthur G. in S. Dieses Gedicht finden Sie im Jahrgang 1881 der „Deutschen Romanbibliothek". Sollten Sie den Jahrgang noch nicht besitzen, so können Sie ihn auf sehr wohlfeile Weise erwerben, denn er ist jetzt für unsere Abonnenten im Preise bedeutend ermäßigt worden und kostet broschirt nur noch 2 Mark; wegen der Besorgung wenden Sie sich gefälligst an Ihre Buchhandlung.

Jul. Cowenz. Schönsten Dank; wir werden gelegentlich Gebrauch davon machen.

August in Tonsk. Reiben mit [illegible] Gummi arabicum bestreichen und alsdann Bronze darüber stäuben.

M. T. in Frankfurt a. M. Die Aufsätze von F. Poterz über „Graphologie und Physiognomik" sind in den Jahrgängen 1884—86 unserer Zeitschrift enthalten. Ihre Bestellung darauf überweisen Sie am einfachsten einer hiesigen Sortimentsbuchhandlung.

C. H. in Bad Schwalbach. Unbrauchbar.

von N. in Breslau. Ihre poetische Einsendung ist uns nicht gegenwärtig. Wollen Sie dieselbe nicht wiederholen?

Gräfin B. in Meran. Die altdeutsche Redensart „weder Glück noch Stern" beabsichtigt durch den zweiten Begriff den ersten noch zu verstärken, und sie wird in der That um so deutlicher veranschaulicht, wenn Sie ins Auge fassen, daß man nicht nur von einem Glücksstern, sondern auch von Zeitsternen, den einem Strahl der Hoffnung [illegible] spricht. „Sie haben gesagt, weder [illegible]" [illegible]; es ist ihnen nicht nur kein Glück erblüht, auch kein ferner Hoffnungsschimmer hat ihnen Trost gebracht; und so ist die beabsichtigte Verstärkung in der That nachdrücklich genug geraten.

J. K. in Hannover. Wir wollen das eine oder andere nutzbringend suchen.

Felix Em. in Rastatt. Ihre Reimsprüche bieten zu wenig Neues. Ihre Sendung hatten Sie mit dessen Papier dergestalt überladen, daß wir Strafporto zu zahlen hatten.

Abt C. G. Das Format ist das [illegible]; wir sind nicht abgeneigt, es, wenn sich einmal Gelegenheit bietet, zum Abdruck zu bringen.

H. E. M. Die Gelegenheitsgedichte, die keinen höheren Anspruch erheben, als [illegible], sie [illegible], die [illegible] Strophen entschieden, füllen diese kleinen Gedichte ihren Platz ganz gut aus. Wollen Sie aber [illegible] Werke [illegible], ja, dann tragen Sie sich schon in erster Linie auf eingehenderes Studium der [illegible] Formen verlegen.

C. D. in Wittel. Diese Art von Versen, mit der das erste Napoleonische Kaiserreich bald im verdammenden, bald im verherrlichenden Sinne umgeben wurde, ist längst so verklungen, daß wir Ihnen jenes Gedicht, das den Heimweh eines zu damaliger Zeit gewaltsam angeworbenen [illegible] Jünglings aus dem russischen Feldzuge des Jahres 1812 schildert, nicht nachweisen können.

K . . . z in G. Zu wenig eigene Gedanken.

F. Sch. in Elberfeld. Hier kommen so vielerlei verschiedenartige Rücksichten in Betracht, daß von einer „[illegible]" kaum die Rede sein kann. Wir wissen Ihnen eine Hilfe um so weniger namhaft zu machen, als wir auf diesem Felde keine persönlichen Erfahrungen besitzen, indem wir uns [illegible] anderer Weise bedienen.

Ein alter Abonnent in Riga. Wenn Sie den Bilchersichen Roman „Auf [illegible]" durch Ihre Buchhandlung nicht erhalten können, so bitten wir Sie, sich in dieser Angelegenheit an eine andere dortige Firma zu wenden; von uns aus steht das Buch jederzeit zur Verfügung.

G. A. Kr. in Lodz. Beide Strophen [illegible] sind [illegible].

F. L. Sch. in Ingolstadt. 1) „[illegible] Räuberbändchen" erschien in Nr. 41 des vorigen Jahrgangs unserer „Deutschen Romanbibliothek". 2) [illegible] 3) [illegible] 4) [illegible] Grammaire allemande, Verlag von Jul. Groos in Heidelberg, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Karl L. in Z. Ganz nette humoristische Verse, aber doch nicht ausgereift.

H. A. in Berlin. Schillerstatuen sind aufgestellt in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Ludwigsburg, Mainz, Mannheim, Marbach, Weimar, Salzburg, Stuttgart, Weimar (Schiller-Goethe-Denkmal) und Wien.

Langjährige Abonnentin in Petersburg. Unter Umständen ja!

L. Gr. in W. Keine Hoffnung! Das Lebensbild mag sich in der Erzählung des alten Mannes ganz eindrucksvoll ausgenommen haben, die Verse [illegible] in die es nunmehr gefaßt ist, sind nichts weiter als druckreif.

Heinrich Sch. in Mühlbach. Jedes dieser Systeme hat seine Vorzüge und seine Schattenseiten, es muß dem Ermessen überlassen bleiben, dasjenige zu wählen, das ihm persönlich am besten zusagt.

Richtige Lösungen sandten ein: Marie Dold in Prag. Walter Fehler in Magdeburg. Henny Locke in Berlin. [illegible] Grethe aus Hannover. [illegible] v. d. Emß aus Linger. J. Carl in Celle. Fritz Catzerari in [illegible]. W. [illegible] in Hattenbeirach. Geschwister Henkel in Hannover. Adolf [illegible] in Hamburg. Bertha Rhine in Riga. Hermann [illegible] in [illegible]. „'s Vorle" in Hirschstadt. George und Else in Hamburg. [illegible] in Bradford. Alexander Gebel, stud. jur. in Freiberg. Joh. F. Stappel in Homburg.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: Moritz Hecht (V. [illegible] 5).
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Maximilianstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. [illegible] 31.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Edelraute, eine Tirolergeschichte von G. M. [illegible]. — Im Lande der Mauren, von Alfred Edelmann. — Gräfin Paula Sylvanyi-[illegible] als Pathin aus dem [illegible] Jahrhundert von Marius Lecke. — [illegible]. — Sprüche und Aphorismen, von Ernst Kiel. — Das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, von Gustav Dahms. — Albrecht Dürers Allerheiligenbild. — Karl Gerbels, von Karl [illegible]. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau. (Fortsetzung.) — August Niemann, von [illegible]. — Skizzen und Bilder aus der Stadt des „Alten Dessauer". — Das orientalische Studienzimmer des Prinzen von Italien. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — [illegible] auf die Reise des Präsidenten Cleveland, von C. F. Liebetreu. — Rösselsprung. — Schach. — Räthsel; Auflösung des Monat-Rösselsprungs November Seite 184; Auflösung des [illegible] Seite 184; [illegible]: Auflösung des Bilderräthsels Seite 1[illegible]. — [illegible].

Illustrationen: Der Jäger, von O. Rasel. — Gräfin Paula Sylvanyi, geborene [illegible], in der Tracht einer [illegible] aus dem [illegible] Jahrhundert. — Der kleine Schlitz, Gemälde von Wilhelm Schütz. — [illegible], Gemälde von Marcello. — Albrecht Dürers Allerheiligenbild, nach dem Stich von W. Jäger. — Karl Gerbels. — [illegible], Gemälde von A. Orr. — August Niemann. — Skizzen und Bilder aus der Stadt des „Alten Dessauer", fünf Originalzeichnungen unseres Spezialartisten Paul R. A. Walter. — Das orientalische Studienzimmer des Prinzen von Neapel. — Der [illegible] Rache, von L. Schurz.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer **zweiter Auflage** erschienen:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi von

Lewis Wallace,

General der nordamerikanischen Bundes-Armee und vormals Ver. Staaten-Gesandter in Konstantinopel.

Autorisirte Uebersetzung von B. Lautner.

2 Bände. Mit Porträt von General Lewis Wallace.

Preis geh. in [illegible] Umschlag M. 5; fein geb. in 2 Bänden M. 7. Ausgabe für Bücherliebhaber, numerirt (Nrn. 1—200) auf feinstem Papier, [illegible] gebunden, Preis 12 Mark.

Die erste Auflage dieses epochemachenden Werkes des Generals Wallace wurde binnen wenigen Wochen abgesetzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Vortreffliche Galleriewerke aus der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

EBERS-GALLERIE.

Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers.

Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, F. Grot-Johann, F. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.

Zwanzig Kunstblätter in prachtvollen photographischen Reproduktionen.

Die Ebers-Gallerie liegt in 3 Ausgaben vor:

a) **Imperial-Ausgabe.** (Kartongrösse 83 × 62) Preis der Sammlung komplet **M. 250.**—; das einzelne Blatt **M. 15.**—

b) **Grossfolio-Ausgabe.** (Kartongrösse 52½ × 39) Preis komplet in Leinwandmappe **M. 60.**—; das einzelne Blatt **M. 4.50.**

c) **Kabinet-Ausgabe.** Preis komplet in Leinwandmappe **M. 20.**—; das einzelne Blatt **M. 1.**—

Jerusalem und die Kreuzigung Christi

gemalt von

Bruno Piglhein in München.

Mit Genehmigung der Eigenthümer direkt nach dem Rundgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von Dr. Ludwig Trost.

In zweierlei Reproduktionen.

a) Holzschnitt-**Folio**-Ausgabe:

Zwölf Blätter à 22×44 cm., gebrochen als Leporello-Album, ganze Papierlänge ca. 380 cm in eleganter Folio-Mappe, Preis M. 8.—; in Rolle eingesteckt (zum Ausziehen des Bildes) M. 7.—

b) Photographie-**Kabinet**-Ausgabe:

Zehn Einzelblätter auf Karton in Format von je 12 × 18 cm. Kartongrösse, in eleganter Mappe, Preis M. 6.—

König Ludwig-Album.

Nach Original-Aquarellen von Professor H. Breling.

Große Ausgabe in Folio-Format:

Zwölf Heliogravüren mit Titelblatt: Porträt König Ludwigs II.

In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis 18 M.

Kleine Ausgabe in Kabinet-Format:

Zwölf Photographien mit Titelblatt: Porträt König Ludwigs II.

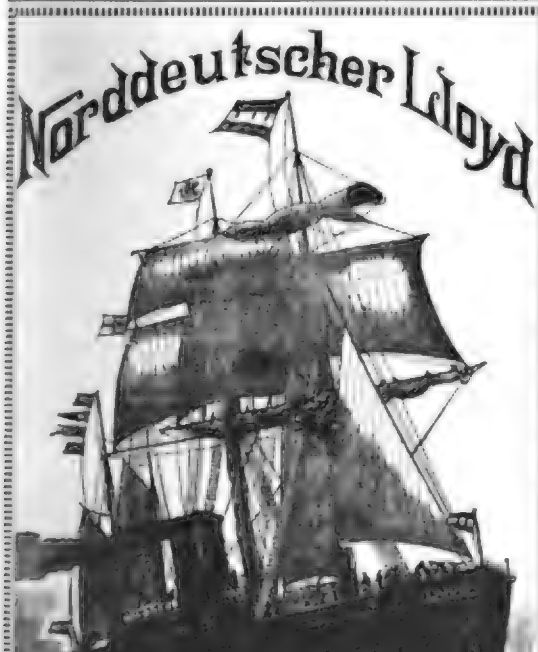
In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis 10 M.

Einzelne Blätter werden auf Wunsch abgegeben von der großen Ausgabe à M. 2.—; von der Kabinet-Ausgabe à M. 1.—

—— Vorstehende Werke können durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden. ——

Altar- und Kanzelbekleidungen liefert Franz Reinecke, Hannover.

Kolossaler Verdienst für **Herren**. [illegible] Katalog gratis. Literatur-Bureau, [illegible]



Post- und Schnelldampfer

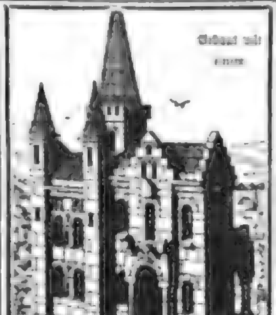
zwischen Bremen und

Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien

Prospekte versendet

Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Bremen.



Anker-Steinbaukasten.

Vorräthig in allen Städten. [illegible] F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt, Wien, Olten, [illegible] E. C., 1 [illegible] New York, 310 Broadway.

„Liederquell"

247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommerslieder, berühmte klassische [illegible] und geistliche Gesänge für 1 Singstimme [illegible] Preis M. 3.— Fein gebunden M. 4.— [illegible] „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen." Steingräber Verlag, Hannover.

„Wir kennen keine [illegible] und [illegible] Schule." [illegible] Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig. [illegible] Klavierschule, 53. Aufl. 4 M.

„Die unbedingt [illegible] Edition. [illegible] à M. 1.50." [illegible]

„In die vorderste Reihe [illegible] Klavierschule und [illegible] (4 M.)." [illegible] Leipzig.

Nebelbilder und Apparate, besonders für Künstler, illustrirte Preisliste gratis und franko. [illegible] Hagedorn, Berlin SO., [illegible]

Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist Hellfrisch's weisses Vaseline, die anerkannt [illegible] Salbe für den Körper [illegible] in allen Apotheken und Drogenhandlungen [illegible]

Carl Hellfrisch & Co. Offenbach

Jahres-Neuheit.

FREESIA

der köstliche Duft der Maiblume des Kap der Guten Hoffnung.

[illegible]

Jünger & Gebhardt, Berlin.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt.

Fabrikmarke. Gegründet 1871.

Direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe für Kleider. | Weisse und Crême Seidenstoffe für Brautkleider. | Schwarze Sammete u. Peluche für Mäntel, Kleider und Besatz.

Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Musterkollektion an die Seidenwaren-Fabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld.**



Das Clariophon, mit unzerbrechlichen Stahlstimmen garantirt bis ca. 2000 wechselbare Musikstücke von Metall (nicht Pappe) bietet für Tanzmusik, Lieder-Begleitung, Kirchenmusik etc. das Vollkommenste. Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0.75 Pf. Versandt nur gegen bar oder Nachnahme. [illegible] Harmonikas, [illegible] Musikwerke Preiscourant gratis und franko.

H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

Verlag von Wilh. Rommel in Frankfurt a. M.

Wahl- und Denksprüche,

Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe, besonders des Mittelalters und der Neuzeit.

Gesammelt, alphabetisch geordnet und erläutert von J. Dielitz,

Kgl. Pr. Geh. Reg.-Rat u. Generalsekretär d. Kgl. Museen a. D.

Sr. k. k. Hoheit Friedrich Wilhelm, dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen unterthänigst gewidmet.

Neue billige Liebhaber-Ausgabe komplet M. 15.— 1811

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. **Zehnte verb. Aufl.** Prachtwerk in Lex. 8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpap. mit vielen Vignetten. 31 Bog. eleg. geb. mit Goldschn. **10 Mk.** — II. Teil. *Unserer Frauen Leben.* 34 Bogen. 6 Mk. *Prosp. gratis u. franko.* Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 35.

Harmoniums Spezialität!

[illegible] M. 120 an, mit sicherer Garantie. Frankolieferg. Preisl. u. Kat. gratis. Alfred Merhaut, Leipzig.

Mosterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- u. Holzmalerei-Arbeiten, [illegible] Mey & Widmayers Verlag in München.

Diebes-sichere **STAHL-KASSETTEN:** C. Ado, K. Hoflieferant, Stuttgart.

Nähmaschinen mit den allerneuesten Verbesserungen liefert unter mehrjähriger Garantie am billigsten in Deutschland **C. Mahnkopf, Berlin.** Man verlange illustrirte Preisliste.

Wertvolle Geschenke für Kaufleute!

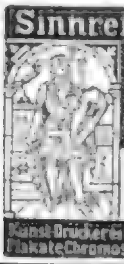
Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.

Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. 64 Bogen. **30. Auflage 30.** eleg. geb. M. 8.

Gloeckner's Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. 400 Seiten. [illegible] Menge Formulare, Tabellen, Phraseologie, Portotaxe. M. 3.—, eleg. geb. M. 3.75. 911

Merck's Warenlexikon nebst Zolltarif. 45 Bogen. [illegible]

Digitized by Google



Sinnreiches Geschenk für jeden Haushalt passend

Glasmalerei-

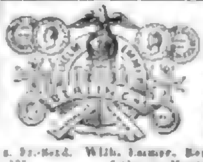
Imitation (sogen. Diaphanien)

Kunst-Druckerei für Plakate, Chromos etc. **Grimme & Hempel, Leipzig.**



Solide Buckskins,

Bruno Frenzel, Cottbus.



Wilh. Lamme, Berlin C. 45, früher in Magdeburg.

Kanarienvögel.



M. 10.— M. 10.—

Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr

2 Jahre Garantie.

Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,



Grab- und Gartenfiguren

in der Imitation des **carrarischen Marmors,** sowie **jeden Sandsteins** in Korn und Farbe, unter **Garantie grösserer Wetterbeständigkeit.**

Figuren von ℳ 12. —, Vasen von ℳ 7. — ab

Villeroy & Boch,

Terracottafabrik,

Merzig a. Saar.

Abbildungen franko gegen franko zur Ansicht.

Fabriklager:

Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44, und Oberturkheim bei Stuttgart.

Wiederverkäufer an allen grösseren Plätzen.

Francke & Co., Weberei und Versand-Haus.



Gnadenfrei in **Schlesien.**

Francke's Pa. gew. Schles. Hausleinen, Creas und Feinleinen. Schles. u. Elsass. Hemdentuche, Renforces, Satins, Piqués, Bettzeuge, Hand- und Taschentücher, **nur beste Fabrikate.** Schlesische rein leinene Tischzeuge in nur prima Ware! Reichillustr. Kataloge u. Proben direkt an Private gratis u. frei.

Schönes, praktisches Weihnachtsgeschenk von bleibendem Werte:

Ehrermanns weltberühmte Patent-Universalstühle!

Anerkannt schönster, praktischster und bequemster Stuhl der Gegenwart!



Ferdinand Ehrermann, Hamburg



Jünger & Gebhardt Berlin **LANOLIN-Crème-Seife.**

Farma-Veilchen

In d. Drog.- u. Parf.-Handlungen.

!! Aussergewöhnlich preiswert !!

Hervorragende Güte:

Weisse Leinen-Tisch-Gedecke

Jacquard Gr. 130×130 cm. m. 6 Serv. ℳ 7,30
Damast Gr. 140×170 cm. m. 6 Serv. ℳ 9,50

Weisse reinleinene Taschentücher

für Damen und Herren:

Grösse 50 cm., pr. Dtzd. 3,20 3,90 4,45 5,90 6,60 Mark bis 20 Mark.

Weisse halbleinene Taschentücher

mit farbigen, bunten Borten, gesäumt.

nur Mark 2,80.

Weisse reinleinene Taschentücher

mit farbigen, eingewebten Borten.

nur Mark 4. —

Grünfelds Haus-Leinen.

unübertroffen an Güte und Haltbarkeit.

Preis per Stück von 34 Meter ℳ 30.
pr. halbes Stück von 17 Meter ℳ 15.—

Eine Partie leinene Wischtücher

mit kleinen Webfehlern

Versand gegen Voreinsendung von 20 Mark an franko.

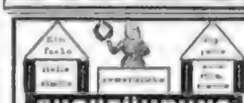
F. V. Grünfeld, Landeshut i. Schles.

Königl. und Grossherzogl. Hoflieferant.

Leinen- und Damast Weberei.

Bücher über Musik.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



BUCHFÜHRUNG

Stellen-Verbesserung.

GRATIS

"Postfach" Wien.

Photographisch. Kunstverlag.



Sinniges Festgeschenk.



Kranken,

Behandlung und Heilung von Krankheiten

Große Preisherabsetzung der brillantesten Prachtwerke.

Garantie für komplet, neu und fehlerfrei.

Die Meisterwerke der Aquarell-Malerei:

Wertvollste größte Prachtwerke, deren Ladenpreise fast das Vierfache betragen!

Kieperts Größter Handatlas der Erde und des Himmels.

Thorwaldsens Alexanderzug.

Großer Musterschatz von Handarbeiten

Ludwig Bunds Lieder der Heimat.

Scheffels Ekkehard. Folio-Prachtwerk.

Pecht und Rambergs Goethe-Galerie in 50 !! Stahlstichen.

Mit erläuterndem Text von **Pecht.**

Pecht und Rambergs Schiller-Galerie in 50 !! Stahlstichen.

Mit erläuterndem Text von **Pecht.**

Die vier Evangelien. Mit 132 Radierungen von Alex. Bida.

Fritz Reuters Hanne Nüte. Große illustrirte Prachtausgabe

Neue Galerie der Tonkünstler mit 300 Photographien und Text.

Das neue Buch der Welt.

Die Berliner Gemälde-Galerie in ihren Meisterwerken in 40 Blättern.

Die Dresdener Gemälde-Galerie in ihren Meisterwerken in 50 Blättern.

Expedition erfolgt zoll- und steuerfrei gegen Postnachnahme oder gegen frankirte Einsendung des Betrages.

Vollständige Kataloge unseres großen Bücherlagers gratis.

Rudolphische Exportbuchhandlung in Hamburg.

Wunder

der Optik. Neueste Laterna magica mit ... Bildern, 6 Fuss Vergrösserung garantirt, ... Text gratis dazu, versendet ... für 16 Mark ... Institut v. D. Brauchmann, Hamburg 1.

Deutsche Seidenstoffe

Fritz Gugenheim, Crefeld.

Pfaff Nähmaschinen



Neueste Verbesserung:

Vollständig geräuschloser Gang.

Ein Fabrikat **erster Güte** und Vollkommenheit, mit vielen bewährten Verbesserungen und einer Ausstattung von ... Schönheit u. Gediegenheit. — Die wichtigsten reibenden Teile sind aus ... Stahl geschmiedet, nicht gegossen. Abbildungen und Beschreibungen auf Verlangen.

Man lasse sich nicht durch minderwertige Nachahmungen täuschen.

G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern, Rheinpfalz


Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten
Leipzig-Plagwitz.
Alle Aufträge von 20 Mark an
Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.
Abteilung: Leder-Waren.
Nicht gefallende Waren
bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.
Nr. 980. Taillengürtel, M. 2.25.
Damen-Umhängetasche, Leder. M. 3.
Toilettenecessaire, M. 7.75.
Portemonnaie, Juchten Lederfutter. M. 6
Necessaire,
Handtäschchen, schwarz Leder, M. 6.75.
Taillengürtel, schwarz Kalbleder M. 3.–
Nr. 1418 Portemonnaie, M. 1.50.
Nr. 1457 Portemonnaie, M. 2.75.
Spezial-Katalog über Leder-Waren
Nr. 341. Photographie-Album, Braun Leder-Imitation m. Plüsch unterlegt, Celluloid-Auflage, Goldschnitt, für 32 Kabinet- und 60 Visitenkartenportraits. M. 7.–
Herren Umhängetasche, schwarz Leder, ca. 24 Cm. lang, 18 Cm. hoch. M. 5.75.
Handtäschchen, schwarz Leder, ca. hoch. M. 5.–
Photographie-Album, Leder-Imitation, schnitt, für 40 Bilder. M. 2.25.
Photographie-Album, Gepresster brauner Ledereinband, M. 9.–
Nr. 2280. Schultasche, schwarz Schafleder, Lederhenkel, ca. 33 Cm. lang, 23 Cm. hoch. M. 4.50.
Cigarrenetui, für 6 Cigarren. M. 2.25.
Schultornister, ca. 32 Cm. lang, 23 Cm. hoch. M. 4.50.
Cigarrenetui, braun Chagrinleder mit starken Falten. M. 4.75.
Handtasche (Markttasche) aus Chagrinleder ca. 31 Cm. lang, 23 Cm. hoch M. 6.–
Abteilung: Japanische Waren.
Zuckerkasten, ca. 12 Cm. lang, M. –.90.
Theebüchse, lackirt und bemalt, M. 3.50.
Blumenvase,
Kuchenschale, M. 3.25.
Nr. 177. Brotkörbchen, ca. 31 Cm. lang, 17 Cm. breit, lackirt und gemalt. M. 2.50.
Nr. 11. Theebrett, geschweifte Form, ca. 41½ Cm. lang, 24 Cm. breit. M. 4.50.
Nr. 71. Theekasten M. 6.–
Etagère, lackirt und bemalt M. 13.–
Spezial Katalog
Japanische Waren
Tabakkasten M. 5.–
Cigarrenbecher, ca. 9 Cm. hoch. M. –.75.
M. 1.–
Cigarren-Präsentirschale, M. –.90.
Cigarrenkasten, 2teilig, ca. 23 Cm. lang, 15 Cm. breit, 8 Cm. hoch. M. 6.–
Nr. 181. Spielkartenkasten, M. 2.50.
M. –.45.
Spielkartenkasten, 12 Cm. breit, 4½ Cm. hoch. M. 3.50.
Rauchservice, M. 6.–
Papierkasten, M. 5.75
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nebelbilder-Apparate

und Skioptikons ...

Edisons Phonograph, ...

Optisches Institut von 651

A. Krüss in Hamburg.

En gros. Export.

Kautschukstempel

von Mäurer & Thieme,

Berlin S., Ritterstraße 10 ... gratis und franko.



PRAG (Böhmen) Zeltnergasse Nr. 15.

Echter böhmischer

Granaten-Schmuck.

Preis-Courant mit 450 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.

Statt 12 M. nur 4,50 franko liefert

Nena Sahib, ... Die Zehn ...

C. Lange, Halberstadt.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse ... Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravüre und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.



Waffen

H. Götz & Co

Berlin C

Seydelstrasse 19a

Illustr. Preiscourant grat. u. frco.

Herren-Anzugstoffe, ... Carl Hanssig. Cottbus.

Claes & Flentje.

Grösste Strickmaschinen-Fabrik, Mühlhausen i/Th.



Niederlage C. C. Fähr Berlin, ... Ueber 25,000 in Betrieb



Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,

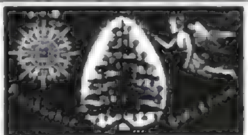
durch zahlreiche Atteste von Ärzten ... als das vorzüglichste ...

Hermann Gaiser,

Göppingen (Württemberg).

... Reisen unentbehrlich ... kalten Füssen, Rheumatismus, Gicht, Hühneraugen, Fussschweiss, Lungen- und Brustleiden, Blutarmut etc.

Tüchtige Vertreter gesucht.



Christbaumschmuck,

Cotillon- und Carneval-Artikel, Cartonnagen, Attrapen,

Künstliche Pflanzen

empfiehlt die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden.

... für junge Damen ist

Marly's Kleider-Album.

Weihnachtsgeschenk

... Mechan. Klavierstuhl

Patent Leitz, ...

Jno. Werner & Co.,

Mannheim.



... Porträts ...

C. Hommel ... Frankfurt a. M.



Otto, Berger & Co.

Lampen

... Illustrirte Kataloge gratis u. franko

Nürnberger Spielwaaren

Spielwaaren-Magazin

Illustr. Spielwaaren-Katalog

Jean Monck Nürnberg

Italienische Saiten.

J. A. Weidinger, Nürnberg ...

Garrett Smith & Co.,

Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre ... Expansions- und Compound-Locomobilen ...

Tragbarer Ofen

mit Carbon-Natron-Heizung ...

Carbon-Natron-Heiz-Cie. Alwin Nieske, Dresden.

Waffen.



Revolver, ...

F. W. Ortmann in Solingen.

Photographische Apparate

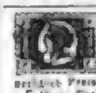


... Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.



Zauber-Apparate

Laterna magica und Nebelbilder-Apparate ... R. Music. Berlin ...



Echte Briefmarken! billig! ... E. Hayn, Berlin N. ...

Gegen 4000 Artikel

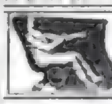
... W. A. Herb, Pulsnitz i. Sachsen.

Jedes Maass zu Fabrikpreisen.

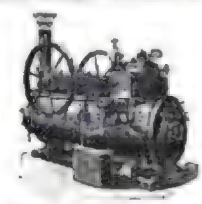
Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe, Schwarze Tuche, Damentuche, Jagd- & Livreestoffe.

W. Michovius, Tuchfabr.

Cottbus Gegr. 1840.



... Sturm's Universal Badestuhl ... K. Sturm, Würzburg



R. WOLF

in Buckau-Magdeburg

baut seit 1862 als Hauptspecialität:

Locomobilen

mit

ausziehbaren Röhrenkesseln

eigener, bis jetzt unübertroffener Construction, auf eisernem Fahrgestell ... zwar

Hochdruck-Locomobilen ...

direct zu betreibenden Dynamo-Maschinen oder Centrifugalpumpen;

Compound-Locomobilen ...

Der stündliche Verbrauch an guter Steinkohle beziffert sich bei den

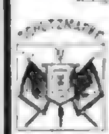
Compound-Locomobilen

mit Condensation auf nicht über 1,4 kg. | pro effective Pferdekraft, wofür

ohne ... 1,75 „ | garantirt wird.

Die Wolf'schen Locomobilen, denen auf allen in Deutschland stattgehabten Locomobil-Concurrenzen stets der Sieg zuerkannt wurde, zeichnen sich aus durch höchst zweckmässige und dabei einfache Construction, leichte Zugänglichkeit des Kesselinnern, grösste Dauerhaftigkeit, ruhigen gleichmässigen Gang, zuverlässigen und sparsamen Betrieb und bedeutende Leistungsfähigkeit. Sie finden deshalb nicht nur in der Landwirthschaft ausgedehnte Verwendung, sondern ganz besonders auch in industriellen Betrieben jeder erdenklichen Art, ... elektrischen Beleuchtungsanlagen ...

Die ersten, vor 25 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Locomobilen sind gegenwärtig noch sämmtlich im Gebrauch.



J. A. Hietel, Leipzig,

Fahnen-Manufaktur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.

Nur Handstickerei.

Vereinsfahnen, Standarten, Flaggen

Vereinsabzeichen, Schärpen, Schleifen etc. liefern gut & billig

GESCHW. OSIANDER

RAVENSBURG (Württbg.)

Kunststickerei Anstalt & Paramenten Fabrik gegr. 1858.

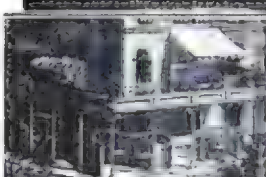
Vielfach prämirt. Colorirte Skizzen & Cataloge gratis & franco.

Reell & prompt

C. W. Möller 60 Alexanderplatz Berlin



versendet auch in diesem Jahre das neueste ... Abbild. seiner ... Fabrikate in ... Bernstein- und Elfenbeinwaaren gegen Einsendung von 50 Pf. ...



Zur Saison und Weihnachten

Patent-Kochschutzwände, ...

Patent Tischständer, ... Journal- und Zeitungs-Mappen; Puffs, ... Kinderbetten; ...

Berlin, ...

Davids & Co.,

Hannover.





... C. Weril, ...

Filiale in Wien, ...

Lohnender Verdienst

... Frauenlinner ...



Smith & Wesson's neuester Sicherheits-Revolver ohne Hahn

Niederlagen für den En gros-Verkauf:

Ernst Schneider & Co., Berlin W., ...

Hugo Winkhaus, Köln a. Rhein, ...

In Berlin bei den Firmen:

Pieper & Hauer, ...

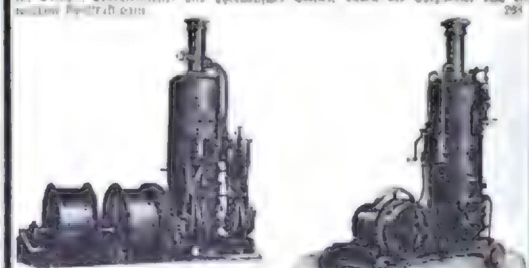
Hamburg: A. C. G. Stein, ...

Baden-Baden: Rogel & Menz, ...

Frankfurt a. M.: Jacob Hackerreiter, ... 333

Transportable Dampfwinden und Fördermaschinen, Dampfkrähne, Personen- und Lasten-Fahrstühle

... 284



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Digitized by Google

Der Verband deutscher Chocolade-Fabrikanten

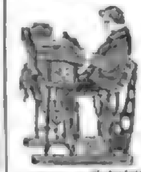
Marke gesetzlich geschützt. Marke gesetzlich geschützt.

GARANTIRT REIN CACAO

GARANTIRT REIN CACAO & ZUCKER

Vorzügliches Festgeschenk.

Patent-Kinderpulte für gesunde Schularbeiten.



A. Lickroth & Co., Frankenthal (Pfalz);
A. Simon & Co., Berlin, Hallesches Thor;
A. Lickroth & Co., Dresden.

Otto Wittekind, ... Hannover.
C. Schneider, Magdeburg.

Apotheker Dr. R. Bocks Pectoral (Hustenstiller)

ist in den bekannten Apotheken à Schachtel M. 1. – erhältlich.

Hauptdepots: Berlin: ... Hamburg: ... München: ... Eßlingen: ... Frankfurt a. M.: ... Leipzig: ... Königsberg: ... Görlitz: ... Cöln: ...

CRÈME SIMON



beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfum.

Natur-Weine

chem. untersuchte garant. reine gesunde französische ungegypste Natur-Weine von Oswald Nier

Hauptgeschäft BERLIN

Allein ächte Conserven Tamarinden

von Apoth. Kanoldt's Nachfolger in Gotha

Garantirt rein pflanzliches Abführ Mittel

Preis à Schachtel 80 Pf., in den Apotheken

Aerztliche Empfehlung

„Ich kann Ihnen nur aufrichtig sagen, dass mich der brillante Erfolg der Tamarinden-Conserven geradezu verblüffte und ersuche Sie, mir noch einige Schachteln zu senden."

Mähren. Dr. C. Mayer, K. K. Rat

Apoth. C. Kanoldt Nachf. in Gotha.

Der vollkommenste u. beste Stuhl



J. Schöbert. ... München.

Köhler & Co., Hoflief., Heidelberg. Krankenstühle, Schlafsessel, Leibstühle, Kinderwagen ...



CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche zu deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Befriedigung und Anerkennung finden.

Verbesserte Fleischsolution

zu beziehen durch alle Apotheken

Heirat!

... (text illegible)

Cognac der Export-Cie. für Deutsch. Cognac, Köln a. Rh.,

bei gleicher Güte billiger als französischer.

Verkehr nur mit Wiederverkäufern welche auf Wunsch Muster frei und unentgeltlich erhalten.

Consumenten wollen sich durch Nachfrage in den besten Geschäften der Branche von der Güte u. unbedingten Konkurrenzfähigkeit unserer Cognacs überzeugen u. auf unsere Etiquetten genau achten. Auf Verlangen teilen wir gern die nächste Verkaufsstelle mit.

KEMMERICH'S

14 Ehrendiplome und Goldene Medaillen 14

Fleisch-Extract zur Verbesserung von Suppen, Saucen, Gemüsen etc.

cond. Fleisch-Bouillon zur sofortigen Herstellung einer nahrhaften, vorzüglichen Fleischbrühe ohne jeden weiteren Zusatz.

Fleisch-Pepton wohlschmeckendsten u. leichtest assimilirbares Nahrungs- u. Stärkungsmittel für Magenkranke, Schwache und Reconvalescenten.

Zu haben in den Delicatessen-, Droguen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.

Man achte stets auf den Namen „Kemmerich".

HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG

Parfumerie-Oriza

Von L. LEGRAND, PARIS, rue Saint-Honoré, 207

ESS.-ORIZA IN FESTER FORM

CONCRETE PARFUMS

Diese, nach einem neuen Verfahren, in feste Form gebrachten Ess.-Oriza *besitzen eine bis heut unbekannt gewesene hohe Concentrirung und Lieblichkeit. – Sie sind in Gestalt von* Stiften *oder* Pastillen *in kleinen, bequem bei sich zu tragenden Flacons oder Riechbüchschen der verschiedensten Art montirt. – Diese* Parfum-Stifte *verfliegen nicht und können nach Abnützung leicht ersetzt werden. Sie haben den ungeheuren Vortheil, ihren Parfum auf alle mit ihnen in Berührung gebrachten Gegenstände zu übertragen, ohne dieselben zu befeuchten oder zu beschädigen.*

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich

HAUT BART | TASCHENTUCH SPITZEN | HANDSCHUHE STOFFE | KÜNSTL. BLUMEN

Wäsche, und alle Papeterie-Artikel, etc., etc., zu parfümiren

Zu haben in allen feinen Parfümerie-Geschäften der Welt. | *Der ausführliche Catalog der Parfums mit Preisangabe wird auf Verlangen franco zugesandt.*

General-Depot für Deutschland: Wolff & Schwindt, Karlsruhe.

Zimmer-Ventilatoren



Vorzüglich bewährt für Wohn- und Schlafzimmer, Restaurants und Schulen.

In jed. Kamin anzubringen

Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstr. 15.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. – Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. – Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Heirat

Berlin SW. 61.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezuständen, selbst in den hartnäckigsten Fällen, gründlich u. schnell. Ausw. brieflich.



Die Champagner-Fabrik Carl Koch,

Frankfurt a. Main,

offerirt unter Garantie für Güte und Haltbarkeit

Kaisersect	M.	2.50
Germaniasect	„	2.–
Sillery Mousseux	„	1.80
Rheinwein-Champagner	„	1.60
Hochheimer Mousseux	„	1.60
Mosel-Mousseux	„	1.50

Deutscher Tafelliköre

L. Bangs.

sämmtlichen ausländischen Fabrikaten an Feinheit des Geschmacks und Aroma's die Spitze bietend.

Magenbehagen

von August Widtfeldt in Aachen

Gegründet 1820.

In den Delicatessen-Geschäften.

LANOLIN.

Verschönerungsmittel

Jünger & Gebhardt, Berlin.

Lanolin-Creme, Pomade und Brillantin, in ... Lanolin-Creme-Seife ... Lanolin-Creme-Kinderseife ... Lanolin-Medizinal-Seife ... in den Apoth., Droguen- und Parf.-Handlgn. Ausführl. Preisl. grat. u. frko.

Berlin LANOLIN Pomade





Kupferberg Gold.

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille.

Chr. Adt. Kupferberg & Co. Mainz.

Franz Strebel, Caub a. Rh.

Probate Spezial-Rezepte

Erwerbs-Katalog gratis u. frko.

Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

Digitized by Google

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber GERARD W. v. NAWROCKI
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte
BERLIN W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische-Strasse.
Ältestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in BLAUER FARBE trägt.

MERAN
Klimatischer Kurort im deutschen Südtirol (317—320) Meter). Bahnstation. **Direkte** (Schlaf-) **Waggons** von **Wien, München, Leipzig** und **Berlin.** Beginn der Saison (Traubenkur) 1. September. Herrliche Lage, geschütztes Alpenklima, vorzügliche windstille Winterstation, besonders für **Lungen-, Nervenkranke** und **Skrofulose** geeignet. **Oertel**'sche **Terrainkuren.** Kurgemässe Einrichtungen. Frequenz: 12,000 Kurgäste, 8000 Touristen. Prospekte gratis
Die Kurvorstehung.

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.
Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der
Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maisprodukt. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. ½ u. ¼ Pfd. engl. à 60 u. 30 ₰ Central-Geschäft Berlin C.

Mariage ... Frau Thieme, Berlin ...

Rübenmarkschwindsucht ... Dr. Brunnle-Tilsit.

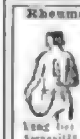
Technikum Buxtehude
Unsere Schüler ... im Alter von 14—42 Jahren ... jeden Tag ... in kürzerer Zeit ... in den städtischen Lehrwerkstätten ... frühzeitig zu beantragen ... kostenlos der Direktor **Hittenkofer.**

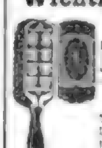
Töchterpension
von
Mme J. Druey-D'Oleyres
in Avenches (Kt. Waadt), Schweiz
...

Tharandt
bei **Dresden.**
Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige. ... Kaltwasserkuren — elektrische Behandlung — elektrische Bäder — ... Auch im Winter geöffnet. ...
Dr. med. Haupt.

Leuze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium ...
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Gemütskranke
finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

Rheumatische u. Nervenleiden

heilt man in kurzer Zeit durch **R. F. W. Krahls** ... Bei leichter Handhabung sind diese von ärztlichen Autoritäten angewandten und empfohlenen Apparate ... bei Gicht, Rheumatismus, ... Nervosität ... Prospekte gegen 10 Pfennig-Marke.
R. F. W. Krahl, Berlin SW., ...
Fabrik chirurgischer Artikel. Spezial-Katalog ... gratis.

Wichtige Erfindung für Kranke

zur sofortigen Linderung und ... Heilung ... von gichtischen und rheumatischen Leiden, ... Krampfanfällen, ... Nervenschwäche, ... Hautthätigkeit, ... Blutzirkulation ... durch den
galvano-elektrischen
Patent-Frottir-Apparat
Deutsches Reichs-Patent Nr. 32270.
... garantirt sicher funktionirenden ... gegen Einsendung oder Nachnahme von ℳ 15, ... ℳ 20 ...
Th. Biermanns,
Berlin SW., ...
Prospekt auf Wunsch franko und gratis.

Thee! echt chinesischer,
von 2 ℳ 50 bis 6 ℳ 50 pr. Pfund ... franko unter Nachn. ... **Hermann Müller, Bremen.**

Chin. Haarfarbe
... **Bolle & Co., Berlin.** ...



Jaeger & Gebhard
Berlin
LANOLIN CREME
gegen spröde Haut ...

Sie husten nicht mehr
wenn Sie Apotheker Dr. R. Bock's Pectoral nehmen

60 Stück in jeder Schachtel à 1 M. (Hustenstiller) 60 Stück in jeder Schachtel à 1 M.

Ersatz für Brustbonbons, Brustthees, Salmiakkugeln, Salzpastillen, Malzextracte etc. etc.
deren wirksame Bestandtheile sich sämmtlich im Hustenstiller vereinigt finden.

Angenehmer Geschmack. Billig. Rascher Erfolg.



„Aber dieses ewige Husten von Euch stört ja den ganzen Unterricht; hier, mein Carl, hast Du zwei Dr. Bock'sche Hustenstiller, damit wenigstens das Schlimmste aufhört."



„Guten Tag, liebe Schwiegermama, wie geht's?"
„Danke, besser, Dr. Bock's Pectoral hat mir geholfen. ... bringe ich Dir hier auch eine Schachtel ..."
„... Dank. ..."



„Na! Immer noch Husten ... es gäbe gar keine Dr. Bock'schen Hustenstiller auf der Welt."
„Aber Herr, glauben Sie mal mir und meinem Prinzipal, und kaufen Sie sich für 1 Mark eine Schachtel."



(Hinter den Coulissen.)
„Wie machst Du's nur, daß Du bei diesem entsetzlichen Wetter so ausgezeichnet bei Stimme bist? Ich mag anfangen, was ich will, ich bin immer heiser."
„Sehr einfach! Ich nehme Dr. Bock's Pectoral."





„Aber, Mariechen, sei doch artig, sieh doch, wie folgsam Georg ist."
„Nein, Georg bekommt auch immer Bonbons und ich keine!"
„Ja, Du hast aber gar keinen Husten, wie Georg."
„O ja, wenn ich fene Bonbons von Dr. Bock (Pectoral) bekomme, werde ich gleich husten."



„Was haben Sie geschossen, Herr Müller?"
„Nichts! Denken Sie sich, im Moment, wo ich anlege, kommt mein verfluchter Husten und natürlich, fort war der Rehbock."
„Ha, ha, so geht's! Ich nehme immer den Bock mit, wenn ich auf die Jagd gehe."
„Wie so?"
„Na, ich meine Dr. Bock's Pectoral (Hustenstiller)."



„Morgen, Gusta, was ist denn da feines drin?"
„Etwas für Deinen Husten, eine Schachtel Dr. Bock's Pectoral, schmeckt gut und hilft, und meine ... nimmt's auch."



„Ich will jetzt gehen, folg' meinem Rathe, laß die vielen Mixturen, Thee und ...-Rezepten da, wo sie sind, und laß Dir eine Schachtel von Dr. Bock's Hustenstiller kommen, das hilft schnell und ist immer noch billiger, wie 4 Wochen im Bett."

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller)
ist in den bekannten Apotheken erhältlich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

N° 8.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3, 50.

Edelraute.

Eine Tirolergeschichte von

E. M. Varano.

(Fortsetzung.)

Nach jedem Liede, das die urwüchsigen Sänger zum Besten gaben, brach der Beifall all der vornehmen Gäste aus, nicht ein Beifall, wie man ihn im Theater, in einem Konzerte erlebt, sondern in Ruken der Freude und des echten Entzückens, wie es uns etwas Schönes in der Natur entringt. Die Misses wurden natürliche Mädchen mit freuderoten Wangen, die Italiener wurden still und innig, die Franzosen hatten keinen Witz mehr. Man schüttete den Sängern kein Gold in den Schoß, sie sangen ja nicht, um dafür bezahlt zu werden, es waren schlichte Bergleute; aber man ließ ihnen Wein bringen, ganze Batterien von Flaschen guten roten Tirolerweines, und den ließen sie sich wohl munden und tranken die Gesundheit der Spender, und begannen dann ein neues Lied.

Von dem Tische der jungen Leute aus der Studenten- und Geschäftswelt des Ortes hatte sich der eine erhoben, der alle die Sänger gut zu kennen schien. Der Sohn eines reichen Papierhändlers war es, wie man sagte, ein schlanker, junger, schöner Mann mit dem Typus eines Italieners von der Riviera, ein Welschtiroler mit dem mattgelben Teint, dem reichen schwarzen Haare, den vollen, siegreich lächelnden Lippen und den sammetbraunen, lüsternen Augen, gekleidet wie ein Kavalier; der stand hinter dem Stuhle der Regina und neigte sich manchmal auf sie herab und sagte ihr lächelnd Worte des Beifalls, die sie mit seltsamem Ernst erwiderte, und er ließ ihr die größte Flasche Wein herbeiholen und Backwerk auch und redete lustig mit den Burschen.

Lied um Lied wurde gesungen, und merkwürdig war es, wie die helle, frische Stimme des Anderl die anderen alle übertagte. Der riesige Bursche schien wie umgewandelt, so kühn und stolz. Er saß neben der Regina und trank mit ihr aus einem Glase.

Nur einmal nahm ihm der Herr Baptist Simonino, der schöne Papierhändlerssohn, das Glas, welches er der Regina reichen wollte, aus der Hand, und sagte zu Anderl: „Auf gute Freundschaft zwischen uns beiden, Anderl!“ und trank auf derselben Glasseite, welche Anderls Lippen berührt hatten, als wolle er diese Berührung verwischen, und reichte dann das Glas der Regina. Die zögerte zu trinken, warf einen scheuen Blick um sich, dann einen kurzen, wie bangen Blick auf den Anderl und — nahm das Glas und trank. Die weißen Zähne des schönen, eleganten, liebenswürdigen Welschen glänzten auf wie ein Blitz in schwüler Sommernacht.

•

Die Zeit rückte gegen Mitternacht, und die Pusterthaler Burschen mit dem Mädel erhoben sich. Man hatte ihnen so viel Wein gebracht, daß sie ihn nicht auszutrinken vermochten, und sie nahmen die übriggebliebenen Flaschen mit sich auf den weiten, weiten Heimweg durch die stille Mondnacht. Sie dankten den vornehmen Touristengesellschaften mit schlichtem Adieu, und diese riefen ihnen herzliche Grüße nach in ihren fremden Sprachen. Der Anderl kam zu seinem vornehmen Freund und sagte eifrig, halb verlegen, halb trotzig:

„Du, gnädiger Herr, ich gehe mit meinen Leuten hinein, aber morgen komme ich zurück, und da führe ich dann Dich, gnädigen Herrn, auch mit . . .“



Schloß Aresdorg zu Dellingör. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Sir Cecil nickte ruhig.

„O, sehr gut, Du, Anderl," sagte er.

Er hatte gehorcht, aber er hatte kaum hingesehen auf die Sänger; er hatte sein feines, blasses, blondes Gesicht in seine Hand gestützt gehabt, und es hatte während der Lieder geschienen, als träume er. Vielleicht hatten sie ihn getragen auf die hohen Berge und auf den höchsten Gipfel dieser Berge, wo die Blüten aufhören und der ewige Schnee beginnt und wo zwischen den letzten Halmen und dem ersten Schnee in der Sonne die Edelraute ragt mit dem goldigen Herzen und dem silbernen Kranze.

Jetzt aber, wie die Sänger fort waren und die Sängerin auch und wo die vornehme Gesellschaft sich zum Aufbruch rüstete, da träumte er nicht mehr, sondern schaute, schaute auf den Tisch, wo die jungen Herren des Ortes noch laut und fröhlich plauderten, und betrachtete den schönen Baptist Simonino, welcher so viel trank, so strahlend lächelte und so laut plauderte in seinem süßelnden Jargon, als ob er ihn malen wolle.

IV. In der Einöde.

Sir Cecil hauste nun schon acht ganze Tage mit dem Anderl in dessen einsamer Blockhütte hoch oben im einsamsten, menschenbesten Teil eines Bergrieses.

Sie hausten mit einander im echtesten Sinne des Wortes. Anderl hatte ganz verlernt, den „Mylord" als einen Engländer und als einen vornehmen Herrn zu betrachten. Nicht, daß derselbe in vertraute Späße verfallen wäre, aber er war in seiner Ruhe so schlicht, so natürlich, so herzlich, daß Anderl meinte, er müsse mit ihm wenigstens aufgewachsen sein. Anderl besorgte die Magddienste des primitiven Hauswesens, räumte auf, kehrte aus, wie er es für sich gewohnt war; der Lord und er „lochten" mit einander. Sir Cecil wußte alles Fleisch köstlich zuzubereiten und braute den Thee und röstete das schwarze Brot; Anderl kochte die „Mehlspeisen", die schwarzen Nockerln, rührte schmackhaften Sterz oder backte Schmalzspeisen. Des Nachts ruhten sie auf dem gemeinsamen Lager von Streu, welches Sir Cecil durch einige Decken zum prächtigsten Lager umgewandelt hatte. Vor allem jagten sie mit einander.

Es war lustig und eigentümlich, wie die beiden tagsüber oft die Rollen tauschten. Wo es sich um eine Verfeinerung des Daseins handelte, da belehrte Sir Cecil den Anderl und erzählte ihm, wie's bei ihm zu Hause gehalten werde, und wo es sich um etwas Landeseigenartiges handelte in Kost, Sitte oder Jagd, da bat Sir Cecil den Anderl um Belehrung, und der erteilte sie ganz würdevoll und fast herrisch. Es war kein Rang- oder Standesunterschied mehr zwischen ihnen, ohne daß aber eine Erniedrigung des einen oder eine Ueberhebung des andern dabei zum Vorschein gekommen wäre. Wenn sie des Nachts mit einander auf demselben Lager ruhten, da sagte Anderl wohl oft: „Das ist mir, als ob ich träumen möcht', Du, gnädiger Herr, und bin doch noch wach! Schau, nichts für ungut — aber ich hätt' nie gedacht, was in der Hütten da fehlt; abgegangen ist mir wohl immer was, aber ich hab' gedacht — wie man schon so dumm denkt — es wär' eine Dirn'; aber das ist nicht wahr, es ist das Reden gewest. Wenn man so zu sich sprechen hört und drauf antworten kann; jetzt ist's erst schön da! Aber nur verwunderlich, daß Du, gnädiger Herr, es aushalten thust mit einem so dummen Buben wie ich bin."

Da sagte etwa Sir Cecil in seiner ruhigen Weise: „Das ist so, Anderl: ich habe mir immer gewünscht, einmal zu leben so recht mit der Natur allein, in der Einsamkeit, wo niemand hinkommt, daß man so recht aufschauen kann den Himmel und den Abgrund, die Felsen und das Dunkel, und die Jagd so recht genießen. Ich hab' einmal leben wollen, wie die Menschen gelebt haben lange, lange vor uns, nicht in einem Schloß und nicht mit schönen Kleidern und nicht mit dem Lügen und nicht mit dem Getöse; aber ein Mensch hätte dabei sein sollen, ein guter, ein braver Mensch, mit dem man doch manchmal reden, dem man sagen kann: ‚Gute Nacht!' oder ‚Guten Morgen!' und das hab' ich da — und durch Dich, Anderl, und es ist mir wohl ums Herz, verstehst Du mich?"

„Ich mein' wohl, Du, gnädiger Herr!" sagte Anderl und legte seinen Kopf an den des Engländers.

„Und jetzt gehen wir einmal so hoch hinauf, daß wir eine Edelraute finden, Anderl, willst Du?"

„Ich will wohl, Du, gnädiger Herr," sagte Anderl, entschlafend. — — —

Und sie jagten mit einander.

Was das schön ist, die Gemsenjagd in den Bergen! Die Tiere sind so scheu, daß man gar vorsichtig sein muß als Jäger.

Da muß man noch vor der Morgendämmerung ausgehen und schon an Ort und Stelle sein, wenn die Sonne aufgeht, wie euch das der Graf Gleichen sagt, der als Jäger und Maler dieser Jagd gleich groß ist. Und alle bestätigen es, die den Stadtjäger auslachen, wenn er bei Tag Gemsen jagen will. Wenn die Sonne aufgeht, muß man schon an Ort und Stelle sein. Wenn man dann ein paar Stunden im Finstern aufwärts geklettert ist, kommt man auf einen guten Posten; dann schöpft man Atem und zieht sein Teleskop hervor. Sechs Tage unter acht sieht man nichts, was einem Wild gleichsieht. So folgt man also ruhig seinem Jäger und schaut scharf nach allen Seiten um sich. Da kommt das Morgengrauen, und wehe euch, wenn ihr einen Lärm macht oder eine plötzliche Bewegung, denn dann hört ihr vielleicht, vereint mit einem unterdrückten Fluche eures treuen, aber unhöflichen Jägers, ein Steingerolle über eurem Haupte, welches bedeutet, daß der Bock, auf den ihr ausgegangen seid, für heute verschwunden ist.

Und habt ihr euch nichts dergleichen zu schulden kommen lassen und der Anderl hat einen beweglichen roten Punkt auf der andern Seite des Kaars (der Thalschlucht) erblickt, dann kommt der zweite Akt des Spiels. Beugt euch tief nieder und nehmt euch in acht vor jedem Stein oder Strunk und kriecht dann geräuschlos vorwärts auf Händen und Füßen, bis ihr in Schußweite kommt. Aber was habt ihr bis dahin zu überwinden! Ihr gelangt oft plötzlich an einen ungeahnten „jungen" Abgrund oder an eine glitschige Felswand, die ihr, so gut es geht, umgehen müßt; das Eisenende eures Alpenstocks dürft ihr nicht benützen, sonst hört die Gemse den Klang und ist dahin. Habt ihr diese Hindernisse überwunden, dann geratet ihr wohl in das Netz einer „Latschen", eines dichten und stechenden Föhrengeginsters, mannshoch. Wenn ihr könnt, vermeidet es, denn die Gemse wird die Bewegung des Dickichts sehen und abfahren. Nach der Latschen kommt ihr vielleicht auf eine „Reisen", glattgefroren, oder ihr müßt über ein Steingerölle hinabrutschen. Endlich biegt ihr um die letzte Ecke, und wenn eure Gemse noch da ist, gut — schießt sie. Nehmt euch da aber in acht, daß ihr wirklich einen Bock schießt und nicht das Weibchen! Seht genau zu, denn der Bock unterscheidet sich von der weiblichen Gemse nur dadurch, daß die Hörner der letzteren dünner und weiter auseinanderstehend sind und ihr Bau schmächtiger ist. Freilich ist's etwas anderes, wenn die Gemsen „getrieben" werden wie bei den großen Jagden, wo man so stolz ist auf die „reiche Beute"; da schießt man eben blind in den Rudel und braucht nichts, als stundenlang geduldig zu sitzen, bis die Herde selber über einen herfällt. Aber daran wird kein echter Jäger Freude haben. Sir Cecil und der Anderl haben aber echt gejagt, und man hätte von ihnen oft stundenlang nur vier Beine gesehen, die in einen Abgrund hinunterbaumelten, während sie lauerten, und wenn sie diesen Abgrund hinunterkletterten, um das erlegte Wild zu holen, wie oft kugelten sie übereinander, und Sir Cecil mußte sich für den Heimweg Anderls weniger zerrissene Hose ausleihen, während der rauhe Gebirgssohn halb im Hemde neben ihm herging, die Beute auf den starken Schultern schleppend.

Aber dann das Ausweiden in der Blockhütte und das festliche Mahl der beiden Jäger, welche nun ganze Köche waren!

Und das Erzählen! Aber von dem Abend in Bruneck und von den Sängern und von der Regina war zwischen ihnen nie die Rede.

V. Herzeleid.

Sir Cecil und Anderl hausten wohl, wie gesagt, da und teilten das Lager, aber nie vom Abend an. Sir Cecil war meist längst entschlummert, wenn Anderl nach Hause kam, und wenn der Engländer früh morgens erwachte, war der Jäger meist schon in der Höhe und bereitete das Frühstück. Denn Anderl pflegte nach dem Nachtmahle fast allabendlich auszugehen und kehrte selten vor dem Entschlummern des Genossen heim. Wohin er ging, das konnte Sir Cecil wohl ermessen, wie lange er aber ausblieb, davon hatte derselbe keine Idee, da er, wie erzählt, stets vorher einschlief.

Nun geschah es aber einmal, daß Anderl ein, zwei, fünf Tage des Abends daheim blieb nach dem Nachtmahl, obwohl die schönsten Mondscheinnächte waren. Und still und einsilbig war er, und sein ganzes, helles, frohes Wesen war wie verwandelt. Schatten lagen über seinem ehrlichen Gesicht, ein tiefer Kummer schien ihn zu drücken, und wenn er nach der Mahlzeit das Geschirr abgewaschen hatte und Lord Cecil noch los, da setzte er sich draußen auf die Bank vor der Hütte und brütete in die klare Mondnacht hinaus. Und wenn sich dann Sir Cecil aufs Lager legte und Anderl sich neben ihn lagerte, da that dieser immer, als schlafe er gleich ein, aber Sir Cecil wußte das besser. Der Tiroler legte nur sein Gesicht in die verschlungenen Arme, aber er schlief nicht, und wenn er vermeinte, daß der Lord schon schlafe, da stöhnte er aus seiner mächtigen Brust leise und kläglich in die verschlungenen Arme hinein, und oft fühlte der Lord, wie der ganze mächtige Körper seines Jägers sich schüttelte unter einem bitterlichen, stillen Weinen.

Da setzte er sich denn eines Nachts auf und griff hinab zum Jäger, der etwas niedriger lag, und rüttelte ihn an der Achsel und sagte laut:

„Aber, Anderl, was hast Du denn?"

Der Tiroler schrak zusammen und stotterte:

„O, Du bist auf, gnädiger Herr? Du schlafst nicht?"

„Du siehst es ja, Anderl; was hast Du denn?"

„Ich? Nichts, Du, gnädiger Herr —"

„Lüge nicht — Du hast geweint!"

„Ich?"

„Ja!"

„Na — weil ich — ich glaub' halt, daß ich Zahnweh hab' —"

„Das ist nicht wahr; es ist nicht nur heute so, Anderl, es war gestern so und vorgestern und seit allen Tagen, wo Du nicht mehr ausgehst in der Nacht!"

„Also hast Du, gnädiger Herr . . ." machte Anderl bestürzt.

„Geschlafen? Nein, ich habe gespürt, wie Du Dich ruhelos herumgewälzt hast und wie Du still in Dich hineingeklagt hast, ein so großer Mensch, ein so starker Mensch! Schämst Du Dich nicht? Was hast Du denn?"

Da setzte sich der Anderl auf dem Lager auf, so daß das volle Mondlicht auf ihn fiel, und rang die starken, schwieligen Hände und sagte:

„Weil es so traurig ist, Du, gnädiger Herr, und weil ich's nicht ertrage!"

„Was denn, Anderl?"

„Ach, Du weißt ja nicht, gnädiger Herr!" seufzte der arme Anderl.

„Was weiß ich nicht?"

„Das von der Regina!"

„Daß Du sie lieb hast? Freilich weiß ich's: Geh, sei nicht so dumm, das wußte ich ja schon damals in Bruneck, wie ihr mit einander gesungen habt —"

„Aber das weißt Du nicht, gnädiger Herr, daß ich alle Abend . . ."

„Ei, wo wärest Du denn gewesen als bei ihr, Anderl?" sagte Sir Cecil ruhig. „Ich schlief ja alle Abend allein ein hier!"

„Aber ich blieb nie lange bei ihr!" sagte Anderl hastig.

„Da lügst Du, Anderl, denn oft wachte ich auf in der Nacht, und dem Mondschein nach war es schon spät, sehr spät, und Du warst noch nicht da!"

„O, das kommt wohl vor," sagte Anderl verlegen, hastig, „das ist bei uns so; man geht zur Hütten von dem Dirndel, das man gern hat, und man muß oft lange warten, bis sie ihr Fensterl aufmacht, und dann sagt man ihr: ‚Guten Abend!' und — und daß man sie gern hat, und erzählt ihr, was einem auf der Jagd passiert ist, und sie erzählt einem, was sie am Tage erlebt hat in der

Wirtschaft, und dann — dann geht man gleich wieder — wenn man das Dirndel gern hat und ein braver Bursch ist, damit man sie in keinen üblen Ruf bringt, erstens, und damit man nicht dumm wird, zweitens. Und so habe ich's gehalten, denn ich bin ein braver Bursch, Du, gnädiger Herr, und hab' die Regina so gern gehabt — so viel gern!"

Und der starke, riesenhafte Mensch deckte wieder seine groben Hände über sein Gesicht, und es zuckte über ihn wie ein Weinen — das sah Sir Cecil gar deutlich in dem bleichen, traurigen Mondlicht, das gerade über ihrer Beider Lager fiel. Und Anderl fuhr in dieser Stellung fort mit leiser, gebrochener Stimme:

„Wir haben einander schon als Kinder gekannt und haben einander gern gehabt. Sie ist die Tochter eines reichen Bauern in Kalis drüben gewesen — zwei Stunden von da — über den Grasberg sind's nur drei Viertelstunden, aber da muß man die Stege so gut kennen wie ich und muß drei Schluchten überhupfen mit dem Bergstock, das kann aber nur einer, der genau die Stellen weiß, wo er hinüberspringen kann, um auf kein Geröll zu kommen, sonst liegt man zerschmettert tief drunten. Und schön ist die Regina — so schön, daß alle Bauernsöhne, die reichsten selbst, aus der ganzen Gegend sich die Füße abgerannt haben wegen ihr, aber sie hat keinen wollen; allen ist das sonderbar vorgekommen und mir auch. Ich hab' nämlich oft dort gerastet, wenn ich von der Jagd heimkam — war ich ja doch dort wie das Kind im Haus, und der Alte hat mich gern gehabt. Und wie der Alte nicht mehr war, da sind die jungen Burschen erst recht wieder gekommen und Müllersöhne und Forstadjunkten und aus der Stadt sogar, aber die Regina hat keinen wollen, obwohl sich's gehört hätt'; sie blieb auf ihrem Hof und wirtschaftete und blieb ledig. Das verwunderte wieder alle und mich auch. Dann nahm sie aber einen Pächter auf ihr Gütel und blieb nur so drauf als für sich. Und wie ich wieder einmal da gerastet hab', da hab' ich sie gefragt:

„‚Du, Regina, was ist Dir denn eingefallen, daß Du die Wirtschaft in Pacht gegeben hast?'

„Darauf hat sie gesagt und that fast trotzig:

„‚Du bist doch ein dummer Bub', Anderl, wenn Du das nicht verstehst. Weil es nicht ehrsam ist, daß ich als ledige Dirn' so allein da hause, ohne Mann, da hab' ich's halt in Pacht gegeben. Jetzt sitzt ein Bauer drauf und seine Frau und ihre kleinen Kinder, und jetzt sollen sich die dummen Burschen die Füß' abrennen. Ich brauch' mich nicht mehr einzusperren, denn ich hab' einen Schutz!'

„‚Warum hast Du Dich denn aber nicht lieber verheiratet?' hab' ich gefragt, und sie sagt:

„‚Das ist eine noch dümmere Frag'! Weil ich keinen gemocht hab'!'

„Und damals schlug sie mir die Thüre vor der Nase zu. Das hat mich gekränkt, und ich bin lang nicht zugegangen auf die Schoberwirtschaft, da hat sie mich aber einmal selber wieder angerufen und hat gesagt: ‚Was bist denn so stolz geworden, Anderl?' Du, gnädiger Herr, da ist mir auf einmal heiß geworden bis in den Kopf hinauf, und ich hab' etwas gemerkt, aber hab's nicht glauben können — denn ich bin ja nur ein armer Jägerbursch; aber hingangen bin ich seitdem immer, wenn ich fertig war mit meiner Tagesarbeit, und bin über die Schluchten hinüber, wenn's auch finster war, und wir haben am Fenster geplauscht — nur ein Wort, und dann bin ich wieder heim — in jedem Wetter, und wenn's auch noch so finster war! Denn ich hab' sie so lieb gehabt; aber ich hab's noch immer nicht glauben können, daß — sie ist ja so eine schöne, reiche Dirn', und gebildet, war viele, viele Monat' in Bruneck drüben in einer Schul' für reiche Mädeln .. Und gut ist's gewesen; hätte ich's geglaubt, ich wär' ja heute der Narr! Denn schon lang hat man genommelt, daß ein schöner, vornehmer Welscher, der Papierhändlerssohn aus Bruneck, der Bapsist Simonino, immer auf den Schoberhof geht — zu Fuß geht, und daß er's mit der Regina hält ... Und vor ein paar Tagen, da hab' ich ihn selber gesehen, wie er fortgehaspelt ist bei meinem Kommen durchs Jungwaldel, und sich gedrückt hat, und da hab' ich die Pächtersleut' gefragt, und die haben die Achseln gezuckt und mich so gewiß mitleidig angeschaut, und dann hat sich die Pächterin doch über mich erbarmt und ist ein Stück mit mir gegangen und hat gesagt, daß es wahr ist, daß der schöne Welsche oft stundenlang bei der Regina sitzt und daß sie ihm gut ist und daß ich lieber nicht mehr kommen soll', denn sie ist verliebt in ihn und — sie — sie — ge—hört schon ihm — ganz — ganz!"

Damit warf sich der lange Bursche auf sein Lager zurück und wühlte seinen wildbehaarten Kopf in seine zitternden Arme und schluchzte, schluchzte herzbrechend.

Sir Cecil lag still auf seinem Lager; er antwortete nicht gleich, obwohl er nicht schlief. War er wirklich so gleichgiltig gegen das Leid, das da neben ihm tobte? Endlich sagte er:

„Geh, Anderl, sei nicht kindisch, wenn die Regina den schönen Herrn aus der Stadt gern hat, was kann sie denn dafür? Hörst Du mich, Anderl?" Er schlang dabei seinen Arm um den armen Jäger wie ein Bruder — vielleicht wie ein Bruder im Leid.

„Ja, gnädiger Herr!"

„Nun, schau, es ist ja schon manchem gegangen wie Dir; vielleicht hab' auch ich ein Mädchen lieb gehabt in meiner Jugend, und sie — nun, ihr hat ein anderer besser gefallen, und ich hab' ihr's gegönnt. Er ist mein lieber Schulkollege gewesen, wir sind neben einander gesessen auf der Universität. Ich hab' mir eben gedacht, sie kann mit ihm glücklicher sein. Warum hätte sie nicht den nehmen sollen, den sie lieber hatte? Und schau, ich werde nimmer heiraten, aber es freut mich, daß sie glücklich ist, und ich — ich habe meine Freude in die Jagd gelegt und in die schöne Natur und in die Einsamkeit, das alles hast Du ja auch."

Anderl fuhr auf und legte sich wie ein Kind in den Arm des Herrn und schluchzte herzzerreißend:

„Ja, ja, aber die Regina ist nicht glücklich, gnädiger Herr, o Du guter, gnädiger Herr! Sie ist elend, hat mir die Pächterin gesagt, denn er hat sie sündig gemacht und verachtet und wird sie dann verlassen — verlassen in Schand' und Elend! O, ich hab's wohl gesehen! Das garstige Weib hat mir das gestanden, daß ich die Regina verachten soll — aber ich kann's nicht, ich kann's nicht, dazu hab' ich sie viel zu lieb! Sehen kann ich sie nimmermehr, das brächt' ich nicht übers Herz — aber er, er, der schon eine Braut hat und so schlecht sein kann — den will ich mir einmal aufsuchen!"

„Rede nicht so, Anderl!" sagte Sir Cecil fast streng und hart. „Das ist abscheulich von Dir, herzlos!"

„Und hat sie ein Herz gehabt?!"

Sir Cecil schwieg; nach einer Weile meinte er langsam:

„Schau, Anderl, ich will Dir eine Geschichte erzählen von einem guten Freunde von mir — in Kalifornien. Willst Du?"

Anderl legte sich zurück in seine verschlungenen Arme und nickte und sagte einige Worte. Sir Cecil hatte sich auf dem Lager aufgesetzt; Wolken zogen über den Mond; in der Hütte wurde es finster, und in diesen Schatten erzählte Sir Cecil folgende Geschichte — leise, eintönig, in seiner ruhigen Weise.

VI. Sein Compagnon.

„In Kalifornien, zur Zeit, wo tausende von armen verunglückten oder verschuldeten Männern zusammengeströmt sind, um das Gold zu gewinnen, das man dort in Minen und Flüssen entdeckt hatte, kam auch ein braver Junge aus England hin — Joe hieß er; in seinem Vaterlande war er ein Offizier gewesen — der schönsten und prächtigsten einer, so riesig wie Du, Anderl; er war vielleicht leichtsinnig gewesen, aber nicht schlecht. Die Frauen, die vornehmsten, waren dem prächtigen, stolzen Offizier der Königin nachgelaufen und hatten sich um ein Lächeln, um ein Liebesbriefchen von ihm gestritten; die Hofherren, die Kameraden hatten ihn vergöttert, denn er war freigebig und in jedem Sport ein Meister, im Football, im Ringkampf, im Cricket, im Trainiren der Rennpferde. Nun, da wird man wohl leichtlebig und macht Schulden, und wenn ein ehrenhafter Bursche Schulden gemacht hat, dann muß er wohl seine Stelle verkaufen; aber er sinkt nicht, er spielt nicht Karten, um zu gewinnen, und er schmarotzt nicht. Joe ging eben nach Kalifornien und wollte Gold finden, wie damals alle Welt; er wurde ein Goldgräber. Die Minen um die Bretterstadt San Franzisko herum waren aber damals ziemlich teuer, und gewöhnlich suchte man sich einen Compagnon für den Ankauf einer solchen.

„Joe fand nun auf dem Markte, wo die Minen verschachert wurden, einen solchen, einen hübschen, magern Franzosen — er mag Duplessis heißen — der hatte so ein schwarzes Schnurrbärtchen, schwarze, sinnliche Augen, schneeweiße Zähne und ein freundliches, süßes Wesen.

„Joe und Duplessis kauften also mit einander eine Mine und waren Compagnons und wohnten in einer Blockhütte mit einander, wie wir beide dahier, Anderl, und sie suchten und gruben in Hemdärmeln, mit schmutzigen Segeltuchhosen an den Beinen und breiten Strohhüten auf dem Kopfe; sie schliefen mit einander auf demselben Heulager, wie wir beide, Anderl, und waren Brüder im Graben, im Kochen, im Gewinnen und Verlieren, ohne daß einer von dem andern wußte, was er erlebt oder ob er ein Schurke sei oder ein braver Kerl; das war damals so in Kalifornien. Und sie gruben und arbeiteten, und am Abende sammelten sie die gewonnenen Goldbröcklein und gingen dann in die Taverne des ‚steinigen Lagers', wo ähnliche Leute wie sie beide Karten spielten und Brandy soffen. Unflätige Gesellen waren darunter, falsche Spieler, entkommene Sträflinge, liederliche Kavaliere aus Europa, Chinesen, Mexikaner, Spanier, Portugiesen, Russen und Holländer. Es war ein wüstes Leben unter wüsten, ungewaschenen Kerlen mit struppigen Bärten, abgetragenen Hemden und häufig gezückten Bowiemessern — aber man mußte hingehen. Sollte man immer daheim in der Blockhütte sitzen und brüten? Und dann war nirgends ein Frauenzimmer als in der Schenke — ein ziemlich unhübsches Geschöpf, nicht mehr jung, verlebt und verdrossen schauend — aber es war doch ein ‚Frauenzimmer', und ihre Nähe erinnerte die wilden Kerle an ein Daheim, an ihre Kinderzeit; und wenn sie ihre alte Guitarre an dem grünen, verschossenen Band über die magere Schulter legte und das ‚Does sweet William sail with you?' oder das ‚Away she went with broken heart' mit ihrer zirpenden, dünnen Stimme sang, da horchten doch all die Kerle, und an den Spieltischen und an dem Schank wurde es ruhig. Gegen Mitternacht trennte sich stets die wüste Gesellschaft und die beiden Compagnons gingen ebenfalls in ihre Blockhütte zurück, wie wir, Anderl, und warfen sich aufs gemeinsame Lager, wie wir, Anderl, und schliefen ein, ohne ‚gute Nacht'. Nun kam es aber, daß eine Zeit hindurch der große Joe nicht heimkam mit seinem Partner, sondern regelmäßig aus der Schenke verschwand und erst spät, spät nach Monsieur Duplessis heimkam, sich still und heimlich hinlegte. Der hübsche, schwarzbärtige Franzose mit den Schelmenaugen fragte ihn einigemale, wo er gewesen sei, aber der große Joe sagte nur: ‚Ein bißchen Luft schöpfen'. Und in der That, was konnte er anderes thun! dachte der Franzose.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

Heinrich Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Hast des öffentlichen Lebens auf allen Gebieten waltet auch auf dem der Tonkunst. Wie an dem Eisenbahnreisenden die Gegenstände außen vorüberfliegen, daß sein Auge sie kaum zu erkennen vermag, so auch an dem Berichterstatter die musikalischen Erscheinungen, daß es ihm nur mit Mühe gelingt, die vielen einzelnen Eindrücke in der Erinnerung zu sammeln. Wenn diese Zeilen vor den Leser treten, haben wir hier in Berlin das halbe Konzerthundert erreicht, wenn nicht überschritten. Zwanzig und zwei große Opernvorstellungen hat der Oktober allein gebracht, unter jenen manches Herrliche, auch manches Seltsame. Die Wunderkinder, die man als abgethane Antiquität betrachtet hatte, tauchen jetzt, nach dem Erscheinen des kleinen Hoffmann, an allen Enden empor; zu den instrumental wirkenden ist jetzt noch ein singendes aus Amerika, Nikita (eigentlich Nikolson), hinzugekommen, das mit einem nicht ganz jugendlichen



Die letzten Groschen.

Gemälde von Brandt-Lajos.

Digitized by Google



Politische Neuigkeiten. Gemälde von Vincent St. Lerche.

Gesicht in jugendlichem Anzug und kurzen Röckchen Konzerte gibt. Sie hat ein recht hübsches Stimmchen, auch einen angenehmen Vortrag, ist aber noch so unreif, daß man nur die Zukunft des armen Mädchens bedauern muß, das, schon jetzt in solcher Weise zum immerwährenden öffentlichen Erscheinen angehalten, nicht zur ruhigen physischen und geistigen Entwicklung gelangen kann und ohne Jugendfreude verwelken muß, wenn nicht ein ganz besonders günstiges Geschick über ihr waltet.

Wenden wir uns zu freundlicheren Betrachtungen. Aus der ersten Konzertvorstut kann ich das der unvergleichlichen Marcella Sembrich hervorheben, welche in der großen Arie der Konstanze aus Mozarts „Entführung" das Vollendetste geleistet hat, nicht bloß in höchster Bravour, sondern in Vornehmheit des Stils. Die gesamte Kritik stimmte überein, daß da nicht ein Takt gesungen worden war, in welchem nicht das rein Musikalische noch über dem staunenswerten Technischen, über der Besiegung der großen Schwierigkeiten schwebte. Alle Musikfreunde freuen sich auf den Januar; die große Künstlerin wird dann Mozartsche Partien im Königlichen Opernhause und in deutscher Sprache singen. Wenn ich dann weiter in meinem Notizbuche nachsehe, so finde ich nur wenig, was nach vier Wochen noch erwähnt werden müßte. Joachims Quartette sind weltbekannt, sie lohnen stets „Spätle" nach Stuttgart*) finden. Dagegen kann ich wohl bei Bülows erster Direktion der neuen Philharmonischen Konzerte verweilen. Die genaue Geschichte der Entstehung dieses neuen Unternehmens böte einen sehr interessanten Beitrag zu der kulturhistorischen Gesamtchronik unserer Zeit. Sie lieferte die unumstößlichen Beweise, wie die Zeitströmung die zähesten Widersprüche mit sich führt, wie heute gut gefunden und gepriesen wird, was gestern harten Tadel und Angriff erdulden mußte, und umgekehrt. Ich kann mich hier auf Einzelheiten nicht einlassen, nur eine Thatsache anführen, welche sozusagen die Hauptgrundlage der geschichtlichen Darstellung abgeben würde: Im Jahr 1883 gab es hier Philharmonische Konzerte unter Leitung des trefflichen Professor Dr. Wüllner aus Dresden, jetzigen Direktors des Kölner Konservatoriums; im Jahr 1884 wurde eine Philharmonische Gesellschaft gebildet, welche die Garantie für das Philharmonische Orchester übernahm mit dem ausdrücklich ausgesprochenen Zweck, daß die künstlerischen Angelegenheiten nicht ganz in den Händen der Konzertagenten blieben. Die Herren Joachim und Klindworth waren die Kapellmeister. Diese Gesellschaft löste sich im Frühjahr auf, weil die ideale Richtung sich nicht bis zur alljährlichen Deckung von Defizits versteigen wollte. Jetzt sind die neuen Philharmonischen Konzerte von demselben Agenten gegründet, gegen welchen die Bildung der oben genannten Gesellschaft mittelbar gerichtet war, und der heute auch der geschäftliche Vertreter des Professors Joachim und anderer Künstler der idealsten Richtung ist, und um dessen Protektion sich jüngere Künstler bewerben. Läßt nicht dieser kurze Umriß schon deutlich erkennen, wie viele wichtige Beiträge zur Kulturgeschichte unserer Tage die genaue Darstellung der Vorgänge bote?! Doch genug!

Bülow, der die Leitung dieser neuen Philharmonischen Konzerte übernommen hat, bewies gleich in dem ersten, in welchem er eine Haydnsche, eine Mozartsche („Jupiter") und die Beethovensche Eroica-Symphonie vorführte, daß er zu den wenigen „auserlesenen" Dirigenten zählt, die den Charakter eines großen Tonwerkes in allen kleinsten Einzelheiten vollständig erfassen und zu gleicher Zeit der Wiedergabe ein individuelles Gepräge aufdrücken. Wenn er mit der kleinen Meininger Kapelle die bedeutendsten Wirkungen erzielen konnte, so hat er mit dem trefflichen philharmonischen Orchester die Hörer zur Begeisterung hingerissen. Namentlich das Finale der Haydnschen Symphonie, dem stürmische Dacaporufe folgten, und die Eroica-Symphonie gehörten zu den großartigsten Orchesterleistungen, die ich je vernommen habe.

Die „Jugendsymphonie" von Richard Wagner wurde im Konzert des Wagnervereins unter Leitung des Kapellmeisters vom Hamburger Theater, Herrn Sucher, vorgeführt. Wer nicht von vornherein sich jeder Urteilsbefähigung beraubt, sobald er den Namen Richard Wagner hört oder gedruckt sieht, wird mit mir dahin übereinstimmen, daß diese Jugendsymphonie insofern als ein erstaunliches Werk zu bezeichnen ist, als sie von einem Neunzehnjährigen und vor fünfzig Jahren komponirt ward, daß aber ganz gewiß die jetzige Vorführung in höherem Grade ein sehr gut ausgedachtes kaufmännisches als ein künstlerisches Unternehmen genannt werden kann, daß außer dem Anfangsmotiv des Andante und einer Akkordenfolge nichts den Schöpfer des „Tristan" und des „Nibelungenrings" ahnen läßt (was übrigens auch von „Rienzi" zu bemerken ist), und daß der Schlußsatz nichts Anteilerregendes bietet. Aber — Geld gemacht wird jedenfalls mit dieser Symphonie, und Geld geht voran — „virtus post nummos," hat schon Horaz gesagt, zur Zeit, als noch keine Konzertagenturen bestanden, sowie vor achtzehnhundert Jahren Plutarch geschrieben hat: „Denn die Musik hat sich vermengt mit einer Art der Poesie, wie sie dem gemeinsten Gebote entspringt, den Bund aber mit der sammtlichen Venus hat sie gebrochen und beherrscht nun die betörten und sinnlosen Theater" und so weiter. Und damals hat es keine Operetten gegeben!

Wir haben deren hier in diesem Winter schon ein ganz erkleckliches Maß zu verdauen gehabt. Der Komponist eines berühmten „Schunkelwalzers" hat eine solche geliefert, die über alles, was in dem Genre erzeugt worden war, himab ragte. Dagegen habe ich mit aufrichtigstem Vergnügen zu betrachten, daß eine neue Operette von Louis Roth, „Die Lieder des Mirza-Schaffy" (Text von Emil Pohl), eine sehr freundliche Aufnahme auch bei den Hörern erlangt hat, die im ganzen der Gattung keine besondere Sympathie entgegenbringen. Die Handlung bietet zwar durchaus nichts Neues in der Erfindung: Ein persischer „Vaska", der sich immer langweilt, hat einen immer lustigen russischen Sklaven und befolgt dessen Rat, verkleidet (wie einst der Kalif Harun al Raschid) ein Laternenfest zu besuchen, um sich zu amüsiren. Das bekommt ihm aber schlecht; er wird gehänselt, gestoßen, geprügelt, sogar eingesperrt. In dem Hause des Wasserträgers Jusuf, des Sängers der Mirza-Schaffylieder, wohin er gesetzlichen ist, um zwei hübschen russischen Sängerinnen den Hof zu machen, findet er seine Haremsfrauen, die, als Männer verkleidet, sich ebenfalls beim Fest amüsiren wollen. Er läßt alles einsperren, brütet Rache, wird aber plötzlich von den Russen überfallen, die sich schon lange mit jenen Sklaven und Jusuf im geheimen Einverständnisse befanden. Das ist eine sehr lose zusammengenähte Handlung, aber es gibt dennoch komische Scenen. Der Schwerpunkt liegt aber in der Musik, die viele sehr anmutige Stücke enthält; der Komponist vermeidet die abgebrauchten Tanzrhythmen und die „polaxiren" Intervalle und instrumentirt mit Sorgfalt und Feinheit; die große Trommel und die Trompeten, die sonst in der Operette schon bei jedem Liebesliede ertönen, sind in dieser fast gar nicht beschäftigt; kurz, die Lieder des Mirza-Schaffy sind eine sehr angenehme Operette für den Hörer, der mit nicht zu starken Ansprüchen in das Theater kommt.

In der Königlichen Oper wurde die hundertjährige „Don Juan"-Aufführung in würdigster Weise gefeiert. Doch dieses Ereignis hat die öffentliche Aufmerksamkeit viel weniger angeregt als der Konflikt zwischen dem neuen Generalintendanten, Grafen Hochberg, und dem Direktor der Königlichen Oper, von Strantz, dem Freunde königlicher Adjutanten, dem Ordner und Regisseur der Liebhaber-Theatervorstellungen, welche alljährlich zu Ehren des Kaisers Wilhelm in Gastein gegeben werden und in welchen die Damen und Herren der hohen Aristokratie wirken. Da der Streit vorderhand als ein persönlicher behandelt wird, liegt er ganz außer dem Bereiche meiner Aufmerksamkeit; doch bald wird er in das Stadium der Kunstfrage treten, und dann wird es an der Zeit sein, die Angelegenheit näher ins Auge zu fassen.

*) Dem geneigten Leser, welchem diese Umschreibung des „Eulen nach Athen tragen" nicht ganz verständlich ist, diene als Erklärung, daß „Spätle" eine vortreffliche, allbeliebte schwäbische Mehlspeise ist, die ich vor Jahren in Stuttgart häufig mit großem Vergnügen genossen habe.

Das Hamlet-Schloß.

(Hierzu das Bild Seite 153.)

Wenige Stunden von der dänischen Hauptstadt entfernt, liegt am Ufer des Sundes die alte Stadt Helsingör. Ihre Bedeutung bestand vor Zeiten in einem ausgebreiteten Handel, den sie vorzugsweise ihrer günstigen Lage an der schmalsten Stelle der Meerenge, welche die dänische Insel Seeland von dem schwedischen Festland, der Provinz Schonen, trennt, zu verdanken hatte. Dort von der schwedischen Seite nimmt die Stadt Helsingborg herüber, und die beiden Orte tauschen gar freundliche Grüße über den blinkenden Sund aus, wie es diesen Meerbollwerken stammverwandter und miteinander in Frieden lebender Völker ziemt.

Von Helsingör führt eine bebaute Straße nach dem Seebade Marielyst, das von den stets patriotischen Dänen wegen seiner Naturreize laut gepriesen wird. Diese Reize nun sind mäßiger Art und tragen einen durchaus dänischen Charakter. Das kleine, oberhalb des Badehotels gelegene Gehölz, von Wiesen und Feldern begrenzt, hat einen durchaus ländlichen Anstrich, und die Meerenge, die hier nur etwa die Breite einer bedeutenden Stromm ündung aufweist, singt ebenfalls nur idyllische Weisen. Seine Heldenlieder und Romanzen, die das Meer dem emsig Lauschenden so königlich freigebig spendet, sind hier verstummt. Mit sanftem Wellenschlag rollt die meerdurchatmende Woge an den steinigen Strand, der nicht gastlich zum Aufenthalt ladet wie an so manchen anderen Punkten der schönen baltischen See, und damit fehlt ein Hauptreiz des Badelebens, den jeder zu würdigen wissen wird, der einmal nach erfrischendem Bad auf weichem Strandsande im warmen Sonnenschein geruht, während der Meerwind leise über ihn hinstreift. Auch Badekarren gibt es hier nicht, diese köstlichen Einsiedeleien in der Meereseinsamkeit, diese Romandenzelle der See, wo der erfrischungslechzende Mensch mit sich und der großen Natur allein ist. Durch sie macht er sich auch Wind und Welle zum Zwecke des günstigsten Bades dienstbar, während in Marielyst festliegende Badeanstalten am Ende langer ins Wasser hinausragender Brückendämme bestehen, die den Reiz der Einsamkeit beim Baden völlig vernichten. Die eigentümlichen Bodenverhältnisse des Sundgrundes sind einzig dafür verantwortlich zu machen, nicht die Menschen, denn diese Meerenge fällt vom Strande plötzlich in jähe Tiefen ab, während sie weiter hinaus Untiefen aufweist. Der idyllische Anblick des Gewässers ist demnach ein trügerischer, wie so manches auf dieser Welt, die der Schein beherrscht.

Ist die Meeresnatur des Sundes demnach eine durchaus zahme, so entschädigt das rege Leben auf seinen Fluten für die mangelnde Gewalt seines Wesens. Unzählige Schiffe durchziehen die Meerenge von Süden nach Norden, von Norden nach Süden; ein ewiges Kommen und Gehen herrscht auf dieser der Ostsee mit dem Kattegat verbindenden wichtigen Wasserstraße, die sich wie eine riesige Seeschlange zwischen grünen, belebten Ufern durchwindet. Nord- und Ostsee, die getrennten Geschwister, erfreut der Bruder, letztere die Schwester, reichen sich hier die Hand und lächeln sich an. Wer sie in gewissen Stunden belauschen könnte, wenn sie ihre Geheimnisse austauschen, würde Wunderdinge vernehmen: Märchen und Sagen und schauerliche Tragödien; letztere wohl in der Ueberzahl, wie es im Leben der Fall zu sein pflegt.

Helsingör ist heute eine stille Stadt von kaum neuntausend Einwohnern mit freundlichen, geraden Straßen und einem schönen, modernen Rathaus gotischen Stils. Im Sommer belebt sich in seinen Mauern ein etwas lauteres Leben durch die vielen Sommergäste, die nach den naheliegenden Seebädern ziehen, und durch Touristen, die das hohe Schloß Kronberg von nah und fern erlockt. Es ist ein schöner, malerischer Bau, ein stolzes Meerschloß, von König Friedrich II. 1577—85 aus Quadersteinen erbaut, von Wällen und breiten Gräben umgeben. Es ist eine Hochburg einstiger dänischer Macht und Größe, denn von hier aus ließ die dänische Regierung von allen die Meerenge passirenden Schiffen den Sundzoll erheben, das dieses erst stillschweigend, dann durch Staatsverträge anerkannte Recht im Jahre 1857 von den beteiligten seefahrenden Nationen um die hohe Summe von fast siebenzig Millionen Mark, in heutigem deutschem Gelde berechnet, abgelöst wurde. Das Schloß ist somit für Dänemark zu einer Schatzkammer geworden, und auch heute bildet es landschaftlich den Mittelpunkt der ganzen Sundscenerie. Aber eine höhere Macht als Geschichte und Natur hat diese Felsengrunde, turm- und zinnengekrönte Burg geweiht, die Poesie. Es ist Shakespearischer Odem, den man hier atmet; auf den Schwingen des Windes, auf dem Rücken der Wogen kommt er gezogen und umschwebt das Schloß mit seinem Zauber und seinen Schauern; lag doch früher an der Stelle von Kronberg das uralte Königsschloß von Helsingör. Die Flaggenbatterie, auf welcher jetzt der Danebrog weht, ist die „Terrasse vor dem Schlosse bei Helsingör" auf welcher in des Briten genialer Dichtung der Geist des ermordeten Dänenkönigs an den ersten Wachen vorüberschreitet, um später dem Sohn den an ihm begangenen Frevel zu enthüllen.

„So muß ich fastend und durch Feuerbrand
Um Leber, Krone, Weib mit einst beraubt,
In meiner Sünden Blüte hingerafft,
Ohn' Nachtmahl, ohne Beichte, ohne Ordnung,
Die Rechnung nicht geschlossen, ins Gericht
Mit aller Schuld auf meinem Haupt gesandt."

Eine wundersame Wirkung macht dieses Schloß und diese Terrasse im Mondschein, der idealen und deshalb einzig angemessenen Beleuchtung für durch Sage und Poesie geweihte Stätten. Alle Schauer der Tragödie erstehen hier in nächtlicher Stunde, wenn nichts ringsum zu vernehmen ist, als das leise Rauschen der Wogen und der einförmige Schritt der Wache. Der Morgen freilich vertreibt unbarmherzig die poetischen Nachtgespenster und die moderne Prosa tritt in ihr Recht. Das Schloß dient in der Gegenwart vorzugsweise als Kaserne, und der philosophische Dänenprinz würde sich heute kaum darin behagen, wenn ihn auch kein tragisches Schicksal verfolgte. Im Schlosse aber befindet sich ein Gemach, welches trotz Hamletscher Atmosphäre, die man sofort gewittert, noch zu fesseln vermag; ist es doch ebenfalls von tragischem Geist erfüllt. Hier bangte ein königliches Frauenherz in enger Haft. Die Königin Karoline Mathilde, deren Perlen sämtlich zu Thränen wurden, sah hier im Jahre 1772, unerlaubten Umgangs mit dem Kabinetsminister Struensee angeklagt, gefangen. Wie viele Seufzer mögen die Wände dieses Raumes aufgefangen, wie viele Thränen seinen Boden benetzt haben! In den königlichen Schlössern Dänemarks sieht man häufig das Bildnis der unglücklichen Frau aus der Zeit ihres Glanzes und ihrer Blüte. Es sind üppige, vom Verlangen nach den Freuden dieser Welt kündende Züge — und denoben das Bildnis des königlichen Gemahls — welche Gegensätze!

Auch das nahe Marielyst selbst ist von Hamleterinnerungen erfüllt. Auf einem Hügel hinter dem seitseren königlichen Lustschloß, das später als Badehotel oder Kurhaus diente, zeigt man sein Grab, worin unglückliche Gemüter freilich nichts anderes als einen mächtigen, künstlich aufgeschütteten Steinhügel zu erblicken vermögen. Auch eine Ophelienquelle gibt es, und empfindsame Backfische berauschen sich an ihrem Naß, ein Umstand, der zu den wenigen Fällen gehört, da Wasser trunken macht.

Aber wie singt der weise Mirza-Schaffy:

„Liebe ist Trunkenheit ohne Wein".

Und an einen Hamlet werden solche Opfelien, denen hoffentlich ein glücklicheres Los beschieden als der kokettigen Tochter des Polonius, doch sicher denken.

Ernst Koppel.

Digitized by Google

Familienkonzert.

(Hierzu das Bild Seite 161)

Es ist eine Erfahrung, die wir stets aufs neue machen, daß, wenn ein Lied oder eine Tondichtung empfindungsvoll in die Seele klingt, in ihr die Wanderlust erwacht oder der geheimnisvolle Drang, die Sänger von den Gedanken derer, die singt von uns gesungen, zu lösen und mit ihnen ein Fest der Auferstehung zu feiern. Während das gesprochene Wort, wie ein Vogelleier den flüchtigen Waldsänger, unsern Geist in das Netz der Gedanken des Redners einspinnt und ihn der Freiheit, seinen eigenen nachzusinnen, beraubt, weckt das „Wort in Tönen" in ihm die Sehnsucht zur Fahrt in den Himmel froher Träumereien. Ein scharfer Blick in die Physiognomien der Besucher einer Oper oder eines Konzertsaales lehrt uns, daß, während alle scheinbar unter dem Bann der einzigen großen Empfindung, welche die Tondichtung weckt, stehen, fast jeder von einer andern seelischen Stimmung beherrscht wird. Man muß nur ein wenig die Kunst des „Gedankenlesens" verstehen. Wir wollen sie heute beim Besuche des „Familienkonzerts" üben. Dort sitzt, in die sammetweichen Kissen des Divans zurückgelehnt, die Dame des Hauses. Ueber ihrem sinnlich schönen Gesicht liegt ein müder Ausdruck; sie leidet am Grübel aller Weltkinder: sie ist nervös und ewig verstimmt. Die Tonwellen des Liedes: „Es hat die Rose sich beklagt —" rauschen unbeachtet zu ihr herüber, denn sie ärgert sich im stillen, daß ihr Schneider die Robe statt mit Purpurrosen, mit feuergelben Schleifen geziert hat. Sie gewahrt mit ihrem winzig kleinen Fuß zornig das Bärenfell zu ihren Füßen. Ihr Gemahl, der Hausherr, denkt, während er mit träumerisch gesenkten Blicken sich auf die Lehne des geschnitzten Prunksessels stützt, an seine „Violetta". Das ist das englische Vollblut, das ihm bei den Rennen zu Baden-Baden den Preis gewinnen soll; oder an die Jagd, deren lustiges Halali ihm schon ahnungsvoll tönt; sie wird ihn endlich aus dem Bann des „Zulangeweilens" erlösen. Wie glücklich ist dagegen die kleine Dora, die, halb eingehüllt in die Falten der goldgestickten Tischdecke, nur zwei Gedanken im blondlockigen Köpfchen trägt: ihre Puppe und die Töne voll Gewicht, die ihr Mama versprochen hat, wenn sie während des Konzerts ruhig ist. Und Dorchen ist bis jetzt mäuschenstill gewesen. Ihre Schwester Elle findet das Singen recht langweilig; sie begnügt sich darum die Bilder des Modejournals, die auf dem Tisch ausgebreitet liegen. Da gibt es so viele reizende Kostüme und hübsche Sachen, die sie alle, alle besitzen will, daß ihr dem vielen Wünschen der Kopf wirr und schwer wird. Sie muß ihn durch beide Arme stützen. Die junge Dame aber, die Sängerin des Liedes, ist sicher ganz in die Tondichtung versunken? Nein. Ihre Seele ist auf den flüchtigen des „Seingedenkens" weithin über den Ozean gezogen. Dort in den Gewässern, welche die Küste von Ostafrika bespülen, schwimmt ein Kriegsdampfer der deutschen Marine; der Kapitän desselben ist der Erwählte ihres lenzjungen Herzens ... Und die Gedanken des Fräuleins Meta, der Erzieherin, welche die Sängerin am Piano begleitet, flattern zum altersgrauen Städtchen hin am Ufer des Weichselstroms. Dort liegt ihre greise Mutter im Sterben; die Dame des Hauses konnte sich nicht entschließen, der gedankenvollen Tochter Urlaub zu geben. Während der letzten Töne des Liedes verklingen, ist vielleicht das letzte Sandkorn in der Lebensuhr der fernen Mutter verronnen.

Eine Thräne fällt jetzt heimlich auf die Hand derjenigen, die jeden Beifall für ihr virtuoses Spiel erntet ... Das Familienkonzert ist zu Ende, und mit ihm verweht auch blitzhaftig der Wachtraum, der alle, jedes in einem andern Gedankenflug, befangen hielt.

Pedrezani-Weber.

Ein wissenschaftliches Dioskurenpaar.

Mommsen und Sybel an ihren siebenzigsten Geburtstage gewürdigt.

Die Lebenden über den Toten nicht zu vergessen, war früher ein an die Deutschen oft vergeblich gerichtetes Mahnwort. Heute, in einer Zeit der Erstarkung des nationalen Bewußtseins und damit auch der nationalen Pflichtempfindungen, ist das deutsche Volk bemüht, der Gegenwart und ihren großen Anforderungen nicht minder gerecht zu werden wie der staubgewordenen Vergangenheit. Daher die Sitte, dem Verdienste schon bei Lebzeiten seine Kronen zu reichen, wenn ein passender Anlaß sich darbietet, daher der immer mehr zu einer allgemeinen Nationalgewohnheit sich entwickelnde schöne Brauch, pietätvoller Verehrung großer Männer am siebenzigsten Geburtstage festlichen Ausdruck zu geben. Wir haben eine ganze Reihe solcher Feierlichkeiten gerade während der letzten Jahre erlebt und stehen jetzt wieder unmittelbar vor zweien solcher, die zu Ehren von zwei der hervorragendsten Geister Deutschlands stattfinden, zweier Gelehrten von Weltruf: Mommsens und Sybels.

Beide sind Geschichtsforscher, beide haben durch epochemachende Leistungen weit über den Kreis der speziellen Fachgenossen und verwandten Gelehrten hinaus einen durchgreifenden Einfluß auf die Gebildeten nicht nur Deutschlands, sondern auch fremder Ländern geübt und der Geschichtswissenschaft neue Freunde geworben, und merkwürdig — beide sind von der Jurisprudenz aus zu ihrem eigentlichen Berufsfelde übergegangen, beide sind Forscher der Berliner Universität, beide betrieben sich auch an den politischen Bewegungen ihres Vaterlandes eine Zeit lang in hervorragender Weise, beide gehörten den nationalliberalen Gruppen der Volksvertretung an.

Mommsen ist zwei Tage älter als von Sybel. Darum sei ihm der Vortritt gestattet. Die Ausdauer, Festigkeit und unentwegbare Tüchtigkeit seines schlichten, beinahe etwas ängstlichbefangenen Wesens, dessen eigentümlich kindlich-aufrichtige Liebenswürdigkeit sofort gewinnend wirkt, seine selbstbewußte, ruhige Klarheit ohne alle Prätension vornehmen Gelehrtentums, kennzeichnen in ihm die Eigenart des niedersächsischen Volksstamms, dem er durch seine Geburt als Sohn eines Pfarrers in dem holsteinischen Flecken Garding zugehört. Bis zu seinem siebenzehnten Jahre genoß Theodor gemeinsam mit seinen beiden jüngeren Brüdern Tycho und August Unterricht und Erziehung im elterlichen Hause, besuchte dann während vier Jahren die oberen Klassen des Gymnasiums zu Altona und bezog nach beendeten Schulstudien die Universität Kiel, um Rechtswissenschaft zu studiren. Aber hier sowohl wie in Berlin trieb er neben juristischen und staatsrechtlichen Studien auch ebenso eifrig die klassische Philologie, insbesondere die römische, und geschichtliche Disziplinen. Nach fünf Jahren angestrengtester und ausdauerndster Arbeit verließ er die Hochschule und ward zum juristischen Doktor promovirt. Einige Zeit wirkte er in Altona als Lehrer, aber schon im nächsten Jahre, 1844, unternahm er, nachdem er durch seine staatswissenschaftlich-historische Abhandlung über das Wesen der römischen Tribus die Aufmerksamkeit der Philologen wie der Historiker auf sich gelenkt hatte, eine mehrere Jahre währende wissenschaftliche Forschungsreise nach Italien und Frankreich, um die altitalischen Dialekte zu studiren. Seine Abhandlung über umbrische und oskische Sprachdenkmäler, die er in Bergks Zeitschrift für Altertumswissenschaft veröffentlichte, war die erste Frucht dieser mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Berlin betriebenen Studien, bei denen er bereits die Grundlage zu seinem später im Auftrage der Akademie herausgegebenen Sammelwerke „Corpus Inscriptionum" gewann. Inzwischen war das Jahr 1848 hereingebrochen, und von seiner Freiheitsbegeisterung ergriffen, übernahm Mommsen die Redaktion der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" in Glückstadt, für die er feurige Leitartikel schrieb. Aber alsbald rief ihn ein Ruf an die Universität Leipzig aus dieser neuen Wirksamkeit heraus. Er sollte jetzt römische Rechtsgeschichte und Pandekten vertragen, statt das Banner der Freiheit journalistisch zu schwenken. Auch hier trat er mit großem Glück auf; sein Auditorium wuchs zusehends. Aber die politischen Zeitläufte litten ihn nicht zwischen den akademischen Mauern. Es trieb ihn, auch der Gegenwart zu leben und für die deutsche Reichsverfassung zu wirken. Als der Maiaufstand ausbrach, beschuldigte die sächsische Regierung ihn und seine mit ihm zu gleichem Zwecke verbundenen Freunde Moritz Haupt und Otto Jahn revolutionärer Umtriebe und machte ihnen den Prozeß. Mommsen wurde zwar freigesprochen, aber trotzdem hielt es die Regierung für notwendig, alle drei ihrer Lehrämter zu entsetzen. Ein Jahr lang mußte Mommsen, der durch seine Absetzung plötzlich aller Einkünfte beraubt war, hart um des Lebens Notdurft kämpfen. Er schrieb während dieser Zeit eine Reihe von Abhandlungen künstlich-philologischen Inhalts, durch welche er der Wissenschaft ganz neue Wege wies. Eine davon, die Geschichte des römischen Münzwesens, verschaffte ihm den von der Pariser Akademie ausgesetzten Preis, und bald darauf erschien auch der Anfang seines großartigen Inschriftenwerks. Ein zu Ostern 1852 erfolgender Ruf auf den Lehrstuhl für Pandektenrecht in Zürich beendete diese unfreiwillige Pause in seiner akademischen Thätigkeit. Inzwischen hatte er auf Veranlassung von Savigny und Haupt seine „Römische Geschichte" in Angriff genommen, die ein Werk werden sollte, welches wissenschaftliche Strenge mit einer den Gebildeten anziehenden Form verbinden sollte. Sein mit großer Schnelligkeit in der ganzen in- und ausländischen Gelehrtenwelt verbreiteter Ruhm — alle gelehrten Akademien hatten sich mittlerweile beeilt, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen — verschaffte ihm alsbald neue Berufungen an erste deutsche Hochschulen, von denen er einer auch Folge leistete. Aber auch hier sollte er nur vier Jahre bleiben, denn im Jahre 1858 bot ihm die Regierung eine Professur an der Berliner Universität an, während die Akademie der Wissenschaften ihn zum ordentlichen Mitglied ernannte.

Mommsens Hauptwerk, die „Römische Geschichte", hat Heinrich von Sybel als die bedeutendste Leistung der deutschen Geschichtsforschenschaft bezeichnet; und wenn es auch von manchen Seiten wegen der Kühnheit der Auffassung und der temperamentvollen Entschiedenheit der Stellungnahme des Verfassers zu den Personen und den Dingen, durch die verblüffende Neuheit des Urteils und manche Hineinspielung moderner Geschichtspunkte Widerspruch gefunden hat, so erregt es durch die Universalität des historischen Blicks, durch die Schärfe und Sicherheit der Darstellung und die geistreiche, farbenprächtige und glanzvolle Art der Behandlung die Bewunderung aller derer, die nicht dem Irrglauben huldigen, daß das erste Kriterium der Wissenschaftlichkeit Langweiligkeit und Dürre sei. Bekanntlich ist vor zwei Jahren der fünfte Band dieses großartigen Zeugnisses deutscher Geisteskraft erschienen, während der vierte noch auszieht. Die drei ersten, die bis 46 v. Chr. reichen, haben inzwischen bereits sieben Auflagen erlebt und sind in alle modernen Sprachen übersetzt worden. Hoffentlich ist es dem großen Denker noch gegönnt, das Werk zu seinem vollen Abschlusse zu bringen. — Auch als Politiker ist Mommsen in der neueren Zeit thätig gewesen. Vom Jahre 1873 bis 1882 hat er im Reichstage gesessen und dort gemeinsam mit seinen nationalliberalen Freunden gewirkt. Als Redner ist er aber nur selten aufgetreten. Bekannt ist sein Zusammenstoß mit dem Reichskanzler infolge einer in Charlottenburg gehaltenen Wahlrede im Jahre 1881, in der er sich dazu hatte hinreißen lassen, eine Aeußerung zu thun, in welcher der Fürst Bismarck eine persönliche Beleidigung fand. Mommsen beschwor, daß er bei der betreffenden Bemerkung die Agitatoren des Schutzzolls, nicht jedoch die Regierung gemeint habe, und wurde freigesprochen. Bald darauf aber legte er sein Mandat nieder und zog sich von der aktiven politischen Thätigkeit gänzlich zurück. Einer vornehmen Natur, wie der seinigen, widerstrebte offenbar der lärmende Tumult und das Gedränge der tobenden Feldschlacht. Kurz vorher, im Sommer 1880, hatte ihn das Unglück ereilt, daß seine Villa in Charlottenburg in Brand geriet und er dabei den größeren Teil seiner kostbaren Bibliothek einbüßte. Berliner Kapitalisten thaten sich indessen zusammen und brachten eine bedeutende Summe — ihren wie nicht, so waren es etwa 150,000 Mark — auf, die sie Mommsen zur Wiederanschaffung der verbrannten Werke als Tenzende der Gebildeten übergaben.

Als Mensch ist Mommsen ein Mann von liebenswertesten Eigenschaften, an dem namentlich sein kindliches Gemüt und seine Bescheidenheit im Verkehr besticht. Mancherlei lustige Anekdoten erzählt man sich von seiner Zerstreutheit in seinem durch neunzehn Nachkommen gesegneten häuslichen Leben.

Das soeben angekündigte Urteil Sybels über Mommsens Römische Geschichte wiegt um so schwerer, als Sybel einer historischen Schule angehört, die eine von Mommsens erheblich abweichende Methode und Behandlung der Geschichtsdarstellung angenommen hat, der Ranke-Rankeschen. Ranke will die Thatsachen sprechen, die aus Archiven und Urkunden geschöpft sind. Das sittliche Pathos, das lebendige Kolorit der Schilderung, die persönliche Beteiligung der Seele des Geschichtschreibers bei der Darstellung der Charaktere und ihrer Beweggründe, wie es Mommsen liebt, widerstrebt dieser Methode, die lediglich darauf ausgeht, zu zeigen, wie die Dinge sich verhielten, aber von dem Versuche einer Darlegung der inneren Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit in der Folge der Begebenheiten absieht. Der bedeutendste Schüler dieser heute allgemein herrschend gewordenen Richtung ist Heinrich von Sybel, nach Ranke wohl unstreitig die hervorragendste Erscheinung unter den neueren Historiographen. Obgleich er ein Sohn der sanguinischen, temperamentvollen und phantasiereichen Rheinlande ist, hat er sich zu jener Höhe klassischer Darstellungskunst emporgerungen, die in der leidenschaftslosen Ruhe des Erzählers der Thatsachen die höchste Vollendung des Geschichtschreibers erblickt. Sybel besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt Düsseldorf, in der er am 2. Dezember 1817 das Licht der Welt erblickt hatte. Sein Vater, Mitglied des dortigen Regierungskollegiums, gehörte zu den Vorkämpfern der gemäßigt liberalen rheinischen Partei und hat in dieser Eigenschaft an der parlamentarischen Entwicklung Preußens seinerzeit einen thätigen Anteil genommen. Nachdem der Sohn mit siebenzehn Jahren die Reife für die Universität erlangt hatte, bezog er die Berliner Hochschule und hörte hier juristische und historische Vorlesungen, in der Absicht, sich der Rechtswissenschaft als Hauptstudium zu widmen. Doch war der begabte und von heißem Wissensdurste getriebene Musensohn bemüht, sich auf den verschiedensten Gebieten umzuthun. Er hörte neben den üblichen Vorlesungen über Pandekten römisches Erbrecht, römische Rechtsgeschichte, deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht, auch bei Bekh griechische Altertümer, bei Steffens Anthropologie und — bei Mitscherlich Experimentalchemie. Am meisten aber zogen ihn die anregenden Vorträge Rankes über deutsche Geschichte und andere Gebiete an; auch Raumers und Ritters Hörsäle besuchte er fleißig und befand sich alsbald so vollständig in den Banden der Geschichtswissenschaft, daß er die Jurisprudenz mehr und mehr in den Hintergrund treten ließ. Im Jahre 1838 wurde er auf Grund einer Dissertation über die Quellen der Schrift des Jordanis: „Ursprung und Geschichte der Goten" promovirt. Von den Thesen, die er verteidigte, verdienen einige hervorgehoben zu werden. „Der Geschichtschreiber soll mit Leidenschaft und persönlichem Anteil schreiben. Nicht von den Einrichtungen, sondern von den Persönlichkeiten hängen die Geschicke der Völker ab." Am Schluß finden sich auch einige musikgeschichtliche Thesen. Man sieht, der junge Gelehrte hatte seine Studienzeit mindestens nicht in einseitigem „Büffeln" verbracht, sondern auch für die freien Künste Interesse übrig behalten. Alsbald aber zeigte er, daß er seine Universitätszeit weise benutzt hatte. In Rankes Seminar war die Geschichtschreibung der Kreuzzüge einer umfassenderen Untersuchung unterworfen worden, und namentlich war es der junge von Sybel gewesen, der sich dieser Sache mit dem ganzen Feuereifer freudiger Jugendlust angenommen hatte. Die Früchte dieser Arbeiten förderte er in seiner 1841 erschienenen Schrift über den ersten Kreuzzug zu Tage, in der er nachwies, daß der Veranstalter desselben nicht Peter der Einsiedler, der Führer nicht Gottfried von Bouillon gewesen. Auf Grund dieser Schrift habilitirte er sich in Bonn als Dozent der Geschichte und erzielte mit ihr den Erfolg, daß man in fachwissenschaftlichen Kreisen auf ihn aufmerksam wurde. Im Jahre 1844 wurde er zum außerordentlichen Professor in Bonn, im Jahre 1845

zum ordentlichen in Marburg ernannt. Die Universität sandte ihn im Jahre 1847 in die kurhessische Ständekammer, in der er sich der Partei der gemäßigt Liberalen (Konstitutionellen) anschloß, und wenige Jahre darauf (1850) gelangte er als kurhessischer Vertreter in das Erfurter Parlament. Sein begeistertes Eintreten für die Verfassung von 1849, seine feurige Beredsamkeit, mit der er die Wiederherstellung des geschwundenen



Heinrich von Sybel.

Glanzes deutscher Einheit und Macht pries, vermochte den Mißerfolg des Verfassungswerks nicht aufzuhalten. Verstimmt zog sich Sybel in seinen Hörsaal und die Studierstube zurück, um für die niederdrückenden Enttäuschungen in wissenschaftlicher Thätigkeit Entschädigung zu suchen. So entstand Sybels bedeutendstes Werk, „Die Geschichte der Revolutionszeit", die jetzt in fünf Bänden vorliegt und nach dem Urteil aller Kenner die beste Darstellung dieses Zeitabschnittes ist, welche die Gesamtliteratur überhaupt aufzuweisen hat. Sybel hat durch diese Arbeit sich ein gleiches Anrecht auf Unsterblichkeit gesichert, wie Mommsen durch sein Geschichtswerk. Er ist nicht nur ein Meister in der Kunst der schlichten, klaren und ruhig fortschreitenden Darstellung der Begebenheiten, sondern er hat auch durch die Benützung der Archive, die zuvor keinem Geschichtschreiber im gleichen Umfange zugänglich gewesen waren, eine Fülle von neuen Thatsachen festgestellt und dunkel gebliebene Beziehungen, Ursachen und Wirkungen an das helle Licht unwiderleglicher Wahrheit gerückt. Dabei ist seine Schreibweise von einem Ebenmaß, von einer vornehmen Einfachheit und Rundung, die selbst seinen Lehrer Ranke in den Schatten stellt. Seine Prosa kann mit Recht für mustergiltig angesehen werden und muß jedem, der Sinn für einfache Größe hat, den höchsten Genuß gewähren. Wie sehr ist es zu beklagen, daß solche Werke dem Gebildeten kaum erschwinglich sind, selbst wenn er für Bücher eher als der sogenannte Lesezobel zu einem Opfer bereit sein möchte! In Frankreich würde ein solches klassisches Werk zu geringem Preise in hunderttausenden von Exemplaren vertrieben werden.

Nach elfjähriger Wirksamkeit in Marburg vertauschte Sybel diesen Wirkungskreis 1856 mit dem ungleich glänzenderen und dankbareren in München, wo König Max alle Künstler, Gelehrten und Dichter von Ruf zu vereinen trachtete. Hier errang Sybel in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren alle einem bedeutenden Manne nur zugänglichen Ehren. Er wurde Mitglied der Akademie, der historischen Kommission, die bedeutende Schöpfungen anregen und fördern sollte, errichtete das erste geschichtliche Seminar, in dem er mit staatlichen Stipendien unterstützte Schüler heranbildete; gründete die hochangesehene „Historische Zeitschrift", das bedeutendste Organ für historische Forschung und Kritik, und kurmelte in seinem Hörsaale die ausgesuchtesten Elemente der schöngeistigen Münchener Gesellschaft um sich. Der ihm wohlgesinnte König ließ es an seiner Gunst fehlen. Er war es auch, der Sybel zur Herausgabe der deutschen Reichstagsakten, eines wichtigen historischen Quellenmaterials für die Erforschung der Zustände des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, aus eigener Entschließung veranlaßte.

Sei es nun, daß seine ausgesprochen „preußische" Gesinnung oder seine Gegnerschaft gegen mächtige Elemente ihm Verdrießlichkeiten bereiteten, er nahm im Jahre 1861 einen Ruf nach Bonn an, um Dahlmanns Lehrstuhl zu besteigen, und hier hat er vierzehn Jahre lang mit glänzendstem Erfolge gewirkt und eine ansehnliche Reihe bedeutender geschichtlicher Werke und Aufsätze geschrieben, mit deren Aufzählung diese kurze Skizze nicht belastet werden darf.

An der Begründung des norddeutschen Bundes hat er als Mitglied des konstituirenden Reichstags teilgenommen. Bis zum Jahre 1879 gehörte er auch den anderen deutschen Vertretungskörpern an, jedoch mit wiederholter Unterbrechung. Im Jahre 1875 wurde er von Bonn nach Berlin als Direktor der königlichen Staatsarchive mit dem Titel Geheimer Oberregierungsrat berufen, und in dieser Stellung hat er durch Erschließung dieser unschätzbaren historischen Quellen der Wissenschaft mindestens ebenso große Dienste geleistet, wie durch seine langjährige Lehrthätigkeit, denn unter seiner Leitung sind historische Zeugnisse an das Tageslicht gefördert worden, welche die gewisse Zeitperioden der neueren Geschichte ein ganz neues Verständnis eröffnen. Alle Forscher, welche unter Sybel als Archivdirektor zu arbeiten Gelegenheit hatten, rühmen seine Bereitwilligkeit, ernste Studien zu unterstützen und ehrlichem



Theodor Mommsen.

Streben hilfreich beizuspringen. So hat er auch in dieser hervorragenden Stellung, in der er hoffentlich die Welt noch mit neuen Schöpfungen überraschen wird, bahnbrechend gewirkt. Möge es ihm gegönnt sein, noch lange eine Leuchte der Wissenschaft und ein Führer ihrer Jünger zu sein! Denen aber, welche etwa am Schlusse dieser Skizzen die Frage aufzuwerfen geneigt sind, wer ein größerer Historiker sei: Mommsen oder von Sybel, antworten wir mit Goethe auf die gleiche, ihn und Schiller betreffende Rangfrage: „Mögen sich doch die Deutschen freuen, daß sie zwei solche Kerls haben, statt sich mit müßigen Streitereien abzumühen!". **Eugen Zierke.**



Familienkonzert. Gemälde von J. Bertier. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Großer in Leipzig).

Digitized by Google



Der Kaiser Wilhelm.

Skizzen und Bilder aus der Stadt des „Alten Dessauer".

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialartisten Paul A. A. Wagner.

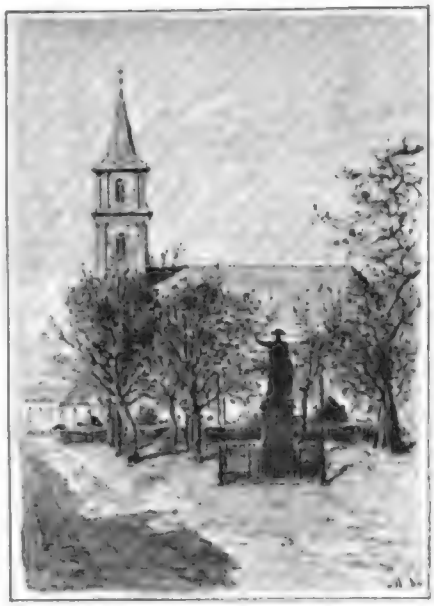
(Schluß.)

Schräg gegenüber dem herzoglichen Schloß ragt die altehrwürdige Schloß- und Stadtkirche zu Sankt Marien empor, in der einst Luther selbst wiederholt gepredigt hat. Einige wertvolle Gemälde schmücken die Chöre des Gotteshauses; unter ihnen ist besonders das Abendmahl des jüngeren Kranach bekannt, auf welchem der



Schloßkirche.

Künstler, der Sitte seiner Zeit entsprechend, eine ganze Anzahl der bedeutendsten Förderer der reformatorischen Bewegung verewigt hat. — Vorüber an dem aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden, vor kurzem pietätvoll restaurierten Rathaus am belebten kleinen Markt führt uns die Rathausstraße nach dem prächtigen Theatergebäude an der Kavalierstraße, der Hauptverkehrsader der Stadt. Dessau und sein Theater sind eng mit einander verwachsen. Schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat die darstellende Kunst und vor allem auch die Musik in der anhaltinischen Residenz eine bleibende Stätte und zu jeder Zeit allseitige, freudige Unterstützung gefunden. Seit Friedrich Schneiders erfolgreichem Wirken entwickelte sich die Hofkapelle unstreitig zu einer der ersten Deutschlands, und der Hof wie das Publikum sorgten durch rege Teilnahme dafür, daß die Bühne sich auf einer Höhe halten konnte, die eigentlich fast über den Verhältnissen einer mittelgroßen Stadt steht. Uebrigens hat das Dessauer Hoftheater an M. von Presky einen trefflichen Ehrenmitglied gefunden. — Aber hinaus aus den Straßen in die herrliche freie Natur! Erst wer die entzückende Umgebung Dessaus kennt, vermag die warme Liebe der biederen Dessauer für ihre gute Stadt voll zu würdigen. Durch Gärten und grüne Wiesen gelangt man in kaum zwei Stunden nach dem Osten des anhaltinischen Landes, nach dem unvergleichlichen Wörlitzer Park. Unsere kleine Skizze soll kein Führer durch die reizvolle Schöpfung des Fürsten Franz sein, es ist auch kaum möglich, ohne Skizzen und Situationsplan die einzelnen Partien des Gartens auch nur einigermaßen genügend zu schildern, und selbst mit jenen bliebe jeder derartige Versuch immer nur ein trockener Buchstabe. Uppiger Wald und [illegible] Rasenflächen, [illegible] Bäche und dunkle Seen, duftende Rhododendren und bunte Teppichanlagen ziehen sich im ewigen Wechsel zu immer neuen Bildern; Natur und Kunst helfen hier zusammenwirkend ein Ganzes geschaffen, dem sich auf deutscher Erde kaum noch etwas Aehnliches zur Seite stellen läßt. In eigenartiger und doch nie ermüdender Vielseitigkeit reihen sich in die eigentlichen Gartenanlagen zahllose kleinere und größere Baudenkmäler ein, bald fesselt uns ein [illegible] Gartenpavillon oder die Wiedergabe einer antiken Arena, bald versetzt uns ein [illegible] Pavillon im [illegible] Stil an das Gestade des Mittelmeeres, bald [illegible] wie einer [illegible] Nachahmung des [illegible] Pantheons gegenüber [illegible] sich ein reizender [illegible] tempel, dort ladet eine Einsiedelei zum Ruhen ein — nirgends aber drängt sich die Architektur lästig hervor, immer scheint sie mit dem Charakter der umgebenden Landschaft harmonisch verschmolzen, und selbst das Wörlitzer Schloß, ein echter Fürstensitz, paßt sich den ganzen Anlagen vortrefflich an.



Johanneskirche mit dem Denkmal des Herzogs Franz

Was sollen wir noch zu Lob und Preis unseres Dessau sagen! Als ein fleißiges, heiteres, zufriedenes Völkchen sind die Anhaltiner, als ein reich gesegnetes Land ist ganz Anhalt bekannt und die Hauptstadt mit ihrer Bevölkerung macht wahrlich keine Ausnahme von der lobsamen Regel. „Es ist gut sein dahier", möchte ich am Schluß meiner kleinen Skizze wiederholen — das meinen auch nicht nur die Dessauer selbst, sondern am meisten wissen es die zahlreichen Pensionäre zu rühmen, die, aus allen Teilen des Reiches kommend, hier nach des Lebens Müh' und Arbeit ein neues Heim sich gründeten. Wohl Dessau und wohl ihnen, daß dem so ist! Sp.



Rathaus

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Acht Tage später nahm Günther von seiner Braut und deren Eltern Abschied. Er beabsichtigte, seinen Vater aufzusuchen, dessen Zustimmung zu seiner Vermählung mit Florence Gilmore zu erbitten und, nachdem er einige nothwendige Vorrichtungen in Wildhagen getroffen, ohne Zeitverlust nach New-York zurückzukehren. — Dann sollte Hochzeit sein! Günther würde seine junge Frau nach Berlin und später nach Wildhagen führen, und dort wollten Herr und Frau Gilmore und Bella und Henry Conrey die Neuvermählten im nächsten Frühjahr besuchen. — Das waren schöne, sonnige Pläne, die kein Zweifel trübte und die Günther den schweren Abschied von Florence erleichterten. Ja, der Gedanke an die bevorstehende Trennung würde ihn kaum geschmerzt haben, wenn ihm nicht die kleine Florence im Augenblick des Scheidens das Herz recht schwer gemacht hätte. Sie weinte und schluchzte wie bei einem unersetzlichen Verlust und erschien geradezu trostlos, und weder Günther noch Frau Gilmore konnten sie beruhigen. Aber es mußte geschieden sein, und er riß sich endlich von ihr los, im Herzen Mitleiden noch mehr als Liebe, und den innigen Wunsch, recht bald die Thränen zu trocknen, die um ihn flossen.

„Auf Wiedersehen, meine liebe, liebe Florence!“ sagte er ernst und gerührt.

„Fahre wohl, mein einziger Liebling!“ flüsterte sie zurück.

III.

Das Dampfschiff machte gute Reise, und Günther langte wohlbehalten im Havre an.

Während der Fahrt hatte er bald den früheren Gleichmut wiedergefunden, der durch die Thränen Florencens im Augenblick des Abschieds getrübt worden war. — Weshalb sollte er traurig sein? Es wäre thöricht, wegen einer kurzen Trennung von der Geliebten mit dem Schicksal hadern zu wollen. Eine schöne, ruhige Zukunft breitete sich vor seinem geistigen Auge aus. Florence würde das Herz seines Vaters schnell gewinnen. Wer hätte der Anmut des lieblichen Kindes widerstehen können! Sie würde Günther bei jedem gedeihlichen Schaffen zur Seite stehen; in Wildhagen bei den Armen und Verwaisten das mildthätige Werk seiner zu früh verstorbenen Mutter fortsetzen, in Berlin einen Kreis gut gesinnter, tüchtiger Männer und liebenswürdiger Frauen um sich zu fesseln wissen. Er, Günther, wollte sich ernste und hohe, seiner bevorzugten Stellung in der Gesellschaft würdige Aufgaben stellen. Er wollte arbeiten, ohne kleinlichen Ehrgeiz emporstreben; und wenn er nicht zu den höchsten Stellen berufen war, den Platz, den er einnahm oder zu dem er sich emporschwingen mochte, mit Ehren für sich und seinen Namen füllen. Und nach den Mühen des heißen Tages, auf die er sich freute, würde er am Abend am häuslichen Herde Frieden und Rast finden, so daß er an jedem Morgen mit erneuten Kräften den Kampf um die höchsten Güter fortsetzen könnte. Breit und eben lag jetzt die gerade Straße seines Lebens vor ihm, auf der er, ruhig fortschreitend, weite Ziele zu erreichen hoffen durfte. Kraft, Mut und Zuversicht füllten seine Brust und sprachen aus seinem ruhigen, festen Blick.

So langte er am dreizehnten Oktober früh am Nachmittage in Paris an. Er hatte gehofft, Deffieux am Bahnhofe zu sehen, aber dieser war nicht erschienen. „Er wird im Gasthofe auf mich warten,“ sagte sich Günther. Er übergab einem Dienstmann seinen Gepäckschein, setzte sich in eine offene Droschke und fuhr nach seiner alten Wohnung. Er war darauf vorbereitet, dort freundliche Aufnahme zu finden, denn er hatte der ihm wohlgeneigten Wirtin, Madame Bracon, vom Havre aus die Stunde seiner Ankunft in Paris angezeigt. — Paris erschien ihm so vertraut, als hätte er es gestern verlassen; er erkannte die alten Läden und Häuser, die Tabakbureaux, in denen er seine Cigarren anzuzünden pflegte, die marktschreierischen Annoncen an den Säulen und Wänden, die auch früher seine Augen auf sich gelenkt hatten. Das Leben und Treiben in den Straßen war gänzlich unverändert; er glaubte, dieselben Gesichter wiederzufinden, denen er früher dort begegnet war. — Irenens Bild trat einmal flüchtig vor seine Seele, aber verschwand sofort wieder, ohne den geringsten Eindruck hinterlassen zu haben.

Sobald die Droschke vor seinem alten Absteigequartier Halt gemacht hatte, kam ihm der Hausknecht entgegen, der auch vor drei Jahren zu seinen Diensten gewesen war. Günther hatte während der ganzen Zeit nicht ein einzigesmal an den Mann gedacht. Jetzt fiel ihm sein Name sofort wieder ein.

„Guten Tag, Kasimir!“

„Gehorsamster Diener, Herr Baron!“

Und gleich darauf erschien die elegante Madame Bracon, wie immer tadellos gekleidet, nicht im Geringsten gealtert, nur daß ihr Haar etwas schwärzer geworden war. Sie hieß den Herrn Baron herzlichst willkommen und führte ihn nach seiner alten Wohnung im zweiten Stock.

„Die Zimmer sind gestern frei geworden. Ich habe mich sehr darüber gefreut; denn da der Herr Baron sich einmal in denselben wohl befunden haben, so wage ich zu hoffen, daß dies auch diesmal der Fall sein wird. — Kasimir! Marianne! Schnell die Sachen des Herrn Baron! — Kann ich mit irgend etwas aufwarten?“

„Hat sich der Vicomte Deffieux nicht nach mir erkundigt?“ fragte Günther.

„Der Herr Vicomte war vorgestern und gestern hier Er hat einen Brief für den Herrn Baron hinterlassen. Hier liegt er bereits am alten Platze.“

Und mit einem Lächeln, das Anerkennung verlangte für die dem willkommenen Gaste erwiesene Aufmerksamkeit, zeigte Madame Bracon nach dem Kamin, wo neben der Stutzuhr ein Brief lag.

Günther erinnerte sich, auch vor drei Jahren seine Briefe und Karten immer an derselben Stelle gefunden zu haben.

„Es ist doch hübsch, wenn man wieder bei alten Bekannten gewissermaßen zu Hause ist!“ rief er aus.

Er erbrach den Brief und durchflog die wenigen Zeilen, die derselbe enthielt. Deffieux schrieb ihm, er müsse zur Beerdigung eines Onkels nach Avignon abreisen; er werde am sechzehnten morgens wieder in Paris eintreffen, und er bäte seinen lieben Freund Günther, nicht abzureisen, ohne ihn gesehen zu haben. Dafür verpflichte er sich, ihn zur Hochzeit nach New-York zu begleiten.

Frau Bracon stand noch vor ihm, als er den kurzen Brief beendet hatte. „Womit kann ich aufwarten, Herr Baron?“

„Geben Sie mir etwas zu essen: was Sie wollen. Und schicken Sie mir Kasimir herauf. Er soll mir beim Auspacken behilflich sein!“

Frau Bracon erwies nur ihren geehrtesten Gästen die Aufmerksamkeit, sich persönlich nach deren Wünschen zu erkundigen. In ihrem Blick war zu lesen, daß sie Anerkennung für ihre Haltung, Wildhagen gegenüber erwartete. Dieser hatte volles Verständnis dafür. Er dankte Frau Bracon für ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit, reichte ihr die Hand, die sie mit den Fingerspitzen ihrer mit seidenem Filethalbhandschuhe bedeckten Rechten leise berührte, und geleitete sie zur Thür, wo sie sich mit einer würdevollen und gefälligen Verbeugung von ihm verabschiedete.

Zwei Stunden später befand Günther sich in den Champs Elysées. Er hatte mit gutem Appetit ein einfaches Mahl eingenommen, sich in seiner Wohnung für einen kurzen Aufenthalt eingerichtet, seinem Vater und seiner Braut Depeschen gesandt, in denen er seine Ankunft in Paris anzeigte und bald zu schreiben versprach; und nun wollte er einen kleinen Spaziergang machen. Es war zu spät geworden, um an demselben Tage noch an Einkäufe zu denken. Dazu hatte er übrigens morgen und übermorgen Zeit, da er sich entschlossen hatte, Deffieux' Ankunft abzuwarten.

Er war seit frühester Stunde unterwegs, denn das Dampfschiff war um vier Uhr morgens im Havre angekommen, und er hatte seitdem keine Ruhe genossen. Nachdem er jetzt etwa noch eine Stunde lang planlos umhergewandert war, fühlte er einige Müdigkeit, aber er fand Vergnügen an dem Treiben in den Champs Elysées; und in der Nähe der Straße, die nach seiner Wohnung führte, ließ er sich nieder, um dasselbe noch etwas zu beobachten. Nach einer halben Stunde hatte er genug davon und wollte aufstehen, um nach Hause zu gehen. Und in dem Augenblick hatte er eine eigentümliche Sinnestäuschung. In einem Wagen, der gerade vorüberfuhr, glaubte er in den zwei jungen Mädchen, die darin saßen, Bella und Florence zu erkennen. — Nein, sie waren es nicht! Natürlich waren sie es nicht! Sie konnten es gar nicht sein! Bella und mit ihr Henry waren am Niagara, wo das junge Paar seine Flitterwochen verleben wollte; und Florence befand sich mit ihren Eltern auf dem Wege von New-York nach San Franzisko; beide Schwestern waren zu dieser Stunde viele hunderte von Meilen weit von den Champs Elysées. — Aber das kleinere von den beiden jungen Mädchen im Wagen, das auf dem Rücksitz saß, sah Florence ähnlich. Günthers Augen waren den ihrigen begegnet. Das war Florencens Blick — aber so traurig und klagend. Und plötzlich war es ihm, als vernähme er ihre Stimme. „Du hast den ganzen Tag nicht ein einzigesmal an mich gedacht! Hast Du mich schon vergessen?“ — Er blickte nachdenklich vor sich hin. Ein leises Frösteln durchrieselte ihn. „Es ist kalt geworden!“ sagte er vor sich hin. — Das unbehagliche Gefühl verließ ihn nicht. Er fühlte sich beklommen. „Ich habe mich ermüdet,“ fuhr er im Selbstgespräche fort. — Das Gefühl der Beängstigung wurde immer peinlicher, die Brust war ihm wie zusammengeschnürt. Er blickte nach der Fahrstraße. Vielleicht würde der Wagen zurückkommen, in dem die beiden jungen Mädchen saßen, die ihn an Florence und Bella erinnert hatten. Er sehnte sich nach dem Anblick. Er würde ihm wohlgethan haben.

Da stand eine dunkle Frauengestalt vor ihm, und er vernahm eine weiche, ruhige Stimme:

„Wie geht es Ihnen, Herr Günther?“

*

Nach dem Zusammentreffen mit Irenen ging Günther ernst und in sich gekehrt nach Hause. Peinigend schöne Empfindungen aus alter Zeit, die ihm seit Jahren fremd geworden waren, füllten wieder sein Herz. Seine Ruhe war dahin. In seinem Gehirn drängten sich ungerufen Bilder aus seinem früheren Zusammensein mit Irenen. — „Sie ist noch schöner geworden, ihr Blick ist unverändert. Der milde, zutrauliche Blick, der mich damals so beglückte. — Es wäre besser, ich hätte sie nicht angetroffen. — Warum? — Ich verlasse Paris in zwei Tagen, und dann sehe ich sie wohl niemals wieder. Weshalb mich nicht während der kurzen Zeit an dem Anblick ihrer Schönheit noch erfreuen?

Es wäre klüger, ich ginge heut abend nicht zu ihr — aber ich habe es ihr versprochen — ein Versprechen muß man halten.“

Eine andere innere Stimme flüsterte ihm zu: „Ein Versprechen, wie Du der gefährlichen Frau gegeben hast, darf Dich nicht binden. Du hast andere heilige Verpflichtungen, die Dich davon entheben. Erinnere Dich an Deffieux' Worte: ‚Flucht wäre hier Mut.‘ Sei tapfer! Unterliege nicht! Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, kommt darin um!“

Günther verwies die Stimme zum Schweigen: „An einem ehrlichen Versprechen darf man nicht mäkeln. Ich habe versprochen, Irene heut abend aufzusuchen — und ich werde sie aufsuchen!“

Er machte noch einen Versuch der Selbsttäuschung und wollte sich einreden, es sei männlich, stark, trotz Schwierigkeiten und Gefahren das gegebene Versprechen zu lösen; aber er wußte, daß er sich selbst belog, daß in Wahrheit eine Versuchung an ihn herangetreten war und ihm die Kraft gebrach, ihr zu widerstehen.

Mißmutig und unruhig bereitete er sich zu dem Besuche bei Irenen vor. — Wildhagen war daran gewöhnt, seinem Aeußern eine gewisse Sorgfalt zu schenken. Er war vollständig frei von geckenhafter Eitelkeit, und seine Toilette machte ihm nicht mehr

Sorge als die Wahl der Speisen, aus denen seine Mahlzeit zusammengesetzt war. Aber er aß lieber gut als schlecht, und er fühlte sich behaglicher in ordentlich sitzenden Kleidern als in solchen, die fehlerhaft gearbeitet waren. Gewöhnlich war er bei aller Einfachheit und thatsächlicher Sorglosigkeit tadellos gekleidet. An jenem Abend widmete er seinem Anzuge mehr als gewöhnliche Sorgfalt. Das war ihm in Amerika, wenn er seinen kleinen Liebling aufsuchte, niemals vorgekommen.

Er erinnerte sich der im Hotel Brö herrschenden Gewohnheit. Man aß dort um halb sieben Uhr und blieb nach dem Essen bis gegen acht im großen Empfangszimmer vereint. Dann pflegten die Hausbewohner sich auf eine Stunde zurückzuziehen. Zwischen neun und zehn Uhr versammelten sie sich wieder in dem gemeinschaftlichen Salon, und dort erschienen dann auch um dieselbe Zeit die Freunde des Hauses — les habitués — zu denen er früher gezählt hatte.

Es war erst halb neun Uhr. Zum Hotel Brö waren von Wildhagens Wohnung nur wenige hundert Schritte; doch machte sich Günther bereits auf den Weg dahin. Er konnte es im Zimmer nicht mehr aushalten. Er war ungeduldig, aufgeregt. — Weshalb? — Er wagte nicht, die Frage zu stellen, die Gedanken, die sich daran knüpften, auszudenken. — Langsam stieg er die Treppe hinab. Vor der Hausthür blieb er einige Minuten stehen. Es fiel ein starker Nebel. Die Luft war unfreundlich, naßkalt, rauh. Er bemerkte es nicht und schritt ganz langsam weiter. An der Ecke der Champs Elysées blieb er wiederum stehen und sah nach der Uhr. Es waren erst fünf Minuten verflossen, seitdem er sich überzeugt hatte, daß er vor einer halben Stunde nicht gut im Hotel Brö erscheinen könnte. Er berechnete, daß, wenn er mäßigen Schrittes bis zum Rond-Point gehen und von dort zurückkehren, er um neun Uhr an der Ecke der Rue Billaut, in der das Hotel Brö gelegen war, sein würde.

Wie lang und menschenleer die Champs Elysées waren! Die Fußgänger, die leichten Schrittes an ihm vorüberzogen, hatten es eilig. Das Wetter lud nicht ein, den Aufenthalt im Freien unnötig zu verlängern. Nur Günther schlich mit schwerem Herzen, zögernden Schrittes, dem nahen Ziele seiner Wanderung zu. Am Droschkenhalteplatz des Rond-Point sah er nach der dort in einem Kiosk aufgestellten Uhr. — Drei Viertel auf neun! — Es stimmte! Wenn er so weiter ginge, würde er um neun Uhr vor dem Hotel Brö sein. Er wollte an irgend etwas denken; sein Gehirn war wie ausgedörrt. — Er sehnte sich nicht darnach, Irenen zu sehen. Er fürchtete sich vor ihr. Aber unwiderstehlich trieb es ihn in ihre Nähe.

Er schritt über die Straße. Ein kleiner Mann in altmodischem Mantel gehüllt, huschte an ihm vorbei und verschwand gleich darauf wieder in dem Nebel, der immer dichter geworden war. „Das war Wendt," sagte sich Günther plötzlich. Unwillkürlich beeilte er seine Schritte, aber auf dem Bürgersteg der großen Avenue war nichts zu erblicken, niemand zu erkennen. „Was hätte ich Wendt sagen können? Es ist gut, daß er mich nicht erkannt hat."

An der Ecke einer der Straßen, an denen er vorüberging, war eine Weinhandlung. Durch die halb offene Thür vernahm Günther, daß vor dem „Comptoir" ein lebhafter Wortwechsel stattfand. Er lauschte. Zwei Droschkenkutscher schimpften sich gegenseitig aus. Der Wirt war bemüht, sie zu beschwichtigen. Günther verlor kein Wort von dem Gespräch. Eine Sekunde später, als er weiter ging, hatte er alles vergessen. — Dann sah er wieder im Geiste Wendt vorbeieilen, und dann fielen ihm auf einmal die schwarzseidenen Filethandschuhe von Madame Brazon ein; aber an Florence dachte er nicht. — Plötzlich schrak er zusammen: von einem nahen Kirchturm schlug es neun Uhr! Er atmete auf, beeilte seine Schritte und stand wenige Minuten später vor dem Hotel Brö.

Der Portier, der ihm die Thür geöffnet hatte, sah ihn einen Augenblick forschend an, dann erheiterte sich sein mürrisches Gesicht, er nahm die gestickte griechische Mütze ab, die seinen kahlen Kopf bedeckte und sagte höflich:

„Ich bin glücklich, den Herrn Baron in guter Gesundheit zu sehen."

Der Diener, der ihm die Thür des Empfangszimmers öffnete, war dagegen ein Unbekannter. Sein alter Gönner, der lange Jean, gehörte zu jener besonderen Klasse von Kammerdienern, die so geschickt sind und ihren Dienst so vortrefflich versehen, daß sie nie eine Herrschaft finden, die sie für würdig halten, ihr lange zu dienen. Sein Nachfolger war aber bereits mit den Sitten des Hauses genügend bekannt, um den fremden Gast, sobald dieser in den Salon eingetreten war, in demselben gleichgiltig höflichen Tone zu fragen, den der lange Jean angewandt haben würde, ob der Herr Befehle habe. Günther sagte einfach: „Danke!" und der Diener entfernte sich darauf.

Das große Empfangszimmer war noch leer. Wildhagen sah sich beinahe ängstlich in demselben um. Alles stand am alten Platze: der große runde Tisch in der Mitte des Raumes, wie immer mit Büchern und Zeitungen bedeckt; etwas entfernt davon der kleine, viereckige Tisch, an dem die Marquise zu sitzen pflegte. Da war auch Irenens niedriger Stuhl mit gerader Lehne und daneben der große, bequeme Sessel, den derjenige einzunehmen pflegte, den sie zur Unterhaltung an ihre Seite gerufen hatte. Wie oft hatte Günther darauf gesessen und Irenen in die Augen gesehen und ihren gleichgiltigen Worten gelauscht, als verkündeten sie ihm hohe Botschaft. — Im Kamin flackerte ein helles Holzfeuer.

Günther stand einige Minuten unbeweglich, als fürchtete er ein Geräusch zu machen, das die tiefe Ruhe um ihn her wecken könnte. Da knisterte das Feuer. Günther schrak zusammen, als hätte er die Nerven einer hysterischen Frau.

Die Thür zum Musikzimmer stand offen. Es brannte kein Licht in dem Raum, der nur durch ein Feuer im Kamin und den Schimmer aus dem anstoßenden Salon matt erhellt war. Wildhagen trat in das Zimmer. Unmittelbar links an der Thür war das Fenster, von dem aus man in den Garten blicken konnte und an dem der alte Wendt an jenem letzten Abend, den Günther dort verlebt, gesessen hatte. Der Garten lag öde und tot zu seinen Füßen. Der Nebel hüllte die entlaubten Bäume in seinen kalten, nassen Mantel. Undeutlich erkannte Günther die hohe Doppellinie der Linden, die den Baumgang bildeten, der nach dem Gartenhause führte. — Da wurde eine Thür geöffnet und er vernahm das Geräusch eines Kleides. Er trat schnell von dem Fenster zurück in die offene Thür, die zum Empfangszimmer führte. Irene kam ihm langsam entgegen mit einem Ausdruck inniger Befriedigung auf dem weißen Antlitz. — Ja, sie war über alle Beschreibung schön!

Sie trug ein langes, lichtes Gewand aus feiner Wolle, das sich weich an die vollendeten Formen ihres jungen Körpers anschmiegte und in der Mitte durch einen breiten, schwarzen, mit kostbaren Steinen verzierten Gürtel zusammengehalten war. Ueber dem hohen Kleide, das auch den schlanken Hals einschloß, erhob sich das stolze Haupt, nur um einen Schatten dunkler als das schneeige Gewand, und von tiefschwarzem Haar umrahmt. Sie reichte ihm die Hand, die er scheu mit seinen Lippen berührte, und sagte sanft:

„Ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Versprechen gehalten haben und gekommen sind. Ich glaubte schon, Sie hätten mich ganz vergessen und wollten mich nicht sehen."

Sie hatte sich auf ihrem kleinen Stuhl niedergelassen und Günther neben ihr Platz genommen. Sie betrachtete ihn wohlwollend, aber doch ruhigen, kritischen Blickes, dem nichts entging. Sie bemerkte das wettergebräunte Gesicht, die weiße Stirn, die nervigen, von der Sonne verbrannten, wohlgeformten Hände. Er sah noch besser aus als vor drei Jahren, wie ein Mann, dessen Kraft bereits in schwerem Kampfe erprobt und stark befunden worden ist. Seine Augen konnte sie nicht sehen; er hielt sie zu Boden geschlagen.

„Ich möchte vor allen Dingen wissen, wie es Ihnen seit unserer Trennung ergangen ist," fuhr Irene nach kurzer Pause fort, „aber Sie erscheinen mir vorläufig noch so wortkarg, daß ich Ihnen zunächst über unsere Schicksale hier berichten will. Mittlerweile entschließen Sie sich dann hoffentlich, meine Wißbegierde zu befriedigen." Sie hielt einen Augenblick inne und sah ihn forschend an. „Aber vielleicht kümmert es Sie gar nicht, zu wissen, wie es mir ergangen ist!"

Er hob die Augen und senkte sie schnell wieder.

„Ach, ja; sprechen Sie," sagte er leise, „ich bitte Sie darum."

Sie begann zu erzählen, ruhig, langsam, in der gleichgiltigen Weise, die ihr eigen war, aber in dem zutraulichen, offenen Tone, mit dem man zu einem sicheren Freunde spricht.

Das Haus war leer geworden seit Günthers Abreise. Irenens beide Schwestern hatten sich verheiratet. Die älteste mit d'Estompière, Josephine mit — „nun raten Sie, mit wem?"

Günther blickte sie fragend an.

„Mit Neubauer!" antwortete sie, leise lächelnd. „Und ich bildete mir ein, daß der gute Baron mir den Hof machte! — und Sie haben es auch gedacht. Gestehen Sie es nur! Erinnern Sie sich noch des Abends, wie er verlegen und mürrisch zwischen uns saß, und wir ihn fortärgerten? — oder wenigstens ich that es, denn Sie zeigten sich bei jener Gelegenheit noch gutmütiger, als ich Ihnen zugetraut hätte. Neubauer blieb darauf mehrere Monate lang unsichtbar; aber im Winter kam er zurück. Und darauf hielt er um Josephinens Hand an, und zwar bei mir. Es war eine kostbare Scene. Ich wies ihn an meine Mutter. — Josephine ist nun seit zwei Jahren verheiratet. Augenblicklich befindet sie sich noch auf dem Lande; sie kehrt erst gegen Weihnachten nach Paris zurück. Neubauer ist bald hier, bald dort. Bei mir läßt er sich selten sehen, und ich vermisse ihn nicht. Josephine ist übrigens ganz zufrieden mit ihm. Das ist am Ende in dem vorliegenden Falle die Hauptsache."

„Und der Onkel, Prinz Andreas?" fragte Günther.

„Der ist heute abend ins Théâtre-Français gegangen."

„Und Herr Wendt?"

Es war still in der Straße und Günther vernahm jetzt deutlich, daß ein Wagen vor der Thür halt machte.

„Bitte, klingeln Sie!" sagte Irene, die eine Sekunde auf das Geräusch gelauscht hatte.

Ein Diener trat herein.

„Die Frau Marquise haben befohlen?"

„Ich empfange nicht! — Es ist niemand zu Hause!" Dann, als der Diener sich stumm wieder entfernt hatte, fuhr sie, zu Wildhagen gewandt, fort: „Sie bleiben nur so kurze Zeit hier, da will ich Sie wenigstens heute abend für mich haben. Wir waren früher gute Freunde ... und ich bin nicht wankelmütig!"

Wenn Günther noch in der Lage gewesen wäre, ruhig zu denken, so würde er wohl auf die letzte Bemerkung der Marquise manches erwidert haben. Aber er vernahm nur mit einiger Verwunderung, daß ihm, dem tief Gekränkten, auf nicht sehr großem Umwege der Vorwurf des Wankelmuts gemacht wurde. Und die Ungerechtigkeit, die in der Anschuldigung lag, kränkte ihn nicht; er hörte aus Irenens Worten einzig die Versicherung der Beständigkeit ihrer Gefühle, ihrer Zuneigung für ihn; — und das Herz des Armen pochte darüber in jubelnder Freude.

Im Vorzimmer wurde jetzt laut gesprochen. Eine knarrende Stimme, die Günther bekannt vorkam, ließ sich vernehmen.

Die Marquise richtete die Augen auf die Thür und legte einen Finger auf den Mund, Schweigen gebietend.

Gleich darauf wurde es draußen wieder still; der ungelegene Besuch hatte sich entfernt.

Die Marquise wartete noch einige Sekunden, dann sagte sie:

„Das war Ihr alter Feind."

„Richtig! Ich hatte die Stimme erkannt. Herr de Raynaud! Ich bin übrigens nicht sein Feind. Ich fand ihn eines Abends ungezogen. Das ist alles. Er hat sich seitdem vielleicht gebessert."

„O ja!" sagte die Marquise mit einem eigentümlichen stillen Lächeln. „Er ist ganz zahm geworden!"

„Ich erkundigte mich vorhin nach Herrn Wendt," fuhr Wildhagen fort. „Wie geht es ihm?"

„Ich hoffe, gut! Ich weiß es nicht bestimmt. Er hat mich vor etwa drei Monaten verlassen. Aber," fuhr sie mit demselben kalten Lächeln fort, in dem sie von der Zähmung des schönen Oliviers gesprochen hatte, „er wird schon wiederkommen."

Wann hatte Günther sie doch schon einmal so lächeln sehen? — An dem Tage, als er sie gefragt hatte, ob sie glücklich sei. Ja, da hatte sie auch so gelächelt. Günther erinnerte sich jetzt genau jenes selbstbewußten Lächelns. Es hatte ihn damals gekränkt; aber das war heute vergessen.

„Wendt hat Sie verlassen?“ fragte Günther erstaunt. Er bemühte sich, Anteil an der Frage zu nehmen, aber sie war ihm gleichgiltig. Im Grunde genommen war ihm alles gleichgiltig. Nur Irene nicht! Davon legte er sich jedoch noch keine Rechenschaft ab.

„Weshalb hat er Sie verlassen?“

„Er konnte sich mit Blanche nicht vertragen.“

„Wer ist denn Blanche?“

„Richtig! Sie kennen sie noch nicht. Sie ist eigentlich die Vorleserin meiner Mutter; aber seitdem Louisens und Josephinens Erzieherinnen und Lehrerinnen uns verlassen haben, nehme ich sie von Zeit zu Zeit in Anspruch. Sie spielt nämlich recht gut Klavier, auch hat sie eine ganz leidliche Stimme, und wir musiziren manchmal zusammen. Und das wollte Wendt nicht erlauben; deswegen hat er mich ausgezankt und ist schließlich davongelaufen.“

„Unglaublich!“ sagte Günther, als seien die ihm gemachten Mitteilungen von besonderem Werte für ihn. In der That hatte er kaum zugehört.

„Ja, unglaublich — aber wahr! Wendt war wirklich ein bißchen überspannt und anmaßend. Er hat mir ein paar Tage gefehlt, denn ich war an ihn gewöhnt. Jetzt bin ich ganz froh, daß er gegangen ist. Er war fortwährend mürrisch und schlechter Laune.“

„Und wer ersetzt ihn?“

„Niemand eigentlich. Wenn ich Briefe zu schreiben habe, die mich langweilen, so bitte ich Blanche, mir zu helfen.“

„Sie schreiben wohl sehr wenig?“

„Beinahe nie. Briefschreiben langweilt mich.“

„Und deshalb haben Sie auch meinen Brief unbeantwortet gelassen?“

„Nein! Ihnen habe ich nicht geschrieben, weil ich Ihnen zürnte.“

„Was hatte ich verbrochen?“

Sie machte eine Bewegung mit der Hand und blickte dazu, als wollte sie sagen: „Lassen wir das!“ — Sie verzieh ihm, dem Gekränkten! Das war sehr gütig von ihr. Wenn Günther sich nicht zurückgehalten hätte, so würde er ihr gedankt haben.

„Nun aber,“ fuhr sie laut fort, „ist genug von mir gesprochen. Jetzt erzählen Sie mir von Ihren Erlebnissen.“

Sie lehnte sich mit dem Rücken an die gerade Lehne ihres niedrigen Stuhles, legte die Arme übereinander in den Schoß, und den Kopf etwas gebeugt, blickte sie ihn von unten herauf an.

Er wußte nicht, was er sagen sollte; er hatte die Hände gefaltet, und ohne die Finger zu rühren, rieb er die Handflächen, eine gegen die andere.

„Nun?“ fragte sie leise wiederholend.



Liebeserklärung. Gemälde von F. Soulacroix.

„Von mir ist gar nichts zu erzählen,“ sagte er gleichzeitig verlegen und zerstreut.

„Sie haben einen Krieg mit durchgemacht, Sie kommen von einer großen Reise und Sie sagen, Sie hätten nichts zu erzählen? Muß ich bitten? — Ich bitte Sie, erzählen Sie mir Ihre Schicksale.“

Er besann sich einen Augenblick und dann sprach er, als ob er vor einem Untersuchungsrichter stände, mit augenscheinlicher, stetig wachsender Befangenheit.

„Daß ich gleich, nachdem ich Paris verlassen hatte, in den Krieg gezogen bin, habe ich Ihnen geschrieben — aber Sie haben meinen Brief vielleicht nicht gelesen.“

„Ich habe ihn gelesen und habe ihn aufgehoben — was ich nur mit einer sehr geringen Anzahl von Briefen thue.“

„Das erledigt dann das einzige erzählenswerte Kapitel in meinem Leben. — Sie wissen also, daß ich verwundet worden bin. Meine Wiederherstellung hat sehr lange gedauert. Dann habe ich abwechselnd in Berlin und in Wildhagen gelebt, mit meinem Vater. Ich habe gejät und geerntet, gejagt und gefischt...“

„Und Sie haben keine Zeit gefunden, an mich zu denken?“

„Ich habe an Sie gedacht.“

„Wirklich? Das macht mich froh. Ich bin nicht herzlos, wie Sie glauben. Wäre ich es, hätte ich Ihnen nicht gezürnt.“

Er atmete tief auf.

„Nun, und die große Reise?“

Er hatte alles vergessen und konnte sich auf nichts besinnen, was des Erzählens wert gewesen wäre.

Sie bemerkte seine vollständige Verwirrung.

„Ich sehe schon, daß Sie mir heute nicht Rede und Antwort stehen wollen. Also ein anderesmal, wenn Sie besser aufgelegt sein werden.“

Sie erhob sich und ging in das Musikzimmer. Er blieb in dem großen Gemache allein zurück. Er hörte, daß sie das Klavier öffnete.

Er fragte sich, was nun geschehen werde. Er wußte, daß der Abend für ihn verhängnisvoll sein werde — aber er hatte nicht den Mut, zu fliehen. In unendlicher Ferne sah er undeutlich Florences Bild. Er strich sich mit der Hand über die heiße Stirn und machte eine abwehrende Bewegung. — Da wurden im Musikzimmer einige volle Accorde wie die eines Chorals sanft angeschlagen. — Florences Bild verschwand. — Die Accorde folgten sich in schönen, künstlerischen Modulationen und gingen allmälich in eine alte, wohlbekannte Weise über. Er stand auf, und wie von einer geheimnisvollen Macht gezogen, trat er in das dunkle Musikzimmer. Dicht am Eingange, auf den Stuhl am Fenster sank er nieder und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Als das Lied beendet war, saßen beide eine Minute regungslos. Dann begann Irene dasselbe Lied noch einmal zu spielen, und nach einigen Takten sang sie dazu mit ganz kleiner, feiner, klarer, glockenreiner Stimme. Die scharfen Töne schnitten ihm in das schon so wunde Herz. Er stand auf und trat an



Rosakengeschenk. Gemälde von J. Pamliczat.

Digitized by Google

ihre Seite. Er hob die Hand und senkte sie wieder. Zweimal wiederholte er dieselbe Bewegung. Beim drittenmal aber legte sich seine Hand auf ihr Haupt, seinem Willen nicht gehorchend, der unheimlichen Macht folgend, die ihn unwiderstehlich zu Irenen zog.

Sie fuhr fort zu spielen und zu singen. Leiser und immer leiser wie die letzten Atemzüge eines ruhig Verscheidenden verhallten endlich die klagenden Töne; — und dann wurde es feierlich still wie in einem Totenzimmer. Irenens Haupt senkte sich langsam; seine Hand glitt auf ihren kalten Nacken und umfaßte ihn mit bebendem Drucke. Und plötzlich stand sie hoch aufgerichtet vor ihm, den Kopf zurückgebeugt, die schlanken Arme weit wie im Kreuz ausgebreitet; und dann fühlte er sich fest umschlungen und ihre heißen Lippen brannten auf seinem Munde.

„Du bist mein einziges Glück,“ flüsterte er.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Neuigkeiten.

(Hierzu das Bild Seite 157.)

Die Malerpost von dem unruhigen Nachbarreiche der Franzosen war in Brüssel angekommen, und der Herr Stadtwundarzt hatte ein Exemplar der neuesten Gazette auf seinem Wege zur Wirtschaft des Père Didier erlangt. Schon unterwegs hatte er, seinen Schirm unter dem Arm, bedeutungsvoll die Nachrichten gelesen und als er, mit dem Blatte in der Hand, ernst und tiefsinnig zu seinen Bekannten, die am Vormittage stets ihren Frühimbiß in seiner Gesellschaft nahmen, trat, richteten sich aller Blicke neugierig und erwartungsvoll auf ihn. Der Herr Stadtwundarzt ließ denn auch seine Freunde nicht lange warten; er lehnte sich an den Schenktisch, richtete die Hornbrille auf seiner Nase zurecht und begann vorzulesen von dem Prozesse, den man der königlichen Familie machte, und der schlimmen Wendung, welche deren Geschicke zu nehmen drohten. Es war eine düstere, ahnungsvolle Zeit; jeden Tag passirte etwas anderes Unerwartetes, Aufregendes, bald hier, bald dort in der Welt. Es gärte bei den Völkern; eine alte Zeit mit altgeheiligten Einrichtungen kam ins Wanken, stürzte zusammen, und eine neue wuchs allmälich aus den Trümmern. Das fühlten die Herren in der Wirtsstube des Père Didier wohl, und deshalb waren auch ihre Blicke in so ernster Spannung auf den Vorleser gerichtet. Der Maler hat eine ganze Musterkarte von charakteristischen Typen der damaligen Zeit in diesem vortrefflich komponirten Bilde uns vorgeführt. Wir sehen in den Personen die alte Zeit mit gepuderten Perücken und den bunten Fräcken neben der neuen mit natürlichem Haarwuchs und den riesigen revolutionären Halsbinden verkörpert und glauben an der Haltung dieser Gäste und ihren Gesichtern den Parteistandpunkt zu erkennen. Der Geist einer welthistorischen Zeitepoche weht, alles bald umgestaltend, durch dies Genrebild; er weht auch hinein in das stille Weinzimmer des altertümlichen Hauses, das sich schon seit zwei Jahrhunderten still in einem moderigen Kanal spiegelt. Was wird die nächste Zeit ihm und seinen Stammgästen bringen?

Kosakengeschenk.

(Hierzu das Bild Seite 165.)

Zur Zeit, als Prinzessin Sophie für den unmündigen Zar Peter I. die Regentschaft führte (1682 bis 1689), hatte das südliche Rußland sehr viel von den Einfällen der Tataren zu leiden, ungeachtet Rußland an die Khane der Krim jährlich reiche Geschenke nach Baghtschisserai, der Residenz derselben, sandte, was sehr der Zahlung eines Tributs glich. Die Tataren hausten in entsetzlicher Weise in ganz Südrußland, brannten die Städte und Dörfer nieder und schleppten die Einwohner fort, um dieselben in Konstantinopel, Smyrna und anderen Plätzen des ausgedehnten türkischen Reichs als Sklaven zu verkaufen. In einem einzigen Jahre hatten die Tataren über 80,000 Russen fortgeschleppt, so daß die Türken höhnisch fragten, ob in Rußland überhaupt noch Menschen übrig geblieben seien.

Doch nicht allein Rußland wurde von diesen wilden, blutgierigen Horden gebrandschatzt und verwüstet, auch Polen litt durch ihre Einfälle in fast ebenso hohem Grade, so daß der König Johann Sobieski sich veranlaßt sah, eine Gesandtschaft nach Moskau zu schicken, um mit der Regentin sich zu einem gemeinschaftlichen Kriege gegen die Khane der Krim zu verbinden. Der erste Ratgeber und Minister der Prinzessin Sophie war damals der Fürst Golizyn. Dieser einsichtsvolle und für seine Zeit sehr gebildete Mann hatte schon zu jener Zeit die Notwendigkeit gefühlt, mit Hilfe geeigneter Ausländer Rußland allmälich aus seiner asiatischen Barbarei zu ziehen, und deshalb eine ganze Anzahl französischer und holländischer Kavaliere veranlaßt, nach Moskau zu kommen und unter glänzenden Bedingungen Stellen im russischen Heere und in der Verwaltung des Landes anzunehmen.

Der erste Krieg gegen die Tataren in der Krim im Jahr 1684 fiel für die russischen Truppen unglücklich aus, da die Türken ihren Glaubensgenossen Beistand leisteten und die polnischen Streitkräfte in der Ukraine verhinderten, sich mit den Russen zu vereinigen. Südrußland mußte furchtbar unter den Folgen dieses unglücklichen Feldzuges leiden; die Tataren schleppten allein 60,000 Menschen in die Sklaverei fort.

Im Jahre 1686 rückten die Russen und Polen vereinigt gegen die Krim vor und waren diesmal glücklicher in ihren Erfolgen, was sie hauptsächlich dem Beistande der tapferen Kosakenstämme, die zwischen Dnjepr und Don wohnten, zu verdanken hatten. Besonders zeichneten sich die Zaporoger Kosaken bei diesen Kämpfen aus und leisteten den Russen die besten Dienste. Sie waren von dem glühendsten Hasse gegen die Tataren beseelt, da dieselben kurze Zeit vorher in ihre Dörfer eingefallen waren und von den gefangenen Bewohnern derselben achtzig schöne Knaben dem Sultan in Konstantinopel zum Geschenk gemacht hatten. Mit einem, unter dem Befehle eines französischen Kavaliers stehenden Truppenkorps vereinigt, machten sie die kühnsten Einfälle in die Krim selbst.

Bei einem dieser Streifzüge war es den tapfern Zaporogern gelungen, eine Menge Tataren zu Gefangenen zu machen, unter denen sich auch einer der Unterkhane befand, welchen ein Kosak mit gefesselten Händen und den Strick um den Hals, wie unser Bild zeigt, dem französischen Befehlshaber des Truppenkorps zuführte, als ein kleines Geschenk und Vergeltung für die achtzig geraubten Knaben.

Wie bekannt, mußte Rußland noch viele blutigen Kriege gegen die Khane von Baghtschisserai führen, bevor es ihm gelang, sich die Krim vollständig zu unterwerfen. **v. Parfus.**

Literatur.

— Lange vor dem Fallen der ersten Schneeflocken pflegen jene freundlichen Gäste herbeizuflattern, die sich allen Spendelustigen als entsprechende Erwerbungen für Weihnachtsangebinde empfehlen möchten. Auch jetzt liegen uns bereits wieder die ersten dieser verheißungsvollen Ankömmlinge vor, zunächst in einer ausgiebigen Reihe von Kinderbilderbüchern aus dem allezeit regen J. Loewe'schen Verlag (Wilh. Effenberger) in Stuttgart. Durchgängig mit Bildern in reichem, sorgfältigem Farbendruck ausgestattet, sind sie dazu angethan, durch ihre bunte Pracht das kindliche Auge, den kindlichen Sinn sofort zu fesseln. Daneben ist indeß bei den umfangreicheren dieser Gaben, die von erzählendem Text begleitet sind, diesem letzteren eine nicht geringere Aufmerksamkeit gewidmet. In „Vier Erzählungen aus der Kinderwelt für Knaben und Mädchen“ bekundet Thekla von Gumpert aufs neue ihr bekanntes Talent, auf das kindliche Gemüt lebhaft anregend und zugleich eminent erzieherisch zu wirken. „Mein erstes Märchenbuch“ erschließt dem kindlichen Verständnis den reichen Volksmärchenschatz unserer Nation, aus dem in zwei weiteren Ausgaben je „Zwei Lieblingsmärchen“ — das einemal „Bremer Stadtmusikanten“ und „Schneewittchen“, das anderemal „Rotkäppchen“ und „Das Fingerhütchen“ — herausgehoben sind. An Joachim Heinrich Campes unvergänglichen „Robinson“ schließen sich die „Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“ an, die E. T. Mund (von Pechhammer) für die liebe Jugend bearbeitet hat, während Albert Knll derselben in drolligen Reimen das einemal „Drei lustige Tiergeschichten“ erzählt, das anderemal die gestaltenreiche Rundschau „Am Fenster“ beschreibt, die in einem prächtigen Leporello-Album festgehalten ist. Dieselbe für das frühe Kindesalter so vorteilhafte und beliebte Form hat auch das „Neueste Bilderalbum“, das sich mit den Tieren des Hauses, des Waldes und der Wildnis beschäftigt, und die „Bunte Gesellschaft“, die dem Kinderleben das Soldatenleben gegenüberstellt. Den letzteren allein widmen sich die Bücher „Der kleine Infanterist“ und „Der kleine Kavallerist“, wie andererseits „Die sieben Haustiere“ und „Wilde Tiere“ ebenfalls in gesonderten, von charakteristischen Versen begleiteten Ausgaben vorliegen. Ein „Neues Bilder-Abc“ und ein „Lustiges Bilderrätsel-Abc“, beide „unzerreißbar“, werden in Bezug auf gefällige Eigenart der Erscheinung noch überboten durch ein „Neuestes Pfefferkuchen-Abc für artige Kinder“, das nicht nur im zugeklappten Zustand einem Lebkuchen mit fünf großen Mandeln zum Verwechseln ähnlich sieht, sondern auch den ganzen verlockenden Text dieses Lieblingsbackwerks ausstrahlt. Als eine äußerst sinnige und originelle Neuheit darf diese alterartige Fibel als die Krone des diesjährigen Effenbergerschen Verlags bezeichnet werden. — Diesen bunten Bilderbüchern tritt sich inhaltlich verwandt ein schlichtes, aber das kindliche Gemüt zu fesseln geeignetes Erzählungsbuch an, „Meine Nessen“, eine lustige Geschichte für die kleine Welt von B. Lepeern (Gotha, Fr. Andreas Perthes). — An die heranwachsende weibliche Jugend wenden sich „Duftige Blüten, eine poetische Festgabe für junge Mädchen“, herausgegeben von Hugo Klemmert (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Für das Alter von 12 bis 15 Jahren, das der Herausgeber ins Auge faßt, ist hier aus den reichen Schätzen deutscher Dichtkunst eine umfassende Auswahl mit solchem Zartsinn getroffen, daß auch nicht ein Wort den kindlichen Sinn vorzeitig aus seinen unschuldvollen Träumen wecken wird, während ihm doch andererseits die erquickendste Geistesnahrung frisch und unverfälscht geboten ist. Anmutige Bilder und Randzeichnungen gereichen dem hübschen Bande zum besondern Schmuck. Auch der in demselben Verlag erschienene „Born der Lebensweisheit“, goldene Worte, Lehren und Sentenzen der Geisteshelden und Denker aller Zeiten und Völker, gesammelt von Theophil Fährer, darf der Jugend unbedenklich in die Hände gelegt werden, wenn auch erst die reifere ihn recht zu würdigen wissen wird und jede noch so gereifte Altersstufe in dieser herrlichen Spruchweisheit ihre volle Rechnung findet. Noch liegen uns aus dem gleichen Verlage drei Büchlein zierlichen Formates vor, die ebenfalls den Charakter herrlich zusammengestellter Anthologien tragen. Es sind dies ein „Christliches Vergißmeinnicht“, Gedenkblättchen in Spruch und Lied, und als Seitenstück dazu ein „Klassisches Vergißmeinnicht“, der Freundschaft, Liebe und Weisheit gewidmet von Klara Braun, beide mit duftigen Bildern geziert, beide für jeden Tag des Jahres einen sinnigen Spruch und reichlichen Raum zu eigenhändigen Aufzeichnungen bietend. Als drittes im Bunde gesellt sich dazu eine ebenfalls von Klara Braun ausgewählte, bereits in zweiter Auflage erschienene Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel: „Ich sei Dich gegrüßt!“ Die junge, herzinnige Liebe ist es, die hier vorwiegend zum Wort gelangt. Was deutscher Dichter Mund in ihrem Namen Schönstes und Gemütstiefstes gesungen, findet sich hier vereint. Recht zart empfundene Illustrationen von R. E. Kepler und elegante farbige Umrahmung der Textseiten, sowie ein freundlicher Einband gestalten das Büchlein auch im Aeußern zu einem würdigen, sinnigen Festgeschenk. — Auch der unermüdliche Verlag von O. Spamer in Leipzig ist schon mit seinen Büchernovitäten erschienen. Er bringt zunächst drei mächtige Bände seines „Illustrirten Konversationslexikons“ in neuester, zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage. Die Vorzüge dieses Familienschatzes, das eine große Bibliothek von Fachwerken ersetzen kann und durch seinen Bilderschmuck zugleich als Unterhaltungswerk ersten Ranges sich geltend macht, sind zu bekannt, um hier noch weiter ausgeführt zu werden. Man hat dem schönen Unternehmen seinen Reichtum, Klarheit und vortreffliche Anordnung des ungeheuren Stoffes allgemein nachgerühmt, und es ist anerkannt als Prachtwerk, das die Empfänger dauernd erfreut und stets einen Ehrenplatz auf dem Weihnachtstisch einnimmt. Hieran machen wir schöne Werke für die Jugend anschließen, die O. Spamer ganz so wie auch obengenanntes Werk in schönen, geschmackvollen und festlich ausgestatteten Einbänden den Eltern und Kinderfreunden darbietet; so das sicher von allen Knaben willkommen geheißene Buch: „Die Welt in Waffen“, zweite Abteilung, das Kriegswesen und Kriegführung vom Jahre 1779 bis 1800, neubearbeitet von G. Schwarzenberg, mit beinahe 200 Textabbildungen und einem Titelbild. In das historisch erzählende Genre gehört „Masaniello“, eine kulturgeschichtliche Erzählung aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von Adolf Glaser, der in seinem „Savonarola“ gezeigt hat, daß er Meister in dieser Art Darstellung für die reifere Jugend ist. Das Buch enthält auch schöne Illustrationen. Für eine ähnliche Altersstufe ist das Werkchen „Theodor Körner und sein Vaterhaus“ von W. Wenerdang berechnet. Vortrefflich und sehr anregend in der Darstellung, reich illustrirt und allerliebst ausgestattet, wird es mit Vorliebe gelesen werden. Ganz eigentümlich ist das Büchlein „Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben“ von Ferdinand Schmidt, dritte Abteilung. Das Werkchen ist amüsant und belehrend zugleich, was man überhaupt als die Devise dieses Verlegers bezeichnen darf. Ein wirklich prächtiges, unterhaltendes und in hohem Grade amüsantes Buch bietet der gleiche Verlag unter dem Titel: „Alruna, der Jugend Lieblings-Märchenschatz“, eine Sammlung von Märchen aus aller Herren Länder, deutsche, englische, französische, slavische, vortrefflich redigirt von Franz Otto und mit 150 hübschen und interessanten Textbildern geschmückt. Man darf diese Märchensammlung zu den besten Erscheinungen auf diesem Gebiete der Jugendliteratur zählen. Aehnlich sind die allerliebst illustrirten und sehr gut erzählten Märchenbücher kleineren Genres, „Andersens Märchen für die Kinderstube“, 36 an der Zahl, übersetzt von Edmund Lobedanz, und die schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht, gleichfalls für Kinder, ins Deutsche übertragen von A. Kretz. Auch diese Sammlung ist sehr wirkungsvoll ausgestattet und mit farbigen wie schwarzen Bildern geziert. Beide Werke, zum Selbstlesen und Vorlesen geeignet, werden den Kleinen viel Freude machen. Der Verlag ist derselbe. Auch ein recht nützliches und unterhaltendes Spiel spendet diesmal Spamer, betitelt: „Der praktische Geometer“ von Th. Petzold, bestehend aus 37 Holztäfelchen in Dreieck- und Viereckform, aus dem der Knabe nach Anleitung eines Heftchens alle möglichen mathematischen Figuren kombiniren kann.

— Der Verwaltungsrat der Schillerstiftung Augsburg hat den Preis für 1891 dem „Neuen Buch der Lieder“ von Paul Bache zuerkannt.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

Die nunmehr in der Berliner Nationalgalerie angelangten Fresken aus der Casa Bartholdy in Rom haben in weiten Kreisen wieder die Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit der Abnahme von Freskobildern gelenkt. Wie ist es denkbar, so fragt der Laie, daß ein großes auf die Mauer gemaltes Bild, von dieser abgenommen, auf eine Leinwand befestigt, in Goldrahmen gefügt, den ferneren Teil seiner Existenz in den behaglicheren Museumsräumen als Galeriebild verbringt? Darauf kann Herr Zanchi aus Bergamo die beste Antwort geben. Er ist Spezialist für Freskenablösung und hat erst vor zwei Jahren im Städelschen Institut zu Frankfurt die Ph. Veitschen Fresken glücklich auf Leinwand übertragen. Sein Verfahren ist folgendes: Nachdem das Bild vom Staub befreit ist, werden Leinwandstücke, die etwa einen halben Quadratmeter groß und an den Rändern ausgezackt sind, mit starkem Leim auf die Oberfläche der Bilder geklebt und dann durch eine zweite darüber geklebte Leinwandschicht mit einander verbunden. Der Leim beginnt zu trocknen und — vermöge der ihm innewohnenden Eigenschaft — die Leinwand aufzurollen. Dabei bleibt die Farbenschicht an dem Leim hängen, so daß man das ganze Bild abwickeln kann. Dann wird unter Benützung eines Kalkbreies das Bild auf eine andere große Leinwand übertragen; die der Oberfläche noch anhaftenden Leinwandstücke

jenen nach Erweichung des Leimes vorsichtig entfernt, und das Oelgemälde auf Leinwand ist fertig!

— **Werner Schuch, der jetzt in Berlin ansässige treffliche** hannoversche Künstler, hat zu seinem für die Ruhmeshalle bestimmten Bilde „Die Schlacht bei Leipzig" kürzlich die Skizze vollendet, die ihn für die Lösung dieser monumentalen Aufgabe in hohem Grade befähigt erscheinen läßt.

— **Zur Feier des vierzigjährigen Regierungsjubiläums** Kaiser Franz Josephs veranstaltet die Wiener Künstlergenossenschaft im nächsten Frühjahr eine Jubiläumsausstellung. Zu diesem Zwecke wird das Künstlerhaus baulich wesentlich verändert, elektrisches Licht eingerichtet ic. Auch eine Lotterie soll ins Werk gesetzt werden, bei der für 50,000 Gulden Gemälde als Preise zur Verlosung gelangen.

— **Die Wiener Gemeindeverwaltung hat der Leiche Friedrich** Amerlings eine Stätte unter den Grabanlagen für historisch denkwürdige Personen angewiesen.

Bühne.

— **Einen großen Erfolg hatte bei der ersten Aufführung** in Dresden die dreiaktige Oper „Schön Rotraut", Text von Johanna Balz, Musik von Edmund Kretschmer. Im ersten Akt klagt Gertrud, die Wärterin, dem König Ringang, daß Rotraut lieber jagt als spinnt und daß er sie zum Buben erziehe. Der Vater meint jedoch:

„Wie könnt' ich darob sie schelten!
Lockt draußen ein Horn, wer hielte mich,
Wenn zur Jagd sich die Freunde gesellten?"

Doch unterläßt er es nicht, den Waidsang „Zucht und Sitte" zu lehren, wie es des frommen Weibes Zier sei. Bald darauf erscheint Walter, ein schmucker Jägersmann. Allmählich gewinnt er das Herz der Fürstentochter. Dieser Jäger freilich hat Rotraut aus dem sicheren Tod gerettet. Das holde Königskind ward mit Blumen und Kränzen geschmückt und inzwischen geht das Festspiel: „Der Sieg des Maien" vor sich. Die Leiden und Kämpfe der Liebe, die Einkerkerung, die schwere Verurteilung Walters, der Sieg der treuen Liebe Rotrauts und die Umstimmung des Königs zu der Verbindung der Liebenden bildet die weitere Handlung. Schließlich ersticht der heimtückische Ralf meuchlerisch Schön Rotraut. Die Musik ist ungemein melodiös und bietet prächtige Solonummern, sowie viele wirkungsvolle Ensemblesätze. Der Komponist wurde nach jedem Akt wiederholt gerufen. Um so größer war auf dem Hoftheater in München der Mißerfolg des Volksbühnenspiels in fünf Aufzügen, „Gilmanda" von Hans Vöhdl. Unter den Zuschauern war zuerst schweigende Aufmerksamkeit vorherrschend, dann Kritik und höhnisches Lachen, das sich immer öfter, immer lauter wiederholte und zuletzt in eine allgemeine, unbändige Heiterkeit überging. Diese Wirkung, die hier der Absicht des Verfassers geradezu entgegengesetzt war, blieb dem im Altonaer Stadttheater aufgeführten vieraktigen Lustspiel „Die Parasiten" von Richard Fuß Kerkhoff völlig versagt. Um eine Intrigue, den Verkauf eines Landgutes behandelnde Intrigue reihen sich in schwachem Zusammenhang Schilderungen und Typen aus dem besseren Gesellschaftsleben, welche durchaus episodenhaft erscheinen. Die Sprache ist, obgleich nicht ohne Witz, doch an manchen Stellen so drastisch, daß ein Kopfschütteln nur schwer zu unterdrücken war.

— **Marcella Sembrich hat an der königlichen Hofbühne** in Stuttgart als Rosine im „Barbier von Sevilla" und als Violetta in „La Traviata" gastiert und ebensowohl für ihre großartigen Gesangsleistungen als für ihr lebensvolles Spiel stürmischen Beifall errungen.

Verkehr.

— **Die Karl Stangenschen Gesellschaftsreisen nach dem** Orient und Italien beginnen im Jahr 1888 am 2. und 16. Januar, am 6. Februar, 5. und 12. März und am 15. April. Sie haben eine Dauer von je 33 bis 110 Tagen bei einem Preis von 35 bis 38 Mark pro Tag für alle Ausgaben, ausgenommen für Getränke und Wäsche. Die Reisen sind so eingeteilt, daß es möglich ist, sich einer ganzen oder nur einer Teiltour anzuschließen; es steht auch frei, von einer Tour auf die nachfolgende überzutreten. Für keine Reise werden mehr als zwanzig Teilnehmer angenommen. Im Mai soll auch die dritte Stangensche Reise um die Erde, zu der schon Einschreibungen erfolgt sind, unter Führung von Ernst Stangen angetreten werden. Die näheren Einzelheiten aller dieser Projekte finden sich in den soeben zur Ausgabe gelangten Prospekten, die drei Hefte umfassen.

Heer- und Seewesen.

— **Die chinesische Regierung hatte sich an den Kaiser um** Überlassung mehrerer deutschen Offiziere gewendet, welche als Instruktoren und Organisatoren an der Offizierkriegsschule in Tientsin Verwendung finden sollen. Zu diesem Zweck sind nunmehr drei deutsche Offiziere dorthin abgereist, die von der preußischen Militärbehörde vorläufig auf drei Jahre zur Disposition gestellt werden.

— **Die englische Regierung läßt einen umfassenden Plan** zur Verteidigung der Seestädte und der englischen Küste mittelst Torpedos ausarbeiten. Es soll ein 30,000 Mann zählendes, aus Invaliden(?), Freiwilligen und Milizen bestehendes Küstenverteidigungskorps gebildet werden.

— **Der deutsche Dampfer „Ottilie" von der Neu-Guinea-**Kompagnie in Berlin ist laut jüngst eingelaufenen Nachrichten Anfang September von Eingeborenen in Kaiser Wilhelm-Land angegriffen worden. Dieser Angriff ist von der Mannschaft abgeschlagen und es sind zwei Dörfer der Schwarzen niedergebrannt worden. Die Frechheit der Eingeborenen ist wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, daß seit der Heimreise des Kreuzers „Albatroß", also seit Mitte Mai, sich kein einziges deutsches Kriegsschiff im deutschen Schutzgebiete gezeigt hat. Das deutsche Kreuzergeschwader unter Kommodore Kapitän z. S. Heusner, welches sich im August bei den Samoainseln aufgehalten hat, hatte bereits früher Befehl erhalten, Mitte September Apia zu verlassen und sich nach Neu-Guinea zu begeben.

Sport.

— **Die Unterschriften für die großen Rennen, welche An-**fangs November schlossen, ergaben für die deutsche Zucht kein günstiges Resultat. Das deutsche Derby, jetzt mit 25,000 Mark dotiert, erhielt 112 Nennungen, von denen jedoch über die Hälfte, 50, aus Oesterreich-Ungarn eingingen, während sich unter den 123 Pferden, welche für das jetzt 30,000 Gulden betragende österreichische Derby genannt wurden, nur 9 aus Deutschland stammen. Noch ungünstiger sind die Nennungen deutscherseits für die übrigen großen Rennen Oesterreich-Ungarns, von denen das Wiener Kriterium 101, die Trial Stakes 99, der 2000 Meter-Staatspreis 95, der 3200 Meter-Staatspreis 110, der Nemzeti-Hazafipreis 92, die Oaks 62, das St. Leger 108 und der Bürgerpreis 71 Unterschriften erhielten, während unter den 76 Nennungen für das norddeutsche St. Leger noch immer 27 aus Oesterreich-Ungarn kamen.

— **Die St. Hubertusjagden sind in altgewohnter Weise** verlaufen. Prinz Wilhelm von Preußen und Gemahlin beteiligten sich an der Jagd im Grunewald, bei der schließlich 210 Stücke beim Halali zur Verteilung gelangten, während Kaiser Franz Joseph, sowie Erzherzogin Valerie beim Start in Megyer erschienen, wo das Feld stets erheblich kleiner zu sein pflegt. Wie üblich wurde im Grunewald ein Hauptschwein gejagt, während in Megyer nach kurzem Run ein Fuchs gekillt wurde.

— **Eine großartige Wette wurde in Berlin über die beiden** großen englischen Herbst-Handicaps gewonnen. Der glückliche Spekulant hatte 20:40,000 Mark gewettet, daß „Humewood" das Cesarewitch und „Gloriation" das Cambridgeshire gewinnen werde, was auch geschah.

— **Das Einjagen der königlichen Meute zu den Berlin-**Potsdamer Parforcejagden hat bereits begonnen. Bei einer Versuchsjagd hob der Erbprinz von Sachsen-Meiningen aus, und Prinz Leopold von Preußen gab den Fang.

— **Der große Segelkampf um den Amerika-Cup hat in** dem ersten Match der englischen Jacht eine totale Niederlage gebracht, so daß der Sieg des Sternenbanners abermals als sicher bezeichnet werden dürfte.

Gestorben.

— Geheimrat Professor Theodor Märing, berühmter russischer Arzt, 64 Jahre alt, am 1. November, in Kiew.

— Johann Jakob Nebler, bayrischer Landtagsabgeordneter für Nürnberg, am 7. November, in Altdorf.

— Ludwig Ferdinand Dieffenbach, namhafter Journalist und Kulturhistoriker, 52 Jahre alt, am 8. November, in Dresden.

— Rittergutsbesitzer von Bezzoll, preußischer Landtagsabgeordneter für den Wahlkreis Schrimm-Schroda-Wreschen, 69 Jahre alt, am 3. November, in Posen.

— Hippolyte Lazerges, namhafter französischer Historienmaler, 71 Jahre alt, Anfangs November, in Mustapha bei Algier.

— Robert Stoepel, früher einer der bekanntesten und geschätztesten Komponisten der Vereinigten Staaten von Amerika, 66 Jahre alt, Anfangs November, in New-York.

— Emil Marco de St. Hilaire, das älteste Mitglied des französischen Schriftstellervereins, 91 Jahre alt, am 7. November, in Paris.

Neue Bücher und Schriften.

[illegible], G., Spezial-Schule. Budapest, W. J. Schuster(?).
Andersen, H. C., Briefwechsel mit dem Großherzog Carl Alexander v. Sachsen-Weimar-Eisenach und anderen Zeitgenossen. Herausgeg. von E. Jonas. Leipzig, W. Friedrich.
Bayreuther Taschenbuch f. d. J. 1888. Herausgeg. v. Allg. Rich. Wagner-Verein. München, Alfr. Schmid.
Bergner, Rud., Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Mit 28 Illustr. Breslau, J. U. Kern.
Bibliographie, wissenschaftliche der Weltliteratur. 1887. Nr. 1–6. (Juli–Dezember.) Leipzig, [illegible].
Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- u. Auslandes in Nummern à 25 Pf. Nrn. 136–150. Halle, Otto Hendel.
Blumen-Studien. (12 Chromolithograph. Farbendrucke.) Lieferg. 1 u. 2. München, Gebr. Obpacher.
Busler(?), Wilh., Aus meinem Kriegsleben. Gotha, Emil Schloeßmann.
Clasen-Schmid, Math., [illegible] in bildlicher, [illegible] u. [illegible] Darstellung. Mit 24 Illustr. Leipzig, Hoffmann & Ohnstein.
Cassel(?), Dr. G., Grundsätze für die Gesundheitspflege des Kindes im ersten Lebensjahre. 3. Aufl. Zürich, Schröter & Meyer.
Dabel(?), Kl. v., Rosen u. Dornen. Roman. Dresden, E. Pierson.
Dahn, Felix, Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karls des Großen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Dahn, Felix u. Therese, Kaiser Karl und seine Paladine. Der deutschen Jugend erzählt, mit Einleitung: Karl der Große in der Geschichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Eckstein, Ernst, Jorinde. Roman. Leipzig, C. Reißner.
Eduard(?), Dr. M., Das Billardspiel. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben.
Eichendorff, Jos. v., Sämtliche poetische Werke. Lief. 1 (komplet in 23 Lief.). Leipzig, Bibliogr. Institut.
[illegible], C. A., Tamina. Eine Dichtung. Berlin, Eug. Grosser.
— — Immortellen. Ebend.
Göller, Ad., Die Entstehung der architektonischen Stilformen. Eine Geschichte der Baukunst. Stuttgart, Konr. Wittwer.
Grosse, Jul., Idyllen und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen. München, G. D. W. Callwey.
H., Das Mädchen mit dem Schleier. Novelle aus d. Schwed. übersetzt v. J. Lorenzen. 2. Aufl. Norden, Hinr. Fischer Nachf.
Heines sämtliche Werke. 4 Bände. Halle a. S., O. Hendel.
Kalender, altdeutsche, f. d. J. 1888 in verschiedenen Ausgaben. München, [illegible].
Kalender, deutscher, f. d. J. 1888. Berlin, Reinh. Kühn.
Klaar, A., König Ottokars Glück u. Ende. Eine Untersuchung über die Quellen der Grillparzer'schen Tragödie. Leipzig, G. Freytag.
Lang, Paul, Württemberger Geschichtenbuch(?). Stuttgart, A. Bonz & Co.
Liliencron, D. v., Die Merowinger. Trauerspiel. Leipzig, W. Friedrich.
Mal-Vorlagen (12 [illegible]) in chromolithographisch Farbendruck. München, Gebr. Obpacher.
Meyer, Jul., Die Provinz Hannover in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. 1. Halbband. Mit 10 Illustr. 2. Aufl. Hannover, C. Meyer.
Mickiewicz, Adam, Todtenfeier. Übersetzt von Siegfr. Lipiner. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
[illegible], Dr. El., [illegible] u. ihre Verwendg. z. Herstellg. von [illegible], 4. Aufl., mit 16 Illustrationen. Weimar, B. F. Voigt.
Najmajer, Marie v., Johannisfeuer. Eine Dichtung. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Nowak, J. A., Die Wetterpflanze, mit Kalendr., mittelst derselben das Wetter schon 48 Stund. vorher zu bestimmen. [illegible].
[illegible], G. v., Eines [illegible] Chronik. Leipzig, W. Friedrich.
Carducci, Stecchetti, d'Annunzio, Neuere italienische Lyrik, übers. v. Jul. [illegible]. Leipzig, C. Reißner.
Rosegger, P. K., Ausgewählte Schriften. XXII. Band: Allerhand Leute. Wien, A. Hartleben.
Ruß, Dr. K., Fremdländische Vögel. Band 1.: Die sprechenden Papageien. 2. Aufl. Magdeburg, Creutzsche Buchh.
— — Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter u. -Händler. Band 1.: Die fremdländ. Stubenvögel. 3. Aufl. Ebend.
Salvisberg, Dr. P., Kunsthistor. Studien. Heft 1–4. Stuttgart, A. Bonz Erben.
[illegible], Vorzügliche Konversations-Grammatik mit Schlüssel. Heidelberg, Jul. Groos.
Schütze, Dr. P., Theodor Storms Leben u. Dichtung. Festgabe zum 70. Geburtstag. Mit Porträt. Berlin, Gebr. Paetel.
Springer, A., Grundzüge der Kunstgeschichte. 3. Aufl. 1.: Das Altertum. Leipzig, E. A. Seemann.
[illegible], Jul., [illegible]. Kempten, J. Kösel.
[illegible], Dr. H., [illegible], das einzige [illegible] in der Medizin. Medizinisch-botanische Streifzüge. Herausgeg. von Dr. F. [illegible]. Leipzig, Th. Grieben.
Stevens, Thom., Um die Erde auf dem Zweirad. Nach d. Engl. bearb. v. Dr. A. M. [illegible]. Mit 106 Illustr. Leipzig, J. [illegible] & Sohn.
Streifzüge auf dem Gebiete des geistigen Lebens. 1. Band, 1. Heft. Weimar, H. Weißbach.
Taschenbuch der Handelskorrespondenz. IV. 1: Spanisch-deutsch. 2. Aufl. Leipzig, G. A. Glöckner.
Thompson, S. P., Elementare Vorlesungen über Elektrizität u. Magnetismus. Tübingen, H. Laupp.
Trost, Dr. Ludw., Aus dem wissenschaftlichen u. künstler. Leben Bayerns. München, M. Rieger.
Valentiner, Dr. W., Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständl. Astronomie. Stuttgart, Ferd. Enke.
W., H., Morgenstund hat Gold im Mund. Anleitg. z. frühen Aufstehen. Zürich, Schröter & Meyer.
Walter, Dr. E., Die [illegible] u. die inneren Interessengegensätze der Handwerkerklasse. Leipzig, [illegible].
— — Handbuch der Nationalökonomie. V. Band. 2. Aufl. Ebend.
Weigand, Ernst, Klavier-Anfangsschule; bei den einfachsten Begriffen beginnende Anschauungs-Methode. Mainz, Ernst Kern(?).
Wichmann, F. B., Die eiserne Maske. [illegible], Roman aus den Archiven der Herzoge von Condé u. Rohan. Jena, H. Costenoble.
[illegible], Fr., [illegible] Leitfaden für Stenographen aller deutschen Systeme. [illegible], H. A. [illegible].
Zeller, Ph., Aus 'n Leb'n. Gedichte in oberbayr. Mundart. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Zorn, Fr. A., Grammatik der Tanzkunst. Theoretischer u. prakt. Unterricht in der Tanzkunst und Tanzschreibkunst oder Choregraphie. Nebst Atlas u. Notenheft. Leipzig, J. J. Weber.

Im Lande der Mauren.

Von

Alfred Stelzner.

(Schluß.)

Der marokkanische Kleinhandel wird entweder in den Kaufladen oder Bazars betrieben, derart gewöhnlich, daß ein und dieselbe Straße nur Händler mit ein und demselben Verkaufsartikel beherbergt, oder durch den „Delâl". Mit diesem Namen bezeichnet man den überall anzutreffenden und sehr volkstümlichen Hausierer, der die Ortschaften mit seinen Waren — nicht selten in einem vor ihm herschreitenden Sklaven oder einer Sklavin bestehend — durchzieht, laut deren Preis ausruft, und nach allen möglichen Münzfüßen zu rechnen versteht, in den Küstenstädten besonders nach spanischen Duros, französischen Franken und englischen Schillingen, im Inlande meistens mit den unförmlichen, unebenen, mit einigen plumpen Schriftzeichen bedeckten Landesmünzen, unter denen die ungeschlachten „Flus"- und „Doppelflus"-Stücke (etwa so viel wie ein und zwei Pfennig) die Hauptrolle spielen. Es ereignet sich oft genug, daß man auf eine größere Münze — etwa auf einen Metchal, das ist ein Silberstück von ungefähr zwei Franken Wert, einen Klumpen Flus herausbekommt, den man kaum in den Taschen unterbringen kann.

Was nun die Bewohner des Landes betrifft, das ehemals aus den drei selbständigen Reichen Marokko, Fez und Tafilelt bestand, jetzt jedoch in unbestimmt begrenzte, oft nach den einzelnen Stämmen (Kebila, daher abgeleitet der Ausdruck Kabylen für die Bewohner des offenen Landes) benannte Provinzen eingeteilt ist, so sind dieselben allgemein unter dem Namen Mauren bekannt. Die Einwohner selbst nennen sich in der Landessprache **Moghrebin**, was Abendländer bedeutet. Die ebenfalls geläufige Bezeichnung „Marokkaner" hat nur geographische, nicht ethnographische Bedeutung, insofern sie auf die Gesamtbevölkerung Anwendung findet, während von der Bezeichnung Mauren die nicht der mohammedanischen Religion angehörenden Juden und Christen des Landes dem allgemeinen Gebrauche nach ausgeschlossen sind.

Kein Volk der Erde dürfte so viele verschiedene Typen aufweisen wie das marokkanische. Vom reinsten kaukasischen Blondkopf mit weißer Gesichtsfarbe bis zum pechschwarzen rein afrikanischen Negertypus sind eine Unzahl Zwischenstufen vertreten. Doch gestaltet sich die Durchschnittsfärbung durch beständigen Zufluß von Sudannegern unmerklich aber stetig dunkler, so daß die Gesamtbevölkerung sich dereinst vielleicht zu einer braunfarbigen entwickelt haben wird.

In Ermangelung jeglicher statistischen Untersuchungen ist die Einwohnerzahl Marokkos, über welche die Angaben zwischen fünf und zehn Millionen schwanken, nicht einmal annähernd zu schätzen; die Stammeseinteilung der Marokkaner aber bietet, obwohl sie eine vielseitige ist, keine Schwierigkeiten. Sie zerfallen in Mauren, Juden und Fremde, in Moslemin, Jahud und Nesara, wie der Maure sagt, das heißt in Mohammedaner, Juden und Nazarener oder Christen. Und zwar ist „Nesara" oder in der Einzahl der „Nesrani" in Marokko gleichbedeutend mit Ausländer und Europäer überhaupt. Die Mauren wiederum zerfallen ihrer Abstammung nach in vier deutlich von einander verschiedene Gruppen: Araber, Berber, Neger und Mischlinge, während sie sich der sozialen Stellung nach in Städte- und Landbewohner (Kabylen) gliedern.

Den Mauren im allgemeinen werden, nach den übereinstimmenden Berichten aller Eingeweihten, Eigenschaften

nachgejagt, die mit unseren Begriffen von Ehre, Recht und Gewissen in geradem Widerspruch stehen. In der That ist der Maure heuchlerisch und lügnerisch, treulos und kriechend vor dem Mächtigeren, roh und grausam gegen die in seiner Macht Befindlichen. Die Verhältnisse, in denen er lebt, machen diese schlechten Eigenschaften indessen nur zu sehr begreiflich. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß Willkür statt Recht und Gesetz im Lande herrscht, daß ein einziges unvorsichtiges Wort dem Mauren Vermögen und Leben kosten kann, daß endlich der Maure nach den Satzungen seiner Religion einen Andersgläubigen überhaupt nicht als einen Menschen zu betrachten hat. Der Koran ist es auch, der die Frauen in jeder Hinsicht vor dem Manne zurücksetzt, und demgemäß ist die Stellung der maurischen Frau eine äußerst niedrige, ihre Behandlung eine harte und verächtliche. Sie zählt überhaupt nicht mit zur Gesellschaft. Dem Armen ist sie ein Arbeitstier, dem Reichen, der sie in seinem Harem (richtiger Charám) wie ein Lieblingstier in einem Käfig hält, ein Luxusartikel. Uebrigens rekrutiren die Frauen der Mauren sich aus allen im Lande befindlichen Volkselementen, selbst Jüdinnen und Christinnen nicht ausgenommen, da dies der Koran ausdrücklich gestattet. Die Negerinnen sind besonders häufig vertreten, weil es bei den Vornehmen zum guten Ton gehört, eine oder mehrere Schwarze im Harem zu besitzen. Sittliche Vergehen werden bei den Frauen mit schwerer körperlicher Züchtigung bestraft; auf Ehebruch steht der Tod. Der ganze Lebensweg eines maurischen Weibes ist nur ein Beweis der niedern, verachteten Stellung, die es überall einnimmt. Schon die Geburt eines Mädchens wird von den Mauren als ein Familienunfall betrachtet und mit Wehklagen begleitet. Mutter und Schwester werden sogar von den Kindern männlichen Geschlechts mit Geringschätzung behandelt. Ist das Mädchen erwachsen, so darf es das Haus nicht mehr nach Belieben verlassen, sich vor fremden Männern auch nur mit verhülltem Antlitz zeigen. Eines Tages kündigt der Vater der Ahnungslosen an, daß er ihren Hochzeitstag festgesetzt habe. Der Bräutigam, den sie erst am Schlusse des Hochzeitsfestes zu Gesicht bekommt, holt sie in sein Haus ab und verfügt über die Gattin, bis er aus irgend einem Grunde mit ihr unzufrieden ist. Dann löst er die Ehe durch einen kurzen vorgeschriebenen Spruch und entläßt die Geschiedene mit einer kleinen Entschädigung. Die Weggeschickte (Hailschla) kehrt nun ins Elternhaus zurück oder muß sonstwo ein Unterkommen suchen.



Im spätherbstlichen Unwetter. Gemälde von L. Davis.

Die Araber Marokkos, bei welchen besonders diese niedere Stellung der Frauen anzutreffen ist, bilden etwa den vierten Teil der Landesbevölkerung. Ihre Rasse ist jedoch keineswegs die rein arabische, wie denn der maurische Araber schon mehr ein europäisches Aussehen zeigt und seinem arabischen Stammvater kaum noch ähnlich ist. Zu Anfang des achten Jahrhunderts drangen die Bewohner Arabiens bekanntlich in Nordafrika ein, bekehrten die Eingeborenen zum Islam und pflanzten die Fahne des Propheten auch in Marokko auf. Im Verein mit den neubekehrten Marokkanern eroberten sie sodann den größten Teil Spaniens und hielten die iberische Halbinsel bis ins fünfzehnte Jahrhundert besetzt. Nach ihrer Vertreibung und Rückkehr nach Marokko und schon im Laufe der Jahrhunderte hatte sich das arabische Element mit so vielen fremden Volkselementen durchsetzt, daß eine neue Rasse, die maurisch-arabische, geschaffen wurde, die jedoch die Religion, Sprache und Sitten der arabischen Ahnen beibehielt. Diese marokkanischen Araber, kräftig gebaut, mittelgroß und nicht selten von außerordentlicher Intelligenz, bilden den eigentlichen Kern des marokkanischen Reiches, insofern sie in den Städten vorherrschend sind und aus ihnen die meisten höheren Würdenträger des Reiches entnommen werden. Die Frauen von rein maurisch-arabischer Abstammung sind in der Jugend meist schön, von zarter Gestalt, von heller, reiner Gesichtsfarbe und regelmäßigen Zügen. Sie altern jedoch schnell, ihre Gestalt wird frühzeitig voll und plump, das Gesicht voller Runzeln. Die Augen bleiben zwar groß und glänzend, verlieren jedoch den sanften, berückenden Blick. Die maurischen Araber, deren Stamm am deutlichsten durch die Sprache begrenzt ist, bewohnen den größten Teil der Ebene am atlantischen Ozean und die Provinz Andschera an der Meerenge von Gibraltar, von wo sich das arabische Element nach Osten und Süden mehr und mehr unter den Stämmen der Berbern verliert.

Die Berbern bewohnten das Land bereits, als die Araber erobernd in dasselbe eindrangen. Sie bilden die gleiche Völkerschaft, die im frühesten Altertum unter dem Namen der Libyer bekannt war. Sie bewohnen vornehmlich die Gebirgs- und Wüstengegenden Marokkos, haben sich ihre Eigenart trotz der Araber erhalten und sind ihnen an Einwohnerzahl dreifach überlegen. Ein wesentlicher Unterschied ist zwischen den berberischen und arabischen Mauren nicht vorhanden, höchstens fällt das weit hellere Haar der Berbern, sowie ihre geringere geistige Begabung auf. Auch ist der Berber nicht annähernd so fanatisch religiös wie der Araber, vielmehr ziemlich frei und als ketzerisch verrufen. Unter guten Führern ist er ein vorzüglicher Krieger. Die gefürchteten Piraten der ehemaligen Barbareskenstaaten waren größtenteils Berbern, und aus Berbern bestand schon der Kern des Heeres Hannibals. Die Sprache der Berbern, das Schelloh, ist von der arabischen gänzlich verschieden; sie wird von Fremden selten gelernt, obgleich sie bei allen Vorzügen klar und einfach ist. Die Berbern sind über das ganze Land nach Stämmen verteilt und unterscheiden sich von den Arabern besonders durch freiere Sitten, vor allem aber durch eine bessere Behandlung ihrer Frauen, die sich vor den Araberinnen, denen sie an Schönheit nachstehen, schon durch selbständigeres Auftreten, stolzere Haltung und trotzigen Blick auszeichnen. Ihre Stellung nähert sich derjenigen europäischer Frauen, obgleich die Berbern hinsichtlich der Moral und guten Sitte sehr freie und von unserer Auffassung stark abweichende Begriffe haben.

Höchst reizvoll und nicht ohne Poesie ist die eigentümliche bei einigen Berberstämmen herrschende Sitte einer Art Heiratsmesse, die alljährlich nach der Ernte an gewissen Marktplätzen abgehalten wird. „Die Mädchen und Witwen," erzählt Horowitz, „finden sich daselbst ein, aufs beste herausgeschmückt und unverschleiert, jede ein Stück selbstgewebter Leinwand wie zum Verkaufe vor sich. Die männlichen Heiratskandidaten treffen zuerst mit den Augen ihre Auswahl. Jeder nähert sich dann derjenigen, die ihm gefällt, und fragt um den Preis der Leinwand. Die Befragte sieht sich den Frager prüfend an, und aus dem geforderten Preise erkennt der Kandidat alsbald, ob auch er gefallen hat und seine Werbung gütig angesehen werde oder nicht. Im ersteren Falle ist der geforderte Preis für die Leinwand ein äußerst niedriger, andernfalls ein unverhältnismäßig hoher. Hat man sich gegenseitig gefallen und den Preis vereinbart, so wird unter den Familienangehörigen das Weitere verabredet, und der Leinwandkäufer holt mit derselben auch die Verkäuferin heim."

Unter der einheimischen Bevölkerung Marokkos spielen noch die Neger und die seit den ältesten Zeiten in ganz Nordafrika ansässigen Juden keine unbedeutende Rolle. Die Neger sind in steter Zunahme begriffen und dürften an Zahl bald eine Million überschreiten haben. Der größte Teil kommt auf die südlichen Provinzen. Viele kommen als Sklaven im Kindesalter ins Land, um wie eine Ware verkauft zu werden. Uebrigens werden sie menschlich behandelt und die Männer sogar nach einer gewissen Dienstzeit freigelassen. Dann stehen sie jedem andern Mohammedaner völlig gleich und können selbst zu den höchsten Würden gelangen, wie denn eine große Anzahl stets in der Armee des Sultans dient. Der erste Minister und Günstling des Sultans, der 1879 verstorbene Si Musa, war ein Neger, und der Gründer der jetzt herrschenden Dynastie sogar war der Sohn einer Negersklavin. Manche Negerinnen sind selbst nach europäischen Begriffen schön zu nennen, und sie alle zeichnen sich durch eine reine, glockenartige Sopranstimme angenehm aus.

Digitized by Google

Die Juden finden sich im ganzen Lande, am zahlreichsten in den Küstenstädten. Sie dürften sich auf mehrere hunderttausend belaufen. Sie leben in barbarischer Knechtung und nehmen unter allen Bewohnern Marokkos die tiefste gesellschaftliche Stellung ein. Sie sind überall leicht erkennbar, schon an ihrer besondern Tracht, leben übrigens in streng abgeschlossenen Quartieren, Mellah oder „verwunschte Statte“ genannt. Der marokkanische Jude ist keinen Augenblick seines Lebens und Vermögens sicher und steten Demüthigungen ausgesetzt, ohne irgendwo Schutz zu finden. Bei alledem verdankt Marokko den Juden im Grunde alles, wozu es sich bisher aufgeschwungen hat. Denn sie bilden das Mittelglied zwischen den arbeitenden und den höheren, arbeitsscheuen Klassen, zugleich die Vermittler zwischen dem In- und Ausland, wozu ihre Sprachkenntnisse und ihre Geschmeidigkeit sie besonders befähigen, und außerdem liegen der Handel und die Handwerke größtentheils in ihren Händen. Die Juden sind auch das einzige Element im Lande, das einige Aehnlichkeit mit europäischem Bürgerthum hat, zugleich auch die einzigen Freunde von Europäern, die sonst im Lande scheel angesehen werden.

Die jüdischen Frauen in Marokko, die besser sind als ihr Ruf, sind weit und breit berühmt wegen ihrer Schönheit. Von der Schönheit ihrer Augen, der Zartheit ihres Teints, den plastischen Reizen ihrer Körperformen weiß mancher Europäer ein besonderes Lied zu singen.

Wir können diese flüchtige Skizze nicht schließen, ohne mit einigen Worten noch der in Marokko weilenden Fremden

Vor den Coulissen



„Da sitz ich einsam und verlassen wie der Hirt, der mich trägt — der letzte meines Stammes — ein bellagenswerthes Los!“



Ritter Kuno von Herzlieb im Kerker: „Helft mir, rettet mich! Hier lieg' ich auf faulem, dumpfem Stroh, ohne Brod und Speise, und die giftigen Dünste der Tiefe vergiften mich!“



Heldenjungfrau: „Zittert nicht, meine Getreuen, ich führe euch zum Siege; mein Koblenzerherz ist gefeit gegen jede Furcht, vor Menschen, vor Drachen und Geistern; mich kann nichts mehr schrecken!“



Kinderchor: „Papa, Papa! Du holst ja gleich nach Schluß nach Haus, 's ist noch e Brödele angekommen!“



„Das ist allemal e ungemüthliche Gschicht' als armer Gefang'ner.“



„Herr Regisseur, zu Hülfe, zu Hülfe! Hu, eine gräßliche — Maus!“

und hinter den Coulissen.

Nach Originalskizzen von **A. v. Fischern.**

zu gedenken, deren Zuzug in raschem Wachsthum begriffen ist. Es mögen ihrer an dreitausend im Lande sein, davon etwa ein Drittel in der wichtigsten Hafenstadt Tanger — Spanier in vorherrschender Zahl — während der Rest sich auf die übrigen Küstenstädte vertheilt. Im Innern des Landes gibt es nur wenige „Nejara“ oder „Numi“, einige am Hofe des Sultans, andere, die mit den einheimischen Sitten und Sprachen vertraut sind, als Eingeborene verkleidet, inmitten derselben. An Deutschen, nemsa oder namsi genannt, gibt es einige Dutzend in ganz Marokko, nächst Tanger am meisten in Casablanca. Die Fremden sind entweder Diplomaten oder Handelsleute; denn als Handwerker finden Fremde bei den unglaublich geringen Ansprüchen der einheimischen Konkurrenten selten ihr Auskommen.

Fast sämtliche zivilisirte Staaten sind in Marokko durch Gesandtschaften oder Konsulate vertreten, deren Personal überall des höchsten Ansehens genießt. Jeder Fremde steht unter der unmittelbaren Schutzherrschaft der Vertreter seines Staates, was bei der Willkür und Unsicherheit im Lande von großer Bedeutung ist.

In den letzten Jahren ist auch das deutsche Reich durch einen Handelsvertrag und Erwerbung von Begünstigungen für deutsche Unterthanen in nähere Beziehung mit dem „Lande der Zukunft“ getreten. Die Handelsexpedition vom Jahr 1886 mit dem „schwimmenden Musterlager“ auf dem Schiffe „Gottorp“ ist noch in aller Erinnerung. Es gilt, die Augen offen zu halten, denn wenn nicht alles trügt, wird die „marokkanische Frage“ sehr bald im Vordergrund der politischen und kommerziellen Interessen stehen.

Astronomie.

Dezember 1887.

Abends gegen 10 Uhr im Anfang des Monats, gegen 8 Uhr zu Ende desselben ist im Osten Orion mit den Sternen erster Größe des Stiers, der Zwillinge, des großen und kleinen Hundes aufgegangen. Links von ihnen steht der Planet Saturn, zunächst



den Zwillingen. Von den mit bloßem Auge sichtbaren Planeten ist sonst keiner abends zu sehen; erst gegen 1 Uhr erscheint Mars im Sternbild der Jungfrau und einige Stunden später die Venus. Diese entfernt sich rasch im Laufe des Monats gegen den Skorpion und nähert sich mehr und mehr dem Jupiter, der den ganzen Monat rechts über dem roten Sterne Antares aufzusuchen ist.

Bilderrätsel.



Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 125:

Hier duselige Referendare liegen da; wenn i und da a no da lägen, da wär[illegible]) [illegible] da.



Lotterieziehungen im Monat Dezember.

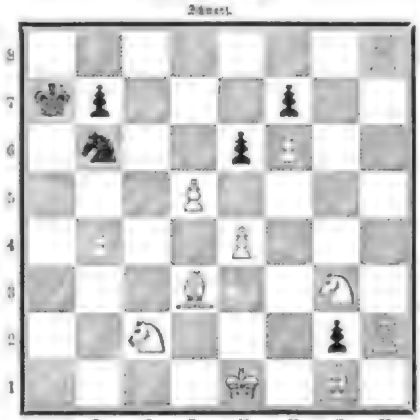
Am 1. Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1888 (32. Ziehung). — Sachsen-Meininger 100-Thaler-Prämienpfandbriefe à 4 % vom Jahre 1866. Prämienziehung am 2. Januar. — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Lose à 3½ %, vom Jahre 1871. Prämienziehung am 1. Februar. — Kurhessische 40-Thaler-Lose vom Jahre 1845, Prämienzahlung am 1. Juli. — K. K. Oesterreichische [illegible]-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. März 1888 (101. Ziehung). — Stadt Neapel 150-Lire-Lose à 4½ %, vom Jahre 1868, höchster Preis 35,000, niedrigster 150 Lire, zahlbar am 1. Januar 1888 (73. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1870, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 1. Januar 1888, 55 % (107. Ziehung). — Fürst Windischgrätz 20-Gulden-Lose vom Jahre 1846, höchster Preis 20,000, niedrigster 38 fl., zahlbar am 1. Juni 1888 (51. Ziehung). — Am [illegible] [illegible]-Lose vom Jahre 1857, höchster Preis 6000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Juni 1888 (62. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 100,000, niedrigster 145 fl., zahlbar am 15. Juni 1888 (60. Ziehung). — Belgische 3 % Kommunal-100-Franken-Lose vom Jahre 1861, höchster Preis 25,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 10. Juli 1888 (27. Ziehung). — Am 31. Braunschweiger 20-Thaler-Lose vom Jahre 1868, höchster Preis [illegible], niedrigster [illegible] Thaler, zahlbar am 31. März 1888 (76. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3 % vom Jahre 1853, höchster Preis 25,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 31. März 1888 (35. Ziehung). — Stadt Venedig 30-Lire-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 50,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. Mai 1888 (55. Ziehung).

Schach.

Aufgabe Nro. 437.

Von N. Herzsprung.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 433:

[illegible]

Monat-Rösselsprung:

Dezember.

Von

Rudi von Warnkenhagen.

Briefmappe.

H. Sp. in J. So zuverlässig, um für solch genaue Aufnahmen zu genügen, ist keiner der uns bekannten Hilfsapparate. Da führen nur die [illegible] Vermessungen und mathematisch genauesten Konstruktionsberechnungen zum gewünschten und erhofften Ziele.

Narcisse b. u. Wenden Sie sich mit der Bitte um unentgeltliche Beratung an den [illegible]-Verein in Berlin.

A. von W. in K. (O.). Wir werden Ihren Wünschen nach Möglichkeit Rechnung tragen, müssen uns aber doch vor einem Zuviel hüten, um nicht andere [illegible] Interessen zu beeinträchtigen.

Hermann B. in Dresden. Die beiden Gedichte gegen den Kobalt, doch sind sie — das eine wegen seines Stoffes, das andere wegen der [illegible] Form — für den Abdruck in unseren Blättern nicht recht geeignet.

E. L. in H. Heutigen Tags sehr selten und gewöhnlich nur auf Grund persönlicher Beziehungen zugänglich.

A. B. in Halle a. S. Der Schluß enthält manche recht hübsche Wendung, ist aber im ganzen zu lang und in seinen einzelnen Nummern zu wenig abgeschlossen, als daß [illegible] auftretende Aufzüge sich zur Geltung [illegible] würden.

G. L. in F. Um nähere Auskunft über die Einzelheiten der [illegible] Bewegung zu erhalten, für die Sie sich im Anschluß an den Aufsatz in Nr. 4 so lebhaft interessiert, werden Sie sich am besten unmittelbar an den Verfasser desselben, Herrn Ernst von Wolzogen(?), Dresden, [illegible]straße 81.

Wilhelm K. in Berlin. Wir wissen sehr, ob wir das jüngst Angekommene verwenden können. Rückporto lag keiner Ihrer Sendungen bei.

O. T., Abonnent in E. Der von Ihnen zuerst angebotene Jahrgang unserer Zeitschrift ist gänzlich ausverkauft und deshalb nicht mehr zu haben. Dagegen können Sie den Jahrgang 1868 für den ermäßigten Preis von 8 Mark [illegible] nach beziehen.

Hildegard in M. Dazu bedürften wir zum mindesten noch eines [illegible] Hilfsmittel. [illegible] behalten [illegible] dann auch das weitere erledigt werden.

Felicitas. Die Verse: „Wenn mancher Mann wüßte“ ꝛc. sind eine neudeutsche Umgestaltung eines Spruchs, mit dem der fromme Mystiker Rulman Merswin aus Straßburg seine im Jahre 1365 niedergeschriebenen Predigten schließt, und der folgendermaßen lautet:

> „Merck Man hie by unseren Man
> Und weiss wol, wes merch Man kann,
> Und weist merch Man, wer merch Man wär,
> Do hat merch Man merchen Man Zucht und Er.“

Gustav M. in Linz. In der Anlage und in manchen Einzelheiten recht hübsch; nur fürchten wir, daß die gewählte Form der Zwiesprache in diesem Fall und dieser Fassung, auch wenn wir selbst sie als dichterische Freiheit gelten lassen wollten, bei der heutigen Leserwelt, die für so [illegible] poetische Lizenzen wenig Sinn und Duldsamkeit hat, auf lebhaften Widerspruch stoßen würde. Doch hat es uns gefreut, bei dieser Gelegenheit einen so treuen Verehrer kennen zu lernen.

Dr. Jurio. Tübingen [illegible] Anträge dieser Art aus, behält sich aber vor, unter Umständen aus eigener Initiative den Verzicht zu verfügen. Am besten werden Sie zum Ziel gelangen, wenn Sie sich von verschiedenen Universitäten die betreffenden Statuten unmittelbar erbitten.

Achtzehnjährige Leonore. Die [illegible] ist uns nicht bekannt. [illegible] unter Gesundheitspflege.

K. K. [illegible]. Schon oft [illegible].

M. L. in [illegible]. [illegible] haben wir [illegible] gemacht und haben uns daher [illegible] auf weiteres nicht mehr darauf ein. Ihnen [illegible] zu geben, müssen Sie in jedem einzelnen Fall einen Auftrag [illegible] deutschen Verlegers zu erlangen suchen.

F. K. in [illegible]. Mit ähnlichen Einsendungen haben schon so viele „Am Strande“ gefüllt und ihrer Stimmung Ausdruck gegeben, daß wir damit nichts Neues bringen würden.

Prof. E. in D. Die große Ausgabe des König Ludwig-Albums (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) enthält in 13 vorzüglich ausgeführten [illegible] Ansichten der berühmten Schlösser König Ludwig II., sowie dessen Porträt; der Preis ist 18 Mark. Es existiert aber auch eine kleine Ausgabe in photographischer Reproduktion zu 10 Mark. Wollen Sie nach [illegible] bei Ihrer Buchhandlung veranlassen.

Angehender Equilibrist in Fk. Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, der Winter [illegible] sich nicht zur Erlernung des Radfahrens. Es gibt doch gewiß in Ihrem Städtchen einen größeren Saal, der Ihnen zum Üben dienen kann, und wo Sie es unter der Leitung eines guten [illegible] bald zum [illegible] „Meister vom Rad“ bringen werden. Die Maschine liefert Ihnen die [illegible] Velocipedfabrik in Frankfurt a. M., und kommt dann der Frühling ins Land gezogen, so machen Sie mit den ersten [illegible] Tag unter Zuhilfenahme von „Dreysing's Tourenbuch“ (Berlin, Verlag der Redaktion des „Radfahrer“, ℳ 2. —) auf Ihrem blanken [illegible] [illegible] Preis voraus. Die Lektüre des Rad[illegible] [illegible] wird Ihnen [illegible] sein.

[illegible] in Düsseldorf. Derartige Vermittlungen eignen sich [illegible] nicht für unsere Briefmappe, und wenn wir auch in Ihrem Fall [illegible] gern eine Ausnahme machen möchten, so müssen wir es doch unterlassen, da die Konsequenzen zu bedenklich sein würden. Übrigens glauben wir, daß ein Auftrag an ein gutes [illegible] Sie bald genug zum gewünschten Ziele führen wird.

Sp. Dr. in [illegible]. Verschwunden zu sein ist unseres Wissens nirgends im deutschen Reich ein besonderes Vorrecht des Adels, der [illegible] durch Eintragung des Familienwappens auf dem [illegible] [illegible] von anderen abhebt.

Abonnent E. in U. Durch Benutzung der Unterrichtsbriefe nach dem [illegible] [illegible].

Ein alter Abonnent in Karlsruhe. Von Zeit zu Zeit eine [illegible].

[illegible] in Lübeck. Die Bezeichnung „authentisch“ will nur [illegible], daß die [illegible] Stücke mit besonderer Genauigkeit nachgezeichnet worden [illegible], während es im übrigen naturgemäß [illegible] des [illegible] war, die einzelnen gegebenen Anhaltspunkte nach [illegible] mit einander [illegible] zu verbinden.

Fr. von A. in Erfurt. Ganz hübsch, nur noch etwas mehr eigene [illegible], die nicht gar so oft schon in ganz ähnlicher Weise ausgebracht worden sind!

[illegible] Zeitpunkt ist unseres Wissens noch nicht bekannt [illegible].

[illegible] Abonnentin in Prag. Wir wollen für Ihre Wünsche [illegible] [illegible] der einen Sache nicht zu viel Platz [illegible] unserer Leser nicht zu schädigen.

[illegible] Emil Miklas in Glogau. C. J. [illegible] in [illegible]. [illegible] Schulte in Landsberg a. W. Alice Troge in Hamburg. Knopf und Grothe in Hamburg (2). Jenny Wenzel in Hannover. Flora Schüler in Plauen i. V. Sternau, kgl. Rechnungsrat in [illegible]. Ferdinand Altstadt in Frankfurt a. M. Georg Marg in Gießen. Marie Geltermann in Hannover. Joh. Paul Siegert in Hamburg. Emil Hahn in Hamburg (2). Friedr. Fleischer in Straßburg. Anna Heine in Merseburg i. W. M. W. in Homburg. Forn. Regimentstambour in Metz (1). L. W. in Hamburg. Julius Rosenthal in Brandenburg. H. H. in Gelsenkirchen. Fr. Hitz. Helbling-Ziegler in Zürich (3).

Gesundheitspflege.

G. in M. Ihre Fragen sind zu verneinen; wohl das Mittel noch die betreffende Gesellschaft vertienen Vertrauen.

G. v. H. Ursachen unbekannt.

Digitized by Google

Elwine von K., Schulvorsteherin in Losonz (Ungarn). Versuchen Sie gegen die braunen, sommersprossenähnlichen Flecken an den Händen Umschläge mit ein- bis zweiprozentiger Sublimatlösung, täglich einige Stunden zu machen.

Eugenie. Von einer Operation im eigentlichen Sinne kann bei einer hohen Schulter nicht die Rede sein, nur durch orthopädische Heilmethode kann ein Erfolg erzielt werden. Sehr viel kommt dabei auf eine richtige Haltung beim Sitzen, Lesen, Schreiben u. s. w. an und möchten wir Ihnen zu dem Zwecke den Kuhn'schen Geradehalter empfehlen, welcher bei Szeks & Krämer, Frankfurt a. M.-Sachsenhausen, in verschiedener Form und Größe zu haben ist. Lassen Sie sich von dort einen Prospekt schicken.

Otto F. in Cincinnati. Wenn sich die Kopfschmerzen so regelmäßig einstellen, so dürften dieselben durch den Gebrauch des Chinins leicht zu beseitigen sein, und zwar in der Dosis von 0,5–1,0 Gramm eine Stunde vor dem Anfall genommen. Unterlassen Sie einmal das Rauchen für einige Zeit ganz, namentlich das Rauchen der stärkeren aromatischen Cigarren. Eine bestimmte Lebensweise ist weiter nicht nötig, nur zu starke Mahlzeiten sind zu vermeiden.

Kleine Hoffnungslose aus Stettin. Leider müssen wir Sie in dieser Beziehung auch fernerhin hoffnungslos lassen, denn durch Chemikalien Ihnen eine kleine Nase zu verschaffen, das vermögen wir nicht.

E. H. in Crefeld. Mit der Zeit werden auch die letzten Reste einer vorausgegangenen Entzündung dieser Gegend von selbst schwinden; nota bene, wenn dies eben möglich ist; eine leichte Verhärtung nämlich bleibt gewöhnlich ein immer zurück. Durch Massiren kann der Resorptionsvorgang etwas beschleunigt werden.

Langjähriger Abonnent in Castrop. Nasenkatarrh wird neuerdings vielfach durch Einblasungen pulverförmiger Arzneimittel in die Nase mit Erfolg behandelt. Man verwendet hiezu Chinin, gepulvertes Benzoeharz oder Tannin, und zwar werden die Einblasungen morgens und abends vorgenommen.

Alpenrose. 1) Bei übermäßiger Schweißbildung ist folgendes Mittel oft erprobt: Salicylsäure 3 Teile, Stärkemehl 10 Teile, Talk 87 Teile. 2) Bei Mitessern und dergleichen sind außer dem Gebrauch der Ichthyolseife noch die in Nro. 5 des 30. Jahrgangs erwähnten Sandabreibungen besonders zu empfehlen. **Dr. Sehm.**

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: **Moritz Bodi** (V. Franz Josefsquai 5);
München: **Fritz Schwarz**, Redakteur der „Kunst für Alle" (Nordendstr. 22);
Wien: Freiherr **A. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Edelraute, eine Tiroler Geschichte von E. M. Vacano, Fortsetzung. — Aus dem Wahlleben der Gegenwart, von Heinrich Ehrlich. — Das Hambacher Schloß, von Ernst Koppel. — Familienkonzert, von Peterseni-Meyer. — Ein wissenschaftliches Dioskurenpaar: Mommsen und Sybel an ihrem siebenzigsten Geburtstage gewidmet, von Eugen Zierke. — Skizzen und Bilder aus der Stadt des „Alten Dessauer", von Ew. Schluß. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau, Fortsetzung. — Politische Neuigkeiten. — Kosakengericht, von v. Bessuf. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Im Lande der Mauren, von Alfred Schlyter. Schluß. — Astronomie: Dezember. — Bilderrätsel. — Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 123. — Witterungsbeobachtungen im Monat Dezember. — Schach. — Rösselsprung-Auflösung: Dezember, von Rudi von Warnfrabogen. — Briefmappe.

Illustrationen: Schloß Kronberg zu Helsingör, nach einer photographischen Originalaufnahme. — Die letzten Gesichten, Gemälde von Bruck-Lajos. — Politische Neuigkeiten, Gemälde von Minerat Gl. Becke. — Heinrich v. Sybel. — Theodor Mommsen. — Familienkonzert, Gemälde von H. Vetter. — Skizzen und Bilder aus der Stadt des „Alten Dessauer", vier Originalzeichnungen von Carl Seydlitz'schen Tapf R. A. Müller. — Liebeserklärung, Gemälde von J. Saulmann. — Kosakengericht, Gemälde von J. Pawlikowski. — Im spätherbstlichen Garten, Gemälde von E. Davis. — Vor den Coulissen und hinter den Coulissen, nach Originalskizzen von A. v. Fischern.

Ein neues Werk von Georg Ebers!

In den nächsten Tagen erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Elifên.

Ein Wüstentraum von **Georg Ebers.**

Preis geheftet 4 Mark; fein gebunden 5 Mark.

Georg Ebers tritt diesmal mit einem Werke hervor, welches uns eine neue Seite seines Talentes zeigt; denn in seiner „Elifên" entzückt er den Leser, den er früher nur als Erzähler an sich gefesselt, auch als Sänger durch den Wohlklang der metrischen Rede und des Reimes. Die vollendet schöne Sprache dieser ergreifenden Dichtung wird noch gehoben durch den leichten, schwungvollen und eleganten Fluß der Verse. Der Verfasser hat durch dieses Werk ein frisch grünendes Blatt dem Lorbeerkranze hinzugefügt, den ihm die Besten längst zuerkannt haben.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Das vollst. **„Vater Unser"**, auf ill. 20 Pfg.-Marke gravirt, à M. 1. — franco (Briefmarken). 1151
Aug. Paul, Frankfurt a. M.

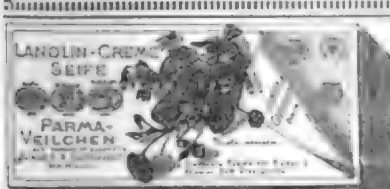
Solide Buckskins, das Meter von M. 2.50 ab, versende nach allen Orten. Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	**Baltimore**
Brasilien	**La Plata**
Ostasien	**Australien**

Prospekte versendet **Die Direction**
Bremen. **des Norddeutschen Lloyd.**



Junger & Gebhardt
Berlin
LANOLIN-Crême-Seife.
Parma-Veilchen



Enorme Preisherabsetzung!
25 Bände Romane,
Novellen, Erzählungen nur besserer Autoren, u. a. von Max Ring, Gerstäcker, Hackländer, Schücking, Marlitt etc., Ladenpreis ca. 50 Mk. zusammen
für nur 6 Mark!
50 Bde. nur 11 M., 100 Bde. nur 20 Mark.
Versand geg. Einsendung od. Nachnahme.
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
Verzeichnis gratis, franco. Preisliste herabgesetzter Bücher gratis franco.

„Liederquell"
247 ... Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger-, Studentenlieder, ... Gesänge für 1 Singstimme ... Pianoforte ... M. 3 ... M. 4 ...
... „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."
Steingräber Verlag, Hannover.

„Wir kennen keine
...
G. Danim ... 4 M.

„Die unbedingt
beste und ... Schauspiel ... ist die von Dr. D. Bitzel (11 Bände M. 14.3, Auswahl M. 1.50)."
Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„An die vorderste
Reihe aller Schulen gehört **Alo Weissel,** Klavierschule und Melodienreigen 14 M."
K. Zeumann'sche Musik., Leipzig.

PLATO & CO.
Fabrik von
Musikdosen
Salon-Leierkasten
3000 Stücke spielend
Musik-Album
Damen- u. Herrenquart. m. Mus.
Katalog gratis u. franco.
Berlin SW.
Königgrätzer Strasse 107.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
Registrirt und Marke!
UNSCHÄTZBARES MITTEL
zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND,
HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT
...
und macht die HAUT ausgezeichnet
WEICH, ZART UND WEISS.
...
M. BEETHAM & SOHN, ... Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

NEUHEIT
für Toilette und Bad!



PASTA MACK (in eleganten Cartons mit 8 Tabletten) ist ein neues vorzügliches u. sehr öconomisches Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesunden u. erfrischenden Toilette- und Badewassers, von herrlichem Wohlgeruch.
Vorräthig in den meisten Parfümeriehandlungen & Apotheken des In- & Auslandes.
Alleiniger Fabrikant & Erfinder Hch. MACK in Ulm a. D.
General-Depôt für Deutschland:
F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, **Karlsruhe** (Baden).



Das Ergänzungs-System,
welches den berühmten **Anker-Steinbaukasten** ihren hohen erzieherischen Wert verleiht, wird ausführlich beschrieben in dem illustrirten Buche:
„Des Kindes liebstes Spiel."
Wer für seine Kinder rechtzeitig ein wirklich gediegenes Weihnachtsgeschenk auswählen will, der versäume nicht, das obige Buch zur Vollfrage zu verlangen von **F. Ad. Richter & Cie.,** Rudolstadt, Wien, Olten, Rotterdam, London E.C., 1 Railway-Place, Fenchurch-Street, New-York, 310 Broadway.
Das Buch wird kostenlos. Die echten **Anker-Steinbaukasten** sind in allen feineren Spielwarengeschäften vorräthig, man sehe jedoch nach der Fabrikmarke **„Anker"** ... Jedes Kind, welches bereits einen Steinbaukasten besitzt, wird an dem nächsten Ergänzungskasten Freude haben. 75

Bade-Einrichtungen und Douche-Apparate,
komplet, von 38 resp. 24 Mark an.



Badestühle
mit u. ohne Heizofen: 36, 44 u. 56 Mark.
Zimmer-Closets
mit u. ohne Wasserspülung v. 14 Mark an.
Closet-Einsätze
... Verbind. d. Zugluft ... für jede Sitzbrille passend.



No. 582.
Nr. 582 ohne Sitzbrett M. 9.—; mit polirt. Sitz M. 21.50, inkl. Verp. Nachn., Preislisten gratis.
Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstrasse 15.



Krankenfahrstühle

... liefert in verschiedenem Systemen und Größen zum Preise von 36–300 Mark die 555
Dresdner Krankenwagenfabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N., Königsbrückerstr. 75.
... Katalog auf Verlangen gratis u. franko.

Digitized by Google

Reich illustrirte, interessante Weihnachtslisten mit passenden preiswürdigen Geschenken für Jung und Alt **gratis und franko.**



Unerreicht grossartige Auswahl in Luxus- und Dekorationsgegenständen, Makartbouquets, Vasen, Aquarien, Fontainen, Blumentischen, Ständern, Büsten, Christbaumschmuck, Cotillon-Artikeln etc. *Gratis und franko, Kataloge in 5 Ausgaben.*

J. C. Schmidt, Telegramm-Adresse: „Blumenschmidt" **Erfurt.**

Spezialität: **Weihnachts- und Festgeschenke jeder Art.**

Täuschend

nachgebildete unvergängliche **Apfelblütenzweige** als Dekoration für Vasen, Portièren, Gesimse, Wände, Bilder, Spiegel etc., 4 Grössen (von 25 cm bis 75 cm Länge) zu Mk. 1, Mk. 1,75, Mk. 3,50, Mk. 7 per Stück.

Obige Abbildung zeigt je einen Zweig in jeder Grösse vereinigt. Vase hochfein, blaues Glas mit Malerei, Höhe 26 cm, Preis Mk. 10. Vase mit 4 Zweigen Mk. 24 incl. Verpackung.

Fertige Frühlingsbouquets, unvergängliche Apfelzweige mit imitirten Weidenkätzchen, Gräsern etc., 50 cm hoch Mk. 7, 60 cm hoch Mk. 9, 70 cm hoch Mk. 12.

Kataloge,

die für jede Geschenk-Gelegenheit Auskunft geben, auf Verlangen gratis und franko.



Das Clariophon, mit unverwüstlichen Stahlstimmen garantirt und ca. 2000 verschiedene Musikstücke von Metall (nicht Papier) bietet für Tanzmusik, Lieder-Begleitung, Kirchenmusik etc. das Vollkommenste. Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0,75 Pf. ... H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.

Deutsch von Dr. J. Michael.

Mit Bildnis des Verfassers u. 19 Abbildg. — Gebunden M. 6.—.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reden des Fürsten von Bismarck

mit Einleitungen, Anmerkungen etc. herausgegeben von Otto de Grahl (W. Wahlgemuth).

Fünfter Band: Reden aus den Jahren 1884—1885, Preis: **broschirt Mk. 2,50, gebunden Mk. 4,50.**

Sechster Band: Reden aus den Jahren 1885—1887, mit dem Porträt des Fürsten Reichskanzlers, Preis: **broschirt Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—**

Die früher erschienenen vier Bände dieser **einzig vollständigen** Ausgabe der Reden unseres grossen Kanzlers sind ebenfalls von uns zu beziehen, wir haben dieselben **bedeutend im Preise herabgesetzt.** Das vollständige Werk in sechs Bänden kostet jetzt: **broschirt Mk. 22,50, gebunden Mk. 29,60.**

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Hochelegante Originaleinbände in ganz Leinwand, altdeutscher Geschmack.

Verlag von Paul Schettler's Erben, Cöthen (Anhalt).

Kein Buch bildet mehr als ein gutes Reisewerk. Das anerkannt beste ist das vorstehende

ALEXANDER FREIH. von HÜBNER

EIN SPAZIERGANG UM DIE WELT

6. unveränd. Abdruck. 2 Bde. 1887, 8 Mark.



Neuestes Prachtwerk.

Im Kunstverlage von **Jos. Albert** in **München** erschien soeben:

Parcival.

Eine Heldensage in zwölf Bildern nach den im Schlosse Neuschwanstein befindlichen Gemälden von

August Spieß.

Text von Luise von Kobell.

Großfolio in elegantem Leinenbande.

Preis M. 15.—

Die herrlichen Bilder, welche die Zierde des Sängersaales, des schönsten Saales im Schlosse Neuschwanstein, bilden, sind im Auftrage König Ludwigs II. von Bayern für diesen gemalt worden und schließen sich eng der einst durch Wolfram von Eschenbach uns überlieferten Sage an. Auch der Text des vorliegenden Werkes gibt den Inhalt der Sage vollständig, aber in gedrängter Kürze wieder.

Die zwölf Bilder sind in Albertotypie (Lichtdruck) vorzüglich ausgeführt.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Reissmann, August:

Friedrich Lux: Sein Leben und seine Werke.

Mit Bildnis in Stahlstich (A. Weger).

132 S. 8°. Geh. M. 3. —, geb. M. 4,50. 1173

Die kleine Schrift gibt ein treues Bild von dem Leben und Schaffen eines Mannes, dessen so bedeutungsreiche Thätigkeit für die Entwicklung der Musik der Gegenwart als ausübender Künstler, Dirigent und Komponist noch lange nicht genug gewürdigt ist.

Als passende, höchst nützliche Weihnachtsgeschenke

für Kinder empfiehlt die

Chemnitzer Turn- u. Feuerwehr-Geräte-Fabrik von

Julius Dietrich & Hannak

in Chemnitz in Sachsen

sehr elegante Dr. Schreber'sche

Zimmer-Turn-Apparate,

stellbare **Haus-Schulbänke,** patentirt, System Schuldirector Hoelscher, zur Geradehaltung des Körpers und Verhinderung von Rückgratverkrümmungen. **Konstruktion neu und unübertrefflich!** ... **sämtliche Turngeräte.** Preis-Courante und Prospekte gratis.





Enorme Preisherabsetzung!

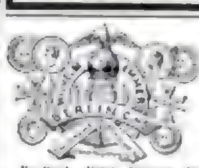
15 Jugendschriften

und Bilderbücher, alle verschieden in guter Auswahl u. elegant **gebunden** für Knaben und Mädchen von 2—15 Jahren, statt mehr als 20 Mark

für nur 6 Mark!

liefert unter Garantie für neu und fehlerfreie Selmar Hahne's Buchhandlung, Berlin S., Prinzenstraße 54.

Ertrend gegen Einsendung oder Nachnahme. Verzeichnisse ... Preise ... Bücher gratis.



... Harmoniums ... 120 M. an ... Fr.-Send. Wilh. Emmer, Berlin C. 65. früher in Magdeburg. 173

Jahres-Neuheit.

FREESIA

der köstliche Duft der Maiblume des Kap der Guten Hoffnung.

Für Taschentuch, Wäsche, Spitzen in Fläschchen von M. 1.25 und M. 2. —

Jünger & Gebhardt, Berlin.

In d. besseren Parfum- u. Drog.-Hdlgn.

(Gegründet 1862.)

Stangen'sche Gesellschaftsreisen

nach dem **Orient:**

2. Januar, 100 Tage, 4400 Mk. — 10. Januar, 102 Tage, 3000 Mk.
6. Februar, 95 Tage, 3300 Mk. — 5. März, 61 Tage, 2400 Mk.
12. März, 60 Tage, 2400 Mk. — 13. April, 31 Tage, 1250 Mk.

Aegypten, Palästina, Syrien, Griechenland, Türkei etc.

Im Preise: Fahrt, Hotel, Verpflegung, Führung, Ausflüge, Trinkgelder u. Führung durch Ernst Stangen, Louis Stangen und Carl Stangen.

Nach **Italien:** im März, April u. Mai, nach **Spanien:** im April.

Um die Erde: im Mai 1888.

Prospekte für alle Reisen gratis nur in 1092

Carl Stangen's Reise-Bureau,

Berlin W., 10. Mohren-Strasse 10.

Wertvolle Geschenke für Kaufleute!

Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.

Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. 64 Bogen. **31. Auflage 31.** eleg. geb. 8,50 M.

Gloeckner's Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. 400 Seiten. 2. Auflage. Ueber 400 Briefmuster, Menge Formulare, Tabellen, Phraseologie, Portotaxe. M. 3. —, eleg. geb. M. 3.75. 934

Merck's Warenlexikon nebst Zolltarif. 45 Bogen. 3. Auflage. 2. Abdruck. M. 8.—, eleg. geb. M. 9.—

Digitized by Google

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Nürnberger Lebkuchen.

Die aussergewöhnliche Sorgfalt, welche wir auf die Beschaffung der Nürnberger Lebkuchen verwenden, berechtigt uns zu der Behauptung, dass wir nachstehend die denkbar **feinsten** Qualitäten anbieten, und garantiren wir unbedingt **frischeste** Ware. Auch die angebotenen billigeren Sorten, à 50 Pf. das Dtzd., sind entschieden als „fein" zu bezeichnen und werden denjenigen dienen, welche bei niedrigem Preise ansehnliche und gute Ware beanspruchen.

a. Feine Nürnberger Lebkuchen.
in ½ Dutzend-Paqueten.

Braune Lebkuchen	Dtzd. 50 Pf.
Weisse Lebkuchen	„ 60 Pf.

Feinste Nürnberger Lebkuchen.

Feinste braune Lebkuchen, Grösse 3	Dtzd.	60 Pf.
Feinste weisse Lebkuchen, „ 3	„	70 Pf.
Feinste braune Lebkuchen, „ 5	„	M. 1.25.
Feinste weisse Lebkuchen, „ 5	„	M. 1.25.

Feinste Nürnberger Lebkuchen.

Feinste Basler Lebkuchen, Grösse 3	Dtzd.	50 Pf.
Feinste Basler Lebkuchen, „ 5	„	M. 1.25.
Feinste Elisen-Lebkuchen	„	M. 1.25.
Feinste Macronen-Lebkuchen	„	M. 1.25.

Extrafeine runde Nürnberger Lebkuchen.

Jede Schachtel enthält 6 verschiedene Sorten: Mandel-, Quitten-, Chocolade-, Elisen-, Vanille- und Macronenkuchen. Preis der Schachtel M. 1.50.

Extrafeine Macronen-Plätzchen. Der Karton, ½ Kilo, M. 1.—

Feine braune Gewürz-Plätzchen. Der Karton, ½ Kilo, 60 Pf.

Weihnachts-Confect.

Kiste Nr. 1. 1 Kilo (ca. 130 St.) enthält Confect aus Chocolade und Zucker, darunter sehr hübsche dekorative Gegenstände. Preis der Kiste M. 3.—
Kiste Nr. 2. ½ Kilo (ca. 60 St.) enthält Confect aus Chocolade. Preis der Kiste M. 3.—
Kiste Nr. 3. ½ Kilo (ca. 60 St.) enthält bestausgestatteten Biscuit. Preis der Kiste M. 2.—

Chocolade.

Wir garantiren beste Ware, ohne irg. welch. Zusatz v. Mehl oder sonst. fremden Substanzen.

Gesundheits-Chocolade.
In Riegeln. Das ½ Kilo = 1 Pfund M. 1.60.

Gesundheits-Chocolade.
In ½ Kilo-Tafeln.

Qual. fein	das ½ Kilo M. 1.75.
„ superfein	„ „ „ 2.—
„ extrasuperfein	„ „ „ 2.50.

Feinste Krümel-Chocolade.
Das Paquet von 500 Gramm M. 1.20.
„ „ 250 „ „ —.65.
Krümel-Chocolade eignet sich auch als Speise-Chocolade.

Crême-Chocolade.
Das Etui, 4 Stangen enthaltend, 50 Pf.
„ „ 8 „ „ M. 1.—

Feine Chocolade-Pastillen.
Der Karton v. ½ Kilo M. 1.

Extrafeine Croquett-Chocolade.
In elegantem Karton, 24 Obiaten mit feiner Prägung enthaltend. Der Karton M. 1.—

Vanille-Chocolade.
In Riegeln. Das ½ Kilo = 1 Pfund M. 1.60.

Vanille-Chocolade.
In ½ Kilo-Tafeln.

Qual. fein	das ½ Kilo M. 1.75.
„ superfein	„ „ „ 2.—
„ extrafein	„ „ „ 2.50.
„ ultrasuperfein	„ „ „ 3.—

Kinder-Chocolade.
In hübschen Kartons, die auch zu Geschenken eignen. Der Karton 60 Pf.

Extrafeine Speise-Chocolade.
Ein eleganter Karton, 36 Stück kleine Tabletten enthaltend. M. 2.—
Ein feiner Karton, 24 Stück kleine Tabletten enthaltend. M. 1.—

Extrafeine Chocolade-Pastillen.
Der Karton von ½ Kilo M. 1.50.

Extrafeine Pralinées.
In elegantem Karton. Der Karton M. 1.25.

Biscuits.

Biscuits sollten in keinem Haushalte fehlen, denn sie sind bei jeder Gelegenheit zu verwenden. Unsere Biscuits sind von vorzüglicher Qualität und wird deren Güte durch die sorgfältige Auswahl von den dazu verwendeten Materialien bedingt; der Nahrungswert unserer Biscuits überwiegt den anderer Gebäckarten bedeutend, weil die Biscuits vollkommen ausgebacken u. frei von aller Feuchtigkeit sind.

Biscuits müssen ganz trocken aufbewahrt werden.

Bezeichnung d. Biscuits	halbe Dose	ganze Dose	Bezeichnung d. Biscuits	halbe Dose	ganze Dose
Albert	M. 1.20.	M. 2.25.	Sponge Hunks	M. 1.50.	M. 2.50
Cracknel	„ 1.20.	„ 2.—.	Combination	„ —.90.	„ 1.60.
Mixed	„ 1.60.	„ 2.50.	Zoological	„ —.80.	„ 1.50.
Mixed Fine	„ 1.60.	„ 3.50.	Marie	„ 1.40.	„ 2.65.
Tea Fine	„ 1.50.	„ 2.60.	Vanille	„ 1.20.	„ 2.50.
Vanilla Drops	„ 1.45.	„ 2.75.	Vanille-Brezeln	„ 1.70.	„ 2.20.
Macaroons	„ 2.—.	„ 3.80.	Dismarck	„ 1.25.	„ 2.50.
Ice Creams	„ 1.35.	„ 2.60.	Berliner Kaffeebrens		„ 1.60.
Gingernuts	„ 2.50.	„ 3.—.			

Musterdosen vorstehender Biscuits.

Musterdose Nr. 1 enthält Biscuits aller nachgenannten Sorten: Albert, Cracknel, Tea Fine, Ess. Drops, Macaroons, Ice Creams, Marie, Vanille, Ess. Brezeln, Mixed ganz, Gingernuts, Sponge Hunks, Dismarck, Berliner Kaffeebrens. Preis der Musterdose Nr. 1: M. 2.50.

Musterdose Nr. 2 enthält Biscuits aller nachgenannten Sorten: Mixed, Mixed Fine und Combination. Preis der Musterdose Nr. 2: M. 2.50.

Englische Waffeln

mit Himbeer-, Citronen- und Vanille-Geschmack.
Die Dose v. 60 St. M. 1.50., v. 100 St. M. 2.75.

Beste krystallisirte Bourbon-Vanille.
In Glasröhren, 2 lange Stangen enth., zum Preise v. M. 1.—

Moy's Cacao, pulverisirt.

Wir verkaufen diesen rein köstlichen Cacao in runden Blechdosen von ¼ Kilo Inhalt M. 1.50, ½ Kilo Inhalt M. 3.— 1½ Kilo Inhalt M. 8.50.

Chinesischer Thee.

Name des Thees	Qualität des Theblattes	Preis per Dose mit Inhalt in Gramm 100	250	500
		M.	M.	M.
Souchong IV.	Gut mittel, recht fallendes Blatt	—.75	1.75	3.—
do. III.	Fein schwarzes, gut gerolltes Blatt	1.—	2.25	4.—
do. II.	Sehr fein u. voll, grosses schwarzes Blatt	1.25	2.75	5.—
do. I.	Hochfein, sehr kräftig, hübsch gerollt Blatt	1.50	3.25	6.—
Pecco II.	Fein kräftig, blütenreiches Blatt	1.50	3.25	6.—
do. I.	Hochfein, kräftig, aromatisch u. blütenreich	2.—	4.75	9.—

Unsern 450 Seiten umfassenden und mit über 2500 Illustrationen ausgestatteten

Haupt-Katalog

liefern wir den bestellten Waren auf Verlangen unberechnet bei.

Grus-Thee.

Der bei allen Theetrinkern beliebte Grus-Thee ist, was den Geschmack anbetrifft, dem Blatt-Thee ganz gleich, bietet aber den Konsumenten den Vorteil, dass er bedeutend billiger als Blatt-Thee verkauft wird.
Grus-Thee Nr. 2, recht gut schmeckend, d. ½ Kilo M. 2.—
Nr. 3, fein schmeckend, „ „ „ 2.50.

Kaffee-Ersatz.

In Anbetracht der gegenwärtig ziemlich hohen Kaffeepreise wird es vielen Hausfrauen willkommen sein, in unserem Kaffee-Ersatz ein Surrogat zu finden, welches den Kaffee ergiebiger macht und auch, allein verwendet, ein gesundes, wohlschmeckendes Getränk liefert.
Das Paquet von 250 Gramm 20 Pf.

Parfümerie-Waren.

Feine Parfüms.
Jockey-Club, Macassar, Escada, Veilchen, Rex, Ess-Bouquet, Spring-Flowers, Heliotrop, Geranium, Ylang-Ylang, Moschus, Patchouli.
Der kleine Flacon M. —.50. Der Flacon extra Qual. M. 1.—
„ mittlere „ M. —.75. „ „ Form Atkinson M. 1.50.

Feinste Parfüms.
Carmen, Narcisse, Cypre, Spring-Flowers.
Der Flacon M. 1.50.

Extract quadruble.
Edelweiss, Akazienblüte, Alpenrose, Ylang-Ylang, Opoponax, Königin der Nacht, Maiglöckchen, Camelia, New mown Hay, Excelsior, Heliotrop, Parma-Veilchen. Der Flacon M. 2.—

Spezialitäten:
La Violetta di San Remo, d. Fl. M. 2.— Gelbveilchen d. Fl. M. 2.50.
Veilchenblüten-Essenz d. Fl. M. 2.50. Maiglöckchen-Essenz d. Fl. M. 1.—

Notiz. Da bei den verschiedenen Qualitäten der Parfüms die Namen sich mehrfach wiederholen, so bitten wir um recht genaue Angabe Nummer und Preisangabe.

Echtes Kölnisches Wasser
von Joh. Maria Farina, gegenüber dem Jülichsplatz, Köln.
Preis f. d. kleine Flasche M. —.75. | Orig.-Kistchen m. 3 gr. Fl. M. 2.—
„ „ „ grosse „ „ 1.50. | 1 „ „ „ 12 M. 8.—

Unsern Spezial-Katalog über Parfümerie-Waren und Toilette-Artikel versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Toilette-Seifen.

		d. ½ Kilo			d. ½ Kilo
Nr. 50.	Glycerin-Seife	M. —.60.	Nr. 54.	Rosen-Seife	M. 1.—
Nr. 51.	Fazilien-Seife	M. —.60.	Nr. 55.	Rosa-Seife	M. 1.20.
Nr. 52.	Mandel-Seife	M. —.70.	Nr. 56.	Veilchen-Seife	M. 1.20.
Nr. 53.	Leipz. Fett-Seife	M. —.80.			

Von vorstehenden Seifen Nr. 50, 51, 52, 53, 54, 55 u. 56 haben wir einen Probe-Karton, von jeder Sorte ein Stück enthaltend, zusammengestellt lassen, und kostet dieser Karton M. 1.40.

Toilette-Seifen in Riegeln. Preis per Kilo

Cocos-Seife in Riegeln (von ca. ½ Kilo), 4 Rieg. ca. 1 Kilo										M.	1.25.
Mandel-Seife Ia	„	„	„	½	„	„	„	„	„	„	1.50.
Glycerin-Seife IIa	„	„	„	½	„	„	„	„	„	„	1.50.
Glycerin-Seife Ia	„	„	„	½	„	„	„	„	„	„	1.75.

Feine Toilette-Seifen.

		Per Stück	3 Stück enth. Karton
Nr. 2.	Toilette-Fett-Seife	M. —.25.	M. —.70.
„ 3.	Transparente Glycerin-Seife	„ —.25.	„ —.70.
„ 20.	Cocos-Seife	„ —.40.	„ 1.10.
„ 4.	Transparente Glycerin-Seife Ia	„ —.50.	„ 1.40.
„ 5.	Cocos-Mandel-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 6.	Cocos-Rosin-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 7.	Familien-Fett-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 9.	Rosen-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 10.	Windsor-Seife	„ —.50.	„ 1.40.

Normal-Seifen.
Deutsches Reichs-Patent Nr. 21.223.

Die Normal-Seifen sind von absoluter Milde und Reinheit. Sie machen die Haut sammetweich und frisch und erhalten den Teint dauernd zart.

Der Karton = 3 St. m. Mandelgeruch	M. —.90.	Sortirte Kartons.	
Der Karton = 3 St. m. Heugeruch	M. 1.—	1 Karton, 3 St. Normal-Seife — je 1 St. mit Mandel-, Heu- u. Rosengeruch — enthaltend	M. 1.—
Der Karton = 3 St. m. Rosengeruch	M. 1.10.		

Olivenöl-Seife,
direkt importirt aus Haifa (Syrien).

Diese Seife wird aus absolut reinem Olivenöl hergestellt und ist infolge dessen von ausserordentlich günstiger Einwirkung auf die Haut.
Der Karton, 6 Stück enthaltend, M. 2.—

Fichtennadel-Duft.
Der Fichtennadel-Duft, mittelst einer Zerstäubers in die Luft geblasen, verbreitet im Zimmer den prächtigen Geruch des Nadelholz-Waldes.
Der Flacon 50 Pf. Bei Abnahme v. 3 Fl. der Fl. 75 Pf.

Zerstäubungs-Apparate.

Nr. 1.	Das Stück	M. 1.25.	Nr. 3.	Das Stück	M. 1.25.
Nr. 2.	„ „	„ 2.50.	Nr. 3.	„ „	M. 3.—.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Reich illustrirte, interessante Weihnachtslisten mit passenden preiswürdigen Geschenken für Jung und Alt **gratis** und **franko.**



Unerreicht grossartige Auswahl in Luxus- und Dekorationsgegenständen, Makartbouquets, Vasen, Aquarien, Fontainen, Blumentischen, Ständern, Büsten, Christbaumschmuck, Cotillon-Artikeln etc. *Gratis und franko, Kataloge in 5 Ausgaben.*

J. C. Schmidt, Telegramm-Adresse: „Blumenschmidt" **Erfurt.**

Spezialität: **Weihnachts- und Festgeschenke jeder Art.**

Täuschend

nachgebildete unvergängliche **Apfelblütenzweige** als Dekoration für Vasen, Portièren, Gesimse, Wände, Bilder, Spiegel etc., 4 Grössen (von 25 cm bis 75 cm Länge) zu Mk. 1, Mk. 1,75, Mk. 3,50, Mk. 7 per Stück.

Obige Abbildung zeigt je einen Zweig in jeder Grösse vereinigt. Vase hochfein, blaues Glas mit Malerei, Höhe 26 cm, Preis Mk. 10. Vase mit 4 Zweigen Mk. 24 incl. Verpackung.

Fertige Frühlingsbouquets, unvergängliche Apfelzweige mit imitirten Weidenkätzchen, Gräsern etc., 50 cm hoch Mk. 7, 60 cm hoch Mk. 9, 70 cm hoch Mk. 12.

Kataloge,

die für jede Geschenk-Gelegenheit Auskunft geben, auf Verlangen gratis und franko.



Das **Clariophon,** mit [illegible] Stahlstimmen garantirt und ca. 2000 [illegible] [illegible] (nicht Pappe) [illegible] **Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0,75 Pf.** [illegible] gratis und franko.

H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.

Deutsch von Dr. J. Michael.

Mit Bildnis des Verfassers u. 19 Abbildg. — Gebunden M. 6.—.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reden des Fürsten von Bismarck

mit Einleitungen, Anmerkungen etc. herausgegeben von Otto de Grahl (W. Wohlgemuth).

Fünfter Band: Reden aus den Jahren 1884—1885, Preis: **broschirt Mk. 3,50, gebunden Mk. 4,50.**

Sechster Band: Reden aus den Jahren 1885—1887, mit dem Porträt des Fürsten Reichskanzlers, Preis: **broschirt Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.**

Die früher erschienenen vier Bände dieser einzig vollständigen Ausgabe der Reden unseres grossen Kanzlers sind ebenfalls von uns zu beziehen, wir haben dieselben **bedeutend im Preise herabgesetzt.** Das vollständige Werk in sechs Bänden kostet jetzt: **broschirt Mk. 22,50, gebunden Mk. 28,50.**

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Hocheleganter Originaleinbände in ganz Leinwand, altdeutscher Geschmack.

Verlag von Paul Schettler's Erben, Cöthen (Anhalt).

[illegible]

ALEXANDER FREIH. von HÜBNER

EIN SPAZIERGANG UM DIE WELT

6. unverkürzte Ausgabe. 2 Bde. 1887. 8 Mark.



Neuestes Prachtwerk.

Im Kunstverlage von **Jos. Albert** in **München** erschien soeben:

Parcival.

Eine Heldensage in zwölf Bildern nach den im Schlosse Neuschwanstein befindlichen Gemälden von

August Spieß.

Text von Louise von Kobell.

Großfolio in elegantem Leinenbande.

Preis M. 15.—

Die herrlichen Bilder, welche die Zierde des Sängersaales, des schönsten Saales im Schlosse Neuschwanstein, bilden, sind im Auftrage König Ludwigs II. von Bayern für diesen gemalt worden und schließen sich eng der alten durch Wolfram von Eschenbach uns überlieferten Sage an. Auch der Text des vorliegenden Werkes gibt den Inhalt der Sage vollständig, aber in gedrängter Kürze wieder.

Die zwölf Bilder sind in Albertotypie (Lichtdruck) vorzüglich ausgeführt.

Als passende, höchst nützliche Weihnachtsgeschenke



[illegible] empfiehlt die

Chemnitzer Turn- u. Feuerwehr-Geräte-Fabrik

von

Julius Dietrich & Hannak

in Chemnitz in Sachsen

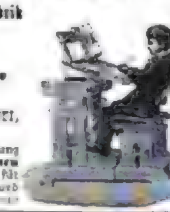
sehr elegante Dr. Schreber'sche

Zimmer-Turn-Apparate,

stellbare Haus-Schulbänke, patentirt,

[illegible]

zur Geradehaltung des Körpers und Vermeidung von Rückgratsverkrümmungen. **Konstruktion neu und unübertrefflich!** Billige Bezugsquelle für **sämtliche Turngeräte.** Preis-Courante und Prospekte gratis.



---

15 Enorme Preisherabsetzung! **Jugendschriften**

und Bilderbücher, alle verschieden in guter Auswahl u. elegant gebunden für Knaben und Mädchen von 2—15 Jahren, statt mehr als 30 Mark

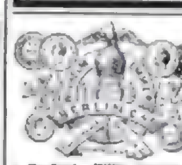
für nur 6 Mark!

liefert unter Garantie für neu und fehlerfrei

Selmar Hahne's Buchhandlung,

Berlin S., Prinzenstraße 54.

[illegible] Verzeichnisse [illegible] gratis.



[illegible] Pianinos von 440 M., Harmoniums von 120 M. an. [illegible]

[illegible] Wilh. Emmer, Berlin C. 64, [illegible] in Magdeburg.

Jahres-Neuheit.

FREESIA

der köstliche Duft der Maiblume des Kap der Guten Hoffnung.

Für Taschentuch, Wäsche, Spitzen [illegible] Flaschen von M. 1.25 und M. 2.

Jünger & Gebhardt, Berlin.

In d. [illegible] Parfum- u. Drog.-Handlungen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Reissmann, August:

Friedrich Lux: Sein Leben und seine Werke.

Mit Bildnis in Stahlstich (A. Weger).

180 S. 8°. Geh. M 3.—, geb. M 4.50. 1173

Die kleine Schrift gibt ein treues Bild von dem Leben und Schaffen eines Mannes, dessen so bedeutungsreiche Thätigkeit für die Entwicklung der Musik der Gegenwart als ausübender Künstler, Dirigent und Komponist noch lange nicht genug gewürdigt ist.

(Gegründet 1862.)

Stangen'sche Gesellschaftsreisen

nach dem **Orient:**

2. Januar, 130 Tage, 4600 Mk. — 16. Januar, 102 Tage, 3900 Mk.
6. Februar, 95 Tage, 3500 Mk. — 2. März, 81 Tage, 2900 Mk.
12. März, 60 Tage, 2400 Mk. — 13. April, 33 Tage, 1250 Mk.

Aegypten, Palästina, Syrien, Griechenland, Türkei etc.

Im Preise: Fahrt, Hotel, Verpflegung, Ausflüge, [illegible] Trinkgelder etc. Führung durch Ernst Stangen, Louis Stangen und Carl Stangen

Nach **Italien:** im März, April u. Mai, nach **Spanien:** im April;

Um die Erde: im Mai 1888.

Prospekte für alle Reisen gratis nur in 1091

Carl Stangen's Reise-Bureau,

Berlin W., 10. Mohren-Strasse 10.

Wertvolle Geschenke für Kaufleute!

Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.

Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. 64 Bogen. 31. Auflage 31. eleg. geb. 8,50 M.

Gloeckner's Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz. 400 Seiten. 2. Auflage. Ueber 400 Briefmuster. Menge Formulare, Tabellen, Phraseologie, Portotaxe. M. 3.—, eleg. geb. M. 3.75. 932

Merck's Warenlexikon nebst Zolltarif. 45 Bogen. 3. Auflage. 2. Abdruck. M. 8.—, eleg. geb. M. 9.—

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Nürnberger Lebkuchen.

Die aussergewöhnliche Sorgfalt, welche wir auf die Beschaffung der Nürnberger Lebkuchen verwenden, berechtigt uns zu der Behauptung, dass wir nachstehend die denkbar **feinsten** Qualitäten anbieten, und garantiren wir unbedingt **frischeste** Ware. Auch die angebotenen billigeren Sorten, à 50 Pf. das Dtzd., sind entschieden als „fein" zu bezeichnen und werden denjenigen dienen, welche bei niedrigem Preise ansehnliche und gute Ware beanspruchen.

a. Feine Nürnberger Lebkuchen.
In ½ Dutzend-Paqueten.

Braune Lebkuchen	Dtzd. 50 Pf.
Weisse Lebkuchen	„ 50 Pf.

Feinste Nürnberger Lebkuchen.

Feinste braune Lebkuchen, Grösse 3	Dtzd.	60 Pf.
Feinste weisse Lebkuchen, „ 3	„	70 Pf.
Feinste braune Lebkuchen, „ 5	„	M. 1.35.
Feinste weisse Lebkuchen, „ 5	„	M. 1.35.

Feinste Nürnberger Lebkuchen.

Feinste Basler Lebkuchen, Grösse 3	Dtzd.	70 Pf.
Feinste Basler Lebkuchen, „ 5	„	M. 1.20.
Feinste Elisen-Lebkuchen	„	M. 1.20.
Feinste Macronen-Lebkuchen	„	M. 1.25

Extrafeine runde Nürnberger Lebkuchen.

Jede Schachtel enthält 6 verschiedene Sorten: Mandel-, Quitten-, Chocolade-, Elisen-, Vanille- und Macronenkuchen. Preis der Schachtel M. 1.60.

Extrafeine Macronen-Plätzchen. Der Karton ½ Kilo, M. 1.—

Feine braune Gewürz-Plätzchen. Der Karton, ½ Kilo, 60 Pf.

Weihnachts-Confect.

Kiste Nr. 1. 1 Kilo (ca. 120 St.) enthält Confect aus Chocolade und Zucker, darunter sehr hübsche dekorative Gegenstände. Preis der Kiste M. 5.—
Kiste Nr. 2. ½ Kilo (ca. 60 St.) enthält Confect aus Chocolade. Preis der Kiste M. 3.—
Kiste Nr. 3. ½ Kilo (ca. 60 St.) enthält Dutzendgestaltetes Biscuit. Preis der Kiste M. 2.—

Chocolade.

Wir garantiren beste Ware, ohne leg. weich. Zusatz v. Mehl oder sonst. fremden Substanzen.

Gesundheits-Chocolade.
In Riegeln. Das ½ Kilo = 1 Pfund M. 1.60.

Gesundheits-Chocolade.
In ½ Kilo-Tafeln.

Qual. fein	das ½ Kilo M. 1.75.
„ superfein	„ „ „ 2.—
„ extrasuperfein	„ „ „ 3.—

Feinste Krümel-Chocolade.
Das Paquet von 500 Gramm M. 1.20.
„ „ 250 „ „ —.65.
Krümel-Chocolade eignet sich auch als Speise-Chocolade.

Crême-Chocolade.
Das Etui, 4 Stangen enthaltend, 50 Pf.
„ „ 8 „ „ M. 1.—

Feine Chocolade-Pastillen.
Der Karton v. ½ Kilo M. 1.

Extrafeine Croquett-Chocolade.
In elegantem Karton, 24 Oblaten mit feiner Prägung enthaltend. Der Karton M. 1.—

Vanille-Chocolade.
In Riegeln. Das ½ Kilo = 1 Pfund M. 1.40.

Vanille-Chocolade.
In ½ Kilo-Tafeln.

Qual. fein	das ½ Kilo M. 1.75.
„ superfein	„ „ „ 2.—
„ extrafein	„ „ „ 2.50.
„ extrasuperfein	„ „ „ 3.—

Kinder-Chocolade.
In hübschen Kartons, die sich zu Geschenken eignen. Der Karton 60 Pf.

Extrafeine Speise-Chocolade.
Ein eleganter Karton, 36 Stück kleine Tabletten enthaltend. M. 2.—
Ein feiner Karton, 24 Stück kleine Tabletten enthaltend M. 1.—

Extrafeine Chocolade-Pastillen.
Der Karton von ½ Kilo M. 1.50.

Extrafeine Pralinées.
In eleganten Kartons. Der Karton M. 1.25.

Mey's Cacao, pulverisirt.

Wir verkaufen diesen rein köstlichen Cacao in runden Blechdosen von ¼ Kilo Inhalt M. 1.50. ½ Kilo Inhalt M. 3.— 1½ Kilo Inhalt M. 8.50.

Biscuits.

Biscuits sollten in keinem Haushalte fehlen, denn sie sind bei jeder Gelegenheit zu verwenden. Unsere Biscuits sind von vorzüglicher Qualität und wird deren Güte durch die sorgfältige Auswahl von den dazu verwendeten Materialien bedingt; der Nahrungswert unserer Biscuits überwiegt den anderer Gebäckarten beträchtlich, weil die Biscuits vollkommen ausgebacken u. frei von aller Feuchtigkeit sind.

Biscuits müssen ganz trocken aufbewahrt werden.

Bezeichnung d. Biscuits:	halbe Dose	ganze Dose
Albert	M. 1.50.	M. 2.75.
Cracknel	„ 1.50.	„ 2.—.
Mixed	„ 1.60.	„ 2.90.
Mixed Fine	„ 1.60.	„ 3.10.
Tea Fine	„ 1.80.	„ 2.60.
Vanille Drops	„ 1.65.	„ 2.90.
Macaroons	„ 2.—.	„ 3.60.
Ice Creams	„ 1.75.	„ 3.00.
Gingernuts	„ 1.50.	„ 2.—.

Bezeichnung d. Biscuits:	halbe Dose	ganze Dose
Sponge Rusks	M. 1.50.	M. 2.50.
Combination	„ —.80.	„ 1.80.
Zoological	„ —.90.	„ 1.70.
Marie	„ 1.40.	„ 2.65.
Vanille	„ 1.20.	„ 2.50.
Vanille-Bretzeln	„ 1.20.	„ 2.20.
Bismarck	„ 1.25.	„ 2.30.
Berliner Kaffeebrot	„ 1.40.	„ 2.60.

Musterdosen vorstehender Biscuits.

Musterdose Nr. 1 enthält Biscuits aller nachgenannten Sorten: Albert, Cracknel, Tea Fine, Ice Cream, Macaroons, Marie, Vanille, Van. Drops, Mixed fine, Gingernuts, Sponge Rusks, Bismarck, Berliner Kaffeebrot. Preis der Musterdose Nr. 1: M. 2.50.

Musterdose Nr. 2 enthält Biscuits aller nachgenannten Sorten: Mixed, Mixed Fine und Combination. Preis der Musterdose Nr. 2: M. 2.50.

Englische Waffeln

mit Himbeer-, Citronen- und Vanille-Geschmack.
Die Dose v. 50 St. M. 1.50, v. 100 St. M. 2.75.

Beste krystallisirte Bourbon-Vanille.
In Glasröhren, 2 lange Schoten enth., zum Preise v. M. 1.—

Chinesischer Thee.

Name des Thees	Qualität des Theeblattes	Preis per Dose mit Inhalt in Gramm 100	250	500
		M.	M.	M.
Souchong IV.	Gut mittel, reichfallenden Blatt	—.75	1.75	3.—
do. III.	Fein schwarzes, gut grobfallenden Blatt	1.—	2.25	4.—
do. II.	Sehr fein u. voll, grosses schwarzes Blatt	1.25	2.75	5.—
do. I.	Hochfein, sehr kräftig, hübsch gerollt Blatt	1.50	3.25	6.—
Pecco II.	Fein, kräftig, blütenreiches Blatt	1.50	3.25	6.—
do. I.	Hochfein, kräft., aromatisch u. blütenreich	2.—	4.75	9.—

Unsern 450 Seiten umfassenden und mit über 2500 Illustrationen ausgestatteten

Haupt-Katalog

legen wir den bestellten Waren auf Verlangen unberechnet bei.

Grus-Thee.

Der bei allen Theetrinkern beliebte Grus-Thee ist, was den Geschmack anbetrifft, dem Blatt-Thee ganz gleich, bietet aber den Konsumenten den Vortheil, dass er bedeutend billiger als Blatt-Thee verkauft wird.
Grus-Thee Nr. 1, recht gut schmeckend, d. ½ Kilo M. 2.—
„ Nr. 2, fein schmeckend, „ „ „ „ 2.50.

Kaffee-Ersatz.

In Anbetracht der gegenwärtig ziemlich hohen Kaffeepreise wird es vielen Hausfrauen willkommen sein, in unserem Kaffee-Ersatz ein Surrogat zu finden, welches den Kaffee ergiebiger macht und auch, allein verwendet, ein gesundes, wohlschmeckendes Getränk liefert.
Das Paquet von 250 Gramm 20 Pf.

Parfümerie-Waren.

Feine Parfüms.
Jockey-Club, Moosrose, Reseda, Veilchen, Neu, Ess-Bouquet, Spring-Flowers, Heliotrop, Opoponax, Ylang-Ylang, Moschus, Patchouli.
Der kleine Flacon M. —.50. Der Flacon extra Qual. M. 1.—
„ mittlere „ M. —.75. „ „ Form Atkinson M. 1.50.

Feinste Parfüms.
Carmen, Narcisse, Chypre, Spring-Flowers.
Der Flacon M. 1.50.

Extract quadruple.
Edelweiss, Akazienblüte, Alpenrose, Ylang-Ylang, Opoponax, Königin der Nacht, Maiglöckchen, Camelia, New mown Hay, Excelsior, Heliotrop, Parma-Veilchen. Der Flacon M. 2.—

Spezialitäten:
La Violetta di San Remo, d. Fl. M. 3. — Goldlilie d. Fl. M. 2.50. Veilchenblüten-Essenz d. Fl. M. 2.50. Maiglöckchen-Essenz d. Fl. M. 3.—
Notiz. Da bei den verschiedenen Qualitäten der Parfüms die Namen sich mehrfach wiederholen, so bitten wir um recht genaue Bezeichnung und Preisangabe.

Echten Kölnisches Wasser
von Joh. Maria Farina, gegenüber dem Jülichsplatz, Köln.
Preis f. d. kleine Flasche M. — .75 | 1 Orig.-Kistchen m. 4 gr. Fl. M. 3.—
„ „ „ grosse „ „ 1.50 | 1 „ „ „ 12 kl. „ „ 6.—

Unsern Spezial-Katalog über Parfümerie-Waren und Toilette-Artikel versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Toilette-Seifen.

		d. ½ Kilo			d. ½ Kilo
Nr. 50.	Glycerin-Seife	M. —.60.	Nr. 54.	Benzoe-Seife	M. 1.—
Nr. 51.	Familien-Seife	M. —.60.	Nr. 55.	Rosen-Seife	M. 1.20.
Nr. 52.	Mandel-Seife	M. —.70.	Nr. 56.	Veilchen-Seife	M. 1.20.
Nr. 53.	Leipz. Fett-Seife II.	M. —.80.			

Von vorstehenden Seifen Nr. 50, 51, 52, 53, 54, 55 u. 56 haben wir neuen Probe-Karton, von jeder Sorte ein Stück enthaltend, zusammengestellt lassen, und kostet dieser Karton M. 1.40.

Toilette-Seifen in Riegeln.

	Preis per Kilo
Cocos-Seife in Riegeln (von ca. ½ Kilo), 4 Kieg. ca. 1 Kilo	M. 1.25.
Mandel-Seife Ia „ „ „ ½ „ „ „ „ „ „	„ 1.50.
Glycerin-Seife IIa „ „ „ ½ „ „ „ „ „ „	„ 1.50.
Glycerin-Seife Ia „ „ „ ½ „ „ „ „ „ „	„ 1.75.

Feine Toilette-Seifen.

		Per Stück	3 Stück extra.
Nr. 1.	Toilette-Fett-Seife	M. —.25.	M. —.70.
„ 3.	Transparente Glycerin-Seife	„ —.35.	„ —.10.
„ 20.	Cocos-Seife	„ —.40.	„ 1.10.
„ 4.	Transparente Glycerin-Seife Ia.	„ —.50.	„ 1.40.
„ 5.	Cocos-Mandel-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 6.	Cocos-Honig-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 7.	Familien Fett-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 9.	Rosen-Seife	„ —.50.	„ 1.40.
„ 10.	Windsor-Seife	„ —.50.	„ 1.40.

Normal-Seifen.
Deutsches Reichs-Patent Nr. 27,225.
Die Normal-Seifen sind von absoluter Milde und Reinheit. Sie machen die Haut sammetweich und frisch und erhalten den Teint dauernd zart.

Der Karton = 3 St. m. Mandelgeruch . . . . . M. —.90.
Der Karton = 3 St. m. Heugeruch . . . . . M. 1.—
Der Karton = 3 St. m. Rosengeruch . . . . . M. 1.10.

Sortirte Kartons.
1 Karton, 3 St. Normal-Seife — je 1 St. mit Mandel-, Heu- u. Rosengeruch — enthaltend M. 1.—

Olivenöl-Seife,
direkt importirt aus Haifa (Syrien).
Diese Seife wird aus absolut reinem Olivenöl hergestellt und ist infolge dessen von ausserordentlich günstiger Einwirkung auf die Haut.
Der Karton, 6 Stück enthaltend, M. 2.—

Fichtennadel-Duft.
Der Fichtennadel-Duft, mittelst eines Zerstäubers in die Luft geblasen, verbreitet im Zimmer den belebtigen Geruch des Nadelholz-Waldes.
Der Flacon 80 Pf. Bei Abnahme v. 3 Fl. der Fl. 75 Pf.

Zerstäubungs-Apparate.

Nr. 2.	Das Stück M. 1.75.	Nr. 5.	Das Stück M. 1.25.
Nr. 3.	„ „ „ 2.50.	Nr. 3.	„ „ M. 3.—.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

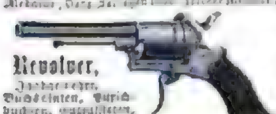


Zu Weihnachtsgeschenken empfehle:
Stereoscope und Bilder,
Vergrösserungs-Apparate für Photographien, mit und ohne Stereoskop.
Nebelbilder-Apparate und Bilder,
Laterna magica, Wundercamera.
Dampfmaschinen
Elektrische Apparate,
Photographische Apparate
in verschiedenen Grössen und Konstruktionen.
C. Eckenrath,
Berlin W.,
Charlottenstrasse 29.

Zauber-
C. Sörensen, Hamburg.

Wer eine gute, sichere Schusswaffe wünscht, beziehe d. grossen illustr. **Waffen-Katalog** ... von **Joh. Wahl, Waffenversandgeschäft, Stuttgart.**

Waffen.



Revolver, Jagdgewehre, Büchsflinten, Pirschbüchsen, Floretts ...
F. W. Ortmann in Solingen.

Patent-Haarschafte
Erfolg wunderbar



v. F. Fischer & Co. in Offenburg.
Obacht vor Fälschungen.



En gros **Aquarien,** En détail
Goldfische, Zier-, Wasser-, Pflanzen ...
Fontänen mit Blumentisch und Aquarium ...
Friedrich Schmitt, Frankfurt a. M.



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.
Echter böhmischer
Granaten-Schmuck.
Preis-Courant mit 400 Abbildungen ... gratis und franco.

Brautausstener-Bazar.
Eugen Timm, Wohldorf.

Kolossaler ... **Herren** ...

Der vollkommenste u. beste Stuhl



J. Schöberl. ... München.

Chirurgische, sowie Artikel zur Krankenpflege
E. Kröning, Magdeburg.

Neu! Aerztlich empfohlen!
Imhoff's patentirte Patronen-Cigarrenspitze.



Wilh. Imhof, Cassel, Hafen-Bafan.

GASMOTOREN
C. Beissel & Cie., Ehrenfeld.



Filiale in Wien.

Chines. Thee
versendet verzollt ... von 15 francs ...
... H. Waldow, Hoflief., Hamburg.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Weltberühmt
Juchtenleder-Portemonnaies



Albert Rosenhain, Berlin S.W.,
Ledermaarenfabrik u. Versandgeschäft.

Sinniges Festgeschenk.

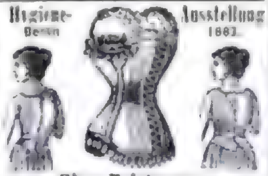




Hoflieferant Ihrer k. k. Hoh. Prinz. Gisela v. Bayern.

!! Aussergewöhnlich preiswert !!
Hervorragende Güte:
Weisse Leinen-Tisch-Gedecke
Weisse reinleinene Taschentücher
Weisse halbleinene Taschentücher
nur Mark 2,80.
Weisse reinleinene Taschentücher
Grünfelds Haus-Leinen,
Eine Partie leinene Wischtücher
F. V. Grünfeld, Landeshut i. Schles.
Königl. und Grossherzogl. Hoflieferant.
Leinen- und Damast-Weberei.

Hygiene-Ausstellung Berlin 1883.



Ohne Polsterung,
Korsets und Maskirungen ...
Frau Schwan, geb. Franz, Berlin SW.

Jedes Mass **zu Fabrikpreisen.**
W. Michovius, Tuchfabr.
Gegr. 1840.



Zur Saison und Weihnachten
Davids & Co.,
Hannover.



Unentbehrlich für jeden besseren Haushalt ist
Kosch & Teichmann's verbesserter Badestuhl ...



Kosch & Teichmann,
vormals J. Kosch.
Berlin S., Prinzenstr. 43.

Tragbarer Ofen



Ueberraschende Weihnachtsgeschenke.
Carbon-Natron-Ofen-Ges. Alwin Nieske, Dresden.



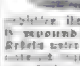
W. Krahl, Gummiwaaren-Fabrik.



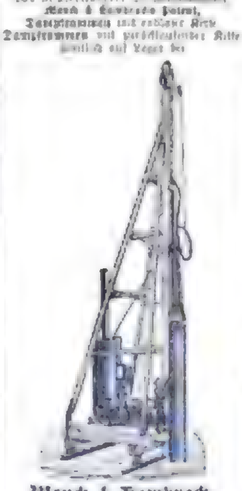
Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg,



Glasey-Nachtlichte.



Zieht wirkende
Dampframmen
Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.





!Große Freude!
zum Weihnachtsfeste
bereiten **Paul Schröder's**
Zimmerfontänen mit Blumentisch.



„Fontänen ...
Aquarien in allen Größen und Preisen,
Fontänen für Erker und Balkonzimmer,
Blumentische v. 10–50 Mk., ganz Metall,
Paul Schröder,
Leipzigerstraße 118, Berlin W.
Aelteste Fabrik dieser Branche.
Man achte auf diese nur einmal erscheinende Annonce.

Digitized by Google

Der Verband deutscher Chocolade-Fabrikanten

Marke gesetzlich geschützt. Marke gesetzlich geschützt.

ersucht, beim Einkaufe von Chocoladen und Cacaofabrikaten die gesetzlich geschützten Marken des Verbandes zu beachten, welche einen durch amtliche Controlle überwachten Fabrikat gewährleisten. [illegible]

[illegible]

Deutscher Tafelliqör I. Ranges, sämtlichen [illegible]

Magenbehagen

von **August Widtfeldt** in Aachen. Gegründet 1826.

In den Delicatessen-Geschäften.

Arm u. Gesichtshaare werden schmerzlos für immer mit den Wurzeln durch [illegible] entfernt. [illegible]

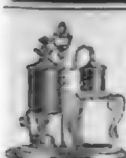
Chin. Haarfarbe [illegible] Berlin [illegible]



Gasts Universal-Zeichenapparat [illegible]

LANOLIN.

[illegible] Lanolin-Creme, Pomade [illegible] Lanolin-Creme-Seife [illegible] Lanolin-Creme-Kinderseife [illegible] Lanolin-Medizinal-Seife [illegible] Drogen- und Parf.-Handlgn. Ausführl. [illegible]



Eickes selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine, [illegible]

E. Eicke, Berlin W., [illegible]

Griechische Weine

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten **Claret, herb** und **süss,** Flaschen und Kiste frei versendet zu **19 Mark**

J. F. MENZER

Ritter des kgl. griechischen Erlöser-Ordens

Neckargemünd

Erstes u. ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.



Kaiser-Blume feinster Sect von **Gebrüder Hoehl** in Geisenheim. Schaumwein-Kellerei.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.



[illegible]

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON.

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Leuze'sches Mineral-Bad Berg-Stuttgart. Wintersanatorium [illegible]

Dr. Wachmann. Dr. Wächter.

[illegible] Dr. Brunnle-Tilsit.

Stottern den,

welche vollständige Heilung wünschen, empfehlen wir Herrn **Spracharzt Gerdts** in **Bingen** am Rhein.

Keine Methode, keine Mundstellung, sondern eine natürliche Sprache haben wir erhalten. Prospekt gratis.

Die Geheilten.

Trunksucht. [illegible]

Wiesbadener Kochbrunnen-Rohsalz für Bäder

fabriziert unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden und der Kurdirektion.

Das Wiesbadener Kochbrunnen-Rohsalz für Bäder ist von heilkräftiger Wirkung bei allen Krankheiten, welche man unter dem Begriff „rheumatische Leiden" zusammenfasst, desgleichen bei Nervenkrankheiten, Lähmungen, [illegible]

Preis per Kilo M. 2.—

[illegible]

Versand durch das

Wiesbadener Brunnen-Comptoir, Wiesbaden.

Zu haben in allen Apotheken, Mineralwasserhandlungen u. Drogengeschäften. [illegible]

Heirat.

[illegible]

W. P. 960 [illegible]

Heirat.

[illegible]

Vom [illegible]

Erwerbs-Katalog [illegible] gratis u. franko. **Wilh. Schiller & Co., Berlin W.**



Deutsche

Militairdienst-Versicherungs-Anstalt

in Hannover.

Kinder von Eltern unter 12 Jahren werden auf [illegible] 1878 [illegible] unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung [illegible] — **Zweck derselben:** [illegible] Verpflegung von **Invaliden.** [illegible] Status Ende 1881: [illegible]

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.

[illegible] darstellt und nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Die Biscuits sind sowohl von dem Unterzeichneten, als auch von den

Wurzener Biscuitfabriken vorm. **F. Krietsch in Wurzen**

und deren Verkaufsstellen zum Preise von 1 Mk. 75 Pfg. pr. Dose zu beziehen.

Auf Wunsch Prospecte und Preisnotirungen für grössere Bezüge.

Dresden, Dr. L. Caro, Königl. Sächs. Hofapotheke.

Sodener Mineral-Pastillen

Gegen Heiserkeit u. Husten [illegible] **chronischem Katarrh,** [illegible] **Lungentuberkulose** [illegible] **Rippenfell- und Lungen-Entzündung** [illegible] Die Sodener Mineral-Pastillen sind in allen Apotheken [illegible] erhältlich. 516

Mondamin Brown & Polson

Entöltes Maisprodukt. Zu **Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung** v. **Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. [illegible] Central-Geschäft Berlin C.

Russische Mischung per Pfd. Mk. 3.50
Englische Mischung „ „ „ 2.80

Thee

bei 3 Pfd. frco. Prob. zu Diensten

ED. MESSMER, Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Hoflieferant Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers, König von Preussen [illegible] Grossherzogs von Baden.

Goldene Medaille in Paris 1878.

CHOCOLAT SUISSE — PH. SUCHARD NEUCHATEL — FABRIQUE A SERRIERES

Fabrik von **Ph. Suchard** in Neuchâtel [illegible]

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois, à Londres EC. 3 Mincing Lane. 421

Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.

Importeure von nur besten, garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

[illegible]

Flasche Sherry
Flasche Portwein

[illegible] **5 Mark** [illegible] Ausführliche Preiscourante gratis und franko.

Leonard de Bruyn in Cöln zu richten.

Niederlagen [illegible] gesucht. [illegible]

Günstige Gelegenheit zur Bestellung eines

Probe-Abonnements.

1 Mk. 75 Pf. beträgt bei allen Reichs-Postanstalten f. d. Monat **Dezember** das Abonnement auf das

Berliner Tageblatt

und **Handels-Zeitung** mit Effekten-Verlosungsliste nebst Mode-, Witzblatt „ULK", [illegible] „Deutsche Lesehalle", [illegible] „Der Zeitgeist", „Mitteilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft".

Im Roman-Feuilleton erscheint gegenwärtig ein hochinteressanter Roman von

Georges Ohnet: „Sie will es"

und wird allen neu hinzutretenden Abonnenten der Anfang des Romans gegen Einsendung der Postquittung **gratis** und **franko** nachgeliefert.

Theater-Feuilletons von **Paul Lindau** — **Memoiren** des **Grafen von Lesseps** 1163

Soeben erschien: 1145

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von **Ernst II.** Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha.

Preis brosch. M. 14, geb. M. 15.50. Bei Einsend. d. Betrages liefert franko

J. G. Riemann'sche Hofbuchhandlung in Coburg.

Verlag von G. Regenhardt in Berlin S.

[illegible]

Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit

Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:

1. Handels- und Kontorwissenschaft.
2. Kaufmännisches Rechnen.
3. Handelskorrespondenz in 6 Sprachen.
4. Einfache und doppelte Buchführung.

von **P. H. Schlöffing**

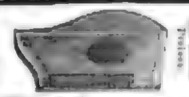
erscheint in 20 Liefer. [illegible]

[illegible]

Dr. Loewes

Unterrichtsbriefe

f. [illegible]



Tonl prämiirt — Gel. erste Preise.

Zithern

eigenes Fabrikat, [illegible] Arbeit, [illegible] Schule [illegible] Hochschule [illegible]

En gros! — Export!

Violinen, alle Streichinstrumente u. Saiten. Preisverzeichnis gratis u. franko.

Gebrüder Wolff, Instrumenten-Fabrik Kreuznach.

J. F. Richter's Verlagsbuchhandlung in HAMBURG versendet gratis reich illustrirten **Weihnachts-Katalog**

Geschenkliteratur, Jugendschriften, Kochbücher, plattdeutsche und ornithologische Werke.



Echte Briefmarken billigst. [illegible]

Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf.

E. Hayn, Berlin N. Friedrichstraße 108.



Lebensgroße Porträte nach Photographie [illegible]

C. Hommel in Bockenheim — Frankfurt a. M.

Soeben erschien in 3. Auflage:

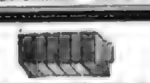
Buch des Lebens und der Liebe von Leopold Schefer.

[illegible]

Verlag von Theodor Brinkoldt in Leipzig.

Zauber- [illegible] Apparate [illegible] Weihnachtsgeschenke, z. B. **Zauberkasten**, **Laterna-magica**, **Laterna-magicabilder**, [illegible] Preisbücher fr. gr. 1192

Wilh. Bettge, Magdeburg.



Bandoneons, [illegible] Musikinstrumente, Accordeons, Harmonikas, [illegible] Musikalien f. diese Instr. [illegible] Klavierautomaten bei

Gebrüder Wolff, Wiesbaden. Preisliste gratis und franko.



Für 3 Mark

[illegible] Carl Stangen in Frankenberg i. Sachs. Katal. grat. Vertreter ges.

---

12 schöne Frauen-gestalten [illegible] Album



[illegible] Damenfreund, sehr zu empfehlen. [illegible]

Lazarus & Danziger, [illegible] Berlin [illegible]

Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist Hellfrisch's weisses Vaseline. [illegible]

Carl Hellfrisch & Co. Offenbach.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- u. Holzmalereiarbeiten, [illegible]

Mey & Widmayers Verlag in München.

M. 10.- M. 10.-



Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr

2 Jahre Garantie.

[illegible]

Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein, [illegible] Berlin [illegible]

Neue Violinmusik. 1181

Bagnato, A. F. Violinschule, [illegible]

— — Op. 61. Der Fortschritt im Violinspiel. [illegible]

Hentschel, Johann. Tanzalbum für 1 Violine, [illegible]

Für Violine mit Klavierbegleitung.

Köhler, Ernesto. Op. 30. [illegible]

Laub, Ferd. Op. 24. [illegible]

Löwenthal, D. Op. 10. Mazurka [illegible]

Hauser, J. L. [illegible]

Schafer, Alexander. Op. 12. [illegible]

Für zwei Violinen mit Klavierbegleitung.

Bagnato, A. F. Op. 60. [illegible]

Volpet, G. [illegible]

Für Violine und Cello mit Klavierbegleitung.

Köhler, Ernesto. Op. 40. [illegible]

Fliege, H. Op. 283. Liebesglück. [illegible]

[illegible]

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. Berlin: Kühle & Hunger, Friedrichstr. 58. Wien: Otto Maass, Mariahilferstrasse 9.

Soeben erschien der gediegene Katalog der rühmlichst bekannten optischen Anstalt von **E. Krauss & Cie. in Leipzig**, Plagwitzerstrasse 23 (Filialen in Paris 4 Avenue de la République, London South Street 9, St. Petersburg Litiene, Mailand via Filodrammatici 7), welcher an jedermann, der ihn wünscht, franko und gratis versendet wird und eine Reihe von nützlichen Instrumenten enthält, welche sich zu Weihnachtsgeschenken besonders eignen. Die Fabrik bemühte sich, in demselben dem Publikum in allgemein verständlicher Weise die Gesetze der Optik, soweit sie sich auf die von ihr als Spezialität erzeugten Ferngläser etc. beziehen, vorzuführen, was wohl dazu beitragen wird, manches bestehende Vorurteil zu beseitigen und denjenigen, welche ein gutes Fernglas (Feldstecher, Opernglas etc.) erwerben wollen, die Auswahl zu erleichtern.

Die Thatsache, dass die optische Anstalt von E. Krauss & Cie. an alle europäischen Armeen (ohne Ausnahme) circa 70,000 Feldstecher lieferte (notariell beglaubigt), beweist wohl zur Genüge die Vortrefflichkeit ihrer Fabrikate.

Besonders macht die Anstalt auf die mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Miniatur-Feldstecher „Liliput" aufmerksam, welche trotz ihrer Kleinheit (bequem in der Tasche tragbar) ausserordentlich scharf sind und sich sowohl für Militär, Touristen, Jäger als auch besonders für das Theater ganz vorzüglich bewährt haben. — **Preis Mk. 14.50.** — Depôt für **Berlin** bei Alfred Voigt, Lindenstrasse 33. Das Kommando des IV. Bayr. Infant.-Regts. in Metz schreibt darüber:

Den Herren E. Krauss & Co., Leipzig, wird hiermit gerne bezeugt, dass die im Januar und Juli 1886 von Ihnen bezogenen — 33 Stück Miniatur-Feldstecher „Liliput" — sich als praktisch und leistungsfähig erwiesen haben.

Die Herren Empfänger hatten gerade während der diesjährigen Herbstübungen ausreichende Gelegenheit, sich von der Güte des Instruments zu überzeugen, und muss dabei als ein besonderer Vorzug das geringe Gewicht und die Handlichkeit der Feldstecher hervorgehoben werden.

Metz, den 14. November 1886. gez. **Köhlmann**, Oberst und Kommandeur.

Ferner empfiehlt die Anstalt in ihrem Kataloge eine Reihe von optischen und anderen Instrumenten [illegible] eigener Fabrikation, als: Mikroskope, Photographische Amateur-Apparate, Curvimeter, Pedometer, Telemeter, Aneroid-Barometer etc.

Das grosse Vertrauen, welches sich die Anstalt in allen europäischen Staaten erworben hat, verdankt dieselbe ihrem Grundsatze, nur wirklich gute Instrumente direkt an Private zu [illegible] Fabrikpreisen zu liefern; [illegible]

Deutsches Kaufhaus, Dresden.



Allen, denen daran gelegen ist, wirklich gediegene, preiswerte

FEST-GESCHENKE

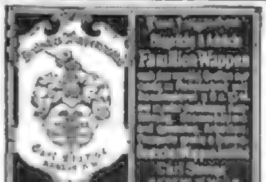
einzukaufen, empfehlen wir, sich unseren mit 1000 Illustrationen ausgestatteten

Haupt-Katalog

gratis und franco kommen zu lassen. [illegible] Wäsche, Weisswaaren, Gardinen, Corsetten, Schürzen, Unterröcke, Strumpfwaaren, Handschuhe, Hüte, Schirme, [illegible] Decken, [illegible] Lederwaaren, [illegible] Japanwaaren, Reisekoffer, Taschen, [illegible] Uhren, [illegible] Medaillons, [illegible] Lampen, Haus- und Küchengeräthe, [illegible] Tabak, Seifen, Parfümerien, Liköre, Thee, Chocolade, Lebkuchen, Christbaumconfect, Drogen, künstliche Kleinigkeiten etc.

Versand-Geschäft:

Deutsches Kaufhaus, Fischer & Heilmann, Dresden.

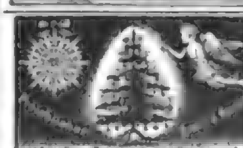


[illegible] Familien-Wappen [illegible]

Echte Briefmarken

[illegible]

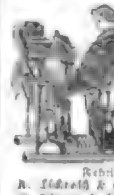
Paul Lietzow, Berlin N.



Christbaumschmuck, Cotillon- und Carneval-Artikel, Cartonnagen, Attrapen, Künstliche Pflanzen empfiehlt die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden.**

Vorzügliches Festgeschenk.

Patent-Kinderpulte für [illegible] **Schularbeiten.**



[illegible] Kinder v. 6—16 Jahren [illegible] Bezugsquellen: **R. Lickroth & Co.** [illegible] **H. Simon & Co.**, Berlin, [illegible] **R. Lickroth & Co.**, [illegible] C. Schreiber, Magdeburg.

Elektrisirmaschinen,

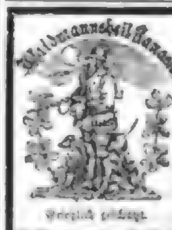


[illegible]

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

F. Grohmann, Nachf., Berlin C. [illegible]





[illegible] „Waldmannsheil" [illegible]

[illegible] gesetzlich geschützt. [illegible]

J. P. Denker, Potsdam. Zu haben in allen grösseren Tabakgeschäften.



Jaffé & Darmstaedter, Berlin

LANOLIN CREME

[illegible]

Bremer Cigarren-Fabrik.

[illegible]

Deutsche Reichs-Patent-Cigarre, [illegible]

Jul. Schmidt, Hoflief., Hannover.



Niederlagen für den En gros-Verkauf: **Ernst Schneider & Co.**, Berlin W., [illegible] **Hugo Pinkhaus**, Köln a. Rhein, [illegible]

In Berlin bei den Herren [illegible]

Smith & Wesson's neuester Sicherheits-Revolver ohne Hahn [illegible]

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google



59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887—1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Edelraute.

Eine Tirolergeschichte von

E. M. Varany.

(Fortsetzung.)

Nun wohnte aber den beiden Partnern zunächst in einem Zelt ein einschichtiger Digger — ein Chinese — ein boshafter, kleiner, schwefelgelber, kriechender Kerl, den niemand leiden mochte; nur Duplessis gab sich mit ihm ab, und es hieß, die beiden hätten ihre heimlichen Sachen mit einander und der Chinese wisse in San Franzisko ein Geschäft, sobald man Geld habe, ein Geschäft, das einen reich machen müsse. Ob dieses Geschäft nun eine Spielbank, ein Frauencafé oder eine Wäscherei sei, das wußte man nicht; gewiß ist, daß der Duplessis sich mit ihm versprochen hatte, ‚sobald Geld genug da sei'.

„Der boshafte kleine Chinamann nun steckte dem Monsieur Duplessis eines Tages lachend zu, er habe eine Entdeckung gemacht, und der Mister Joe sei falsch. Der kleine Chinamann war nämlich wie ein altes Weib und schrecklich eifersüchtig auf den Franzosen, den er ganz für sich allein haben wollte, denn er brauchte einen solchen Partner für das geheimnißvolle, künftige ‚Geschäft', einen solchen vornehmen Kavalier, und einen, in den alle Weiber vernarrt sein mußten. Daher hütete er den Duplessis wie eine eifersüchtige alte Jungfer, und vor allem den Joe, seinen Partner, und strebte alles an, um die beiden gegen einander zu verfeinden. Nun, der lichterte eines Tages dem Mussi Dupsy — so kürzten die Einwohner des steinigen Lagers den Namen des Franzosen ab — zu, Mr. Joe sei falsch — falsch wie ein Chinamann, lichterte der Chinamann, denn er gehe nicht Luft schöpfen, sondern zu einer wirklichen, lebendigen Miß, die er entdeckt habe und die fünf Meilen von da auf einer Farm im Graß-Valley lebe mit ihrem Vater, der ein ehemaliger Militär sein müsse. Monsieur Duplessis' schwarze, falsche Schelmenaugen blitzten auf, und man sah alle seine Zähne, und noch in derselben Nacht schlich er seinem Partner nach und sah richtig, wie dieser den Weg nach dem Graß-Valley einschlug und dort in einer einsamen Farm verschwand. Monsieur Duplessis lachte für sich; also war es wahr, ein Frauenzimmer war in der Nähe, ein junges Mädchen? Und Joe hatte sie entdeckt und machte ihr den Hof? Das gab einen köstlichen Jux ... Und er schlich nach Hause. Von diesem Tag an war es aber der hübsche Franzose, welcher ‚Luft schöpfen' ging — und zwar noch vor Tagesanbruch, und bald hatte er dem großen Joe den Rang abgelaufen bei der kleinen, kindischen, koketten Miß O'Donnaugh, der Tochter des alten, blinden irischen Majors O'Donnaugh, der sich in diese Einsamkeit gezogen hatte, um ‚an keine Leute mehr anzustoßen', wie er, mürrisch und verbittert über seine Blindheit, zu sagen pflegte. Und es kam ein Tag, wo der große Joe das alles sah und merkte und wo er meinte, das Herz müsse ihm brechen. Und die hübsche, kleine Miß Minnie O'Donnaugh schmauzte und lächelte und trotzte und sagte, sie könne nichts dafür, daß ihr Monsieur Duplessis besser gefalle, und er habe so schwarze Augen, denen man folgen müsse, ob man wolle oder nicht, er sei so liebenswürdig, und Joe solle nur hingehen und sie verklagen beim



Die Wohnung des deutschen Kronprinzen in San Remo.

Nach einer photographischen Originalaufnahme von A. Noack in Genua.

alten blinden Vater und ihm das Herz brechen! Aber nein, sie sei überzeugt, Joe werde das nicht thun, er könne nicht, denn er habe ein viel zu gutes Herz dafür! Und Monsieur Duplessis werde sie ja heiraten, sobald er reich genug sei, und . . .

„Nun, Joe verließ das hübsche, kindische, arme Ding, das sein ganzes Leben gewesen war, mit brechendem Herzen, und als er heimkam, da trat er vor seinen Compagnon hin: er machte ihm keine Vorwürfe über seine Falschheit, er sagte ihm nicht, daß er sein Leben zerstört habe, er sagte nur, hoch aufgerichtet, trübe und leise, daß Miß Minnie ihm alles gesagt habe.

„Duplessis wollte reden, aber Joe machte eine abwehrende Bewegung und fuhr fort:

„'Tis all right. Sage mir mit einem Wort, ob Du das arme Mädchen heiraten und zu Deiner Frau machen willst?'

„Der Franzose starrte Joe erstaunt an und brach dann in ein leichtfertiges Gelächter aus.

„'Fällt mir gar nicht ein!' rief er. 'Weshalb sollte ich das?'

„Joe wurde sehr rot und ballte seine riesigen Hände.

„'O Duplessis!' sagte er mit einer sonderbar heisern Stimme. 'Wie kannst Du noch fragen als ein ehrlicher Mensch? Wissen nicht alle Leute im Graß-Valley davon, daß Du ihr bevorzugter Liebhaber bist? Und wenn Du sie nicht heiratest, dann lacht alles über sie und spottet über das arme Mädel und redet ihr das Schlechteste nach wie einem verlorenen Geschöpf, und kein Bursche kümmert sich mehr um sie oder würde um sie freien, und nur dreist und frech grüßen würden sie sie, die Arme, die nicht einmal einem Abenteuernden gut genug gewesen ist — siehst Du das nicht ein?'

„Der Franzose lachte wieder so recht häßlich und cynisch.

„'Ich sehe nichts ein, als daß es ein Unsinn wäre, wenn ich das Mädel heiraten und mir damit meine ganze Carrière verderben würde. Ich bin hergekommen, um reich zu werden und dann das Leben zu genießen — auf meine Art, dazu brauche ich keine Frau! Mit dem Golde, das ich hier gewonnen, gehe ich nach San Franzisko und fange ein lukratives Geschäft an, welches mich in kurzer Zeit zum Millionär machen muß, und dann — vogue la galère! Dann geh' ich nach Frankreich zurück und will mich des Lebens freuen in den lustigen Bällen vor den Linken, mit den Theaterprinzessinnen und mit den Bibeurs; dazu brauche ich keine Frau, die mir Vorwürfe macht oder mich klagend empfängt, wenn ich im Morgengrauen nach Hause komme. Ich heiraten!' Und er lachte wieder. 'Weshalb?'

„'Aber weil sie Dich liebt!' brach der gute Joe aus, wider Willen gleichsam, aber gedrungen von seiner Ehrlichkeit, seinem guten Herzen und seiner Sorge um das Mädchen, welches er so sehr geliebt hatte. 'Weil sie mir's gestanden hat, Duplessis! Ach, ich habe gemeint, das Herz müsse mir dabei brechen, siehst Du, denn ich, ich habe sie wahr und treu geliebt! Aber sie sagte mir, daß sie mich ehre und hochhalte wie einen Bruder, daß aber ihr Herz ganz und voll Dir gehöre, daß sie nur Dich liebe und nur Dir gehören könne und daß sie elend sein werde, wenn Du sie verlassen würdest! Was sagst Du nun?'

„'Dasselbe, was ich vorhin sagte!' lächelte der Franzose mit seinen weißen Zähnen. 'Das arme Ding ist schrecklich verliebt in mich, das weiß ich; aber, du lieber Himmel, wenn ich alle die Mädchen hätte heiraten sollen, die mich geliebt haben!' fügte er eitel hinzu, sich das schöne Schnurrbärtchen streichend; 'da hätte ich viel Arbeit gehabt!'

„Eine tiefe Verachtung und ein tiefer Zorn ließ den Körper Joes erbeben; seine blauen Augen blitzten, und er rief mit mächtiger Stimme:

„'Schuft! O, fahre nur in die Höhe und fletsche wie eine Katze, Monsieur Duplessis; aber ich wiederhole es, Du bist ein Schuft, und ich will Dir jede Genugthuung dafür geben — mit Messer oder Pistole! So! Du wirst jetzt einsehen, daß wir nicht länger Partner sein können; von dieser Stunde an sind wir geschiedene Leute. Wir teilen die Möbel, die wir hier mit einander besessen haben, und das Kochgeschirr. Ich verlasse heute noch diese Hütte und schlage mir ein Leinwandzelt am Wasser drüben auf. Morgen gehen wir zum Gericht und teilen das Gold, welches wir dort deponiert haben, und jetzt — lebe wohl!'

„Damit schritt er breitspurig aus der Hütte.

„Monsieur Duplessis schaute ihm eine Weile nach mit seinen weißen Zähnen, dann lachte er auf und lief an die Thüre und rief hinaus:

„'Joe, Joe! So höre doch — es war ja nur Spaß — vielleicht heirate ich das Mädel doch!'

„Da zischte es aber durch ein offenes Fenster hinter ihm zornig:

„'Werdet Ihr ihn laufen lassen, Muff?!'

„Und der kleine Chinamann, der wie ein Affe unbemerkt auf dem Fenstersimse gehockt hatte, sprang ins Zimmer. Gelb, hager, zwerghaft, gestikulirend, und mit boshaft funkelnden Schlitzaugen.

„Der Franzose wandte sich um.

„'O, Du bist da, Hund!' sagte er.

„'Ja, ich! Und zum Glück, um hinter Eure Falschheiten zu kommen, Muff! So, also heiraten wollt Ihr? Unterstieht Euch! Ihr gehört mir!'

„'Hund, was unterstehst Du Dich?!' rief Duplessis verächtlich und erstaunt, denn der Chinamann hatte bisher stets kriechend mit ihm gesprochen.

„'Was ich mich unterstehe?' zischte der kleine, elende Kerl in der grotesken, weibischen Chinesenkleidung. 'Ich sage, Ihr gehört mir! Heiraten wollt Ihr? So?! Hab' ich Euch deshalb auf die Fährte der blonden Miß gebracht? Unglücklich sollte Ihr sie machen, damit der stolze Joe elend werde, den ich hasse! Aber Ihr heiraten? Was thue dann ich? Sind wir nicht Compagnons?'

„'Affe!' lachte der Franzose. 'Was ist mir an Dir gelegen, knirps!'

„'Nehmt Euch in acht, Muff!' zeterte der Zwerg. 'Ein Affe, ein Knirps, aber Euer Compagnon — und ein besserer als Euch dieser große Gretin gewesen ist! Haben wir's nicht richtig gemacht mit einander? Daß wir mit dem Gelde nach San Franzisko gehen und dort das Etablissement errichten — das große, elegante! Und dazu brauche ich Euch als Unternehmer, als Wirt, denn mich verachteten Chinamann würde man mit Füßen treten! Ich brauche dazu einen, der den Namen hergibt, der so hübsch ist wie Ihr, daß alle dummen Frauen hinrennen in das Café, wo man vorne Mokka schenkt und hinten Opium — das Opium, welches ich verschaffe! Wo die vornehmen Damen sich betrinken, um von ihren Geliebten zu träumen, und die Männer, um sich in den Himmel zu saufen — was Gold trägt, schweres Gold, und wodurch wir all die reichen und vornehmen Dummköpfe in die Hand bekommen, die uns zahlen müssen, was wir wollen, denen wir Geld erpressen können, so viel wir wollen, und die es geben müssen, damit wir's nicht verraten, daß sie dem Laster des Opiums huldigen! Haben wir nicht einen Pakt gemacht darauf und gebören wir nicht zusammen? Und Ihr wagt es, davon zu reden, daß Ihr heiraten wollt, Ihr Canaille?!'

„Monsieur Duplessis war ein leichtsinniger, herzloser, lasterhafter, gewissenloser, eitler, falscher Wicht, aber es überkam ihn jetzt plötzlich eine zornige Scham, daß ihn sein 'Hund' so beherrschen wollte, daß er sich von dem verächtlichen Chinesen als Freund, fast als Knecht betrachtet sah, und der fanfaronnirende, hoffärtige Franzose erwachte in ihm, daß er den Wicht mit dem Fuße von sich stieß und zornig lachte:

„'Wirst Du Dich packen, Hund? So also steht die Geschichte? Das ist Dein wahres Gesicht? Du bildest Dir ein, mir gleich zu sein, ja, mich beherrschen zu können? Fort mit Dir, und laß Dich nicht mehr vor meinen Augen blicken, sonst hänge ich Dich bei Deinem Zopf an den Hundestall und peitsche Dich so jämmerlich, bis Du um Gnade winselst!'

„Der Chinese duckte sich und kauerte nieder wie ein Hund, der die Schläge fürchtet, und ein Knurren, wie das eines gereizten Hundes rang sich auch aus seiner Brust; kirschbraun war er und bebte vor Wut.

„Aber der Franzose dachte: 'Den habe ich gezähmt!' Und mit einem höhnischen Lachen setzte er sich an den Tisch und rief:

„'Siehst Du jetzt ein, wer Du bist, Hund? Da komm her, daß ich meine Füße auf Dich stelle wie sonst!'

„Der Chinese regte sich jetzt wieder und kroch näher bis an den Stuhl, auf welchem der Franzose saß; dann ringelte er sich plötzlich auf wie eine Boa, etwas blitzte in seiner Faust, und das Gesicht des Franzosen fiel mit Gedröhne und schwerfällig auf den Tisch; dann blieb es still. Es war, als ob Monsieur Duplessis in tiefen Schlaf gesunken sei.

*

„Und schlafend traf ihn noch Joe, als er an demselben Abend wieder durch die offene Thüre der Blockhütte eintrat; es war im Sonnensinken; in der Hütte selber war Halbdunkel, und nur von außen herein fiel ein düsterer, blutroter Strahl der schwindenden Sonne.

„Joe war ruhiger geworden und hatte sich die Sache überlegt in seinem treuen, edlen Herzen; er war in Haß und Groll gegangen von seinem Compagnon, und darin hatte er unrecht gethan — unrecht an ihr, die er noch immer liebte. Wenn er mit seinem Compagnon in friedlichem Einvernehmen blieb und ihm die Sache ruhig vorstellte, dann entschloß sich derselbe gewiß, die hübsche, kleine Mary zu heiraten, die ja ohne ihn nicht mehr leben konnte, wie sie sagte, und deren Ruf zerstört war, wenn sie von Duplessis verlassen wurde.

„So zwang er also all seinen Groll nieder und kehrte zurück in die Hütte.

„Im Halbdunkel des Zimmers sah er, daß Duplessis am Tische saß, das Haupt in die Arme gesenkt und schlafend. Seltsam rot kam ihm das Abendlicht vor und seltsam grell, wie es auf den Schlafenden fiel.

„Er trat auf ihn zu, rüttelte ihn und sagte:

„'Höre, Duplessis — ich bin ein dummer Kerl gewesen, seien wir wieder gute Freunde, um der armen Mary willen; ich weiß, Du wirst das arme Mädchen doch zu Deiner Frau machen; mir blutet ja selbst das Herz dabei, indem ich Dich darum bitte, denn — ich schäme mich dessen nicht — ich liebe sie noch immer wie mein Leben, selbst da sie Dir ihr ganzes Herz geschenkt hat. Lassen wir aber das jetzt. Reich mir die Hand und seien wir wieder gute Freunde . . .'

„Duplessis aber regte sich nicht.

„'Wie fest er schläft!' dachte Joe und rüttelte ihn mehr und — sprang entsetzt zurück mit einem dumpfen Aufschrei, denn der Franzose fiel als schwere Masse vom Stuhl, und das, was Joe für rotes Sonnengold gehalten hatte, floß düster und entsetzlich aus der Wunde des Toten im dunkelnden Zimmer umher.

*

„Es gab viel Lärm im steinigen Lager. Der Chinese wurde auf der Flucht ergriffen und überwiesen, und Joe — nun, Joe heiratete die arme Mary, um ihr ihren guten Namen wiederzugeben. Was sagst Du dazu, Anderl?"

VII. Wenn sie nur glücklich wird!

Der Mond war untergegangen, und finster war es in der Jagdhütte, und es war, als sei es eine körperlose Stimme, welche dem Lord Cecil aus dieser Dunkelheit heraus antwortete:

„Was soll ich dazu sagen, gnädiger Herr? Wie kann ich denn wissen, wie die Ehe geworden ist? Wenn sie doch den andern geliebt hatte, und der arme Joe wußte das, hat er denn glücklich sein können mit diesem Gedanken, gnädiger Herr? Und hat die arme Mary glücklich sein können, wo sie sich immer hat denken müssen: 'Ach, wär' doch der andere da!' Ich bin ein dummer Bursch', gnädiger Herr, aber hat das ein Glück sein können für alle zwei?"

„Das weiß ich nicht, aber das ist Nebensache, glaube ich, Anderl; er hat das Mädchen, das er lieb gehabt hat, geheiratet, um ihr ihren guten Ruf wiederzugeben, um sie zu schützen; das war die Hauptsache, denkst nicht auch? Und solltest Du nicht zur Regina gehen und ihr alles verzeihen und zuschauen, daß sie glücklich wird — durch Dich?"

Der Anderl antwortete nicht gleich, aber nach einer langen Weile sagte er mit entschlossener wie getrösteter Stimme:

„Ja, gnädiger Herr; und ich küsse Dir die Hand dafür, daß Du mir die Geschichte erzählt hast, und mir ist jetzt leichter ums Herz, und ich weiß, was ich zu thun habe. Ich werde alles thun, um die Regina glücklich zu machen."

„Du sagst das so sonderbar, Anderl!"

Die traurige Stimme des riesigen Jägers wurde jetzt fester, männlicher.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr. Es wird alles gut werden mit der Regina."

„Aber mit Dir, Anderl?"

Anderl antwortete wieder nicht gleich; es war, als ob er wieder gegen das Weinen kämpfen müsse, dann sagte er aber leise:

„Mit mir auch, gnädiger Herr."

„Das ist brav, Anderl! Freilich thut's mir leid genug, daß Du mich also jetzt nicht begleiten wirst."

„Begleiten — wohin, gnädiger Herr?"

„Nun, auf meiner Reise, Anderl. Ich wußte von dem allem nichts und dachte, ich wollte Dich mitnehmen. Ich muß nämlich übermorgen fort — für länger. Ich muß heim nach London, um nachzusehen und in vielem Ordnung zu machen, was drüben in Unordnung gekommen ist; und auf der Rückreise werde ich mich eine Zeit lang in Wien aufhalten. Ich hatte gewollt, daß Du mich begleitest, und habe neulich in Bruneck drüben zugleich mit meinem Paß einen für Dich gelöst, Anderl. Aber jetzt mußt Du dableiben und Ordnung machen mit der armen Regina und dafür sorgen, daß ihr kein Unrecht geschieht. Sei ein vernünftiger Kerl! Und wenn ich wiederkomme, dann will ich Dich hier wiederfinden und recht froh sehen, hörst Du? Ich lasse Dir Geld zurück und meine Adresse. Deinen Paß, den kannst Du zerreißen — er liegt dort in Deiner Schublade. Ich hätte Dir gern ein wenig die Welt gezeigt, aber das Glück des Mädchens, und ich glaube, auch ein wenig das Deinige, geht vor. Und hast Du ein Anliegen, so schreibe an mich, Anderl, hörst Du?"

„Ja, Du, gnädiger Herr," sagte Anderl ernst, mit unsicherer Stimme. „Und ich danke Dir, daß ich hier bleiben darf, denn . . ."

„Aber Du mußt es ja, Anderl, wegen der armen Regina."

„Ja," sagte er. „Aber ich hätte auch sonst mein Landl nicht verlassen wollen, gnädiger Herr. Die vornehmen und gescheiten Leute, die wissen das nicht so, was das ist — die Heimat — und das Heimweh; ich wär' doch nicht weggegangen, und jetzt am wenigsten, denn ich möcht' gern hier — sterben."

Es lag ein so seltsamer, müder Ausdruck in dem Ton seiner Stimme, wie er das sagte, daß Sir Cecil aufhorchte.

„Was redest Du da, Anderl?" fragte er fast streng.

„Nichts — ach, nichts, gnädiger Herr," sagte Anderl hastig, dann meinte er: „Aber danken möcht' ich Dir noch, gnädiger Herr, für all die Freundlichkeit, die Du mir gezeigt hast; ich hätt' nie geglaubt, daß ein großer, nobler, gescheiter Herr so viel Herz haben könnt' für einen dummen Burschen, wie ich bin. Wie ist das nur gekommen?"

„Das ist so gekommen, Anderl," sagte Sir Cecil ruhig; „ich hab' mir bis heute gewünscht, hier auf dem höchsten Gipfel eines Berges eine Edelraute zu pflücken. Nun, ich bin bis heute nicht dazu gekommen, denn ich hab' gefunden, daß es auch Edelrauten gibt weiter unten — unter den Menschen, Leute, die in der Gebirgsluft erblühten, einsam, brav und echt. Gute Nacht, Anderl!"

„Gute Nacht, Du, gnädiger Herr!"

Es wurde still in der Hütte, nur draußen rauschte der Wind durch die Nadelbäume.

VIII. Nur einige Zeilen.

Sir Cecil reiste am zweiten Tag ab; er kam nicht bis London, denn sein Rechtsfreund traf ihn schon in Paris; und Paris war so voll von Sport in dieser Zeit, daß der Lord viele Wochen da verweilte. Dann begab er sich nach Wien zurück, wo er im Hotel Imperial manchen Bekannten traf, wo eben ein Schützenfest gefeiert wurde, wo ihn tausend Sachen zurückhielten, so daß er auch da viele Wochen verbrachte.

Oft dachte er aber an Tirol zurück, und wenn er in den weichen Gasthausbetten des Nachts erwachte, da dachte er oft, er sei in der einsamen Jägerhütte des Pusterthales; und wenn er sich dann erinnerte, daß er weit weg war davon, da that es ihm fast leid — und er vermißte etwas. Anderl hatte ihm diese vielen Monate her nicht geschrieben, obwohl er aus England all die Briefe bekam, die dorthin an ihn gesendet waren, und auch in Wien fand sich unter allen Briefen keiner aus dem Pusterthale. Da schrieb er — es war just wieder Winterende — einen Brief an den Anderl und fragte ihn, wie es mit ihm stehe und mit der Regina.

Er erhielt aber auf diesen Brief nie eine Antwort. Nur weil er denselben mit Retourreisspesse abgesandt hatte, kam derselbe nach vielen Wochen mit dem auf die Adresse gekritzelten Bescheide zurück, Adressat sei nicht aufzufinden.

Sir Cecil dachte aber, das sei eben wieder eine „Dummheit" der schlechten Postwirtschaft.

Und so lebte er weiter in Wien und mit Wien. Aber jener Bescheid hatte doch eine seltsame Unruhe in seinem guten, echten Mannesherzen zurückgelassen, und er schrieb an die beiden freundlichen Fräulein Mayer, die Besitzerinnen der Krone in Bruneck, und bat dieselben, sich nach dem Anderl zu erkundigen. Einige Wochen später aber antwortete ihm das Fräulein Marie Mayer, daß von dem niemand wisse. Er sei ganz aus der Gegend verschwunden, und es heiße allgemein, er sei mit ihm, dem Lord, fortgezogen.

„Das ist sonderbar," sagte sich Sir Cecil in seiner äußerlich so ruhigen Weise, indem er sinnend den Brief anschaute, und manches Wort und mancher Gedanke aus seiner letzten Nacht in der einsamen Berghütte fiel ihm schwer aufs Herz.

IX. Im Orpheum.

Große Vorstellung im Orpheum, Wasaagasse! Auftreten sämtlicher Spezialitäten!

1) Die englisch musical clowns, brothers Jig and Jog.

2) Der französische Konzertmaler Monsieur Fleury.

3) Die „Wunder der Welt", Gymnastikerfamilie Revelle, vier Herren, eine Dame.

4) Die dressirten Wunderschweine!

5) Die französische Chansonnettensängerin Mlle. Haut les Jambes.

6) Miß Minnie Davies, englische Chansonnette.

7) Fräulein Marianne Edelmann, Wiener Lieder.

8) Mlle. Merilly, Tirolienne, aus dem Alcazar in Paris.

9) Fräulein Luise Montag, Liedersängerin.

10) Mr. Charles Ernest, Salonathlet.

11) Madame Lina Walter-Ernest, Konzertsängerin.

12) Les nubes musiciennes. Zauberscene ꝛc.

So lautete der Zettel, den einige Kavaliere an der Straßenecke lasen. Spätherbst war's wieder geworden, die Straßen von Wien waren voller Nebel. Ein feindlicher, kalter Regen rieselte auf das schwarzglänzende Pflaster.

„Gehen wir ins Orpheum!" sagte ein Graf Linski von den Husaren. „Es ist nur drei Schritte von hier."

„Und die Französin ist ein Rassemädel!" sagte ein Fürst Dunkelberg, Rader bei den Ulanen, mit der echten Habichtsnase seiner Ahnen.

„Und den Athleten will ich mir anschauen!" sagte Captain Murdoch, welcher jetzt in Wien weilte und sich entsetzte, daß der hiesige Adel so gar keine Athletics kenne und übe — nur immer das „dumme" Wettrennen. „Du kommst doch mit, Cecil?"

Sir Cecil kam natürlich mit. Man mietete eine Loge und saß bald in dem prächtigen Saale, der dicht gefüllt war.

Im „Parterre" unten saß das Publikum an Tischen. Die vornehmen Herren in der Proscheniumsloge unterhielten sich, wie man sich eben in dergleichen Schaustellungen unterhält; für jeden Teil fällt etwas ab; dem einen gefällt dies, dem andern das.

Jig und Jog waren die echten Christy minstrels, welche sich scheinbar immer gleich bleiben und für den Kenner doch so tausendfach verschieden sind — die geistvoll oder dumm, herkömmlich oder originell sein können, ohne daß der Laie auch nur einen Unterschied zwischen ihnen bemerkt. Für den sind sie nämlich alle mager, in schwarze Kaminfegertricots gehüllt, haben unmögliche Spitzschuhe zum Klappern an und klimpern und plärren. Jig und Jog nun waren geistvolle Christy minstrels — so genannt von ihrem „Erfinder" Christy in New-York — sie zeichneten die Negereigenart, die verkommene, kindische, groteske Rasse der Sklaven so charakteristisch, daß sie eine Studie boten. Mr. Fleury war ein feiner, schönseinwollender, geckenhafter Kleckser.

Mlle. Haut les Jambes war eine Chansonnette aus der Schule der Rigolboche — keck, sprühend, zweideutig und dabei mit einer besoffenen, heisern Stimme.

Miß Minnie Davies war hübsch, jung, quakte ihre Lieder mit einer echt englischen Gaumenstimme und tanzte den Jig, wie man eine Schulaufgabe herunterleiert.

Die Wunderschweine waren wirklich wunderbar — ohne dabei aufzuhören, „Schweine" zu sein.

Die Wiener Liedersängerin Marianne Edelmann war das einzige wirklich hübsche Gesicht des ganzen Abends, gekleidet wie eine Prinzessin, blond wie Gretchen und geistsprühend und ausgelassen wie ein Kobold.

Fräulein Luise Montag erschien in einem steirischen Männerkostüm, welches stets an die Trutzhähne erinnert, die man zur Faschingszeit in gleichem Kostüm in den Schauläden der Delikatessenhändler stehen sieht.

Mr. Ernest, der reckenhafte Berliner, welcher aussah wie ein Adonis, der zum Herkules herangewachsen war, produzirte seine Kraftübungen, als ob er mit Federn spiele, und lachte mit seinen weißen Zähnen, als ob er eben ganz faldenduftend aus Rhodus komme, wo es ihn gelangweilt habe, als Koloß zu figuriren.

Dann kam die Tirolienne Mlle. Merilly vom Alcazar in Paris. Jedermann weiß, was eine Tirolienne ist — eine Pariserin, welche, in ein reizendes, ideales Tirolerkostüm gekleidet, „jodelt". Das feine Publikum der Tingeltangel will keine wirklichen Tiroler sehen — in der That nehmen sich dieselben auf der Bühne immer hölzern aus; so hat man denn schon seit Jahren Pariserinnen, welche jodeln — und man muß gestehen, sie übertreffen die nationalen Sängerinnen um ein Erkleckliches in Esprit und in der Grazie; in Paris läßt sich kein Café chantant mehr denken ohne Jodlerin, ohne Tirolienne. Und selbst in Deutschland, selbst in Oesterreich zieht man diese importirte Ware der „wirklichen" vor, denn sie ist amüsanter, pikanter und vornehmer.

Mlle. Merilly mußte schon eine Art Berühmtheit sein in Wien, denn sie wurde bei ihrem Auftreten mit ungeheurem Applaus empfangen.

Es war eine schöne, stattliche Gestalt, in einem ganz unwahren, balletartigen Tirolerkostüm, die Hand in der Hüfte, den goldbetreßten Tirolerhut auf der blonden Perücke. Seltsam war es, daß sie nicht wie alle Pariser Tiroliennes lächelte bei ihrem Sange, sondern ein ernstes, fast trotziges Gesicht behielt, als ob sie die Liedchen wider Willen singe — eine „Pikanterie!", wie das ganze Publikum entzückt sagte; sie macht das echte, trotzvolle Gesicht der erwachsigen Almdirnen, die gleich „mit der Hand" da sind, wenn man ihnen ein wenig den Hof macht . . .

Sie war sehr hübsch, die Mlle. Merilly, aber nicht pariserlich hübsch, sie hatte edle, ernste Züge, und die blonde Perücke paßte gar nicht zu den dunklen, halb scheuen, halb wilden Augen und dem ernsten, stolzen Munde.

Gleich wie sie auftrat, gab es Sir Cecil, der sonst so ruhig und phlegmatisch war, einen „Riß". An wen oder an was erinnerte ihn diese Tirolienne? Er wußte es im ersten Augenblick selbst nicht; es war ihm nur, als atme er die reine Luft der Gletscher wieder, als streife er auf seiner Alpe bei Bruneck umher, und deutlich hörte er Anderls Stimme. Wie kam das? Das Kostüm der Pariserin konnte ihm doch nicht diesen Eindruck gemacht haben? Es war ja ein Tirolerkostüm wie für ein Ballet gemacht, so unwahr und lüstern. Also die Person selber? Aber die hatte er gewiß nie gesehen — freilich, die Perücke mochte sie verändern.

Da begann sie zu singen, herb, wild, frisch.

War es denn möglich?! Ja, je mehr er sie anschaute, desto gewisser ward es ihm, das war ja die Regina, — die Regina, die er in Bruneck gehört, die Regina seines armen, verschollenen Anderl!



Die Brunnengruppe im Atelier von Reinhold Begas in Berlin. Originalzeichnung von E. Thiel.

Digitized by Google



Angenehme Träumerei. Gemälde von G. Courtois.

Digitized by Google



Die Brunnengruppe im Atelier von Reinhold Begas in Berlin. Originalzeichnung von E. Thiel.

Digitized by Google



Angenehme Träumerei. Gemälde von G. Courtois.

Digitized by Google



Die Brunnengruppe im Atelier von Reinhold Begas in Berlin. Originalzeichnung von E. Thiel.

Digitized by Google



Angenehme Träumerei. Gemälde von G. Courtois.

Digitized by Google

Aber wie kam sie hieher — als Französin, als Tingeltangelsängerin?! Freilich, wenn er bedachte, was Anderl ihm erzählt und geklagt — sie war vielleicht doch das leichtfertige, herzlose Geschöpf, als welches sie dem Anderl erschienen war und als welches ihre eigene Nachbarin sie geschildert! So mußte es sein! Wie wäre sie sonst hieher in diese Gesellschaft gekommen? Anderl hatte versprochen, sie glücklich zu machen; er war zu ihr gegangen und hatte ihr sein ganzes, treues, ehrliches, verzeihendes Herz geboten, und sie — heute sang sie da in einer Theaterkleidung vor den Tischen des Pöbels, des niedrigen und des hohen— und sicher war sie nicht allein da.

Sir Cecil war ein Mensch, der selten aus seinem Phlegma kam; er hatte ein nobles Gemüt und Sinn für alles Gute und Hehre, er war voll echter Herzensgüte, aber dabei ohne Illusionen und klardenkend wie jeder Engländer. Er verdammte nicht so leicht jemand — er berechnete gerecht all die Motive eines Menschen; aber in diesem Fall ergriff ihn ein tiefer, tiefer Ekel vor dieser falschen Französin, vor diesem leichtfertigen, gewissenlosen, eitlen Weib, ein Ekel, der aus einem innigen Mitleid mit seinem armen, guten Jäger erwuchs, ein Ekel, den er nicht verwinden konnte, als einer seiner Freunde, der ein täglicher Orpheumbesucher war, bemerkte:

„Eine echte Rassegestalt, diese Merilly! Nur schade, daß sie so farouche ist! Wir alle waren schon bei ihr — aber sie grinst, und es ist doch nichts anzufangen mit ihr."

Sir Cecil horchte bei diesen Worten, die mit der gelangweilten Stimme des Kavallerieoffiziers gesprochen wurden, auf. Sollte die Regina Anderls doch nicht so schlecht sein? Aber weshalb hatte sie dann den Anderl zurückgewiesen? Weshalb trieb sie hier das Geschäft einer zweideutigen Sängerin? Da hörte er einen zweiten Offizier sagen:

„Es ist überhaupt dumm, wenn so eine schon mit einem Liebhaber ankommt, der unter dem Vorwand, ihr Impresario zu sein, nie von ihrer Seite weicht; Künstlerinnen sind das doch nicht! Und wir sollen bloß applaudiren und pousstren, damit ihr Mann recht viel Geld einnimmt! Dort sitzt er wieder, der schöne, fade Geck, ihr Impresario, ihr Liebhaber oder ihr Gatte, um dessentwillen sie die Tugend spielt . . ."

„Wo?"

„Dort in der Loge gegenüber!"

Sir Cecil schaute in die Richtung.

Ja, dort saß er, der schöne, freche, zudringliche Welschtiroler, der Sohn des Papierhändlers in Bruneck, der Nebenbuhler Anderls und jetzt der Impresario, der Eigentümer der Schober Regina!

Es war also wahr, sie war ein eitles, verlorenes Geschöpf, sie hatte Anderl, ein braves Herz, ein braves Leben, aufgegeben, um sich unter einem falschen Namen, in lächerlicher Kleidung zu produzieren, als Eigentum eines „schönen Menschen". Und Sir Cecil verachtete sie in seinem tiefsten Herzen; und diese Verachtung eben, dieser Ekel, machten ihn wieder vollkommen ruhig, und wie sie unter Applaus und Gejubel abtrat, da sagte er sich: „Ich muß sie sprechen!" War sie doch die einzige Quelle, durch welche er die Wahrheit erfahren konnte über den armen Anderl, über seine Edeltaute.

*

Nach der Vorstellung pflegten sich die „Spezialitäten" des Orpheums in dem kleinen Speisesalon des Erdgeschosses zu sammeln, welcher an das allgemeine Gastzimmer stößt, um dort ihr Souper einzunehmen.

Da sitzen Drahtseilkünstlerinnen mit ihren Kindern, Akrobaten mit ihren Weibern, Chansonettensängerinnen mit ihren Verehrern, Gymnastikerklinder mit ihren Müttern, und man hört ein seltsames Mauderwelsch aller Sprachen der Welt.

Sir Cecil nahm da Platz mit seinen Freunden und erblickte an dem großen „Künstlertische" richtig Mlle. Merilly, ohne blondes Toupé, in einfacher, fast ärmlicher Kleidung neben ihrem Impresario, wie sie ein Beefsteak verzehrte und still und — verdrossen unter den „Leuten" saß.

Mr. Jig rauchte eine künstlerisch gedrechselte Meerschaumspitze „durch die Nase" an und begann mit dem feinen, affektirten Mr. Fleury einen Streit. Fräulein Edelmann lachte und trank Champagner, Mr. Soundso stritt mit einem Kellner, die Kinder der Künstler saßen schlaftrunken dabei, die Mütter schimpften unter einander über alles Mögliche.

Anbeter, reiche Hausherrensöhne, umkreisten die Künstlertische und schlossen zuletzt doch nur Bekanntschaft mit der total besoffenen Mlle. Haut les Jambes, weil diese die einzige „ohne Familie" war.

Sir Cecil überwand seinen Ekel vor der Tirolienne und trat einen Augenblick an den Künstlertisch in der einen Ecke. Er grüßte die Tirolienne und sagte:

„Pardon, Mademoiselle Merilly, mais vous ne me remettez pas, j'en suis sûr —"

Mlle. Merilly schaute ihn mißmutig an, und der schöne Impresario neben ihr mischte sich ins Gespräch.

„Pardon, Monsieur," sagte er, und seine Busennadel und seine Brillantringe funkelten, „Mademoiselle spricht grundsätzlich nicht französisch hier, weil sie sich in der deutschen Sprache üben will. Ich habe die Ehre, mich vorzustellen: Signor Battista Simonino, ihr Impresario. Sie wünschen, Monsieur?"

Sir Cecil warf einen hochmütigen Blick auf den Stutzer und wandte sich, ohne ihn zu beachten, an Mlle. Merilly mit den Worten:

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Mademoiselle, daß Sie mich heute entzückt haben — Sir Cecil Chichester, Ihnen zu dienen. Sie haben bedeutende Fortschritte gemacht, seitdem ich Sie im Salon des Gasthauses zur Krone in Bruneck zu hören Gelegenheit hatte, als Sie noch mit Ihren Kameraden aus dem Pusterthale sangen."

Die Tirolienne wurde plötzlich sehr rot und schaute ihn verwirrt an.

„Sie werden sich natürlich nicht an mich erinnern, Mademoiselle. Ich war lange Zeit in der Gegend — mit Anderl, meinem Jäger . . ."

„O, Sie sind der Engländer!" rief sie mit glänzenden Augen und bebender Stimme; dann schwieg sie mit einem scheuen Blick auf ihren Impresario.

„Ja. Hat Anderl Ihnen von mir erzählt? Und ich hätte Ihnen gern meine Aufwartung gemacht, um mit Ihnen von dort zu plaudern, wenn ich wüßte, wo ich Sie finden kann —"

„Ich wohne hier im Hause, im letzten Stocke, Thür Numero einundvierzig und bin bei Tag immer zu Hause," sagte sie wie erfreut, wie glücklich; dann schwieg sie wieder wie erschreckt.

„Ich danke Ihnen," sagte Sir Cecil ruhig; er grüßte sie höflich und trat an seinen Tisch zurück.

(Schluß folgt)

Die Brunnengruppe von Reinhold Begas.

(Hiezu das Bild Seite 181)

In der stillen, vornehmen Stäbenstraße, in den westlichen Tiergartenquartieren von Berlin, fällt jedem dort am Südrande des Parks Vorübergehenden ein Haus und Garten (Numero 4) vor allen anderen benachbarten auf. Das Haus hat nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, und liegt nicht der Straße und jenem Parksaum, sondern dem breiten, tiefen Garten an seiner Ostseite, welcher gegen die Straße hin durch ein Eisengitter und dichte hohe Gebüsche abgegrenzt wird, seine Hauptfassade mit einer Veranda vor der Mitte des hohen Erdgeschosses unter dem säulengetragenen Balkon des oberen Stockwerks zu. Unterhalb der Fenster des letzteren zieht sich um das ganze Haus ein Relieffries von außerordentlichem Reiz der Erfindung und ganz eigenartiger Behandlung hin. Gruppen von nackten Kindern, Gestalten von der naivsten Anmut und holder Lebenswahrheit sieht man in der Ausübung gewisser Spiele und ernster Beschäftigungen dargestellt, welche die von dem Hausherrn selbst besonders bevorzugten sind: Modelliren, Malen, Musiziren, Jagen, Angeln und andere mehr. Dieser Hausherr ist auch der Schöpfer jener künstlichen Bildwerke, mit welchen er die Außenseite seines Heim so sinnig dekorirte, der Bildhauer Professor Reinhold Begas, der 1831 zu Berlin geborene berühmte Bahnbrecher der neuen deutschen Skulptur.

Im südlichen Hintergrunde des tiefen, von seinem eigenen Wohnhause und dem östlichen Nachbarhause seitlich eingefaßten Gartens ragt über den Baumkronen des letzteren noch ein anderes Gebäude in dessen ganzer Breite auf. Die Nordwand seines höheren Mittelteils wird fast ganz und gar von einem kolossalen, bis zum Sturze reichenden Fenster eingenommen. Schon von der Straße her sieht man hinter dessen Scheiben eine gewaltige, weiße, aus Stuck geformte Gestalt sich erheben. Dies Gebäude enthält die verschiedenen, durch Zwischenwände mit Schiebethüren von einander getrennten Werkstatträume des Meisters. Eine Welt von Modellen, Abgüssen, angelangenen, punktirten und der Vollendung nahe gebrachten Marmorskulpturen, Gruppen, Statuen, Reliefs, Büsten füllt dieselben. Schüler und Hilfsarbeiter sind hier unausgesetzt thätig, die kleinen Entwürfe und Modelle ins Große zu übertragen, in Thon und Stuck anzulegen, den Marmor aus dem Rohen herauszuhauen. In jenem höchsten mittleren Hauptraum aber erhebt sich, ihn fast ganz und gar einnehmend, das kolossale Modell der grandiosesten Schöpfung der plastischen Kunst, welche Begas je komponirt und zur Ausführung gebracht hat, die Mittelgruppe eines öffentlichen Brunnens, welche unser Holzschnitt im Abdruck zeigt.

Der Meister hatte vor mehr als zehn Jahren das kleine Modell, welches heute in der Nationalgalerie steht, entworfen. Dasselbe erregte die verdiente enthusiastische Bewunderung des Geheimerat Jordan, des Direktors dieses Museums der modernen deutschen Kunst. Der Kronprinz nahm ein lebhaftes Interesse an der herrlichen Konzeption, und Begas sah sich eines Tags freudig überrascht durch den kaiserlichen Auftrag, das kleine Brunnenmodell in kolossalem Maßstab, vorbehaltlich weiterer Entscheidung über Guß und definitive Bestimmung des später fertigen Werks, auszuführen.

Mit Lust und Feuer griff er die Arbeit an, bildete zunächst ein ganz durchgearbeitetes Holzmodell und nach diesem das kolossale Modell der Mittelgruppe gleich in rasch erhärtendem Stuck, welcher die spätere Abformung in Gips behufs des Bronzegusses erspart. Sie steht seit dem Anfang dieses Jahres bereits in der Werkstatt vollendet, während die noch zu dem Brunnen gehörigen vier kolossalen Silvesternymphen erst in den großen allgemeinen Formen angelegt sind. Diese herrlichen, nackten weiblichen Gestalten, den Rhein, die Elbe, die Oder und die Weichsel symbolisirend, sitzen, ihre Urnen im Arm oder Schoß, auf der niederen Schranke rutend, welche das weite Becken umhegt, aus dessen Mitte sich die Hauptgruppe erhebt. Schon in dem ersten kleinen Modell entzückte uns die ideale und zugleich naturwahr lebensvolle Schönheit dieser edlen, meist unverhüllten „göttlichen Leiber", in deren Haltung und Formengebung sich reizende, blühende Jugendanmut und individuelle Charakteristik mit Hoheit und Großartigkeit innig verschmelzen. Aus dem so ungeheuren Becken steigen mächtige Felsblöcke auf und türmen sich zu dem rauhen Klippensitz, auf dessen Höhe die Riesengestalt des alten Meerbeherrschers Poseidon in einer Haltung voll stolzer Majestät, den Dreizack in der Rechten, thront. Am Fuße dieser Klippe heben sich bäumend, nach allen vier Seiten hingewendet, vier Seeungetüme, Geschöpfe von einer grandiosen und kühnen Phantastik, denen vermandt, die wir auf manchen Meeresidyllen Böcklins erscheinen sehen, aber völlig originell und unabhängig von diesen erfunden und gebildet. Häupter mit glotzenden, hervorstehenden Fischaugen und -Mäulern sitzen auf den Hälsen der athletisch gebauten menschlichen Oberkörper, deren muskulöse Arme und Hände weite, flach gewölbte Muschelschalen mit ausgezackten Rändern über den Scheiteln zu beiden Seiten Poseidons erheben und stützen. Die in diese menschlichen Oberkörper übergehenden Pferdeleiber, welche mit lang nachschleppenden Netzen, mit Gehängen von großen Seemuscheln, Fischen, Seesternen, Korallen, Seetang und Meerespflanzen, — alles das in kolossalem Maßstab, aber durchaus naturalistisch gebildet — wie mit Gürteln und Gehängen geschmückt sind, laufen nach hinten zu in lange Flossenschwänze aus. Jedes der beiden Paare, welche einander den Rücken kehren, windet diese Schwänze zunächst dem Klippensitz elastisch um einander. Die keine Bäumen in die Luft schlagenden Pferdevorderbeine zeigen statt der Hufe enorme Schwimmfüße. Prächtige nackte Kindergestalten klettern vom Klippenfuß zu dem Schoß und bis zu dem lang wallenden Bart des Herrschers hinan. Andere wälzen sich lustig in den Muschelbecken der Tritonen, oder leeren ihre Wasserkrüge in dieselben. Andere wieder, die zu unterst beschäftigen, ergreifen erschreckt die Flucht oder stehen wie erstarrt vom Schrecken bei dem Anblick der kolossalen verderblichen Meertiere, die zu ihnen an den Seiten heraufstreichen: hier ein riesiger Hummer, dort eine Schildkröte, hinten gar ein grauenvoller, ungeheuer Oktopus, dessen mit Saugnäpfen dicht besetzte lange Fangarme sich teils widerlich ineinander winden, teils lang ausstrecken nach dem Bein des nächsten Paares auf der Klippe über ihm. Aus dem Bart und Haar Poseidons, aus den Mäulern der Tritonen, aus den Krügen in den Händen einiger jener Putten, und über den Rand der Muschelschalen, hier herabrinnend und rauschend, dort in Strahlen herausspritzend, hat man sich das Wasser zu denken, um sich den ganzen künftigen Eindruck dieser Brunnengruppe zu vergegenwärtigen. Ebenso würden Wasserstrahlen aus den Urnen der auf dem Wassinrande lagernden Flußnymphen stürzen; andere von den vier kolossalen Wassertieren: Schlange, Krokodil, Seeschildkröte und Seehund, die sich ringsum an der Mittelgruppe aus dem großen Becken erheben, gegen diese hin auswärts geworfen werden. Auch diese vier Tiere sind bereits in riesenhaften Maßstab, streng nach der Natur gebildet, im Stuckmodell vollendet.

Jeder, der Augen hat zu sehen und nicht am unbefangenen Sehen und Urteilen durch akademische Brillen verhindert wird, muß sich sagen, daß mit diesem Brunnen der deutschen Kaiserstadt, die bis jetzt an einer traurigen Armut an solchen leidet,

Digitized by Google

ein monumentaler Schmuck gegeben sein würde, der seinesgleichen nicht hat, und um den alle Städte der Erde Berlin zu beneiden hätten. Aber — so unglaublich es klingt — man kann sich hier nicht entschließen, die Konsequenzen des dem Meister erteilten Auftrags zu ziehen. Man scheint zu entsetzlicher Größe vor der Gewalt und Großartigkeit des Werks nun fast zu erschrecken und sich nicht über das „Wohin damit?“ entscheiden zu können. Vergebens bittet und mahnt Begas, daß man die vollendeten Teile abholen lasse und zum Guß befördere, um ihm Raum und Luft in der Werkstatt zu anderen Arbeiten zu schaffen. Es ist umsonst. Der Kaiser bekrittelt das Modell und theoretisiert daßselbe; gießen lassen und einen öffentlichen Platz zur Aufstellung bereiten müßte die Stadt Berlin. Deren Behörden aber rühren keine Hand dazu und scheinen weder Interesse dafür, noch Geschmack an der genialen Schöpfung zu haben.

So steht es augenblicklich um diese Berliner Brunnenfrage. Der Meister ist die Freude an seinem Werk bereits fast verleidet. Aber wäre es wirklich möglich, daß man jene traurig ausgehen lassen sollte? Ich kann mich noch immer der Hoffnung nicht entschlagen, daß die innere Macht des hier Geschaffenen endlich doch noch alle Hindernisse, Schwierigkeiten und Widerstände überwinden und Berlin so der herrlichen Zierde dieses Neptunbrunnens nicht für immer verlustig gehen wird.

L. P.

Fahrendes Volk.

(Schluß des Bds Seite 165.)

Wie still und hell war die Sommernacht, wie einsam das Blachfeld am Waldesarm! Der Wohnungswagen, welcher dem „Bärentreiber“ Iwanovic gehörte, stand wie eine kleine Festung inmitten des Feldes. Die Pferde waren ausgespannt und weideten frei unter dem silbernen Lichte der warmen, sanft atmenden Nacht. Die riesigen Hunde lagen alle in Ruhe. Die Tanzbären waren unter den Wagen am Riemen angebunden. Ganz nahe daran lag der Patron Iwanovic im Grase und schlief tief und schwer den Schlaf der Trunkenheit, neben ihm der Junge, der seit einigen Wochen bei ihm in Diensten stand, Edi Schmied, den er in einem kleinen Neste Rumäniens aufgegabelt hatte. Auf der vordern Galerie des Wagens lehnte sein Töchterchen Lolo und spielte mit einem Stückchen Papier, das an einen Faden gebunden war und mit dem sie den alten Bären neckte.

Den Knaben hatte der alte Bärentreiber aufgenommen, weil es so nicht weiter ging. Seine Frau war gestorben, und er hatte sich arg aufs Trinken gelegt. Die sanfte, gute, blasse Frau war die Seele des Ganzen gewesen; der rohe, rauhe Mann konnte ihren Tod nicht verwinden, und so hatte er zu trinken begonnen und ward selten mehr nüchtern. Auch jetzt schlief er einen Branntweinrausch aus. Er kam sich mit der kleinen Lolo allein vor, wie hilflos. So einsam war's beim Halten. Da fand er in Rumänien unter der Thür eines Schmiedes einen Raben, der den Bären so hellauf zujauchzte. Der Rabe hatte einen ruhigen, lockerigen Schopf, ein schmutziges Hemd und wildes, glänzendes, dunkles Haar und Augen, dunkle, große Augen, die blitzten wie Diamanten. Der Rabe schloß sich dem Trupp der übrigen Kinder an, die dem Bärentanze folgten.

„Wem gehörst Du?“ fragte Iwanovic.

„Meinem Meister,“ sagte der Bube.

„Niemand sonst?“

„Nein.“

„Möchtest Du mit?“

„O ja,“ sagte der Bube „Aber nicht der Bären wegen.“

„So? Wegen was sonst?“

Der Knabe schaute auf das krüppelhafte, kränkliche Kind auf der Galerie des Wohnungswagens und sagte leise:

„Das arme kleine Mädel dort!“

Iwanovic nahm den Knaben an der Hand und sagte:

„So komm mit. Lolo braucht einen Gespielen, ich brauche einen Ausrufer und Futterer. Wirst Du Dich aber nicht fürchten vor den Bären?“

„O nein!“ sagte der Knabe.

„Zu essen wirst Du genug bekommen.“

„Beim Meister muß ich hungern und bekomme Schläge. Ich gehe mit.“

„Noch eins. Fürchtest Du Dich vor Betrunkenen?“ sagte der alte Bärentreiber mit starren Blicken.

Der Bursche lachte.

„Mein Meister ist alle Tage betrunken, er liegt dann wie ein Sack. Wie sollte ich mich denn vor einem Sack fürchten?“

So kam der kleine Bursche mit. Er wurde den Bären vorgestellt und lernte das Futtern, kehrte den Wohnungswagen aus, legte den Bärentreiber auf den Rücken, wenn der Mann betrunken war, und schloß mit Lolo gute Freundschaft.

In dieser Sommernacht nun, wo sie ihr letztes Dorf gute Geschäfte gemacht hatten, wo Iwanovic wieder auf dem Rücken lag, die Bären sich reckten, der „Urio“ sich am Wagen emporschlug und Lolo auf der Galerie spielte, da setzte er sich plötzlich auf, denn Lolo hatte gerufen: „Komm, komm!“

Er wollte den Alten wecken und schüttelte ihn. Aber Lolo rief:

„Nicht den Vater, Dich will ich, Schmied!“

Da stand Edi Schmied auf und ging an die Galerie.

„Was willst Du von mir, Lolo?“ fragte er, nachdem er dem Urio einen derben Klaps über den dicken Schädel gegeben, damit er sich wieder lege. „Was willst Du, Lolo?“ fragte der Bube. Er hatte die kranke Kleine so lieb, denn sie that ihm so sehr leid. Sie war so mager, konnte kaum schleichen, hatte einen vor Schwäche gekrümmten Rücken, litt stets Schmerzen, war so einsam, und nur die großen, großen blauen Augen schauten wie ein Engelsblick aus der Nacht dieses Kinderelends.

„Ich möchte, daß Du von uns fortgehst, Edi Schmied,“ sagte sie.

Er erschrak.

„Was hab' ich Dir denn gethan, Lolo,“ sagte er, „kannst Du mich denn gar nicht mehr leiden?“

„O, ich kann Dich so gut leiden,“ sagte das arme kranke Kind, und zwei Thränen liefen ihr dabei über die hohlen gelben Backen, „aber ich kann nicht schlafen, wenn Du da bist. Schau, ich muß dann gar so viel denken. Du wirst ein roher Mensch werden bei den Bären, Du wirst faul sein, Du wirst immer schmutzig sein, und Du wirst vom Vater das Trinken lernen. Daran denk' ich immer in der Nacht und kann nicht schlafen. Und Du bist so gut. Geh fort von uns, geh fort, bitte, Edi! Dann werde ich wieder schlafen können. Lern ein Handwerk und bleibe ein braver Mensch — so brav, wie die Mutter gewesen ist.“

„Und Du, Lolo?“

„O, ich! Ich werde bald ganz schlafen. Aber wenn ich nicht sterbe, Schmied, dann werde ich auf Dich warten und mich freuen, wenn Du brav bist.“ Die armen Warzen des Kindes, das durch Krankheit und Vereinsamung so frühreif war, glühten in Fieberhitze.

Edi fing an zu weinen.

„O Lolo,“ sagte der heimatlose Knabe, „wie soll ich denn fortgehen von Dir?“

„Mir zu liebe, Edi Schmied!“

Ach, die beiden Kinder waren noch so klein, aber so alt durch das Elend! Und ich habe solche arme Kinder oft sprechen gehört, so frühreif und sorgenvoll wie die ältesten Leute, daß es einem fast das Herz brach.

Und am nächsten Morgen war der Junge verschwunden.

*

Manches Jahr später gastirte eine renommirte Konzertsängerin in einem Saale der Residenz. Sie hieß Lola Joan. Es war eine schöne, stolze, blühende Gestalt mit einer goldigen, süßen Stimme, die Schubertsche und Mozartsche Lieder sang zum Entzücken. Und es war die einst so kranke Tochter des Bärentreibers. Ihr Vater hatte sich totgetrunken, sie war von einer abenteuerlichen Sängerin angenommen und ausgebildet worden, und aus dem verkommenen Kinde war eine schöne, große Künstlerin geworden — eine echte Künstlerin. Man konnte ihr keine Abnahmen nachsagen, obwohl sie von den reichsten und schönsten Entzückungen umworben und begehrt wurde.

Eines Abends, als sie auf die Bühne hinaustrat, bemerkte sie hinter der Coulisse einen freundlichen Feuerwehrmann, welcher an diesem Abend den Dienst hatte. Er war eine große, stattliche Erscheinung mit diamantglänzenden Augen und dunklen Haaren, als sei er Endymion, den die Göttin der Nacht auf sein Haar geküßt und dem sie ihren eigenen Mondesglanz im Auge zurückgelassen habe.

Die Künstlerin ließ ihn nach ihrer Nummer zu sich in die Garderobe bitten. Dort fand sich die Lolo wieder zusammen mit Edi Schmied, er, der jetzt ein braver, reicher Meister seiner Zunft und dabei der tapferste Feuerwehrmann der Residenz geworden war, den mancher Orden schmückte.

„Nur um Dir Ehre zu machen, bin ich geworden, was ich bin,“ sagte er. „Aber ich hätte nie gedacht, daß ich Dich wiederfinden würde.“

„Nur für Dich bin ich geworden, was ich bin, und bin frei geblieben,“ sagte sie. „Aber ich hätte nie gedacht, daß ich Dich wiederfinden würde.“

Sie weinten beide vor Glück. Und sie wurden ein Paar — ein so glückliches, schlichtes, einfaches Paar.

Gnomen.

Von

Alfred Friedmann.

Genügsamkeit.

Warum doch nur der kleine Mann
Sich fremerzu ereifert?
Die Schlange, die nicht töten kann,
Zum wenigsten — begeifert!

Gemeines Los.

Ein jeder glaubt, was ihm begegnet,
Das sei ein ganz besond'rer Spaß!
Doch merken, wenn es lächlig regnet,
Die einen wie die andern naß!

Ein Bazar für die „Krippe“.

Welcher Zweig der Wohlthätigkeit könnte namentlich jetzt, wo das liebe Weihnachtsfest wieder einmal vor der Thüre steht, sich wärmer, inniger in unsere Herzen schmeicheln, als jener, der sich mit eindringlicher und liebenswürdiger Symbolik nach der Krippe benennt, die für das Jesuskind die Stelle einer Wiege zu vertreten hatte? Gewiß, es war eine der menschenfreundlichsten Einrichtungen unseres Jahrhunderts, die sich darauf verlegte, für die kleinen, hilflosen Kinder des Arbeiterstandes Unterkunft und Verpflegung zu schaffen, wo es immer nothut. Und wie oft thut das not — not im höchsten Grade! In unserer Zeit des wachsenden Kampfes ums Dasein und damit der wachsenden Anforderungen, die das Leben namentlich innerhalb der unbemittelten Stände an jede verfügbare Arbeitskraft zu stellen pflegt, muß ja nicht mehr der Mann allein hinaus ins feindliche Leben; auch die geschäftige Hausfrau, die Mutter der Kleinen, die drinnen in ihrem versorgungsbedürftigen Heim zu walten berufen wäre, sieht sich da gezwungen, diesen schönen, natürlichen Beruf des Weibes und der Mutter preiszugeben. Draußen im Gewühl des Marktes, in den Werkstätten der Fabriken, auf den Bauplätzen, die der Handlangerinnen bedürfen, oder wo sonst sich für ein weibliches Wesen aus dem Volk Gelegenheit zum Gelderwerb bietet, hat sie sich abzumühen, damit der spärliche Erwerb des Mannes, der für die heutigen gesteigerten Verhältnisse und gesteigerten Preise des Unentbehrlichen nicht mehr ausreicht, in entsprechender Weise ergänzt und vermehrt werde. Da liegen und sitzen dann die armen Würmchen daheim, sich selbst überlassen den lieben langen Tag. Mit wenigen Jahren, in einem Alter, in dem sie naturgemäß noch zu den aufsichtsbedürftigsten Pfleglingen zählen, müssen sie hier schon die Rolle der Wärterinnen bei ihren jüngeren Geschwistern, den armen, im Säuglingsalter stehenden Wickelkindern, übernehmen! Was Wunder, wenn da die schaudererregendsten Mißstände einreißen? Die armen, verwahrlosten Wesen müssen ja tief herabkommen, körperlich wie geistig; sie verwildern oder gehen zu Grunde. Ein großer Teil der Zuchtlosigkeit, der Verkommenheit, der Verbrechens, das gewerblich in den tieferen Volksschichten mit so erschreckender Gewalt um sich gegriffen hat, ist auf jene Mißstände zurückzuführen. Da ist es denn eine heilige Pflicht, nicht allein des menschenfreundlichen Erbarmens, sondern sogar der Selbsterhaltung der besseren Stände, die unter der Verkommenheit der erbleidenden Klassen mit leiden müssen, für jene erschreckenden und unheilvollen Mißstände nach Kräften Abhilfe zu schaffen. Was also — wiederholen wir — kann es Förderungswürdigeres geben, als die zum Zweck solcher Abhilfe neuerdings in allen größeren Städten ins Leben gerufenen Krippenanstalten, in denen jene bedürftigen Kleinen über die Zeit, zu welcher ihre Eltern in Berufsgeschäften von Hause abwesend sind, Unterkunft, Pflege und Beaufsichtigung finden?

Die gute, sachentsprechende und gesundheitsgemäße Unterbringung einer solchen Krippenanstalt ist denn auch der edelste Zweck, der in Stuttgart bei Gründung des im Bau begriffenen evangelischen Vereinshauses in der unteren Stadt ins Auge zu fassen war und dem zu liebe in erster Linie der bekannte Wohlthätigkeitssinn der württembergischen Residenzstadt sich in großartigster Weise bethätigt hat. Namhafte Geldgeschenke von seiten des königlichen Hauses wie hochherziger Privatleute legten den Grund; die Mittel zur Vollendung, zum zweckdienlichen Ausbau aber lieferte der unter dem hohen Protektorat der Königin und dem Ehrenpräsidium des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar stehende Bazar, für den aus den Kreisen des Adels wie der Bürgerschaft eine fast unabsehbare Fülle von Geschenken beigesteuert wurde, und innerhalb dessen Damen der hohen und höchsten Aristokratie wie des guten Bürgerstandes das Amt der Verkäuferinnen übernahmen. Den Schauplatz bildete der große Saal des Königsbaus, den der Monarch samt allem, was dafür an Beleuchtung und dergleichen für die achttägige Dauer des Bazars erforderlich war, unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte. Professor Stier, die künstlerische Seele aller derartigen Stuttgarter Veranstaltungen, hatte auch diesmal in uneigennützigster und aufopferndster Weise die Aufgabe übernommen, den Saal entsprechend zu dekoriren und für die Zwecke des Bazars auszugestalten. Er hat sich dieser Aufgabe unter dem thatkräftigen Beistand des Malers Huthsteiner in einer Weise entledigt, die ihm von allen Seiten die höchste und gerechteste Anerkennung und Bewunderung eintrug. Das war nicht mehr der in seiner architektonischen Anordnung dermalen kühl gehaltene Konzertsaal, wie er sonst seiner Bestimmung als solcher bestens entspricht, aber eben deshalb für die nunmehr vorliegenden Zwecke doch nur das leere Gehäuse bot, — das war ein echter orientalischer Bazar der anziehendsten, blendendsten und doch dabei künstlerisch edelsten Art. Seinen Hintergrund aber bildete eine plastische Krippe, aus deren Halbdunkel die Maria mit dem Christuskind magisch hervorleuchtete, während die Gestalten Josephs und der zur Anbetung des neugeborenen Heilands herannahenden Hirten in der umgebenden Dämmerung eine ihrer sinnbildern Bedeutung entsprechende Tiefe der Erscheinung bekamen. Die Mitwirkung der Bildhauer Scherer, Schnabel und Reich und des Hoftheater-Dekorationsmalers Plappert hatte sich an diesem Teil der Gesamtanordnung in hervorragender Weise bethätigt.

Der Eröffnung des Bazars ging ein denselben einleitendes, daß, für den gleichen Wohlthätigkeitszweck gearbeitetes Konzert voraus, veranstaltet von Gräfin Alexandrine von Beroldingen-

die sich bei dieser Gelegenheit als eine Pianistin hervorragenden Ranges bewährte. Zahlreiche Künstler und begabte Dilettanten, deren Namhaftmachung wir uns aus Raumrücksichten versagen müssen, gaben ihr Bestes. Diesem Konzert sowohl wie der Eröffnungsfeier des Bazars verlieh die Anwesenheit der Königin und zahlreicher Mitglieder des königlichen Hauses, denen sich ein umfangreicher Hofstaat anschloß, besondern Glanz. Bevor diese Elite die Räume des Bazars selbst betrat, hielt im Außensaal Prinz Weimar eine beredte Ansprache, in der er die hochherzige Initiative des Königspaares in allen Fragen werkthätiger Nächstenliebe dankbar betonte. Die reichen Geschenke des königlichen Hauses bildeten denn auch in glänzender Entfaltung den großartigen Mittelpunkt des Bazars. Unsere untenstehende Abbildung, die außerhalb der Besuchszeit aufgenommen ist, damit die Zahl der sich heranandrängenden Personen nicht das Wesentlichste verdecke, zeigt das Verkaufszelt, das diesen fürstlichen Teil der Aufstellung beherbergte, zur Linken des Beschauers, kenntlich unter anderem an dem reich gestickten Lehnstuhl, der als eine der kostbaren Gaben der Königin ebenan steht. Rings umher entfalteten sich Verkaufsplätze mit Gegenständen der verschiedensten Art, an denen sich während der gegebenen acht Tage die regste Kauflust entwickelte. In der That, was könnte es Verlockenderes geben, als von schönen Händen, die sonst nur ihrer eigenen häuslichen Interessen zu walten haben, mit Kaufsgegenständen der schönsten, besten und preiswürdigsten Art bedient zu werden! Nicht geringerem Zuspruch fanden das orientalische Theehaus und das dem Eingang zunächst gelegene Buffet, wo ein blühender Mädchenflor schmackhafte Speisen und erfrischende Getränke verabreichte.



Die Opfer des elektrischen Lichts der Freiheitsstatue in New-York.

Das Ergebnis des Bazars war denn auch ein so reiches, daß es, zuzüglich der vorerwähnten Schenkungen, die Kosten des bereits im Werden begriffenen Baues der Hauptsache nach decken wird. Der Dank nicht nur derer, denen die Wohlthaten dieses Hauses zu gute kommen, sondern einer ganzen spätern Generation, welche die Früchte der so gelegten guten Aussaat zu genießen hat, wird das schöne Werk tausendfältig lohnen. **W. P.**

Verderbenbringendes Licht.

Durch das nebenstehende Bild wird uns eine Thatsache recht betrübender Art veranschaulicht. Das elektrische Licht, welches die Statue der Freiheit im Hafen von New-York in Gestalt einer Fackel in der hoch erhobenen Rechten trägt und das seine leuchtenden Strahlen weit hinaus über das dunkle Meer sendet, den Schiffen als Wahrzeichen, hat sich zu gleicher Zeit als sehr unheilvoll für die Scharen von Zugvögeln erwiesen, welche alljährlich ihren Flug nach dem sonnigen Süden nehmen. Angezogen durch das grelle Licht, stoßen sie gegen die das Feuer umgebenden starken Linsengläser mit solcher Gewalt, daß die meisten sich den Kopf zerschmettern, während die anderen tödlich verletzt auf die unterhalb des Lichtes befindliche Balustrade herabfallen. Daß sich dieser Uebelstand wie bei allen anderen Leuchttürmen so auch hier ergeben würde, war allerdings vorauszusetzen; aber niemand hatte gedacht, daß er sich in so ungeheuer ausgedehntem Maße verderblich erweisen würde, wie es jetzt leider in der That der Fall ist. Sind doch an einem einzigen Morgen nicht weniger als 13,450 Vögel der verschiedensten Gattungen als Opfer der Freiheitsstatue tot oder schwer verletzt aufgefunden worden. **Sch.**



Bazar zum Besten der „Krippe" im Stuttgarter Königsbau. Nach einer Originalaufnahme.



Rast auf der Wanderung. Gemälde von Brunet-Houard.

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Während der nächsten Tage ging Günther wie betäubt einher. Wenn er nicht bei Irenen war, so saß er auf seinem Zimmer und starrte vor sich hin oder er schritt gesenkten Hauptes die Champs Elysées auf und ab, ohne zu bemerken, was um ihn her vorging. Er fühlte sich weder glücklich noch elend; er erkannte nicht das Maß seiner Schuld und nicht die Größe des Unheils, das er angerichtet hatte; er konnte nicht denken. Wie ein beschränktes Kind, das im Geiste die Aufgaben aufzählt, die ihm gestellt worden sind, ohne zu erwägen, wie es sie lösen wird, sprach er vor sich hin, gleichgiltig, als handle es sich um ganz gewöhnliche Dinge: „Zuerst muß ich also an meinen Vater schreiben, um die Verzögerung meiner Abreise von Paris zu erklären. — Das ist das Notwendigste. — Sodann habe ich Florence zu benachrichtigen. Natürlich! Das darf nicht unterbleiben. Dann müßte ich eigentlich auch mit Irenen sprechen, um unsere zukünftigen Beziehungen zu sichern ... Ja, aber zuerst muß ich an meinen Vater schreiben ..." Und er dachte nicht mehr als er sagte, und manchmal verstand er nicht einmal was er sagte, und wiederholte nur mechanisch dieselben Worte, die er sich schon hundertmal gesagt hatte: „Zuerst muß ich also an meinen Vater schreiben" — und so weiter. — Der Kopf war ihm schwer und doch leer, die Brust wie zusammengeschnürt. Er ließ den Tag dahingehen, ohne irgend etwas anderes zu genießen, als was Madame Bragon ihm nach seinen alten Gewohnheiten vorsetzte. Das verzehrte er, ohne zu wissen, was er aß. Sein Schlaf war schwer, traumlos, wie der eines Trunkenen, und er erwachte daraus, ohne erquickt zu sein, mit einer furchtbaren Last auf der Brust, dem Gefühle, daß ihm entsetzliches Unheil drohe. — Aber welcher Art das Unglück sei, daran konnte er nicht denken. — Eine klare Vorstellung war nur tief in dem wirren, dunklen Leben seines Geistes hervor und diese beherrschte alles andere: er liebte Irenen, Irene liebte ihn, und er würde sie wiedersehen. — Wenn er in ihr Zimmer trat und sie, sich langsam erhebend, stumm die Arme ausbreitete und ihn umschlang und seine Küsse erwiderte, dann dachte er an nichts mehr. Er genoß mit jeder Fiber seines Wesens das Glück, zu lieben und wiedergeliebt zu werden; aber er genoß es besinnungslos, und wenn es ihn auch ganz erfüllte, so beglückte es ihn doch nicht.

Die Vereinsamung des Hotel Brö begünstigte die Zusammenkünfte zwischen Günther und Irenen. Auch diese schien ganz ihrer Liebe, und nur ihr, zu leben. Mit vollkommener Nichtachtung dessen, was man in ihrer nächsten Umgebung über ihre Beziehungen zu Günther denken mochte, war sie vom Morgen bis zur Nacht, mit nur kurzen Unterbrechungen, mit ihm allein. Niemand konnte sie zur Verantwortung ziehen, sie schuldete keinem Rechenschaft. Ihre Mutter, die Prinzessin, kümmerte sich nicht um Kleinigkeiten. Sie hatte Irenen dazu gemacht, was diese war. Möglicherweise hatte sie die Veränderung in der Lebensweise ihrer Tochter gar nicht bemerkt; wohl unter keinen Umständen würde sie darüber eine Rüge ausgesprochen haben. Was Irene thun oder lassen wollte, war Irenens Sache. — Der alte Onkel war von demselben Blute wie die Prinzessin, seine Schwester. Er lebte im Hotel Brö wie in seinem eigenen Palaste, von gut geschulten Dienern umgeben, deren Aufmerksamkeit nichts entging, was zu seinem Wohlbefinden nötig war. Und Irenens Geld war es, das diese Diener bezahlte. Etwas anderes verlangte der Prinz nicht von seiner lieben Nichte. Es war nicht seine Aufgabe, über deren Ruf zu wachen. Er würde dies sogar abgelehnt haben, wenn Irene oder ihre Mutter ihn darum gebeten hätten. Die Prinzessin war weit entfernt, derartiges zu erwarten oder zu verlangen; Irene würde es sich entschieden verbeten haben. Kümmerte sie sich etwa darum, was Onkel Andreas that? Er war frei in ihrem Hause. So wollte sie sein. Das Sagen anderer kümmerte sie nicht. Sie hatte für Gunst und Ungunst ihrer Umgebung die vollkommene Gleichgiltigkeit einer Königin aus alter Zeit, die in unbeschränkter Machtfülle an der Spitze eines Volkes von Sklaven steht. Die Diener wagten nicht anders als ehrerbietig zu blicken und zu sprechen. Was sie denken mochten, lag für Irenen in so niedrigen Kreisen, daß es ihrer Beachtung entging.

Die Zeit flog für Wildhagen dahin. Doch schien alles, was vor dem Tage geschehen war, an dem er Irenen wiedergefunden hatte, einer unendlich fernen Vergangenheit anzugehören. Er erinnerte sich kaum noch, was mit dieser Vergangenheit zusammenhing. Nur wiederholte er sich immer und immer wieder die Aufgaben, die sie ihm noch auferlegte. Aber der Lösung derselben kam er nicht um einen Schritt näher.

Am zweiten Tage, als Günther Irenen gegen Mitternacht verließ, kreuzte er sich im Vorzimmer mit einem ihm unbekannten weiblichen Wesen. Es sah aus, als wäre es aus dem Rahmen eines Rubensschen Bildes gestiegen: in dunklem, eng anschließendem Gewande, jung, groß, üppig, mit goldigem Haar und hellen Augenbrauen und Wimpern. Als Günther sich im Vorbeigehen unwillkürlich vor ihr verneigte, traf ihn eine Sekunde ihr Blick. Sie hatte schöne, große blaue Augen; aber der Blick, den sie Wildhagen zuwarf, war böse. Günther bemerkte es nicht. Er hatte Irenen vor einer Minute verlassen und jetzt war er schon wieder tief in seinem kindlichen Denken: „Nun muß ich also sofort an meinen Vater schreiben ..."

Die schöne Frauensperson blickte dem gesenkten Hauptes Dahinschreitenden feindselig nach. Als sich gleich darauf die Hausthür hinter ihm geschlossen hatte, trat sie in das Zimmer der Marquise. Nach wenigen Minuten erschien sie wieder auf dem Flur. Einige Augenblicke blieb sie nachdenklich stehen, dann begab sie sich auf ihr Zimmer; denn sie gehörte zu dem zusammengeschmolzenen Hausstande des Hotel Brö. Es war die Vorleserin der Prinzessin, eine vierundzwanzigjährige Holländerin, die deutsch, französisch, englisch, italienisch gleich gut und vorzüglich sprach, mit wohltönender Stimme vorlas, fertig Klavier spielte und sehr hübsch sang. Ihr Name war Blanche van Naarden.

Am nächsten Morgen wurde Günther von Desfieux aus schwerem Schlafe geweckt. Der kleine Franzose war herzlich erfreut, seinen lieben Freund Wildhagen wiederzusehen, bestürmte diesen mit Fragen, ohne auf deren Beantwortung zu warten, erzählte von seinen eigenen Schicksalen während des Jahres, wo die beiden sich nicht gesehen und auch nur wenig von einander gehört hatten, und bemerkte erst nach geraumer Zeit, daß sein Freund im Bette verwirrt und blöde um sich blickte, kein Wort sprach, die an ihn gerichteten Fragen überhörte und an dem, was der andere erzählte, nicht den geringsten Anteil zu nehmen schien. Darauf rückte Desfieux seinen Kopf mit einer kurzen Bewegung zurück, klemmte sich in das linke Auge ein Glas, das zu groß war, so daß die Augenlider dadurch verzerrt wurden, was ihm ein komisches Aussehen gab, und sagte:

„Sie schlafen noch, mein Lieber! Stehen Sie auf und gießen Sie sich einen Kübel kalten Wassers über den Kopf, um munter zu werden. Es ist Zeit: zehn Uhr! — Störe ich Sie nicht, so bleibe ich hier sitzen, während Sie Toilette machen; anderenfalls komme ich in einer halben Stunde wieder und wir frühstücken zusammen."

„Sie stören mich nicht," sagte Wildhagen, sich langsam erhebend.

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, gab Desfieux ein Rätsel auf. „Was ist hier nicht in Ordnung?" fragte er sich. Aber er war ein wohlerzogener Mann und hatte schon in der Kinderstube gelernt, keine indiskreten Fragen zu stellen. Auch vermied er, zu zeigen, daß Wildhagens Benehmen ihn überraschte, und daß er diesen aufmerksamer als gewöhnlich beobachtete. Er trat in das Nebenzimmer, Günthers bescheidenen Salon, setzte sich ans Fenster, blickte auf die Straße und von Zeit zu Zeit mit anscheinender Gleichgiltigkeit in das Schlafgemach, in dem Günther, Desfieux' Rat befolgend, verschwenderisch mit der ihm zur Verfügung gestellten großen Menge Wassers umging. Dies ermunterte ihn auch, aber in einem andern Sinne, als der kleine Desfieux gemeint hatte.

Es war, als ob Desfieux' Ankunft den tiefen Schlaf, der Günthers Seele seit drei Tagen umnachtete, plötzlich verscheucht hätte. Endlich fing Wildhagen an, sich von dem, was geschehen war, Rechenschaft abzulegen. Seine Gedanken waren noch immer unklar. Er hatte nur einen Schimmer von seiner verzweifelten Lage; aber Schritt für Schritt drang er zum vollen Lichte vor. — Ja, er mußte an seinen Vater und an Florence schreiben. Er mußte auch mit Irenen sprechen. Aber wie sollte er schreiben, wie sich mit Irene verständigen? — Er war ratlos.

Er trat halb angezogen in das Zimmer, in dem Desfieux auf ihn wartete, und die Arme über seinen Kopf erhebend und sich reckend, sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Lieber Desfieux, es hat sich mancherlei ereignet, seitdem ich Ihnen zum letztenmal geschrieben habe. Es freut mich, daß ich Sie sehe, und ich möchte mit Ihnen über Verschiedenes sprechen, was für mich von Wichtigkeit ist. Aber ich muß mich zu dem Behufe ein klein wenig sammeln. Wollen Sie mir einen Gefallen thun? — Lassen Sie mich eine halbe Stunde allein und seien Sie um elf Uhr wieder hier. Wollen Sie?"

„Mit Vergnügen!" sagte der kleine Franzose. „Ich werde im ‚Moulin Rouge' frühstücken, und spätestens um halb zwölf Uhr bin ich wieder bei Ihnen."

Darauf entfernte er sich. Als er zur bestimmten Stunde zurückkam, fand er Günther mit gekreuzten Armen, den Kopf gesenkt, vor einem Tische sitzen, auf dem in appetitlicher Weise ein einfaches und noch unberührtes Frühstück aufgetragen war.

Günther begann sofort zu sprechen, noch ehe der andere seinen Hut abgelegt hatte.

„Setzen Sie sich, lieber Desfieux! Hier an den Kamin: Nehmen Sie eine Cigarre!"

„Wollen Sie nicht frühstücken?"

„Nein, lassen Sie das nur," antwortete Günther ungeduldig. Doch schenkte er sich eine große Tasse starken schwarzen Kaffees ein, die er schnell austrank. Dann steckte er sich eine Cigarre an und ließ sich auf einen Sessel am Kamin, Desfieux gegenüber, nieder. Dieser bemerkte jetzt, daß Günther unter seiner braunen Gesichtsfarbe bleich war, und daß es um seinen Mund zuckte. Er strich sich mit der einen Hand mehreremal über Stirn, Haar und Nacken und dann begann er ruhig und entschlossen:

„Ich habe Ihnen eine vertrauliche Mitteilung zu machen."

Desfieux nickte.

„Es ist keine leichte Sache ..." — eine kurze Pause — „Ich muß meine Verlobung mit Fräulein Gilmore wieder auflösen."

Desfieux kniff die Lippen zusammen und machte „Hm!"

„Was sagen Sie dazu?"

„Ja, was soll ich dazu sagen, lieber Wildhagen? Ich weiß vorläufig noch gar nicht, was geschehen ist."

„Was geschehen ist? Was geschehen ist?" wiederholte Wildhagen nervös. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. „Ich habe mich schlecht benommen."

„Das thut mir leid!"

„Ich habe ein gutes, treues Wesen, das mich liebte, schändlich verraten."

„Das thut mir leid!"

„Mir auch! Aber damit ist dem Uebel nicht abgeholfen. Sie haben einen klaren Kopf; Sie sind mein Freund; geben Sie mir einen Rat. Was soll ich thun?"

Desfieux zauderte einige Sekunden, dann antwortete er:

„Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen einschleichen: aber es ist mir beim besten Willen nicht möglich, Ihnen einen Rat zu geben, wenn Sie mich nicht etwas mehr in Ihre Angelegenheiten einweihen können."

Wildhagen blinzelte mit den Augen, zog an der Cigarre, legte sie, als er bemerkte, daß sie

ausgegangen war, auf den Kaminsims und sagte beinahe gereizt:

„Verstehen Sie denn noch nicht? Ich habe mich in Amerika mit Fräulein Florence Gilmore verlobt. Ich habe es Ihnen doch geschrieben?"

„Ganz richtig."

„Nun gut! . . . Ich bin hier angekommen . . . und nun . . . nun muß ich die Verlobung rückgängig machen."

„Aber weshalb, mein Lieber?"

„Weshalb? — Weil ich mich getäuscht hatte, als ich Florence zu lieben wähnte — weil ich eine andere liebe."

„Haben Sie dies Ihrer Braut schon mitgeteilt?"

„Nein, das ist es eben. Ich weiß nicht, was ich ihr schreiben soll."

„Schreiben Sie gar nicht."

„Wie?"

„Schreiben Sie nicht, das heißt nicht heute und nicht morgen. Seien Sie ein Mann; packen Sie Ihre Koffer und verlassen Sie Paris . . . Jetzt, in diesem Augenblicke! Ich geleite Sie zur Bahn; ich bringe Sie bis nach Berlin, wenn Sie wollen. — Wildhagen, folgen Sie meinem Rat!"

Günther stand wie verwirrt. Er wandte den Kopf nach rechts und links und strich sich mit der Hand über Mund und Kinn und atmete laut.

„Wildhagen, folgen Sie meinem Rat!"

„Es ist unmöglich! Ich kann es nicht!" brachte er endlich mühsam hervor. „Ich kann es nicht!" wiederholte er mit größerer Bestimmtheit.

„Sie können, wenn Sie wollen. Seien Sie ein Mann und wollen Sie."

Wildhagen schüttelte langsam und traurig das Haupt. „Ich kann nicht, lieber Dessieux. Es ist zwecklos, von meinem Fortgehen ferner zu sprechen. Ich muß hier bleiben. Also lassen wir das. Wozu wollen Sie mich unnütz quälen? Helfen Sie mir mit Ihrem Rat, wie ich meinem Vater und Fräulein Gilmore schreiben soll."

Ein alter Diplomat hatte Dessieux einmal gesagt, daß Sachen, die ganz verzweifelt erschienen, manchmal noch durch „dilatorische Behandlung" gerettet werden könnten.

„Nun," sagte er, „trotzdem rate ich Ihnen noch einmal, schreiben Sie nicht! Telegraphiren Sie vorläufig nur. Ein Telegramm braucht nicht ganz klar zu sein. Damit können Sie drei, vier Tage gewinnen. Zeit gewonnen, alles gewonnen."

Der Gedanke behagte Wildhagen. Es wurde ihm so schwer, die notwendigen Briefe an seinen Vater und an Florence zu schreiben, daß er gern alles billigte, was ihm gestattete, die peinliche Arbeit einige Tage aufzuschieben.

„Was würden Sie telegraphiren?"

„Ihrem Vater: Sie sähen sich genötigt, sich noch einige Tage in Paris aufzuhalten. Sie wären ganz wohl, er möchte sich wegen der Verzögerung Ihrer Ankunft nicht beunruhigen."

„Das ist vorzüglich! Und an Fräulein Gilmore?"

„An Ihre Braut?" — Dessieux gebrauchte absichtlich dieses Wort. — „Ja, das ist schwerer. Denken wir etwas nach. — Haben Sie ihr Ihre Ankunft bereits angezeigt?"

„Ja, schon vom Havre aus; in dem Augenblick, wo ich gelandet war."

Der kleine Franzose blickte nachdenklich vor sich hin. Sein Gesicht, das bei seiner Ankunft etwas frischer erschienen, war wieder steinalt geworden. Wildhagen beobachtete ihn aufmerksam. Endlich sagte Dessieux:

„Ihrer Braut: ‚Ich kann leider mit der heutigen Post nicht mehr schreiben. Die nächste bringt Ihnen ausführliche Briefe.' — Das ist furchtbar dumm, ich gestehe es selbst, aber ich finde nichts Klügeres."

„Nein, das ist ganz gut," unterbrach ihn Günther. Er trat an seinen Schreibtisch und setzte die beiden Depeschen auf. Dann sah er nach der Uhr. „Ich muß jetzt fort," sagte er. „Wann sehen wir uns wieder?"

„Wann es Ihnen paßt. Ich bin frei und nur Ihretwegen in Paris."

„Dann wollen wir zusammen essen. Treffen wir uns um sechs Uhr bei Voisin!"

„Ganz einverstanden! Also um sechs Uhr bei Voisin!" Und damit entfernte sich Dessieux.

Die Unterhaltung mit Wildhagen hatte ihn verstimmt. Er hegte kaum einen Zweifel, daß die schöne Marquise an dem Treubruch seines Freundes schuld sei, aber er wollte sich volle Gewißheit über diesen Punkt verschaffen und begab sich nach dem Hotel Brö.

„Die Frau Marquise ist nicht zu Hause," sagte der Portier.

„Schön! Dann werde ich heute abend wiederkommen."

„Der Herr Vicomte würden sich vergeblich bemühen. Die Frau Marquise ist auf dem Lande."

„Wann kommt sie zurück?"

„Das weiß ich nicht, Herr Vicomte."

Der Portier war ein gut geschulter Mann, sein Gesicht ließ nicht erkennen, ob er log oder die Wahrheit sagte. Dessieux bemühte sich übrigens auch nicht, irgend etwas daraus zu lesen. Ein Zwanzigfrankenstück würde ihn wahrscheinlich über den wirklichen Thatbestand aufgeklärt haben, aber der kleine Mann war zu zartfühlend, um sich die Wahrheit auf diesem Wege zu verschaffen. Er hinterließ eine Karte und ging seiner Wege, dem Faubourg St. Honoré zu. An der Ecke der Straße wurde er durch einige vorüberfahrende Wagen aufgehalten, die ihn verhinderten, über die Straße zu gehen. In Gedanken drehte er sich um und sah nach dem Hotel Brö zurück. In demselben Augenblick trat ein Herr in jenes Haus. Dessieux erkannte Wildhagen. Dieser, den Kopf gesenkt, hatte seinen Freund nicht gesehen.

„Nun soll mich wundern, ob er ebenfalls abgewiesen wird," sagte sich Dessieux.

Er wartete volle fünf Minuten. Wildhagen kam nicht zurück. Kein Zweifel, daß für diesen die Marquise zu Hause war.

„Ich dachte es mir," fuhr Dessieux vor sich hin fort. „Von Wildhagen wundert es mich nicht, ein jeder Mann wäre in dieselbe Falle gegangen. Aber der schönen Marquise hätte ich es nicht zugetraut. Sie ist also doch nicht ganz von Stein. Sie steigt in meiner Achtung."

Der Portier des Hotel Brö hatte Wildhagen ungehindert das Haus betreten lassen, und der Nachfolger des langen Jean, derselben guten Schule wie dieser angehörig, ihm dienstfertig den Ueberrock abgenommen und ihn ins Empfangszimmer geführt, um ihn dort einige Minuten allein zu lassen. Als er zurückkam, sagte er:

„Die Frau Marquise lassen den Herrn Baron bitten."

Günther folgte dem stumm voranschreitenden Diener ins obere Stockwerk, wo die Privatgemächer der Marquise und der Prinzessin gelegen waren. Der Diener öffnete die Thür zu dem Boudoir der Marquise, meldete mit lauter Stimme den Herrn Baron von Wildhagen und zog sich dann wieder zurück.

Irenens Antlitz leuchtete auf in heller Freude, als sie Günther erblickte, aber sie ging ihm nicht entgegen — das war nicht ihre Art. Als er vor ihr stand, nahm sie seine beiden Hände und zog sie nach unten, so daß er, der keinen Widerstand leistete, auf die Kniee sank. Dann schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn.

„Du bist heute spät gekommen," sagte sie. „Eigentlich sollte ich bös sein."

„Ich hatte einen Besuch, dessen ich mich nicht entledigen konnte; entschuldige mich."

„Wer war bei Dir?"

„Dessieux."

„Ach, der langweilige Mensch! Er war auch soeben hier. Da liegt seine Karte. Ich habe ihn nicht empfangen. Weshalb hast Du ihn nicht fortgeschickt?"

„Ich konnte es nicht schneller, als ich es gethan habe. Sei nicht böse."

„Ich bin Dir nicht böse." Sie legte ihre Hand auf seine Stirn und bog seinen Kopf etwas zurück. „Was fehlt Dir? Du siehst traurig aus."

„Mir fehlt nichts, aber . . ."

„Nun, aber?"

„Dessieux' Besuch hat mich daran erinnert, daß ich meinem Vater schreiben muß, der mich jeden Augenblick erwartet . . . und ich kann doch jetzt nicht von hier gehen."

„Nein," sagte sie mit dem ihr eigentümlichen, stillen Lächeln. „Du kannst jetzt nicht fort. Ich habe Dich mir erobert. Du bist mein. Ich lasse Dich nicht fort."

„Daran denke ich auch gar nicht. Aber ich muß meinem Vater schreiben."

„Nun, dann schreibe ihm," sagte sie leichtfertig, „ich ließe ihn grüßen und ihm sagen, wenn er Dich sehen wollte, müßte er sich nach Paris bemühen, Du könntest nicht noch Berlin kommen. — Das ist eine Idee: laß ihn kommen! Ich möchte ihn kennen lernen. Hat er auch so hübsche Augen wie Du, mein liebes Herz?"

Günther lächelte. „Es würde ihn kränken, wenn ich ihm zumuten wollte, hieher zu kommen. Ich muß ihm schreiben. Es ist ein langweiliger Brief."

„Ich begreife nicht, wie man Sachen thun kann, die einen langweilen," sagte die Marquise. „Früher, wenn ich unangenehme Briefe zu schreiben hatte, bat ich Wendt darum, der unvergleichlich besser schrieb, als ich es gekonnt hätte. Jetzt vertritt ihn Blanche. Soll ich ihr sagen, einen Brief für Dich zu schreiben? Sie thut es gleich. Du brauchst ihr nur anzudeuten, was darin stehen soll, und in einer halben Stunde bringt sie Dir ein hübsch geschriebenes Epistelchen, an dem Du Deine Freude haben würdest. — Soll ich sie rufen?"

„Nein," sagte Günther, „ich werde schon selbst schreiben. Laß nur den Brief. Laß alles!" Er küßte sie. Was kümmerte ihn sein Vater, was Florence, was die ganze Welt, wenn er Irenen küssen durfte?

Nach einer Weile trat Irene, mit den Händen die schlichten schwarzen Haare glättend, an das Fenster und beobachtete einen Augenblick den Himmel und die Straße.

„Wollen wir ausreiten?" fragte sie.

„Ausreiten? Wie kommst Du auf den Gedanken? Wir sind hier so gut aufgehoben."

„Nein, wir wollen ausreiten, mir zu liebe! Ich will mich Dir zu Pferde zeigen. Du kennst mich noch gar nicht als Amazone, vielleicht gefalle ich Dir dann. — Willst Du?"

„Natürlich, wenn Du es befiehlst."

„Du mußt es gern thun."

„Ich thue es gern."

„Dann warte fünf Minuten; ich bin sogleich fertig."

Prinz Andreas, Irenens Onkel, war ein vorzüglicher Pferdekenner, und seine aufmerksame Sorge um die Reit- und Wagenpferde seiner Nichte hatte den Stall der Marquise Brö zu einem der anerkannt besten von Paris gemacht. — Die Pferde, die eine Viertelstunde später gesattelt für Irene und Günther vorgeführt wurden, waren vollkommen schöne, edle Tiere. Günther, der sich auf Pferde verstand, musterte sie mit Bewunderung, als Irene erschien. — Sie hatte die richtige Figur der Reiterin: schlank, biegsam, und den engen Gürtel und die schmalen Hüften eines jungen Mädchens. Das knapp anliegende Kleid zeigte in seiner ganzen Vollendung das edle Ebenmaß ihrer Gestalt. Günther schüttelte unwillkürlich das Haupt. War es möglich, daß dies schöne Wesen sein — ganz sein war! Sie bemerkte seine beinahe bestürzte Bewunderung, und als sie sich, den kleinen Fuß in seiner Hand, leicht in den Sattel schwang, da flüsterte sie ihm zu: „Gefalle ich Dir?" Er antwortete durch ein Senken der Augenlider, das sie verstand und befriedigte.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelisch-lutherische Kirche zu Wladimir.

Das Gouvernement Wladimir (das frühere Großrußland) ist eines der gewerbereichsten von Rußland. An vielhundert Fabriken bringen Zitze, Farbene, Glaswaren, Baumwollenzeuge in großen Massen hervor, die den Jahrmarkt in Nischny-Nowgorod füllen. Die Hauptstädte dieses reichen Gouvernements sind neben Wladimir selbst Iwanowo-Wosnessensk (das russische Manchester), mit 12,000 Einwohnern, meistens Baumwollenzeuge liefernd, ebenso Schuja mit 14,000 Einwohnern (eine prachtvolle Stadt an der Theiß), dann Murom mit 11,000 Einwohnern, an der Oka, ein Hauptstandelsplatz für Getreide, Holz und Eisenwaren, Susdal mit 9000 Einwohnern, an der Kamenka, berühmt durch sein altes Kloster, welches zur Einsperrung widerspenstiger Geistlichen benützt wird und viele geheime Zellen hat.

Die eigentliche Hauptstadt Wladimir, fast den Mittelpunkt der Moskau-Nischny-Nowgoroder Eisenbahn bildend, hat 16,000 Einwohner, liegt sehr malerisch an der Klädma auf einem Hügel, umgeben von Kirchgärten, berühmt in ganz Rußland. Die Stadt selbst hat keine einzige Fabrik; vielmehr

beschäftigen sich ihre Einwohner mit Handel und Handwerk. Sie birgt noch viele Sehenswürdigkeiten aus alten Zeiten, zählt neunundzwanzig Kirchen, unter welchen sich die Uspenski- und Dimitrieffsche Kathedrale hervorthun. In ihnen befinden sich noch die eroberten Fahnen aus der Tatarenzeit; auch bergen sie berühmte alte Gemälde und Wandmalereien, welche vorerdings restaurirt werden. Der frühere Kreml dient jetzt zum Wohnsitz des Bischofs.

Eine deutsch-lutherische Gemeinde gibt es schon an dreißig Jahren in Wladimir; dieselbe, jetzt ungefähr 150 Seelen zählend, hat sich eine eigene steinerne Kirche gebaut, welche zur Zierde der Stadt mitgerechnet wird. — Als die Eisenbahn von Moskau nach Nischni-Nowgorod eröffnet wurde, waren die an derselben Bediensteten meistens Deutsche, und da Wladimir den Mittelpunkt der Bahn bildet, waren hier an sechzig Familien stationirt. Damals, im Anfang der sechziger Jahre, versammelten sich die Lutheraner im Hause des Apothekers Brenneisen, um monatlich einmal ihren Gottesdienst zu feiern, als aber die Gemeinde später an Zahl und Mitteln erstarkte, kaufte sie ein eigenes Grundstück mit Holzgebäuden, in welchen ein Betsaal eingerichtet wurde. Einige Jahre war es ihr vergönnt, einen Prediger am Ort unterhalten zu können; da fing die Zahl ihrer Angehörigen an, sich stark zu vermindern, und man mußte wieder zurückgreifen und monatlich einmal den Prediger aus Nischni-Nowgorod kommen lassen. Im Jahr 1882 war ein Umbau der Gebäude nicht länger zu vermeiden, und da wurde der Gedanke an einen Kirchenbau laut; aber die Mittel fehlten,



Evangelisch-lutherische Kirche zu Wladimir.

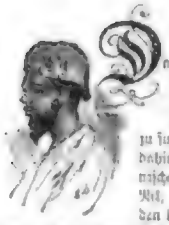
da dortige Architekten einen solchen Bau nicht unter 15,000 Rubel glaubten herstellen zu können, wenn auch nur mit hundert Sitzplätzen. Da wandte sich ein Mitglied des Kirchenrats an den „Verein für kirchliche Kunst“ nach Dresden um Rat, und dieser Verein sandte der Gemeinde unentgeltlich ein Projekt, welches für 10,000 Rubel herzustellen sei. Dasselbe, von einem dortigen Techniker dem Platz angepaßt und etwas vereinfacht, kam nun zur Ausführung, bei welcher sich viele Russen mit Geldbeiträgen beteiligten (so gab der Gouverneur 100 Rubel und der Bürgermeister 500 Rubel), ein freudig zu begrüßendes Zeichen der Freundschaft zwischen Russen und Deutschen.

Die Kirche, im gotischen Stil gebaut, hat im Schiff hundertundvier Sitzplätze und noch auf der Orgelempore an dreißig Plätze, vollkommen genug für die kleine deutsche Gemeinde. Sie besitzt eine ziemlich stattliche Orgel und ein neues Altergemälde, „Christus“ nach Thorwaldsen, ein Geschenk aus Breslau von H. Berent. Auf dem Gemeindewesen lastet nun eine Schuld von 6000 Rubel, weil die Restauration des alten Gebäudes allein an 4000 Rubel verschlang, aber dafür bringt dasselbe jetzt über 1000 Rubel Miete ein jährlich. Der Bau der Kirche selbst kostete 9000 Rubel.

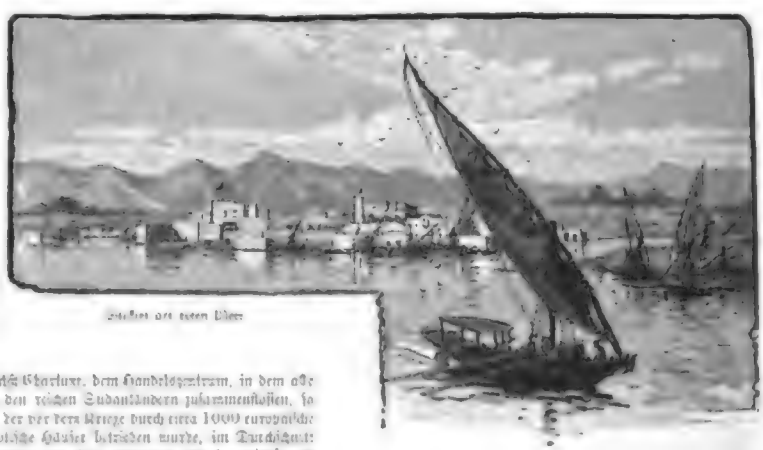
Dieses Beispiel, wie eine verhältnismäßig kleine und nicht mit sonderlich reichen Mitteln ausgestattete evangelische Gemeinde mitten im russischen Reiche sich mit mutiger und opferfreudiger Hingabe an die Sache ihr eigenes würdiges Gotteshaus baut, verdient alle Beachtung, Anerkennung und Nachahmung.

Karl Mittenhuber.

Bilder aus dem Sudan.



Da, wo die Wellen des reißenden Bahr el-Abiad, des weißen Nil, dessen eigentliche Quellflüsse in dem Gebiete der großen Seen im äquatorialen Afrika zu suchen sind, sich vereinigen mit dem ruhig dahinfließenden Wasser des aus dem abessinischen Hochlande herabkommenden blauen Nil, Bahr-el-Azrak, da liegt in dem von den beiden Flüssen gebildeten Winkel Chartum, die in letzter Zeit vielgenannte Hauptstadt des Sudan. Sie wurde gegründet im Jahre 1820 von Mehemed Ali, dem ersten Vizekönig von Aegypten und Gründer der jetzt noch dort herrschenden Dynastie, nach der Eroberung von Kordofan und der Unterwerfung der umwohnenden Völkerschaften. Dieser außerordentliche Mann, der durch sein Genie und seinen eisernen Willen Aegypten weit über alle anderen mohammedanischen Staaten emporhob, wie er sich selbst aus dem obskuren Stande eines armen mazedonischen Kaufmanns zu einer berühmten weltgeschichtlichen Persönlichkeit aufgeschwungen hatte, erkannte sofort mit unfehlbarem Scharfblick die Wichtigkeit der kommerziellen und strategischen Lage dieses Punktes. Die von ihm gegründete Stadt vergrößerte sich rasch und zählte schon 50—60,000 Einwohner, als die unheilvolle Erhebung des Mahdi, des sogenannten falschen Propheten, dem Wohlstande und einer gedeihlichen Weiterentwicklung ein plötzliches Ende bereitete und dem Vizekönig die größte und reichste Provinz seines Landes, den Sudan, raubte. Unter dem Sudan versteht man im allgemeinen das ungeheure Gebiet inmitten von Afrika, welches sich zu beiden Seiten des Aequators nach Norden und Süden erstreckt. Der Name ist abgeleitet von dem arabischen Worte suwad, Plural sudan, das heißt schwarz, und bezeichnet also in der gewöhnlichen Form Beled-es-Sudan, wie die Araber sagen, wörtlich nur das Land der Schwarzen. Der ägyptische Sudan im engeren Sinne ist das Gebiet im weiten Umkreis um Chartum herum ohne eigentliche Grenzen. Im Osten des Nil erstreckt es sich bis zum roten Meer, im Westen umfaßt es Kordofan und Darfur. Im Süden zog sich zu der Zeit, da Gordon Generalgouverneur des Sudan war, in den Jahren 1873—1878, eine Kette von ägyptischen Garnisonen, deren südlichste Gondokoro war, bis hinunter in die Gegend der großen Seen, da wo jetzt der mutige Emin Pascha auf seine Erlösung hofft. In diesem Teil der Provinz liegt deren eigentlicher Reichtum. Während nördlich von Chartum der Nil nach Aufnahme des von Osten ihm aus Abessinien zuströmenden Atbara die einzige Lebensquelle ist, gerade wie im eigentlichen Aegypten, dessen südliche Grenze der erste Katarakt bildet, so durchziehen die südliche Hälfte zahlreiche Wasserläufe, die alle zum Stromgebiet des Nil gehören und dazu beitragen, daß dieser Fluß, der 1700 Meilen ein Land durchkauft, das nur von ihm jetzt, immer mit dem lebenspendenden Wasser versorgt ist. Am fruchtbarsten und ergiebigsten ist das Senaar, welches im Westen von dem weißen Nil und im Osten von dem blauen Flusse und dem abessinischen Hochlande begrenzt wird. Nächst Chartum, dem Handelszentrum, in dem alle Erzeugnisse aus den reichen Sudanländern zusammenfließen, so daß der Handel, der vor dem Kriege durch etwa 1000 europäische und 3000 ägyptische Häuser betrieben wurde, im Durchschnitt jährlich die Summe von 200 Millionen Mark erreichte, ist hauptsächlich noch als bemerkenswert zu erwähnen die [illegible] Berber mit 10,000 Einwohnern, am Nil gelegen, einige Meilen nördlich vom Einfluß des Atbara. Sie verdankt ihre Wichtigkeit hauptsächlich dem Umstande, daß bis hieher die Waren von Chartum aus mit Dampfern und sonstigen Fahrzeugen auf dem Nil transportirt werden, dessen Schiffbarkeit auf lange Strecken von Berber an durch Katarakte unterbrochen ist. Dafür zweigt sich hier die große Karawanenstraße ab, die nach Suakim, dem bedeutendsten Hafenplatz am roten Meer, führt. Weniger benützt wird die Straße, welche Chartum direkt über Kassala mit dem andern am roten Meer gelegenen Hafenort, mit Massauah, verbindet, weil den Karawanen dort von seiten der immer unruhigen Abessinier Gefahr droht. Ganz gering aber ist der Handelsverkehr des Nilthal hinunter bis Aegypten. Die Verbindung auf dem Nil selbst ist durch die zahlreichen Katarakte, deren



zwischen Berber und Chartum.

mehrere Meilen lang sind, wenn auch nicht ganz gehindert, so doch zu oft und zu lange unterbrochen. Eine Eisenbahn, die zwar schon von dem Expedition Ismael Paschas beabsichtigt war und von der auch bei Wadi-Halfa am zweiten Katarakt eine allerdings nur sehr kurze Strecke gebaut worden ist, ist noch nicht vorhanden und wird wohl bei den traurigen Zuständen, die jetzt im Sudan herrschen, auf noch lange Zeit hinaus ein frommer Wunsch bleiben. Der Endpunkt dieser

strategisch und kommerziell gleich wichtigen Bahn, deren Pläne, von dem englischen Ingenieur Fowler ausgearbeitet, schon geraume Zeit fertig daliegen, sollte Shendy sein, ein kleinerer, aber bedeutender Handelsplatz, zwischen Berber und Chartum gelegen, wenige Meilen oberhalb der durch zahlreiche Ruinen mit wunderbaren Resten einer früheren äthiopischen Zivilisation berühmten Insel Meroe. Bei Shendy zweigt sich auch nach Osten eine vielbenützte Karawanenstraße vom Nil ab, die über Kassala den Verkehr mit Abessinien vermittelt. Dieser so empfindliche Mangel einer direkten und bequemen Verbindung mit Aegypten trägt auch einen Hauptteil der Schuld, daß der Aufstand des Mahdi solche Ausbreitung gewonnen hat und die Engländer bei ihrem Vorgehen gegen die Rebellen eigentlich nur Mißerfolge erzielten. Außer diesen genannten wichtigen Handelsplätzen bevölkern noch eine Anzahl größerer und kleinerer Orte die beiden Seiten des Nil, von denen noch als bedeutend zu erwähnen ist Neu-Dongola am westlichen Ufer (Alt-Dongola an demselben Ufer, einige Meilen südlicher ist eine fast ganz dem Untergange preisgegebene und verlassene Ansiedlung), der Zentralpunkt einer sehr unruhigen und leicht erregbaren Bevölkerung, welche zum großen Teil von den alten Mamelukes abstammt, die dem Gemetzel Mehemed Alis im Jahr 1811 entronnen und hier eine Zuflucht fanden. Unter diesem Volke hatte sich den Sklavenjägern immer eine reiche Auswahl freiwilliger Rekruten. Viele von den umliegenden Ortschaften sind gelegentlich der Kämpfe der Engländer mit dem Mahdi und seinen Anhängern häufig genannt worden, und gar manche haben eine traurige Berühmtheit erlangt, wie Merawi, in dessen Nähe — halbwegs zwischen Debbeh und Abu-Hammed am vierten Katarakt — Colonel Stuart im Oktober 1884 die entscheidende Niederlage durch die Rebellen erlitt. Zu erwähnen ist ferner noch als ein größeres Handelsemporium Debbeh, gerade an der Stelle gelegen, wo der Strom seinen anfänglichen Lauf nach Süden aufgibt und den gewaltigen Bogen nach Norden macht, bis nach Abu-Hammed, einem elenden Städtchen, dem Ende der Karawanenstraße von Korosko, bekannt durch die Niedermetzelung einer 800 Mann starken Abteilung von Baschi-Bozuks, der irregulären türkischen Kavallerie, die hier von den Bischaris unerwartet im Jahre 1920 überfallen wurde.



Thal und Berg Dekali.



Kamelreiter.

In Debbeh verläßt den Nil die große Karawanenstraße nach El Obeid und Darfur, welche in südwestlicher Richtung durch die trostlose Oede der Wüste führt. Außer im Mittel sind natürlich der eigentümlichen Bodenbeschaffenheit des Landes wegen nur sehr wenige größere Niederlassungen im Innern zu finden. Zu einer der bedeutendsten schwang das schon oben erwähnte Kassala zwischen dem Nil und dem roten Meer sich auf, vermöge seiner Lage als Knotenpunkt verschiedener wichtiger Handelswege, die den Verkehr des Binnenlandes mit den beiden hauptsächlichsten Häfen des roten Meeres, mit Massauah und Suakim, vermitteln. Im übrigen macht die Wüste mit ihrem allen Leben ertötenden Sandmeeren Niederlassungen unmöglich. Soweit nicht der Nil mit seinen befruchtenden Wassermassen, die er hauptsächlich aus den Hochgebirgen Abessiniens durch den Bahr-el-Azrak empfängt, zur Zeit der jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmung das Land zu beiden Seiten seines Laufes bedeckt, ist alles tote Wüste. Wer mit einem Messer abgeschnitten trennt sich das grüne Ackerland von der gelben Sandfläche, die das Ufer des Nils an den Steilen berührt wo die kahlen, vollständig vegetationslosen Gebirge, das Libische im Westen und das arabische im Osten, an das Flußbett herantreten und dasselbe einengen. Ohne jeden Pflanzenwuchs ist überhaupt die Wüste nicht. Es wachsen hier und da, abgesehen von den Oasen, in denen eine Quelle einen Reichtum der Vegetation hervorruft, kleine, unscheinbare Kräuter und Gräser, welche den Kamelen, diesen für eine Wüstenreise ganz unentbehrlichen Tieren, die genügende Nahrung bieten. Ebenso finden sich hier und dort noch sonstige Wasserstellen in der Wüste vor, den Beduinen und Karawanenführern wohl bekannt. Im allgemeinen aber ist dieses in der Wüste gefundene Wasser von einer solchen Beschaffenheit, daß es eigentlich nur für die Beduinen und ihre Herden, deren Kehlen an diese ekelhafte, brakige Flüssigkeit gewohnt sind, zu genießen ist. Und doch ruft es bei jedem Wüstenreisenden laute Freude hervor, wenn der Ruf „Moya helwa!“ (süßes Wasser) ertönt; sagt aber der Beduine „Moseh tayib!“ (nicht gut), so kann man ruhig als Europäer auf einen solchen Trunk Verzicht leisten ohne jeden Versuch, der doch nur die Unmöglichkeit, einen solchen infernalischen Stoff hinunterzuschlucken, darthun würde. Das verhältnismäßig beste und trinkbarste Wasser in der Wüste findet man in natürlichen steinernen und ziemlich tiefen Kesseln, die aber noch eben zu sehr lang werden, so daß die senkrechten Strahlen der tropischen Sonne nicht hineindringen können. Hat es aber, wie es öfter vorkommt, und zwar selbst in dem Teile der Wüste, der zwischen dem Nil und dem roten Meer gelegen ist, mehrere Jahre hinter einander nicht geregnet, so versiegen auch diese ermüdigen und wenigen Quellen, die dem verschmachtenden Wanderer das heißersehnte Labsal darbieten.

Träge und langsam schleicht die Karawane durch den Sand in dem glühenden Sonnenbrande. Ringsum herrscht tantlose Stille, nur hie und da unterbrochen von dem klägtlichen Geächze der Kamele. Selbst diese so genügsamen Tiere, die mit der geringsten Quantität Futter sowohl wie Wasser zufrieden sind, strecken die dürren Nasen in die Luft, ob sie nicht die Nähe einer Quelle wittern. Endlich tut sich den sehnsuchtigen Blicken der Wanderer ein Tal, wo man gewiß das Gewünschte finden wird und vielleicht auch schattenspendende Bäume. Ein solches Wadi, Hegatt genannt, mit dem Berg gleichen Namens, zeigt das nebenstehende Bild mit einer kleinen Karawane, die sich gelagert hat. Die von ihrer Last befreiten



Beduine.

Tiere weiden indessen umher, um die spärlich am Boden kriechenden Kräuter zu suchen. Nicht nur diese Genügsamkeit macht das Kamel zu dem einzig in der Wüste brauchbaren Tier, es ist auch äußerlich von der Natur zu diesem Dienste gebaut. Sein breiter, weicher Fuß setzt es in den Stand, den tiefen Sand zu überschreiten, wo ein Pferd fast bis an die Knie einsinken und sicher elend umkommen würde. Dabei ist sein Gang ein gleichmäßiger, steiger, aus dem es sich auch nicht so leicht herausbringen läßt. Einen der malerischsten und interessantesten Anblicke gewährt man, wenn eine solche Karawane von mehreren hundert Kamelen dahinzieht. Die Scheiks und die Vornehmsten der Karawane tragen Turbane und fliegende Gewänder in den buntesten Farben, während die Kameltreiber und das andere gewöhnliche Volk durchgängig gehen, nur die Lenden umgürtet mit einem breiten Streifen Leinwand, aber alle bewaffnet mit Schwertern und Lanzen. Die Tiere sind beladen mit großen Ballen von Straußenfedern, arabischem Gummi, Fellen und anderen Haupterzeugnissen des Sudan, während eine nicht geringe Anzahl je vier oder sechs in rohe Häute eingewickelte Elefantenzähne trägt. Einen geradezu gespenstischen Eindruck macht ein



solcher ausgedehnter Zug, wenn er in weiter Ferne vor der im Westen sinkenden Sonne dahinzieht.

Diese öden Wüstenstrecken, die sich zu beiden Seiten des Nil, besonders im Westen, weit in das Land hinein erstrecken und den bei weitem größten Teil des ganzen ägyptischen Reiches ausmachen, sind denn auch in dem oberen, das heißt nördlichen Teil des Sudan vorherrschend, so daß seine Bewohner in überwiegender Mehrzahl freie Wüstensöhne sind, die sich nur ungern dem Vizekönig beugten und auch früher schon eigentlich nur nominell seinem Reiche angehörten. Als daher der falsche Prophet sich erhob und den Aufstand gegen Aegypten predigte, schlossen sie sich freudig ihm an, aufgestachelt durch fanatische Mollahs und Derwische. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme, machen aber alle den Anspruch, von echt arabischer Abkunft zu sein. Nach ihrer, der Beduinen, Ansicht haben ihre Vorfahren einst das rote Meer wie die Kinder Israel überschritten, aus dem Hedschas, dem nördlichen Arabien, kommend, viele Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung. Hier haben sie sich natürlich im Laufe der Zeit sehr vermischt mit anderen Völkern, so daß sie eigentlich keineswegs mehr echte Araber sind, obgleich sie arabisch sprechen. Die hauptsächlichsten Stämme, welche zwischen dem Nil und dem roten Meer ihre Wohnsitze oder ihre Wandergründe haben, sind die Ababdes, die Hadendoas und die Bischaris. Einen Angehörigen des letzteren Stammes zeigt unsere Abbildung. Ihren zumeist schlanken, elastischen und wohlgebauten Gestalten mit dem eigentümlichen, leider aber fast immer mit ranzigem Fett hergestellten Haarputz, begegnet man zuerst in größerer Menge in dem Bazar von Assuan, am ersten Katarakte. Bis dahin erstreckt sich das von ihnen durchzogene Gebiet. Westlich vom Nil finden wir als die hervorragendsten Tribus diejenigen der Kababischs, der Hassanijes und Beggaras. Alle diese zerfallen wieder in eine große Menge Unterabteilungen, die aber ziemlich gleiche Sitten und Gebräuche haben und sich wesentlich nur durch den Dialekt und die Art und Weise, die Haare zu tragen, von einander unterscheiden. An diese Beduinen schließen sich dann nach Süden noch eine Menge anderer Völkerschaften an, die entweder das Land bebauen oder Herden halten, vor allem aber Jäger, Karawanenführer und Räuber sind. Sie haben verschiedene Hautfarbe, so daß man im Nilthal bis hinunter zu den äquatorialen Seen die ganze Farbenskala vom lichtesten Braun bis zum tiefsten Schwarz vertreten findet. Eine genaue Schätzung dieser Wilden ist unmöglich; ihre Zahl mag sich auf zwei bis drei Millionen belaufen, während die Gesamtstärke der Beduinen ungefähr eine halbe Million beträgt. Verhältnismäßig gering war die Zahl der unter diesen Eingeborenen im Süden wohnenden Europäer natürlich vor dem Kriege. Sie verteilten sich auf die Haupthandelsplätze am Nil. Die größte Kolonie befand sich selbstverständlich in Chartum. Doch auch sie war nicht umfangreich und sehr wechselnd, da das Klima dieser Stadt ausnehmend ungesund ist, während der Regenzeit selbst für die Eingeborenen, so daß in dieser Periode die Sterblichkeitsziffer durchschnittlich auf 30 bis 40 vom Hundert stieg.

Jetzt ist dieses weite Gebiet, welches so viele Schönheiten in sich birgt, einer wilden Gesetzlosigkeit preisgegeben. Alle die Errungenschaften, welche die Zivilisation dort gemacht hatte, sind verloren und das Land wieder zurückgefallen in die alte Barbarei. Dieser elende Zustand wird fortdauern, bis es einer starken Regierung gelingt, Chartum in ihre Gewalt zu bekommen und so dem unglücklichen Lande Ruhe und Ordnung zurückzugeben.

Villa Zirio,
die Wohnung des deutschen Kronprinzen in San Remo.

(Hiezu das Bild Seite 191.)

Als wir in Nummero 41 des letzten Jahrgangs eine kurze Lebensbeschreibung Mackenzies brachten, bemerkten wir, daß der Dank des deutschen Volks dem kühnen englischen Arzt gewiß sei, wenn es ihm gelänge, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm wieder herzustellen. Er hat sein Wort nicht eingelöst und der Dank ist ausgeblieben. Mit banger Spannung sind jetzt die Blicke ganz Deutschlands nach San Remo gerichtet, dem Ort, wo der Liebling fast der ganzen zivilisierten Welt mit heroischer Geduld erwartet, welche Wendung sein schweres Leiden nehmen wird.

San Remo liegt an der Riviera di Ponente, zwischen Genua und Nizza, und gehört zu der italienischen Provinz Porto Maurizio. Gegen rauhen Wind ist es im Osten, Westen und Norden durch hohe Gebirgsketten geschützt, während die Sonnenstrahlen ungehindert Zutritt haben; so kommt es, daß der Ort auch während der kalten Jahreszeit ein außerordentlich mildes und gleichmäßiges Klima hat. Diese Lage schien dem Dr. Panizzi für die leidende Menschheit ebenso günstig als die von Nizza und Mentone. In Zeitungsartikeln und Broschüren machte er auf seine Vaterstadt aufmerksam, der Fremdenzug ließ nicht lange auf sich warten, und so ist aus dem ärmlichen altertümlichen Felsenwinkel, der nur vom Ertrage seiner Oliven- und Zitronenpflanzungen sich nährte, in fünfundzwanzig Jahren eine glänzende Villenstadt von 17,000 Einwohnern mit üppig sprossenden Gärten, schönen Straßen, großen Hotels und stattlichen Kaufläden geworden.

Nahe dem Ostende der Stadt erhebt sich eine einfache Villa, deren Erdgeschoß in dem dichten Grün des Vorgartens fast verschwindet. Hinter ihr ziehen sich die Olivenwälder der anmutig geschwungenen Hügel hin, vor ihr breitet das Meer seine unendliche Fernsicht und sein unerschöpfliches Farbenspiel aus. Es ist die Villa Zirio, jetzt die Wohnung des Kronprinzen und seiner Familie. Sie ist in italienischem Villenstil gebaut und enthält außer dem Erdgeschoß zwei Stockwerke mit sieben Fenstern in der Fassade, einem großen Balkon und einer Veranda. In demselben Garten steht ein zweites geräumiges Haus, welches das Gefolge beherbergt. In einer kleineren, etwas zurückliegenden Villa haust der Eigentümer der ganzen Besitzung, die ebenso geschützt als abgeschieden liegt. Im Hauptgebäude haben die Ehrendamen der Kronprinzessin das zweite Stockwerk inne, die fürstliche Familie selbst bewohnt die Beletage. Zu dieser gehören die Fenster links den Schlaf- und Wohnräumen des Kronprinzen an. Früh am Abend erlöschen dort die Lichter und früh am Morgen öffnen sich wieder die Läden — ein Zeichen, wie regel- und kurgemäß der Patient lebt. Während des Tages promeniert er häufig mit den Seinen und den Aerzten im Garten. Ringsum prangt eine Vegetation von fast tropischer Fülle und Ueppigkeit. Die Lüfte wehen weich und warm, die Singvögel zwitschern wie bei uns im Mai.

Literatur

— Zu den kräftigst emporstrebenden Erscheinungen unter den jüngeren Schriftstellerinnen Deutschlands zählt in erster Linie Ida Boy-Ed. Nachdem sie durch ihre Gabe lebendiger, ansprechender Erzählung schnell eine dauernde Beliebtheit errungen, verrät sie sich mehr und mehr in Charakterschilderungen der ethisch bedeutendsten und poetisch übergreifendsten Art, denen jene Begabung für die erzählende Form als solche nunmehr auf das vorteilhafteste zur Seite steht und zur Stütze dient. Solchergestalt ist ihr eindrucksvoller Roman „Ich!" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) zu einem der vorzüglichsten Erzeugnisse der neuen deutschen Belletristik geworden. In Gestalten voll einleuchtender Wahrheit, Szenen voll bebender Leidenschaft und äußeren Ergebnissen voll fesselnder Thatsächlichkeit entrollt sie ein Bild der in neuerer Zeit so erschreckend überhandnehmenden Selbstsucht. Wie der einseitige, eitle, herzlose Kultus des eigenen Ich, sobald man ihm allzu willig Raum gibt, alle besseren Eigenschaften des Gemütes untergräbt, und wie sich daraus nicht nur für die nähere und nächste Umgebung der Betreffenden, sondern in erschütternder Weise auch für diese selbst nur zu leicht Folgen der erschreckendsten und erschütterndsten Art ergeben, das schildert dieser Roman durch eine bewegte Handlung, die sich nach allen Seiten hin mit den wirklichen Erscheinungen des heutigen Lebens auf das Vollkommenste deckt. Kein Wunder, daß dieses so treffend getroffene Bild unserer Zeit eben durch seine erstaunliche Lebenswahrheit doppelt und dreifach ergreifend und gewaltig wirkt.

— **Das Süddeutsche Verlagsinstitut (Emil Hänselmann)** in Stuttgart bietet diesmal wieder sehr schöne Gaben, die durch Gediegenheit in der Ausstattung und Farbenpracht bei sorgfältigstem Druck sich auszeichnen. Aus Emma Laddeys Feder erhalten wir da ein schönes Buch, „Elfenröschen" betitelt; es ist so recht ein Werk für jüngere Mädchen. Die Begabung der Verfasserin für diese Gattung der Schriftstellerei ist bekannt; Feinsinn und echt weibliches Fühlen verbinden sich bei ihr mit der glücklichen Gabe, hübsch zu erfinden und anmutig zu schildern. Das Buch ist mit sechzehn guten Illustrationen geschmückt. Für reifere Knaben haben Paul Lang und K. Weitbrecht ihre zwei Erzählungen in einem stattlichen Band: „Aus schwäbischen Gauen" vereinigt (derselbe Verlag). Der Ton ist hier kräftig patriotisch, die Darstellung realistisch und lebensvoll gehalten, die Lektüre des Buches spannend, so daß wir das lehrreiche und gleichfalls hübsch illustrierte, unterhaltende Buch warm empfehlen können. Zur Gattung des Belehrenden darf auch des gleichen Verlages „Flora im Blumenkleide" nach einem früheren Buche von K. J. Lutz bearbeitet, gerechnet werden. Das Werkchen ist den Anforderungen der Neuzeit angepaßt worden und enthält, was hier durchaus wichtig ist, mehr als 150 kolorierte und lithographierte Abbildungen, größeren Knaben jedenfalls eine sehr willkommene und nützliche Gabe. Die Einbände all dieser Werke sind farbenfrisch, geschmackvoll und ins Auge fallend. Das gleiche muß man auch von der äußeren wie inneren Ausstattung der eigentlichen Bilderbücher des obengenannten Verlages rühmend anerkennen. Die beiden Werke von Marie Berg: „Aus dem Kinderleben" und „Kinderauge und Kinderherz" werden eine Freude für die Kleinen sein. Nach Aquarellen der Verfasserin hergestellt, sind sie durch Naturwahrheit und künstlerische Ausführung hervorragend. — Für die ganz Kleinen sorgt auch diesmal der Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen mit einem schönen Bilderbuch, das auseinandergezogen wird. „Mach mich auf" ist es betitelt und bringt lebendige Kinderszenen, Tierbilder und anderes derartiges mehr. Ebenso dürfte große Wirkung auf das Kindergemüt machen „Das lustige ABC" desselben Verlages, 24 gestaltete, heitere Bilder und Verse von Paul Wiedmayer. Dann sendet Schreiber noch ein prächtiges Ziehbilderbuch, die Geschichte von „Hänsel und Gretel" mit dem zuckerigen Haus, überaus farbenbunt behandelt. Ferner dürfte auch der sehr hübsche, originelle „Kinderkalender für 1888" von L. Meggendorfer, eine Festgabe für Knaben und Mädchen mit Beiträgen von A. Braner, Th. Budrack, M. L. Hoffmann, E. Kolb und anderen (der gleiche Verlag), gern in Empfang genommen und das ganze Jahr hindurch wertgehalten werden. An ein ganz jugendliches Alter, etwa für Kinder bis fünf Jahren, wendet sich auch das drastisch moralische Bilderbüchlein mit eindrucksvollen Versen „Sonnenseitchen" von H. Mietens (Eisenleben, Kreiselmeyer). Für eine Altersstufe von sieben bis zu fünfzehn Jahren ist der sehr geistvoll gezeichnete und herrlich in Farben gedruckte „Tierstimmentheater" von Theodor Flinzer und Paul Lohmeyer (Breslau, Wiskott) berechnet. Die Zeichnungen Flinzers dürfen sogar auf künstlerische Bedeutung Anspruch machen und Lohmeyers Verse sind allerliebst. Von den gleichen Verfassern und im gleichen Verlag erschienen ist ein Pendant hierzu, „König Nobel"; das wirklich nobel auftretende Buch enthält 36 prächtige Bilder und ist ebenso eigenartig und schön wie das vorerwähnte. — Eine überraschende Gabe wird sicherlich das Bilderwerk „Im Stadtpark" sein (München, Braun & Schneider). Es ist dies ein Bilderbuch zum Aufstellen mit ausgeschnittenen Figuren von L. Meggendorfer, welches das bunte Leben und Treiben in einer großstädtischen Parkanlage überaus unterhaltend für Kinder veranschaulicht und sehr großes Vergnügen bereiten wird.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **Mit der Herstellung eines Altargemäldes in der evangelischen Kirche** zu Neumühle wurde vom Ausschusse des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen der Düsseldorfer Maler Ed. Kämpffer betraut. Er hatte einen Entwurf der „Geißelung Christi" eingereicht, der nun zur Ausführung gelangt.

— **Die für den nächsten Sommer projektierte Münchener** internationale Kunstausstellung wird sich insofern gleich der vorjährigen Berliner als eine Jubiläumsausstellung bezeichnen können, als dann gerade hundert Jahre seit der ersten Kunstausstellung in München vergangen sein werden. Aus Anlaß dieser Säkularfeier wird sich an den modernen Teil der Ausstellung eine geschichtliche Abteilung reihen, in der die bayrische Kunstentwicklung im Laufe des letzten Jahrhunderts veranschaulicht werden soll. Die Dauer der Ausstellung ist vom ersten Juni bis Ende Oktober festgesetzt.

Für die gleichzeitig stattfindende große Kunstgewerbeausstellung sind die Bauten im besten Gange.

— **Unter der Leitung des Professors C. Gußke ist von** zwei seiner Schüler, Dannenberg und Meyer, die Kirche zu Bornim bei Potsdam mit einem zweiteiligen Wandgemälde, „Die Hochzeit zu Kana", geschmückt worden. Mit den zur Anwendung gelangten Kaseinfarben wurde ein vornehmes und lebendiges Kolorit erzielt.

— **Von Hubert Herkomer ist jetzt eine treffliche, eigen**händige Radierung seines Bildnisses der Miß Grant in dem regen Kunstverlag von Amsler & Ruthardt in Berlin erschienen. Miß Grant! — Der Name hat binnen kurzer Zeit Weltruf erlangt, obgleich man von seiner Trägerin kaum mehr weiß, als daß sie ein schönes, blühendes, vornehm aussehendes junges Mädchen ist. Aber in welcher Weise ist diese Kenntnis der Welt übermittelt worden? Wenn ein schlichtes Frauenbildnis in einfachem weißen Kleide vor einer weißen Wand gemalt, also keinerlei koloristisches Schaugepränge aufweisend, den stets von einer bewundernden Menge umstandenen Mittelpunkt einer großen internationalen Kunstausstellung bildet, wie die Berliner Akademische Jubiläumsausstellung es war, dann muß es eine ganz besondere



Bewandtnis damit haben. Welche ist das? Ist Miß Grant so bezaubernd schön, daß dadurch allein sich das Rätsel erklärt? Eine liebliche, fesselnde Erscheinung ohne Frage, aber doch nicht so außerordentlich, daß nicht unter den Scharen derer, die ihr Bild bewundern halfen, sich gar manche nicht minder schöne und anmutige Erscheinung gefunden hätte. Woher also der außerordentliche Erfolg? Nichts anderes als die hohe künstlerische Noblesse der Auffassung und der Durchbildung dieses Bildnisses war es, das seinen großen Erfolg bedingte, eine Noblesse, die in ihrer edlen Einfachheit jedes Auge entzücken mußte. Diese wahrhaft künstlerische Vornehmheit ist denn auch auf die obenerwähnte Radierung dieses in seiner Art einzigen Bildnisses übergegangen. Die Zartheit der Behandlung, der auch der Druck volle Rechnung trägt, gibt den unvergleichlichen Reiz des Gemäldes so glücklich wieder, wie es eben nur die Hand des Originalkünstlers selbst zu erzielen vermochte. Unsere kleine autotypische Nachbildung gibt davon eine leise Idee.

Tonkunst.

— **Annette Essipoff, die berühmte Klaviervirtuosin, und** Alma Fohström, die jugendliche Konzertsängerin mit der frischen Stimme und der vollendeten Schule, feiern zur Zeit auf einer gemeinsam unternommenen Kunstreise wohlbegründete Triumphe.

— **Der zwölfjährige Pianist Ernst Schelling errang bei** einem Konzert, das er jüngst in der Stuttgarter Liederhalle gab, einen schönen Erfolg. Der vielversprechende jugendliche Künstler bietet — zum größten Teil ohne Noten — Tonstücke von Beethoven (C-dur-Konzert), Chopin, Schubert, Wagner-Liszt (Spinnerlied) und anderen, sowie zwei beachtenswerte eigene Kompositionen. Er entwickelt eine so solide Technik und geniale Auffassung, daß man ihm bei richtiger Weiterentwicklung wohl eine glänzende Künstlerlaufbahn voraussagen darf, wie dies der bekannte Kontrapunktist [illegible] schon vor zwei Jahren gethan. Der junge Pianist tritt in Begleitung seines Vaters eine Konzertreise durch Deutschland und Holland an, um sich Mittel zu weiterer Fortbildung zu erwerben. Möge es ihm vergönnt sein, diesen Zweck bald zu erreichen und ein schönes Talent zur völligen Reife zu bringen!

Bühne.

— **Das Berliner Residenztheater hat nach einem halben** hundert Wiederholungen von Ohnets „Gräfin Sarah" jetzt das heitere Genre ins Treffen gestellt und damit einen vollen Sieg errungen. „Unter Kuratel" heißt die lustige, unbeschreiblich übermütige Posse, die zwei findige Pariser Köpfe mit viel Talent, viel Frechheit und viel toller Laune aus einem Nichts von einem Sujet zusammengefügt haben, indem sie ein Quantum Unsinn mit einem noch größeren Quantum Uebermut und einer Handvoll Mutterwitz, Frivolität und [illegible] durcheinander schüttelten und das Ganze dann auf den [illegible] abzogen. Seit langer Zeit hat solche Lachstürme nicht durch das hübsche, kleine Theater gebraust, wo Anno[s] Geist waltet und dem Direktor Lautenburg die Scharen der Schaulustigen zuführt. Die Schauspieler, die ebenfalls vom Geist Annos erfüllt sind, thun alles mögliche, um diese Zugkraft auch ihrerseits zu rechtfertigen. — Im Wallnertheater folgt eine Posse der andern und eine gleicht der andern. „A bißele Lieb und a bißel Treu' und a bißel Falschheit is alleweil dabei." Liebe zu einem Leichtherzigen, Falschheit des letztern, Treue der Geliebten, Durchbrennen aus dem Elternhaus, glückliche Heimkehr, Verzeihung, Besserung — dazu eine Unmenge von gewagten Kalauern („Calaureare semper audacter," sagt ein Kritiker), das behagt dem Stammpublikum dieser Bühne vorzüglich, zumal wenn einige gute Couplets dabei sind, die alles „zerdrücken", und daran fehlt es nicht. Zwei Berliner Journalisten und ein Kapellmeister sind die „Verfertiger" dieses „Bei kleinen Leuten" betitelten sogenannten Volksstücks. Da sie es für gut befunden haben, sich in Anonymität zu hüllen, so soll ihr wohlberechtigtes Inkognito hiermit gerne respektiert werden. — Das Deutsche Theater macht mit Echegaray-Lindaus „Galeotto" sehr gute Geschäfte. Kürzlich hat es mit Spielhagens Schauspiel: „Die Philosophin" einen zweifelhaften Erfolg erzielt, der wahrscheinlich nicht über die nächsten Wochen hinausreichen wird. — Das königliche Schauspielhaus sucht seinen Ruhm in dem Kultus des Veralteten. Neuerdings hat es „Egmont" brillant inszeniert und neu besetzt herausgebracht. Vortrefflich sind die komischen Volkstypen, die Ensembleszenen und das Leben in den Straßen, aber für die ersten Rollen fehlt es an den passenden Vertretern.

— **Die jüngstverflossenen Wochen hatten auf den deutschen** Bühnen eine Reihe zum Teil sehr namhafter Erfolge zu verzeichnen. Besonders großartig war derjenige, den Anzengruber mit einem neuen dreiaktigen Volksstück: „Stahl und Stein" auf den Brettern des Wiener Carltheaters errang. In dem Helden „Einsam" hat der Dichter eine jener klassischen Gestalten geschaffen, die, einmal erschaut in die Welt gesetzt, nicht mehr vergessen werden können. Es ist ein junger Bursche, der, scheu und gemieden, fern vom Dorf in einer Hütte hoch oben im Gebirge wohnt. Dorthin hat er sich zurückgezogen, weil er einen andern, der ihn wegen seiner unehelichen Geburt verspottete, erschlagen. Der Bürgermeister des Ortes, dessen einstige berechnete Scheinheiligkeit sich zu starrer Frömmigkeit ausgeprägt hat, will ihn aus der Umgebung des Dorfes vertreiben. Da der Einsam nicht gutwillig weichen will, werden zwei Gendarmen beauftragt, mit Gewalt gegen ihn vorzugehen. Bei dem Kampfe, der sich dabei entspinnt, wird der Einsam tödlich verwundet und als Sterbender hinunter ins Dorf gebracht, begleitet von Vroni, der Nichte des Bürgermeisters, die ihn liebt und gewarnt hat. Inzwischen erfährt der Bürgermeister, daß der von ihm Verfolgte sein lange gesuchter Sohn ist. Voll tiefer Reue gesteht er dies dem Sterbenden. — Eine kaum minder freundliche Aufnahme als dieses Volksschauspiel fand bei seiner ersten Aufführung zu Hamburg das neue Stück von Ernst Wichert: „Die talentvolle Tochter". Ohne gerade ein Lustspiel im feinsten und edelsten Sinne des Wortes zu sein, vermeidet es andererseits auch die groben Derbheiten des Schwankes, obgleich es mit den gewöhnlichen Mitteln, mit Verwechselungen und Mißverständnissen arbeitet. — Das Echegaray-Lindausche Drama „Galeotto" fand auch an der Stuttgarter Hofbühne rauschenden Beifall, getragen von einer trefflichen Aufführung, um die sich namentlich Werner als Manuel, Franz als Ernesto, Fräulein Teichow als Julia verdient machten. — Ebenso hat im Dresdener Hoftheater Julius von Werthers „Kriegsplan" einen durchschlagenden Erfolg erzielt. — In Leipzig wurde die erste Aufführung der Oper „Der Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Das Werk enthält zahlreiche musikalische Schönheiten. — Zum erstenmal auf deutscher Bühne erschien im Kölner Stadttheater „Flora mirabilis", Legende in drei Aufzügen von Ferdinand Montana, Musik von Spiro Samara, und fand lebhaften Anklang. — Das Hamburger Thaliatheater brachte als Novität den dreiaktigen Schwank „Die blaue Grotte" nach dem Englischen von Emil Pohl, der das Publikum in die animierteste Stimmung versetzte. Im großen und ganzen fuhrt das Stück die Konsequenzen einer ersten Lüge vor. — Die von nicht minder übermütiger Lustigkeit erfüllte neue Operette „Die Dreizehn", Text von Zell, Musik von Genée, fand im Wiener Karltheater eine außerordentlich günstige Aufnahme. — Im Stadttheater zu Mainz endlich war es die neue Operette „Der Dukatenprinz" von B. Friebel, Text von Wilhelm Jacobi, die sich reichen Beifall errang. Der Musik wird ein besonderer Melodienreichtum nachgerühmt.

Sport.

— **Bei der Hofjagd im Saupark zu Springe wurden** 2 Hirsche, 9 Stück Wild, 5 Schaufler, 9 Stück Damwild und 309 Sauen zur Strecke gebracht. Die Schußliste des Großherzogs von Hessen ergab 1 Rot-, 6 Damwild und 16 Sauen; des Prinzen Wilhelm von Preußen 1 Rot-, 7 Damwild und 31 Sauen; des Prinzen Heinrich 2 Rotwild und 88 Sauen; des Prinzen Friedrich Leopold 23 Sauen; des Herzogs Max Emanuel in Bayern 2 Rot-, 1 Damwild und 16 Sauen rc.

— **Den Liverpool Autumn Cup von 1060 Sovgs. über** 2200 Meter gewann des Herzogs von Westminster vierjähriger dbbr. H. „St. Mirin" vor „Gay Hermit". „Kilteene", der als dritter folgte, war 1866 zweiter und 1855 erster gelaufen.

— **Die Rennsaison in Deutschland schloß am 13. November** zu Berlin-Charlottenburg. In dem bedeutendsten, dem Parforcejagdrennen, Ehrenpreis und 3000 Mark, siegte über 7500 Meter Rittmeister von Schmidt-Paulis a. br. W. „Sultan" vor „Schofar", „Guydessre" rc.

— **Ein Jockey, der 25 Kilogramm inklusive Sattel wiegt,** ist gegenwärtig der fünfzehnjährige Clayton in England.

Gestorben.

— Professor Henri Evrard, namhafter Dekorationsmaler, 37 Jahre alt, am 4. November, in Brüssel.

— Wilhelm von Kotzebue, kaiserlich russischer Geheimerat, Sohn des Dichters August von Kotzebue, bekannt als Schriftsteller, 74 Jahre alt, am 5. November, in Reval.

— Graf Karl Platen von Hallermund, Generalerbpostmeister, 77 Jahre alt, Anfangs November, auf Gut Weißenhaus in Holstein.

— Matteo Salvi, namhafter italienischer Opernkomponist, früher artistischer Direktor des Hofoperntheaters in Wien, 66 Jahre alt, Anfangs November, in Mailand.

— Friedrich von Schenck, früher Reichstagsabgeordneter für Bromberg, 55 Jahre alt, am 6. November, zu Kowraczyn bei Groß-Morin.

— Lord Wolverton, Mitglied des englischen Oberhauses, früher Generalzahlmeister, dann Generalpostmeister, 63 Jahre alt, am 6. November, in Brighton.

— Geheimer Finanzrat Ellers, früher Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, am 7. November, in Berlin.

— Dr. R. Balzer, Professor der Mathematik in Gießen, 69 Jahre alt, am 7. November, in Gießen.

— Heinrich Otto Lange, königlicher Musikdirektor in Hannover, begabter Liederkomponist, am 8. November, in Hannover.

— Dr. Konstantin Schlottmann, Professor der Theologie an der Universität Halle, bekannter Orientalist, 66 Jahre alt, am 8. November, in Halle.

— General de Courcy, der ehemalige Oberbefehlshaber des französischen Expeditionskorps in Tongking, 60 Jahre alt, am 9. November, in Paris.

— Dr. August Reifferscheid, Professor der klassischen Philologie an der Universität Straßburg, 52 Jahre alt, am 10. November, in Straßburg.

— Geza Mezöly, namhafter ungarischer Landschaftsmaler, 42 Jahre alt, am 12. November, in Wien.

— Hermann Freiherr Dahlen von Orlaburg, österreichischer Feldmarschalleutnant, 60 Jahre alt, am 15. November, in Wien.

— Baker Pascha, Chef der ägyptischen Gendarmerie, 66 Jahre alt, am 17. November, in Tel-el-Kebir.

— Andreas Räß, Bischof von Straßburg, 93 Jahre alt, am 17. November, in Straßburg.

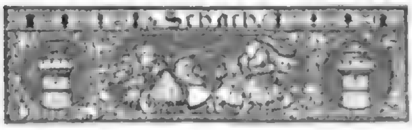
Neue Bücher und Schriften.

AlbertI, C., Plaid. Novellen aus dem Volke. Leipzig. W. Friedrich.
Anleitung z. Vorlagen zur Herstellung geschnitzter u. gravierter altdeutscher Lederarbeiten. 4. Aufl. mit 120 Illustr. Leipzig. O. Keithke.
Bauer, G., Unter dem Scepter der Hohenstein. Eine [illegible]. Leipzig. E. Keilhaus.
Biernerbaben, Lady v., Frau von Staël, ihre Freunde u. ihre Bedeutung in Politik u. Litteratur. II. Halbband. Berlin, Gebr. Paetel.
Braune, C. W., Emma, Christiane von Goethe, geb. Vulpius. Eine biographische Skizze. Leipzig. W. Friedrich.
Cotsdonis, Karabende. Aus dem Sagenkreis der Alhambra, in Versen erzählt. München. G. D. W. Callwey.
Drömecke, E. v., Gedenkblatt u. Urkunde zur Feier der Grundsteinlegung der [illegible]. Stadtpfarrkirche St. Anna in München. München. M. Hallier & Co.
Eifert, A., Adam. Ein dramat. Gedicht. Heidelberg. C. Beraa.
Dostojewski, F. M., Die Besessenen. Roman in 3 Bänden. Dresden. H. Minden.
Dewerd Aus [illegible] f. Deutschland u. Oesterreich. Berlin. Otto Janke.
Dumas [illegible]. Berlin. F. H. S. Wall.
Eder, Dr. J. M., Die Momentphotographie in ihrer Anwendung auf Kunst und Wissenschaft. II. Serie, mit 22 Illustr. Halle. Wilh. Knapp.
Engel, Karl, Die Don Juan-Sage auf der Bühne. Dresden. E. Pierson.
Engelhorn, Dr. E., Schulgesundheitspflege. Stuttgart. E. Krabbe.
Eyssenhardt, [illegible]. Leipzig. Herrosé & Ziemsen.
Fri[illegible], A. v., Moltke und der preuß. Generalstab. Mit Portr. 2. Aufl. [illegible].
Friedmann, Alfr., Zwei Ehen. Roman. Berlin. Rosenbaum & Hart.
[illegible], **Amelie,** Gedichte. München. Theod. Ackermann.
Grosstein, Jos., Wegreich. Lose Blätter. 2. Aufl. Berlin. Rich. Wilhelmi.
[illegible], **Jul. G. v.,** [illegible]. Eine Herrgottschnitzer aus dem 16. Jahrh. [illegible].
Hacks u. Reikler, Die Kunst, Mensch zu sein. Grenzalmanache u. Lebensweisheit. Leipzig. Ed. Wartig.
Hauff, Dr. Em., Briefe an eine Mutter. Waldshut. H. Zimmermann.
Koch, Karl, Leitfaden [illegible] in 11 Gesängen. 2. Aufl. Reutlingen. J. Kocher.
Krönlein, H. U., [illegible]. Wien. Meinz & Frick.
Kronau, Arion v., [illegible]. Novellen. Kassel. Absalon.
Kubner, Dr. A., Buch der Gesundheit. 1. Heft. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer.
Kunsthistorische Bilderbogen. III. Supplem. 2. u. 4. Lief. Leipzig. E. A. Seemann.
— — [illegible]. III. Abteilung. [illegible].
Lenggenhager, M., Goethe als Lebensbild. Halle. M. Niemeyer.
Lenz, Th., Zur Frage der Bildersäuberung. Düsseldorf. Fel. Bagel.
Litterarische Volkshefte. III.: Julius Wolff u. die moderne Minnepoesie, von Jul. Hart. Berlin. Rich. Eckstein Nachf.
Lindorf, Dr. Jos., Elgiva, Königin von England. Trauerspiel in 5 Aufz. München. L. W. Seidelverlag.
Ludwig, Aug., Für Alle, nicht für Jedermann. Kleine Historien und Schwänke. Dresden. E. Pierson.
Müller, El., König Erich. Trauerspiel. 2. Aufl. Norden u. Hinr. Fischer Nachf.
Maspero, Dr. Aug., Alt-Aegypten. Deutsch von Dr. Ad. Schwarz. Berlin, A. Liegmann.
Müller, Em., Verlorene Blätter. Gedichte. Norden. Hinr. Fischer Nachf.
Munker, Fr., Fr. Gottl. Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 1. Halbband. Stuttgart. G. J. Göschen.
Musikerkalender, allg. deutscher, f. d. J. 1888. Herausg. v. C. Schlieper. Berlin. Raabe & Plothow.
Pader, Ernst, Musikanten-Geschichten. Dresden. E. Pierson.
Ploß, Dr. H., Das Weib in der Natur- u. Völkerkunde. 2. Aufl. Lief. 1.2. Leipzig. Th. Grieben.
Prachleny, Bratisch, Sofie. Roman, aus dem Rumänischen übers. v. Joh. Lalajan. Leipzig. W. Friedrich.
Prell, R., Akuwarägel. Deutschnationale Kämpfe. Dresden. E. Pierson.
Rau, Heribert, Mozart. Ein Künstlerleben. Kulturhist. Roman in drei Bänden. 3. Aufl. Leipzig. Th. Thomas.
Rechwitz, E., Der letzte Republikaner. Roman. Norden. Hinr. Fischer Nachf.
Rindart, R. (Kath. Zitelmann), Neue Novellen. Dresden. E. Pierson.
Schaferlin, W., Peregrin. Ein Brevier [illegible] Gedichte. Leipzig. W. Friedrich.
Sollen, H., Ein [illegible] auf Schloß Mar[illegible]. Histor. Roman. Dresden. E. Pierson.
Trimmel, Jul., Shakespeare-Charaktere. II. Band. Halle. M. Niemeyer.
Walloth, Wilh., Am Starnberger See. Novelle. Leipzig. W. Friedrich.
Wernig, Fr., Vom Wegrande. Ein neuer Liederstrauß. Ebend.
Wolf, Ludw., Ganze Leute. 2. Aufl. Halle. G. Klawitz.

Das neuerrichtete deutsche Pflegehaus in Nizza.

Alljährlich strömen aus der ganzen Welt Tausende nach dem schönen Gestade des mittelländischen Meeres, um hier unter der warmen Sonne der Riviera die Wintermonate zu verbringen, und darunter ist eine namhafte Zahl solcher, die auf ärztlichen Rat zur Kräftigung oder Wiedergewinnung ihrer Gesundheit dahin gehen. Es ist aber einleuchtend, daß von den unzähligen Leidenden, für welche ein Winter im Süden heilbringend werden könnte, nur verhältnismäßig wenige diese Wohlthat sich zu verschaffen vermögen. Ganz abgesehen von anderen Abhaltungsgründen wird für viele der hohe Preis, den ein solcher Aufenthalt kostet, ein unübersteigliches Hindernis. Dazu kommt, daß die fremde Sprache, der Mangel einer geeigneten Fürsorge und Unterkunft und die Befürchtung, im Falle der Not in ein fremdländisches Krankenhaus wandern zu müssen, für manche, besonders für einzelstehende weibliche Patienten, etwas allzu Peinliches hat. Solcherlei Erwägungen legten den Gedanken nahe, für minderbemittelte und einzelstehende Deutsche an der Riviera ein eigenes Pflegehaus zu begründen, in welchem sie unter der Fürsorge vaterländischer Pflegerinnen und unter der Obhut eines deutschen Arztes ein geeignetes und dabei nicht zu kostspieliges Unterkommen finden können. Diesen Gedanken hat seit Jahren der deutsche Frauen-Zweigverein in Nizza erfaßt und zu verwirklichen gesucht. Das Werk fürsorglicher Nächstenliebe hat sowohl unter den Wintergästen an der Riviera, als auch in der deutschen Heimat zahlreiche warme Freunde und hilfsbereite Wohlthäter gefunden. Dank solch vielseitigem Beistand ist es dem deutschen Frauen-Zweigverein in Nizza gelungen, nunmehr ein geeignetes Haus zu mieten und für die Aufnahme leidender Landsleute zweckmäßig auszurüsten. Das Haus liegt in dem als gesund anerkannten Quartier von St. Philippe, unfern der sonnigen, am Meeresstrande sich hinziehenden Promenade des Anglais, inmitten eines kleinen, wohlgepflegten Gartens. Im Souterrain befinden sich die Wirtschaftsräume, Küche, Keller, Waschraum, Vorratskammern, im Erdgeschoß die gemeinsamen Wohnzimmer, Speisesaal und Konversationszimmer, in den beiden oberen Stockwerken aber zehn Zimmer mit vierzehn Betten als bequeme Schlaf- und Wohnräume für die Pfleglinge, deren Beratung ein seit vielen Jahren in Nizza ansässiger deutscher Arzt übernommen hat. Für die Pflege der Insassen, sowie zur Bewirtschaftung der Anstalt sind zwei Kaiserswerther Schwestern gewonnen. Die oberste Leitung der Anstalt liegt in den Händen des Komitees des deutschen Frauen-Zweigvereins Nizza. Um überhaupt den Gedanken verwirklichen zu können, mußte man sich darauf beschränken, vorerst nur für wenige Unterkunft zu schaffen. Diese wenigen indes finden hier für einen verhältnismäßig geringen Preis Aufnahme und Verpflegung. Hoffentlich wird es die hilfbereite Teilnahme edler Menschen weiterhin möglich machen, der Anstalt größere Ausdehnung zu geben und außer der bis jetzt einzigen, durch die Frau Kommerzienrat Henriette Jmmermahr gestifteten Freistelle noch weitere solche in der Anstalt zu errichten. Diejenigen deutschen Reichsangehörigen, welche die Aufnahme in das Nizzaer Pflegehaus wünschen und durch ein ärztliches Zeugnis die Notwendigkeit eines klimatischen Winteraufenthaltes an der Riviera nachweisen, haben sich schriftlich zu wenden an den „Vorstand des Deutschen Frauen-Zweigvereins in Nizza, Sekretariat 41 Avenue de la Gare".

So ruft denn das neuerstandene deutsche Asyl in Nizza den leidenden Landsleuten, welche angesichts des herannahenden Winters sehnsüchtig nach der ewig blühenden, sonnedurchwärmten Riviera ausschauen, ein freundliches Willkommen entgegen. Mögen dieselben in den gastlichen Mauern des Nizzaer Pflegehauses eine zweite Heimat finden, aus welcher sie im kommenden Frühjahr gestärkt und, wenn es des Himmels Wille ist, geheilt wieder in die Heimat zurückkehren können!

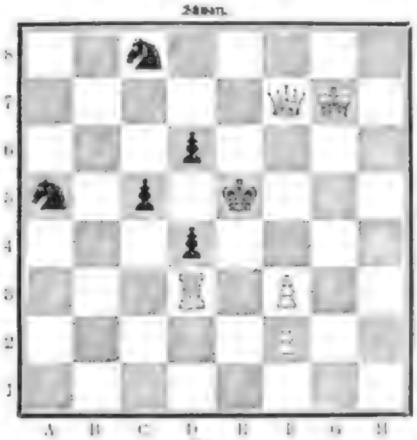


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 438.

Von J. Döbler in Rhein.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 431:

Weiß.	Schwarz.
1) K. H 1 — H 2	1) C 6 — C 5 oder E 4 — E 3.
2) D B 5 — B 7	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	
A)	
1)	1) E 4 n. D 3.
2) C 2 n. D 3	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	

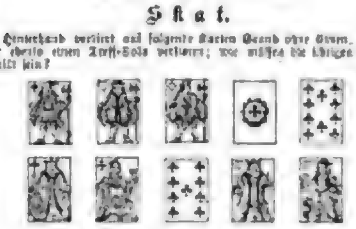


(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 40.

Skat.

Hinterhand verliert auf folgende Karten Grand ohne Trumpf, würde aber ebenso einen Treff-Solo verlieren; wie müssen die übrigen Karten vertheilt sein?





Kombinirte magische Quadrate.

Von Rudi von Warnkenhagen.

I.

D	E	E	I
I	N	O	O
O	P	R	R
R	R	T	T

II.

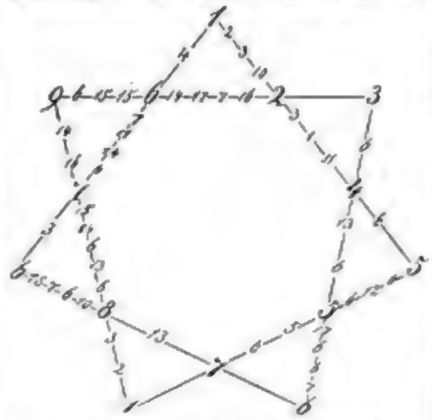
A	A	B	E
E	H	I	I
M	N	N	O
O	R	R	W

Die Buchstaben in jedem der beiden obigen Quadrate sind so zu ordnen, daß je vier Worte entstehen, die in horizontaler Richtung von links nach rechts, in vertikaler Richtung abwärts gelesen, gleich lauten. Verbindet man — nach richtiger Lösung — das Wort der obersten Horizontalreihe in Quadrat I. mit dem Worte der obersten Horizontalreihe in Quadrat II. zu einem neuen Worte, so bezeichnet dieses eine angenehme, seltene und heilsame Fähigkeit.

Die zu bildenden Worte haben folgende Bedeutung:

Quadrat I.	Quadrat II.
1) Landungsplatz.	1) Getränk.
2) Europäischer Fluß.	2) Fluß in Spanien.
3) Italienischer Maler.	3) Mädchenname.
4) Tonstück für 3 Instrumente.	4) Biblische Figur.

Auflösung des Stern-Zahlenrätsels Seite 125:



1, 2, 3, 4, 5, 5, 6, 7, 1, 8, 6, 7, 9, 6: Schillers Werke.
1, 2, 3, 10, 2, 3, 1, 11, 4, 6, 5: Schachspiel.
5, 6, 12, 6, 5, 5, 6, 7, 1: Levellers.
1, 2, 3, 8, 13, 6, 15, 7, 6, 14, 9: [illegible]
9, 6, 15, 15, 6, 14, 17, 7, 16, 2, 3: [illegible]
3, 6, 4, 13, 6, 5, 17, 6, 6, 7, 6: Heidelbeere.
6, 7, 13, 8, 10, 6, 7, 18, 6: Erdwärme.
6, 3, 7, 6, 13, 11, 7, 6, 4, 1: Ehrenpreis.

Auflösung der Aufgabe „Altägyptischer Papyrus" Seite 146:

Die Freiheit nährt für sich allein nach keinen Mann;
Der Knecht ist besser oft als sein Gebieter dran.

Rätsel.

Gebracht dem Manne es „getrennt",
Kein echtes Weib sei ihm entbrennt;
Fehlt einem Worte es „vereint",
Wird es vom echten Mann verneint.

Bilderrätsel.



Für nur zwei Mark vierteljährlich oder
35 Pfennig für das Heft
bringt die
„Deutsche Romanbibliothek"
zu „Ueber Land und Meer"
in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen
oder
in vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag
reichste Unterhaltung für die langen Winterabende in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Romanschriftsteller, neben einem reichhaltigen Feuilleton.

Der vor kurzem begonnene neue sechzehnte Jahrgang wurde mit zwei Romanen vorzüglichster Art eröffnet:

„Des rechten Auges Aergernis" von August Niemann.
„Jantje Verbrügge" . . . . von Theod. Duimchen.

☞ In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nummer 9 beginnt:

In ferner Inselwelt.
Roman von
Christian Benkard.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten sämtlich zum Subskriptionspreise nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.



Mädchen mit dem Kinderherzen. Wir können nichts Bedenkliches darin erblicken, wenn Sie sich in Berlin Ihrer begreiflichen Wünsche unseres Anzeigentheils bedienen wollen; die Briefmappe können wir damit nicht beladen.

Viele Graphologen. Wir wollen sehen, was sich thun läßt.

„The lady of the lake". Wenn Sie sich auf unsere Zeitschrift direkt zu abonniren wünschen, so hätten Sie an unsere Expedition unter genauer Angabe Ihrer Adresse den Betrag von 22 M. = 1 Pfd. 1 Sh. 2 P. pro Jahrgang einschließlich Frankatur rc. einzusenden, worauf Ihnen die Nummern wöchentlich je nach Erscheinen unter Kreuzband franko zugehen würden. Die vom laufenden Jahrgang bereits erschienenen Nummern erhalten Sie zusammen nachgeliefert.

W. F. in Langsuhr. Inhaltlich zu unbedeutend und formell zu mangelhaft. Worte wie „Thränen" und „grämen" für einen Reim verzuwenden, geht denn doch nicht.

A. R......r in Kabel. Das ist ganz hübsch als familiäres Gelegenheitsgedicht, trägt aber viel zu sehr den Charakter eines solchen, als daß es weitere Leserkreise genügend interessiren könnte.

W. in T. Es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir an dieser Stelle auf eingehendere Weise Ihre Frage beantworten. Wir verweisen Sie auf Schlosser, „Die Geschichte Europas in systematischer Uebersicht". Bonn 1830.

Ferd. M.... in Lüneburg. Voltaire, Siècle de Louis XIV. Lemontey, Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. (Paris 1818, deutsch, Leipzig 1830). Saint-Simon, Mémoires complètes et authentiques sur le siècle de Louis XIV. et la régence (14 Bände, Paris 1829). Coxe, Souvenirs du règne de Louis XIV. (Paris 1860). Brown, Die letzten Lebensjahre Ludwigs XIV. (Jena 1862.)

R. N. in O. Die Eduard'sche Heliogravüre „Mama hat 's Tanzen erlaubt" ist in zwei Ausgaben erschienen: Auf Kupferdruckpapier zum Preise von 3 Mark und auf chinesischem Papier für M. 4. 50. Ob sind das Vorzugspreise, auf die Sie als Abonnent ein Anrecht haben.

F. L. Bodnár in Wien. Oeffentliche Handschriften-Sammlungen finden sich mit den meisten größeren Universitätsbibliotheken verbunden. Ferner in Dresden, Gotha, Privatsammlungen können wir Ihnen nicht nennen.

C. A. M. in Gr. 1) Auch das menschliche Auge besitzt diese Fähigkeit; wo sie verloren geht oder zu sehr herabgemindert wird, entstehen Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit. 2) Mit solchen Linien wäre nichts anzufangen.

L. C. in D. Wir wollen sehen, ob sich das Plätzchen finden läßt.

Wally in D. Mit Wochen ist da gar nichts auszurichten. Wer nicht über Monate und Jahre des Studiums verfügen kann, verzichte lieber von vorn herein. Eine besondere Kunstschule für Damen, in der alle wesentlichen Fächer gepflegt werden, gibt es in Karlsruhe (Baden). Wenden Sie sich direkt an die Direktion derselben.

Eifriger Anhänger deutscher Aerzte. Unseres Wissens nicht.

G. W. E. in Bonn. Wenn solche Schwermut des Tones nicht in irgendeinem Weise begründet ist, macht sie den Gesamteindruck unbefriedigend und daher unangenehm berührender Rührseligkeit.

P. O. in Z. Sie finden populär gehaltene Schriften derüber im Verlag von B. F. Voigt, Weimar und A. Hartleben, Wien. Jede Buchhandlung vermittelt Ihnen das Nähere.

Wißbegierige Hausfrau in Köln. Das kommt auf die Art der Töne und auf die Qualität der Farbe des Tuches an. Versuchen Sie es in vorsichtiger Weise mit verdünntem Weber. Seife, Galle, Quarkleimsalz, aber immer so, daß Sie sich zunächst zu überzeugen suchen, ob namentlich unter den letztgenannten schärfern Substanzen nicht die Farbe des Tuchs leidet.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Emmerich in Altona (3). A. Herzinger in Hütteldorf. Ad. Weber, Lehrer in Tangerau (3). Fr. Hele. Hebbing-Thade in Fürth (2). H. Ziegler in Leipzig. Anna von der Gladke in Hannover. H. Guttenbacher in Suhl. Viktoria Virl in Prag. E. Faber in Bittenberg. Jule Wendell in Rio Janeiro. O. v. R. in Fulda. Johanna Pferdorf in Ch. Hugo Tulliger in Wald (Rheinl.). Ida Lorenzen in Bradford (2). Adolf und Hans in Tremberg. H. G. in Dresden. A. Haunhas in Dresden. Maximilian Horwitz in Wien. Salomon Goldkraut in Chemnitz. Albert Weede und Marie Dedder in Altenrode. Hermann Lamberg in Schaumburg. August Sebe in Weinheim. Louis Wolf, Igl. Hofschauspielerin in Wiesbaden. Marie v. d. Gers in Liegnitz. Wenzel Fischer in Wald. C. Herbst in Bradford. Joh. F. Stegel in Hamburg. Ida Elfer in Hamburg. Louis Engel



Berliner Bilder: Zeichen der Kolonialpolitik. Originalzeichnung von Arthur Wanjura.

in Meiningen. „Die 3 Wörle“ in Hannover. Richard [illegible] in Riga. [illegible] in München [illegible] Albert Treder in [illegible] [illegible] Georg Wagner in Berlin. [illegible]

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefgasse 5);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Edelraute, eine Tirolergeschichte von E. M. Vacano, Fortsetzung. — Die Brandenburger von Reinhold [illegible], von L. V. — [illegible] — Ein Bazar für die „Krippe“, von C. M. — [illegible] — Evangelisch-lutherische Kirche zu Wladimir, von Karl [illegible]. — Bilder aus dem Süden. — [illegible], die Wohnung des deutschen Arztes [illegible] in San Remo. — Litteratur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — [illegible] in Riga. — Schach. — Rätsel: Kombinierte magische Quadrate, von [illegible]. Auflösung des [illegible] Seite 125. Auflösung der Aufgabe „[illegible]“ Seite 144; Rätsel; Bilderrätsel. — Briefmappe.
Illustrationen: Die Wohnung des deutschen Kronprinzen in San Remo. — Die Brandenburger im Kriege von Reinhold [illegible] in Berlin, von E. [illegible]. — [illegible] Gemälde von G. [illegible]. — Das Ehe der [illegible] in New-York. — Bazar zum Besten der „Krippe“ im Stuttgarter Königsbau, nach einer Originalaufnahme. — [illegible] auf der Wanderung, Gemälde von [illegible]. — Evangelisch-lutherische Kirche zu Wladimir. — Bilder aus dem Süden. — [illegible] Bilder: [illegible] der Kolonialpolitik, von Arthur Wanjura.

Ein neues Werk von Georg Ebers!

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Elifên.

Ein Wüstentraum von Georg Ebers.

Preis geheftet 4 Mark; in feinstem Original-Einband 5 Mark.

Georg Ebers tritt diesmal mit einem Werke hervor, welches [illegible] eine neue Seite seines Talentes zeigt; denn in seiner „Elifên“ [illegible] er den Leser, den er früher nur als Erzähler an sich gefesselt, als Sänger durch den Wohlklang der metrischen Rede und des Reimes.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Waffen.
H. Götz & Co
Berlin C
Seydelstrasse 19a
Illustr. Preiscourant grat. u. frco.



Blookers Cacao
ist
überall vorrätig.

„Liederquell“
247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommerslieder, [illegible] Steingräber Verlag, Hannover.

Harmoniums
[illegible] Alfred Merhaut, Leipzig.

DER GUTE TON
IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in 2 Farben mit Vollbildern und vielen Vignetten. 31 Bog. eleg. geb. mit Goldschn. 10 Mk. — II. Teil: Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W. 35.

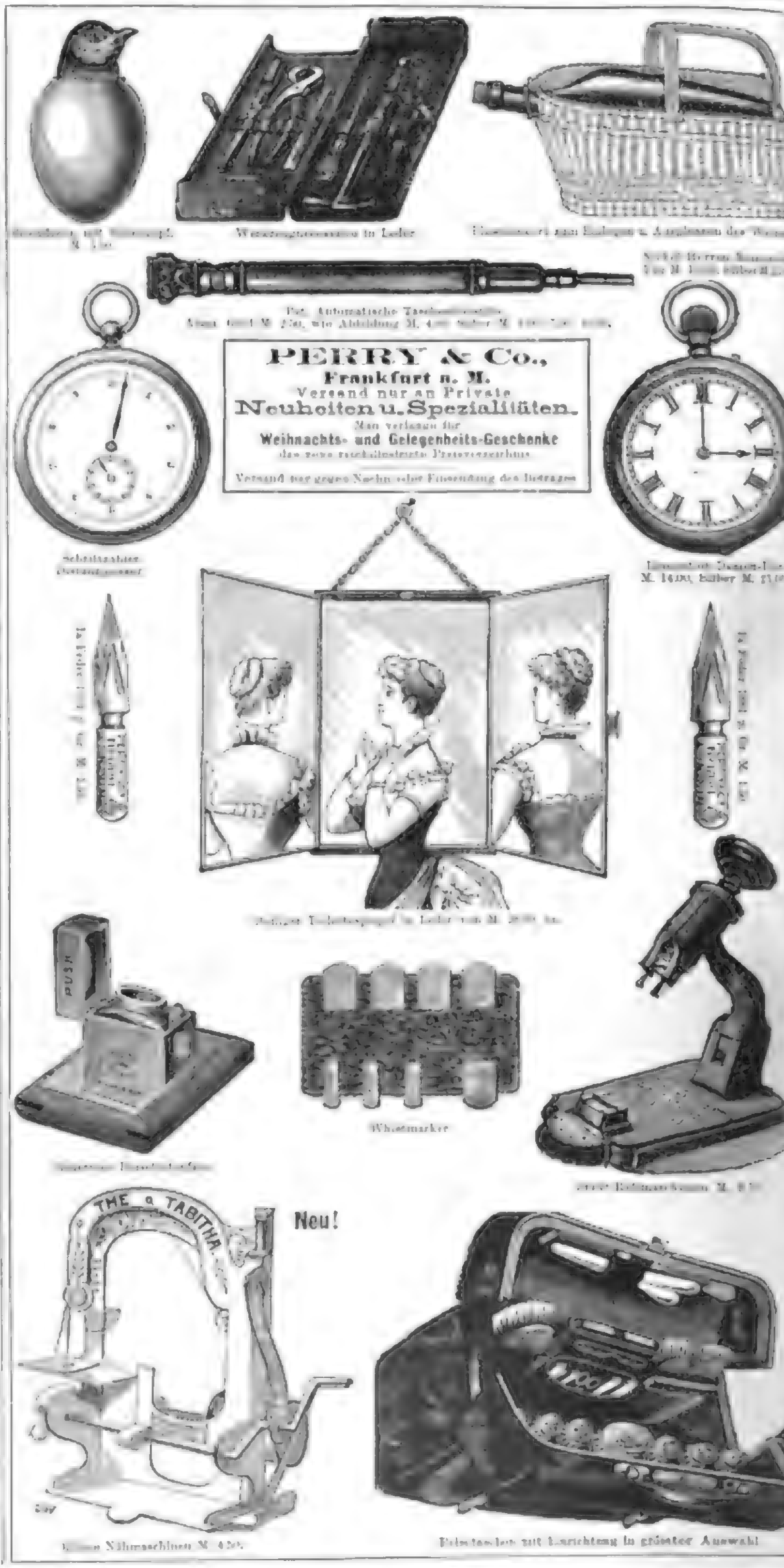
Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.
Bremen.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gediegene Weihnachtsgeschenke von bleibendem Wert
bilden die

Illustrirten Klassiker-Pracht-Ausgaben:

Schillers Werke.	Goethes Werke.
Mit 740 Illustrationen	Mit 1058 Illustrationen

erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Fischer.	Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Düntzer.
Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß.	Nebst Goethes Porträt und Lebensabriß.
Dritte Auflage.	Zweite Auflage.
Vier Bände in gr. Lex.-Oktav. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung.	Fünf Bände in gr. Lex.-Oktav. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung.
Preis 48 Mark.	Preis 60 Mark.

Shakespeares sämtliche Werke.

Eingeleitet und übersetzt von
A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz und A. Wilbrandt.
Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.
Nebst Shakespeares Porträt und Biographie.
Fünfte Auflage.
Vier Bände in gr. Lex.-Oktav. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis 40 Mark.

Zur Erleichterung der Anschaffung können die Werke auch nach und nach in Lieferungen (Schillers Werke in 65 Lieferungen, Goethes Werke in 90 Lieferungen, Shakespeares Werke in 60 Lieferungen) zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.



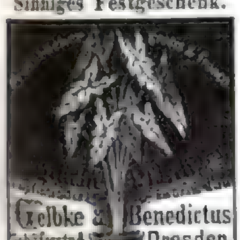
Das Clariophon, mit [illegible] Stahlstimmen garantirt [illegible] Vollkommenste. Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0,75 Pf. [illegible]
H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

„Wir kennen keine [illegible] Schule." [illegible] Leipzig.
[illegible] Klavierschule, 23. Aufl. 4 ℳ

„Die unbedingt [illegible] Schumann-Ausgabe [illegible] Dr. H. Bischoff (11 Bände ℳ 14.3) [illegible]
[illegible] Musikzeitung, Berlin

„In die vorderste [illegible] Schulen gehört Alo Seifert, Klavierschule und Melodienreigen [illegible]
[illegible] Leipzig

Sinniges Festgeschenk.



Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist Hellfrisch's weisses Vaseline,
die anerkannt vorzüglichste Salbe für den Körper und die Haut, jetzt in allen Apotheken und Drogengeschäften käuflich. Man weise alle Nachahmungen entschieden zurück und achte bei jeder Dose genau auf unsere volle Firma.
Carl Hellfrisch & Co. Offenbach

PLATO & CO.
Fabrik von
Musikdosen
Salon-Leierkasten
[illegible]
Musik-Album
Damen- u. Herrengeschenk [illegible]
Katalog gratis u. franco.
Berlin N.
Köpnicker Strasse 107.

Lebensgroße Porträts [illegible]
C. Hummel [illegible]
[illegible] Frankfurt a. M.

Enorme Preisherabsetzung!
Eine ganze klassische

Bibliothek für 30 Mark.

Schillers sämtl. Werke 12 Bände,
Goethes Werke 16 Bände,
Lessings sämtl. Werke 6 Bände,
Körners sämtl. Werke in 1 Band,
Hauffs sämtl. Werke, 5 Bände,
Shakespeares sämtl. Werke, 12 Bände,
[illegible] sämtl. Werke, 2 Bände,
[illegible] sämtl. [illegible], 3 Bde.,
[illegible], 2 Bände.
[illegible]

für nur 30 Mark!

[illegible] Garantie für neu und fehlerfrei
[illegible] Buchhandlung
Berlin S., Prinzenstraße 54.
[illegible]

Im unterzeichneten Verlage erschien

Thatsachen und Theorien

aus
dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart.
Von
Prof. Dr. Ludwig Büchner.
[illegible] Preis geheftet 6 Mark. Elegant in Halbfranz gebunden 7 Mark.

[illegible]

Berlin, W., [illegible] 111.
Allgem. Verein für deutsche Literatur.
Dr. Hermann Paetel.

Richters Anker-Steinbaukasten.



Ah, ein alter, lieber Bekannter!

So [illegible] wir viele der freundlichen Leser sagen, wenn ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen. Für sie ist die Frage: Was wollen wir unseren Kindern in diesem Jahr unter den Weihnachtsbaum legen? bereits beantwortet, sie wissen aus Erfahrung, daß sie den Kleinen die größte Freude dadurch bereiten, wenn sie ihnen den nächsten Ergänzungs-Steinbaukasten bescheren. Für jene Eltern und [illegible] welche die Anker-Steinbaukasten noch nicht kennen sollten, sei hier bemerkt, daß [illegible] Wenn schon die [illegible] Steinbaukasten die Aufmerksamkeit [illegible] in hohem Grade erregten, so muß dies bei dem heutigen Fabrikat in weit höherem [illegible] der Fall sein. Dem ist auch in der That so. An kaiserlichen und königlichen Höfen sind sie in Gebrauch und in allen Kreisen der Gesellschaft haben sie die beste Aufnahme gefunden. Wer Gelegenheit gehabt hat, die älteren Ausgaben mit den heutigen Anker-Steinbaukasten zu vergleichen, der ist erstaunt über die große Vervollkommnung, welche dieses beliebte Spiel- und Beschäftigungsmittel erfahren hat. Es sind nicht nur die Steine wesentlich verbessert, sondern die ganze Einrichtung und Einteilung der Kasten ist umgestaltet worden. Es ist allgemein anerkannt, daß die Steinbaukasten erst durch die Einführung der Ergänzungs-Systeme und durch die neuen, vollständig umgearbeiteten prachtvollen Vorlagehefte den hohen erzieherischen Wert erhalten haben, welcher ihnen heute unumwunden zugesprochen wird. Die Fabrik hat weder Opfer noch Mühe gescheut, um den Artikel zu dem zu machen, was er heute ist:

Das beste Spiel- und Beschäftigungsmittel

für Kinder in jedem Alter. Zahlreiche Gutachten angesehener Pädagogen aller Nationen, welche in dem kleinen Buche „Des Kindes liebstes Spiel" abgedruckt sind, [illegible] Des beschränkten Platzes wegen lassen wir hier nur das Urteil eines angesehenen englischen Gelehrten folgen [illegible] im übrigen auf das kleine Büchelchen. Rev. [illegible] M. A.; H. D. Carers Manse, Hawick N. B. schreibt nämlich:

„Sie werden es wahrscheinlich für überflüssig halten, daß ich Ihnen [illegible] Steinbaukasten schreibe. Dieselben sprechen in der That [illegible] wo sie auch immer benutzt werden. [illegible] Um diesen [illegible] als Ihre guten, dauerhaften, [illegible] hergestellten Bausteine. Dieselben müssen sich in jeder größeren Kinderstube als ein wahrer Segen erweisen und ein Glück sein für jede geplagte Mutter und den Lehrer. Diese Baukasten sollten bei der Erziehung jeden Kindes verwendet werden."

Die vorstehenden Zeilen beweisen, daß die praktischen Engländer mit schnellem Blick den hohen erzieherischen Wert der Anker-Steinbaukasten erkannt haben und bemüht sind, ihren Kindern die Vorteile zugänglich zu machen. Wer sich über die [illegible] Vorzüge eingehender unterrichten will, der lasse sich das [illegible] kleine Buch kommen, welches eine genaue Beschreibung aller Steinbaukasten und mehrere Tabellen zur [illegible] der [illegible] Ergänzungs-Systeme enthält. Die letzteren zeigen, daß selbst die kleinsten Ausgaben durch späteren Hinzukauf von Ergänzungskasten regelrecht vergrößert werden können. Die außerdem [illegible] Bauvorbilder dagegen führen dem Leser eine Anzahl allerliebster, mit den Steinbaukasten aufgestellte Bauwerke vor. Da sämtliche, auch die größten Ausgaben, solche Bauvorbilder enthalten, welche von kleinen Kindern leicht nachgebaut werden können, so kann man beim Einkauf eines Steinbaukastens sich einfach nach dem Preis richten, den man anzulegen beabsichtigt. Die Preise schwanken zwischen 2, 3, 3½, 4, 5, 6, 7 Mark und höher bis zu 60 Mark das Stück; je höher der Preis eines Kastens, um so reichhaltiger ist dessen Inhalt und um so größer sind die Bauten, welche sich damit aufstellen lassen, so z. B. enthält der größte Steinbaukasten **1930 Steine und 9 große Vorlage- und Schnitthefte!**

Vorrätig sind Richters Anker-Steinbaukasten

in allen feineren Spielwaren-Geschäften der Welt, es ist jedoch dringend anzuraten, sich die gewünschte Nummer recht frühzeitig auszuwählen, und nicht minder ist es zu empfehlen, ausdrücklich Richters Anker-Steinbaukasten zu verlangen und darauf zu sehen, ob auch der Kasten mit den Fabrikmarken „Anker" und „Eichhörnchen" versehen ist, denn nur das Vorhandensein dieser Marken schützt vor der Unterschiebung minderwertiger Nachahmungen.

Wegen des Bezugs der Broschüre „Des Kindes liebstes Spiel" wende man sich franko an eines unserer Häuser; die Zusendung erfolgt gratis und franko. Auch die [illegible] Anstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig versendet auf Wunsch einen Katalog über Steinbaukasten und andere [illegible] **F. Ad. Richter & Cie.**, k. k. Hoflieferanten, **Rudolstadt**; [illegible] **Nürnberg**, [illegible] 13; **Olten**, [illegible] 415; **Wien**, I., [illegible] 4; **Rotterdam**, [illegible] 42; **London** E. C., 1, [illegible] Place, Fenchurch Street und **New-York**, 310 Broadway.

Wertvolle Werke zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. ... von Dr. Hooker, ... Eleg. geb. statt 10,50 M. nur 3 M. Freiligrath, der alte Rektor. Mit den berühmten Illustrationen von Gustav Doré. ... Die Wunder der Schöpfung ... Felix Dahn, Harald und Theano, ... Spielhagen ausgewählte Romane. ... Klassiker, Prachtwerke, ... Jugendschriften u. s. w. stets zu billigen Preisen ... 1141

Selmar Hahne's Buchhandlung.

Berlin S., Prinzenstr. 54.

Versand gegen Einsendung oder Nachnahme. — Verzeichnisse wertvoller, bedeutend im Preise ermäßigter Bücher gratis und franko.

Neuer Verlag von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn: Was ist die Liebe?

Erzählung. 88 S. 12.

In Originalband geb. ℳ 3.

In dieser kleinen Erzählung, welche vielfach an „Glad Götter!“ gemahnt, wird eine ernste Frage mit einfachsten Mitteln behandelt. ... 1155



Neuestes Prachtwerk.

Im Kunstverlage von **Jos. Albert** in **München** erschien soeben:

Parcival.

Eine Heldensage in zwölf Bildern nach den im Schlosse Neuschwanstein befindlichen Gemälden von

August Spieß.

Text von Luise von Kobell.

Großfolio in elegantem Leinenbande.

Preis M. 15.–

Die herrlichen Bilder, welche die Zierde des Sängersaales, des schönsten Saales im Schlosse Neuschwanstein, bilden, sind im ... für diesen gemalt worden und schließen sich eng der alten durch Wolfram von Eschenbach uns überlieferten Sage an. Auch der Text des vorliegenden Werkes gibt den Inhalt der Sage vollständig oder in gedrängter Kürze wieder.

Die zwölf Bilder sind in Albertotypie ... ausgeführt.

NEUE ... AUFLAGE

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Bestes Weihnachtsgeschenk.

Das neueste vollständig vorliegende Conversations-Lexikon.

16 BÄNDE U. SUPPLEMENTBAND ... TAFELN U. KARTEN

JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M., HALBFRANZ 9½ M.

EIN SPAZIERGANG UM DIE WELT

ALEXANDER FREIH. von HÜBNER

6. unveränd. Abdruck. 2 Bde. 1887. 9 Mark.

Wunder der Optik. Neueste Laterna magica mit 50 Kolorirten-Bildern, 6 Fach Vergrößerung garantirt, interessant u. belehrt. Text gratis dazu, versendet porto- u. zollfrei für 10 Mark Einsendg od. Nachn. das Optische Institut v. D. Brauchmann, Hamburg 6.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilderjaal der Weltliteratur.

Von **Johannes Scherr.**

3. Auflage in 3 starken Bänden Lex.-8.

Preis geheftet 18 ℳ, fein gebunden 24 ℳ.

Bilderjaal der deutschen Literatur.

Neu! Von **Johannes Scherr.** **Neu!**

Separatabdruck aus dem Bildersaal der Weltliteratur.

Preis geheftet 8 ℳ, fein gebunden 10 ℳ.

Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Aus dem Inhalte.

Haltung des Körpers. Kleidung. Titel. Konversation. ... Bei Tafel. Wirt und Gast. ... Dienstboten. Ball. ...

Verlag v. Otto Hendel, Halle a/S.

Der Umgang in und mit der Gesellschaft

in eleganten Leinenband. 4 ℳ

... doch erhalten über den Umständen die ... Umgang. ... Wir finden in dem Buche eine reiche Erfahrung und einen klaren, ... gebildeten Blick für alles ...

Hubert Herkomer's

„Miß Grant“.

... Bildgröße 65 × 37 cm. — 150 Künstlerdrucke auf Pergament à ℳ 2?? ... Künstlerdrucke auf Japanpapier à ℳ 1? ... Sämtliche Drucke sind mit des Künstlers eigener ... versehen. ...

Amsler & Ruthardt

Kunsthandlung u. Kunstverlag.

---

12 schöne Frauen-

gestalten (Porträts) enth. unser Album berühmter Schönheit.



... sehr zu empfehlen. ...

Casmer & Danziger, Buch- u. Kunsthdlg., Berlin W., ...



Für 3 Mark

monatlich liefert nach ... Meyers Conv.-Lex., Brockhaus Conv.-Lex., ... Carl Stange in Frankenberg, Sachs. ...

Grosse Klavierschule

von

Louis Köhler Op. 314

...

Der kleine Rubinstein.

... von Ferd. Feinreich.

In Prachtband 4 Mark.

...

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

...

Spielwerke

...

Spieldosen

...

J. H. Heller, Bern (Schweiz).

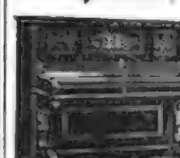
...

Dr. med. Loh's **Winterkur** ... heilanstalt Niederwalluf a. Rhein f. Nerven-, Unterleibs- und Sexualkranke. ...

Pianoforte-Versandgeschäft

Hermann Rothes, Leipzig,

... alleu Welttheilen ... Specialität:



Wagner-Pianinos,

... **M. 400** ...



Salon-Melodeon „Phönix“,

...

Größe a. b. c.

65 80 100 cm.

... 1157

BUCHFÜHRUNG

Stellen-Verbesserung.

GRATIS

„Postfach“ Wien.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Mozart.

Ein Künstlerleben.

Kulturhistorischer Roman von **Heribert Rau.** 1154

Fünfte Auflage.

...

Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.

Nena Sahib, von **Sir John Retcliffe** ...

C. Lange, Halberstadt.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin ... mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.



Familien Wappen

Der Dilletant.

...

Mey & Widmayers Verlag in München

Nähmaschinen mit den allerneuesten Verbesserungen liefert unter mehrjähriger Garantie am billigsten in Deutschland **C. Mahnkopf, Berlin.**



... Wilh. Emmer, Berlin C. ..., früher in Magdeburg.

Kranken,

besonders aber denjenigen, welche an Magen- und Darmleiden, ... Krankheiten, ...

Behandlung und Heilung von Krankheiten

ein Ratgeber für alle Leidende

...

Nebelbilder und Apparate.

... **P. Hagedorn,** Berlin ...

Kolossaler ... Herren ...



Benno Jaffé & Darmstaedter Berlin

LANOLIN

Pomade

... Dosen M. 1.25, Doppeldose M. 2, ...

Deutsche Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G.

Potsdam.

Errichtet 1869.		Errichtet 1868.
... 9 Millionen Mk.	... 62½ Millionen Mk.	... 8 Millionen Mk.

Kapital-Versicherungen

für den Todesfall, sowie für eine bestimmte Lebensdauer.

Sterbekassen-,

Kinder- und Aussteuer-Versicherungen,

Leibrenten- und Alters-Versicherungen

... 283

... erteilen sämtliche Vertreter der Gesellschaft an allen größeren ...

Die Direction in Potsdam.

British Empire Mutual,

Lebens-Versicherungs-Gesellschaft, London,

errichtet 1847.

Versicherungen in Kraft ... 18,000 Policen mit ... 118 Millionen Mark

... 12 do.

... 30 do.

... über 20 Millionen Mark als Bonus an die Policen ...

Für die letzte abgeschlossene 5jährige Periode, ... Dezember 1884, war der Bonus ... auf Lebensversicherungen ...

... haben Anteil an dem Bonus, welcher im April 1888 für die 5jährige Periode 1884–1887 festgesetzt werden wird. —

Nähere Auskunft erteilt

Der General-Bevollmächtigte

Henry Lorentzen, Hamburg.

Digitized by Google


Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt
Königl. Sächs. Hoflieferanten
Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.
LEIPZIG-PLAGWITZ.
Vergoldete Herren-Ketten.
Wiener Form.
Ganze Länge 24—25 Cm.
Unser Spezial-Katalog über
Uhren und Schmuckgegenstände
Vergoldete Damen-Ketten.
Wiener Form.
Ganze Länge 22—24 Cm.
M. 24.50.
M. 37.50.
M. 68.50.
M. 30.50.
M. 45.
M. 97.50.
Matt.
Glanz.
Glanz.
Nr. 139. Glanz Vergoldet M. 4.50.
Nr. 165. Glanz Vergoldet M. 7.50.
Nr. 148. Matt Vergoldet M. 12.25.
Nr. 466 M. 6.—
Halbmassiv goldener Herrenring. Mit Simili-Diamant. M. 5.25.
Granat-Broche.
Nr. 279. Damen-Remontoir Cylinder. M. 57.50.
Halbmassiv goldener Damenring. Mit echter Perle. M. 6.75.—
Halbmassiv goldener Damenring. Mit echter Granate. M. 4.—
M. 78.50.
M. 6.50.
Nr. 2415 Amethyst. M. 14.50. Broche.
Korallen-Halskette.
Emaille-Broche. M. 8.25.
Nr. 1714 M. 7.25.
Echt Gold
Silber-Broche M. 3.75.
Korallen-Armband. M. 23.50.
Granat-Broche.
Nr. 1540 Korallen-Broche. M. 11.75.
Herren-Medaillon.
Nr. 1610 Granat-Armband, eng M. 20.25, mittel 21.50, weit 22.75.
Nr. 1520. Korallen-Ohrringe. M. 4.25.
Korallen-Kamm. M. 11.25.
Gold doublé-Armband. M. 8.75.
M. 3.25.
Nr. 1679. Granat-Kamm. M. 16.50.
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

!! Aussergewöhnlich preiswert !!
→ Hervorragende Güte: ←

Weisse Leinen-Tisch-Gedecke

Jacquard Gr. 130×170 cm. m. 6 Serv. ℳ 7,50
Damast Gr. 160×170 cm. m. 6 Serv. ℳ 9,50

Einzelne reinleinene Damast-Tischtücher

[illegible]

Weisse reinleinene Taschentücher
→ für Damen und Herren: ←
Grösse 50 cm., pr. Dtzd. 2,70 3,80 4,35 5,80 6,80 Mark bis 20 Mark.

Weisse halbleinene Taschentücher
mit farbigen, bunten Borten, gesäumt.
Gr. 36 cm. für Kinder, pr. Dtzd. nur ℳ 2,30
Gr. 46 cm. für Damen und Herren, pr. Dtzd.
nur Mark 2,80.

Weisse reinleinene Taschentücher
mit farbigen, eingewebten Borten.
I.K. Grösse 46 cm. per Dutzend gesäumt
nur Mark 4,—.

Grünfelds Haus-Leinen,
unübertroffen an Güte und Haltbarkeit.

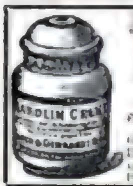
[illegible] Breite 80 cm.
Preis per Stück von 34 Meter ℳ 29.—
pr. [illegible] Stück von 17 Meter ℳ 15.—

Eine Partie leinene Wischtücher
mit kleinen Webfehlern.
Grösse 58 cm., per Dutzend ℳ 2,80
Grösse 65 cm., per Dutzend ℳ 3,10
Versand gegen Vorauszahlung
von 20 Mark an franko.

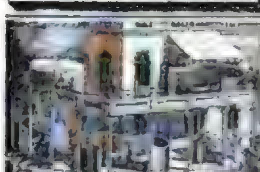
F. V. Grünfeld, Landeshut i. Schles.
[illegible]
Leinen- und Damast-Weberei.

Herren-Anzugsstoffe, [illegible] Buckskins, [illegible] Kammgarne etc. etc. [illegible] Private. [illegible]
Carl Hausatz. Cottbus.





Jaeger & Gebhardt
Berlin
LANOLIN CREME
[illegible]





Buchdruckerei für Kinder
aus Metall mit [illegible] sauber druckend. Preis 6 u. 10 ℳ ohne Selbstfärbung, 18, 20 u. 25 ℳ mit [illegible]
Benj. Schroeder,
Berlin C., [illegible]
[illegible]

Jedes Mass zu Fabrikpreisen.
Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe; schwarze Tuche; Damentuche, Jagd- & Livreestoffe.
W. Michovius, Tuchfabr.
Cottbus. Gegr. 1840.

Solide Buckskins,
das Meter von ℳ 2.50 ab, versendet auf [illegible] Muster [illegible]
Bruno Frenzel, Cottbus.

Der
[illegible]
Kanariensänger
[illegible]
Julius Häger, St. Andreasberg (Harz)
[illegible]



Otto, Berger & Co.
Lampenfabrik
[illegible]
[illegible]
Lampen
jeder Art, mit unübertroffener Leuchtkraft [illegible]
Illustrirte Kataloge gratis u. franko!



Tragbarer Ofen
[illegible]
Garten-Vogel- u. [illegible]
[illegible]
Kaiser-Blumenstapl, [illegible]
[illegible]
Carton-Handwärmer, [illegible]
[illegible]
Carl [illegible] Dresden.

(Seitlich:) Ueberraschende Weihnachtsgeschenke!

Zur Saison und Weihnachten
Patent-Mottschutzwände, [illegible]
Patent-Ofenschirme, [illegible] Zeitungs-Hängemappen; [illegible] Kinderpulte; [illegible]
Berlin, [illegible]
Davids & Co.,
Hannover.



Zauber-Apparate
Laterna magica und Nebelbilder-Apparate [illegible]
[illegible] Berlin, [illegible]



Neuheit 1887. Krimmstecher für Reise und Theater.
No. 278. Krimmstecher, Sonnenblenden, 6 Linsen, komplett im Etui
Preis: 16 Mark 50 Pf.



No. 12. Anëroid-Barometer mit Thermometer, circa 60 cm. lang.
Preis: 27 Mark 50 Pf.
Optische Industrie-Anstalt
Gebr. Grabich
Rathenow und Leipzig.
Direkteste Bezugsquelle
der rühmlichst bekannten
Rathenower optischen Fabrikate.
Illustr. Prachtkataloge gratis.

Zimmer-Ventilatoren



vorzüglich bewährt für Wohn- und Schlafzimmer, Restaurants und Schulen.
In jed. Kamin anzulegen
[illegible]
exkl. Kiste; Nachnahme.
Preislisten gratis u. franko.
Zeppernick & Hartz,
Berlin SW., Lindenstr. 15

Soeben erschien:
Haus-Gymnastik
für
Gesunde und Kranke



Herausgegeben
von
E. Angerstein und G. Eckler
[illegible]
Mit vielen Holzschnitten
Preis gebunden M. 3.—.
Berlin SW. Th. Chr. Fr. Enslin
Wilhelmstr. Nr. 122 [illegible]
Verlagsbuchhandlung

Zentral-Bezugsquelle für im Preise ermässigte Bücherwerke ist
Gustav Fock, Bücherversandgeschäft,
in Leipzig, [illegible]
Weihnachten Lager-Katalog [illegible]

[illegible] Jul. Gaedeke Verlag in Leipzig

[illegible] „Kaiserfeder“, [illegible]
[illegible]
B. Fries, Bochum, Westphalen.

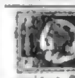
[illegible]
Rudolf Casper in Idar,
bei Oberstein a. d. Nahe.

[illegible]
Rühmlichst bekannt!!
[illegible]
und Markstücke. Versand auch an Private.
[illegible] gratis und frei.
B. Fries, Bochum in Westphalen.

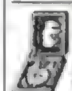


Wunder-Camera, Laterna magica eigener Fabrik. Auswahl von 6000 verschiedenen Bildern. Beleuchtungs- u. Objectiv-Linsen [illegible]
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Zauber-Apparate, Karten-, Salon- u. Antispiritisten-Kunststücke (Neuheiten). Katal. grat. u. fr.
C. Sörensen, Hamburg, Baumeisterstr. 3.



Echte Briefmarken! Billigst [illegible]
versendet Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf.
E. Hayn, Berlin N. Friedrichstraße 108.



Normal-Uhren.
Silberne Herren-Remontoirs [illegible]
Goldene Damen-Remontoirs [illegible]
[illegible]
Jedesmal 2 jährige Garantie-Attest.



Massiv goldene Verlobungsringe,
[illegible]
extra breite, 14kr. [illegible]
Illustrirte Preisliste gratis.
Ch. Moewitz, Königsberg i. Pr.

Der vollkommenste u. beste Stuhl



[illegible]
J. Schöberl, [illegible] München.
[illegible]

Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre neuesten Ortsarten- und Economie-Locomobilen auf ausziehbaren Kesseln unter Garantie für geringsten Brennmaterial-Verbrauch, [illegible] Garantie für die [illegible]
[illegible] gratis und franko.

Schönes, praktisches Weihnachtsgeschenk von bleibendem Werte!
Eckermanns weltberühmte
Patent-Universalstühle.

Anerkannt besster, praktischster und bequemster Stuhl der Gegenwart!
Gold. u. Silb. Med.
30 mal verstellbar.
Illustrirt!



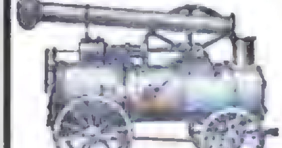
Schlaf-Sofas.
Schlaf-Lehnstühle.
Krankenstühle.
Fahrstühle.
Aerztl. Stühle.
Krankentische etc.

Ferd. Eckermann, Hamburg [illegible]
[illegible]

Ein Weihnachtsgeschenk für die ganze Familie.
Unentbehrlich
für jeden besseren Haushalt ist
Kosch & Teichmanns verbesserter Badestuhl [illegible]
[illegible]
Kosch & Teichmann.
vormals J. Kosch.
Berlin S., Prinzenstr. 42.
[illegible]
Viele Anerkennungs-Schreiben. [illegible]



Lokomobilen **Centrifugalpumpen**





[illegible] Liter Leistung per Minute halten auf Lager
Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Caesar & Minca in Zahna (Provinz Sachsen)

notorisch bekannt grösste europäische Hundezüchtereien
prämiirt mit goldenen und silbernen Staats- und Vereinsmedaillen
Lieferanten Sr. Maj. des Kaisers von Russland, Sr. Maj. des Gross-Sultans der Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Oldenburg, sowie vieler kaiserlichen und königlichen Prinzen, regierenden Fürsten etc.

Spezialität:
Ulmer Colossal-Doggen, Berghunde, Leonberger, Newfoundländer, Dänische und Bull doggen, Englische und Deutsche Mastiffs, Königs- und Löwenpudel, Rattler, Terrier, Pinscher, King Charles, Möpse, Spitzer, Havana- und Bologneser-Hündchen etc.



Spezialität:
Alt-Deutsche und Deutsch-Engl. gekr. Vorstehhunde, Setters, Pointers, Retrivers, Parforce, Schweiss- und Dachshunde, Harrier, Bracken, Russische, Schottische und Englische Windhunde und Foxhunde.

[illegible]

Imperial Wine Co.
Palmerston Buildings, London E. C.
Importeure von nur besten, garant. naturreinen
spanischen u. portugiesischen Weinen.
½ Flasche Sherry
½ Flasche Portwein
gegen Einsendung von 5 Mark
Leonard de Bruyn in Cöln a. Rhein.

Töchterpension von Mme J. Druey-D'Oleyres in Avenches, Kt. Waadt, Schweiz.

Heilanstalt für Zuckerkranke. Dr. Voeke in Baden-Baden.

Lenze'sches Mineral-Bad Berg-Stuttgart. Wintersanatorium.
Dr. Wichmann. Dr. Wachter.

Wichtige Erfindung für Kranke
galvano-elektrischen
Patent-Frottir-Apparat
Deutsches Reichs-Patent Nr. 32870.
Th. Biermanns, Berlin SO.

Nudenmarschwindsucht heilt Dr. Bruszio-Tilsit.

Stottern den.
Die Geheilten.

Der Verband deutscher Chocolade-Fabrikanten
Marke gesetzlich geschützt.
GARANTIRT REIN CACAO
GARANTIRT REIN CACAO & ZUCKER





Chin. Haarfarbe
Rothe & Co., Berlin.

Zur PFLEGE der HAUT und SCHOENHEIT DES TEINTS bediene man sich mit sicherem Erfolg der VIOLET'schen ROYAL THRIDACE Seife oder VELOUTINE Seife, deren hygienische Eigenschaften allgemein anerkannt und durch eine fünfzigjährige Erfahrung erprobt sind.
Als Garantie der Echtheit verlange man bei jedem Stück die auf der Rückseite des Etiketten-Umschlages aufgeklebte Schutzmarke: A LA REINE DES ABEILLES, VIOLET, Fabt, PARIS.

Rheumatische u. Nervenleiden
R. F. W. Krahl
R. F. W. Krahl, Berlin SW.
Fabrik chirurgischer Artikel.

Deutscher Tafelliqueur
Magenbehagen
August Widtfeldt in Aachen
Gegründet 1826.

Thee! echt chinesischer.
Hermann Müller, Bremen.

Franz Arnold, Cond u. Kb.

Chines. Thee versendet verzollt franco

Burks Arzneiweine
Burks Pepsin-Wein (Essenz)
Burks China-Malzwein
Burks Eisen-China-Wein.

Die Champagner-Fabrik Carl Koch, Frankfurt a. Main.

14 Ehrendiplome und Goldene Medaillen 14
KEMMERICH'S
Fleisch-Extract · cond. Fleisch-Bouillon
Fleisch-Pepton
Zu haben in den Delicatessen-, Droguen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.
Man achte stets auf den Namen „Kemmerich".

Kupferberg Gold.
Goldene Medaille. Amsterdam 1883.
Chr. Adt. Kupferberg & Co. Mainz.

Meine echten französ. Naturweine.
Oswald Nier, Berlin.

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen
BRANDT'S SCHWEIZERPILLEN APOTHEKER RICH.
Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer, Berlin.

CREME SIMON beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS.

Heiratsgesuch.

Verlangen Sie gratis unsere Zeitschrift.
Berlin 61.

Destillation und Fabrikation
Erwerbs-Katalog
Wilh. Schiller & Co., Berlin W.



LANOLIN-Crème-Seife.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Reizende Neuheit für den Weihnachtstisch.

PASTA MACK
(in eleganten Cartons mit 8 Tabletten) ist ein neues vortrefflich. Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesunden und erfrischenden
Toilette- und Bade-Wassers
von herrlichem Wohlgeruch.
Gratis-Proben bei allen Verkaufsstellen erhältlich.
Vorräthig in den meisten Parfümeriehandlungen u. Apotheken des In- u. Auslandes.
Alleiniger Fabrikant und Erfinder Hch. MACK in ULM a. D.
General-Depôt für Deutschland:
F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, Karlsruhe (Baden).

Ein vorzügliches Toilettewasser und Bad mit





M. 10.– M. 10.–
Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr
2 Jahre Garantie.
Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,

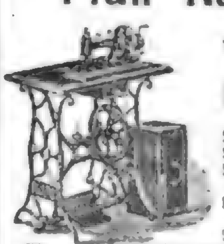



Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl
Cotillon- und Carneval-
Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, Cotillontouren, Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Saaldekorationen, Japotphones u. s. w.
Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
u. Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.
Illustr. deutsche u. franzöz. Preisbücher Saison 1890 gratis und franko.



Deutsches Kaufhaus, Dresden.
☞ Allen, ☜
denen daran gelegen ist, wirklich gediegene, practische
FEST-GESCHENKE
einzukaufen, empfehlen wir, sich unseren mit 1000 Illustrationen ausgestatteten
→ Haupt-Katalog ←
gratis und franco kommen zu lassen. Derselbe enthält Verzeichniss mit Preisen aller von uns geführten Artikel als: Wäsche, Weisswaaren, Gardinen, Corsetten, Schürzen, Unterröcke, Strumpfwaaren, Handschuhe, Hüte, Schirme, Reise-, Schlaf- und Tischdecken, künstliche Blattpflanzen, Schreibwaaren, Bücher, Korbwaaren, Waffen, Turngeräthe, Japanwaaren, Reisekoffer, Taschen, Lederwaaren, Necessaires, Albums, Alfenidewaaren, goldene und silberne Uhren, Regulateure, echt goldene Uhrketten, Colliers, Medaillons, goldplattirte und vergoldete Uhrketten, Kettchen, Colliers, Medaillons, Nadeln, Kreuze, Berloques, Armbänder, Broochen, sowie auch Schmucksachen in echt Silber und echt böhmischen Granaten, Lampen, Haus- und Küchengeräthe, Badeapparate, Cigarren, Tabak, Seifen, Parfumerien, Liköre, Thee, Chocolade, Lebkuchen, Christbaumconfect, Drogen, kunstvolle Eisengusswaaren etc.
Versand-Geschäft
Deutsches Kaufhaus, Fischer & Heilmann, Dresden.

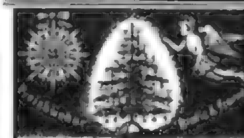
Pfaff Nähmaschinen



Beliebteste Familien- und Handwerker-Nähmaschinen.
Neueste Verbesserung:
Vollständig geräuschloser Gang.
Ein Fabrikat erster Güte und Vollkommenheit, mit vielen bewährten Verbesserungen und einer Ausstattung von hervorragender Schönheit u. Gediegenheit. — Die wichtigen reibenden Teile sind aus bestem Stahl geschmiedet, nicht gegossen.
Abbildungen und Beschreibungen auf Verlangen.
Man lasse sich nicht durch minderwertige Nachahmungen täuschen. 278
G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern, Rheinpfalz.



J. P. Denker, Potsdam.



Christbaumschmuck,
Cotillon- und Carneval-Artikel,
Cartonnagen, Attrapen,
Künstliche Pflanzen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Christbaum-Untersatz
mit Musik u. Mechanik,
Patentirt! Garantirt!

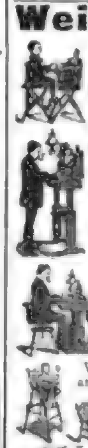


J. C. Eckardt, Stuttgart.
Neuer,



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 13.
Echter böhmischer
Granaten-Schmuck.
Preis-Courant mit 400 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.

Weihnachts-
Geschenke!
Grösste überraschende Auswahl!
Kindermöbel! Kinderwagen! Kindervelocipede! Kinderschlitten! Spielwaaren! Puppenwagen! Ziegenbockwagen! Krankenwagen! Klappstühle! Gartenmöbel! Triumphstühle! Spiel-tische! Centersessel! Wirthschaftsartikel etc. etc.
Feste billigste Preise.



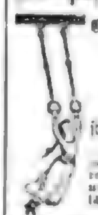

☞ Lagerbesichtigung ☜
auch ohne zu kaufen gern gestattet!
Für Berlin und Umgegend:
Naether's Fabriklager, Berlin W.,
Friedrichstr. 76, I. Et. Ecke Jägerstr.
Für übriges Deutschland u. Ausland:
Hermann Lange, Leipzig,
Reichsstr. 14, parterre u. 1 Etage.
Cataloge 287 von Letzterem gratis & freo.

Jahres-Neuheit.
FREESIA
der köstliche Duft der Maiblume des Kap der guten Hoffnung.
Für Taschentuch, Wäsche, Spitzen in Flaschen von M. 1.25 und M. 3
Jünger & Gebhardt, Berlin.
In d. besseren Parfüm.- u. Drog.-Hdlgen.



Grab- und Gartenfiguren
in der Nachahmung des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Korn und Farbe, unter Gewähr grösserer Wetterbeständigkeit.
Figuren von M. 12. —,
Vasen von M. 7. — ab.
Villeroy & Boch,
Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.
Abbildungen postfrei gegen postfrei zur Ansicht.
Fabriklager:
Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44,
und Obertürkheim bei Stuttgart.
Wiederverkäufer an allen grösseren Plätzen.

Als passende, höchst nützliche Weihnachtsgeschenke
für Kinder empfiehlt die
Chemnitzer Turn- u. Feuerwehr-Geräte-Fabrik
von
Julius Dietrich & Hannak
in Chemnitz in Sachsen
sehr elegante Dr. Schreber'sche
Zimmer-Turn-Apparate,
stellbare Haus-Schulbänke, patentirt,
System Schuldirektor Hollicher,
zur Verhinderung des Krümmens und Verwachsens von Rückgratverkrümmungen. Konstruktion neu und unübertrefflich! Billige Bezugsquelle für sämtliche Turngeräte. Preis-Courante und Prospekte gratis.

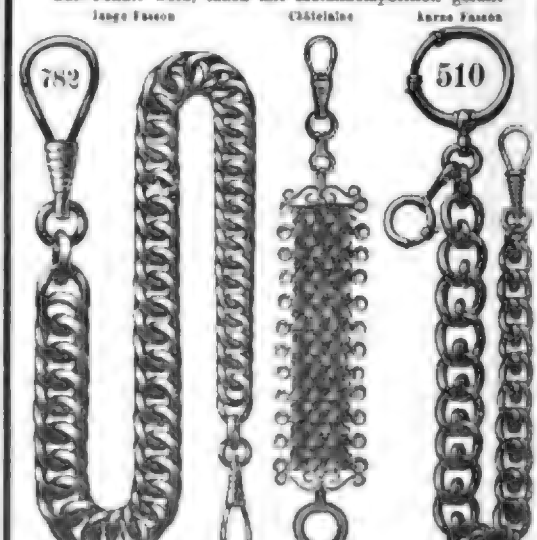



Angenommen und empfohlen von
Welt-Firmen
der
Cassen-Branche,
der
Kaiserl. Deutschen
Reichs-Post
und
Reichs-Bank.



Patent-Protector-Schloss.
Bester, sicherster Schutz gegen Diebe.
Welt-Ausstellung
Wien 1873.
Erste Medaille.
Garantie für Verschiedenheit sämtl. Schlüssel durch die unerreicht dastehende Combination des Schlüssels und System. Durchführung desselben.
Cassen mit Patent-Protector-Schloss. Fabr. 1. Ranges, empfiehlt die älteste deutsche Cassenfabr. v. Fr. Garny, Frankfurt a. M. Diplome I. Cl.

Carl Holl in Stuttgart,
Gold- und Silberwarenfabrik.
Neckarstrasse 61.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Uhrketten
aus 14kar. Gold, innen mit Metallkomposition gefüllt
lange Fasson Châtelaine kurze Fasson



No. 782 M. ... No. 187 M. 12.50 No. 510 M. 14.50
in garantirt massiv Silber
M. 14.– M. 8.50 M. 12.50
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 10.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 5 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 5. 50.

Edelraute.

Eine Tirolergeschichte von

E. M. Parano.

(Schluß.)

Am nächsten Vormittage fand sich Sir Cecil pünktlich im Orpheum ein. Die kleineren Wohnungen im Hause werden meist von dem Wandervölklein der Künstler eingenommen, so daß die hübsch möblirten Gelasse fast allmonatlich die Parteien wechseln, ein Umstand, welcher nicht eben zur Behaglichkeit derselben beiträgt.

So war auch die kleine Wohnung der Mlle. Merilly bei aller Eleganz ziemlich zigeunerhaft.

Im Vorzimmer traf Sir Cecil den schönen Impresario der Tirolienne, Herrn Battista Simonino, welcher eben im Begriffe war, fortzugehen. Derselbe war eleganter und stutzerhafter gekleidet als je, und sein Lächeln war noch kokketter, eitler, selbstgefälliger als früher.

„O Mylordo," sagte der schöne Welschtiroler mit seiner süßelnden italienischen Aussprache des



Die russische Kaiserfamilie in Berlin: **Kaiser Wilhelm begrüßt seine hohen Gäste.** Originalzeichnung unseres Spezialartisten H. Lüders.

Digitized by Google

Deutschen, „ich war soeben bei Mademoiselle, um mit ihr Geschäftliches zu besprechen — wir haben Anträge von allen Seiten! — aber sie jagt mich fort, da sie Sie erwartet!“ Dabei lächelte er seltsam. „Und zwar mit einer Ungeduld ... Ich räume also das Feld!“ Damit verbeugte er sich sehr graziös und sehr höflich und schritt, sich anmutig in den Hüften wiegend, davon, lächelnder, stutzerhafter, behandschuhter, grellbekrawatteter, cylinderglänzender als je.

„In der That,“ sagte Sir Cecil, dem schönen Herrn nachschauend, „der Signor Adonis da ist sehr artig — für einen Liebhaber oder für einen Gatten!“

Dann trat er in den Salon der Orpheumkünstlerin, welche ihm mit einem Gruß entgegenkam.

Regina Schober hatte ein einfaches schwarzes Seidenkleid an, die Haare schlicht gescheitelt.

„Ach, schön, daß Sie kommen, mein Herr!“ sagte sie in ihrer alten, einfachen, schlichten Weise, und man sah ihr die Freude über den Besuch an.

„Wenn ich Sie störe, Mademoiselle, sagen Sie mich fort,“ sagte er mit seiner ruhigen Höflichkeit; aber in der Höflichkeit, welche er jetzt der Tirolienne gegenüber zeigte, lag eine eigentümliche Nuance von Hochmut oder Mißachtung; er war mit ihr so ausnehmend höflich, wie man es aus Stolz gegen Leute ist, die tief unter uns stehen oder denen wir keine freundschaftliche Weise zeigen wollen, weil wir sie mißachten.

„Stören — in was?“ sagte Regina lächelnd.

„Nun, eine Künstlerin hat ja immer Besuch!“

Sie merkte jetzt erst die Seltsamkeit seines Wesens, aber sie glaubte, sich getäuscht zu haben.

„Sie scherzen wohl, gnädiger Herr?“ sagte sie. „Wer sollte mich besuchen? Herr Battista war da —“

„Und ich habe ihn vertrieben,“ sagte Sir Cecil mit einem eigentümlichen, leichtfertigen Ausdrucke, der ihm sonst ganz fremd war. „Ich muß gestehen, Sie haben da einen ganz liebenswürdigen — Freund, Mademoiselle, der gar nicht ein bißchen eifersüchtig zu sein scheint.“

„Eifersüchtig sein — er?“ sagte die Regina und runzelte die Augenbrauen, und sie war im Nu ganz das trotzige Tirolerkind ihrer Berge. „Und was für ein Recht hätte er dazu? Ich glaube gar, gnädiger Herr, Sie ...“ Sie wurde blutrot und hielt ein.

„Was?“

„Sie halten Herrn Battista für — für meinen Geliebten?“ sagte sie zornig.

„Ist er's nicht?“ fragte Sir Cecil ruhig.

Sie schaute einen Augenblick hindurch ihn halb erstaunt, halb empört an, dann sagte sie ausbrechend:

„O, jetzt verstehe ich alles, gnädiger Herr! Aber das ist ja abscheulich! Sie halten mich für —“

„Ich halte Sie für das, was Sie sind, Mademoiselle, für eine sehr liebenswürdige Chansonnettensängerin —“

„Nein, für etwas Schlimmeres — Sie halten mich für ein leichtfertig Geschöpf — oder Sie glauben vielleicht, daß alle Frauenzimmer, welche auf das Theater eines Tingeltangels hinaufsteigen, leichtfertig sein müssen — nun, ich weiß nicht, ob's so ist — ich habe ja nie mit einer von ihnen Freundschaft geschlossen, obwohl sie meine ‚Kolleginnen‘ sind; von mir aber weiß ich, daß ich mich nicht hinaufstelle aufs ‚Brettl‘, um Anbeter zu kriegen, um Champagner zu trinken, und von mir weiß ich, daß ich — dem Himmel sei Dank — diese Meinung nicht verdiene und am wenigsten von ihnen, gnädiger Herr, der sich den guten Freund von meinem armen Anderl nannte und von dem er mir nur Gutes und Schönes erzählt hat, den der arme, dumme Bursch förmlich vergöttert hat; von Ihnen hätte ich das nicht verdient! Aber was rede ich da für unnützes Zeug! Denken Sie, was Sie wollen, und sagen Sie mir nur vor allem, wo er ist!“

„Wer?“

„Nun, Anderl; denn Sie müssen ja wissen, was aus ihm geworden ist, wo er sich befindet! Ach, Sie können nicht glauben, wie glücklich ich war, als ich Sie gestern sah, denn nun ist ja alles gut; jetzt werde ich ihn wiederfinden, jetzt werde ich doch nicht umsonst diese Irrfahrten gemacht haben und diese verhaßte, dumme Rolle gespielt haben. Also sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, wo er ist!“

Sir Cecil starrte sie an.

„Aber das wollte ich ja Sie fragen, Made ... Fräulein Regina, und deshalb bin ich da! Als ich Sie gestern erkannte, da sagte ich bei mir: ‚Jetzt finde ich ihn wenigstens, sie muß wissen, Regina —‘“

„Ich, die ich ihn suche? Ist er denn nicht mit Ihnen fortgereist, gnädiger Herr?“ rief sie angstvoll.

„Nein!“ sagte Sir Cecil erstaunt; „er versprach mir, ehe ich abreiste, sich mit Ihnen zu versöhnen, denn er hatte mir geklagt, daß Sie ihm einen andern vorziehen, eben diesen Herrn Battista Simonino, den ich hier mit ihnen traf! Dann reiste ich ab; seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört, er hat mir nicht ein einzigesmal geschrieben, auf meine Briefe bekam ich keine Antwort, und als ich bei den freundlichen Fräulein Mayer in der Krone von Bruneck anfragte, erhielt ich die Auskunft, er sei aus der Gegend verschwunden, niemand wisse, wohin.“

„So ist es!“ rief Regina; „niemand weiß, wohin —“

„War er denn nicht bei Ihnen?“

„Ach, das war eine unglückliche Stunde!“ klagte Regina. „Sie wissen ja, wie Sie selber erzählt haben, daß er eifersüchtig wurde — so entsetzlich eifersüchtig!“

„Ohne Grund?“ fragte Sir Cecil leise.

„Sie werden's gleich hören. Es kam damals der schöne Welsche, der reiche Hausherrnsohn aus Bruneck, der Battista Simonino, oft zu mir auf den Hof.“

„Was hatte er da zu suchen?“

„Er — er hatte ein dringendes Anliegen an mich und gab nicht nach und kam immer wieder.“

„Warum haben Sie ihn nicht energisch abgewiesen, ihn nicht von Anderl fortjagen lassen, wenn Sie Anderl lieben?“

„Dem Anderl klagen, ihm, der so eifersüchtig war? Das hätte ein Unglück gegeben. Ich schwieg also lieber davon, vielleicht war es unrecht und dumm gehandelt, aber ich meinte es gut, ich that dem Anderl seine Wildheit zürchen und meinte, er werde von diesen Besuchen des Stadtherrn nichts erfahren. Ja, wenn's nicht böse Leut' gäb'! Die fingen an, ihm das Ding zu erzählen und ihn aufzuhetzen, und da ist er einmal mit Vorwürfen gekommen — mit so groben Vorwürfen und Anklagen — und eben, weil sie so ungerecht waren, haben sie mich erbittert und trotzig gemacht, denn ich war mir nicht eines unrechten Gedankens bewußt; es hat mich empört, daß er so etwas von mir hat glauben können, und drum hab' ich mich gar nicht verteidigt oder entschuldigt und hab' mir in meinem dummen Trotz gedacht: ‚Wenn Du so etwas von mir denken kannst, so thu's!‘ Es war vielleicht wieder unrecht von mir, aber wenn man brav ist, da hat man seinen Stolz und seinen Trotz, am meisten gegen einen, den man so gern hat! Und so sagte ich nicht Nein.“

„Aber dann mußte er ja glauben, daß die Leute recht hatten, Regina?“ sagte Sir Cecil.

„Freilich, aber wer denkt an so etwas, wenn man sich gekränkt fühlt und unschuldig angeklagt? — Ich diesen Welschen gern haben!“

„Aber das wäre ja nicht so unmöglich gewesen, Regina, er ist ein so schöner Mensch!“

Sie lachte verächtlich.

„Schön! Eben deswegen. Ein solcher Pomadenstock! Nun und seitdem blieb der Anderl aus. Ach, was hab' ich mich da gekränkt! Aber ich blieb trotzig, bis ich endlich erfuhr, daß man ihm wirklich Schlechtes über mich gesagt hat. Das war so: die Pächterin unserer Wirtschaft, ein falsches, garstiges Weib, redete mir immer zu, ich soll' die Anträge von Herrn Battista annehmen — er hat sie durch Geld auf seine Seite gebracht gehabt — ich lachte aber nur dazu, und einmal hat sie sich verraten, sie hat zu mir gesagt: ‚Siehst, Regina, wie wenig sich der Anderl aus Dir macht?! Jetzt kommt er gar nicht mehr zu Dir und glaubt richtig das Schlechteste von Dir! Ist das eine Lieb' und ein Vertrauen? Und daß ich's Euch nur gesteh', Regerl, ich selber hab' ihm gesagt, daß Ihr den schönen Herrn aus Bruneck gern habt und daß er immer zu Euch kommt und daß Ihr's geheim haltet! Ich hab' das zu Eurem eigenen Glück gethan, Regerl, denn der Herr Battista meint's gut mit Euch und ist so reich und so splendid! Und daß Euch der Anderl gar nicht gern hat, das müßt Ihr jetzt doch sehen, weil er auch gleich alles geglaubt hat!‘ Ach, gnädiger Herr, wie das Weib mir das gesagt hat, da ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen! Ihr hat der arme Anderl freilich nicht geglaubt gehabt, aber meinem eigenen Trotz, und ich hab' geglaubt, daß mir 's Herz brechen soll'! Wo war er? Wo war er?! Ich bin hinübergelaufen in Ihre Jagdhütte, gnädiger Herr, aber die war leer; er war fort und Sie auch. Ich erkundigte mich auf der Eisenbahn in Bruneck, auf dem Paßamte dort, ja, er war fort. Wo war er? Wo waren Sie? Da erinnerte ich mich, daß Sie einen Winter in Wien verbringen wollten; in Ihrer Gesellschaft war er gewiß ein vornehmer Herr geworden, und weil Sie ihn lieb hatten, hatten Sie ihn gewiß zu einem Förster auf Ihren Gütern gemacht — oder er war Ihr Begleiter geworden, und alle Mädchen mußten sich in ihn verlieben, und er war mir verloren! Ach, Sie wissen nicht, was wir alles denken, gnädiger Herr, wenn wir jemand so recht gern mögen! Aber wie sollt' ich nach Wien gelangen? Da kam nun Herr Battista täglich wieder und wiederholte mir immer seinen Antrag, und so fiel mir's ein: durch ihn konnte ich nach Wien kommen und, wenn ich wollte, durch die ganze Welt, bis ich den Anderl wiederfand oder Sie, und da hab' ich seinen Antrag angenommen!“

Sir Cecil schaute sie strenge, traurig an.

„Da gestehen Sie es ja selbst!“ sagte er. „Sie haben die Liebesanträge des schönen Welschtirolers angenommen, trotzdem Sie sagen, daß Sie den armen Anderl lieben?“

Regina schaute den Engländer groß an, dann lachte sie in ihrer trotzigen Weise.

„Liebesanträge?! Wer sagt Ihnen denn, daß mir Herr Battista jemals einen Liebesantrag gemacht hat, gnädiger Herr?!“

„Aber ...“

Sie mußte wieder lachen.

„Er einen Liebesantrag machen! Aber so schauen Sie den schönen Herrn nur einmal an, gnädiger Herr, reden Sie doch mit ihm! Er verliebt sein! Ich glaube, der hat noch keinem Mädel einen Kuß gegeben! Aber ja, verliebt ist der freilich, ganz entsetzlich, aber in sich selber!“

Dem Lord gingen plötzlich die Augen auf.

„In der That,“ sagte er, und er lächelte nun auch, „es gibt Menschen, die sich für so schön halten, daß sie gar kein Auge für die anderen haben ... Und der Signor Battista ist so einer, er steht sicher immer nur vor dem Spiegel, will immer nach der letzten Mode gekleidet sein und —“

„Sehen Sie, Sie kennen ihn genau!“ lächelte Regina.

„Ein Narziß — wie es stets solche gegeben hat und immer geben wird!“ Sir Cecil lachte jetzt wirklich.

„Narziß? Das verstehe ich nicht. Aber das ist gewiß, daß der Herr Battista nur in sich verliebt ist und schön angezogen sein will.“

„Aber weshalb dann seine Zudringlichkeit gegen Sie? Weshalb seine Besuche bei Ihnen, seine Anträge?“

„Nun, er bildete sich ein, ich hätt' eine prachtvolle Stimm' und müßte damit Lärm und Geld machen in der Welt; das Geschäft bei ihnen ging schlecht, und sein Vater hat schon Gräda ansagen müssen. Und weil nun der gute Herr Battista nicht arbeiten kann und nie 'was gelernt hat und doch immer viel Geld braucht und fein angezogen sein will, so hat er gemeint, es sei am besten, wenn er irgend eine ‚Künstlerin‘ in der Welt herumführen könnt'. Das bringt Geld, man braucht dabei nichts zu arbeiten, kommt in die schönsten Gesellschaften und — kann seine eigene Schönheit bewundern lassen auf der ganzen Erde. So hat er mir schon in Bruneck in der Krone vorgeschlagen, daß ich meine Stimm' ausbeuten soll, daß ich Millionen damit verdienen kann und daß er mich herumführen wird. Damals hab' ich darüber gelacht, aber dann, wie ich so verzweifelt war und den Anderl hab' suchen wollen, da hab' ich's angenommen, und nun hat er mir ein paar französische Liedeln eingelernt, die ich gar nicht versteh', weil er meinte, daß die ‚Pariser Jodlerinnen‘ viel teurer bezahlt werden, und bin mit ihm auf Reisen gegangen. Das ist das Ganze. Ihn lieb haben! Sagen Sie mir aufrichtig, gnädiger Herr, könnten Sie denn den Pomadenstock lieb

Google

haben — so lieb wie den armen Anderl? Und er — er an mich denken! Er ist ja nur in sich selber vernarrt und glaubt, eine Prinzessin wär' noch zu schlecht für ihn! Er will nur schön sein, herumreisen und Eroberungen machen; er ist also nie weder mein Courmacher noch mein Gemahl geworden, hätt' ihm's auch nicht raten wollen! Aber das ist alles Nebensach'; wo werden wir den Anderl finden, gnädiger Herr?"

Sir Cecil hatte sich erhoben und nahm Reginas Hand, die er höflich küßte.

„Verzeihen Sie mir, Regina," sagte er einfach und so sanft, wie er mit dem Anderl gesprochen hatte, „ich habe Ihnen viel abzubitten; wir werden den Anderl suchen und — ihn finden. Aber können Sie sich aus dem Engagement losmachen, hier und bei diesem Herrn Bantista?"

„Jede Stund', gnädiger Herr! Aber . . ."

„Dann gehen wir mit einander," sagte Sir Cecil ruhig.

„Aber wohin?"

„Den Anderl suchen — und hier fangen wir an!"

X. Auf der Suche.

Mlle. Merilly brach ihr Gastspiel am Orpheum ab, und Signor Battista Simonino wurde mit einer Entschädigung entlassen.

Lord Cecil mietete in dem Gasthof, in welchem er selbst wohnte, ein Zimmer für Regina Schober, und lettete in seiner alten ruhigen Weise seine Nachforschungen ein.

Vor allem begab er sich auf die Polizei und erkundigte sich, ob in den letzten Monaten ein Herr Andreas Soundso aus dem Pusterthal als Gemeldeter erwähnt sei.

Bücher wurden nachgeschlagen, und da stellte es sich heraus, daß wirklich ein Herr Andreas Falkensteiner aus dem Pusterthale, seines Zeichens ein Jäger, eine Weile in Wien gewohnt habe und pflichtmäßig gemeldet worden sei.

Wo der dann hingekommen sei, das meldeten die Bücher wieder; er hatte sich nach Hietzing hinausgezogen und verdiente dort seinen Lebensunterhalt, indem er für die Jägerkavaliere, deren es in Wien so viele gibt, die erbeuteten ‚Rehkrikeln' auf kunstvoll von ihm selber geschnitzelte Holzunterlagen befestigte.

Nun war er gefunden! Sir Cecil teilte das der Regina mit, und die weinte laut auf vor Freude und schluchzte ihr Leid und ihr geldstes Jagen aus an der Brust des Engländers.

Das schöne, junge, ruhige, blonde Gesicht desselben hatte einen seltsamen Ausdruck, wie er auf sie herabsah; es war wie der Ausdruck eines Vaters. Sie sah plötzlich wie erstaunt auf und wischte sich über die Stirn, denn sie hatte gefühlt, wie eine Thräne auf dieselbe herabgefallen war.

„Gnädiger Herr, Sie weinen auch?" fragte sie erstaunt; aber wie sie in das ruhige, hübsche, blasse Gesicht hinaufsah, meinte sie, daß sie sich getäuscht haben müsse.

Sir Cecil sagte sanft:

„Weinen? Und wenn es wäre, liebe Regina? Ich habe noch so selten das Glück gehabt, süße Thränen zu weinen. Sie sind ein braves Mädchen, und ich will Ihnen sagen: ich habe vielleicht ein großes Leid gehabt in meinem Leben. Nehmen Sie an, ich habe ein Mädchen lieb gehabt, und sie hat sich treulos erwiesen, und da habe ich gemeint, es könne nimmer, nimmer wieder frohe Stunden geben in meinem Leben. Wenn aber wir Engländer davon überzeugt sind, dann ergreift uns der Spleen; wir werfen uns auf den Sport, auf einen whim, auf eine Liebhaberei. Ich habe mich auf die Jagd geworfen; mein Spleen war, einsam zu bleiben im Leben, auf den Bergen des schönen Tirol, und meine Phantasie war, so hoch zu steigen in die Einsamkeit, daß nichts mehr um mich lebte — kein Tier und keine Pflanze. Dort wollte ich pflücken die höchste und die einsamste Blume von dieser Erde, die Edelraute, die wie Gold glänzt und wie Silber, als habe der liebe Gott Gold und Silber, das er in die tiefsten Schachte der Erde verborgen hat, auch auf die höchsten Höhen von seiner Welt setzen wollen, wo man sie noch schwerer findet. Diese Blume habe ich dann an meinem Herzen tragen wollen wie eine Geliebte und wie ein Bild von meinem eigenen, einsamen Leben. Da bin ich denn zu euch gekommen, zum armen Anderl und zu Ihnen, Regina, und ich habe meinen Spleen vergessen und habe Freude und Leid gefühlt mit euch. Ich kletterte nicht mehr auf Bergen herum — ich wandere mit euch und suche euer Glück, und das hat mich gesund gemacht und ich bin euch Dank schuldig, so viel Dank, denn das größte Glück eines armen Menschenherzens ist es, Menschen lieb haben zu können!"

Er schwieg, er zog die Hand zurück, auf welcher er wie im Traum die Lippen des Mädchens fühlte, und sagte: „Jetzt gehen wir zum Anderl!"

*

Sie fuhren hinaus nach Hietzing und fanden bald das Haus, in welchem Herr Andreas Falkensteiner, der tirolische Jagdembleme schnitzer, wohnte.

War er zu Hause?

„Ja," sagte die Quartierfrau, „er ist just zu Hause und arbeitet für den Herrn Grafen Wilczek!"

Sie stiegen die finstere Treppe hinauf, und Sir Cecil pochte an die Thüre.

„Das nutzt nichts!" rief ihnen die Quartiergeberin nach; „der Herr Falkensteiner sitzt im hintern Zimmer!"

So traten sie ein und durchschritten eine dunkle Vorstube, aus welcher sie in ein zweites, armselig möblirtes Zimmer gelangten.

Dort saß der Herr Andreas Falkensteiner am Fenster, mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet, und arbeitete an seinem Werktische, der mit Rehkrikeln, gebeiztem Holz und Werkzeugen bedeckt war.

Sir Cecil gab der Regina ein Zeichen, an der Thüre zu bleiben, und ging rasch auf den Arbeiter zu.

Er legte die Hand auf seine Achsel und sagte: „Guten Tag, Anderl!"

Und Anderl fuhr auf und starrte den Lord an.

XI. Auf falschem Wege.

Sir Cecil fuhr mit einem Ausruf der Ueberraschung zurück.

Das war nicht Anderl Falkensteiner, sein Anderl, das war ein fremdes Gesicht, auch blond, aber hager, bleich, wie vor Krankheit, und bartlos.

Die Regina an der Thüre kam näher und rief außer sich:

„Aber das ist ja gar nicht der Anderl!"

Der junge Mensch am Tisch erhob sich zaghaft und verwirrt.

„Ich bitt' — ja — ich heiß' Andreas — Andreas Falkensteiner — aus dem Pusterthal . . . Vielleicht eine Bestellung gefällig? Rehkrikeln aufstellen?" Dabei zitterte der blonde, halb städtisch gekleidete Tiroler wie vor Angst oder vor Verlegenheit.

„Da muß ein Irrtum sein!" sagte Sir Cecil. „Gibt es denn zwei Anderln Falkensteiner aus dem Pusterthal? Der, den ich suche, den wir suchen, sind Sie nicht, Herr, und doch hätte sonst alles gestimmt — sogar aus Bruneck sollen Sie sein, wie es auf der Polizei hieß . . ."

Die Regina hatte den falschen Anderl schon lange betrachtet und fiel jetzt ein:

„Der Falkensteiner Anderl wüßt sein? Mein Anderl? Sein alter Spezi bist aus dem Brennerpaß — der Klaus Tomerl, der Angsttomerl, wie's Dich geheißen haben . . . Ich hab' Dich zwar nur ein paarmal gesehen, wenn Du zu den Feiertagen herübergekommen bist zum Anderl, aber ich erinner' mich noch ganz gut an Dich, Angsttomerl!"

Ein Angsttomerl war er im buchstäblichsten Sinne des Wortes, der lange, blonde, starke Bursche, der vor Verlegenheit zitterte und mit seinen blauen Augen so stehend umhersah und dessen Wangen ganz käseweiß waren vor Bestürzung.

„Aber wie kommt es denn, daß alle Dich für den Andreas Falkensteiner halten hier, daß Du als solcher gemeldet bist, daß uns die falsche Fährte bis hieher lockte?" fragte die Regina.

„Ja, wo ist der andere Anderl, der rechte, dessen Namen Sie sich angemaßt haben?" fragte Sir Cecil.

„Das — das weiß ich nicht . . ." stotterte der Angsttomerl und mußte sich wieder setzen. „Ich hab' . . . ich hab' keine Idee davon . . ."

„Wie? Unmöglich!"

„Er . . . er hat mir nur seinen Paß geschenkt und hat gesagt: ‚Da nimm ihn, ich brauch' ihn ja ohnedem nimmer; die Reis', auf die ich geh', dauert nicht lang . . .'"

Die Regina faltete angstvoll die Hände und starrte hilflos, mit einer entsetzlichen Ahnung auf Sir Cecil. Auch der war totenbleich geworden, und auch in seinem Herzen regte sich wieder eine unbestimmte Angst, jene dunkle Ahnung, welche ihn seit vielen Tagen beherrscht.

Er faßte sich aber und stellte noch Fragen an den Angsttomerl, und der beichtete.

Der Tomerl war ein reicher Bauernsohn aus dem Brennerpaß; in der Schule war er stets neben dem Anderl gesessen, und so waren die beiden gute Freunde und Spielkameraden geworden, und noch später, als Männer, hatten sie einander dann und wann heimgesucht. Der Thomas Klaus war so groß und stark geworden wie sein „Spezi", der Anderl, aber dabei war er ein recht verwöhntes Muttersöhnlein, hatte keine Courage und fürchtete jeden Regentropfen; auch zur derben, steifigen Feldarbeit war er nichts, er schnitzelte nur schöne Holzunterlagen für die Rehkrikeln und Gemshörner und ähnliche Sachen. Wie aber die Zeit kam, wo er sich zum Militär stellen sollte, da wurde ihm ach und weh, und er ging umher wie eine „zerpracte Kröte", wie die Leute sagten, und that nichts als stöhnen.

„Ach, wenn ich nur fortfahren könnt'," sagte er; „ich möcht' so gern die Wienerstadt sehen, bevor sie mich ‚behalten' und erschießen; denn behalten werden sie mich jedenfalls, sagt die Mutter, weil ich gar so ein schöner Mensch bin!"

Und wie er wieder einmal beim Anderl so jammerte, daß er vor seinem Tode noch so gern die Wienerstadt gesehen hätte — denn bei ihm war Soldatwerden und Sterben eins und dasselbe! — da sagte der Anderl, der seit einiger Zeit recht kopfhängerisch und hinbrütend gewesen war:

„Warum fahrst denn nicht, Tomerl? Geld hast ja dazu! Wegen dem Passagierschein meinst, und daß sie Dir jetzt keinen geben vor der ‚Stellung'? Da, nimm meinen, ich brauch' ohnedies keinen mehr, so lang' ich leb'! Und die Reis', die ich vorhab', dauert nicht lang; und schau Dir die Wienerstadt an, bevor Du Dich abstellst; wird Dir aber auch nicht den Kopf kosten, Tomerl, haben mich ja auch frei'lassen, weil mir da ein Finger fehlt, und kann doch so gut schießen wie ein anderer!"

Und so war es gekommen, daß der Angsttomerl als Falkensteiner Anderl nach Wien gekommen war und in seiner Dummheit glaubte, nun könnten sie ihn beim Militär nicht erwischen, und so blieb er denn als Anderl da sitzen und getraute sich nicht heim, denn er war stets ein gar dummer Bube gewesen, der nicht weiter dachte, als die Nase ging, und vom Anderl wußte er nichts, gar nichts.

Sir Cecil gab ihm noch den Rat, zurückzukehren, um nicht als Deserteur behandelt zu werden, und verließ dann mit der Regina schweren Herzens und unverrichteter Dinge Hietzing.

Sie sprachen im Wagen lange Zeit nichts, endlich hielt es Regina nicht länger aus und sagte zitternd, angstvoll:

„Was sollen wir jetzt thun, gnädiger Herr? Ach, bitte, verlassen Sie mich nicht! Wo kann der arme Anderl sein? Mir ist so bang um ihn, daß mir ganz wirr im Kopf ist! Wohin sollen wir gehen, um ihn zu finden?"

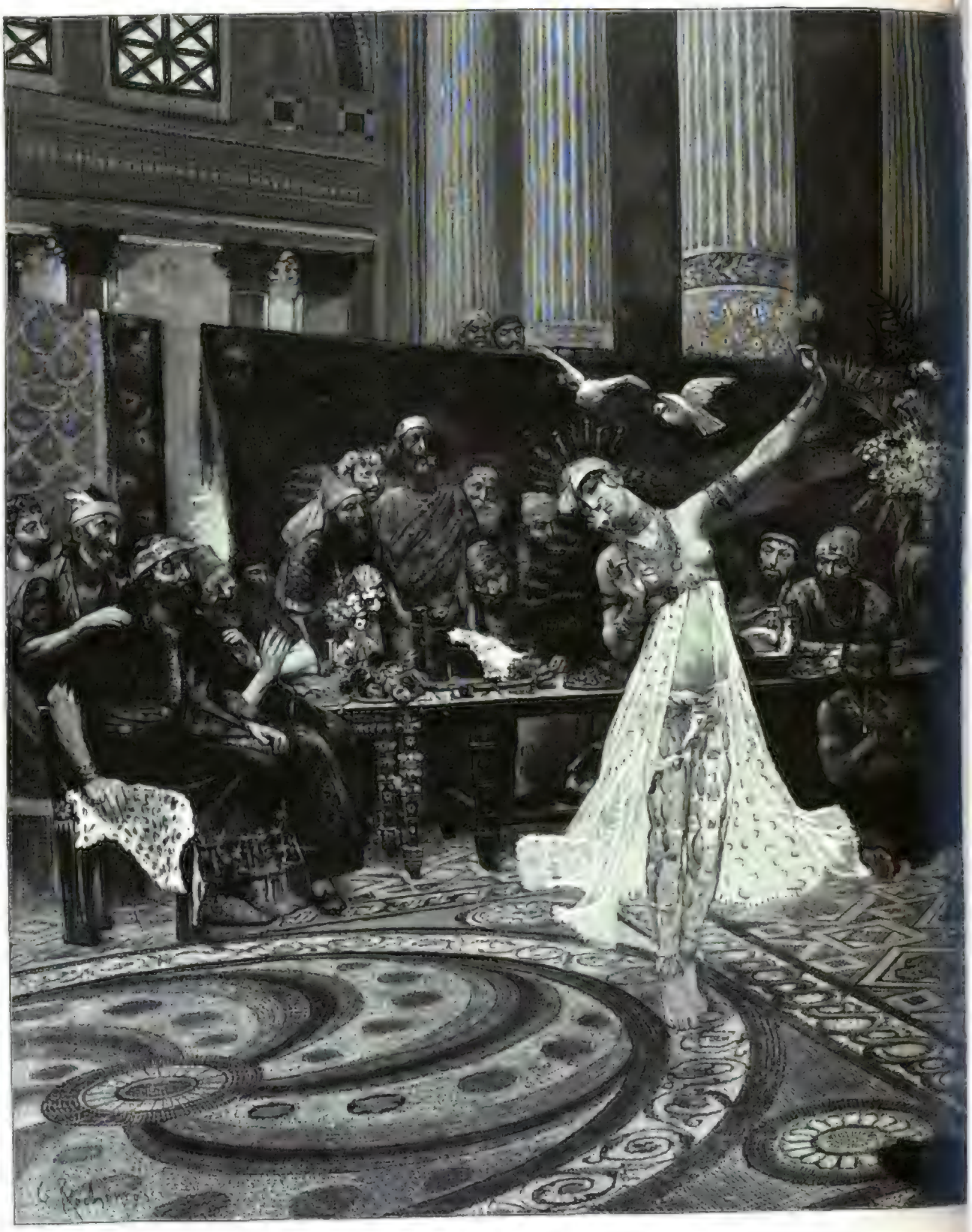
Sir Cecil blickte sie sinnend an, dann hatte er seinen Entschluß gefaßt.

„Nach Tirol zurück," sagte er fest.

Sie starrte ihn überrascht an.

„Sie spaßen, gnädiger Herr!" sagte sie.

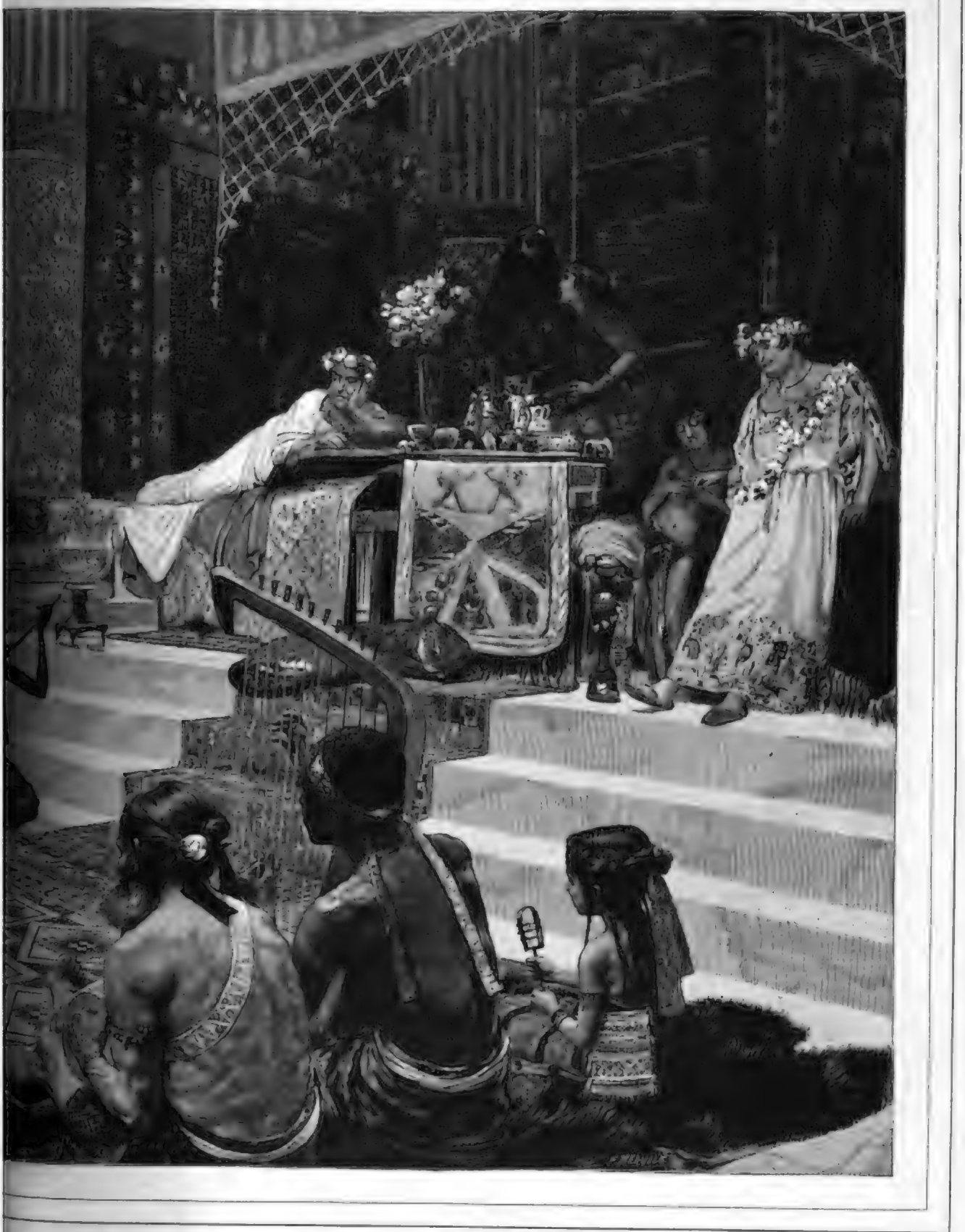
„Fällt mir nicht ein!" entgegnete Sir Cecil ruhig. „Ich kalkulire so, wir haben in der ganzen Welt jetzt keinen andern Anhaltspunkt mehr, wo wir ihn suchen sollen, wir müssen also unsere Nachforschungen an ihrem Ausgangspunkt, im Pusterthal, wieder aufnehmen und uns auf keine falsche Fährte mehr locken lassen, wie es dieser Reisepaß gethan hat. Es ist möglich, daß Anderl bis ans Ende der Welt gegangen ist, aber die Richtung, wohin er gegangen ist, erfahren wir nur in seiner Heimat; und dann, wenn er in die Fremde hätte gehen wollen, würde er jedenfalls von dem Paß Gebrauch gemacht haben. Wozu hätte er ihn verschenkt? Jedenfalls



Salome tanzt vor

Gemälde

Digitized by Google



König Herodes.

doch nur, weil er ihn nicht benützen und weil er dadurch, daß er ihn einem andern gab, alle Nachforschungen auf einen falschen Weg lenken wollte; ich wette, er ist gar nicht fortgegangen!"

„Aber daheim ist er ja auch nicht," klagte Regina; „das wissen Sie ja!"

„Freilich weiß ich das," sagte Sir Cecil; „aber von dort aus müssen wir ihn suchen, wo immer er sein mag!"

Wo immer er sein mag! Dieses Wort fiel beiden schwer aufs Herz. Wo immer er sein mag! Sie sprachen nichts weiter, aber sie hatten vielleicht beide denselben Gedanken; sie sahen im Geiste die hohen Berge und die dunklen, gähnenden Abgründe. Und in einem dieser weltverlassenen, nie erforschten Abgründe lag . . .

Wo immer er sein mag!

XII. Edelraute.

Regina wohnte seit einer Woche in dem Gasthof zur Krone in Bruneck bei den freundlichen, herzensgütigen beiden Schwestern Mayer.

Sir Cecil hatte dort auch sein Zimmer, war aber nie zu Hause und stets auf Reisen in der Umgegend, und wenn er wiederkam, war er immer schweigsamer und düsterer, und Regina wagte es nur, ihn mit einem Blicke zu fragen; aber seine Antwort war stets ein trübes Verneinen mit dem Kopfe.

Endlich eines Tages kam er heim und sagte in seiner ruhigen Weise zu Regina.

„Regina, morgen müssen Sie mich begleiten!"

„Wohin?" fragte sie angstvoll und hoffnungsvoll zugleich.

„Vorerst nach Toblach!"

„Nach Toblach? Sie haben also eine Spur, gnädigster Herr, o Sie lieber gnädiger Herr!" rief sie ausbrechend.

Aber er schaute sie ernst und wie traurig an.

„Ich weiß es nicht, Regina, und wer weiß, ob es eine — glückliche Spur ist."

Sie verstummte, und all ihr Bangen kehrte in ihr Herz zurück.

*

Am nächsten Tage fuhr Sir Cecil mit Regina nach Toblach. Sie nahmen Quartier in dem prachtvollen Hotel, welches am Anfange des endlosen Weges steht, der nach dem Valle d'Ampezzo hineinführt.

Sir Cecil mietete dort einen Wagen, und im Morgenschimmer eines herrlichen Tages fuhren sie hinein.

Auf dem Wege sagte Sir Cecil:

„Liebe Regina, die Sachen stehen so: Ich habe in Bruneck erfahren, daß der Anderl einen alten Verwandten im Ampezzothale habe . . ."

„Ja, der alte Giorgi!" sagte sie. „Er hat mir öfters von ihm erzählt, aber das war ein böser, geiziger Mann, bei dem es niemand aushalten konnte und mit dem der Anderl in gar keinem Verkehr stand, ein Geizhals, der wie ein Bettler lebte, mit niemand verkehrte und nur schimmeliges Brot aß. Er hielt sich nicht einmal einen Knecht oder Buben; wie ein wildes Tier lebte er in einer Hütte in der Nähe des Ponte Felizon, der Brücke, die über den schauerlichsten Abgrund der Welt führt. Nur einen bissigen Hund hatte der Alte bei sich, der jeden angriff, welcher sich der Hütte nähern wollte. Aber dort kann der Anderl nie gewesen sein! Der Alte gönnte sich ja selber nicht einen Bissen Brot und wollte keinen Menschen um sich leiden."

„Das hat man mir auch erzählt," sagte Sir Cecil, „aber Thatsache ist, daß der Alte einmal nach Toblach heraus kam und ein Sonntagsgewand verkaufte, welches ganz blutig und zerrissen war. Das Sonntagsgewand eines großen, starken Mannes, und der Händler, der es dem Greis abkaufte für ein paar Kreuzer, fand dann in den Taschen des Lodenrocks einen alten, zerknitterten Brief, der an die Adresse des Andreas Faltensteiner lautete . . ."

„Mein Himmel!" jammerte die Regina auf und faltete die Hände ineinander.

„Das ist mein Anhaltspunkt," sagte Sir Cecil ernst; „und wenn wir finden wollen, müssen wir suchen und selbst das Schrecklichste nicht scheuen!"

Sie fuhren weiter, Regina still schluchzend, Sir Cecil ruhig und steif.

Der Monte Piana strahlte ihnen im Morgenlicht entgegen und der Monte Rosa, und sie kamen durch Schluderbach und durch Landro, und dann kamen sie in die Welt der tiefsten Einsamkeit, des ewigen Schnees und der grauenhaften Abgründe. In Landro ließ der Lord den Wagen zurück, und sie überschritten den schwindelnden Steg, welcher den stolzen Namen Ponte Felizon führt und unter dem ein Abgrund gähnt, den das Auge nicht abmißt.

Der Tag hatte sich getrübt, graue Wolken lagen über der Welt, die keinen hellen Punkt zu haben schien; ein spitzer, feindlicher Regen rauschte herab, und sie stiegen von der Straße weg abwärts — abwärts in eine dunkle, unwirtliche Schlucht, einsam wie die Tiefe eines unergründlichen Meeres.

*

Die zerfallene Hütte lag in unwegsamem Grunde, abgeschlossen von aller Welt. Es war eine Oede und eine Verlassenheit da an diesem dunklen, freudlosen, regenströmenden Tage, welche jedem Menschen, der an den Verkehr mit anderen Menschen gewöhnt ist, das Herz bedrückte.

In dieser weltverlassenen Hütte saß ein einsamer Mann, ein junger Mann noch, ein riesiger Mann, ärmlich und nett dabei — und ärmlich und nett war alles um ihn, als ob eine Frau hier gehaust. Schnitzwerk lag vor ihm und Werkzeuge, jene kleinen Dingelchen, wie man sie in Schluderbach und Landro den Fremden für teures Geld verkauft: Schwerssteine, Falzbeine, kleine Hütten, Holzbecher, Notizbücher, Postamente und dergleichen.

Der Bewohner der Hütte, der vor diesem Werktische saß, war Anderl, der Mann, der vor ihm stand, war Sir Cecil.

„Es kam so, Du, gnädiger Herr," sagte Anderl; „ich war überzeugt, daß die arme Regina den Welschen lieb hatte, viel lieber als den armen Anderl; Du hattest mir gesagt, ich solle zu ihr gehen und mich mit ihr versöhnen, aber was wäre das für eine Versöhnung gewesen? Sie hatte ihn ja lieber als mich! Und ich hab' sie so lieb gehabt — wir Tiroler sind schon so dumm! — daß mir nicht um mich zu thun gewesen, sondern um sie. Ich hab' bei mir gedacht, sie wird glücklicher sein mit ihm, weil sie ihn gern hat, und ich wollte ihnen nicht im Wege sein und bin also verschwunden, aber nicht in die Fremde, sondern in die Einsamkeit. Damit niemand mich finden könnt', hab' ich meinen Paß dem Vetter gegeben, der sich vor dem Militär so gefürchtet hat, und ich selber bin zu dem alten Verwandten gegangen, der hier wie ein wildes Tier gelebt und alle Menschen gehaßt hat aus Geiz. Er hat mich nicht aufnehmen wollen, und da hab' ich mich draußen niedergelegt, und wie er in der Nacht den bösen Hund auf mich losgelassen hat, da hab' ich mit dem Vieh um mein Leben ringen müssen und hab' es niedergebracht — freilich war mein ganzes Gewand zerfetzt und zerrissen, und er hat mich ehrlich zerbissen, so daß ich nichts von mir gewußt hab'. Da ist am andern Morgen der Alte herausgekommen und hat mich wieder ins Leben gebracht; ich hab' ihm vielleicht doch leid gethan, oder er hatte Angst, daß er jetzt keinen Hund mehr habe, der ihn vor den Räubern schützen könnte, vor denen er sich immer so gefürchtet. Er hat recht gejammert, und ich hab' ihm gesagt, daß ich ihm den Hund ersetzen will; so ist es gekommen, daß er mich bei sich aufgenommen hat, weil ich ein starker Kerl war; aber meine Kost hab' ich mir selber verdienen müssen, ich habe geschnitzelt, und er hat's in Landro drüben verkauft. Mir war nur darum zu thun, daß ich von den Menschen nichts mehr seh' und daß sie mich nicht mehr finden, damit die Regina glaubt, ich sei weit fort, und nicht gestört sei in ihrem Glück. Seitdem ist der Alte gestorben und hat mir alles hinterlassen, so viel Geld auch! Und so leb' ich da für mich, als ob ich gar nicht mehr auf der Welt wär', und wenn ich auf die Nacht einschlaf', denk' ich immer, ob sie wohl recht glücklich sei?"

„Nein, Anderl," sagte Sir Cecil ernst, „sie ist nicht glücklich, sondern recht, recht elend!"

Er starrte erschreckt auf.

„Warum denn?" fragte er.

„Warum? Weil sie den Welschen nie gern gehabt hat, Anderl, sondern nur Dich!" Damit ging Sir Cecil auf die Thüre zu und sagte: „Kommen Sie nur herein, Regina, und sagen Sie dem Anderl, wie alles gewesen!"

Ein Schrei aus der Tiefe zweier Menschenherzen, die nur in einander gelebt hatten, ein paar Menschen, die jetzt Herz an Herz schluchzten, und dann ein Erzählen.

*

Ehe Sir Cecil die Glücklichen verließ, holte Anderl aus seinem Wandschranke einen Busch goldschimmernder Blüten mit silberfarbigen Blättern und gab sie dem Engländer. Die Thränen traten dabei dem guten Jungen aus den Augen.

„Du, gnädiger Herr," sagte er mit seiner kindlichen Stimme, „Du hast einmal gesagt, daß Du die seltsamste Blum' von der Welt, die Edelraute, mit nach Hause bringen möchtest, und die hab' ich gepflückt auf den allerhöchsten Berggipfeln da herum, obwohl ich nimmer gedacht hätt', daß ich Dich wiedersehen würd', die nimm mit Dir, Du, gnädiger Herr!"

Sir Cecil nahm das Sträußchen und schaute darauf herab und dann auf das glückliche Paar vor ihm und sagte:

„Ich danke Dir, Anderl, und ich werde diese Blüten mit mir in meine Heimat nehmen — obwohl ich nicht mehr nach ihnen gesucht habe, denn ich habe hier gelernt, daß es noch eine höhere Freude gibt, als eine Edelraute zu pflücken auf den höchsten Gipfeln der Erde: die Freude, gute Menschen zu finden, eine echte Freundschaft zu sehen und zwei brave Herzen zusammenzuführen durch Irrtum und Leid. Die schönste und strahlendste Blüte auf Erden ist und bleibt doch eine treue Liebe!"

Die russische Kaiserfamilie in Berlin.

(Forts. des Bild. Seite 201.)

In das frühere freundschaftliche Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland war im Laufe der letzten zwei Jahre ein Riß gekommen, welcher von einem offenen Bruche kaum noch sich unterschied; das Dreikaiserbündnis war abgelaufen, die Verbrüderung Rußlands mit Frankreich schien vollendet. Mit um so größerer Spannung mußte man, als Kaiser Alexander III. diesen Sommer nach Kopenhagen ging, fragen: „Wird er seinem greisen Großvater in Deutschland einen Besuch abstatten?" Man erwartete eine Begegnung der beiden so nahe verwandten Herrscher in Berlin. Sie unterblieb! Die Folge war eine verstärkte Annäherung der europäischen Zentralmächte untereinander. Als Kaiser Alexander sich schließlich dennoch entschloß, nach Berlin zu gehen, glaubte man allgemein, daß nicht politische, sondern nur verwandtschaftliche Rücksichten ihn bestimmt haben könnten. Nach den neuesten Meldungen scheint der 18. November indes keineswegs so bedeutungslos, als man anfangs wohl annahm, und Fürst Bismarck scheint abermals einen sehr gewichtigen Sieg errungen zu haben.

An dem genannten Tage, an welchem der hohe Besuch in Berlin erwartet wurde, waren Prinz Wilhelm, der Botschafter Graf Schuwalow und der zum Ehrendienst kommandirte General von Werder, der Gouverneur von Berlin, den russischen Majestäten bereits am Morgen bis Wittenberge entgegengefahren. Unter den Klängen der russischen Nationalhymne lief der kaiserliche Sonderzug in die festlich geschmückte Halle ein. Zum Empfang hatten sich eingefunden die Prinzessin Wilhelm, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses sowie die in den Garderegimentern dienstthuenden Prinzen souveräner deutscher Häuser, ferner die gesamte Generalität von Berlin und Potsdam, die Hofchargen und Frau Gräfin Schuwalow an der Spitze des Personals der russischen Botschaft. Das russische Kaiserpaar verließ den Salonwagen und begrüßte die Prinzessin Wilhelm, sowie die anderen Höchsten Herrschaften auf das herzlichste. Nach der Vorstellung des Ehrendienstes und des Gefolges schritt der Kaiser mit dem Prinzen Wilhelm die Ehrenkompagnie ab. Dann bestiegen die Herrschaften die bereitstehenden Wagen, um sich über den Königsplatz nach den Linden zu begeben. In Erwartung des Eintreffens der russischen Majestäten hatten sich schon in frühen Vormittagsstunden auf allen Straßen und Plätzen, welche die Gäste unseres Kaisers berühren mußten, große Menschenmassen versammelt. Das Kaiser Alexander-Gardegrenadierregiment Nr. 1 bildete mehrgliedrig Spalier. Vor dem russischen Botschaftspalais, das den kaiserlichen Majestäten als Absteigequartier diente, stand eine Ehrenwache, welche dasselbe Regiment gestellt hatte. In dieses Palais begab sich um 10½ Uhr Kaiser Wilhelm, um seine erlauchten Gäste zu erwarten. Dort erschienen auch die Frau Prinzessin Albrecht und die Frau Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, die Frau Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, die Frau Prinzessin Friedrich von

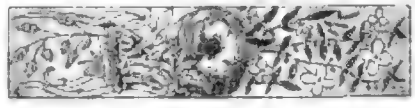
Hohenzollern und die Frau Erbprinzessin Reuß, sowie sämtliche Herren der russischen Botschaft, zum Teil mit ihren Damen. Der Kuß der Schönheit, der einst der Prinzessin Tugmar vorausging, rechtfertigt das zur Stunde noch Kaiserin Maria; die Anmut und den Zauber ihrer Jugend haben die Jahre nur gereift nicht gemindert. Kaiser Wilhelm ging seinen hohen Gästen bis in das Vorzimmer entgegen, wo er sie in erster Linie die Kaiserin herzlichst begrüßte. Kaiser Alexander III., der mit dem Prinzen Wilhelm im zweiten Wagen gekommen war, trug die Uniform seines Kaiser Alexander-Gardegrenadierregiments Nr. 1 mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens. Er steht in der Blüte der Jahre, nicht nur ihrer Zahl, sondern auch seinem Aussehen und seiner Haltung nach; über seinen ernsten, fast mit Schwermut streifenden Gesichtszügen lag der stille Abglanz eines freudigen Gefühls. Kaiser Wilhelm umarmte den Kaiser Alexander, und beide Souveräne küßten einander und drückten sich mit herzlichem Ausdruck mehrmals die Hände. Auch die Großfürsten Thronfolger und Großfürst Georg, die beiden Söhne des Kaisers Alexander, wurden vom Kaiser Wilhelm auf das herzlichste begrüßt. Der Kaiserin aber reichte er den Arm und führte sie ins anstoßende Gemach, in den Kreis der ihrer harrenden Prinzessinnen. Unser Kaiser verweilte in der Botschaft etwa eine Stunde und fuhr dann nach dem königlichen Palais zurück. 10 Minuten nach 11½ Uhr hatte Kaiser Alexander III. dem kaiserlichen Großoheim einen halbstündigen Gegenbesuch im königlichen Palais ab. Um 12¼ Uhr traf auch die Kaiserin im Palais Unter den Linden ein, um dem Großoheim ihre fünf Kinder vorzustellen.

Nach einem Frühstück in der russischen Botschaft, an welchem außer den russischen Majestäten, dem deutschen und russischen Gefolge, auch der Großherzog und die Großherzogin von Schwerin teilnahmen, empfing der Kaiser Alexander den Fürsten Bismarck, welcher eine eine Stunde bei ihm blieb. Allem Anscheine nach ist diese Stunde die wichtigste des ganzen Tages gewesen. Authentisches über das, was verhandelt wurde, liegt auch jetzt noch nicht vor, doch gelangte bekanntlich von gut unterrichteter Seite die Mitteilung in die Oeffentlichkeit, daß es zur Beilegung von Fälschungen gekommen, die den Zweck hatten, die Politik des Fürsten Bismarck beim Kaiser Alexander als verdächtig zu verdächtigen. Welche Folgen diese leidige Entdeckung haben wird, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen, doch können sie selbstverständlich für den Frieden nur günstig sein.

Die einzige größere Festlichkeit, welche Kaiser Wilhelm seinen Gästen aus Rußland zu Ehren während ihres kurz bemessenen Verweilens veranstalten konnte, war ein Galadiner. Die Auffahrt vor dem kaiserlichen Palais begann bereits um 4½ Uhr, um 5 Uhr meldete der Oberhofmarschall Graf Perponcher seinem kaiserlichen Herrn, daß die Tafel bereitet sei. Ueber das ganze reiche Arrangement ergoß sich eine blendende Fülle von Licht. Die Herren waren in großer Uniform, die Damen in großer Toilette erschienen. Unser Vertreter des Oberhofmarschalls und des stellvertretenden Ministers des königlichen Hauses, Grafen zu Stolberg-Wernigerode, geschah der Eintritt in den Festsaal. Unser Kaiser führte die Kaiserin von Rußland, der Kaiser von Rußland die Prinzessin Wilhelm. Die beiden Kaiser saßen gegenüber. Kaiser Wilhelm in der Uniform seines Regiments Kaluga mit dem großen Bande des St. Georgsordens, Kaiser Alexander in der Uniform des Kaiser Alexander-Regiments mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens; die preußischen Prinzen, mit Ausnahme des Prinzen Alexander, hatten russische Uniformen angelegt mit dem blauen Bande des Andreasordens. Die beiden russischen Großfürsten trugen russische Uniformen mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens. Rechts vom Kaiser Wilhelm saß die Kaiserin Maria, links vom Kaiser Alexander die Prinzessin Wilhelm. Während der Tafel unterhielten sich die beiden Kaiser lebhaft mit einander, und wirklich erheiterte sich dabei das ernste Gesicht des Kaisers Alexander. Die Kaiserin schien sehr interessirt von den Persönlichkeiten, die an der Tafel saßen, auch der Raum schien ihr Interesse zu erregen. Den Kaiserinnen gegenüber saß der stellvertretende Minister des königlichen Hauses, rechts von ihm die Gräfin Schuwalow, links der Fürst Bismarck. Etwas weiter saß der Reichskanzler in gedrückter Generalsuniform mit dem grünen Bande des Andreasordens. Links von der Fürstin Bismarck hatte Graf Schuwalow seinen Platz, weiterhin saßen die Mitglieder der russischen Botschaft. Gegen Ende der Tafel erhob Kaiser Wilhelm sein Glas und trank, sich gegen den Kaiser und die Kaiserin von Rußland wendend, auf deren Gesundheit; dann wandte er beiden mit herzlichem Drucke die Hände. Die Musik spielte die russische Nationalhymne; während derselben erhob sich die Gesellschaft von ihren Sitzen. Nach Aufhebung der Tafel begab sich die Gesellschaft wieder in die Gemächer der Kaiserin.

Die Stunde des Abschieds war gekommen. Pünktlich um 9 Uhr 40 Minuten erfolgte, wie zum voraus angekündigt worden, die Abreise der russischen Kaiserfamilie auf dem Potsdamer Bahnhof. Bereits eine Stunde vorher hatten sich Unter den Linden und auf dem Potsdamerplatz zahlreiche Menschenmassen eingefunden. Die übrigen Straßen lagen so still und leer da wie an jedem Abend, nur die in kurzen Abständen aufgestellten Schutzmannsposten waren hier auf die bevorstehende Abreise hin. Gegen 8½ Uhr begann vor dem Potsdamer Bahnhof die Auffahrt derjenigen Mitglieder der hiesigen Aristokratie, welche sich zum Kaiserpaar im Bahnhofsgebäude zu verfügen gedachten. Viele derselben brachten den russischen Majestäten prächtige Blumen als Abschiedsgrüße. Wenige Minuten vor 9½ Uhr nahte von den Linden her der Zug der kaiserlichen Wagen. An der Spitze ritten mehrere Schutzleute, hinter ihnen folgte ein geschlossener Galawagen, die russische Kaiserin und Prinzessin Wilhelm. Der Zar und Prinz Wilhelm fuhren wieder in demselben offenen vierspännigen Wagen, in welchem sie am Vormittage die Fahrt vom Bahnhof zum Botschafterhotel zurückgelegt hatten. Doch war die von der Schutzmannschaft gestellte Begleitung bedeutend verstärkt worden; der Wagen war vollig von Berittenen umringt. In einem geschlossenen Galawagen schloß sich der Thronfolger mit seinen Begleitern an.

Schon um 9 Uhr hatten inzwischen in den Kaiserzimmern des Bahnhofs die Direktoren der Staatsbahn, zahlreiche Offiziere und Ministerialbeamte sich versammelt, und bald erschienen auch die jüngeren Prinzen Heinrich und Leopold, sowie Prinz Albrecht von Preußen, sämtlich in russischen Uniformen. Kaiser Alexander verweilte etwa 6 bis 7 Minuten in den Kaiserzimmern und verabschiedete sich dort in herzlichster Weise von den fürstlichen Herrschaften, die ihm alsdann auf dem Perron bis an seinen Salonwagen das Geleit gaben. Genau 10 Minuten nach 9½ Uhr erfolgte das Abfahrtssignal, und der Extrazug setzte sich in Bewegung. Der Besuch des Zaren in Berlin war zu Ende.



Die deutschen Aerzte des Kronprinzen.

Ein Aufschrei heißen Schmerzes ging unlängst durch das deutsche Land, als der Telegraph aus San Remo die erschütternde Kunde von der erneuten schweren Erkrankung des Kronprinzen dahertrug. Wie hatte man sich so tröstlichen Ueberzeugungen hingegeben, so sichere Hoffnungen auf baldige Genesung, auf frohes Wiedersehen im Vaterlande bestellen Herzens gehegt, hat die Tage bis zur Heimkehr des geliebten Thronerben gezählt — und nun auf einmal diese schreckende, diese lähmende Kunde, kaum zu glauben, und, wenn sie geglaubt werden mußte, kaum zu tragen!

Bald waren längst schon Stimmen laut geworden, welche des Fernbleiben deutscher Aerzte vom Krankenlager des leidenden Kronprinzen bedauerten, die fast ausschließliche Oberleitung einer fremden Autorität in der Behandlung des geheimnisvollen Uebels mit Argwohn verantwortlich machten für die gehegte Genesung; aber im Volke getrostete man sich bis zu jenem Augenblick, der so schreckliche Aufklärung bringen sollte, des Glaubens, daß alles wohl stehe, und ließ nicht ab von der schönsten Hoffnung. Nach dem alten Wahrwort ist ja „Unwissenheit — ein Segen!“

Nun sind wir dieses „Segens“ beraubt; von unserem Auge ist die täuschende Binde gerissen, und zagenden, tiefgebeugten, sorgenbelasteten Herzens suchen wir uns aufrecht zu halten gegen eine Eröffnung, die „wie stürzende Berge“ über uns gekommen ist. Wir geben auch jetzt die Hoffnung keineswegs auf. Die Vorsehung, die so gnadenvoll über unserem Volke gewaltet und den teuren Kronprinzen zu einem bevorzugten Werkzeuge ihres allmächtigen Willens gemacht hat, wird nicht wollen, daß er in der Fülle seiner Lebenskraft, in der Blüte großer Intentionen, im Genuß der innigsten Liebe und des höchsten Vertrauens seines Volkes hinweggerafft, daß unserem so reich begnadeten Volk die tiefste, schmerzlichste Wunde geschlagen werde! Nein, wir hoffen auf Gottes Güte und — nächst ihr — auf der Beistand der deutschen Wissenschaft, die spät wohl, doch, mit des Himmels Willen, nicht zu spät in Tirnit und Hilfe des hohen Kranken gereicht ist und — Rettung bringen wird, soweit sie noch im Bereiche der Menschenmöglichkeit liegt.

Wir glauben es unseren Lesern schuldig zu sein, über die Personen, welche dem erlauchten Patienten bisher in seinem schweren Leiden Beistand leisten durften und ihm voraussichtlich auch fernerhin das harte Los erleichtern werden, einige nähere Mitteilungen zu machen. Aus dem Leben und Bildungsgange derselben werden die Leser erkennen, daß alles geschehen ist, was menschliches Wissen und Können nur zu leisten vermag, werden sie von neuem Hoffnung schöpfen können auf Erhaltung des geliebten Kranken.

Der Leibarzt des Kronprinzen, welcher bis zum Anfang dieses Jahrs die Behandlung ausschließlich leitete, Dr. A. Wegner, ein Mann von 64 Jahren, geborener Berliner, ist aus dem Friedrich Wilhelmsinstitut der Berliner Universität als Militärarzt hervorgegangen; durch spätere Studien in London, Edinburg und Paris hat er seine ärztliche Bildung vervollkommnet. Als Oberstabsarzt nach Berlin versetzt, wurde er hier in der Folge zum Generalarzt des III. Armeekorps ernannt, und seit nunmehr sieben Jahren hat er die gleiche Stellung als prinzipirender Arzt des Gardekorps inne. Dr. Wegner, der auch seit längerer Zeit das Amt eines Examinators in höheren ärztlichen Prüfungen versieht, gilt für einen ebenso gewissenhaften wie praktisch erfahrenen Arzt. Seit 1852 ist er Leibarzt des Kronprinzen, den er auf fast allen größeren Reisen begleitet; seit 1858, nach der Vermählung des Kronprinzen, auch Leibarzt des kronprinzlichen Hauses. Wenngleich der dem deutschen Kronprinzen unbedingt ergebene Arzt, der dessen volles Vertrauen seit 35 Jahren genießt, die Krankheitsfälle des hohen Kranken wohl besser kennt als jeder andere, so erforderte doch die Lokalisation des Leidens eine spezialistisch geschulte Kraft. Man glaubte daher einen hervorragenden Kliniker zu Rate ziehen zu sollen und wandte sich zunächst an Prof. Gerhardt.

Professor Dr. Karl Gerhardt, geboren 1833 zu Speier, ein Schüler Vambergers und Rinecker's, deren Vorlesungen er in den Jahren 1850 bis 1856 in Würzburg besuchte, war in den Jahren 1858 und 1859 Assistent bei Griesinger in Tübingen, seit 1861 Professor der inneren Klinik in Jena und seit 1872 ordentlicher Professor an der Würzburger Hochschule. Gleich den anderen Koryphäen der Berliner medizinischen Fakultät, Virchow und von Bergmann, wurde er von Würzburg nach Berlin berufen, wo er seit Frerichs Tod die zweite medizinische Klinik in der Charité leitet. Durch zahlreiche Abhandlungen hat er sich um die gesamte innere Medizin verdient gemacht, namentlich um die physikalische Diagnostik sowie um die Lehre von den Kinderkrankheiten und den Kehlkopfkrankheiten. Er gehört zu den wissenschaftlich hervorragendsten Klinikern Deutschlands. Professor Gerhardt war es, der die ersten Versuche machte, von innen her die Wucherung aus dem Kehlkopf des Kronprinzen durch galvanokaustische Aetzungen zu entfernen. Das hartnäckige Wiederauftreten der Schwellungen ließ ihn mit Bestimmtheit auf die Bösartigkeit des Leidens schließen und veranlaßte ihn, die Heranziehung des als Kehlkopfspezialist wohlbekannten Professors Dr. Tobold vorzuschlagen.

Adalbert Tobold, geburtig aus Flatow in Westpreußen, gehört — er zählt 60 Jahre — zu den ältesten Laryngologen. Er erwählte bereits im Jahre 1856 die Laryngologie, Rhinologie und Pathologie der Lungen als Spezialität und habilitirte sich in dieser Fache an der Berliner Universität. Auch er entfaltete eine fruchtbare publizistische Thätigkeit. Außerdem bereicherte er die Anschauungs-Unterrichtsmethode auf seinem Fachgebiete durch vorzügliche Nachbildungen krankhafter Zustände des Kehlkopfes; unter anderem stellte er im vorigen Jahr auf der großen Berliner Naturforscherversammlung eine reichhaltige Kollektion plastischer Darstellungen von Kehlkopfleiden aus. Tobold schloß sich der Ansicht der vorgenannten Aerzte an, und übereinstimmend bezeichneten die Berliner Aerzte die Notwendigkeit einer Operation von außen als geboten.

Der berühmte Berliner Chirurg, Professor Dr. von Bergmann, welcher nunmehr hinzugezogen wurde, schlug die sofort vorzunehmende teilweise Ausschneidung des Kehlkopfs als allein erfolgverbürgendes Heilverfahren vor. Ernst von Bergmann, der einer in Riga ansässigen livländischen Familie entstammt, hat in Dorpat, Wien und Berlin studirt. Er wurde 1882 von der Würzburger Hochschule als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Universitätsklinik an Langenbecks Stelle nach Berlin berufen. Wie die Gläubigen aus Mekka, so pilgern hier die Krüppel und Kranken aus aller Welt Enden zu ihm nach der Klinik in der Ziegelstraße, in deren Räumen man alle europäischen und eine Menge nicht europäischer Sprachen vernehmen kann von Patienten, die sich in letzter Hoffnung hierher an den berühmten großen Arzt wenden, denn Bergmann, so meint man im Volke, „kann alles operiren“. Von Zeit zu Zeit kommen auch wohl kleine Geschichten aus der Operationspraxis des vielbeschäftigten Arztes an die Oeffentlichkeit, Geschichten, die nahezu ans Wundersame streifen. Neben dem Rufe, den er seiner sicheren und geschickten Hand verdankt, besitzt er eine hohe wissenschaftliche Bedeutung, namentlich auf dem Gebiete der Gehirnaffektionen. Von seinen zahlreichen Schriften und Abhandlungen seien hier nur erwähnt die klinischen Mitteilungen in der Zeitschrift der Würzburger medizinisch-physikalischen Gesellschaft über „Kehlkopfexstirpationen“. Mit Titeln und Ehrenzeichen ist der jetzt einundsiebzigjährige Mann — neben dem bemerkt eine überaus stattliche, imponirende Erscheinung — derart überschüttet worden, daß es unmöglich ist, sie alle aufzuzählen. Bergmann ist kaiserlich russischer Wirklicher Staatsrat und königlich preußischer Geheimer Medizinalrat; die größte seiner wissenschaftlichen Auszeichnungen aber ist die, daß ihn seine deutschen Kollegen zu ihrem Vorsitzenden, das heißt zum Präsidenten der deutschen Gesellschaft für Chirurgie erwählten.

Es ist bekannt, daß die drei Bergmann im Mai vorgeschlagene Operation unterblieb und daß der zu dem kaiserlichen Kranken berufene Dr. Morell Mackenzie, der bedeutendste englische Kehlkopfspezialist, noch einmal den Versuch machte, von innen her die Wucherung zu beseitigen. Um Aufschluß über die Natur der Geschwulst zu gewinnen, nahm der englische Laryngologe einzelne Partikel aus dem Kehlkopf heraus und ließ sie dem Professor Virchow zur Untersuchung übersenden.

An der That darf Virchow als der Verfasser für eine solche Untersuchung gelten. Denn er, der Begründer der „Zellularpathologie“, dessen gleichnamiges Werk die Grundlage der ganzen ärztlichen Anschauung unserer Zeit bildet, ist gleichzeitig der Schöpfer der heute gültigen Lehre von den Geschwülsten. Während früher kranke Säfte und krankhafte Nervenreizungen als letzte Ursachen aller Krankheiten ihre mystische Rolle spielten, war es Virchow, der, gestützt auf zahllose mikroskopische Untersuchungen, den Nachweis führte, daß man auf die Veränderung der Zelle zurückzugreifen habe. Krankhafte Wucherungen der

verschiedenen Zellen führen zu den verschiedenen Geschwülsten, krankhafte Ernährung der Zellen zu Entzündungen und so weiter. Rudolf Virchow — 1821 zu Schivelbein in Pommern geboren — studirte in Berlin, wurde 1849 ordentlicher Professor in Würzburg und 1856 an die Berliner Hochschule berufen, deren medizinische Fakultät ihm einen großen Teil ihres Rufes verdankt. Im Jahr 1874 wurde er zum Geheimen Medizinalrat ernannt. Was Virchow im übrigen auf den verschiedensten Gebieten der Medizin: der pathologischen Anatomie, Anthropologie, Gesundheitspflege und so weiter, geleistet hat, dürfen wir als bekannt voraussetzen.

Mackenzies Heilversuche blieben leider erfolglos. Auf Wunsch des englischen Arztes wurden, wie ein jeder weiß, neuerdings zwei deutsche Fachmänner nach San Remo zu einem Konsilium berufen: Professor Schrötter und Dr. Krause, denen sich noch im Auftrag des deutschen Kaisers der Frankfurter Arzt Dr. Moriz Schmidt beigesellte. Die genannten drei Konsiliarärzte mußten die ursprüngliche ungünstige Annahme der Berliner Aerzte bestätigen, konnten indes gemeinschaftlich mit Dr. Mackenzie einen Plan aufstellen, um die weitere Behandlung des hohen Kranken in die rechte Bahn zu lenken.

Professor Leopold Schrötter, 1837 in Graz geboren, eine Autorität ersten Ranges auf laryngoskopischem Gebiete, ein Schüler Schuhs und Skodas, ist seit 1875 Professor an der Wiener Hochschule, seit 1881 Primararzt am Allgemeinen Krankenhause in Wien. Er gilt für einen sehr erfahrenen, fleißigen und energischen Arzt. Durch zahlreiche Fachschriften hat er sich einen angesehenen Namen und seine Spezialität bekannt gemacht. Gegenwärtig erscheint von ihm ein Lehrbuch über Kehlkopfkrankheiten. — Der wohl auf Vorschlag der Berliner Aerzte hinzugezogene Dr. Moriz Schmidt, welcher im neunundvierzigsten Lebensjahre steht, hat sich, nach längeren wissenschaftlichen Reisen in England, Frankreich und Holland, 1882 in Frankfurt a. M. als Spezialarzt für Hals- und Lungenleiden niedergelassen und genießt dort einen hohen Ruf als geschickter Operateur. Ein großes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er zuerst die Heilbarkeit der Kehlkopfschwindsucht betonte und besonders in der letzten Zeit für eine vernunftgemäße Behandlung mancher Form von Kehlkopfschwindsucht durch den Luftröhrenschnitt eintrat, da seiner Ansicht nach durch Ruhigstellung des Kehlkopfs ein Zustand geschaffen wird, der jeden Heilungsprozeß günstig sein muß.

Dr. Hermann Krause, der jüngste der Konsiliarärzte, hat sich vor etwa drei Jahren als Privatdozent an der Berliner Universität habilitirt und eine auch von Aerzten und Studierenden vielbesuchte private Poliklinik für Kehlkopf- und Nasenkrankheiten eröffnet. Er ist in Schneidemühl im Jahr 1848 geboren, hat in Berlin und Breslau studirt und sich Ende der siebenziger Jahre in Wien, besonders unter Schrötters Leitung, spezialistisch ausgebildet. Eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten auf dem engeren Gebiet der Nasen- und Kehlkopfleiden zeugt von seinem ernsten Streben. Der ärztlichen Welt ist er bekannt geworden durch seine mikroskopischen Untersuchungen über



Dr. A. Wegner (Berlin), Generalarzt des Gardecorps und Leibarzt des deutschen Kronprinzen.



Professor Dr. Karl Gerhardt (Berlin).



Professor Dr. Leopold v. Schrötter (Wien).



Professor Dr. Ernst v. Bergmann (Berlin), Geheimer Medizinalrat.



Professor Dr. Rudolf Virchow (Berlin), Geheimer Medizinalrat.



Dr. Hermann Krause (Berlin).



Professor Dr. Adalbert Tobold (Berlin).



Dr. Moriz Schmidt (Frankfurt a. M.).

die Ozäna, sowie durch seine Arbeiten: „Kehlkopfzentrum in der Großhirnrinde" und „Reflexkontrakturen der Kehlkopfmuskeln". Auch nach der praktischen Seite hat er manche beachtenswerte Leistung zu verzeichnen. So ist durch ihn in den letzten Jahren eine vollständige Reform der Behandlung der Kehlkopfschwindsucht mittelst Anwendung von Milchsäure herbeigeführt worden. Seinen praktischen Blick beweisen auch verschiedene höchst zweckmäßige Instrumente, die er für die Behandlung von Kehlkopfkranken angegeben hat. Dr. Krause besitzt ein sehr gewinnendes, sympathisches Wesen, und der hohe Kranke faßte schnell Vertrauen zu ihm. So ist er denn auf Wunsch des Kronprinzen in San Remo geblieben, wo ihm noch zwei andere tüchtige deutsche Aerzte in der Behandlung des erlauchten Patienten zur Seite stehen: Oberstabsarzt Dr. Schrader, der Vertreter des Generalarztes Dr. Wegner, ein außerordentlich geschickter und praktisch bewährter Wundarzt, sowie Dr. Bramann, der erste Assistent des Professors von Bergmann, ein Mann von ca. 33 Jahren, der sich eines vortrefflichen Rufes als Operateur erfreut und namentlich auf dem Gebiete der Luftröhrenschnitte eine große Erfahrung und Gewandtheit besitzt.

Hindblickend auf diese hervorragenden Kräfte, die zurzeit um den Kranken in San Remo versammelt sind, darf das deutsche Volk mit zuversichtlichem Vertrauen das Los des Kronprinzen und sein eigenes dem Walten eines gütigen Geschickes überantworten und der Zukunft, was sie auch Schweres bringen mag, mit Ruhe und Fassung entgegensehen. **Gustav Hahns.**



Der Deklamator. Gemälde von F. Beda.

Digitized by Google

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung)

Als die Beiden in den Champs Elysées angelangt waren, entfernte sie ihr Pferd einige Schritte von dem seinen und musterte Günther kritischen Blickes, wie sie es an dem ersten Abend, als sie ihn wiedergesehen, gethan hatte.

„Du siehst gut aus," sagte sie. „Ich hätte Dich auch nicht lieb haben können, wenn Du eine lächerliche Figur zu Pferde gewesen wärest." Sie näherte sich ihm wieder und lächelte still vor sich hin. „Weißt Du, woran ich denke?"

„Nun?"

„Wenn ich Neubauer geheiratet hätte! Es wäre mir doch unmöglich gewesen, mit ihm auszureiten! Dazu hatte ich nur Dich haben wollen. Und ich hätte ihn gezwungen, Dich zu bitten, mich zu begleiten. Und er hätte es gethan, verlaß Dich darauf; er hätte es gethan. O, er ist so gutmüthig!"

In dem Augenblick wurde sie von Deficux, der über die Straße ging, begrüßt. Die Marquise dankte freundlich und unbefangen. Günther wurde rot. Irene sah es.

„Du ärgerst Dich wohl, daß Deficux uns angetroffen hat?"

„Nein."

„Doch, Du ärgerst Dich ein bißchen; Du schämst Dich sogar."

„Aber, Irene . . ."

„Sieh einmal, mich freut es, daß Deficux uns gesehen hat. Er war soeben bei mir, und ich habe ihm sagen lassen, ich wäre auf dem Lande. Nun weiß er doch, daß ich ihn augenblicklich nicht empfangen will, und er wird nicht mehr den Versuch machen, uns zu stören. Aber Du grübelst darüber nach, was Deficux wohl von uns denken mag. Laß ihn doch denken, was er will! Was geht es uns an?"

Sie ritten jetzt am Triumphbogen vorüber, ließen das Monument zur Rechten und bogen in die breite, lange Straße ein, die damals noch den Namen Avenue de l'Impératrice führte. Irene wurde nun in kurzen Zwischenräumen von verschiedenen Herren und Damen begrüßt. Sie dankte allen mit kühler Freundlichkeit.

„Die meisten von diesen guten Leuten waren gestern und vorgestern und heute bei mir. — ‚Die Frau Marquise ist nicht zu Hause.' — Wie die Zungen jetzt arbeiten werden: ‚Wer mag der Herr sein, der mit ihr reitet?' — Aber laß sie nur sprechen! Sie ärgern sich über uns; die Frauen beneiden mich, und die Männer Dich, und wir kümmern uns nicht um sie."

Günther vernahm jetzt dicht hinter sich das Schnauben eines Pferdes, und wandte sich um. Ein Herr hatte die im Schritt Reitenden eingeholt. Das Pferd, ein schöner arabischer Hengst, etwas zu klein für den langbeinigen Reiter, hatte viel Aktion; es senkte den Kopf bei jedem Schritt und spielte mit der Kandare, auf der man seine Zähne knirschen hörte. Der Reiter setzte es neben dem englischen Pferde der Marquise in Schritt, hob den Hut senkrecht hoch in die Höhe, stülpte ihn energisch wieder auf und sagte mit knarrender Stimme:

„Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen, Frau Marquise!"

Es war der schöne Olivier. Die Marquise nickte ihm zu. Dann hielt sie ihr Tier eine halbe Länge zurück, so daß Raynaud nicht verfehlen konnte, Bildhagen zu sehen, und sagte:

„Die Herren kennen sich schon länger, wenn ich nicht irre."

„Ich habe die Ehre," murmelte Raynaud, wobei er den Hut wieder, aber weit weniger hoch hob als das erstemal. — „Ich habe mir erlaubt, mich zweimal bei Ihnen vorzustellen," fuhr er, zur Marquise gewandt, fort, „aber ich habe nicht das Glück gehabt, vorgelassen zu werden. Das erstemal sagte mir der Diener und bei meinem zweiten Versuch der Portier, Sie wären auf dem Lande."

„Das bin ich auch," sagte Irene ganz ruhig.

Raynaud sah höchst albern aus, als er dies hörte, und versuchte zu lächeln.

Derselbe kritische Blick, der vorhin auf Günther geruht hatte, streifte jetzt die Gestalt des schönen, mit tadelloser Eleganz gekleideten Olivier.

„Sie reiten da ein recht hübsches Tier," sagte Irene.

„Ja, einen guten Gaul."

„Gut? Nein, das meinte ich nicht; aber hübsch, sehr hübsch sogar."

Die drei waren jetzt am Ende der Avenue angelangt und bogen in den langen, zu jener Stunde noch verödeten Reitweg des Bois de Boulogne ein, der nach Longchamps führt. Die Marquise, ohne ein Wort zu sagen, setzte ihr Pferd in Galopp. Das von Günther geritteue Tier hielt sich Kopf an Kopf neben seinem Stallnachbar, dem Pferde der Marquise. Raynauds Hengst, bald eine halbe Länge vor, bald wieder eine halbe Länge hinter den beiden, machte wohl drei Sätze zu je zwei Sprüngen der sich ruhig und lang auslegenden englischen Pferde. Herr de Raynaud fing bereits an, etwas warm zu werden. Er sah verdrießlich aus, und sein Pferd gab ihm mehr zu schaffen, als er zeigen wollte. Irene beobachtete ihn ganz ruhig. Sie lächelte nicht einmal. — Sie war eine vorzügliche Reiterin und sie kannte das Pferd, das sie ritt, ganz genau. Durch leichte, unbemerkbare Bewegungen des Hakens und der Hand beschleunigte sie allmälich die Gangart, in der sie dahingaloppirte. Günther hatte nichts zu thun, um an ihrer Seite zu bleiben. Die beiden Stallgenossen liefen neben einander in denselben langen, ruhigen, regelmäßigen Sprunge. Der Sprung blieb lang und regelmäßig, aber wurde schneller. Die beiden Pferde, leicht und sicher gehalten, die Köpfe gesenkt, sausten dahin. — Plötzlich bemerkte Günther, daß der schöne Olivier verschwunden war. Er wandte sich um. Da erblickte er mehrere hundert Schritte hinter sich, mitten auf dem Wege, Herrn de Raynaud, der wütend auf sein schönes, sich bäumendes Pferd einhieb, als sei das arme Tier schuld daran, daß es dem englischen Vollblut an Geschwindigkeit nicht gewachsen war, und daß sein Herr nicht ordentlich reiten konnte.

„Wo ist er?" fragte Irene.

„Weit hinter uns," antwortete Günther.

„Er soll uns nicht wieder einholen," fuhr sie fort. „Er glaubte, mich verlegen machen zu können. Er wollte mir vorwerfen, ihn nicht empfangen zu haben. Der Narr! Nun ist er bestraft, wie er es verdient. Du bist viel zu gut und zu einfach, um zu verstehen, wie sehr sich der eitle Geck in diesem Augenblick ärgert. Das freut mich!"

Das Ende der langen Allee war jetzt erreicht und die Pferde wurden in Schritt gesetzt. Irenens Augen ruhten mit zärtlichem Ausdruck auf Günthers Gestalt.

„Wie gut Du reitest und wie gut Du aussiehst," sagte sie, „das gefällt mir an Dir . . . Alles gefällt mir an Dir . . . Auch daß Du so einfach und kindlich bist. — Ich bin es nicht. — Ich habe Dich lieb — ach so lieb! Ich möchte Dich ganz glücklich machen. — Vor Dir habe ich niemand lieb gehabt . . . Dich, mein Leben, liebe ich, liebe ich unbeschreiblich!"

Der Weg um den Rennplatz von Longchamps war nicht ganz verödet. Hier und da erblickte man Fußgänger und Wagen. Das kümmerte Irenen nicht. Sie streckte ihre Hand aus und ergriff die Günthers und hielt sie in starkem Drucke fest.

„Ich liebe Dich unbeschreiblich, Du, mein geliebtes Leben. Was soll ich thun, um es Dir zu zeigen? — Sprich!"

Er konnte sie nur dankend, stumm ansehen.

„O die lieben, treuen Augen!" sagte sie.

Die Wege im Bois de Boulogne füllten sich ganz langsam mit Wagen und Reitern. Die Stunde nahte, zu der das elegante Paris die Rundfahrt um „die Seen" zu machen liebte.

„Wir wollen über Auteuil nach Hause reiten," sagte Irene, „damit wir nicht so vielen langweiligen Menschen begegnen. Ich kenne Wege, wo ich Dich ungestört ansehen kann. Komm!"

Sie setzte ihr Pferd in Trab. Günther blieb an ihrer Seite. Nach einer Weile ritten sie durch ein kleines Gehölz, wo die Pferde wieder in Schritt verfielen. Rechts vom Wege, hinter Bäumen versteckt, schimmerten die weißen Wände einer Villa. Ein Kaninchen hüpfte gelassen über den Weg. Auf einer alten Linde saß eine Dohle, die neugierig auf das langsam vorbeireitende Paar herabblickte. Da machte Irene Halt, sah sich schnell nach allen Seiten um, drängte ihr Pferd dicht an das Günthers, umschlang den Reiter mit beiden Armen und drückte einen Kuß auf seinen Mund.

„So!" sagte sie, befriedigt aufatmend; „darnach habe ich mich seit einer Stunde gesehnt. Nun wollen wir wie ein paar vernünftige Menschen nach Hause reiten." Sie schwieg eine kleine Weile, dann lachte sie leise: „Schade, daß der schöne Olivier uns soeben nicht gesehen hat."

Ihr Weg hatte sie nun nach dem Rennplatz von Auteuil geführt. Irene wollte wieder schneller reiten.

„Nein," sagte Günther, „laß uns im Schritt bleiben. Es ist zu schön, so mit Dir zusammen zu sein."

„Bist Du glücklich?"

„Ganz glücklich."

Er sagte es ohne jeden Zwang und meinte es aufrichtig, aber seine Stimme klang traurig, und das innige Lächeln, mit dem er Irenens Blick erwiderte, war nicht das eines Glücklichen. Er brauchte in diesem Augenblick nicht an die Briefe an seinen Vater und an Florence zu denken. Die Aufgabe war vorläufig durch die vor wenigen Stunden abgesandten Telegramme erledigt. Aber er wollte ja auch mit Irenen sprechen. Die Gelegenheit war vielleicht günstig.

„Irene!"

„Ja, mein Herz."

„Werden wir oft allein zusammen sein?"

„Du meinst, ob wir oft zusammen ausreiten werden?"

Das hatte er gerade nicht sagen wollen, aber er antwortete:

„Ja!"

„Jeden Tag, wenn es Dir Freude macht."

„Ich wollte noch etwas anderes sagen."

„Nun, und was?"

Die Zunge war ihm wie gelähmt. Als er Florence zum erstenmale geküßt hatte, da war es für ihn selbstverständlich gewesen, daß Florence seine Frau werden würde. Er hatte davon gar nicht zu sprechen brauchen. Er war ganz sicher gewesen, daß Florence gerade so wie er über diesen Punkt dächte. Aber Irenen gegenüber suchte er vergeblich nach Worten, um zu erkennen zu geben, daß er in ihr seine Gefährtin für das Leben erblickte. Ihre Augen, die mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, nahmen einen Ausdruck verständnißvoller Klugheit an.

„Nun," wiederholte sie, „was wüßt Du mir noch sagen?"

Da wurde er rot und stammelte wie ein verlegenes Kind:

„Werde ich Dich nie verlieren? Wirst Du mich nicht verlassen? Sieh, Irene" — der Ton seiner Stimme hatte etwas Flehendes, Trauriges, unendlich Rührendes — „all mein Glück ist bei Dir. Du weißt nicht, nein, Du kannst nicht ahnen, wie ich Dich liebe, über alles liebe!"

Irene hörte dies gerne, aber sie blieb ganz ruhig.

„Für diese Worte will ich Dir nachher danken, wenn wir zu Hause sind," sagte sie.

„Aber antworte mir doch."

„Was soll ich Dir antworten?"

„Daß Du mich nicht verlassen wirst."

„Nein, ich verlasse Dich nicht," sagte sie, leichtfertig beschwichtigend, und er fühlte, daß diese Antwort so gut wie keine Antwort war. Er seufzte leise.

„Bist Du nicht zufrieden?" fragte sie. „Du sagtest doch soeben, Du seist glücklich!"

„Ja, ich bin glücklich," antwortete er zerstreut.

Sie sah ihn von der Seite an, und ihre schmalen Lippen kräuselten sich in einem leichten, zurückgehaltenen Lächeln. Er bemerkte es nicht.

Sie näherten sich nun dem äußersten Ende einer der großen Avenuen, die strahlenförmig vom Arc de Triomphe ausgehen. Die Straße belebte sich.

„Wir wollen jetzt nur schneller reiten," sagte Günther.

„Warum?"

„Alle Leute sehen uns an."

„Nun, dann werden sie ihre Freude haben. Oder stört es Dich? Ist es Dir unangenehm, in meiner Gesellschaft gesehen zu werden?"

„Wie kannst Du das denken!"

Sie blickte ihn an und schüttelte den Kopf.

„Ich habe mir manchmal eingebildet," sagte sie, „daß ich die Gabe besitze, die Menschen leicht zu erkennen und gut zu beurteilen. Du bist ein schlichter, aufrichtiger Mann; man sollte meinen, daß man wie in einem offenen Buch in Dir lesen könnte — und doch verstehe ich Dich nicht. — Das Buch ist in einer mir fremden Sprache geschrieben. — Wie mag es nur in Deinem Herzen aussehen?"

„Wenn Du das wüßtest, Irene, dann würdest Du erkennen, daß ich Dich liebe, unbeschreiblich liebe, mit Glück und, ach! mit Schmerzen."

„Mit Schmerzen?"

„Ja, mit Schmerzen!"

„Weshalb?"

Nein, er konnte Irenen nicht erzählen, daß sie ihn wortbrüchig an Florence gemacht hatte und daß der Gedanke daran ihn peinige, ihm seine Ruhe nahm. Eine Art ehrerbietiger Scheu vor dem reinen Mädchen, das er verraten hatte, schloß ihm den Mund. Er fühlte, daß Irene das Bekenntnis seiner Schuld leicht genommen haben würde. Sie sah ernst und tief aus, aber sie nahm alles leicht, auch seine Liebe zu ihr und ihre Liebe zu ihm. Und dieser Gedanke gab ihm eine Antwort ein auf ihre Frage: „Weshalb liebst Du mich mit Schmerzen?"

„Weil mich die Furcht quält, ich könnte das Glück, das ich jetzt besitze, jemals verlieren."

„Wie lange kenne ich Dich schon?" sagte sie. „Viele Jahre! — Hast Du mich wankelmütig gefunden? Du hast mir vom ersten Augenblick, da ich Dich sah, gefallen, und ich habe Dich mit jedem Tage lieber gewonnen. Du weißt es ja. Sei nicht traurig; das Leben ist so schön. Sieh mich freundlich an . . . O die lieben, treuen Augen!"

Günther erkannte, daß Irene ihn nicht verstand, daß sie ihm ein Rätsel war . . . und daß er nicht von ihr lassen konnte. Florence war wieder vergessen.

Es war noch früh am Tage, als die beiden nach dem Hotel Brö zurückkehrten. Günther machte Miene, sich zu entfernen, nachdem er Irenen vom Pferde geholfen hatte.

„Wann darf ich heute abend zurückkehren?" fragte er.

„Das wollen wir oben besprechen," antwortete sie leise. — „Bringen Sie Thee in den kleinen Salon," setzte sie, zum Diener gewandt, hinzu.

Günther folgte ihr. Als sie mit ihm in ihr kleines Boudoir getreten war, umarmte sie ihn flüchtig und sagte: „Nun gedulde Dich zehn Minuten," und ließ ihn allein.

Günther versank in tiefes Nachdenken. Die letzten vier Tage hatten sein Leben umgestaltet; er hatte mit seiner Vergangenheit gebrochen und — er gestand es sich und klagte sich dessen an — mit seiner Ehre. Er war wortbrüchig geworden. Er wußte wohl, daß es die Welt mit einem heiligen Worte, das eines einfachen, vertrauenden Mädchens Herz berührt hat, nicht so genau nimmt wie mit einem leichtfertigen Versprechen am Spieltisch, durch das man sich, möglicherweise einem Ehrenmann gegenüber, verpflichtet hat, eine verlorene Summe Geldes innerhalb vierundzwanzig Stunden zurückzubezahlen; er war sich klar darüber, daß seine Stellung in der Gesellschaft durch den von ihm an Florence verübten Verrat schwerlich erschüttert werden würde; aber er wußte auch, daß er vom geraden Wege abgewichen war, daß er nach dem strengen Maße, nach dem er sich selbst maß, aufgehört hatte, ein Ehrenmann zu sein. — Noch war es nicht zu spät, noch konnte er umkehren und die gerade Straße wieder erreichen. Florence wußte nicht, was in Paris vorgefallen war, brauchte es nie zu erfahren. Er hatte nur die Thür zu öffnen, die Treppe hinunterzugehen, und er war frei. Er war gestrauchelt, gefallen, aber hatte sich wieder aufgerafft! Er ergriff seinen Hut, er näherte sich der Thür. Ein schneller, männlicher Entschluß und er war gerettet! — Er hatte nicht den Mut dazu. Er ließ sich wieder nieder, blickte eine Weile still vor sich hin und dann, die Arme an die Brust gelegt, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, und wie in heftigem Schmerz laut aufatmend, beugte er den Oberkörper in kurzer, langsam schwingender Bewegung vor- und rückwärts.

„Mein Gott, was fehlt Dir?"

Er ließ die Hände fallen. Irene stand vor ihm in demselben weißen Gewande, in dem sie am ersten Abend nach seiner Wiederkehr vor ihm erschienen war. Sie blickte ihn verwundert an.

„Was fehlt Dir?"

Er schämte sich, auch nur einen Augenblick eine gute Regung gehabt zu haben.

„Ich habe Kopfschmerzen," sagte er.

„Mein armer Günther!" Sie setzte sich neben ihn und nahm seinen Kopf und zog ihn an ihre Brust. „Hier ruhe Dich aus, Du bist ganz blaß geworden." Er schloß die Augen und sie streichelte mit einer Art mütterlicher Zärtlichkeit die Wangen und das helle deutsche Haar, dessen lichter Schimmer sie erfreute. Er fühlte sich elend, schwach und doch auch wieder glücklich.

„Weißt Du, was ich möchte?" fragte er leise, die Augen noch immer geschlossen.

„Nun, was möchtest Du? Kann ich es Dir verschaffen?"

„Ich möchte," fuhr er fort, „so, wie ich hier ruhe, einschlafen . . . und nicht wieder aufwachen."

Sie lächelte.

„O, über die deutsche Sentimentalität!"

Der Herbsttag nahte seinem Ende. Es wurde dunkler in dem kleinen, stillen Zimmer. Die beiden sprachen nicht mehr. Es schien beinahe, als wäre sein Wunsch wenigstens zur Hälfte in Erfüllung gegangen und er in Irenens Armen eingeschlafen. Da schlug die Stutzuhr auf dem Kamin die volle Stunde: Sechs! Günther hob den Kopf.

„Ich muß jetzt gehen," sagte er.

„Warum? Bleib und iß mit uns."

„Ich habe Dessieux versprochen, um sechs Uhr bei Bolsin zu sein."

„Das schadet nichts. Ich lasse Dich nicht fort."

„Dann will ich ihm ein Wort schreiben und mich entschuldigen."

„Wozu? Was macht es aus, wenn er Dir Dein Fortbleiben übel nimmt? Du bist zu rücksichtsvoll. Du sollst auf niemand Rücksicht nehmen als auf mich. Komm! Meine Mutter ist pünktlich; wir wollen sie nicht warten lassen."

Günther hätte sich gern bei Dessieux entschuldigt, aber Irene wünschte, daß er es nicht thäte, und er gehorchte ihr. — Unten an der Treppe, die die beiden langsam hinabgestiegen waren, trafen sie mit Fräulein van Naarden zusammen. Irene stellte Günther und Blanche einander vor. Das schöne Mädchen musterte den Fremden mit dreister Aufmerksamkeit, aber würdigte ihn keines Wortes. Wildhagen war nicht in der Stimmung, gesellschaftliche Unhöflichkeiten zu empfinden, und es fiel ihm nicht auf, daß Blanche seinen gewohnheitsmäßig höflichen Gruß kaum erwidert hatte. Aber Irene zuckte die Achseln und lächelte, und Blanche, die dies sah, warf ihr einen feindlichen Blick zu, der aber an dem Gleichmut der Marquise ohne bemerkbaren Eindruck abprallte. Dann traten die drei in das Speisezimmer, wo der Prinz Andreas bereits wartete. Dieser begrüßte Günther, den er seit mehr als drei Jahren nicht gesehen hatte, artig, ja sogar mit einer gewissen Herzlichkeit, doch so, als ob er mit dem alten Gaste des Hotel Brö am vorhergehenden Abend noch zusammengetroffen wäre.

„Es geht Ihnen gut, mein lieber Baron? Nun, das freut mich. Sie sehen vorzüglich aus."

Gleich darauf erschien auch Irenens Mutter. Günther näherte sich ihr, verbeugte sich ehrerbietig und murmelte einige unverständliche Worte der Begrüßung. Die Prinzessin blieb kerzengerade vor ihm stehen, den Kopf etwas zurückgebeugt, genau in der Haltung, die auch Irene Fremden gegenüber zu beobachten pflegte, und nahm mit halbgeschlossenen Augenlidern, ohne eine Miene zu verziehen, Günthers Gruß entgegen; dann reichte sie ihm die Hand zum Kusse und sagte in demselben kalten Tone wie bei seiner ersten Vorstellung: „Seien Sie willkommen, Herr Baron . . ." Sie schien seinen Namen zu suchen, aber da sie ihn nicht fand, brach sie mit dem „Herrn Baron" ab und ließ sich majestätisch an der Spitze der Tafel nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kamerunberg
nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Kolonialpolitische Skizze

von

Afrikareisenden Dr. Schwarz.

Mit Bildern nach photographischen Originalaufnahmen.

Nicht nur Menschen und Völker, auch Berge haben ihre Geschichte. Seitdem Sterbliche auf Erden wandeln, haben sie auch aufgeblickt zu den steinernen Riesengebilden über ihnen, die ihnen in ihrer Festigkeit und Größe mitten in dem engen und flüchtigen Leben Sinnbilder der Ewigkeit und Unendlichkeit sein mußten. Da droben erschien früh am Morgen das Licht zuerst, um am Abend zuletzt zu erlöschen. Damit wurden den Menschenkindern drunten im Thale die hohen Gipfel auch zu Symbolen des Lichts, das alles nährt, das der Quell des Lebens selbst ist, des Lichtes, das von allen Naturobjekten, die der ahnende Menschengeist jemals zum Gegenstand der Anbetung machte, wohl zuerst in Betracht gekommen sein dürfte. Auf diese Weise wurden die Berge zu Heiligtümern, zu Altären und Sitzen der Gottheit und schließlich wohl auch zur Gottheit selbst.

Solche heilige Berge treffen wir in uralter Zeit schon in Asien, dem Vaterhause der Menschheit. Man denke nur an den Ararat, auf dem die Klosterbrüder von Etschmiadzin noch jetzt die Reste der Arche Noahs verehren. Und in Europa ist ja der Olymp, der Sitz der Götter, und der Parnaß mit seinen Musen bekannt genug.

Merkwürdig aber erscheint es, daß wir derartige heilige Berge selbst in Afrika unter den Negern finden, gewiß ein Beweis für die außerordentliche Aehnlichkeit des Denkens und Empfindens in allen Menschenrassen, ob sie nun in einer weißen, braunen oder schwarzen Haut stecken. Ich weise hin auf den gewaltigen Kilimandscharo in Ostafrika, auf welchem, nach dem Glauben der anwohnenden Dschaggas, göttliche Wesen mitten unter ungeheuren Schätzen wohnen, welch letztere aber keinem Sterblichen verpfändet sind. Denn als einst ein Schwatzer etwas von dem blanken Silber droben mit zu Thal gebracht hatte, sah er es unter seinen Händen zerschmelzen. Das einfache Naturkind wußte ja nicht, daß es Schnee gewesen war.

Ein fast noch schlagenderes Beispiel liefert jenes andere Hochgebirge an der gerade entgegengesetzten Küste des dunklen Weltteils, der sogenannte Kamerunpik. Wohl beginnt derselbe erst neuerdings in den Bereich einer umfassenderen Kenntnis zu treten, aber nichtsdestoweniger ist seine Gestalt eine uralte. Die dunkelhäutigen Menschen, die ohne Zweifel schon seit Jahrtausenden auf seinen üppigen Flanken wohnen, sahen von jeher zu seinem stolzen Haupte mit heiliger Scheu empor. Noch jetzt heißt er — viel poetischer als in der Sprache der Europäer — „der Berg der Gottheit", in dem Dualla-Idiom jener Gegenden Mongo ma Loba. Es ist hierbei aber zu beachten, daß das Wort Loba erst in neuerer Zeit die Bedeutung „Gott" erlangte, nachdem der ursprüngliche Naturdienst dieser Völker sich allmählich verwischt hatte. Vom Haus aus bezeichnet „Loba" die Sonne, wie dies noch jetzt bei den von mir besuchten Bakundus, etwa acht Tagereisen von der Küste im Innern, der Fall ist. Somit war denn auch unser Kamerunberg in grauer Vorzeit ein heiliger Sonnenberg, ein Hochaltar des ewigen Lichts, zu dem die schlichten Söhne der Natur voll frommer Scheu aufblickten, wenn seine stolzen Zinnen am Morgen sich rötelten, während in der Tiefe bei ihnen noch die Nacht herrschte, oder wenn dieselben ebenso am Abend noch lange wie glühendes Eisen nachleuchteten, während die Thäler schon wieder die dunkle tropische Nacht umfing.

Wir haben so einzig und allein an der Hand des eingeborenen Namens unseres Berges einen unendlich weiten Blick zurück in seine Vergangenheit gethan, und doch ist diese letztere damit noch durchaus nicht erschöpft. Es ist uns bei dieser hochinteressanten Erdebene möglich, noch viel, viel weiter rückwärts zu schauen, in eine Zeit, wo selbst die ältesten dunkelfarbigen Anwohner dort noch nicht waren, wo der Berg sogar seine altersgrauen Baumriesen noch nicht trug, ja der ganze afrikanische Kontinent, der sein Fußgestell bildet, noch nicht seine gegenwärtige Form zeigte.

Allerdings vermögen wir für diese vorgeschichtliche Urzeit keine geschichtlichen Denkmäler mehr beizubringen, aber doch besitzen wir für sie Zeugen, die dauernder sind, als die Urkunden und Gedenktafeln von Menschenhand; das sind die unermeßlichen Massen von vulkanischen Gesteinen, die das Knochengerippe des Berges bilden von seinem wolkenumflorten Scheitel bis zu seinem meerbespülten Fuße. Diese stummen Massen entrollen großartige Bilder vor unseren Augen. Wir sehen da, wo jetzt die weiten Gefilde von Kamerun sich ausdehnen, das Urmeer, eine unermeßliche, brodelnde und wildgärende Masse. Aus seinem geheimnisvollen Mutterschoß steigt plötzlich unter furchtbarem Aufruhr der Gewässer eine mächtige Feuergarbe zum Himmel empor. Die Lüfte hallen wider von dröhnendem Donner, die Sonne verfinstert sich, Steine und Asche stürzen in Mengen umher. Eine solche Explosion der unterirdischen Gewalten war einst die Geburtsstunde unseres Götterberges. Er stellte zuerst nur so recht

ein unscheinbares Kindlein dar, einen kleinen, schwarzen, rauchenden Hügel, der sich kaum über die Fluten ringsum erhob. Aber er wuchs mit der Zeit, wenn auch diese Zeit Jahrtausende und mehr umfaßte. Welch kurzlebiger Mensch vermöchte hier die Jahresringe zu zählen! Immer von neuem machten sich die plutonischen Kräfte in der Tiefe bemerklich, sie häuften mit ihren Ausbrüchen Lage auf Lage über dem jungen Kegel. Ungeheure Lavaströme — ich überschritt einen solchen, der ungefähr eine Stunde in der Breite maß — ergossen sich an den Flanken herab, diese immer breiter und breiter machend. So bildeten sich die massigen Schultern, die weit gedehnten Hüften und endlich selbst ein umfangreiches Fußgestell, das mit dem unterdes auch ostwärts aufgetauchten Festland Verbindung bekam. Der Kamerunberg war aus einem einsamen Inselchen mitten in den Fluten ein wohlansässiger Herr auf seinem Grund und Boden, eine mächtige Landmarke geworden. Aber so zum Mann erstarkt, ging's ihm wie dem Menschen auch. Die ungezügelte Leidenschaftlichkeit der Jugend legte sich mehr und mehr, er ward ruhiger und besonnener; nur von Zeit zu Zeit noch brach einmal die alte Glut wieder durch. Sonst aber kühlte er stetig ab, seine dunkle Haut ward durch das Alter runzelig, die Lava verwitterte und ließ allmählich all die wunderbaren Schmarotzer auf ihrer Oberfläche gedeihen, die wir Tropenflora nennen. Und der Schnee, der wie gebleichtes Haar schließlich da und dort einmal auf dem Scheitel des Greises sich zeigte, er speist zerfließend mit Hunderten von Rinnsalen alle jene Gewächse, sowie die Tiere und Menschen, die am Ende gleichfalls sich auf den Kadaver des müden Riesen wagten.



Mangrovegebüsche

Ja, er ist längst eingeschlafen, der alte, einst so ungestüme Knabe; weder aus der Neuzeit noch aus dem Mittelalter können glaubwürdige Zeugen für längere Ausbrüche seines Grimms beigebracht werden, obwohl davon wiederholt Seefahrer, die hier vorüberseegelten, und abergläubische Eingeborene fabelten. Aber gestorben, ganz versteinert ist der alte Titane deshalb noch nicht. Noch 1862 fand der Engländer Burton bei einem Besuche eine rauchende Solfatara, und ich selbst erlebte während der zwei Wochen, die ich in dem Gebirgsdorfe Mapanja zubrachte, ein Erdbeben, so stark, daß mein ganzes Bett zitterte. Desgleichen überbrachte mir im Sommer vorigen Jahres der Schwede Knutson, der dortselbst wohnt, Asche von gemischt frischem Aussehen, die er bei einem Streifzug ins Gebirge aufgefunden hatte. Nach der Erfahrung, die man mit anderen Vulkanen gemacht hat, welche ebenfalls lange ruhten, um doch eines Tages wieder loszubrechen, wie zum Beispiel den Ararat, ist es also nicht undenkbar, daß auch dieser alte afrikanische Recke einmal wieder seinen Spuk treibt, was uns aber natürlich ebensowenig abhalten kann, seine wunderbaren Gelände in Kulturarbeit zu nehmen, wie die jeweiligen Ausbrüche des Vesuvs oder des Aetna die zahlreichen Menschen zurückzuschrecken vermögen, die auf jenen paradiesischen Hängen leben und gedeihen.

Wir haben bereits einen kleinen Blick in die Annalen unseres afrikanischen Montblanc gethan und doch erst einen kleinen Teil seiner interessanten Vergangenheit an den Tag gezogen. Dieselbe blieb aber merkwürdig, selbst als der alte Recke nur noch selten und in schwachem Grade seine Feuerwerke aufführte. Hat er doch seinen Platz dicht am länderverbindenden Meere und mußte mit seiner imposanten Gestalt — er ist etwa dreißigmal so hoch als die Türme des Kölner Doms — dem Seefahrer gewaltig ins Auge leuchten. Schade nur, daß in der Zeit des klassischen Altertums, wo die Nationen sich mit ihren Ruderschiffen, des Kompasses entbehrend, fast nur auf dem engen Mittelmeer wie in einem gehegten Halbkreis herumtrieben, der stolze atlantische Ozean nahezu einsam liegen blieb. Aber ein Mann, dessen Name im Grunde den Reigen der Afrikaforscher eröffnet, die in unseren Tagen schon eine Legion bilden, wagte sich doch bereits fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung da hinaus. Es war Hanno, der Karthager, also ein Nachkomme der Phönizier, der kühnsten Seefahrer des Altertums. Er passirte mit seinen sechzig Schiffen die Straße von Gibraltar und fuhr darauf an der Westküste Afrikas hinab, bis er sich schließlich, wahrscheinlich nahe am Aequator, durch Mangel an Lebensmitteln — Konserven hatte man ja damals noch nicht — und andere Widerwärtigkeiten zur Umkehr gezwungen sah. Dieser kühne Mann war,



Der „kleine" und der „große" Kamerunpik.

Digitized by Google

beiläufig bemerkt, auch der Vorläufer unserer heutigen Kolonialpolitik, denn er führte nach dem Bericht dreißigtausend Reformirte mit sich, um sie in den zu gründenden Handelsfaktoreien anzusiedeln, eine Thatsache, die schließlich auch als Zeugnis für die Richtigkeit unserer diesbezüglichen Bestrebungen verwendet werden könnte. Für die vorliegende Betrachtung aber ist jene Reise insofern bedeutsam, als der Pinzer während derselben auch ein sehr hohes Gebirge in Sicht bekam, auf dessen Scheitel gewaltige Flammen bemerkbar wurden. Da kann man aber bei dem völligen Mangel anderer ähnlichen Erhebungen in jener Gegend des atlantischen Ozeans nur unser Kamerunberg gewesen sein. Auffallend ist es dabei auch, daß das betreffende Gebirge „Götterwagen" (*Theon ochema*) genannt wird, eine Bezeichnung, die leicht den einheimischen Namen „Götterberg" nachgebildet sein konnte, den man von Eingeborenen gehört haben mochte. Desgleichen läßt der Umstand, daß der alte Karthager schon die „Rußbrände" an der Küste von Oberguinea erblickte, die man noch heute bei jeder Seefahrt dort durch die Tropennacht leuchten sieht, die Wahrheit seiner Mitteilung nur um so unantastbarer erscheinen. Mit Recht wird man dann aber erstaunen, daß der Berg, dessen Name bis vor wenig Jahren in Europa kaum gekannt war, eine so weit zurückreichende Geschichte hat.

Freilich die hoben besprochene große Seereise ist nur ein einziges Fünkchen in der dichten Finsternis, die den afrikanischen Kontinent in früherer Zeit umhüllte. Für lange Jahrhunderte bleibt dann unser alter Götterberg wieder unbeachtet liegen. Trotzte sich doch eben das ganze klassische Altertum nur um das Mittelmeer herum, und ausschließlich die Teile Afrikas, die von dessen Fluten getroffen werden, fanden darum in jener Zeit Beachtung. Später brach der wilde Sturm der Völkerwanderung los, der die germanischen Stämme und damit das mittlere Europa in den Vordergrund der weltgeschichtlichen Bewegung schob. An überreiche Bestrebungen war in diesen Epochen, wo es galt, so viele neue Gebilde auszubauen, natürlich gar nicht zu denken, und auch das spätere Mittelalter beschäftigte sich da, wo es Zeit gewann, über die eigenen geographischen Grenzen hinauszublicken, wie in den Kreuzzügen, immer wieder nur mit den bekannten Schauplätzen alter Entwicklung, dem Oriente. Erst das Zeitalter, in welchem der ritterlich-feudale Geist dem Geiste eines selbständigen, thatkräftigen Bürgertums Platz machen mußte und die großen Entdeckungen der Magnetnadel, des Pulvers und des Buchdrucks, dieser Dreizahl ohne gleichen in der Geschichte, Raum für eine ganz neue Entwicklung schufen, ward es der Menschheit im alten Europa zu enge. In jener Zeit wurde Amerika und, wenn man so sagen darf, auch Afrika, das tropische Afrika, entdeckt. Schritten dort die Spanier an der Spitze, so waren es hier die Portugiesen. Noch heute findet man in der Nähe des Kamerunpiks Erinnerungen an diese, namentlich in portugiesischen Benennungen, wie Rio del Rey und dergleichen. Auch wird uns berichtet, daß schon vor zweihundert und mehr Jahren die Schwarzen am Fuß des Gebirges geläufig portugiesisch sprachen. Das ganze Erhebungsgebiet an jenem Gestade hieß damals „Hochland der Amboß" (Terra alta de Amboxil, nach dem in jener Zeit dortselbst wohnenden Stamm der „Ambojes". Von daher rührt noch der heutige Name der „Ambasbai", an der der Pik sich erhebt. Als es nach kurzer Blüte mit den Portugiesen abwärts ging, traten an deren Stelle auch in diesen überseeischen Besitzungen die Holländer, welche in der gesamten Bucht einen lebhaften Handel trieben, indem sie Sklaven, Elfenbein, blaue Korallen und Palmöl gegen Eisen und Kupfer, kupferne Gefäße, Stahlfeilen und bunten Glasschmuck von den Eingeborenen eintauschten.



Bestände und der von der deutschen Marine gekaufte Segel.

Obwohl diese Europäer also den himmelragenden Götterberg stetig vor Augen hatten, scheinen sie ihn doch kaum sonderlich beachtet zu haben. In der damaligen Zeit besaß man eben für die Natur an sich, sofern sie keinen greifbaren Nutzen abwarf, noch durchaus keinen Sinn. Es war die Zeit, in der man auch von unseren herrlichen Alpen als den „greulichen und forchterlichen Bergen" sprechen konnte, jene Zeit, die man mit viel mehr Recht als die gegenwärtige eine „materielle" zu nennen berechtigt wäre. Bemerkenswerterweise hatten die biederen niederländischen Krämer nicht einmal ein Augenmaß für die richtige Schätzung der Höhe unseres Berges; denn einer ihrer Gewährsmänner behauptet, daß die kleinen Inseln in der gedachten Bucht, von denen die höchste, Mondole, nur rund 50 Meter Höhe hat, ebenso hoch seien als „die gegenüberstehenden Ambojes-Berge".

So umschwärmt von Europäern nach allerdem auch der alte Kamerunriese schon vor Jahrhunderten war, so erscheinen doch unter diesen Händlern unsere Landsleute, die Deutschen, noch gar nicht vertreten, obwohl dieselben, wie bekannt, gleichfalls bereits vor Jahrhunderten in Westafrika, und zwar nicht allzu weit von Kamerun, nämlich an der Goldküste und Sklavenküste, kaufmännische Geschäfte trieben und unter anderem selbst in dem heutigen Klein-Popo und in Whydah in Dahome Faktoreien besaßen, so daß beiläufig unsere neuere deutsche Kolonisation in Afrika nicht, wie ihre Gegner meinen, etwas ganz Neues und darum Unerprobtes ist, sondern an das Erbe einer alten Zeit, speziell des Jahrhunderts des „großen Kurfürsten", bezeichnet werden muß. — Erst in unseren Tagen erschienen auch Engländer und Deutsche am Fuße des Götterberges, doch errichteten beide ihre Hauptgeschäfte drüben am Kamerunflusse, der den händlerischen Schiffen gestattet, ähnlich wie die Elbe in ihrem Unterlaufe, einige Meilen ins Land selbst hineinzudringen, während in der Ambasbai ein größerer Fluß fehlt. Die Holländer aber, deren Stern in derselben Zeit zu erbleichen begonnen hatte, verschwanden von da ab wenigstens aus dieser Gegend Westafrikas, wie sie denn gegenwärtig an der ganzen westlichen Küste, von Marokko bis zum Kap, nur noch in Liberia und in der Kongoregion durch Handelsbeziehungen vertreten sind. Victoria insbesondere, der Hauptplatz am Fuße unseres Berges, wurde erst vor einigen Jahrzehnten gegründet, als der bekannte und verdiente Baptistenmissionar Saker, durch die Intoleranz der spanischen Regierung dazu getrieben, seine kleine Kolonie von der nahen Insel Fernando Po an dieses Gestade verlegte.

Auch die Erweiterung, die die englische Herrschaft in den Nigergebieten um jene Zeit erfuhr, trug wesentlich dazu bei, die Aufmerksamkeit auf den imposanten Götterberg zu lenken. Die ungesunde Beschaffenheit jener Flußniederungen ließ ja bald nach einem benachbarten Höhenorte ausschauen, wo man eine Gesundheitsstation errichten konnte. Und da bot sich denn unser prächtiges Gebirge ganz von selbst. Unbekannt, wie man mit den klimatischen Verhältnissen der dortigen Höhen, namentlich mit der daselbst herrschenden rauhen Kälte, war, konnte man sogar den Plan hegen, auf dem obersten Gipfel selbst das erstrebte Sanatorium anzulegen, eine Idee, die an Vermessenheit nur noch durch den vor einigen Jahren aufgetauchten Vorschlag Stanleys, auf den Kamerunpik eine Eisenbahn zu bauen, übertroffen wird.

Es war selbstverständlich, daß man nunmehr vor allem versuchte, den stolzen Gipfel zu ersteigen, und so setzen wir denn etwa um die Mitte unseres Jahrhunderts, also um die Zeit schon, wo im Grunde auch erst der Kampf um die Hauptspitzen unserer Alpen entbrannte, auch diesen entlegenen Bergriesen zum Gegenstand von kühnen Kletterversuchen werden, wenngleich nach Lage der Sache die Sportsmänner hier ungleich dünner gesät auftreten als dort. Interessant ist es ebenfalls, daß ungefähr um die nämliche Zeit auch die Angriffe



Kriegskanoe und schwimmende Faktorei.

Digitized by Google

auf den entsprechenden Hochgipfel an der ostafrikanischen Küste, den Kilimandscharo, begannen und daß hier wie dort Deutsche an der Spitze der Unternehmungen stehen oder doch stark dabei betheiligt erscheinen.

Der erste, der einen Angriff auf den jungfräulichen Hochgipfel unternahm, war der Engländer Mecrick im Jahre 1847. Es glückte ihm, den Urwald zu durchzerren und bis in die Nähe jener Erhebung zu gelangen; dort aber zwangen ihn Frost und Wettermangel, schließlich umzukehren. Nicht besser ging es 1860 dem bekannten Botaniker Mann, einem Deutschen, der in englischen Diensten stand. Er hatte wohl oft von dem nahen Fernando Po aus, dessen Kulminationspunkt zu erklettern ihm gelungen war, begierlich nach der hohen Zinne über dem schmalen Meeresarm drüben ausgelugt. Aber als er jetzt den Aufstieg versuchte, mußte er weichen. Er that dies jedoch nur, um schon im Dezember des nächsten Jahres mit Burton, dem berühmten Entdecker des ostafrikanischen Seengebiets, zurückzukehren. Und jetzt endlich mußte sich der stolze Berg ergeben, wenngleich er den kühnen Leuten zuvor noch Schwierigkeiten genug bereitete. Die gewaltigen Wälle erstarrter Lava, die immer und immer wieder hinter einander auftauchten, wollten ja gar kein Ende nehmen. Bemerkenswert ist es noch, daß der ausdrücklich zur Begründung eines englischen Sanatoriums aufgezogene Expedition in einer Höhe von fast 3000 Meter nahezu sechs Wochen verblieb.

Erst fünfzehn Jahre später (1877) hören wir von einem neuen Versuch. Es war der bekannte Missionar Gruber, der ihn wagte. Ob er aber, wie er behauptet, wirklich bis zur höchsten Spitze gelangte, ist nicht gewiß zu sagen. Um so sicherer ist die Ersteigung des trefflichen, jüngst im Dienste des Vaterlandes da draußen verstorbenen Robert Flegel, die in das Jahr 1879 fällt. Im vorigen Jahre erreichte dann der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ Höller zusammen mit dem Polen Rogozinski traurigen Angedenkens den Gipfel, worüber der erstere eine genaue Beschreibung gegeben. Interessant dürfte es sein, daß die Expedition Jäger- und Handelspfade noch bis gegen 3600 Meter hinauf verfolgen konnte, wie denn auch namentlich die Bewohner von Buea noch in großen Höhen Unterkunftshütten haben, aus denen die Feuer dieser passionirten Nimrode zur Nachtzeit wie blinkende Sternlein in die nicht über 1000 Meter hinauf reichenden Gebirgswälder niederschimmern. Von dem eben genannten Dorfe aus führt übrigens auch, so viel ich an Ort und Stelle zu erkunden vermochte, ein Pfad zumeist der höchsten Spitze durch ein Joch über den Hauptgrat hinweg nach der Westseite des Gebirges, wo die Bumbekos wohnen. Gern hätte ich diesen hochgelegenen Paß überschritten, wenn meine Zeit es erlaubt hätte; denn es ist anzunehmen, daß er viel Interessantes bietet, zumal er jenseits in noch ganz unbekanntes Gebiet hineinführt. Kundige Begleiter dürfte man für die Wanderung unter den freundlichen Einwohnern von Buea genug finden.

Im ersten Frühjahr vorigen Jahres machten auch zwei Herren von dem Gouvernement in Kamerun, der Kanzler von Puttkamer und der Sekretär Dr. Krabbes, einen Versuch zur Bewältigung des Pik's, doch gelang es ihnen nur bis zur Mannscuelle zu gelangen, deren Terrain von Puttkamer nachmals von den Schweden kaufte, um sich daselbst ein wirkliches, festes Jagdhaus bauen zu lassen, wozu die Oertlichkeit um so mehr einladet, als dort die kleinen, aber höchst verbissmerdenden Antilopen des Gebirges sich in großen Mengen allabendlich Stelldichein zu geben pflegen. Kurze Zeit nach den eben genannten Herren wagten sich endlich auch die beiden Schweden, Knutzen und Waldau, an das immerhin schwierige Werk, und zwar mit bestem Erfolg. Ich selbst mußte mir bei meinem Aufenthalt in Kamerun im Winter 1885/1886 den Genuß, nach den gleichen Lorbeeren zu streben, versagen, da mein hoher Auftrag mich thunlichst rasch ins Innere ziehen hieß. Da ich indes eingetretener Umstände halber vierzehn Tage in dem Gebirgsdorfe Mapanja unthätig liegen bleiben mußte, so hatte ich wenigstens hinreichend Gelegenheit, das Gebirge in seinen Hauptreigenschaften zu studiren, und füge die Ergebnisse nun noch in einer allgemeinen Charakteristik hier an.

So hoch auch der „Götterberg“ ist und so idyllisch er auf seinem niedrigen Fußgestelle an der Meeresküste steht, so wird er infolge des tiefen Bogens, mit dem in jener Gegend der mächtige Golf von Guinea in das afrikanische Festland einschneidet, keineswegs weit draußen auf hoher See sichtbar, wo die meisten und größten der Schiffe, die in jenen Breiten fahren, ihren Kurs haben, so namentlich die englischen Kohlendampfer und alle jene Fahrzeuge, die um Afrika herum ihren Weg nach Australien nehmen. Einzig und allein die wenigen Schiffe, die, englischen, hamburgischen und selbst amerikanischen Ursprungs, den eigentlichen Küstendienst versehen und, an den Gestaden von Liberia, der Goldküste und des Nigergebietes vorbeitastend, schließlich auch in das innerste Heiligtum der Guineabai eindringen, erblicken ihn von Angesicht zu Angesicht. Für sie aber ist das Schauspiel auch um so gewaltiger, denn die ganze vorherige Küstenstrecke bietet dem Auge wenig plastische Bodenformen. Die übrigens auch nur mäßig hohen Bergzüge in Liberia und an der Goldküste bleiben meist weit im Hintergrunde. Zudem erscheinen sie vielfach nackt und öde, ein Eindruck, der durch die ihnen vorgelagerten niedrigen und häufig sandig dürren Uferstreifen noch vermehrt wird. Noch weniger genügen den Ansprüchen, die man vom malerischen Standpunkt aus an eine Landschaft stellt, die dann folgenden Gebiete der Nigermündung, wo wir, soweit das Auge reicht, nur die mattgrünen Buschmassen der Mangrowewälder entdecken, durchzogen von zahllosen trüben, schlammigen Naturkanälen, gleich als ob hier das Schöpfungswerk noch nicht fertig geworden, das feste Land noch nicht vom flüssigen Element geschieden sei. Kommt man aus diesen feuchten Labyrinthen, die zu den abscheulichen Stätten des Erdballs zählen, so muß ja der prächtige Anblick einer himmelhoch getürmten und wahrhaft künstlerisch gegliederten Bergmasse, wie sie unser Bild darstellt, einen überwältigenden Eindruck machen, und das um so mehr, als die weitgedehnten Tiefstände, aus denen sich der ungeheure Koloß unvermittelt erhebt, meist von dichten Nebeln überdeckt sind, so daß der Berg gleich einer riesenhaften dunklen Pyramide im Aether zu schweben scheint. Ich sah ihn in dieser Weise nach einem nächtlichen Gewitter sturm, wie sie in jenen Gegenden häufig sind, im fahlen Scheine des dämmernden Morgens vom schwankenden Schiffsdeck aus, und ich muß sagen, die gigantische Masse mutete mich wie ein überirdisches Gebilde, wie eine Fata Morgana von ungeheuerlichen Dimensionen an. Der Eindruck, den die gewaltige Erhebung macht, wird übrigens noch dadurch bedeutend verstärkt, daß dort, wo man sie zuerst voll ins Auge bekommt, auch seewärts, eine imposante, wenn auch gegen 1000 Meter niedrigere Bergform schaffig wird. Es ist dies die spanische Insel Fernando Po mit dem Clarenceppik. Mit vollem Recht hat man die schmale Meeresstraße zwischen den beiden mächtigen Vulkanen — denn auch das oben genannte Eiland ist ein solcher — die Pforte zu dem äquatorialen Afrika getauft. Gewaltiger Thorpfeiler hat wohl kein anderes Naturthor der Erde aufzuweisen.

Auch nachdem man in den Kamerunfluß eingelaufen und die mehrere Meilen stromaufwärts belegenen Kamerunpäße erreicht hat, präsentirt sich der vulkanische Koloß noch in imposanter Majestät, doch zeigt er sich von dort aus, das ist von Süden gesehen, als zweigipfelige Masse. Leider nur verkümmert die in jener Gegend fast das ganze Jahr hindurch dunstige Atmosphäre das großartige Schauspiel überaus oft. Man kann einen ganzen Monat und länger in Kamerun gewesen sein, ohne den alten, wunderlichen Herrn auch nur einmal gesehen zu haben. Nur in den frühen Morgenstunden oder am Abend tritt er häufig in wahrhaft erschreckender Größe für eine kurze Zeit aus seinen Wolkenvorhänge heraus, indem sein starres Haupt dabei gewöhnlich in den blendendsten Lichteffekten schimmert. Selbst in der Nachtzeit lassen die furchtbaren Blitze, die in jenen Breiten aus dem Gewölk zucken, die Umrisse des riesigen Trieds oft ganz scharf zum Vorschein kommen, was allerdings einen wahrhaft gespensterartigen Eindruck macht.

In seiner vollen Herrlichkeit hat man den Berg jedoch erst vor sich, wenn man sich an seinen Fuß nach Victoria begibt. Sobald das Schiff in die schon genannte weite Ambasbai einläuft, entrollt sich ein Bild von so überwältigender Großartigkeit und malerischer Schönheit, wie es vielleicht der ganze Erdball nicht zum zweitenmal bietet: auf dem annähernd geschweiften Rande der blauen, mit einer ganzen Anzahl von Inseln, großen und kleinen, übersäten Bucht die weißen, festländischen Häuschen von Victoria, unmittelbar dahinter aber, mit himmelhohen Wänden aufsteigend, unser Berg, eingehüllt in einen völlig dichten, wahrhaft kunstlichen Mantel aus den kostbarsten Gewächsen der Tropenflora, Palmen und Bananen, Kohren und breitwipfeligen Laubbäumen. Nur die Schluchten oben und die zackigen Felskanzler, in die das Ganze in schwindelnder Höhe ausläuft, sind nackt und dunkel, im schroffen Gegensatz zu der dicht darunter ausgebreiteten Ueberfülle äquatorialen Wachsthums, und manchmal am Morgen liegt da droben selbst eine leichte Schneedecke. Wo in der Welt hat man die beiden großen Naturgegensätze, Ozean und Hochgebirge, tropischen Reichtum und arktische Oede, so im engen Rahmen vereinigt, wie hier! Man denke nur, ein wie gewaltiges Bild schon etwa die Jungfrau vom Interlaken oder der Montblanc von Chamounix aus bietet! Und doch steht der Beschauer dort bereits auf einem ansehnlichen Piedestal. Hier aber gleitet das Auge vom Meeresniveau in einem Moment bis zu einer Höhe von über 14,000 Fuß empor. Absolute und relative Höhe sind in diesem Falle eins.

Indes die Erhebung ist so gewaltig, daß selbst wenn man schon hoch oben auf ihren Flanken steht, der Anblick der höchsten Zinnen noch mächtig wirkt. In allen Gebirgsdörfern, die ich besuchte, in Mapanja, das gegen 700 Meter, in Buea, das sogar fast 900 Meter, und in Bibeka, das noch immer 400 Meter hoch liegt, steigen die Mauern des Gebirgs fast ebenso grotesk hinter den armseligen Negerhütten und den hochspitzigen Palmen empor, als ob man sich draußen am Meer an ihrem Fuße befände. Nur wechseln mit dem Standpunkte die Formen in überraschendster Mannigfaltigkeit. Bald hat man einen zackigen Grat, bald eine Menge einzelner steiler Gipfel, bald eine Felswand ohne sehr markirte Spitzen vor sich. Selbst noch im Palmbuschlande, fast acht Tagereisen von der Küste, zeichnete sich das herrliche Gebirge hinter mir scharf am Horizonte ab und einmal sah ich es sogar noch tiefer im Binnenlande, als ich auf dem Munapstrome fuhr, aus einer Entfernung von fast 20 deutschen Meilen. Es war am Abend, Fluß und Urwald lagen schon im Schatten der Nacht; da erschien am Westhimmel in großer Höhe ein rotfunkelndes Gebilde, gleich einer von Gluträndern umsäumten Wolke. Der Anblick war zauberisch schön und hatte etwas Ueberirdisches an sich. In Wahrheit aber war es das von der Abendsonne verklärte Kamerungebirge und die ganze Erscheinung eine Art des bekannten Alpenglühens.

Schon die wenigen Worte, die wir bisher über den Berg in malerischer Beziehung geben konnten, werden beweisen, daß wir in demselben ein hochbedeutsames landschaftliches Objekt gewonnen haben, und wie es jetzt daselbst bereits einzelne Touristen gibt, — ich traf sogar eine Dame darunter — so darf man gewiß sein, daß, wenn einst die Seereise dahin kürzer und billiger geworden ist, auch ein immer reicherer Strom von Naturfreunden sich auf den Flanken des alten Recken einfinden wird, die, ohne Furcht vor dem freilich gar unvermeidlichen aber doch nicht allzu gefährlichen Fieber, daselbst alpinen oder wissenschaftlichen Sport zu treiben kommen, wozu der Berg ja reichlich Gelegenheit gewährt.

Unser Gebirge genügt aber nicht nur derartigen mehr idealen Anforderungen, seine ganze Eigenart, seine südliche Lage, seine vulkanische Bodenbeschaffenheit und anderes mehr ermöglichen es, daß es im Gegensatz zu den schönen, jedoch vielfach sehr sterilen Erhebungen in unseren nördlichen Breiten auch von eminent praktischer, kolonialpolitischer Bedeutung ist. Man kann wohl behaupten, daß der Götterberg die Perle unserer ganzen Kamerunbesitzung bedeutet und daß die Entwicklung der letzteren sich zum nicht geringsten Teile um dieses Gebirge bewegen wird. Von diesem Gesichtspunkte aus sollen ihm noch einige Worte gewidmet sein.

Der Kamerunpik ist nicht, wie man glauben könnte, ein einziger Berg, sondern, wie wir ihn ja auch wiederholt genannt haben, ein ganzes Gebirge, eine kleine, in sich abgeschlossene Hochlandswelt, die bei der allseitigen und verhältnismäßig sanften Abdachung der ganzen Erhebung ein so ausgedehntes Areal umschließt, daß man daraus recht gut ein kleines Königreich machen konnte. Stellt doch allein schon die Basis, auf der sich das Ganze aufbaut, eine Fläche dar so groß etwa wie das Herzogtum Meiningen, indem sie fast fünfzig Quadratmeilen Landes umfaßt. Ebenso können wohl mehrere hundert Gipfel die Höhe, und wie man behauptet, sollen sich über ein halbes hundert alter Krater darüberhin nachweisen. Man kann sich darnach einen Begriff machen von den ganz außerordentlichen plutonischen Gewalten, die an der Vorzeit hier gehaust haben mögen. Was die eigentliche orographische Form der ungeheuren Masse angeht, so stellt diese eine Art breiten Kammes dar, der, etwas halbmondförmig nach Osten geschwenkt, in der Richtung des Meridians verläuft. Die gesamte Länge des so gebildeten Zuges beträgt etwa fünf Meilen in Luftlinie, während die Breite eine bis zwei Meilen nirgends überschreiten dürfte.

Bei der kolossalen Höhe, zu der das Gebirge sich auftürmt, müssen selbstverständlich auch betreffs der klimatischen Verhältnisse die größten Mannigfaltigkeiten herrschen. Während wir drunten an seinem Fuße, in Victoria, jene ewig feuchte Treibhauswärme finden, die nicht selten bis zu 36 Grad Celsius steigt, sich im Mittel auf 26 Grad hält und niemals fast unter 22 Grad sinkt, nimmt nach oben hin die Temperatur rasch ab, so daß sie beispielsweise in Mapanja bei 700 Meter Höhe bereits um reichlich 6 Grad niedriger ist. In Buea dürfte der Unterschied bei 900 Meter Höhe sogar 8 Grad betragen. Zudem ist da oben der Himmel meist bedeckt, auch weht häufig ein frischer Wind, so daß dort, wie ich es mir selbst erfahren, Europäer nicht nur den ganzen Tag im Freien weilen, sondern auch strapazirende arbeiten können ohne Schaden für ihre Gesundheit. In noch größeren Höhen, zum Beispiel an der viel genannten Mannscuelle bei nahezu 3000 Meter ist die Temperatur bereits derartig rauh, daß selbst die genannten schwedischen Kolonisten, die doch in ihrer Heimat kaum durch Hitze verwöhnt waren, es auf die Dauer daselbst nicht auszuhalten vermochten.

Die Bedeutung dieser Thatsachen läßt sich leicht ermessen. Zugegeben nämlich auch, daß das Fieber, diese größte Landplage des dunklen Kontinents, selbst noch auf den höchsten Stufen dieses erhabenen Hochthrones vorkäme oder richtiger, daß man es mit aus der gefährlichen Niederung bis da heraus tragen könne — denn leichtsich an sich dürfte es da droben bei der reineren und kühleren Luft, wenigstens in der je auch ganz trockenen oberen Grasregion wohl kaum noch sein, — so ist es doch ganz selbstverständlich, daß die Krankheit in der Regel in diesen hohen Regionen milder auftreten und sich leichter verlieren wird. Aber auch ganz allgemein heilsam muß das Klima des Piks wirken. Unwillkürlich fühlt man sich da droben schon um deswillen wohler, weil einmal lästige Schwingen zum Stillstand kommt. Auch Appetit und Schlaf mehren sich rasch, und die ganze Nerventhätigkeit wird gekräftigt. Diese unbestreitbaren Thatsachen reichen hin, dem Gebirge die größte Wichtigkeit zu verleihen; denn bekanntlich kommt auch die kräftigste Weise durch einen Aufenthalt in den Tropen minderen nerves abenant schnell und intensiv herunter. Der alte Götterberg steht in dieser Beziehung recht wie ein Garten des Lebens mitten in einer weiten Todesregion.

Es unterliegt also wohl keinem Zweifel, daß Deutschland, wenn es das Werk seiner jungen Kolonie und deren weißer Bewohner will, mit der Zeit wird daran denken müssen, die alte Idee der praktischen Engländer, betreffend die Anlegung von Sanatorien im Kamerungebirge, wieder aufzunehmen, und ich für meinen Teil kann mir niemand berufener zur Ausführung derartiger Projekte denken als die Missionsgesellschaften, zumal diese in den rohen, aber noch unverdorbenen Gebirgsstämmen auch für ihre speziell religiöse Thätigkeit treffliches Material finden würden.

Nicht weniger bedeutsam als die günstige Beschaffenheit der Himmelsluft ist die Fruchtbarkeit des Bodens an

Kamerungebirge, welche sich leicht aus dem Zusammenwirken von drei Faktoren erklären läßt. Der erste derselben ist die Temperatur, deren gewaltartig treibende Kraft man ja zur Genüge kennt. Dazu gesellt sich eine besondere Eigenschaft des Kontinentklimas. Während nämlich fast innerhalb der Tropen die drei Jahreszeiten einer trockenen und einer regnerischen Periode scharf geschieden sind, fließen dieselben in jenem tiefen Winkel Afrikas buchstäblich ineinander über, indem es wenigstens an der Küste fast täglich regnet. Infolge dessen muß das Kamerungebirge im geraden Gegensatz zu anderen vulkanischen Erhebungen, die wegen ihres porösen Materials zumeist sehr dürr sind, als überaus feucht, ja als ein wahrer Quellenstock bezeichnet werden. Hunderte von wasserreichen, klaren und kühlen Gebirgsbächen rauschen unter dem dichten Blätterdach der Tropenflora, unter Palmen und Bananen, erdrückendbedeckten Baumwollbäumen und linnenartigen Ebenhölzern, unter hochragendem Zuckerrohr und blätterreichen Kaffeestauden nach allen Seiten von der Höhe zur Niederung herab, gleich weißen Haarsträhnen, die von einem Greisenhaupte niederhängen. Beständig breiten die engen Thalspalten, in denen diese Bergwässer fließen, nicht selten, wie zum Beispiel in dem bereits erwähnten Gebirgsdorfe Buea, in ihrer grellsten Erscheinung mit moosbewachsenen Riesenblöcken, kleinen, schäumenden Kaskaden und den majestätischen Hochgipfeln im Hintergrunde die getreuesten Seitenstücke zu ähnlichen berühmten Partien unserer Alpen. Aber auch da, wo kein fließendes Wasser vorhanden ist, fehlt es an Feuchtigkeit nicht, denn die ungemein dichte Baumwelt, die fast das ganze Gebirge überzieht, hält den Regen oder wenigstens die fast ununterbrochen um die Erhebung wogenden Nebel lange zurück, so daß, namentlich am Morgen, wenn die hier unter 4 Grad nördlicher Breite fast senkrecht am Himmel aufsteigende Sonne ihre Glut entfaltet, häufig der ganze Riesenberg eine einzige rauchende Masse darstellt. Sind Wärme und Feuchtigkeit schon zwei sehr wirksame Hebel für das Gedeihen der Pflanzenwelt, so besitzt unser Gebirge noch einen weiteren für denselben Zweck in seiner Bodenart. Wer je den feurigen „Lacrimae Christi“ vom Vesuv trank oder die üppigen Gelände am Ätna bewunderte, der wird auch wissen, was die Lava, wenn sie nur einmal der Verwitterung verfallen ist, zu leisten vermag.

Wir haben der Pflanzenbedeckung des alten Gebirgeskegels schon vom Standpunkt landschaftlicher Schönheit aus gedacht. Wir wollen dieselbe aber auch vom Prinzip der Nützlichkeit aus noch mit einem Worte kennzeichnen. Der ganze Kamerunberg ist im Grunde ein einziger tropischer Naturhandelsgarten. In Massen glänzen hier, und zwar bis fast 1000 Meter hinauf, die roten Kapseln der Kaffeestaude aus dem Gebüsch, und die großen, langen, hellbraunen, mahagoiförmigen Bohnen, die sie enthalten, liefern einen überaus aromatischen Mokkatrank. In dieser und noch mancher anderen Hinsicht hat das Kamerungebirge eine auffallende Aehnlichkeit mit dem gegenüberliegenden Ostufer des Erdteils belegenen Hochlande von Abessinien, dem wahrscheinlichen Heimatlande des Kaffees.

Von anderen zahllosen nutzlichen Bodenerzeugnissen des alten Vulkans sei nur noch des Zuckerrohrs, das hier hoch aufschießt und mit großem Gewinn zur Herstellung von bis jetzt in Afrika immer noch importirten Spirituosen zu verwerten sein würde, ferner des Kautschuks, den eine in großen Beständen vorkommende Liane liefert, des Ebenholzes, verschiedener überaus scharfen Pfefferarten und der sehr häufigen Strophanthusgewächse, die in Gemeinschaft mit unzähligen anderen Arzneipflanzen dort gedeihen, gedacht.

So reich diese freiwilligen Gaben der Natur indes auch sind, so liegt es doch auf der Hand, daß der so überaus fruchtbare Boden noch manches andere liefern konnte. Man darf kühn behaupten, daß das einzige Kamerungebirge, ein doch so winziger Teil von unserem rasch emporwachsenen überseeischen Kolonialreiche, im stande sein würde, bald Europa mit tropischen Produkten zu versorgen. Außer Kaffee könnte man hier ganz besonders vorteilhaft Kakao, der anerkannt einen der rentabelsten Zweige der Plantagenwirtschaft darstellt, ferner Tabak, Baumwolle, Chinin, alle möglichen Gewürze, wie Zimmet, Ingwer und so weiter, Yams, Bataten, Kola, das jetzt schon dort die Neger mit großem Erfolge bauen, und anderes mehr erzielen. Ja, wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen. Die große Höhe des Gebirgs ergibt, wie bereits angedeutet, den selbst verschiedene Pflanzenzonen. Etwa bei 700 Meter verschwindet die Palme, härtere Gewächse treten an ihre Stelle. Noch weiter hinauf löst ein: Grasteppich den Urwald ab, dann erscheinen Moose und Pflanzen aus unserer nordischen Region, beispielsweise selbst eine Heidekrautart.

Agrikulturellen Betrachtungen dürfte diese Thatsache verraten, daß man in höheren Lagen des Berges auch die meisten der europäischen Nutzpflanzen, insonderheit Wein und Obst mit Erfolg anbauen könnte. Welch ein schöner Blick erschließt sich damit in die Zukunft des altergrauen Berges, und welch ein schönes Bild wird er dereinst darstellen, wenn er bis hoch hinauf mit blühenden Plantagen bedeckt sein wird! Wer vermag gegenüber solchen Aussichten noch immer von unserer Kolonialpolitik als von einer verfehlten Gründung zu sprechen!

Ungleich weniger als von dem Pflanzenreich läßt sich von der Tierwelt unseres Gebirges zu sagen. Ist ja doch in dieser Hinsicht der „dunkle“ Erdteil überhaupt ungleich ärmer, als man nach zahlreichen überschwenglichen Schilderungen erwarten sollte. Namentlich kommt der so nützliche Elefant nur noch verhältnismäßig selten auf den Flanken des Pik vor. Trotzdem wurde ein Nimrod dort noch immer recht interessante Jagdgründe vorfinden. Affen, namentlich der große Schimpanse, sodann Leoparden, kleine, aber starke Büffel, Antilopen, Wildschweine, Waldkatzen und eine Art fliegender Hund kommen in Menge vor. Ebenso ist die Vogelwelt sehr reich, von den in allen Büschen schwirrenden Kolibris bis zum mächtigen Raubvogel hinauf. Viel wichtiger aber als alles dies ist doch die Thatsache, daß das Kamerungebirge sich trefflich zur Zucht von Hausvieh eignet; denn es besitzt in seinen höheren Lagen grasreiche Weiden, die an unsere Almen erinnern. In der That findet man auch schon in dem großen Gebirgsdorfe Buea eine Rindviehzucht, die in Hinsicht der Menge und der Größe ihrer Tiere überraschen an der ganzen tropischen Westküste, wo man überall nur kleine, dürftige Exemplare sieht, nicht hat.

Trotz alledem besteht aber der größte Reichtum des alten Götterberges noch in etwas ganz anderem. Man wird sich vielleicht wundern, wenn wir dafür den Menschen halten. In unserem übervölkerten Europa sind wir ja gewohnt, den Menschen nur zu leicht als ein lediglich konsumirendes, zur Last fallendes Individuum anzusehen, obwohl ja gerade bei unserer so hoch entwickelten Industrie auch der einfachste Arbeiter ein produzirendes Etwas von einer jährlichen Erträgnisfähigkeit darstellt, wie der beste Obstbaum oder eine milchende Kuh es auch nicht annähernd es thut. Wie dem aber auch sei, in Afrika, wo der weiße Mann in den allermeisten Gebieten gar nicht oder nur beschränkt wird arbeiten können, bildet der Mensch, der Schwarze, ein ganz unschätzbares Kapital. Die Reichtümer jenes Kontinents, das wird man nie vergessen dürfen, können nur mit Hülfe des Negers gehoben werden.

In dieser Hinsicht nun stehen wir noch einmal das Kamerungebirge höchst günstig gestellt. Es hat einen reichen Stamm von kräftigen und intelligenten Gebirgsmenschen. Die Hauptsache aber ist, daß dieselben auch leicht zur Arbeit heranzuziehen sind. Es lehrt dies das Beispiel der Schweden, die ohne Schwierigkeit den Negern die Gewinnung von Gummi beibrachten und außerdem zur Zeit bereits eine Anzahl derselben mit bestem Erfolg in ihren Farmen beschäftigen. Auch ich konnte, als ich mit etwa einem halben Hundert dieser Bergmenschen meine Reise ins Innere der Kolonie antrat, ihre allgemeinen und den Leistungen der noch ganz ungeschulten Naturkinder zufrieden sein. Die Arbeiterfrage, die in vielen Teilen Afrikas so große Schwierigkeiten bereitet, liegt im Gebiete des Kamerungebirges sehr einfach. Im geraden Gegensatz zu den durch ihren einträglichen Handel verwöhnten, trägen und dünnstolzen Duallas am Kamerunflusse zeigen sich die Stämme, die unser Gebirge bewohnen, die Bakueri und die Bambodo, willig und anstellig. Man darf also auch von da aus mit berechtigten Hoffnungen in die Zukunft blicken. Es wird die Zeit kommen, wo auf den steilen Höhen weithin die grünenden Pflanzungen auch saubere Dörfer umrahmen, wo fleißige und gesittete Schwarze sich auf wohlbestellten Feldern tummeln und selbst schmucke Kirchtürme bis weit hinaus auf das blaue Meer den einsamen Seefahrer grüßen.

Wir sind zu Ende. Wir haben ein nur kleines Stückchen aus unserem, wie bekannt, ja schon so ausgedehnten kolonialen Besitzungen herausgegriffen. Aber gerade dieses eine wird am lautesten dafür zeugen, daß unser großer Reichskanzler, der auch hier die Initiative ergriff, sich abermals nicht vergriffen hat und daß wir durch sein Verdienst doch noch so glücklich waren, ein Eckchen von den Paradiesesgegenden der Erde zu erwischen, die man längst bereits völlig verteilt wähnte.

Salome tanzt vor dem König Herodes.

(Hierzu das Bild Seite 204 u. 205.)

Einen der bedeutendsten Anziehungspunkte des Pariser „Salon“ von 1887 bildete das große historische Gemälde von G. Rochegrosse, das durch unsere Ueberschrift näher bezeichnet ist. Der Vorwurf zu diesem Bilde ist, wie jedermann weiß, der jüdischen Geschichte zur Zeit Jesu Christi entnommen. Herodes Antipas, der zweite Sohn des großen Herodes, der nach dem im Jahr 2 nach Christi Geburt erfolgten Tode seines Vaters Tetrarch von Galiläa und Peräa geworden war, hatte die Gemahlin seines Halbbruders Herodes, die Herodias, entführt und lebte mit ihr in unerlaubter Verbindung. Hierüber wurde er von Johannes dem Täufer, der damals als Bußprediger und Verkündiger der nahen Ankunft des Messiasreiches einen immer steigenden Einfluß auf die Volksmassen erlangte, zur Rede gestellt. Aufgebracht und, wie die Evangelien erzählen, von Herodias noch besonders angetrieben, ließ Antipas den unbequemen Mahner ins Gefängnis werfen. Aber damit gab sich das lasterhafte Weib noch nicht zufrieden. Ihre Rache war erst gekühlt, wenn sie Johannes tot wußte. Und so ließ sie denn einst bei einem Gastmahl ihren von Weintaumel erhitzten Gemahl durch einen unziemlichen Tanz ihrer schönen Tochter Salome berücken, um ihm so den Befehl zur Hinrichtung des Täufers abzulocken. Diese Scene hat G. Rochegrosse mit all den Mitteln seiner reichen und glänzenden Phantasie ausgeführt bis in die kleinsten Einzelheiten hinein und zu einer zugleich wirkungsvollen und bestrickenden Darstellung gebracht. Im Hintergrund auf einer Erhöhung liegt der finstere Tetrarch in der Tracht eines vornehmen Römers und schaut gleichsam empfindungslos und blasirt dem berückenden Schauspiel zu, während Herodias hinter der Tafel ihn genau beobachtet und mit Ungeduld den für ihre Pläne günstigen Augenblick erwartet. Eine zahlreiche Gruppe von Gästen, in deren Mienen die verschiedenen Empfindungen über diese Ueberraschung sich widerspiegeln, erfüllt die weite Königshalle; die Musiker lassen ihre merkwürdigen Instrumente, das Tympanon, das Sistrum, die Harfe und die Flöten, ertönen, und mitten unter ihnen auf den kostbaren Teppichen bewegt sich die schlanke, biegsame Gestalt der verführerisch schönen Salome in den langsamen, eigentümlich graziösen Drehungen und Wendungen der orientalischen Tanzrinnen. Wie in Lüfte Verzückung befangen blickt das halb geschlossene Auge, und der berauschende Duft der Blumen scheint sie noch mehr einzuwiegen in ihre Träumereien. Sie selbst ist gleich einer lebenden Blume, auf die sich die sie umflatternden beiden weißen Tauben niederlassen wollen.

G. Rochegrosse, der in diesem interessanten Gemälde alle die seltenen, sein hervorragendes Talent charakterisirenden Eigenschaften in glänzender Weise entfaltet hat, ist ein jüngeres Mitglied der französischen Schule. Ein originelles Talent, huldigt er dem strengen Realismus und gesunden Naturalismus.

Das deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig.

Nicht jedem dürfte auf den ersten Blick die Bestimmung des Prachtbaues klar sein, welcher auf umstehender Abbildung zur Anschauung gelangt. Es bedarf einer aufmerksamen Betrachtung des Gebäudes selbst und seines plastischen Beiwerks — welch letzterem der naturgemäß beschränkte Maßstab unseres Bildes freilich nicht in sehr umfassender Weise gerecht werden kann — um auf die Zweckbestimmung des Baues als eines modernen Gewerbehauses hingeleitet zu werden. Das Gewerbe des deutschen Buchhandels ist es, welches sich unter dem Namen „Deutsches Buchhändlerhaus“ in seiner Hauptstadt Leipzig eine Stätte errichtet und diese entsprechend der vornehmen Klangfrage, die es unter den Gewerben beanspruchte, in großen Verhältnissen angelegt und mit allem Glanze ausgestattet hat, wie ihn die würdige Vertretung einer angesehenen Körperschaft erfordert.

Der Bau erhebt sich im östlichen Teile der Stadt, der schon seit längeren Jahren fast alle Firmen des Leipziger Buchhandels unwiderruflich und als das eigentliche Buchhändlerviertel Leipzigs bezeichnet werden muß. Mit der Hauptfront, welche unser Bild vergegenwärtigt, nach der lebhaften Hospitalstraße gerichtet, wendet der umfangreiche Bau, welcher den größeren Teil eines ganzen Häusergevierts in Anspruch nimmt, auch seine beiden Seitenflügel freien Straßenfluchten zu. Ernerseits (südwärts) liegt er an der Platostraße, gegenüber den künftigen Parkanlagen des alsbald zu säkularisirenden Johannisfriedhofs, andererseits am Gerichtswege, dem Ostenburger Bahnhof und dem großen Johannishospital am Eingang zum Vororte Thonberg zugekehrt. Dieser mächtige und vorzüglich gelegene Bauplatz, welcher 8000 Quadratmeter umfaßt und einem Geldwert von 400,000 Mark entspricht, wurde in freigebigster Weise von der Stadt Leipzig dem „Börsenverein der deutschen Buchhändler“ zum Geschenk gemacht. Das Opfer, welches die Stadt damit dem deutschen Buchhandel entgegentrug, war kein geringes; aber sie brachte es doch, wie der Berichterstatter in der entscheidenden Stadtverordnetensitzung hervorhob, mit freudigem Stolz auf die bevorzugte Stellung, welche Leipzig in der buchhändlerischen Welt einnimmt, und mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß dem Leipziger Buchhandel die durch Jahrhunderte errungene Führung erhalten bleiben möge.

Es sind allerdings lange Jahrhunderte, welche der Stadt Leipzig als Buchhandelsplatz ihr Gewicht geben, doch würde es zu weit führen, in der gegenwärtigen Skizze hierauf näher einzugehen. Es genüge, das Wesentlichste anzuführen. Leipzig, dessen große Messen schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert genannt werden, blühte, mit seiner günstigen Lage, seiner thätigen und handelsgewandten Bevölkerschaft, vor allem mit der seit 1409 florirenden Universität und vielen gelehrten und vornehmen Kollegien, unter der beständigen Fürsorge einsichtiger Landesregierungen und dank dem Zusammenfluß mancher anderer glücklicher Umstände, rasch empor. Es konnte Buchdruck und Buchhandel alsbald nach Erfindung der wichtigen Kunst sich zu eigen machen und emporgedeihen, so daß es frühzeitig mit Frankfurt a. M. in Wettbewerb trat, ja, diesen großen Meßplatz schnell überflügelte und endlich lahmlegte. So hat der früher allgemein übliche Tauschverkehr, der später einem geregelteren Abrechnungsverkehr wich, sich seit Jahrhunderten in Leipzig festgesetzt und allmählich zu schöner Blüte entfaltet. Noch gegenwärtig bildet der buchhändlerische Kommissionshandel den Hauptbetrieb des Leipziger Geschäfts, welches mit 142 Kommissionären 6136 auswärtige Firmen vertritt, das heißt: deren tägliche Geschäfte recht mannigfaltiger Art am Zentralpunkte vermittelt. Eine wichtige Erleichterung zu zweckmäßigem, schnellem Zusammenwirken in dieser Thätigkeit bietet die Errichtung einer Bestellanstalt der Buchhändlerbörse, deren Arbeit von Jahr zu Jahr an Umfang wächst und welche beispielsweise im letzten Jahre (1886) gegen 24 Millionen Buchhändlerpapiere vermittelt hat. Entsprechend diesen Zahlen breitet sich der Leipziger Päckchenverkehr aus, und auch die jährliche Geldverrechnung des Platzes ist trotz des Abbruchs durch die modernen bequemen Einrichtungen des Scheckverkehrs bedeutend.

Ungeachtet des Jahrhunderte alten Verkehrs der fremden Buchhändler in der Messstadt Leipzig fehlte es lange an einem geeigneten räumlichen Mittelpunkt zur Erledigung der Geschäfte. Erst seit dem Jahre 1792 lassen sich vereinzelte Privatunternehmungen beobachten, welche diesem Zwecke dienten und zunächst in wenigen gemieteten Zimmern den fremden Buchhändlern geschäftliches Obdach boten. So mangelhaft diese Einrichtungen waren, so dienten sie doch über ihren nächsten Zweck hinaus wesentlich dem Zusammenschluß der Buchhändler unter sich. In diesen Vereinigungen wurde allmälich der notwendige ideale Gesichtspunkt geschaffen, das Bewußtsein der hohen Berufsaufgabe gestärkt und die Achtung vor den Forderungen einer neuen Zeit angebahnt, welche endlich zu erzwingen — wir erinnern hier nur an den erfolgreichen Kampf gegen den Nachdruck — erst dem Börsenverein der deutschen Buchhändler gelang. Immerhin vollzog sich die Wandlung langsam; und erst das Jahr 1825 sah die lange zuvor erstrebte Gründung des „Börsenvereins". Noch ein Jahrzehnt länger dauerten die alten, unhaltbaren Wohnungszustände, bis endlich im Jahre 1836 der Börsenverein in die von ihm errichtete „Deutsche Buchhändlerbörse" einziehen konnte, welche ihre in beschränkteren Verhältnissen bisher trefflich erfüllte Aufgabe im nächsten Jahre dem Neubau überlassen wird.

Dieser Neubau, welcher den vermehrten Anforderungen gegenüber sich zur Notwendigkeit machte, wurde von der Kontaktversammlung des Jahres 1885 mit einer Geldbewilligung von 900,000 Mark einstimmig beschlossen. Er wird nicht nur auskömmlichen Raum für beratende und festliche Versammlungen bieten, sondern neben der Geschäftsstelle des Vereins für die allgemeine Verwaltung auch den gemeinnützigen geschäftlichen Unternehmungen des Börsenvereins Unterkunft gewähren, so namentlich den Bureaux und der Druckerei des „Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel" und der „Bestellanstalt" des buchhändlerischen Schriftverkehrs. Einer der mächtigen Seitenflügel birgt in zwei großen, lichtdurchfluteten Sälen prachtige Räume für Ausstellungszwecke; ein Anbau an diesen Flügel beherbergt die Druckerei des Börsenblattes und des buchhändlerischen Adreßbuchs, während die übrigen geschäftlichen Räume im andern Seitenflügel — dem auf dem Bild in starker Verjüngung sichtbaren — ein Unterkommen finden werden. Der architektonisch wirksam hervortretende erkergeschmückte Eckbau dieses Flügels beherbergt Beratungszimmer des Vereinsvorstandes und der Ausschüsse für die verschiedenen Verwaltungszweige.

Der Frontbau mit seiner glänzenden Fassadenentwicklung bietet im turmgekrönten Mittelrisalit auf einer Grundfläche von etwa 500 Quadratmeter einen mächtigen Festsaal, zu welchem man von der Straße durch eine hübsch erfundene Vorhalle auf wenigen Stufen emporsteigt. Rechts und links davon liegen zu ebener Erde geräumige Nebensäle und über diesen einerseits die Bibliothek des Börsenvereins, andererseits das deutsche Buchgewerbemuseum. In beiderseitigem Anschluß stellen zwei geräumige Treppenhäuser die Verbindung sowohl mit der Straße wie mit den Seitenflügeln in bequemer Weise her. Mehrfach angeordnete charakteristische Treppentürme dienen der Nebenverbindung der Räume und werden mit ihren breiten Treppen auch bei etwa eintretender Gefahr sich als nützlich erweisen. Uebrigens dürfte wenigstens vom Feuer in dem durchweg aus Stein und Eisen gefügten Bau nichts Ernstliches zu befürchten sein. Die Schöpfer des stattlichen Renaissancebaues sind die Architekten Kayser und von Großheim in Berlin, deren bewährter Meisterschaft die Reichshauptstadt eine Fülle hervorragender Bauwerke verdankt; die technische Ausführung besorgt die bekannte Leipziger Firma Bauer & Roßbach.

Es erübrigt noch, über einen interessanten plastischen Schmuck im Giebelfelde des Mittelbaues einige Worte zu sagen. Aus muschelgekrönter Nische auf kräftiger Konsole frei heraustretend grüßt den Beschauer aus der Höhe über dem Mittelfenster des Festsaals eine sinnig erdachte Statue des Buchhandels, ein Werk des Leipziger Bildhauers Professor



Das neue deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig. Originalzeichnung von B. Straßberger.

Jus-Straßen. Der Künstler bildete eine schöne junge Patrizierin aus dem Zeitalter Dürers und gab ihr die notwendigen erläuternden Merkmale in Gestalt von Buch und Buchdruckpresse und einem lorbeerumgrünten Merkurstabe. Die maßvoll bewegte Haltung der hübschen Gestalt in der malerisch gefälligen Tracht, der edle Ausdruck des feinen Gesichts wirken zu einem glücklichen, erfreuenden Gesamtbilde zusammen. Die Figur ist 2½ Meter hoch und wird mit ihrem in hinter Anordnung gegebenen, auch aus ansehnlicher Entfernung gut erkennbaren Beiwerk wesentlich zur Erläuterung der Zweckbestimmung des Prachtbaues dienen.

Literatur.

— **Wenn Paul Lindau in seinem „Zug nach dem Westen"** vorwiegend die mit Glücksgütern gesegneten Emporkömmlinge ins Auge gefaßt hat, so zeigt er in dem jüngst erschienenen zweiten seiner Berliner Romane schon durch den Titel: „Arme Mädchen" an, daß er hier seinen Anregungspunkt von ganz anderen Kreisen nimmt. Kinder der Armut in des Wortes einfachster und gründlichster Bedeutung sind es, mit denen wir es hier zu thun haben. Neben denen, die schon in den Hütten des Elends zur Welt gekommen, stehen jene in gewissen Sinne noch Bevorzugtervertreten, für die die Armut besonders empfindlich ist, da ihnen das „Recht zur Armut" bestritten wird — jene Töchter aus gutem Hause, denen man es nicht an der Wiege gesungen hat, daß sie vereinst sich werden hinter allerhand mühsam zusammengeflickte Ausflüchte verschanzen müssen, um ihre Blöße zu verbergen. Zwei Schicksale dieser beiden Gattungen flicht der Erzähler mit geschickter Hand in einander. Er führt uns gleich mit den ersten Schritten mitten in die tiefe Not hinein, und doch fesselt sich seine Darstellung von Stufe zu Stufe. Die seelischen Kämpfe, die sich im Gefolge der Armut einstellen, sind es, die ihn beschäftigen und zu deren mitfühlenden Zeugen er uns ja machen will. Die epische Ruhe, die einfache Sachlichkeit, mit der er das Geschehende in seinen Gestalten aus Gemütsanlagen und Schicksalsverkettungen und in seinen Motiven auf das innere und äußere Leben der dargestellten Personen schildert, macht die Wirkung der Geschehnisse nur um so ergreifender. Wie im Leben selbst stehen die erschütternde Tragik auf der einen, die freundlich versöhnende Lösung auf der andern Seite unmittelbar in einander. Vor hinsichtlich eines Punktes wird seine Darstellung manchen Kopfschütteln und manchen Widerspruch begegnen, dessen Berechtigung wir nicht zu bestreiten brauchen — hinsichtlich der sehr gewagten Art, wie er der einen seiner Heldinnen über die Folgen eines unbegreiflichen Fehltritts mit weke ritterlicher Laune als dichterischer Kunstgenuß hinweghilft. Natürlich führt er auch in diesem Fall eine ganze Batterie von Geist und Scharfsinn ins Treffen, um das kaum Glaubhafte möglichst einleuchtend zu machen, und eben dieser Geist, diese Darstellungskraft, verbunden mit einer klar gegliederten Komposition, verleihen dem ganzen Roman den Stempel des Bedeutenden, wie es von einem Werke der neueren, abgeklärten Periode des vielgewandten Schriftstellers nicht anders zu erwarten war.

— **An Stelle der antikisierenden Idyllen der klassischen** Periode unserer Literatur und der süßlichen, unwahren Treibgeschichten der Romantiker ist in unserer Zeit das echte erzählende Volksbild getreten, das an denjenigen Stellen, wo es seine Heimat erdend einführt, sich zur Erzielung voller Lebenswahrheit gern des Dialekts bedient, der in den betreffenden Gegenden heimisch ist. Unter den literarischen Erzeugnissen dieser Art nehmen Maximilian Schmidts Erzählungen aus dem Leben der oberbayrischen Bergbewohner längst eine hervorragende, allgemein anerkannte und gefeierte Stellung ein. Eines der gelungensten aber unter den zahlreichen Werken, die er auf diesem Gebiete geschaffen, ist sein „Bubenrichter von Mittenwald", der jetzt in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, auch als Buch erschienen ist. Den Lesern des vorigen Jahrgangs von „Ueber Land und Meer" ist diese ergreifende und von Lebenswahrheit gesättigte Erzählung bekannt; unsere neu hinzugetretenen Freunde aber dürfen wir wohl auf die Schönheiten dieses Werkes noch besonders hinweisen. Ist doch jeder Ton, der darin angeschlagen wird, echt und rein, wie unter sicherer Meisterhand der Klang jener Geigen, durch deren trefflichen Bau die kunstfertigen Bewohner von Mittenwald sich und ihren Instrumenten längst einen weithin klingenden Ruf verschafft haben. Die Geschicke des Lautenmachers und Geigenhändlers Jokl, der in seinem Heimatort zugleich das einträgliche Ehrenamt eines Bubenrichters bekleidet, und deren, die er in sein schweres Verhängnis mit hineinzieht, sind ein so treffendes Spiegelbild eines urwüchsigen und dabei von wilden Leidenschaften durchwühlten Volkslebens, daß ihm nach dieser Richtung hin nur weniges an die Seite gestellt werden darf.



Originalzeichnung von C. J. Frankenbach.

— **Großartige Prachtwerke von hoher Schönheit und** kleinere Gaben von anmutigem Liebreiz legt der Weihnachtsmann in diesem Jahre reichlich auf den Büchertisch. Da ist von ersterer Gattung zunächst ein Werk zu nennen, dem zugleich eine nicht zu unterschätzende kunstgeschichtliche Bedeutung innewohnt. „Die Kunstschätze Italiens", in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow (Stuttgart, J. Engelhorn). Die sachkundigen und dabei lebendigen und ansprechenden Darstellungen des berühmten Gelehrten sind begleitet von äußerst zahlreichen Radirungen und Holzschnitten, an denen die namhaftesten Künstler der Gegenwart ihr Bestes gethan haben, um den Meisterwerken der Baukunst, Bildnerei und Malerei einer großen Vergangenheit in würdigster Weise gerecht zu werden. — Als ein wohlfeileres Werk verwandter Gattung haben die „Kunsthistorischen Bilderbogen" von E. A. Seemann in Leipzig längst sich Bahn gebrochen. Als neu erschienen liegen uns davon vor die dritte Abteilung der Handausgabe, die Neuzeit behandelnd, und zwar zunächst den Abschnitt, der in 47 Holzschnitttafeln die italienische Kunst bis zum 17. Jahrhundert schildert, sowie die zweite bis vierte Lieferung des dritten Supplements, die teils ebenfalls in Holzschnitt teils aber auch in reichem Farbendruck Ergänzungen zum Mittelalter und zur Frührenaissance liefern. Von dem als Textbuch zu dieser Handausgabe ebenda erscheinenden „Grundzügen der Kunstgeschichte" von Anton Springer hat der erste Abschnitt, das Altertum, bereits die dritte verbesserte Auflage erlebt. Klarheit und Gemeinverständlichkeit machen diesen Leitfaden zu einer sehr schätzbaren Beigabe des Bilderatlas. — Ihm nahe verwandt ist Georg Hirths „Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten" (Leipzig und München, G. Hirth), mit dessen 49. Lieferung der fünfte Band begonnen hat. Die direkte, auf dem zuverlässigsten mechanischen Wege erzielte Reproduktion von Kunstblättern aus den Zeiten selbst, die hier zur Darstellung kommen, verleiht dieser Publikation einen ganz eigentümlichen Zauber: den Reiz voller Unmittelbarkeit. Der schön und interessant eröffnete fünfte Band soll das Zeitalter Ludwigs XIV. zum Abschluß bringen. — Die schöne Ausgabe der Werke Hans Makarts in Heliogravüre von V. Angerer in Wien ist an ihrer 23. Lieferung angelangt und bildet so bereits eine sehr ansehnliche Sammlung bemerkenswerter Werke des großen Koloristen. Unter den im Laufe des Jahres erschienenen Lieferungen finden sich viele wenig bekannte Kompositionen, unter denen wir besonders eine Reihe phantasievoller Skizzen zu Richard Wagners „Ring der Nibelungen" hervorheben wollen. Auch von Jean Stauffachers „Studien und Kompositionen (St. Gallen, Moritz Kreutzmann), die der Blumen- und Pflanzenwelt Ornamentalgebilde der reizvollsten Art abzugewinnen wissen, sind um eine Reihe vorzüglicher Blätter vermehrt worden.

Von Adolf Brennecke, dem genauen Kenner von Land und Leuten unseres Weltteils, ist ein neues Werk erschienen, das von dieser Kennerschaft eingehendes Zeugnis gibt: „Alt England, eine Studienreise durch London und die Grafschaften zwischen Kanal und Pictenwall" (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn). Wo es sich nun aber um Dinge handelt, bei denen die leibliche Anschauung eine so wesentliche Rolle spielt wie in diesem Fall, da ist auch für die beredteste Feder das mit dem Stift gezeichnete Bild eine höchst wünschenswerte Beigabe. Sie findet sich hier in reichem Maß und erfreulichster Form zur Anwendung gebracht, ebenso wie in desselben Verfassers vorletztem Werk „Europa" (R. Schultz & Comp., Straßburg i. E.). In dem einen wie dem andern dieser Prachtwerke wechseln Landschaften und Städtebilder mit der Darstellung von Innenräumen, von Volkstypen und Volksbräuchen wirksam ab, und alles vereinigt sich wieder zu geschlossenen Gesamtbildern der betreffenden Länder und Völkerschaften.

Eine sehr elegant gebundene Ausgabe von Joseph Freiherrn von Eichendorffs sämtlichen poetischen Werken hat der Verlag von C. F. Amelang in Leipzig veranstaltet. Die vier Bände enthalten die köstlichen Gedichte des großen Lyrikers, die erzählenden Hauptstücke der Romantik, „Das Leben eines Taugenichts" und andere Novellen, die romanartigen Schöpfungen des Dichters und seine Ghaselen, „Ahnung und Gegenwart", die geistlichen Gedichte und die Dramen. Diese Ausgabe ist sehr geschmackvoll und bildet mit ihrer in die Augen fallenden Ausstattung ein jedenfalls willkommenes Weihnachtsgeschenk.

Schlichtes, wahrhaftiges Gemütsleben, durchzogen von einem behaglichen, feinen Humor, beseelt die anmutigen Blätter der bei Braun & Schneider in München erschienenen „Spitzweg-Mappe". Sie umfaßt eine Auswahl hervorragender Gemälde des Meisters in gelungener Kupferdruckreproduktion auf photographischer Grundlage (Heliogravüre) von Dr. E. Albert, herausgegeben von Eugen Spitzweg, dem Neffen des Künstlers, und eingeleitet durch eine trefflich geschriebene lebensfrische Charakteristik des süddeutschen „Malerhumoristen" aus der bewährten Feder Friedrich Pechts. An den zwölf glücklich gewählten Blättern wird jeder für naive Empfindung und gesunden Humor Zugängliche seine wahre Herzensfreude haben. Eine groteskere Laune beseelt das im gleichen Verlag erschienene „Oberländer-Album", 3. Teil, dem zu genügender Empfehlung der Name seines allbeliebten Schöpfers dient. Wir sehen ihn wiederholt auftauchen in der ebendaselbst ausgegebenen 29. Sammlung „Münchener Bilderbogen", die ihren zahlreichen Vorgängerinnen sich trefflich anreiht und so dem altbewährten Ruf dieser reichhaltigen Bogen vollkommen gerecht wird.

Den Humor im Kinder- und Volksleben hat bekanntlich keiner so frisch erfaßt und zugleich mit solcher Anmut wiedergegeben als Hendschel. Es wird daher mit Freuden begrüßt werden, daß eine Sammlung von 30 Blättern „Aus A. Hendschels Skizzenbuch" nunmehr auch in elegant gebundener Albumform bei A. Hendschel in Frankfurt a. M. erschienen ist. Auch in diesem Fall ist angesichts der Popularität des frühverstorbenen Meisters jedes weitere Wort überflüssig. Dagegen hat das Wort, und zwar das in gebundene Rede gefaßte, einen namhaften Anteil an dem Buche „Der Juchschrei", Gedichte in oberbayrischer Mundart von Konrad Dreher, mit 25 Illustrationen Münchener Künstler (München, Fr. Bassermann). Dreher bewährt sich als ein würdiger Nachfolger Karl Stielers. Seine Schnadahüpfln, „Aaon'a Gschicht'n" und Gedichte „von der Lieb" bethätigen eine Urwüchsigkeit der Empfindung und eine prächtige Schlagfertigkeit des knappen Ausdrucks, wie sie nur die vollendete Kraft zu solcher sich scheinbar völlig mühelos gebenden Natürlichkeit herauszugestalten vermag. Die jedem Gedicht beigegebenen Zeichnungen von Defregger, Grützner, Oberländer, E. Zimmermann, Engel, C. J. Becker, Mohr-Grot, H. Schlitt und anderen zeigen, daß diese Künstler das oberbayrische Volkswesen nicht minder tief in sich aufgenommen haben und nicht weniger echt wiederzugeben verstehen als der volkstümliche Dichter. — Auf Bilderschmuck verzichtend, wirkt „Der Humor im Buchhandel", ein Vademecum für lustige und traurige Buchhändler (Augsburg, B. Schmid, 2. Auflage) lediglich durch die Drolligkeit seiner zahlreichen, teils in Prosa, teils in Versen erzählten Geschichten, die sich in der „kleinen Jobsiade" zu einem launigen Heldengedicht steigern. — Dem grunddeutschen Wesen, das in allen vorgenannten Schöpfungen waltet, tritt in dem „Boudoir" von Fr. Zmurko (Leipzig, Rud. Giegler) eine durchaus französische Pikanterie gegenüber. Die vierzehn Crayonzeichnungen, durch photographischen Druck von Stengel & Markert in Dresden in Folio originalgetreu wiedergegeben, zeigen den „Chic", zum Teil aber auch die Ungezwungenheit der Pariser Modemaler.

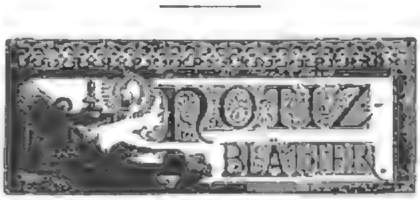
Das Tierleben, namentlich dasjenige unserer Haustiere und einiger besonders beliebten Bewohner der Menagerien und zoologischen Gärten, findet eine liebenswürdig künstlerische Interpretation durch „Ein Skizzenbuch" von Fedor Flinzer (Breslau, C. T. Wiskott), das seinem Aeußern nach ganz in der Gestalt auftritt, wie man sie an den Taschenskizzenbüchern der Maler zu sehen gewohnt ist. Die mit verhältnismäßig wenig Mitteln außerordentlich treffend gegebenen Charaktertypen aus der Vierfüßler- und Vogelwelt liefern zugleich treffliche Vorlagen für angehende kleine und große Zeichner. Diejenigen aber, die wohl malerischen Geschmack besitzen, aber auf die Führung des Stiftes sich minder verstehen oder einmal ohne denselben mit dem unmittelbar der Natur selbst entnommenen Material wirken wollen, empfiehlt sich „Die Kunst des Pflanzenlebens", eine Blumengabe von B. Lepsius (Berlin, Wilh. Issleib). Aus sorgfältig gesammelten und getrockneten Blumen und Gräsern reizvolle Gebilde der verschiedensten Art zu fertigen, ist eine namentlich der zarten, sinnigen Frauenhand würdige Aufgabe, für die dieses splendid ausgestattete Album eingehende Anleitung gibt. Der häuslichen Seite des weiblichen Wirkens aber trägt das „Hausfrauenbrevier" von B. Florent (Straßburg i. E., R. Schultz & Comp.) Rechnung, das in knapper Fassung über die wesentlichsten Fragen der Küche und des Haushalts Aufschluß erteilt. — Die Berufsinteressen der Männerwelt aber finden Förderung durch Werke wie Rothschilds „Taschenbuch für Kaufleute" (Leipzig, G. A. Glöckner), das als Handbuch für Zöglinge des Handelsstandes und als Nachschlagebuch für jede kaufmännische Schreibstube treffliche Dienste leistet, und Fröbels „Buch der praktischen Erwerbslehre" (Leipzig, Reinhold Fröbel). Das Programm dieses Buches geht dahin, „die Grundlagen, Mittel und Wege darzubieten, mit denen jedermann, zumal der Geschäftsmann, der Landwirt, der kleinere und größere Kapitalist, aber auch der strebsame Handwerker und Arbeiter, wie auch der um sein Wirtschaftsleben besorgte Beamte und Bedienstete, sein Erwerbsleben erfolgreich gestalten kann." Diesem Zweck ist denn auch in umfassender und einleuchtender Weise Rechnung getragen, wozu die Mitwirkung bewährter Fachmänner das Ihrige that.

Der für Jugendfreundschaften immer giltig bindenden Sitte des Inskommbuchschreibens kommt ein Album für junge Mädchen unter dem Titel: „Aus der Jugendzeit" (Leipzig, Gust. Feitzsche) entgegen, dem durch schönen, sinnigen Einband, Titelbild, geschmackvolle Seitenumrahmungen rc. ein äußerst gefälliges Ansehen verliehen ist. Desselben vielumfassenden Titels bedient sich auch eine Sammlung älter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit, zusammengestellt von Dr. G. A. Saalfeld, mit Abbildungen von L. Richter und anderen (Danzig, Franz Axt).

Angenehme und geistig anregende Unterhaltung für Feierzeiten und ländliche Ruhestunden bietet „Der kleine Rätselknacker", ein illustrirtes Rätselbuch für gute Kinder, herausgegeben von Ernst Lausch (Bremen, M. Heinsius, 11. Aufl.). Für flotten künstlerischen Schmuck hat Carl Gehrts Sorge getragen.

„Hundert Erzählungen aus der Kinderwelt für Kinderstube und Kindergarten" von Lina Morgenstern mit 8 farbigen Bildern nach Aquarellen von L. von Kramer (Stuttgart, K. Thienemanns Verlag) wirken unterhaltend, belehrend und erziehend zugleich, ein Vorzug, den wir auch der im gleichen Verlag erschienenen Erzählung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren, „Die Kinder von Buchek" von A. v. d. Elbe, nachrühmen dürfen, die mit vier farbigen Bildern von Eugen Klimsch geschmückt ist.

Möge jede dieser in erster Linie für den diesjährigen Weihnachtstisch berechneten Gaben da und dort, wo immer ein gutes Buch willkommen und angebracht ist, eine freundliche Stätte finden und sich als so freudespendend erweisen, wie es in der Absicht derer liegt, die diese Gaben auf den festlichen Büchertisch niederlegen!



Bildende Künste.

— **Louis Gallait, der große belgische Geschichtsmaler, ist** einer schmerzvollen Herzkrankheit erlegen. Sein Ruhm wurde 1841 begründet durch sein erstes großes, in Komposition, Zeichnung und Farbenstimmung gleich ausgezeichnetes Gemälde „Abdankung Kaiser Karls V.", das zusammen mit Biefves „Kompromiß der Edlen von Burgund" einen Triumphzug durch halb Europa hielt. Namentlich in Deutschland wurden diese beiden Bilder als künstlerische Offenbarungen betrachtet, und man konnte nicht genug die Kraft und die weise Verteilung der Farben bewundern. So ist Gallait ganz besonders als einer derjenigen zu bezeichnen, die in Deutschland den Sieg der realistischen, durch das Kolorit wirkenden Richtung über die Gedankenmalerei der Corneliusschule und die Düsseldorfer Romantiker vorbereiteten. Ein bleibendes Andenken in Deutschland fand Gallait durch das in der Nationalgalerie zu Berlin befindliche Bild „Egmonts letzte Stunde", das 1848 entstand, dem 1851 sein drittes Hauptbild „Die Brüsseler Schützengilde erweist Egmont und Hoorn die letzte Ehre" folgte. Zwischendurch entstand eine große Anzahl kleinerer Genrebilder und Porträts. Seit der Mitte der sechziger Jahre jedoch schien Gallaits künstlerische Gestaltungskraft im Abnehmen begriffen, und sein letzter historischer Versuch „Die Pest in Tournai" fand mit Recht scharfe Widersacher.

— **Der große, von der Berliner Akademie in diesem Jahr** an Architekten zu verteilende Staatspreis von 6600 Mark ist von den Bewerbern dem Architekten Fürstenau zugefallen. „Entwurf zu einem Museum für eine Provinzialstadt von circa 60,000 Einwohnern", das war das zur Bewerbung gestellte Thema. — Die beiden Michael Beerschen Preise von je 2250 Mark erhielten Hans Fechner junior, ein jetzt in Berlin thätiger Schüler Defreggers, und ein Zögling der Wiener Bildhauerschule, Isidor Konti.

— **Professor Pettenkofer, der berühmte Erfinder des so** glänzend bewährten Gemälde-Regenerationsverfahrens, hielt im Münchener Verein für rationelle Malverfahren einen interessanten Vortrag, in welchem er an der Hand von praktischen Darlegungen den zahlreich erschienenen Künstlern mitteilte, daß es ihm nunmehr auch gelungen sei, durch eine Mischung von Copaivabalsam und Ammoniak den Deckfirnis von alten Bildern zu entfernen, ohne daß die Farben selbst geschädigt werden. Bisher konnte man mit dem Pettenkoferschen Regenerationsverfahren bekanntlich nur Harzfirnisse auflösen.

— **Der Augsburger Gemäldekonservator Eelar hat** soeben die Wiederherstellung einer Kopie der sixtinischen Madonna vollendet, welche wegen ihrer frühen, vielleicht gleichzeitigen Entstehung das Interesse der Kunstfreunde auf sich zieht. Das Bild ist auf Damastgewebe gemalt und von dem Hotelbesitzer Badrutt in St. Moritz auf der Insel Korsika erworben.

— **In Budapest ist die Herbstausstellung der Kunsthalle** vom Kultusminister Trefort eröffnet worden. Sie enthält 503 Werke von 288 Künstlern.

Tonkunst.

— **Pablo de Sarasate übt auf seiner Konzertreise**, die er in Gemeinschaft mit der tüchtigen Klaviervirtuosin Frau Berthe Marx ausführt, die alte Anziehungskraft und bezaubernde Wirkung vor allem auf den weiblichen Teil seiner Zuhörerschaft aus, womit indes keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch die musikalisch empfindende Männerwelt dem Glanz seiner Technik und der berückenden Schönheit seines Tons volle Anerkennung zolle.

— **Das Bestreben, dem Geigenbau eine künstlerische Richtung** zu geben, Instrumente von der Güte der alten italienischen Meistergeigen zu erzeugen, hat seit Jahren einen intelligenten Geigenbauer, Otto Schünemann in Hamburg, zu umfassenden Studien veranlaßt und es ist ihm nach vielen Versuchen auch wirklich gelungen, Instrumente herzustellen, die an Vollkommenheit und im harmonischen Zusammenklang beim Ensemblespiel alles Lob erreichten und unbedenklich neben manche italienische Meistervioline gestellt werden können, ohne so teuer wie diese immer seltener werdenden und deshalb bis zu 20,000 Mark bezahlten zu sein. Gestützt auf diese Erfolge und um sie allgemein nutzbar zu machen, ist nunmehr unter O. Schünemanns Leitung eine vom Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin unter seinen besonderen Schutz genommene „Deutsche Geigenmacherschule in Schwerin" eröffnet worden. Während die Geigenmacherorte Mittenwald, Markneukirchen, Mirecourt die Welt alljährlich mit viel tausend Streichinstrumenten von der Kinder- und Zigeunergeige an bis zu besseren Sorten versorgen, wird das neue deutsche Institut nur Primaqualität anfertigen und — wie zu hoffen — das deutsche Kunsthandwerk auch auf diesem bisher fast noch ganz brach liegenden Gebiete zu Ehren bringen.

Bühne.

— **Mit dem Vorrücken der Jahreszeit vermindert sich** die Zahl der Schauspielneuheiten. So haben wir heute nur von drei Stücken zu berichten, die zum erstenmal über die Bretter gingen und zwar alle drei mit durchschlagendem Erfolg. Am Residenztheater zu München fand die erste Aufführung von Ludwig Fuldas vieraktigem Lustspiel „Ein Meteor" statt, unter lebhaftem Beifall des in der animiertesten und lachlustigsten Stimmung befindlichen Publikums. Der Held, ein junger Mann, der in einer Provinzialstadt „sich zu seiner Erholung langweilen will", findet daselbst eine Menge von Vereinen, die nur der Eitelkeit und Selbstsucht ihrer Gründer und Mitglieder dienen; außerdem trifft er dort aber auch die Sängerin Antonie Lorus, die er mit Erstaunen als die ehemalige Toni Schulze wiedererkennt, die Tochter schlichter Bürgersleute, bei denen er während seiner Studienzeit gewohnt hat. Bei ihrem Anblick erwacht seine alte Neigung; er bittet das Mädchen, dem Theater zu entsagen und seine Frau zu werden. Sie aber will den Glanz des künstlerischen Wirkens, des Lobes und Ruhmes nicht missen. Wenn sie auf ihre Triumphe verzichten soll, will sie wenigstens in den Erfolgen ihres Gatten Ersatz finden. In übermütigster Laune verspricht ihr nun Fritz Guntram — so heißt der junge Mann — den Beweis zu liefern, daß nichts leichter sei, als in diesem Neste binnen kurzer Zeit ein „Meteor" zu werden. Zu diesem Zwecke gründet er einen neuen Verein, den er „Meteor" nennt, und als Präsident desselben steigt er wirklich rasch zu ungeahnter Höhe. Die Bestimmung des Vereins ist ihm ebenso unklar wie allen anderen. Bald jedoch wendet sich das Blatt. Guntram verliert alle seine Freunde und Anhänger, gerät sogar, mit einem adeligen Abenteurer verwechselt, in kurze Haft, wodurch er seine Freundin kompromittiert, so daß sie genötigt ist, der Bühne zu entsagen. Endlich lösen sich aber alle Mißverständnisse zur argen Beschämung der philiströsen Einwohner des Städtchens und zur Befriedigung des getreuen Liebespaares. Die Absicht des Verfassers, jene wenigstens im deutschen Vaterland allgemeine menschliche Schwäche zu geißeln, nämlich die Sucht, Vereine zu gründen, Vereinen anzugehören, in Vereinen zu wirken, ist in dem mit feiner und munterer Satire verfaßten Stück in fesselnder Weise zum Ausdruck gekommen. — Eines ähnlichen glänzenden Erfolges erfreute sich am Berliner Wallnertheater die dreiaktige Volksoper: „Der Jäger von Soest", Text von L. Wintersch, Musik von C. A. Raida. Der Text ist dem bekannten Romane Grimmelshausens: „Simplicius Simplicissimus" entnommen, dessen Held im Mittelpunkte der Handlung steht. Die Musik ist voll Frische und Reiz; besonders fanden

de sehr gefälligen Lieder lebhaften Anklang. Einem andern, weniger kultivirten Gebiete der Bühne, der Choreographie, gehört der dritte mit Erfolg aufgenommene Neuheit an: „Ein Märchen aus der Champagne“, allegorisch-phantastisches Ballet von A. M. Fisher, Musik von Ignaz Brüll. Dieses Ballet, dessen erste Aufführung in Hamburg stattfand, verherrlicht in ansprechender Weise den Sieg des Champagners als des Weines der Liebe über die übrigen Weine und gibt der Regie Gelegenheit zur Entwicklung reicher Arrangements. — Am Hoftheater zu Altenburg erzielte das neue Lustspiel des Leipziger Schriftstellers Edgar Pilger, „Nach der Hochzeit“, sein Glück. Das Stück ist von einem feinen, zum Teil kernigen Humor durchweht, die Situation, im Geiste des Benedixschen bürgerlichen Lustspiels, steigert sich von Akt zu Akt und enthält als Quintessenz eine witzige Philosophie über die Ehe.

— **Richard Wagners „Meistersinger“ sind nun auch auf** der Stuttgarter Hofbühne eingezogen. Sorgfältig einstudirt und wirkungsvoll in Scene gesetzt, hat die erste Aufführung unter Dr. Klengels tüchtiger Direktion nicht nur die Wagnerfreunde entzückt, sondern selbst den Widersachern Achtung abgerungen.

— **Der Komponist des „Rattenfängers von Hameln“ und** des „Trompeters von Säkkingen“, Viktor E. Neßler zu Straßburg i. E., arbeitet, wie man uns mitteilt, gegenwärtig an einer neuen Oper, welche dem Straßburger Geschichtskreis entnommen ist. Der Verfasser der Dichtung ist ein gleichfalls im Elsaß lebender Schriftsteller.

Sport.

— **Die Rennungen für die noch auszuführenden großen** Rennen Deutschlands ergaben folgende Resultate: Deutscher Gestütspreis, 10,000 Mark, 54; Stutenbiennial, 1888/89, 8000 Mark, 31; Henckelrennen, 5000 Mark, 56; Unionrennen, 10,000 Mark, 84; Preis der Diana, 5000 Mark, 29; Herrscherrennen, 6000 Mark, 18 und großer Preis von Berlin, 28,000 Mark (bisher noch nicht geschlossen), 37 Unterschriften. In der Union, die auch für Oesterreich-Ungarn offen ist, befinden sich nur 37 Rennungen aus Deutschland gegen 47, die aus dem Nachbarland einzingen.

— **Auf den Hofjagden bei Blankenburg im Harz kamen** 31 Stück Edelwild und 166 Sauen zur Strecke.

— **Außerordentlich starke Hirsche kamen auf der Besitzung** Bellye des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich während der Brunftzeit zur Strecke. Unter 32 Geweihträgern befanden sich 1 Zwanzig-, 17 Sechzehn-, 6 Vierzehn- und 8 Zwölfender.

— **„Hymenäus“, dessen hervorragendstes Produkt wohl** „Kue Rockey“ war, ist im Gestüte zu Harzburg eingegangen.

— **Die Schwimmmeisterschaft von England über lange** Distanz gewann Finney vor Beckwith, indem er 29 (englische) Meilen in 22 Stunden 13 Minuten 47 Sekunden durchschwamm.

— **Der Bundestag der deutschen Radfahrer in Wien 1888** soll sich zu einem großen Fest gestalten, da sich bereits jetzt in der Kaiserstadt an der Donau ein Festkomite gebildet hat.

— **Ein großer Wettkampf zwischen Radfahrern und Reitern** in London endigte zu Gunsten der letzteren. Zwei berühmte Cowboys, Beardsley und Charley, denen 40 Mustangs zur Verfügung standen, kämpften gegen Woodside und Howell volle 6 Tage hindurch, und das Ergebnis war, daß Woodside mit 422 Meilen 880 Ellen die großartigste Leistung vollbrachte. Da aber Howell nur 389 Meilen 1540 Ellen zurücklegte, jeder der Reiter aber 407 Meilen vollendete, so unterlagen die Radfahrer.

— **Die Eislaufsaison begann für Wien bereits am** 19. November, doch schloß dieselbe vorläufig schon wieder am 21. desselben Monats. Ein Preiswettlaufen für diese Saison schreibt der Verein auf den 15. Januar aus.

— **Miß Calley, die vielgenannte Kunstschützin, gab auf** dem Charlottenburger Schießplatz eine Privatvorstellung. Eine Glanzleistung bildete eine Doppeldoublette, zu der sie das 10 Schritte entfernt liegende Gewehr erst erfaßte, nachdem bereits vier Glaskugeln in die Luft geworfen waren.

Gestorben.

— Charles Pillet, bekannter Kunstkenner, Leiter der großen Pariser Kunstauktionen, am 9. November, in Paris.

— Professor emerit. Dr. Bergmann, bekannter Erforscher altnordischer und altdeutscher Sprach- und Geschichtsdenkmäler, 76 Jahre alt, am 13. November, in Straßburg.

— Graf Albert zu Lynar, Generalleutenant der Kavallerie z. D., 60 Jahre alt, am 14. November, in Dresden.

— Geh. Justizrat, Landgerichtsrat a. D. Karl Pahl, früher preußischer Landtagsabgeordneter für den Kreis Lüdinghausen, 69 Jahre alt, Mitte November, in Münster.

— Theodor Michaelis, der bekannte Komponist der „Türkischen Scharwache“ und der „Schmiede im Walde“, 56 Jahre alt, am 18. November, in Hamburg.

— Eduard Marxsen, der bekannte Musiker (Lehrer von Johannes Brahms), 82 Jahre alt, am 18. November, in Hamburg.

— Wirklicher Geheimerat Dr. Sulzer, Mitglied des preußischen Staatsrats, 84 Jahre alt, am 18. November, in Berlin.

— Sir William Mac Arthur, 1880—1881 Lordmayor von London, 78 Jahre alt, am 18. November, in London.

— Louis Gallait, der berühmte belgische Historienmaler (s. S. 218), 77 Jahre alt, am 20. November, in Brüssel.

— Professor Gustav Theodor Fechner, der bekannte Physiker und Psychophysiker, 86 Jahre alt, am 20. November, in Leipzig.

Neue Bücher und Schriften.

Albrecht, H., Römische Schlendertage. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze.
Armee-Kalender, deutscher, für das Jahr 1888. Minden, Bruns.
Bruland, Armes Oesterreich! Ein Gedicht. Zürich, Verlagsmagazin.
Bürger, L., Auf halb verwischten Spuren. Eine Familiengeschichte. Itzehoe, Th. Kaiser.
Caude, L., Neuseeer Holz. Herfahrt' Gedichte. Dichter Jak. Drei Novellen aus dem Jura. Wolfenbüttel, J. Zwißler.
Crone-Mayer, Emma, Edelstein. Gedichte. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze.
Engel, K., Das 300jähr. erste Faust-Buch v. J. 1587. Oldenburg, Schulze.
Fiers, A., Die Hexe. Trauerspiel. 3. Aufl. Oldenburg, Schulze.
— — Winternächte. Gedichte. 3. Aufl. Ebend.
Kohl, L. de, Reden des Fürsten von Bismarck. V. u. VI. Band: Reden aus d. J. 1884/87. Cöthen, P. Schettlers Erben.
Mückelmann, L., Westfälische Gesammelte Studien u. Beiträge z. braunschweigischen Geschichte. 2 Bände. Wolfenbüttel, J. Zwißler.
Lewle, Al., Was soll ich deklamiren? Neue Folge. Stuttgart, Levy & Müller.
Jensen, With., Aus schwerer Vergangenheit. Ein Geschichten-Cyklus. Leipzig, B. Elischer.
Lebon, Organische Philosophie u. Poesie. Geistesleben. Meran, F. W. Ellmenreich.
Lombroso, C., Der Verbrecher in anthropolog., ärztl. u. jurist. Beziehung. In deutscher Bearbeitung v. Dr. M. O. Fränkel. Hamburg, J. F. Richter.
Merlan, H., Die Anatomie. Ein Cyklus naturalistischer Romane. Leipzig, Reinh. Werther.
Nordau, Max, Die Krankheit des Jahrhunderts. 2. Aufl. 2 Bände. Leipzig, B. Elischer.
Pessimisten-Blüten aus deutscher Lyrik. Hrsg. v. R. Schmidt-Cabanis. Berlin, Fr. Steinacker.
Poppe, Fr., Zwischen Ems u. Weser. Land und Leute in Oldenburg u. Ostfriesland. Oldenburg, Schulze.
Post, Dr. A. H., Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheim. Rechte Afrikas. Oldenburg, Schulze.
Ritterhaus, E., Buch der Leidenschaft. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze.
— — Aus den Sommertagen. 2. Aufl. Ebend.
Saldern, Th. v., Das Morgenwirrbuch. Eine Erzählung. 9. Aufl. Wolfenbüttel, J. Zwißler.
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 2. Aufl. Berlin, F. u. P. Lehmann.
— — Geschwister. Zwei Novellen. Ebend.

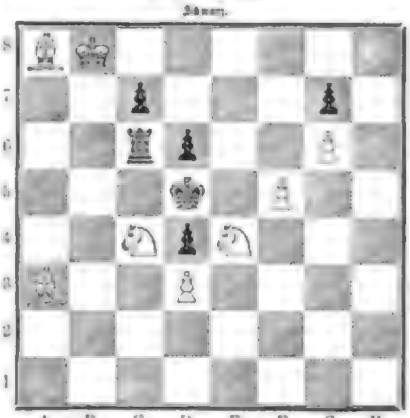


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 489.

J. A. Ros in Upsala.

Schwarz.



A B C D E F G H

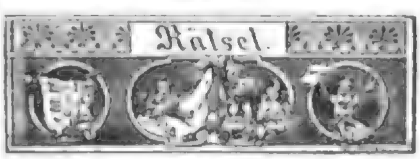
Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 485:

Weiß.	Schwarz.
1) D. E 1 — D 2	1) S. D 5 n. E 4.
2) T. D 2 — D 3 †	2) S. E 4 — F 4 oder — D 5.
3) S. D 4 — E 6 oder L. H 3 — E 6 Matt.	
A)	
1)	1) E 2 — E 1 verwandelt sich beliebig.
2) C 2 — C 4 †	2) K. D 5 n. E 4 oder D 4 n. C 4.
3) L. H 3 — F 5 oder S. E 4 n. C 3 Matt.	
B)	
1)	1) L. E 3 — F 4.
2) S. D 4 — F 3 †	2) S. F 4 n. D 2 oder K. D 5 n. E 4.
3) S. E 4 n. F 6 oder T. D 3 — D 3 Matt.	

(Auf 1) . . . D K. 5 n. D 4, 2) S. E 4 n. F 4 † rc.; auf 1) . . . 1) L. E 5 — G 3, 2) D. D 2 — E 3 rc. — Andere Spielarten entsprechend.)



Buchstabenversetzungsaufgabe.

1) Kanzel, 2) Sultan, 3) Palme, 4) Ritter, 5) Rhone, 6) Parze, 7) Strich, 8) Kamerad, 9) Oder, 10) Meise, 11) Canossa, 12) Mäet, 13) Daniel, 14) Ameise, 15) Antritt, 16) Loire.

Aus jedem der obigen Wörter ist nach Unänderung eines Buchstabens durch Umstellung ein neues Wort zu bilden. Die neuen Wörter sind:

1) Eine Stadt, 2) ein Gebirge, 3) ein Gebirge, 4) eine Stadt, 5) eine deutsche Festung, 6) ein Säugetier, 7) ein deutscher Parlamentarier, 8) ein großes Land, 9) ein Fürst des Altertums, 10) ein Säugetier, 11) ein italienisches Land, 12) ein deutscher Dichter, 13) ein deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 14) eine Stadt, 15) der Held einer Wagnerschen Oper, 16) ein Land.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die durch Unänderung entstandenen Buchstaben ein Sprichwort.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 170:

Das Schicksal ist ein vornehmer, aber teurer Hofmeister.

Rätselhafte Inschrift.



Auf einer, aus dem Fund auf der Saalburg stammenden Kupfermünze wurde vorstehende rätselhafte Inschrift entdeckt, deren Uebersetzung wir dem geneigten Leser überlassen möchten. Wir bemerken nur noch, daß das gut erhaltene Relief offenbar zwei Knaben vorstellt, die im Begriff stehen, auf dem Altar Cypressen zu opfern.



Ein alter Abonnent in ? Weil sie sich in den alten Jahrgängen besser ausnehmen als in den neuen, in denen die bei einer großen illustrirten Zeitschrift unvermeidliche Verpflichtung solcher Tagesplaudereien eine unpflichtige Sache ist.

F. Sch. in Adams Nof (N. S. W.). Auch darauf werden wir gelegentlich wieder kommen; es läßt sich eben immer nur eins um das andere berücksichtigen. Die große Hafenbrücke ist auch diesseits des Ozeans häufig genug im Bilde gesehen worden. Besten Dank!

Bergißmeinnicht. Wir bedauern; diese Künstlerin führt ein solches Wanderleben, daß wir ihren augenblicklichen Aufenthaltsort anzugeben nicht in der Lage sind.

P. F. in M. Ihrem Wunsche gemäß fügen wir hier das Bildnis und



die wesentlichsten Lebensdaten des in der letzten Zeit so viel genannten Daniel Wilson ein. Geboren zu Paris 1841, trat er auf der politischen Schaubühne erst mehr in den Vordergrund, seitdem er 1881 die einzige Tochter des Präsidenten der französischen Republik, Jules Grevy, geheiratet hatte. Waren auch früher schon hier und da eigentümliche Gerüchte über Wilson in die Oeffentlichkeit gedrungen, so hat doch erst neuerdings der schmachvolle Ordenshandel, die Affaire Caffarel-Andlau, ein grelles Licht auf den wahren Charakter dieses Mannes geworfen, der seine einflußreiche Stellung als Schwiegersohn des ersten Beamten der französischen Republik zu allerhand schmutzigen Unternehmungen mit den zweideutigsten Personen mißbraucht zu haben scheint. Wie weit er sich in diese entehrenden Sachen eingelassen hat, darüber wird die eingeleitete und zur Zeit noch schwebende Untersuchung wohl Klarheit bringen. Freilich ist bei den eigentümlichen in Frankreich herrschenden Zuständen vieles möglich, was in einem geordneten Staatswesen undenkbar wäre.

H. in ? Sie lassen sich durch gedruckte Ankündigungen bestimmen, die mit sehr zweifelhaften Waffen kämpfen und in Wirklichkeit ungewöhnlich ganz anderen Produkten entsprechen, als denjenigen, die da verglichen werden. Gehen Sie sich die Sache einmal genauer und mit vorurteilslosen Augen an, so wird Ihnen bald ein neues Licht darüber aufgehen. Uebrigens wäre es uns lieb, wenn Sie uns Ihre genaue Adresse geben wollten, damit wir Ihnen brieflich eingehendere Darlegungen der Sachlage geben könnten, als sie hier möglich sind. Wir möchten gerne nach Kräften verhindern, daß die Meinung einer aus sich selbst heraus so gerecht richtenden Seele durch verleumderische Vorspiegelungen auf falsche Fährte geleitet werde.

Therese in Petersburg. 1) Ihr Gewährsmann hat zwar mit etwas großen Farben gemalt, aber daß die Unterbringung solcher Arbeiten ihre sehr großen Schwierigkeiten hat, ist Thatsache. Es liegt das erstens darin, daß einerseits die Verwendbarkeit derartiger Beiträge keine sehr günstige, andererseits der Andrang gerade zu diesem Gebiete verhältnismäßiger Gefälligkeit ein sehr großer ist. 2) Das hat sich durch den Sprachgebrauch so gebildet, entsprechend dem, was in jedem einzelnen Fall der Zunge bequemer und dem Ohr angenehmer ist.

Kleine Eitelkeit in M. Die im Wasch- oder Badewasser aufzulösende Pasta Mack verleiht in der That der Haut Geschmeidigkeit und feinen Teint.

Mademoiselle Beatrix. Unter der von Ihnen angegebenen Adresse liegt an Sie abgegangen.

Neuer Abonnent in S...t. 1) In England und Frankreich sind uns keine ähnlichen Unternehmungen bekannt. Sämtliche Klassische und populäre Dichter der betreffenden Nationen sind in sehr wohlfeilen Ausgaben erschienen. 2) Kaufmännisch schwer; auch fordern die besseren ausländischen Unternehmungen dieser Art höhere Preise. 3) Die Derby-Rennen haben ihren Namen nach einem englischen Grafen von Derby, der im Jahre 1780 ein großes alljährliches Rennen stiftete, das noch jetzt an jedem ersten Mittwoch nach Pfingsten in Epsom gelaufen wird und eines der namhaftesten englischen Volksfeste bildet.

Alter in St. Petersburg. Weil es ihm so für die bildliche Darstellung besser behagte und die Stilischen seiner Art es mit der Naturwahrheit nicht so genau nahmen.

Nadine in Moskau. Nicht schlecht empfunden, aber der Ausdruck und die metrische Fassung lassen das eigentlich künstlerische Element noch zu sehr vermissen.

M. Riga in S. „An der schönen blauen Donau“ und andere von Johann Strauß, sowie solche von Gungl, Faust rc.

H. E. in Riga. Dieser „Mai“ wird vermutlich in allernächster Zeit schon durch eine in Aussicht stehende Vertonung gefeiert werden können.

Emil R. in Graz. Zu bühnenartig.

F. D. Sch. in Ingolstadt. Das Luftgedicht ist zum Teil ganz hübsch, aber nicht originell genug. Auch verrät sich da und dort zu sehr die Abhängigkeit von Metrum und Reim.

Richtige Lösungen sandten ein: Hans Bolz in Fürth. Heinrich Tanner in Harburg. Marie Roser in Zirkow. Mallcamp, „Altertumsforscher“ in Chemnitz. P., alter Abonnent in Neubrandenburg. Nik. Lorenstein in Bradford. Fritz Gutermuth in Altona i. W. A. Knoch in Marburg. Mädchen Simon in London. Marie Gieder in Salzburg. Ada Ehrens in Maastricht. Gr. in Sandau. ? in Lemberg. Nicolas Tanilewitsch in St. Petersburg (2). Fr. Marie Baumann-Ardher in St. Gallen. „Ilse“ in Stettin. Viktoria Vinck in Prag. Emil R. Arnhel in Arnheim. Marie Tollmann in Frankfurt. Otto Elze in Cöthen. Edm. Habermann in Coal Centre, N.-A. A. B. in Berlin (ganz richtig). Bruno Nadel in Dresden.

Gesundheitspflege.

H. Schmieden in Lahr. Aphthen, so nennt man die kleinen schmerzhaften, gewöhnlich mit einer Mundschleimhautentzündung auftretenden Geschwürchen an Zunge und Lippen, heilen nach einer leichten Aetzung mit Höllensteinstift gewöhnlich sehr schnell; ebenso auch durch Auspinseln des Mundes mit einer fünf- bis zehnprozentigen Chlorsauren Kalilösung; letzteres hätte alle zwei Stunden zu geschehen.

Dornhöfe in Oesterreich. Eine Gewähr für die Unschädlichkeit derartiger Präparate hat man trotz gegentheiliger Anpreisung nicht. Eine behördliche Aufsicht in dieser Beziehung ist meines Wissens nicht vorhanden.

M. G. K. O. in Shreveport. Nehmen Sie viermal täglich eine Messerspitze gebrannte Magnesia; außerdem ist es ganz gut, mit dem Wasser fortzufahren.

Konrad M., Volksschüler. Zur Beantwortung hier nicht geeignet.

G. K. in K. Gegen erfrorene Hände kann folgendes Liniment angewendet werden: Seifenspiritus, Kampher- und Terpentinspiritus je 15 Teile, Salmiakgeist 3 Teile.

Zwanzigjähriger Abonnent in K. Ihre erste Frage ist zu verneinen. 2) Unter plastischen Operationen versteht man solche chirurgische Operationen, durch welche man verlorene gegangene äußere Organe, zum Beispiel die Nase, die Lippen, Augenlider, größere Hautstücke, ersetzt, und zwar gewöhnlich durch benachbarte Hauttheile, wieder zu ersetzen sucht. 3) Nein, und wenigstens ist bis jetzt noch kein Nachtheil bekannt.

G. K. 1) Ein derartiges Depilatorium gibt es nicht. 2) Ein Nachwachsen ausgegangener Haare wird durch Franzbranntwein nicht bewirkt.

Stubenpflanze in Breslau. Ohne persönliche Untersuchung ist hier kein Rat zu geben. Wenden Sie sich doch an einen dortigen Arzt.

L. E. in Schwerin. Uns unbekannt. Vielleicht ist Ihnen ein speziell zahnärztliches Fachblatt bekannt, durch dessen Redaktion Ihre Fragen eine Beantwortung finden können.

Leonore in Herisau. Lehrerseld bei Hamburg.

W. D. in Elberfeld. Ohne persönliche Untersuchung können wir leider keinen entsprechenden Rat geben. Sie wenden sich daher am besten an den Arzt der dortigen orthopädischen Anstalt.

Dr. Schm.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: Moritz Hecht (V. Akademiegasse 6).
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22).
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Edelraute, eine Tiroler Geschichte von O. M. Sacans. Schluß. — Die russische Kaiserfamilie in Berlin. — Die deutschen Aerzte des Kronprinzen, von Gustav Dahms. — Zwei Ehen, Roman von Rudolph Lindau. Fortsetzung. — Der Kamerunberg nach der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, kolonialpolitische Skizze vom Afrikareisenden Dr. Schwarz. — Salome tanzt vor dem König Herodes. — Das deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Rätsel: Buchstabenverschiebungsaufgabe; Auflösung des Bilderräthsels Seite 179; Bilderräthsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Die russische Kaiserfamilie in Berlin: Kaiser Wilhelm begrüßt seine hohen Gäste. Originalzeichnung unseres Spezialartisten H. Lüders. — Salome tanzt vor dem König Herodes. Gemälde von G. Rochegrosse. — Die deutschen Aerzte des Kronprinzen, acht Bildnisse. — Der Teilnahm, Gemälde von F. Bebo. — Der Kamerunberg, vier Bilder nach photographischen Originalaufnahmen. — Das neue deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig, von R. Strauß ... — Ausgeführte Sprichwörter, von C. J. Frankenbach.

Das dieser Nummer beiliegende illustrirte Verzeichnis von

Festgeschenk-Werken

unseres Verlages empfehlen wir der besonderen freundlichen Beachtung unserer geehrten Abonnenten. Jeder unserer Leser und jede unserer Leserinnen wird darin etwas Ansprechendes finden.

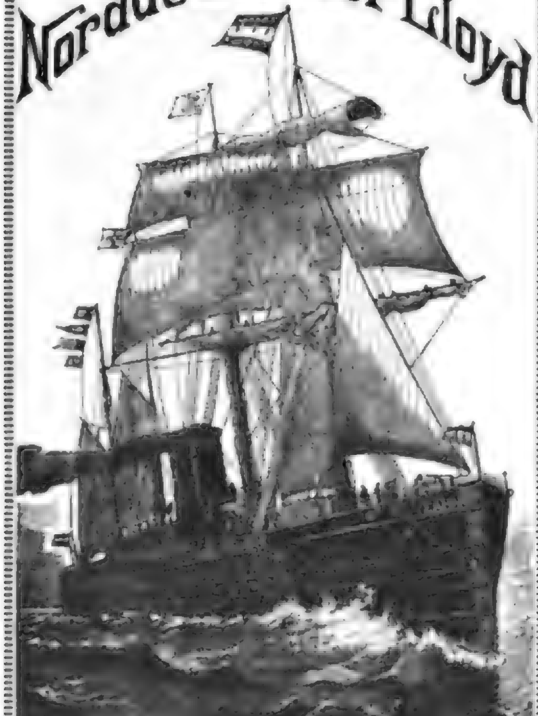
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt.
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte.
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische-Strasse
Aeltestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.
Hervorragende Neuigkeiten. Weihnachten 1887.
Masaniello. Kulturgeschichtliche Erzählung. Von Adolf Glaser. Reich illustrirt von Konrad Ermisch. — In elegantem Farbendruck-Einband ℳ 4.—
Theodor Körner und sein Vaterhaus. Historische Erzählung. Von W. Weyergang. Reich illustrirt von R. Knötel. — In elegantem Farbendruck-Einband ℳ [illegible]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

„Liederquell"
247 Volks-, Vaterlands-, [illegible] Jäger- u. Kommerslieder, [illegible] und geistliche Gesänge für 1 Singstimme m. leichter Pianobegl., einger. v. Wilh. Tschirch. Preis ℳ 3.— Fein gebunden ℳ [illegible]
„Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."
Steingräber Verlag, Hannover.

Payne's Illustrirter
Familien-Kalender
für 1888
verbreitetster aller deutschen Kalender, [illegible]
384,343 [illegible] 5 Beilagen. [illegible]
In allen Buchhandlungen [illegible]

„Wir kennen keine [illegible]"
[illegible] Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig
[illegible]

„Die unbedingt [illegible]"
[illegible] Allgemeine Musikzeitung, Berlin

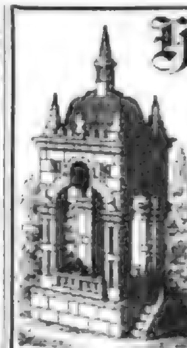
„In die vorderste Reihe aller Schulen gehört Ufo Seifert, Klavierschule und Melodienreigen (4 ℳ)."
E. Zeitschrift f. Musik, Leipzig

PLATO & CO.
Fabrik von
Musikdosen
Salon-Leierkasten
3000 Stücke spielend
Musik-Album
Damen- u. Herrengeschenk [illegible]
Katalog gratis u. franco.
Berlin SW.
Anhalter Strasse 107.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
UNSCHÄTZBARES MITTEL
zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT
[illegible] HAUT [illegible]
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, Pharmaceutische Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

Dr. med. W. Schmidt,
[illegible] „Ueber Land u. Meer".
Stuttgart. Marktplatz 14.

15 Enorme Preisherabsetzung! **Jugendschriften** und Bilderbücher, [illegible] für Mädchen und Knaben von 2—15 Jahren [illegible]
für nur 6 Mark!
[illegible]
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
[illegible]

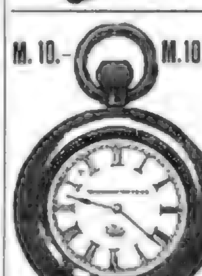


Herrliche Bauten, wahre Kunstwerke [illegible] mit einem **Anker-Steinbaukasten** [illegible] **Ergänzungs-Systems** [illegible] (Schutzmarke: „Anker") ist das beste Weihnachtsgeschenk für Kinder in jedem Alter. [illegible] „Des Kindes liebstes Spiel", [illegible]
Die echten Anker-Steinbaukasten [illegible] **F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt, Wien, Olten, Rotterdam, London E. C., 1 Railway-Place, Fenchurch-Street; New-York, 310 Broadway.**
[illegible] „Des Kindes liebstes Spiel".



Das Clariophon, mit unverderblichen Stahlstimmen garantirt und ca. 2000 verschiedenen Musikstücken [illegible] Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0,75 Pf. [illegible] gratis und franko.
H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.

M. 10.— M. 10.—



Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr
2 Jahre Garantie.
[illegible]
Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,
[illegible]

Reizende Neuheit für den Weihnachtstisch.
PASTA MACK
(in eleganten Cartons mit 8 Tabletten) ist ein neues [illegible] Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesunden und erfrischenden Toilette- und Bade-Wassers von herrlichem Wohlgeruch.
Gratis-Proben bei allen Verkaufsstellen erhältlich.
Ein vorzügliches Toilettewasser und Bad mit



Schutz-Marke
Vorräthig in den meisten Parfümeriehandlungen u. Apotheken des In- u. Auslandes.
Alleiniger Fabrikant und Erfinder Heh. MACK in ULM a. D.
General-Depôt für Deutschland:
F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, Karlsruhe (Baden).

Dresdener Patent-Kinderwagenfabrik
G. E. Höfgen




Schlitten, Puppenwagen, Kinder-Velocipedes, eis. Netzbettstellen und Kinderwagen.
[illegible] gratis und franko.

Weihnachtsgabe für die Abonnenten von „Ueber Land und Meer".

Soeben ist als besondere **Kinder-Weihnachtsgabe** erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Jolys Schlafkameraden.



Wie ich in Kamerun war mit meinem Herrn, dem Doktor, da ging jener einmal fort auf eine große Reise, weit ins Land hinein, und übergab mich Sam, dem alten, dicken Neger, daß er während seiner Abwesenheit für mich Sorge tragen sollte. Sam hatte fünf kleine Kinder und die hatten eigentlich nur große Hunde gern. Aber mich hatten sie doch lieb gewonnen. Die erste Nacht, als ich bei ihnen war, saß ich in der Mitte auf dem Boden, und Thränen kamen mir in die Augen; denn ich wußte noch gar nicht, wo ich schlafen sollte.

Dann kamen die Kinder und setzten sich um mich herum und sahen, daß ich weinte. Eines von ihnen nahm mich auf die Arme und sagte: „Schrei nicht, dickes, altes Joly, du sollst bei mir schlafen." Und dann nahm es mich mit sich, hinauf in die kleine, niedere Schlafkammer und legte mich in ein großes, breites Bett. Und die anderen kamen nach, alle in das gleiche Bett. Ich lag in der Mitte. Es muß recht drollig ausgesehen haben, die fünf kleinen schwarzen Köpfe und dazwischen mein weißer mit der schwarzen Nasenspitze, wie sie so aus der Decke herausschauten! Und so schliefen wir, bis mein Herr zurückkam, Nacht für Nacht



(Probeseite aus der Weihnachtsgabe „Den lieben Kleinen".)

Den lieben Kleinen

zu

Weihnachten

von

„Ueber Land und Meer".

Inhalt:

Die Fee Ilum.
Weihnacht.
Bilder stellen.
Der kleine Leibkammerjour.
Hugos Geschichte.
Das kleine Schweinchen.
Jolys Schlafkameraden.
Das Heuschreckfest.
Die japanische Puppe.
Das entlaufene Gänschen.
Mutter und Kind.
Hatzi in der Ausstellung.
Sinnspruch.
Durch die Versetzung bewacht.
Eine traurige Geschichte.
Die Puppenschau.
Großvater und Enkel.
Fido auf der Eisenbahn.
Eine merkwürdige Puppenfamilie.
Wie's Mädchen mit dem Dreirad erging.
Der Einzige.
Die fallenden Blätter.
Das kleine Schweizermädchen.
Wie die Blumen entstehen.
Rätsel und Scherzfragen.

Nebst einem typographischen Kunstblatt in Farbendruck:

„'s Kripperl".

Nach einer Original-Aquarelle von J. B. Wehle.

48 Seiten mit 50 Illustrationen und farbigem Umschlag.

Preis 50 Pfennig.

Als alte gute Freunde der Eltern haben wir sorgliche Umschau gehalten und bringen in dieser **Kinder-Weihnachtsgabe** eine Fülle von Neuem und Eigenartigem, die der kleinen Leute Sinn und Herz ganz sicher erfreuen und manch willkommene Anregung bieten wird für die langen Winterabende. Mögen darum die bunten Bilder wie der kunterbunte Text bei der zahlreichen Kinderschar unserer weit verzweigten Abonnentenfamilie fröhlichste Aufnahme finden.

Nebenstehend Text- und Illustrations-Probe.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Weihnachts-Nummer von „Ueber Land und Meer".

Wie in den letzten zwei Jahren haben wir auch in diesem Jahre wieder, um unseren verehrten Abonnenten eine Festfreude zu bereiten, eine

Weihnachts-Nummer

veranstaltet, welche durch ihren besonders reichen, gewählten Inhalt gewiß allseitig Anerkennung finden wird. Dieselbe wird enthalten:

Text: Am goldenen Horn, Weihnachtserzählung von Hugo Rosenthal-Bonin. — Weihnachten in der Wiener Hofburg, von Carl von Felan. — Das Engelständchen von —sch. — Weihnachten unter der Erde, nach einer Sage, Gedicht von Julius Lohmeyer. — Torre del Greco, die Korallenstadt, von Waldemar Kaden. — Ein Feiertag, Weihnachtsidyll, von Ludwig Thaden. — Künstlerische und literarische Gaben für den Weihnachtstisch. — Bildende Künste. — Blumenstrauß-Stecken: Ein Spiel für Musestunden. — Schach: Weihnachtsrätsel für Schachspieler. — Schlachtenrätsel. — Buchstabenrätsel. — Auslassungsaufgabe. — Bilderrätsel. * **Illustrationen:** Am goldenen Horn, vier Originalzeichnungen von Erdmann Wagner. — Maria und das Jesuskind, Gemälde von B. E. Murillo. — Weihnachten in der Wiener Hofburg, von W. Gause. — Engelständchen, Gemälde von Theodor Mintrop. — Zur Weihnachtsandacht, von K. Gampenrieder. — Großvaters Heimkehr, Gemälde von C. Kriesselorff. — Torre del Greco am Golf von Neapel, Gemälde von Fr. Unterberger. — Reich beschenkt, Gemälde von H. Gehrmichen. — Christnacht unter der Erde, von Carl Gehrts. * **Farbige Kunstbeilage:** „'s Kripperl", nach einer Original-Aquarelle von J. B. Wehle. * **Musikbeilage:** „Es ragt ins Meer der Runenstein". Gedicht von Heinrich Heine, in Musik gesetzt von Robert von Hornstein.

Unsere verehrlichen Abonnenten erhalten diese

inhaltlich wie illustrativ gleich vorzüglich ausgestattete Weihnachts-Nummer

selbstverständlich in ihrem Abonnement ohne weitere Nachzahlung. Außerhalb des Abonnements wird dieselbe in elegantestem Farbenumschlag

apart zum Preise von 50 Pfennig

abgegeben und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes, sowie durch jede Journal-Expedition bezogen werden. Zu gefälligen Bestellungen wolle man den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein benützen. Nach Orten, wo eine Bezugsgelegenheit sich nicht befindet, liefert gegen vorherige Einsendung des Betrages die unterzeichnete Verlagshandlung direkt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Hellersche Spielwerke.

Verlag von OTTO HENDEL in Halle a. S.

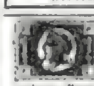
Handbuch der Oelmalerei

Von Alex. Elbinger.

Echte Briefmarken

Paul Lietzow, Berlin S.





Zu Weihnachtsgeschenken empfiehlt:

Stereoscope und Bilder,
Vergrösserungs-Apparate für Photographien,
Nebelbilder-Apparate und Bilder,
Laterna magica, Wundercamera.
Dampfmaschinen
Elektrische Apparate.
Photographische Apparate

C. Eckenrath,
Berlin W.,
Charlottenstrasse 29.

Elektrisirmaschinen,



Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Zauber-

Zauberkasten, Laterna-magica, Laterna-magicabilder.

Wilh. Bethge, Magdeburg.

Der vollkommenste u. beste Stuhl

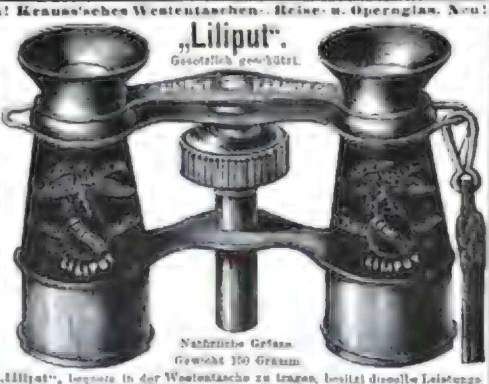


J. Schöberl

Neu! Krauss'sches Westentaschen- Reise- u. Operaglas. Neu!

„Liliput".

Gesetzlich geschützt.



Natürliche Grösse
Gewicht 150 Gramm

Optische Fabrik **E. Krauss & Cie., Leipzig**, Plagwitzerstr.

Depôt für Berlin und Vororte bei **Alfred Voigt**, Lindenstr.

Depôt für Rheinland-Westfalen bei **Ed. Kettner** in Köln a. Rh., Hohestrasse



Weidmannsheil

J. P. Denker, Potsdam.

— Festgeschenke für Raucher. —

Direkt importirte

Havana-Cigarren

Carl Ladendorff, Pforzheim (Baden)

P. P.

dem Publikum **Cigarren** unter **garantirter Angabe des Inhaltes** … **billigen** Preisen **reelle** Cigarren … **Reste** einer **erstklassigen Cigarrenfabrik** … **wirkliche en gros-Preis** … **Probekisten** … **dass Sie 33⅓ % ersparen.** … **franko.**

Ferd. Hansen.

Sumatra m.
Havana
Felix Bras. m. Havana
Rein Havana

Neu! Für Raucher!

Imhoffs Patent-Patronen-Gesundheitspfeife.



„Gesundheitspfeife"

Wilhelm Imhoff in Cassel

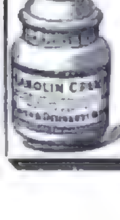
F. Grohmann, Nachf., Berlin C.



Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk,

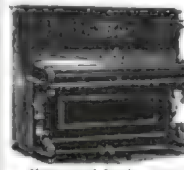


Hermann Gaiser,
Göppingen (Württemberg).



Jaeger & Gebhardt
Berlin
LANOLIN CREME

Pianoforte-Versandgeschäft.



Hermann Rothes, Leipzig, empfiehlt seine in allen Welttheilen rühmlichst bekannte Spezialität

Wagner-Pianinos

7 Oktaven, beste Elfenbein-Klaviatur, in Schwarz oder Nussbaum, zu dem aussergewöhnlich billigen Preise von M. 490.— gegen Cassa, incl. Verpackung, frei ab Fabrik

5jährige Garantie!



Zahlreiche Anerkennungsschreiben über solide Konstruktion, elegante Ausführung, prachtvollen starken Ton.

Ferner: Salon-Melodeon „Phoenix", sensationelle Neuheit, mit perforirten Metallnotenblättern … geschmackvolles Aeussere, grosser Katalog von Musikstücken.

Preise der Notenblätter: …

Dieses Instrument kann Forte, Piano und Tremolo gespielt werden.

Deutsches Kaufhaus. Dresden.



Allen,

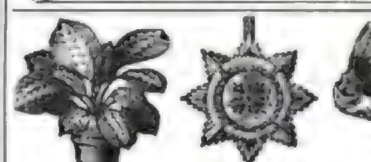
FEST-GESCHENKE

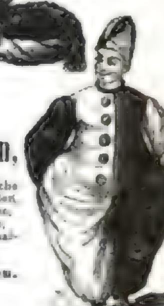
Haupt-Katalog

… Wäsche, Wollwaaren, Gardinen, Corsetten, Schürzen, Unterröcke, Strumpfwaaren, Handschuhe, Hüte, Schirme, Reise-, Schlaf- und Tischdecken, künstliche Blattpflanzen, Schreibwaaren, Bücher, Hornwaaren, Waffen, Lesegeräthe, Japanwaaren, Reisekoffer, Taschen, Lederwaaren, Necessaires, Albums, Alfenidewaaren, goldene und silberne Uhren, Regulateure, echt goldene Uhrketten, Colliers, Medaillons, goldplattirte und vergoldete Uhrketten, Bijouterien, Colliers, Medaillons, Nadeln, Kreuze, Berloques, Armbänder, Broschen, … Lampen, Haus- und Küchengeräthe, … Cigarren, Tabak, Seifen, Parfumerien, Liköre, Thee, Chocolade, … etc.

Versand-Geschäft

Deutsches Kaufhaus, Fischer & Heilmann, Dresden.





Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

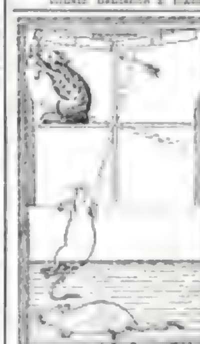
empfiehlt in reichster Auswahl

Cotillon- und **Carneval-** **Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.**

Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, … Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, … Dekorationen, …

Künstliche Pflanzen

Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.



Neu! D. R.-Patent.

Automatische Mausefalle.

Stellt sich nach jedem Fange selbst wieder auf. Die Tiere ertrinken gleich. Die Falle bleibt stets reinlich.

Preis M. 2.50.

Versand gegen Nachnahme.

Horstmar i. Westf.

H. B. Becks.

Smith & Wesson's neuester Sicherheits-Revolver ohne Hahn



Niederlagen für den En gros-Verkauf:



Der Verband deutscher Chocolade-Fabrikanten

Marke gesetzlich geschützt. Marke gesetzlich geschützt.

empfiehlt, beim Einkaufe von Chocoladen und Cacaopräparaten die gesetzlich geschützten Marken des Verbandes zu beachten, welche reine durch amtliche Kontrolle überwachte Fabrikate garantiren.

GARANTIRT REIN CACAO — GARANTIRT REIN CACAO & ZUCKER

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Thee! echt chinesischer.

Hermann Muller, Bremen.

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.

Die Biscuits sind sowohl von dem Unterzeichneten, als auch von den **Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen** und deren Verkaufsstellen zum Preise von 1 Mk. 15 Pfg. per Dose zu beziehen.
Auf Wunsch Prospecte und Preisnotirungen für grössere Bezüge.
Dresden. Dr. L. Caro, Königl. Sächs. Hofapotheke.

LIPPMANN'S KARLSBADER BRAUSE-PULVER

von Lippmanns Apotheke Karlsbad.

Italienische Weine!

Aus Frühgeschenke

Ital. Nationalkeller

Probekisten ... **Mk. 18.—**

Postprobekisten ... **Mk. 4.—**

franco nach allen deutsch. Postst. Versandt gegen Nachnahme.

Die Gerenten:
Wilh. Flossmann's Nachf., München.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.

Preis per ½, ¼, ⅛ = Pfd.-Dose

HARTWIG & VOGEL Dresden

Bad Thalkirchen

Wasserheil- & diätetische Anstalt bei München.

Das ganze Jahr über geöffnet.

Dr. V. Stammler, Dirigent u. Besitzer.

Festgeschenke.



Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.

Importeure von nur besten, garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

½ Flasche Sherry
½ Flasche Portwein

gegen Einsendung von **5 Mark**

Leonard de Bruyn in Cöln zu richten.

Niederlagen in allen grösseren Städten Deutschlands gesucht; Offerten wolle man an unser Bureau in London gelangen lassen.

1 Mark 60 Pf. das Pfund.

CHOCOLAT MENIER

Das beste Frühstück.

Grösste Chocoladenfabrik der Welt.

Vor Nachahmung wird gewarnt.

56, RUE DE CHATEAUDUN, PARIS.

Thee

Russische Mischung per Pfd. Mk. 3.50
Englische Mischung " " " 2.50

ED. MESSMER, Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Hoflieferant Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers, König von ...

TAMAR INDIEN GRILLON

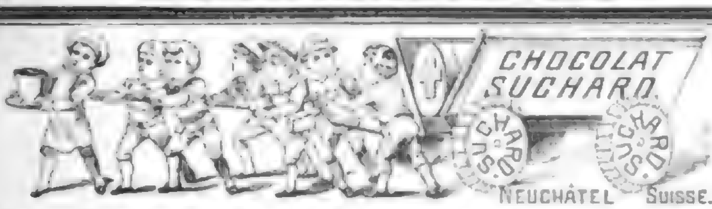
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.



Berlin

LANOLIN-Crême-Seife.

Für den
Weihnachtstisch.
Alfred Friedmann, Zwei Ehen. Roman. Eleg. gebunden ℳ 5.50.
Oscar Hücker, 16 Vorlagen für Glasmalerei. In eleg. Mappe ℳ 4.50.
Olga Morgenstern, Aus Geselligkeit und Kreis. Eine Sammlung reizender u. heiterer Deklamationsstücke. Eleg. geb. ℳ 4.50.
Daniel Sanders, Bürgerliche Hausbibliothek aus der Bibel u. den griech. u. röm. Klassikern. Eleg. geb. ℳ 4.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung 1237
Rosenbaum & Hart, Berlin W., Kurfürstenstraße 8.



Zimmer-Pianinos von 440 M. Harmoniums von 120 M. an. Abzahlung gestattet. Bar. Rab. u. Fr.-Send. Wilh. Emmer, Berlin C. 45, 134 früher in Magdeburg.

Neue Cellomusik.

ℳ ₰

Hoberlein, Hermann. Celloschule. Neueste praktische und leicht verständliche Methode für Schul- u. Selbstunterricht, wie auch für Konservatorien geeignet.
Teil I. u. II. gebunden à 2. —
Die beste und gründlichste aller Celloschulen, eingeführt am Konservatorium zu Königsberg u. s. w.

Für Cello mit Klavierbegleitung.
Gediegene und dankbare Vortragsstücke.

	ℳ ₰
Beethoven, L. van. Largo appass. a. d. Son. Op. 2. No. 2 in A-dur	1. 20
— — Largo con gran espressione a. d. Sonate Op. 7 in Es-dur	1. 20
— — Adagio con molto espress. a. d. Sonate in B-dur Op. 22	1. 20
— Adagio a. d. Sonate in Cis-moll Op. 27	1. 20
Cavasso, Ercole. Op. 12. Elegie	1. 20
— — Op. 13. Allegro brillante	1. 50
Hoberlein, Hermann. Op. 2. Variationen über ein deutsches Volkslied	1. 50
— — Op. 3. No. 1. Albumblatt	1. —
„ 2. Aufschwung	1. 50
— — Op. 6. No. 1. Widmung	1. 20
„ 2. Serenade	1. 50
„ 3. Romanze	1. 50
„ 4. Gavotte	1. 20
Köhler, Ernesto. Op. 29. Bon soir!	1. 20
— — Op. 30. No. 1. Chant du soir	1. 20
„ 2. Berceuse	1. 20
„ 3. Barcarole	1. 20
„ 4. Au bord de Neige	1. 50
— — Op. 37. Marsch d. Lengsalitchen	1. 20
— — Op. 38. Frühlingslied	1. 50
— — Op. 39. Alte Mazurka	1. 50
Köhler, Louis. Op. 313. Nocturne	1. 50
Koledorff, A. Op. 1. Konzert-Polon.	2. —
— — Op. 2. Capriccio	1. 50
— — Op. 3. Andante melancolie	1. 20
Henner, J. Louis. Op. 11 b. Zum Angedenken. Lied ohne Worte	1. 50

Für Violine und Cello mit Klavier.

	ℳ ₰
Köhler, Ernesto. Op. 40. Echo	2. —
Bilege, H. Op. 282. Liebesglück	2. —

Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikhandlungen oder direkt vom Verleger
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Berlin: Rühle & Hunger, Friedrichstr. 58
Wien: Otto Maass, Mariahilferstrasse 91

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.
Soeben erschien:
Morell Mackenzie.
Singen und Sprechen.
Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.
Deutsch von Dr. J. Michael.
Mit Bildnis des Verfassers u. 19 Abbildg.
Gebunden ℳ 6.—.

H. Raab,
Fontänen- und Aquarienfabrik,
Zeitz,
liefert in solidester und eleganteſter Ausführung zu billigsten Preisen. 1237
Zimmerfontänen, Aquarien, Fontänentriebwerke etc.
Illustrirtes Preisbuch gratis und franko.



Buchdruckerei für Kinder
aus Metall mit vergold. Lettern. Leichte Handhabung, sauber druckend. Preis 6, 8 u. 10 ℳ ohne Selbstfärbung, 18, 20 u. 25 ℳ mit selbstfärbender Presse.
Benj. Schreiber,
Berlin C., Seydelstr. 1.
Druckerei- u. Stempelfabr.

Neu, schön und billig!
Reizendes Festgeschenk!
Gust. Freytag-Galerie.
21 Photographien nach berühmt. Meistern, mit 7 Bogen Text in eleganten Relief-Lederband. 30. Jubiläums-Ausgabe. 1101
= **Preis nur 15 Mark.** =
Verlag von **E. Schlömp, Leipzig**

Reich illustrirte, interessante Weihnachtslisten mit passenden preiswürdigen Geschenken für Jung und Alt **gratis und franko.**



Unerreicht grossartige Auswahl in Luxus- und Dekorationsgegenständen, Makartbouquets, Vasen, Aquarien, Fontainen, Blumentischen, Ständern, Büsten, Christbaumschmuck, Cotillon-Artikeln etc. *Gratis und franko, Kataloge in 5 Ausgaben.*

J. C. Schmidt, Telegramm-Adresse: „Blumenschmidt" **Erfurt.**

Spezialität: **Weihnachts- und Festgeschenke jeder Art.**

Täuschend

nachgebildete unvergängliche **Apfelblütenzweige** als Dekoration für Vasen, Portieren, Gesimse, Wände, Bilder, Spiegel etc., 4 Grössen (von 25 cm bis 75 cm Länge) zu Mk. 1, Mk. 1,75, Mk. 3,50, Mk. 7 per Stück.

Obige Abbildung zeigt je einen Zweig in jeder Grösse vereinigt. Vase hochfein, blaues Glas mit Malerei, Höhe 26 cm, Preis Mk. 10. Vase mit 4 Zweigen Mk. 24 incl. Verpackung.

Fertige Frühlingsbouquets, unvergängliche Apfelzweige mit imitirten Weidenkätzchen, Gräsern etc., 50 cm hoch Mk. 7, 60 cm hoch Mk. 9, 70 cm hoch Mk. 12.

Kataloge,

*die für jede Geschenk-Gelegenheit Auskunft geben, auf Verlangen **gratis und franko.***

Verlag von C. Regenhardt in Berlin S.
Die 6. Auflage eines vortrefflichen Buches:
Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit
Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:
1. Handels- und Kontorwissenschaft
2. Kaufmännisches Rechnen.
3. Handelskorrespondenz in 4 Sprachen.
4. Einfache und doppelte Buchführung
von
F. H. Schlösting
erscheint in 10 Liefer. je 50 Pf. geb. 6 ℳ

Vortreffliches Werk zum Selbstunterricht:
Dr. Loewes
Unterrichtsbriefe
z. schnellen u. leichten Erlernung d. englischen Sprache nach neuer, natürlicher Methode erscheinen in 5. Aufl. in 33 Lieferungen je 50 Pf.

Eckstein's Kulturhistor. u. moderne Romane.
In alle Sprachen übersetzt.
Die Claudier. 9. Aufl. 7 M.
Aphrodite. 5. Auflage. 6 M.
Prusias. 4. Auflage. 12 M.
Das Vermächtniss. 3. Aufl. 12 M.
Pia. 3. Aufl. 6 M. Jorinde. 3. Aufl. 6 M.
LEIPZIG, CARL REISSNER.
Romane.

Ein sehr empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk für junge Damen ist:
Marly's Kleider - Album.
Zu beziehen d. j. Buchh. od. direkt v. A. Heinrich, Dabertzhl. Freiheit ...

!!Aussergewöhnlich preiswert!!
Hervorragende Güte:
Weisse Leinen-Tisch-Gedecke
Jacquard Gr. 130×170 cm. m. 6 Serv. ℳ 7,50
Damast Gr. 160×170 cm. m. 6 Serv. ℳ 9,50

Einzelne reinleinene Damast-Tischtücher

Gr.	130×170	160×170	160×220	160×300 cm.
für	6 Pers.	6 Pers.	8 Pers.	12 Personen
Preis	3,60	4,50	7,—	10,— ℳ

Weisse reinleinene Taschentücher
für Damen und Herren:
Grösse 50 cm., pr. Dtzd. 3,20 3,50 4,50 5,50 6,60 Mark bis 20 Mark.

Weisse halbleinene Taschentücher
mit farbigen, bunten Borten, gesäumt.
Gr. 36 cm. für Kinder, pr. Dtzd. nur ℳ 2,30
Gr. 46 cm. für Damen und Herren, pr. Dtzd.
nur Mark 2,80.

Weisse reinleinene Taschentücher
mit farbigen, eingewebten Borten.
LK. Grösse 46 cm. per Dutzend gesäumt
nur Mark 4,—.

Grünfelds Haus-Leinen,
unübertroffen an Güte und Haltbarkeit.
Mittelfeinfädig. Breite 80 cm.
Preis per Stück von 34 Meter ℳ 30,—
pr. halbes Stück von 17 Meter ℳ 15,—

Eine Partie leinene Wischtücher
mit kleinen Webfehlern.
Grösse 58 cm., per Dutzend ℳ 2,50
Grösse 65 cm., per Dutzend ℳ 3,40
Versand gegen Vorausbezahlung von 30 Mark an franko.
F. V. Grünfeld,
Landeshut i. Schles.
Königl. und Grossherzogl. Hoflieferant
Leinen- und Damast-Weberei.

Deutsche Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer" in neuer, eleganter Salon-Ausgabe!

Wir beehren uns, hiedurch bekannt zu machen, daß unsere

Deutsche Romanbibliothek
zu „Ueber Land und Meer"

neben der in Groß-Oktav-Format erscheinenden Ausgabe in wöchentlichen Nummern und vierzehntägigen Heften vom 1. Januar 1888 ab auch in einer

„Salon-Ausgabe"

erscheint. Wir kommen damit vielseitig ausgesprochenen Wünschen entgegen, denn diese elegante „**Salon-Ausgabe**", welche in handlichem, gefälligem Buch-Format jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in gediegenster Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von 40 Pf. pro Halbband umfaßt, ermöglicht es, daß jeder einzelne Roman, sobald er vollständig erschienen ist, für sich gebunden werden kann. Demnach erhalten unsere geschätzten Abonnenten im Laufe des Jahres für nicht mehr als 10 Mark 40 Pf. eine Bibliothek von mindestens 13 ansehnlichen Romanbänden, die durchaus Originalwerke erster Autoren enthalten. In solcher Weise bildet diese „**Salon-Ausgabe**" unserer „Deutschen Romanbibliothek" eine literarische Erscheinung, die an Gediegenheit, Schönheit und Wohlfeilheit kaum irgendwo ihresgleichen findet, und somit dürfen wir gewiß hoffen, durch diese neue, besonders gefällige Ausgabe unserer altbewährten Zeitschrift noch einen weiteren großen Freundeskreis für dieselbe zu gewinnen. — Wir laden zum Abonnement, welches jede Buchhandlung annimmt, freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Zu Weihnachtsgeschenken vorzüglich geeignete Werke

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Prachtwerke:

Große Pracht-Bibel, mit den Bildern von **Gustav Doré. Illustrirte Pracht-Ausgabe** mit 230 großen Bildern und reichen Verzierungen im Text. Fünfte Auflage. **Evangelische** Ausgabe. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. **Katholische** Ausgabe. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Joseph Franz v. Allioli.
Je zwei Bände groß Folio in Original-Prachtband mit Goldschnitt und reicher Goldpressung.
in ganz Maroquin roth . . . . . Preis M. 125. —
in ganz Maroquin schwarz . . . . . Preis M. 116. —
in englischer Leinwand mit Lederecken roth . . . . . Preis M. 107. —
in englischer Leinwand mit Lederecken schwarz . . . . . Preis M. 105. —

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Pracht-Ausgabe.** Mit 30 Stahlstichen, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem **Plan von Jerusalem.** Zwei Bände in Folio. In Original-Prachtenband mit Goldschnitt. Preis M. 115. —

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Nach dem Englischen herausgegeben von **Georg Ebers** und **Hermann Guthe. Wohlfeile Ausgabe.** Mit 2 Titelbildern in Stahlstich, mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachtleinband mit Goldschnitt. Preis M. 60. —

Aegypten in Bild und Wort. Beschrieben von **Georg Ebers** und dargestellt von unseren ersten Künstlern. **Pracht-Ausgabe.** Mit 782 **Illustrationen** in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Zweite Auflage. Zwei Bände in Folio. In Original-Prachtleinband mit Goldschnitt. Preis M. 115. —

Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von **Georg Ebers.** Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karten. 2 Bände in einem feinen Leinwandband. Preis M. 13. —

Goethe's Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit 1058 **Illustrationen** erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **Heinrich Düntzer.** Mit Goethe's Porträt und Lebensabriß. Zweite Auflage. Fünf Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis M. 60. —

Schiller's Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit 740 **Illustrationen** erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **J. G. Fischer.** Nebst Schiller's Porträt und Lebensabriß. Dritte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis M. 48. —

Shakespeare's sämtliche Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Eingeleitet und übersetzt von **A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz** und **A. Wilbrandt.** Mit 830 **Illustrationen** von **Sir John Gilbert.** Nebst dem Porträt und der Biographie Shakespeare's. Fünfte Auflage. Vier Bände. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis M. 40.

Neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von **Oskar Meding.** Mit 47 **Illustrationen** nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als **Festgabe für das deutsche Volk** herausgegeben von **Carl Hallberger. Pracht-Ausgabe.** 165 Seiten hoch Quart. In feinstem Originaleinband. Preis M. 3. —

Idylle aus der Vogelwelt. 18 Originalzeichnungen von **H. Giacomelli.** Mit Gedichten von **Julius Sturm.** Randzeichnungen von **David Franz. Pracht-Ausgabe.** Dritte Auflage. Quart-Format. In prachtvollem Einband mit Goldschnitt. Preis M. 10. —

Die schöne Müllerin. In Musik gesetzt von **Franz Schubert.** Lieder-Cyklus von **Wilh. Müller. Pracht-Ausgabe.** Mit 60 **Illustrationen** von **L. Bauemann** und **R. Schuster.** Groß Quart. In Originalenband mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 18. —

Münchhausen's Abenteuer und Reisen. Mit 150 **Illustrationen** von **Gustav Doré.** Zweite Auflage. **Pracht-Ausgabe** in Quart. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 9. —

Hauff's Märchen. Pracht-Ausgabe. Mit 42 Illustrationen von **Th. Weber, H. Holemann** und **L. Burger.** Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 12. —

Victoria, Königin von England, Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden. Von 1862—1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von **Eusemia Gräfin Ballestrem.** Mit 8 Stahlstichporträts und 5 Illustrationen in Holzschnitt. In Halbfranzband. Preis M. 10. —

Gallerie-Werke:

Ebers-Gallerie. Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von **L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Jelasn, H. Lanbach, Ferdinand Keller, L. Knille, J. Lemm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.** 20 Kunstblätter in prachtvollen photographischen Reproduktionen.
a. in einer **Imperial-Ausgabe.** (Kartengröße 85/52).
Die Sammlung komplet Preis M. 200. —; das einzelne Blatt M. 15. —
b. in einer **Großfolio-Ausgabe.** (Kartengröße 52½/39).
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis M. 60. —; das einzelne Blatt M. 4. 50.
c. in einer **Kabinet-Ausgabe.**
Komplet in feiner Leinwandmappe Preis M. 30. —; das einzelne Blatt M. 1. —

Pigllein-Panorama: „Jerusalem und die Kreuzigung Christi", gemalt von **Bruno Piglhein** in **München.** Mit Genehmigung der Eigenthümer durch nach dem Rundgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von **Dr. Ludwig Troß.** In zweierlei Reproduktionen.
a) **Holzschnitt-Folio-Ausgabe:** Zwölf Blätter à 32×44 cm., gebrochen als Leporello-Album, ganze Papierlänge ca. 380 cm.,
in eleganter Folio-Mappe . . . . . Preis M. 8. —
in Rolle eingelegt (zum Aufrollen bei Bals) . . . . . M. 7. —
b) **Photographie-Kabinet-Ausgabe:** Zehn Einzelblätter auf Karton in Format von je 12×18 cm. Kartengröße,
in eleganter Mappe . . . . . Preis M. 6. —

König Ludwig-Album. Nach Original-Aquarellen von Professor **L. Dreling. Große Ausgabe in Folio-Format:** 12 Helagravüren mit Titelblatt: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis M. 18. —; das einzelne Blatt M. 2. — **Kleine Ausgabe in Kabinet-Format:** 12 Photogravüren mit Titelblatt: Porträt König Ludwig II. In eleganter Leinwandmappe mit Goldpressung. Preis M. 10. —; das einzelne Blatt M. 1. —

Musikalien:

Pracht-Ausgabe der Klassiker: Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber, in ihren Werken für das Pianoforte allein herausgegeben von **J. Moscheles,** weil. Professor am Konservatorium in Leipzig. Siebente Auflage. Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. In sehr elegantem Leinwandkarton-Bänden mit Goldtitel.

Beethoven's sämtl. Sonaten 4 Bände à M. 4. 50 Pf.	Weber's Pianoforte-Compositionen 2 Bände à M. 4. — Pf.
Mozart's sämtl. Sonaten . . 3 Bände à M. 4. 50 Pf.	Haydn's ausgew. Sonaten . . . 2 Bände à M. 3. 50 Pf.
Clementi's ausgew. Sonaten 2 Bände à M. 5. — Pf.	Jeder Band und jede Sonate werden auch einzeln abgegeben.

Heinrich Reiser, Klavier-Schule für Kinder. Mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang.

Erste Abtheilung. 45. Auflage. Preis M. 2. 50.	Dritte Abtheilung. 10. Auflage. Preis M. 3. —
Zweite Abtheilung. 37. Aufl. Preis M. 3. —	Vierte Abtheilung. 6. Auflage. Preis M. 3. —

Anthologien und Gedichtwerke:

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Elfte vermehrte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. VI. edition. With Illustrations. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. VI. édition, revue et augmentée par **C. Villatte.** Avec 12 gravures sur bois. Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Gerhard von Amyntor, Peter Quidam's Rheinfahrt. Eine Dichtung in 12 Gesängen. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 8. —

Auguste Meyer, Dichten und Denken. Gedichte. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Verzierung. Preis M. 4. 50.

Schönaich-Carolath, „Lieder an eine Verlorene". Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 4. 50.

August Silberstein, Mein Herz in Liedern. Fünfte Auflage. Mit dem Porträt des Dichters. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 6. —

Friedrich Theodor Vischer, Lyrische Gänge. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Prägung. Preis M. 7. 50.

Gesamt-Ausgaben:

S. H. Rosenthal's gesammelte Werke. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. 6 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 24. —

Karl Spindler's ausgewählte Romane. Neue Klassiker-Ausgabe. 14 Bände. Fein gebunden in engl. Leinwand mit reicher Prägung. Preis M. 45. —

Unterhaltungsschriften:

Joseph Bajovar, Alpenrosen und Gentianen. Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. Mit Porträt und Facsimile. Siebente Auflage. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 3. —. **Ausgabe für Bücherliebhaber** auf holländischem Büttenpapier, numerirt (Nro. 1—150) gebunden in Leder. Preis M. 5. —

Wilhelm Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Zweite durchgesehene Auflage. 2 Bände. Fein gebunden. Preis M. 12. —

Hermann Lüders, Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden. Mit 84 charakteristischen Illustrationen vom Verfasser. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 6. —

Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Mit dem Porträt des Verfassers. 3 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 18. —

Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Dritte neu durchgesehene Auflage. 2 Bände. In feinem Leinwandband. Preis M. 11. —

Lewis Wallace, Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Mit dem Porträt des General Wallace. Zweite Auflage. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 7. — **Ausgabe für Bücherliebhaber** auf feinstem Papier, numerirt (Nro. 1—200), hochfein gebunden. Preis M. 12. — **(Neu!!)**

Bibliothèque française ou choix de livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes, recueillis par **Charles Zoller,** Recteur de l'Institution Catherine. Seehs Bände. Fein gebunden. Preis pro Band M. 3.60. Jeder Band wird auch einzeln abgegeben.

Humoristika:

Wilhelm Busch, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend. Fünfte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis M. 3. —; kolorirt Preis M. 4. —

Wilhelm Busch, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise. Dritte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonirt Preis M. 2. —; kolorirt Preis M. 3. —

Johannes van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illustrationen von Otello. Zweite Auflage. Preis fein gebunden M. 3. —

Johannes van Dewall, Kadettengeschichten. Mit 60 Illustrationen von Otello. Zweite Auflage. Preis fein gebunden M. 4. —

Paul Lindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dativ. Mit 15 Illustrationen von **Julius Ehrentraut.** Zweite Auflage. Fein gebunden. Preis M. 4. —

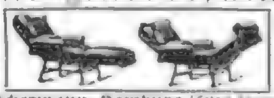
Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Schönes, praktisches Weihnachtsgeschenk von bleibendem Werte!

Eckermanns weltberühmte

Patent-Universalstühle.

Anerkannt schönster, praktischster und bequemster Stuhl der Gegenwart! Gold. u. silb. Med. 30 mal verstellbar. Zollfrei!



Schlaf-Sofas, Schlaf-Lehnstühle, Krankenstühle, Jodstühle, Arztl. Stühle, Krankentische etc.

Ferd. Eckermann, Hamburg



Zur Saison und Weihnachten

Patent-Rollschutzwände, bereits weltberühmt

Patent-Olenschirme, ... Zeitungs-Hängemappen; Büsts, rund und oval; Kinderhorte; ... für Kinder u. Erwachsene ...

Berlin ...

Davids & Co., Hannover.

Solide Buckskins, das Meter von M 3.50 ab, versendet nach an Private ... Muster frei. 130

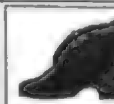
Bruno Frenzel, Cottbus.

Jedes Maass zu Fabrikpreisen.

Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe; Schwarze Tuche; Damentuche, Jagd- & Livreestoffe.

W. Michovius, Tuchfabr.

Cottbus ... Gegr. 1840.



... Herren, ... Damen ... Boots f. Mädchen ... Kinder ... Herrenschuhe ... Spielkarten 1.25 M, sämtliche Artikel zur Krankenpflege. Spezialkatalog gratis und franko.

W. Kraisi, Gummiwaren-Fabrik, Berlin SW. ...



Tragbarer Ofen

mit Carbon-Natron-Heizung ...

Ueberraschende Weihnachtsgeschenke!

Natron-Wärme-Apparat ...

Carbon-Natron-Gesellschaft, Alwin Nieske, Dresden.

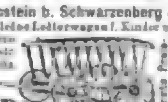
Köhler & Co., Hoflief., ... Krankenstühle, ...



C. L. Flemming

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder ...



Weihnachtsgeschenke für Kinder.

GASMOTOREN

... f. Petroleum u. Wasser ... C. Reissel & Co., Ehrenfeld.



... Wentl ...

Filiale in Wien, ...



... Badestuhl ...

E. Sturm, Würzburg.

Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre ... Compound Locomobilen ... 483

Bade-Einrichtungen und Douche-Apparate,

komplet, von 68 resp. 28 Mark an.



Badestühle

mit u. ohne Heizofen: 36, 44 u. 56 Mark.

Zimmer-Closets

mit u. ohne Wasserspülung v. 18 Mark an.

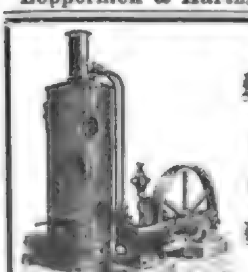
Closet-Einsätze



No. 682

Nr. 682 ohne Sitzbrett M. 9.— ; mit polirt. Sitz M. 21.50, inkl. Verp., Nachn., Preisliste gratis

Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstrasse 15.



Menck & Hambrock,

Ottensen bei Altona,

... Dampfmaschinen mit ...





Violinen,

... Eisoldt & Rohrkrämer, Markneukirchen i. S.

Christbaum-Untersatz

mit Musik u. Mechanik,



Patentirt!

J. C. Eckardt, Stuttgart ...

Neuer, ...

Sinniges Festgeschenk.



Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen ... ärztlich sehr empfohlen. ... Emil Schäfer, ...

C. Ade's Kassenfabrik Stuttgart ...

Kassen-Katalog

Der feinste, ... Kanariensänger

K anariensänger

... Julius Häger, St. Andreasberg (Harz) ...

Feine Harzer

!! Kanarienvögel !!

... R. Maschmann, Clausthal, Oberharz.

W

... Wahl, Wäschegeschäft Stuttgart.

Gegen 4000 Artikel

... W. A. Herb, Pulsnitz i. Sachsen, ... 1437

Reiche

...



Arm- u. Gesichtshaare

... mit den Wurzeln ... R. Böttcher, ...

Chin. Haarfarbe

... Rolle & Co., Berlin, ...



Jünger & Gebhardt Berlin

LANOLIN

Pomade

Leuze'sches Mineral-Bad

Berg-Stuttgart.

Wintersanatorium ...

Dr. W... Dr. Weckler.

Heilanstalt für

Nervenkranke

zu Bendorf am Rhein.

Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Kuhlenwasserheilanstalt ... Dr. Brunnle-Tilsit.

Stotternden,

welche vollständige Heilung wünschen, empfehlen wir Herrn Sprecharzt Gerdts in Bingen am Rhein.

Keine Methode, keine Mundstellung, sondern eine natürliche Sprache haben wir erhalten. Prospekt gratis. 1050

Die Geheilten.

Geistig Zurückgebliebene

...

Trunksucht.

... Heilanstalt für Trunksucht in Glarus ...

JENSENS
UNFRIERBARER
DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.— M. 2.— und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten

HERTZ & COLLINGWOOD

... Berlin S. und London. ...

Wiesbadener Kochbrunnen-Quell-Salze z. Einnehmen



fabrizirt unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden und der Kurdirektion.

...

Preis per Glas M 2.—

...

Wiesbadener Brunnen-Comptoir Wiesbaden.

...

Zur „Weinbereitung" aus Rosinen, ...

Erwerbs-Katalog ...

Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist Hellfrisch's weisse Lanoline, ...

Carl Hellfrisch & Co. Offenbach

Heirat.

... K. 5820 an Rudolf Mosse, Köln. 1275

Heirats-Gesuch.

Ein Landwirt, 27 Jahre alt, ...

Heirat!

Ein Geschäftsmann, ... Haasenstein & Vogler in Frankfurt a. M. ... 1211



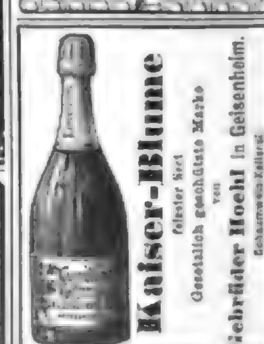
Glafey-Nachtlichte, ...

Chines. Thee

versendet verzollt ... franco gegen Nachnahme

... H. Waldow, Hoflief., Hamburg





Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeliefert [illegible] Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

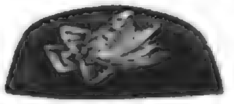
Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung für Pelzwaren und Konfektion.

Damen-Baretts.



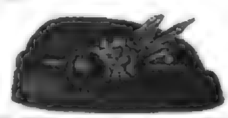
Reizendes Geschenk für junge Damen. Nr. [illegible] u. [illegible] Nr. [illegible] **Fantasie-Muff** aus Sealbisam (dunkelbraun), mit Atlasfutter und Atlasschleife, mit Henkel zum Tragen als Tasche, und kleinem, durch Patentverschluss geschlossenem Täschchen. **M. 15.–**
Nr. [illegible] **Derselbe Muff** aus südamerikanischem Biber (silbergrau), mit Atlasfutter und Atlasschleife. **M. 17.75.**



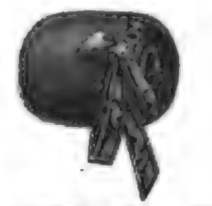
Nr. 10014. **Imitirt Sealskin** (geschorenen Kanin) mit Federstutz, Atlasschleife und seidenem Futter (braun). **M. 4.75.**



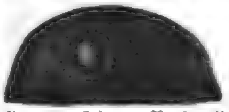
Nr. 10015. **Französisches schwarzes Kanin** mit Tassellafutter. **M. 3.50.**
Nr. [illegible] **Dasselbe Barett** mit seidenem Futter. **M. 4.–**



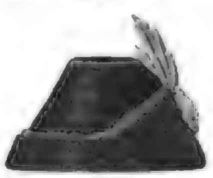
Nr. 10060. **Schottenform, imitirt Sealskin** (geschorenen Kanin) mit seidenem Futter (braun). **M. 7.75.**
Nr. 10062. **Dasselbe Barett** in **Sealbisam. M. 10.50.**



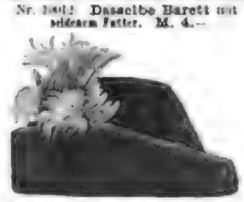
Fantasie-Muff mit Atlasfutter, Atlasschleife und kleinem Tierkopf. Nr. [illegible] u. [illegible]
Nr. [illegible] **Sealbisam** (dunkelbraun). **M. 15.–**
Nr. [illegible] **Derselbe Muff** aus südamerikanischem Biber (silbergrau), mit Atlasfutter und Atlasschleife. **M. 16.–**



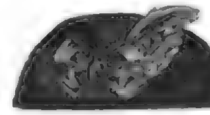
Nr. 10008. **Schwarz Kanin** mit Tassellafutter, aussergewöhnlich preiswert. Qual. B. **M. 1.25.**



Nr. 10049. **Hutform, imitirt Sealskin** (geschorenen Kanin) mit breiter Krempe, Federstutz u. seidenem Futter (braun). **M. 8.–**



Nr. 10070. **Hutform, imitirt Sealskin** (geschorenen Kanin), mit breiter Krempe, elegantem Federstutz und braunem Atlasfutter (braun). **M. 11.50.**



Nr. 10012. **Französisches schwarzes Kanin** mit Krempe, Federstutz, Atlasschleife und seidenem Futter. **M. 6.–**



Nr. [illegible] **Polenform, imitirt Sealskin** ([illegible]) mit schwarzem Seidenfutter (braun) **M. 11.**

Reichhaltiges Lager aller Arten **Pelzwaren**, als:
Muffe, Pelerinen und Kragen, Boas, Colliers und Manschetten, Baretts für Damen und Mädchen, Damen- und Herren-Pelzmäntel, Pelzmützen für Herren, Schüler und Kinder, Fusstaschen, Reisesäcke u. a.

Der **Spezial-Katalog** über **Pelzwaren**, — welcher unberechnet und portofrei versandt wird — enthält Ausführliches über diesen Artikel.

Wollene Pelerinen (Kragen).

Rahmen-Handarbeit.



Nr. [illegible] Pelerine aus persischer **Wolle, mit Halskrause und seiden. Band.** Vorr. **schwarz, marine, braun. M. 4.–**

Nr. [illegible] Weisse Ball-Pelerine (Farbig) mit Seide durchz. **Geschmackvolles, duftiges Muster. M. 4.–**

Nr. [illegible] Weisse Ball-Pelerine m. [illegible] geschlossen. Sehr reich m. **Seide durchz. M. 6.50.**



Nr. 1116. Elegantes dreieckiges Chenilletuch mit Doppelfrange [illegible] 118 Cm. lang. Vorrätig: **schwarz, marine, dunkelbronze, dunkelburgund, hellburgund, gelbbraun. M. 7.75.**
In mattblau, elfenbeinweiss und blassgelb. M. 9.50.

Wollene Damen-Capotten.



Nr. [illegible] (Rahmen-Handarbeit) Capotte [illegible] Vorrätig: **weiss, bordeaux, saphir** (husarenblau). **M. 4.50.**

Nr. [illegible] Capotte aus reinwollenem Stoff mit Atlasschleife. Vorrät.: **schwarz, marine, braun, bordeaux, stahlblau. M. 4.50.**

Nr. [illegible] (Rahmen-Handarbeit) [illegible] **Capotte mit kurzen Enden und Atlasschleifen.** Vorrätig: **bordeaux, cardinal, schwarz. M. 5.–**

Chenille-Châles.



Nr. 1121. **Grosskarrirter** (schottisch) **seid. Chenille-Châle mit Frange, sehr effektvoll!** Ohne Frange gemessen ca. [illegible] Cm. lang u. [illegible] Cm. breit. Grundfarben: **dunkelburgund, schwarz, marine, oliv. M. 14.–**

Nr. 1124. **Hochfein, breitgestreift. Chenille-Châle mit Frange.** Plüschartiges Gewebe, **äusserst elegant!** Ohne Frange gemessen ca. [illegible] Cm. lang und 44 Cm. breit. Vorrätig: **grau schattirt** (Katzenfarbig) oder **hell- und dunkelbraun schattirt** (Tigerfellartig). **M. 22.50.**



Nr. 1533. **Elegant. Chenille-Kragen** mit runden Achseln, reich mit **Seide** durchzogen. Vorrätig: **schwarz, bordeaux. M. 11.–**

Nr. 1534. **Schwarzer hocheleg. Chenille-Kragen.** Chenille ist sorgfältig auf **seidener** Schnur gearbeitet. **M. 13.–**

Alles Nähere über **Pelerinen, Capotten** und **Châles** enthält der **Spezial-Katalog** über
Konfektion;
wir versenden denselben unberechnet u. portofrei.

Chenille-Châles.



Nr. 1123. **Hellfarbiger gestreift. Chenille-Châle mit Frange,** besonders für Ball und Gesellschaften zu tragen. Ohne Frange gemessen ca. 1[illegible] Cm. lang und 44 Cm. breit. Vorrätig: **crême und hellblau. M. 20.–**



Nr. 1122. **Einfarbig feiner Chenille-Châle** (schuppenartigen Gewebe) **m. Frange.** Ohne Frange gemessen ca. 130 Cm. lang u. 42 Cm. breit. Vorrätig: **schwarz, marine, dunkelbronze, dunkelburgund, gelbbraun** (tabac). **M. 16.50.**

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Digitized by Google

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Wagner und Liszt.

2 Bände gr. Octav

[illegible]

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Bestes Weihnachtsgeschenk.

Das neueste vollständig vorliegende Conversations-Lexikon.

[illegible]

Fahnen. gestickt u. gemalte, liefert **Franz Reinecke,** Hannover.

Kolossaler [illegible] **Herren** [illegible]

Soeben ist erschienen

Ernste und heitere

Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers

im Feldzug 1870/71.

Von **Karl Tanera,** Hauptmann.

Erste Reihe (2. Aufl.). Zweite Reihe. [illegible]

[illegible]

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen.

Zentral- Bezugsquelle für im Preise ermäßigte Bücherwerke bei **Gustav Fock,** Bücherversandgeschäft, Leipzig, [illegible]

Weihnachts-Lager-Katalog [illegible]

12 schöne Frauen- gestalten [illegible] **Album** herrorr. Schönheit.



[illegible]

Ein Weihnachtsgeschenk!

Aus meiner Dichtermappe.

[illegible]

Elisabet Roberlag

Elegant geb. [illegible]

[illegible]

Breslau, 1887.

Jos. Max & Comp.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege-, Holzmalereiarbeiten, [illegible]

Mey & Widmayers Verlag in München.

Jahres-Neuheit.

FREESIA

köstliche Duft der Freesia-Blume [illegible]

Für Taschentuch, Wäsche, [illegible]

in Flaschen von M. 1.25 und M. 2.—

Jünger & Gebhardt, Berlin.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Einer jungen Dame

eine rechte Herzensfreude zu bereiten, sind folgende prächtige Geschenksbücher vorzüglich geeignet.

In zarte Frauenhand. Ein Album in Wort u. Bild. Aus dem Schatze der Dichtkunst ausgewählt von Dr. Karl Zettel. Mit ca. 200 Holzschnitt-Illustr. und Lichtdruckbildern. 2. Aufl. In Original-Prachtband M. 10.

Des Weibes Glück. Eine Mitgabe auf den Lebensweg für Frauen u. Mädchen von Anny Wothe. Elegant gebunden M. 2.50.

Ich denke Dein. Lieder von Lenz und Liebe, Freud' und Leid. Gesammelt von Dr. K. Zettel. Mit vielen Illustr. von K. E. Kepler u. A. 10. Aufl. Orig.-Prachtband mit Goldschn. M. 3.50.

Lenzesblüten. Erzählungen für die Frauenwelt von Anny Wothe. Mit 8 prachtvollen Lichtdruckbildern. Originalband mit Goldschn. M. 4.50.

Buch der Lieder von Heinrich Heine. Für die Frauenwelt ausgewählt von Clara Braun. Mit 8 Lichtdr. nach Zeichnungen von K. E. Kepler. Diamant-Ausg. Orig.-Prachtbd. mit Goldschn. M. 3.50.

Klassisches Vergißmeinnicht. Gedenkbuch für alle Tage des Jahres. Der Freundschaft, Liebe und Weisheit gewidmet von Clara Braun. Mit Illustr. Orig.-Prachtbd. m. Goldschn. M. 2.

Edelweiß. Für Frauensinn und Frauenherz. Eine Auswahl aus der neuesten Lyrik von Dr. K. Zettel. Mit vielen Illustr. 15. Aufl. Orig.-Prachtbd. m. Goldschn. Oktav-Ausg. M. 5.50. Miniatur-Ausg. M. 3.—.

Heidenröslein. Lieder von Liebeslust und Frühlingsfreud. Gesammelt von Dr. Karl Zettel. Illustriert von K. E. Kepler u. A. 2. Aufl. Original-Prachtbd. mit Goldschn. M. 3.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

ALEXANDER FRHR. von HÜBNER

EIN SPAZIERGANG UM DIE WELT

6. unveränd. Aufl. [illegible] 2 Bde. 1882. 8 Mark.

Soeben erschien im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig:

PAPIER-Schmetterlinge aus JAPAN von C. Netto.

Nach Skizzen des Verfassers illustrirt von Paul Bender.

In Japanpapier broschirt 33 M., in Leder geb. 100 M.

[illegible]

Carl Holl in Stuttgart,

Gold- und Silberwarenfabrik,

Neckarstr. 61.

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung.

Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.

Garantirt silberne Stockgriffe.



Mit echtem Rohr 2 Mark mehr

Nr. 650 M. 20,15. Nr. 778 M. 15,00.

2 Jahre Garantie.



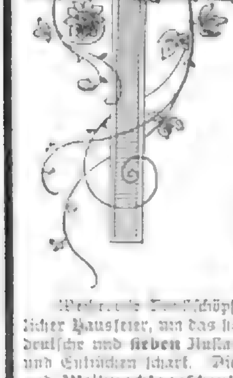
Jede Uhr ist sorgfältig abgezogen.

Nr. 813 Remontoir-Herren-Uhr, Silbergehäuse, Goldränder, 6 Steine, M. 25.—.

Nr. 812 Remontoir-Damen-Uhr, gravirtes Silber[illegible] 10 Steine M. 26,50.

Illustrirter Prachtkatalog gratis und franko.

Im Verlag von C. T. Wiskott in Breslau erschien soeben:



Kommet zu mir!

Festgabe für christliche Familien.

Neue Folge von 13 Bildern aus dem Leben des Heilandes von **Heinrich Hofmann,** [illegible] in Dresden.

In hochleganter Mappe entworfen von Joh. Stauffacher.

Preis 25 Mark

Inhalt:

1. Verkündigung.
2. Die drei Weisen a. d. Morgenlande.
3. Die Flucht nach Aegypten.
4. Jesus und die Samariter.
5. Auferweckung d. Jünglings zu Nain.
6. Die Ehebrecherin vor Christo.
7. Das heilige Abendmahl.
8. Die Verurteilung.
9. Am Kreuze.
10. Zu Grabe getragen.
11. Am Auferstehungsmorgen.
12. Himmelfahrt.
13. [illegible]

[illegible] Schöpfungen voll Hoheit und Schönheitsglanz, ein echtes Sonntagswerk christlicher Hausfeier, um das sich, wie um das verwandte „Gedenke Mein", das in zwei Jahren neun deutsche und sieben Auflagen in fremden Sprachen erlebte, die gesamte christliche Welt in Andacht und Entzücken schart. Dieses überall willkommene Konfirmations-, Firm-, Braut-, Hochzeits- und Weihnachtsgeschenk liegt in allen renommirten Buchhandlungen zur Einsicht aus.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Es ragt in's Meer der Runenstein

Gedicht von Heinrich Heine.

in Musik gesetzt

für eine Singstimme

mit Begleitung des Pianoforte

von

Robert von Hornstein.

Musikbeilage
zu
„Ueber Land und Meer".
Weihnachten 1887.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.



„'s Kripperl". Nach einer Original-Aquarelle von J. R. Wehle.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 11.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Weihnachten 1887.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit postalischer Zulage 3 Mark 50.

Im goldenen Horn.

Weihnachtserzählung

von

Hugo Rosenthal-Bonin.

Mit Originalzeichnungen von Erdmann Wagner.

(Alle Rechte vorbehalten)



Der Winter in Konstantinopel zeigt meist ein sehr unfreundliches Gesicht. Er hat nichts von der Pracht nördlicher Klimate, und die erhabene, tiefe Stille schneebedeckter Felder, weißer Hügel und tief verschneiter Wälder fehlt ihm gänzlich. Er hat den Charakter eines verdorbenen deutschen Frühlings, der sehr oft die Neigung verrät, in einen nassen Winter zurückzufallen — dann gibt es aber auch in dieser Zeit Ruhepunkte, in welchen ein mildblauer Himmel sich über die Residenz der Sultane spannt, die Minarets und Moscheenkuppeln glänzen und funkeln und die Gewässer des Goldenen Horns, das liebliche Himmelsblau schimmernd widerspiegelnd, zu Füßen immergrüner Berge kosend plätschern.

Ein solcher Tag war es um die Mitte des Dezember 188*, als ich, im Lesezimmer des deutschen Klubs in Pera sitzend, einen guten Bekannten, einen jungen Arzt, aus Stettin gebürtig, wieder traf, der längere Zeit für mich wie vom Erdboden verschwunden war, obwohl ich wußte, daß er Konstantinopel nicht verlassen.

Doktor Otto Franzeen war ein interessanter Mensch. Von Gestalt groß und schlank, fielen in seinem rosigen Gesicht ein Paar großer, ruhiger brauner Augen auf, die in überraschendem Gegensatz zu dem hellblonden Haupthaar und dem goldblonden Bart standen. Das Eigentümlichste bei diesem Manne war jedoch eine Art geheimnisvoller Schweigsamkeit und Stille, die sein ganzes Wesen umgab. Er sprach nicht viel, ging fast immer allein, und seine geselligen Beziehungen zu den Deutschen in der Hauptstadt des osmanischen Reiches waren auf das Allernotwendigste beschränkt.

Das war um so seltsamer, da Doktor Franzeen seit einem Jahr in Konstantinopel als praktischer Arzt thätig war und unter den Europäern eine bedeutende Praxis, sozusagen fast ohne sein Zuthun, gewonnen hatte, denn er war in seinen Kuren überaus vom Glück begünstigt — wo er hinkam, floh alsbald die Krankheit und die Gesundheit zog ein, so daß man ein Vertrauen, eine Zuversicht in Bezug auf ihn als Arzt hatte, die an Aberglauben grenzte. Natürlich suchte man den schönen jungen Deutschen, der so begehrt und beliebt war, der so viel Geld verdiente und dem eine so glänzende Zukunft bevorstand, in die Familien zu ziehen, namentlich in solche, wo unverheiratete Töchter vorhanden waren. Es wurden ihm die kunstvollsten und feinsten Schlingen gelegt, und die Töchter von Millionären, deren es in Pera nicht wenige gibt, seufzten ihm gar merklich und vernehmlich zu. Doktor Franzeen erfüllte gegenüber der bunten Gesellschaft hier auf der Grenzscheide zwischen Europa und Asien alle Forderungen des Anstandes und der Höflichkeit auf das korrekteste — sonst aber erlangte kein kluger Vater, keine sorgsame Mutter, kein jovialer



Digitized by Google

Bruder und keine schöne, liebenswürdige, reiche Tochter nur das geringste hierin mehr von ihm. Seine gesellige Pflichterfüllung hatte etwas von dem Mechanismus, unausweichbaren Formen zu genügen.

Diese Art des Mannes verdoppelte das allgemeine Bestreben, ihn fesseln zu wollen, und erhöhte den geheimnisvollen Reiz seiner Erscheinung, erweckte aber auch zugleich die Neugierde und rief unbestimmte Verdachte wach, die dahin führten, seinem Thun und Treiben nachzuspähen.

Lange Zeit hindurch erwiesen all diese Beobachtungen sich als vergebliches Bemühen; der junge Doktor Franzeen schien absolut nur seinem ärztlichen Beruf und seinen einsamen Spaziergängen zu leben — da brachte die Schlauheit und Energie einer levantinischen Bankierstochter, die in den blonden Arzt leidenschaftlich verliebt war, heraus, daß Doktor Franzeen das Haus einer jungen jüdischen Witwe, welche ganz zurückgezogen lebte, bevorzugte und sogar in diesem Winter schon mehrere lange Abende dort zugebracht hatte.

In der europäischen Kolonie in Pera bleibt eine derartige Entdeckung keine zwei Stunden Geheimnis, und dieser Fall erregte Sensation.

Die jüdische Witwe, eine eingewanderte Brüsselerin, Frau Flora Levien, besaß ein großes Vermögen, war auffallend schön, wurde jedoch von der Mehrzahl der Europäer beinahe gehaßt, weil sie außerordentlich gebildet war, gelehrte Studien trieb und vornehm sich von der Peraer Gesellschaft abgeschlossen hatte. Wer diese tonangebende Gesellschaft hier, in welcher die Levantiner herrschen, kennt, deren Charakter, mit Brillanten und Geld behangene Seichtheit, Roheit und Unbildung symbolisiren könnte, wird das von einer Dame wie Frau Levien begreiflich finden; das Gros der Kolonie dieses Stadtteils jedoch bezichtigte Frau Flora Levien des Dünkels und Hochmuts, man hielt sie für überspannt, denn die Dame trieb Astronomie und hatte sich eine kleine Sternwarte auf ihrer Villa erbauen lassen. Alles zog sich mit Ostentation von ihr zurück und vergalt ihre Zurückhaltung mit Spott und Nichtachtung — und zu dieser Frau allein ging der vielumworbene junge Mann, hier brachte er sogar Abende zu. Das vermehrte den Zorn gegen die Witwe und erhöhte die seltsam stimulirende Anziehungskraft, welche die ganze Persönlichkeit des schönen jungen Arztes namentlich in Familien ausübte.

Nun gab man sich alle erdenkliche Mühe, seine Anspielungen auf den interessanten Doktor loszuschießen; entweder verstand er aber diese gar nicht, oder er setzte diesen Pfeilen die größte Gleichgiltigkeit und Ruhe entgegen. Keine Faser seines blühenden, rosigen Gesichts zuckte, und nicht die Spur einer Erregung oder eines Begreifens dessen, was man andeutete, kam in seine braunen Augen; er machte seine Kranken- und Höflichkeitsbesuche still verbindlich, stets das Zweckmäßige und Erforderliche thuend — teilnahmsvoll und peinlich gewissenhaft bei seinen Patienten, elegant kühl und formell bei den übrigen Gelegenheiten, genau so wie bisher.

Das war mir über diesen Landsmann bekannt geworden, bevor ich ihn kennen lernte. Ich erblickte ihn zuerst im Lesezimmer in Pera, wo er ab und zu sich einfand, und wir kamen ins Gespräch.

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte er mich.

Ich bejahte.

„Es ist sonderbar,“ fuhr er, nachdem einige konventionelle Worte gewechselt, fort, „daß die Leute hier einen bevormunden wie ein kleines Kind. Jeden meiner Schritte will man mir lenken und mich absolut zur Glückseligkeit nach ihrem Sinn und ihrer Meinung führen.“

„Ich habe das für meine Person noch nicht erfahren,“ hielt ich dagegen, „um mich bekümmert sich kein Mensch.“

„Das wird auch noch kommen, Sie sind wahrscheinlich noch nicht lange genug hier und haben vielleicht kein Amt, keinen im Orte wurzelnden Beruf.“

„Das trifft zu,“ antwortete ich.

„Ich bin mit Spionen umgeben,“ sprach er seufzend weiter, „Mütter, Töchter, Tanten — man belauert mich Tag und Nacht, und ich glaube, die Kolonie führt Buch über all meine Besuche. Ich lebe gern allein, unbeachtet, still für mich, nach meinen Neigungen, und das will man mir hier nicht gestatten. Da sind die Türken doch anders,“ fuhr er nach einigen Sekunden fort, „die nehmen meine Dienste in Anspruch, und wenn ich aus dem Haus bin, bin ich für sie tot.“

„Also haben Sie auch Praxis bei den Mohammedanern?“ fragte ich einigermaßen erstaunt, weil mir bekannt war, daß europäische Aerzte nur ausnahmsweise in türkische Familien kommen und dann gewöhnlich nur ganz alte Heilkünstler und solche, die in Konstantinopel seit vielen Jahren ansässig und verheiratet sind.

„Ja,“ erwiderte er, „ich komme fast mehr zu Türken als zu Europäern. Meine Praxis wächst bei jenen.“

Es schien mir also, daß das gleiche abergläubische Vertrauen auf seine Kunst bei der mohammedanischen Bevölkerung wie bei den Europäern Fuß faßte.

„Gewiß eine einträgliche Praxis?“ äußerte ich.

„Sehr, aber schwierig,“ gab er in seiner gewissermaßen einsilbigen Sprechweise zurück; „die Frauen soll ich immer vom Schleier verdeckt behandeln, und das ist unmöglich. Ich erkläre rundweg, dann keine Hilfe leisten zu können, und das hilft oft. Unter Ach und Weh wird der Schleier vom Gesicht genommen, und was er verbirgt, bliebe in den meisten Fällen besser bedeckt.“

„Meist — aber doch nicht immer?“ fiel ich ein.

„Nein, nicht immer,“ ließ er nachdenklich fallen; „die größte Schönheit hier sah ich jedoch unverschleiert — es war eine Sklavin,“ fügte er hinzu, und in seine Augen kam ein eigentümliches Leuchten und Strahlen. Er sah gedankenvoll vor sich nieder, und seine schlanke, nervöse Hand spielte erregt mit einem Falzbein, das zum Aufschneiden der Zeitungsblätter diente. Sein Gesichtsausdruck war mit einemmal ein so eigener geworden, daß ich große Begierde empfand, mehr von jener Sklavin zu erfahren. Er verfiel jedoch von diesem Moment an wieder in seine gewöhnliche, seltsam sinnende Schweigsamkeit zurück. Alle Versuche, die ich machte, weiteres von ihm zu erfahren, mißlangen, er schien beinahe durch meine Wißbegierde verstimmt zu werden, denn er warf mir einen scharfen, prüfenden Blick seiner sonst so stillen, ruhigen Augen zu, erhob sich, grüßte ziemlich förmlich und verließ das Lokal.

Seit dieser ersten Begegnung waren Wochen vergangen, ohne daß ich den auffallenden Mann wieder gesehen. Dann traf ich ihn noch einigemale, ich hütete mich, Fragen an ihn zu stellen oder den Wunsch zu zeigen, irgend etwas von ihm erfahren zu wollen, was er mir nicht freiwillig mitteilte, und allmälich waren wir gute Bekannte geworden. Er fing sogar an, freundschaftliche Gefühle für mich zu zeigen, sich näher an mich anzuschließen, meine Gesellschaft zu suchen, weswegen ich von allen Damen, jungen und alten, stark beneidet wurde und unendlich viele Examina zu bestehen hatte — denn alles glaubte, ich wäre nun aufs sorgfältigste in die Geheimnisse eingeweiht, welche diesen Mann zu umgeben schienen, und jede wollte nun alles von mir wissen.

Ich selbst aber wußte eigentlich gar nichts über meinen Freund.

Mir war nur bekannt, daß er Arzt in Berlin gewesen, ein Duell gehabt, seinen Gegner, einen Offizier, schwer verwundet hatte und darauf erst nach Griechenland, nach Athen, und dann hieher gegangen sei, wo er jetzt etwas über ein Jahr sich aufhielt. Davon hütete ich mich jedoch, den klatschsüchtigen Leuten dieses Stadtteils irgendwelche Mitteilung zu machen; noch mehr, darüber ein Wort verlauten zu lassen, daß ich auch die vielgeschmähte Witwe kennen gelernt.

Das war folgendermaßen zugegangen.

Doktor Franzeen fragte mich eines Tages, ob ich nicht wüßte, wo hier etwa ein Spinoza in deutscher Uebersetzung aufzutreiben sei. Ich hatte gerade zufällig den Band, die Ethik, welchen er suchte, bei mir und gab das Buch dem Freunde; nach einigen Tagen eröffnete er mir, daß jenes Buch für eine Dame, die es lesen möchte, bestimmt gewesen, für eine feingebildete jüdische Witwe, welche nun meine Bekanntschaft zu machen wünschte und ihm aufgetragen habe, an einem der nächsten Abende mich bei ihr einzuführen.

Mich hatte alles, was ich von dieser Dame erfahren, in hohem Grade interessirt, und man kann sich daher vorstellen, wie gern ich dieser Einladung Folge leistete.

Ich fand in dem mit feinstem Geschmack, aber dennoch einfach mit einer gewissen farblosen Strenge nach pompejanischem Stil ausgestatteten Heim eine wunderschön gewachsene Dame mit geistvollem Gesicht und großen schwarzen Augen, die klar, dunkel, feurig und tief eine seltsame Bezauberungskraft besaßen.

Ich muß sagen, daß ich vor diesen Augen erschrak und mir das Herz sonderbar bebte. Was lag alles in diesen Augen — was sprach alles aus ihnen — was erzählten sie für Dinge von Freude und Leid, von Entsagung und Leidenschaft, von Hingebung und Strenge, von Wildheit und schmelzender Sanftmut, und vor allem, welch ein gewaltiger, kühner, durchdringender Geist leuchtete aus ihnen!

Ich beneidete meinen Freund, indem ich zugleich für ihn fürchtete, denn dies war ein Wesen, das mir des Außerordentlichsten fähig vorkam, eine Frau, welche das holdeste Glück, aber auch den Tod über den Mann bringen kann, der in ihren Zauberbann fällt und ihr Herz zu Thaten wachruft.

Die Dame begrüßte mich einfach und herzlich. Wir sprachen über alles Mögliche, und ich bewunderte das tiefe Wissen dieser Frau und ihr Konversationstalent, und dabei verleugnete sie nie das Weib.

„Ich hasse die Blaustrümpfe,“ äußerte sie unter anderem, „die nur lernen, um mit Wissen zu prunken. Ich habe einen unstillbaren Drang nach Erkenntnis, ich will mir klar werden über die Erscheinungen des Lebens, und dazu brauche ich Wissenschaft und Kunst als Material. Mein vergangenes Leben, das glänzende Oede und Einsamkeit war, und meine gegenwärtige Lage bestärkten diesen Hang bei mir — ich darf wohl sagen, sie haben ihn eigentlich erst hervorgerufen. Was soll ich sonst auch anfangen, womit meine Zeit ausfüllen? Ich habe für nichts zu sorgen, ich lebe isolirt von allen Menschen — vielleicht nicht ganz ohne mein Verschulden. Wäre ich ein Weib, das geliebt würde und wieder liebte, so würde ich wahrscheinlich nur für meinen Mann als Gattin und Hausfrau leben, den schönsten, edelsten und höchsten Beruf des Weibes,“ und bei diesen Worten warf sie einen schnellen, sehnsüchtig glühenden Blick auf meinen Freund, der rot wurde und wie verlegen vor sich niedersah.

Nur zu schnell fand dieser Besuch sein Ende.

Ich schied mit dem Gefühl der Bewunderung von dieser außergewöhnlichen Frau und das Verhältnis meines Freundes zu jener fing an mein Herz zu bedrücken.

Sie liebte ihn — aber er?

Schweigend ging er an jenem Abend von ihr fort, er schien in tiefe, schwere Gedanken versunken, während wir den Weg zur Stadt einschlugen und an den leise murmelnden Wellen des Bosporus, die, matt vom Sternenschimmer beleuchtet, hier und da auf den Quai hinaufzuschlagen versuchten, entlang wanderten; sein jugendschönes, männlich edles Gesicht zeigte einen düstern, beinahe zornigen Ausdruck — wem galt der Zorn?

Nach diesem Abend war er dann plötzlich, wie das mitunter seine Art war, wie vom Erdboden verschwunden; ich traf ihn nirgends, auch bei der Witwe hatte er sich nicht sehen lassen. Diese gab mir zwar auf meine Erkundigungen nach dem Freunde mit ruhiger Stimme und sorgloser Betonung Antwort, ihr Gesicht schien mir jedoch bleicher als gewöhnlich, ihre Augen zeigten dunkle Schatten, ihre Züge hatten den Ausdruck des Leidens.

Länger als einen Monat konnte ich des Freundes nicht habhaft werden. Er mußte eine wunderbare Geschicklichkeit besitzen, mir auszuweichen, denn seine Krankenbesuche stattete er regelmäßig ab, aber es gelang mir, ungeachtet aller Mühe, die ich mir gab, nicht, ihm auf der Straße oder an den Orten, wo er sonst zu verkehren pflegte, zu begegnen.

Dagegen schwirrten allerhand Gerüchte über ihn in der Luft, so vornehmlich, daß er das Haus der Paschawitwe E. häufig aufsuchte und um eine der Sklavinnen dort sich bewarb.

Das Institut der Sklaverei und vor allem der Sklavenhandel in Konstantinopel ist offiziell aufgehoben — in Wirklichkeit besteht er noch heute so wie vor hundert Jahren, nur ist er aus der Oeffentlichkeit verbannt, und das hat seinen guten Grund, denn der türkische Haushalt kann ohne Sklavinnen nicht bestehen.

Keine türkische Frau, kein türkisches Mädchen, das für sittsam gelten will, darf vor einem Manne

unverschleiert erscheinen — der Hausherr selbst muß, wenn er sein Haus betritt, sein „Desdar!“ (Hütet euch!) rufen, damit alle etwa anwesenden weiblichen Personen, welche nicht seine Frauen und Töchter sind, hinter der Umhüllung sich vor ihm verbergen und entfliehen können. Derartig verschleierte Wesen können jedoch die Hausgeschäfte nicht versehen, und somit bleibt nur die Sklavin übrig, die Nichtmohammedanerin, welche eine Sache ist und unverschleiert vor jedem Mann erscheinen darf. Wird sie zur Frau erhoben, umhüllt sie sofort der Schleier, und für sie gelten dieselben Vorschriften wie für die anderen.

Christliche Dienerschaft nimmt der Türke teils aus religiösen, teils aus sozialen Gründen nicht in seinem Hause auf — die mohammedanischen Frauen der armen Klassen sind aus den oben erwähnten Ursachen im Haushalt nicht zu brauchen — und der Hausherr kauft Sklavinnen. Es gibt deren mancherlei, gewöhnliche, die von Unternehmern als Kinder gekauft und zu Dienstboten erzogen werden, und andere, welche man Luxussklavinnen nennen könnte.

Mit Heranbildung der letzteren beschäftigen sich meist die Witwen, oft auch die Frauen hoher Staatsbeamten — aus Spekulation. Diese kaufen die Kinder von kaukasischen Volksstämmen und zahlen oft hohe Preise für ein fünfjähriges, schönes, intelligent aussehendes Mädchen, bilden diese Kinder sorgfältig aus, lassen sie Sprachen, Musik, Tanzen und auch Künste, falls sie dazu Talent zeigen, lernen und verkaufen nun diese jungen Mädchen an reiche, vornehme Familien, in welchen dann diese sittsamen, vortrefflich erzogenen, körperlich und geistig aufs schönste entwickelten Mädchen eine ganz eigentümliche Stellung einnehmen. Diese Sklavinnen bedienen bei vornehmen Besuchen, unterhalten die Gäste und sind ein Luxus, der ungefähr die Bedeutung hat, wie in den Salons bei unseren Reichen die kostbaren Gemälde berühmter Meister. Solch eine Sklavin ist unter zwanzigtausend Franken nicht zu haben. Oft heiraten diese durchgängig ungemein intelligenten jungen Damen hochgestellte Personen, und nicht wenige sind schon Mütter von Sultanen gewesen. — Frau Pascha E. hatte nun ein derartiges Spekulationserziehungsinstitut, und Doktor Otto Franzeen war wirklich Arzt in ihrem Hause. Das war auffallend, jedoch bei einer Typhusepidemie, von welcher die fünf Zöglinge dieser Dame schwer befallen worden, rettete er alle.



Seit dieser Zeit hatte die türkische Dame ein unbegrenztes Zutrauen zu dem deutschen Doktor, und er besuchte als Hausarzt regelmäßig das sonst nur den vornehmsten Käufern sich öffnende Haus.

Das war Wahrheit und mir bekannt; das Gerücht machte mich stutzig.

Weshalb verbarg er sich vor mir, aus welchen Gründen mied er die schöne Witwe, von der er sicher wußte, daß sie ihn liebte, deren Hand er einzig und allein vor allen übrigen in Pera frequentirte, zu welcher er, wie mir das sein Benehmen deutlich gezeigt, in mehr als nur oberflächlich gesellschaftlichem Verhältnis stand?

Diese Erwägungen gaben mir zu denken. In einem Punkte jedoch mußte das Gerücht Falsches behaupten. Eine Sklavin umwerben kann man nicht. Es ist eine Unmöglichkeit, daß solch ein Mädchen etwa ihrer Neigung folgen könnte, denn dasselbe ist Eigentum der Erzieherin; es ist ferner unausführbar, daß jemand solch eine Person ohne weiteres etwa zur Frau begehren und entführen könnte, denn die Behörden würden ohne Zaudern der Besitzerin beistehen, den Dieb zu verfolgen, ihm den Raub abnehmen, und ist es ein Europäer, bei dem eine gerichtliche Bestrafung unliebsame Verwicklung hervorrufen dürfte, wird der Uebelthäter ganz sicher recht unheimlich schnell spurlos verschwinden und nie wieder zum Vorschein kommen — das weiß jedes Kind in Konstantinopel. Also von Umwerben der Sklavin konnte keine Rede sein. Es gab in diesem Fall nur ein Mittel — nämlich sie zu kaufen und, da ein Europäer keine Sklavin halten darf und als Geliebte solch ein Wesen in sein Haus zu nehmen bei den eigentümlichen Verhältnissen in Konstantinopel absolut nicht angeht, sie zu heiraten. Mein Freund war ohne Vermögen; er hatte in dem einen Jahre hier sich noch kein Kapital sammeln können, das war mir bekannt. Wie konnte er also mit dem Gedanken sich tragen, solch ein Vorhaben ausführen zu wollen? Allerdings war Doktor Franzeen ein unberechenbarer Mensch, das wußte ich wohl, jedoch unsinnig war er nicht. Er hatte bei allem, was er unternahm, stets ein klares, erreichbares Ziel vor Augen — und dennoch beunruhigte mich sein Verhalten in den letzten Wochen, gerade wenn ich es mit dem Gerücht in Verbindung brachte.

Eines Tages — ich las eben im deutschen Klubzimmer meine Heimatszeitung — legte sich eine Hand auf meine Schulter, und wie ich aufschaue, erblicke ich plötzlich den so lange Verschwundenen neben mir.

Er schien mir hager geworden und seine Haltung weniger elastisch, der Ausdruck seiner Augen jedoch frappirte mich — es glühte ein düsteres Feuer in ihnen, und das gab dem so eigentümlich nordisch rosigen Gesicht einen unheimlichen Anstrich.

Fragen durfte man ihn nicht, diese Erfahrung hatte ich gemacht, deshalb unterdrückte ich jedes Forschen nach der Ursache seines Zurückziehens, ich stellte mich sogar durch sein Erscheinen gar nicht überrascht und wartete ab, was er nun sagen würde.

„Wollen wir einen Spaziergang machen?“ forderte er mich in etwas hastigem Ton auf.

Ich erklärte mich dazu bereit, wir gingen hinunter und nahmen den Weg nach der alten Brücke. Einige Zeit wandelte er schweigsam neben mir her, und ich folgte seinem Beispiel. Plötzlich stieß er erregt hervor:

„Sie sind ja in der Finanzwelt hier bekannt, wissen Sie jemand, der mir etwa fünfzehntausend Franken leiht — auf ein Jahr?“ fügte er hinzu.

„Ich habe so viel leider nicht zur Verfügung,“ gestand ich.

„Ich habe auch nicht im entferntesten daran gedacht, Sie in Anspruch nehmen zu wollen. Ich möchte die Summe bei einem Geldmann als Geschäft gegen die üblichen Zinsen aufnehmen,“ eröffnete er mir weiter.

„Also ist das Gerücht doch wahr?“ konnte ich nicht umhin, zu sagen.

„Welches Gerücht?“ fuhr er erregt heraus.

„Daß Sie in eine Sklavin verliebt sind.“

„Und wenn das wäre?“ sprach er, starr zur Erde sehend.

„Ich dachte, Ihr Sinnen und Trachten zielte anderswohin!“

„Ich hatte mich getäuscht,“ erwiderte er, ohne aufzublicken. „Ich war geblendet durch den Geist, die Originalität, die Tiefe und die Bedeutung der Dame — ich war gefesselt durch ihre Seele. Jetzt aber hat eine große Leidenschaft mich ergriffen, den ganzen Menschen in mir — das ist die wahre Liebe, ich bin mir selbst entrissen durch ein jugendfrisches, holdseliges Geschöpf, ganz Gefühl, ganz Naivität, geläuterte Ursprünglichkeit, fein erzogene Natur, ein Wesen wie eine Maiblume, die Personifikation der Jugend, der Frühling mit all seinen geistigen und materiellen Reizen.“

„Eben diese Sklavin?“

„Ja, der feinsten Klasse eine, wie sie hier bei vornehmen Damen erzogen werden.“

„Ein Zögling der Paschawitwe E.?“

„Derselben,“ bestätigte er.

„Sie möchten dies Mädchen loskaufen?“

„Das beabsichtige ich.“

„Und sie zur Frau nehmen?“

„Natürlich!“ antwortete er schnell.

„Sind Sie denn auch der Neigung des Mädchens gewiß?“ frug ich.

„Ich glaube dieselbe in ihren Augen zu lesen — sprechen darüber konnte ich ja unter den seltsamen Verhältnissen noch nicht mit ihr. Sie schlägt stets die Augen nieder, wenn ich sie anrede, indes die anderen mich ruhig ansehen, sie errötet, wenn ich komme, und ihr Atem geht schnell und gepreßt, sie zittert, wenn ich, um ihren Puls zu fühlen, ihre Hand ergreife, und sie ist stets die erste, welche ich erblicke, sobald ich die Wohnung betrete, und über ihr stilles, feines Gesicht fliegt ein Schimmer des Lichtes, nur vergleichbar einem Frühlingssonnenstrahl über einem Blumengarten. War ich jedoch längere Zeit nicht dort und besuche ihre Herrin, so lebt sie wahrhaft auf — das habe ich bemerkt.“

„Haben Sie sich denn mit der Frau Levien auseinandergesetzt?“ fühlte ich mich veranlaßt einzuwerfen.

„Das ist mir unmöglich!“ stieß er erregt hervor. „Was soll ich ihr sagen — was kann ich sagen? Wir sind ja so gut wie versprochen. Sie ist eine außerordentliche Frau, auffallend schön, begütert, hochgebildet — aber ein gewisses Etwas fehlte ihr stets, sie hat mich nie so bezaubert, so hingerissen, so völlig in einen süßen Taumel all meines Fühlens, meines ganzen Wesens hineingezogen, wie dies stille, jugendliche Geschöpf, das ich sehe, wo ich auch bin, an das zu denken, von dem zu träumen ich Tag und Nacht nicht unterlassen kann, das mein ganzes

Digitized by Google



Maria und das Jesuskind. Gemälde von B. E. Murillo im königlichen Museum im Haag.
Nach einer Holzgraphie von A. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Grosser in Leipzig).

Digitized by Google



Weihnachten in der Wiener Hofburg. Originalzeichnung von W. Gause.

Digitized by Google

Sein in Besitz genommen hat. Bei jener Dame hatte ich stets noch Ueberlegung, hier bin ich völlig willenlos."

„Aber als ehrenhafter Mann sind Sie jener Dame doch Aufklärungen schuldig," erinnerte ich.

„Ich fürchte mich wahrhaft vor ihr," erwiderte mein Freund, „ich wage gar nicht an den Blick zu denken, mit dem sie mich ansieht, wenn ich mit solcher Eröffnung vor sie trete. Es ist ein Blick, der mich vernichtet, der mich erschrecken macht vor mir selbst. Ich kenne sie, sie legt den höchsten Maßstab an alles. Außerdem ist es ja noch nicht so weit. Ich habe das Geld nicht und kann bis dahin gar nichts unternehmen. Wozu soll ich schon jetzt diese Entscheidung herbeiführen? Ich möchte ihr den Kummer so lange wie möglich ersparen — denn sie verdient das nicht um mich, sie hat mich vor mir selbst errettet, aus den finstersten Tiefen seelischen Elends liebevoll, klug und sanft wieder hervorgehoben zum Licht des Lebens, des beglückenden Wirkens und Schaffens. Ich verdanke ihr, was ich jetzt bin — und nun soll ich hingehen und meiner Retterin den geringen Lohn vorenthalten, von dem sie glückselig zu träumen angefangen. Das vermag ich nicht. Es ist entsetzlich!"

„So reißen Sie sich von jenem Mädchen los, fliehen Sie jede Begegnung mit ihr, raffen Sie sich auf. Ein Mann kann das, muß das können — das höchste Gebot ist die Pflicht, und eine solche scheint hier Sie zu rufen," ermahnte ich.

„Ich habe mir das auch gesagt. Es nützt alles nichts!" stieß er dumpf hervor.

„Nun, so machen Sie ein Ende; gehen Sie muntig zu Frau Levien und gestehen Sie ihr die Wahrheit."

„Ich kann das nicht!" stöhnte er.

„Also schreiben Sie ihr wenigstens, das ist immer das Auskunftsmittel der Schwachen," riet ich.

„Das wäre mir zu niedrig, das vermag ich noch weniger über mich zu bringen."

„So werden Sie zu Grunde gehen und vielleicht zwei gute, edle Wesen mit sich in den Abgrund ziehen," sprach ich und trennte mich ziemlich verstimmt von einem Menschen, den ich in solchem Schwanken, in solcher Haltlosigkeit, so ganz entwurzelt von einer Leidenschaft erkannte.

Einige Tage nach dieser Unterredung erhielt ich von Frau Flora Levien ein Briefchen, das in der für die seltsame Frau charakteristischen Weise folgendermaßen lautete:

„Geehrter Herr!

„Ich bedarf eines Freundschaftsdienstes; ich habe niemand sonst, an den ich mich wenden kann. Ihr Wesen, Ihr Gesicht flößt mir den Mut ein, Sie in dieser Sache anzurufen. Würden Sie die Freundlichkeit haben, in nächster Zeit auf einige Minuten bei mir vorzusprechen. Es hofft auf Ihre Ritterlichkeit Flora Levien."

Ich zögerte keine Minute, den Wunsch der Dame zu erfüllen, nahm einen Wagen und fuhr sofort zur Villa hinaus.

Ich fand die schöne Witwe noch bleicher als das letztemal, und ihre Augen hatten etwas Starres, beinahe Abwesendes — es war, als ob sie gar nichts mehr in der Gegenwart, in der Nähe, sondern in einer weiten, weiten Ferne sähe.

„Staunen Sie nicht," begann die Dame, nachdem sie sich für meine Bereitwilligkeit und mein schnelles Kommen bedankt, „wenn ich etwas Seltsames von Ihnen verlange. Wäre es etwas Gewöhnliches, hätte ich mich nicht an Sie gewandt. Sie sind der einzige Freund von Doktor Franzeen, vielleicht sein Vertrauter — dann wissen Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann. Sie sind ja auch mir dann ein lieber Vertrauter — ich nehme das so an, und in dieser Eigenschaft bitte ich Sie um einen Dienst. Nun," raffte sie sich plötzlich wie gewaltsam auf, und ihre Stimme wurde beklommen, fast atemlos, „bitte, gehen Sie zu Frau Pascha E., sagen Sie dort, Sie kämen im Auftrag von W.-Pascha — hier ist eine Karte von ihm — Sie wünschten Tenzilé zu sehen. Sie sind ein Menschenkenner, das weiß ich. Betrachten Sie das Mädchen genau und berichten Sie mir dann, wie es aussieht und was Sie von ihm denken. Ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen," schloß sie, mühsam die Worte über die Lippen bringend, „ich möchte nur wissen, wie das Mädchen aussieht, und habe nicht den Mut und die Kraft, vor sie zu treten."

Ich erschrak bei diesem Auftrag heftig. Also sie wußte alles. Was bezweckte sie aber mit dieser Mission? Wollte sie ihre Gegnerin kennen lernen? Was nützte ihr das? Gedachte sie Vergleiche anzustellen zwischen jener und sich selbst, wollte sie erfahren, ob jene Sklavin sie so weit übertraf, daß jeder Kampf vergeblich wäre, und knüpfte sie, falls das Gegenteil sich herausstellte, die Hoffnung daran, daß der durch irgendwelche Aeußerlichkeiten Verblendete seinen Irrtum einsehen und zu ihr zurückkehren würde? Doch die Dame hatte gar nicht die Art zu solchem Handeln und solcherlei Denken. Was beabsichtigte sie nun mit diesem seltsamen Auftrag? Für gewöhnliche Neugier war diese Frau zu tief angelegt — dem widersprach die Erzrissenheit und Erregtheit, als sie mich mit ihrem Wunsche bekannt machte — doch sie war ein Weib, und möglicherweise bestimmten alle diese Motive zusammen ihr Handeln.

Solche Gedanken kreuzten sich in meinem Gehirn, während sie zu mir sprach.

„Ich werde versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen," antwortete ich. „Das ist nicht so ganz leicht," fügte ich hinzu, „denn wir können nie ohne Subjektivität jemand so beschreiben, daß ein anderes diese Person sieht, wie sie wirklich ist."

„Sie sind ein Mann und ein Künstler," gab sie darauf zurück, „ich werde von Ihnen die Wahrheit erfahren. Bei einer Frau, und wenn sie die größte Menschenkennerin und Künstlerin von der Welt wäre, würde ich hier Bedenken tragen. Wesen unseres Geschlechtes beurteilen nur Männer richtig — wenigstens was die Wirkung . . ." Sie schien noch etwas sagen zu wollen, brach aber ab. „Ich kann mich auf Sie verlassen," schloß sie hastig, kurz.

Von widerstreitenden Gefühlen bewegt, begab ich mich in die Stadt zurück, zu den mohammedanischen Quartieren.

Das Haus der Frau Pascha E. fand ich östlich vom Atmeidan in einer der schmalen Seitenstraßen, die sich von diesem Platz bergauf und bergab ziehen; es unterschied sich in nichts von den übrigen Türkenhäusern — dieselben unregelmäßig angebrachten, holzvergitterten Fenster und die gleiche mit großen Eisennägeln beschlagene, rot angestrichene Eichenthür mit Klopfer. Ich ließ diesen erschallen, und nach einiger Zeit ging die Pforte auf. Ich trat in einen kleinen Vorflur, der in der Mitte durch ein von der Decke bis zum Boden reichendes Holzgitter abgesperrt war. Hinter diesem Holzgitter stand eine schwarze Dienerin und fragte nach meinem Begehr.

Ich brachte mein Anliegen vor.

Die Dienerin verschwand und kam mit einer zweiten wieder, dann erschien eine dritte und schließlich eine ältliche Französin, die in allem das Aussehen einer Gouvernante zeigte.

Es gab ein langes Parlamentiren, die vier Abgesandtinnen kamen und gingen; endlich erschien eine europäisch gekleidete Dame mit geldem türkischem Gesicht und schwarzen, scharfen Augen an dem Gitter, schaute zwischen den Stäben hindurch mich sorgfältig prüfend an, hörte meine Aussprache des Namens W.-Paschas, besah die türkischen Worte, welche auf die Karte geschrieben waren, und zog sich zurück, indem sie einer der Schwarzen ein paar mir unverständliche Worte zuflüsterte.

Das Holzgitter öffnete sich, die alte Negerin winkte mir, zu folgen, und ging mir voran, eine schmale, finstere Steintreppe hinauf. Ich tastete mich die Treppe empor und stand wieder vor einem Holzgitter; das öffnete die Negerin mit einem Schlüssel, den sie an einer Stahlkette um den Hals trug, und über einen mit blauen und roten Fliesen an Wänden, Decke und Fußboden sonderbar dekorirten, dämmerig hellen Gang gelangte ich, immer meiner Führerin nachgehend, in ein großes Zimmer, das wiederum ganz dunkel war.

Die Negerin schritt an das Fenster, zog eine schwere Holzklappe auf, wodurch Licht einfiel, und forderte mich durch eine Geberde auf, hier zu warten.

Ich hatte jetzt Muße, mich in dem großen Raum umzusehen. Er machte den Eindruck der Kahlheit. Das Gemach war mit bläulicher Oelfarbe angestrichen, und auf diesem Grunde waren in regelmäßigen Abständen bunte Paradiesvögel, die sich auf einem Stück Rosenkette wiegten, gemalt. An den Wänden hingen einige Oelfarbendrucke, Bildnisse des Sultans, des Kaisers von Deutschland und des österreichischen Kaisers; drei ganz moderne Pariser Sofas, ein großer Konzertflügel und eine von der Decke herabhängende große, bunt bemalte Papierlaterne vervollständigten die Möblirung des Zimmers.

Die türkische Dame erschien wieder, begleitet von der Französin, und stellte sich mir als Frau Pascha E. vor. Die Frau sprach schlecht französisch, und die Gouvernante sollte wohl die Dolmetscherin machen.

Ich unterrichtete Frau E. davon, daß ich ziemlich gut türkisch sprechen konnte. Sie lächelte freundlich, sah mich mit ihren schwarzen Kohlenaugen noch genauer an und wies auf ein ihr gegenüberstehendes Sofa.

Ich folgte der Einladung und nahm Platz.

„Sie wünschen Tenzilé zu sehen?" begann die Paschawitwe.

„Im Auftrage," beeilte ich mich zu sagen.

„Pascha W. wünscht, daß Sie sie malen für eine europäische Dame, welche sich für das angezeichnete Mädchen interessirt."

Ich war ein wenig verblüfft über die mir so ganz unvermutet zuerteilte Künstlereigenschaft — ich bin Bildhauer — fand mich aber schnell in diese Situation und sagte:

„Ich glaube, daß es sich so verhält."

„Nun, W.-Pascha," fuhr die Türkin fort, „steht mit mir wegen Tenzilé, die er seit ihrer Kindheit kennt, in Unterhandlung — er ist, wie Sie wissen, sparsam, die Summe für Erstattung der Erziehungskosten scheint ihm zu groß — er kann sich nicht entschließen. Es ist ganz ungebräuchlich bei uns," erläuterte mir die Türkin weiter, „eine junge Dame, wenn das Bild nicht für die allerhöchste Person, den Sultan, bestimmt ist, zu malen. Ich will indes für Pascha W. und seine Klientin eine Ausnahme machen — Sie sollen Tenzilé malen dürfen, jedoch kann ich nicht gestatten, daß Sie mehr als zweimal und nur auf kurze Zeit dies unser Haus betreten."

Sie gab der Französin einen Wink, diese verließ das Zimmer und kehrte bald darauf mit einem türkisch gekleideten jungen Mädchen zurück, das auf mich sofort einen märchenhaften Eindruck machte.

„Das ist Tenzilé," stellte die Paschawitwe mir die junge Dame vor.

Das Mädchen war die Lieblichkeit selbst, die Verkörperung anmutigster Jugendschönheit, sie hatte etwas Rührendes und die Sinne Bezauberndes zugleich, eine schlanke, zierliche und doch volle Gestalt, wie nur ein antik griechischer Bildhauer die eben erblühte holdeste Jugend als weibliches Wesen darstellen kann. Das wellig krause goldblonde Haar, träumerische, große schwarze Augen, die fein gebogene, sanft sich senkende Nase, das leise gelblich angehauchte Gesicht mit dem vollen, süßen Mund vervollständigten den eigentümlich fremdartigen Zauber ihrer Erscheinung. Ich begriff vollkommen, daß mein Freund von diesem Kind einer südlichen Sonne — das Mädchen stammte von der persischen Grenze — berauscht werden konnte.

Die Sklavin warf mir einen sanften, stillen, ernsten Blick aus ihren großen dunklen Augen zu.

„Der Herr soll Dich malen, Töchterchen," erklärte die Paschawitwe meine Anwesenheit.

Tenzilé verbeugte sich graziös, und ein Lieblicher Erröten lief über ihr Gesicht.

„Ich bin nicht sehr schön," begann sie darauf in gutem Französisch, „ich habe ein gelbes Gesicht — meine Freundinnen Serbé und Dariè sind weiß und viel hübscher."

Ihre Stimme war wunderbar biegsam und süß und drang wie Musik zum Herzen.

„Der Herr hat den Auftrag, Dich für eine fränkische Dame zu malen, Tenzilé," erklärte die Witwe. „Er wird nur zweimal kommen, und deshalb mußt Du Dich recht still verhalten," fügte sie hinzu.

Tenzilé senkte zustimmend das Haupt.

„Es wird Sie nicht lange belästigen," richtete ich jetzt an das schöne Geschöpf das Wort, „ich werde heute nur eine flüchtige Skizze aufnehmen — jedoch es ist notwendig, daß ich mich mit der jungen Dame unterhalte," wandte ich mich nun an ihre Herrin, „denn dadurch offenbart sich uns die Seele, welche doch aus dem Gesicht sprechen muß, und ich bitte um die Erlaubnis hiezu."

„Tenzilé kann sich wohl unterhalten," bejahte die türkische Dame mit einigem Stolze meinen Wunsch.

Ich zog nun mein Notizbuch heraus, das mir zum Skizzenbuch dienen mußte, fixirte mit leichten

ilmrissen die Züge des Mädchens und sprach dabei über mancherlei mit ihr.

Sie bewies einen scharfen Verstand, nicht ungewöhnliche Kenntnisse, ganz nach der Art junger, in Klöstern erzogener, feiner Französinnen, und ein kindlich liebevolles Herz.

Mich betrachtete sie neugierig und nachdenklich; ihr sinnender, ernster, unschuldsvoller Blick verursachte mir ein wehmütiges, fast schmerzliches Gefühl — zu lange konnte ich diese „Sitzung" nicht ausdehnen.

Ich schied mit großer Teilnahme von diesem Mädchen, das, ein Geschöpf Gottes wie wir, doch nur eine Sache war, die über ihr Geschick gar nichts zu entscheiden und dem Willen anderer unweigerlich zu gehorchen hatte.

Ich zeigte der Frau Levien, welche ihrer Miene nach mich unruhevoll gespannt erwartete, die Skizze und berichtete ihr, was ich gesehen, erfahren, gefühlt und gedacht hatte, so ruhig, leidenschaftslos und objektiv wie möglich.

Sie blieb bei dem Berichte stumm, ergriff aber dann plötzlich meine Hand, neigte sich darüber und küßte sie, bevor ich es verhindern konnte — es brannten heiße Thränen darauf, als ich sie erschreckt zurückzog — dann hielt sie ihr Taschentuch vor das Gesicht und eilte aus dem Zimmer. Schweren Herzens verließ ich die Villa und wanderte nach Hause zurück. „Das gibt ein trauriges Weihnachtsfest," sagte ich zu mir, „morgen ist heiliger Abend. Was soll aus diesem Wirrnis werden? Die arme Frau leidet schrecklich. Wie muß sie den Mann lieben, daß sie sich mir gegenüber, der ihr fast ein Fremder ist, so benimmt? Sie muß unsäglich unglücklich sein. Was wird mein Freund Franzeen anstellen? Es dürfte lange dauern, bis er das Mädchen loskaufen kann — jeden Tag kann ihm jemand zuvorkommen. Liebt sie ihn wirklich — weiß dies kindliche Geschöpf etwas von Liebe, von wahrer, tiefer, echter Liebe? Wird diese Persern solche, wie wir Deutsche sie empfinden, jemals fühlen? Wird er, falls er sein Ziel erreicht, glücklich mit diesem Wesen werden?" Ich konnte mich der Zweifel bei diesen Fragen, die mich während des langen Heimganges bedrückten, nicht erwehren. „Das wird ein bänglicher, trauriger Weihnachtsabend morgen sein," setzte ich mein Sinnen fort. „Könnte ich nur einem von ihnen zum Troste dienen," überlegte ich weiter; „die Witwe muß ich ihrem Schmerz überlassen, der ist heilig, den darf kein Unberufener stören; aber Franzeen wird mich gern als Kameraden morgen empfangen — vielleicht kann ich sein verirrtes Gemüt, seinen leidenschaftumnebelten Geist klären, vielleicht die Bezauberung von ihm lösen." Man trägt sich gern mit Hoffnungen, wenn das Herz voll sehnlicher Wünsche ist.

Ich lenkte meine Schritte dem Hause meines Freundes zu — er war ausgegangen, er hatte seine Wohnung erst vor wenigen Minuten verlassen. Ich fand aber dort ein für mich bestimmtes Billet, das mir gerade gebracht werden sollte — der Inhalt desselben kam meinen Absichten und Plänen entgegen.

„Lieber Freund," schrieb mir Doktor Franzeen, „ich fühle mich sehr einsam. Morgen haben wir Weihnachten; ich weiß, Sie sind morgen abend gleichfalls in keiner Familie; wollen wir zwei Verlassene morgen in meinem Hause den heiligen Abend zusammen verbringen? Ich erwarte Sie, wenn ich keine abschlägige Antwort bekomme."

Der vierundzwanzigste Dezember kündigte sich als ein milder Tag an, der Himmel war zwar verschleiert, aber durch die Dunsthülle leuchtete ein sanftes Sonnenlicht, das allem eine ahnungsvolle, träumerisch schlummernde Stimmung verlieh, den kuppelgekrönten Häusern der großen Stadt, wie den mattgrünen Bergen und den leise wogenden Wassern.

Es wurde Abend — der Schleier am Firmament löste sich in rosa Wolken auf, durch welche ein zart blaugrauer Himmel hell leuchtete, die Stadt war mit Rosenglut übergossen, das Meer schimmerte gleißend golden, und die Berge waren in stillen, tiefvioletten Duft getaucht.

Nach einem Spaziergang am Hafenquai entlang, wo die deutschen und englischen Schiffe zur Feier des heutigen Abends und wohl auch zur Erinnerung an die Heimat kleine Seefichten an die Masten und Segelstangen befestigt hatten — Tannen gibt es hier nicht — begab ich mich zur Wohnung meines Freundes.

Ich traf ihn am Klavier und hörte noch eben die letzten Klänge einer Beethovenschen Sonate verrauschen — er war ein brillanter Spieler. Nun sprang er auf und begrüßte mich — ganz gegen seine sonstige Art — leidenschaftlich und aufgeregt.



„Wenn ich das nicht hätte," dabei deutete er auf die Noten, „wäre ich schon längst vom Verstand gekommen!" rief er tief aufatmend aus.

Ich bat ihn, weiter zu spielen.

„Nichts da," wies er ab; „wir wollen jetzt von der Heimat unserer Kinderjahre sprechen und sozusagen in ein kühlendes, läuterndes Bad tauchen — von dem Eis und Schnee, von der leuchtenden Stille der heiligen Winternacht draußen auf den Feldern und dem fröhlichen Lichterglanz in den Zimmern — das scheint mir wie eine glückselige, märchenverklärte Insel, zu der ich bisher noch immer glaubte einmal zurückkehren zu können, die ich aber jetzt für ewig verloren. Ich weiß nicht, warum mir das mit einemmal so vorkommt — aber es ist so."

„Das ist der Widerschein Ihrer unglückseligen Stimmung," flocht ich ein.

„Nein, es ist mehr — es ist wie ein Riß, der durch mein Inneres gegangen und der mich vom Glück scheidet."

„Weil Sie von Flora Levien geschieden," ließ ich leise vernehmen.

„Weil ich fühle, daß ich gegen diese Dame unverantwortlich handle und mich einem tropischen Glück zuwende — vielleicht," entgegnete er halb sinnend, halb fragend.

„Es ist noch nicht zu spät, umzukehren und diesen Fehler wieder gut zu machen," warf ich ein.

„Ich kann mich von dem Traum der Sehnsucht nach jenem Mädchen nicht losreißen," äußerte er darauf, schwer atmend. „Es ist nur ein Traum, das sehe ich ein — denn ich werde diese Summe in kurzer Zeit nicht aufbringen können, und ich habe erfahren, von der Frau Pascha E. selbst, daß verschiedene Große der Stadt, so auch W.-Pascha, um das Mädchen sich bewerben. Sie wird mir genommen, mein Wünschen und Hoffen ist vergeblich — und doch kann ich davon nicht lassen. Glauben Sie übrigens," fuhr er beinahe schmerzlich fort, „daß mich jene Dame als reuigen Sünder aufnehmen würde? Da kennen Sie ihren Charakter schlecht, der ist rein, lauter und strahlend wie Diamant, aber in ethischen Fragen hart wie dieser Edelstein."

„Die Dame liebt Sie," machte ich geltend, „tief, mit der ganzen Kraft ihrer edlen, feurigen Seele."

„Um so weniger wird sie ihrer Ansicht nach sich so erniedrigen," hielt er dagegen.

„Glauben Sie mit jenem Mädchen glücklich zu werden?" fragte ich jetzt unwillkürlich in ernstem, gewichtigem Ton.

„Ob für ewig, das weiß ich nicht. Es würde jedoch ein fast erdrückendes Glück für Jahre sein, und solche Jahre zählen hundertfach," gab er leidenschaftlich zurück. „Das größte Glück zählt überhaupt nicht nach Jahren; es sind ja eigentlich nur Momente, ein fortdauerndes Glück würde töten."

„Ein ruhiges, dauerndes Glück nicht; ein Glück, das basirt ist in diesem Fall auf die unvergänglichen Güter des Herzens, der Gesinnung, des Geistes, bleibt auch, wenn alle Reize der Schönheit und Jugend verschwunden."

„Da haben Sie recht," erwiderte er, „aber wir diskutiren hier über einen theoretischen Fall, wir ziehen hier eine Fee in Betracht, die mir entweicht, sobald ich die Hände nach ihr ausstrecken will, wie eine Fata Morgana, die mir vorgaukelt. Ich werde dies Mädchen nie mein eigen nennen können — und habe ein edles Herz verloren."

Es war während dieses Gespräches dunkel geworden, ohne daß wir es bemerkt hatten.

Mir war es vorgekommen, als hätte ich einen Wagen am Hause vorfahren gehört und Schritte im Vorzimmer. Dann war es wieder still geworden.

Mein Freund ging eben zum Schreibtisch, um Licht anzuzünden, als die Thür sich auftat und heller Lichtschein in das Zimmer fiel. War es ein Märchen, was uns jetzt erschien, täuschte uns unsere erregte Phantasie, träumten wir bei offenen Augen?

Durch die sich öffnende Thür trat, ein kleines amerikanisches Tannenbäumchen, das mit brennenden Lichtern geschmückt war, in der Hand tragend, Lenzilé; in der andern hielt sie einen Brief.

Ich war vom Sessel aufgesprungen, und der Doktor Franzeen stand da, die Augen weit aufgerissen, bleich, zitternd und die Hände wie abwehrend gegen die Gestalt gewendet.

„Ich soll diesen Brief an den Herrn Doktor abgeben," sprach das Mädchen.

Franzeen stand noch immer stumm, und fassungslos, er starrte wie geistesabwesend auf die Erscheinung und schien gar nichts zu hören von dem, was sie sagte.

Da trat eine ältliche Frau, in welcher ich die Beschließerin der Frau Levien erkannte, hinter dem

Digitized by Google



Engelständchen. Gemälde von Theodor Mintrop.

Digitized by Google



Zur Weihnachtsandacht. Originalzeichnung von R. Gampenrieder.

Mädchen hervor, nahm diesem den Brief ab und legte ihn mit den Worten: „Von meiner Herrin für den Herrn Doktor!“ in Franzeens Hand.

Der besah das Schreiben und öffnete es langsam wie im Traum. Er las es lange Zeit — er schien nicht zu begreifen, was darin stand. Er las es wieder und wieder. Sein bleich gewordenes Gesicht rötete sich, in seinen Augen erschien wieder Licht, er sank plötzlich auf einen Stuhl, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte laut.

Das schöne Mädchen mit dem Tannenbaum warf erschreckte Blicke auf den seltsamen Mann und zitterte heftig.

Ich glaubte keine Indiskretion zu begehen, indem ich den Brief aufnahm und las. Das Schreiben war von Frau Levien.

„Herzgeliebter Freund“ — begann es — „ich habe erfahren, daß Sie Ihr Lebensglück wo anders zu erblicken glauben als bei mir. Mein Lebensziel ist Ihr Glück, und deshalb habe ich für Sie dies Mädchen losgekauft, das Ihnen diese Botschaft bringen soll an dem heutigen Abend, damit Sie bei der Wiederkehr des Festes stets daran denken mögen, daß ich Sie wahr, tief, aufrichtig geliebt habe, Ihr Glück mir höher steht als das meine. Ich habe überwunden. Mein einziger Wunsch ist, daß Sie dies holde Geschöpf glücklich machen und bei Ihrer Wahl glücklich gewesen sein mögen. Tenzilé“ — schloß der Brief — „wird mit meiner Dienerin, nachdem Sie diese Zeilen Ihnen überbracht, wieder zu ihrer bisherigen Herrin zurückkehren und dort im Hause so lange als Ihre Braut bleiben, bis Sie die nötigen Formalitäten für die Verehelichung getroffen haben.“

Während ich das Schreiben las, hatte Doktor Franzeen sich erhoben und trat jetzt ruhig und gefaßt vor die schöne Sklavin.

„Sie haben Kenntnis von dem, was in diesem Briefe steht?“ richtete er sanft an sie die Frage.

„Ja, Herr,“ antwortete das Mädchen, die Augen nicht erhebend, aber wieder das Gesicht mit dem holden Rot übergossen.

„Sie sind zufrieden mit der Bestimmung, welche die europäische Dame über Sie getroffen?“

„Es ist meine Pflicht, zu gehorchen,“ antwortete Tenzilé zitternd.

„Folgen Sie dieser Pflicht mit Liebe, mit Ihrem Herzen?“ fragte Doktor Franzeen weiter.

Tenzilé erhob die Augen einen Augenblick ruhig und voll zu ihm.

„Weshalb sollte ich nicht?“ sprach sie. „Ich werde Ihnen eine getreue Dienerin sein,“ fügte sie sanft hinzu.

„Nicht Dienerin, sondern mein Weib sollen Sie werden. Wissen Sie das?“

„Das ist mir gesagt worden,“ kam es über ihre vollen, feinen Lippen.

„Und jubelt Ihr Herz nicht dabei,“ forschte Doktor Franzeen, „empfinden Sie nicht ein unsagbares Glück darüber?“

„Es freut mich,“ antwortete das Mädchen.

„Und wenn Sie einem andern Mann gehören müßten, wären Sie darüber unglücklich?“ setzte der junge Arzt dieses seltsame Verhör fort.

„Dann würde ich ihm dienen, wie das meine Bestimmung ist.“

„Freudig?“

„Ja, Herr!“

„Sie glauben also nicht unglücklich zu werden, wenn Sie mir nicht angehörten?“

Tenzilé lächelte.

„Ich würde in Ihnen gern meinen Herrn sehen.“

„Nicht unglücklich, traurig, trostlos sich fühlen im andern Fall?“ beharrte der junge Mann.

„Nein!“ lächelte Tenzilé.

Die Unterhaltung war türkisch geführt worden.

Jetzt wandte sich mein Freund zu mir.

„Der Traum ist vorbei,“ sprach er deutsch, „ich glaube mich geliebt; das Mädchen gehört einer andern Welt an, als in der wir leben. Sie ist ein schönes Bild, ein schönes Spielzeug, kein Weib für uns Germanen. Hat der Brief und die Handlung der Frau Levien mir schon die Augen darüber geöffnet, was ein edles Weib ist, wessen diese Frau fähig, was für eine Art Liebe sie für mich hegt, so zerrissen die eben verflossenen Minuten jeden Schleier vor meinen Augen, den Phantasie, Leidenschaft und Glut der Sinne gewoben. Ich will hingehen und mich der Frau, Verzeihung erflehend, zu Füßen werfen, sie hat mich zum zweitenmal gerettet.“

„Frau Josepha,“ wandte er sich darauf an die ältliche Begleiterin des Mädchens, „gehen Sie heim zu ihrer Herrin, führen Sie dieses schöne Kind zu ihr zurück und sagen Sie ihr, daß ich in wenigen Minuten kommen werde, um ihr meinen Dank auszusprechen.“

Freundlich lächelnd nahm Tenzilé Abschied und verschwand mit der Dienerin — unser Zimmer versank wieder in Dunkel.

„Sie entschuldigen mich,“ sprach Doktor Franzeen jetzt zu mir.

„Eilen Sie, eilen Sie,“ trieb ich, „jede Minute, die Sie früher in der Villa draußen eintreffen, ist ein kostbares Geschenk auch für mich! Ich werde den Abend herrlich feiern, indem ich mir das Glück ausmale, welches nun in jenem lichtvollen Hause herrschen wird.“

„Ich will versuchen, Verzeihung zu erlangen,“ kam aus seinem Munde.



„Ich weiß es, daß Sie diese finden werden.“

Im Dunkeln schieden wir mit einem langen, vielsagenden Händedruck von einander, und ich begab mich in meine Wohnung.

Ich mochte wohl eine Stunde zu Hause gewesen sein, da hörte ich einen Wagen unten halten, und wenige Minuten später stand der kleine, graukörpige armautische Diener der Frau Levien vor mir und überbrachte mir die Einladung, doch so schnell wie möglich nach der Villa hinaus zu kommen und mich des mitgesandten Wagens zu bedienen.

Ich eilte zum Wagen hinab, daß mir der Alte kaum zu folgen vermochte.

Als ich in das Wohngemach trat, fand ich Frau Levien und Doktor Franzeen Hand in Hand stehend, und aus ihren Augen sprach eine Glückseligkeit, wie sie nur solche Momente zu geben im stande sind und die im Leben wohl nicht zum zweitenmal bei dem gleichen Menschenpaar einkehrt. Auf einem Seitentische brannte der kleine Tannenbaum, den Tenzilé getragen.

Das junge Mädchen war schon zu ihrer bisherigen Herrin zurückgebracht.

Wie die Versöhnung sich zugetragen, habe ich nie genau erfahren. Doktor Franzeen deutete mir nur an, daß er fast dasselbe zu ihr gesagt wie in seinem Zimmer zu mir — denn das war alles, was er in dem Moment denken konnte.

Als er ins Zimmer der Dame trat und mit einem: „Vergib mir, vergib, ich habe einen Haschischtraum geträumt — ich bin jetzt erwacht und sehe nur Dich allein auf der Welt!“ sei Frau Levien fast ohnmächtig geworden und habe besinnungslos in seinen Armen gelegen, endlich habe sie die Augen groß aufgeschlagen, ihn tief, ernst angesehen und leise, langsam die Arme um seinen Hals geschlungen und ihre Lippen auf die seinen gedrückt.

•

Am folgenden Tag erfuhr die Paschawitwe, daß Tenzilé noch bei ihr bleiben müßte, bis weitere Bestimmungen in Betreff des Mädchens getroffen wären.

Kurze Zeit darauf meldete sich W.-Pascha bei Frau Levien und sprach den Wunsch aus, Tenzilé in sein Haus aufzunehmen.

„Nur wenn das Mädchen sich dazu gern bereit erklärt,“ stellte Frau Levien die Bedingung.

Frau Levien fuhr zu der Witwe E. und trug dem Mädchen das Anliegen W.-Paschas vor.

Tenzilé war mit Freuden bereit, in das Haus des reichen, vornehmen Mannes überzusiedeln, was noch an demselben Abend geschah.

So endeten meine Weihnachten in Konstantinopel.

Weihnachten in der Wiener Hofburg.

(Schluß aus dem Buch Seite 232.)

Was den Wiener Hof der Bevölkerung so nahe bringt, was ihm die Herzen aller Oesterreicher gewonnen, das ist sein warmes Gefühl für alles, was das Volk freudig oder leidvoll bewegt; sein reges Interesse an bedeutungsvollen Festen, wie seine innige, werkthätige Teilnahme, wenn es die durch Mißgeschick hervorgerufene Not zu lindern gilt. Daß sich der Hof von keinem der jährlich wiederkehrenden, in jeder Familie gefeierten Feste ausschließt, daß er manche der Kirchenfeste, wie Ostern, das Fronleichnamsfest, dann das Dreikönigsfest im Prater öffentlich begeht, das knüpft die Bande enger, durch welche die Bevölkerung an ihn geschlossen wird, die ihrerseits an allen Ereignissen, welche die kaiserliche Familie betreffen, den aufrichtigsten Anteil kundgibt. Wenn die hohen Herrschertugenden des Kaisers Franz Joseph I. allenthalben Bewunderung erregen, so wirken die vielen edlen Züge seines Herzens mächtig auf das empfängliche Gemüt des Oesterreichers. Als Monarch wie als Familienvater steht der Kaiser als leuchtendes Vorbild da. Die Mußestunden, die ihm nach Erfüllung der mit größter Pflichttreue versehenen Regierungsgeschäfte übrig bleiben, widmet er der Seinen, in deren Kreise er ein menschlich schönes, reines Glück findet. In diesem engsten Kreise wird auch nach guter alter Familiensitte schon lange das Weihnachtsfest bei Hofe begangen. Wie in dem bescheidenen Heim des Bürgers, so wird es auch im prächtigen Kaiserpalaste jederzeit vorzugsweise als ein frohes Kinderfest angesehen, und der Tannenbaum mit seinen immergrünen Zweigen und seinem würzigen Harzduft darf hierbei in der Hofburg so wenig fehlen, wie in der ärmlichsten Hütte. Noch bis vor wenigen Jahren, bevor das jüngste der kaiserlichen Kinder, Erzherzogin Marie Valerie, zur Jungfrau erblüht war, erstrahlte der Christbaum mit seinem bunten Flitterstaat hauptsächlich für die nächsten Sprossen des erlauchten Herrscherpaares. Seitdem aber ein liebliches Enkelkind, die Tochter des Kronprinzen und der Kronprinzessin, dem Familienkreise zugewachsen ist, da ist wohl der Christbaum zunächst der Erzherzogin Elisabeth oder, wie man sie in der Hofburg zu nennen pflegt, der „kleinen Frau“, gewidmet. Uebrigens hat der 24. Dezember für den Wiener Hof eine doppelt festliche Bedeutung, da er gleichzeitig der Geburtstag der Kaiserin ist. Ob sich nun die kaiserliche Familie zu jener Zeit auf dem ungarischen Schlosse zu Gödöllö, in der Residenzstadt Budapest oder in der Hauptstadt Oesterreichs befinden mag, so wird der Weihnachtsabend doch stets in gleich feierlicher Weise begangen. Schon unter Tags werden die prächtigen Tannenbäume in einem Zimmer der Kaiserin aufgestellt und mit den feinsten Erzeugnissen der Hofzuckerbäckerei und allerhand geschmackvollen Nippsachen behangen. Ringsum stehen gedeckte Tafeln, auf denen die Geschenke für die Mitglieder der kaiserlichen Familie aufgerichtet sind. Jedes der letzteren hat seinen eigenen Platz, und jegliche Gabe trägt den Namen des Spenders. Dem hohen Kunstsinne des Kaisers entsprechend, pflegen Werke der heimischen Kunst den größten Raum auf jenen Gabentische einzunehmen; dabei fehlt es

Digitized by Google

oder auch nicht an eigenen Arbeiten, mit denen die kaiserlichen Kinder ihre erlauchten Eltern bedenken, sei es eine weibliche Handarbeit, eine Zeichnung, oder eine schriftstellerische Arbeit aus der Feder des Kronprinzen. Auf dem Tische des Kronprinzen dürfte es auch nicht an Jagdgerät und Feuerwaffen fehlen, während wertvolle neue Erscheinungen vom Büchermarkte auf dem Tische der Erzherzogin Marie Valerie, die gleich ihrer kaiserlichen Mutter eine große Vorliebe für Poesie und Literatur hegt, eine stets willkommene Gabe bilden dürften. Musik und Malerei sind die Künste, welche die Kronprinzessin pflegt; sie bieten hinreichende Anhaltspunkte zu sinnigen Geschenken. Auch Porträtphotographien, gewählte Wiener Bronze- und Ledergalanteriewaren, wertvolle Schmuckgegenstände machen einen Teil der Weihnachtsbescherung aus. Die „kleine Frau“ aber wird mit zierlichen Puppen und feinen Spielsachen aller Art bedacht, und die kindliche Freude der kleinen Prinzessin macht das Entzücken der erlauchten Eltern und Großeltern aus. Der Kaiser hat seine Enkelin auch zu wiederholten Malen mit größeren Geschenken überrascht, über die sie lebhaft ihr Vergnügen äußerte. So beschenkte er sie einmal mit einem prächtigen Ponywagen, den sie bei ihren Spazierfahrten nach dem Prater benützt, und ein anderesmal mit einer kleinen bespannten Eselsequipage, in der sie im Parke zu Laxenburg herumkutschiert wird, wo das Kronprinzenpaar seine Sommerresidenz zu nehmen pflegt.*) Die Weihnachtsgeschenke werden von den Spendern einige Tage vor dem Feste selbst ausgewählt, und zu diesem Behufe schicken verschiedene der Hoflieferanten eine Anzahl von Gegenständen in die Burg, wo dieselben in den Apartements aufgestellt und von den hohen Spendern besichtigt werden. Auch der Christbaum und das ganze Arrangement desselben wird noch vor dem Weihnachtsabend von der Kaiserin einer prüfenden Besichtigung unterzogen. Die Christbaumfeier, bei der jedes Hofzeremoniell ausgeschlossen ist und die einen vollständig intimen Charakter an sich trägt, wird um 7 Uhr abends nach dem Diner abgehalten, welches um 6 Uhr in den Appartements der Kaiserin eingenommen zu werden pflegt. Außer den Majestäten und dem Kronprinzenpaare, der Erzherzogin Marie Valerie und der kleinen Erzherzogin Elisabeth wohnen der Bescherung nur der Obersthofmeister der Kaiserin Baron Nopcsa und die Hofdamen derselben bei. Nach Verlauf einer Stunde ist das schöne Familienfest beendet. Im Schlosse zu Gödöllö wird überdies in einem andern Saale ein Christbaum für die Kinder der Ortsbevölkerung aufgerichtet, welche von den allerhöchsten Herrschaften mit süßem Backwerk und allerhand nützlichen Gegenständen reichlich beschenkt werden, wozu noch jedes Kind ein Beutelchen mit 30 Silberstücken zu erhalten pflegt. Die Beteiligung dieser überglücklichen Schuljugend hat Erzherzogin Marie Valerie unter ihre besondere Obhut genommen, welche gleich allen Mitgliedern des Kaiserhauses jede Gelegenheit wahrnimmt, die edle Tugend des Wohlthuns zu üben. So erbat sie sich auch nach dem Ringtheaterbrande von ihren erlauchten Eltern die Erlaubnis, sich eines durch diese Katastrophe verwaisten kleinen Mädchens annehmen zu dürfen, dessen Erziehung sie auf eigene Kosten bestreiten läßt und selbst überwacht und das auch am Christabend von der hochherzigen Gönnerin bedacht wird. Die Einführung der schönen Sitte des Christbaumes am Wiener Hofe datiert erst nach der Zeit des Wiener Kongresses von 1815 und wurde von weiland der Mutter Erzherzog Albrechts und Gemahlin des Siegers von Aspern, Erzherzog Karls, der Erzherzogin Henriette Alexandrine, einer Nassau-Weilburgischen Prinzessin, daselbst eingeführt.

Curt von Zelau.

*) Vergl. „Ueber Land und Meer“ Jahrgang 1886/87, Heft 15 (Nr. 30).

Das Engelständchen.

(Hiezu das Bild Seite 236.)

Zu den eigenartigsten Künstlern, die Deutschland hervorgebracht hat, zählt ohne Frage Theodor Mintrop. Man kann über seine Bedeutung streiten, über seine Schöpfungen verschiedenartiger Ansicht sein, aber nicht verkennen läßt sich, daß er innerhalb der Düsseldorfer Schule, der er seinem Bildungsgange und seinem Wirken nach angehört, doch wieder eine ganz besondere Stellung einnimmt. Unverkennbar hängt diese Sonderstellung mit seiner ländlichen Abkunft, dem verhältnismäßig späten Erwachen seines thatkräftigen Kunsttriebes und seinen autodidaktischen Anfängen zusammen, Merkmale, die sich in ähnlicher Weise auch bei Carstens bemerkbar machen, mit dem Mintrop in der That die meiste künstlerische Verwandtschaft zeigt. Es ist ihm von seiner schlichten Kindheitserziehung eine gewisse Befangenheit, man könnte da und dort beinahe sagen „Unbeholfenheit“ zurückgeblieben, aber eine solche Unbeholfenheit, die dazu angethan ist, ihn in seiner Art besonders liebenswert zu machen. Ist sie doch in ihren Grundlagen gleichbedeutend mit dem Verzicht auf jede gekünstelte Berechnung, mit dem unbefangenen Schöpfen aus frischester Quelle. Dieser Zug verleiht namentlich seinen Kompositionen religiösen Charakters eine rührende Naivität, nach der neben ihm Hunderte vergeblich ringen und die heute noch auf den verschiedensten Wegen gesucht wird, nur zu häufig ohne gefunden zu werden. Sie ist eben eine Gottesgabe, die niemand sich aneignen kann, dem sie nicht als köstliche Frucht einer von der Blässe des modernen Gedankens unangekränkelten Erziehung von selbst in den Schoß gefallen. Wo könnte nun eine solche Naivität besser am Platze sein, als bei einem Bilde wie unserem Engelständchen, wo jeder Zug kindliche Unschuld atmet? Dieser Charakter, verbunden mit dem Eindruck aufrichtigster Frömmigkeit und Andacht ist es, der dieser wie ähnlichen Mintropschen Schöpfungen ihren unvergänglichen Reiz verleiht.

—sch.

Weihnachten unter der Erde.

Nach einer Sage

(Hiezu das Bild Seite 245.)

Im Tann am roten Berge,
Im alten Wasgenwald,
Seit Alters hausen Zwerge
Am Quell im Felsenspalt.

Einsiedel lag am Quelle
Erblaßt im Morgenschein;
Sie fanden in der Zelle
Das heil'ge Buch im Schrein.

Sie schleppten in die Tiefen
Den wundersamen Fund:
Die heil'gen Hieroglyphen
Macht Windal ihnen kund,

Der Zwergenahn, der weise,
Des Zauberringes Hort:
Sie lauschen stumm im Kreise
Dem neuen Lebenswort. —

Und schwebt auf Engelsschwingen
Herab die Wundernacht,
Dann tönt ein lieblich Singen
Empor aus Kluft und Schacht.

Dann funkeln lichte Tännlein
Herauf aus dunklem Spalt.
Dann feiern auch die Männlein
Weihnacht im Wurzelwald.

Die ew'ge Liebeskunde
Der gotterlösten Welt
Ertönt im Erdengrunde
Wie hoch am Sternenzelt.

Es singen's Wald und Meere,
Es klingt durchs Felsgestein
„Gott in der Höh' soll Ehre
Und Fried' auf Erden sein!“

Julius Lohmeyer.

Torre del Greco, die Korallenstadt.

(Hiezu das Bild Seite 241.)

Es ist recht schön! Für die tausende von Reisenden welche alljährlich ihren hastigen Rundtanz um den parthenopeischen Golf ausführen, existirt die interessante Stadt Torre del Greco nur als Eisenbahnstation, an welcher der Zug auf der Fahrt von Neapel nach dem vielumworbenen Pompeji oder nach Castellammare zwei Minuten lang hält. Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata: die ganze reizende, in warme südländische Farben getauchte, formenreiche vesuvianische Küste wird in einer Stunde durcheilt.

Mitte Wegs liegt Torre del Greco. Man steckt den Kopf zum Fenster hinaus und sieht zur Rechten einen schwarzsandigen Strand, von dunklen Blöcken übersät, deren viele weit ins tiefblaue Meer hineingeschoben sind. Diese Blöcke sind Lavablöcke, sie drängen sich zu dichten, starken Wällen zusammen, deren Ränder der bizarre Feigenkaktus krönt, bilden eine breite, festgeschlossene Masse, und auf dieser Masse liegt eine Stadt, das heißt ein wunderlicher Wirrwarr von möglichen und unmöglichen Häusern, maurischen, pompejanischen, italienischen und neapolitanischen Baustils, über- und durcheinandergewürfelt, die flachen Kuppeldächer von einigen Türmen überragt. Weiter nach links hinauf hebt die weinumrankende Campagna sich empor, höher und höher bis zum Vesuv, der im dunkelblauen Wolkengewande, ein immer drohender Titan, über die Dächer der Stadt, in die Straßen und krummen engen Gäßchen hereinblickt.

Wann er zu toben beginnt, wer kann es wissen? Aber da ist das rettende Meer; es drängt seinen vollen Busen bis dicht an die ersten Häuser heran, und auf seinen Wogen und auf dem schwarzen Strande davor liegen viele hunderte von Barken und Booten, von Feluken und Schaluppen, die meisten mit hochaufgezogenen dunkelbraunen Segeln, und um die Fahrzeuge her regt sich geschäftig ein robust gesundes, lebefrohes und gewandt-bewegliches Schiffer- und Fischervolk, welches den Berg da droben nicht scheut, da ihm das Meer gehört.

Wer derzeit vom Waggonfenster aus auf die altertümliche, halbzerbröckelte und zerbröckelnde Stadt hinabschaut, der sieht es ihr nicht an, was alles sie im Laufe der Jahrhunderte gelitten, vornehmlich durch jenen vulkanischen Nachbar gelitten und — welche Reichtümer trotzdem in ihr lagern.

Torre del Greco ist wirklich eine reiche, eine sehr reiche Stadt, nur daß seine Millionäre keine Luxusvillen bauen, keine Luxusgespanne anschaffen und keinen Kleiderluxus treiben, sondern in meist recht freudenleeren Häusern wohnen, in Hemdärmeln ihre Maccaroni essen und auf zweiräderigem Karren oder auf der Pferdebahn nach Neapel kommen.

Torre del Greco ist durch seine Korallenfischerei, durch die Korallenindustrie reich geworden: was Vulkan der Stadt genommen, das hat ihr noch immer Neptun doppelt und dreifach wiedergegeben. Die eigenartigen breitplumpen Fahrzeuge, die wir am Strande liegen sehen, kenntlich an dem turbanähnlichen bunten Aufsatz am Vorderteil und an einer eigenartigen, kurbelähnlichen Weckvorrichtung in der Mitte des Decks, sind Korallenboote und deren Besitzer die Herren der Stadt, gegen 600, eine Flotte!

Im Frühling, wenn das Meer nach den winterlichen Stürmen auszuschlafen beginnt, werden diese Fahrzeuge bemannt mit den Corallari und Fischern — Männern, Jünglingen und Knaben — die wir heute, die verschossene rote Wollenmütze tief über die Ohren gezogen, ihre Pfeife rauchend, vor den kleinen, von Feigenbäumen und Oleandern umschatteten Hüttenhäusern sitzen sehen. Dann geht's hinaus (ein schönes neapolitanisches Lied besingt diesen Abschied) an die ferne, unwirtliche Küste der Berberei, in die öden Gewässer südlich von Sizilien, an die felsigen Gestade Sardiniens. Dort, in geheimnisvollen Meergärten, wächst die Koralle, und sechs Monate, sechs lange an den entsetzlichsten Entbehrungen reiche Monate, durchwühlen die schweigenden Männer rastlos den Grund nach diesem vielbegehrten Edelschmucke und liefern im Herbst ihre Beute an die harrenden Herren ab.

Dieses Rohmaterial kommt in der Stadt Torre selbst zur Verarbeitung, und hunderte von Familien, bis zum jüngsten Sprößling herab, sind bei diesem Werke beschäftigt. Feinere Arbeiten, aus der sardinischen und sizilischen Koralle liefert nur Neapel (Luigi Caialla, Rocco Marabito, Piscione und andere); die gröbere und billigere Fabrikarbeit geht aus den Händen der Torresen hervor und ist bestimmt, die braunen Schönheiten Indiens und die Bauernmädchen Polens und Rußlands zu schmücken. Kann man in Neapel einen einzigen Cameo mit 5000 Franken, einen kompleten Schmuck mit 12,000 bezahlen, so bekommt man in Torre für 5 Mark schon genug, um ein halbes Dutzend Landmädchen glücklich zu machen: 5 Halsketten, beispielsweise für eine Mark.

Die Menge bringt es hier, und hunderttausende und Millionen fließen zurück in die Kassen und Kisten und Geldkörbe der torresischen Unternehmer.

So lebt Torre behäbig gesicherte Tage, so lange es dem Vesuv nicht einfällt, den 12,000 Kindern seines Vetters Neptun wieder einmal einen kleinen Streich zu spielen.

Diese kleinen wurden aber oft zu Hauptstreichen, so im Jahre 1631, wo er zwei Dritteile der Stadt auffraß und das Stadtgebiet so mit Lava überzog, daß die neu aufzubauenden Häuser in dieses feste Gestein gegründet werden mußten. Nicht besser ging's im Jahre 1737, dann 1794, zuletzt am 8. Dezember 1861, und ein Zeuge dafür, wie der Boden der Stadt höher und höher geschraubt ward, ist der auf der Piazza stehende Turm: einst vier Stockwerke hoch, ragt er nur noch mit zwei über dem Pflaster empor.

Elfmal ist der vernichtende Sturm über Torre hinweggebraust; jedesmal, wenn sie ihre Geschichte in einem neuen Buche von vorn zu schreiben begann, verbrannte dieses, und so kennt sie ihre Geschichte nicht oder nur sehr fragmentarisch.

Im Altertum soll hier die Stadt Oplontis oder Salinä Herkulis gestanden haben, auch sie fiel dem Vesuv zur Beute. Dann lag hier ein Ort Sola, dann ein Turm Torre Ottava. Ueber den jetzigen Namen „Turm des Griechen“ vermutet man, daß er von jener Torre herstammt, die zum Schutze gegen die griechischen Seeräuber errichtet ward, oder daß Friedrich II., dem das nahe Castellammare seine Gründung verdankt, eine aus Sarazenen und Griechen gemischte Besatzung in diesen Turm verlegte und einen Griechen zum Kastellan machte. In diesem Griechenturm spielte sich ein hochromantischer Roman ab. König Alphons von Aragonien lernte in ihm die reizende Tochter des Kastellans D'Alagno, Lucrezia, kennen, verliebte sich mit solch leidenschaftlicher Gewalt in sie, daß er ihr Krone und Schwert zu Füßen legte und von ganzem Herzen ihr Sklave ward.

Wenn heute keine Könige mehr, auch keine Touristen nach Torre del Greco kommen, so sollten es doch unsere italienfahrenden Künstler nicht versäumen, die Stadt auszubeuten. Welch herrliche Motive am Strande, in den Gärten, auf den Gassen! Welche Farben und Lichter! Und dann: der Vino di Torre ist mit Recht berühmt.

Woldemar Kaden.

Ein Ferientag.

Weihnachtsidyll von

Ludwig Thaden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Nur schnell! Fang an!“ erwiderte ich. „So ist dieser verflixte Abend am Ende doch noch zu etwas nütze! Eine wirkliche und wahrhaftige Geschichte und kein künstlich zusammengebrautes Ragout, eine Geschichte, der Wirklichkeit nacherzählt? Schieß los, mein Sohn, schieß los! Bin höllisch neugierig! ‚Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt', und so weiter. Laß sehen, ob Papa Goethe recht hat und es wirklich interessant ist, was Du zu sagen hast.“

Hans streckte seine langen Beine weit von sich und sah nachdenklich vor sich hin.

Draußen war der Lärm der großen Stadt längst verklungen, nur noch dann und wann ein Knistern im Kamin — sonst tiefe Stille.

„Hm,“ erwiderte Hans, „ob es nun gerade interessant ist, was ich zu erzählen habe, weiß ich nicht, aber wahr ist es — alles bis aufs Tüpfelchen. Du kannst Dich später selbst davon überzeugen. Und nun hör zu.“

Er füllte die Gläser, leerte das seine, zog noch einmal energisch an seiner Cigarre und begann:

„Bis zwei Jahre vor dem Beginn meiner Geschichte hatten meine Eltern, wie Du weißt, im äußersten Nordwesten unseres Vaterlandes gewohnt. Das bis dahin bewirtschaftete Gut hatte indes verkauft werden müssen, und ein anderes war bezogen worden, das einige Längegrade weiter nordöstlich gelegen ist. Ich war zurückgeblieben, da ich es bereits bis zur Prima des Gymnasiums gebracht hatte und es deshalb nicht rätlich schien, noch jetzt meinen Bildungsgang zu unterbrechen und mich auf eine andere Schule zu schicken. Bis dahin hatte ich fast alle Ferien ausschließlich bei den Eltern verlebt, jetzt wurde das anders. Die Verbindung zwischen der Heimat und unserer neuen Besitzung ließ sehr viel zu wünschen übrig. Eine Reise nach Hause war deshalb stets ein Unternehmen, das der Mühe nicht entsprechend lohnte, und zumal im Winter mit so vielen Mühseligkeiten und Gefahren verknüpft, daß ich wohl



Großvaters Heimkehr. Gemälde von C. Kricheldorf.

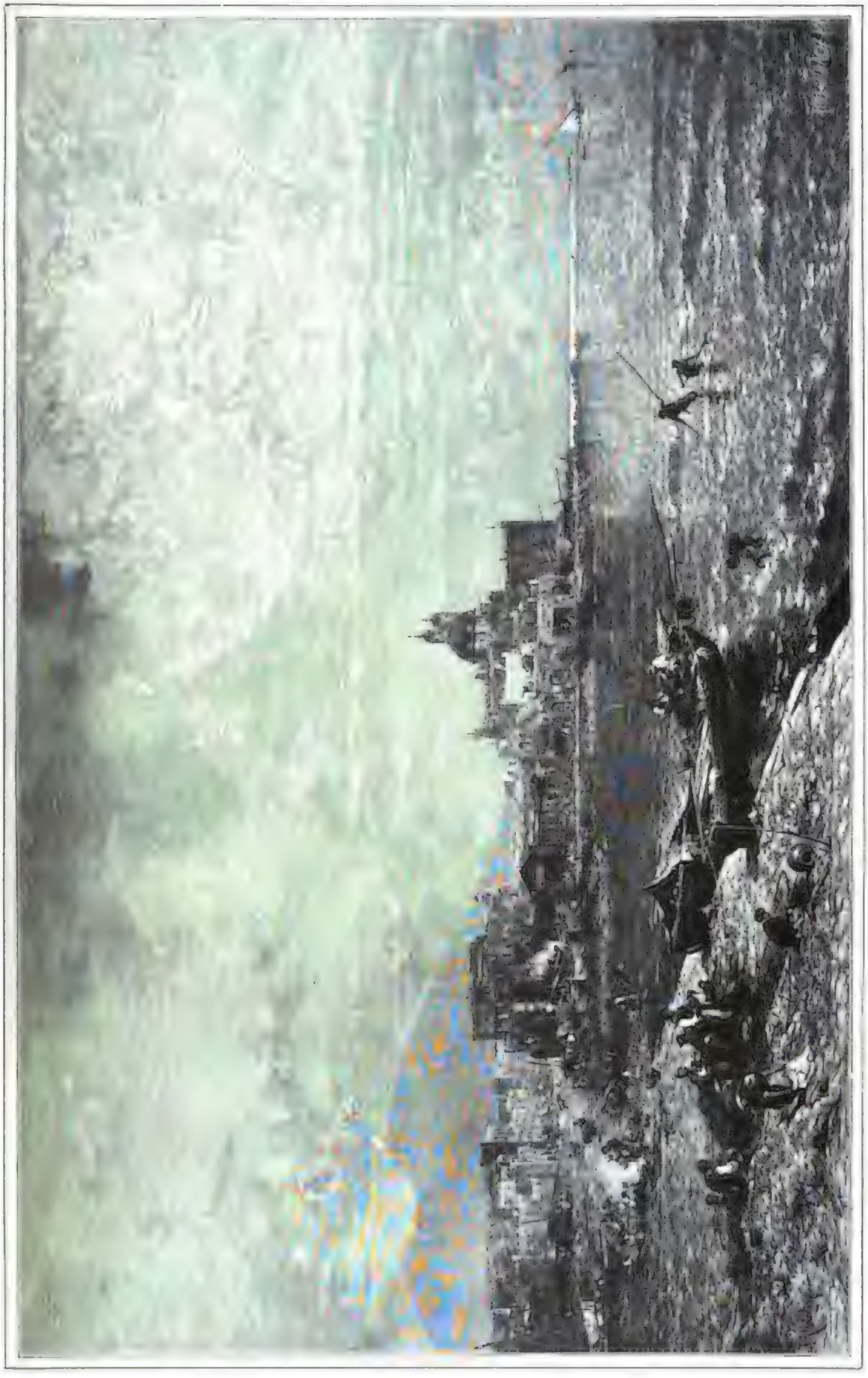
oder übel hatte beschließen müssen, die letzten Weihnachtsferien, die mir noch als Schüler bevorstanden, nicht im Schoße der Familie zu verbringen, sondern dort, wo ich war, und statt den Pfefferkuchen und Hasen zuzusetzen, mit Eifer zu arbeiten, um, ein alter Knabe, wie ich schon war, die nicht allzu günstigen Chancen für den Ausgang des Examens noch so weit wie möglich zu repariren. Meine Eltern waren durchaus mit mir einverstanden gewesen, und so schien es, als ob mir in diesem fatalen Winter, der ohnehin schon durch die Aussicht auf die drohenden Semestergefahren ein höchst ungemütlicher für mich gewesen war, selbst das Weihnachtsfest gründlich verdorben werden solle.

„Ich hatte bereits alle Anstalten getroffen, mich für die Ferienzeit hinter griechischen und lateinischen Schmökern, unendlichen Reihen von Geschichtstabellen und mathematischen Formeln gegen die Welt und alle Anfechtungen meines irdischen Menschen zu verschanzen, als plötzlich alle meine guten Vorsätze durch einen Brief, den ich eigentlich schon längst erwartet hatte, wieder ins Wanken gebracht wurden.

„Der Brief enthielt die Einladung eines entfernten Verwandten und ehemaligen Nachbars für die Weihnachtstage. Man habe gehört, daß ich für die Ferien nicht nach Pommern gehen würde und in der Fremde zu bleiben gezwungen sei. Man habe nicht umhin können, mich zu bemitleiden; ein Familienrat sei berufen und beschlossen worden, sich meiner anzunehmen. Die Herren Söhne würden zu Hause sein; die Eisbahn sei gut und die Jagd nicht schlecht — eine Reihe erträglicher Tage wohl voraus zusehen. Wenn ich sie mitzugenießen nicht abgeneigt, sei ich willkommen und für diesen Fall gebeten, das Gretchen, das bekanntlich in der Residenz bei der Tante Betty sei, abzuholen und mitzubringen. Bis dahin wünsche man mir alles Gute.

„Mein murrendes Gewissen war durch eine Reihe höchst scharfsinniger Argumente zu Gunsten meiner Ferienreise rasch zum Schweigen gebracht. Noch an demselben Nachmittage schrieb ich, daß ich die Einladung annehme, und teilte Gretchen mit, was im Rate der Väter beschlossen, wann ich abreise und wo ich sie zu treffen hoffe. Dann brannte ich mir eine Pfeife an und traf schon jetzt so recht à mon aise meine Reisevorbereitungen. Die Schultage gingen zu Ende, und so reiste ich am bestimmten Tag ab, traf abends um zehn Uhr in Gretchens Aufenthaltsort ein, verbrachte die Nacht in einem Hotel, wurde am andern Morgen rechtzeitig um fünf Uhr geweckt und machte mich auf den Weg zur Post, dem Abfahrtsort und verabredeten Stelldichein mit Gretchen.

Digitized by Google



Torre del Greco am Golf von Neapel.
Gemälde von Fr. Unterberger.

„Eine eisige Kälte schlug mir entgegen, als ich die Straße betrat. Der Schnee knirschte unter meinen Füßen, und dampfend ging der Atem von meinem Mund. Im übrigen war es das schönste Winterwetter, das sich denken läßt. Kein Lüftchen rührte sich, kein Wölkchen trübte das tiefe, klare Blau des funkelnden Sternenhimmels; helle, „eisklirrende" Winternacht hüben und drüben. Ich reckte und streckte mich, knurrte vergnüglich in mich hinein und eilte mit verlängerten Schritten meinem Ziele zu.

„Bereits überall Leben und Bewegung in Haus und Hof, draußen und drinnen, als ich den Posthof erreicht hatte. In der Passagierstube war kein Stuhl unbesetzt. In den Korridors balgten sich buntbemützte Jungen, die vermutlich in die Ferien gingen wie ich selbst. Draußen auf der hoch ummauerten Werft Lärm und Geschrei an allen Ecken und Enden. Die Pferde stampften und wieherten, die Wagen ächzten und knirschten, die Postknechte fluchten, schalten mit ihren vierbeinigen Pflegebefohlenen oder pfiffen bereits ihr Morgenstückchen vor sich hin.

„Ich sah mich flüchtig um und machte mich dann auf die Suche nach meiner Reisebegleiterin. Ich fragte diese und jene — niemand hatte ein Gretchen Fischer gesehen; ich durchsuchte alle Winkel und Räume des großen Hauses — aber vergebens. Und schon begann ich an dem Erfolg meiner Bemühungen zu verzweifeln, als ich von einer tief verschleierten Dame angehalten wurde, an der ich bereits zu verschiedenenmalen vorübergegangen war, ohne sie zu beachten. Sie zögerte eine Weile und fragte dann halb lachend:

„‚Hans Rüdebusch?'

„‚Natürlich! — Und Sie, meine Gnädigste?'

„‚Ein Irrtum war nicht möglich. Selbstverständlich hatte ich gefunden, was ich suchte.

„Wir verließen das Haus und gingen auf den Hof hinaus, um zu sehen, wie es um die Abfahrt stehe. Wir waren indessen immer noch viel zu früh gekommen. Ganze Haufen von Paketen und Kartons warteten noch des Fortträumens in die Wagen. Gefährt auf Gefährt fuhr vor, und noch immer nahm die Reihe kein Ende. Einsteigen konnten wir indessen doch schon. Wir beeilten uns, unser Gepäck herbeizuschaffen, und gürteten uns zur Reise.

„Zehn Minuten verrannen, und nun war endlich alles bereit. Die Passagiere stiegen ein, die Postbeamten revidirten, die Postillone empfingen ihre Kontrolleuhren, schmetterten noch einmal ein lustiges Tusch in den Morgen hinein, und der Vorzug, ein Train von sieben bis acht Wagen, setzte sich geräuschvoll in Bewegung.

„Noch war es tiefe Nacht, still lagen die Straßen, nur hie und da war ein beelites Fenster erhellt. Morgenruhe über der ganzen Stadt! Es war etwas ganz sich von selbst Verstehendes, daß auch die Passagiere noch einmal einzunicken versuchten. Auch ich zog die Mütze in die Stirn, drückte den Kopf in die Wagenecke und schloß die Augen. Aber der Schlaf blieb aus. Eine merkwürdige Unruhe gärte mir im Blute. Meine Neugierde nahm in rapider Weise auch zu und peinigte mich, als hätt' ich Lieb' im Leibe — in der That, als hätt' ich Lieb' im Leibe! Ich mochte mich drehen und wenden, wohin ich wollte, meine Gedanken vom Himmel durch die Hölle lenken, immer wieder kehrten sie zu dem Gesicht da vor mir zurück, das in dem matten Licht der nur sehr primitiv beleuchteten Kutsche sich noch immer nicht ganz hatte entschleiern wollen. Wie von selbst wandte sich meine Erinnerung jenen Tagen zu, die ich mit Gretchen gemeinsam durchlebt. Ich sah den Sonnenschein, der auf ihrem blonden Haupte gelegen, ich sah ihr rosiges Gesichtchen mich anlachen in seinem ganzen schalkhaften Uebermut, wie ich ihn in dieser Frische und unverfälschten Natur nur an ihr hatte kennen lernen; ich sah Feld und Wald, die wir gemeinsam durchstreift. In der That, es war eigentümlich, — es fiel mir jetzt selber auf — wie gut wir eigentlich stets mit einander ausgekommen! Oder hatte mir Kathinka, das schwarzlockige, kecke Töchterchen des Nachbars zur andern Seite, nicht doch noch besser gefallen? Hm, freilich, ich hatte auch ihr den Hof gemacht, und Heinrich, Kathinkas Bruder, hatte den günstigen Augenblick nie vorübergehen lassen, um so nachdrücklicher um Gretchens Gunst zu werben. Hatte ich nicht zuweilen Ursache zur Eifersucht gehabt? Hatte nicht Gretchen mitunter Heinrich vorgezogen? Mich überkam plötzlich ein kleines Unbehagen. Um so ungeduldiger forschte ich in den verhüllten Zügen da vor mir. Wenn die Sonne nur käme! Ein Trost, daß auch Gretchen zuweilen etwas von jener fatalen Regung nicht hatte verbergen können, die mit Eifersucht, was Leiden schafft. Hatte sie sich, wenn ich Kathinka meine Dienste geweiht, nicht meistens geweigert, an meinen dummen Streichen teilzunehmen, auf welche sie doch für gewöhnlich so bereitwillig eingegangen? Hatte sie mich nicht zuweilen wie eine kleine Königin fortgewiesen? O, dieser Bösewicht! Stets hatte ihr der Schelm im Nacken gesessen, und nie war man sicher gewesen vor ihren grimmen Anschlägen.

„Und nun endlich wurde es Tag! Die Sterne erblichen, die Dämmerung lichtete sich, die Sonne stieg leuchtend am östlichen Horizont empor, sich spiegelnd in den Fensterscheiben der zerstreut umherliegenden Bauernhöfe und die beschneite Erde mit rosigem Licht übergießend. Eine weite weiße Ebene lag die Landschaft um uns her. Hie und da ragte ein Kirchturm, schaute ein Dorf aus Gehölz und Gärten hervor; nordwärts zogen ausgedehnte Waldungen, weiter ostwärts eine niedrige Hügelkette am Horizont sich hin. Sonst nichts als kahle Heidestrecken, umgebrochene Aecker, Stoppelfelder und sorgsam eingehegte, hoch umwallte Kämpe (Wiesenfelder). Malerisch und interessant in ihren Umrissen und Formen war diese Landschaft jedenfalls nicht, aber der Tag spannte einen blauen, wolkenlosen Himmel über sie her, übergoß sie mit Licht und Farben und verklärte auch sie mit einem Strahl ewiger Schönheit.

„Gretchen hatte bisher den Kopf in die Polster gedrückt, kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben, als sei sie ganz vom Schlaf übermannt, jetzt aber, als vor der siegenden Sonne die trübe Dämmerung auch im Wagen zu weichen begann, erhob sie sich, fuhr mit der Hand über das Gesicht und lehnte sich vornüber, um einen Blick hinaus zu thun.

„‚Bon jour!' sagte ich. ‚Gut geschlafen?'

„‚Bierel bien! — Nein, nein, durchaus nicht!' verbesserte sie sich. ‚Ich glaube, fast gar nicht.'

„‚Auch Du nicht? Und schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande,' summte ich vor mich hin. Dann verbrach ich den geistreichen Vergleich: ‚Freilich, der Sonnenstrahl schläft nicht! Nicht wahr, mein Fräulein?'

„‚Der Sonnenstrahl?' fragte sie erstaunt.

„‚Also auch Sie nicht!' entgegnete ich.

„‚Ich?'

„‚Und darum — den Schleier fort, der die Sonne mir verhüllt!'

„Sie legte sich unwillkürlich etwas zurück.

„‚Denn sonst,' fuhr ich drohend fort, ‚denn sonst — bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!'

„Sie drückte sich einen Augenblick noch tiefer in die Ecke, dann richtete sie sich wieder auf, schob ihre Nebelkappe zurück, brachte ihr Gesicht dem Fenster etwas näher, legte es in affektirt ernste Falten und fragte dann, indem sie mich drohend ansah, doch etwas verlegen.

„‚So?'

„‚Nein, so!' entworte ich, ihren Kopf an den Zipfeln ihrer Kapuze zu mir herwendend. Und nun hatte ich endlich das mir so vertraute und doch so fremde Gesicht vor mir. Wie weich lockte sich das helle, blonde Haar um das zarte Oval ihres Gesichtchen, wie zierlich setzte sich das schmale Näschen von der schwach gewölbten Stirnerstirn ab, wie fein und geistreich zuckte es um die mäßig vollen, blaßroten Lippen, wie schelmisch blitzte es in den grauen Augen mit den dunklen Brauen darüber! Natürlich — ich war gefangen mit dem ersten Blick! Anbetend stieg es in mir auf — wie den Hirten etwa, als sie das Christkind erblickten. Kurz, ich legte die erste Etappe auf dem Wege verliebter, himmelhoch jauchzender, zum Tode betrübter Leidenschaft im Sturm zurück. Und ob nur etwas von dem, was plötzlich über mich gekommen, wie der Herr über die Philister, in meinem Auge sich widerspiegelte, oder ob etwas anderes meiner Herrin empfindliches Herz rührte — genug, sie, die bisher still gehalten, wie's Lämmlein unterm Messer, errötete plötzlich, wandte sich ab und sagte dann, sich losmachend, mit etwas unsicherer Stimme, vielleicht nur, um etwas zu sagen:

„‚Ich denke, jetzt ist es genug!' und platzte dann mit der beleidigend profanen Frage heraus: ‚Und — und — wirst Du zu Ostern Dein Examen machen?'

„Die Zeit verging mir wie im Fluge, und als ich auf der nächsten Station nach der Uhr sah, wunderte ich mich nicht wenig, daß seit unserer Abfahrt bereits drei Stunden vergangen. Es war die höchste Zeit, an unser Frühstück zu denken. Wir hatten eine Viertelstunde Aufenthalt, ich ließ daher rasch Kaffee machen, führte Gretchen zu Gemüte, daß hier die passendste Gelegenheit sei, für die ferneren geistigen und körperlichen Strapazen uns zu stärken, und bat sie mit der Galanterie und dem ganzen Pathos eines nach romantischen Abenteuern begierigen verliebten jungen Herzens, an meinem frugalen Dejeuner sich zu beteiligen. Gretchen nahm meine Einladung huldreichst an, stieg aus und verstand sich bereitwillig zur Rolle der Hausfrau, legte mir vor, schenkte mir ein und bediente mich als ihren Herrn und Meister. Wie glücklich ich war! Wie gut mir alles schmeckte! Wie aromatisch der Kaffee trotz eines gänzlich überflüssigen Zusatzes von Cichorie! Wie würzig die Butter und das dunkle, heimatliche Schwarzbrot! Und nun erst das Bäckli, das Gretchen vorsorglich als Reisezehrung mit auf den Weg genommen hatte und schwesterlich mit mir teilte! Die Bauernstube, in der wir uns befanden, mit dem sandbestreuten Estrich, den kleinen Fenstern und den Blumentöpfen davor schien mir ein Palast, die Erde ein Paradies, diejenigen, die sich unterstanden, sie nicht ganz vollkommen zu finden, die einfältigsten Pinsel dieser Welt, und ich einer ihrer Könige — das heißt, ein König dieser Welt und nicht ein König der Pinsel!

„Meine Weihnachtsabenteuer begannen unter glücklichen Vorzeichen, und ich hatte alle Ursache, mit ihnen zufrieden zu sein.

„Oder doch nicht? Waren sie, die Vorzeichen, wirklich so günstig? Konnten sie so, wie sie waren, nicht auch anders ausgelegt werden? Konnte ein mißtrauisches, hypochondrisches Gemüt in ihnen nicht auch Grund zu weniger angenehmen Träumen, ja zu qualvollen Befürchtungen finden? War Gretchen nicht schön, nicht auffallend schön? Hatte nur ich allein ein Auge für sie? Hatten nicht auch schon meine Mitpennäler eine lebensvolle, unvertrocknete und unverlegene Inkarnation des griechisch-klassischen Ideals in ihr entdeckt? Und dann der Heinrich noch im Hintergrunde! Ach, armes Herz, du frohlocktest zu früh! Das Weib ist bitter, das wußte ich aus der Bibel, und leicht und wankelmütig ist sein Sinn, das lehrten auch meine klassischen Studien, und es gibt noch so viele Männer, die besser geboren sind als du, mein Lieber! Was bist du denn? Ein langbeiniger Enakssohn und schlechter Lateiner! Wer weiß, ob du Ostern zur Genugthuung aller philologisch verstümmelten Menschenseelen nicht mit Gepolter durch das Examen rasselst und dich unheilvoll blamirst!

„Ach, kaum gedacht, war der Lust ein End' gemacht! Die Eifersucht wurde immer mächtiger in mir, und mit merkwürdig geteilten Gefühlen sah ich auf die Zahl der Bekenner, die ebenfalls meiner Angebeteten sich weihen zu wollen schienen. Die uns begleitenden Wagen beherbergten neben mir noch eine ganze Anzahl Schüler im Alter zwischen vierzehn und zwanzig Jahren. Denjenigen unter ihnen, die sich bereits nach den Mädchen umsahen, gefiel Gretchen offenbar nicht weniger als mir, und mit der ganzen Kühnheit und Begeisterung, deren nur ein an den Brüsten des klassischen Altertums und der alma mater genährter Jüngling fähig ist, widmeten sie sich auf der Weiterfahrt, selbst auf die Gefahr eines energischen Stockschnupfens, dem Dienste des Schönen in Gestalt Gretchens. Auf einzelnen Wegstrecken, wo die Kutscher sich veranlaßt sahen, im Schritt zu fahren, verließen sie das schützende Dach der mühsam durch den Schnee keuchenden Postkutschen und umschwärmten unsern Wagen, eifrig darauf bedacht, Gretchens Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Was half es mir, daß mir ihre Kraftanstrengungen und halsbrecherischen Kunststücke höchst absurd und albern vorkamen? Gretchen lachte und amusirte sich darüber, und das war es ja, was meine liebenswürdigen Gefährten bezweckt hatten, während es mir das Herz zerriß und ich es vergebens abzuwenden versuchte. Was half es, daß ich mit Eifer über die an diesem Tage zu erwartende Sonnenfinsternis unverständliche Weisheit ausstreute; es gelang mir

nicht, Gretchens Aufmerksamkeit ganz für mich allein in Anspruch zu nehmen. Und ingrimmig, hohnlächelnd über mich selbst, mußte ich es ertragen, daß Gretchen immer wieder seitwärts aus dem Wagen schielte und mich selber aufmerksam machte auf die Kapriolen und das Getreibe der rüden Menge da draußen.

„Das Vernünftigste war jedenfalls, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich entschloß mich, dem gegebenen Beispiel zu folgen, sprang aus dem Wagen und ersuchte mit der größten Unbefangenheit von der Welt Gretchen, desgleichen zu thun. War nicht der Tag schön und freundlich, glänzte nicht die Sonne hell und golden über die im schönsten Winterschmucke prangende Erde hin? Noch blitzte in den Zweigen der Birken, welche die Landstraße nach beiden Seiten umsäumten, der Reif, noch hatte die Sonne die tausend und abertausend blinkenden, vielgestaltigen Eiskristalle zu unseren Füßen nicht zerstören können! Freilich ein strenges Gesicht machte der Winter, aber doch ein freundliches und heiter lächelndes dem, der ihn lieb hatte und mutig ihm ins Auge schaute, mit den Hasen auf dem Felde um die Wette sich tollte, im Schnee sich tummelte und der eisigen Kälte spottete.

„Gretchen ließ sich nicht lange bitten und verließ ihr warmes Nestchen, und nun begann ein Jagen und Haschen im Schnee, daß selbst die Postillone der Versuchung nicht widerstehen konnten, den Pferden die Zügel über den Rücken warfen und von ihrem Olymp hoch oben sich herniederbemühten, um sich, wie einst Zeus und seine Mitgötter liebesgeschäftlichen Angedenkens, unter ihre Pflegebefohlenen minorum gentium zu mischen, sich an unserem Wohlbefinden zu ergötzen und den Schnee zu stampfen wie wir, und das alles zu Ehren eines Paares schöner Augen, die, wie ich mir trotz der Brüderschaft mit meinen Mitreisenden, zu der ich mich, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, mit Resignation hatte verstehen müssen, frohlockend gestand, in kurzem nur noch mir allein leuchten mußten.

„Etwas nach Mittag hatten wir den ersten größeren Flecken, den Knotenpunkt verschiedener Landstraßen und Postlinien erreicht. Die Reihe der Postwagen hatte sich bereits merklich verkürzt, und hier verließ uns, wie ich schon im voraus berechnet, der letzte Mitpassagier. Die noch übrig bleibende Wegstrecke bis zur letzten Station vor dem Gute, das Gretchens Vater bewohnte, waren wir voraussichtlich allein; mein Herz konnte ausruhen von den Emotionen der letzten Stunde. Freilich hatte es zunächst noch einen harten Strauß zu bestehen, als der Postzug, der hier nach einer andern Richtung sich abzweigte, weiterrollte und sich unsere Reisegefährten von uns verabschiedeten. Wie viele huldigende Blicke, wie viele halb verstohlene Abschiedsgrüße hatte Gretchen noch zu beantworten! Und wie beantwortete sie sie! Mit demselben freundlichen Lächeln, das mir für meine gewagtesten Geistesgaben und Luftsprünge zu teil wurde. Ich atmete erlöst auf, als der letzte Postwagen hinter den Häusern verschwunden war. Jetzt hatte ich Gretchen doch allein für mich und war sicher vor allen Anfechtungen.

„‚Eine halbe Stunde Aufenthalt! Natürlich — wir wußten schon, wie wir ihn zu verwenden hatten! Wir machten uns also auf den Trab; nach fünf Minuten waren wir am Ziel, nach weiteren fünf Minuten standen wir dem Onkel Doktor gegenüber.

„‚Donnerwetter, Kinder, das freut mich, daß ihr euch 'mal sehen laßt,‘ begrüßte er uns in dröhnendem Basse; ‚es sind schon etliche Jahre her,‘ setzte er mit einem Stoßfuß hinzu, ‚daß ich zum letztenmale das Vergnügen hatte. Wie das heranwächst! Junge, Du bist mir ja schon bald über! He, Alte,‘ rief er in das Haus hinein, ‚kast Du noch was zu essen? Hier ist so 'n junges Pärchen, das ausgehungert und durchfroren von der Reise kommt. Willst wohl nach Hause, Kindchen, was? Und der große Schlaps da hängt sich an Deine Schürze wie die Kleute an die Schafwolle, was? Oder willst Du hier bleiben, Junge? Nicht? Na, kommt man herein! Will 'mal sehen, wo die Alte bleibt.‘

„Die Alte in der unvermeidlichen Küchenschürze und ebenso unvermeidlichen Morgenhaube ließ nicht lange auf sich warten, und das halbe Dutzend, das sie dem Onkel geboren, ebensowenig. Nach zehn Minuten saßen Gretchen und ich vor einer ungeheuren Schüssel Erbsensuppe mit Wurst und Pökelchen vom zarten Borstentier, die wir vergebens zu bewältigen getrachtet haben würden, zumal ich von seiten meiner Gefährtin nur sehr ungenügende Unterstützung fand. Ach, Gretchen! Der alte Zauber wirkte auch hier selbst auf meine kleinen rotbackigen Vettern und Cousinen zurück. Mäuschenstill saßen sie uns gegenüber, ohne das Auge von Gretchen zu wenden. Ich weiß nicht, ob ich es selbst viel besser machte. Jedenfalls gefiel mir Gretchen, da ich sie, frei von dem entstellenden Mantel, im knappen Wollkleide vor mir sah, noch unendlich viel mehr als bis dahin, und die leicht verständlichen Anspielungen des Onkels auf sie und mich, die Verbindung, in die er uns brachte, thaten meinem Herzen, trotz der Verlegenheit, in die sie mich zuweilen versetzten, doch wohl, wie das Oel und der Wein des barmherzigen Samariters dem unter die Mörder gefallenen Schacherjuden aus der Bibel.

„‚Nun, Kinder,‘ begann der Onkel wieder, als wir gesättigt waren, ‚was meint ihr, wollt ihr euch noch ein Stündchen hier auftauen, euch von euren Mühen erholen und die Post Post sein lassen? Hm, was meint ihr? Ich stelle euch meinen Schlitten zur Verfügung; wenn ji wilt, könt ji rüschen (Schlittenfahren). Die Schlittenbahn ist besser als seit Jahren, und ich muß diesen Nachmittag doch noch eine Tour in eure Gegend machen. Wir können um drei Uhr fahren, um fünf Uhr ungefähr würdet ihr zu Hause sein.‘

„Gretchen nickte zustimmend — das war mir genug.

„‚Ich acceptire mit Vergnügen!‘ antwortete ich.

„‚Und die kleine Krabbe da braucht man wohl kaum zu fragen,‘ erwiderte der Onkel. ‚Also fahren wir!‘

„Der Onkel entfernte sich, um unsere Sachen holen zu lassen, den Postverwalter von unserem Ausbleiben in Kenntnis zu setzen und den Postillon zu unterrichten, im Falle Gretchens Vater einen Wagen oder einen Schlitten für uns an die Station geschickt haben sollte.

„‚Wie uns die Zeit verging? Nun, rasch genug! Freilich hatten besonders wir, Gretchen und ich, die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Es war in der That merkwürdig, daß der Onkel gerade an uns seinen Witz üben zu müssen glaubte und uns in eine Verbindung mit einander brachte, die uns alle Augenblicke das Blut in das Gesicht trieb. Hatten wir in der That etwas so Auffälliges an uns, daß Jan und alle Mann über uns zu einem menschenfreundlichen Lächeln sich versteigen mußten? Schlug die Flamme, die mir unter der Weste brannte, so lichterloh aus meinen Augen, daß sie wie ein Turmfeuer in die Ferne leuchtete? Freilich, ich war verliebt und hatte Berliner Luft noch nicht gekostet; ich kannte Europens übertünchte Höflichkeit und dreitausendjährigen Zivilisationslack noch kaum, mit dem man uns ira et studio zur größeren Ehre der urewigen Lüge, Sitte und Anstand genannt, die Natur überkleistert; ich war so jung, so grün! Unmöglich war es gerade nicht, daß der Blick meines Auges mein Herz und das verraten hätte, was ich selbst am liebsten auf dem Grunde des Meeres, da, wo es am tiefsten ist, vor den Augen der Menschen verborgen hätte. Nun — und wenn ich es auch verriet, was schadete es am Ende auch, es that ja niemand wehe!

„Und Gretchen! Ach, ich sah nicht viel mehr, als daß sie schön sei, schöner, als ich mir irgend eine jener hehren Frauengestalten hatte vorstellen können, die mir dann und wann in schläfrigen Augenblicken zwischen griechischen und lateinischen Konjekturen erschienen, schöner als Dido, schöner als jene Urmutter griechisch-klassischer List, schöner als die Göttin der Liebe selbst, schöner überhaupt als irgend etwas, das je zwischen Himmel und Erde zum Leben emporgetaucht war oder noch im Augenblick sich sonnte im rosigen Lichte. Allerdings — das bemerkte ich ebenfalls, daß — so herzlich sie lachte, so unverdrossen und schlagfertig sie dem Onkel Stich um Stich zurückgab, die Herausforderung mit dem Angriff beantwortete, doch nicht unbedingt carte blanche bei ihr zu sein schien. Sie war nachdenklich, wo es ganz unmotivirt war, und von dem Grunde ihrer Seele schien die mousirende Laune, mit der sie sich gab, nicht zu kommen. Plötzlich schlug Schellengeläut an unser Ohr, das dumpfe Geräusch rasch sich nähernder Pferdehufe ließ sich hören, ein Schlitten glitt vor das Haus. Gespannt eilten wir alle ans Fenster.

„‚Heinrich!‘ rief ich.

„‚Kathinka!‘ rief Gretchen.

„‚Es waren unsere Freunde aus der Heimat.

„‚Woher kommt ihr?‘ fragte ich, als sie eingetreten und wir uns begrüßt hatten.

„‚Von Hause natürlich!‘ erwiderte Heinrich, seine dunklen Locken schüttelnd. ‚Wir erfuhren, daß ihr heute kommen würdet, und da wir noch einige Geschäfte hier im Orte hatten — nun ja, da benützten wir die Gelegenheit,‘ setzte er lachend hinzu. ‚Ihr fahrt doch mit?‘

„‚Selbstverständlich!‘ antwortete ich. ‚Der Onkel hat uns seinen Schlitten angeboten. Wenn Kathinka erlaubt —‘

„Gretchen fuhr plötzlich auf und schaute einen Augenblick gespannt zu mir herüber.

„‚Halt, dachte ich, sollte sie eifersüchtig sein? Donnerwetter, das ließe sich ja famos benützen, um die Sache zum Platzen zu bringen!

„‚Nun?‘

„‚Pah, Ihr versteht mich schon. Wär' der Platz an Eurer Seite frei —‘

„Kathinka errötete ein wenig und erwiderte lachend:

„‚Gäb's keinen, der Dir willkommener wäre? Nun, Heinrich wird ihn Dir sicher nicht streitig machen.‘

„‚Alles fertig!‘ rief der Onkel eintretend. ‚Und nun, marsch! Ehe wir's denken, ist es Abend.‘

„Fünf Minuten später glitten wir auf glatter Bahn dahin, daß der Schnee stäubte und das Haar uns an den Schläfen wehte — der Onkel, trotz unserer Einwendungen, mit den beiden Mädchen im ersten Schlitten voraus, wir im zweiten hinterher.

„‚Sieh 'mal dort,‘ sagte Heinrich, zum nahen Waldsaum hinüberdeutend, ‚den kapitalen Bock! Hätte ich meine Flinte bei mir, der wär's. Schade, daß morgen schon Festtag ist. Aber nach den Festtagen wollen wir ihnen zusetzen, Du wirst Deine Freude daran haben. Na, wo will denn der hin?‘ fragte er, mit der Peitsche vorausdeutend. ‚Ah so — vielleicht ein Patient!‘ antwortete er selbst.

„Der Onkel lenkte seinen Schlitten einem nahe am Wege liegenden Bauernhofe zu, wir folgten.

„‚Fünf Minuten Aufenthalt!‘ rief Kathinka, als wir hielten. ‚Ist das kalt! Aber, holla, was ist das? Wahrhaftig, das Christkind in eigener Person!‘

„Von hinten kam durch die nahegelegene Kiefernschonung ein Mann, bepackt mit einer beschneiten Tanne, einem großen Sack und verschiedenen kleineren Paketen, in den Garten geschlichen und verschwand in einer Seitenthür des Hauses. Gleichzeitig aber tauchte hinter einem Gesträuch in unserer Nähe ein Bube von etwa sechs bis sieben Jahren auf, sah der verschwindenden Gestalt einen Augenblick nach und rief dann, vor Freude im Kreise herumspringend:

„‚Hurra, harra, de Wihnachtskeerl, de Wihnachtskeerl!‘

„‚Was, Du,‘ rief Heinrich, ‚Du hast spionirt, Du Spitzbube, Du? Warte, das soll Dir schlecht bekommen!‘

„Er sprang aus dem Schlitten und machte eine Bewegung, als beabsichtige er, mit der Peitsche auf den Knaben einzudringen. Gellend floh dieser davon, aber schon nach wenigen Schritten stürzte er zu Boden, blieb einen Augenblick wie betäubt liegen und erhob sich dann mit einem ohrenzerreißenden Jetergeschrei und blutender Nase.

„Mit einem Satz war Heinrich an seiner Seite, wir folgten hilfreich und gut, wie es wohlerzogenen Menschenkindern geziemt.

„‚Nur schnell ein Taschentuch, dann wird der Schaden bald reparirt sein!‘ rief Heinrich. ‚Hier, Junge, hast Du einen Groschen, und nun schweig still, das Christkind wird Dich um so besser bedenken!‘

„‚Sehr gütig, in der That,‘ sagte Kathinka, ‚aber auf meine Kosten. Sieh hier die blutigen Folgen Deiner dummen Witze!‘

„Sie hielt mit gespreizten Fingern das dünne Spitzengewebe, mit welchem sie dem Jungen zu Hilfe gekommen, Heinrich vor die Augen und schauderte.

„‚Dummes Zeug!‘ erwiderte Heinrich. ‚Hier, Junge, und nun mach, daß Du fortkommst! — Auch Dir kann geholfen werden,‘ wandte er sich dann an Kathinka. ‚Siehst Du dort den Schlitten, den Pelz? Geh hin, suche und — finde! Du wirst keinen schlechten Tausch gemacht haben.‘

by Google

„Er steckte Kathinkas Tuch ein. Kathinka selbst wandte sich dem Schlitten zu und begann den Pelz zu durchsuchen.

„‚Halt,‘ dachte ich, ‚hier vollend' ich's, die Gelegenheit ist günstig!‘

„Rasch hatte ich die lose auf der Erde liegenden Zügel unseres Gespanns ergriffen, Kathinka in das Gefährt hineingehoben und die Pferde angetrieben. Stürmisch ging es in die Weite.

„‚Nun,‘ lachte Kathinka, ‚was bedeutet denn das? Sieh nur Gretchen!‘

„‚Gretchen?‘ — Rasch suchte ich sie mit dem Auge. Sie schaute mit seltsam gespannten Mienen zu uns herüber. Eine dunkle Röte schoß in ihr Gesicht, als sie sich beobachtet sah. Hastig wandte sie sich ab. Wahrhaftig, dachte ich, sie merkt's.

„Mit einem lauten Jauchzer zog ich Kathinka neben mich nieder und fuhr wie toll ein paarmal im Kreise mit ihr über Stock und Stein auf den Aeckern herum, dann lenkte ich langsamer der Landstraße wieder zu.

„Der Onkel war inzwischen zurückgekehrt. Nach kurzer Beratung, wie es schien, bestieg er mit den beiden anderen den Schlitten und fuhr davon. Wir folgten in schnellem Trabe.

„Die niedrige Hügelkette, die uns bisher rechts mehr in der Ferne begleitet hatte, zog sich näher an uns heran. Links that ein flaches Waldthal sich auf, das nordwärts in die Marsch sich hinabsenkte. Dort unten lag, hinter hohen Bäumen verborgen, Gretchens Elternhaus. Gerade vor uns tauchte der spitze Kirchturm eines kleinen Dorfes auf, das rechts durch einen seeartigen Weiher, links durch Wald und Wiesen begrenzt wurde. Die Landstraße ging in großem Bogen von ihm ins Thal hinunter, ein Fußweg zweigte schon wenige hundert Schritte hinter den letzten Häusern sich ab und führte näher durch den Wald bis ans Ziel unserer Reise.

„Mit dem Winde um die Wette flogen wir dahin. Gretchen saß still und regungslos, wie es schien, zwischen den beiden Herren. Kathinka und ich plauderten um so lebhafter.

„Endlich hatten wir das Dorf erreicht, nach wenigen Minuten hielten wir auf dem Hof der Eltern Heinrichs und Kathinkas.

„‚Tante Winkelmann,‘ sagte ich, als der erste Sturm des Willkommens vorüber war und wir an Kaffee und Schmalzgebäck uns gütlich gethan, ‚hast Du wohl einige Sachen zum Verkleiden?‘

„‚Zum Verkleiden?‘ war die verwunderte Gegenfrage.

„‚Natürlich, zum Verkleiden!‘ erwiderte ich. ‚Wir müssen doch auch den Herrn Pastor und seine Frau Pfarrerin begrüßen, und die würden es uns doch übelnehmen, wenn wir mit unserem gewöhnlichen Alltagsgesicht ankämen. Etwas Ulk muß gemacht werden, und deshalb vorwärts; Aufsehen müssen wir erregen, ihnen allerlei Schabernack anthun, das ist meine Meinung! Was sagst Du, Gretchen?‘

„Gretchen tanzte mit den kleinen Geschwistern Kathinkas im Zimmer herum.

„‚Natürlich!‘ erwiderte sie, ohne mich anzusehen und innezuhalten. ‚Mir ist es recht. Hinüber müssen wir, und je komischer wir uns einführen, um so besser ist es! — Hopsa, Lulu!‘ Sie hob die Kleine auf und küßte sie leidenschaftlich.

„‚Ja, was meint ihr, was sollen wir denn vorstellen?‘ sagte Heinrich. ‚Sollen wir uns als Kesselflicker verkleiden und wie eine Bande Zigeuner in den Pfarrhof einbrechen, oder sollen wir als die Weisen aus dem Morgenlande kommen und die Mädchen als Sklavinnen der heiligen Familie zum Opfer bringen? Aber, halt, ich hab's!‘ rief er triumphirend. ‚Wir haben noch zwei alte Mäntel, diese, ein paar Nebelkappen und ein paar Masken werden die Mädchen unkenntlich machen. Für uns genügen ein paar Pappnasen. Ich denke, das wird's thun, meint ihr nicht? Und nun flott ans Werk und nicht gezaudert!‘

„Gretchen schien es nicht recht ernst mit der Sache zu sein; sie tollte und neckte sich mit den Kleinen, und doch lag eigentlich keine Heiterkeit in ihrem Gesicht und in ihrem Auge. Schließlich reckte und streckte sie sich, seufzte und begann dann mit einer fieberhaften Hast sich umzukleiden, tanzte noch einmal mit einem der Mädchen im Zimmer herum und sprang dann, an Heinrichs Arm sich hängend, uns voraus dem Pfarrhause zu.

„‚He, Gretchen!‘ rief ich. ‚Warte doch!‘

„Gretchen drehte sich um und machte uns eine Nase, dann eilte sie um so eifriger weiter.

„‚Was fällt denn Der ein,‘ sagte ich. ‚Komm, bist Du fertig?‘ fragte ich Kathinka.

„‚Gleich, Herr, gleich!‘ erwiderte sie. ‚Gefall' ich Eurer Hoheit?‘ setzte sie mit einer Pirouette hinzu.

„‚Entzückend!‘ erwiderte ich, ihr die Hand küssend. — ‚Ueberhaupt anbetungswürdig!‘ Ich küßte begeistert meine eignen Fingerspitzen.

„‚Böswicht!‘ antwortete sie, mir mit dem Finger drohend. ‚Jetzt aber komm, wir müssen uns eilen, wenn wir die beiden anderen noch einholen wollen.‘

„Johlend liefen die Kinder hinter uns her, Lachen und Frohlocken, wo wir uns zeigten. Die Leute liefen beim Bäcker, Fleischer und Höker, wo sie ihre letzten Festeinkäufe machten, vor die Thür, andere auf der Straße blieben stehen, uns nachzusehen. Dieser Duft überall nach Schmalznüssen und anderen Kuchen — in der That, es war Weihnachten.

(Schluß folgt.)



Reich beschenkt. Gemälde von H. Oehmichen.


Christnacht unter der Erde.
Friede auf Erden u. d. Menschen ein Wohlgefallen
Originalzeichnung von Carl Oehrts.

Künstlerische und literarische Gaben für den Weihnachtstisch.

Unter den vielen werthvollen neuen Erscheinungen, die wir als Christtagsangebinde auf den Platz legend eines Freundes oder einer Freundin deutscher Literatur legen können, ist ohne Zweifel die Dichtung: „Elifen“, ein Wüstentraum von Georg Ebers, deren Erscheinen in der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart und Leipzig) gerade rechtzeitig erfolgt ist. Den Manen Friedrich Theodor Vischers gewidmet, ist das Buch ebenso würdig dieses großen Toten wie des gefeierten Poeten, der sich uns hier als Meister der gebundenen Rede von seiner formvollendetsten Seite zeigt. Mitten in der Wüste findet der poetische Erzähler eigenartige Trümmer aus alter Römerzeit und auf diesen eine vielfach ausgebröckelte Inschrift, von der er jedoch einige bezeichnende Sätze noch zu entziffern vermag. In seinem Geiste, der die Einsicht des Forschers mit der Gestaltungskraft des Dichters verbindet, rufen diese so spärlich scheinenden Ueberreste sofort die Vorstellung einer lebensvollen, bewegten Handlung hervor, und was die wache Seele halb geahnt, das spinnt seines Schlummers Traum gefällig weiter. So ersteht vor uns ein fesselndes Lebensbild aus der Zeit Hadrians, dessen Held ein jugendlicher, hochbegabter Künstler ist. Vom Drange seines nach freier Schönheit und edler Naturwahrheit dürstenden Genius beseelt, hat er den von dem ägyptischen Priesterthum vorgeschriebenen Kanon kühn durchbrochen und muß nun infolge dessen sich durch harte Kämpfe ringen, in welchen eine glühende Liebe ihm zum freundlichen Leitstern wird. „Ein Menschenschicksal auf der Folie großartiger Natur und großartig welthistorischen Lebens“ nannte Vischer die schöne Dichtung, die durch diese Worte am glänzendsten und zugleich am treffendsten eingeführt wird. — Einige geistige Verwandtschaft mit ihr zeigt Friedrich Bodenstedts „Sakuntala“ (Leipzig, Adolf Titze), nur daß wir hier nicht einer freien, wenn schon von historischem Hintergrunde sich abhebenden Erfindung, sondern vielmehr einer im Sinne modernen Empfindens geschaffenen Umdichtung des wunderbaren Märchens eines Kalidasa begegnen. In geraumten fünffüßigen Trochäen fließt uns der Fluß der Dichtung sanft dahin durch die blühenden Gestade altindischer Mythe. Alexander Zick hat das Buch mit schönen, Thumannischer Art sich nähernden Bildern geschmückt. — In einer neuen Auflage spendet derselbe Verlag ein schon altbekanntes und sehr begehrtes Geschenkwerk wieder, nämlich: „Frauenliebe und Leben“ von Chamisso, mit den lieblichen Illustrationen von Thumann. Die Ausstattung des prächtig gedruckten Werkes, dessen Verse ja zu dem innigsten gehören, was die neuzeitliche Lyrik hervorgebracht, und dessen Bilder mit der Dichtung wohl auf gleicher Höhe stehen, ist höchst geschmackvoll. Ebenfalls von Meister Thumanns feingeistigem Stift illustrirt, legt A. Titze noch eine Ausgabe von Heines „Buch der Lieder“ auf den Weihnachtstisch. Dem Damenpublikum wird auch diese bildliche Interpretation des ungezogenen Lieblings der Grazien sehr gefallen; der Verlag hat durch farbenreichen Einband und elegante Ausstattung seinerseits dafür gesorgt. — Eine sehr wirkungsvoll illustrirte Anthologie mit farbigen Bildern und guten Holzschnitten, die sich auch zu Geschenken sehr gut empfiehlt, bietet unter dem Titel: „Lieder der Heimat“, Jul. Bädeker in Iserlohn. Ludwig Bund hat die Gedichte zusammengestellt, die Illustrationen weisen die Namen unserer geachtetsten Künstler auf. Der gleiche Verlag spendet auch eine reichhaltige Sentenzensammlung: „Perlen am Meere des Lebens“, geschickt zusammengestellt aus Aussprüchen der Klassiker aller Zeiten und aller Länder von Loutelle, besonders ein Geschenk für junge Leute. — Für diese Altersstufe mag auch die Schweizergeschichte in Bildern von Karl Jauslin (Lahr, Müller & Landsmann) berechnet sein. Auf 200 Blättern führt der geniale Schweizer Zeichner die Hauptmomente der Geschichte der Eidgenossenschaft vor. Es liegt etwas von der Kraft und Tiefe Dürers in diesen Zeichnungen. Das Bilderbuch ist eigenartig, voll Leben, eine beachtenswerte Leistung dieser Art, und der patriotische Herausgeber darf stolz nicht nur auf diesen Schweizerkünstler, sondern auch auf seine That sein, die das Inslebentreten dieses originellen Werkes ermöglichte.

In höchst eleganter Ausstattung ist bei G. Grote in Berlin „Der wilde Jäger“ von Julius Wolff mit reichen und trefflichen Illustrationen von Woldemar Friedrich erschienen. Die längst in der deutschen Leserwelt zu hoher Beliebtheit gelangte poetische Weidmannsmär bedarf keiner weiteren Empfehlung, aber sie wird sich ohne Zweifel vermöge der sehr hübschen, teils in den Text gedruckten, teils in besonderen, vornehm wirkenden Lichtdrucktafeln sich darbietenden Bilder noch weiter und tiefer in die Leserherzen einschmeicheln. — Es liegt uns aber auch eine Reihe von Werken vor, die ihren Schwerpunkt ganz auf der künstlerischen Seite suchen und auf textliche Beigabe entweder verzichten oder ihr nur einen erläuternden Charakter einräumen. Dahin gehört in erster Linie das in eleganter Mappe ausgegebene: „Kommet zu mir!“ Bilder aus dem Leben des Heilandes von Heinrich Hofmann (Breslau, C. T. Wiskott). Der Schöpfer des bekannten und beliebten „Gedenke mein!“ bietet hier abermals Darstellungen von jener einschmeichelnden Zartheit der Auffassung und Durchführung, die seinen Bibelbildern einen so großen Kreis von Verehrern erobert hat. Die zwölf großen Foliobilder behandeln die an Maria ergehende Verkündigung und die Hauptmomente aus dem Leben Christi von der Anbetung der drei Weisen bis zur Himmelfahrt.

Ein ähnlicher verteilgeistet Hauch wie über diesen Bibelbildern, deren Hauptvorzug die Weichheit und Innigkeit des Ausdrucks ist, liegt über dem berühmten „Panorama von Jerusalem und der Kreuzigung Christi“ von Bruno Piglhein ausgebreitet, das die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, die Herausgeberin der noch immer unübertroffenen Doréschen Prachtbibel, in verschiedenen Ausgaben erscheinen ließ. Die eine, in Holzschnitt und Folioformat ausgeführt, teilt, je nach Wunsch, entweder mehrfach zusammengefaltet in eleganter Mappe oder gerollt und in ein entsprechendes Futteral geborgen, auf, während eine photographische Ausgabe die einzelnen Gruppen des Panoramas in Kabinetbildchen wiedergibt. Auch von dem schönen, im gleichen Verlag erschienenen „König Ludwig-Album“, das zwölf Darstellungen aus den Schlössern Ludwigs II. nebst dem Bildnis des Königs als Titelblatt nach Originalaquarellen von H. Breling enthält, ist neben der eleganten Folioausgabe in Heliogravüre eine photographische Ausgabe in Kabinetformat veranstaltet worden; die prachtvolle Ebers-Gallerie aber, die prächtig Darstellungen aus den Romanen des gefeierten Orientalisten, von den ersten deutschen Künstlern geschaffen, darbietet, liegt sogar in dreierlei Formaten: Kabinet, Großfolio und Imperial, vor. Die auch einzeln zu beziehenden Blätter namentlich der letzteren Ausgabe liefern in Glas und Rahmen einen herrlichen, hochkünstlerischen Zimmerschmuck. Die Ebersschen Romane selbst, die älteren wie die neueren, sowie die Ebers-Guthescheh Prachtwerke „Aegypten“ und „Palästina“ mit ihrem reichen Bilderschmuck werden ohne Zweifel auch dieses Jahr wieder in Nähe und Ferne auf den Weihnachtstischen prangen. An ihnen reihen sich als neueste Erscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt — außer der eingangs bereits erwähnten Dichtung Elifen — der großartige Wallacesche Roman „Ben Hur“, zur Zeit Jesu Christi spielend, und die hochinteressanten Lebenserinnerungen des Grafen Schack unter dem Titel: „Ein halbes Jahrhundert“. Sie reichen uns wieder mitten in die Gegenwart herein, der auch das Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers: „Neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“ von Oskar Meding, als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger, und die poesievolle Episode aus dem Leben Ludwigs II.: „Alpenrosen und Gentianen“ von Johanna Balz angehören. Als unvergängliche Schätze behaupten sich daneben die glänzenden Prachtausgaben, in denen die Deutsche Verlags-Anstalt Goethes, Schillers und Shakespeares Werken eine Ausstattung erteilte, die von den besten Leistungen deutscher Kunst verschönte Gestalt verlieh. Auch die ebendaselbst erschienenen illustrirten Ausgaben von Hauffs Märchen und den Abenteuern Münchhausens mit Dorés grotesk-komischen Zeichnungen, sowie Giacomellis liebliche „Idylle aus der Vogelwelt“ und die bildergeschmückte Prachtausgabe von Franz Schuberts Liedercyklus: „Die schöne Müllerin“, der sich die vorzüglichen Hallbergerschen Ausgaben der musikalischen Klassiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart und Weber, anreihen, behalten ihren dauernden Wert.

Nicht unerwähnt bleiben darf hier Paul Heyses — neuerdings in Gemeinschaft mit L. Laistner — herausgegebener „Neuer Deutscher Novellenschatz“ (München und Leipzig, R. Oldenbourg), diese mit der ganzen Feinfühligkeit des Poeten getroffene Auswahl aus der reichen erzählenden Literatur unseres Vaterlandes, die in ihrer gefälligen Ausstattung eine mustergültige kleine Unterhaltungsbibliothek bildet. Die zuletzt erschienenen Bände derselben enthalten Novellen von Eduard Kulke, Hugo Rosenthal-Bonin, Hermann Heiberg, Alfred Friedmann, Th. H. Pantenius, Hans Hoffmann und Ilse Frapan.

Selbstverständlich hat auch die Lyrik, die wir schon mehrfach in Verbindung mit der bildenden Kunst begrüßten, ihre mehr oder minder selbständigen Gaben für den Weihnachtstisch zu liefern nicht vergessen. Fassen wir zunächst einige Anthologien ins Auge. Die Frauen haben sie besonders, und für diese sind sie deshalb auch meistens berechnet. „Gedenkbuch“, Aussprüche von Dichtern und Denkern, gesammelt von Sophie Verena (Berlin, H. W. Müller), will in den Stunden der Einkehr dem reifern Frauengemüt Erbauung, Klarheit, Mut und Trost bringen. Bescheidener präsentiren sich „Perlen aus dem Meer des Lebens“, Sprüche zeitgenössischer Dichter, gesammelt von Georg von Schulpe (Leipzig und Dresden, E. Piersons Verlag), und „Frauenliebe und Leben“, ein Blütenstrauß deutscher Dichtung für Deutschlands Frauen und Jungfrauen gesammelt von Rudolf von Gottschall (Leipzig, G. H. Meyer). Während das zuerst genannte Büchlein mehr reflektierend, ist das letzte durchaus lyrisch gehalten und singt das Lob der Frauen; beide sind ebenso, wie das sehr hübsch ausgestattete „Für Auge und Herz“, ein Blütenstrauß deutscher Kunst und Dichtung (Leipzig, Meißner & Buch), besonders für junge Mädchen geeignet. Für alle Altersstufen und alle Lebenslagen beider Geschlechter gleich passend und deshalb für jeden ein Besitz von dauerndem Wert sind die bekannten Anthologien der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Scherers „Deutscher Dichterwald“, Borels „Album lyrique de la France moderne“ und Freiligraths „The Rose, Thistle and Shamrock“. Sie haben sich seit langem schon in der Gunst des Publikums einen festen Platz erworben und sind bisher in ihrer Art noch immer unerreicht geblieben. Dem nationalen Zuge der Zeit entsprechend, gibt Anton Ohorn unter dem Titel: „Von deutscher Art“ (Leipzig, Krugersche Buchhandlung) eine Sammlung von Dichtungen heraus, welche die Vorzüge, Tugenden und Thaten des deutschen Volks verherrlichen. Wohlthuend berührt es, daß trotz des feurigen Patriotismus, welcher den Herausgeber bei der Auswahl der Gedichte geleitet, nichts dem Chauvinismus Aehnliches hervortritt. Spezifisch deutsch-national ist auch die Sammlung von Volks- und volksmäßigen Liedern: „Von der Wiege bis zum Grabe“ von Dr. Otto Kratsch (Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn). Der Titel ist nicht sehr geschmackvoll und verspricht wenig Besonderes; um so angenehmer ist man überrascht, wenn man das Buch aufschlägt. Der Herausgeber hat überall so recht aus dem Herzen des deutschen Volkes geschöpft und nur Lieder gewählt, in welchen das deutsche Gemüt in seinen reinsten und gesundesten Empfindungen sich widerspiegelt; zu loben ist namentlich auch, daß er diejenigen mit bekannter Melodie besonders bevorzugt hat. In dritter Auflage erscheint Leopold Schefers „Buch des Lebens und der Liebe“, herausgegeben von Hermann Thom (Leipzig, Fr. Brandstetter), an Gedankenreichtum und in der Vollendung der Form ein würdiges Supplement zu dem „Laienbrevier“ desselben Verfassers. Mit sinnendem Auge schreitet auch Franz Siller durch die Welt und gibt in seinen „Liedern und Sprüchen aus dem Volk und für das Volk“ (München, J. A. Finsterlin) „dem reifen Mann manch ernstes Wort, dem Weib die Hoffnung und des Glaubens Hort“, während Emil Pirazzi in seinem „Im Herbst des Lebens“ (Offenbach, Theodor Steinmetz) die verschiedenartigsten Töne anschlägt und in bald ernsten, bald heiteren Weisen verkündet, was ihn bewegt.

Für die reifere Jugend dürfte die neue Ausgabe von Musäus' „Volksmärchen“, ausgewählt und bearbeitet von Dr. M. W. Müller und Gotthard Müller (Stuttgart, Thienemanns Verlag), eine sehr willkommene Gabe sein. Die unverwüstliche Jugendkraft dieser Märchen bewährt sich immer, sie erheitert, erfreut, interessirt den die Kleinen wie die Großen, und die fünfzig in den Text gedruckten, sowie die acht Ölbilder dieser schönen, stattlichen Ausgabe erhöhen den Wert des Buches. Inhaltreich und mannigfaltig an Stoff und Abbildungen ist auch „Die Kinderlaube“, ein illustrirtes Jahrbuch für den Familienkreis von Th. Schäfer, 25. Band, ein abgeschlossenes Ganzes in der Art der alten, guten Zeitschriften für die Jugend wie auch für Erwachsene mit hübschen Bildern verschiedener Art. Wir empfehlen dieses Jahrbuch warm. Die Verlagsfirma ist Meinholds Söhne in Dresden. Den Kleinen gewidmet sind „Kinderlust“, alte Reime und neue Bilder, zweiunddreißig Originalzeichnungen in Farben von W. Claudius (der gleiche Verlag), sowie Ch. Dieffenbachs „Fröhliche Jugend“ von P. F. Mohn mit prächtigen, farbigen und schwarzen Bildern versehen (Bremen, M. Heinsius). Paul Mohn gehört ja zu den poesievollen Illustratoren unserer Tage gerade für die Jugend und für märchenhafte wie häusliche Stoffe, Dieffenbachs Verse aber sind ebenso naiv wie aus dem Leben gegriffen und anziehend für die Kleinen, die schöne Verse behalten können. Einer allerliebsten Idee entsprang das heitere Kindertagebuch „Mein Vaterhaus“ von J. Lohmeyer mit Zeichnungen von Jul. Kleinmichel (Leipzig, Meißner & Buch). Es sind dies Erinnerungen aus einer reichen und farbig bewegten Kinderzeit. Sie schildern Leben und Treiben in Wald und Feld, mit Pferdchen und Hund, und erzählen wohl auch von Kinderstreichen, die voll Lust und Kraft ausgeführt wurden. Das hübsche Buch mit den feinkolorirten Bildern wird großen Erfolg haben.

Einen anhaltenden, mächtigen und förderlichen Reiz auf die zur Thatkraft erwachenden Gemüter üben noch heute die Werke J. F. Coopers und unter diesen namentlich „Der letzte der Mohikaner“ aus. Es war deshalb ein guter Griff des Leipziger Verlags von Ferdinand Hirt & Sohn, dieses Werk in neuer Bearbeitung für die deutsche Jugend von A. Helms und mit äußerst zahlreichen Illustrationen, 12 Tonbildern und 125 Abbildungen im Text, auszustatten, die, trefflich gezeichnet und geschnitten, die Phantasie in rechtzeitigem Maß anregen, sich mitten in die fremdartige Welt hinein zu versetzen, die hier so lebhaft geschildert wird. Aehnliche Grundsätze verfolgt noch einer andern Richtung hin das in demselben Verlag erschienene und überaus stimmungsvoll ausgestattete Buch „In Sturm und Not“, Bilder aus alten Zeiten und Kämpfe

mit Wind und Wellen behandelnd, den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nacherzählt von J. H. C. Kern mit vielen Abbildungen nach Originalzeichnungen von Joh. Gehrts. Eine kurze Erläuterung der im Texte gebrauchten seemännischen Ausdrücke in alphabetischer Ordnung bildet einen schätzenswerten Anhang. — Ein ergänzendes Seitenstück dazu, das dem reichhaltigen Thema wieder neue Schattierungen abzugewinnen weiß und nicht minder schmuck ausgestattet ist, liefern die von demselben Verfasser für die reifere Jugend erzählten „Freuden und Leiden auf offener See“, Volks-, Insel- und Sittenbilder aus dem stillen Ozean, dem Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart zugehörig, dem wir auch einen Band anmutiger Märchen und Erzählungen „von junger Herzen Freud' und Leid“ unter dem Haupttitel: „Im Frühlicht“ von Julie Ludwig, mit sechs Bildern in Farbendruck von Hermann Vogel, zu danken haben. — Die zarteren Seiten des jugendlichen Gemütslebens finden einen unsterblichen Ausdruck in Bernardin de Saint-Pierres „Paul und Virginie“. Dieses Werk hat C. F. Amelangs Verlag (Leipzig) in mustergiltiger Ausstattung mit reizenden Bildern von M. Leloir und einer Einleitung von Professor Dr. Ferd. Lotheissen der deutschen Leserwelt übermittelt. Unsere heimische Schriftstellerin Frida Schanz aber erzählt unter dem Titel „Mit Ränzel und Stab“ (Leipzig, Ambr. Abel) eine Pensions- und Reisegeschichte, die nicht minder alle jungen Herzen höher schlagen machen wird, und der zwölf große Buntbilder zum Schmuck dienen. Acht ähnliche Abbildungen, ebensoviel Tonbilder und 70 in den Text gedruckte Holzschnittillustrationen weist der ebendaselbst verlegte „Märchenquell“ auf, eine Auswahl der schönsten Märchen aus aller Welt, für die Jugend gesammelt von Viktor Blüthgen. Auch hier bürgt der Name des poetischen Bearbeiters allein schon für die Trefflichkeit der Auswahl und Behandlung.

Viel Vergnügen wird den Knaben, deren Vorliebe ja immer dem Soldatenspiel zugewendet ist, Emil Kampios „Instruktionsbuch des Infanteristen“ (Stuttgart, Carl Krabbe) gewähren, das durch Bild und Wort den kleinen Krieger vorschriftsmäßig zu schulen und ihm so den Reiz des Spiels zu erhöhen bestimmt ist, zugleich eine frühe nicht zu verachtende Grundlage dazu legend, daß er für die später an ihn herantretenden Forderungen der allgemeinen Wehrpflicht schon einige wesentliche Vorbegriffe mitbringe. Als ein lebensvolles Bilderbuch für die erziehungsbedürftigen Jüngsten aber möge „Fräulein Nimmermag“ von Franz Bonn mit lustigen Bildern von L. Meggendorfer (München, Braun & Schneider) den Schlußstein für diese kleine Weihnachtswanderung bilden.

Bildende Künste.

— **Das Schloß Linderhof wollte der New-Yorker Millionär Vanderbilt** von der bayrischen Regierung erwerben. Sein Angebot fand jedoch kein geneigtes Ohr, da in den beteiligten Kreisen eine Einigung dahin erzielt ist, daß sämtliche Prachtbauten König Ludwigs im königlichen Besitz bleiben und mit Ausnahme des Schloß Herrenchiemsee sogar fertig gebaut werden.

— **Im Atelier von Prof. Reinh. Begas geht die letzte der** für die Feldherrnhalle des Zeughauses in Berlin bestimmten Kolossalfiguren ihrer Vollendung entgegen und wird noch im Dezember zur Aufstellung gelangen. Dann wird der berühmte Plastiker den auf der letzten akademischen Ausstellung als Gipsmodell vorgeführten „Entwischten Faunen“ in Marmor fertigstellen.

— **Adolf Menzel ist seit Jahresfrist mit einer Reihe kleiner** Gouachen beschäftigt, deren letztvollendete einen bejahrten Würdenträger mit der langen Lockenperücke des vergangenen Jahrhunderts darstellt, welcher einem behaglich im Lehnstuhl sitzenden Herrn ein großes amtliches Schreiben überreicht. Man rühmt die reizende Frische in der humoristischen Gegenüberstellung des diensteifrigen Beamten und der gelassenen Ruhe des Privatmannes.

— **„Die Geschichte des Jahrhunderts“ lautet der Titel** eines Riesenpanoramas, an welchem die Pariser Maler Stevens und Gervex für die Weltausstellung von 1889 (oder wahrscheinlicher 1890) arbeiten. In der Art des Hemicycle von Paul Delaroche sollen auf der gewaltigen Leinwand die Heroen der Politik, Kunst und Wissenschaft dargestellt werden, welche von 1789 bis 1889 gelebt haben. Dies Panorama dürfte also das würdige Seitenstück zum Eiffelturme werden!

— **Die belgische Regierung hat zur Vermehrung des Absatzes** von Werken belgischer Künstler im Theatre Colon in Buenos Ayres einen gut ausgestatteten, elektrisch beleuchteten derartigen Salon geschaffen, dessen materielle Erfolge durchaus befriedigen. Ebenso günstig fiel ein gleicher Versuch in Port Adelaide aus; daher sollen weitere exotische Künstlerausstellungen folgen.

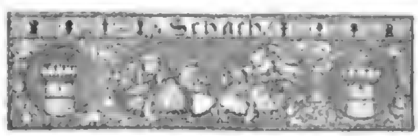
Blumenstraußstecken.

Ein Spiel für Mußestunden.

Für jeden Buchstaben des Alphabets, mit Ausnahme von C, Q, X und Y, sind Blumen ausgewählt, welche, auf steifes Papier gemalt oder gedruckt, von den Spielenden ausgeschnitten werden. Desgleichen sind die auf einem andern Bogen befindlichen Buchstaben in Täfelchenform mit der Schere abzuteilen. Dazu gehört noch für jeden Spielenden ein leicht gefärbter, etwa bräunlicher Karton mit verschiedenen Einschnitten zum Durchstecken der Papierblumen, aus denen solchergestalt ein Strauß zu bilden ist. Soll dieses Spiel, mit dem der Einzelne für sich allein seine Muße in angenehmster und anregendster Weise ausfüllen kann, in Gesellschaft ausgeführt werden, so verteilt man die Täfelchen an die Spielenden, und diese haben die Aufgabe, mit den durch die Buchstaben bezeichneten Blumen einen Strauß zu stecken. Wer also beispielsweise die Buchstaben R, L, M, J und V erhalten, bildet seinen Strauß aus: Rose, Lilie, Maiglöckchen, Jasmin und Veilchen, doch steht es jedem frei, so viele Blumen, wie er will, aus den vorhandenen in dem Strauß anzubringen, das heißt die Anfangsbuchstaben zwei- und dreimal zu wiederholen, das T zum Beispiel durch Tausendschön und Tulpe, das V durch Veilchen und Vergißmeinnicht, das S durch Sonnenblume, Schwertlilie und Sternblümchen zur Geltung zu bringen. Der, welcher den schönsten und reichhaltigsten Strauß gesteckt hat, erhält den ausgesetzten Preis. Wer das Spiel arrangiert, hat für die Blumenbilder, das Alphabet und die Kartonformen Sorge zu tragen. Wir glauben mit diesem originellen Spiele namentlich unseren jungen Damen, die sich ja stets gerne mit dem



Zeichnen und Malen von Blumen beschäftigen, eine willkommene Anregung gegeben zu haben. Je hübscher und natürlicher die Kinder Floras dargestellt werden, desto unterhaltender und dankbarer wird es sein, dieselben, dem Geschmack des Augenblicks folgend, zu reizenden Sträußchen zusammenzulegen und damit sich selbst zu unterhalten, oder um einen ausgesetzten Spielpreis zu werben.

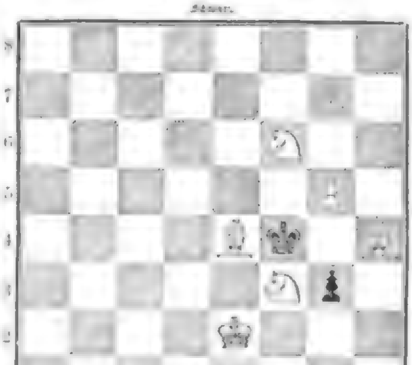


(Redigiert von Jean Dufresne.)

Weihnachtsnuß für Schachspieler.

Von Dr. L. in Darmstadt.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Schlachtenrätsel.

Es haben die ersten beiden
Vom Feuer viel zu leiden.
In ihnen wird geschafft
Aus Wasser Riesenkraft.
Die dritte bewohnt von Leuten,
Die hinter dem Pfluge schreiten.
Beim Ganzen des alten Dessauer Hand
Einen herrlichen Kranz des Ruhmes wand.

Buchstabenrätsel.

Meine ersten vier
Sind des Bauern Revier,
Oft des Reitersmanns Weg,
Selbst des Königs Geheg.
Bald weiß und bald schwarz, bald blau und bald golden,
Voll Ähren bald, bald voll Blütendolden.

Die nächsten sechs nun,
Sie denken kein Ruh'n,
Selbst auf dem Papier
Geh'n oft sie mit dir,
In Oldenburg oben und Ostfriesland,
Da liegen sie still an dem Küstensand.

Die letzten sechs gar
Die Welle gebar.
Wer der letzten drei
Erzeugerin sei?
Da liegt sich die Weltweisheit längst in den Haaren,
Und wird's doch wohl schwer da unten erfahren.

Das Ganze in lautesten Thaten spricht,
Und macht doch der beste viel Worte nicht.

Auslassungsaufgabe.

Man entferne aus jedem der nachstehenden Wörter einen Buchstaben auf die Weise, daß die zurückbleibenden Lettern in derselben Reihenfolge wieder ein bekanntes Wort geben, und die weggelassenen Buchstaben, der Reihe nach gelesen, einen berühmten Maler nennen. Gegeben sind die Wörter: Sarnam, Storch, Brand, Lenz, Platz, Leiche, Kanone.

Bilderrätsel.





Oskar, Kitty und Jelängerjelieber. 1) Madame Marven, eine Schülerin der Lenormand. Dieselbe wohnte um Mitte der sechziger Jahre in der Rue Tournon 5, Paris. Einen Besuch Napoleon III. bei dieser Wahrsagerin behandelt ein längerer, auf Wahrheit beruhender Abschnitt des Romans „Um Scepter und Kronen“ von Gregor Samarow (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). 2) Fünf: Maria Luise, Georg Wilhelm, Alexander, Olga und Christian.

Mauritius. Ihr ausdrucksvolles Gedicht „Umsonst“ wollen wir den Lesern unserer Briefmappe nicht vorenthalten.

„Umsonst heißt du mich ruhn,
O Wackelstühle.
Ich kann es nun nicht thun,
Da ich es fühle.

Umsonst lächelst du mir,
O Sonnenschimmer!
Ich geb den Vorzug dir,
Ich liebe dich immer.

Umsonst winkst du von fern,
O Berg, so bläulich. —
Ich hab' nun eins nicht gern,
Es ist abscheulich.

Weil ich in meinem Herz
Die Sorge trage
Und alles macht mir Schmerz
Bei Nacht und Tage.“

Das ist allerdings recht „abscheulich“!

Annabertin. Davon waren wir längst überzeugt.

Abonnent der Künstlerausgabe in Flensburg. 1) Wir wissen bis jetzt von keinen praktischen Erfolgen derselben. 2) Wenden Sie sich in dieser Angelegenheit an A. Bayerlen, Stuttgart, Olgastraße 18.

Digitized by Google

„Geben ist seliger, denn nehmen". Wir verweisen Sie auf den [illegible] voriger Nummer beigelegten Weihnachtskatalog; derselbe enthält eine stattliche Anzahl gediegener Geschenkwerke zu den verschiedensten Preisen, und Sie finden darin sicher etwas für Ihre Zwecke Geeignetes. Außerdem möchten wir Ihnen noch ein Werk, das in dem Katalog nicht verzeichnet ist, [illegible] empfehlen, nämlich Conscience [illegible] „Um Scepter und Krone", [illegible] und aus den fünf Abteilungen: „Um Scepter und Krone" (4 Bde.), „Europäische Blasen und Gegenwinkel" (4 Bde.), „Zwei Kaiserkronen" (4 Bde.), „Kreuz und Schwert" (4 Bde.), „Held und Kaiser" (4 Bde.), zusammen 20 Bände. Das imposante Werk erhalten Sie als Abonnentin unserer Zeitschrift zu einem ganz bedeutend ermäßigten Preise, in 20 Bänden geheftet für 20 ℳ statt 75 ℳ, in 10 Bänden prächtig gebunden für 35 ℳ statt 90 ℳ. Bestellen Sie, sofern Sie dazu geneigt sind, baldigst bei Ihrem Buchhändler.

Hildegardt v. Kl. Wenn Sie uns aber damit Freude machen und die Erfüllung Ihrer Bitte wesentlich erleichtern: können, warum denn nicht? Und sei es auch das „zwölfjährige", falls es kein anderes sein kann! Aus welchem Kalenderjahre stammt das wohl? — Mit den Aufzeichnungen haben Sie getrost fort; es ist sehr lehrreich und für die Ausbildung des geistigen Ich förderlich, wenn man seine Beobachtungen so in knappe Form zu bringen sucht.

Frau F. in Fürth. Derartige Szenen sind zu oft schon geschildert worden.

Grete in Paris. Leider nicht. Versuchen Sie es doch einmal mit der einfachen Bezeichnung: „Home for German governesses, London".

Resi in Krain. In Berlin ist uns keine derartige Anstalt bekannt, wohl aber in München die des Herrn Anton Keller, kgl. Rechnungsrevisor bei der Generaldirektion der kgl. Verkehrsanstalten.

Eine, die zum erstenmale kam. Wir sind jetzt daran, Ihrem Wunsche thatsächliche Rechnung zu tragen.

Abonnentin in Neu-C. Gutes auf diesem Gebiete ist zu billigerem Preis nicht zu haben.

Michelakel. Eine edle, warme Empfindung und schöne Diktion. Nur die Art der Verteilung von gereimten und reimlosen Zeilen ist nicht ganz nach unserem Geschmack.

Lily L., Bern, B. Wir bitten um die Einsendung.

Hausfrau in St. [illegible], wie überhaupt über die Anpflanzung und Verwertung der Gurken und Tomaten zu allen möglichen Zwecken findet sich eine Abhandlung von 160 Seiten in H. Semlers „Tropische Agrikultur, 2. Bd., Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung", ein treffliches Buch, das auch über viele andere Südfrüchte spricht und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. Mit wenigen Zeilen läßt sich der Anweisung nicht geben.

„Dankbare Heimatgerin". Die [illegible] verdient Empfehlung für besagten Zweck könnte nur durch eine Anzeige im Inseratenteil unserer Zeitschrift veröffentlicht werden.

Hieronymus. In Ihrem Gedichte spricht sich eine nicht gewöhnliche Begabung aus. Schade, daß Sie an Heine-Nachahmung zu [illegible] drohen.

Dr. H. W. in Berlin. Derartige Anwandlungen [illegible] Zustände ohne scheinbare äußere Veranlassung kommen öfter vor, als Sie zu glauben scheinen, und sind durchaus nicht krankhafter Natur. Die Art und Weise, wie eine Mutter ihr Kind durch [illegible], [illegible] Singen oder durch gleichmäßige Schaukelbewegungen in den Schlaf lullt, die durch Fixieren eines beliebigen Punktes hervorgerufene Müdigkeit der Augenlider, die in Momenten [illegible] Schreckens auftretende Unfähigkeit zu [illegible] Bewegungen (Katalepsie) und dergleichen mehr sind Erscheinungen, die da zeigen, in welcher innigen Verbindung hypnotische Phänomene mit Thatsachen des gewöhnlichen Lebens stehen. Daß die Hypnose an sich ein zwar anormaler, aber keineswegs pathologischer Zustand ist, hat Professor Dr. Bernheim [illegible] Ausführungen dargethan. Worüber Sie [illegible] Aufsatz in der „Sphinz" III. (Verlag v. L. Fernau, Leipzig) belehren können.

Neugierige Fragerin aus C. Unsere Nro. 10 war, als Ihre Zeilen einliefen, bereits gedruckt. Selbstverständlich wird für Ihren Fall eine Anzeige in unserer Zeitschrift, die in so großer Auflage in allen Herren Länder kommt, ganz besonders erfolgversprechend sein.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (3). Frau H. H. in Gelsenkirchen. Marie Tad in Prag. Ludwig Popper in Kutna-Bistek. Emil Hahn in Hamburg. Nora Ferrandich in Grailsheim. Ferdinand Altstadt in Frankfurt a. M. H. Blumenthal in Stuttgart. „Englein" in Wiesbaden (2). Louise Boelsen in Berlin. Gustav Ackermann in Dresden. Lore Wolf in Barmen. Nikolai Tomilowitsch in St. Petersburg. Marie Herold und Maria Bergmann in Schweidnitz. M. Hacker in [illegible] in W. Paul Dietrich in Zwickau. Frau Lilly Herwig in Erfurt. Frau Auguste Hempel in Weimar. „Das kleine Duo C. und R. aus der Währinger Wildenmannsgasse in Wien". Max Jonas in Cegon. Frl. Wahlstab in [illegible]. Franz Abel in Dresden. Mrs. and Mr. Lawrence in Bradford.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefsplatz 5).
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22).
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text. Am goldenen Horn, Weihnachtserzählung von Hugo Rosenthal-Bonin. — Weihnachten in der [illegible] Hofburg, von Carl von Heigel. — Das Engelmädchen, von [illegible]. — Weihnachten unter der Erde, nach einer Sage. Gedicht von Julius Lohmeyer. — [illegible], die Korallenstadt, von Waldemar Kaden. — Ein Feiertag, Weihnachtsbild, von Ludwig Thaler. — Künstlerische und litterarische Gaben für den Weihnachtstisch. — [illegible]. — Blumenbildchen: Ein Spiel für Mußestunden. — Schach: Weihnachtsgruß für Schachspieler. — Schachaufgaben. — Buchstabenrätsel. — Auflösungen. — Bilderrätsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Am goldenen Horn, vier Originalzeichnungen von Erdmann Wagner. — Maria mit dem Jesuskind, Gemälde von B. E. Murillo. — Weihnachten in der Wiener Hofburg, von W. Gause. — Engelständchen, Gemälde von Theodor Mintrop. — Zur Weihnachtsandacht, von R. Hampe. — Großvaters Lieblinge, Gemälde von E. [illegible]. — [illegible], Gemälde von Fr. [illegible]. — [illegible], Gemälde von H. Schmidt. — Christnacht unter der Erde, von Carl Gehrts.

Farbige Kunstbeilage: „'s Bräutel", nach einer Original-Aquarelle von J. M. Stieler.

Musikbeilage: „Es ragt ins Meer der Runenstein", Gedicht von Heinrich Heine, in Musik gesetzt von Robert von Hornstein.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Für Weihnachten!

Neuestes Werk von Georg Ebers.

Soeben ist erschienen:

Elifên.

Ein Wüstentraum von **Georg Ebers.**

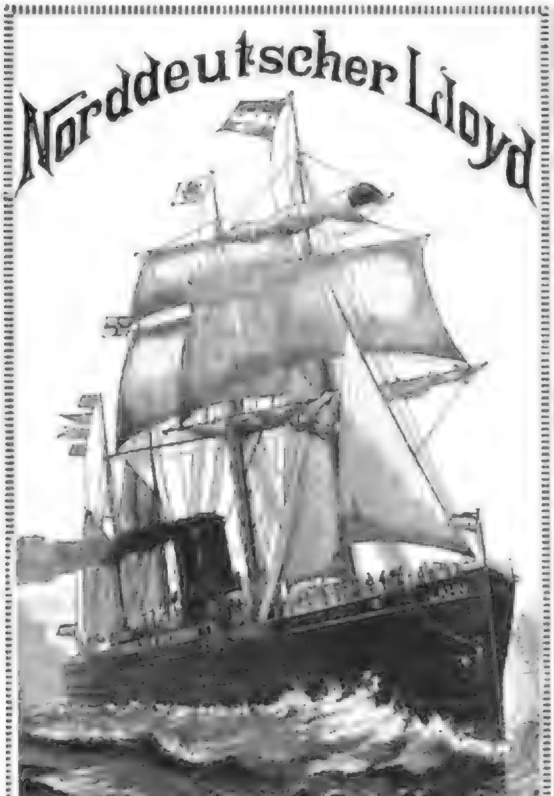
Preis in feinstem Original-Einband 5 Mark.

Georg Ebers tritt diesmal mit einem Werke hervor, welches uns eine neue Seite seines Talentes zeigt; denn in seiner „Elifên" entzückt er den Leser, dem er früher nur als Erzähler an sich gefesselt, auch als Sänger durch den Wohlklang der metrischen Rede und des Reimes.

Früher erschienene Romane von Georg Ebers:

Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Zwölfte Auflage. 3 Bände. Preis fein gebunden 15 Mark.
Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Elfte Auflage. 3 Bände. Preis fein gebunden 15 Mark.
Homo sum. Roman. Zwölfte Aufl. Preis fein gebunden 7 Mark.
Die Schwestern. Roman. Fünfzehnte Auflage. Preis fein gebunden 7 Mark.
Der Kaiser. Roman. Zehnte Auflage. 2 Bände. Preis fein gebunden 12 Mark.
Die Frau Bürgemeisterin. Roman. Dreizehnte Auflage. Preis fein gebunden 7 Mark.
Ein Wort. Roman. Elfte Auflage. Preis fein gebunden 7 Mark.
Serapis. Historischer Roman. Neunte Auflage. Preis fein gebunden 7 Mark.
Die Nilbraut. Roman. Sechste Auflage. 3 Bände. Preis fein gebunden 15 Mark.
Eine Frage. Idyll. Fünfte Auflage. Preis fein gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

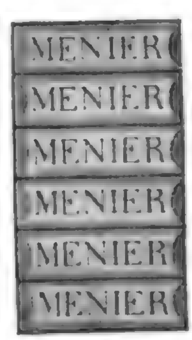
Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

CHOCOLAT MENIER

1 Mark 60 Pf. das Pfund



Das beste Frühstück



Größte Chokoladenfabrik der Welt

Auf jeder Ausstellung medaillirt.

Hauptpreis 1878. — 2 Ehrendiplome

Die jährliche Produktion des **CHOCOLAT-MENIER** übersteigt **12.000.000** Kilog.

Verräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Zauber- Apparate, Karten-, Kunststücke, [illegible] Kunststücke (Neuheiten). Katal. grat. u. fr. C. Strensen, Hamburg, Baumeisterstr. 5.

Prospekte frei.

Wunder der Optik. Neueste Laterna magica mit 30 Rotations-Bildern, 6 Fuss Vergrösserung garantirt, interess. u. belehr. Text gratis dazu, versendet porto- u. zollfrei für 10 Mark Einsendg. od. Nachn. das Optische Institut v. D. Brauckmann, Hamburg 5.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gehaltvolle Festgeschenke von bleibendem Wert

bilden die Illustrirten Prachtwerke:

Große illustrirte Prachtbibel.

Die Heilige Schrift

des Alten und Neuen Testamentes.

Illustrirte Pracht-Ausgabe mit 230 großen Bildern und reichen Verzierungen im Text von

Gustav Doré.

Evangelische Ausgabe.	Katholische Ausgabe.
	
Nach der deutschen Uebersetzung von	Aus der Vulgata übersetzt von
Dr. Martin Luther.	Dr. J. F. v. Allioli.

Fünfte Auflage. 2 Bände groß Folio.

Preis in Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt und reichster Goldpressung:

in ganz Maroquin rot	Preis M. 128. —
in ganz Maroquin schwarz	Preis M. 118. —
in englischer Leinwand mit Lederrücken rot	Preis M. 107. —
in englischer Leinwand mit Lederrücken schwarz	Preis M. 105. —

Das Prachtwerk kann auch nach und nach in 62 Lieferungen à M. 1. 50., oder in 25 Heften à M. 3 — durch jede Buch- und Kunsthandlung in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Diese Prachtbibel ist nicht nur ein Meisterwerk ersten Ranges an Schönheit und künstlerischem Wert, sondern hauptsächlich auch ein Haus- und Familien-Prachtbuch für jede christliche Familie. Dieselbe eignet sich ganz besonders zu festlichen Ehrengeschenken und bleibt ein Familienbuch von Kind auf Kindeskind. Es ist ein Buch für viele Jahre, das sich von Generation zu Generation sorgfältig bewahrt, bewundert und geliebt forterbt.

Das Heilige Land in Wort und Bild.

Palästina

in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Nach dem Englischen herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Pracht-Ausgabe.

Mit 59 Stahlstichen, mehr als 900 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Bände in Folio. In Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt. Preis 115 Mk.

Wohlfeile Ausgabe.

Mit 2 Titelbildern in Stahlstich, mehr als 900 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. 2 Bände in Folio. In Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt. Preis 60 Mk.

Diese wohlfeile Ausgabe kann auch nach und nach in 84 Lieferungen zum Preise von à 50 Pf. durch jede Buch- und Kunsthandlung in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Inhalt: Vorwort. — Jerusalem. — Bethlehem und das südliche Judäa. — Das Gebirge von Juda und Ephraim. — Sichem und Samaria. — Die grosse Ebene. — Untergaliläa und der See von Tiberias. — Obergaliläa. — Der Hermon und seine Tempel. — Damaskus. — Palmyra. — Das Wadi Barada. — Baalbek. — Der Libanon. — Die Meeresküste von Tripoli bis Tyrus. — Die Bucht von Akko und ihre Umgebungen. — Das Küstenland vom Karmel bis Jafa. — Jafa, Ramle und Lydda. — Das Küstenland der Philister. — Das südliche Judäa. — Petra und das Land der Edomiter. — Von Suez zum Sinai. — Vom Wadi Harkja bis zur Dschebel-Mûsa-gruppe. — Das St. Katharinenkloster und die Berge und Thäler des Sinai der Mosche. — Das Land Gosen.

Dieses grosse und herrliche Werk eignet sich nicht nur zur kostbarsten Festgabe für Lehrer, Prediger und alle jene, welche ihr Beruf nach der Geschichte der heiligen Orte hinlenkt, sondern es bildet in seinem stilvollen Pfachteinband auch ein wertvolles Weihegeschenk für die verschiedensten Situationen des Lebens.

Illustrirtes Prachtwerk ersten Ranges.

Aegypten

in Bild und Wort.

Dargestellt von unseren ersten Künstlern.

Beschrieben von

Georg Ebers.

Pracht-Ausgabe.

Mit 782 Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten.

Zweite Auflage.

2 Bände in Folio. In Original-Pracht-Einband mit Goldschnitt. Preis 115 Mk.

Das Prachtwerk kann auch nach und nach in 42 Lieferungen zum Preise von à 2 Mk. durch jede Buch- und Kunsthandlung in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

Inhalt: Vorwort. — Das alte Alexandria. — Das neue Alexandria. — Durch das Delta. — Gosen. — Memphis. — Die Pyramiden. — Kairo. Die Entstehung der Stadt. — Kairo. Unter den Fatimiden und Ejjubiden. — Kairo. Unter den Mamluken-Sultanen. — Kairo. Verfall und Gräber. — Aegyptens Neugestaltung. — Auferstehung des ägyptischen Altertums. — Universitäts-Moschee El-Azhar. — Kairo. Aus dem Volksleben. — Aufbruch nach Ober-Aegypten. — Ober-Aegypten bis zu den Gräbern von Beni-Hasan. — Bis Theben. — Theben. Die Glanzzeit des alten Aegyptens. — Von der Amonsstadt zum Katarakt.

Ein Prachtwerk der edelsten Art, durch literarischen Wert, künstlerischen Schmuck und den Glanz der Ausstattung eine der grossartigsten Leistungen des deutschen Büchermarktes. Ein kostbarer Schatz von bleibendem Wert, Belehrung und Genuss spendend, würdig des Ehrenplatzes in der Bücherei einer jeden feingebildeten, kunstsinnigen Familie, zugleich eines der schönsten und reichsten Festgeschenke.

Illustrirte Klassiker-Pracht-Ausgaben.

Goethe's Werke.

Mit 1068 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Nebst Goethe's Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Prof. Dr. H. Düntzer.

Zweite Auflage.

5 Prachtbände groß Lex.-8°.

Fein in Leinwand gebunden Preis 60 M.

Allen Gebildeten, allen Freunden unserer klassischen Dichtung kann diese Goethe-Pracht-Ausgabe als gediegenes und wertvolles Festgeschenk aufs wärmste empfohlen werden.

Schiller's Werke.

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Nebst Schiller's Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

Dritte Auflage.

4 Prachtbände in groß Lex.-8°. Fein in Leinwand gebunden. Preis 48 M.

Die schönste aller Schiller-Ausgaben bildet eine der gediegensten und prächtigsten Gaben, welche der reiferen Jugend geboten werden können.

Shakespeare's Sämtliche Werke.

Eingeleitet und übersetzt von

A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt u. A.

Mit 830 Illustrationen von

Sir John Gilbert.

Nebst Shakespeare's Porträt und Biographie.

Fünfte Auflage.

4 Prachtbände in groß Lex.-8°. Fein in Leinwand gebunden. Preis 40 M.

Es läßt sich kaum ein schöneres literarisches Geschenk für Erwachsene denken, als diese herrliche, aufs reichste und schönste illustrirte Shakespeare-Ausgabe.

Um die Anschaffung dieser Prachtwerke zu erleichtern, können dieselben auch nach und nach in Lieferungen zum Preise von à 50 Pfennig (Goethe's Werke in 90 Lieferungen, Schiller's Werke in 65 Lieferungen, Shakespeare's Werke in 60 Lieferungen) durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.



Novität! **Piglhein-Panorama.** Novität!

Jerusalem und die Kreuzigung Christi.

Gemalt von Bruno Piglhein in München.

Mit Genehmigung der Eigentümer direkt nach dem Rundgemälde aufgenommen, mit Erläuterung von

Dr. Ludwig Trost.

In zweierlei Reproduktionen

a) Holzschnitt-Folio-Ausgabe:

Zwölf Blätter à 32×44 cm., gebrochen als Leporello-Album, ganze Reproduktion ca. 380 cm., in eleganter Folio-Mappe, Preis M. 8. —; in Rolle eingesteckt (zum Ausziehen des Bildes) M. 7. —

b) Photographie-Kabinet-Ausgabe:

Zehn Einzelblätter auf Karton in Format von je 12×18 cm. Kartongröße, in eleganter Mappe, Preis M. 6. —

Allen denen, welche das Panorama in München selbst zu sehen noch nicht in der Lage waren, wird eine der beiden Ausgaben den besten Ersatz bieten, für alle die aber, welchen das großartige Rundgemälde nicht fremd ist, wird das treffliche Prachtwerk doppelt wertvoll sein. Dasselbe ist ganz besonders geeignet, sowohl hinsichtlich seines Inhalts, wie auch seiner gediegenen Ausstattung wegen als eine immer wertvolle und erwünschte Festgabe für alle Stände und Altersklassen Verwendung zu finden, wie sie in ähnlicher Weise wohl selten zu treffen ist.

Vortreffliche Anthologien der Lyrik Deutschlands, Frankreichs und Englands:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie von

Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Elfte, vermehrte Auflage.

Album lyrique

de la France moderne

par

Eugène Borel.

Sixième édition.

Revue et augmentée

par

C. Villatte.

Avec douze gravures sur bois.

The Rose, Thistle and Shamrock.

A book of English poetry, chiefly modern.

Selected and arranged by

Ferdinand Freiligrath.

Sixth edition.

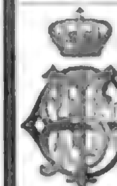
With portrait of F. Freiligrath and numerous illustrations.

Der Preis einer jeden Sammlung in reichem, geschmackvollem Einband beträgt nur 7 Mark.

Diese drei dem Format und der wesentlichen Ausstattung nach ganz gleichmäßig behandelten Anthologien sind Mustersammlungen gediegenster Art und bieten vereinigt eine reizende Uebersicht über die Lyrik der drei dichterisch bedeutendsten Nationalitäten heutiger Zeit, aus deren Werken hier die kostbarsten Perlen ausgewählt sind. Aber auch für sich allein bildet jede dieser prächtigen Anthologien ein Festgeschenk, das ganz dazu angethan ist, den Geber zu ehren und den Empfänger zu erfreuen.

Vorstehende Werke können durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Soeben erschien im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W., Behrenstr. 17.



Aus meinem Leben
und aus meiner Zeit
von
Ernst II.
Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Erster Band. [illegible]

Soeben erschien im Verlage von C. G. Weigel in Leipzig:

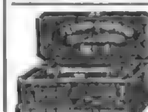
PAPIER-Schmetterlinge aus JAPAN von C. Netto.

Nach Skizzen des Verfassers illustrirt von Paul Bender.
In Japanpapier broschirt 75 M., in Leder geb. 100 M.

[illegible]

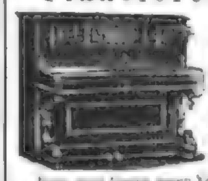


Tel Clariophon, [illegible] Preis pro Clariophon mit einem Musikstück und Kiste M. 27.50, jedes besondere Musikstück 0.75 M. [illegible]
H. Behrendt, Berlin W., Friedrichstr. 160.



Schönste Festgeschenke.
Perrin-Chopard, Succ. J. J. Schoch, Bern (Schweiz).
Gegründet 1842.
Orchestrions * Musikwerke * Musikdosen
Phantasie-Artikel mit Musik (Chalets, Albums, Stühle u. s. w.) Export nach allen Ländern. Preiscourant gratis und franko.

Pianoforte-Versandgeschäft.



Hermann Rothes, Leipzig, empfiehlt seine in allen Welttheilen rühmlichst bekannte Spezialität
Wagner-Pianinos
[illegible] M. 450.— gegen Cassa, incl. Verpackung, frei ab Fabrik
5jährige Garantie!
[illegible] gegen Vergütung von M. 8 — zurückgenommen. Zahlreiche An[illegible] über solide Konstruktion, elegante [illegible] Ton.



Ferner: Salon-Melodeon „Phoenix", sensationelle Neuheit, mit perforirten Metallnotenblättern zu 60, 80 und 100 Tonlängen, geschmackvollen Aeussern, grosser Katalog von Musikstücken. Preis incl. [illegible] M. 25. — gegen Postnachnahme.
Preise der Notenblätter: Grösse a 65 ₰, b 80 ₰, c 100 ₰.
Dieses Instrument kann Forte, Piano und Tremolando gespielt werden.
Länge 42, Breite 34, Höhe 25 Cm.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.
Bestes Weihnachtsgeschenk.
Das neueste vollständig vorliegende Conversations-Lexikon.
19 Bände u. Supplementband. Mit 434 Tafeln [illegible]
Jeder Band geb. in Leinwand [illegible], Halbfranz [illegible] M.

Soeben erschien:
Das Weib
in der
Natur- und Völkerkunde.
Anthropologische Studien
von Dr. H. Ploss.
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Von Dr. Max Bartels.
[illegible]
Leipzig. Th. Griebens Verlag.

—— Verlag von Otto Spamer in Leipzig. ——
Illustrirtes Spielbuch
Für Mädchen. Von Marie Leske. — Für Knaben. Von Herm. Wagner.
Kaiser Wilhelm-Spiel. Von H. Hermann. M. 1.—
Der prakt. Geometer. Von Th. Fetzold.
[illegible]
—— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ——

Nähmaschinen [illegible] C. Rahnkopf, Berlin. Man verlange illustrirte Preisliste.

Nebelbilder und Apparate, [illegible] gratis und franko. W. Hagedorn, Berlin SW., [illegible]

Verlag von [illegible], Leipzig.
Sagen der alten Griechen. [illegible]
Eulenspiegels lustige Fahrten und Schwänke. [illegible]

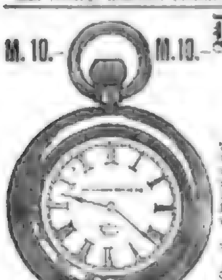
Als passende, höchst nützliche Weihnachtsgeschenke



Chemnitzer Turn- u. Feuerwehr-Geräte-Fabrik
Justus Dietrich & Hannak in Chemnitz in Sachsen
sehr elegante Dr. Schreber'sche Zimmer-Turn-Apparate,
stellbare Haus-Schulbänke, patentirt,
[illegible]



M. 10.— M. 10.—



Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr
2 Jahre Garantie.
[illegible]
Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,
[illegible]

Festgeschenke ersten Ranges.
Illustr. Weltgeschichte für Frauen und Töchter von Prof. Dr. W. Zimmermann. [illegible] 60 Bogen nur 10 Mark.
Große deutsche Hausbilderbibel nach Dr. M. Luther. [illegible]
Die Nachfolge Christi von Thomas v. Kempis mit Betrachtungen von Dr. A. Werfer. [illegible]
Verlag von J. Ebner, Ulm.

Neu: Krauss'schen Westentaschen-, Reise- u. Operngläs. Neu:
„Liliput".
Gesetzlich geschützt.



Natürliche Grösse
Gewicht 150 Gramm

„Liliput", bequem in der Westentasche zu tragen, besitzt dieselbe Leistungsfähigkeit wie die bisher üblichen grossen und schweren Gläser; vorzüglich geeignet für Militär, Theater, Reise, Jagd, Rennen etc. Nachweislich wurden von [illegible] Armeen geliefert.

Bei Abnahme von [illegible] 1 Frei-Exemplar.

Optische Fabrik **E. Krauss & Cie., Leipzig,*** Plagwitzerstr. 39
Paris, 4 Av. d. l. Républ. London, 14 Finsbury Pavement. St. Petersburg, [illegible]
Mailand, [illegible]

[illegible]

* [illegible] für Berlin und Vororte bei **Alfred Voigt**, Lindenstr. 53.
[illegible] Rheinland-Westfalen bei **Fd. Kettner** in Köln a. Rh. [illegible]



Zauber-Apparate
[illegible] Berlin, [illegible]

Kranken,
[illegible]
Behandlung und Heilung der Krankheiten
[illegible]

Smith & Wesson's neuester Sicherheits-Revolver ohne Hahn



[illegible]
Niederlagen für den En gros-Verkauf:
Ernst Schneider & Co., Berlin W. [illegible]
Hugo Winkhaus, Köln a. Rhein, [illegible]
[illegible]
Pieper & Haner, [illegible] Straße 40/41.
Eduard Kettner, [illegible]
[illegible]
Nagel & Menz, [illegible]
Jacob [illegible]

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.

Soeben erschien:

Hymen.

Ein Roman von

Oscar von Redwitz.

Preis eleg. geh. 6 M., in Originalbd. geb. 7 M.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

[illegible]

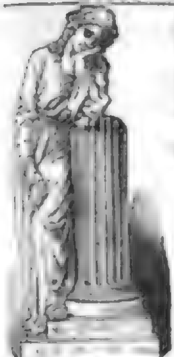
Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.

Deutsch von Dr. J. Michael

Mit Bildnis des Verfassers u. 19 Abbild. [illegible]



Grab- und Gartenfiguren

in der Nachahmung des **carrarischen Marmors**, sowie **jeden Sandsteins** in Korn und Farbe, unter **Gewähr größerer Wetterbeständigkeit.**

Figuren von M. 12. —, Vasen von M. 7. — ab

Villeroy & Boch,

Terracottafabrik,

Mettlach a. Saar.

Abbildungen postfrei gegen postfrei zur Ansicht.

Fabriklager

Ehrenfeld-Köln, Berlin C., [illegible]

[illegible] Obertürkheim bei Stuttgart.

Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

[illegible] **Nena Sahib**, [illegible] **Sir John Retcliffe**, [illegible]

C. Dange, Halberstadt.

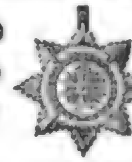
Gediegene Geschenkliteratur

[illegible]

Bibliothek der Gesamtliteratur

in guter Ausstattung zu geringem [illegible]









Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl:

Cotillon- und **Carneval-** Gegenstände, als komische [illegible], Cotillontouren, Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Ball[illegible], Vogelpfeifen u. s. w.

Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

u. Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.

Illustr. deutsche u. franzö. Preisbücher Saison 1888 gratis und franko.



Zur Saison und Weihnachten

[illegible]

Patent-Ofenschirme, [illegible] Journal. [illegible]

Berlin, [illegible]

Davids & Co.,

Hannover.

[illegible] **Vorträts** [illegible]

C. Hommel in [illegible] Frankfurt a. M.

Payne's Illustrirter

Familien-Kalender

für 1888

verbreitetster aller deutscher Kalender, letztjährige Auflage **384,343** [illegible] Beilagen. Pr. 60 Pfg.

In allen Buchhandlungen und bei jedem besseren Colporteur zu haben.

BUCHFÜHRUNG

Correspondenz, Rechnen, Comtorkunde etc.

Stellen-Verbesserung.

GRATIS [illegible] „Pestalozzi“ Wien.

[illegible] Weihnachtsgeschenk! Briefmarkenalbum! v. 50 Pf. bis 30 Mark.



Echte Briefmarken! [illegible]

[illegible] Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf.

E. Hayn, Berlin N. Friedrichstraße 108.

Augenblicksbilder.

[illegible] des **Kaisers und des Kronprinzen;** [illegible]

Kabinet à 1 Mark. [illegible]

Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

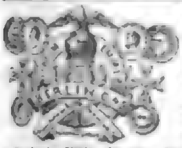


Violinen,

[illegible] Meisterwerke d. heutigen Geigenbaukunst, sowie Zithern und alle anderen Instrumente [illegible] 1242

Glaesel & Herwig [illegible] Markneukirchen i. S.

Preisliste gratis und franko.



[illegible]

Wilh. Emmer, Berlin C. 45, früher in Magdeburg.

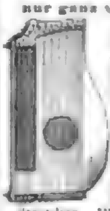
Preisgekrönt.

Preisgekrönte Münchener

Zithern

nur ganz vollendete Arbeit

... eigenes Fabrikat



mit 30–31 Saiten, mit Schulen zum Selbsterlernen des Instruments, à 20–[illegible] Mark.

Die grosse Verbreitung welche diese Fabrikate in allen Ländern gefunden haben, [illegible]

Zithersaiten [illegible]

Lag. v. Viol., Cell., Guit. [illegible]

Weihnachtsgeschenke

Preiscourant gratis und franko.

Hof-Instrumentenfabrikant Sr. Kgl. Hoh. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern.

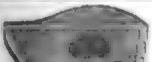
Josef Thumhart, München,

kgl. bayer. Hoflieferant.

Export.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- u. Holzmalereiarbeiten. [illegible]

[illegible] Verl. [illegible]



Zithern

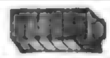
[illegible]

Schule u. Selbstunterr., I. Thl. 5 M., II. Thl. [illegible] 7 M.

Violinen, alle Streichinstrumente [illegible] gratis u. franko.

Gebrüder Wolff, [illegible] **Kreuznach.**

Kolossaler [illegible] **Herren** [illegible]



B[illegible] Accordeons, Harmonikas, [illegible]

Gebrüder Wolff, Wiesbaden.

Preiscourant gratis und franko.

Harmoniums

[illegible]

Alfred Merhaut, Leipzig.

Christbaum-Untersatz

mit Musik u. Mechanik,



[illegible] Patent! [illegible]

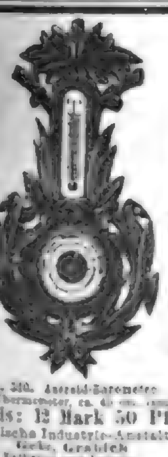
J. C. Eckardt, Stuttgart. [illegible]

Neuer. [illegible]

Diebes- **sichere**

STAHL-KASSETTEN:

C. Ade, K. Hoflieferant, Stuttgart.



Vollste Garantie für vorzügliches Funktioniren.

Gediegene Holzschnitzerei.

No. 340. Aneroid-Barometer mit Thermometer, ca. [illegible]

Preis: 12 Mark 50 Pf.

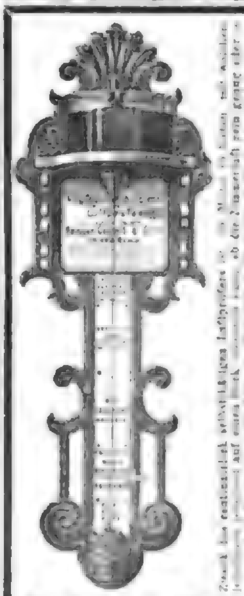
Optische Industrie-Anstalt [illegible]

Rathenow und Leipzig.

[illegible] Bezugsquelle der rühmlichst bekannten

Rathenower Optischen Fabrikate.

Illustr. Prachtkataloge gratis.



Prof. Dr. Wolperts Luftprüfer

nach Pettenkofers Kohlensäure-Maassstab

Preise

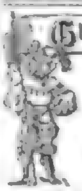
[illegible]

Für Aerzte und Private

Hauptkatalog [illegible]

Reiniger, Gebbert & Schall

Universitäts-Mechaniker in Erlangen (Bayern).



Glasmalerei-Imitation

Grösste Auswahl in relig. altdeutschen und modernen Bildern.

Illustr. Katalog M. 1.—, [illegible] Vorlagen [illegible]

Oscar Kohn, Wien,

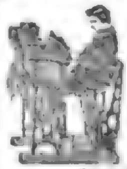
I., Bauernmarkt, 7.

Vorzügliches Festgeschenk.

Patent-Kinderpulte

[illegible]

Schularbeiten.



[illegible]

A. Lickroth & Co., [illegible]

D. Simon & Co., Berlin, [illegible]

A. Lickroth & Co., [illegible]

[illegible] Magdeburg, [illegible]

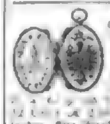


Photogr. Apparate von 4,50 M.

Laterna magica von 1,25 M. an. Neu: [illegible] Laterna magica mit 14 Bildern von 24 M. Mikrosk. Präparate [illegible] Stereoskope [illegible] 12 Bildern von 3 M. an. [illegible] Apparate u. Motoren. [illegible] Modell-Dampfmaschinen, Luftpumpen [illegible] überhaupt alle physik. Lehrmittel [illegible]

W. Trecheer, in Firma J. Amuel Nachf., Mechan. [illegible] Hof-Optiker und Mechanikus, Berlin W., Markgrafenstrasse [illegible]

Geschäftsgründung 18[illegible]



[illegible]

[illegible] **Kanariensänger**

[illegible]



Zu Weihnachtsgeschenken empfehle:

Stereoscope und Bilder,

Vergrösserungs-Apparate für Photographien, mit und ohne Stereoskop.

Nebelbilder-Apparate und Bilder,

Laterna magica, Wundercamera,

Dampfmaschinen mit Spiritusheizung

Elektrische Apparate.

Photographische Apparate

[illegible]

C. Eckenrath,

Berlin W.,

Charlottenstrasse 29.

Nebelbilder-Apparate

[illegible]

Edisons Phonograph,

[illegible]

Optisches Institut von

A. Krufs in Hamburg.

FREESIA

[illegible]

Jünger & Gebhardt, Berlin.



Elektrische

Beleuchtung ohne Anwendung von Maschinen [illegible] Batterien. **Neu! Elektr. tragb. Lampen u. Laternen** [illegible] M. 20 und M. 30. — **Neuheiten mit Trocken-Elementen,** [illegible] von M. 15 an. [illegible] Feuerzeuge mit Lampe von M. [illegible] M. 10 und M. 25. — Ferner: **Neu!!**

Uhrständer

[illegible]

Dynamo-elektr.

[illegible] von M. 30 an [illegible]

billigst [illegible]

Elektrische [illegible]

photographische Apparate [illegible]

Wolff & Ricks,

Berlin SW., Zimmerstrasse 95/96.

Illustrirte Preisliste gratis.

[illegible]

Digitized by Google

Im unterzeichneten Verlage erschien:

Musikalisches Skizzenbuch.

(Der „Modernen Oper" IV. Teil)

Neue Kritiken u. Schilderungen von

Eduard Hanslick.

8°. 335 Seiten. Broschirt 5 ℳ, elegant in Halbfranz gebunden 6 ℳ

Berlin W., Lützowstr. 113.

Allgem. Verein für Deutsche Litteratur.

Dr. Hermann Paetel.

PLATO & CO.

Fabrik von

Musikdosen

Salon-Leierkasten

5000 Stücke spielend

Musik-Album

Damen- u. Herrengeschenk. m. Dos.

Katalog gratis u. franco.

Berlin SO.

Köpenicker Strasse 107.

Große Preisherabsetzung.

Deutsche illustr. Zeitung Jahrg. 1887. Folio 1242 Seiten. Reich illustr. Statt 14½ ℳ nur 6 ℳ

In Prachtbd. geb. statt 16 ℳ nur 8 ℳ

Enthält unter a. d. berühmten Romane von Heyse, Roman d. Christiane, Rat v. Eichfeldt, Ostindisch Blut, Heiberg, Jonaskopf etc. etc. Illustrationen von Werner etc. Vollendung. Familienbuch im vollst. Sinne d. Wortes.

Ich liefere nur neue Exemplare.

Antiquar.- u. Weihnachts-Kataloge gratis.

H. Barsdorf in Leipzig.

v. Stamford-Röth.

Geschichte von Hessen bis 1866.

Volkstümlich und anregend geschrieben. 37½ Bogen. In eleg. Lnbd. ℳ 7,75. in Leinwand. ℳ 7.—

Kassel. J. Freyschmidt's Hofbuchh.

Neue Flötenmusik.

	ℳ	₰
Köhler, Ernesto. Flötenschule, neue, leicht verständl., z. Selbstunterricht geeignet. Teil I. u. II. Anerkannt beste Methode. Gebunden	2.	—
Köhler, Ernesto. Op. 33. Der Fortschritt im Flötenspiel.		
Heft I. 15 leichte Uebungsstücke	2	—
„ II. 12 mittelschwere do.	2.	—
„ III. 8 schwere do.	2.	

Für Flöte mit Klavierbegleitung.

Melodiöse, dankbare Vortragsstücke.

Köhler, Ernesto. (Solist der kaiserl. Theater in St. Petersburg).

	ℳ	₰
Op. 29. Son solei Romance	1.	20
Op. 30. Nr. 1. Chant du soir	1.	20
„ 2. Berceuse	1.	50
„ 3. Barcarole	1.	20
„ 4. Papillon Etude	1.	50
„ 5. Au bord du Volga	1.	50
„ 6. Valse des Roses	1.	50
Op. 34. Amoretten-Ständchen	1.	50
Op. 37. Marsch d. Aengstlichen	1.	50
Op. 54. Frühlingslied	1.	20
Op. 77. Alla Mazurka	1.	50

Für Flöte und Cornet mit Klavier.

Köhler, Ernesto. Op. 41. Echo . . 3. —

Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikhandlungen oder direkt vom Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Berlin: Röhle & Hunger, Friedrichstr. 58.

Wien: Otto Maass, Mariahilferstrasse 91.

Reich illustrirte, interessante Weihnachtslisten mit passenden preiswürdigen Geschenken für Jung und Alt **gratis** und **franko.**



Unerreicht grossartige Auswahl in Luxus- und Dekorationsgegenständen, Makartbouquets, Vasen, Aquarien, Fontainen, Blumentischen, Ständern, Büsten, Christbaumschmuck, Cotillon-Artikeln etc. *Gratis und franko, Kataloge in 5 Ausgaben.*

J. C. Schmidt, Telegramm-Adresse: „Blumenschmidt" **Erfurt.**

☞ Spezialität: **Weihnachts- und Festgeschenke jeder Art.** ☜

Täuschend

nachgebildete unvergängliche **Apfelblütenzweige** als Dekoration für Vasen, Portièren, Gesimse, Wände, Bilder, Spiegel etc., 4 Grössen (von 25 cm bis 75 cm Länge) zu Mk. 1, Mk. 1,75, Mk. 3,50, Mk. 7 per Stück.

Obige Abbildung zeigt je einen Zweig in jeder Grösse vereinigt. Vase hochfein, blaues Glas mit Malerei, Höhe 26 cm, Preis Mk. 10. Vase mit 4 Zweigen Mk. 24 incl. Verpackung.

Fertige Frühlingsbouquets, unvergängliche Apfelzweige mit imitirten Weidenkätzchen, Gräsern etc., 50 cm hoch Mk. 7, 60 cm hoch Mk. 9, 70 cm hoch Mk. 12.

Kataloge,

*die für jede Geschenk-Gelegenheit Auskunft geben, auf Verlangen **gratis** und **franko.***

„Liederquell"

247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommerslieder, berühmte klassische moderne und geistliche Gesänge für 1 Singstimme m. leichter Pianobegl., einger. v. Wilh. Tschirch. Preis ℳ 3.— Fein gebunden ℳ 4.50. Urt. „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."

Steingräber Verlag, Hannover.

Eckstein's kulturhistor. u. moderne Romane. ☞ In alle Sprachen übersetzt.

Die Claudier. 9. Aufl. 7 M.

Aphrodite. 5. Auflage. 6 M.

Prusias. 4. Auflage. 12 M.

Das Vermächtniss. 3. Aufl. 12 M.

Pia. 3. Aufl. 6 M. Jorinde. 3. Aufl. 6 M.

LEIPZIG, CARL REISSNER.

Romane.

„Wir kennen keine bessere, interessantere und instructivere, in Lust und Fleiß [illegible] Schule." *) 227

Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig

*) G. Damm, Klavierschule. 33. Aufl. 4 ℳ

„Die unbedingt beste und einzig tadellose Schumann-Ausgabe ist die von Dr. O. Bischoff (11 Bände ℳ 14.30, Auswahl ℳ 1.50)." 240

Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„In die vorderste Reihe aller Schulen gehört Aug. Seifert, Klavierschule und Melodienreigen (4 ℳ)." 251 R. Forberg L. Musik, Leipzig.

Ersparnis!!!

Die richtige und billige Ernährung. Kochbuch und Haushaltungsbücher für den sparsamen Haushalt von Ottilie Wolff. Geb. ℳ 2.—

Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Vorzügliche Weihnachtsgeschenke.

Perlen deutscher Dichtung.

Eine Festgabe für junge Herzen. Ausgewählt von A. Ernesti, 3. Aufl. Mit Lichtdrucken, reicher Prachtband ℳ 4.—

Deutsche Lyriker seit 1850.

Von Dr. Emil Kneschke, 7. Aufl. Prachtband mit Goldschnitt ℳ 4.—

Zu Herzensfreude u. Seelenfrieden. Klänge deutscher Dichter. Von Karl J. Philipp, 3. Aufl. Prachtband mit Goldschnitt ℳ 6.—

Merkbüchlein für alle Tage

von Pastor G. Jung, Prachtband ℳ 4.—

Verlag von Th. Knaur in Leipzig.

Sinniges Festgeschenk.



Kanarienvögel.

R. Maschke, St. Andreasberg, Harz. Herr Clemens Hänischen, Leitmeritz, schreibt: „Werthe Sänger, sind bei gewünschter Reiser wohlbehalten hier an u. [illegible] nach kurzer Zeit [illegible] herrlichen Reisen erklärt."

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zu Weihnachtsgeschenken geeignete, hervorragende Erscheinungen!

Epochemachendes Werk von General Wallace.

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi von

Lewis Wallace.

Autorisirte Uebersetzung von B. Hammer. 3. Aufl. 2 Bde. Mit Porträt des General Wallace. Preis fein gebunden in 2 Originalbänden 7 Mark. Ausgabe für Bücherliebhaber, numerirt (Nrn. 1—200) auf feinstem Papier, in Liebhaberband. Preis 12 Mark.

„Ben Hur" ist ein von der gewöhnlichen Romanliteratur sich weit unterscheidendes, höchst eigenartiges Werk. Von den ersten Kapiteln an bis zum letzten Kapitel, in dem der Leser der Kreuzigung Christi beiwohnt, läßt ihn der Autor nicht aus dem Bann seiner flotten, einfachen und ergreifenden Erzählung.

Der erste Roman von Wilh. Jordan.

Die Sebalds.

Roman aus der Gegenwart von

Wilhelm Jordan.

Zweite durchgesehene Auflage. (Zweites und drittes Tausend.)

2 Bände. Fein gebunden. Preis 12 Mark.

Ein Buch, dessen Ideengehalt einer königlichen Schatzkammer gleichkommt, deren Kleinodien man nicht mit einem ersten oder zweiten Aufschauen übersehen und auf ihren fast unvergleichlichen Wert schätzen kann.

Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur.

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen. Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Mit dem Porträt des Verfassers.

3 Bände. — Fein gebunden. — Preis 18 Mark.

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Reisender und Kunstmäcen eine so hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken der jenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung nahe getreten ist, und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum derselben geschätzt werden wird.

Neu! **Gedichte** Neu!

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Inhalt: I. Aus allen Zonen. — II. Liebesgedichte und Lieder. — III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte.

Sechste Auflage. Fein gebunden. — Preis 6 Mark.

Aus dem Leben König Ludwig II.

Alpenrosen und Gentianen.

Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern von

Joseph Bajovar.

Mit Porträt und Facsimile.

Siebente Auflage. Fein gebunden. Preis 3 Mark.

Ausgabe für Bücherliebhaber; auf Büttenpapier. Numerirt. Originalband in Leder. 5 Mark.

Eine außerordentlich poetische und duftige Liebesgeschichte mit bedauerlichem Abschluß ist es, welche hier im Prachtgewande, geziert mit einer reizenden Porträt-Illustration, vorgeführt wird. Es ist ein Königsidyll, wie es ergreifender nicht gedacht werden kann.

Ein Lebensbild von Fr. Th. Vischer.

Auch Einer.

Eine Reisebekanntschaft von

Friedrich Th. Vischer.

Dritte, neu durchgesehene Auflage.

2 Bände. Fein gebunden. Preis 11 Mark.

Das Werk ist voll von geistreichen Blicken und wichtigen Gedanken, welche mit sprudelnder Frische und Originalität ausgesprochen werden.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

Neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von **Oskar Meding.**

Mit 67 Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger.

165 Seiten hoch Quart. Preis in feinstem Originaleinband 8 Mark.

Von der ersten Zeile angefangen bis zum Schluß weht uns in diesem Buche ein von echt patriotischem Geiste für unser Kaiserhaus getragener Hauch entgegen, und liebe, traute Bilder der Erinnerung ziehen an unserem Auge vorüber. Es sollte kein deutsches Haus auf dem Erdenrund geben, wo der Vater unterläßt, den Seinen dies Geschenk zu machen.

Für das Militär und seine Freunde.

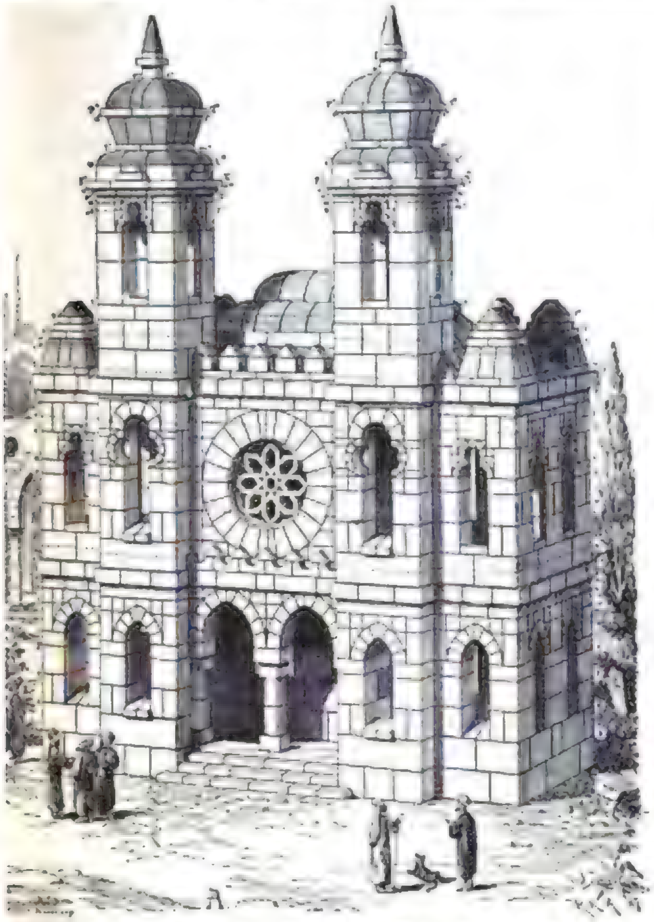
Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden.

Von Hermann Lüders.

Mit 84 charakteristischen Illustrationen vom Verfasser. Fein in Leinwand gebunden. Preis 6 Mark.

Der als Maler und Illustrator hochgeschätzte Verfasser erzählt in frischem, bald scherzhaftem, bald ergreifendem Tone seine Erlebnisse in den Kriegen von 1864 und 1870. Das schön ausgestattete Buch wird besonders all denen, welche die große Zeit allein durchlebten, eine hochwillkommene Erinnerungsgabe an die großen Tage der Feldzüge sein.

☞ Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden. ☜



Die nebenstehend abgebildete Synagoge

zeigt uns, welch' herrliche Bauwerke mit dem größeren Anker-Steinbaukasten ausgeführt werden können und wie sehr die Fabrik bestrebt gewesen ist, die Vorlagen zu vervollkommnen und immer neue Steinformen den Kasten hinzuzufügen. Die Steinbaukasten sind nicht bloß das beste Spiel- und Beschäftigungsmittel für die Jugend, sondern in den größeren Ausgaben auch ein anregendes Unterhaltungsmittel für Erwachsene. Aus allen Ländern sind die anerkennendsten Schreiben über die Anker-Steinbaukasten eingelaufen und **auf allen beschickten Ausstellungen erhielten sie die ersten Preise!** Ein echter Steinbaukasten ist geradezu unverwüstlich und kann nach langen Jahren, wenn der eine oder andere Stein beschädigt sein sollte, durch Ankauf von Ersatzsteinen wieder vervollständigt werden. Die Steinbaukasten erben sich geradezu in der Familie weiter, was von keinem anderen noch so teuren Spielmittel behauptet zu werden vermag. Es ist daher ein **Richterscher Anker-Steinbaukasten**, selbst wenn man die größte Ausgabe nimmt, doch **das billigste Geschenk.** Die Kinder beschäftigen sich außerordentlich gern damit; wenn alle anderen Spiele längst beiseite gestellt oder gar schon unbrauchbar sind, dann übt der Steinbaukasten unausgesetzt die **größte Anziehungskraft aus.** Nur wer selbst gesehen hat, mit welchem Eifer die Kinder auch an die schwierigsten Bauaufgaben gehen, nur wer in das freudestrahlende Gesicht des Kindes sehen konnte, wenn es triumphirend sein Bauwerk zeigt, nur wer die unruhigsten und widerhaarigsten Jungen sich ruhig mit dem Bauen beschäftigen sieht, — der kann den **hohen erzieherischen Wert** der

Echten Anker-Steinbaukasten

richtig würdigen. Eine beinahe zehnjährige Erfahrung hat bewiesen, daß es **kein besseres, gediegeneres und auf die Dauer billigeres Weihnachts-Geschenk** gibt, als die vorerwähnten Anker-Steinbaukasten.

Wer sich noch eingehender über die großen Vorzüge dieses Spiel- und Beschäftigungsmittels unterrichten will, wer die Wichtigkeit der Ergänzungs-Systeme durch anschauliche Tabellen erläutert sehen will, wer sich über den Inhalt jedes einzelnen Steinbaukasten Gewißheit verschaffen will und wer schließlich die Urteile angesehener Pädagogen des In- und Auslandes zu lesen wünscht, der lasse sich das kleine illustrirte Schriftchen

Des Kindes liebstes Spiel

kommen. Dasselbe enthält auch zahlreiche Bauvorbilder und gibt über alle bei der Wahl eines Richterschen Anker-Steinbaukastens in Betracht kommenden Punkte Aufschluß, so daß es jedem leicht wird, an Hand dieses Buches den passenden Kasten auszuwählen. Die Zusendung des Buches erfolgt durch die unterzeichnete Firma franko. Auf Wunsch versendet auch die Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig einen Katalog über Anker-Steinbaukasten und andere Spiele.

Die Anker-Steinbaukasten sind in allen feineren Spielwaren-Geschäften der Welt vorrätig und zwar in allen Preislagen, von Mk. 2, 3, 3½, 4, 5, 6, 7 und höher bis zu 60 Mk. das Stück. Wer nicht mehr Zeit hat, sich das oben erwähnte Büchelchen kommen zu lassen,



der kann in jedem feinen Spielwaren-Geschäft eine ausführliche Preisliste und die Ergänzungstabellen einsehen und danach wählen. Jedes größere Geschäft wird auch bereit sein, die etwa nicht vorrätige Sorte telegraphisch zu bestellen, wo dies nicht geschieht, telegraphire man direkt entweder an: Richter, Rudolstadt; Richter, Schillerhof, Wien; Richter Comp., Olten; Richter Comp., Rotterdam; Enjoyment, London; oder Richterco, Newyork, 310 Broadway: „Steinbaukasten für Mk. (den Betrag, welchen man



anzulegen beabsichtigt)", und die Zusendung erfolgt auf schnellstem Wege unter Nachnahme des Betrages. Jeder, selbst der größte Anker-Steinbaukasten enthält auch Vorlagen für kleine Kinder, so daß man sich in der Hauptsache nach dem Preis richten kann, den man anzulegen gedenkt; je höher der Preis, um so vollkommener ist selbstverständlich der Inhalt des Kastens und um so größer sind die Bauwerke, welche sich damit aufstellen lassen. Mit Rücksicht darauf, daß seit kurzem an einigen Orten nachgeahmte Steinbaukasten aufgetaucht sind, deren Steine große Mengen Gipsteil enthalten und die überhaupt nichts mit den seit vielen Jahren erprobten Original-Steinbaukasten gemein haben und höchstens als gewöhnliches Spielzeug dienen können, mahnen wir bitten beim Einkauf vorsichtig zu sein. Man verlange gefälligst stets ausdrücklich **Richters Anker-Steinbaukasten** und sehe danach, ob auch die hier oben abgebildeten Fabrikmarken „Anker" und „Eichhörnchen" auf der Verpackung deutlich sichtbar sind. Wo diese Marken fehlen, weise man den verabreichten Kasten einfach als unecht zurück und wende sich direkt an eines unserer Häuser:

F. Ad. Richter & Cie., k. k. Hoflieferanten, **Rudolstadt** (Thüringen); **Nürnberg**; **Olten**, Kramerstraße Nr. 415; **Wien**, I, Nibelungengasse 4; **Rotterdam**, Jonkerfransstraat Nr. 42; **London** E. C., 1, Railway-Place und **New-York**, 310 Broadway.

☞ **Wir bitten gefälligst auch die große Anzeige in Nro. 9 dieser Zeitung lesen zu wollen.** ☜ 1307

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpap. mit vielen Vignetten. 51 Bog. eleg. geb. mit Goldschn. 10 Mk. — II. Teil. Unserer Frauen Leben. 16 Bog. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 35.



Soeben erschien:

Villa Falconieri

und andere Novellen.

Von

Paul Heyse.

Preis eleg. geh. M. 6, in Leinwand gebd. M. 7,20.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.

Gediegene, reich illustrirte Fest-Geschenke aus dem



WEIHNACHTS-KATALOG

von **Paul Neff** in **Stuttgart.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Natur und Dichtung. [illegible] — Goldene Bibel. Neues Testament. Neue billige Ausgabe. [illegible] — Düsseldorfer Künstler-Bilder-Romane. [illegible] — Woerner, Bilder-Atlas z. Weltgeschichte. [illegible] — Denkmäler der Kunst. [illegible] — Schwind, Deutsche Märchen. [illegible] — Künstler der Malerei. [illegible] — Lübke, Kunstgeschichte. [illegible] — Geschichte der Ital. Malerei. [illegible] — Rembrandt, Dantes [illegible] — Engelmann, Parzival — Nibelungen — Gudrunlied — Fritjofs Sage. [illegible] — Paulus, Kloster Maulbronn. [illegible] — Racinet, Polychromes Ornament [illegible]

Der illustrirte Katalog wird gratis und franko versandt!

Diese Werke zeichnen sich durch prachtvolle Ausstattung u. einstige Billigkeit aus.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse, historische, allegorische Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen. 1322

Kein Buch bildet mehr als ein guter Reisebericht. Das anerkannt beste ist das vorstehende

Ein Spaziergang um die Welt

ALEXANDER FREIH. von HÜBNER

6. unveränd. Abdruck. 2 Bde. 1887. 8 Mark.

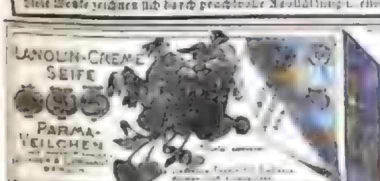
Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Märchen von Julius Sturm.

Illustrirt von Olga von Fialka.

Neue billige Ausgabe. [illegible] 8. gr. 8. Kartonirt 3 M.

Die Märchen Julius Sturms, des Schöpfers wahrhaft frommer u. kindlicher Lieder in kindlichem Ton geschrieben und von einem frischen Humor durchweht, werden allen Verehrern des Dichters eine hochwillkommene Gabe sein und von Kindern wie Erwachsenen mit Wohlgefallen und Nutzen gelesen werden. 1323



Berlin

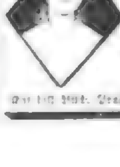
LANOLIN-Crême-Seife.

12 schöne Frauen-

gestalten (Photogr. [illegible])

In [illegible] 5 Mk.

☞ Damenfreunde sehr zu empfehlen.

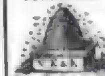


Schwarze Crefelder Seidenstoffe

fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt.

Direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:



Garantirt solide schwarze Seidenstoffe für Kleider	Weisse und crême Seidenstoffe für Brautkleider.	Schwarze Sammete u. Peluche für Mäntel, Kleider und Besatz

Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Musterkollektion an die Seidenwaarenfabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld.**



Waffen
H. Götz & Co
Berlin C
Seydelstrasse 19a
Illustr. Preiscourant grat. u. frco.

Altar- und Kunstleuchtungen liefert Franz Reinecke, Hannover.

Jedes Maass zu Fabrikpreisen.
Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe, Schwarze Tuche; Damentuche, Jagd- & Livreestoffe.
W. Michovius, Tuchfabr.
Cottbus. Gegr. 1840.

OTTO HERZ & Co.
FRANKFURT a/M.
Erste u. Aelteste Schuhfabrik mit Maschinen & Dampfbetrieb.
GEGRUNDET 1860.



SCHUHE & STIEFEL FÜR HERREN DAMEN & KINDER
Anerkannt Bestes Fabrikat Deutschlands
Uebertrifft an Passform Eleganz und Solidität die feinste Hand- resp. Mafs-Arbeit.
Zu haben in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.



Jedes Paar trägt diesen Stempel (Schutzmarke) auf der Sohle

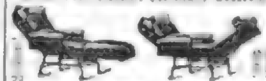
EN GROS. EXPORT.

Bester Schutz für die Augen
gegen die Hitze und das Grelle des Lichts
Amerik. Augenschirme



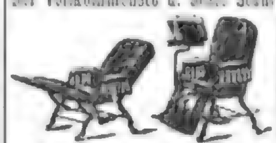
August Schick, Frankfurt a. M.

Patent-Universalstühle.



Ferdinand Ackermann, Hamburg.

Der vollkommenste u. beste Stuhl



J. Schöberl, München.

Claes & Flentje.
Strickmaschinen-Fabrik.
Mühlhausen i/Th.



En gros. Export.
Kautschukstempel
von **Mäurer & Thieme,**
Berlin S., Ritterstraße 10.
... gratis und franko.

Tragbarer Ofen



Ueberraschende Weihnachtsgeschenke!

Carbon-Natron-Heiz-Co. Alwin Nieske, Dresden.



Otto, Berger & Co.
Lampenfabrik
Reudnitz-Leipzig.
Lampen
jeder Art, mit unübertroffener Leuchtkraft
Illustrirte Kataloge gratis u. franko



Illustrirte Preislisten versenden an Private: ... Stuttgart ... Berlin W., Passage 14 ... Köln a. Rh. ... Frankfurt a. M. — Martin Schiff, Cassel. — Richard Hausen, München, Theatinerstrasse 1d (im Kunstausstellungs-Gebäude).

Deutsche Seidenstoffe
... 800 Mark Zoll ...
Muster franco. **Fritz Gugenheim, Crefeld.**

Festgeschenke für Raucher.
Direkt importirte
Havana-Cigarren
Carl Ladendorff, Pforzheim (Baden)

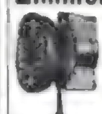


Solide Buxkins,
Bruno Frenzel, Cottbus.



C. Wenzl, Berlin W.
Filiale in Wien.

Zimmer-Ventilatoren



vorzüglich bewährt für Wohn- und Schlafzimmer, Restaurants und Schulen.
Preislisten gratis u. franko
Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstr.

C. L. Flemming
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.



Leiterwagen, Kinderschlitten.
Weihnachtsgeschenke für Kinder.

Chem. untersuchte garant. reine gesunde französische
Natur-Weine
von **Oswald Nier**
Hauptgeschäft BERLIN
ungegypste

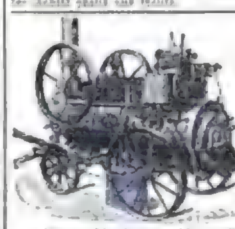
Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg.



empfehlen ihre starken Expansions- und Compound-Locomobilen auf ausziehbaren Kesseln ...



Berlin
LANOLIN CREME
gegen spröde Haut, ...



R. WOLF
in Buckau-Magdeburg
baut seit 1862 als Hauptspecialität:
Locomobilen
mit
ausziehbaren Röhrenkesseln
eigener, bis jetzt unübertroffener Construction, auf eisernem Fahrgestell bis zu ... Pferdekraft, auf eisernen Tragfüssen bis zu 150 Pferdekr. und zwar:

Hochdruck-Locomobilen sowohl mit von Hand verstellbarer als mit selbstthätig wirkender Expansion, auch mit Umsteuerung für Förderzwecke, mit am Kessel montirtem Pumpwerk und mit Plattform zur Aufnahme von direct zu betreibenden Dynamo-Maschinen oder Centrifugalpumpen,

Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation, mit nebeneinander liegenden und sammt dem Receiver im Dampfraum angeordneten Dampfcylindern.

Der stündliche Verbrauch an guter Steinkohle beziffert sich bei den
Compound-Locomobilen
mit Condensation auf nicht über 1,4 kg. / ohne 1,75 " pro effective Pferdekraft, wofür garantirt wird.

Die Wolf'schen Locomobilen, denen auf allen in Deutschland stattgehabten Locomobil-Concurrenzen **stets der Sieg** zuerkannt wurde, zeichnen sich aus durch höchst zweckmässige und dabei einfache Construction, leichte Zugänglichkeit der Kesseltheile, grösste Dauerhaftigkeit, ruhigen gleichmässigen Gang, ... und **sparsamen Betrieb** und bedeutende Leistungsfähigkeit. Sie finden deshalb nicht nur in der **Landwirthschaft** ausgedehnte Verwendung, sondern ganz besonders auch in **industriellen Betrieben** jeder erdenklichen Art, als Mahl- und Sägemühlen, Ziegeleien und Cementfabriken, Molkereien, Gerbereien, Druckereien, Pumpstationen, Förderungen, **elektrischen Beleuchtungsanlagen** u. s. w. und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen anerkanntermassen nach jeder Richtung hin erhebliche Vorzüge auf.

Die ersten, vor 25 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Locomobilen sind gegenwärtig noch sämmtlich im Gebrauch.

Feinste Referenzen und Preislisten stehen zur Verfügung.

Eincylindrige und Compound-Dampfmaschinen



Wendt & Sumfleth, Ottensen b. Altona.

Digitized by Google



Deutsche

Militairdienst-Versicherungs-Anstalt

in Hannover.



Blookers Cacao

ist

überall vorrätig.

Der Verband deutscher Chocolade-Fabrikanten

Marke gesetzlich geschützt.



Marke gesetzlich geschützt.



Mondamin

Allein. Fabr. **Brown & Polson** K. engl. Hofl.

Töchterpension

Mme **J. Drucy-D'Oleyres**

Das Militär-Pädagogium

Dr. Killisch.

Berlin, Schönhauser Allee 133,



---

14 Ehrendiplome und Goldene Medaillen 14

KEMMERICH'S

Fleisch-Extract cond. **Fleisch-Bouillon**

zur Verbesserung von Suppen, Saucen, Gemüsen etc.

Fleisch-Pepton

wohlschmeckendstes u. leichtest assimilirbares Nahrungs- u. Kräftigungsmittel für Reconvalescente, Schwache und Nervenleidende.

Zu haben in den Delikatessen-, Droguen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.

Man achte stets auf den Namen „Kemmerich".

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN

Ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack.

In Fläschchen à M. 1.— M. 2. und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

Depositeur für ganz Berlin S. und London.

Zur PFLEGE der HAUT und SCHOENHEIT DES TEINTS bediene man sich mit sicherem Erfolg der VIOLET'schen ROYAL THRIDACE Seife oder VELOUTINE Seife, deren hygienische Eigenschaften allgemein anerkannt und durch eine funfzigjährige Erfahrung erprobt sind.

Als Garantie der Echtheit verlange man bei jedem Stück die auf der Rückseite des Etiketten-Umschlages aufgeklebte Schutzmarke: A LA REINE DES ABEILLES, VIOLET, Fabt A PARIS.

BARON LIEBIGS MALTO-LEGUMINOSEN

Chocoladen pr. M. 2.— und Mehle pr. M. 1.20.

Starker & Pobuda K. Hofmehlfabrikant Stuttgart

Festgeschenke.

Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine

1 Kiste 12 Flaschen in 12 verschiedenen Sorten Claret, herb und süss, Flasche und Kiste frei versendet zu **Mark 19.—**

J. F. Menzer,

Ritter des Königlich Griechischen Erlöser Ordens

NECKARGEMÜND

Ersten und Altesten Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Die Champagner-Fabrik Carl Koch.

Frankfurt a. Main.

Cognac

der Export-Cie. für Deutsch. Cognac, Köln a. Rh., bei gleicher Güte billiger als französischer.

Verkehr nur mit Wiederverkäufern

Consumenten

Kupferberg Gold.

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille.

Frau Stobel, Caub a. Rh.,

Serats-Antrag.

---

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Richard C. van Haagen UTRECHT. AMSTERDAM

HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG

Parfumerie-Oriza

L. LEGRAND, PARIS, rue Saint-Honoré. 207

ESS.-ORIZA IN FESTER FORM

CONCRETE PARFUMS

Dieses, nach einem neuen Verfahren, in feste Form gebrachten Ess.-Orizas besitzen eine bis heut unbekannt gewesene hohe Concentrirung und Intensität. — Sie sind in Gestalt von Stiften oder Pastillen in Kisten, bequem bei sich zu tragenden Etuis oder Etuischächtelchen der verschiedensten Art montirt. — Diese Parfum-Stifte verflüchtigen nicht und können nach Abbrauch leicht erneut werden. Sie lieben den kostbarsten Verkehr, ihren Parfum auf alle mit ihnen in Berührung gebrachten Gegenstände zu übertragen, ohne dieselben zu beflecken oder zu beschädigen.

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich

HAUT BART | TASCHENTUCH SPITZEN | HANDSCHUHE STOFFE | KÜNSTL. BLUMEN

Wäsche, Etui oder Papeterie-Artikel, etc. etc., zu parfümiren.

Parfümerie-Geschäfte der Welt.

General-Depot für Deutschland: Wolff & Schwindt, Karlsruhe.

Heirat!

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Jeden Raucher mache aufmerksam auf seine seit ca. 4 Jahren mit aufmunterndem Erfolg eingeführte

Gesundheits-Cigarre

Rich. Krause, Cigarren-Manuf. Magdeburg, B.

Heirat

Zur „Presshefenfabrikation"

Erwerbs-Katalog

Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor und nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.

Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Digitized by Google

Wollen Sie nicht mehr husten?

so lassen Sie langsam ein **Pectoral (Hustenstiller)** von **Apotheker Dr. R. Bock** im Munde zergehen. 1316

Nach Aussprüchen der dazu berufensten Personen

Das beste Hustenmittel.

Die Schachtel, **60** Stück enthaltend, kostet 1 Mark in den Apotheken.

Bock's Pectoral mildert den Hustenreiz sofort.
Bock's Pectoral löst den Schleim rasch.
Bock's Pectoral ist absolut unschädlich.

Die wirksameren Bestandteile von **9 Pflanzen**, ferner **Malzextrakt** und das **Salz „Salmiak"** werden zu seiner Herstellung verwandt.

Nur der Verbrauch von **hunderttausenden** von Schachteln macht es möglich, daß der Preis nur 1 Mark beträgt.

Wer zu Husten, Schnupfen oder Katarrh geneigt ist, nehme **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller) aus Vorsicht!
Wer einen Schnupfen, Husten, leichten Katarrh hat, der befreie sich rasch davon mit **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller)!
Wer aber an einer ernsteren Lungenaffektion leidet, der thue, was ihm sein Arzt anempfiehlt.

Die medizinische Wissenschaft verordnet mit Vorliebe die Arzneistoffe, aus welchen **Dr. R. Bock** sein Pectoral zusammengesetzt hat. Der großartige Erfolg und der täglich wachsende Verkauf in den Apotheken beweist, wie glücklich die Zusammensetzung gelungen und der Geschmack des Publikums getroffen worden ist.

Des Erfolges gewiss!! Herr Apotheker **Dr. R. Bock** in Berlin, 23 Friedrichstr., hat tausende von Proben seines bewährten Hustenmittels **„Pectoral"** seinen Depositären übergeben, und läßt durch dieselben an jedermann, der danach bei ihm verlangt, 8 Stück Pectoral gratis und franko senden.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist vorrätig: in **Aachen** [illegible], **Altona** [illegible], **Augsburg** Hof-Apotheke St. Afra, **Berlin** [illegible], Friedrichstraße 160, [illegible], **Bromberg** [illegible], **Cassel-Wehlheiden** [illegible], **Chemnitz** [illegible], **Coblenz** [illegible], **Danzig** [illegible], **Dortmund** [illegible], **Dresden** [illegible], **Düsseldorf** [illegible], **Erfurt** Löwen-Apotheke, **Essen** [illegible], **Frankfurt a. Main** Adler-Apotheke, **Frankfurt a. Oder** Adler-Apotheke, **Görlitz** [illegible], **Gotha** Hof-Apotheke am Markt, **Halle a. Saale** [illegible], **Hamburg** [illegible], **Harburg** Apotheker H. Müller, **Kaiserslautern** [illegible], **Kiel** [illegible], **Köln** [illegible], **Königsberg i. Pr.** [illegible], **Leipzig** [illegible], **Liegnitz** [illegible], **Lübeck** [illegible], **Magdeburg** [illegible], **Mannheim** Hof-Apotheke, **Metz** [illegible], **Minden** [illegible], **München** [illegible], **Nürnberg** [illegible], **Oppeln** [illegible], **Posen** [illegible], **Regensburg** [illegible], **Schwerin** [illegible], **Stettin** [illegible], **Stralsund** [illegible], **Straßburg i. E.** [illegible], **Stuttgart** [illegible], **Trier** Löwen-Apotheke, **Wiesbaden** [illegible], **Würzburg** [illegible]. — **Oesterreich-Ungarn:** in **Wien** [illegible], **Budapest** [illegible], **Prag** [illegible]. — **Schweiz:** in **Genf** [illegible].

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.

Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels- eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der 619
Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Dr. Lahmann's Sanatorium auf „Weisser Hirsch" bei Dresden. In reizender Lage.

Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., constit. Leiden etc. Sommer- und Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug *J. v. Liebig* *in BLAUER FARBE* trägt.

Imperial Wine Co.
Palmerston Buildings, London E. C.
Importeure von nur besten, garant. naturreinen
spanischen u. portugiesischen Weinen.

Um einen Versuch zu erleichtern, versenden wir ab unserem Lager in Cöln ein Probekistchen, enthaltend

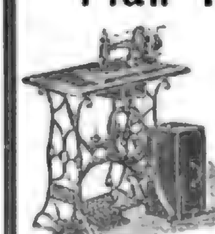
½ **Flasche Sherry**
½ **Flasche Portwein**

gegen Einsendung von **5 Mark** oder Nachnahme franko Spesen inkl. Verpackung. Ausführliche Preiscourante gratis und franko. Bestellungen etc. beliebe man an unseren Vertreter Herrn

Leonard de Bruyn in Cöln zu richten.

Niederlagen in allen grösseren Städten Deutschlands gesucht. Offerten wolle man an unser Bureau in London gelangen lassen. 1109

Pfaff Nähmaschinen



Beliebteste Familien- und Handwerker-Nähmaschinen.
Neueste Verbesserung:
Vollständig geräuschloser Gang.

Ein Fabrikat **erster Güte** und Vollkommenheit, mit vielen bewährten Verbesserungen und einer Ausstattung von hervorragender Schönheit u. Gediegenheit. — Die wichtigen treibenden Teile sind aus bestem Stahl geschmiedet, nicht gegossen.
Abbildungen und Beschreibungen auf Verlangen.

Man lasse sich nicht durch minderwertige Nachahmungen täuschen. 277

G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern, Rheinpfalz

Technikum Buxtehude Königr. Preussen.

Unsere jährlich von 300 bis 400 — im Alter von 14—45 Jahren stehenden — Schülern besuchten Fachschulen gliedern sich in eine neuerdings gehobene 3 jährige Maschinenbauschule, eine 4 jährige [illegible]schule, in Kurse für Zeichner, Tischler u. Maler u. in die 4 klassige Baugewerkschule. Das neue Lehrverfahren ist für die Kurse so ausgearbeitet, dass 1) der **Eintritt jeden Tag** erfolgen, 2) die Vorbildung immer berücksichtigt, 3) der Fleissige und Begabte in **kürzerer Zeit** das Dargebotene erfassen kann, 4) alle Schüler, wenn auch in verschiedenen Zeitabschnitten und Graden, ein annähernd gleiches Ziel erreichen und 5) das **Schulgeld billiger** als früher zu stehen kommt. — In den **städtischen Logirhäusern** ist gegen geringe Vergütung Unterkunft und volle Beköstigung zu erhalten. Die Aufnahme, welche für die Herbst- u. Wintermonate **frühzeitig** zu beantragen ist, erfolgt nur nach vorher erhaltener schriftlicher Zusicherung. Programme versendet und Auskunft erteilt **kostenlos** der Direktor **Hittenkofer.** 306

Vorbildungsanstalt für **Militär & Marine** verbunden mit Pensionat.
Stuttgart, Hasenbergsteige Nr. 3
Dirigent: **Osc. Hanke,**
Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Leuze'sches Mineral-Bad Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium für Nerven-, Nierenkranke, Frauenkrankheiten, rheumatische Erkrankungen.
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Zu 10, 20, 40 u. 175 Pfg. ist ***Hellfrisch's weisses Vaseline,*** *die anerkannt vorzüglichste Salbe für den Körper und die Haut, jetzt in allen Apotheken und Detailgeschäften käuflich. Man weise alle Nachahmungen entschieden zurück und achte bei jeder Dose genau auf unsere volle Firma.*

Carl Hellfrisch & Co. Offenbach

Haarfärbemittel
zum echt Färben der Haare in blond, braun u. schwarz, ½ Fl. 2.50, ¼ Fl. 1.25.

Enthaarungsmittel
zur schnellen Entfernung der Arm- und Gesichtshaare, z. B. Bartspuren bei Damen rc., à Fl. 2.50 ℳ

Lilionese
zur Entfernung von Sommersprossen, Leberflecken, gelben Teint rc. ½ Flc. 3.00, ¼ Flc. 1.50.
Rothe & Co., Berlin SO., Elisabethufer 13.
Chemische Fabrik, gegründet 1849.



Jaeger & Gathard Berlin
LANOLIN Pomade



Den Festgeschenke empfiehlt:

Italienische Weine!

Ital. Nationalkeller unter Controle der kgl. ital. Landwirtschaftlichen Station zu München.

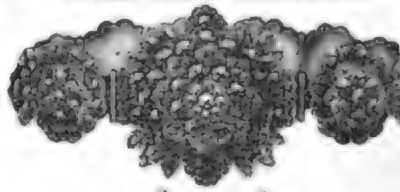
Probekisten von 12 Flaschen ausgewählter Sorten mit Kiste und Verpackung zu **Mk. 18.—**
Postprobekisten von 2 ganzen Flaschen verschiedener Sorten zu **Mk. 4.—**
franco nach allen deutsch-österr. Poststationen. Versandt gegen Nachnahme.

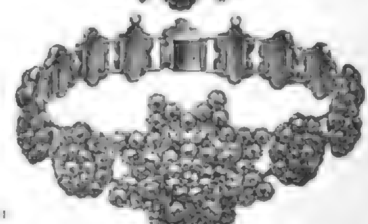
Die Gerenten:
Wilh. Flossmann's Nachf., München.

Marianne [illegible] Thieme, Berlin, [illegible] | **Ausdauerndes** [illegible] Dr. Brunnle-Tilsit

Carl Moll in Stuttgart,
Gold- und Silberwarenfabrik,
Neckarstr. 61.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.

Echte böhmische Granatwaren.
Collier, Brochen, Nadeln, Kämme, Kreuze, Knöpfe, Ohrringe etc. etc.
Granat-Glieder-Armbänder.

No. 882  27 Mark.

No. 583  20 Mark.

Granat-Armreif No. 585



3reihig 15 M. [illegible] 1 M. [illegible] Steinen 3 M. mehr.

Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

Zu dieser Weihnachts-Nummer gehören folgende Sonderbeilagen:

Ein farbiges Kunstblatt: **„'s Kripperl"**, nach einer Original-Aquarelle von **J. R. Wehle.**

Eine musikalische Gabe: **„Es ragt ins Meer der Runenstein"**, Gedicht von **Heinrich Heine**, in Musik gesetzt von **Rob. v. Hornstein.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 12.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Zuschlag Mark 3. 50.

Ein Ferientag.

Weihnachtsidyll

von

Ludwig Chaden.

(Schluß.)

Wie im Triumph, schon vorher durch Lärm und Geschrei angekündigt, kamen wir in der Pfarrei an.

„‚Das ist hübsch, daß ihr kommt!‘ rief die Frau Pastorin.

„Lachend empfing man uns, lachend führte man uns ins Haus. Gretchen war schon nirgends mehr zu sehen — um so eifriger machte ich Kathinka den Hof.

„‚Du bist wirklich liebenswürdig,‘ sagte diese, ‚Heinrich, nimm Dir ein Beispiel an ihm!‘

„Ich küßte ihr abermals mit Hingebung die Hand.

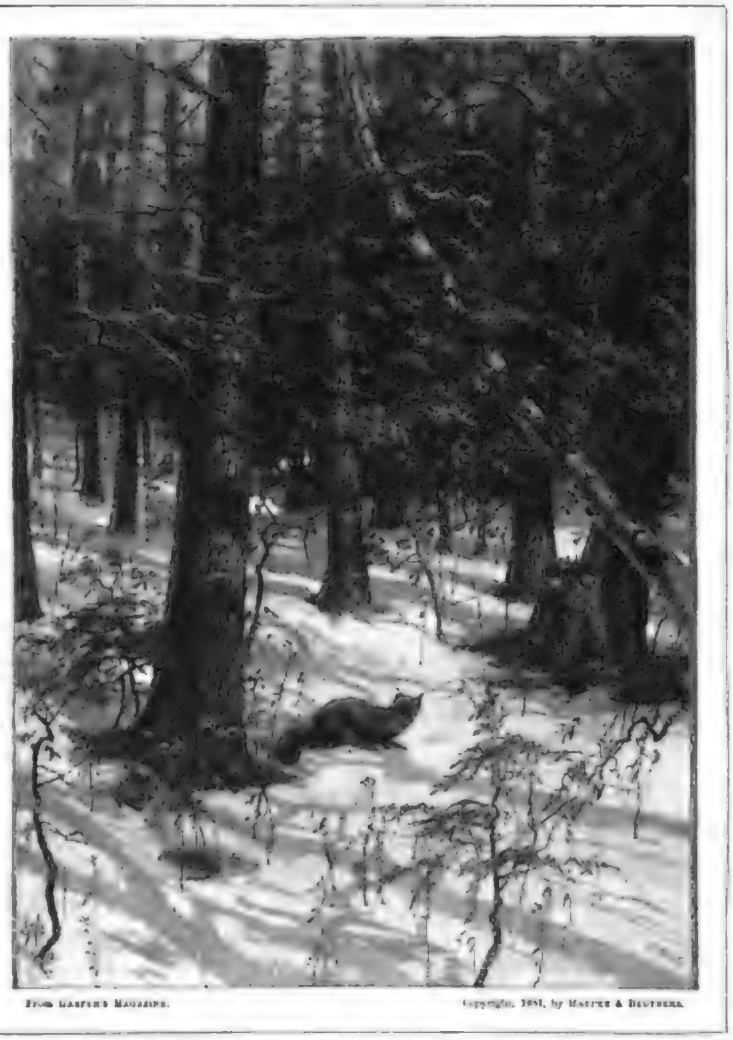
„‚Sieh nur, Gretchen!‘ rief sie aus, als diese eben mit der Pfarrerin eingetreten. ‚Der Hans hat wirklich etwas gelernt. Ich lobe mir doch die höhere Bildung. Er ist wirklich nett!‘

„Gretchen wandte sich schweigend ab und begann eine Gardine, die sich etwas gelöst, in Ordnung zu bringen und in Falten zu legen.

„‚Prosit, Gretchen,‘ sagte ich, als Punsch präsentirt wurde. ‚Dein Wohl!‘

„Gretchen schien nichts zu hören.

„‚Dein Wohl!‘ wandte auch Kathinka sich an sie. Sie neigte ihr Glas gegen das Kätzchens und setzte es an die Seite, ohne es mit den Lippen berührt zu haben.



From Harper's Magazine. Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

Reineke im Schnee.

Kathinka sah ihr nach, dann lachte sie leise vor sich hin.

„‚Komm, Hans!‘ sagte sie. ‚Dein Wohl, mein Liebchen, trink' ich in goldnem Wein. Wir sind keine Duckmäuser. Ich weiß nicht, mir ist zu Mut, als könnte ich vor lauter Uebermut die größten Tollheiten begehen, als könnte ich selbst mit meiner intimsten Freundin Streit anfangen und Gretchen auf Pistolen fordern. Was meinst Du, Gretchen?‘

„Gretchen zuckte die Achseln.

„‚Ich weiß nicht, aus welchem Grunde!‘ erwiderte sie. ‚Meine Gemütsart ist weniger extravagant. Ich —‘

„‚Blühe im Verborgenen um so schöner,‘ ergänzte Kathinka, ‚und bezaubere diejenigen, welche mich finden, um so mehr. Ein kurzes Leben in Saus und Braus, ein schneller Tod — das wäre so mein Fall. Wer schwärzt zu meinem Banner?‘

„Ein Engel flog durchs Zimmer.

„‚Und Gerhard?‘ fragte die Pastorin.

„Kathinka wurde nun glühend rot.

„‚Ja, Gerhard!‘ Gretchen lachte spöttisch auf. ‚Das Licht zieht die Motten an, aber es sind ja eben auch nur Motten, die sich verbrennen.‘

„Sollte ich vielleicht in den Augen Gretchens auch so ein silbergeflügeltes Ungeheuer sein?

„‚Motten?‘ fragte ich. ‚Motten? Das ist eigentlich kein angenehmes Tier. Kathinka, ich gratulire! Wahrscheinlich bist Du das

Feuer und Deine Verehrer sind die Motten!' — „Es liegt oft tiefer Ernst im kind'schen Spiel!' parodirte Kathinka. ‚Hüte Dich, daß Du Dir die Flügel nicht verbrennst!'

„Freilich — besonders wenn man so leicht Feuer fängt wie er,' rief Gretchen.

„Weißt Du das aus Erfahrung?' erwiderte Kathinka. ‚Aber wer wollte sich mit Grillen plagen! Draußen lockt des Eises blanker Spiegel. Ich fühle Mut die kühne Seele schwellen. Auf, nach Valencia! Wer folgt mir?'

„Sie lief eiligst davon. Mit einigem Zögern folgte auch Gretchen. Ich ging nachdenklich und nicht ganz wohlgelaunt hinter ihnen drein.

„Der Pfarrgarten stößt unmittelbar an den Weiher. Als ich ihn hinter mir hatte, sah ich, wie Heinrich an etwas entfernterer Uferstelle eben niederkniete, Gretchen beim Anlegen ihrer Schlittschuhe behilflich zu sein. Ich säumte nicht lange — nach einer Minute blitzte auch unter meinen Füßen der glatte Stahl und glitt auch ich sausend über das Eis dahin.

„‚He, Kathinka!'

„War sie es wirklich? Ich wußte es selbst nicht recht. Die beiden Mädchen sahen in den weiten Mänteln und in den gleichen Kapuzen sich ähnlich wie ein Ei dem andern.

„Keine Antwort.

„‚Hast Du Gretchen nicht gesehen — dies verteufelte, eigensinnige Mädchen? Ah — sie selbst!'

„Ich verstummte. Schweigend glitten wir neben einander her. Nirgends ein lebendes Wesen, als in der klaren, kalten Luft ein Zug Krähen, die krächzend ihrem Horst zuflogen. Kein Ton, als der helle Schlag des Hammers auf den Amboß im Dorf und das Schleifen unserer Schlittschuhe auf dem Eise.

„‚Gretchen,' begann ich wieder, ‚Gretchen, darf ich wissen, was Dich kränkt? Weshalb welchst Du mir aus?'

„‚Kannst Du etwas anderes von diesem verteufelten, eigensinnigen Mädchen erwarten?' fragte sie bitter.

„‚Das war doch nur im Scherz gesagt.'

„‚O freilich.'

„‚Wie, Du zweifelst?'

„‚Zweifeln? Und das in einem so vorwurfsvollen Ton! Glaubst Du, ich hätte Dich nicht durchschaut — ich wüßte nicht, was dieses Spiel zu bedeuten hat? Und sie — sie, die schon damals euch alle im Garn hatte, sie' — Gretchens Stimme begann merkwürdig zu schwanken und zu zittern.

„‚Nun, was soll's?' hörten wir Kathinka hinter uns. ‚Ein Streit? Thut euren Gefühlen keinen Zwang an!

„‚Den Zwang könntest höchstens Du uns auferlegen!' rief Gretchen. ‚Und Du thust es! Du drängst Dich ein, auch wo Du nicht willkommen bist. So war's von jeher. Wo Deine Eitelkeit ins Spiel kommt, scheust Du nichts. Warum auch? Der Erfolg ist für Dich! Drängen sich doch alle um Dich und haschen nach einem Wort von Dir. Ich aber thue nicht mehr mit. Ich bin belehrt. Mag er —'

„Sie brach ab, wendete sich und fuhr mit gesenktem Haupt der Mitte des Weihers zu.

„‚Eine Eifersuchtsscene!' lachte Kathinka. ‚Und Du, mein Junge, das Opfer? Das Opfer meiner Gefallsucht und Koketterie!'

„‚Die Sache ist weniger zum Lachen, als Du glaubst!'

„‚Warum denn das? Gerade, sehr zum Lachen — sehr! Eifersüchtig auf mich? O du mein Heiland! Was gibst Du mir, wenn ich euch nun helfe und feurige Kohlen sammle auf Gretchens holdes blondes Haupt?'

„‚He, Kathinka!' hörten wir plötzlich Heinrich rufen.

„‚Ja!'

„‚Gerhard ist da!'

„‚Gerhard?' Kathinka hielt an. Eine große, schlanke Männergestalt kam vom Ufer her schnell auf uns zugeschritten.

„‚Da ist ja unser Gerhard — Gretchens Bruder!' rief ich. ‚Was ist's mit ihm?'

„Gretchen hörte schon gar nicht mehr.

„‚Mit den beiden, meinst Du?' fragte Heinrich. ‚Paß nur auf!'

„‚Halt — das Mittel!' dachte ich. Rasch eilte ich an Gretchens Seite.

„‚Gretchen!'

„Keine Antwort.

„‚Gretchen!'

„Ich faßte ihre Hand und folgte ihr langsam, Seite an Seite.

„‚Willst Du mich eine Minute anhören? Merk' auf! Es war einst ein großer König, an Land und Ehren reich, als sein höchstes Kleinod aber galt ihm seine Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, schön wie die Sonne, blond und zart wie eine Fee. Am Hofe des Königs lebte auch ein Page, edel von Antlitz, zart von Sitten, doch war er schüchtern im Gemüt und sich seines eigenen Wertes nicht bewußt. Diesen nun liebte die Königstochter und sann, wie sie sich seiner versichere. Da kam der Sohn eines bösen Zauberers an des Königs Hof, sich um die Hand der Königstochter zu bewerben, wie schon viele Sprossen der edelsten Geschlechter vor ihm, und das war der Königstochter gerade recht, denn in ihrem erfinderischen Kopfe war plötzlich ein Plan aufgeblitzt, wie sie rasch ans Ziel kommen könne — an ein Ziel nach ihrem Sinne. „Vergönnt, Herr Vater," sprach sie, „der fremde Prinz wünscht mich als sein Gemahl. Ich bin ihm nicht abgeneigt, doch schrecken mich Träume und düstere Gesichter, daß er nicht sei, den er sich nennt, und Böses sinne. Deshalb entscheide ein Urteil Gottes; spricht es für ihn — gut, ich bin die Seine, wenn nicht, so heb' er sich von dannen. Seid Ihr des zufrieden?" Der König war's und bestimmte auf den Wunsch der Prinzessin, seiner Tochter, den heiligen Abend als den Zeitpunkt des Gottesurteils. Die Prinzessin aber hatte so gewählt, weil in der Stunde, in welcher der Herr geboren ward, das Böse machtlos ist auf Erden und das Gute siegt, wo es sich zeigt. Der heilige Abend kam. Im weiten Rittersaale thronte majestätisch der König, umgeben von seinen Großen und seinem ganzen Hofe. Weiter zurück auf hochragender Estrade hatte die Prinzessin mit ihren Frauen Platz genommen. Den Hintergrund füllte dicht gedrängt das Volk. Der Herold blies und gebot Schweigen. Der Wettgesang begann, und es sangen viele — alt und jung — der Sänger im Lande die meisten. Und es sang auch der Sohn des Zauberers, aber trächzend war seine Stimme und Unsinn der Sinn seiner Rede. Dann aber erhob sich der Page. Rein und lauter, wie sein Antlitz, quoll es empor aus seiner Kehle, jauchzend schwang sein Lied sich auf; hell und süß, wie es von den Lippen sich löste, pochte es an die Herzen der Hörer. Jubelnder Beifall lohnte ihn, und es war nur eine Stimme, daß ihm der Preis gebühre. Als der Sohn des Zauberers das hörte, lachte er laut auf, Wut faßte ihn und er schrie: „Fluch euch allen, die ihr nichts seid in der Hand der schlauen Circe, der Prinzessin! Fluch euch, über euch kommen werde ich, ehe ihr's denkt!" Und siehe da: Rauch wirbelte auf, die Lichter auf den Leuchtern erbleichten vor den jäh aufsteigenden Flammen — ringsum ein Meer von Feuer. Besonders nach der Frauentribüne hin war alles eine Glut, und es schien, als müssen die Tochter des Königs und alle, die sie begleitet hatten, rettungslos umkommen. Wie erstarrt hatte der Page im ersten Augenblick dem Schauspiel zugesehen, dann aber hatte er mit wenigen mächtigen Schritten die Menge durchbrochen, das Brettergerüst zu den Frauen hinauf erklommen, die Prinzessin ergriffen und mit starkem Arm hoch emporgehoben. Sie nickte zufrieden. Dann aber lachte sie laut auf — das Feuer erlosch — und jubelnd rief sie: „Seht ihr's nun, daß Frauenlist stärker ist selbst als die Hölle und alle Männertherheit! Gegen mich stand die Zaubermacht des Bösen und, was schlimmer ist als sie, die Schüchternheit, das Mißtrauen blöder Jugend. Ich griff sie an, und ich besiegte sie. Denn diese Glut — sie war gebraut von mir und meiner Amme, einer kundigen Frau, in einsamen Nächten — sie ist verpufft und verraucht, ohne eine Spur zu hinterlassen. Der Böse ist unschädlich gemacht. Und Du, zaghafter Jüngling, sieh mich an und leugne es, daß Du mich liebst! Wie?"

„‚Mein Märchen ist aus,' wandte ich mich wieder an Gretchen. ‚Nimm an, die Prinzessin wärst Du, der Sohn des bösen Zauberers — die Eifersucht, der Page — die Liebe, die Du im Herzen trägst. Willst Du, daß der böse Zauber Herr über Dich werde? Sieh dorthin — Käthchen und Gerhard — in den Armen liegen sich beide! Glaubst Du, daß nur die Frau klug sei, daß es den Männern verboten, zur List zu greifen, um ein kleines, liebes Mädchenherz zu erobern, es zum Verrat zu zwingen? Habe ich mich getäuscht, wenn ich dem Einfluß der guten Stunde vertraute? Sprich, Gretchen, und sag mir, daß ich unrecht gethan!'

„Gretchen hatte verstohlen zu Kathinka und Gerhard hinübergeschielt, ihr Gesicht war von mir abgewendet und verriet mir nichts, aber sie zitterte heftig. Sie schien uneins mit sich, dann plötzlich riß sie sich heftig los. Ich wollte sie halten, doch zwischen Lipp' und Kelchesrand — ich weiß selbst nicht, wie es kam, ehe ich mich's versah, saß ich platt auf dem Eise, während der eine meiner Schlittschuhe laut klirrend hinter der Flüchtigen herglitt. Betäubt sah ich Gretchen wie einer entschwindenden Erscheinung nach, dann hatte ich mich rasch eines Bessern besonnen, sprang auf, löste auch den andern Schlittschuh und lief eiligst meiner Schönen nach, die eben aufs Land sich gerettet hatte und enteilte.

„Ich hatte nicht unrecht vermutet. Als ich auf der Werft ankam, wo unsere Schlitten hielten, hatte Gretchen schon in dem einen Platz genommen und fuhr davon. Mit einem Satz saß ich neben ihr. Aber was nun? Sollte ich reden vor den Ohren des Knechtes, der die Pferde leitete? Und doch — konnte ich schweigen? Stumm drückte ich Gretchens Hand. Windesschnell schoß der Schlitten zu Thal; dort machte der Weg eine Biegung, der Fußpfad zweigte an derselben Stelle durch den Wald zum Gut der Eltern Gretchens ab. Wenn der Zufall mir nur günstig wäre! Aber könnte man ihm nicht zu Hilfe kommen und dem Schicksal ein wenig ins Handwerk pfuschen? Ein kleiner Ruck! Vielleicht! Noch zögerte ich — dann lagen Gretchen und ich weich neben einander im Schnee.

„‚Fahren Sie mit den Sachen nur weiter,' rief ich dem Kutscher zu, ‚das Fräulein und ich kommen nach hier durch den Wald!'

„Und nun waren wir allein.

„Gretchen zitterte noch immer und schaute schreckensbleich vor sich hin ins Thal hinab.

„‚Gretchen, liebes Gretchen,' rief ich aus, ‚kannst Du mir verzeihen? Ich liebe Dich! Sag mir, daß Du mich nicht liebst, und ich werde gehen. Sag mir, daß ich mich getäuscht, wenn ich annahm, daß auch Du ein wenig gespürt von jenem schmerzlich süßen Gefühl, das mein Herz bald mit Jauchzen, bald mit Sorge und Furcht erfüllt, sag mir, daß ich mich getäuscht, und ich werde Dir keine Ursache mehr geben, Dich über mich zu beklagen, weil ich allzu viel an Dich gedacht und allzu große Mühe trug um Dich. Kein Mädchenname hat je den Klang in meinem Ohr gehabt wie der Deine. Ich liebe Dich, ich liebe Dich! Und Du, Gretchen, Du?'

„Auf Gretchens süßem, verwirrtem Gesicht kämpften die verschiedensten Empfindungen, dann plötzlich warf sie sich an meine Brust, legte ihren Arm um meinen Hals und sagte unter Thränen und heißen Küssen:

„‚Blinder Thor, blinder Thor! Du hast zweifeln können? Wie lieb hab' ich Dich! So lieb!'

„Die Sonne ging unter, der Mond kam herauf, leise verklang der letzte Ton der Betglocke. — Weihnachtsabend!

•

„Einige Stunden später hatte im Hause drunten im Thal ein geheimnisvolles Thun und Treiben begonnen. Die jüngsten Sprößlinge der Familie, drei kleine Mädchen, saßen am Kamin, leise erzählend, aber in sichtbarer Spannung, jeden Augenblick bereit, sich zu unterbrechen, um zu horchen. Der Hausvater dehnte sich, behaglich rauchend, im Lehnstuhl. Das ganze Haus schien damit beschäftigt, Verstohlenes zu rüsten und vorzubereiten. Ueberall leises Zischeln, Rascheln und Gehen, das unheimlich hätte wirken können, wenn es nicht so anheimelnd gewesen wäre.

„‚Ob das Christkind wohl bald kommt?' fragte Lenchen, die jüngste der Kleinen.

„‚O, es ist längst da,' antwortete Luise, ‚da hinten im großen Zimmer. Ich habe es deutlich gehört, als ich vorhin in der Küche war.'

„‚Es ist gestern schon hier gewesen,' fiel Annchen ein. ‚Ich habe es mit dem Weihnachtsbaum an der Thür rascheln hören. Später roch das ganze Haus nach Harz und Tannen. Horcht, was ist das?'

„Sie lauschten, duckten sich zusammen wie die Wachteln unter den Garben und plauderten weiter.

„Alle Familienmitglieder hatten nach und nach sich zusammengefunden, festlich gekleidet, mit festlichen Mienen. Die Mama flüsterte einige Worte mit dem gestrengen Eheherrn, er erhob sich langsam, stellte die Pfeife in die Ecke und ging hinaus. Einige Minuten verstrichen, dann plötzlich schallte es wie mit Geisterstimmen aus der Ferne: ‚Vom Himmel hoch, da komm' ich her', eine Glocke läutete — und jubelnd stürmten alle dem Klange nach.

„‚An was denkst Du?' fragte Gerhard mich, als der erste Sturm vorüber war.

„‚Ich?' fragte ich verwirrt. ‚Durch was wir eine so schlechte Behandlung verdient haben,' setzte ich dann rasch hinzu.

„‚Schlechte Behandlung?'

„‚Ja?'

„‚Von wem?'

„‚Von Dir.'

„‚Von mir?'

„‚Du kümmerst Dich um keinen von uns auch nur so viel! Du irrst allein, staunst bald verzückt zur Decke empor, lächelst bald vergnüglich Deine Stiefeln an. Bist Du bekehrt oder was fehlt Dir?'

„‚Er ist eben verliebt!' lachte Gretchen.

„‚Auch er?'

„Eine glühende Röte schoß in Gerhards Wangen. Verwirrt schwieg er. Mit demselben Purpur im Gesicht wandte auch Gretchen sich ab.

„‚He, Gretchen!'

„‚Ja!'

„‚Und Du hast nichts für mich?'

„‚Ich?'

„‚Ja, Du!'

„‚Natürlich habe ich etwas für Dich!'

„‚Nun?'

„‚Du möchtest es sehen?'

„‚Welche Frage!'

„‚Nun — warte! Sieh da!'

„Sie präsentirte mir eine hübsche Dame aus Metall, welche mir mit dem spitzbübischsten Gesicht von der Welt eine lange Nase machte.

„‚Du Bösewicht!' rief ich aus und rannte hinter ihr her — ich weiß selbst nicht, zu welchem Zweck. Nach einer wilden Jagd um Tisch und Stühle hatte ich sie endlich erreicht und wollte eben hinter einer schützenden Gruppe von Blattpflanzen aufs zärtlichste sie strafen, als plötzlich die Stimme des Onkel Doktor hinter uns rief:

„‚He, Donner und Doria, was geht denn da vor?! Will der Junge das Mädel küssen! Und Du läßt Dir das gefallen, Du Grasaffe? Bist wohl gar im Einverständnis — wie? He, Du, Richard, mon roi, hast Du's wohl gesehen? Da ist 'was im Werk! Hier stehen sie — sieh sie Dir 'mal an und Du wirst wohl wissen, was die Uhr geschlagen hat — he? Ein nettes Paar — das muß man sagen!'

„Gretchens Vater lächelte leise.

„‚Jung gefreit, hat niemand gereut! Indes — in einigen Jahren können wir vielleicht weiter über die Sache sprechen. Zunächst aber habe ich euch allen von einem andern freudigen Familienereignis Mitteilung zu machen. Gerhard hat Gut „Hornhagen", auf das wir bekanntlich schon länger reflektirt haben, gepachtet und sich heute nachmittag mit — Kathinka Winkelmann verlobt. Das junge Brautpaar lebe hoch — hoch — und nochmals hoch!'

„Alle griffen nach den Punschgläsern, die eben herumgereicht wurden. Lauter Jubel erschallte, alle drangen auf Gerhard ein, um ihm Glück zu wünschen. Gretchen und ich aber hatten uns hinausgestohlen in die kalte, klare Winternacht. Reine Luft von keiner Seite, tausend Sterne am blauen Himmel, Friede überall! Hand in Hand, stumm in der Fülle der Empfindungen, genossen wir den Zauber der Stunde. Wo wäre ein Mund, der ihn schildern könnte!"

*

Hans schwieg.

Das Feuer im Kamin war herabgebrannt. Leise knisternd zuckte dann und wann noch ein Flämmchen empor, dann wieder alles still. In dünnen, weit sich ausbreitenden Schleierwölkchen zog der Rauch aus meiner Cigarre sich zum Plafond empor, umkreiste in weiten Wirbeln den Kronleuchter und verlor langsam in die dunkleren Partien des Zimmers sich hinein. Vergnüglich schmunzelten die Amoretten aus dem Dämmer der Ecke herab. Hinter der blitzenden Scheibe des großen Spiegels schien eine geheimnisvolle Welt heimlich sich zu regen und ein neckisches Spiel zu treiben.

„Prosit, was wir lieben!" sagte Hans, sein Glas erhebend.

„Prosit!" erwiderte ich.

Hans ging ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Ah, wer jetzt daheim sein könnte!" flüsterte er. „Ich sehe das Schneefeld sich breiten, den Reif an den Bäumen, den Hirsch im Park, ich sehe das große dunkle Haus vom Mondschein übergossen und drinnen . . . Wie spät ist es wohl?" unterbrach er sich.

„Halb zwölf!"

„Bon, so kann ich den Zug noch erreichen. Ich gehe heim zu meiner Grete und ihrer Mutter."

*

Und wiederum sind drei Jahre vergangen und wiederum ist es Weihnachten.

Der Schneesturm fegt über das kahle Land, heult in den entlaubten Aesten der Bäume und klopft unwirsch an die beschlossenen Fenster und wohlverschlossenen Thüren. Jagende Wolken — graue Nacht, Klagen und Stöhnen, wutschnaubender, grimmer Winter überall!

Desto behaglicher ist es in dem Zimmer, in das der Erzähler den Leser zum Schluß noch einmal führt. Dichte Vorhänge verhüllen das Fenster, ein dicker Teppich bedeckt den Estrich, eine Hängelampe an der gewölbten Decke verbreitet ein mildes, angenehmes Licht. Dann und wann schlägt es prasselnd gegen die Fensterscheiben — sonst träumende Stille.

Zwei Herren und eine Dame sitzen um den Kamin herum im Gespräch sich gegenüber. Die Dame ist jung und schön, helles Haar lockt sich weich um ein geistreiches, tadellos geschnittenes Gesicht mit feurigen grauen Augen, einer schmalen, leicht gebogenen Nase und einem Grübchen in dem kurzen, energischen Kinn. Die Herren sind Alltagsgestalten, wie man ihnen in Norddeutschland an jeder Straßenecke begegnet, und zeichnen sich durch gar nichts aus.

„Die Geschichte mag ganz hübsch sein," sagt die junge Frau; „schon die Höflichkeit verbietet mir ein anderes Urteil," schaltet sie lächelnd ein; „aber wissen Sie, daß ich weder mich noch meinen guten Hans darin wiedererkenne?"

„Ja," sagt der größere der beiden Herren, „der Kerl hat unverschämt gelogen!"

„Ich gelogen?" ruft der andere aus. „Da hat man's! Und ich habe mich für einen Realisten gehalten! Idealisirt, meint ihr, edle Rustikale; die ihr Europens übertünchte Höflichkeit — Pardon, gnädige Frau. Aber idealisirt und gelogen, das ist doch —"

Ein feines Stimmchen unterbricht den erregt im Zimmer Umherrennenden. Die junge Frau lauscht, eilt mit beschleunigten Schritten hinaus und kommt nach einigen Minuten mit einem pausbäckigen Jungen auf dem Arm wieder herein, der einen Augenblick das Gesicht gräulich verzieht, sich mit dem Rücken des rosigen Händchens ungeduldig über die Augen fährt und dann plötzlich vergnüglich anlacht.

„Der ganze Hans," sagt der Herr, der zuletzt gesprochen, bewundernd stehen bleibend.

„Der ganze Hans! Und ich habe immer geglaubt, er gleiche mir!" erwiderte die junge Frau.

„Ihnen, dem Urbild aller Schönheit und Anmut," ruft er, als habe er jemand bei einem Sakrilegium ertappt, „Ihnen — dieser Junge?!"

„Halt," ruft nun der andere vom Kamin aus, „nun hör mir aber auf! Du machst mir meine Frau noch eitel. Sie bildet sich schließlich wirklich noch ein, daß sie das Ideal aller Frauenzimmer sei! Ein Ideal — zwischen meinen Pferden und Kühen, zwischen meinen Milch- und Butterkübeln!" setzt er entsetzt hinzu. „Seitdem Du hier bist, zieht sie sich schon gar nicht mehr so an wie eine richtige Bauernfrau —"

„Halt, Du wirst indiskret!" lacht die junge Frau errötend. „Wir vergessen übrigens ganz, daß es Weihnachten ist. Hänsel, mein dickes Hänsel, was wirst Du für Augen machen!" setzt sie, den Jungen auf den Händen tanzen lassend, hinzu. „Seht nur, er versteht mich schon, und wie er lacht! Es ist sechs Uhr, wenn wir den Baum anzündeten, würde es gerade recht sein!"

Hans ist natürlich unser Haus, die junge Frau Gretchen, der dritte dein gehorsamer Diener, lieber Leser! Die ersten beiden sind natürlich längst verheiratet. Es geht ihnen gut und Gerhard und seiner Kathinka nicht minder. Alle Zwistigkeiten sind geschlichtet, alle Eifersüchteleien vergessen, die ganze Familie ist ein Herz und eine Seele.

Der Sturm hat sich gelegt, die Wolken zerflattern, drüben über dem Walde steigt der Mond empor. Tausend Sterne grüßen:

Fröhliche Weihnachten!

Beerenwein.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ob wohl je eine Zeit erscheinen wird, wo die Erde nicht mehr im stande ist, die Bedürfnisse des in stetiger Zunahme begriffenen Menschengeschlechtes zu befriedigen? — Die Frage ist nicht so müssig, wie sie auf den ersten Augenblick erscheinen mag, denn der Menschen werden immer mehr, und die Erde wird nicht größer; andererseits aber braucht sie uns auch nicht trübsinnig zu machen — vorausgesetzt, daß uns die Schicksale ferner Generationen wirklich bekümmern sollten — denn die Not macht bekanntlich erfinderisch, und dem Erfindungsgeiste bietet der mächtige Ball, den wir bewohnen, so ungeheure Massen bisher unausgenützter Schätze, daß wir um unsere Enkel einstweilen nicht zu bangen brauchen. Vielleicht kommt noch einmal der Tag, wo uns die Chemie unsere Nahrungsmittel geradenwegs aus dem Erdboden, ohne Zuhülfenahme des Lebensprozesses bereitet, wo wir die Kraft der Stürme und der Meeresbewegung „auf Flaschen gezogen" versenden, damit sie uns unsere Maschinen treibt und unsere Stuben heizt — was kann uns noch unmöglich scheinen, wenn wir auf die Errungenschaften des Menschengeistes zurückblicken? Aber auch ohne an solche Utopien zu denken, müssen wir uns sagen, daß die Natur noch unendlich reich an Erzeugnissen ist, an denen man bisher achtlos vorüberging, weil man ihrer eben noch nicht bedurfte, und deshalb noch nicht darauf dachte, sie nutzbar zu machen. Und gerade solche Erzeugnisse gewinnen dann oft eine Bedeutung, die auch der kühnste Träumer nicht vorausgesehen hätte. Man denke nur an die Kartoffel, an die Baumwolle, an den Kaffee! In neuester Zeit ist man nun eifrig daran, wieder solche Stiefkinder aus dem Pflanzengeschlechte hervorzusuchen und sie aus ihrem bisherigen Dunkel in den vollen Glanz des Tageslichtes zu stellen.

Wir bekleiden bereits unsere Möbel mit Stoffen, die aus solchen Gewächsen hergestellt sind, und der Wein, der aus der bisher verachteten Heidelbeere gewonnen wird, stellt sich kühn neben das Produkt der Rebe und wird den Platz, den er sich erobert hat, auch zweifellos behaupten. Auch er ist ein Geschenk der „Not". In derselben Zeit, da der Bedarf an Traubenwein so gewaltig geworden ist, daß er überhaupt nur noch mit Unterstützung der „Kunst" ganz befriedigt werden kann, in derselben Zeit, da die Rebe selbst durch verheerende Krankheiten geschädigt wird, kommt plötzlich ein Mann auf den Gedanken, die Heidelbeere aus der Einsamkeit des Waldes hervorzuholen und den Versuch zu machen, ob sich nicht aus ihr ein Rotweinen ebenbürtiges Getränk bereiten läßt. Und siehe da, der Versuch gelang, und wir erzeugen nun aus der Frucht unserer deutschen Wälder einen Wein, der in der Zusammensetzung wie im Geschmacke dem aus Frankreich eingeführten Bordeaux fast gleichkommt und ihn in mancher Beziehung sogar übertrifft. Dieser Heidelbeerwein wurde zunächst von den Aerzten freudig willkommen geheißen, die ja den Bordeaux oft empfehlen müssen, obwohl sie längst die Erfahrung gemacht haben, daß man solchen selbst für teures Geld nur selten unverfälscht erhält, und seitdem hat er auch als Tischwein so starke Verbreitung gefunden, daß es wohl interessiren wird, über dieses „jüngste Nationalgetränk", wie man den Heidelbeerwein kürzlich genannt hat, einiges zu hören.

Ganz neu ist die Erzeugung sogenannter „Beerenweine" allerdings nicht. Man bereitet dieselben längst aus allen möglichen Arten von Beeren, aus Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren und so weiter, aber diese Getränke sind eigentlich nicht „Weine", es sind mehr Fruchtsäfte, die durch Zusatz von Sprit bisweilen einen liqueurartigen Charakter erhalten und deren Verbreitung denn auch nur eine beschränkte blieb. Selbst der Saft der Heidelbeere wird längst benützt, aber nicht zur Erzeugung von wirklichem reinem Wein, sondern zur Verfälschung des Rotweins, namentlich des Bordeaux. Die erste Anregung zu einer wirklichen Weinbereitung aus der Heidelbeere und somit einer Verwertung derselben im großen Maßstabe brachte der Notstand, der anfangs dieses Jahrzehnts in dem waldreichen Spessart herrschte. Der dortige Pfarrer und bayerische Landtagsabgeordnete Dr. Frank, bemüht, Mittel gegen diese Notlage ausfindig zu machen, fragte sich, ob es denn nicht möglich sei, für die im Spessart massenhaft gedeihenden Heidelbeeren Absatz zu finden.

Die Firma J. Fromm in Frankfurt a. M. ergriff diese Idee und wurde so zur Begründerin eines neuen Gewerbezweiges. Mit Unterstützung von Geheimerat Dr. Pettenkofer in München gelang es Fromm, aus der Heidelbeere einen wirklichen Wein herzustellen, indem er den gewonnenen Saft einem vollständigen und rationell geleiteten Gärungsprozesse unterwarf. Der Wein lagert zwei, drei Jahre und länger und erhält keinerlei Zusatz; das Ergebnis ist ein vollkommen klares, von rotem Traubenwein kaum zu unterscheidendes Getränk, dessen Geschmack dem Bordeaux ähnlich, nur milder, angenehmer ist, wie auch seine Zusammensetzung gesundheitlich insofern günstiger wirkt, als der Alkoholgehalt geringer, der Gehalt an Gerbsäure und Extraktivstoffen aber größer als jener des besten Bordeaux ist.

Wie bemerkt, erfreute sich der neue Wein zunächst der besonderen Aufmerksamkeit der Aerzte, die ihn allgemein sehr günstig begutachteten. So sagt Geheimerat Dr. von Pettenkofer, es sei ein sehr glücklicher Gedanke gewesen, aus den Heidelbeeren diesen Wein zu bereiten, denn man habe damit der leidenden Menschheit einen großen Dienst erwiesen. Der Heidelbeerwein werde in der Regel sehr gut, meist besser und länger ertragen als andere Rotweine. Speziell bewährte er sich als Heilmittel gegen Dysenterie, Durmkatarrh, chronische Brechdurchfälle und so weiter, und er wurde um so freudiger begrüßt, als man die Gewähr eines reinen Weines um einen billigen Preis hatte. So kam es, daß er auf Erzielung des preußischen und des bayrischen Kriegsministeriums in den Garnisonslazaretten eingeführt wurde, ebenso wie auf den Schiffen der kaiserlich deutschen Marine, und daß er gegenwärtig bereits in den meisten Spitälern benutzt wird. Inzwischen fanden sich aber auch unter den Gesunden immer mehr Liebhaber für den neuen Wein wie für den daraus erzeugten Champagner („Bismarck-Sekt"), so daß Fromm in den letzten Jahren bereits jährlich über 70,000 Liter keltern mußte.

An dieses neue Industrieprodukt knüpft sich aber auch ein ganz bedeutendes nationalökonomisches Interesse. Es wird uns nicht nur ein billigem Preis ein im eigenen Lande erzeugter Wein geboten, der das ausländische, fast immer gefälschte Produkt ersetzt und Deutschland zahlt an Frankreich jährlich nahe an 20 Millionen Mark für Wein), es ist auch eine neue Quelle zur Hebung des Volkswohlstandes eröffnet. Die Waldfläche Deutschlands beträgt nicht weniger als 25 Prozent des kultivirten Bodens, und an den meisten Orten gedeiht da die Heidelbeere ohne jede Pflege aufs üppigste. Diese ungeheuren Mengen von Beeren gingen bisher fast gänzlich zu Grunde; niemand dachte daran, daß sie in ausgiebigerem Maße zu verwenden seien. Gerade in diesen Waldgegenden aber ist die Bevölkerung meist sehr arm, die Landwirtschaft trägt wenig, andere Erwerbsquellen sind nicht in genügendem Maße vorhanden. Nun, da ist eine neue! Der Schreiber dieser Zeilen hat selbst mit armen Bauern gesprochen, die ihm mit Thränen in den Augen von dem Heidelbeersegen erzählten, der plötzlich wie ein Geschenk des Himmels, an das man im ersten Augenblick kaum glauben mag, aber sie kam. Manche zerrüttete Existenz ist so schon gerettet, manche kränkelnde auf den Weg zur Gesundheit gebracht worden.

Die Heidelbeerwein-Erzeugung wird bei den unsäglichen Rüben, mit denen die Fortführung einer neugeschaffenen Industrie verknüpft ist, heute kaum ein lohnendes Geschäft sein; aber die Heidelbeere hat eine Zukunft, und in dieser Zukunft werden tausende von armen Teufeln gewiß nicht weniger rührend von dem Geschenk des Himmels sprechen wie jene Bauern aus dem Spessart. So löst sich auch ein Stückchen sozialer Frage, und vielleicht wurden sich noch mehr solcher Stückchen lösen, fänden sich die Männer häufiger, die, statt zu reden und immer zu reden, still auf die verborgenen Quellen lauschten, die so reich aus dem Schoß der Erde sprudeln, aber gefunden sein wollen — gefunden und — erkämpft!

E. Gerhardus.



Das Geständnis. Gemälde von Pio Ricci.

Das Geständnis.

Sie hatte ihn gewünscht und befürchtet zugleich, und jetzt ist der entscheidende Moment gekommen. Ihr Herz war geteilt. Da war der französische Graf Saint-Pierre und der Conte di Trefalo, welche sich beide so eifrig um ihre Gunst bewarben. Es hatte ihr so großes Vergnügen bereitet, ihre Macht an den beiden bedeutenden Männern zu erproben. Sie war freundlich gegen den feurigen französischen Kavalier, und sie ließ die Huldigungen des feinsinnigen und poetischen Conte nicht ohne zart angedeutete Hoffnungen. Das war ein reizendes Spiel. Plötzlich erblickten die beiden Kavaliere in einander Nebenbuhler. Clothilde erschrak, als die beiden Herrn Ernst zeigten. Sie befragte ihr Herz und bekam keine deutliche Antwort. Zu dem Franzosen fühlte sie sich hingezogen, sein Feuer, seine Ritterlichkeit machten einen tiefen angenehmen Eindruck auf sie, und als er es wagte, ihr Briefe zu schreiben, wies sie dieselben nicht zurück, sondern las seine glühenden Betheuerungen wohl hundertmal mit großer Befriedigung. Plötzlich begann aber auch der Conte ihr Briefchen zu senden, poetische Episteln voll allegorisch feingedachter Beiwörter, schwärmerischer Gefühle. Diese Schwärmerei traf eine bisher in ihr unberührte Saite des Herzens, und diese getreimten Episteln des Conte weckten Liebe zu dem Landsmann. Was aber jetzt mit dem andern machen? Nun hatte ihr Herz gesprochen, und jener schrieb weiter, dringlicher, immer ungestümer fordernd. Bisjetzt hatte der Franzose noch keine Ahnung davon, daß ihr Herz dem Conte schon gehörte. Was wird aber geschehen, wenn der französische Edelmann merkte, wie es um sie stand? Die beiden belauerten sich gegenseitig, sie haßten sich bitter. Was hatte sie da in ihrer Gefallsucht angerichtet? Sie hatte es sich ernst ja gar nicht gedacht, und jetzt war das Unheil da. Nun fürchtete sie, auch den Geliebten zu verlieren, wenn sie nicht bald ihm zeigte, daß sie ihm, nur ihm allein zugethan sei. Er hatte ihr Doppelspiel entdeckt und machte ihr Vorwürfe — wenn er sie für herzlos hielte, und sich von ihr wendete! Der Franzose war ihr gleichgültig geworden, ja sie haßte ihn jetzt fast, so hatten ihre Gefühle sich verwandelt. Was würde nun aber entstehen, wenn sie dem Conte eine Ermunterung gab, die ihm das Recht verlieh, sich ihr zu erklären? Sie hatte die Briefe des Franzosen angenommen. Vor allen Dingen mußte sie diese gefährlichen Schriftstücke verbrennen. So sann sie unruhevoll, ging zu dem Kästchen, eröffnete es und wollte eben das Päckchen herausnehmen. Da ward ihr der Conte Trefallo gemeldet, sie hatte noch gerade Zeit, ein seidenes Foulard über die gefährliche Schatulle zu werfen: nun stand er vor ihr und begann zu sprechen mit jenen Tönen, die aus dem Herzen kommen und in ihrem Herzen den Widerklang einer Sehnsucht fanden. Ach wie diesen Moment, den sie sich so überirdisch schön vorgestellt hatte, jene Schwäche, jener Leichtsinn verkümmerten ...

H.



Karawanenführer, nach Wasser auskundschaftend. Gemälde von H. Wendel.

Digitized by Google

Die Kunst „soll“.

Ein Tischgespräch

von

Friederike Freudenberg.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Waren Sie gestern abend im Theater?“ Diese Frage richtete eine schon etwas ältere Dame, die verwitwete Oberforstmeisterin G., über den Tisch herüber an den Kommerzienrat, der bis jetzt ziemlich schweigsam dagesessen hatte. Er stand in dem Rufe, ein großer Kunstfreund und Beschützer aufstrebender Talente zu sein; man erzählte sich sogar, daß er selbst vor Jahren einmal ein Schauspiel in fünf Akten, „Penelope“, verfaßt habe, welches indessen von den Bühnen als „nicht zeitgemäß“ zurückgewiesen worden sei.

„Gewiß!“ lautete die Antwort. „Ich mochte bei der ersten Aufführung dieses interessanten Werkes nicht fehlen; und zwar habe ich einen so starken Eindruck empfunden — wenn auch unerfreulicher Art — daß ich gestehen muß, die ganze Zeit über, trotz der reizenden Gegenwart“ — er warf einen Blick über die geschmackvoll arrangirte Tafel und die lebhaft redende Gesellschaft — „mit meinen Gedanken größtenteils noch beim gestrigen Abend verweilt zu haben.“

„Hat der Erfolg des Stückes Ihren und Ihres Freundes Erwartungen entsprochen, bester Doktor?“ wandte sich gleichzeitig die Hausfrau an ihren Nachbar zur Rechten, einen trotz seiner Jugend bereits bekannten, äußerst talentvollen Schriftsteller, dessen witzige Unterhaltung, mit sträflicher Vernachlässigung der Oberforstmeisterin, fast ausschließlich der hübschen jungen Wirtin gegolten hatte.

„Ah, der Verfasser dieses Trauerspiels ist Ihr Freund? Wie interessant!“ rief die Landrätin von S., deren Gemahl in diesem Augenblick weiter unten am Tisch sein scharfes Profil mit dem wohlgepflegten langen Bart und dem kahlen, spitzen Schädel vorteilhaft, um seine Umgebung aufs nachdrücklichste vor „den ungesunden Theorien dieser neueren Dichter“ zu warnen. Der Doktor warf einen sprühenden Blick auf den schneidigen Kritiker, der ihm als ein gefährlicher Lebemann bekannt war.

„Lenzen und ich sind Studiengenossen, meine Damen,“ antwortete er sodann auf die an ihn gerichtete Frage; „und wenn wir uns auch nicht allzu oft sehen, so pflegen wir doch unsere wichtigeren Arbeiten einander mitzuteilen, und ‚Der Väter Sünde‘ war mir lang vor der Aufführung in allen Einzelheiten wohlbekannt.“

„Warum haben Sie Ihrem Freunde nicht den Rat gegeben, sich einen andern Stoff auszuwählen? Meiner Ansicht nach hat das Stück keine Aussicht auf dauernden Erfolg,“ bemerkte der Kommerzienrat, „es ist über die Maßen kraß und abstoßend.“

„Warum ich Lenzen nicht gewarnt habe? Weil ich gerade die Wahl des Gegenstandes genial und bewundernswert finde! Weil ich ihn von Grund des Herzens beneide um diesen packenden Griff mitten in die tiefste, wühlendste Bewegung unserer Tage hinein! Selbst in der antiken Tragödie schreitet das Schicksal nicht so furchtbar, so zermalmend einher; denn der Wille der Götter kann doch gemildert, besänftigt, abgewandt werden; die von uns Neuen erkannte Folgerichtigkeit, mit welcher die Natur ihre Strafen vollzieht, ist dagegen unerbittlich, unentrinnbar. Da hilft kein Opfer, kein Gebet, keine Buße; der Väter Sünde ist der Kinder Fluch. Wie, Lenzen sollte nicht recht haben? Ist nicht das moderne Individuum in seiner klaren Erkenntnis des furchtbaren Willens zum Leben und seiner eigenen persönlichen Ohnmacht diesem Willen gegenüber, und in seinem eben durch diese Klarheit des Bewußtseins zu ernstlicher Höhe gesteigerten Schmerz recht eigentlich das Objekt einer vorgeschrittenen Kunst? Und betrachten Sie ferner die Ausführung des Problems, in welche Abgründe führt uns der Dichter —“

„Das ist es gerade,“ warf der Kommerzienrat ein, indem er die Unterbrechung benutzte, welche ein aufwartender Diener verursachte; seine Worte klangen doppelt bedächtig neben der feurigen Redeweise des Doktors, dem die oft durchdachten, programmartig ausgearbeiteten Ideen seiner Schule förmlich von den Lippen sprangen, „das ist es eben, er führt uns in schauerliche Untiefen und verzieht, uns wieder heraus ans helle Tageslicht zu führen; er läßt uns in der brustbeklemmenden Atmosphäre ersticken. Einen Unschuldigen leiden und schließlich im Leid verstricken zu sehen, ist nichts als eine Qual. Sobald die Versöhnung fehlt, die ausgleichende poetische Gerechtigkeit —“

Der Doktor fuhr sich mit der Hand in die dichten schwarzen Haare.

„Dieser Unsinn der poetischen Gerechtigkeit! Diese platte, abgedroschene Phrasenweisheit! Lesen Sie doch, was Schopenhauer darüber sagt! Warum soll es in der Kunst denn eine Versöhnung und Gerechtigkeit geben, da es doch im Leben keine gibt? Ist nicht die Kunst das wahre Abbild des Lebens? Und ist es nicht im Grunde eine jämmerliche Schwatzhaftigkeit, am Schlusse einer Tragödie gewissermaßen eine Beruhigung zu verlangen, es sei ja gar nicht so schlimm, wie es den Anschein habe; solche Strafen träfen bloß den, der vorher eine genügend starke tragische Schuld auf sich geladen; andere brave Menschen hätten deshalb nichts Derartiges zu fürchten, Gott bewahre, das wäre ja gegen alle Regel und gegen jedes Verhältnis!“

„Ich liebe diese modernen Sachen nicht,“ damit versuchte die Oberforstmeisterin an dem Gespräch teilzunehmen, „welche die wirklichen Zustände mit so abstoßender Genauigkeit schildern, namentlich das Leben in den großen Städten, und auch noch mit Vorliebe dasjenige der unteren Klassen. Das kann doch niemand Genuß bereiten! Ich denke, ein Kunstwerk muß vor allen Dingen schön sein! Wenn ich wissen will, wie es in der Welt zugeht, so brauche ich mich ja nur umzusehen!“

Die Landrätin wandelte ein leichtes Gähnen an. Ebenso interessant, wie ihr — und so vielen — Unterhaltungen über die Künstler und ihre Privatangelegenheiten waren, so wenig fesselte es sie, von der Kunst an sich selbst reden zu hören. Sie fing an, sehnsüchtig nach der andern Seite der Tafel zu blicken, von wo das lustige Lachen der übrigen Gesellschaft gar verlockend herüberschallte.

Der Doktor machte unterdessen ein höhnisches Gesicht.

„Sie haben recht, meine Gnädige,“ wandte er sich an die Oberforstmeisterin; „nur daß sich gemeiniglich unser liebes Publikum nicht umzuschauen, im Gegenteil dem Anblick der Wahrheit ängstlich auszuweichen pflegt. So ist es recht verdienstlich, den Herrschaften wenigstens auf diesem Wege an den Verstand zu bringen, wie es um sie herum, ja in ihnen selbst eigentlich aussieht. Die Zeiten sind vorbei, da man sich aus dem Leben in die Kunst flüchtete, in eine Welt des spielenden Scheines, weil die Wirklichkeit so platt, so arm, so inhaltlos war, so nur mit den kleinsten, erbärmlichsten Interessen angefüllt! Glauben Sie nicht, daß die Kunst Goethes und Schillers in unseren Tagen eine ganz andere geworden wäre? Glauben Sie, daß Goethe, wenn er heute lebte, so viel Zeit und Kraft an Hoffestlichkeiten und Gelegenheitsdichtungen verschwenden würde, wie er es vor hundert Jahren gethan? Nein, zu dem alten Plunder von Vorurteilen, mit welchen der moderne Fortschritt grundlich aufräumt, gehört auch die Meinung, daß die Kunst eine Aristokratin sei, die in vornehmer Abgeschlossenheit von der gemeinen Menschen Thun und Treiben, Ringen und Dulden erhalten werden müsse. Wir glauben vielmehr, daß sie Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem warmen Blut, daß sie recht eigentlich demokratisch ist.“

„Ich muß Ihnen in vielem beistimmen,“ sagte der Kommerzienrat zu. „Nur möchte ich die heutige Kunst noch lieber eine soziale nennen; und ich finde es ganz natürlich und der Entfaltung unserer Kultur und Bildung entsprechend, daß sie diesen Charakter angenommen hat. Bedenken Sie, wie sehr die epochemachenden Entdeckte der Naturwissenschaften alles Bestehende plötzlich in ganz anderem Lichte erscheinen lassen; wie die außerordentlichen Verkehrsmittel, die Zeitungen, das Zusammenströmen in den großen Städten die Menschen einander nahe gebracht haben. Mich dünkt, mit dem gleichen Rechte, mit dem man es oft als den eigentlichen springenden Punkt jener ersten Renaissance des Cinquecento bezeichnet, daß der Mensch sich selbst als Individuum entdeckt habe, kann man von dieser jetzigen Umwälzung sagen, sie beruhe darin, daß der Mensch seinen Nebenmenschen, die Gesellschaft sich selbst entdeckt habe. Dabei ist nun viel Trauriges, ja Entsetzliches und viel Ungerechtigkeit zu Tage gekommen; was Wunder, wenn die Werke der Kunst überfließen von Leiden aller Art? Blicken Sie sich um in den Galerien, lesen Sie die berühmtesten Bücher: überall Jammer und Not, Körper- und Seelenmarter in tausendfacher Abstufung; von allen Seiten blicken Ihnen die bleichen Gesichter der Verkommenen, der Wahnsinnigen, der Sterbenden entgegen. Was aber aus dem lebhaften Empfinden einer ersten erschreckenden Erkenntnis vollkommen erklärlich ist, kann auf die Dauer unmöglich so bleiben, soll nicht die Kunst ihren Hauptzweck, zu erfreuen und zu erheben, darüber einbüßen.“

„Die Kunst soll erfreuen, erheben, trösten, unterhalten — was soll die arme Kunst nicht alles?“ erwiderte der junge Dichter sarkastisch. „Im Grunde genommen soll sie jedem nach dem Munde reden und alles Unangenehme und Peinliche möglichst vermeiden! Ich aber sage Ihnen,“ und seine Augen flammten, „die Kunst soll das volle Menschenleben erfassen, recht da, wo es am tiefsten ist, einerlei, ob sensitive Gemüter schaudernd zurückfahren vor dem, was sich vor ihren Augen auftut! Und sie soll sich ferner vor jeder verlogenen Gefühlsspielerei hüten, vor jener marklosen und blutlosen Schönfärberei, vor dem falschen Idealismus, der teils aus Feigheit, teils aus Schwachheit und Unverstand die Dinge dieser Welt anders malt, als sie sind!“

Der Kommerzienrat hob beschwichtigend die Hand.

„Sie thun mir unrecht, wenn Sie voraussetzen, daß ich Ihr berechtigtes Drängen auf Wahrheit des Ausdrucks nicht anerkenne, oder das große Verdienst nicht würdige, welches Sie und Ihre Genossen sich durch Ihr muskulöses Dreinschlagen auf allen schwächlichen, mit Empfindungen kokettierenden, lediglich ‚nach großen Mustern‘ arbeitenden Dilettantismus erwerben. Was ich verurteilen zu müssen glaube, ist der übermäßige Kultus des Schmerzes, das geflissentliche Aufsuchen des Widerlichen und die verzweiflungsvolle, ich möchte sagen brutale Art, mit welcher Sie es darzustellen lieben. Ist das die Verschmelzung der Romantik mit dem Realismus, welche als eine Ihrer Parolen ausgegeben wird und unter welcher ich mir, offen gestanden, bis jetzt eigentlich nichts Rechtes denken konnte, daß Sie den alten Romantikern diese Wonne des Schmerzes ablauschen? Auch für Novalis war ja bekanntlich erst der Kranke der wahre Mensch! Und was wollen Sie erreichen damit, daß Sie die Kunst so ernst machen, wie das Leben selber ist, daß Sie auch noch das Reich des Schönen, darinnen doch die müde und gedrängte Seele so gern einmal den Druck der Alltagsmisère abstreifen, den Jammer des Daseins vergessen möchte, von Seufzern, Klagen und Flüchen widerhallen lassen? Den Gedanken an das viele Leid, das auf Erden ist, fortwährend zu erringen, dessen ist ja doch kein Mensch fähig. Wenn uns nun von überall der das Medusenhaupt des Schmerzes entgegendräut, wohin sollen wir uns für Momente wenigstens vor seinem Anblick retten? In die Religion? Es ist auch in den Kirchen so nüchtern, so verstandeshell geworden, die tiefe, milde Dämmerung mittelalterlicher Dome ist daraus geschwunden, welche den vom Anschauen und Ueberdenken der grellen Wirklichkeit mit ihren scharfen Tatsachen ermüdeten Geist so wohlthätig umfing. Oder sollen wir uns gewaltsam betäuben? Sollen wir, wie jene unglücklichen Gesellen in euren realistischen Geschichten, tagsüber alle Höhen und Tiefen des Erdenjammers durchmessen und uns des Abends in gemeinen Kellerlokalen berauschen? Lesen Sie doch nur, wie täglich die Zeitungen melden, daß Menschen ein Leben in dieser Welt, das nach dem Zeugnis unserer Philosophen und Dichter so erbärmlich, so trostlos ist, nicht länger ertragen mochten und von sich warfen! Ich dächte, die Mission, uns den Aufenthalt hienieden erträglich zu machen, sei der Kunst angemessener und würdiger als diejenige, ihn uns vollends dadurch zu verleiden, daß sie uns noch dieses reinsten, geistigsten Genusses beraubt: der Freude an dem verklärenden Ausdruck edler menschlicher Empfindung im Kunstwort und der Lust an dem heitern Spiel schöner Formen. Goethe sagt einmal irgendwo, der Dichter müsse auf eine gewisse beschränkte, gutmütige Art ins Leben verliebt sein, und es will mir in der That scheinen, als tauge der Pessimismus nicht zur Kunst.“

„Dieser selbe Goethe,“ brach der Doktor jetzt ungeduldig los, „sagt aber an einer andern Stelle, die Poesie müsse die große Menge aus ihrer Stumpfheit aufrütteln, wenn nicht als Genius, so als Geißel! Und ein solches Gerüttel ist der Schmerz, der ungeheure Schmerz über das Leiden der Welt, der mit tausendfach stärkerer Gewalt als in allen anderen Seelen in der Seele des Dichters mächtig ist, weil sie in ihrer weltumfassenden Weite und Tiefe die Qual alles dessen, was lebt, gleichsam lxzentrisch empfindet. Der Schmerz ist das Wahrste im Menschen; aus dem Mitleiden wird das echte Kunstwerk geboren, oder, wie Brandes so schön sagt: Wir alle müssen Aerzte werden, der Dichter mit.“

Der Kommerzienrat blickte nachdenklich vor sich hin.

„Es wird für spätere Literaturhistoriker einmal eine interessante Aufgabe sein, klarzulegen, was sich jetzt noch nicht übersehen läßt: welche Konstellation leitender Ideen unsere gegenwärtige Kunstentwicklung bestimmt, in welcher Weise die Hauptfaktoren: Schopenhauers Philosophie, Darwinsche Einheitslehre, klassische Ueberlieferung, deutsche Romantik und französischer Naturalismus, mit und auf einander gewirkt haben. Ob der Lessing uns erstehen wird, nach dem man von allen Seiten ruft? Meiner Meinung nach müßte er seine Thätigkeit damit beginnen, daß er allererst in einer Schrift über die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft wieder einmal feststellte, was die Kunst eigentlich darf, ohne über den Bereich ihrer spezifischen Mittel hinauszugehen und sich selbst zu vernichten. Insbesondere, daß diejenige Goethes und Schillers zu aristokratisch exklusiv war für unser heutiges Bedürfnis, wenigstens in ihrer letzten, antikisierenden Richtung, so war sie dafür ihrem Wesen nach um so viel reiner. Ihr habt die Kunst nicht nur von ihrer weltfernen Höhe herabgezogen, sondern sie auch noch auf dem allgemeinen Tummelplatz aller geistigen Kräfte, genannt moderne Aufklärung, derart mit fremden Elementen vermischt, daß sie Gefahr läuft, an ihrer Eigenart Schaden zu leiden. Sie ist um ebensoviel weniger Kunst, als sie Kulturgeschichte, Philosophie, Ethnographie, Sozialismus, Medizin, Psychiatrie und so weiter ist. Früher suchte man das allgemein Menschliche, den Typus, heute das besondere Einzelne, durch lokale Verhältnisse genau Bestimmte, die interessante Spezialität.“

„Ganz recht, wir suchen den Menschen, wie er wirklich ist, wirklich handelt, sich in wirklichen Verhältnissen bewegt. Derselbe muß natürlich anders aussehen als jene idealen Gestalten, welche nicht aus dem Leben, sondern aus der Phantasie des Dichters genommen und zumeist verkörperte Ideen waren, Vertreter von Prinzipien! Uebrigens sind wir weit von der Anmaßung entfernt, zu glauben, daß das Ziel unseres Strebens nach einer neuen Kunst, namentlich was die Form angeht, schon erreicht sei. Wir befinden uns in einem Uebergangsstadium, und unsere Aufgabe besteht zunächst darin, Altes und Verrottetes aus dem Wege zu räumen. Wir tragen überall her Bausteine hinzu, aus Philosophie und Wissenschaft so gut, als aus dem vollen Leben; bebauen sind sie noch nicht. Nur so viel wissen wir, daß die Wahrheit das Fundament abgeben muß und daß es vor allen Dingen gilt, ihre gewaltigen Quadern aufzufinden. Daher unser Kampf, unser rücksichtsloses Vorgehen gegen jene

Stumpfheit des großen Haufens, jenes Nichtwissenwollen, jene blöde Angst selbst vor dem bloßen Abbild dessen, was nun einmal wirklich so ist, vor dem man wohl, wie der Vogel Strauß, den Kopf verstecken kann, aber sein Dasein damit nicht wegleugnen. Heute abend mögen Sie es wieder in einem Dutzend Zeitungen lesen: Nerven geht zu weit! Es mag ja wahr sein, es mag ja tausendmal vorkommen, daß das Schicksal in seinem ehernen Gang auch Unschuldige zertritt, aber so etwas ist häßlich anzusehen, man verschone uns damit! Und du, liebes Publikum, spare dir dein Geld lieber für den neuesten Schwank von Moser oder Schönthan." Nein, und nochmals nein; das Evangelium der neuen Kunst wird nicht den Schwachen und Einfältigen gepredigt, sondern es fordert eine Gemeinde von kräftigen Geistern und mit Recht! Denn die Menschheit hat ihre Kinderschuhe ausgetreten und vermag das Leben männlich zu erfassen! Lassen Sie immerhin ein paar zerbrechliche Naturen vor der entschleierten Isis vernichtet zusammensinken, die große Mehrzahl wird sich an ihren Anblick gewöhnen, an ihm allmählich erstarken!"

Längst schon hatte die Oberforstmeisterin geräuschlos ihren Platz verlassen und von dem in einer Fensternische stehenden Diwan aus eine halblaute Unterhaltung mit der jungen Hausfrau geführt. Zwischendurch auf die eifrige Unterhaltung der beiden Herren lauschend, schüttelte sie zuweilen zu des Doktors energischen Verkündungen leise das mit einem feinen weißen Spitzenhäubchen geschmückte Haupt.

Das eigentliche Souper war zu Ende; in diesem Augenblick näherte sich auch der Landrat, der seine Tischnachbarschaft die ganze Zeit vortrefflich mit seinen unerschöpflichen Militär- und Sportanekdoten amüsirt hatte. Die Spitzen seines blonden Backenbarts streichend, schaute er ironisch auf das gerötete Gesicht des jungen Dichters und die fast unberührt vor ihm stehende Weinflasche.

„Ah, Waffenstillstand, wie ich sehe, vermutlich vor beiderseitiger Erschöpfung! Die Damen sind geflüchtet! Meine Herrschaften, hüten Sie sich vor diesem jungen Herkules; man sagt ihm nach, er habe schon als Säugling in der Wiege mit diden Banden historischer Mühlbachs um sich geworfen und seine Amme so schwer am Kopf getroffen, daß sie tot zu Boden stürzte. Kommen Sie, meine Damen, folgen Sie mir in den Salon. Sie müssen sich von der Beredsamkeit dieses literarischen Abraham a Santa Clara erholen. Mein Gott, Frau Oberforstmeisterin, Ihr Arm zittert schrecklich; ich wette, Sie machen sich innerlich die bittersten Vorwürfe, neulich über Kutscher Ludowsky so herzlich gelacht zu haben!"

Man erhob sich von den Stühlen und begab sich lachend und plaudernd in die angrenzenden Räume. Gleich darauf klangen einige helle Accorde vom Flügel her, es wurde musizirt. Der Kommerzienrat war zurückgeblieben, hatte noch einmal bedächtig sein Glas geleert und nach der Uhr gesehen. Dann näherte er sich dem jungen Dichter, der mit zerstreuter Miene, ein nervöses Zucken zwischen den Brauen, lauernd auf der Schwelle stand, als könne er sich nicht entschließen, der Gesellschaft zu folgen.

„Adieu, Doktor, ich gehe; verleben Sie einen heitern Abend!"

„Halt, nehmen Sie mich mit, Herr Kommerzienrat!"

„Warum? Sie dürfen sich so nicht wegstehlen! Ich habe mich gleich zu Anfang bei unserer liebenswürdigen Wirtin beurlaubt, da ich noch nach meinem Bureau gehen muß, wo mich wichtige Geschäftsbriefe erwarten."

„Auch mich duldet es hier nicht länger, die Luft in diesen glänzenden Zimmern erstickt mich. Ich bin nicht in der Stimmung, Konversation zu machen. Lassen Sie uns durch diese Thür unbemerkt verschwinden. Ich werde mich morgen schon entschuldigen."

„Nun, wie Sie wollen!"

Sie gingen nach der Garderobe, hüllten sich in ihre Mäntel und standen nach wenigen Minuten auf der winterlich kalten Straße. Der hartgefrorene Schnee knirschte unter ihren Füßen; die Luft war sternklar und still.

„Gott sei Dank!" murmelte der junge Dichter tief atmend. „Hier draußen lebe ich wieder auf! Hören Sie das Lied, das uns vom Dorfe nachschallt? Ein elender Schmarren von jener süßlichen Sentimentalität, die mir so unsäglich zuwider ist. Und dabei gehen ihnen dumm allen die Augen über! Gut, daß ich es nicht mehr mit ansehen muß! O, es ist zum Verzweifeln! Dieses Possenspiel oder banale Empfindsamkeit, darin besteht dieser Menschen Erbauung, das ist alles, was sie von der großen, herrlichen Kunst verlangen!" Und er vergrub die geballten Hände tief in die Taschen seines Ueberrocks.

Der Kommerzienrat hatte sich eine Cigarre angezündet.

„Lieber Freund," hub er an, „wie kommt es, daß Sie, der Sie aus wirklicher, warmer Teilnahme die Armen und Bedürftigen in ihren elenden Behausungen aufsuchen und ihre Not mit den brennendsten Farben malen, so wenig Mitleid mit den armen Armen empfinden? Denen ist nun einmal Ihre starke Phantasie versagt; sie haben keine Ahnung von dem großen Ich, das in sich die ganze Welt begreift und demgemäß auch alles Leid der Welt in sich selbst siegreich überwindet. Sie und Ihresgleichen trägt Ihre Einbildungskraft wie der Kürbis den Schwimmer sicher durch die Brandung der wildesten Schicksalsfluten, ja sie läßt Sie sich mit einer wahren Lust recht in den lautesten Aufruhr der Schicksalselemente stürzen; jenen wird beim Anblick der zwischen den Wogen gähnenden Abgründe und Untiefen übel und weh, sie getrauen sich lieber gar nicht aufs offene Meer hinaus, sondern bleiben fein ruhig am Strand und begnügen sich mit den hübschen kleinen, oft wertlosen Muscheln, die die Wellen ihnen hinspülen. Oder, ohne Bild gesprochen, viele Menschen mögen nun einmal Trauerspiele weder lesen noch hören, darunter solche, die mutig an dem schrecklichsten Leidens- und Sterbebette auszuharren, Verwundete und Verstümmelte zu pflegen wohl im stande sind. Sie kehren den Goetheschen Satz um, und es verdrießt sie, im Bilde zu leben, was sie im Leben willig auf sich nehmen."

Der Doktor lächelte bitter.

„Ich glaube, wir suchen beide viel zu tief nach dem Grunde einer Erscheinung, die am Ende nichts ist, als das Ergebnis eines gemeinen, auf das Alltägliche gerichteten Geschmacks. Unser schlimmster Feind sind diese modernen sogenannten Lustspiele, welche geradezu die flachste Oberflächlichkeit pflegen. Wer über diese komisch sein sollenden Figuren mit ihren albernen Redensarten lacht, der wird allerdings über den unglücklichen Sohn in ‚Der Väter Sünde' nicht weinen mögen — das leuchtet ein."

„Sie denken an die Oberforstmeisterin und ihren Liebling, den Kutscher Ludowsky! Ja, seben Sie nun, lieber Doktor, gerade von dieser guten Dame können Sie doch unmöglich verlangen, daß sie sich über das tragische Geschick Ihrer kranken und wahnsinnigen Helden noch die zweites Auge ausweint, nachdem ihr eigener Kummer ihr schon das erste gekostet hat."

„Wie — sie hat nur ein Auge? Ich habe das gar nicht bemerkt!"

„Natürlich, Sie hatten nur Aufmerksamkeit für Ihre schöne junge Nachbarin zur Linken. Vor mehreren Jahren verlor die Oberforstmeisterin im Lauf einer Woche ihre drei blühenden Kinder an der Diphtheritis. Durch nächtelanges Weinen zog sie sich eine gefährliche Augenkrankheit zu, die es nötig erscheinen ließ, das rechte Auge herausnehmen, sollte wenigstens dem linken die Sehkraft erhalten bleiben."

„Entsetzlich!"

„Bald darauf starb auch mein Freund, der Oberforstmeister, und ließ die arme Frau völlig vereinsamt zurück. Wenen durfte sie nicht, die Gefahr völliger Erblindung schwebte drohend über ihr. Nun, die Zeit lindert alles; wenn sie heute unter Menschen ist, sieht man ihr die traurigen Erlebnisse nicht an; ihre Freunde freuen sich, daß sie ihr altes herzliches Lachen wenigstens zeitweise wiedergefunden. Nur ihr Haar ist frühzeitig ergraut. — Doch hier sind wir an meiner Wohnung angelangt; ich muß Sie verlassen, lieber Doktor. Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie vorhin durch meine altmodischen Ansichten in Harnisch gebracht. Ja — und was ich sagen wollte: Ich denke über die Reisewirtschaft an unseren Theatern ebenso gering wie Sie, nur möchte ich in dem wasserhaften Zurückkommen auch der gebildeteren Elemente zu diesen doch immerhin leeren und unbefriedigenden Genüssen ein bedeutungsvolles Symptom erblicken, die Offenbarung eines tiefen, unabweisbaren Bedürfnisses, welches Sie und Ihre Genossen meiner Meinung nach zu sehr mißachten. Durch die gewaltsame Durchführung Ihrer Ueberzeugung, die in eigentümlicher Weise theoretisches Wohlwollen mit Unbarmherzigkeit der Praxis verbindet, treiben Sie selbst einen großen Teil des Publikums in das Verlangen nach diesen faden Schwänken hinein. Haben Sie schon einmal bedacht, wie sich die Worte des Erlösers: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!' im Munde des Dichters ausnehmen? Ich meine, nicht schlecht! Gute Nacht!"

Auf der Suche nach Wasser.

(Forts. des Bild Seite 261.)

Das rote Meer läuft in zwei schmale, tief einschneidende Busen, nämlich denjenigen von Suez und den von Akaba, aus, welche eine dreieckige Halbinsel, die von der arabischen durch die Schlucht des Ghor deutlich abgeschnitten ist, bildet. Ein breiter Sandsteingürtel durchkreuzt die Halbinsel und erstreckt sich fast von einem Ufer zum andern. Im Westen beginnt er etwas nördlich vom Wady Watieh und reicht im Süden bis Ghedel Mokatteb. Breite, wellenförmige Ebenen und enge Thäler, steil abfallend an den Seiten, gehören zu den hervorragendsten Eigentümlichkeiten dieses Landgürtels. In die Halbinsel schießt keilförmig der südliche Teil eines Kalksteinplateaus von unregelmäßiger Oberfläche vor. Es ist dies die Wüste El Tih, die Wüste der Wanderung, durch welche Jakob zu dem längst verlorenen Sohne zog, und eben diesen Weg nahm die jungfräuliche Gottesmutter auf der Flucht mit dem göttlichen Kinde; hier wanderten die Kinder Israel, wie der Name andeutet, und die bergige Hochebene im Nordosten war die Heimat und das Weideland der Patriarchen.

Der Boden ist meist hart und unergiebig, an vielen Stellen mit einer Lage kleiner Kiesel überdeckt, die von dem seinen, beständig darüber gewehten Gerölle so abgerieben und geglättet sind, daß sie wie schwarze Glastupfen aussehen. Aber trotz des ausgetrockneten Bodens findet sich doch etwas dürres Gras, das dem Lagerfeuer als willkommenes Brennmaterial dient. Den größten Teil des Jahres scheint alles von der glühend heißen Sonne verbrannt; sowie jedoch die Frühlingsregen niederzufallen beginnen, erwacht die Natur zu neuem Leben. Gräser sprießen aus dem Boden hervor, alle Felsen und Steinblöcke, selbst an den den Sonnenstrahlen am meisten ausgesetzten Stellen, überziehen sich mit verschiedenen Flechtenarten, ja, an einzelnen besonders günstigen Plätzen, vor allem in den Wadis, finden die Kamele zu dieser Zeit reichliche Weide.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß Ghedel einen Berg, Wadi ein Thal oder eine Senkung bedeutet, die den zur Regenzeit herabfallenden Wassern zum Bette dient. Obschon diese Wadis während der größten Zeit des Jahres trocken zu liegen pflegen, sind sie es dennoch, die in jener Landschaft die Wasserscheiden zu erkennen gestatten. Der schönste von allen ist der Wadi Feran. Steile Felswände im Hintergrunde, mit wunderlichen, weißschimmernden, kegelartigen Tuffkalkkonglomeratgruppen davor, in deren poröser Masse die heutigen Araber oder deren Vorfahren sich zimmerähnliche Räume mit Thüren hineingearbeitet haben, bilden zu beiden Seiten die Grenzen des Wadi. Hoch über sie hinweg ragen die Spitzen dazwischenliegender Berge, wie Kuppeln riesiger Dome von den glänzenden Strahlen der Sonne vergoldet. Je tiefer man in das Wadi eindringt, desto dichter wird der Reichtum an Bäumen, desto freundlicher und wohliger der Anblick der Natur, welche den Wanderer unwiderstehlich zum Halten einladet. Im Schatten der herrlichen Palmen, beim Rauschen des Wassers und in der erfrischenden Luft sind die Strapazen, die hinter uns liegen, bald vergessen, und wir ertreten uns voll und ganz der schönen Gegenwart.

Wie anders, wenn wir im Schatten einer Felswand hungrig und vor allem nach einem erfrischenden Trunke lechzend lagern müßten. Weit und breit kein Tropfen Wasser, die Schläuche leer und keine Hoffnung, in diesem wüsten, gräuelartigen, öden Gebirge eine Quelle zu finden! Der gräßliche Tod des Verschmachtens ist jedem gewiß! Da rafft der alte Selim, der Führer der Karawane, seine letzte Kraft zusammen und zieht, von einigen getreuen Genossen begleitet, fort, um eine Quelle, von der er hat erzählen hören, aufzusuchen. Kein Felsen, an welchem sich das belebende Wasser vermuten ließe, entgeht seinen scharfen Augen, jede Vertiefung, in der sich das Wasser während der Regenzeit zu sammeln pflegt, wird untersucht — vergebens, vergebens!

Mit Ungeduld wartet unterdessen die Karawane auf Selim, aber eine Stunde nach der andern vergeht: Selim kommt nicht. Die Sonne steigt höher und höher und raubt den schmalen Schatten der Bergwand, an die sich die Reisenden niedergelassen, so daß sie zur Vergrößerung ihrer Qual auf den heißen Steinen sitzen müssen. Ist Selim verunglückt, oder sollte er nur an sein Heil denken und die Karawane ihrem Schicksal überlassen? Oder ist Selim zu ermattet, um zurückzukehren?

Wäre dies der Fall, so säßen sich die Reisenden in der weiten, glühenden Wüste, ohne Führer, von stetigem Hunger und Durst gequält, so weit menschliche Berechnung reicht, einem sichern Tode preisgegeben. Schon hat jeder mit seinem Leben abgeschlossen, da erklingt plötzlich ein Schuß, dem andere schnell folgen; Selim kommt zurück und nicht mit leeren Händen, er hat die Quelle gefunden. Die Lebensgeister erwachen frisch aufs neue, die gedrückte Stimmung ist verschwunden und hat lauter Freude Platz gemacht. „El hamdo l'illah!" (Gelobt sei Gott!) tönt es von allen Seiten. Die Karawane ist gerettet und setzt mit neuem Mut ihren Marsch nach dem roten Meer, ihrem Bestimmungsort, fort, das im fernen Süden mit dem glutenden Horizont zu verschwimmen und rings von blauen und violetten Dünsten umwallt scheint, welche sich heben und senken und verschwinden, um einer Farbenpracht Platz zu machen, die nicht ihresgleichen hat und zu deren Schilderung die Feder zu schwach ist.

B. v. B.

Kaiser und Kaiserin von Rußland.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Mehr als seit langer Zeit tritt wiederum das russische Kaiserpaar, dessen Bilder wir heute unseren Lesern bringen, in den Vordergrund des lebhaften sympathischen Interesses nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa, soweit dasselbe seine wirtschaftliche Wohlfahrt und die reichen Schätze seiner Kultur unter dem Schutz eines gesicherten Friedens zu erhalten und weiter zu segensreicher Entwicklung zu führen wünscht.

An dem schweren Druck, unter welchem die ganze Welt durch die immer wieder am Horizont sich auftürmenden Kriegswolken während der letzten Jahre litt, mußte man dem Anschein der Verhältnisse nach Rußland einen wesentlichen Schuldanteil beimessen, wenn man die russische Presse verfolgte und gelegentliche Aeußerungen einzelner

hervorragenden Persönlichkeiten in Betracht zog. Denn nach solchen Kundgebungen mußte ja das Publikum die russische Politik um so mehr beurteilen, als man annehmen durfte, daß sie ohne die ausdrückliche oder stillschweigende Billigung der Regierung nicht hätten geschehen können. Diese Wahrnehmung mußte aber in Deutschland naturgemäß außerordentlich befremden und verletzen.

Es ist noch allgemein erinnerlich, wie innig die Freundschaft zwischen Preußen und Rußland nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon I. sich gestaltet hatte, als im Anschluß an Oesterreich der Dreibund der heiligen Allianz zur Aufrechthaltung des europäischen Friedens geschlossen wurde. Noch wärmer und inniger wurden diese Beziehungen, als Kaiser Nikolaus, der machtvoll gebietende russische Selbstherrscher, der Schwiegersohn des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen wurde und die Verehrung für diesen edlen Monarchen überall, wie im persönlichen Verkehr so in der Politik, so sehr bethätigte, daß er es mehrfach aussprach, seine russische Armee sei eine starke Reserve der preußischen. Sowohl Friedrich Wilhelm III. als auch später der Kaiser Nikolaus empfahlen beide die Aufrechthaltung der gegenseitigen Beziehungen und Traditionen ihren Nachfolgern in den letzten Worten auf dem Sterbebett als eine heilige Hinterlassenschaft.

Das Jahr 1848 hatte zwar die heilige Allianz als solche gesprengt, es folgte eine Zeit der Unruhe und Verwirrung, in welcher zwischen den alten Verbündeten Preußen und Oesterreich tief beklagenswerte Mißverständnisse endlich zum Bruch führten, die Freundschaft zwischen Preußen und Rußland aber blieb durch alle diese Ereignisse unberührt und bewährte sich unter dem Kaiser Alexander II. ebenso fest und treu, wie sie unter dem Kaiser Nikolaus bestanden und von ihm feierlich auf seinen Nachfolger vererbt war. Dem großen Einigungswerk Deutschlands im Jahre 1870 hätte Rußland bedeutende Schwierigkeiten bereiten können — in aller Erinnerung aber lebt es noch, wie der Kaiser Alexander den Sieg Deutschlands durch einen begeisterten Trinkspruch an offener Festtafel begrüßte und wie er dann die ererbte Freundschaft für Preußen mit gleicher Wärme und Innigkeit auf das deutsche Reich übertrug, das dann auch seinerseits durch die strikte und wohlwollende Neutralität während des orientalischen Kriegs das unbeirrte Festhalten an den alten Traditionen bewies.



Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland.

Ebenso hochherzig als weise hatte inzwischen der Kaiser Franz Joseph, alle Verstimmungen und Verbitterungen vergessend, die dargebotene Freundeshand des Kaisers Wilhelm ergriffen und den Bund zwischen Oesterreich und Deutschland geschlossen, der zum Heil beider Völker wie zum Heil von ganz Europa bestimmt war, den Weltfrieden zu sichern.

Kaiser Wilhelm wie sein großer Kanzler waren dann aber sogleich bemüht, die wiederhergestellte Freundschaft auch auf den dritten Waffengefährten von 1813 auszudehnen, auch Rußland einen Platz in dem neu geschlossenen Bundnis zu geben. Sollte dasselbe doch an Stelle der heiligen Allianz bestimmt sein, den europäischen Frieden gegen alle Elemente der Unruhe, die sich ganz besonders in Frankreich rührig und mächtig zeigten, durch das Schwergewicht seiner unantastbaren Macht aufrecht zu erhalten. Obgleich auch zwischen Oesterreich und Rußland mancherlei Verstimmungen bestanden, die zu einer oft fast feindlichen Kalte geführt hatten, so fanden doch die dringenden Anregungen des Berliner Hofes bei der politischen Einsicht und der großherzigen Gesinnung der Kaiser Alexander und Franz Joseph erfolgreiche Aufnahme. Die Monarchen mit ihren leitenden Ministern kamen in Berlin zusammen, und das Dreikaiserbündnis, das den europäischen Frieden auf einen unerschütterlichen und unantastbaren Boden zu stellen schien, wurde als eine segensreiche Großthat der drei Monarchen und ihrer Staatsmänner begrüßt. Wohl hatte seit lange schon die sogenannte panslavistische Partei in Rußland die deutsche Freundschaft mit scheelen Blicken angesehen und es wiederholt versucht, Deutschland zu verdächtigen und als den Feind Rußlands hinzustellen. Die Unrichtigkeit und Verkehrtheit einer solchen politischen Anschauung ist kaum zu begreifen, wenn man die thatsächlichen Verhältnisse in Betracht zieht; denn zwischen Rußland und Deutschland besteht nichts, was jemals Veranlassung zum Streite werden konnte. Deutschland besitzt nichts, was Rußland bedarf oder haben möchte, und selbst die verbissensten Panslavisten haben niemals die Idee eines Eroberungskrieges gegen Deutschland gehabt oder ausgesprochen. Rußland muß vielmehr in der Stärke und Macht Deutschlands einen Schutz seiner eigenen europäischen Stellung erblicken, welche im Krimkriege durch die feindlichen Westmächte so schwer erschüttert wurde und ohne die preußische feste und treue Neutralität vielleicht auf lange hinaus gebrochen worden wäre. Umgekehrt kann Deutschland niemals auf den Gedanken kommen, russische Gebietsteile begehren zu wollen, selbst die deutschbevölkerten Ostseeprovinzen würden für Deutschland ein militärisch kaum haltbarer Besitz sein, und Deutschland hat ebensowenig irgend einen denkbaren Anlaß, sich der russischen Orientpolitik in den Weg zu stellen, so lange nicht Lebensinteressen des verbündeten Oesterreichs berührt werden, was von russischen Staatsmännern kaum jemals geplant werden könnte. Es bestehen also zwischen Deutschland und Rußland alle die Bedingungen, welche die sicherste Grundlage eines dauernden Freundschaftsbündnisses bilden, das noch weiter auf den Interessen als auf den Sympathien beruht, und man kann wohl sagen, daß in einem unnatürlichen Kriege zwischen Rußland und Preußen, wenn ein solcher jemals geführt werden sollte, jeder Schwertstreich gegen den Gegner zugleich gegen das eigene Fleisch und Blut geführt werden, jeder Sieg nur den Feinden beider Kämpfenden Gewinn bringen würde. Um so mehr mußte es auffallen, daß schon der Fürst Gortschakoff in persönlicher Verstimmung gegen den wohl von ihm beneideten großen deutschen Kanzler eine Tücke gegen die deutsche Politik oder eigentlich wohl gegen die persönliche Stellung des Fürsten Bismarck versuchte — doch blieb dieser Versuch erfolglos, denn der Kaiser Alexander II. kam nach Berlin und überzeugte sich bald, daß Fürst Bismarck die Freundschaft mit Rußland ebenso nach ihrem vollen Wert schätzt, wie sein kaiserlicher Herr, der dieselbe mit der ihm so ganz besonders eigenen Pietät als ein heiliges Vermächtnis seines erlauchten Vaters im Herzen trägt.

Lauter erhoben sich die panslavistischen Stimmen, als der Kaiser Alexander III. den russischen Kaiserthron bestieg, und mehr als bisher fanden diese Stimmen aufmerksame Beachtung, auch außerhalb der Grenzen des russischen Reichs, denn seit lange schon hatte man sich bemüht, den Großfürsten Thronfolger als feindlich gegen Deutschland gesinnt darzustellen, wozu seine Verwandtschaft mit dem dänischen Königshause und die dann dazutretende Verschwägerung mit dem Herzog von Cumberland äußere Veranlassung boten. Dazu kam, daß der Führer der panslavistischen Partei, Herr Katkoff, der seiner Antipathie gegen Deutschland offenen Ausdruck gab, zu dem neuen Kaiser in näheren persönlichen Beziehungen stand und von Alexander III. mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde.

Namentlich in Frankreich hatte man weitgehende politische Pläne auf diese angebliche antideutsche Gesinnung des russischen Regenten, und der französische Chauvinismus in allen seinen fast so weit auseinanderliegenden Schattirungen, von den radikalen Déroulède bis zu den orleanistischen Prätendenten, fügte eine russische Allianz als Faktor in seine Berechnungen für einen Revanchekrieg gegen Deutschland ein. — In Deutschland stellten sich die maßgebenden Personen

Digitized by Google

diesen neuen Strömungen völlig unparteiisch gegenüber. Der Kaiser Alexander III. betrieg den Thron unter schweren Verhältnissen. Sein erlauchter Vater, der seinem Volke die Befreiung der Leibeigenen entgegengebracht hatte, war den finsteren Verschwörungen des Nihilismus zum Opfer gefallen; die unheimliche Macht dieses Geheimbundes, der sich die Zerstörung des Staates und der Gesellschaft zur Aufgabe stellt und seine Fäden bis in die höchsten Kreise der russischen Gesellschaft verzweigt, sendete seine Dekrete und Drohungen dem jungen Kaiser, der entsetzt vor der blutigen Bahre seines Vaters stand.

Die panslavistische Partei wollte durch innere nationale Kraft, durch große reformatorische Aufgaben den russischen Staatsorganismus verjüngen und den nationalen Volksgeist zu einer kräftigen Stütze des durch tückische Verschwörer und Meuchelmörder bedrohten Thrones machen. Diese Partei suchte die Ursachen für die Mißstände in Rußland in den ausländischen Elementen, welche seit Peter dem Großen in das russische Staats- und Gesellschaftsleben hineingezogen und zu bedeutendem Einfluß gelangt waren, und glaubte diese Mißstände durch den nationalslavischen Geist heilen zu können. Diese Anschauung war ein Irrtum, denn die fremden Elemente, welche Peter der Große und die folgenden Regierungen nach Rußland gezogen, waren vollständig nationalisirt — aber der Irrtum war erklärlich und verzeihlich, denn es steht einem großen Volke nicht schlecht an, wenn es gegen schwere Krankheiten des Staats und der Gesellschaft in der eigenen nationalen Kraft Hilfe sucht. Jedenfalls stand die slavische Partei treu zum Kaiser und zum Thron, und wenn der Kaiser dieser Partei wiederum freundlich und vertrauensvoll die Hand reichte, so war dies ebenso Sache des Gefühls als der politischen Klugheit.

Dies erkannten der Kaiser Wilhelm und der Fürst Bismarck; die deutsche Politik ließ sich in ihrer Freundschaft für Rußland nicht beirren, und der Kaiser Alexander zeigte deutlich auch seinerseits, daß er Katkoff und seiner Partei Ratschläge wohl für die inneren Verhältnisse seines Reiches als gut gemeint und beachtenswert ansehen mochte, aber nicht geneigt sei, die unbegründeten Antipathien des Panslavismus auf seine auswärtige Politik Einfluß gewinnen zu lassen.

Er hielt an der deutschen Freundschaft fest, und bei dem Besuche der Monarchen von Deutschland und Oesterreich in Skierniewice wurde das Dreikaiserbündnis unter Mitwirkung der leitenden Staatsmänner und unter dem herzlichsten Verkehr der hohen Herren, der sich an die Traditionen der alten Waffenbrüderschaft von 1813 anschloß, von neuem gefestigt.

Um so mehr mußte es gerade in Deutschland befremden und betrüben, als sich in neuester Zeit in der russischen Presse und auch in der öffentlichen Meinung der höheren Gesellschaftskreise eine immer feindseligere Stimmung kundgab, welche sich häufig bis zu Drohungen gegen Deutschland steigerte und den Parteien der Revanche in Frankreich neue Hoffnungen auf ein Bündnis mit Rußland gegen Deutschland einflößte.

Man mußte nach rechten Anzeichen annehmen, daß diese Stimmung immer mehr auch bei dem Kaiser selbst Eingang fande, und um so größeres Mißtrauen fassen, als eine persönliche Zusammenkunft der Monarchen nicht zu stande kam und als man sich bewußt war, nirgends die berechtigten russischen Interessen durchkreuzt, ja denselben in der bulgarischen Angelegenheit die weitestgehende Rechnung getragen zu haben.

Besonders freudig wurde es daher in Berlin — und gewiß von dem greisen Kaiser Wilhelm am meisten — empfunden, als der Kaiser Alexander auf seiner Rückreise von Kopenhagen seinem greisen Großoheim, der durch die schwere Erkrankung des Kronprinzen so schmerzlich bewegt war, zu besuchen. Der Reichskanzler erschien bei dieser Zusammenkunft auf Befehl seines kaiserlichen Herrn, und wie es diesem großen Staatsmann schon so oft gelungen ist, die schwierigsten Verwicklungen durch seine freimütige Offenheit zu lösen, so geschah es auch diesmal.

Bei der langen Unterredung des deutschen Kanzlers mit dem russischen Kaiser, bei welcher der Fürst mit der ganzen Offenheit seiner wahrhaftigen und furchtlosen Natur sprach, stellte es sich heraus, daß der Kaiser Alexander in unerhörter Weise durch gefälschte Briefe und Depeschen über die deutsche Politik getäuscht worden war, und daß man ihn durch tückische List in den Glauben versetzt habe, Fürst Bismarck spiele gegen Rußland ein doppeltes Spiel.

Es stellte sich weiter heraus, daß diese unerhörte Fälschung in ihren Quellen auf gewisse französische Kreise zurückzuführen sei, welche an der Verfeindung Deutschlands und Rußlands ein weitgehendes Interesse haben.

Die Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit des großen deutschen Staatsmannes und die ritterliche Gerechtigkeitsliebe des Kaisers Alexander, sein Abscheu vor Lüge und Betrug haben ganz Europa vor schweren und verhängnisvollen Erschütterungen bewahrt, und der russische Selbstherrscher, der unserem Kanzler am meisten für diesen Freimut dankbar sein wird, hat die deutsche Reichshauptstadt, welche ihn mit einem durch die Verhältnisse erklärlichen Mißtrauen empfing, begleitet von den aufrichtigsten Gefühlen sympathischster Teilnahme, verlassen.



Alexander III., Kaiser von Rußland.

Kaiser Alexander III., der jetzt in seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre steht, ist ein schöner, männlich kräftiger und dabei liebenswürdig anmutiger Herr von vielseitiger Bildung und beseelt von dem redlichsten Streben für die Erfüllung seiner schweren Regentenaufgabe. Er ist in seinem Fühlen und Empfinden, in seinem Geschmack und seiner Lebensgewohnheit ein Sohn seines Vaterlandes in höherem Grad, als es seine Vorfahren waren, darum hat auch wohl die panslavistische Partei seine persönliche Sympathie. Wer aber wollte es — auch im Auslande — dem Herrscher eines großen Reiches verargen, wenn er in Art und Wesen mit seinem Volk sich zusammengehörend fühlt? Der Kaiser hängt mit inniglicher Liebe an seiner erhabenen Gemahlin, der dänischen Königstochter Dagmar, welche in der griechischen Kirche die Namen Maria Feodorowna erhielt und heute noch die jugendliche Schönheit mit majestätischer Würde vereint. Selten kann man wohl auf einem so hohen Thron ein so innig glückliches Familienleben finden, als es der Kaiser Alexander mit seiner Gemahlin und seinen Kindern führt. Seine, von schweren Regierungssorgen umwölkte Stirn klärt sich nur dann zu völlig freier Heiterkeit auf, wenn er im Kreise der Seinen die wenigen Stunden der Muße genießt, die ihm sein „Dienst", wie er nach dem Beispiel seines Großvaters sagt, frei läßt, und der kaiserliche Palast bietet in der Reinheit, Treue und Innigkeit seines Ehelebens der vielfach verderbten russischen Gesellschaft ein edles, mustergültiges Beispiel.

Der Kaiser hat es dem deutschen Volk nicht verargen können, wenn dasselbe nach den Verstimmungen und Verbitterungen der letzten Zeiten mit Mißtrauen und Besorgnis nach der Newa hinüberjah. Er konnte sich überzeugen, daß das Volk den erhabenen Gast mit Ehrerbietung und Achtung empfing und mit freudiger Bewegung die Klärung des Dunkels begrüßte, das beängstigend auf der Zukunft Europas lag. Der Kaiser darf gewiß sein, daß ihm auf der Bahn des Friedens, die er in der Wiederanknüpfung der herzlichen Freundschaft mit seinem greisen kaiserlichen Großoheim und in freier, männlich offener Verständigung mit dem deutschen Kanzler betreten, des deutschen Volkes sympathische Wünsche für die glückliche Lösung aller seiner schweren Regentenaufgaben folgen werden.

p.

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)



Günther nahm auf ein Zeichen der Marquise rechts neben der Prinzessin Platz; auf der andern Seite hatte er Irenen zur Nachbarin; ihm gegenüber saßen Prinz Andreas und Fräulein Blanche. Es war derselbe große Tisch, an dem Günther sich früher immer in zahlreicher Gesellschaft niedergelassen hatte. Die Stühle der fünf Personen standen weit auseinander und von einer vertraulichen Unterhaltung zwischen Tischnachbarn konnte nicht die Rede sein. Es wurde überhaupt wenig gesprochen, und das Ganze machte auf Günther den Eindruck des Kalten und Unbehaglichen. Er kam sich in der stillen Gesellschaft wie ein unwillkommener Eindringling vor. Irene, die seine Gedanken zu erraten schien, wandte sich zu ihm und sagte halblaut, doch so, daß alle am Tische es hören mochten:

„Finden Sie nicht, daß es außerordentlich heiter bei uns zugeht?"

Die Prinzessin und Prinz Andreas thaten, als ob sie die Worte nicht gehört hätten; Blanche lachte kurz und höhnisch. Günther sagte mit einiger Verlegenheit: „Seitdem ich zum letztenmale die Ehre hatte, hier zu speisen, hat sich Ihre Tischgesellschaft erheblich verkleinert. Ihre Freunde sind wohl noch auf dem Lande?"

„Nein, ich bin ja noch auf dem Lande," antwortete Irene lachend.

Sie lachte nicht wie die meisten anderen Menschen; man hörte dabei nur ein tonloses Hervorstoßen des Atems; ihre Augen behielten den Ausdruck von Müdigkeit und Gleichgiltigkeit, der ihnen eigen war, und nur das kurze Hervorblitzen der weißen, kleinen Zähne hinter den wenig geöffneten, schmalen, geraden Lippen ließ das Lachen erkennen. Es war sicherlich kein herzliches zu nennen.

Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft in das große Empfangszimmer. Die Prinzessin setzte sich an den Kamin, wo sie nach kurzer Weile die Augen schloß und in Schlaf versank; Prinz Andreas, der ihr gegenüberstak, hatte eine Abendzeitung genommen, in der er, einen Kneifer ganz vorn auf der Nase, den Börsenbericht und die öffentlichen Vergnügungen las. Von Zeit zu Zeit blickte er über die Brillengläser nach seiner Schwester und nach seiner Nichte: Diese letztere entzog sich bald seinen Beobachtungen, indem sie in das Musikzimmer trat, wohin Günther auf ihren Blick nachfolgte. Blanche ging unruhig im Salon auf und ab, wobei sie sich verschiedenemale Irenen näherte, als wollte sie mit ihr sprechen. Aber der Marquise schien dies nicht zu behagen, denn jedesmal, wenn Blanche in ihre Nähe kam, wandte sie sich mit irgend einer gleichgiltigen Bemerkung an ihren Nachbar Wildhagen. Als die beiden in das Musikzimmer getreten waren, verließ Blanche den Salon. Sie schloß dabei die Thür mit einiger Lebhaftigkeit, so daß die Prinzessin die Augen aufschlug und, ohne den Kopf zu bewegen, fragend und unfreundlich um sich blickte.

„Spiele mir etwas vor . . . wie früher," sagte Irene, als die beiden im Musikzimmer allein waren. — Günther hatte aus Amerika eine große Anzahl sogenannter Negerlieder mitgebracht von gefälliger, leichter Melodie, die Irene noch nicht kannte und denen sie mit augenscheinlichem Vergnügen lauschte. „Und nun," sagte sie nach einer Weile, „meinen alten Liebling, das traurige Lied. Aber Du mußt es auch singen."

„Nicht heute."

„Warum nicht?"

„Ich bin nicht dazu aufgelegt."

Irene schüttelte den Kopf.

„Wenn ich Dich nur verstehen könnte . . ." Nach einer kleinen Weile fuhr sie fort: „Aber das schadet nichts. Gerade so, wie Du bist, und nur so habe ich Dich lieb. Raynaud ist schöner als Du, und Dessieux weit amüsanter, und Neubauer klüger — aber Du bist mir lieber als jeder und alle. Ich mag keinen schönen, amüsanten, klugen Menschen. Ich will jemand, der gut ist und der mich lieb hat, lieber als sich selbst. Das hast Du, nicht wahr?"

„Ja, ich habe Dich über alles lieb."

„Wie komisch ernsthaft Du das sagst. Das macht Dir der beste Schauspieler nicht nach, und es klingt doch so einfach."

Sie trat an die Thür. Der Salon war leer geworden. Die Prinzessin hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen, Onkel Andreas war in ein Theater gegangen. Da kehrte Irene zu Günther zurück, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und küßte ihn zärtlich.

„Das ist die Belohnung dafür, daß Du Dich so hübsch artig gelangweilt hast," sagte sie. „Geht es hier nicht äußerst vergnüglich zu? — Mama spricht kein Wort bei Tisch und nach dem Essen schläft sie ein. Onkel Andreas wartet das mit Ungeduld ab, um sich fortzuschleichen, und Blanche, die sonst ein ganz gutes Mädchen ist, wird mürrisch, sobald sie ein fremdes Gesicht erblickt. — Was sollte ich anfangen, wenn ich Dich nicht hätte?"

„Du hast Dich doch bis vor wenigen Tagen ohne mich beholfen."

„Ja, aber da wußte ich noch nicht, wie schön es ist, jemand lieb zu haben. Jetzt könnte ich Dich nicht mehr entbehren."

„Das ist das beste Wort, das ich von Dir gehört habe," sagte er.

Sie öffnete das Fenster und lehnte den Kopf hinaus. Dem rauhen Tage war ein ruhiger, milder Abend gefolgt.

„Komm in den Garten," sagte sie, „es ist jetzt nicht mehr so schön dort wie im Sommer; aber ich möchte mit Dir die Stelle wieder betreten, wo Du mich zum erstenmale geküßt hast."

Er folgte ihr, und sie gingen wie vor drei Jahren Schulter an Schulter durch die Lindenallee. Aber sie hing jetzt liebevoll an seinem Arm und schmiegte sich an ihn, und es war ihm, als fühlte er das Schlagen ihres pochenden Herzens.

„Hier," sagte sie, am Ende des Baumweges stehen bleibend, „hier war es. Oftmals habe ich, seitdem Du gegangen bist, daran gedacht. — Und Du?"

„Auch ich."

„Immer?" fragte sie.

Er hatte ihretwegen Verrat geübt, aber er konnte nicht lügen.

„Als Dein Schweigen mich glauben machte, daß Du mit mir nur gespielt hättest, da habe ich mich bemüht, Dich zu vergessen . . . und eine Zeit lang habe ich nicht an Dich gedacht."

„Und dann hast Du eine andere liebgewonnen?"

„Ja!" antwortete er zögernd.

Sie trat schnell einen Schritt zurück.

„Wen?"

„Das ist ja nun alles tot und begraben und vergessen."

„Ich will es doch wissen. Wen hast Du geliebt? Sage es mir, schnell! Komm ins Gartenzimmer, dort sind wir ungestört."

Sie schritt voran und trat in den Pavillon, in dem es so still war, als befände man sich dort viele Meilen weit von der großen Stadt . . . Das heimische Zimmer hatte bereits seine Wintertoilette angelegt; ein dicker türkischer Teppich bedeckte den Fußboden, schwere dunkle Vorhänge hingen an den Fenstern und der Thür und schlossen das Gemach vor den Augen und dem Geräusch der Außenwelt ab; im Kamin glimmten die Kohlen eines langsam verlöschenden Feuers; eine große, altertümliche Ampel aus buntem Glase, die, an schweren silbernen Ketten in der Mitte der Decke hängend, den Platz eines Kronleuchters einnahm, verbreitete ein mildes, ruhiges Licht. — Irene ließ sich auf einem der Sessel nieder, die vor dem Kamin standen, und bedeutete Günther, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Nun erzähle mir die Geschichte Deiner Liebe!"

Er blieb stumm und zerrte an seinem Schnurrbart und blickte in das verglimmende Feuer. Sie stand auf, setzte sich auf die niedrige Lehne des Sessels, den er eingenommen hatte, schlang den Arm um seinen Nacken und legte seinen Kopf an ihre Brust.

„Erzähle mir die Geschichte," wiederholte sie einschmeichelnd, „sonst glaube ich, daß Du die andere mehr liebst als mich."

„Das darfst Du nicht glauben, denn ich habe sie um Dich verlassen."

„Und jetzt bereust Du es. — Geh! Ich gebe Dich frei!"

„Nein, ich bereue es nicht."

„Aber warum bist Du traurig? Denn Du bist traurig. Warum freust Du Dich nicht unseres Glückes?"

„Weil ich schlecht gehandelt, weil ich Verrat geübt habe."

„War sie hübsch?"

„Ja."

„Hübscher als ich?"

„Ganz anders."

„Aber sie gefiel Dir besser?"

„Nein."

„Wie alt war sie?"

„Achtzehn Jahre alt."

„Das arme Ding! Es wird sich trösten. — Tröste Dich! Wann hast Du sie zum letztenmale gesehen?"

„Vor kaum drei Wochen."

„Also in Amerika?"

„Sie war eine Amerikanerin."

Das kurze, sachliche Fragen machte ihn ungeduldig.

„Ich will Dir lieber alles erzählen," sagte er. Sie verließ den Platz an seiner Seite und setzte sich wieder ihm gegenüber, und er begann zu sprechen mit tonloser, leiser Stimme, ohne eine Miene zu verziehen, und doch öffnete er ihr sein ganzes Herz. Als er geendet hatte, saß er eine Weile stumm, dann stand er auf, kniete vor Irenen nieder, nahm ihre beiden Hände und bedeckte damit sein Gesicht. „Darum sagte ich Dir heute nachmittag," flüsterte er, „ich liebe Dich mit Glück und auch mit Schmerzen, und darum quält mich die Furcht, ich könnte Dich je verlieren; denn Du bist mein alles, und ich weiß nicht, was ich Dir bin."

„Du bist mein Leben," sagte sie. „Ich liebe Dich!"

Als Wildhagen zu später Stunde das Hotel Bro verließ und nach seiner Wohnung ging, da faßte er auf dem kurzen Wege den Entschluß, noch in derselben Nacht an seinen Vater und an Florence zu schreiben. Er mußte Klarheit und Einfachheit in seine verworrenen Angelegenheiten bringen. Er glaubte, er würde sich dann ruhiger fühlen. Jetzt war jede Stunde seines Lebens eine Lüge gegenüber seinem Vater und Florence. Sie sollten die Wahrheit erfahren. Er konnte sich vor Florence nicht rechtfertigen, aber er wollte sie nicht länger belügen.

Der Brief an seinen Vater wurde ihm nicht schwer und war schnell geschrieben. Er erzählte diesem in etwas dunklen Worten, eine Herzensangelegenheit hielte ihn in Paris zurück. Der Vater sollte ihm Zeit gewähren, sie in Ordnung zu bringen, und ihn nicht drängen, jetzt nach Deutschland zurückzukehren. Eines könnte der Vater sicher sein: daß nichts des Sohnes Liebe und Verehrung für ihn ändern und verringern könnte; und da er, der Vater, dies ja wüßte, so möchte er dem Sohne vertrauen.

Als der Brief geschlossen war, versiegelte Günther ihn sofort und legte ihn beiseite. Er war mit dem Schriftstücke nicht zufrieden. Er wußte, daß sich sein Vater dabei nicht beruhigen würde; aber ein Brief war etwas mehr als die kurze Depesche vom Morgen und besser als gar nichts. Seinem Vater einen einfachen, klaren, aufrichtigen Brief zu schreiben, wie er dies bisher in seinem Leben nie anders gethan hatte, dazu fühlte sich Günther unfähig.

Und dann kam der Brief an Florence. Günther schrieb lange daran. Er schrieb ausführlich und aufrichtig. Er war sich bewußt, daß dies seine Pflicht sei, wenn er nicht noch Lüge und Feigheit zu dem von ihm begangenen Verrat gesellen wollte. Die Zeilen reihten sich schnell und regelmäßig aneinander. Er erzählte zunächst das Thatsächliche: daß er vor Florence eine andere geliebt, von der er sich vergessen gewähnt und die er vergessen habe; als er sie jetzt wiedergefunden, da sei seine alte Liebe von neuem erwacht und er habe ihr nicht

widerstehen können. Er schrieb, er sei sich bewußt, sich an Florence versündigt zu haben, aber er erbäte nicht ihre Verzeihung. Nur eins wollte er sagen, daß er für seine schwere Schuld auch schwer bestraft sei. Er leide unsäglich unter dem Bewußtsein derselben, und dies quälende Bewußtsein werde ihn nie wieder verlassen. Er wisse, daß er sein Leben vergiftet habe. Daß dies an ihm zehre und ihn peinige — das sei aber sein einziger Trost, denn er betrachte es als eine Sühne seiner Schuld. Für Florence wolle er sein Leben hingeben; aber seiner Liebe für Irenen könne er nicht entsagen, obgleich diese Liebe Florencens und sein Glück zerstört habe.

Diesen langen Brief las Günther, nachdem er ihn beendet hatte, aufmerksam durch, und dabei blieb sein bleiches, ernstes Gesicht so unbeweglich, als ob es versteinert gewesen wäre. Aber er atmete laut und bekommen, und seine kalte Stirn war mit Angstschweiß benetzt. Dann schrieb er nach einigem Nachdenken wenige Zeilen an Bella und bat sie, von dem Briefe an Florence Kenntnis zu nehmen und denselben an seine Bestimmung gelangen zu lassen.

„Sie werden dies schonender thun, als eine andere es könnte, und der peinliche Auftrag, den ich Ihnen anvertrauen muß, bedarf keiner Entschuldigung.“ Ueber sich selbst äußerte Günther in dem Brief an Bella kein Wort. Er war Florence aufrichtige Wahrheit schuldig — die hatte er nun gesagt. Er hatte seine Handlungsweise dargestellt, ohne den Versuch der Beschönigung und Entschuldigung zu machen. Das, was er gethan hatte, war so häßlich, daß er keine Verzeihung verdiente. Er wollte sie nicht erbetteln. Der Schmerz und die Verachtung der guten, einfachen Menschen, die ihm vertraut hatten und von ihm verraten worden, waren eine verdiente Strafe. Er wußte sich tief gesunken, doch fühlte er sich stark genug, um die Strafe zu tragen, um den Gedanken an die Möglichkeit, sich derselben zu entziehen, zurückzuweisen. Bella hatte gesagt: „Wenn der Mann, dem Florence ihr Herz schenkt, gut und ehrlich ist, so wird es ihm leicht werden, Florence glücklich zu machen; wenn er sie unglücklich machte, so wäre er ein Elender.“ — Er hatte Florence unglücklich gemacht.

Der graue Herbstmorgen dämmerte bereits herauf, als Günther, nachdem er die Treppe hinuntergeschlichen war, auf die Straße trat, um die Briefe zur Post zu bringen. Er wollte davon befreit sein, um ganz und gar mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben. An die Zukunft wagte er nicht zu denken. Als er bald darauf wieder in seinem Zimmer war, entkleidete er sich langsam, warf sich auf das Bett und versank in bleiernen Schlaf.

*

Es mußte so kommen!

Das Glück, das Günther bei Irenen gefunden hatte, war vom ersten Augenblick an kein ungetrübtes gewesen; während des Winters und Frühjahrs hatte es sich mehr und mehr verdunkelt, und als der Sommer kam, da war es verschwunden — gänzlich verschwunden. Günther erkannte mit nagendem Schmerze, daß Irene ihn nicht mehr liebte, daß seine Liebe sie ermüdete, und daß dies nie wieder anders werden könnte. Er war nachdenklicher Natur, und während der langen, einsamen Stunden, die Irenens Vernachlässigung ihm schuf, hatte er über sie, über ihre Gefühle für ihn und ihr Verhältnis zu ihm nachgedacht. — Seine Gesellschaft hatte ihr eine Zeit lang angenehme Zerstreuung gewährt, seine Liebe sie erfreut: er hatte ihr „gefallen“. Zu etwas Höherem, Wärmerem konnte sie ihr Herz überhaupt nicht erheben. Sie hatte die Gefühle, die Wildhagen ihr einflößte, für Liebe gehalten und war aufrichtig gewesen, als sie ihm gesagt hatte: „Ich liebe Dich.“ Sie konnte einfach nicht lieben, wie Günther liebte. Wendt hatte recht gehabt: sie war herzlos. — Günthers Traurigkeit hatte ihr zuerst Grund, und berechtigten Grund zu Klagen gegeben. Aber wäre er glücklich und zufrieden erschienen, so würde dies auch nichts an dem Verlauf ihrer Beziehungen zu ihm geändert haben. Der „schöne“ Olivier oder der „amüsante“ Dessieux würden Irenen ebenso schnell gelangweilt haben wie der „stille“ Wildhagen, vielleicht noch schneller. Denn Günther war wenigstens nicht „störend“. Er erhob keine Ansprüche und er trug, ohne zu klagen, die zahllosen Kränkungen, die ihm ihre Gleichgiltigkeit und Rücksichtslosigkeit zufügten. Er war noch immer bequem, selbst als er ihr nicht mehr liebenswürdig erschien; er machte ihr keine Vorwürfe, zeigte keine Eifersucht — er war eben nur „schwer“. — Deshalb kam es auch nicht zu einem förmlichen Bruch zwischen den beiden, sondern nur zu einer Entfremdung.

Günther hatte Irenen vom ersten Tag an geliebt, aber wenn dies zum Ausdruck gekommen war, so war es ihr zu danken. Er war mit seiner Liebe unbeweglich, wie festgewurzelt gewesen; sie hatte sich ihm genähert, sie ihn zuerst in ihre Arme geschlossen. Wenn Günther sich alles recht überlegte, so waren bei seinem Verhältnis zu Irenen die Rollen vertauscht gewesen: er, der Mann, war mit seiner inbrünstigen Liebe der „leidende“ Teil, sie in auflodernder Glut der „handelnde“ gewesen. Und jetzt, da die Leidenschaft bei ihr erloschen war, hatte sie ihn verlassen. Es war die gerechte Strafe für seinen Verrat an Florence. — Aber wie hatte ihn sein Schuldbewußtsein gepeinigt! Irene begegen empfand nicht einen Schatten von Reue über die Qualen des einst Geliebten. Wenn sie etwas in dem Verlauf, den die Sache genommen hatte, bedauerte, so war es nur, daß Wildhagen aufgehört hatte, sie zu „amüsiren“. Der kleine Liebesroman hatte ihr einige Zerstreuung gewährt, die sie jetzt manchmal etwas vermißte. Aber dies ging nicht so weit, daß sie nach einem Ersatze für Wildhagen gesucht hätte. Er hatte niemand verdrängt, als Irene ihm gesagt hatte, sie liebe ihn; und niemand erschien berufen, den Platz in ihrem Leben einzunehmen, den er eine Zeit lang behauptet hatte. — Der schöne Olivier, der sich seit Monaten um die Gunst der Marquise bewarb, war die Zielscheibe ihres Spottes, und die anderen jungen Männer, die, seitdem sie nicht mehr „auf dem Lande“ war, des Abends im Hotel Brö erschienen, wurden, wenn auch vielleicht etwas anders, so doch nicht besser behandelt als Raynaud. Die schöne Marquise beachtete sie nicht. Sie mußten sich damit begnügen, sie bewundern, anspruchslos anbeten zu dürfen. — Die Prinzessin und Onkel Andreas sahen dem Treiben mit vollkommener Gleichgiltigkeit zu; für Blanche schien es ein Gegenstand großer Erheiterung zu sein. Ihre dreisten Blicke schweiften langsam über die Gruppe der hoffnungslosen Anbeter Irenens, und es lag in ihren großen, kalten Augen ein Ausdruck triumphirenden Hohnes.

Wildhagen hatte für Blanche mit der Zeit eine tiefe Abneigung gefaßt. Er war überzeugt, daß die Holländerin systematisch daran gearbeitet hatte, ihn in Irenens Geist zu verderben. Er hatte jedoch für diese Ansicht keinen andern Anhaltspunkt, als daß Blanche sich ihm gegenüber vom ersten Tage an unfreundlich gezeigt hatte; sie erwiderte seinen Gruß kaum, der zu Anfang höflich gewesen war, und sie sprach nicht mit ihm. Nachdem dies von Günther einmal bemerkt worden war, wozu es aber einiger Zeit bedurft, hatte auch er seine Haltung gegenüber der unfreundlichen, schönen Person geändert. Er schloß sie, wenn es möglich war, in den allgemeinen Gruß ein, den er an die Gesellschaft richtete, wenn er im Empfangszimmer erschien, und er verzichtete auf jeden Versuch, sich ihr zu nähern. — Vor langer Zeit, als er noch hoch in Irenens Gunst gestanden, hatte er diese einmal gefragt, ob er Fräulein van Naarden ohne sein Wissen gekränkt habe; er könne sich ihre Unfreundlichkeit ihm gegenüber nicht erklären. Irene hatte ihm damals, wie dies häufig ihre Art war, durch eine Frage geantwortet, die sie gewissermaßen zu dem angreifenden Teile machte.

„Ist Dir denn so viel an Blanches Freundschaft gelegen?“

„Nicht das geringste.“

„Nun, dann bekümmere Dich doch nicht um sie.“

Günther war seitdem nicht wieder auf den Gegenstand zurückgekommen, aber er fing an zu begreifen, daß Wendt die schweigsame, große Person gehaßt und schließlich ihretwegen Irene verlassen hatte.

Günther hatte während des Winters eine Reise nach Deutschland gemacht und dort seinen Vater gesehen. Ein Trauerfall in Irenens Familie hatte diese veranlaßt, im Monat März mit ihrer Mutter, dem Prinzen Andreas und Fräulein van Naarden nach Rom abzureisen. Eine zeitweilige kurze Trennung zwischen Günther und ihr war dadurch unvermeidlich geworden. Irene empfand keinen Kummer darüber. Seit mehreren Wochen bereits langweilte sie der stille Wildhagen, und es war ihr ganz recht, sich auf einige Zeit von ihm zu trennen. Sie hatte ihn noch nicht verabschiedet; dazu war er ihr damals noch zu lieb; sie hörte ihn gern spielen, weil sein anspruchsloser Vortrag ihr gefiel; sie ritt lieber mit ihm als anderen spazieren, weil er vornehmer zu Pferd aussah und besser ritt als ihre übrigen Bekannten. Auch fand sie es noch ganz ergötzlich, ihn von Zeit zu Zeit zu ihren Füßen zu sehen, den stolzen, starken Mann, den ihre kleinen Hände wie einen willenlosen Sklaven leiteten. Doch sah sie ihn schon damals nicht mehr so häufig wie während der ersten Tage ihrer Liebe, und ihr Boudoir war ihm nur noch bei seltenen Gelegenheiten geöffnet. Günther empfand alles dies schmerzlich; aber sein Stolz, das einzige, das er gänzlich unversehrt aus dem Schiffbruch seines Glückes gerettet hatte, verschloß seinen Mund, und kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Der stumme Vorwurf jedoch, den Irene in seinen Blicken las, genügte, um sie zu verdrießen.

„Du bist ein guter Mensch,“ sagte sie, „aber amüsant bist Du nicht, mein Lieber.“ — Sie hatte ganz recht, er fühlte es; aber was konnte er thun, um ihr Herz, das sich langsam von ihm zurückzog, wiederzugewinnen? So wie er war, mit seiner großen, stillen Liebe, so hatte er in vergangenen, schönen Tagen Irenen gewonnen. Es war ihm unmöglich, sich anders zu geben, als er war.

Als Irene ihm mitteilte, daß sie ihn auf einige Wochen verlassen müsse, zeigte sich solche Bestürzung auf seinen Zügen, daß sie, die an jenem Tage zufällig wieder besonderes Gefallen an Wildhagen fand, ihm sagte:

„Ich würde Dich gerne mitnehmen, mein armer Günther, aber ich kenne Dich, Du würdest Dich während der ganzen Zeit unbehaglich fühlen. Also bleib nur hier; ich komme bald zurück.“

Und Günther hatte nicht gebeten, sich der Gesellschaft anschließen zu dürfen. Zwar hatten weder die Prinzessin noch Prinz Andreas ihm je ein unfreundliches Wort gesagt oder sonst ihr Benehmen ihm gegenüber geändert, aber er war überzeugt, daß sie ihn nur ungern im Hotel Brö sahen und daß sie in seiner Gesellschaft während der Reise nach Italien eine störende Aufdringlichkeit erblickt haben würden. Die Stelle eines Geduldeten, die er nach seinem Empfinden im Hotel Brö einnahm, war ihm in hohem Maße peinlich, aber er hatte an derselben nichts zu ändern gewußt. Auf die Hoffnung, die Geliebte jemals als seine Frau heimzuführen, hatte er schon damals verzichtet. Alle Versuche, die er gemacht, sich mit Irenen über diesen Punkt auszusprechen, waren von ihr freundlich leichtfertig, aber immer so entschieden zurückgewiesen worden, daß er es nicht gewagt hatte, dieselben oftmals zu erneuern.

„Bist Du nicht glücklich?“

„Ja . . . aber . . .“

„Laß das ‚aber‘; Du bist glücklich, das ist genug. Das Bessere ist der Feind des Guten!“

An demselben Tag, an dem Irene Paris verließ, reiste Günther nach Deutschland ab. Irene hatte versprochen, ihm zu schreiben und ihre Rückkehr nach Paris anzuzeigen. Er würde dann sofort zu ihr eilen; er durfte hoffen, sie nach vierzehn Tagen wiederzusehen. Sie küßte ihn zärtlich zum Abschiede.

„Behalte mich lieb,“ sagte sie.

„Ich behalte Dich lieb. Vergiß Du mich nur nicht!“

„Wie sollte ich Dich vergessen,“ antwortete sie, „da ich doch sonst an niemand zu denken habe! Du kannst Dich rühmen, bei mir in ein leeres Herz eingezogen und dort allein geblieben zu sein.“

Das war ganz richtig.

(Fortsetzung folgt.)



Der neue Leiter der französischen Regierung.

Für die Nachwelt wird die Geschichte Frankreichs in den letzten Wochen sich lesen wie ein Kapitel aus Tacitus. Das Staatsoberhaupt wird gestürzt durch den Skandalprozeß einer Limousin — ein Zeichen, daß die Korruption in Paris derjenigen Roms unter den Claudiern nichts nachgibt! Das Parlament hat freilich mit einer bemerkenswerten Energie gegen die Schuldigen und ihre Begünstiger Front gemacht — der See hat sein Opfer, ob aber damit das Uebel an der Wurzel ausgerottet sein wird, ist eine andere Frage. Vor allem wird es sich darum handeln, ob der neue Präsident, Sadi Carnot, die Kraft haben wird, die Regierung mit fester Hand zu führen und der drohenden Anarchie Herr zu werden. — Marie Franz Sadi Carnot ist der Enkel des berühmten Carnot, der in den Jahren der großen Revolution die französischen Armeen organisirte und ein sehr erhebliches Verdienst um die militärischen Erfolge der ersten Republik hatte. Auch der Vater Sadi Carnots, gegenwärtig der älteste Senator von Frankreich, hat sich in seinen Stellungen als Abgeordneter zur Zeit der Julimonarchie und als Unterrichtsminister unter der zweiten Republik einen Namen als Politiker gemacht. Der nunmehrige Präsident der dritten Republik ist sein ältester Sohn. Zu Limoges am 11. August 1837 geboren, trat er 1857 in die polytechnische Schule und, nachdem er diese mit Auszeichnung absolvirt, in die Schule des Straßen- und Brückenbaues ein. Er beendigte 1863 diesen Kurs als der erste unter seinen Mitschülern und wurde, nachdem er einige Zeit in der Hauptstadt gedient, Ingenieur in Annecy. Am 10. Januar 1871 ernannte ihn die republikanische Regierung zum Präfekten des Departements Seine-Inférieure und zum außerordentlichen Kommissär der Nationalverteidigung in diesem und den Departements Eure und Calvados, in welcher Eigenschaft er die Streitkräfte dieser Kreise zu organisiren hatte. Schon im Februar jenes Jahres wurde er zum Abgeordneten der Nationalversammlung gewählt und nahm seinen Sitz auf der republikanischen Linken. Er gehörte seither jedem der französischen Parlamente an, stimmte stets mit der entschieden republikanischen Gruppe und ergriff als Fachmann in technischen Fragen das Wort. Ein scharf ausgesprochener Parteimann war Carnot indes niemals. Keine der Fraktionen des Parlaments kann ihn als ihren Anhänger betrachten. Wohl aber war er allezeit, wie sein Vater und Großvater, ein entschiedener Republikaner und Fürsprecher der Eintracht unter den republikanischen Gruppen im gegenwärtigen Frankreich. Das persönliche Ansehen, in welchem Sadi Carnot steht, beruht nicht allein auf seiner untadeligen Ehrenhaftigkeit und auf der Achtung vor seiner sehr tüchtigen Fach- und allgemeinen Bildung, sondern zum nicht geringen Teil auch auf seiner Abkunft von dem berühmten Konventsmanne. Von einem Carnot erscheint es als durchaus undenkbar, daß er mit der Wiederherstellung eines monarchischen Regierungssystems liebäugeln könnte. Sein Vater wurde in Magdeburg, wo der Großvater im Exil lebte und starb, erzogen und machte sich dort mit der deutschen Literatur so vertraut, daß er unter anderem seinen französischen Landsleuten die Griechenlieder Wilhelm Müllers durch eine im Jahr 1828 veröffentlichte gute Uebersetzung nahe bringen konnte. Sadi Carnot war schriftstellerisch nicht so vielseitig thätig wie sein Vater. Außer kleinen technischen Schriften hat er nur eine Uebersetzung von John Stuart Mills „Die Revolution von 1848 und deren Verleumder" veröffentlicht. Im Jahr 1881 war Sadi Carnot unter Ferry Minister für öffentliche Arbeiten und fünf Jahre später Finanzminister in den Ministerien Freycinet und Freycinet (April 1885 bis Dezember 1886). Carnots Frau ist die Tochter des bekannten Nationalökonomen Dupont White, eines Neffen Guizots.



Sadi Carnot,
der neugewählte Präsident der französischen Republik.

Seinem Aeußern nach ist Sadi Carnot ein Mann von Mittelgröße und etwas schwächlichem Körperbau. Er trägt schwarzen Vollbart und ist im persönlichen Verkehr von verbindlichem Wesen. Carnot spricht geläufig deutsch, seine Kinder sind von einer deutschen Gouvernante erzogen. Durch seine Heirat kam er zu bedeutendem Vermögen. Verwunderlich ist es, daß er, obgleich selbst ein makelloser Charakter, bis vor wenigen Jahren ein intimer Freund Wilsons gewesen. Die Familie Carnot ist zur Führung des Grafentitels berechtigt, doch hat Sadi nie Gebrauch davon gemacht. -u.

Der Kutscher Numero 23.

Madrider Skizze
von
Eusebio Blasco.
Mit drei Zeichnungen von J. J. Aranda.

Ein origineller Typus! Er gleicht zwar allen anderen, ist aber doch eine Abwechslung, eine Art Erholung von dem ewigen Einerlei. Er hat seine Livree, dieser Kutscher, trägt seinen hohen steifen Hut — keine Spur von dem allem. Er hockt, in seine capa — den bequemen Mantel — gehüllt, sein Fäßhütlein auf dem Ohr, auf seinem Kutschbock und schlummert behaglich an der Ecke des Stadtplatzes.

„Holla, Sie da!"

„Was gibt's denn?" sagt er so vertraulich, als spräche er zu einem Kameraden.

„Wie viel Uhr haben wir?"

„Na, Sie brauchen ja nur in die Höhe zu schauen!"

„Richtig. Nichts für ungut, lieber Freund!"

Damit schaue ich auf die Rathausuhr.

„Drei Uhr zwanzig."

„Gut!"

Und mein Kutscher ist im Begriff, sich in Bewegung zu setzen. Sein Klepper, ein direkter Nachkomme Rosinantes, wendet den Kopf, als wollte er sagen:

„Seht doch, wir haben einen Passagier! Das ist aber was Seltenes!"

„In die Serranostraße Numero 40!"

„Schau!" sagt der Kutscher vertraulich. „Wir fahren also zu Castelar?"

„Ja, lieber Freund. Fahren Sie zu — aber rasch!"

Damit hat's indes gute Wege! Der Kerl zieht sich erst seine Capa zurecht, macht sich eine Cigarrette und fängt dann mit dem Ausdruck eines Menschen, der es nicht liebt, spazieren zu fahren:

„Na, lassen wir's vorwärts gehen!"

Und wir fahren endlich.

O, diese Madrider Droschkenkutscher! Man hat vollkommen Zeit, sein Gewissen zu erforschen während so einer Fahrt. Und läßt der Kutscher noch so sehr die Peitsche knallen, es geht doch immer im Schritt.

„Sie, hören Sie, ich habe Eile!"

Der Kutscher zuckt nur die Achseln und entgegnet:

„Wir werden schon hinkommen, seien Sie doch zufrieden der Tag ist lang."

In der Mazorstraße angekommen, fängt er mit einem andern Roßlenker zu plaudern an, der hinter uns herfährt. Sobald die beiden Wagen einander nahe genug sind, beginnen die Kutscher ein Gespräch auf unsere Kosten. Auf unsere Kosten, sage ich, denn ich bemerke, daß in dem andern Fiaker ein zweites Opfer sitzt — ein Herr, dessen Blicke mich zu fragen scheinen:

„Fahren die uns nach der Stunde?"

Mein Kutscher sagt zu dem andern:

„Nun, Franz, wie geht's Dir im Ehestand?"

„Miserabel. Sobald ich diese verwünschte Fahrt abgethan habe, gehe ich vor Gericht."

„Ei, das wäre!"

„Meine Alte hat mich mit ‚der andern' erwischt."

„Wo denn?"

„Am Ausgang vom Stiergefecht. Ich fahre meine Pepa ganz gemütlich gratis fort; perdauz, schießt da plötzlich die Alte daher, springt in den Fiaker und fängt an, die arme Pepita zu bearbeiten. Was blieb mir anders übrig, als abzusteigen und meinerseits alle beide zu bearbeiten. Zuletzt werden wir alle eingesteckt, sogar meine Kleine da."

„Sind die Frauenzimmer dumm!"

„Mein Herr," wage ich endlich meinen Leidensgefährten in der andern Droschke zu fragen, „wie wäre es, wenn wir einstweilen eine Partie Piquet spielten?"

„Nein, das ist wirklich nicht mehr zum Aushalten!" sagt er, lehnt sich



aus dem Wagenschlag und schreit: „Werdet ihr bald aufhören, Kerle?“

„Oho, oho!“ wendet sich mein Kutscher zu ihm. „Keine Grobheiten nicht, oder ich ziehe Ihnen eins übers Gesicht, daß Sie genug haben!“

„Ruhig, ruhig, Herr Kutscher!“ beschwichtige ich.

„Da gehe ich lieber zu Fuß!“ brummt der Nachbar.

„Glauben Sie denn, daß es mir Vergnügen macht, Sie zu fahren?“ wendet sein Kutscher lachend ein.

Endlich setzt sich jeder Wagen wieder in Bewegung nach seiner Richtung. Aber an der Straßenecke hält der meinige an.

„Was geht's denn schon wieder?“

„Gleich, gleich, Euer Gnaden, ich hab' nur keine Zündhölzchen.“

Er steigt ab und tritt in einen Tabakladen. Ich schaue ihm unruhig nach. Er trifft da drin einen alten Bekannten, einen Pfarrer, der sich seine Tabaksdose anfüllen läßt. Der Kutscher tätschelt ihn auf den Bauch.

„Sieh da, Don Lucas! Wie geht's, wie steht's?“

„So, so!“

„Keine Leichenbegängnisse, keine Hochzeiten, keine Taufen? Ich meine, Ihr Geschäft ist doch nicht so viel wert wie das meinige. Na, auf Wiedersehen, Don Lucas! Muß da so einen Affen führen, der draußen wartet — einen Händelsucher, dem nichts recht ist. Adieu!“

Jetzt kommt er zurück, und weiter geht's, durch die Puerta del Sol, just als ein Regiment durchmarschiert mit Pauken und Trompeten an der Spitze.

Der Kutscher stellt sich auf seinem Bock auf, um das Ganze besser bewundern zu können.

„Sind das schmucke Kerle, was?“ fragt er mich stolz.

„Ja, ja, aber ich dachte, wir könnten weiterfahren.“

„Ach, wir kommen noch früh genug . . .“

Und er peitscht seine Rosinante, welche ganz seiner Meinung zu sein scheint. Dieses Vieh muß einen Anteil an der Stundentaxe haben!

Ah, da sind wir in der Alcalastraße. Die Sonne glänzt, und die Fußgänger genießen das schöne Wetter mit all der Schlenderruhe, die den Bewohner von Madrid auszeichnet. Kein Mensch scheint Eile zu haben. Man bleibt bei jedem Bekannten stehen, man plaudert, raucht, lacht. Die Ladendiener stehen vor den Gewölbthüren und jagen den vorübergehenden hübschen Mädchen Fadaisen. — „Ola! Nettes Päppchen! Hören Sie doch, Schätzchen! Erlauben Sie, daß ich meine Cigarre an Ihren Augen anzünde? Ola, ola, sind das hübsche Kätzchen!“

Die Mädchen kokettiren und minaudiren an der Ecke der Sevillanerstraße, inmitten von Stierkämpfern und Faulenzern jeder Art, den Seidenhaarl um die Schultern, der die Taille verhüllt, und das helle Seidentuch um den Kopf geschlungen.

Die Glocken der nächsten Kirche machen einen betäubenden Lärm. Der Wagen rollt jetzt rascher, als werde er von diesem Getöse angefeuert. Dem Himmel sei Dank, wir nahen uns schon dem Cibelesbrunnen!

Dort angekommen, begegnen wir aber wieder einem Zwischenfall. Das viatico, das heißt ein von einem läutenden Ministrantenknaben begleiteter Priester, welcher das Allerheiligste zu einem Kranken trägt, kommt auf unserem Wege näher.

Die Fußgänger entblößen das Haupt und knieen nieder. Mein Kutscher klopft ans Wagenfenster und fragt mich:

„Soll ich ihm den Wagen anbieten?“



Was kann man machen? In Madrid ist das nun einmal Sitte. Ich nehme den Hut ab, steige aus und mache dem Priester ein Zeichen, einzusteigen, was derselbe sogleich ausführt. Man muß diese einfache und fromme Handlung selber gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen.

Der Kutscher fährt mit entblößtem Haupt im Schritt weiter. Dem Wagen schreitet der Ministrant voran und läutet fortwährend. Neben- und hinterher gehen die Verwandten und Freunde des Kranken mit Kerzen in den Händen und einige fromme Freiwillige: eine vornehme Dame, zwei oder drei Herren, ein Dienstmädchen und ich. Haben wir weit zu gehen? Wir wissen's nicht, aber wir gehen immer hintennach, und die Leute sinken auf die Kniee, und die Wagen halten an, wie wir vorwärts schreiten.

Der Kranke wohnt in der Alcalastraße in einem hohen Stockwerke. Es ist ein altes Haus, von etwa dreißig armen Familien bewohnt. Der Priester steigt die Treppe hinan, wir immer hintennach, und in jedem Stockwerk erscheinen in den Thüren junge Mädchen und Arbeiter, Modistinnen und Studenten. Jeder bringt sein Licht, das er vor sich hinhält. Eine reizende Kleine mit andalusischen Augen leuchtet mit einer Kerze, eine Gebete murmelnde Alte mit einer Petroleumlampe, die Studenten mit Kerzenstümpfchen, die Arbeiter mit Oellämpchen.

Ueberall Schweigen und ernste Mienen! Man hört das Knistern der Kerzen und das Krachen der Sohlen auf der Stiege.

Im sechsten Stockwerk erwartet uns der Tod. Wir treten in eine einfache und reinliche Kammer, deren ganzes Mobiliar aus einer Kommode besteht, die in einen Altar verwandelt ist mit einer kleinen Madonnenstatuette, Blumentöpfen und Kerzchen; dann sind noch vier Stühle da, eine Nähmaschine, ein paar eingerahmte Kupferstiche an den Wänden, ein Portrait Frascuelos und, am Fensterriegel hängend, eine Guitarre.

Im Hintergrunde befindet sich das Bett, wo der Sterbende, auf dem Rücken liegend, die Wegzehrung erwartet. Am Kopfende steht eine weinende Frau und knieen zwei Kinder. Der Priester tritt vor, wir knieen alle nieder — die vornehme Dame, die Verwandten, die Nachbarn, die Arbeiter, die Mädchen und ich. Auf der Straße draußen hört man eine Drehorgel den Faustwalzer leiern.

Nachdem die Zeremonie beendet ist, entfernen wir uns. Wer ist der Kranke? Wir wissen's nicht, aber wir haben alle eine Pflicht erfüllt. Wir gehen am Thor auseinander. Die Dame steigt in ihr Coupé, und ich suche meinen Kutscher auf, welcher mich an der Straßenecke erwartet, noch immer in seine Capa gewickelt und seine Cigarrette rauchend.

„Und nun vorwärts, Alter!“

„Serranostraße Numero 40.“

Er peitscht den Klepper, er fährt mich sehr rasch. Der liebe Mensch! Es ist fast nicht zu glauben!

Aber wie wir über die Ronda de Recoletos fahren, verstellt uns eine Schar Gassenbuben den Weg und schreit wie besessen. Was gibt's denn?

„Die Hauptliste! Die Hauptliste!“

Es ist Ziehungstag der großen Nationallotterie. Die Ziehung ist vorüber und fünfhundert Taugenichtse bieten in den Gassen die Liste der gezogenen Nummern feil. Man sieht auf allen Seiten Leute, die im Gehen die Liste lesen.

Der Wagen hält. Mein Kutscher sucht eine Kupfermünze in der Tasche.

„Heda, ihr dort, gebt mir eine!“ sagt er und kauft sich das Blatt, das ihn vielleicht zum Millionär macht.

Ich bin schon so nervös, daß ich sage.

„Hören Sie, wenn's nicht vorwärts geht, steige ich aus!"

Er horcht gar nicht auf mich, läßt seinen Klepper im Schritt gehen, und ich bin überzeugt, daß das Pferd besser aufpaßt als er.

Dann reicht mir meine „Nummero 23" die Liste und einen ganz zerknüllten Promessenschein, den er aus der Westentasche gezogen hat, und sagt:

„Sehen Sie doch nach, ob ‚wir' was erwischt haben!"

Ich thue alles, was man verlangt, wenn nur der Wagen weitergeht, und studire lieber die sechzehntausend Nummern — wenigstens vergeht die Zeit.

Während meines Suchens kommen wir in der Serranostraße an. Endlich! Mit einem Satze bin ich hinaus und reiche dem Kutscher Liste und Promesse.

„Da, suchen Sie selber!" rufe ich. „Unter den Hunderten findet sich noch nichts. Gute Verrichtung, und erwarten Sie mich; ich behalte Sie!"

Weshalb behalte ich ihn eigentlich? Nun, die Fahrt hat so lange gedauert, daß ich angefangen habe, für den Menschen Anhänglichkeit zu bekommen.

Nachdem ich meinen Besuch beendet, steige ich hinab und suche mit den Augen den alten Freund.

Was gibt's denn schon wieder? Er ist von Leuten umringt. Ein ganzer Kreis ist um ihn gebildet, der ihn beglückwünscht, während er springt wie ein Narr. Mein Kutscher hat fünfzig Franken in der Lotterie gewonnen!

„Ah, da ist ja der Herr!" ruft er, da er mich erblickt. „Denken Sie nur, zehn Duros habe ich gewonnen mit der Nummer 1880 — ist das nicht ein Spaß? Die Jahreszahl meiner Heirat! Steigen Sie nur ein, steigen Sie nur ein, ich fahre Sie gratis . . ."

„Danke schön, danke schön . . ."

„Wieso, danke schön! Sie werden mir's doch nicht abschlagen!"

„Aber . . ."

„Weshalb denn? Weil ich nur ein armer Kutscher bin? Steigen Sie ein, sage ich Ihnen, eine Gratisfahrt, und ich traktire Sie . . ."

Das hatte mir noch gefehlt! Aber wie konnte ich's ihm abschlagen?

Er wäre im stande gewesen, mir seine Sekundanten zu schicken.

Ich muß also am Ende der Promenade vor dem Laden der Frau absteigen, die das Wasser mit azucarillos ausschenkt, Branntwein und Kreuzerbonbons.

„Na, Herr, jetzt thun Sie mir Bescheid, es lebe die Lotteristin! Die hat mir Glück gebracht!"

Ich kenne die Lotteristin gar nicht, aber er sagt, daß es die Frau des Losverkäufers ist. Es lebe also die Lotteristin! Die Fußgänger starren mich an. Ein Freund von mir, der vorüber reitet, fragt mich: „Was treibst Du denn da?" — „Ich? Ich trinke auf die Gesundheit der Lotteristin!"



Endlich mache ich Ernst und sage: „Lieber Freund, ich muß ins Kriegsministerium hier nebenan." Dabei mache ich Miene zu zahlen.

Aber er ruft mit einem wahren Heldengesicht: „Was ich gesagt habe, habe ich gesagt!"

Ihr werdet's nicht glauben, aber ich habe ihm die Hand gereicht. Und ich sah ihn auf den Bock klettern mit der Absicht, die zwei folgenden Tage blauen Montag zu machen — so lange er von seinem Gewinnst noch einen Heller in der Tasche hat. Und auf Ehre, ich bewundere ihn; denn das alles verrät zwar echt spanische Lumperei und Faulenzerei, aber 's ist doch nett!

Literatur

Oskar von Redwitz erhebt seine Stimme nur verhältnismäßig selten, tritt er aber ein neues Werk, dann ist es ein solches, das vor allem von sittlichem Ernst und seelischer Vertiefung zeugt. Diese Eigenschaften waren es, die seinen vorletzten Roman, „Haus Wartenberg", so erfolgreich machten, daß er in wenigen Jahren bereits an der sechsten Auflage angelangt ist, und sie erheben ebenso sein jüngstes Werk dieser Gattung, den Roman „Hymen", zu einer Schöpfung von hoher poetischer und ethischer Bedeutung. Ein Entstehen von seinen ersten Keimen in den beiden sich zu einander gesellenden Herzen an bis zu den letzten erschütternden Konsequenzen einer Vereinigung zweier in den höchsten Voraussetzungen allzu ungleichen Gatten, das ist der Grundstock dieses gediegenen Buches. Die Leuchte aber in all den Wirrsalen, die der Wankelmut eines durch das Leben verwöhnten, selbstsüchtigen, lässigen und unverbesserlich wankelmütigen Mannes heraufruft, bildet das edle Weib. In seiner Irene zeichnet uns der Dichter die wahre weibliche Heldenseele, die Frau, die, treu wie Gold, sich nicht damit begnügt, als fromme Dulderin auch das Herbste ergebungsvoll hinzunehmen, sondern rastlos wirkt und ringt, um den irrenden Gatten auf bessere Bahnen zurückzuführen. Ein anderer, glücklicherer Ehebund, den der herangewachsene Sohn des Hauses mit einem trefflichen Mädchen schließt, liefert das freundliche Gegenbild zu jenen Kämpfen und Stürmen. Die eigentliche Heldin des Buches aber bewahrt sich bis ans Ende — selbst dem irrenden, aber schließlich durch sein eigenes Verschulden namenlos unglücklich gewordenen Gatten gegenüber — getreu bis in den Tod. Die Reinheit, folgerichtig fortschreitende Entwicklung der Handlung, deren Triebfedern immer in den seelischen Beziehungen wurzeln, die edle Sprache und die geistig vornehme Haltung des Ganzen machen das Werk zu einer durchaus gesundeten künstlerischen Erscheinung. Als Angebinde für Damen jeder Altersklasse vorzüglich geeignet, wird es auch für den sein Augenmerk auf das sittlich Gediegene richtenden Mann eine willkommene Gabe bilden.

— **Die interessantesten und durch geheimnisvolle Färbung** fesselndsten Seiten des modernen Gesellschaftslebens nimmt Fedor von Zobeltitz, der Verfasser des durch Eigenartigkeit hervorragenden Romans „Aurelienisa", zur Grundlage für seinen neuen zweibändigen Roman: „Das Reisegewand" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Gleich durch die Art und Weise, wie er uns in seine Handlung einführt, versteht er, die Aufmerksamkeit des Lesers lebhaft anzuregen, und in ununterbrochener Spannung folgt ihm dieselbe bis zum Schluß. Das Hotel Metropole in Genf bildet den Schauplatz der ersten Kapitel. Hier begegnen sich etliche aus verschiedenen Weltgegenden eingetroffene Fremde, darunter die schöne Frau von Ladomirsk, eine weltgewandte Russin, und Mr. Newland, ursprünglich Neuland geheißen, ein naturalisirter Amerikaner, zwei Menschen, die für sich allein wie durch ihre wechselseitigen Beziehungen ganz dazu geschaffen sind, die Teilnahme des Lesers in Atem zu erhalten. Wir begnügen uns mit diesen kurzen Andeutungen, um so mehr, als die Leser unseres Romanteils das Werk schon kennen und schätzen gelernt haben und diejenigen, denen es neu ist, sich rasch in seine reichgegliederten Verkettungen hineinlesen werden.

— **Unter den etwas spät erst in unsere Hände gelangten** Gaben für den Weihnachtstisch haben wir ferner ein Buch zu nennen, das einer freudigen Aufnahme seitens aller derer, an die es sich wendet, gewiß sein darf. Es ist die neue dichterische Bearbeitung der Parzivalsage von Emil Engelmann, der sich durch eine Reihe ähnlicher Werke längst vorteilhaft bekannt gemacht hat. Seine vielfältige Beschäftigung mit altdeutschen Dichtungen und ihrer Erneuerung hat ihn denn auch in den Stand gesetzt, einerseits den Ton unserer großen literarischen Ahnherren so gut zu treffen und andererseits ihn bei aller Treue des wesentlichen Kerns doch durch die Art der Auffassung und Behandlung dem heutigen Empfinden so nahe zu rufen, daß wir uns recht gut vorstellen können, einer jener Sangeshelden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts würde, wenn er heute lebte, seine Dichtungen in ähnlicher Weise gefaßt haben, wie es nunmehr Engelmann thut. Sein „Lied vom Parzival und vom Gral", nach den Quellen des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troies für das deutsche Haus bearbeitet, wird nicht nur bei allen Verehrern altdeutscher Dichtung, sondern bei allen Freunden echter Poesie überhaupt lebhaften Anklang finden und bildet in der schönen, reich illustrirten Ausstattung, die ihm der Verlag von Paul Neff in Stuttgart angedeihen ließ, eine reizende Festgabe.

Gewissermaßen ein Gegenstück dazu liefert: „Ein Strauß französischer Liederdichtung" von Heinrich von Oedheim (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Auch hier greift der Verfasser bei der Wahl seiner Originale bis in die Vorzeit zurück, indem er mit einer Reihe französischer Liedersänger des 14. Jahrhunderts den Anfang macht und die Lyrik unserer westlichen Nachbarn alsdann von Säkulum zu Säkulum bis in die jüngste Zeit herein verfolgt. Wie feinsinnig und sangesgewandt er dabei den poetischen Dolmetscher zu machen weiß, davon möge seine Verdeutschung des kurzen Gedichtes von J. C. Fiterre, „Was ist Poesie?" als Probe dienen:

„Was, Freund, ist Poesie? Des Frührots erster Strahl,

Der rosig überglänzt Gebirge, Fluß und Thal;

Des schattenkühlen Walds balsamisches Gehälte;

Der Aar, der wie ein Blitz durchmißt den fernsten Raum;

Der Wolke Purpursaum erglüh'nd am Himmelssaum;

Ein Sonnenstrahl, umspielend Grab und Blüte."

Von Heines „Buch der Lieder" hat Carl Krabbe (Stuttgart) eine sehr gefällige Ausgabe in Taschenformat veranstaltet, die durch schönen Druck und geschmackvollen Einband allen an die äußere Form eines solchen Lieblingswerks der Nation zu stellenden Forderungen gerecht wird. Denselben vollendeten Geschmack bekundet der gleiche Verlag in seiner zweibändigen Prachtausgabe von F. W. Hackländers „Humoristischen Schriften und Erzählungen", an deren reicher Illustrirung Schlittgen, Albrecht, Marold, Hertig, Klein, Lossow und Stedl beteiligt waren. Eine noch glänzendere Reihe von deutschen Meistern ersten Ranges aber vereinigte sich für die „Gustav Freytag-Galerie", von der bei Ulrich Schlomm (Leipzig) eine Jubiläumsausgabe in Folioform, die altdeutsche Ueberpressung nachahmendem Einband erschienen ist. Sie begleitet jedes der zwanzig prächtigen Kunstblätter mit einem Text, durch den der betreffende Abschnitt Freytagscher Dichtung in kurzer, anschaulicher Darstellung in Erinnerung gebracht wird.

Wenn sich in den beiden vorhergehenden Fällen je eine Reihe von Künstlern mit den Werken eines Dichters beschäftigt, so stellt sich in einem andern Fall eine Künstlerin die Aufgabe, eine Reihe namhafter Zeitgenossen und ihr Wirken durch beziehungsreiche Darstellungen zu versinnbildlichen. „Stille Winkel" von Hermine von Preuschen, mit begleitendem Text von D. Sander (Berlin, A. Hofmann & Comp.), betitelt sich das gedachte Werk. Je durch ein entsprechendes, in künstlerisch vollendetem Farbendruck wiedergegebenes Stillleben erscheinen hier Storm, Heyse, Lenbach, Geibel, Menzel, Lingg, Ibsen, Böcklin, Ebers und Wagner symbolisirt. Der Text schmiegt sich einerseits in einer zartsinnigen, von aller Aufdringlichkeit freien Weise den Ideen der Künstlerin an und gibt andererseits kleine literarische Charakteristiken der vorgenannten berühmten Männer.

Ein Prachtwerk ganz eigentümlicher Gattung führt sich unter dem Namen: „Papierschmetterlinge aus Japan" von C. Netto (Leipzig, T. O. Weigel) ein. Der Verfasser, ein in Japan lebender Deutscher, sandte aus Tokio eine Reihe von scharfer Beobachtung zeugender Skizzen, mit dem Stift und der Feder entworfen, von denen die einen durch Künstlerhand, die anderen durch den Setzer druckgerecht gemacht wurden. Mit großer Frische und Anschaulichkeit findet sich hier japanisches Volksleben geschildert und dargestellt. Auge und Sinn werden mit Szenen exotischer Art in überaus anregender Weise beschäftigt.

Das mit 250 Abbildungen geschmückte Werk: „Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt" von H. Jäger, Hofgarteninspektor in Eisenach (Paul Parey, Berlin), bezeichnet sich als ein Handbuch für Gärtner, Architekten und Liebhaber. Wir dürfen dabei den letzteren Begriff in seiner weitesten Bedeutung auffassen. Denn welcher Gebildete sollte sich nicht für ein Buch interessiren, das in Wort und Bild einen überaus fesselnden und klaren Rück- und Umblick bietet auf die Gartenanlagen aller historischen Zeiten und Völker, von den hängenden Gärten der Semiramis, dem Festplatz von Olympia, dem Dromos in Sparta und den großartigen Gartenanlagen der alten Römer an bis zu den Parks und Wintergärten der Neuzeit! Welche herrlichen Einblicke erschließen sich da in die hochentwickelte Gärtnerei der asiatischen Völkerschaften, in die bezaubernden Schöpfungen der Renaissance und die phantastischen Anlagen des Rokoko; wie übersichtlich läßt sich die auf mährchenartige Vorbilder zurückzuführende Entwicklung der neuerdings wieder so beliebten Teppichgärtnerei verfolgen! Wahre Sommerluft scheint uns da warm und sonnig mitten in die winterliche Eiszeit herein.

Wer aber „zum heiligen Christ" statt der weltlich künstlerischen eine echte, schlichtreligiöse Gabe verlangt, dem bietet Prälat und Oberhofprediger Dr. Karl Gerok in Stuttgart, der gefeierte Verfasser der „Palmblätter" und anderer herrlicher Dichtungen, in seinem „Brosamen" noch einen Jahrgang Evangelienpredigten nebst einigen Gelegenheitsreden dar (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Der gewaltige Kanzelredner bewährt sich auch hier in jedem Satz, in jedem der von tiefer, herzinnerlicher Frömmigkeit durchdrungenen Bilder, die er vor den Augen seiner Hörer und Leser heraufzuzaubern weiß, in jeder der reichen, unvergänglichen Lehren für unser Thun und Leben, die er aus dem unerschöpflichen Born des Evangeliums frisch und heilkräftig zu Tage zu fördern weiß.

Die „Sagen des Harzes", erzählt von Gust. Ad. Leibrock (Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg), werden zunächst den Freunden jenes vielbesungenen deutschen Gebirgs, auf dem sie spielen, dann aber auch allen, die für den wunderbaren Gestaltenreichtum unserer Sagenwelt überhaupt Sinn und Verständnis haben, willkommen sein. Wurde hier ausschließlich die alte Ueberlieferung gepflegt, so waltet dagegen die freie Erfindung in der Mehrzahl der „Neuen Märchen und Fabeln" von Otto Weddigen (München, G. D. W. Callwey, 3. Aufl.), die Carl Gehrts mit Illustrationen geschmückt hat, und deren Gemütsgehalt ihnen einen besondern Reiz verleiht. Aehnliche Vorzüge, vereint mit der ausgesprochenen Gabe für Beobachtung und Wiederspiegelung des Volkslebens, bekunden desselben Verfassers westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen, die er unter dem Titel: „Von der roten Erde", Verlag von Fr. Bartholomäus in Erfurt, vereinigt hat. Dem letztgenannten Verlag, der sich im übrigen namentlich durch seine reichhaltige Sammlung launiger Theaterstücke für Liebhaberbühnen bekannt gemacht hat, danken wir auch „Das Buch vom alten Fritz", eine für die Jugend frisch und anregend erzählte Geschichte Friedrichs des Großen von Ludwig Fernau, mit 4 Abbildungen nach Gemälden, und zwei Bücher, die unseren schönen Leserinnen Freude machen werden: „Der Führer der Jungfrau und Frau im häuslichen und geselligen Leben", herausgegeben von Friederike Lesser, geb. Dahrens, 6. Auflage, und „Briefe an eine junge Freundin", von Margarete Henke. Während diese kulturwürdig geschriebenen und an wertvollen

Fingerzeigen für die innere und äußere Lebensentfaltung der heranblühenden Jungfrau in dem Briefe ausdrücklich „allen derzeitigen Backfischen" gewidmet sind, wendet sich das zuvorgenannte Buch an alle Altersklassen des weiblichen Geschlechts, beherzigenswerte Ratschläge nach allen Richtungen hin erteilend. Ein ziemlich umfassender Briefsteller dient als dankenswerte Beigabe. Des weitern haben wir aus dem Bartholomäus'schen Verlag der „Blumen und Lieder" von Elise Polko zu gedenken, einer Blumensprache in lyrischen Gedichten, für deren jedes eine musikalische Komposition nachgewiesen ist, und einer Anleitung zur Pflege und Züchtung der beliebtesten und bekanntesten Stuben- und Hausvögel unter dem Titel: „Der Vogelfreund und Geflügelzüchter" von K. und G. Ottley. Dem sachgemäßen und eingehenden Inhalt, der den zahlreichen Freunden der gefiederten Welt schätzbare Anleitungen und Fingerzeige gibt, sind 32 Originalabbildungen beigefügt.

Eine ergötzliche Reihe badischer kleiner Erzählungen aus dem badischen und pfälzer Volksleben bietet H. Villinger in dem elegant und geschmackvoll ausgestatteten Büchlein: „Aus meiner Heimat" (Stuttgart, W. Spemann). Die muntere, kernige Laune, die hier vorherrscht, hat nichts gemein mit jenem gekünstelten Humor, der gar zu oft an die gewagten Luftsprünge des Seiltänzers oder die Verrenkungen des Kautschukmannes erinnert. Unmittelbar und frisch quillt alles aus der echten Heiterkeit des Gemüts und der ständigen Beobachtung eines kräftigen, urwüchsigen Volkstums.

Als eine sehr beachtenswerte Ergänzung des bekannten „Marschenbuchs" von Hermann Allmers empfiehlt sich das Werk „Zwischen Ems und Weser" von Franz Poppe (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Poppe ist mit ganzer Seele Oldenburger, er liebt seine Heimat wie dem Sprichwort nach der Schweizer die seine, er besingt sie in hübschen Versen und schildert sie und ihre Vorzüge in unseren gelesensten Zeitschriften. In seinem neuen, umfassenden Buch hat er nun alles, was er über sie weiß, zusammengetragen und etwas geschaffen, das nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch bei allen Beachtung verdient, welche für Länder- und Völkerkunde sich interessieren. Denn im großen und ganzen ist der breite Landstrich zwischen Ems und Weser dem Publikum, selbst dem gebildeten, noch eine terra incognita. Und doch gibt es auch hier stille Winkel von einer ganz eigentümlichen, bald heitern, bald schwermütigen landschaftlichen Schönheit, und es wird dort von einem Volke bewohnt, das nicht immer liebenswürdig ist, aber seine Eigentümlichkeit in Sitten und Gebräuchen sich bewahrt hat und in seiner urwüchsigen Kraft und Gesundheit noch eines großen Aufschwunges fähig ist und für Deutschland von Wichtigkeit werden kann. Im demselben Verlag erschienen von Arthur Fitger „Winternächte" und das bekannte Trauerspiel „Die Hexe"; von Emil Pittershaus „Buch der Leidenschaft" und „Aus den Sommertagen"; von Hermann Allmers „Römische Schlendertage" in neuen Auflagen. Es sind Werke, deren Wert längst feststeht, und die keiner Empfehlung mehr bedürfen, um Liebhaber zu finden.

Auch „Wegerich", lose Blätter von Joseph Grünstein (Berlin, Richard Wilhelmi), erscheint bereits in zweiter, vermehrter Auflage. In der reichen Fülle von Spruchpoesie, die es beherbergt, spricht sich eine klare, edle Weltanschauung aus, gleich frei von Ueberschwänglichkeit wie von der heutzutage namentlich im epigrammatischen Stil so vorwiegend zu Tage tretenden Verbissenheit. Wer stimmte dem Verfasser nicht aus tiefster Seele bei, wenn er mit ernster, bedeutsamer Mahnung singt:

„O wär's dir endlich, deutsches Volk, gegeben,
Den Schatz der Zeit — zur rechten Zeit zu heben!"

Und wer fühlte nicht den Zartsinn nach, der in den vier Worten liegt

„Schönheit verwöhnt,
Liebe verschönt."

In dem „Geburtstagsbuch", das Katharina Kosch als ein Gedenk- und Gebetbuch zusammengestellt hat (Kiel, Lipsius & Tischer), spielt ebenfalls die Spruchpoesie ihre Rolle, indem jeder Tag des Jahres mit einem Citat aus der Feder eines an dem betreffenden Tage geborenen Dichters bedacht ist. Die zweite Hälfte jeder Seite ist für handschriftliche Aufzeichnungen offen gelassen.

Den ernst zu nehmenden Versen dieses Werks tritt in M. Reymonds Hausfrauenbrevier: „Die kleine Hygieia in Stube, Küche und Keller", illustriert von Jüttner, Wenzel und Schlattmann (Stuttgart, Rob. Lutz), ein in vierfüßige Trochäen gebannter Humor gegenüber. Wo er mit seiner munteren Laune hinaus will, das verrät sich schon in der Widmung:

„Der besten Hausfrau hier auf Erden
(Ist sie's noch nicht, so wird sie's werden!)
Weihe dieses Buch zu Nutz und Lehr
Hochachtungsvoll ergebenst — Er."

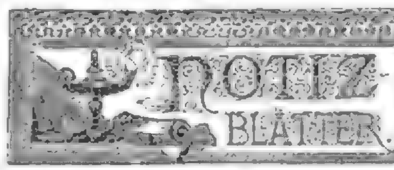
Auf verwandter Grundlage beruht das „Skatbuch in Versen" von Paul Renz (Weimar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung), das zugleich eine dem Gedächtnis leicht sich einprägende Rekapitulation der wesentlichsten Skatspielregeln darbietet.

Für Erwachsene wie für die Jugend sind die schön ausgestatteten illustrierten Briefmarkenalbums verschiedener Größen von Alwin Zschiesche in Leipzig gewiß willkommene Geschenke. Diese Albums sind hübsch angelegt, klar und übersichtlich, elegant, und zeichnen sich durch vortreffliche Mustersätze aus.

Trewendts Jugendbibliothek ist abermals um etliche gute Erzählungen für das heranwachsende Geschlecht bereichert worden. Wie „Unveränderlich treu" von Helene von Ziegler, so sind auch „Zar und Zimmermann" von M. Meißner und die als Rittergeschichte eingeführte Erzählung „Der Widerpart" von Richard Roth nicht etwa der Vergangenheit entnommen, sondern spielen in der Gegenwart und sind in ihrem ganzen Wesen der jugendlichen Anschauung so nahe als möglich gerückt, ohne in eine zu kindliche Ausdrucksweise zu verfallen, wie sie nur den ganz Kleinen gegenüber am Platz ist. Den für die letzteren geeigneten Ton treffen sehr gut die Bücher: „Tante Hedwigs Geschichten für kleine Kinder", mit vier bunten Bildern, ebenfalls im Verlag von Eduard Trewendt in Breslau erschienen, und „Kraksel, Allerlei aus der Kinderwelt" von A. von Glasenapp (Leipzig, Eugen Peterson), das im neuesten Zeitgeschmack sehr flott illustriert ist.

— **Das an der Schwelle stehende neue Jahr hat natürlich** auch seine literarischen Vorboten längst ausgesandt. Zu den freundlichsten derselben zählt „Hoffmanns Haushaltungsbuch für das Jahr 1885" (Stuttgart, Julius Hoffmann), durch seine früheren Jahrgänge bei den Hausfrauen, die eine weitgehende, klar übersichtliche Aufzeichnung ihrer Ausgaben in praktisch und einleuchtend gegliederte Tabellen zu machen lieben, wohl bekannt und geschätzt, denen aber, die auf diesem Gebiete noch nicht ein voll befriedigendes Schema gefunden haben, warm zu empfehlen. Für das Comptoir, das Bureau und den Schreibtisch des Familienhauptes empfiehlt sich in ähnlicher Weise Paul Mosers „Notizkalender" ([illegible]). Für die Meister und Jünger der Tonkunst sorgt einerseits der „Allgemeine deutsche Musikkalender" (Berlin, Raabe & Plothow), in dessen Notizkalender nicht nur jedem Jahrestag, sondern auch jeder Tagesstunde eine besondere Rubrik eröffnet ist und der daneben eine Uebersicht über die musikalischen Ereignisse des abgelaufenen Jahres und einen umfassenden musikalischen Adreßkalender für Deutschland und die wichtigsten ausländischen Plätze bietet — andererseits der vom allgemeinen Richard Wagner-Verein herausgegebene „Bayreuther Taschenkalender" (München, Alfred Schmid), der naturgemäß sein Hauptgewicht auf Wagneriana verlegt und allen Anhängern der neueren Richtung sich unentbehrlich zu machen weiß. — Zwei sehr hübsche Wandkalender mit farbigen Umrahmungen im altdeutschen Geschmack hat die Buch- und Kunstdruckerei von Knorr & Hirth in München herausgegeben.

— **Von den tiefempfundenen, gedankenvollen und formschönen** Gedichten des Grafen von Schack ist soeben in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, die sechste, vermehrte Auflage erschienen. Wir kommen auf dieses bedeutsame poetische Werk demnächst eingehender zurück.



Bildende Künste.

— **Eine Lenbach-Ausstellung wird das nächste künstlerische** Ereignis Berlins sein. Der Meister, von dem soeben in der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (München), ein Album „zeitgenössische Bildnisse" erscheint, auf das wir demnächst näher eingehen werden, leitet zurzeit selbst an Ort und Stelle die Vorarbeiten für jene Ausstellung.

— **Der Berliner Bildhauer Erdmann Encke hat soeben eine** große plastische Gruppe vollendet, die Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, ihren Sohn in der Bibel unterrichtend. Ursprünglich als Teil eines Entwurfs zum Berliner Lutherdenkmal komponiert, wurde die Gruppe seitens der Direktion der Nationalgalerie für sich allein in vergrößertem Maßstabe bestellt und wird gegenwärtig in Bronze gegossen.

— **Bei der Preisbewerbung um die Abraham Wetter-**Stiftung hat ein begabter Schüler Professor Janssens, der Düsseldorfer Eduard Kämpffer, den Preis von 3000 Mark erhalten.

— **In Amsterdam will ein Aachener Kunstfreund eine** dritte Holbeinsche Madonna entdeckt haben.

— **Bei dem Wettbewerb zur bildlichen Ausschmückung des** Landeshauses zu Danzig, eines Monumentalbaues in reicher deutscher Renaissance wurden der Düsseldorfer C. Röber und der Berliner H. Prell zur engeren Konkurrenz herangezogen. Die Aufgabe war, für den Sitzungssaal zwei Wandgemälde zu schaffen, deren eines die Vergangenheit der Ostseeprovinzen verherrlichen sollte, während das andere dem ereignisreichen mittelalterlichen Handelsleben Danzigs zu entnehmen war. Röber siegte mit seinen Entwürfen: 1) Einzug des Ritterordens in die Feste Marienburg, 2) Paul Beneke kehrt 1473 mit reicher Beute, deren Hauptstück das herrliche Altarbild Memlings bildet, nach Danzig zurück. Aber auch die Entwürfe H. Prells fanden lebhafte Anerkennung bei der staatlichen Kommission. Der Künstler erhielt daher den Auftrag, die große Halle des Hildesheimer Rathauses mit Szenen aus dem alten Hildesheim zu schmücken; dort denkt man auch dem Bischof Bernward, dem Schöpfer der berühmten Domthüren, auf dem Domplatz ein Denkmal zu errichten.

Tonkunst.

— **Das neue C-moll-Trio für Pianoforte, Violine und** Violoncell von Brahms erzielte an dem ersten diesjährigen Kammermusikabend der Stuttgarter Virtuosen Pruckner, Singer und Cabisius kraft einer vorzüglichen Durchführung mit seinem gediegenen musikalischen Gehalt und seiner klassisch knappen Form eine ganz bedeutende Wirkung.

— **Adolf Peschier, der wegen seiner seltenen Koloratur** beliebte lyrische Tenor, betrat auf seinen Gastreisen auch die königliche Bühne in Wiesbaden wieder, an welcher er vor seinem Engagement an der Wiener Hofoper lange ein Liebling des Publikums gewesen. Das letztere empfing ihn mit der größten Teilnahme und spendete ihm jeden Abend Blumen und Kränze.

Bühne.

— **Die Berliner Theater haben in diesem Winter mehr** Glück als — in früheren Jahren; die Fehlgriffe sind selten, die Treffer bilden die überwiegende Mehrzahl bei den neuen Stücken. Das Königliche Schauspielhaus hat sich von neuem zu einer That aufgeschwungen, indem es ein gewaltiges neues Drama: „Der Seestern" von Ivar Svendsen, einem Dichter, dessen wirklicher Name Philipp Graf zu Eulenburg lautet, aufführte und damit großen Erfolg erzielte. Das Wallnertheater kann das gleiche von einem lustigen, höchst wirksam und geschickt gearbeiteten Schwank von Louis (einem Mainzer Kaufmann), „Ein toller Einfall", sagen, und im Residenztheater übt noch immer die vergnügliche Posse von zwei Franzosen: „Unter Kuratel" ihre Zugkraft aus; das Deutsche Theater sieht den „Galeotto" und „Faust", und im Belle-Alliance-Theater ist der groteske Wiener Charakterdarsteller Felix Schweighofer ein starker Magnet. Walhalla und Neue Friedrich-Wilhelmstadt wetteifern ebenfalls mit Glück in der Bewerbung um die Gunst der Freunde einer langgeschürzten Operettenmuse, und trotzdem bleibt auch für die englische Operettengesellschaft, die Mikadotruppe, noch Spielraum genug, um sich vor einem ausgesuchten Kreise von geschmackvollen Zuschauern mit Erfolg zur Geltung zu bringen; man soll also nicht sagen, daß Berlin der dramatischen Kunst in allen ihren sonderbaren Spielarten zu wenig Beachtung widme. Man biete nur Gutes! Freilich ist der Begriff von gut und schlecht sehr subjektiv, wie sich an dem Drama „Der Seestern" wieder einmal deutlich gezeigt hat. Ein Teil der Kritiker hat es gelobt — es befanden sich darunter gerade die sogenannten Koryphäen — ein anderer Teil hat es getadelt, und ein dritter hat es en bagatelle behandelt. Unleugbar hat man es indessen mit einem dichterischen Talent zu thun, welches wohlwollende Beachtung verlangt. Der Verfasser ist bei der preußischen Gesandtschaft in München Legationssekretär. Als solchem wird es ihm weder an Muße noch an Anregung und Befruchtung seiner Phantasie später fehlen. Einstweilen mag er froh sein, daß er die Feuertaufe erhalten hat, ohne tödliche Blessuren davongetragen zu haben. Sein Drama hat eine düstere Handlung: ein Fischermädchen wird von einem feurigen Jüngling geliebt, der nach Amerika geht, dort ein Vermögen erwirbt und nach mehreren Jahren heimkehrt, um die Jugendgespielin, seinen „Seestern", heimzuführen. Er findet sie inzwischen zur Malerin ausgebildet und als die Gattin eines Grafen wieder, denn merkwürdigerweise hat er in der ganzen Zeit seines Fernseins nicht ein einzigesmal geschrieben! Aus dem in seinen Empfindungen noch unklaren Kind ist eine innige Frau und eine liebende Gattin geworden, die an die ersten Jugendscherze kaum noch denkt und mit ihrem Gemahl in glücklichster Ehe lebt. Da greift die Hand des leidenschaftlichen Jugendfreundes plötzlich rauh in das stille Glück ihrer Häuslichkeit hinein. Er will sie besitzen, sie dem Grafen entreißen. Letzterer schöpft Argwohn und glaubt in einer anscheinend verfänglichen Situation, in der er die beiden überrascht, Grund zu demselben zu finden. Er fordert den Eindringling, stößt aber auf eine Ablehnung, worauf sich dieser zu dem tollen Entschluß versteigt, die Geliebte gewaltsam in seinen Besitz zu bringen. Als er eines Abends bei ihr erscheint, um sie fortzuführen, erhält er von ihr eine Zurückweisung; sie erklärt, daß sie ihrem Gatten, den sie liebe, gehören will. Dies veranlaßt den unglücklichen Schwärmer, in der sturmbewegten Nacht sich den Wogen des tobenden Meeres zu überliefern. Man sieht ihn in leichtem Nachen hinausfahren und im Kampfe der Elemente verschlungen werden. Es ist viel über die romantische Sentimentalität des Vorwurfs und über das veraltete Problem gescholten worden, aber das Publikum hat dies Stück außerordentlich freudig anerkannt, weil es mit feuriger Empfindung und in einer Sprache geschrieben worden, die den dichterisch gestimmten und literarisch fein erzogenen Geist bekundet. Lücken in der Motivierung der Handlung und Dunkelheiten in der Charakterzeichnung sind ja freilich vorhanden — aber es ist auch dramatisches Leben und ergreifende Tragik darin zur Anschauung gebracht. Ein reizendes Lustspiel von Rosen: „Blaue Augen", hat nach diesem düsteren Lebensdrama sehr gut behagt. Das Stückchen erwarb sich den einmütigen Beifall aller lachfrohen Zuschauer, obschon es an sich unbedeutend wie eine Benefizgabe ist. Die Liebenswürdigkeit der Laune, die es zuwege bringt, daß eine Tochter ihrer Mutter mit dem ihr selber zugedachten Freier verlobt, hat jeden kritischen Widerspruch erstickt. Dasselbe gilt auch von der im Wallnertheater gegebenen Burleske: „Mizekado", einer witzigen Parodie auf den vielbeliebten „Mikado".

— **Von Aufführungen neuer Stücke an anderen Bühnen** sind hier zu erwähnen. Das Burgtheater in Wien brachte das italienische dreiaktige Schauspiel „Eine alltägliche Geschichte" von Giuseppe Costetti, das das Publikum lebhaft interessierte und wiederholt den Beifall hervorrief. Das Stück behandelt mit meisterhafter Geschicklichkeit und löst mit Konsequenz die Frage: „Wie soll ein schuldiges Weib bestraft werden?" — Eine zweite Neuheit, die große romantische Oper von W. Schulz: „Der wilde Jäger", errang im Braunschweiger Hoftheater einen durchschlagenden Erfolg. Der Text ist nach dem gleichnamigen Epos von Julius Wolff bearbeitet mit bedeutenden Veränderungen. Diese Oper ist kein Musikdrama im Wagnerschen Sinne, sondern räumt den melodischen Elementen, vorab der Liedform, den Hauptrang ein. Vorzüglich geraten sind namentlich die Chöre. — Mit lebhaftem Beifall gelangte ferner am Münchener Hoftheater das fünfaktige Schauspiel von Hermann Lingg: „Die Bregenzer Klause" zur ersten Darstellung. Das Stück spielt zu Ende des dreißigjährigen Krieges am Bodensee. Der schwedische General Wrangel, der bei Bregenz steht, will, um seinen Zug nach Italien fortsetzen zu können, die dortige Klause stürmen. Marfisa von Harden, welche sich im Auftrage Mazarins als Vermittlerin zwischen Frankreich und Schweden im Lager Wrangels befindet, sucht denselben zu bestimmen, das jedenfalls todbringende Kommando nicht seinem Sohne, den sie glühend liebt und zu erringen hofft, sondern dem Hauptmann Falkenberg, ihrem ihr unbequem gewordenen Liebhaber, zu übertragen. Der junge Wrangel aber, der Marfisas Liebe nicht erwidert, sondern die junge Gräfin Montfort liebt, die sich in die Bregenzer Klause geflüchtet hat, führt dennoch die Truppen und findet den Heldentod. Marfisa ertrinkt im Bodensee. Nebenher geht noch eine recht abenteuerliche Geschichte, den Hauptmann Falkenberg betreffend. Leider vermag die Kritik nicht in den dem Stück vom Publikum gespendeten Beifall rückhaltlos einzustimmen, da sie Klarheit der Komposition und Schärfe der Charakterzeichnung vermißt. — Ebensowenig konnte sich eines reinen und vollen Erfolgs die Novität des Hoftheaters zu Weimar: „Die Kunst im Hause", Schauspiel in fünf Akten von Dr. Hermann Schlichtinger, erfreuen, ein erster dramatischer Versuch, der nicht sonderlich geglückt ist. Der Verfasser sucht darzuthun, wie gefährlich der moderne Kunstsport der Frauen auf dem Gebiete der Malerei für ihr Glück im Hause und in der Familie werden kann. — Außerdem sei noch kurz des hundertjährigen Jubiläums Erwähnung gethan, welches am 23. November das Koblenzer Theatergebäude feierte, ein gewiß seltenes Ereignis bei einem so vielen Fährlichkeiten ausgesetzten Hause. Die Jubelfeier erfolgte mit Festouverture, Prolog, lebendem Bild und der Aufführung von Mozarts „Entführung aus dem Serail", mit welcher Oper das Theater vor hundert Jahren unter den Auspizien des kunstsinnigen Kurfürsten Clemens Wenzeslaus eröffnet worden war. — Zum Schlusse mögen noch drei Stücke genannt werden, die soeben von ihren Verfassern vollendet worden sind. Paul Heyse hat ein neues einaktiges Trauerspiel: „Die schwerste Pflicht", gedichtet, Ludwig Fulda versandte ein einaktiges Lustspiel: „Frühling im Winter", an die Bühnen, und

der französische Komponist Victorien Joncières beendete die Komposition einer neuen Oper: „König Lear", die nach dem gleichnamigen Shakespeareschen Trauerspiel bearbeitet ist.

— **Karl Sontag hat als Gast der Stuttgarter Hofbühne,** auf welcher bei diesem Anlaß unter anderem auch sein lustiger Einakter „Frauen-Emanzipation" zur Aufführung gelangte, durch die liebenswürdige Leichtigkeit und Natürlichkeit seines Spiels lebhafte Erfolge erzielt.

— **In der russischen Oper in Petersburg ist ein neues** lyrisches Drama von dem berühmten russischen Komponisten Tschaikowski aufgeführt worden, wozu der Stoff aus dessen Trauerspiel „Tscharodeika oder die Zauberin" entlehnt ist. Die Zauberin ist eine Wirtin in einer Vorstadt von Nishny-Nowgorod, welche den Gouverneur Prinzen Kurlatew in ihre Netze verstrickt. Die Gemahlin des Prinzen, welche hievon Kenntnis erhalten, will sie durch ihren Sohn töten lassen, aber dieser läßt sich selbst von den Reizen der Zauberin blenden und will mit ihr entfliehen. Der Prinzessin gelingt es jedoch, ihre Nebenbuhlerin zu vergiften, und der Gouverneur tötet seinen Sohn, den er im Verdachte hat, daß er ihm seine Geliebte geraubt habe. Das lyrische Drama ist reich an spannenden Situationen, aber die episodischen Scenen halten ein wenig den raschen Gang der Handlung auf. In der Musik treten besonders die Eigenschaften des ausgezeichneten Kontrapunktisten hervor, welche dem Komponisten so viele Bewunderung erworben haben. Die Darstellung war eine befriedigende, und die Oper hatte sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Ein neuer Planet ist auf der Berliner Sternwarte** entdeckt worden. Er gehört zur Gruppe zwischen Mars und Jupiter. Diese Entdeckung ist auf der Berliner Sternwarte die sechste derselben Art und die vierte derjenigen, welche dem gegenwärtigen ersten Observator, Dr. Viktor Knorre, angehören.

— **Die Erforschung der deutschen Schutzgebiete wird sich** nicht auf Kamerun beschränken, wohin zwei Expeditionen zu wissenschaftlichen Zwecken abgesandt worden sind. Demnächst soll auch eine mit Reichsmitteln ausgestattete Expedition nach dem Togogebiet abgehen, welche aus dem Lieutenant von François und dem Dr. Wolf, Offizier des 1. sächsischen Sanitätscorps, besteht. Beide Herren gehörten zu der vom König der Belgier ausgerüsteten Expedition Wißmann zur Untersuchung des Kassai und haben sich als Afrikaforscher einen Namen gemacht. Die Vorbereitungen zur Abreise der Expedition sind in vollem Gang, ihre Abfahrt nach Westafrika dürfte in Kürze erfolgen.

— **Gegen Ende November haben in Cosenza die von einem** Archäologen und einem Ingenieur geleiteten Nachgrabungen nach der berühmten alten Stadt Sybaris begonnen.

— **In Rom wurden jüngst mehr als ein Dutzend Antiquitätenmacher und -Händler aufgehoben.** Die saubere Gesellschaft, die natürlich nur einen verschwindenden Bruchteil ihrer kunstsinnigen Gilde bildet, hat in der Via Tordinona ein förmliches Laboratorium zur Herstellung falscher Altertümer (Statuetten, Medaillen, Münzen, Leuchter rc. in Bronze) besessen. Die „Altertümer" wurden sodann durch die zahlreichen Agenten der Genossenschaft vor den Gasthöfen, bei den Stadtthoren, Denkmälern rc. feilgeboten und fanden bei dem verehrlichen Publikum, besonders natürlich bei den Fremden, reißenden Absatz. Leider darf man sich kaum der Hoffnung hingeben, daß durch die Aufhebung einer Antiquitätenfabrik auch der ganze so einträgliche und schwer auszurottende Schwindel mit gefälschten Altertümern in Rom lahmgelegt sei. Möge jeder Romreisende also aus dem traurigen Beispiel seine Lehre ziehen!

Heer- und Seewesen.

— **Professor Mach in Prag ist es kürzlich wiederum gelungen,** Geschosse in ihrem Fluge zu photographieren, und zwar lieferten die neulichen Versuche sehr interessante Ergebnisse, weil sie sich auf Kugeln aus Repetiergewehren mit einer Geschwindigkeit von etwa 500 Meter in der Sekunde bezogen. Die Bilder bestätigen zunächst die theoretische Annahme, daß die Kugel in ihrem Fluge die Luft unmittelbar vor sich so stark zusammenpreßt, daß diese gleichsam wie ein zweites Geschoß wirken muß. Von Bedeutung ist diese Wahrnehmung insofern, als sie erklärt, warum Schußwunden häufig so aussehen, als rühren sie von Sprenggeschossen her. Die Luft ist es, welche die Zerreißung der Gewebe herbeiführt. Danach fällt jedenfalls das Gerede von der vertragswidrigen Anwendung von Sprenggeschossen seitens der deutschen Truppen in nichts zusammen. Außerdem ist bei den Machschen Aufnahmen sehr deutlich zu beobachten, daß die Kugel in ihrem Lauf durch die Luft ebenso wirkt wie ein schnellfahrendes Schiff. In dem Schußkanal entstehen nämlich Luftwirbel, denen des Kielwassers sehr ähnlich. Das Photographieren von Geschossen findet in geschlossenen Räumen und zwar in der Weise statt, daß die Kugel in dem Augenblick elektrisch beleuchtet wird, wo sie vor dem Objektiv vorüberfliegt.

— **Die deutsche Militärdienst-Versicherungsanstalt in Hannover** hat unlängst ihre hunderttausendste Police ausgefertigt.

Sport.

— **Die Flachrennsaison Englands schloß, wie sie begann,** mit einer großen Ueberraschung, indem Lord [illegible]s vierjähriger br. H. „Carlton" im Manchester-Novemberhandicap von 1000 Sovs. über 3000 Meter das hohe Gewicht von 9 st. 12 Pfd. siegreich vor „Sorrento", „Stourhead" und 17 anderen Pferden nach Hause trug.

— **Im Rennjahr 1887 gewannen in Deutschland das** königlich preußische Hauptgestüt Graditz 153,810 Mark (19,550 Kronen in Dänemark und 8890 Gulden in Ungarn), Captain Joe 63,889, Ulrich 60,672, Oehlschläger 58,982, Johnsen 50,645, Graf Festetics (Ungarn) 48,200, Baron Oppenheim 34,243, Graf H. Henckel senior 30,923, Baron N. Rothschild (Oesterreich) 30,664 Mark rc. Die beiden erfolgreichsten Pferde waren die Oesterreich-Ungarn „Bulgar" (47,500 Mark) und „Zsupan" (30,200 Mark), denen drei Graditzer und so weiter folgten.

— **Bei der zweitägigen Hofjagd in Letzlingen wurden** erlegt 10 Hirsche, 40 Stück Rotwild, 197 Schaufler, 308 Stück Damwild und 149 Sauen. Hievon streckten Prinz Wilhelm von Preußen 19 Stück Rotwild, 25 Schaufler, 12 Stück Damwild und 31 Sauen. Prinz Ludwig von Bayern 1 Hirsch, 11 Schaufler, 7 Stück Damwild und 7 Sauen. Der Herzog von Sachsen-Altenburg (nur am zweiten Jagdtage anwesend) 2 Schaufler, 4 Stück Damwild, 15 Sauen und Prinz Friedrich Leopold von Preußen 1 Hirsch, 3 Stück Rotwild, 18 Schaufler, 7 Stück Damwild und 18 Sauen.

— **Eine originelle Wettliste war tags vor der Präsidentenwahl** in Frankreich von einem Buchmacher auf der Rennbahn von Auteuil angeschlagen. Auf derselben notierten: Freycinet pari, Ferry 3 : 1, Floquet 5 : 1, Sadi Carnot 12 : 1, Saussier 16 : 1, Boulanger 66 : 1 rc. Die Umsätze bei diesem neuesten Sport sollen ganz fabelhafte gewesen sein.



— **Szt. Istvanpreis, heißt ein neues Weltrennen im** Werte von 40,000 Gulden, das in Budapest im Augustmeeting zur Entscheidung kommen soll. Dasselbe führt über 1800 Meter, ist für dreijährige und ältere Pferde aller Länder geöffnet und hat bei den Normalgewichten von 48½ und 58½ Kilogramm Extragewichtsbestimmungen.

— **Bei dem jüngsten Rudern um die Meisterschaft der** Welt schlug der Australier Beach den Kanadier Hanlan nach hartem Kampf über 5200 Meter in 19 Minuten 53¼ Sekunden mit zwei Längen.

— **Auch unter den Pferden gibt es keine Kinder mehr.** Die einjährige Traberstute „Norlaine" trabte im Novembermeeting zu San Franzisko die Meile in 2 Minuten 31½ Sekunden.

— **Die Meisterschaft von Oesterreich im Schwimmen über** kurze Distanz gewann am ersten Tage des Wiener Dezembermeetings Dr. van der Straß vor von Hochstetter und drei anderen.

— **Unter Mitwirkung der Radfahrvereine Karlsruhe und** Straßburg, sowie des Mannheimer Meisters im Kunstfahren, Oskar Berger, hielt der Stuttgarter Radfahrerverein jüngst ein Galaradfahrfest ab, das sehr glänzend verlief.

— **Miß Oakley ist eine amerikanische Kunstschützin, die** sich nach ihren sensationellen Erfolgen in England nun auch in Berlin sehen ließ und bei einer Sondervorstellung auf der Rennbahn zu Westend durch ihre Geschicklichkeit großes Aufsehen erregte.

— **Hundeausstellungen finden in Berlin und Hamburg** im Monat Mai 1888 statt.

— **Der Wildabschuß Böhmens ergab im letzten Jagdjahre** (bis 1. November) 1844 Stück Edel-, 1520 Damwild, 10,187 Rehe, 565 Sauen, 393,949 Hasen, 19,091 Kaninchen — 867 Auer-, 4060 Birk- und 498 Haselhühner, 26,660 Fasanen, 421,891 Rebhühner, 6521 Wachteln, 4116 Waldschnepfen, 1527 Bekassinen, 238 Wildgänse, 13,624 Wildenten. An Schädlichen wurden 15,000 Haar- und gegen 50,000 Stück Federwild erlegt.

Gestorben.

— Leopold von der Osten, Landrat a. D., Mitglied der konservativen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses in der Konfliktszeit, am 20. November, auf Geiglitz in Pommern.

— Reichsgerichtsrat Gerh. Aug. Hullmann, früher Abgeordneter zum deutschen Reichstag für den zweiten oldenburgischen Wahlkreis, am 21. November, in Leipzig.

— Henry Lawrence, der älteste Offizier der ehemaligen ostindischen Compagnie, 97 Jahre alt, am 25. November, in London.

— Adolf Tesdorpf, hamburgischer Senator, 77 Jahre alt, am 27. November, in Nienstedten.

— Stanislaus von Golz, bekannter Theaterdirektor, am 30. November, in Liegnitz.

— Ludwig Dill, bekannt als Dichter und Komponist, 77 Jahre alt, Ende November, in Durlach.

— Kommerzienrat Franz Karl Guilleaume, Inhaber der Kabelfirma Felten & Guilleaume, am 1. Dezember, in Köln.

— Professor Arthur Christiani, Abteilungsvorstand des physiologischen Instituts, 44 Jahre alt, am 1. Dezember, in Berlin.

— Der fürstlich schwarzburgische Staatsminister von Bertrab, am 2. Dezember, in Rudolstadt.

— Dr. Brabant, hamburgischer Senator, am 3. Dezember, in Hamburg.

— Kommerzienrat Otto Janke, der bekannte Berliner Verlagsbuchhändler, 79 Jahre alt, am 7. Dezember, in Berlin.

— Dr. Anton Auger, früher langjähriger österreichischer Reichsrats- und Landtagsabgeordneter, 77 Jahre alt, Anfangs Dezember, in Holleschau.



Himmelserscheinungen im Jahr 1888.

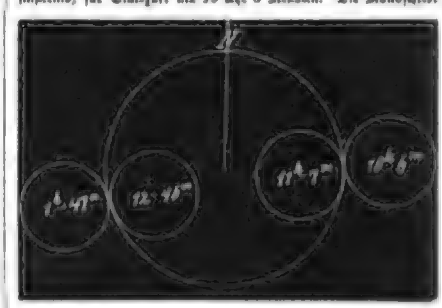
Das Jahr 1888 bringt im Monat Januar eine totale Mondfinsternis, die in ganz Europa sichtbar ist und deren Mitte etwas nach Mitternacht des 28. Januar fällt. Eine zweite im Juli ist nur im südwestlichen Europa sichtbar. Sonnenfinsternisse gibt es drei teilweise, zwei in Europa unsichtbar, eine teilweise bei uns sichtbar, am 7. August abends, wobei die größte Breite der dunklen Sichel etwa ein Fünftel des Sonnendurchmessers beträgt.

Sternbedeckungen sind bei uns keine zu sehen, soweit es sich um hellere Sterne handelt; die Sterne erster Größe, Aldebaran und Regulus, werden bedeckt, aber ihre Bedeckung ist in Deutschland nicht sichtbar. Auch der Planet Saturn wird mehreremal bedeckt, ohne daß wir die Bedeckung sehen.

Von den mit bloßen Augen sichtbaren Planeten ist Venus Anfangs des Jahrs Morgenstern, im Sommer ist sie unsichtbar, weil zu nahe bei der Sonne, gegen Ende des Jahrs wird sie Abendstern. Mars bewegt sich Anfangs des Jahrs in einer Schleife im Sternbild der Jungfrau und geht nach Mitternacht auf; im April zeigt er sich im Osten gleich nach Sonnenuntergang, so daß er im Sommer die ganze Nacht am Himmel ist. Ende des Jahrs ist er abends im Westen tief am Horizont aufzusuchen. Jupiter bewegt sich beständig oberhalb des Scorpions, erscheint Anfangs des Jahres erst morgens früh im Osten, geht im März um Mitternacht auf, im Mai mit Sonnenuntergang, und bleibt dann das ganze Jahr hindurch abends sichtbar. Saturn geht im Januar abends auf, steht zwischen Zwillingen und Löwen, und im August abends unter, so daß er in der zweiten Hälfte des Jahrs unsichtbar bleibt.

Januar 1888.

Am 28. Januar vor Mitternacht beginnt eine totale Mondfinsternis, für Stuttgart um 10 Uhr 6 Minuten. Die Mondscheibe



berührt dann den Erdschatten (der große Kreis der Zeichnung) und die Verfinsterung beginnt links an der Mondscheibe. Die Mondscheibe bewegt sich nun gegen den Erdschatten links (N ist die Richtung zum Nordpol), und ist eine Stunde später, 11 Uhr 7 Minuten, ganz eingetreten, die totale Finsternis beginnt. Um Mitternacht ist der Mond am tiefsten eingetaucht in den Erdschatten, aber immer noch mit schwachem rötlichem Licht zu erkennen. 46 Minuten nach Mitternacht tritt der Mond aus dem Erdschatten, links zuerst wieder frei werdend, eine Stunde später hört die Finsternis auf. Von den Planeten ist Venus Morgenstern, geht um 5 Uhr auf, Mars kommt im Osten schon um Mitternacht, Jupiter ungefähr zu gleicher Zeit mit Venus. Am 2. Januar steht Venus etwa 4 Vollmondbreiten über Jupiter. Saturn erscheint im Osten mit Dunkelwerden.

Neue Bücher und Schriften.

Keil, Ferd., Meine Erlebnisse. Mit 1 Portr. rc. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
Bauernhäusle, bz. in der Pfalz. Aufl. 3. Ludwigshafen, A. Lauterborn.
Baumgartner, A., Longfellows Dichtungen. 2. Auflage, mit Porträt. Freiburg, Herder.
Blumenau, E., Gustavo. Minden, Bruns.
Bölsche, Wilh., Heinrich Heine. Versuch einer ästhet.-krit. Analyse seiner Werke u. seiner Weltanschauung. Leipzig, H. Dürselen.
Castres u. Booch-Arkossy, Spanisch-deutsche Gespräche, nebst kurzgef. span. Grammatik. 4. Aufl. Leipzig, C. A. Koch.
Chiavacci, V., Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt. Teschen, K. Prochaska.
Colin, M., China in America. a study in the social life of the Chinese in the eastern cities. Philadelphia.
Enker, Cl. v., Licht im Schatten. Leben einer ausgew. Offiziersfamilie im fernen Westen. Berlin, Mittler & Sohn.
Dunger, H., Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Eine Erwiderung. Dresden, Ehlermann.
Erckmann-Chatrian, Waterloo. (Geschichte eines Conskribierten II.) 2. Aufl. Berlin, C. Janke.
Frik, E., Aus ungarischen Tagen. Neue Gedichte. Wien, C. Konegen.

Gabriel (?) Zimmerfährte. 4 Aufl. Leipzig. J. J. Weber.
Gegen die Strömungen. 3. Aufl. Dresden. Q. Ceterwitz.
... III. Jahrgang. Januar 1887. Amsterdam, v. Kampen & Zoon.
Gaudy, J. F. A., Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta.
Graf, L., Wolkenengelschwingen. Paderborn, F. Schöningh.

Hangemacher, L., Still u. bewegt. Neue Dichtungen. Zürich, Meyer & Zeller.
Hanslick, Ed., Musikalisches Skizzenbuch. Neue Kritiken u. Schilderungen. Berlin, Allgem. Verein f. deutsche Litteratur.
Hausbuch. Volksthümliche Miniatur-Zeitschrift, herausgeg. v. Herm. Krahne. Wernigerode. Selbstverlag.

Helmburg, W., Gerhardt'sche Roman in 2 Bänden. Leipzig. E. Keil's Nachf.
Held, C., Die leitende Organisation u. die reformirte Neuorganisation der preuß. Polizeiverwaltung. Berlin. Fr. Luckhardt.
Hellwald, Fr. v., Die menschl. Familie nach ihrer Entstehung u. natürl. Entwicklung. Lief. 1 (in 10 Lief. à 1 M). Leipzig. E. Günther.

Aus unserer humoristischen Mappe.

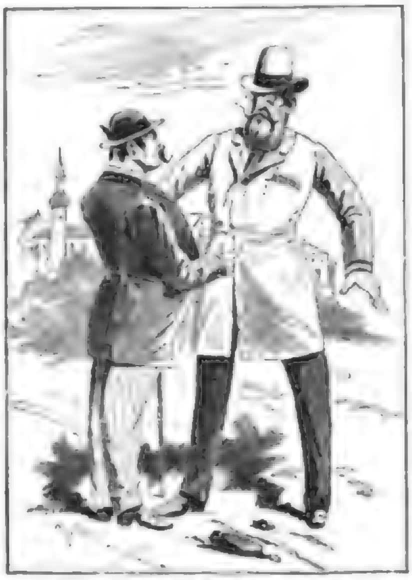
Originalzeichnungen von A. Wanjura.



„So ein Orden muß wohl recht warm halten, Herr Kommerzienrat, daß man selbst bei dieser Kälte nicht nötig hat, den Pelz zuzumachen?"



Der Inhaber einer Schankwirtschaft wird wegen einer Uebervorteilung von einer Anzahl Bauern fürchterlich verhauen. Als letztere sich endlich entfernt haben, richtet sich Veit auf und sagt: „Sarah, haste gesehe, wie ich hab' gekämpft!"



„Nun, wie geht es in Ihrem Nest mit der Praxis, Herr Kollege?"
„Ich sage Ihnen, bei uns herrscht die reine Gesundheitsepidemie!"



„Ottokar, ich beschwöre Dich, thu ihm nichts — es könnte ein Unglück geben!"



Nachtwächter: „Wie kommt es eigentlich, daß Sie regelmäßig erst mit Tagesgrauen nach Hause gehen?"
Student: „Ja, wissen Sie, ich bin etwas ängstlicher Natur, und da fürchte ich mich im Finstern."



„Du, warum haben eigentlich die Mohren immer so einen breiten Mund und so große Zähne?"
„Damit sie die Kokosnüsse besser knacken können."

Hessel, L., Ariosmaranda. Bilder aus Italien. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Hill, G., Unser Fritz, Kronprinz des deutschen Reichs. 3. Auflage. Leipzig, T. Kittel.
Jacobsens Neue Schnellschrift, in einer Stunde erlernbar. Berlin, H. Steinitz.
Kaul, Dr. A., Wandernde Fackeln. Essays u. Skizzen. Minden, Bruns.
— — Rapide Gipfel. Ebend.

Lanke, O., Antinous, des Kaisers Liebling. Ein Seelengemälde aus dem Altertum. Minden, Bruns.
— — Die Sirenen. Ein neuer Frauenalmanach. Ebend.
— — Das Leben Jesu. Ein Roman in 2 Büchern. Ebend.
— — Satan. Eine Faschings-Phantasie als Epilog zu meinem Leben Jesu. Ebend.

Litteraturdenkmale, deutsche. Nro. 27: Heines Buch der Lieder; Nro. 28, Lessing, Die Matrone. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Litzmann, Dr. B., Schröder u. Gotter. Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte. Hamburg, L. Voß.
Mariotti, Filippo, Die politische Weisheit des Fürsten v. Bismarck u. des Grafen Camillo v. Cavour. 2 Bände. Hamburg, J. F. Richter.

Mühle, M. v. d., Der Tod zu Köln. Die Rothtraube. Fata Morgana. Altona, Schlüter'sche Buchhandlung.
Münchhausen, C. v., Zwischen Tag. Heimath u. Orakel aus dem Offizierleben im Frieden. Rostock, Wilh. Werther.
Neubauer, Dr. J. E., Die Sage von d. Göttern u. Heroen der Griechen u. Römer. 2. Aufl. Düsseldorf, L. Schwann.
Porta, M. de, Weltlicher Humor in Gedichte, Licht und Leidenschaft. Paderborn, J. Schöningh.
Raithe, Rich., Stille Lieder. Neue Folge n. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius.
Rudow, W., Rumänische Volkslieder. 2. Aufl. Leipzig, O. Wiedhof.
Schack, A. F. v., Weihgesang. Der Johanniter. Zwei Trauerspiele. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.
— — Aus zwei Welten. Erzählungen u. Bilder. Ebend.
— — Lotosblätter. Neue Gedichte. 2. Aufl. Ebend.
Shakespeare, Verlorene Liebesmüh'. In neuer Uebersetzung und Bühnenbearbeitung v. Rud. Genée. Berlin, A. Hofmann & Co.
Shelley, Der entfesselte Prometheus. Ein lyr. Drama. Uebers. v. H. Richter. Stuttgart, Max Waag.
Siewert, C., Torquatus. Geschichtl. Trauerspiel, mit teilweiser Benützung des englischen Bruchstücks. Braunschweig, W. Goeritz.
Sturm, Jul., Palme u. Krone. Lieder zur Erbauung. Barmen, W. Hülsfeld.
Tapezierkunst, die. Lief. 1, mit 8 farb. Foliotafeln. Berlin, E. Wasmuth.
Trinius, A., Die Umgebungen der Kaiserstadt Berlin in Wort u. Bild. Lief. 1 (in 12 Lief. à 1 M.). Berlin, C. Trömer.
Urbanitzky, A. v., Die Elektricität des Himmels und der Erde. Lief. 1 (in ca. 20 Lief. à 60 Pf.). Wien, A. Hartleben.
Vacano, E. M., Humbug. Eine wunderliche Historie. (Univ.-Bibl. Nro. 2321.) Leipzig, Ph. Reclam jun.
Willinger, H., Sommerfrischen. Stuttgart, W. Spemann.

Monat-Rösselsprung (Januar).

Von
Rudi von Warnkenhagen.

Prosit 1888!

te-	fen	ara-	chen	das	chen	nicht	und	künst-	den	we-	schon	jährt	fen	jauch-	ge-	und	tagt
si	wird	den	trin-	jahr	wei-	zu-	und	ge-	wo-	er	in	den	und	fen	flie-	gend	lan-
	ten	bro-	die	tei-	ver-	fann	und	jetzt	ge	ab	er-	auf	gen	bro-	seht	rück	
		er	kann-	ist	bin-	bein	schaut	den	zie-	dann	a-	sit	trau-	ga	ihm		
			te	und	ein	hier	schoß	zu-	auch	jahr	tert	scha-	ein	trin-			

	tro-	be-	hört	is	er	fes	
	und	und	ten	klä-	fen	win-	
	ist	ber-	nu-	da	wiß-	nen	
	den	la-	gen	laß-	be	und	
	flim-	klin	gli-	fen	ken-	ken	
	lem	hell	mit	und	die	bes-	
	lacht	ben	treu	herd	tür-	jen	
	schen	bei-	ge-	wech-	vern	sich	
	fun-	bert	dern	nen	läß-	fen	
wei-	es	klagt	be	heim-	und	wird	lich
lich	nim-	im	wohl	art	und	sich	er

und	ge-	heim-	mer	schil-	sich	gatt	er	wetts	es	singt	auch	freund-	jen
	zu-	nen	mit	sich	führt	er	bro-	tert	flau-	er	grüß-	ge-	
		al-	tes	wel-	es	pas-	so	und	sich	wil-	und		
			für-	und	und	die	freund-	fit	sucht	ihn			
					fen	gut	ist	wir					
					sich	rat	Glan-	so					
				und	den	an-	ge-	klea-	gen				
				hend	las-	so	auf	ge-	wie				
					hell	und	big	ob					
			zwei-	ge-	den-	tert	ta-	fen	ach-	nach			
ist	nicht	be	tra-	be	fan-	wil-	et	nen	schi-	und-	hus-		
und	lang	nie-	men	gi-	mer	nun-	es	fal-	dert-	ele-	gin		
jahr	pro-	ist	num-	fen	hae-	lang	komm'-	is	jun-	gelo-	schi-		

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie Nro. 53.

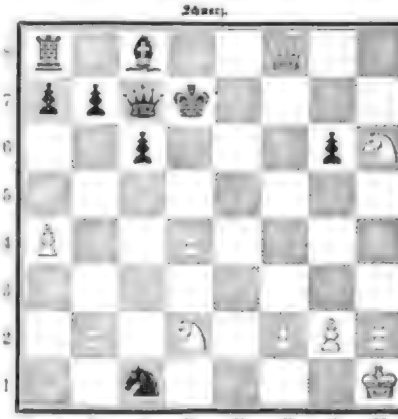
Gespielt im Frankfurter Meisterturnier 1887.

Giuoco piano.

Weiß:	Schwarz:
E. Schiffers aus St. Petersburg.	M. Harmonist aus Berlin.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) L. F 1 — C 4	3) L. F 8 — C 5.
4) C 2 — C 3	4) S. G 8 — F 6.
5) D 2 — D 4	5) E 5 n. D 4.
6) C 3 n. D 4	6) L. C 5 — B 4 †.
7) L. C 1 — D 2	7) L. B 4 n. D 2 †.
8) S. B 1 n. D 2	8) D 7 — D 5.
9) E 4 n. D 5	9) S. F 6 n. D 5.
10) D. D 1 — B 3	10) S. C 6 — E 7.
11) 0—0	11) 0—0.
12) T. F 1 — E 1	12) C 7 — C 6.

13) A 2 — A 4. Bis dahin sind die von der Theorie empfohlenen Züge geschehen. Die jetzt gewählte Fortsetzung ist noch nicht untersucht.
13) D. D 8 — C 7. Besser war D. D 8 — B 6.
14) T. A 1 — C 1. Offenbar hat Weiß infolge des letzten Zuges des Gegners ein Tempo zu günstiger Entwicklung des Damenturmes gewonnen . . . . 14) S. D 5 — F 4.
15) S. F 3 — G 5. Damit wird eine feine Angriffskombination eingeleitet, die Weiß den Sieg verschafft . . 15) S. E 7 — G 6.
16) T. E 1 — E 8. Ein unerwarteter, schöner Zug.
16) T. F 8 n. E 8.
17) L. C 4 n. F 7 † . . . . . . 17) K. G 8 — H 8. Auf K. G 8 — F 8 würde 18) S. G 5 n. H 7 † dasselbe Resultat herbeiführen.
18) L. F 7 n. E 8 . . . . . . 18) S. F 4 — E 2 †.
19) K. G 1 — H 1 . . . . . . 19) L. E 2 n. C 1.
20) S. G 5 — F 7 † . . . . . . 20) K. H 8 — G 8.
21) S. F 7 — H 6 † . . . . . . 21) K. G 8 — F 8.
22) T. H 3 — G 8 † . . . . . . 22) K. F 8 — E 7.
23) L. F 8 n. G 6 . . . . . . 23) H 7 n. G 6. Auf G 7 n. H 6 würde Matt mit dem zweiten Zuge folgen.
24) T. F 3 n. G 7 † . . . . . 24) K. E 7 — D 6 am besten.
25) T. G 7 — F 8 † . . . . . 25) K. D 8 — D 7.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

26) S. D 2 — E 4. Ein meisterhafter Zug, mit dem Weiß den Sieg erzwingt. Jetzt droht S. E 4 — C 5 † matt zu setzen.
26) D. C 7 — D 8. Verlust der Dame oder Matt kann nicht verhindert werden. Auf K 7 — E 6 oder S. C 1 — D 3 würde 27) T. F 8 — G 7 †, K. D 7 — D 6; 28) S. H 6 — F 7 †, K. zieht; 29) S. F 7 — D 6 † gewinnen.
27) T. F 8 — D 8 † . . . . . 27) K. D 7 — E 8.
28) S. E 4 — F 6 † gewinnt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 436:

Weiß.	Schwarz.
1) S. L 6 — F 4. Nun droht L. C 4 — D 5 †, T. D 3 n. D 5; T. C 3 n. E 5 Matt.	
	1) T. D 3 n. C 3.
2) S. F 1 — D 2 †	2) K. E 4 — D 4.
3) S. F 4 — E 6 Matt.	

(A)

1)	1) E 5 n. F 4.
2) T. C 3 — F 6	2) F 4 n. G 3 oder anders.
3) S. F 1 n. G 3 oder T. F 6 n. F 4 Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

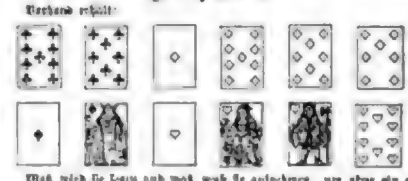


(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 50.

Piquet.

Vorhand erhält:

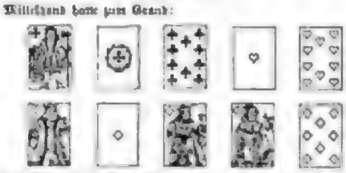


Was wird sie legen und was muß sie aufnehmen, um ohne ein gewisses Ausspiel einen Schneider zu machen, während der Gegner zwar drei Könige findet, aber im ganzen nur drei Stiche macht.

Auflösung der Aufgabe Nro. 48:

Skat.

Mittelhand hatte zum Grand:



Im Skat lagen Pique-As und Zehn; eine weitere Erklärung ist nicht nötig.

Spielbriefwechsel.

P. W. in Eisenach. Wir beantworten grundsätzlich jede, Kartenspiele betreffende Anfrage an dieser Stelle, aber nur in Ausnahmefällen brieflich. Vermissen Sie eine Antwort, so ist uns entweder Ihr Schreiben nicht zugegangen, oder Sie haben nur in der nächsten, allenfalls übernächsten Nummer nachgesehen. Aus technischen Gründen ist es aber ganz unmöglich, daß eine Antwort in so kurzer Zeit erscheinen kann; die Herstellung jeder einzelnen Nummer nimmt bei der enormen Auflage drei Wochen in Anspruch. Wiederholen Sie gefälligst Ihre Frage.

Mehrere Einsender. Wir legen unseren Whistaufgaben die in Deutschland nicht allein übliche, sondern nahezu allein gebräuchliche Form des Whist ohne Dreier mit dem Strohmann zu Grunde, nach welcher der Strohmann so lange verdeckt bleibt, bis der erste Stich eingenommen ist, so daß also die Hand, ohne auch nur eine Karte des Strohmanns zu kennen, ausspielen muß. Daraus ergibt sich, daß in Aufgabe 44, deren Lösung vom ersten Ausspielen abhängig ist, die Hand weder den zweimal klein besetzten König in Trumpf, noch eine einfach besetzte Dame, noch vom König Coeur fünfmal anspielen darf, sondern, wie in der Auflösung auch angegeben, die vierte Farbe, in welcher drei kleine Blatt vorhanden sind, geben muß. Die Aufgabe war allerdings so erdacht, daß sie zu Irrtum Anlaß geben konnte; der Hand waren so schlechte Karten zugeteilt, daß an Schlemm nur bei Kenntnis des Strohmanns gedacht werden konnte.

A. Lehmann. Muß der Spieler in Mittelhand Ihre von Ihrem Alten viermal das gestellte [illegible] bekommen, so müssen Sie [illegible] die blanke Zehn das erstemal und die einfach besetzte Zehn auf die zweite Karte; auf die dritte dürfen Sie aber nicht den König der vierten Farbe einwerfen, da Sie damit noch nicht genug haben, sondern müssen die Besetzung der Zehn, selbst wenn es die Sieben, abwerfen, um in zwei Farben renonce zu sein und Ihre Trümpfe verwerten zu können.

H. R. in Lippstadt. Sehr verwickelt. Der Null ist in Vorhand unverlierbar.

Marie K. in Görsdorf. Als Gegner der Mittelhand, welche Grand spielt, begeht Vorhand mit dem Alten und Jungen und einem [illegible] besetzten As in der Hand einen groben Fehler, wenn sie Atout fordert.

Eugen Alexander. Verbindlichsten Dank; die Einsendung ist aber weder für uns, noch überhaupt als Aufgabe verwendbar.

Liebhaber des sibirischen Whist. Falls es etwas anderes ist als das von Herzfeld beschriebene „Preolach mit der Schraube“, wären wir für eine ausführliche Mitteilung sehr dankbar.

Skat-Gesellschaft zur Stadt Hanau. In mitgeteilter Form allerdings nicht verwendbar, aber vielleicht wenn Hinterhand dreimal As, Zehn, König und die Dame in der Vierten hat. Jedenfalls besten Dank.

Fr. Daum. So gern wir auch zu jeder Auskunft in Streitigen Fragen bereit sind, können wir doch unmöglich an dieser Stelle Vorträge über die allerersten Anfangsgründe des Skatspiels geben. Schaffen Sie sich ein Lehrbuch an, die hier schon oft erwähnten von Buhle und Herzfeld sind die zur Zeit besten.

H. G. in Aschaffenburg. Ihre Frage ist so interessant, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten wollen; wenn Sie und Ihre ganze Partie einsenden, beantworten wir sie Ihnen sofort, andernfalls bringen wir unsere Ansicht an dieser Stelle in einiger Zeit, um gaben Skatspielern Gelegenheit zu bieten, sich darüber zu äußern:

„Hinterhand spielt Null; sie ist in drei Farben absolut nicht zu fassen, hat aber in der vierten die Zwei (Sieben) blank. Das betreffende As liegt im Skat. Vorhand hat in der fraglichen Farbe Sieben, Neun, Zehn, Mittelhand Acht, Wenzel und König. Selbstredend kennt keiner die Karten des andern. Vorhand spielt im ersten Stich die Neun, Mittelhand übernimmt mit dem Könige und das Spiel ist gewonnen. Es ist nun die Frage: 1) Hat Vorhand richtig ausgespielt, oder hätte sie — es handelt sich immer nur um die betreffende Farbe — Sieben oder Zehn anziehen müssen? Weshalb das eine oder das andere? 2) Hat Mittelhand richtig gespielt oder nicht? Welche Karte hätte sie zuerst gehen lassen und aus welchen Erwägungen?“

F. Kößner. „Reichs-Skat“ nennt Herzfeld in seinem 32. Skatbuch ganz willkürlich diejenige Art der Bewertung, bei welcher die Steigerung von Frage zu Tourné und zu Solo immer je 4 Points beträgt, die sogenannte theologische Skala, welche sich durch Zweckmäßigkeit und Einfachheit vor der norddeutschen (ein Fall mehr für Handspiele) auszeichnet. Die betreffende Tabelle in dem Herzfeldschen Buche bedarf jedoch in Bezug auf Grand unterst der Korrektur, da dieses Spiel stets nur als schwarz angesagt gewonnen oder verloren werden kann, niemals aber in einer niedrigeren Gewinnstufe.

Stud. jur. Werner in L. Ein derartiger Vorschlag kann doch nicht ernst gemeint sein; diese Idee ist Ihnen wahrscheinlich beim Frühschoppen nach dem Antritts-Kommers gekommen.

Richtige Lösungen sandten ein: L. F. in B.; Jak. Cohen, Stud. Carl D.; Marie K. in G. (3); Johannes; Skattisch bei W. in Sa. (2); J. K. in Dresden; A. L. in Warschau; P. Rößner; H. M. in Berlin; G. K. in R.; B. B. S. in Nürnberg; A. Guttmann; Abonnent in Trust; L. Reinert; Postmeister H. in S.

Auflösung der kombinirten magischen Quadrate Seite 192:

I.

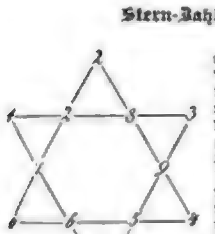
P	O	R	T
O	D	E	R
R	E	N	I
T	R	I	O

II.

W	E	I	N
E	B	B	O
I	R	M	A
N	O	A	H

Die beiden obersten Horizontalreihen zeigen: Portwein.

Stern-Zahlenrätsel.



Die Ziffern in den Spitzen und Ecken des Sterns, in richtiger Aufeinanderfolge gelesen, geben eine künstliche Anlage tropischer Gewächse. Setzt man nun zwischen die Ziffern der Spitzendreiecke in passender Weise die Ziffern: 10, [illegible] 10 im ersten, 12, [illegible] im zweiten, [illegible] 16 im dritten, [illegible] im vierten, [illegible] im fünften, und [illegible] im sechsten, so ergibt sich immer in derselben Richtung gelesen: 1) ein früheres Reichsstück, 2) ein religiöser Mißbrauch, 3) eine Begriffsbezeichnung, 4) ein Musikant, 5) ein weiblicher Vorname, 6) ein Fisch.

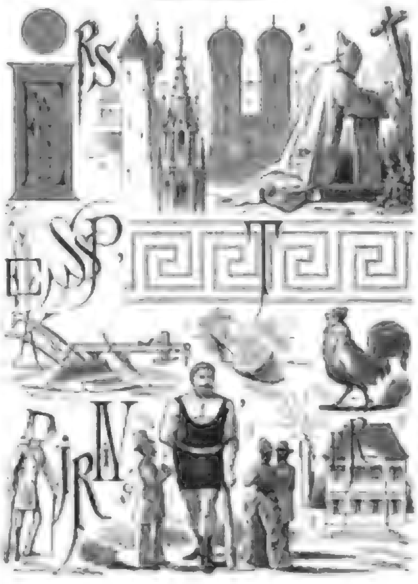
Auflösung des Rätsels Seite 192:

An Mut — Anmut.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 192:

Alle Menschen in der Welt
Streben nur nach Gut und Geld;
Und wenn sie es dann erwerben,
Legen sie sich hin und sterben.

Bilderrätsel.



Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 219:

Des is doch a Rarität, am vierte Dezember e' grüne Sachweid' zu pressé.

Briefmappe.

„Ueber allen Gipfeln“ rc. Handschriftendeutung wird in unserer Redaktion längst nicht mehr getrieben.

Adolf Th. in Sch. und andere. Kennen über Talente? Wollten wir alle derartigen Verse, die uns zugehen, sammeln, so würde sich binnen kurzem ein dickleibiges Reimbuch ergeben.

Alter Abonnent in Wien. In beiden Zeitschriften wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, daß sie seit Beginn des neuen Jahrgangs im gleichen Verlag vereinigt sind und den textlichen Inhalt an Novellen und Illustrationen nunmehr mit einander gemein haben.

M. W. in Darmstadt. Die photographischen Wiedergaben, die von dieser Madonna im Handel sind, werden großenteils nicht nach dem Darmstädter Gemälde, sondern nach demjenigen der Dresdener Galerie aufgenommen, das früher für Holbeins Original galt, neuerdings aber als eine Kopie nach dem Darmstädter Bilde betrachtet wird.

Dr. G. L. in C. Wir glauben, daß unsere Leser sich gern mit nachstehendem Citat aus Ihrem Gedicht begnügen werden:

„Wenn mein Wunsch sich noch erfüllt,
Mich nach Eisenach, nach der Wartburg,
Wohin doch mein Weg schon zielet,
Führet, ach, dann kenn' ich durch.

Onkel August wohnt am Bergesrande,
Wo da lebt noch manche liebe Tante.
Ach, dort ist es gar zu schön,
Möchte da spazieren gehn.“

Wie wird so „manche liebe Tante“ sich über diese frommen Wünsche freuen!

Junge Schlesierin. 1) Bemühen Sie sich so, daß Sie immer mit sich selbst möglichst zufrieden sein können, dann werden Sie am leichtesten das treffen, was Ihrem besonderen Herzenswunsche am siebentsten ist. 2) Klar und deutlich; nur ist nur noch etwas sicherer in der Zeilenführung und genauer in der Buchstabenverbindung sein.

Dr. G. in Caserta. Wir ziehen es vor, eine derartige Verbindung des wunden Punktes zu vermeiden, da es unser Grundsatz ist, darin möglichst zurückhaltend zu sein, soweit nicht das berechtigte Verlangen nach Aufklärung über die wichtigsten Fragen in Betracht zu ziehen ist.

Lilly in Z. Sehr gut gemeint, aber formell ganz ungenügend.

Zwanzigjährige junge Frau in L. Daß sie darin geschrieben sind, fühlt man jedem Ihrer Verse an; auch sind Rhythmus und Reim mit Geschick gehandhabt. Wenn wir gleichwohl auf den Abdruck verzichten müssen, so ist der Grund dafür der, daß die Empfindungen des Heimwehs und der Liebe zu einem teuern Herzen mit einander zusammenstoßen und die künstlerische Vermittlung zwischen beiden vermißt wird.

My darling. Sie werden das Gewünschte inzwischen längst gefunden haben; was das übrige betrifft, „verschwiegen des Sängers Höflichkeit“.

Jakob L. in S. Politische Aufgaben würden der großen Mehrzahl unserer Leser doch zu — [illegible] vorkommen.

Gräfin K. in Meran. Ihre Vermutung trifft unseres Erachtens ganz das Richtige. Bei dem Bohnenfeste, das in vielen Gegenden am Dreikönigstage gefeiert zu werden pflegt und das da und dort noch heutigen Tags geseiert wird, ging es einen [illegible] sehr ausgelassen her. Bekanntlich begannen die betreffenden geselligen Unterhaltungen damit, daß ein großer Kuchen, in den eine Bohne eingebacken ist, an sämtliche Anwesende verteilt wird. Derjenige, in dessen Kuchenstück sich die Bohne findet, wird zum König ausgerufen und durch allerhand Trinksprüche und Lieder gefeiert. Als ein solches Lied, bei dem sich vermutlich der französische Ursprung des Festes durch besonders stark hervortretende Ungezwungenheit des Tones verriet, werden wir uns das sprichwörtlich gewordene Bohnenlied vorzustellen haben. So erklärt es sich leicht, warum die Redensart: „Das geht noch über das Bohnenlied“ gleichbedeutend wurde mit: „Das ist sehr stark!“

Excellenz B. G. in St. Petersburg. Gegen diesen vierfüßigen Räuber hilft man sich durch Jagd und Fallenstellen; doch muß beides sehr fein betrieben werden, da er ein äußerst durchtriebener Gesell ist.

L. H. in Wien. M. H. in Leipzig. Ohne die Verdienste des Eingesandten zu verkennen, verzichten wir um einiger Einzelheiten willen, die uns nicht ganz behagen.

H. H. in D. Wir gedulden uns noch. Nächstens schicken Sie uns vielleicht wieder einmal etwas Eigenartigeres.

L. P. in Köln am Rhein. Die Notiz wurde im letzten Augenblick noch eingerückt, und in der Eile ist dabei ein einen Verstoß gegen die richtige Schreibweise enthaltender Druckfehler übersehen worden. Übrigens ist derselbe auf einen Schreibfehler der aus Berlin eingelaufenen Notiz zurückzuführen. Dies zum Beweis dafür, daß hier eine Meinungsverschiedenheit zwischen Nord und Süd in dem von Ihnen vermuteten Sinne nicht vorliegt.

Frau Gutsbesitzer M. in Al.-D. Die „Neuesten Modebilder“ erscheinen nicht mehr als selbständiges Modeblatt, sie sind mit der achttägig erscheinenden Modenzeitung „Der Bazar“ vereinigt worden. Wir können Ihnen nur empfehlen, auf letztere Zeitschrift zu abonnieren; Preis vierteljährlich 2½ Mark.

Emil Josef in Wien. Wie der Titel, so ist auch der Inhalt Ihrer „Trockenen Blumen“ verdorrt. Wir haben sie, ihrem natürlichen Beruf entsprechend, in unserem „Herbarium“ vermerkt.

„Ratlose“. Wollen Sie sich nicht zu dem gedachten Zweck den Jahrgang 1891 der „Deutschen Romanbibliothek“ anschaffen? Sehr elegant gebunden werden die zwei Prachtbände ein sehr schönes und dabei billiges Geschenk abgeben; der ermäßigte Preis, auf den Sie als Abonnentin unserer Zeitschrift ein Recht haben, beträgt bekanntlich jetzt nur noch 7 Mark anstatt 12 Mark.

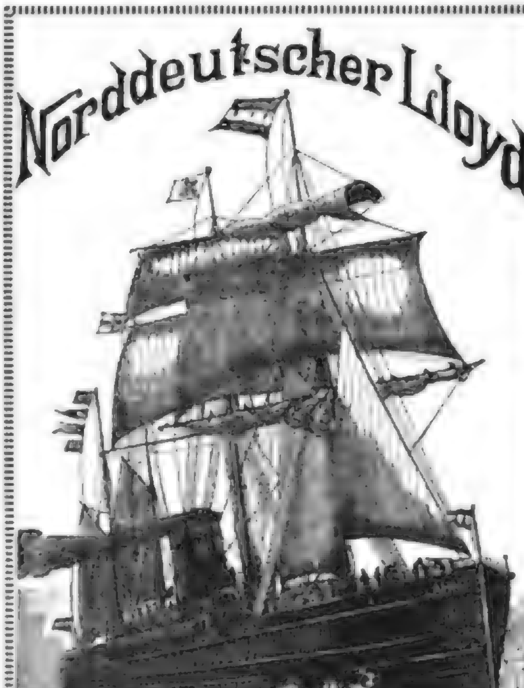
Wissensdurstige in St. Ingbert. Erst wenn möglich mit der Zeit geschehen; zunächst haben andere litterarische Verpflichtungen den Vorrang.

Wilhelm R. Das hat doch nur für die „holde Furcht Ihres Lebens“ selbst den richtigen Wert.

M. von R. in Riga. Mit diesem Anliegen müssen wir Sie an Herrn von der Lech-Kirchner in Baden-Baden verweisen, der als eine Autorität auf heraldisch-genealogischem Gebiet Ihnen möglicherweise die gewünschten Aufschlüsse zu erteilen in der Lage ist.

Freiherr G. v. E. Unser Vorrat an Schnitzeln ist so groß, daß wir zunächst von einer Vermehrung desselben absehen müssen.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Otto Hölzling-Tschudy in Zürich. M. M. in Hamburg. Marie Fischer in Görlitz. Rita von Unger in Karlsruhe. Gustav Dittmer in Speyer. Mrs. Lowenstein in Bradford. Louis Siegel in Meiningen. Charlotte Beyer in Amsterdam (2). Victoria Vleek in Prag. Louise Boeters in Berlin. Gruppe [illegible] in Hamburg. Alexander Gabel, stud. jur. in Lemberg. Fritz Guienmer im Altona i. W. (2). Rosa Freundlich in Brandshein. Paul Wihlan in Glogau. Louise Wolf, k. k. Hofschauspielerin in Wiesbaden. Jella Sakoc in Agram. „Rebekka“ in Maastricht. Johann Gergey, stud. phil. in Budapest. Joh. F. Stoppel in Hamburg (2). A. Stallbaum in Hamburg (2). Jean Kramer in Höchst. Lina Müller in Herdecke a. R. Müller-Berset in Hannover. Marie Göttermann in Hannover. „Die drei Möpse“ in Hannover. Harriet und Grete Menk in Berlin. L. Freund in Stolp. Heinrich Steiner in Prag. Sophie Bodine in Hamburg. Eugen Ellis in Kolozsvar. C. [illegible] in Bradford. Sergeant [illegible] in Metz (3). Wilh. Walther in R[illegible] (2). P. Blumen-Schiller, Maler in Ragaz. Josephine und Alexander Wittich in Raab. Fanny Kohn in St. Ingbert.



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Digitized by Google

Gesundheitspflege.

Langjähriger Abonnent in Karlsruhe. Eine solche Adresse ist uns unbekannt. Sie können sich übrigens in dieser Angelegenheit auch an einen tüchtigen derartigen Arzt wenden.

Lenore, Carolta, Sirene u. s. w. 1) Ein besonderes Mittel, um einen weißen Teint zu bekommen, gibt es nicht. 2) Versucht eine Muskat? 3) Der Gebrauch des Übermangansauren Kali in starker Verdünnung und zwar so, daß die Lösung nur schwach rosarot gefärbt ist, ist für die Zähne nicht nachteilig, im Gegenteil als Mundwasser sehr zu empfehlen. Der einzige Nachteil, den dasselbe hat, ist der, daß die Zähne ihre reine Weiße nicht beibehalten, sondern mit der Zeit einen leichten Stich ins Gelbliche bekommen. Das schadet aber weiter nichts, wenn sie nur gesund bleiben.

Weißes Haar. Sie wollen schon vor der Zeit weiße Haare bekommen? Warten Sie doch ruhig das Alter ab, da kommen die weißen Haare von selbst und ohne Mittel. Die meisten Menschen wollen Mittel gegen dieselben und Sie wollen solche dafür. Dazu gehört ein sonderbarer Geschmack! Es gibt auch keine solchen Mittel.

J. D. Bezüglich Ihrer hartnäckigen Verdauungsstörungen müssen wir Sie auf das in Nro. 5 dieses Jahrganges über Magenkatarrh Gesagte verweisen. Eine Heilung ist übrigens bei Ihrem Alter wohl mit Sicherheit noch anzunehmen.

Langjährige Abonnentin in San Francisco. Desgleichen.

A. B. Gegen Frostbeulen siehe Nro. 5 dieses Jahrganges.

K. N. in Düsseldorf. Ihre beiden Fragen bezüglich der Wirkung der genannten Toilettenmittel sind zu verneinen.

Alter Abonnent in Riga. Wir würden zu keiner Änderung der bisherigen Lebensweise raten. Das Einzige, was allenfalls noch zu empfehlen wäre, sind warme Bäder (von etwa 25—27 Grad Réaumur und von viertelstündiger Dauer, wöchentlich etwa 2—3 zu nehmen) mit nachfolgenden kalten Übergießungen der Rückenteile.

J. Fiedl in Trautenau. Die Hauptbestandteile des Karlsbader Wassers und des Karlsbader Salzes sind schwefelsaures und doppeltkohlensaures Natron, Chlornatrium und schwefelsaures Kali.

Ella vor dem Spiegel. Die Poren in der Haut sind Ausführungsgänge der Talg- und Schweißdrüsen, können daher nicht beseitigt werden.

Langjährige Abonnentin in B. 1) Dyspepsie ist schlechte oder gestörte Verdauung und das gewöhnlichste Symptom fast aller Magenkrankheiten, welches sich hauptsächlich darin äußert, daß die genossenen Speisen nur langsam und schwierig oder selbst gar nicht verdaut werden. Es ergibt sich daraus von selbst, daß nur leicht verdauliche Speisen, und diese nur in geringer Menge, genossen werden dürfen. Medizinische Bücher gehören nicht in die Hände von Laien. 2) Waschungen mit Zitronensaft. Dieselben werden am besten abends in der Weise vorgenommen, daß man den mit warmem Wasser aufgeweichten Schwamm eintrocknen, über Nacht liegen läßt, und denselben erst am andern Morgen trocken abreibt. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Heckl (V. Franz Josephgasse 5);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Maxstraße 22);
Wien: Freiherr J. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein Ferientag, Weihnachtsidyll von Ludwig Thoden, Schluß. — Herrenwein, von E. Gerhardus. — Das Geständnis von R. — Die Kunst „fein", ein Alltagsgespräch von Frederike Freundesberg. — Auf der Suche nach Wolken, von B. v. B. — Kaiser und Kaiserin von Rußland, von M. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau, Fortsetzung. — Der neue Leiter der französischen Republik, von -n. — Der Kutscher Nummer 13, Madrider Skizze von Valerian Bauden. — Literatur. — Notizblätter. — Astronomische Himmelserscheinungen im Jahr 1888; Januar 1889. — Neue Bücher und Schriften. — Monats-Rösselsprung (Januar), von Kathi von Marosfreuberg-Prech 1888. — Schach. — Kartenspiele. — Auflösung der kombinierten magischen Quadrate Seite 192. — Sternbilderrätsel. — Auflösung des Rätsels Seite 192. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 192. — Bilderrätsel. — Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 211. — Briefmappe.

Illustrationen: Rumelie im Schnee. — Das Geständnis, Gemälde von Tito Conti. — Karawanenführer, nach Wasser ausspähend, Gemälde von O. Ruckl. — Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland. — Alexander III., Kaiser von Rußland. — Carl Carnot, der neugewählte Präsident der französischen Republik. — Der Kutscher Nummer 13, mit drei Zeichnungen von J. J. Arcade. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder von A. Wanjura.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Graf v. Schack's Gedichte in neuer Auflage!

Soeben ist erschienen:

Gedichte

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Sechste vermehrte Auflage.

Inhalt: I. Aus allen Zonen. — II. Liebesgedichte und Lieder. — III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte.

Preis geheftet M. 4.50; eleg. gebunden M. 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

—→ Deutsche Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer" in neuer, eleganter Salon-Ausgabe! ←—

Soeben ist erschienen der **erste Halbband** der neuen

Salon-Ausgabe von Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer".

Mit dieser eleganten **Salon-Ausgabe** unserer „Deutschen Romanbibliothek" kommen wir vielseitig ausgesprochenen Wünschen entgegen, denn dieselbe ermöglicht es, daß jeder einzelne Roman, sobald er vollständig erschienen ist, für sich gebunden werden kann.

Die **Salon-Ausgabe** umfaßt in handlichem, gefälligem Buchformat jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in gediegenster Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von 40 Pf. pro Halbband. Demnach erhalten unsere geschätzten Abonnenten im Laufe des Jahres für nicht mehr als 10 Mark 40 Pf. eine Bibliothek von mindestens 13 anschnlichen Romanbänden, die durchaus Originalwerke erster Autoren enthalten.

Diese **Salon-Ausgabe** unserer „Deutschen Romanbibliothek" bildet eine literarische Erscheinung, die an Gediegenheit, Schönheit und Wohlfeilheit kaum irgendwo ihresgleichen findet, und somit dürfen wir gewiß hoffen, durch diese neue, besonders gefällige Ausgabe unserer altbewährten Zeitschrift noch einen weiteren großen Freundeskreis für dieselbe zu gewinnen.

Wir laden zum Abonnement, welches jede Buchhandlung annimmt, freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische-Strasse
Aeltestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

FRANZ LISZT als Künstler und Mensch.
Von L. Ramann.
2. Bd. 1. Abtellung.
Geh. 6 M. — Fein geb. 7 M. 50 Pf.

Die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Liszt-Biographie behandelt die glänzende Virtuosen-Laufbahn des Künstlers in den Jahren 1840 bis 1847.

Im Verlage der Math. Riegerschen Buchhandlung in Augsburg erschien soeben: **Peter von Argon**, weiland Bürgermeister der freien Reichsstadt Augsburg (eine Augsburger Stadtgeschichte aus der Mitte des 15. Jahrhunderts) von Dr. Rudolf Stöwer. 11 Bogen elegant gebunden Preis 3 Mark.

[illegible] Es ist die glanzvolle Zeit reichsstädtischen Lebens in Augsburg und seinen [illegible] Lebensgange eines der berühmtesten Augsburger Patrizier vorgeführt wird.

Bei Franko-Posteinzahlung direkte frankirte Zusendung.

5 M.
Des alten
5 M. **Sebastian Brand** 5 M.
Neues Narrenschiff
5 M.
Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Hans Hopfen's

neuester Roman

„Robert Leichtfuß"

erscheint Anfang Januar in der

Staatsbürger-Zeitung.

Pro Quartal 4 Mk. 50 Pf. Probenummern gratis in der Expedition **Berlin, Lindenstr. 69.**



überall vorräthig
BLOOKER'S
HOLLÆNDISCHER CACAO
überall vorräthig

„Liederquell"
247 [illegible] Volks-, Vaterlands-, [illegible] u. Kommerslieder, berühmte Melodien [illegible] Preis ℳ 3.— Fein gebunden ℳ [illegible]
Steingräber Verlag, Hannover.

„Wir kennen keine
[illegible]
[illegible] Leipzig

„Die unbedingt
[illegible] Schwimm-Methode [illegible]
Allgemeine Kolkzeitung, Berlin.

„An die vorderste
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE & CUCUMBER
UNSCHÄTZBARES MITTEL
zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHALT DIE HAUT
[illegible] HAUT [illegible]
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, Pharmaceutische Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

Ersparnis!!!
Die richtige und billige Ernährung.
[illegible] Leipzig.

EIN SPAZIERGANG UM DIE WELT
ALEXANDER FREIH. von HÜBNER
[illegible] 2 Bde. [illegible] 8 Mark.

[illegible] Exemplare verkauft!
Neueste
Illustr. Briefmarken-Album

von Alwin Zschiesche, [illegible] Auflage [illegible] Staatsoberhäuptern [illegible] General-Postmeister Dr. von Stephan.
[illegible] Große Ausgabe [illegible] Kleine Ausgabe [illegible] durch alle Buchhandlungen und den Unterzeichneten. [illegible] 250 verschiedene Briefmarken 2 ℳ, 500 verschiedene 10 ℳ, 1000 verschiedene 40 ℳ [illegible] Katalog 75 ₰ — Preislisten gratis.
Alwin Zschiesche in Naumburg a. Saale.

Il Secolo

Gazzetta di Milano.
Täglich erscheinendes politisches Journal.
180,000 Exemplare per Tag.
Der **Secolo**, das reichhaltigste und [illegible]

Schönstes Weihnachtsgeschenk! Briefmarkenalbum! v. 50 Pf. bis 40 Mark.

Echte Briefmarken! [illegible] Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf.
E. Hayn, Berlin N. [illegible] 103.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- & Holzmalereiarbeiten. [illegible]
[illegible] y & Wolmayers Verlag in München.

Violinen,

vorzügliche Meisterwerke d. heutigen Geigenbaukunst, [illegible]
Glaesel & Herwig
in Markneukirchen i. S.

Payne's Illustrirter
Familien-Kalender
→ für 1889 ←
verbreitetster aller deutschen [illegible] Auflage 381,362 [illegible]
In allen Buchhandlungen und bei jedem besseren Colporteur zu haben.

Soeben erschien: 1314

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss.

Zweite, stark vermehrte Auflage. Von Dr. Max Bartels.

Mit 7 lithogr. Tafeln, 107 Holzschnitten und Ploss' Porträt.

Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexikon-8°, Preis broschirt 24 M, in Halbfranz 29 M.

Leipzig. Th. Griebens Verlag.

Gegen vorh. Francoeinsendung direkt vom Verleger.

Grosse Klavierschule von **Louis Köhler Op. 314.**

Schule der Klaviertechnik in Uebungen der Grundformen, nebst Theorie der Spielmethode und Elementarharmonielehre, vom ersten Anfange bis zur spätesten Bildungsstufe für den Schul- und Selbstunterricht, wie auch für Klavierspiel-Institute. Teil I, II, III gebunden à 3 M. Letztes Meisterwerk des verstorbenen berühmten Pädagogen. Das vollständigste und beste seiner Schulen, an der er sein ganzes Leben arbeitete, und in der er seine langjährigen praktischen Erfahrungen überliefert.

Der kleine Rubinstein.

70 ernste und heitere, klassische und moderne Stücke zur Freude und Ermunterung junger Klavierspieler. Bestes Hilfsbuch zu jeder Klavierschule. Zusammengestellt von Ferd. Friedrich.

In Prachtband 4 Mark.

● Ein schöneres Geschenk giebt es nicht. ●

Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikhandlungen oder direkt vom Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Berlin, Kühle & Hunger, Friedrichstr. 58. Wien, Otto Maass, Mariahilferstrasse 91.

Verlag von G. Regenhardt in Berlin S.

Die 8. Auflage eines vortrefflichen Buches:

Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit

Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:

1. Handels- und Kontorwissenschaft.
2. Kaufmännisches Rechnen.
3. Handelskorrespondenz in 6 Sprachen.
4. Einfache und doppelte Buchführung.

von F. H. Schölsling

erscheint in 10 Liefer. je 50 Pf. geb. 6 M.

Vortreffliches Werk zum Selbstunterricht:

Dr. Loewes

Unterrichtsbriefe

z. raschen u. leichten Erlernung d. englischen Sprache nach neuer, natürlicher Methode. erschien in 5. Aufl. in 10 Lieferungen je 50 Pf.

Berliner **Kunst-Auktion.**

Demnächst erscheint gratis der Katalog der hervorragenden Kunstsammlungen, die wegen Ablebens des Besitzers das gesamte Lager der Antiquitäten, sowie die Gemäldesammlungen von Gemälden alter Meister und seltenen Medaillen versteigert werden müssen. 1356

Rudolph Lepke, Königl. Aukt.-Kommiss. f. Kunstsachen. Berlin SW., Kochstr. 28/29.

Reich illustrirte, interessante Weihnachtslisten mit passenden preiswürdigen Geschenken für Jung und Alt **gratis und franko.**



Unerreicht grossartige Auswahl in Luxus- und Dekorationsgegenständen, Makartbouquets, Vasen, Aquarien, Fontainen, Blumentischen, Ständern, Büsten, Christbaumschmuck, Cotillon-Artikeln etc. *Gratis und franko, Kataloge in 5 Ausgaben.*

J. C. Schmidt, Telegramm-Adresse: „Blumenschmidt“ **Erfurt.**

☞ Spezialität: Weihnachts- und Festgeschenke jeder Art. ☜

Täuschend

nachgebildete unvergängliche **Apfelblütenzweige** als Dekoration für Vasen, Portièren, Gesimse, Wände, Bilder, Spiegel etc., 4 Grössen (von 25 cm bis 75 cm Länge) zu Mk. 1, Mk. 1,75, Mk. 3,50, Mk. 7 per Stück.

Obige Abbildung zeigt je einen Zweig in jeder Grösse vereinigt. Vase hochfein, blaues Glas mit Malerei, Höhe 26 cm, Preis Mk. 10. Vase mit 4 Zweigen Mk. 24 incl. Verpackung.

Fertige Frühlingsbouquets, unvergängliche Apfelzweige mit imitirten Weidenkätzchen, Gräsern etc., 50 cm hoch Mk. 7, 60 cm hoch Mk. 9, 70 cm hoch Mk. 12.

Kataloge,

die für jede Geschenk-Gelegenheit Auskunft geben, auf Verlangen gratis und franko.

Vorzügliche Weihnachtsgeschenke.

Perlen deutscher Dichtung.

Eine Festgabe für junge Herzen. Ausgewählt von M. Arnold, 3. Aufl. Mit Goldschnitt, reicher Prachtband M 4.–

Deutsche Lyriker seit 1850.

Von Dr. Emil Kneschke, 3. Aufl. Prachtband mit Goldschnitt M 4.–

In Herzensfreude u. Seelenfrieden. Blüten deutscher Dichter. Von Karl J. Leschke, 3. Aufl. Prachtband mit Goldschnitt M 6.–

Merkbüchlein für alle Tage von Pastor G. Jung, Prachtband M 4.–

Verlag von Th. Knaur in Leipzig.

Italienische Literatur.

Die Verlags-Anstalt von **Eduard Sonzogno in Mailand** (Italien) gibt folgende Zeitungen heraus: Il Secolo — La Capitale — Il Piccolo illustrato — L'Emporio Pittoresco — Il Giornale illustrato dei viaggi — La Novità — La Moda illustrata — Il Tesoro delle Famiglie — Il Teatro illustrato — La Scienza per tutti — La Commedia Umana etc., sowie folgende periodische Sammlungen: Biblioteca Classica economica (91 Bände erschienen) — Biblioteca Universale (190 Bände erschienen) — Biblioteca del Popolo (212 Bände erschienen) — Biblioteca Scientifica illustrata (10 Bände erschienen) — Biblioteca Romantica illustrata (210 Bände erschienen) — Biblioteca Romantica economica (302 Bände erschienen) — Biblioteca Romantica tascabile (12 Bände erschienen) — Biblioteca Legale economica (14 Bände erschienen) — Biblioteca igienica (87 Bände erschienen) — Biblioteca del fanciulli (32 Bände erschienen) — La Musica per tutti (30 Bände erschienen) — Biblioteca varia (4 Bände erschienen) — Le grandi Esposizioni illustrate etc.

Man verlange den ausführlichen Katalog aller dieser Ausgaben beim Verleger **Eduard Sonzogno in Mailand** (Italien).

Vorzügliches Festgeschenk.



Patent-Kinderpulte für häusliche **Schularbeiten.**

Zum Verhindern von Rückgratskrümmungen, Kurzsichtigkeit u. hohen Schultern, bald gut. Für die Jugend ... zu ... Preisen. 5 Preislisten

A. Lickroth & Co., Frankenthal (Pfalz);
A. Simon & Co., Berlin, Kaiserstraße;
A. Lickroth & Co., Dresden.

Ferner zu haben bei:
Otto Wittekind, ... in Hannover.
C. Schröder, Magdeburg, ...

Bester Schutz für die Augen gegen das Licht und das Grelle der Lampe

Amerik. Augenschirme



aus starkem Pappelin-Stoff, mit Metall-Gestellung z. selbst ohne Haar, ... leicht und sehr elegant. Stückpreis für alle, welche bei intensiver Beleuchtung zu arbeiten haben ... 1331

Engros-Verkauf August Schid, Frankfurt a. M.

Schönste Festgeschenke.



Perrin-Chopard, Succ. J. J. Schoch, Bern (Schweiz).

Orchestrions ✦ Musikwerke ✦ Musikdosen

Phantasie-Artikel mit Musik ... Adresse ... Export nach allen Ländern. Preiscourant gratis und franko.

Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands

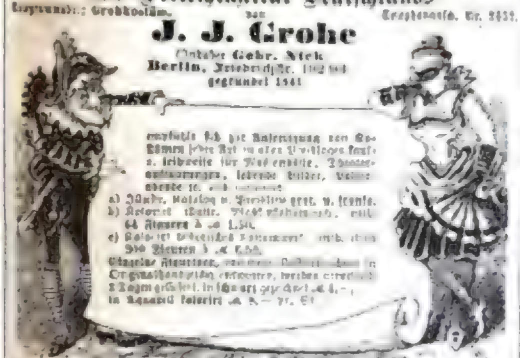
Telegrammadr.: Grohkostüm. von Fernsprechamt Nr. 2431.

J. J. Grohe

Inhaber Gebr. Aich

Berlin, Friedrichstr. 102/104

gegründet 1841



empfiehlt sich zur Anfertigung von Kostümen jeder Art in allen Preislagen laut a. Leihweise für Maskenbälle, Theateraufführungen, lebende Bilder, Velociped- u. c. ...

a) Bühnen-Katalog u. Preisliste grat. u. franko.
b) Kostüm-Album, ... enth. 64 Figuren à 1,50.
c) Kostüm-Album, ... enth. 300 Figuren à 6,50.

Elegante Figurinen ... in Originalfarben ... à 4,– in Aquarell koloriert à 8,– ...

Wiederverkäufer und Theaterdirektionen werden ... bei Bestellung ... bei Kostümaufträgen ...

Weltberühmt sind meine in bekannter unverwüstlichen **Juchtenleder-Portemonnaies**

... Sicherheitsbügel und Patentnaht. 3 Probestück kosten à **Stück 3 M.**



Elegant u. solid dauerhaft aus einem Stück echtem Juchtenleder gearbeitet ... Ferner empfehle ... Brieftaschen, Zigarrenetuis, ... Reisenecessaires ... Preiskatalog gratis und franko versandt.

Albert Rosenhain, Berlin S.W., Leipzigerstr. 72. Lederwarenfabrik u. Versandgeschäft.

Kolossaler ... Herren ... Litteratur-Bureau, Hanau ...



Jaffé & Darmstaedter Berlin

LANOLIN

Pomade

... in d. Haar ... à Dose ... à 1,50 ...



Hans Hopfen's neuer 2-bändiger Roman

☞ **„Robert Leichtfuß“**

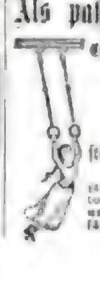
erscheint vom **1. Januar** ab in den

Münchner Neueste Nachrichten

der **billigsten 2mal täglich** erscheinenden Zeitung Deutschlands.

Auflage: **55,000.** Preis vierteljährlich **M. 2.50**

Als passende, höchst nützliche Weihnachtsgeschenke



empfiehlt die **Chemnitzer Turn- u. Feuerwehr-Geräte-Fabrik** von **Julius Dietrich & Hannak** in Chemnitz i. Sachsen

sehr elegante Dr. Schreber'sche **Zimmer-Turn-Apparate,** stellbare **Haus-Schulbänke,** patentirt, System Schuldirektor Hollscher.



zur Verhinderung bei Körper- und Verbesserung von Rückgratsverkrümmungen. **Konstruktion neu und unübertrefflich!** Billige Bezugsquelle für sämtliche Turngeräte. ... Preisliste gratis. 1305

Unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands

nimmt gegenwärtig das **„Berliner Tageblatt“** einen der ersten Plätze ein. Die hervorragenden Leistungen des „Berliner Tageblatt“ in Bezug auf **rasche** und **zuverlässige Berichterstattung** über alle wichtigen Ereignisse, durch umfassende eigene Drahtberichte seiner **an allen Weltplätzen angestellten Spezial-Korrespondenten** werden allgemein **gebührend anerkannt.**

Durch Herausgabe einer besonderen **vollständigen Handels-Zeitung** hat das „Berliner Tageblatt“ einen neuen Wirkungskreis betreten, auf welchem es die Interessen des Publikums, wie diejenigen des Handels und der Industrie durch unparteiische und unbefangene Beurteilung zu wahren sich bemüht.

In den **Theaterfeuilletons** von **Dr. Paul Lindau** werden die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden Beurteilung gewürdigt, während in der Montagsbeilage des „Berliner Tageblatt“: **„Zeitgeist“** sich die **ersten Schriftsteller** mit gediegenen und zeitgemäßen Beiträgen ein Stelldichein geben.

Das **illustrirte Witzblatt „ULK“** erfreut sich wegen seiner zahlreichen vorzüglichen Illustrationen, sowie seines treffend witzigen und humorvollen Inhalts längst der ungeteilten Gunst der deutschen Leserwelt.

Die **„Deutsche Lesehalle“** bringt als „illustr. Familienblatt“ unter sorgfältigster Auswahl des Stoffes kleine, Herz und Gemüt anregende Erzählungen, sowie Aufsätze belehrenden Inhalts. Eine besondere Rubrik für Rebus, Rätsel, Skat-Aufgaben 2c. sorgt für Zerstreuung und Unterhaltung.

Die **„Mitteilungen** über **Landwirtschaft, Gartenbau** und **Hauswirtschaft“**, von sachkundiger Hand geleitet, bringen neben selbständigen Fachartikeln zahlreiche Ratschläge und Winke für Haus und Hof, so daß jeder Jahrgang, durch ein Sachregister vervollständigt, gleichsam ein wertvolles Rezept- und Nachschlage-Werk bildet.

Unter **Mitarbeiterschaft gediegener Fachautoritäten** auf allen Hauptgebieten, als **Literatur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie** und **Medizin** erscheinen im „Berliner Tageblatt“ regelmäßig **wertvolle Original-Feuilletons,** die in den betr. Interessentenkreisen einer besonderen Beachtung gewürdigt werden. Kurz, das „Berliner Tageblatt“ verfolgt das Prinzip

„Vom Guten das Beste, vom Neuen das Neueste“

zu bieten und wird demselben, angespornt durch die treue Anhänglichkeit seiner Leser, auch ferner eifrigst nachstreben.

Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheinen folgende Werke: **„Der Kampf um's Glück“** von **Ulrich Frank**, **„Frau Regine“** von **Emil Peschkau**, welche das Interesse der Leser in besonderer Weise erregen dürften.

Ferner wird die Veröffentlichung der **„Memoiren des Grafen Lesseps“** fortgesetzt und werden nunmehr die das große Publikum besonders interessirenden Ereignisse, welche mit Erbauung des **Suez-Kanals** in Verbindung stehen, eine eingehende Beleuchtung erfahren.

Man abonnirt auf das **täglich 2 mal** in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende **„Berliner Tageblatt** und **Handels-Zeitung“** nebst seinen oben erwähnten wertvollen 4 Separat-Beiblättern bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches für alle 5 Blätter zusammen zum Preise von **5 Mk. 25 Pf.**

☞ **Probe-Nummern gratis** und **franko!!!**

Echte Briefmarken

5 Cent. [illegible] gratis. [illegible] Katalog 45 ₰

1 Monaco	15 ₰		4 [illegible]		60 ₰
10 Bosnien	40 „		10 [illegible]		40 „
10 Baden	40 „		4 [illegible]		40 „
5 Bolivia	160 „		3 [illegible]		30 „
7 Serbien	20 „		8 Türkei		40 „
7 [illegible]	[illegible] „		[illegible]		

Paul Lietzow, Berlin N., [illegible] 12a (gegr. 1864).

Solide Buckskins, das Meter von ℳ 3.10 ab, versendet nach allen Orten. Muster frei. 132

Bruno Frenzel, Cottbus.

Auszeichnungen: Silberne Medaille; Goldene Diplom; Goldene Medaillen: [illegible] 1884, [illegible] 1885.

Spielwerke

4—[illegible] Stücke spielend, mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel, Glockenspiel, Castagnetten, Himmelsstimmen, Harfenspiel 2c.

Spieldosen

2—16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, [illegible] Albums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarren-Etuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Stühle 2c. Alles mit Musik. Stets das Neueste und Vorzüglichste, besonders geeignet zu Weihnachtsgeschenken, empfiehlt

J. H. Heller, Bern (Schweiz).

☞ [illegible] der [illegible] beträgt [illegible] bei [illegible] 1779

Nur direkter Bezug garantirt Echtheit; illustrirte Preislisten sende franko.



Wunder-Camera, Laterna magica eigener Fabrik. Auswahl von 5000 verschiedenen Bildern, Beleuchtungs- u. Objektiv-Linsen etc. Preislisten mit Abbildungen gratis: en gros und en detail. 791

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.



Praktisch, Neuheit f. Billets [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Souvenir-Billets [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Aug. Pauli, Frankfurt a. M. [illegible]

[illegible] prämiirt mit ersten Preisen.

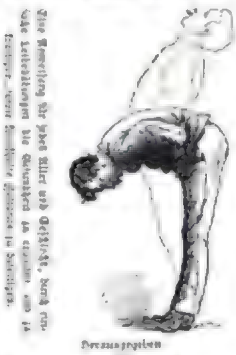
Violinen

[illegible] [illegible] unübertroffen in Ton u. Arbeit, von [illegible] Violine [illegible] [illegible] Zithern in allen Formen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Holz- u. Blechblasinstrumente [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Preiscourante franko. 3474

Gebrüder Wolff,
Musik-Instrumenten-Fabrik
Kreuznach.

[illegible] erschien:

Haus-Gymnastik
für
Gesunde und Kranke.



Herausgegeben von

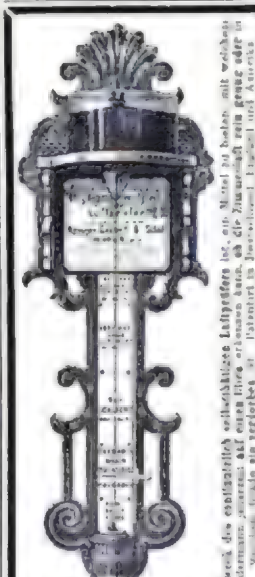
E. Angerstein und **G. Eckler**
[illegible] [illegible] [illegible]

Mit vielen Holzschnitten.

Preis gebunden M. 1.—

Berlin SW. **Th. Chr. Fr. Enslin**
Wilhelmstr. Nr. 122 (Richard Schoetz) Verlagsbuchhandlung.





Prof. Dr. Wolperts Luftprüfer

nach Pettenkofers Kohlensäure-Maassstab

Preise:

Einfachste Ausführung . . . M. 12.50
Elegante „ . . . „ [illegible]
Feinste stilvolle „ m. Thermom. „ 25.—
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „ [illegible]

Für Aerzte und Private.

Hauptkatalog [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Reiniger, Gebbert & Schall.
[illegible] Mechaniker in Erlangen (Bayern). 12a

FREESIA

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Jünger & Gebhardt, Berlin.

[illegible]

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

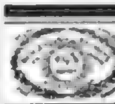
Deutsche Märchen
mit Bildern
für Jugend und Volk von
Carl Maria Seyppel.
Elegant gebund. Preis M. 4.50. Eine treffl. Festgabe f. d. deutsche Jugend.

Bei **Breitkopf & Härtel** in Leipzig soeben erschienen:

Gedicht von Theodor Souchay. **KÖNIG ROTHER.** Musik von J. Krug-Waldsee.

Für Gesangssoli, gemischten Chor und Orchester.
Klavierauszug mit Text ℳ 10.— n. Jede Chorstimme 60 ₰ n.
Textbuch 20 ₰

In Stuttgart wiederholt mit grossem Erfolge aufgeführt.



Glafey-Nachtlichte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

NEU! [illegible] [illegible] [illegible]
„Agenten u. Provisionsreisende gesucht.“



Werden weder gewaschen noch gebügelt und verlieren selbst nach jahrelangem Tragen weder das Fasson noch die schneeweisse Glanzfarbe.

Elegant. Ersparnis. Solid.

Zu haben in allen Herren-Modewaren-Geschäften.

Engros-Versand nur
Alexander Brünell, Köln a. Rh.

Illustrirte Preislisten versenden an Private: H. Schaal, Stuttgart. — Alexander Brünell, Berlin W., Passage 14. — Julius Hesel, vorm. C. Fuchs, Kgl. Hoflieferant Breslau. — Hermanns & Froitzheim, Köln a. Rh. — L. Löwenthal Sohn, Stettin. — Alex. Tamborini, Magdeburg. — Julius Keller, Frankfurt a. M. — Martin Schiff, Cassel. — Richard Hannen, München, Theatinerstrasse 16 (im Kunstausstellungs-Gebäude)





Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl

Cotillon- und **Carneval-** Gegenstände, als humoristische Kopfbedeckungen, Orden, [illegible], Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Saaldekorationen, [illegible] u. w.

spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

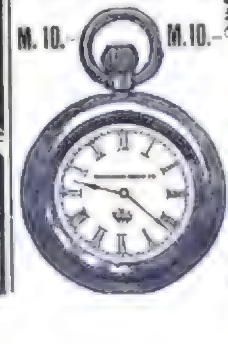
Künstliche Pflanzen

u. Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gratis und franko.

Ein schönes und praktisches Weihnachts-Geschenk ist

M. 10.– M. 10.–



Die Waterbury Remontoir-Taschenuhr

2 Jahre Garantie.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gehäuse aus vernickeltem Neusilber. Aufziehung vermittelst automatischer Walze [illegible]. Diese amerikanische Uhr ist die einzige [illegible] billige Uhr. Die einfache und dabei doch äusserst [illegible] Konstruktion derselben ist der Grund, daß Reparaturen selten vorkommen, wenn solche aber erforderlich sind, kosten sie nur einen [illegible] Teil von Reparaturen an anderen Uhren.

Zu beziehen durch die bekannten Verkaufsstellen, sowie vom General-Vertreter für Deutschland

Aug. Ehrhardt, Cöln a. Rhein,

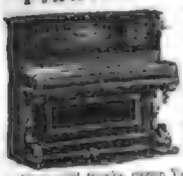
in Berlin von Aug. Ehrhardt's Detail-Verkaufsstellen: Passage 5. Königstr. 6. Rosenthalerstr. 54.

Digitized by Google

Pianoforte-Versandgeschäft.

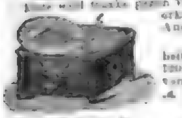
Hermann Rothe, Leipzig, versendet seine in allen Welttheilen rühmlichst bekannte Spezialität

Wagner-Pianinos



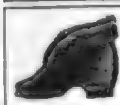
1 Meter 22 Ctm. hoch, mit Eisenrahmen, Nickel- oder Messingstimmstock, 7 Oktaven, beste Elfenbein-Klaviatur, in Schwarz oder Nussbaum, zu dem ausserordentlich billigen Preise von M. 600.— gegen Cassa, incl. Verpackung, frei ab Fabrik

5jährige Garantie!



Ferner: Salon-Melodeon „Phoenix", sensationelle Neuheit, mit perforirten Metallnotenblättern ... Preis incl. 6 Notenblättern ... Preise der Notenblätter ... Dieses Instrument kann Forte, Piano und Tremolando gespielt werden.

Vereinsfahnen, Standarten, Flaggen;
Vereinsabzeichen, Schärpen, Schleifen etc. liefern gut & billig
GESCHW. OSIANDER
RAVENSBURG (Württbg.)
Kunststickerei Anstalt & Paramenten Fabrik gegr. 1858.
Vielfach prämiirt. Colorirte Skizzen & Cataloge gratis & franco.
Reell & prompt.



Hausschuhe für Herren ... für Damen ... Kinderschuhe ... Gummi-Waaren ... Katalog gratis und franko.
W. Krahl, Gummiwaaren-Fabrik, Berlin SW.

Augenblicksbilder.

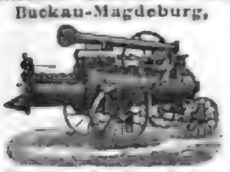
... Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

250 ... M. 1.60 ... Paul Siegert, ...

Gummi-Spielkarten!

... Leipziger Gummi-Waaren-Fabrik ...

Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg,



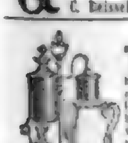
... Locomobilen ...

Vertikale Dampfkessel mit geschweißter Feuerbüchse halten auf Lager **Menck & Hambrock, Ottensen** bei Altona.



GASMOTOREN ... C. Deissel & Co., Ehrenfeld.

Eickes selbstthätige Patent-**Kaffee-Maschine** ...
E. Eicke, Berlin W.



Kanariensänger ...

Jedes Maß zu Fabrikpreisen ... **W. Michovius, Tuchfabr.** ... Cottbus ... Gegr. 1840.

J. A. Hietel, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.
Fahnen-Manufaktur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.
Nur Handstickerei.





Bade-Einrichtungen und Douche-Apparate,



Badestühle
Zimmer-Closets
Closet-Einsätze



Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstrasse 15.

F. Grossmann, Nachf., Berlin C. ...



Töchterpension
von
Mme J. Druey-D'Oleyres
in
Avenches (Ct. Vaud), Schweiz.

Wiesbadener Kochbrunnen-Wasser



Füllung der Flaschen unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden und der Kurdirektion.

Preis per Flasche 80 Pfg.

Wiesbadener Brunnen-Comptoir, **Wiesbaden.**

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Haarfärbemittel

Enthaarungsmittel

Lilionese

Probate Spezial-Rezepte ... Erwerbs-Katalog ... Wilh. Schiller & Co., Berlin.

Gemütskranke

... Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

Trunksucht.

Passendes Weihnachtsgeschenk für die Hausfrau.

Kaffee

August Schmiedau, ...



Kaiser-Blume
feinster Sect
Gesetzlich geschützte Marke
von
Gebrüder Hoehl in Geisenheim.

Leuze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium ...
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Tharandt
bei Dresden.
Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige.
Dr. med. Haupt.

Das
Militär-Pädagogium
Dr. Killisch,
Berlin, Schönhauser Allee 133.

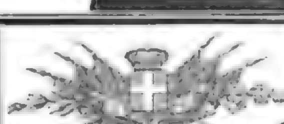
van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER
laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Richard C. van Haagen UTRECHT & AMSTERDAM

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN
ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack.
HERTZ & COLLINGWOOD
Berlin S. ... London ...

Goldene Medaille in Paris 1878.





Ital. Nationalkeller

Italienische Weine!

Probekisten ... **Mk. 18.–**
... **Mk. 4.–**

Die Geranten:
Wilh. Flossmann's Nachf., München.



Berlin
LANOLIN-Crême-Seife.

Wollen Sie nicht mehr husten?

so lassen Sie langsam ein **Pectoral (Hustenstiller)** von **Apotheker Dr. R. Bock** im Munde zergehen.

Nach Aussprüchen der dazu berufensten Personen

Das beste Hustenmittel.

Die Schachtel, **60** Stück enthaltend, kostet 1 Mark in den Apotheken.

Bock's Pectoral mildert den Hustenreiz sofort.
Bock's Pectoral löst den Schleim rasch.
Bock's Pectoral ist absolut unschädlich.

Die wirksameren Bestandteile von **9 Pflanzen**, ferner **Malzextrakt** und das **Salz „Salmiak"** werden zu seiner Herstellung verwandt.

Nur der Verbrauch von **hunderttausenden** von Schachteln macht es möglich, daß der Preis nur 1 Mark beträgt.

Wer zu Husten, Schnupfen oder Katarrh geneigt ist, nehme **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller) aus Vorsicht!

Wer einen Schnupfen, Husten, leichten Katarrh hat, der befreie sich rasch davon mit **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller)!

Wer aber an einer ernsteren Lungenaffektion leidet, der thue, was ihm sein Arzt anempfiehlt.

Die medizinische Wissenschaft verordnet mit Vorliebe die Arzneistoffe, aus welchen **Dr. R. Bock** sein Pectoral zusammengesetzt hat. Der großartige Erfolg und der täglich wachsende Verkauf in den Apotheken beweist, wie glücklich die Zusammensetzung gelungen und der Geschmack des Publikums getroffen worden ist.

Des Erfolges gewiss!! Herr Apotheker **Dr. R. Bock** in Berlin, 23 Friedrichstr., hat tausende von Proben seines [illegible] Hustenmittels **„Pectoral"** seinen Depositären übergeben und läßt durch dieselben an jedermann, der danach bei ihnen verlangt, [illegible] gratis und franko senden.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist vorrätig: in **Aachen** [illegible] **Altona** [illegible] **Augsburg** [illegible] **Berlin** Kronen-Apotheke, Friedrichstraße 160, Victoria-Apotheke [illegible] **Breslau** [illegible] **Bromberg** [illegible] **Cassel-Wesselhöfen** [illegible] **Chemnitz** [illegible] **Coblenz** [illegible] **Danzig** [illegible] **Dortmund** [illegible] **Dresden** [illegible] **Düsseldorf** [illegible] **Erfurt** [illegible] **Essen** [illegible] **Frankfurt a. Main** [illegible] **Frankfurt a. Oder** [illegible] **Görlitz** [illegible] **Gotha** [illegible] **Halle a. Saale** [illegible] **Hamburg** [illegible] **Harburg** [illegible] **Kaiserslautern** [illegible] **Kiel** [illegible] **Köln** [illegible] **Königsberg i. Pr.** [illegible] **Leipzig** [illegible] **Liegnitz** [illegible] **Lübeck** [illegible] **Magdeburg** [illegible] **Mannheim** [illegible] **Metz** [illegible] **Minden** [illegible] **München** [illegible] **Nürnberg** [illegible] **Oppeln** [illegible] **Posen** [illegible] **Regensburg** [illegible] **Schwerin** [illegible] **Stettin** [illegible] **Stralsund** [illegible] **Straßburg i. E.** [illegible] **Stuttgart** [illegible] **Trier** [illegible] **Wiesbaden** [illegible] **Würzburg** [illegible] — **Oesterreich-Ungarn:** [illegible] **Wien** [illegible] **Budapest** [illegible] **Prag** [illegible] **Schweiz:** [illegible]

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.

Die präparirte Holzkohle, welche schon seit langen Zeiten im Arzneischatze ein sehr bewährtes Mittel gegen Nervenaffectionen des Magens und der Gedärme war und bei ruhrartigen Erscheinungen, schwieriger Verdauung, Sodbrennen u. s. w. ausgezeichnete Dienste leistete, wird hier in einer höchst zweckmässigen Arzneiform geboten, welche bei intensiver Heilwirkung zugleich ein vortreffliches, leicht verdauliches und wohlschmeckendes Nahrungsmittel darstellt und nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Die Biscuits sind sowohl von dem Unterzeichneten, als auch von den

Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen

und deren Verkaufsstellen zum Preise von 1 Mk. 25 Pfg. pr. Dose zu beziehen. Auf Wunsch Prospecte und Preisermässigungen für grössere Bezüge.

Dresden. **Dr. L. Caro**, Königl. Sächs. Hofapotheke.

Mondamin Brown & Polson

königl. engl. Hofl.

Entöltes Maisprodukt. Zu **Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung** v. **Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. [illegible] Central-Geschäft Berlin C.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hæmorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — **Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.**

Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.

Importeure von nur besten garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

Um einen Versuch zu erleichtern, versenden wir ab unserem Lager in Cöln ein Probekistchen, enthaltend

½ Flasche Sherry
½ Flasche Portwein

gegen Einsendung von **5 Mark** oder Nachnahme franko [illegible] inkl. Verpackung. Ausführliche Preiscourante gratis und franko. Bestellungen [illegible] man an unseren Vertreter Herrn

Leonard de Bruyn in Cöln zu richten.

Niederlagen [illegible] London [illegible]

Von ersten medizinischen Autoritäten empfohlen. Absolut ungefährlich!

Ichthyol-Watte [illegible]

Ichthyol-Seife wirkt sicher u. schmerzlos bei leichten Hautausschlägen, Flechten, Hautjucken, Unreinigkeit der Haut, spröder Haut [illegible]

Ichthyol-Pflaster gilt allgemein als bestes und wirk[samstes] [illegible]

In Original-Packungen, welche obige Handels-Marke tragen, durch die Apotheken und Spezial-Geschäfte zu beziehen.

Ichthyol-Gesellschaft Cordes Hermanni & Co., Hamburg.

P. S. Wegen Anwendung unserer sonstigen Ichthyol-Präparate bei Rheumatismen, Hautkrankheiten, Entzündungen aller Art wende man sich an die Herren Aerzte. — Wissenschaftliche Abhandlungen stehen auf Anfordern gratis und franko zur Verfügung. D. O.

Jedem Kranken

einzig sichere Hilfe

durch Elektrisation [illegible] **Broschüre über Erfolg und Behandlung** [illegible] **J. Weichmann**, [illegible] **München.**



vorzüglichen

Rother Beer-Schaumwein u. Sect

J. Fromm, Frankfurt a. M.

Rother Beerweinsprudel [illegible] Flasche [illegible] bei grösseren Aufträgen entsprechender Rabatt.

Epilepsie (Fallsucht) heilbar.

[illegible] gratis [illegible] Marcodorf [illegible]



Jaeger & [illegible] Berlin

LANOLIN CREME

gegen spröde Haut, [illegible]



Niederlagen [illegible] durch Plakate [illegible]

Papier-Zeitung

Zweimal [illegible] Handbuch [illegible] Papierfabrikation.

Probenummer kostenfrei.
Carl Hofmann, Berlin W. 9.

Ehrenpreis

Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta.



Gustav Adam, Dresden,

Hofmundbäcker

[illegible]

[illegible]

Dresdner Christ-Stollen,

[illegible]

Dr. Lukas-Jacobische



Gicht-Präparate,

[illegible] Das Urteil der Medizinischen Presse lautet: [illegible]

Priv. Hof-Apotheke in Sonnewalde von **H. Jacobi.**

Geistig Zurückgebliebene

[illegible]



Arm u. Gesichtshaare

werden schmerzlos für immer mit den Wurzeln [illegible]

H. Böttcher, [illegible]

Vom [illegible]

Neu! Aerztlich empfohlen!

Imhoffs patentirte Patronen-

Cigarrenspitze.



[illegible]

Wilh. Imhoff, Cassel, Hafen-Platz.

Neu! Wormatia- Neu!

Gesundheitspfeife,

gesetzlich geschützt.

[illegible]

F. Menz, Pfeifenfabrik, Worms a. Rh.

[illegible]

Asthma, Katarrh, Bronchitis.

[illegible] Man verlange die

Zigaretten

von

Kraepelien & Holm,

Apotheker, Zeist, (Holland).

Nach Einathmung des Rauches tritt sogleich Erleichterung ein.

Preis per Etui M. 1,50 und 90 Pf. In den meisten grösseren Apotheken zu haben.

Engros-Niederlagen:

[illegible]

[illegible]

Theodor v. Elk.

Festgeschenke für Raucher.

Direkt importirte

Havana-Cigarren

[illegible]

Carl Laderdorff, Pforzheim (Baden)

[illegible]

Bremer Cigarren-Fabrik.

[illegible]

Deutsche Mercur-Patent-Cigarre.

[illegible]

Jul. Schmidt, Hoflief., Hannover

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google



№ 13.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Gräfin Ada Kralens Fenster.

Eine Sylvesternovelle

von

Rufus Karalis.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Es ist der Abend vor dem Neujahrsfest. Von den Türmen der Stadt künden die Uhren die sechste Stunde, und zu gleicher Zeit fangen die großen und kleinen Glocken zu läuten an. Das zu erwartende neue Jahr verspricht ein ruhiges und friedliches zu werden, denn seine Mutter, die Zeit, ist still und sein erster Atemzug milde wie Frühlingswehen.

Gräfin Ada Kralen lehnt in dem geöffneten Fenster ihres kleinen Salons und lauscht den Glockenklängen. Sie künden ihr ein neues Jahr in doppelter Beziehung, denn Gräfin Ada ist in der Sylvesternacht geboren.

Ihr Auge richtet sich auf ein Kellerfenster des gegenüberliegenden großen Gebäudes, aus dem ein heller Lichtschein auf die Straße fällt.

Gräfin Ada kennt diesen Schein seit lange. Er geht von der Flamme hinter der Glaskugel eines jungen Schuhmachers aus und unterbricht allabendlich während der Wintermonate die Dunkelheit der vor den Thoren der Stadt sich unmittelbar in den Park hineinziehenden Straße. Durch das kleine, blankgeputzte Fenster, dem er entströmt, sieht man deutlich in die Stube des Handwerkers hinein.

Auch diese Stube kennt Gräfin Ada seit lange.

Der Schein der Glaskugel zeigt ihr immer dieselben rauchgeschwärzten Wände, den lilafarbenen Kachelofen, in der Ecke das beste Möbel, das altmodische Himmelbett, den Werktisch am Fenster und endlich ein junges und — bis vor nicht gar zu langer Zeit — auch ein altes Haupt.



Besuch bei der Großmutter. Gemälde von Professor Francesco Vinea.

Das junge, schwarzhaarige gehört dem Schuhmacher; das alte ergraute, welches sich über die Bibel neigte und las, ist wohl das seiner Mutter gewesen.

Am ersten Abend, den Gräfin Ada nach den Pensionsjahren im Vaterhause zubrachte — es ist drei Jahre her, und sie war damals dreizehn Jahre alt — stand sie einsam in ihrem Zimmer am Fenster, dachte ihrer früh verstorbenen Mutter und sehnte sich nach den Geliebten zurück. Da zog der helle Lichtschein ihre Augen auf sich und wandte ihre Gedanken freundlich der Gegenwart zu, und Ada fühlte sich weniger einsam. Zu allen Stunden des Tages fand sie den jungen Handwerker und seine Mutter rüstig schaffend, heiter und zufrieden. Ihre Lehrer und Gouvernanten ließen ihr am Tage nicht viel Zeit, die Schuhmachersleute zu beobachten; aber sie sah auch am liebsten abends hinüber, wenn der Schein der Glaskugel alles mit sanftem Licht verklärte.

Heute vor einem Jahre hat sie das graue Haupt der alten Frau nicht mehr gesehen. Die Gardinen des großen Himmelbetts waren schon wochenlang vorher fest zugezogen, der junge Schuhmacher sah bekümmert aus und pfiff nicht mehr bei seiner Arbeit. Ada wußte, daß die Alte krank lag. Nach dem Christfest wurde ein schwarzer Sarg die enge Kellertreppe hinabgetragen, und Abends sah die junge Gräfin die alte Frau zum letztenmale. Sie lag im Sarg und schlummerte der Ewigkeit entgegen. Gräfin Ada weinte, als man am folgenden Tage den Sarg hinaustrug.

Heute lächelt sie an ihrem Fenster, denn heute feiert man da drüben ein Fest; der verwaiste Schuhmacher führt eine junge Frau heim. Es ist eine hübsche kleine Frau mit hellem Blondhaar und frischem Gesichtchen. Die Stube sieht festlich aus. Grüne Tannenzweiglein sind über die blankgescheuerten Dielen gestreut, und der Werktisch hat eine Guirlande bekommen.

Die junge Frau ist wohl arm, ihre ganze Aussteuer scheint in einem Kanarienvogel zu bestehen. Das blinkende Messingbauer steht auf dem breiten Fensterbrett und die beiden Leute stehen Hand in Hand davor. Der Schuhmacher spricht, und die junge Frau lächelt. Gräfin Ada blickt neugierig hinüber, aber man zieht drüben den kleinen Vorhang vor die Scheiben; dunkel und öde liegt das große Haus vom Keller bis zum Dach, und Ada schließt das Fenster.

II.

Gräfin Ada Kralen feiert ihren siebenzehnten Geburtstag; es findet ihr zu Ehren am Abend dieses Tages ein großer Ball bei dem Grafen Ranzo, einem Freunde ihres Vaters, statt.

Noch aber steht Ada an dem offenen Fenster ihres Zimmers in dem großen, prächtigen Vaterhause vor der Stadt und hört die Glocken, welche das Sterben des alten Jahres begleiten. Es ist eine rauhe, kalte Luft voll feuchter Nebel. Ada hat einen warmen Shawl über ihr silberdurchwirktes Florkleid geworfen und schmiegt sich fest in die Fensterkissen.

Das ganze vergangene Jahr haben die Schuhmachersleute der jungen Gräfin Stoff zu allerlei Beobachtungen gegeben. Anfangs gab es nur Glück und Heiterkeit in der kleinen Wohnung. Der Schuhmacher arbeitete rüstig und pfiff, die junge Frau zwitscherte mit ihrem Vogel um die Wette. Zum Winter aber wurde es still und traurig drüben, denn der Mann erkrankte. Gräfin Ada hatte Gelegenheit, die Geduld, Arbeitskraft und Sorgfalt der armen Frau kennen zu lernen.

„Diese junge Frau," sagte sie sich, „ist eine würdige Nachfolgerin der alten Mutter, ich werde ihr meine Sympathie bewahren."

Der Schuster lag viele Wochen, dann zeigte er sich wieder bleich und müde auf seinem Schemel am Werktisch; er war genesen, und doch weinte die junge Frau fort und fort. Gräfin Ada mochte das nicht sehen, sie verließ ihren Platz am Fenster, aber zurückkehrend gewahrte sie immer wieder dasselbe traurige Bild; heute morgen noch, am letzten Tage des Jahres, hatte es sie bekümmert.

Sie hatte ihre kleine französische Jungfer gerufen und sie hinübergesandt.

„Vielleicht," sagte sie dabei, „kann ich den armen Leuten helfen."

Die niedliche Madelon ersah einen Moment, wo der Schuster auswärts war, und schlüpfte die Kellertreppe hinab zu der einsamen Frau.

Gräfin Ada wartete hinter der Gardine mit Ungeduld das Ende dieses Besuches ab.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien die Madelon wieder.

„Die armen Leute," sagte sie, „sind während der Krankheit des Mannes in Not geraten, und nun kann die Frau das Kinderzeug nicht beschaffen, dessen sie bald bedürfen wird."

„Nichts weiter?" lächelte die junge Gräfin. Und vor dem Diner fuhr sie in die Stadt. Lange wählte und suchte sie in den großen Wäschemagazinen, lächelnd und erwartungsvoll kehrte sie zurück.

Madelon hat sie zum Ball geschmückt, und nun lehnt sie im Fenster und harrt gespannt auf irgend ein Ereignis in der Kellerwohnung.

Die junge Frau sitzt wie sonst am Tisch und näht, der Mann hämmert auf einem Absatz herum. Endlich gleitet etwas durch den Lichtschein der Glaskugel, und gleich darauf steht die Frau auf und öffnet die Thüre. Gräfin Ada schlägt das Herz, sie wendet sich und schraubt die Flamme ihrer Ampel niedriger. Zu den beiden Menschen in der Kellerwohnung ist ein dritter gekommen, es ist ein Laufbursche, der ein großes Paket bringt und etwas dazu sagt, was Ada auswendig weiß. Die Schustersfrau weist ihn ab, aber der Junge wirft das Paket auf den Tisch und läuft hinaus. Nun steht auch der Mann auf, und sie öffnen das Gebrachte. Die Frau schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Da ist ja alles — alles, was sie nur irgend gewünscht, eine ganze kleine Aussteuer; nun werden die Jäckchen, die Mützchen, die Strümpfchen eins um das andere hervorgeholt und bewundert. Ada hat es sich nicht träumen lassen, daß der Jubel ein so allgemeiner werden würde. Der Vogel zwitschert, der Mann schüttelt den Kopf, die alte Glaskugel schaukelt vor Freuden, die junge Frau erklärt allen dreien den Gebrauch der Sachen.

Ada schließt leise das Fenster, hüllt den Shawl fester um ihre Schultern und fährt zum Ball.

Es ist ein glänzender Sylvesterball, und die Schönste auf diesem schönen Fest ist Ada Kralen, sie tanzt mit dem jungen Grafen Ranzo den Cotillon. Sie kennt den Grafen Adolf seit ihrer Kindheit, sie haben zusammen gespielt und gelernt, immer ist er ihr Kavalier und Beschützer gewesen. Ada liebte es, sich von ihm protegiren zu lassen, als sie ein Kind war; jetzt ist es ihr unbequem geworden. Graf Adolf Ranzo ist ein etwas ernster junger Mann, der in seiner ruhigen, vornehmen Sicherheit vielen imponirt, die älter, weiser und erfahrener sind als Ada. Aber Ada ist entschlossen, ihn nicht zu bewundern; sie weiß sehr wohl, daß die alten Grafen Ranzo und Kralen die Uebereinkunft getroffen haben, ihre Kinder mit einander zu vermählen; sie ist eine viel zu verständige Aristokratin, um diesen Familienbeschluß zu bemängeln; sie weiß nichts, was dieser Verbindung hindernd im Wege stehen könnte, und dennoch zuckt ihr Herz zusammen, wenn sie daran denkt, und heimlich seufzt sie: „Wenn es nur nicht Adolf Ranzo wäre!" Adas Herz lehnt sich gegen die Person des Grafen Adolf auf, weil man die Wahl vorwegnahm, die es selbst getroffen.

„Sie feiern heute Ihren siebenzehnten Geburtstag, Ada?" fragt Graf Ranzo in einer Tanzpause.

„So ist's," antwortet Ada.

„Und ich bin vierundzwanzig Jahre alt, Ada," fährt Graf Ranzo fort.

„Ich weiß das."

„Sie wissen auch von dem Plan unserer Väter; es dürfte an der Zeit sein, ihn zu verwirklichen, und da ich Sie liebe, Ada . . ."

„Noch immer?" fragt Ada.

„Noch immer. Und wenn ich vierundvierzig Jahre alt sein werde oder vierundvierzig oder vierundfünfzig . . . ich werde Sie immer lieben, Ada. Wollen Sie mich also nicht erhören . . ."

„Nein, denn ich liebe Sie nicht, Adolf, und wenn ich siebenundzwanzig und siebenunddreißig Jahre alt sein werde, ich werde sie niemals lieben!"

Sie hat diese Worte rasch hervorgestoßen; sie war heiß und erregt, als sie sprach, und wird jetzt plötzlich bleich und friert mitten im Ballsaal.

Adolf Ranzo lächelt schwermütig.

„Wann werden Sie Ihr Herz verstehen, Ada? Ich glaube, ich kenne es besser als Sie!"

Es entsteht eine etwas schwüle Pause.

„Woran denken Sie, Ada?" fragt endlich Graf Adolf.

„An die Schuhmacherfamilie — und Sie?"

„Ich dachte an das, was ich sagte, Ada, aber ich werde mich bemühen, das nächstemal an eine Friseurfamilie zu denken."

Es ist spät, als Ada vom Balle heimkehrt, sie tritt noch einmal an das Fenster ihres Salons; es ist dunkel draußen, und drinnen bei den glücklichen Leuten ist es gleichfalls dunkel. Eine grenzenlose, nie gewesene Sehnsucht überfällt sie, sie breitet die Arme aus, wonach? Was ist ihr? Zum erstenmal in der Sylvesternacht sieht sie nicht vorwärts in die Zukunft; ihr Leben hat eine Vergangenheit seit heute abend, sie sieht zurück, ihr Herz klopft heftig, und dennoch . . .

„Nein," sagt sie, „nein, ich liebe ihn nicht!"

Wann wird sie ihr Herz verstehen?

III.

Sylvester ist's. Seit vielen Jahren erinnert sich niemand, einen so milden und schönen Wintertag erlebt zu haben. Gräfin Ada hört seit sieben Jahren zum erstenmale wieder die Sylvesterglocken in ihrer Heimat; sie künden ihren vierundzwanzigsten Geburtstag. Die Gräfin seufzt und lächelt gleich darauf, als ein matter Schein von der Straße sie blendet. Die Schuhmacherfamilie!

Sie hat ihrer oft gedacht, in jedem Erdteil, den sie bereiste, in mancher Stadt, die sie kennen lernte; denn Ada ist treu und vergißt die Menschen nicht, deren Leiden und Freuden ihr einst Interesse abgewonnen. Jeden Sylvester haben diese einfachen Leute Gräfin Adas Gedanken der Heimat zugeführt, nur heute hat sie sie fast vergessen; doch die Glaskugel übt auch heute noch ihren alten Zauber.

Gräfin Ada klingelt ihrem Diener.

„Wer wohnt da drüben in der Kellerwohnung?"

„Der Schuhmacher Sieg, gnädiges Fräulein!"

„Derselbe, der vor unserer Reise dort gewohnt hat?"

„Ja wohl, gnädiges Fräulein!"

„Haben die Leute Kinder?"

„Nur eins, das Schustermariechen!"

„Wie alt?"

„Sieben Jahre ungefähr, gnädiges Fräulein!"

„Sie ist es — es ist gut, Anton."

Der Diener geht, Gräfin Ada öffnet das Fenster und lehnt sich hinaus.

Es ist also ein Mädchen, und sie hat es sich immer als einen blondlockigen Buben gedacht. Das Zimmer drüben ist unverändert, nur auf dem Tisch neben dem Handwerkszeug steht eine Tintenflasche, und ein paar Schulbücher liegen daneben. Das Mariechen geht also schon zur Schule.

Die Mutter hantirt emsig umher, sie ist allein. Aus der zierlichen kleinen Frau ist eine behäbige Kleinbürgerin geworden. Da hebt sie einen kleinen Christbaum von der Erde auf den Tisch. Ada erinnert sich, daß auch ihre Mutter, da sie noch lebte, den Christbaum zum Sylvesterabend aufzubehen pflegte, und daß sie — die kleine Ada — an diesem Tage zum zweitenmale staunend und entzückt unter seinem Schatten gestanden hat.

Die Schuhmacherin stellt noch einen Teller mit Nüssen auf den Tisch und verläßt das Zimmer. Derweil kommt der Schuster nach Hause, das Töchterchen an der Hand führend. Der Mann steigt in die Wohnung hinab, das Kind bleibt vor der Thüre.

Mariechen wartet, Gräfin Ada wartet auch, aber nur so lange, bis sie den Schuhmacher in die Stube treten sieht.

„Mariechen!" tönt es dann leise über die Straße. „Mariechen!"

Das Kind horcht, aber diese feine und liebliche Stimme ist nicht die der Mutter.

„Mariechen, komm her!"

Die Kleine trippelt über die Straße, durch den schmalen Garten, der das Hozel Kralen von dieser scheidet, und fragt unter dem Fenster der Gräfin:

„Was soll ich hier?"

„Mariechen, bist Du das Kind des Schuhmachers?"

„Ja!"

„Hast Du eine Schürze vor?“

„Ja,“ sagt Mariechen verwundert, wickelt die Hände aus dem Tuch, das Kopf und Schultern gegen die Kälte schützt, und breitet ihr Schürzchen zum Zeigen aus.

„So ist's gut, bleibe so stehen.“

Die Gräfin tritt vom Fenster zurück, und ergreift eine Schale mit Süßigkeiten.

„Trifft es?“ fragt sie hinab, und ein Regen wohlschmeckender, lieblicher Dinge fällt in die bereitgehaltene Schürze.

„Höre, Mariechen, Du wirst mitunter lieber kommen, wenn ich Dich schön bitte — nicht wahr? Und Du mußt mir doch Deinen heiligen Christ zeigen!“

„Ja,“ sagt glückselig das Mariechen.

Die Schale ist leer, Mariechens Schürze voll.

„Mariechen!“ tönt die Stimme der Schuhmachern. Da fällt noch etwas goldig Blinkendes hinab und klappert auf den Nüssen in der Schürze.

„Das ist für Deine Sparbüchse; gute Nacht, liebes Kind!“

Und Mariechen eilt jubelnd mit ihren Schätzen davon.

Die Gräfin Kralen sieht ihr nachdenklich nach. Man sagt von ihr, sie wäre noch exklusiver, noch stolzer geworden in diesen sieben Jahren ihrer Abwesenheit; nun, die Schuhmacherleute sind auch exklusiv geworden, sie haben einen neuen dunklen Vorhang vor ihr Kellerfenster gezogen, Gräfin Ada sieht nichts mehr.

Aber in demselben Augenblick, wo das Licht unten verdunkelt wird, entzündet sich ein anderes, ein paar Stockwerke höher; es entströmt keiner Glaskugel und keinem Christbaum, es geht von einer einfachen Hängelampe aus. Das Zimmer, in dem sie sich befindet, liegt im zweiten Stock des großen Hauses, und man kann nur den obern Teil desselben übersehen. Merkwürdige Dinge hängen da an den Wänden, bunte Stoffe bedecken hohe Gerüste, auf einem derselben scheint sich eine große verhängte Tafel zu befinden.

Mittlerweile ist der Mond heraufgekommen und hat ein blendendes Licht über die weiße Fassade des großen Hauses gelegt, es ist eine verlockende Winternacht, und drüben wird ein Fenster geöffnet. Ein Mann lehnt sich hinaus, er summt eine leise Weise, und beleuchtet scheint der Mond sein schönes junges Gesicht.

Gräfin Ada ist in tiefem Schatten.

„Dieser Mann ist sehr schön,“ sagt sie sich, „sehr schön; sein Antlitz ist edel geformt, das lange blonde Haar fällt über seine Schultern, sein starker Bart steht ihm vortrefflich, seine Hände haben eine gute Form und scheinen wohl gepflegt zu sein, man sieht, daß sie keine schwere Arbeit zu verrichten haben; wer ist nur dieser schöne Mann, der außerhalb der Stadt in dem großen, öden Hause wohnt?“

Gräfin Ada hört Schritte hinter sich, sie tritt in das Zimmer zurück.

„Ich habe angeklopft, da aber niemand mich zum Eintritt aufgefordert, glaubte ich das Zimmer leer; ich bitte um Verzeihung, Ada.“

Es ist Graf Adolf Ranzo, der gesprochen hat, niemals würde sie den tiefen, sympathischen Ton seiner Stimme verkennen; ihr Herz schlägt heftig, und sie freut sich, daß das Zimmer dunkel ist und der Graf ihr Erröten nicht wahrnehmen kann.

„Ich habe nicht pochen hören,“ sagt sie und lehnt leise das Fenster an, läßt sich in einen Fauteuil fallen und weist mit der Hand nach einem zweiten.

„Ich habe Ihren Vater begrüßt und komme nun, Sie zu begrüßen, Ada; Sie sind lange fortgewesen.“

„Ja, ich danke; ziehen Sie, bitte, die Glocke, Adolf, daß man Licht bringe.“

Als das Zimmer erhellt ist, steht der Graf auf und tritt neben ihren Sessel.

„Haben Sie Ihren Sinn geändert, Ada?“ fragt er leise.

Ada hört, daß seine Stimme zittert.

Nein, sie hat ihren Sinn nicht geändert; immer noch empfindet sie die ungestillte Sehnsucht, die sie heute vor sieben Jahren an dieser Stelle empfunden hat, aber immer noch windet sich ihr Herz unter dem Zwang und fragt ungeduldig: „Warum gerade Adolf Ranzo?“

Sie antwortet nicht.

„Sie sind noch schöner geworden in diesen sieben Jahren, Ada, und ich fühle, daß ich Sie noch heute liebe wie ehedem. Wie soll ich Ihr Schweigen deuten, Ada? Ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen — bei dem Worte, das sich unsere Väter gegeben, beschwöre ich Sie — was habe ich zu hoffen?“

Graf Ranzo hat sein Glück verspielt, er hat den wunden Punkt ihres Herzens getroffen, in dem Augenblick, wo ihre Seele sich öffnen wollte, zuckt sie zusammen wie eine Mimose, wenn sie berührt wird. Ada erstickt die Stimme der Liebe in ihrem Herzen, sie lacht.

Sie wendet sich gegen das Fenster.

„Ihre Standhaftigkeit ist ebenso bewundernswert wie langweilig, Adolf,“ sagt sie; „Sie wissen, daß ich Sie nicht lieben kann — heute weniger denn je,“ setzt sie hinzu und öffnet das lose angelegte Fenster. Graf Adolfs Blick fällt auf das erleuchtete Zimmer drüben, aus dem ein auffallend schöner Mann weit vorgebeugt Adolf und Ada beobachtet. Er zieht sich etwas hastig zurück, auch Ada tritt vom Fenster zurück, sie ist verwirrt, und Graf Ranzo bemerkt es.

„Ist das nicht ein schöner Mann da drüben?“ fragt sie schnell, und weil sie ihre Verlegenheit zu verbergen bemüht ist, klingt ihr Ton etwas leicht hingeworfen.

Der Mann da drüben hat einen Apollokopf; Graf Adolf findet ihn selbst schön, das Gegenteil wäre unmöglich; nur verletzt es ihn, die Thatsache in diesem Augenblick von der Gräfin Kralen bestätigt zu hören. Er kennt diesen schönen Mann übrigens, es ist ein junger Künstler, der seit einiger Zeit die hiesige Akademie besucht, ein flotter Geselle; er soll talentirt sein, aber ohne Ausdauer. Graf Adolf vermutet einen Künstler, dem bei großer Liebenswürdigkeit die Fülle der Solidität fehlt, und erlaubt sich, an der Zukunft desselben zu zweifeln.

„Nicht alle Maler sind Meister,“ sagt er ausweichend auf Adas Frage.

„Wie kommen Sie jetzt auf Maler?“ fragt sie etwas ungeduldig.

„Wie kamen Sie heute vor sieben Jahren auf Schuhmacher?“ versetzt Graf Ranzo gleichfalls etwas empfindlich.

„Ah — eine Revanche! Leider verstehe ich sie nicht.“

„Nein, keine Revanche, Ada — lassen Sie das! Lassen Sie mich noch einmal zu Ihnen sprechen; Ada, Sie sind jetzt vierundzwanzig Jahre alt — erwachen Sie endlich zum Leben, geben Sie diesen Wahn auf, der Sie irreleitet. Sie verbergen Ihr Herz vor sich selber, Ada, Sie gehen mit einer großen Lüge durch das Leben — Sie werden nicht glücklich werden.“

Die Stimme des Grafen hat jetzt einen Klang, der Ada erschreckt. Sie fühlt plötzlich, daß Graf Adolf leidet; ihr Herz schlägt in ihrer Brust wie ein gefangener Vogel, der gegen seinen Käfig flattert. Er hat recht — sie wird nicht glücklich werden; eine dumpfe Trauer überfällt sie und nimmt ihre Seele gefangen.

„Lassen Sie mein Herz, Adolf,“ sagt sie leise und weich, „ich werde Sie immer achten, ich bedaure Sie, ich beklage Sie sogar.“

„Und Sie thun unrecht, Ada. Beweinen Sie sich selbst — Sie sind beklagenswerter als ich.“

Mit diesen Worten verläßt sie Graf Adolf.

Gräfin Ada schließt das Fenster fest zu. In der Kellerwohnung ist es dunkel; der junge Mann sitzt und liest bei dem Schein seiner Hängelampe.

IV

Der Hochzeitstag der Gräfin Kralen!

Das Diner ist vorüber, die junge Frau hat sich zurückgezogen, um Reisetoilette zu machen; sie hat kein Licht verlangt und jede Hilfe zurückgewiesen. Einsam steht sie auf ihrem Lieblingsplatz am Fenster; es ist geöffnet, und Ada fröstelt unter ihrem Brautschleier. Trotzdem neigt sie sich weit hinaus, um in den Schein der alten Glaskugel zu blicken, der ihr so oft das Herz erwärmt hat. Da sitzt die Schuhmacherfamilie beim einfachen Abendessen um den runden Tisch in der Mitte des Zimmers. Dann räumt die Frau das Geschirr fort und trägt mancherlei Dinge hinzu, deren Gebrauch der Gräfin unverständlich ist; aber es ist Sylvester, und da werden allerlei Thorheiten getrieben, welche die vornehme Welt nicht kennt. — Nun wird auch der Vorhang an dem kleinen Fenster zugezogen, und mit einem letzten Blick nimmt Gräfin Ada Abschied von ihren Freunden.

In diesem Augenblick tritt der Maler oben an sein Fenster und lehnt sich weit hinaus; aber Ada ist im Dunkeln, er sieht sie nicht.

Zum letztenmale steht sie hier, ein Gefühl der Verlassenheit überfällt sie; eisig weht der Wind in das Antlitz der Gräfin; auf der Straße ist es still.

Da geht das letzte Jahr an ihrem Geist vorüber. Es war eine ereignisreiche Zeit für Ada, dieses Jahr, welches der Sylvesterabend, ihr fünfundzwanzigster Geburtstag und ihr Hochzeitstag, abschließen. Deutlich erinnert sie sich jedes Tages mit seinen Sorgen und Hoffnungen.

Da ist die Dämmerstunde des letzten Neujahrstages; unter ihrem Fenster steht das Mariechen. Das Kind hatte es nicht vergessen, daß es der Gräfin seinen heiligen Christ zeigen durfte; in den erhobenen Händen hielt es ein großes Bilderbuch.

„Und das,“ plauderte es wichtig, „ist ein Löwe, das gelbe Tier mit den langen Haaren; können Sie sehen? — Der Vater hat es gesagt.“

„Ja, Dein Vater hat recht; aber sage einmal, Mariechen, wer wohnt jetzt oben in eurem Hause?“

Mariechen schloß ihr Buch.

„Ach, da ist jetzt der fremde Maler drin.“

„Ein Maler — ah, deshalb also!“ dachte Gräfin Ada. „Kennst Du ihn wohl, Mariechen?“

„Ja, die Mutter wartet ihm auf.“

„Wie heißt er denn?“

Mariechen besann sich.

„So ähnlich wie Ehrlich,“ sagte sie dann zögernd.

„Erich?“

„Nein.“

„Erwin — Ernst — Eberhard?“

„Beinahe so.“

„Erhard?“

„Ja, so ist's.“

„Und der Vorname?“

„Der klingt wie Otto — aber das ist es nicht.“

„Oskar?“

„Nein.“

Aber Ada war unermüdlich und erriet den Namen endlich.

„Bosko Erhard,“ sagte sie dann versuchsweise; es war sehr wohlklingend, fand sie. Dann fuhr sie zu fragen fort.

Es gab einen wundervollen Frühling in diesem Jahre. Das Schustermariechen spielte den ganzen Tag vor der Thüre, Gräfin Ada lag den halben Tag im offenen Fenster. Nach und nach erfuhr sie alles, was Mariechen selbst über den Maler wußte: daß er „von weit her“ war, daß er der Sohn eines Tischlers und arm war, ja, daß er sich einen Sammetrock wünschte.

Eines Tages, als sie in der hellen Morgensonne an ihr Fenster trat, zeigte sich der Maler an dem seinen und grüßte sie mit einer ehrfurchtsvollen, vollkommen kavaliergemäßen Verbeugung.

Dies wiederholte sich dann, so oft sie hinüber blickte, und jedesmal neigte sie dem unbekannten Maler das schöne Haupt.

Allmählich mußte es ihr indes auffallen, den Fremden immer unbeschäftigt zu sehen, und sie sagte sich, daß es ihm an Aufträgen mangeln müßte. Mariechen sollte helfen.

„Höre, mein Kind, gehe hinauf zu Herrn Erhard und bestelle bei ihm Dein Bild für mich. Gleich soll er es beginnen, und wenn es fertig ist, bringst Du selbst es mir herüber; hörst Du?“

Mariechen fand diesen Auftrag äußerst interessant und vollzog ihn mit besonderer Eilfertigkeit.

Von ihrem Fenster aus beobachtete Ada dann das Schaffen des Künstlers. Mariechen sah sie nicht, sehr bald aber das auf erhöhter Staffelei befindliche Bildnis und erkannte mit ihrem scharfen Auge deutlich die entstehenden Fortschritte.

Endlich war es vollendet und Mariechen selbst brachte es, wie Ada ihr geboten hatte, abends in der Dämmerung an ihr Fenster. Sie kletterte auf den steinernen Absatz des Fundaments und schob die Leinwand hinein.

In ihrer Freude übersah Gräfin Ada die etwas mangelhafte Ausführung des Gemäldes; für sie war es ein Meisterwerk.

Andern Tages bemerkte sie eine neue Leinwand auf der Staffelei. Diesmal war der Maler unermüdlich thätig, aber es dauerte lange, bis er die Züge festhielt, die er aus der Erinnerung zu malen schien. Endlich eines Tages, als die Sonne besonders hell in das Atelier des Malers schien, sah sie mit leisem Erschrecken, daß es ihr eigenes Gesicht war, welches da entstand. „Er liebt mich," sagte sie sich und errötete, und ihr Herz schlug laut und heftig dabei.

Der alte Graf Kralen kränkelte in dieser Zeit und Ada lebte still und zurückgezogen.

Jeden Abend und jeden Morgen empfing sie die Grüße des Malers. Er ist der schönste Mann, den sie in ihrem Leben gesehen hat; dazu ist er ein Künstler, und jeder Künstler ist in Gräfin Adas Augen gottbegnadet. Jedesmal, wenn sie an Adolf Ranzo dachte, überfiel sie eine dumpfe Trauer, und ihr Herz schlug in Bitterkeit, und jedesmal, wenn sie in dies schöne, lachende, jugendfrische Künstlerantlitz sah, wich die Bitterkeit von ihrem Herzen, und es öffnete sich wieder dem Leben und der Liebe.

Gräfin Ada hat ihr Herz in strenger Zucht gehalten bei allen Huldigungen, die ihr gebracht worden sind; ihr Leben war liebeleer, weil sie wußte, daß es dem Grafen Adolf Ranzo gehörte. Wenn sie sich auch scheinbar befreit, sie war nie frei — Graf Adolf wartete, sie wußte es. Sie hat ihr Herz in meisterhafter Verwahrung gehalten, aber die Sonnenstrahlen dieses wundervollen Frühlings schienen seine Rinde lösen zu wollen. Ein warmer Duft lag über der Erde — lichte, laue Abende, schöne, stille Nächte, leises Rauschen der Bäume und Nachtigallenflöten aus den Gärten vor der Stadt. Und Gräfin Ada lauscht einem Liebeslied des fremden Malers. Ihr Herz zittert und fragt: „Warum gerade Adolf Ranzo?"

Doch diese süße Träumerei fand ein jähes Ende. Graf Kralen war erkrankt, er glaubte, sein Ende nahe. Er wünschte vor demselben die Zukunft seiner Tochter gesichert, seine eigenen Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Ada widerstand nicht länger. Sie wußte, daß ihr Vater nur einer Idee gelebt, nur eines angestrebt hatte, die Verbindung der beiden Häuser, deren Glanz und Ehre ihm gleich sehr am Herzen gelegen. Sie wußte außerdem so gut wie ihr Vater, daß die Gräfin Kralen niemals einen namenlosen Maler heiraten konnte, dessen Vater ein Tischler war.

Sie sandte also dem Grafen Ranzo ihr Jawort. Auf seine Frage nach dem Hochzeitstage setzte sie den Sylvesterabend fest.

„Das ist etwas lange hin und ein sonderbarer Tag," bemerkte Graf Adolf.

Und Ada nickte und erwiderte:

„Ja, es ist etwas lange hin und ein ungewöhnlicher Tag."

Es war wirklich etwas lange hin, und nun ist der Tag doch überraschend schnell da.

Graf Kralen hat sich in dieser Zeit noch einmal erholt, aber Ada hat ihr Wort verpfändet. Sie bringt ein Opfer, denn sie liebt den Grafen Adolf nicht — noch immer nicht — gewiß nicht.

Leise klinkt die Thür der Kellerwohnung, das Mariechen kommt zum letztenmale. Gräfin Ada liest das Briefchen noch einmal, wodurch sie von dem Maler Abschied nimmt:

„Das Bild, welches Sie im Sommer gemalt haben und welches mein Porträt darstellt, bitte ich als ein Andenken an mich dem Mariechen Sieg zu übergeben. Meine Schuld wird der Haushofmeister berichten. Es dankt Ihnen Gr. A. K.-R."

„Halte den Brief fest, Mariechen, und vergiß mich nicht, mein liebes Kind, versprich mir's, leb wohl, leb wohl, Mariechen!"

Die Sylvesterglocken verhallen.



Sie und Er. Gemälde von H. Siemiradzky.

Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

V.

Es ist der Tag vor dem neuen Jahre.

Neun Jahre sind vergangen, und Gräfin Ada Kralen-Ranzo steht wieder auf ihrem Lieblingsplatz am Fenster im Vaterhause.

Ihr großer, trauriger Blick sucht den hellen Schein der Glaskugel im Kellerfenster, aber das Haus ist dunkel, nur seine Umrisse zeichnen sich in der klaren Luft scharf gegen den gestirnten Himmel ab.

Neun Jahre sind eine lange Zeit, vielleicht sind die Schuhmacherleute tot oder fortgezogen. Adas großes, prächtiges Vaterhaus hat leergestanden in den neun Jahren, sie hat in dieser Zeit die halbe Welt gesehen, aber ihre Vaterstadt, das alte Hotel Kralen, den Platz am Fenster hat sie geflissentlich vermieden. Heute zum erstenmale hat eine starke unerfüllte Sehnsucht sie hieher geführt. Sie gab dieser Sehnsucht ihres Herzens nach, wie man die ungereimten Wünsche eines kranken Kindes erfüllt, halb lächelnd, halb wehmütig. Es ist nicht die Erinnerung an die Schuhmacherleute oder überhaupt an die Einwohner des großen Hauses, die sie hieher zog. Sie folgte jenem unerfüllten Sehnen, das sie zum erstenmale am Abend ihres siebenzehnten Geburtstags überkam und sie seitdem nicht mehr verlassen hat. Doch hier an Ort und Stelle erwacht leise das alte Interesse an den alten Dingen. Sie zieht heftig an der Glocke, welche den Diener herbeiruft.

„Wer wohnt drüben in der Kellerwohnung, da, wo der Schuhmacher Sieg gewohnt hat?"

„Der Schuhmacher wohnt noch dort, gnädige Frau."

„Und im zweiten Stock?"

„Ein Maler, gnädige Frau; er ist der Bräutigam von des Schuhmachers Tochter."

„Es ist gut," sagt Ada. „Von des Schuhmachers Tochter!" wiederholt sie, als der Diener gegangen ist.

Wie sie dann wieder an das Fenster tritt, ist die Hängelampe bei dem Maler angezündet. Sie sieht einen brennenden geschmückten Christbaum, die Schuhmacherleute stehen davor. Der Mann ist alt geworden, sein schwarzes Haar fängt an zu ergrauen; die Frau ist noch runder, noch behäbiger geworden als vor neun Jahren. Auch der Maler steht dort; er hält das Mariechen in seinen Armen und küßt es herzhaft.

Gräfin Ada öffnet ihre Augen weit.

Dieser Maler hat sich am meisten verändert, oder — nein! eigentlich am wenigsten. Er ist noch derselbe schöne, stattliche Mann, der er gewesen. Und doch! Diesen Mann hat sie zu lieben gemeint!

Gräfin Ada öffnet ihre großen Augen weit — weit.

Digitized by Google



Des neuen Jahres erster Gruß. Originalzeichnung von R. Hegler.

Digitized by Google

Welch ein Geist der Verblendung hat ihr thörichtes Herz irregeleitet, als die Opposition gegen den ihr bestimmten Gemahl in ihr die Einbildung entstehen ließ, daß sie — sie, die Gräfin Kralen, diesen Mann lieben könne. Wie er lacht — wie er sich bewegt — wie er mit dem Mariechen verkehrt! O Gott, wenn alle Ideale, die das Herz gepflegt, diesem zertrümmerten gleichen! Ihm hat sie ihre Ruhe geopfert? Ihm räumte sie freiwillig einen Platz in ihrem Herzen ein, das sich dem Grafen Ranzo versagte?

Die Gräfin zieht sich in das Zimmer zurück, sie lächelt bitter.

Da künden von den Türmen der Stadt die Uhren die sechste Stunde, und lauten und leisen Tones fangen die großen und kleinen Glocken zu läuten an.

Und während die Gräfin schwermütig den Glockenklängen lauscht, drängt sich ein anderes Gesicht neben das des Malers, dessen Züge in ihrer Erinnerung zu verblassen beginnen, es ist das Gesicht eines Knaben; immer deutlicher enthüllt es sich aus den zurückweichenden Schatten der Vergangenheit.

Der Knabe blickt zum Himmel auf und sagt zu der Gräfin, die im Kinderkleidchen neben ihm steht:

„Das ist die Kassiopeja da oben. Jeder ihrer Sterne ist an sich klein und wenig leuchtend, zusammen aber geben sie einen hellen Schein. Es ist, wissen Sie, Ada, wie mit unseren Häusern, welche wir vereinen werden. Und das da ist die Venus, der Stern der Liebe. Der Vater sagt, die Liebe wäre das beste und edelste Gefühl. Ich werde Sie immer lieben, Ada, und Ihnen somit den besten und edelsten Teil meines Selbst weihen."

Die kleine Gräfin lachte. Sie war ein Kind, und Kinder lachen über größere Weisheiten und stehen bewundernd vor noch viel blühenderem Unsinn.

Aber Ada hat immer gelacht, wenn Graf Adolf mit seiner tiefen, überzeugenden Stimme in diesem Sinn zu ihr gesprochen, auch als sie kein Kind mehr war.

Und das Antlitz des Knaben ändert sich mit steigender Geschwindigkeit. Es wird das eines Jünglings, eines Mannes, es altert schon. Noch aber bleibt ihm derselbe ruhige, edle Ausdruck.

Es ändert sich und reift bis zu dem Tage, wo die Silvesterglocken in das Schwirren und Summen einer großen Gesellschaft klingen. Es ist Gräfin Ada Kralens Hochzeitstag. Spät am Abend entführt sie ein Schnellzug der Heimat. Sie ist mit ihrem Gemahl in einem Coupé erster Klasse allein.

„Warum sehen Sie mich so nachdenklich an?" fragt sie den Grafen.

„Ich lese in Ihren Augen, Ada."

„Eine Kunst, die Sie nie erlernen werden."

„Die ich denke längst erlernt zu haben."

„Nein, Sie lesen falsch."

„Beweisen Sie es mir."

„Sie entziffern Gegenliebe, die nicht vorhanden ist."

„Scherzen Sie nicht mit diesen Dingen, Ada."

„Ich scherze nicht."

„Wollen Sie diese Sünde gegen den heiligen Geist der Wahrheit behalten?" fragt Graf Adolf mit stockendem Atem; seine Stimme klingt heiser: „Ada — Sie lieben mich nicht . . ."

„Nein!" antwortet Ada, und beide verstummen; und dann eine sekundenlange Pause, die Ada eine Ewigkeit dünkt; und dann Graf Adolfs Stimme, kalt und vollkommen deutlich:

„Gräfin Kralen, Sie haben mich für würdig erachtet, Ihnen meinen Namen zu verleihen, ich erkenne das Opfer an, das Sie mir damit brachten; ich werde nie ein größeres von Ihnen verlangen."

So fuhren sie weiter, tiefer hinein in den Süden, über die Alpen bis an die Küste Genuas und den Golf von Neapel, die Stationen ihrer Hochzeitsreise.

Jahre vergingen, und endlich stand Graf Adolf mit Ada am Sarge ihres Vaters. Seine Worte waren tröstend, und seine Stimme hatte noch denselben tiefen, sympathischen Ton. Aber immer noch reift und veredelt sich das Gesicht, das anfangs das eines Knaben war. Jetzt trägt es die feinen durchgeistigten Züge eines vornehmen Mannes, der viel gekämpft und viel gelitten hat.

Gräfin Ada streckt sehnsüchtig die Arme in die leere Luft. „Adolf — Adolf!"

Die Glocken läuten, Gräfin Kralen-Ranzo steht am Fenster — allein. Wie sie als Mädchen hier gestanden, wie an ihrem Hochzeitstage, so ist es noch heute — nach neunjähriger Ehe.

„Adolf, lieber Adolf, komm!"

Sie weint bei dem Klange der Sylvesterglocken um die verlorene Jugend und das verschmähte Glück. Dann klingt in das laute, dröhnende Läuten der Turmglocken ein anderes, helleres.

Weich und hoch liegt der Schnee in den Gassen, unter den Fenstern der Gräfin gleitet ein Schlitten vorüber, und gleich darauf verstummt das Schellengeklingel. Dann klingen bekannte Schritte auf dem getäfelten Korridor — ein leises Pochen — Ada rührt sich nicht, sie atmet kaum.

Die Thüre geht auf, es tritt jemand ein, und eine zweite Gestalt lehnt sich neben die ihre in das geöffnete Fenster.

„Ada," sagt eine wohlbekannte tiefe Stimme, „es kam mir doch gar zu traurig vor, Sie an diesem Tage, der für Sie eine doppelte Bedeutung hat, allein zu wissen. Ich bin Ihnen nachgereist, denn, sehen Sie, Ada, ich werde allmälich alt, und die Jagd ist ein Vergnügen für junge, kräftige Leute, ich habe dem Baron eine Absage geschickt. — Wie laut hier die Glocken klingen! — Sie weinen, Ada? Warum weinen Sie? Bei Ihren Thränen, die ich Sie zum erstenmal vergießen sehe — und bei diesen heiligen Klängen, von denen die Luft erzittert, lassen Sie Ihr Herz sprechen. Siebenzehn Jahre habe ich um Sie geworben, Ada — finden Sie diese Beständigkeit immer noch langweilig?"

Sie sagt etwas Unverständliches; Thränen ersticken ihre Stimme.

„Finden Sie meine Beständigkeit noch langweilig, Ada?"

Gräfin Ada läßt ihre Hände sinken und wendet ihr schönes, verweintes, mondbeschienenes Gesicht dem Grafen zu. „Nein, jetzt denke ich anders und will Ihnen eine Geschichte erzählen."

„Und warum jetzt?" ruft der Graf angstvoll; „eine Geschichte, in diesem Augenblick!"

„Weil," antwortet die Gräfin leise und weich, „ich mein Herz erkannt habe, weil diese Geschichte hieher gehört, weil ich Dich liebe, Adolf, und weil ich Deine Verzeihung brauche und sie durch diese meine Geschichte leichter zu erlangen hoffe."

Der letzte Glockenton verhallt in der stillen, klaren Luft, Gräfin Ada lächelt an dem Herzen ihres Gemahls, und Graf Ranzo schließt das Fenster.

Bei der Großmutter.

(Hierzu das Bild Seite 281.)

Der alte Herzog und die alte Herzogin von Benrenuti hatten drei liebenswürdige Töchter. Emilia, die ältere, war eine stolze, hohe Schönheit — vornehm und majestätisch, mit edlem Gesicht, dunklen, gebietenden Augen und das reiche Haar von dem goldigen Glanze überreifer Aehren. Giulietta, die jüngere, war eigentlich nicht schön, nicht groß, nicht auffallend; sie war nur ein hübsches, unbedeutendes, fröhliches Mädchen, das man aber gern in den Kauf nahm in den hohen, dunklen Sälen des Schlosses Fiorimanti, wie man in einem prachtvollen Rosenstrauß auch irgend ein Blaurisperlein nicht missen mag.

Da die Benrenutis einen echt fürstlichen Reichtum besaßen, so gab es auf dem Schlosse Fels der Gäste viele, war doch die Familie verschwägert und befreundet mit allem, was im Römischen adelig und vornehm war. Auch an Freiern fehlte es natürlich der schönen Emilia Benvenuti nicht. Lieder wurden ihr gesungen, Harfen klangen ihr zum Preis, und die Farbe, welche sie liebte — das zarte Rot der Pfirsichblüte — glänzte in Bandschleifen an manchem Wamse oder in Rosetten an manchem Barette. Und wenn die Schar den Anbetern um die schöne Emilia allzu dicht wurde, mandten sich die Ueberzähligen — freilich ein wenig seufzend und mit sauren Mienen — zu der kleinen, unbedeutenden Giulietta, welche oft lachend zu ihrer herrlichen Schwester sagte:

„Ich kriege alle Verliebten, die vor Deiner Schwelle nicht mehr Platz haben, und alle Gedichte, die für Deinen Tisch zu viel sind. Auf den meisten finde ich auch meinen Namen über einem austradirten anderen Namen stehen — dem Deinigen, Emilia! Wie schmeichelhaft das für mich ist! Und da soll ich einen dieser Menschen lieben! . . . Aber was thut's? Deshalb habe ich Dich doch nicht weniger lieb!"

Und damit fiel die kleine, tolle Giulietta Emilia um den Hals, und die stolze, schöne Emilia küßte ihre Schwester zärtlich und wie tröstend.

Merkwürdigerweise aber konnte sich keiner all der jungen, glänzenden, reichen, hochadeligen, geistvollen oder ritterlichprächtigen „Seufzenden" rühmen, daß das Auge der Stolzen Emilia mit Wohlgefallen auf ihm ruhe, daß ihr Lächeln ihm eine Hoffnung gebe. War dieses schöne Wesen zu stolz, um zu lieben, zu hochmütig, um einem andern als ein geliebtes Haupt zu krönen? Es war möglich — aber so traurig für die unglücklichen Anbeter.

Stolz und hochmütig? — Es war nicht Stolz und erst recht nicht Hochmut, was in ihren schönen, gebietenden dunklen Augen leuchtete, wenn sie auf dem hübschen Pier Molina ruhten, dem Sohne des Verwalters. Der alte Verwalter Molina war ein einfacher Bauer gewesen und hatte sich nach und nach durch Fleiß, Verstand und Thatkraft zum Verwalter des herzoglichen Schlosses emporgeschwungen, und sein Sohn Pierino, der einst als barfüßiger Junge hinter dem Pflug einhergegangen, war ein tüchtiger Jäger des Gutes geworden. Niemand war so kühn, so fröhlich, so lachend, so maienfrisch und so hübsch wie Pier Molina, der herzogliche Schütze. Und Emilia Benvenuti lichtete es in ihrer Herablassung, wie oben zu plaudern, wenn sie ihm in dem würzigen Duft des Waldes oder in den kühlen Parmgängen des Parkes begegnete. Wie gnädig war sie da, so ganz ohne Stolz, so herzlich fast. Pier Molina wußte nicht genug davon zu erzählen, das Herz ging ihm auf, und er wurde ganz Feuer, wenn jemand vor ihm zu sagen wagte, Prinzessin Emilia Benvenuti sei zwar wunderbar schön, aber auch wunderbar hochmütig.

An einem süßen Septembertage, wo die Rosen gar sehnsüchtige Düfte über die Erde sandten und die ganze Welt ein Veilchen süßen, holden Glases zu sein schien, standen sich Prinzessin Emilia und Pier Molina in dem dunklen Schatten einer Allee des Parkes gegenüber. Er war vom Jagen heimgekommen und war schöner, frischer, gebietender, lächelnder als je in seinem malerischen Gewande, die Flinte auf der Schulter, mit gerötheten Wangen und blitzenden Zähnen. Emilia hatte zur Viola da Gamba ein Liebeslied Petrarcas gesungen, und Pier Molina hatte gelauscht. Sie hatte plötzlich den Schatten des Lauschers auf dem Sande des Bodens gesehen, als ein Lufthauch die Zweige, welche ihn bargen, zur Seite wehte. Sie hatte sich unterbrochen und wie erstarrt umgewendet. Als sie aber Pier erkannte, war aller Zorn gewichen, und sie lächelte ihm zu. Er war etwas verlegen geworden, hatte sich entschuldigt und hatte dann seufzend gesagt, wie wahr das sei, was sie vom Liebesschmerz gesungen. Sie lächelte mit ihren prachtvollen Lippen, und es war wie eine Sonne in ihren dunklen Augen.

„O, wie Ihr kränket, Pierino! Kennt denn auch Ihr die Liebe?"

Wie Glut flog es über sein Gesicht.

„Ja!" sagte er und seufzte abermals.

„Und Ihr liebet unglücklich?" fragte Emilia.

Sein kühnes, fröhliches Auge suchte den Boden.

„Ach ja! Wenn man liebt, was man nicht soll, leuchtet, was so hoch über uns steht, erscheint, was wir nie erreichen können . . ."

Heller strahlte noch die Sonne in ihren großen Augen, wie sie auf dem schönen Jüngling ruhten. Eine große Freude oder ein großes Glück schien in ihr aufzublühen.

„O, und wenn Ihr eine Königin liebtet, Pierino — weshalb weilt Ihr verzagen? Und wenn Ihr das stolzeste Weib begehrtet — wer weiß, ob Ihr vergebens seht!"

„Meint Ihr?" rief er voller Hoffnung. „Also auch eine Prinzessin könnte . . ."

„Wenn sie Euch liebt!" sagte Prinzessin Emilia, und eine Welt lag in ihrem Lächeln — eine Welt von Demut.

„Aber ihre Eltern . . ." sagte Pier.

„Was fragt die Liebe darnach," sagte Emilia leise, fest, „die kühne Liebe eines Mannes und die schrankenlose eines Weibes? Wenn Ihr liebt, seid mutig! Fragt das Mädchen, und wenn sie Euch bejaht, dann hebt sie meinetwegen in dunkler Nacht auf Euer Roß und flüchtet mit Eurem Glücke ins Weite. Und wenn der Eltern zürnen, sie werden's nicht ewig. Kommt dann als glückliches Ehepaar zurück, und das härteste Elternherz wird verzeihen!"

„Meint Ihr?" rief Pier strahlend und glücklich. Dann neigte er sein schönes männliches Gesicht auf ihre weiße, stolze Hand, drückte einen heißen Kuß auf dieselbe und — war verschwunden.

Am andern Tage war große Aufregung und großer Lärm auf Schloß Fiorimanti. Pier Molina, der Jägerbursche, war durchgegangen und hatte Giulietta — Prinzessin Giulietta entführt!

Jahre waren vergangen, acht lange Jahre. Der Herzog und die Herzogin waren alt und kränklich. Prinzessin Emilia war unvermählt geblieben. Sie war noch immer wunderbar schön, aber es lag wie ein düsterer Schleier auf dieser Schönheit. Sie war noch stolzer geworden, und eine bittere Verachtung gegen alles hatte sich ihrer bemächtigt. Der Herzog und die Herzogin hatten der „entarteten Tochter" nicht verziehen. Der alte Molina war mit Schimpf entlassen worden. All der Stolz in den selbstbewußten alten Herzen ward genährt, all der Groll über die „Schmach" ward geschürt von Emilia. Giulietta Molina war verstoßen und enterbt. Sie hatte mit ihrem Gatten darben müssen, wenn sich nicht eine alte Tante ihrer erbarmt und ihr eine kleine Rente ausgesetzt hätte. So lebten sie nun seit Jahren in Rom — in ärmlichen Verhältnissen, so gut und schlecht es ging, etwas kränklich, zigeunerhaft, verschuldet; „natürlich höchst unglücklich", wie die Stolze Emilia zufrieden und großerzückt dachte. Denn ihr hochmütiges

Digitized by Google

Herz konnte sie verschmähte Liebe nicht vergessen — und welches edle Liebesherz vermöchte es?... Da starb die alte Tante Adelheid und hinterließ Giulietta und ihrem Gatten ihr Vermögen.

Jetzt sagte Pier Molina zu seiner lieben, sanften Frau, die so geduldig und glücklich die trüben Zeiten mit ihm getheilt hatte: „Giulietta, ich meine, es ist nun Zeit, zu Deinen Eltern zu gehen und es zu versuchen, sie zu versöhnen. Ich weiß, daß Dein liebes Herz an dem Schmerze krankt, den das Zürnen der Eltern Dir macht, obwohl Du noch nie gegen sie gefehlt hast."

„Was hätte ich Dir klagen sollen, Pierino?" lächelte Giulietta unter Thränen, die Wangen ihres zärtlichen, schönen Gatten streichelnd; „ich war ja so glücklich mit Dir!"

Er küßte sie.

„Heute, wo wir nicht mehr mit der Not kämpfen, da wir reich geworden, heute können wir vor Deine Eltern treten," fuhr er fort, „denn sie können nicht mehr glauben, daß es uns um ihr Geld zu thun ist — nur ihre Verzeihung, ihre Liebe wollen wir. Und dann, haben wir nicht unsern Knaben bei Guido! Der wird für uns sprechen und sie versöhnen."

So kamen sie mit dem kleinen Guido und Vater Molina an einem schönen Septembertage, wo die Rosen so süß über die frohe Erde duften, auf Schloß Fiorimonti an. Ein alter, treuer Diener, der die Signorina Giulietta immer angebetet hatte, ließ sie ungemeldet in das Gemach, wo sich das alte Paar und Prinzessin Emilia befanden.

Vater Molina trat mit dem kleinen, hübschen, hellherzigen, anmuthigen Knaben zuerst ein, während Pier und Giulietta an der Thüre warteten. Der alte Mann trat mit dem Knaben vor.

„Großpapa, Großmama!" rief der, lächelnd die Hände windend, aber dabei doch ängstlich.

Der alte Herzog wollte auffahren voll Rührung und Ueberraschung — aber ein Blick auf seine verbitterte, tief gekränkte Gattin bannte ihn unbeweglich in seinen Stuhl zurück. Die Herzogin war totenblaß geworden, und kalt wie Eis war ihr Blick auf das Kind gerichtet. Da faßte sich aber der liebe, kluge Junge ein Herz, lief auf die alte Frau zu und legte ihr seinen Arm um den Hals und plauderte:

„Großmama, liebe Großmama, nicht wahr, Du sagst mich nicht fort? Mama sagte mir, Du seiest so gut wie ein Engel und werdest Großpapa bitten, daß er uns wieder lieb hat! Versprich mir, daß ich auf der Welt bin — ich kann nichts dafür."

Damit küßte er die alte Frau auf die Lippen, und da schmolz all ihr Groll und Leid. Kann eine Großmutter dem zärtlichen Kusse ihres Enkelkindes widerstehen?!

Und nun wagten sich Pier und Giulietta herein — er so köstlich, aber dabei so mannhaft stolz auf seine geliebte Gattin, die lächelte und weinte ...

•

Auch Prinzessin Emilia, welche, eine Handarbeit regungslos vor sich haltend, vom ersten Augenblick an stare und doch wie eine Tote neben dem Stuhl ihrer Mutter gestanden, lächelte jetzt ihrer Schwäger und deren Gatten entgegen ... sie wäre lieber gestorben, als daß sie ihm den Groll und den Schmerz der Verschmähten hätte ahnen lassen ... ach, welch erzwungenes Lächeln das war!

Versöhnung und Friede zog ein in das Haus und die Herzen.

Nur Prinzessin Emilia trieb es hinaus aus diesem Sonnenschein des Glückes in den düstern Schatten eines Klosters. Dort starb sie hochbetagt, einsam, ihrem längst gestorbenen Herzen nach. Nur die seltsamen, düsterbewegten Sonette, die sie in einem liebergebundenen Büchlein hinterließ und die bald wie ein Seufzer hilfloser Liebe zittern, bald wie der Schmerzensschrei eines gehetzten Tieres gellen, erzählten einem Urenkel der Familie das Leid ihres Daseins. Dieser Urenkel aber ist es, welcher die Geschichte des großen Leides hier niederschrieb, wie sie war aus jenen Sonetten entgegenklang.

Emil Maria Pacano.

Beim Stelldichein.

(Hierzu das Bild Seite 293.)

Also morgen früh um acht! Am Kirchholzer Heil's Loisls Bildstöckl an der alten Buche!" rief abends im Schloßbrauhofstüberl der Förster beim Auseinandergehen, um seinen Jagdgästen nochmals die Zusammenkunft für den andern Tag in Erinnerung zu bringen. Unser Bild zeigt uns den Platz als nicht falsch gezeichnet. Zur Rechten dehnt sich weit das Ackerland, das eben des Kirchholzbauern Knechte mit den glänzenden Ochsen zur Wintersaat bestellt, während er selbst, der Bauer, mit seiner schmucken Tochter die letzten Kartoffeln in Säcke faßt, um sie für den Winter einzusammeln. Ueber dem fruchtbaren Gelände drüben zeigt sich das Herbstandenken eines Hochlandwetters durch den Nebelschleier, der aus ihm aufsteigt und sich zwischen die abgeerntete Gruppe sowie die Jäger, welche zu frühzeitig eingetroffen sind, und die bewaldeten Gebirge im Hintergrund einhüllt. Düster herrlicher Wald aber im Vordergrund, wo sich der Förster mit seinen Gewehren unter den ragenden Wipfeln der „Buidstockbuche" gelagert hat. Diesen Namen hat der prächtige Waldriese von der bemalten Tafel, welche an seinem Stamme hängt und auf der wir einen auf grünem Rasen hingestreckten Jäger mühsam erkennen, so sehr hat der Regen die Farben der Tafel verwischen; doch erzählt ja eben der Förster als Ergänzung zum Bilde das sonderbare Denkmal dessen einfache Geschichte. „Der Buchenschlag," hören wir ihn sagen, „war damals noch dicht mit Unterholz ausgestockt, und nur schwer kam man durch das Durcheinander vom jungen Forchen, welche zwischen den Weißbuchen knorrig aufwuchsen; sehen konnte man kaum zwei Schritte weit vor sich hin in der ‚Räuhe'. Grad da drin aber lagen die Hirsche gern im Sommer zur Feistzeit, wenn sie bei Tag von den Fliegen zu arg geplagt wurden; war doch auch der Weg nicht weit vom Schlag hinaus aufs Gipfeld, wohin sie abends zur Aesung zogen. Besonders gern wechselte aber gerade ans Eck der Kapitalhirsch, der Sechzehner, auf den der Loisl schon lange ein Aug' hatte, und den Stolz, den zu schießen, hätt' er keinem gelassen, schon deshalb nicht, weil er damals des Riedlbauern saubere Tochter, der Stasi, z'G'fallen ging und sich als guter Jäger zeigen wollt'. Ein prächtiger Kerl war mein Kamerad, der Loisl — er war Gehilf im Revier und ich Praktikant damals — und g'schossen hat er treu einen. Also — abends geht wieder einmal der Loisl 'raus auf den Anstand, hier an die Buch', und ich stell' mich 'nüber, drüben ans Eck, wo jetzt die Allee auslauft am See, so ein halb's Stündl von da. Der Mond hat hell g'schienen, so daß man auf hundert Schritt leicht hat 's Ablehen z'sammenbringen können, und ich hab' denkt: ‚Komm nur, Sechzehner, an mir soll's net fehlen!' Da — paff, paff! — hallen zwei Büchsenschuß trocken zu mir herüber. Ich horch hen; wie ich kein' Juchzer hör', denk' ich: ‚Sollt' der Loisl g'fehlt haben?' und mach' mich auf den Weg daher. — Was soll ich sagen? Wie ich da bin, sind' ich den Loisl in sei'm Blut; der Trost vom Brandhof, ein unverdorbener Kerl, der Wildern 'gangen ist, hat ihn erschossen g'habt, wie sie einander auf'm Anstand g'stellt haben. Man hat 'glaubt, die Stasi werd' von Simmer, wie sie ihren Schatz so g'sehen hat! Ja, 's war ein braver Kamerad, der Loisl!" — Also auch hat in diese prächtigen Hallen des Waldomes hatte das Elend schon den Weg gefunden, und heute lag Wald und Flur, in das goldige Rot der Morgensonne getaucht, so friedlich, als hätte hier allzeit nur der Odem Gottes friedlich geweht. Doch, lassen wir die traurige Vergangenheit, freuen wir uns mit dem Künstler, der dieses prachtvolle Stück einer Waldlandschaft im Bilde festgehalten hat, der Gegenwart, und rufen mit der fröhlichen Jagdgesellschaft ein frisches „Weidmanns Heil!" zu.

C. Fischer.

Das Jubiläum Papst Leos XIII.

Mit Bildnissen und Ansichten aus dem Vatikan

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Papst Leo XIII., welcher Ende Dezember sein fünfzigjähriges Jubiläum als Priester der katholischen Kirche beging, hat sein hohes Amt unter so schwierigen Verhältnissen angetreten, wie kaum jemals einer seiner Vorgänger auf dem Stuhle Petri. Der weltliche Besitz, den das Oberhaupt der katholischen Kirche seit Pipin und Karl dem Großen mit souveräner Gewalt beherrscht, war der Kirche genommen, Rom, die heilige Stadt, welche allen Glanz und alle Macht der Kirche in sich vereinigt hatte, war zur Hauptstadt des Königreichs Italien erklärt — dem Papste war nur der vatikanische Palast geblieben, in welchem er als freiwilliger Gefangener lebte. Die Proklamirung des Unfehlbarkeitsdogmas durch das vatikanische Konzil vom Jahre 1870 hatte die weltlichen Mächte mißtrauisch und vor Uebergriffen der Kirche in ihre Machtsphäre besorgt gemacht. Ganz besonders war in Preußen und einigen anderen Ländern des deutschen Reiches, wie die Großherzogtümer Hessen und Baden, ein scharfer Konflikt entstanden. Der Staat hatte Gesetze gegeben, welche die Kirche nicht anerkannte und denen sie den Gehorsam verweigerte. Die Absetzung und Bestrafung der meisten Bischöfe und zahlreicher Geistlichen, die Verwaisung vieler Gemeinden war die Folge gewesen, und der geistvolle, liebenswürdige und wegen seiner persönlichen Eigenschaften verehrungswürdige Papst Pius IX. hielt sich für verpflichtet, gerade um des Unglücks willen, das ihn von allen Seiten traf, den Kampf gegen die weltlichen Autoritäten noch eifriger und erbitterter zu führen, als er es somit vielleicht gethan haben würde. So stand das Papsttum, des tausendjährigen Bodens seiner souveränen Macht beraubt, nicht nur den geistigen Feinden der Kirche, welche in Italien und der französischen Republik sich immer siegesgewisser erhoben, gegenüber, — es war zugleich auch in einen schweren Streit mit dem neuen deutschen Reich verwickelt, indem auch das katholische Bayern die Wege der von der Kirche als unerträglich erklärten Gesetzgebung betreten hatte.

Unter so trostlosen Auspizien wurde am 17. Februar 1878 der Kardinal Joachim Pecci zum Nachfolger Pius IX. nach anderthalbtägigem Skrutinium mit großer Majorität erwählt, und als er unter dem Namen Leo XIII. am 3. März 1878 im Sankt Peterdom gekrönt wurde, da schien die päpstliche Tiara, welche einst das Sinnbild der höchsten Macht auf Erden war, vor der sich die Kaiser und Könige in den Staub beugten, fast eine dreifache Dornenkrone zu sein, die auf das Haupt des neuen Papstes gedrückt wurde.

Die merkwürdige alte Prophezeiung des heiligen Malachias hatte als Bezeichnung für den Nachfolger Pius IX., der selbst so schweres Kreuz vom Wappenkreuz Savoyens erhielt, das Wort verzeichnet: „Lumen in coelo" (ein Licht am Himmel). Man fand die Auslegung in dem Wappen des Kardinals Pecci, das einen Komet stern in blauem Felde zeigt. Aber die bereits zehnjährige Regierung Leos XIII. gibt wohl das Recht und die Begründung zu einer besseren und schöneren Auslegung des alten prophetischen Wortes. Denn der in so schwerer, dunkler Zeit erwählte und gekrönte Papst ist in der That durch seine Weisheit ein Licht geworden nicht nur am Himmel der katholischen Kirche, sondern auch für die ganze europäische Welt, indem er überall bemüht ist, Streit und Haß zu Frieden und Versöhnung zu führen.

Leo XIII. stammt aus einem alten sienesischen Adelsgeschlechte. Sein Vater, Graf Ludwig Pecci, war Oberst in der italienischen Garde Napoleons I. gewesen, hatte sich aber, als ihm am 2. März 1810 in seinem damaligen, in den Volskerbergen gelegenen Wohnsitz Carpineto bei Anagni ein sechstes Kind, der von der Verzehrung zu so großen Dingen auserlesene Joachim, geboren wurde, bereits von der militairischen Laufbahn zurückgezogen. Joachim, dessen Mutter der in Cori altansässigen Adelsfamilie Prosperi-Buzi entstammt, erhielt zunächst eine sorgfaltige Erziehung im Collegio Romano. Noch in sehr jugendlichem Alter wurde er im Jahre 1837 zum Protonotar und Hausprälaten, dann zum päpstlichen Delegaten in Benevent ernannt. Er machte sich besonders durch die Energie bemerkbar, mit welcher er das damals so arge Räuberunwesen unterdrückte, und wurde darauf Legat in Spoleto, dann in Perugia. Schon im Jahre 1843, also erst 33 Jahre alt, wurde er mit der erzbischöflichen Würde — von Damiete in partibus infidelium — bekleidet und zum Nuntius in Brüssel ernannt, wo er mit ebensoviel Energie wie Geschicklichkeit und Persönlichkeit verstand, der katholischen Kirche ihre vollkommen unabhängige Stellung zu sichern und zugleich das besondere persönliche Vertrauen des Königs Leopold I. zu gewinnen. In seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre, am 19. Januar 1846, wurde er zum Kardinal in petto ernannt und mit der Verwaltung der Erzdiözese von Perugia betraut. Kardinal Antonelli war — so meinte man damals — auf den jungen Prälaten, der schon so außerordentliche Dienste geleistet hatte, eifersüchtig, und seinem Einfluß schrieb man es zu, daß der Erzbischof von Perugia unter Pius IX. lange auf seinem entfernten Posten belassen und seine in petto erfolgte Ernennung zum Kardinal erst 1853 proklamirt wurde. Nach Antonellis Tode erst wurde der Kardinal Pecci nach Rom berufen und zum Camerlengo ernannt. Kraft dieses Amtes leitete er nach dem Tode Pius IX. die Geschäfte der Kurie bis zum Konklave, das ihn dann auf den päpstlichen Stuhl berief.

Er hielt nach seiner Thronbesteigung die Grundsätze seines Vorgängers vollkommen aufrecht, sowohl dem Königreich Italien als der kirchenpolitischen Gesetzgebung der übrigen Staaten gegenüber, aber seine Sprache war milde und versöhnlich und enthielt sich der Verfluchungen, welche früher die Gegner getroffen hatten. Auch suchte er mit den weltlichen Mächten, namentlich auch mit dem deutschen Kaiser, wieder persönlich freundliche Beziehungen herzustellen und zeigte deutlich, daß er geneigt sei, über Rom Machtfragen hinwegzugehen und über Prinzipienfragen, ohne dieselben aufzugeben, die Verständigung in einem tolerablen Modus vivendi zu suchen.

Die Friedensaufgabe, die der neue Papst sich stellte, war schwer; denn nicht nur hatten die weltlichen Mächte, durch den langen Streit gereizt, das Vertrauen verloren, sondern auch innerhalb der katholischen Kirche, welche durch den Kampf fester geeinigt dastand, hatte diese Entzweiung Wurzel gefaßt. Indem gab es nicht wenige Elemente, welche, durch den Streit groß geworden, jeden friedlichen Ausgleich fürchteten, durch den sie beseitigt geschehen werden würden.

Aber der feste Wille Leos XIII., verbunden mit seiner Weisheit und staatsmännischen Feinheit, überwand diese Schwierigkeiten. Er wußte durch seine offene Wahrhaftigkeit das Vertrauen der weltlichen Mächte zu gewinnen und zugleich mit fester, ernster Entschiedenheit die zu eifrigen Heißsporne der katholischen Kampfespartei in die Schranken des Gehorsams zurückzuführen. So sprach er noch im ersten Jahre seiner Regierung in einem Schreiben an den vom Staat abgesetzten Erzbischof von Koln in beruhigenden Worten seine wohlwollenden Absichten und seine Hoffnung auf die Beilegung des leidigen Streites aus. Ebenso stellte er in einem späteren, im Oktober 1880 an den Erzbischof von Paris gerichteten, aber für die ganze katholische Welt bedeutsamen Breve den maßgebenden Grundsatz auf, daß die Kirche der Staatsform gegenüber neutral sei und den Gehorsam gegen ein geltendes Staatsgesetz zusagen könne, ohne solchem Gesetz ihre ausdrückliche Billigung zu geben. Zugleich tadelte er in bestimmten und scharfen Worten die Eiferer, welche die Interessen der Kirche besser verstehen zu können glaubten als der Papst und die Bischöfe und die Erklärungen und Handlungen ihrer rechtmäßigen kirchlichen Obrigkeit anzugreifen sich herausnahmen. Die Regierungen aber wies er in der Encyklika am 1. Juli 1881 darauf hin, daß die Kirche nur sie die einzige

würksame Verbündete gegen den Kommunismus, Sozialismus und Nihilismus sei, welche immer drohender sich zum Umsturz aller Staats- und Gesellschaftsordnung rüsteten und wesentlich nur durch geistige Mittel, vor allem durch das Christentum, siegreich bekämpft werden könnten.

Diese versöhnliche Haltung und die ernste Mahnung zum Frieden zwischen den Mächten, welche im Kampf gegen die wühlerischen Elemente auf einander angewiesen seien, blieb besonders in Berlin nicht ohne Beachtung. Der Kaiser, selbst fest im frommen christlichen Glauben stehend, wollte den Frieden, und der große Kanzler erkannte, daß die Regierung in der ersten Erbitterung des Kampfes zu weit gegangen sei und durch ihre Gesetzgebung die für die Lebensbedingungen der Kirche notwendige Freiheit zu sehr eingeschränkt habe. Es wurde nicht nur die Handhabung jener Gesetze gemildert, sondern die preußische Regierung trat auch mit dem Papst in Verhandlungen über die Herstellung eines beiderseitig befriedigenden Verhältnisses zwischen dem Staat und der katholischen Kirche. Immer noch tauchte zwar die alte Erbitterung auf beiden Seiten wieder auf, und manche Führer der katholischen Partei verfielen in den Fehler, den der Papst in seinem Schreiben an den Erzbischof von Paris so ernst gerügt hatte. Sie wollten kirchlicher sein als der Papst und die Bischöfe und schienen zuweilen der Meinung, daß sie den Kampf auf eigene Rechnung fortsetzen könnten, während die obersten Machthaber der Kirche und des Staats sich friedlich einander näherten. Der Papst aber hielt mit fester Hand die Zügel des Kirchenregiments und wies alle solche Regungen mit Entschiedenheit in ihre Schranken zurück. Die preußische Regierung hatte einen ihrer tüchtigsten und gewandtesten Diplomaten, den früher in Washington accreditirten Herrn von Schlözer, mit den Verhandlungen in Rom beauftragt und ernannte denselben bald zum ständigen Gesandten am päpstlichen Hofe, dadurch von neuem auf das bestimmteste bekundend, daß es ihr ernst mit der Herstellung des Friedens sei. Ebenso fand der Papst für seine Absichten die geschickte und furchtlose Unterstützung eines Mannes, der bald in den Vordergrund der für die Kirche und das deutsche Reich gleich wichtigen friedlichen Entwicklung treten sollte.



Papst Leo XIII.

Am wenigsten hart war von den Folgen des kirchlichen Streites in Preußen das Bistum Hildesheim getroffen worden, und es war dies, nächst der weisen Vorsicht und Versöhnlichkeit des Bischofs, wesentlich der Geschicklichkeit und dem Eifer des dortigen Generalvikars, Dr. Georg Kopp, zu danken, der unausgesetzt bemüht war, unter freundlicher Verständigung mit dem gleich versöhnlich gesinnten Oberpräsidenten der Provinz Hannover, dem demnächstigen Minister des Innern, Grafen Eulenburg, alle Zwistigkeiten soweit als möglich zu vermeiden, und wo sie unvermeidlich waren, ihnen die scharfe, verletzende Spitze abzubrechen. Dr. Kopp, dessen eifrige und erfolgreiche Bemühungen von beiden Seiten zu ihrem hohen Wert anerkannt waren, wurde im Einverständnis zwischen der preußischen Regierung und der römischen Kurie auf den erledigten Bischofsstuhl von Fulda berufen und vom Papst mit der Förderung des Friedenswerkes, an welchem Herr von Schlözer in Rom arbeitete, in Deutschland und bei der preußischen Regierung betraut.

Ein äußerer Fall trat hinzu, um das gegenseitige Vertrauen zu kräftigen. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen der deutschen Regierung, welche die Karolinen-inseln besetzt hatte, und Spanien, welches alte Besitzrechte auf diese Inselgruppe geltend machte, drohte zu einem ernsten Streitfall auszuarten, da die republikanische Partei in Spanien den König Alphons ungestüm zu kriegerischem Vorgehen drängte und durch die Presse den spanischen Nationalstolz in hohem Grade aufgeregt hatte. Einem solchen Drängen konnte die deutsche Regierung nicht nachgeben, und es stand eine Störung des europäischen Friedens, welche bei der allgemeinen Lage hätte verhängnisvoll werden können, fast unvermeidlich bevor. Da überraschte die deutsche Regierung alle Welt durch die Erklärung, daß sie den Papst zum Schiedsrichter in dieser so scharf zugespitzten Streitfrage annehmen wolle. Es war dies ebenso politisch weise, da das katholische Spanien gerade den Papst als Schiedsrichter nicht abweisen konnte, als es das unbedingte Vertrauen in die persönliche Gerechtigkeit Leos XIII. sichtbar bewies und das Ansehen des Papstes in ganz Europa außerordentlich erhob, da das mächtige Deutschland sich seinem Urteil zu unterwerfen bereit war. Die Streitfrage wurde durch des Papstes Schiedsspruch in einer für beide Teile ehrenvollen und befriedigenden Weise gelöst, der europäische Frieden erhalten und das gegenseitige Vertrauen zwischen Kaiser und Papst wesentlich gestärkt.

Gestützt auf das Vertrauen nahmen denn auch die Verhandlungen über die Beilegung des Kirchenstreites, auf deren Einzelheiten hier einzugehen nicht der Ort ist, einen günstigeren Verlauf. Die Grenzen zwischen der freien Bewegung der Kirche und der Autorität des Staates wurden in gegenseitigem Einverständnis geregelt und durch eine neue Gesetzgebung festgestellt, welche, wenn auch einzelne Fragen noch nicht endgültig gelöst sind, doch bei beiderseitigem gutem Willen den Boden eines friedlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens gegen die Elemente des Umsturzes geschaffen hat. — Leo XIII. darf an seinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum nach einer fast zehnjährigen Regierung auf ein großes Werk zurückblicken, das nicht nur dem Papsttum und der katholischen Kirche, sondern auch dem deutschen Reiche und Volke und damit dem Frieden der Welt zu reichem Segen gereicht.

Als er den päpstlichen Stuhl bestieg, fand er dessen Ansehen tief erschüttert, die katholische Kirche war durch die Heftigkeit des Kampfes mit der weltlichen Autorität überall und besonders in Deutschland hart bedrängt, ihre Gemeinden waren zum großen Teil verwaist, ihre Bischöfe verbannt und ihrem inneren Gefüge drohte die Gefahr einer ihrem eigentlichsten Wesen fremden und widersprechenden Zersetzung durch die Unbotmäßigkeit untergeordneter Organe gegen die kirchlichen Oberen. Jetzt, nach zehnjähriger Regierung, steht der römische Stuhl unter den europäischen Mächten trotz des Verlustes seiner weltlichen Herrschaft an Ansehen und Einfluß höher als seit langer Zeit, und der deutsche Kaiser, auf dessen Wort ganz Europa horcht, gibt das Beispiel, dem Papste alle Ehre zu erweisen, welche dem ersten der katholischen Kirche gebührt.

Die Bischofsstühle in Deutschland sind wieder besetzt, und ihre Inhaber werden in der Wartung ihrer Aemter von der Regierung durch achtungsvolles Entgegenkommen unterstützt, allen voran der treue und eifrige Mitheller des Papstes an seinem Friedenswerk, der inzwischen auf den fürstbischöflichen Stuhl von Breslau berufene Dr. Georg Kopp, der seiner Kirche wie seinem deutschen Vaterlande gleich große Dienste erwiesen hat.

Die Seelsorge in den Gemeinden ist geordnet und wird durch die wieder aus der bisherigen Verbannung zugelassenen



Gräfin Anna Pecci, Mutter Papst Leos XIII.



Graf Ludwig Pecci, Vater Papst Leos XIII.

religiösen Ordensgemeinschaften kräftig unterstützt, und wo einzelne Prinzipienfragen noch ungelöst geblieben sind, da ersetzt das freundliche gegenseitige Entgegenkommen das gesetzliche Einverständnis.

Schon sind ernste und beachtenswerte Stimmen laut geworden, welche eine Aussöhnung des Papstes mit dem Königreich Italien als bevorstehend verkündeten, ja es sind sogar die Bedingungen einer solchen Aussöhnung auf der Grundlage der neutralen Souveränität eines Teils von Rom schon in ernster Weise besprochen worden. Die Verwirklichung eines solchen Ausgleichs scheint freilich noch von unüberwindlichen Schwierigkeiten umgeben, da kaum der Weg zu finden sein mag, um die prinzipiell festgehaltenen Besitzrechte des heiligen Stuhls an dem Patrimonium Petri mit dem thatsächlichen Bestande des Königreiches Italien auszugleichen. Doch schien ja vor zehn Jahren ein friedlicher Ausgleich in dem deutschen Kirchenstreit fast ebenso unmöglich, und doch ist heute, ohne daß eine Prinzipfrage berührt worden, ein segensreicher Friede geschlossen. Die Zeit hat eine wunderbare Heilkraft für alle politischen Konflikte, und wo es gilt, diese Heilkraft bei dem päpstlichen Stuhl wie bei dem Königreich Italien zu voller Wirkung zu bringen, da wird die mit beiden befreundete deutsche Regierung ihre guten Worte und ihre guten Dienste sicher nicht zurückhalten.

So wird denn nun auch das Jubiläum des Papstes überall mit einer Teilnahme begangen, wie sie dem heiligen Stuhl — selbst zu den Zeiten seiner weltlichen Macht — selten entgegengebracht worden ist. Der deutsche Kaiser und seine erhabene Gemahlin stehen an der Spitze der gekrönten Häupter, welche durch kostbare Geschenke den ehrwürdigen Jubilar erfreuen; Pilgerzüge aus allen Ländern erscheinen in Rom zur Huldigung, und auch alle nichtkatholischen Christen in Deutschland gedenken an seinem Jubeltage dankbar des Papstes, dessen versöhnliche Weisheit die Beendigung eines Streites möglich machte, der nicht nur der katholischen Kirche und dem Staate, sondern auch der gesellschaftlichen Ordnung und der Christenheit als solcher verderblich war.

Wir haben den Bildnissen Leos XIII. und seiner Eltern eine Abbildung der sixtinischen Kapelle hinzugefügt, in welcher er an seinem Jubeltage die kirchliche Dankfeier beging, und ebenso der großen Bibliothek des vatikanischen Palastes, einer der größten und wertvollsten der Welt. Die reichen Schätze derselben, welche früher für die Außenwelt streng verschlossen waren, hat Leo XIII. der Benutzung der Wissenschaft in entgegenkommender Weise geöffnet, und so ist denn dieses Bild ebenfalls ein Ehrendenkmal für den Jubilar.

Als der Papst in der sixtinischen Kapelle seine Kniee zum Dankgebet vor Gott beugte, konnte ihn das freudige Bewußtsein erfüllen, daß auch in Deutschland tausende von nichtkatholischen Christen mit ihrem Kaiser den Segenswünschen zu seinem Jubelfeste sich anschließen, denn er hat großherzig und weise daran gearbeitet, den höchsten Segen des Christentums, der über allen Konfessionen aus den Strahlen des Sterns von Bethlehem leuchtet, zur Wahrheit zu machen: den Frieden und die Versöhnung!

F. W.



Die sixtinische Kapelle in Rom.



Die Bibliothek des Vatikan in Rom.

Digitized by Google

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Das Verhältnis zwischen Günther und seinem Vater war ein solches, daß der Sohn nicht darum zu sorgen brauchte, wie es ihm gelingen werde, den Vater vollständig wieder zu versöhnen. Es hatte den alten Herrn von Wildhagen natürlich verdrossen, daß Günther nicht sofort nach seiner Rückkehr zu ihm geeilt war, und er hatte dies in seinen Briefen deutlich ausgesprochen; aber die Antworten seines Sohnes waren gleichzeitig so liebevoll und so traurig gewesen, der Vater war darin so inständigst gebeten worden, nicht zu zürnen, die verlängerte Abwesenheit des Sohnes Umständen zuzuschreiben, über die er später Aufklärung erhalten würde, und niemals an den unveränderlichen Gefühlen der Liebe und Verehrung zu zweifeln, die der Sohn für ihn hege, — daß der alte Herr sich schließlich, wenn auch mit einigem Verdruß, beruhigt hatte.

„Jugend muß austoben," hatte er sich gesagt. — Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn war denn auch ein herzliches. Doch sagte der alte Baron sogleich, nachdem er Günther begrüßt hatte: „Du siehst nicht wohl aus. Du bist doch nicht krank?"

„Ich fühle mich ganz wohl, lieber Vater," antwortete Günther.

Nach dem Essen kam es zu einer Aufklärung, die Günther seinem Vater schuldete und die dieser von ihm erwartete. Günther sprach mit erkünstelter Leichtfertigkeit von den Verhältnissen, die ihn in Paris zurückhielten.

„Ich bin verliebt — so verliebt, wie man sein kann. Das ist der Anfang und das Ende der Geschichte, die ich zu erzählen habe, und ich bitte Dich, es als Entschuldigung meines langen Verweilens in Paris gelten zu lassen."

„Das ist alles schön und gut," antwortete der Baron freundlich, „aber Du darfst es mir nicht verargen, wenn ich Dir sage, daß es mir nicht genügt. Etwas mehr möchte ich denn doch von Dir erfahren. Wer ist die Geliebte? Ist sie jung, hübsch, aus guter Familie?"

„Sie ist eine junge, schöne, vornehme Frau."

„Eine Frau? — Günther, das macht mich sehr unglücklich."

„Sie ist eine Witwe."

„So, das ist etwas anderes," sagte der Alte beruhigter. „Hast Du Dich ihr schon erklärt?"

„Ja."

„Und sie will nichts von Dir wissen?"

„Nein, so liegen die Sachen nicht! Sie hat mich, so glaube ich, auch ganz gern; aber sie würde sich schwerlich entschließen, Paris zu verlassen; und ich kann doch nur eine Frau heiraten, die gewillt wäre, mit mir in Wildhagen zu leben."

„Selbstverständlich!"

Günther wollte weiteren Fragen aus dem Wege gehen, deren Beantwortung ihm peinlich gewesen wäre, und im Vertrauen auf die Liebe seines Vaters hat er diesen, nicht weiter in ihn zu dringen. Der alte Wildhagen dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Ich wäre unglücklich, wenn ich Dir nicht vertrauen könnte. Du wirst nichts thun, was nicht ehrenhaft ist. Und damit will ich also die Sache ruhen lassen, bis Du selbst den Zeitpunkt für gekommen erachtest, sie weiter mit mir zu besprechen."

Der alte Herr kam auch nicht wieder auf den Gegenstand zurück, obgleich derselbe seine Gedanken unausgesetzt beschäftigte und ihm große Sorge machte.

Günther fand auf seinem Schreibtisch eine erhebliche Anzahl alter Briefe aus Amerika. Nach den Poststempeln, die er aufmerksam untersuchte, waren sie alle im Monat Oktober zur Post gegeben worden. — Günther hatte New-York am dritten jenes Monats verlassen. Sein Brief vom sechzehnten, in dem er von Florence Abschied nahm, konnte in den letzten Tagen desselben Monats in die Hände seiner ehemaligen Braut gelangt sein. Seitdem hatten die Briefsendungen aus Amerika aufgehört. — Der alte Wildhagen hatte seinem Sohne vor Monaten bereits nach Paris geschrieben, es seien Briefe aus Amerika für ihn eingetroffen, ob sie ihm nachgesandt werden sollten. Günther hatte gebeten, sie für ihn aufzuheben. Er hatte damals nicht den Mut, Briefe von Florence zu lesen. Sie konnten nur Liebesbeteurungen enthalten, die ihn in jenem Augenblicke mehr gereinigt haben würden als die bittersten Vorwürfe. — Auch jetzt, in Wildhagen wagte er es nicht, jene Briefe zu öffnen. Er erkannte an der feinen, hübschen Handschrift auf der Mehrzahl der Adressen, daß alle jene Briefe bis auf zwei, von Florence kamen. — Er packte sie sorgfältig zusammen und legte sie versiegelt mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen," in eine verschließbare Schublade des Schreibtisches. — Die beiden anderen Briefe kamen von Bella und Henry Conrey, deren Handschrift Günther ebenfalls bekannt war. Beide waren vom sechzehnten Oktober aus Niagara datirt. Sie konnten auch nur Freundschaftsversicherungen enthalten, deren Wildhagen sich unwürdig fühlte. Er legte die beiden Briefe zu denen von Florence.

Es war Günther zu Mut, als käme er von dem Begräbnis eines geliebten Freundes, als er, nachdem er die Briefe eingeschlossen hatte, das Zimmer verließ. Unwillkürlich fielen ihm die Worte eines amerikanischen Liedes ein, das Florence ihm einmal mit ihrer klaren, reinen Mädchenstimme vorgesungen hatte: „I shall never see my darling any more!" — „Ich werde meinen Liebling, meine liebe, arme, kleine Flor, nie, niemals wiedersehen!"

Erst nach vierzehntägigem Aufenthalt in Wildhagen erhielt Günther einen Brief von Irenen. Sie hatte eine ungewöhnlich große und feste Handschrift, beinahe wie die eines Mannes. Der Brief war kurz und augenscheinlich in Hast aufs Papier geworfen. Er enthielt die Anzeige, daß Irene später, als sie beabsichtigt hatte, nach Paris zurückkehren werde. Ihre Mutter könnte sich nicht von ihren Verwandten trennen, die sie seit mehreren Jahren nicht gesehen hätte, und Irene dürfte die Prinzessin nicht allein lassen. Der Brief war im trockenen Stil eines geschäftlichen Schriftstücks gehalten. Nur in der letzten Zeile fand Günther einen zärtlichen Gruß: „Ich liebe und umarme Dich! Auf Wiedersehen! Schreib mir! Deine Irene."

Aber sie gab ihm keine Adresse an. Der Brief machte Günther sehr unglücklich.

Günthers Beziehungen zu Dessieux hatten beinahe gänzlich aufgehört. Der kleine Franzose mißbilligte Wildhagens Beziehungen zur Maranise; er hatte ihm dies offen gesagt. Günther hatte nichts darauf zu antworten gewußt, aber Dessieux nicht die Berechtigung zuerkennen wollen, ihm Vorwürfe zu machen, und sich diese schließlich ziemlich trocken verbeten. Seitdem hatten sich die beiden nur noch selten wiedergesehen. Dessieux vermied das Hotel Brö, und anderwärts war Wildhagen nicht anzutreffen. Günther schrieb deshalb an seine liebenswürdige Wirtin, Frau Braçon, und bat diese, sich regelmäßig und in kurzen Zwischenräumen zu erkundigen, wann die Maranise Brö nach Paris zurückkehren werde. Unmittelbar nach der Ankunft möchte Frau Braçon ihm telegraphiren. Er erhielt darauf mit umgehender Post in der charakteristischen, langen, schrägen Handschrift der Pariser „dame de comptoir" einen Brief ohne orthographische Fehler, in dem Madame Braçon dem Herrn Baron von Wildhagen mitteilte, sie werde den Auftrag, den der Herr Baron ihr erteilt habe, gewissenhaft ausführen und nicht verfehlen, ihm rechtzeitig die gewünschte Mitteilung zuzustellen; sie werde auch die alte Wohnung des Herrn Baron für diesen bereit halten, und sie ergreife diese Gelegenheit, um sich ihm ganz ergebenst zu empfehlen.

Darauf wartete Günther lange vier Wochen, ohne ein Wort von Frau Braçon, ohne ein Lebenszeichen von Irenen zu empfangen. Während dieser Zeit verließ er Wildhagen nicht, obgleich sein Vater ihn wiederholt aufforderte, sich auf einige Tage nach Berlin zu begeben, um dort seine alten Freunde und Kameraden wiederzusehen und einer der großen Festlichkeiten in der Hauptstadt beizuwohnen. Der Hang zur Einsamkeit, den sein Sohn bekundete, verursachte dem alten Wildhagen Kummer und Sorge, aber er hatte diesem versprochen, ihn nicht mehr mit Fragen über die Ursache seiner Verstimmung zu quälen, und dieses Versprechen, wie jedes andere, das er je gegeben hatte, war ihm heilig.

Gegen Mitte Mai endlich traf die sehnlichst erwartete Depesche von Frau Braçon ein: „Die Frau Maranise ist gestern abend nach Paris zurückgekehrt." — Unmittelbar nach Empfang dieser Mitteilung reiste Günther nach Frankreich ab. Der alte Wildhagen war seit Wochen darauf vorbereitet, daß sein Sohn plötzlich durch ein Telegramm nach Paris abberufen werden würde, und ließ die Abreise ruhig geschehen. Im letzten Augenblick, als die beiden von einander Abschied nahmen, sagte der Vater:

„Wann wirst Du zurückkommen?"

Günther, der vorausgesehen hatte, daß diese Frage an ihn gerichtet werden würde, antwortete:

„Gib mir drei Monate Zeit! Dann, was immer auch geschehen sein möge, verspreche ich Dir, zu Dir zurückzukehren."

„Drei Monate ist eine lange Frist," antwortete der Baron traurig und niedergeschlagen, denn er hatte nicht gefürchtet, daß sein Sohn so viel von ihm verlangen werde. „Ich entbehre Dich schmerzlich, wenn Du nicht hier bist; ich bin ein alter Mann und habe nicht mehr über lange Zeit zu verfügen. Aber es sei, wie Du es verlangst. Gehab Dich wohl! Ich rechne darauf, Dich spätestens in drei Monaten wiederzusehen."

Irene war wie umgewandelt, als Günther sie nach seiner Rückkehr endlich begrüßen konnte. Er war unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris, gegen Mittag zu ihr geeilt, aber der Portier mit dem mürrischen, undurchdringlichen Gesichte hatte ihm gesagt, die Frau Maranise sei noch von der Reise ermüdet und habe befohlen, erst am Abend zu empfangen. — Günther hatte Zeit gehabt, sich mit den Gewohnheiten des Hotel Brö bekannt zu machen, und wußte, daß wenn ihm dieser Bescheid gegeben wurde, er auch für ihn bestimmt war. Er machte nicht den Versuch, sich der Maranise gegen ihren Willen zu nähern, und erschien erst zu der ihm erlaubten Stunde, um neun Uhr abends, im Hotel Brö.

Das Empfangszimmer war noch leer. Die erste Person, die nach geraumer Weile dort erschien, war Blanche. Sie nickte Günther mit einem eigentümlichen Lächeln zu und fragte, ob ihm Deutschland nicht gefallen hätte, da er so schnell nach Paris zurückgekehrt sei. Es war das erstemal, daß sie ihn anredete, und was sie sagte, klang wie eine Unfreundlichkeit. Aber Günther war nicht aufgelegt, dies zu bemerken oder zurückzuweisen.

Bald darauf trat Raynaud in den Salon und sodann d'Estompières und seine schöne junge Frau; später auch Prinz Andreas, die Prinzessin, Neubauer und Josephine. Irene zeigte sich erst gegen zehn Uhr. Günther schlug das Herz bei ihrem Anblick, und er fühlte, daß er erbleichte. Sie hatte für ihn nichts weiter als das kalte, kurze Kopfnicken, mit dem sich auch Raynaud und alle anderen Anwesenden begnügen mußten. Sie ließ sich auf ihren kleinen Stuhl nieder und beschied sogleich Neubauer zu sich, mit dem sie angelegentlich mit halblauter Stimme sprach. Aus einigen Worten, die an Günthers Ohr drangen, schloß er, daß es sich zwischen beiden um geschäftliche Auseinandersetzungen handelte. — Er war ganz verwirrt. Was war denn geschehen? War es möglich, daß Irene, die ihn beim Abschiede vor sechs Wochen zärtlich umarmt, die ihm vor vier Wochen noch geschrieben hatte: „Ich liebe Dich!" ihn jetzt nicht mehr kennen wollte? Oder legte sie sich in Gegenwart ihrer jüngeren Schwestern und ihrer Schwäger einen Zwang auf? — Das wäre nicht ihre Art gewesen! Aber was war denn vorgefallen? — Endlich gelang es ihm, sich ihr zu nähern, sich an ihrer Seite niederzulassen. Er wußte nicht, wie er beginnen sollte, und saß stumm und verlegen da.

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?" sagte sie kalt und gleichgiltig.

„Aber um Gottes willen, was ist denn geschehen?" fragte er bestürzt.

„Gar nichts, mein Lieber! Ich verstehe Sie nicht.“

Sie wandte sich von ihm ab mit einer Miene, die deutlich sagte, daß sie sich durch sein Benehmen verletzt fühlte und die Unterhaltung mit ihm nicht weiter fortzusetzen wünschte. Er erhob sich langsam, ein gebrochener Mann. Alles drehte sich vor seinen Augen. — Wenn er nur nicht schwach wurde! — Es gelang ihm, das dunkle Musikzimmer zu erreichen. Dort sank er auf einen Stuhl nieder und blieb mehrere Minuten wie betäubt sitzen. Dann stand er schwerfällig auf und schlich sich, ohne das Empfangszimmer wieder betreten zu haben, aus dem Hotel Brö nach seiner Wohnung.

Es war noch nicht spät, und Madame Braçon saß in tadellosem, einfachem, dunklem Anzug in dem Zimmer, wo Günther den Schlüssel zu seiner Wohnung abzuholen hatte. Sie begrüßte ihren geehrten Gast mit üblicher Höflichkeit. Als er, den altbürgerlichen Gewohnheiten des Gasthofes entsprechend, das angezündete Licht, das Madame Braçon ihm gereicht, mit einem leisen: „Danke!“ in die Hand genommen hatte, bemerkte die Wirtin, daß diese Hand zitterte; und als sie darauf seine verstörten Gesichtszüge betrachtete, wurde ihr klar, daß dem Herrn Baron etwas zugestoßen sein müsse.

„Soll ich Ihnen eine Toise Thee machen?“ fragte sie teilnehmend. „Sie sehen etwas angegriffen aus.“

„Danke!“ wiederholte er leise.

Nachdem er sich entfernt hatte, rief Frau Braçon den vielbeschäftigten Hausdiener Kasimir.

„Es kommt mir vor, als ob der Herr Baron leidend wäre,“ sagte sie. „Es ist besser, daß Sie heute nacht hier in der ‚Loge‘ schlafen, damit Sie ihn hören können, falls er klingeln sollte.“

Kasimir, der den freigebigen Baron doch verehrte und wohl wußte, daß dieser ihn für außerordentliche Dienstleistungen außerordentlich bezahlen würde, zeigte sich ohne Murren bereit, dem ihm erteilten Befehle zu folgen. — Aber seine Nachtruhe wurde nicht gestört.

*

Seit diesem Abend waren beinahe zwei Monate vergangen. Es waren für Günther die traurigsten Monate seines Lebens gewesen. Irene hatte jedes Alleinsein mit ihm in kalter, rücksichtsloser Weise zu vermeiden gewußt. Ihre eigenen, im obern Stockwerk gelegenen Gemächer, in denen sie Günther während der ersten Zeit nach seiner Rückkehr täglich empfangen hatte, waren ihm nun ebenso verschlossen wie jedem andern der Gäste des Hotel Brö. Auch das Gartenhaus hatte er nicht wieder betreten dürfen; und selbst in dem allgemeinen Empfangszimmer, wo sie sich seiner Gegenwart nicht ganz entziehen konnte, wenn sie ihm nicht geradezu die Thür verbieten wollte, hatte sie einen jeden seiner Versuche, sich mit ihr zu unterhalten, abgewiesen. Seine Bemühungen nach dieser Richtung hin waren bald erlahmt. Es fehlte ihm nicht an Beharrlichkeit, dieselben fortzusetzen, aber sein Stolz machte es ihm unmöglich, seine Gegenwart der noch immer Geliebten aufzudrängen. Seine Besuche im Hotel Brö wurden seltener und kürzer. Niemand schien dies zu bemerken. Am wenigsten Irene selbst. Eine Frage wegen seines Ausbleibens, ein Wort des Vorwurfs würde ihn erfreut haben. Aber in ihren Augen, wenn sie den seinigen beim Eintritt in den Salon begegneten, lag der kalte, müde Gruß, der auch Raynaud und die anderen willkommen hieß und der Günther bitterer als in Worten sagte: „Du magst kommen oder gehen; mir ist es gleichgiltig.“

Günther hatte sich verschiedenemale vorgenommen, an Irenen zu schreiben. Er hatte auch manche Briefe an sie aufgesetzt, in denen er ihr sein Leid klagte und sie um Aufklärung bat; aber er hatte keines dieser Schriftstücke abgesandt. „Wozu? Sie würde mir einfach nicht antworten.“ — Er hatte ernstlich erwogen, ob er Paris verlassen, den namenlosen Kränkungen, die ihm dort durch Irenens Lieblosigkeit zugefügt waren, ein Ende machen sollte. Aber er war geblieben, nicht in der Hoffnung, seine Lage, die ihm verzweifelt erschien, zu verbessern, sondern einfach aus Unlust zu irgend einer entschlossenen That. Er hatte seinem Vater versprochen, in drei Monaten nach Deutschland zurückzukehren. Er würde sein Wort halten. Einstweilen war die Frist, die ihm sein Vater gewährt hatte, noch nicht abgelaufen.

Eines Tages, zu Anfang des Monats Juli, erschien der Diener der Marquise bei Wildhagen mit der mündlichen Bestellung von seiner Herrin, wenn es dem Herrn Baron gefällig sei, mit der Frau Marquise auszureiten, so möge er sie in ihrem Hotel abholen; sie würde ihn um vier Uhr erwarten. — Wildhagen antwortete ohne Nachdenken, er würde die Ehre haben. — Und erst als der Diener mit dem Bescheide gegangen war, lächelte er bitter vor sich hin: „Sie verstößt mich und ich schleiche davon; sie ruft mich und ich eile zu ihr. Es ist eine Schmach! Ich sollte ihr nicht gehorchen.“ — Aber er gehorchte natürlich.

Die beiden Pferde standen gesattelt im Hofe, als Günther mit dem Glockenschlage vier im Hotel Brö anlangte; und gleich darauf erschien Irene. Sie nickte Wildhagen, den sie seit drei Tagen nicht gesehen hatte, herzlich zu, als seien sie noch immer die besten Freunde, und ließ sich von ihm in den Sattel heben. Vor der Thür bog sie anstatt nach den Champs Elysées nach den äußeren Boulevards hin ab.

„Im Bois de Boulogne finden wir heute zahlreiche Gesellschaft; ich denke, wir könnten dem Bois de Vincennes einmal einen Besuch abstatten.“

Sie ritten stumm neben einander her. Sobald sie die gepflasterten Straßen verlassen hatten und auf dem Boulevard de Courcelles angelangt waren, wurden die Pferde in langen Trab gesetzt und in dieser Gangart bis zur Barrière du Trône gehalten. Während dieser ganzen Zeit machte Irene nur eine Bemerkung.

„Wenn Onkel Andreas sähe, daß wir die Pferde auf dem harten Makadam scharf traben lassen, so würde er böse werden . . . aber er sieht uns nicht.“ Sie machte eine kleine Pause und dann fügte sie hinzu: „Kein Mensch soll uns heute sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen (Sachsen) in Siebenbürgen.

Von

Karl Pröll.

Mit Bildern nach photographischen Aufnahmen von Prof. A. Koller, k. Hofphotograph in Budapest.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In den weitausgedehnten Kreisen jener biederen, dem alten Sachsenstamm entsprossenen Ansiedler, die mitten im walachisch-magyarischen Siebenbürgerlande deutsche Art und deutsche Sitte in unverfälschter Reinheit Jahrhunderte lang gepflegt und bis auf den heutigen Tag treu bewahrt und lebendig erhalten haben, wurde im letzten Monat des abgelaufenen Jahres 1887 ein Jubelfest begangen, das wohl dazu Anlaß geben mag, unsere Aufmerksamkeit mit verdoppeltem Interesse jenem tüchtigen Grundstamme zuzukehren. Die dortige evangelische Landeskirche, der die Siebenbürger Sachsen fast ausnahmslos angehören, feierte den Tag, an welchem ihr würdiger Superintendent oder Bischof, Dr. Georg Daniel Teutsch, sein siebenzigstes Lebensjahr vollendete. Bevor wir uns indes diesem verdienstvollen Greise und seinem segensreichen Wirken eingehender zuwenden, müssen wir uns mit dem Boden vertraut machen, auf dem seine treffliche Aussaat keimte und schöne Früchte trug. Wir müssen zurückschauen auf die Entstehungsgeschichte jener deutschen Ansiedelungen dort im fernen Südosten, wo die Schatten der transsylvanischen Alpen sich ausbreiten über Landstriche, die der eingewanderte deutsche Stamm nun schon seit einer ansehnlichen Reihe von Jahrhunderten inne hat. Wir müssen umblicken in diesen Gebieten, die der unermüdliche Fleiß, die gebildete Einsicht und praktische Thatkraft unserer Stammesgenossen zu einem ertragreichen Grunde zu gestalten wußte, und uns den heutigen blühenden Stand der Dinge daselbst vor Augen führen.

Vom städte- und burgenreichen Niederrhein sind einst, etwa im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, die Bauern hergezogen, welche den Urwald rodeten und im Altlande seiten Fuß faßten, nachdem der Ruf ungarischer Könige, eines Geisa II. und Andreas II., an sie ergangen. Etwas später wollten die kreuzzugmüden deutschen Ordensritter im fruchtbaren Burzenlande sich von ihren Waffenabenteuern im gelobten Lande erholen und ein reisiges Herrschertum begründen. Auch sie verpflanzten niederdeutsche Feldbauer hieher. Die Ritter zogen, als Zwistigkeiten mit dem ungarischen Lehensherrn entstanden, nach vierzehnjähriger Rast weiter nach Norden, um mit kriegsgeübtem Arm den Ordensstaat Preußen aufzurichten; die Landkolonisten blieben aber zurück. Im nördlichen Siebenbürgen findet man noch die deutschen Striche von Bistritz und Sächsisch-Regen, deren Ursprung sich völlig in historischer Dämmerung verliert. Durch Zeit und Not immer inniger mit einander verkittet, erwuchs aus diesen deutschen Ansiedlern das Sachsenvolk Siebenbürgens, das heute über zweimalhunderttausend Seelen zählt und sich wurzelfest auf dem mit Pflug und Spaten eroberten, mit dem reichlich vergossenen Blute tapferer Stammesgenossen gedüngten Boden zu behaupten weiß.

Ueber vier Fünftel der Sachsen wenden heute ihre Arbeit der mütterlichen Erde zu, während die gewerbefleißigen und handeltätigen Städte durch ungünstige Zeitverhältnisse in ihrer Fortentwicklung gehemmt worden. Um den transsylvanischen Deutschen in seinen Charakterzügen und Lebensgewohnheiten möglichst unmittelbar zu erfassen, muß man sich in eines seiner Dörfer begeben. Sehen wir uns einmal dort sein Hausen und Thun an.

Ziemlich in der Mitte des reinlichen Ortes finden wir die Kirche und daneben das evangelische Pfarrhaus. Erstere ist meistens noch von starken Mauern umwallt, welche durch Schießscharten und Pechnasen den ehemaligen Verteidigungszweck verraten. Der Graben, welcher sich herumzog, ist gewöhnlich schon eingeschüttet und in einen Gemüsegarten des Pfarrherrn verwandelt. Selbst der Kirchturm wurde oft mit Scharten versehen und als letzter Verteidigungsabschnitt eingerichtet. Nicht selten steht auch das alte Schulhaus innerhalb des Wehrgürtels. Diese Kirchenfestungen sind steinerne Zeugen friedloser Jahrhunderte, in welchen die Einfälle von Ganz- und Halbbarbaren: Petschenegen, Mongolen, Tataren, Türken und Walachen, mit inneren Bürgerkriegen abwechselten. Sie bezeugen die Tapferkeit und Unerschütterlichkeit der Sachsen, welche jedem Mißgeschicke zu trotzen, auf jede Gefahr sich vorzubereiten verstanden. Eine der eigenartigsten dieser Kirchenfesten, welche noch völlig erhalten, ist jene zu Neustadt im Burzenlande. In dem benachbarten Markte Rosenau ist eine vereinzelt dastehende Berggruppe durch die berühmte „Bauernburg“ gekrönt. Dort konnte die ganze Ortsbevölkerung in kleine Familienhäuser untergebracht werden, die durch eine doppelte Umfassungsmauer mit flankirenden Türmen geschützt wurden. Die Sachsen waren zu allen Zeiten ein wohlverschanztes Volk.

Treten wir in das Haus des Pfarrers. Bei der kleinen Eingangstreppe empfängt uns derselbe. Er hat einige Semester in Jena, Halle oder Berlin studirt, nicht nur theologische, sondern auch philologische Kurse durchgemacht, ist mit dem geistigen Leben Deutschlands, mit unserer ältesten und neuesten Literatur wohl vertraut. Der Besuch einer reichsdeutschen Universität wird jedem Kandidaten als Bedingung auferlegt, und ebenso unerläßlich ist eine vieljährige Erprobung im Lehramte, als Professor an einem der fünf sächsischen Gymnasien, zwei Realschulen oder fünf Lehrerbildungsanstalten. Das schafft deutsche Gesinnung, klaren Blick und einen von Engherzigkeit freien, den Fortschritten der menschlichen Erkenntnis freundlichen Charakter. Dabei ist dem „wohlehrwürdigen Herrn Vater“, wie die Bauern ihren Seelsorger und Berater in allen Angelegenheiten betiteln, die Frohnatur des Sachsen nicht abhanden gekommen. Der Pfarrer stellt uns seine sein gebildete, liebenswürdige Gattin, die „tugendsame Frau Mutter“ und die zahlreichen „Ehezweiglein“ des kindergesegneten Hauses vor. Er führt uns dann in diesem herum, durch große, etwas niedere Zimmer, deren Fenster meider Wein umrankt und deren Einrichtung zwar nicht die neueste Möbelmode zeigt, dafür aber die ganze Behaglichkeit des guten Bürgerhauses wohlig ausströmt. In der Bücherei entdecken wir neben den theologischen Schriften auch sorgsam ausgewählte historische, kulturhistorische und naturwissenschaftliche Werke, ferner die Geisteskinder Fritz Reuters, Gustav Freytags, V. von Scheffels, Spielhagens und so weiter. Aus dem Kirchenschatze der vor- und nachreformatorischen Zeit weist er schön gestickte, nicht gebrauchte Meßgewänder, kunstvoll gearbeitete Kruzifixe, Kelche aus vergoldetem Silber vor. Die Pfarrerin ist während der Zeit unseres Besuches nachgekommen und hat ein echtes „sächsisches Nationalessen“, wie es an hohen Festtagen, bei Hochzeiten und Kindstaufen der Bauer sich schmecken läßt, bereitet. Wie alle Bauernkost ist dasselbe etwas schwer und fordert einen guten Magen; doch wird ein nicht zu verwöhnter Gaumen sehr befriedigt werden von der eigenartigen Zusammenstellung und sorgfältigen Auswahl der Grundstoffe, ja er dürfte mit wachsendem Appetit zusprechen.

Ich will, namentlich für unsere Hausfrauen, in Kürze die Hauptgerichte der „sächsischen Küche“ skizziren, in der Reihenfolge, in welcher sie aufgetragen werden. Zuerst kommt die Festsuppe, das „Reiselachen“: Fleischbrühe mit etwas Safran, in die große „Rosinen“ (Nockerln) eingekocht sind, und welche einen Zusatz von Kuß- oder Büffelkuh-„Rahm“ (Sahne) erhält. Diese Suppe hat Einlagen von zwei Sorten Fleisch in ziemlich großen Portionen, meistens von gesottenem Huhn und Rindertrust, manchmal auch Schweine-, selten Hammelfleisch. Dann folgt eine Mehlspeise, „Hunlich“ genannt: Hefenteig mit Eiern, Salz und Specküberguß von ziemlich neutralem Geschmack, ein sehr langwieriges Küchenpräparat, für welches die Sächsin jedoch besondere Vorliebe hat. Nun wird die Krone der Mahlzeit aufgetragen: „Das Siebenbürger Kraut“; die Unterlage bildet leicht gesäuertes Kraut, in Rindssuppe gekocht und reichlich mit Sahne übergossen. Darauf lagern sich kleine Fleischrüllchen, deren Hülle ein Krautblatt bildet, und deren Inhalt sich zur Hälfte aus gehacktem Schweine- oder Rindfleisch, zur andern Hälfte aus Reis zusammensetzt. Dieses Gericht, das noch mit spanischem



Mann und Frau aus Schellenberg

Pfeffer (Paprika) und dergleichen gewürzt werden muß, ist sehr schmackhaft, verlangt aber eine tüchtige Magenarbeit. Den Schluß bildet ein Braten im eigenen Safte, meistens Gansbraten mit Kartoffeln, welche im Bauche des nützlichen Tieres mitgeröstet werden, sonst Schweine- oder Hühnerbraten. Getrunken wird dazu Landwein, gewöhnlich junger, mit oder ohne Sauerlinge, von denen in Siebenbürgen verschiedene treffliche Sorten der Erde entsprudeln. Bei großem Festschmause kredenzt man siebenbürgische Edelweine aus der Bistritzer Gegend oder von den Gelänten der großen und kleinen Kockel, deren Feuer und Bouquet nichts zu wünschen übrig lassen. Als Zuspeise nimmt man nur Weizenbrot, entweder aus fein gesichtem Mehl oder das wohlschmeckendere mit eingebackener Kleie und bräunlicher Färbung. Den Frauen wird auch ein leichtes Butterteiggebäck, „Hübes" genannt, vorgesetzt. Am Schlusse des Mahles fehlt es nicht an saftigem Obst, Käse, flockiger Butterbutter, denen sich später eine Schale Kaffee anreiht.

Der Bauer macht bei seinen Festlichkeiten große, oft stundenlange Pausen zwischen den einzelnen Gerichten, welche durch Tänze, Spiele und Scherze ausgefüllt werden. Natürlich kann er bei dieser Methode doppelt und dreifach in seinen Magen einpacken, was er nie versäumt, hiedurch seine germanische Lebensenergie bekundend. Dafür ist an Werkeltagen seine Nahrung denn einfacher, wenn auch ebenso kraftig. Ein Stück gewöhnliches oder Rauchfleisch versagt er sich selten, Brot und Gemüse vertilgt er in großen Mengen. Der Rumäne, dessen niederes Häuschen sich dem wohlhabenden sächsischen Dorfe anschließt, muß sich mit noch bescheidenerem Essen begnügen. Aus türkischem Mais oder Kukuruz gemahlenes Palukesmehl ist der Hauptstoff für seine Gerichte, die er allenfalls mit Schweinefett schmackhafter macht.

Das sächsische Bauernhaus ist durchgängig aus Stein erbaut und fast ausnahmslos mit Ziegeln gedeckt. Die Giebelseite kehrt es zumeist der Straße zu; häufig findet man an ihr Sprüche frommen oder launigen Sinnes, auch kurze Lebensregeln verzeichnet, nicht im Dialekt, der an das Niederdeutsche gemahnt, sondern hochdeutsch, mit einigen Freiheiten. Der Langseite stehen im Hofe die Scheunen und Stallungen gegenüber. Sie hat am Ende einer kurzen Holztreppe einen bedachten offenen Vorbau, eine Art eingeschrumpfter Veranda, welche Laube oder „Lif" genannt wird und zum Ueberschauen des Gehöftes, zum Ruhen und Rasten, Sinnen und Minnen in den Stunden und Tagen bestimmt ist, wo die Feldarbeit ruht. Von der Laube aus zieht sich ein Gang, welcher das Haus in zwei Hälften teilt. Links hievon ist die große Familienstube, das Gelaß, welches die Schätze des Bauern aufnimmt und zum Empfang der „Freundschaft" bestimmt ist. Wie ein Kastell deutet uns die wallartige Anhäufung von Federpolstern und Federdecken im roten und weißen Umschlag entgegen, welche man auf dem Himmelbett aufgetapelt hat und welche zur Ausstattung der Töchter gehören. Genau so wie hier prunkt an der oberen Donau, im Schwarzwald oder in Thüringen die Hausfrau mit diesem raumenreichen Luxus, den der Müde gern sich gefallen läßt. In buntbemalten Tannentruhen, welche in die Zimmerecken gerückt sind, werden die Sonntagsgewänder der Familie und der Schmuck ihrer weiblichen Mitglieder aufbewahrt. Die innerste Ecke nimmt jedoch der Kachelofen ein, den man „lutherischen Ofen" nennt. Neben demselben werden feingestickte „Ofentücher", deren stilvolle Arabesken als Muster zur Verbesserung unserer Geschmacksrichtung im bürgerlichen Hause herangezogen wurden, zur Zierde aufgehängt. In die Wände sind hölzerne Nägel ringsum in mehreren Reihen eingeschlagen, welche zum Aufhängen des gesamten zahlreichen Vorrats von Steingutgeschirr: Tellern, Krügen, Kannen und dergleichen dienen. Auch an diesen keramischen Erzeugnissen bethätigt sich eine gute Geschmacksüberlieferung, welche sich durch Jahrhunderte ohne große Veränderung fortgepflanzt hat und gesunden Formen- und Farbensinn verrät. Ein schwerer eichener Tisch und mehrere Stühle derselben Art vervollständigen den einfachen, aber stimmungsvollen Eindruck der sächsischen Familienstube. Hie und da sieht man Farbendruckbilder oder einen Spint, welche aus der Stadt bezogen sind, aber nicht recht in den Rahmen des schlicht wohlhabigen Hauswesens hineinpassen. An der andern Seite des Zwischengangs befinden sich kleinere Zimmer zur Einzelbenützung der Eltern und der Kinder. — Die Tracht der Siebenbürger Sachsen zeichnet sich durch Reinlichkeit und Einfachheit, besonders in den Farben, aus, während die Formen sich freier entfaltet haben. Von den farbenbunten Rumänen und Szeklern hebt sich der Sachse, der sie an Wuchs zu überragen pflegt, in seiner blauen Jacke und dem meist noch dunkleren Sonntagsrock wie der Waldesbaum von der gesprenkelten Wiese ab. Die Frau trägt meist dunkelfarbige Gewänder, aus denen die schneeweißen, bauschigen Hemdärmel hervorquellen, während den Schoß entlang eine ebenso weiße, mit feinen Stickereien besetzte Schürze herabfällt. Die Abneigung gegen das Bunte zeigt sich schon in der verächtlichen Redewendung: „Das ist eine walachische Kirche," indem eine solche meistens einen grellfarbigen Anstrich besitzt. Die Fußbekleidung bilden bei Männern und Frauen hohe Schaftstiefel, während die Szekler Halbstiefel, sogenannte „Czizmen", die Rumänen und Zigeuner Bundschuhe oder „Opanken" tragen. Gemeinsam ist allen im Winter der Brustpelz, ein ärmelloses Leibchen aus Schaffell, dessen Haare nach Innen gekehrt sind und der bei den Frauen nach der Nationalität verschiedenartige Arabesken aufgenäht bekommt. Am Sonntag erscheint die Sächsin bei der Predigt mit dem vielfaltigen feinen „Kirchenpelz", welcher mit einem hölzernen Querstück über die Schultern gelegt und vornen mit den Händen zusammengefaßt wird. Dazu nimmt sie als Schmuck einen breiten Ledergürtel, der mit Silberrosetten beschlagen ist, die durch halbedle Steine oder auch nur gläserne Nachbildungen solcher eingefaßt werden. Die Mitte des Busens wird durch eine ähnlich zusammengesetzte große und etwas schwerfällige „Hasten" ausgezeichnet. Als Kopfbedeckung benützen die Mädchen einen schwarzen Seidenzylinder von der Höhe unserer städtischen Männerhüte, der aber weder Krämpe noch einen Oberdeckel hat, und dessen Inneres Kunstblumen und Stickereien birgt. Die Frauen



Dr. Georg Daniel Teutsch.
Bischof der deutsch-evangelischen Kirche in Siebenbürgen.



Bauern in Sonntagstracht aus Stolzenburg



Junge Frau aus Kladrau.



Sächsischer Brautpaar aus Bistritz

Digitized by Google



Das Heidelbeerpflücken am Waldessaume.
Gemälde von C. Wimmar.

Digitized by Google

drapiren ihr Haupt mit einem weißen Flor, dem „Brautschleier", welches durch eine Nadel mit großem Silberkopf festgehalten wird; das geräthet einen viel malerischeren Anblick. Die Mädchen durchflechten dagegen ihre langen und schönen Zöpfe mit bunten Bändern, die einzige Ausnahme von der gewohnten Farbeneinfachheit. Im Winter werden Pelzmützen und Pelzhauben von Männern und Frauen benützt. Der Mann trägt immer einen breiten Ledergürtel über dem Hemd und läßt dieses über die Hose vorstehen; sein Sonntagsrock ist in einigen Gegenden mit Schnüren oder Spangen am Knopfrande eingefaßt; seine Kopfbedeckung bildet ein verschieden gestalteter weicher Filzhut oder die erwähnte Pelzmütze.

Das sind die Hauptzüge der sächsischen Tracht, welche äußerst selten durch Anklänge städtischer Kleidung beeinflußt wird. Die „Landler", im vorigen Jahrhundert aus Oberösterreich und Salzburg nach Siebenbürgen gezogene Kolonisten, welche die Freiheit der evangelischen Religionsübung sich erhalten wollten, erinnern durch ihren Anzug noch an die frühere Heimat.

Männer und Frauen der Sachsen sind groß gewachsen, kräftig gebaut und haben frische Gesichter mit gutmüthigem Ausdruck. Feiner sind oft die Linien des Antlitzes bei der Nurnämin, welche über das lange, bis zu den Knöcheln reichende Hemd vorne und rückwärts bunte, oft mit Goldfäden durchwirkte Schürzen, die „Kretince", knüpft und ein ebenso buntes Tuch um das Haupt schlingt.

Sehr früh verheirathen sich die Sachsen, die Männer meist im Beginn der zwanziger Jahre, die Mädchen bald nach ihrer Konfirmation, also im sunfzehnten oder sechzehnten Jahre. Die Werbung beginnt mit dem „Heischen" oder „Fragen" durch den „Werbmann" bei den Eltern, welcher hiebei althergebrachte, etwas langstielige Redeformeln gebraucht. Erfolgt die Zustimmung der Eltern und der besiegelnde Handschlag der Liebenden, so schließt sich ein Mahl daran, das „Brautantrinken". Vier Wochen später findet vor dem Pfarrer in Gegenwart zweier Verlobungszeugen der „Ringwechsel" statt, der gleichfalls durch ein Familienfest besiegelt wird. Endlich bricht der Hochzeitstag, der „Ehrentag" heran. Am Vorabend hat man gemeinsam „Beleichen", ein Gericht, wozu Gerstle verwendet wird, gegessen, am Morgen wiederholen zwei „Lader" mit bunten „Laderstöckchen" die Verständigung der Hochzeitgäste. Nach der kirchlichen Trauung wird das Hochzeitsmahl gerüstet. Es fehlt nicht an derben „Hochzeitspredigten" der Theilnehmer. Manchmal werden scherzhafte Aufführungen eingeschoben, und Fronius teilt in den „Siebenbürgisch-deutschen Volksbüchern" den beliebten uralten „Aschentanz" mit, der bei solchen Gelegenheiten dramatische Darstellung findet. Am zweiten Tag wird eine Wiederholung des Festessens im Hause der Braut vorgenommen. Die jungen Eheleute scheiden aus der Brüderschaft und Schwesterschaft, dörflichen Verbindungen der jungen Leute männlichen und weiblichen Geschlechts, mit ziemlich strengen Satzungen, welche den Zweck haben, gute Sitte und anständige Ordnung bei den Vergnügungen aufrecht zu erhalten. Der neue Ehemann wird nun Mitglied der „Nachbarschaft", einer trefflichen Einrichtung genossenschaftlicher Hilfe aller Dorfbewohner in allen Lebenslagen, welche dem germanischen Gemeingeiste entsprungen ist und sich durch Jahrhunderte gut bewahrt hat.

Solchergestalt gehabt sich das tüchtige Volk, dem Bischof Teutsch sein seelsorgereiches Wirken gewidmet hat. Als Sohn eines Seifensieders am 12. Dezember 1817 in Schäßburg geboren, wurde er gleichwohl von frühauf für den geistlichen Beruf bestimmt und erzogen. Er absolvierte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog, zwanzig Jahre alt, zuerst die protestantische theologische Fakultät in Wien und bald darauf die Universität in Berlin, wo er in Neander, Twesten und Strauß an der theologischen Fakultät, in Ritter, Ranke, Böckh und Jumpt an der philosophischen bedeutende und ihn nachhaltig anregende Lehrer fand. Die Gesetze der evangelischen Landeskirche aber in Siebenbürgen verlangen, wie bereits oben angedeutet worden, die gleichzeitige Vorbereitung ihrer Kandidaten für das geistliche und für das Schulamt. Teutsch wandte sich von Anfang an geschichtlichen Studien zu, und seine 1842 geschriebene lateinische Dissertation behandelte bereits auf Grund neuer Quellen ein Thema aus der siebenbürgischen Geschichte, die seither in ihm ihren fleißigsten und erfolgreichsten Bearbeiter gefunden hat. Seine in zweiter Auflage bei Hirzel in Leipzig erschienene „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" ist auch im deutschen Reiche wohl bekannt.

Im Sommer 1842 fand er seine erste Anstellung am Gymnasium in Schäßburg; von 1851—1863 war er dessen Rektor. Während dieser zwei Jahrzehnte trat er mehr und mehr in den Mittelpunkt aller politischen, kirchlichen und literarischen Bewegungen, welche das Land und in ihm sein Volk berührten. An der regen tagesschriftstellerischen Arbeit der Sachsen vor 1848 nahm er hervorragenden Anteil; die Jahre 1848 und 1849 fanden ihn selbstverständlich an der Seite seines Volkes und des Thrones, welchem dies Volk unwandelbare Treue bis jetzt gehalten. Nach 1849 teilte er dessen Hoffnungen und dessen Enttäuschungen; er kämpfte für die Autonomie seiner Kirche und für eine gerechte Entschädigung derselben an Stelle des von ihr früher bezogenen Zehntens, nach beiden Richtungen nicht ohne Erfolg. 1863 berief ihn die Krone in den Hermannstädter Landtag. Soeben war er aus dem Schulamt in das geistliche übergetreten: die stattliche Gemeinde Agnetheln hatte ihn zu ihrem Pfarrer ernannt. Doch blieb er in dieser Stellung nur wenige Jahre, da er zu Größerem ausersehen war.

Am 19. September 1867 wurde er von der evangelischen Landeskirchenversammlung zum Bischof gewählt und in dieses Amt auch eingesetzt, in welchem er seither unermüdlich, segensreich und überall geachtet wirkt. Seiner Bedeutsamkeit hat auch Deutschland die Anerkennung nicht versagt. Wer sich mit der Geschichte der Sachsen in Siebenbürgen, ihrer Schule und ihrer nationalen Kirche bekannt machen will, kann dabei Teutschs Arbeiten nicht entbehren. Drei deutsche Hochschulen haben ihm das Ehrendoktorat verliehen (er ist Doktor der Theologie, beider Rechte und der Philosophie) und ihn und sich damit geehrt. Die Münchener Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zum korrespondirenden Mitglied; das germanische Nationalmuseum berief ihn in seinen Gelehrtenausschuß; seit zwei Jahren gehört er dem Zentralvorstand des evangelischen Gustav-Adolf-Vereins an. Wo die besten deutschen Namen genannt werden, fehlt der seine nicht.

Darum nahm denn Deutschland auch jetzt herzlichen Anteil an dem Feste, welches ihm seine Kirche und sein Volk bereiteten. Möchte ihm vergönnt sein, noch lange fruchtbar für beide zu schaffen!

Aphorismen.

Von

Ernst Ziel.

Wenn Ehrsucht die Subalternen,
Wird an mir sie ewig kränken.
Daß ich nicht wie sie kennt' lernen,
Subaltern zu denken.

•

Ich hab' in den Sattel noch keinen gehoben,
Der nicht, saß er nun glücklich oben,
Mit plumpen Schenkeln und rohen Sitten
Zuletzt mich gründlich niedergetritten.

Sie und Er.

(Siehe das Bild Seite 284.)

Der göttliche Tiberius weilte auf seinen Landhäusern am Meere. Auf seinen Landhäusern, denn ein Landhaus dieses Kaisers bildete eine kleine Stadt, einen Ameisenhaufen von Palästen aus Gold und Elfenbein, welche den gesamten Hofstaat in sich bergen — einen Hofstaat, der gleichsam ein ganzes Volk umfaßte, vom stolzen Staatsbeamten und der kaiserlichen Frauensippe herab bis zu den unbeschreiblich schmutzigen Gewerben, an welchen man damals in der vornehmen Welt Gefallen fand.

Alles, was vornehm war, lebte, atmete, langweilte sich, sündigte und verleumdete in den luftigen Gemächern mit den gestirnten Wänden, auf denen so seltsame Gemälde leuchteten — tanzende Frauen ohne Erdboden unter sich; grobsle ausgereckte Männerkörper, welche Kunststücke machten; dicke, pausbäckige Knaben, welche zwecklos irgend eine Tänzerstellung annahmen, ohne ein Spiel oder eine Freude anzudeuten, nur als Arabesken; wie denn überhaupt für den Grier jeder Mensch nur eine Arabeske war, bestimmt, das Leben des Herrschers — oder nicht einmal das — nur einen Augenblick dieses Lebens zu verschönern, zu beschmutzen oder zu verkürzen.

Die Sklaven dagegen, welche damals die Künstler waren und welche an den Tafeln saßen Lieder sangen, kühne Tänze aufführten und in Lustgefechten ihr Leben aushauchten — die Zitherspieler, Mimen und Fechter und Dichter — wohnten in niedrigen, dumpfigen Ställen, welche sich durch das ganze Erdgeschoß des Palastes hinzogen. Pferden hieß damals und dort in den glücklichen, lauigen Gegenden des Südens nächtigen — denn wer brauchte am Tage ein Dach, eine Wohnung?

In einem dieser Künstlerställe, an dessen äußerstem Ende die Sonnenpferde des Kaisers aus marmorner Krippe fraßen, schliefen seit Wochen neben einander zwei Künstler, eine Zitterspielerin und ein Dichter, welcher ein Fechter gewesen und ein Sklave geblieben war.

Die beiden hatten die höchste Höhe und die tiefste Tiefe des Daseins durchgemacht. Ersterer hatte mit ihrem süßen Saitenspiel Kaiserinnen nachdenklich gemacht, und sie war eine der vielen Liebeslaunen eines Kaisers gewesen. Anfangs war als Jüngling, da noch das goldene Jugendhaar sich um seine Stirne wellte, einer der vielen Günstlinge des Kaisers gewesen, allmählig wie dieser selbst, und war dann wieder zum Sklaven herabgesunken, wie die Laune des Herrschers es gewollt.

Die beiden nun brachten ihre Nächte in einem der Ställe des Pferde- und Künstlerstalles des Palastes hin, neben einander auf frischen Lorbeerblättern und Schilfrohr liegend. Und wenn die Nacht mondhell war und mit unbeschreiblicher Pracht über der Erde lag, da hatten sie einander manchmal die Seele aufgeschlossen. Sie hatte da ihre schlanken Lieder erlernt, und er hatte ihr all seine längst verflatterten Knabenträume erzählt wie einer Schwester.

Tagsüber sang sie vor gelangweilten kaiserlichen Weibern zur Zither die Liebeslieder der Götter, und er schrieb Hymnen oder unterrichtete im Fechtersaale die jungen Opfer des Schwertes oder leitete die blutige Kampfstange des Mahles vor den betrunkenen Gästen.

Da kam eine Stunde, wo sie sich zufällig am Gartenende des Landhauses, am Ufer des strahlenden Meeres trafen.

Es war ein Augenblick, wo die freigste Blume ihren Kelch weit öffnete dem Kusse der Sonne und wo das bescheidenste Blümlein die Augen tränendrängig dem Licht aufschlug, wo die dunklen Linien schmachtig und demütig rauschten in der Meerestiefe und die Myriadenvölkchen leise seufzten wie vor Wonne.

Und auch diese beiden Seelen öffneten sich wie die Blumen und seufzten wie das Myrtenlaub.

In solcher Stunde pflegten sich Frauen- und Männerseelen eines Cäsarenstalles zu finden in jener Lust, welche Sappho singt in wilden und doch müden Tönen, in der Liebe, welche enttäuscht und sättigt.

Bei den beiden aber war das nicht der Fall, und sie selber wunderten sich darüber.

Sie wußte nur, daß sie auch dann, wenn das Sklavenschicksal sie trennen würde, an ihn denken würde mit Besorgnis und Dankbarkeit für manche Stunde, wo sie in ihr Ersatz gefunden hatte für ihre ferne Heimat. Und er wußte, daß sie seinem einönigen, rohen Leben eine Höhe und ein Ziel gegeben, wie er es in seinem Liebesrausche, in seinem Siegesstolze gefunden.

Sie fanden die Worte nicht, wie man sie heute finden würde für ein selbstloses und dennoch liebereiches Gefühl. Das Gefühl war damals eine Folge des Ueberzustandes, denn man hatte das Herz noch nicht zur Triebfeder der Seele gemacht.

„Schön ist der Tag!" sagte er. „Und wir diese Tage sind so schön wie dieser. Und Tag für Tag machen ein ganzes Leben. Herrlich wäre es, all diese Tage so zu verbringen, Seite an Seite, in solcher Einsamkeit des Gartens."

Und er legte sein Haupt an sie, sich anschmiegend wie ein Kind.

Sie spielte mit dem Lorbeerzweige in ihrer Hand und sagte: „Wo gibt es eine Einsamkeit, die länger dauert als die Stunde, welche sie gebären? Sind nicht überall Paläste und in den Palästen Menschen, und sind wir nicht mit goldenen Ketten gebunden an die Pforten dieser Paläste, wie der Hund, welcher die Schwelle bewacht? Das Kleinlein und die Ruhe — solitudo et quies — wir müßten Landbauer sein ..."

„Und Eheleute," sagte er.

Der Himmel über dem Meere war tiefblau, ein Abgrund. Weiße Möwen zogen durch die Luft wie fröhliche Gedanken.

Er lachte und sie lachte von Herzen. Sie wußten beide, daß sie einander lieben sollten, daß er ihr schönes Haupt an seine Brust ziehen und mit Küssen bedecken sollte.

Warum that er es nicht? War es ihm nicht gestattet, sah geboten?

Dachte er an das Erwachen nach solch süßer Stunde, wo man das Gewebte wie weiß sieht?

Und sie, dachte sie an die Stunden, die sie in der schwülen Luft der Cäsarenzimmer verlebt, und an eine Reinheit, die ihr aus diesem Himmel, aus der reinen, klaren Pracht dieser Stunde kam?

Wie sie einander anlahen, lachten sie wieder. Aber sie sprachen nichts mehr. Es war eine Stunde, wo sich diese beiden Seelen einander hatten nahen wollen wie Sonnenwolken am Himmel. Aber keines von beiden hatte den Mut gehabt, es zu thun. Die Torheit und den Schmutz dieses Lebens, das Erwachen und die Reue, sie kannten sie zu gut.

Lachend schlenderten sie in den Palast zurück zu ihrem Sklavendienst und fröhlich schlummerten sie in dieser Nacht wie sonst auf Lorbeer und Schilf in dem Cäsarenstalle, die Zither zwischen ihnen.

Und sie blieben, was sie gewesen — treue Kameraden. Sie wunderten sich selber über diese versäumte Sommerstunde. Sie wußten ja nicht, daß in dieser Zeit in den Küsten der Welt ein neues Leben flutete, ein Leben der Seele nach dem Leben des Leibes, ein Leben, welches wie ein Duften und Strahlen in alle Seelen einzog, die das Gute nach dem Schönen ahnten: das Christentum!

Des neuen Jahres erster Gruß.

(Siehe das Bild Seite 285.)

Das alte Jahr scheidet, seine letzte Minute verrinnt — gut, daß es vorbei ist. Denn wenigen war es ein Freund, vielen brachte es Kummer und Elend, und fast allen Enttäuschungen und bittere Stunden. Und nun kommt das neue! Noch erscheint es jedermann schön, noch trägt es die Schicksalslose der Menschen mit dem Schleier verhüllt, noch grüßt die Hoffnung jeden mit demselben freundlichen Lächeln, und hat Rosen auch für den Aermsten. Möge es halten, was es verspricht, möge es ein gutes sein und jedem bringen, was er sich wünscht!

Literatur

— **Als einer der echtesten Lyriker unserer Zeit hat Adolf** Friedrich Graf von Schack sich schon in gar viele Herzen gesungen, wenn er auch als solcher noch lange nicht so bekannt ist, wie es seiner außergewöhnlichen Bedeutung zukommt. Immerhin zeugt der Umstand, daß seine „Gedichte“ nunmehr bereits ihre sechste Auflage erlebt haben, von einem immer weiter sich ausbreitenden Verständniß für seine dichterische Sendung. Zu den schönsten Ergebnissen derselben zählen die in dieser Auflage neu hinzugekommenen Gedichte; alle aber, vom ersten bis zum letzten dieser reichhaltigen Sammlung, atmen den Geist, der sich in der ersten Strophe seiner „Ode“ ausspricht, in der er singt:

„Ein jeder suche, was ihn glücklich macht,
Den Reichtum der und der den edlen Schacht,
Dem er des Wissens Erz entringe;
Ich wähle nur dem lichten Flügelpaar,
Begnüg' mich, daß ich aufwärts wie der Aar,
Der sonnentrunkene, mich schwinge.“

Die warme Begeisterung für alles Große, Hohe, Schöne ist es, die dem Leben des edlen Mannes ihren erhabenen Stempel aufdrückt; wie sollte sie nicht hier zum vollsten, reichsten Ausdruck gelangen, wo sich die Seele des Dichters am unmittelbarsten und rückhaltlosesten ausspricht! Und wie mannigfaltig sind die Gebilde, die in diesem Dichtergemüt sich widerspiegeln! Gleich der erste der vier Abschnitte, „Aus allen Zonen“ betitelt, konnte eben nur der Feder eines Mannes von so vielseitiger Bildung und so reicher, auf weiten Reisen und in den bedeutsamsten Beziehungen zur Außenwelt gesammelter Erfahrung entspringen. Ihm reihen sich „Liebesgedichte und Lieder“, „Romanzen und Balladen“, endlich „Vermischte Gedichte“ an. Trotz aller Mannigfaltigkeit aber tritt immer wieder ein einheitlicher Zug in allen diesen wechselnden Bildern und Gedanken hervor, das ist der gegen den falschen Pessimismus unserer Zeit so wohlthuend abstechende unerschütterliche Glaube an das Schöne, Gute und Wahre, der vertrauensvolle Ausblick zu einer siegreichen lichteren Macht, wie er sich in knappster und vollendetster Form ausspricht in den beiden kurzen Strophen, die diesen Zeilen zum würdigen Abschluß dienen mögen, dem einem goldenen Wahlspruch gleichkommenden Gedicht: „Ewiges Morgenrot“.

„Mag der Tag im Westen sterben,
In das Dunkel starre nicht!
Bald wird sich der Osten färben
Mit der Frühe Purpurlicht.

„Dorthin wende den Blick du heiter,
Unbeirrt von Nacht und Tod,
Und du wandelst dir das Leben
In ein ew'ges Morgenrot!“

— **Von Paul Lindau sind zwei neue, von einander unabhängige** Bücher bei S. Schottlaender in Breslau erschienen, in deren jedem der vielseitige Verfasser eine Reihe gleichartiger Schöpfungen seiner geistvollen Feder aus den jüngsten Jahren zusammenfaßt. Das eine betitelt sich „Schau- und Lustspiele“ und umfaßt das Lustspiel „Jungbrunnen“ in neuer Bearbeitung, das Schauspiel „Marianens Mutter“ und die deutsche Bearbeitung von José Echegarays „Galeotto“. Letztere ist hier in derjenigen Gestalt zum Abdruck gelangt, in welcher das hochbedeutende Stück neuerdings an den deutschen Bühnen zur erfolgreichen Aufführung gelangt. Sie weicht von der ersten, die Handlung nach Berlin verpflanzenden Bearbeitung dadurch ab, daß sie den Vorgang nach Spanien zurückverlegt, eine Aenderung, die dem Drama nach jeder Richtung hin zum Vorteil gereicht. Ueber seinen ansehnlichen künstlerischen Wert haben wir uns in unseren Bühnenberichten schon gelegentlich seiner ersten Aufführung in Meiningen ausgesprochen und sind seither des öftern auf seine Bühnenerfolge zurückgekommen. Auch still gelesen, verfehlt die ergreifende Handlung ihre tiefe Wirkung nicht. Aehnliches gilt von dem andern Schauspiel ernsteren Inhalts: „Marianens Mutter“. Es behandelt die Schicksale einer Frau, der im Scheidungsprozeß, weil sie der lebhafter empfindende und daher leidenschaftlicher handelnde Teil gewesen, indem sie ein ihr unerträgliches Band vorzeitig und gewaltsam zerrissen, das Recht, ihre Tochter bei sich zu behalten, genommen wurde. Das Kind ist dem Vater zugesprochen worden, obwohl derselbe ein keineswegs sehr verläßlicher Charakter ist, und fern von der Mutter aufgewachsen. Auf dieser Grundlage entspinnen sich die dramatischen Konflikte, die dem Stück ein lebendiges Interesse verleihen. Auch den „Jungbrunnen“ machen die heiteren Verwicklungen und der frische Fluß der Gespräche zu einer angenehmen Lektüre. Im zweiten der erwähnten Bücher sammelt Lindau unter der Aufschrift „Interessante Fälle“ seine geistvollen Darlegungen und Ausführungen über Kriminalprozesse aus neuester Zeit, die in seinem „Nord und Süd“ zum ersten Abdruck gelangt sind. Es wird vielen sehr willkommen sein, Lindaus scharf umrissene Darstellungen der umständlichen Erhebungen über die Ermordung des Advokaten Bernays, ferner des Prozesses Graef unter dem bezeichnenden Haupttitel: „Idealismus und Naturalismus in Berlin“, der erschütternden Unthat der Schuhmachersfrau Marie Schneider („Verbrechen oder Wahnsinn?“) und des musterhaftigen Indizienbeweises, der gegen den Mörder des Kaufmanns Max Kraft geführt wurde, hier zu einem handlichen Bande vereinigt zu finden. — Der Gattin des gewandten Schriftstellers danken wir ein Werk desselben Verlags: „Neue Märchen“ von Anna Lindau, mit 14 Illustrationen in Farbendruck von C. W. Allers. Diese nicht nur neuen, sondern auch ganz im Geiste der Gegenwart behandelten Märchen sind in einem reizenden Tone geschrieben, der dem aufgeweckten Sinn der heutigen Kinderwelt volle Rechnung trägt und dabei doch die ewig gültige Grundstimmung lauterster Naivität prächtig festzuhalten weiß. Nur eine junge Mutter, die ganz mit und in ihren Kindern lebt, vermochte das so natürlich zu erfinden und so herzig zu erzählen. Die Allers'schen Bilder schmiegen sich den liebenswürdigen Geschichten in gefälligster Weise an.

— **Von allem, was fremde Weltteile an bis jetzt wenig** bekannten Gegenden aufzuweisen haben, liegt naturgemäß nichts unserem Interesse so nahe als die Gebiete unserer neugeschaffenen, ausgedehnten Kolonien im Osten von Afrika. Jeder Bericht von dort, der neues zu diesem im Lande ist, hat Anwartschaft auf die volle Teilnahme aller guten Deutschen. Doppelt sicher wird aber dieser Teilnahme derjenige sein, der uns von dort zugleich mit voller Anschaulichkeit gezeichnete bildliche Wiedergaben von Land und Leuten, bezeichnenden Ereignissen und Begegnungen vor Augen zu stellen weiß. Alle diese Voraussetzungen hat erfüllt Rudolf Hellgrewe in seinen Wanderbildern „Aus Deutsch Ostafrika“, die in einer Anzahl von zwanzig Blättern in eleganter Mappe vereinigt und von lebendig schilderndem Text begleitet in J. Zenkers Verlag, Berlin, erschienen sind. Was der Verfasser hier mit Stift und Feder aufgezeichnet hat, sind seine eigensten Erlebnisse, wie sie sich auf einer Wanderung durch unser neu erworbenes Kolonialgebiet ergeben, und er schildert in Bild und Wort mit einer Frische, die uns im Geiste zu seinen unmittelbaren Begleitern macht. Die Lichtdruckwiedergaben seiner malerischen Aufnahmen sind bei der Kunstanstalt von Albert Frisch in Berlin so täuschend hergestellt, daß wir die Original-Gouachebilder selbst vor Augen zu haben wähnen.

— **Ernst Ziel, der in seinen „Litterarischen Reliefs“** (Leipzig, Wartig) gezeigt hat, daß er vortrefflich charakterisiren kann und eine besondere Befähigung besitzt, Dichterbildnisse nach ihrer künstlerischen und menschlichen Eigenart getreu wiederzugeben, hat bei demselben Verleger jetzt eine zweite Serie dieser Reliefs herausgegeben, welche schon durch die getroffene Auswahl sehr interessant ist. Ziel behandelt in diesem Bande Freiligrath, Scheffel, Graf von Schack, Gustav Freytag und Karl Stieler, wie man sieht, Individualitäten unserer neuen und neuesten Literatur, die vorzüglichen Stoff zu mannigfachen Betrachtungen und Ausblicken geben. Der Verfasser hat fein modellirt und mit Schärfe und Noblesse seine Linien gezogen, so daß die Lektüre dieses Buches ebenso fesselnd durch schöne Form wie anregend durch gediegenen Inhalt wirkt.

— **Zum siebenzigsten Geburtstag Theodor Storms erschien** als Festgabe von Dr. Paul Schütze „Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung“ (Berlin, Gebr. Paetel). Der junge Verfasser, Privatdozent in Kiel, ist inzwischen verstorben; mit um so größerer Aufmerksamkeit liest man sein Werk und mit Bedauern über den frühen Tod seines Verfassers legt man es wieder aus der Hand. Die Wissenschaft hat in der That etwas in ihm verloren. Schütze tritt uns hier als ebenso feinsinniger wie geistvoller Schriftsteller entgegen, und noch manche hübsche, fesselnde, interessante Gabe wäre von ihm vielleicht zu erwarten gewesen. Er hat sich das Wort Julian Schmidts zur Richtschnur genommen: „Ich möchte für jeden Abschnitt der Geschichte nicht bloß den Gedanken, sondern die Farbe finden und wiedergeben, jede Stufe der Entwicklung zu einem Bilde gestalten, das sich dem Gedächtnis einprägt.“ Er ist vor allem Künstler, er analysirt nicht, sondern er zeichnet; liebevoll versenkt er sich in die besondere Eigenart des Dichters, schildert die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, und wie sie auf ihn wirkten, er zeigt, wie eng seine Schöpfungen mit ihm und seinem Leben zusammenhängen, wie sie geworden sind und einander bedingen. So unterrichtet und unterhält er gleichzeitig. Das Bild, das er von Storm und seinem Schaffen gibt, ist ebenso anziehend als belehrend, und kein Verehrer des Dichters wird unbefriedigt von dem hübschen Buche scheiden.

— **Als wissenschaftliche Grundlage für den bei Farbenzusammenstellungen** anzuwendenden Geschmack dienen bekanntlich die physikalischen Gesetze der Komplementärfarben. Auf ihnen fußend, ist jetzt ein Werk geschaffen worden, das allen, die gewerblich oder privatim mit Farbenzusammenstellungen zu thun haben, nach genauer Berechnung angefertigte Vorlagen dafür an die Hand gibt. Es umfaßt drei Hefte mit je drei Tafeln, deren jede zwölf Zusammenstellungen enthält, letztere in den beiden ersten Heften zwei-, im dritten Heft mehrfarbig. Begleitender Text erläutert die Tafeln ins einzelne. Der Titel des im Selbstverlag des Herausgebers erschienenen Werkes lautet: „Farbenharmonie, zur leichten Uebersicht für Maler, Lithographen, Druckereien, Architekten, Dekorateure und alle mit Farben oder farbigen Stoffen arbeitenden Gewerbe,“ wissenschaftlich zusammengestellt und herausgegeben von H. Meyer, Lithograph in Wien, Besitzer der Gremial-Verdienstmedaille 1887.

— **In Riga wird vom Januar an eine neue Zeitung** unter dem Titel „Dünazeitung“ erscheinen, welche sich die Vertretung des Deutschtums zur besondern Pflicht gemacht hat.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

— **Der gegenwärtig den Ständen vorliegende Etat des** Königreichs Sachsen fordert für Kunst und Wissenschaft die stattliche Summe von 517,153 Mark, davon für Vermehrung der Sammlungen 75,000 Mark, malerische Ausschmückung des umgebauten Zeughauses 30,000 Mark rc. Nicht inbegriffen in die obengenannte Summe sind die Kosten für den Bau der neuen Kunstakademie.

— **Aus der durch den Wiener Kunsthändler Miethke kürzlich** abgehaltenen Versteigerung der Kunstsammlung T. Penther heben wir hier einige Bilderpreise mit: Dosso Dossi „Merkur und Flora“ 3305 Gulden, Böcklin „Venus“ 3690 Gulden, Defregger „Bauernmädchen“ 2000 Gulden, Lenbach „Bildnis Bismarcks“ 1050 Gulden, Lenbach „Mann in spanischer Tracht“ 1313 Gulden, Makart „Alberich und die Rheinnixen“ 1400 Gulden. Der Gesamterlös der Auktion belief sich auf über 95,000 Gulden.

— **Professor Otto hat das lebensgroße Gipsmodell seiner** für den neuen Markt in Berlin bestimmten Lutherstatue vollendet. Gegenüber der Konkurrenzskizze zeigt das Hilfsmodell eine ruhigere Haltung, dafür aber eine lebhaftere Energie des Gesichtsausdrucks. Das Denkmal wird in doppelter Lebensgröße ausgeführt werden.

— **Der Erfurter Magistrat hat bekanntlich erst vor wenigen** Jahren den prächtigen Festsaal im neu erbauten Rathaus mit herrlichen Wandbildern von Professor Janssen schmücken lassen. Zur Ausschmückung desselben Raumes sind neuerdings dem Berliner Bildhauer F. Hartzer zwei Kolossalfiguren, „Gewerbefleiß“ und „Wohlthätigkeit“, in Auftrag gegeben. Ferner wird für Erfurt nach Entwürfen des Berliner Baumeisters Stöckhardt gegenwärtig ein monumentaler Brunnen mit reichem plastischen Schmuck von v. Hoffmeister ausgeführt, dessen Enthüllung im nächsten Frühjahr stattfinden soll. Im Herbst des darauf folgenden Jahres aber wird ein Meisterwerk des Professors Schaper, das Erfurter Lutherdenkmal, vollendet sein. Ehre den Bürgern, die solche Aufwendungen für die Verschönerungen der Stadt durch Kunstschöpfungen machen!

— **Die berühmte photographische Verlagsanstalt von Ad.** Braun & Co. in Dornach bereitet eine umfangreiche monumentale Publikation der Gemäldegalerie des jetzt so viel umstrittenen Städelschen Instituts in Frankfurt a. M. vor. In 107 Blättern Imperialformat werden die Hauptschätze der berühmten Sammlung im April 1888 vollständig erschienen sein. Eine neue Ausgabe der Gemälde und Skulpturen im Louvre, der Gemäldegalerie des Fürsten Liechtenstein in Wien, der Akademie in Budapest, der Handzeichnungen zu Windsor-Castle wird sich daran schließen. Besonders die letzte Publikation wird auf deutsche Interessenten rechnen können, enthält doch die Windsorsammlung etwa 80 Porträtzeichnungen Holbeins, die neben den Handzeichnungen Leonardos den Hauptschatz jener herrlichen Sammlung bilden.

— **Das diesjährige Stipendium der Menzelstiftung hat** der talentvolle Tier- und Landschaftsmaler Oskar Frenzel erhalten.

Tonkunst.

— **Eine begabte Schülerin von Klara Schumann, Miß** Fanny Davies aus London, hat in verschiedenen deutschen Städten, unter anderen in Stuttgart und Karlsruhe, wo sie in den Abonnementskonzerten der dortigen Hofkapellen spielte, sehr beifällige Aufnahme gefunden, die sie namentlich der Weichheit ihres Anschlags und der jungfräulichen Anmut ihrer Auffassung und ihres Vortrags dankt. Verwandte Vorzüge zeichnen den Gesang der Frau Alexandrine von Braun aus, die in der erstgenannten Stadt ein selbständiges Konzert gab. Die Zartheit und Schmiegsamkeit ihrer Stimme kam besonders in duftigeren Kompositionen, wie einer Siciliana von Pergolese und einigen sehr hübsch komponirten Liedern von Robert Emmerich, zu anziehender Geltung. Frau Gräßler-Heim, die in umfassender Weise mitwirkte, bethätigte sich als gewandte und geschmackvoll vortragende Klaviervirtuosin.

— **Ein seltsames Musikinstrument ist in der Ortschaft** Paulsdorf bei Reichenberg in Böhmen anzutreffen. Dasselbe führt den befremdenden Namen „Pumpaß“, der möglicherweise von Brummbaß abgeleitet werden könnte, da dieses Instrument für sämtliche Schlaginstrumente des Orchesters Ersatz bieten soll. Es besteht aus einem mannshohen, etwa 5 Centimeter dicken Cylinder aus hartem Holze, dessen am Boden aufgestemmtes Ende einen Kautschukpuffer trägt, während das obere Ende wie der Hals eines gewöhnlichen Streichinstrumentes gestaltet ist. Ueber den Cylinder ist der Länge nach eine dicke Kontrabaßsaite gespannt; die Stelle des Steges wird jedoch durch eine große, mit Luft gefüllte Schweinsblase eingenommen, welche zugleich die Resonanz bildet. Knapp unterhalb des Halses ist ein Drahtring angebracht, an welchem mehrere Schellen befestigt sind. Die Saite wird nicht mit einem Bogen gestrichen, sondern mit einem stumpfgezahnten, länglichen Holzstäbe gerissen. Für sich allein wird das Instrument nie gespielt, sondern stets als Begleitung zu Streichinstrumenten oder auch nur zum Klavier. Wenn das fest aufgestemmte Instrument einfach gespielt wird, klingt es wie zarter Trommelwirbel. Schläge mit dem Bogen auf die Schweinsblase erzeugen die Wirkung der Pauke, und wenn das Instrument gehoben und kräftig gegen den Boden gestoßen wird, erklingen die Schellen wie in der Janitscharenmusik. Besonders Märsche, flotte Tanzweisen und dergleichen, von einem Streichquartett mit obligatem Pumpaß vorgetragen, erzielen eine beträchtliche Wirkung.

Bühne.

— **Zwischen dem Deutschen Theater und dem königlichen** Schauspielhause in Berlin herrscht gegenwärtig ein klassischer Wettkampf, vermutlich angeregt durch den glänzenden Erfolg der Faustaufführung auf erstgenannter Bühne. Dort hat man „Götz“, hier in kurzen Zwischenräumen „Egmont“ und „Othello“ neu ausgestattet und besetzt gegeben und im Laufe der nächsten Wochen sollen auch noch andere klassische Werke in neuem Gewand über die königliche Bühne gehen. Mit Neuheiten will man augenscheinlich nicht experimentiren, da die Auswahl unter der Zahl derer, welche Erfolg versprechen, eine außerordentlich beschränkte ist. Dießmal hat das Deutsche Theater vielleicht keinen Vorsprung mehr; in dieser Richtung geschieht an der königlichen Bühne alles, was nur der verwöhnteste künstlerische Geschmack wünschen mag. In der Regie wurde viel gethan, um den Darstellungen Leben und Wahrheit beizubringen, die Scenen flott vor sich gehen zu lassen und dem Ganzen einen künstlerisch frischen Odem einzuhauchen. Der Erfolg dieser Bemühungen hat denn auch allgemeine Anerkennung gefunden. — Das Deutsche Theater hat mit dem „Götz“ nicht so ganz durchgeschlagen, weil vor allen Dingen die Hauptrolle mit einem jugendlichen, noch nicht ausgereiften Künstler besetzt ist. Im übrigen hat die Vorstellung dafür aber auch recht viel Vortreffliches geboten. L'Arronge weiß seine Leute zu finden, das zeigt unter anderem wieder aufs deutlichste das Engagement einer Schülerin, Fräulein Pospischil, die vor einem Jahre noch mit dem Deutschen zu ringen hatte, äußerst spöttisch kritisirt hingenommen wurde und jetzt in der Rolle der Adelheid sich die einstimmige Anerkennung als einer bedeutenden Kraft erkämpft hat.

— **Das Karltheater in Wien fand in dem lustigen, nach** einem englischen Original bearbeiteten, in Hamburg bereits mit Erfolg aufgeführten Schwank: „Die blaue Grotte“ einen Treffer, der stets volle Häuser macht.

— **Johanna Balz hat ihrem früher schon rühmlich** erwähnten Hohenzollern-Festspielen ein Sauerländisches Festspiel „Der Kampf der Sachsen unter Wittekind gegen Karl den Großen“ folgen lassen, das — vorerst als Manuskript — gelegentlich einer Jahresversammlung des Vereins für Orts- und Heimatkunde des

Süderlandes seine Feuerprobe glänzend bestand. Die echt vaterländische Empfindung, die, getragen von wohlklingenden gereimten Versen, das Ganze durchweht, verfehlte in der Aufführung nicht ihre zündende Wirkung, die in Ueberreichung eines goldenen Lorbeerkranzes an die Verfasserin gipfelte.

— **Der Verfasser des gelungenen, in unserer Nro. 10,** S. 219, erste Spalte, rühmend erwähnten Lustspiels: „Nach der Hochzeit", heißt nicht, wie dort infolge eines Versehens gesetzt wurde, Edgar Ulger, sondern Eduard Bolger.

Kultur und Wissenschaft.

— **Daß die Photographie bei weitem schärfer sieht als** das menschliche Auge, ergaben die Aufnahmen des Sternenhimmels, sowie der bekannte Fall, daß das Bildnis einer Dame Spuren einer beginnenden Blatternkrankheit aufwies, von der niemand eine Ahnung hatte, und die in der That bald darauf ausbrach. Einen ebenso interessanten Fall aus der Sammlung des Schriftsachverständigen der französischen Bank, Gobert, teilt „La Nature" mit. Es ist dies ein Facsimile einer gefälschten Anweisung. Der Fälscher hatte mit Hilfe chemischer Reagentien die Stellen, die es abzuändern galt, nach seiner Meinung spurlos vertilgt, und seinen Namen, wie auch eine viel höhere Summe eingetragen. Man schöpfte Verdacht, weil die Anweisung nicht avisiert war, und ließ dieselbe im vergrößerten Maßstabe photographieren. Obwohl nun die chemische Behandlung das Papier selbst bedeutend verändert hatte, kam die ursprüngliche Eintragung auf der Photographie unter den gefälschten Stellen ganz deutlich zum Vorschein, und der Fälscher wurde dadurch überführt.

— **In der Pariser Akademie der Wissenschaften hat kürzlich** Ch. V. Zenger den interessanten Versuch gemacht, einen Zusammenhang zwischen den periodischen Sternschnuppenschwärmen und dem Ausbruche von Bränden, deren Ursache unbekannt ist, nachzuweisen. Es hat sich ihm auf der Grundlage eines ausgedehnten statistischen Materials die Thatsache ergeben, daß Brände ohne bekannte Ursache in den Zeiten der periodischen Wiederkehr der Sternschnuppenschwärme außerordentlich häufig sind. In der Regel beschränken sich diese Brände auf Gehöfte, Strohhütten, Speicher, Scheunen und Mühlen, sie kommen jedoch auch in Dörfern und selbst in großen Städten vor, und ihre Veranlassung wird von den Zeitungen meist als völlig unaufklärbar hingestellt. Verbindet man auf einer Karte die Punkte, an welchen die Brände stattgefunden haben, mit einander, so erhält man eine mehr oder weniger regelmäßige Ellipse, welche gleichsam den Zerstreuungskegel während des Fallens der Sternschnuppen darstellt. Die Sache würde kriminalistisch von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein. Entsteht auch nur selten der Verdacht, daß das Feuer angelegt sei, so kann doch die zufällige Anwesenheit einer Person in der Nähe des Ortes, an welchem das Feuer ausgebrochen, zu einer Verdächtigung derselben und sogar zur Verurteilung eines Unschuldigen führen.

— **Amerikanischen Blättern zufolge hat Professor Cushman,** welchem die Leitung einer Forschungsexpedition der Regierung der Vereinigten Staaten im südlichen Arizona übertragen wurde, eine ganz verschüttete alte Stadt entdeckt und bereits 5000 Skelette ausgegraben. Die Stadt liegt etwa 80 Meilen nordwestlich von Tucson in der Nähe des Zusammenflusses des Salt River mit dem Gila.

Natur.

— **Man nimmt im allgemeinen an, daß der Winterschlaf,** in welchen viele Tiere alljährlich verfallen, durch die Erniedrigung der Lufttemperatur hervorgerufen wird. Der durch seine ausgezeichneten Untersuchungen über die Ameisen bekannte Schweizer Forscher August Forel hat indessen schon früher die Ansicht ausgesprochen, daß der Winterschlaf nicht von der Erniedrigung der Luftwärme im Winter, sondern von anderen Umständen abhänge. Neuerdings hat er über diesen Gegenstand einige Beobachtungen veröffentlicht, über welche „Humboldt" folgendermaßen berichtet: Zwei Siebenschläfer (Myoxus glis), welche Forel beobachtete, blieben den ganzen Winter hindurch wach und sehr lebhaft. Erst im Monat Mai begannen sie ihren Schlaf, aus dem sie trotz der großen Hitze während des Juni und des Juli nicht früher als im August nach und nach erwachten. Der Winterschlaf kann daher nicht direkt durch die Abnahme der äußeren Temperatur bedingt sein. Während des Schlafes betrug die Körpertemperatur der Tiere 20 bis 23 Grad. Die Atmung war äußerst verlangsamt. Die Lippen nahmen eine bläuliche Färbung an. Wenn man die Tiere durch Stiche reizte, so erfolgten einige Reflexbewegungen, und ein leichtes Grunzen ließ sich vernehmen. Brachte Forel eines der schlafenden Tiere derart auf einen der oberen Aeste eines Tannenbäumchens, daß jenes mit der Fußsohle den Ast berührte, so erfolgte eine reflektorische Zusammenziehung der Zehen, und es blieb eine Zeit lang hängen. Nach und nach öffnete sich die Pfote, bevor aber das Tier vollständig herunterfiel, ergriff es mit einem andern Fuße den nächst tiefern Ast und blieb dort abermals eine Zeit lang hängen, und so gelangte es von Stufe zu Stufe langsam herab, bis es den Boden erreicht hatte und hier ruhig weiter schlief. Forel ist der Meinung, daß der Winterschlaf der Siebenschläfer dem hypnotischen Schlaf sehr ähnlich sei, und empfiehlt daher diese Tiere zu hypnotischen Versuchen.

— **Nach einer Mitteilung der „Schweizerischen Blätter** für Ornithologie" ist der Lämmergeier in der Schweiz als ganz oder fast ganz ausgerottet zu betrachten. Ein einsames altes Weibchen dieses Raubvogelgeschlechts hauste seit fünfundzwanzig Jahren am Bietschhorn in Oberwallis und wußte sich allen Nachstellungen zu entziehen, bis es einen vergifteten Fuchs, der als Köder ausgelegt war, fraß und infolge dessen verendete. Es maß 2½ Meter mit den Flügeln; Reisende können es im Museum von Lausanne bewundern. Ob noch ein bis zwei einzelne Exemplare sich dauernd in der Schweiz aufhalten, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; ein nistendes Paar findet sich jedenfalls nicht mehr.

Sport.

— **Von den Pferden, welche aus Deutschland nach England** gegangen sind, um an den Hindernisrennen teilzunehmen, debütierte „Fenton" mit Erfolg, indem er unter seinem Besitzer, Lieutenant von Heyden-Linden, das Dezemberhandicap-Steeplechase-Plate zu Leicester leicht und damit in Reihenfolge sein achtes Rennen im Jahre gewann. Als dritte folgte Oehlschlägers „Brown Betty", die mehrfach auf einen Platz lief, ebenso wie Adalberts „Modeste", ohne bisher einen Sieg errungen zu haben.

— **Nach Schluß der Saison verzeichneten die deutschen** Rennbahnlisten 212 siegreiche Herrenreiter.

— **Drei größere neue Rennpreise sind für das nächstjährige** Wiener Meeting ausgeschrieben worden. Der Jubiläumspreis von 25,000 Gulden, sowie das Ausstellungsrennen von 6700 Gulden sind für dreijährige und ältere Pferde bestimmt und führen ebenso wie der österreichische Stutenpreis von 10,000 Gulden über 2400 Meter, doch ist letzteres Rennen allein für dreijährige Stuten. Alle drei Rennen stehen auch deutschen Pferden offen.

— **Eine Strecke von 60 Füchsen ergab eine in den Lan**cuter Wäldern des Grafen Roman Potocki abgehaltene Treibjagd, welche ausschließlich dem Rotpelz galt.

— **Das Kriegsministerium hat die deutschen Jagdschutz**vereine verständigt, daß es für den Abschuß von Habichten Prämien verteile. Die Ursache hiezu ist die große Verwendung der Brieftauben.

— **Bei dem Wiener Weltschwimmen gewann die Meister**schaft über 1020 Meter Ludwig Hoenisch in der erstaunlich kurzen Zeit von 20 Minuten 51½ Sekunden vor dem vorjährigen Sieger Zimmermann, der 22 Minuten 41½ Sekunden schwamm.

Denkmäler.

— **Für ein Denkmal Alexanders II. im Moskauer Kreml** liegt die enorme Summe von 1,250,000 Rubel bereit. Leider aber liefern die infolge des dritten Preisausschreibens eingegangenen und unlängst in Petersburg ausgestellten 22 Entwürfe wiederum den Beweis, daß die russische Kraft zurzeit einer solchen nationalen Aufgabe noch kaum gewachsen ist. Fast alle Entwürfe leiden unter einer auffallenden Ideenarmut, und nur der des talentvollen Bildhauers Opekuschin erscheint zur Ausführung geeignet. Er zeigt die Gestalt des Kaisers auf einem stufenweis aufsteigenden Postament, auf dessen unterster Stufe ein greiser Muschik steht, mit der Hand auf den „Zar-Befreier" zeigend; neben ihm erhebt ein Bauernknabe die von der Kette befreite Hand, um ein Kreuz zu schlagen. Leider aber ist gerade die Aufhebung der Leibeigenschaft den Reaktionären am russischen Hofe sehr verhaßt, so daß der Opekuschinsche Entwurf kaum Aussicht auf Ausführung hat.

— **Die Sektion des Thüringerwaldvereins Oberweißbach** beabsichtigt, zu Ehren des daselbst geborenen Begründers der Kindergärten, Friedrich Fröbel, auf dem Kirchberg einen Turm zu errichten. Bereits sind 1200 Mark gesammelt, aber diese Summe genügt selbstverständlich nicht. Deshalb wendet sich die Sektion um Beiträge an alle, welche Fröbel hoch halten und in seinem Namen thätig sind. Sendungen sind zu richten an den Vorstand des Thüringerwaldvereins, Sektion Oberweißbach in Thüringen.

— **In Zittau, der freundlich gelegenen Geburtsstadt Hein**rich Marschners, soll dem berühmten Komponisten ein Denkmal errichtet werden. Beiträge dafür nimmt das Komite in Zittau entgegen.

Gestorben.

— General Henry Lawrence, der älteste Offizier der ehemaligen ostindischen Compagnie, 97 Jahre alt, am 25. November, in London.

— General Echague, hervorragender spanischer Militär, 72 Jahre alt, Ende November, in Madrid.

— Jakob Hermann von Bertrab, schwarzburg-rudolstädtischer Staatsminister, 69 Jahre alt, am 2. Dezember, in Rudolstadt.

— Philippe Rousseau, hervorragender Tier- und Stilllebenmaler, 71 Jahre alt, am 4. Dezember, in Paris.

— Professor Karl von Kurtz, namhafter Bildnismaler, 70 Jahre alt, am 6. Dezember, in Stuttgart.

— Geheimer Sanitätsrat Dr. Moritz Michael Eulenburg, angesehener Arzt, 76 Jahre alt, am 7. Dezember, in Berlin.

— Nikko Hauser, gefeierter ungarischer Violinvirtuose, 66 Jahre alt, am 8. Dezember, in Wien.

— Hofrat Karl von Langer, berühmter Anatom, 68 Jahre alt, am 8. Dezember, in Wien.

— Hermann Mallner von Marsegg, Feldmarschalllieutenant a. D., 59 Jahre alt, am 9. Dezember, in Wien.

— Gustav Greiner, Feldmarschalllieutenant a. D., 70 Jahre alt, am 11. Dezember, in Wien.

— Graf Arnim-Boitzenburg, Vizepräsident des Herrenhauses, Präsident der Generalsynode, früher Präsident des Reichstages, 53 Jahre alt, am 15. Dezember, auf Schloß Boitzenburg.

Neue Bücher und Schriften.

Blumenau, E., Leiding-Perlen. Bielefeld, A. Helmich.
Böhlau, Hel., Reines Herzens schuldig. Roman. Minden, Bruns.
— Herzenswahn! Roman. Ebend.
— — Rathsmädel-Geschichten. Ebend.
Bulthaupt, H., Dramaturgie der Oper. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Döring, C., Die Gabelsbergersche Stenographie in ihrer Bedeutung für den Lehrerstand. Meißen, Selbstverlag.
Ehrlich, Heinr., Auf alter Tonleiter. [illegible] Berlin, Brachvogel & Ranft.
Fricke, Wilh., Die Hermannsschlacht. Ein Bild aus Deutschlands ruhmreichen Tagen. Bielefeld, A. Helmich.
Genée, Rud., Hans Sachs' Leben u. ausgew. Dichtungen. Berlin, A. Gärtner.
Hering, R. O., Wer kriegt sie? Eine Geschichte unserer Tage. Dresden, E. Pierson.
Greischel, J. F., Daniel Richterbrecht. Schauspiel in 5 Aufz. Bayreuth, Buchdruckerei-Aktiengesellschaft.
Gutschmidt, F., Reise in den Anden von Chile und Argentinien. Berlin, [illegible] Paetel.
Hagen, Aug., Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. 6. Aufl. Leipzig, J. J. Weber.
Heyse, Paul, Villa Falconieri u. andere Novellen. Berlin, Deutsche Buchh.
Jordan, Wilh., Zwei Wiegen. Roman in 2 Bänden. Berlin, G. Grote.
Keller-Jordan, H., [illegible]. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Kiepert, H., Uebersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa. 1. Lieferung. Berlin, Dietr. Reimer.
— — Neue Handkarte von Afrika. Ebend.
Klencke, Dr. H., Diätetische Kochkunst oder Schönheits- u. Gesundheitspflege. 6. Aufl. Leipzig, Ed. Kummer.
Olfers, Marie v., Die Vernunftheirat und andere Novellen. Berlin, Deutsche Buchhandlung.
Otto, Joh., Ulrich von Hutten. Ein Schuldrama. Bremen, Carl Karo.
Reißmann, Dr. A., Friedrich Kiel, sein Leben u. seine Werke. Mit Portr. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Renz, R., Nach dem Sturme. Roman. Leipzig, E. Keils Nachfolger.
Schack, A. v., Der stille Teilhaber. Hameln, Th. Fuendeling.
Schnellkomponist, der. Praktische Anleitung für Jedermann, in kurzer Zeit ein brauchbarer Komponist zu werden. Von Theophilus [illegible]. Berlin, Brachvogel & Ranft.
Schober, H., Katechismus der Volkswirtschaftslehre. 4. Auflage. Leipzig, J. J. Weber.
Schwartzkoppen, C. v., Gesammelte Novellen. Minden, Bruns.
Schwebel, O., Geschichte der Stadt Berlin. Vol. 1 in 12 Lief. à 1 M. Berlin, Brachvogel & Ranft.
Smiles, Samuel, Der Charakter. Heidelberg, G. Weiß.
Steiner, P., Zwei Welt-Sprachsysteme: Der Volapük — die Pasilingua. Neuwied, Heusers Verlag.
Trojan, Joh., Von Drinnen u. Draußen. Gedichte. Minden, Bruns.
— — Von Strand und Heide u. andere Skizzen. Ebend.
Universalbibliothek für die Jugend. In Nummern à 20 Pf. Stuttgart, Gebr. Kröner. Nro. 201–203: Arn. Hoffmann, Frisch gewagt u.; Nro. 204/05: Dem Gerechten wird Gutes vergolten; Nro. 206/07: Wen Gott lieb hat u.; Nro. 208/09: Die Rache ist mein; Nro. 210/11: Segen des Wohlstands; Nro. 212: Fischer, Die Brüder.
Wasielewski, W. J. v., Ludwig van Beethoven. 2 Bände. Berlin, Brachvogel & Ranft.
Wengraf, Dr. E., Wie man ein Engländer wird. Wien, J. L. Pollak.
Wolzogen, E. v., Vanilla. Ein thüring. Roman. Stuttgart, W. Spemann.
Zeitfragen, soziale. Neue Folge. Minden, Bruns. Nro. 17: Duhr, Arbeit u. Reform des Krankenversich.-Ges.; Nro. 18: [illegible], Die deutsche Volksernährung u. Kolonialfragen; Nro. 19: Mennecke, Das deutsche Gymnasium u. seine Reform; Nro. 20: Koch, Einfluß der sozialen Mißstände auf d. Zunahme d. Geisteskrankheiten; Nro. 21: Meinardus, Die Bedeutung der Musik im sozialen Leben des deutschen Volkes; Nro. 21: Richter, Lebenshaltung u. Sterblichkeit in den großen Städten; Nro. 22: [illegible]



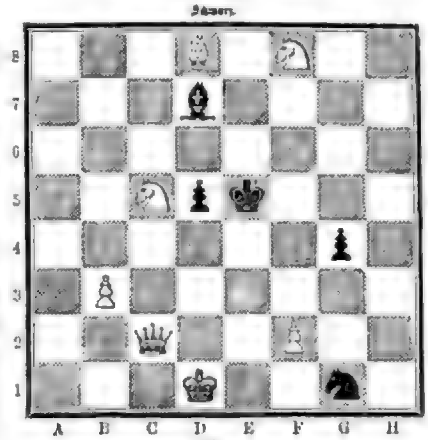
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Im letzten Problemturnier der trefflich redigirten englischen Schachzeitung „British Chess Magazine" wurde der vorstehenden feinen und schwierigen Aufgabe der erste Preis für den Dreizüger zuerkannt.

Aufgabe Nro. 440.

Von A. Lhama.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 437:

Weiß.	Schwarz.
1) S. C 3 — A 4	1) K 6 — E 5
2) S. G 3 — H 1	2) G 2 n. H 1.
3) T. H 2 — A 2 Matt.	
(A)	
1)	1) K 6 n. D 5
2) T. H 2 — H 5	2) D 5 — D 4 (o. E 4).
3) T. H 5 — A 5 Matt.	



(Redigirt von Oskar Klein.)

Patience.

Das Minimum.

(Zwei Spiele Whistkarten.)

Die sämtlichen Achten und Neunen werden als Grundkarten in zwei Reihen zu je acht Blatt mit wechselnden Farben derart aufgelegt, daß die Neunen in die obere Reihe, die Achten in die untere Reihe kommen und zwischen diesen beiden noch Platz für eine dritte Reihe bleibt.

Auf diese Grundkarten soll die Hierarchie, mit wechselnden Farben, indem immer ein rotes auf ein schwarzes Blatt folgt und umgekehrt, aufgebaut werden, auf die Neunen in aufsteigender Reihenfolge, also Zehn, Bube, Dame, König und dann das As, auf die Achten absteigend bis zur Drei, während die Zweien zunächst nicht berührt werden.

Nachdem gut gemischt ist, werden in die erste Reihe acht Hilfskarten ausgelegt und der Talon bis zu Ende umgeschlagen. [illegible] Blatt wird sofort auf das betreffende Grundpaket gelegt, ebenso jede bei dem Auflegen einer weiteren Acht von Hilfskarten [illegible]. Man legt also nicht erst acht Hilfskarten auf und verwendet dann, was davon paßt, sondern legt sofort jede Karte ab, welche in die vorgeschriebene Ordnung paßt, und ebenso jede weitere auf den Hilfskarten obenauf liegende oder durch Wegnahme freiwerdende, bevor ein weiteres, also nirgends verwendbares Blatt in die Reihe der acht Hilfskarten gelegt wird.

Ist auf diese Weise der Talon einmal umgeschlagen, so werden die übrig gebliebenen Hilfskarten zusammengenommen, gemischt, und nochmals in der gleichen Weise umgeschlagen, dabei aber nicht mehr acht, sondern nur drei Blatt Hilfskarten in die betreffende Reihe gelegt. Der [illegible] übrigbleibende Teil des Talons wird nochmals zusammengenommen, gemischt und so aufgelegt, daß je eine Karte immer zwischen die letzten Reihen Grundpakete gelegt wird; die Patience ist aufgegangen, wenn die sieben oder die letzten Karten dieses Talonrestes zur Vervollständigung der Hierarchien weggelegt werden können, so daß acht Damen in ununterbrochener Reihe folgen, oder wenn nur diese acht Damen überhaupt übrig geblieben sind. Das Bild zeigt alsdann in drei Reihen über einander das Minimum von acht As, acht Damen und acht Zweien.

Grundkarten sind diejenigen Karten, welche den Anfang der zu bildenden Hierarchie darstellen. Hierarchie ist eine in auf- oder absteigender Ordnung nach dem Zählwert auf einander folgende Reihe von Karten.

Hilfskarten sind diejenigen Blätter, welche aufgedeckt und neben dem Talon zum Legen der Patience verwendet werden.

Grundpaket nennt man die sämtlichen auf einer Grundkarte vereinigten Blätter.

Spielbriefwechsel.

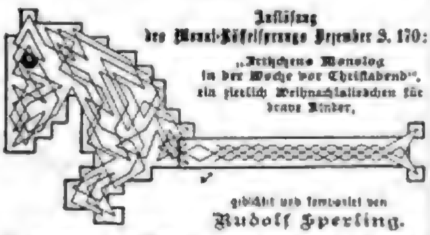
Frau v. G. Soweit Patiencen noch nirgends abgedruckt sind, empfehlen wir sie mit Vergnügen. Unseres Wissens existieren außer dem bei Weber in Leipzig erschienenen nur noch die beiden Büchlein [illegible] Buch der Patiencen, Verlag [illegible] Kern.

Stud. chem. in Stuttgart. Die offiziellen statistischen Berechnungen geben darüber keinen Aufschluß, doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß mindestens drei Viertel aller in Deutschland in den Verkehr gelangenden Spielkarten sogenannte französische und nur ein Viertel deutsche sind. Die Stralsunder Spielkartenfabrik-Aktiengesellschaft, welche allein etwa den fünften Teil des gesamten Spielkartenstempels aufbringt, teilte uns vor etwa 2 Jahren mit, daß 72 Prozent ihrer Gesamtfabrikation französische, 28 Prozent deutsche Karten wären, und in den übrigen 37 deutschen Fabriken dürfte sich das Verhältnis wohl annähernd ebenso stellen. Näheres finden Sie in Stein, „Geschichte des Kartenspiels", Berlin, 1887.

Schieberätsel.

Jeschte, Auerbach, Wandrik, Hagebutte, Ungemütlichkeit, Probierstein, Verwandtschaft, Hederadern, Schimpanse, Anilin.

Obige Wörter sind untereinander zu schreiben und so lange seitlich zu verschieben, bis zwei in bestimmten Abständen befindliche Buchstabenreihen von oben nach unten ein deutsches Sprichwort ergeben.



Auflösung des Rössel-Rösselsprungs Dezember S. 170:

„Fritzchens Monolog in der Woche vor Christabend", ein zierlich Weihnachtsliedchen für brave Kinder,

gedichtet und komponiert von

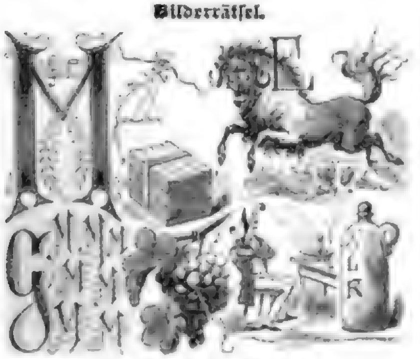
Rudolf Sperling.

O wär' schon „heilig Abend",
Mein Steckenpferdchen da!
Juchhe! Da will ich reiten
Hinaus in alle Weiten —
Weit nach Amerika!

Papa sagt zwar: „Das Christkind,
Paß auf nur, Deiner Sach!
Es bringt Dir eine Rute!"
Was weiß der liebe, gute
Papa vom Christkind auch?!

Und bringt mir eine Rute
Der liebe Weihnachtsmann;
Begreif, Papa, ich bitt' dich!
So bringt er sie, damit ich
Mein Pferd „karbatschen" kann!

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 247:

Eine Last, die leichter wird, wenn man sie durch die andrer vermehrt.

Auflösung der Buchstabenversetzungsaufgabe Seite 219:

1) Mekka, 2) Taurus, 3) Alpen, 4) Triest, 5) Thorn, 6) Zebra, 7) Achter, 8) Amerika, 9) Nero, 10) Gemse, 11) Toscana, 12) Gleim, 13) Lindau, 14) Amiens, 15) Tristan, 16) Tirol.
Kunst bringt Gunst.

Briefmappe.

An unsere Leser. In Betreff unseres Artikels in Nr. 1 d. J. betitelt: „Hygieinische Bedenken gegen das Radfahren ꝛc." bemerken wir, daß sein Verfasser nicht, wie infolge einer Verwechslung geglaubt wurde, der Entdecker des Cholera- und Tuberkelbazillus, Dr. R. Koch, sondern ein erfahrener und [illegible] praktischer Arzt gleichen Namens ist, welcher, obwohl ein Freund jeder vernünftigen Gymnastik, insbesondere des Turnens, Schwimmens und auch des mäßigen Velocipedfahrens, es doch als seine Pflicht erkannte, gegen jene bedenklichen Uebertreibungen, wie sie ein mit besonderem Eifer gepflegter Modesport nur allzu leicht mit sich bringt, seine warnende Stimme zu erheben.

Fünf wissensdurstige Seelen. 1) Nicht thunlich. 2) Rudolf Lindau, der geistvolle und feinsinnige Novellist, ist der ältere Bruder Paul Lindaus und bekleidet die Stelle eines Geheimen Legationsrats beim Auswärtigen Amt in Berlin. 3) Das Leben beweist diese Möglichkeit tagtäglich aufs neue. Der erste Versuch ist in der Regel auch auf diesem Gebiet ein mißglückter. 4) Hermann von Schmid, „Wieland oder Die Fahrt ums Glück". — In irgend welcher Beziehung lernt es wohl jeder einmal kennen, am leichtesten, wer sich am wenigsten vor übertriebenen Ansprüchen zu hüten weiß. 5) Wir glauben nicht, sofern diese Frage aber noch besonders an unseren [illegible] Ratgeber gelangen, müßte jedoch bei dem übergroßen Andrang von Fragen vor der Ungeduld walten. — Auf dem Schlosse lockt der Schall [illegible] heraus. Nun, ein solches Gedicht hat eine tiefgehende Melancholie sicherlich nicht; sie wäre auch so schlecht als möglich am Platze!

G. F. in München. Von G. Otto ist im Verlag von J. Groos in Heidelberg eine Reihe von Büchern erschienen, die Ihnen dienlich sein werden, ihre Titel lauten: 1) Questionnaire français (Hilfsbuch zur Erlernung der grammatischen Regeln); 2) Französische Konversationsgrammatik; 3) Französisches Konversations-Lesebuch, erster und zweiter Kursus; 4) Conversations françaises (Methodische Anleitung zum Französisch-Sprechen). Jede Buchhandlung besorgt Ihnen das Gewünschte.

A. F. Diese Frage richten Sie am besten an eine gute Sortimentsbuchhandlung, die das etwa derartige Erscheinende am ehesten ausfindig machen und Ihnen beschaffen wird.

H. L. in Ober-R. Als Erwerbsquelle läßt sich die lyrische Ader auch bei großer Begabung und Vergnüglichkeit kaum ausbeuten; die übrige wäre gerade zu einem unschädlichen Zeitvertreib gut — unschädlich insoweit, als nicht Wichtigeres darüber vernachlässigt wird.

L. R. in Madrid. Diese Schreibweise ist den teils unbedingten, teils bedingten Anschluß an ein von dem derzeitigen preußischen Kultusminister v. Puttkamer aufgestelltes System zunächst in den norddeutschen und in ähnlicher Weise auch in den süddeutschen Schulen als maßgebend eingeführt worden.

A. M. in St. 1) Nein. 2) Das wird sehr schwer halten; wenn Ihnen nicht eine günstige Fügung zu Hilfe kommt, werden Sie auf dem einmal betretenen Wege doch eher [illegible] noch eher etwas erreichen als auf einem neu einzuschlagenden.

Comtesse Lehna auf Schloß E. Diese Züge verraten Mangel des Blicks, [illegible], Selbstüberschätzung, ein Wesen, das ein klein wenig herrisch und für diejenigen, die ihm nicht zusagen, [illegible] unnahbar ist, dabei aber von feinfühliger, in manchen Beziehungen sogar mitleidenschaft empfindlicher Natur und — trotz alledem — im Grunde höhere Anforderungen an sich selbst als an andere stellend. Kein Wunder, wenn einem so begabten Geist einige Huldigungen dargebracht werden! Ernste tiefempfundene Saiten werden [illegible] nicht verfehlen, in einer Seele, die so zu würdigen vermag, ein vollklingendes Echo zu finden. — Ihre weiteren Fragen liegen uns zu unserem Bedauern teils zu fern, teils entziehen sie sich aus anderen Gründen der Beantwortung an dieser Stelle.

E. B. in Königsberg. 1) Im deutschen Reiche gibt es keine Anstalten dieser Art mehr; Wien ist unseres Wissens die einzige deutschsprechende Stadt, in der eine solche noch zu finden ist. 2) Die besonderen Satzungen der letzteren sind uns nicht gegenwärtig, weshalb wir auch über die damit zusammenhängenden Fragen 3) und 4) den gewünschten Bescheid nicht erteilen können. 5) Wenn die Reise außer Landes führt, jedenfalls!

Edelweiß aus Oesterreich. Herzlichen Dank für die warmen Glückwünsche und den reizenden „Blumengruß". Nach Ihrem Herzenswunsch hoffen wir entgegenkommen zu können, müssen Sie aber bitten, uns zu dem Ende Ihre ganz genaue Adresse zu übermitteln.

Freund in Spoleto. Als das beste und vollständigste neuere Werk über Japan nennen wir Ihnen: Rein, Japan, erschienen 1886.

H. und G. W. in Berlin. Ja, wenn es hübsch ist.



Blookers Cacao
ist
überall vorrätig.

„Liederquell"
247 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommerslieder, berühmte Melodien, moderne und geistliche Gesänge für 1 Singstimme m. leichter Pianobegl., arrang. v. Wilh. Tschirch. Preis M 3.— Fein gebunden M 4.50.
Urt.: „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen."
Steingräber Verlag, Hannover.

„Wir kennen keine
bessere, fortschreitendere und fesselndere, in Lust und Fleiß anregendere Schule"*) 229
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) H. Damm, Klavierschule. 53. Aufl. 4 M.

„Die unbedingt
beste und einzig tadellose Schumann-Ausgabe ist die von Dr. H. Bischoff (11 Bände M 14.[illegible] Auswahl M 1.50." 242
Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„In die vorderste
Reihe aller Schulen gehört Else Seifert, Klavierschule und Melodienreigen (4 M.)"
255 N. Zeitschrift f. Musik, Leipzig.

Grosse Klavierschule
von
Louis Köhler Op. 314.
Schule der Klaviertechnik in Uebungen der Grundformen, nebst Theorie der Spielmethode und Elementarharmonielehre, vom ersten Anfange bis zur spätesten Bildungsstufe für den Schul- und Selbstunterricht, wie auch für Klavierspiel-Institute. Teil I., II., III. gebunden à 2 M. Letztes Meisterwerk des verstorbenen berühmten Pädagogen. Die vollständigste und beste seiner Schulen, an der er sein ganzes Leben arbeitete, und in der er seine langjährigen praktischen Erfahrungen überliefert.
Der kleine Rubinstein.
70 ernste und heitere, klassische und moderne Stücke zur Freude und Ermunterung junger Klavierspieler. Bestes Hilfsbuch zu jeder Klavierschule. Zusammengestellt von Fred. Friedrich.
In Prachtband 4 Mark.
● Ein schöneres Geschenk gibt es nicht. ●
Zu beziehen durch alle Buch- u. Musikhandlungen oder direkt vom Verleger
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Berlin, Kühle & Hunger, Friedrichstr. 58.
Wien, Otto Maass, Mariahilferstrasse 91.

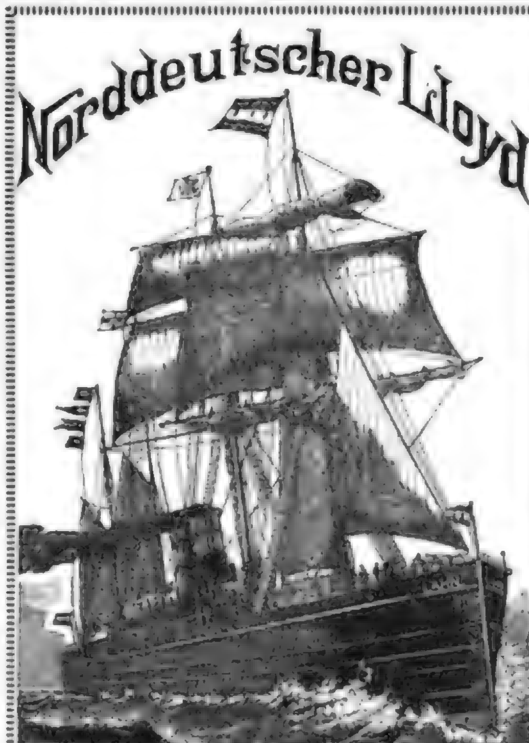
Il Secolo

Gazzetta di Milano.
Täglich erscheinendes politisches Journal.
180,000 Exemplare per Tag.
Der Secolo, das reichhaltigste und verbreitetste italienische Journal, gibt seinen Jahres-Abonnenten wöchentlich als Gratis-Prämie zwei illustrirte Zeitungen und ein prachtvolles Oeldruckbild im Werte von Fr. 25 oder die Lustspiele von Goldoni.
Das Jahres-Abonnement auf den Secolo, Prämien inbegriffen, kostet für Deutschland und alle Länder des Weltpostvereins nur Fr. 42 (Semester und Trimester im Verhältnis).
Postmandate an den Verleger Eduard Sonzogno in Mailand (Italien) erbeten.
Annoncen-Regie Haasenstein & Vogler.

Jedes Maass zu Fabrikpreisen.
Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletotstoffe; Schwarze Tuche; Damentuche. Jagd- & Livreestoffe.
W. Michovius, Tuchfabr.
1536 Cottbus 1536 Gegr. 1840.

100,000 Exemplare verkauft!
Neueste


Illustr. Briefmarken-Album
von Alwin Zschiesche, in 16. Auflage, 71 Bogen stark mit über 1300 Markenabbildungen, 84 Länderwappen und 41 Porträts von Staatsoberhäuptern. Gewidmet Sr. Exzellenz Herrn Staatssekretär General-Postmeister Dr. von Stephan.
Preise der Album: Große Ausgabe: 7, 9, 15 u. 30 M. Mittelausgabe: 5 u. 4 M. Kleine Ausgabe: 75 Pf., 1 u. 1½ M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Unterzeichneten. Prospekt gratis.
250 verschiedene Briefmarken 2 M., 500 verschiedene 10 M., 1000 verschiedene 40 M., 2000 verschiedene Briefmarken 250 M. Katalog 75 Pf. — Preislisten gratis. 1143
Alwin Zschiesche in Naumburg a. Saale.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Abonnent W. auf Capri. Die Maschinenfabrik [illegible] in [illegible] bei [illegible] dürfte Gewünschtes haben, gibt mindestens entsprechende Auskunft.

Abonnent von „Ueber Land und Meer“ in Tr. 1) Gedicht für Romanbibliothek angenommen. 2) Zu „Hallberger's Illustrated Magazine, conducted by Ferdinand Freiligrath“, Jahrgang 18[illegible]. Der [illegible] Preis für diesen [illegible] Jahrgang, in zwei [illegible] Quartbänden broschirt, beträgt nur 4 Mark, und Ihre Buchhandlung wird gern bereit sein, die Besorgung zu dem angegebenen Preise zu übernehmen.

R. [illegible] in Brandenburg. Der [illegible] in Berlin wird Sie auf entsprechendes Ansuchen gern in dieser Sache, die uns selbst fernliegt, beraten.

M. [illegible] aus [illegible]. Das Märchen ist recht hübsch, für uns aber unverwendbar. Wenden Sie sich doch einmal an die „Deutsche Jugend“ in Berlin!

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Hamburg. [illegible] C. in Frankfurt a. M. C. [illegible] in Hamburg. [illegible] in Wiesbaden (2). [illegible] in Prag. [illegible] Wilhelmine und [illegible] in Bromberg. [illegible] in Straßburg (2). [illegible] stud. phil. in Budapest. E. in St. Petersburg. M. [illegible] in Münster i. W. (2). Martha [illegible] in St. Petersburg. [illegible] in Hamburg. Emil [illegible] in Hamburg (3). Fritz [illegible] in Altona i. W. (2). [illegible] in [illegible]. Fr. [illegible] in Itzehoe. Fr. [illegible] in Zürich (2). [illegible] in [illegible]. „[illegible]“ in [illegible]. [illegible] in St. Petersburg (2). Louise [illegible] in Berlin. [illegible] in Hamburg. Paul [illegible] in Glogau. [illegible] Hugo [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] in Bradford. Frau A. H. W. in Hamburg. [illegible] in Bradford. [illegible] in [illegible] (2). Emma Schmitt in Leipzig. Hermann [illegible] in Dortmund. Frau [illegible] in Frankfurt a. M. [illegible].

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: [illegible] von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Heck (V. [illegible]);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „[illegible]“ ([illegible] 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. [illegible] 3).

Inhalts-Uebersicht:

Text: Gräfin [illegible], eine [illegible] von [illegible]. — Bei der Großmutter, von Emil [illegible]. — Beim [illegible], von G. [illegible]. — Das Jubiläum Papst Leos XIII., von L. W. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph [illegible], Fortsetzung. — Die Deutschen (Sachsen) in Siebenbürgen, von Karl [illegible]. — Aphorismen von Emil [illegible]. — Sie und Er. — Des neuen Jahres erster Gruß. — Literatur. — [illegible]. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Kartenspiele. — Schachrätsel. — Auflösung des Monats-Rösselsprungs Seite 170. — Bilderrätsel. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 217. — Auflösung der [illegible] Seite 219. — Briefmappe.

Illustrationen: Besuch bei der Großmutter, Gemälde von Professor [illegible]. — Sie und Er, Gemälde von H. [illegible]. — Des neuen Jahres erster Gruß, von R. [illegible]. — Das Jubiläum Papst Leos XIII., drei Bildnisse und zwei Ansichten aus dem Vatikan. — Die Deutschen (Sachsen) in Siebenbürgen. Bildnis des Dr. G. D. Teutsch und vier [illegible] nach photographischen Aufnahmen von Prof. [illegible]. — Das Städtchen am [illegible], Gemälde von G. [illegible].

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

„Ich!“

Roman von Ida Boy-Ed.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Durch Gestalten voll einleuchtender Wahrheit, [illegible] Leidenschaft entrollt die Verfasserin ein Bild der in neuerer Zeit so erschreckend überhandnehmenden Selbstsucht. Wie der einseitige, rohe, [illegible] Kultus des eigenen Ich, sobald man ihm [illegible] Raum gibt, alle besseren Eigenschaften des Gemütes untergräbt, und wie sich daraus nicht nur für die nähere und nächste Umgebung des Betreffenden, sondern in rückwirkender Weise auch für diese selbst nur zu leicht Folgen der erschütterndsten und erschütterndsten Art ergeben, das schildert dieser Roman durch eine bewegte Handlung, die sich nach allen Seiten hin mit den wirklichen Erscheinungen des heutigen Lebens auf das vollkommenste deckt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Einladung zu der neuen Subskription auf die

Illustrirte Prachtbibel. Mit 230 großen Bildern von Gustav Doré.

Evangelische Ausgabe. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Katholische Ausgabe. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. J. F. von Allioli.

Auf dieses unbedingt schönste und anerkannt großartigste Pracht- und Bilderwerk der Neuzeit hat die unterzeichnete Verlagshandlung infolge vielfach geäußerter Wünsche jetzt

☞ **eine neue Subskription** ☜

eröffnet. Diese neue Ausgabe der „Illustrirten Prachtbibel“ erscheint in 62 Lieferungen und umfaßt, in zwei Bände eingeteilt, im Ganzen mehr als 200 Großfoliobogen Text mit reichen Verzierungen, 230 große Bilder und 4 Familienchronikblätter. — Der Preis einer Lieferung beträgt nur 1 Mark 20 Pfennig. — Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung. Sämtliche Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bucheragent nehmen Bestellungen auf diese neue Subskription entgegen.

☞ Die erste Lieferung wird von jeder Buch- und Kunsthandlung auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesendet.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Soeben erschien:

Haus-Gymnastik
für
Gesunde und Kranke.



Eine Anleitung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie Krankheiten [illegible] zu beseitigen.

Herausgegeben von

E. Angerstein und **G. Eckler**

[illegible]

Mit vielen Holzschnitten.

Preis gebunden M. 3.—

Berlin SW. Wilhelmstr. Nr. 122. **Th. Chr. Fr. Enslin** (Richard Schoetz) Verlagsbuchhandlung.

Italienische Literatur.

Die Verlags-Anstalt von **Eduard Sonzogno in Mailand** (Italien) gibt folgende Zeitungen heraus: **Il Secolo — La Capitale — Il Piccolo Illustrato — L'Emporio Pittoresco — Il Giornale illustrato dei viaggi — La Novità — La Moda illustrata — Il Tesoro delle Famiglie — Il Teatro illustrato — La Scienza per tutti — La Commedia Umana** etc., sowie folgende periodische [illegible]: **Biblioteca Classica economica** ([illegible]) — **Biblioteca Universale** ([illegible] Bände erschienen) — **Biblioteca del Popolo** ([illegible] Bände erschienen) — **Biblioteca Scientifica Illustrata** (10 Bände erschienen) — **Biblioteca Romantica Illustrata** ([illegible]) — **Biblioteca Romantica economica** ([illegible] Bände erschienen) — **Biblioteca Romantica tascabile** ([illegible] Bände erschienen) — **Biblioteca Legale economica** (14 Bände erschienen) — **Biblioteca Istantanea** ([illegible] Bände erschienen) — **Biblioteca del fanciulli** ([illegible] Bände erschienen) — **La Musica per tutti** ([illegible]) — **Biblioteca varia** ([illegible]) — **Le grandi Esposizioni illustrate** etc.

Man verlange den ausführlichen Katalog aller dieser Ausgaben beim Verleger **Eduard Sonzogno in Mailand** (Italien).

Neu! Wormatia- Neu!

Gesundheitspfeife,

gesetzlich geschützt,

mit chemisch präparirtem und imprägnirtem [illegible], das Rauchen als das vorzüglichste anerkannt, mit Abguß [illegible], lang Mark 2.50, [illegible].

P. Benz, Pfeifenfabrik, Worms a. Rh.

Preislisten u. Zeichnungen gratis u. franko.

250 echte versch. Briefmarken, [illegible], Ostindien, Argent., Cap, Egypten, Türkei etc. nur **M. 1.60** [illegible] **Paul Siegert, Hamburg.**

Nähmaschinen mit den allerneuesten Verbesserungen liefert unter mehrjähriger Garantie am billigsten in Deutschland **C. Mahnkopf, Berlin.** Man verlange illustrirte Preisliste.

Einfache [illegible] — italienische — gewerbliche — doppelte [illegible]

BUCHFÜHRUNG

Correspondenz, Rechnen, Contorwissenschaft etc.

Stellen-Verbesserung.

Buchhalter-Prospecte

Probe-Lection für Schönschrift gratis.

GRATIS Jede Schrift wird schön

[illegible] Unterricht „Postfach“ Wien.

Soeben erschien: 1886

Das Weib
in der
Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss.

[illegible] Auflage.

Von Dr. Max Bartels.

Mit 7 lithogr. Tafeln, 1[illegible] Holzschnitten und [illegible] Portrait.

Zwei starke Bände, 53 Bogen, [illegible] M., in [illegible] M.

Leipzig. Th. Griebens Verlag.

Gegen [illegible] direkt vom Verleger.

= **Festgeschenke für Raucher.** =

Direkt importirte

Havana-Cigarren

à 100—[illegible] M. pro mille empfiehlt

Carl Ladendorff, Pforzheim (Baden)

[illegible]

Asthma, Katarrh, Bronchitis.

[illegible] Mittel. Man verlange die

☞ **Zigaretten** ☜

von

Kraepelien & Holm,

Apotheker, Zeist, (Holland)

Nach Einatmung des Rauches tritt sofort Erleichterung ein.

Preis per Etui M. 1.50 und 90 Pf. In den meisten größeren Apotheken zu haben.

Engros-Niederlagen:

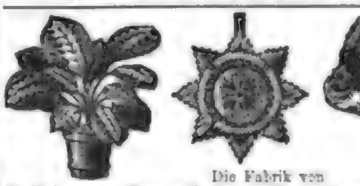
Leipzig u. Berlin [illegible]; Berlin, [illegible]; Hamburg, [illegible]; [illegible].

Durch einen glücklichen Zufall [illegible] in den Besitz Ihrer Asthma-Zigaretten, gebrauchte [illegible] [illegible], so daß die heftigsten asthmatischen Anfälle sofort u. ohne unangenehme Nebenwirkungen [illegible] und verkauft dieselbe als die [illegible] allen Asthma-Leidenden wärmstens zu empfehlen. [illegible]



Engros-Versand nur **Alexander Brünell, Köln a. Rh.**

Illustrirte Preislisten versenden an Private: H. [illegible], Stuttgart. — Alexander Brünell, Berlin W., Passage 14. — Julius Hesse, vorm. C. [illegible], Kgl. Hoflieferant, Breslau. — Hermanns & Froitzheim, Köln a. Rh. — L. Löwenthal [illegible], Stettin. — Alex. [illegible], Magdeburg. — Julius Euller, Frankfurt a. M. — Martin Schiff, Cassel. — Richard Hannen, München, Theatinerstrasse 16 (im Kunstausstellungs-Gebäude).





Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl

Cotillon- und **Carneval-** Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, Cotillontouren, Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Saaldekorationen, Ziehgeschenke u. s. w.

Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

u. Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.

Illustr. deutsche u. französ. Preisbücher Saison 1888 gratis und franko.

Ersparnis!!!

Die richtige und billige Ernährung.

[illegible]

Verlag von **Ed. Wartig**, Leipzig.

Erwerbs-Katalog [illegible] gratis u. franko. **Wilh. Schiller & Co., Berlin SW.**

Ein gut situirter junger Kaufmann, dem der Besitz eines alten, gangbaren Geschäftes [illegible] Mark [illegible] [illegible] durch **Haasenstein & Vogler, Breslau**, [illegible]

NEU! Aquarell-Ansichten [illegible]

[illegible]

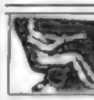
Prämiirt auf allen Ausstellungen.



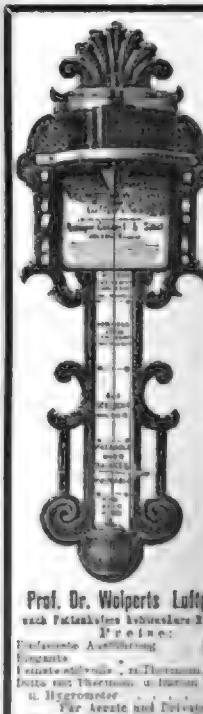
Stuhl für Dampf- u. Wasserbäder. [illegible]

Rich. Cahn, Leipzig,

Fabrik Gesundheitstechnischer Anlagen.



[illegible] Sturm's Universal **Badestuhl** [illegible] Prospecte versendet gratis **[illegible] Sturm, [illegible]**



Zweck des continuirlich selbstthätigen Luftprüfers ist, [illegible]

Prof. Dr. Wolperts Luftprüfer

nach Patentschrift [illegible] Bestand.

Preise:

[illegible]

u. Hygrometer . . . . . 30.—

Für Aerzte und Private.

Hauptkatalog [illegible]

Reiniger, Gebbert & Schall, [illegible] in Erlangen.

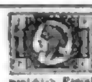
Digitized by Google

Freunde des Gartenbaus!

welche sich für Obstbau, Gemüsezucht, Blumenpflege im Garten und im Zimmer u. s. w. interessiren, bitten wir, den praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau für **vierteljährlich 1 Mark** mit zu halten. Der praktische Ratgeber erscheint **wöchentlich**, an jedem Sonntage, und wird von Künstlerhand reich illustrirt. Man bestellt ihn bei der Post oder in einer Buchhandlung. Den besten Einblick in den „Ratgeber" bekommt man, wenn man sich eine **Probenummer** bestellt, die jederzeit gern umsonst und portofrei durch die Königliche Hofbuchdruckerei **Trowitzsch & Sohn** in Frankfurt a. d. Oder zugesandt wird. Erst zwei Jahre besteht das Blatt und hat heute schon

36,000 Abonnenten.

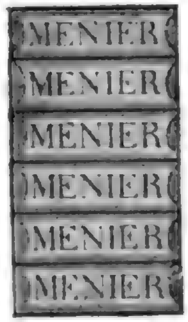
Solide Buckskins, [illegible] Bruno Frenzel, Kottbus. 135



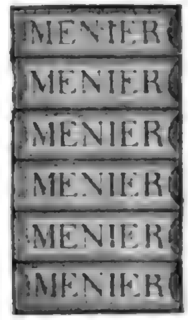
Echte Briefmarken! [illegible] E. Hayn, Berlin N. Friedrichstraße 108.

CHOCOLAT MENIER

1 Mark 60 Pf. das Pfund



Das beste Frühstück



Größte Chokoladenfabrik der Welt

Auf jeder Ausstellung medaillirt.

Hauptpreis 1878. — 2 Ehrendiplome

Die jährliche Produktion des **CHOCOLAT-MENIER** übersteigt **12.000.000** Kilog.

Verräthig in allen besseren Colonialwaarenhandlungen und Conditoreien.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.



Grab- und Gartenfiguren

in der Nachahmung des **carrarischen Marmors**, sowie **jeden Sandsteins** in Korn und Farbe, unter **Gewähr größerer Wetterbeständigkeit.**

Figuren von ℳ 12. —, Vasen von ℳ 7. — ab.

Villeroy & Boch,

Terracottafabrik,

Merzig a. Saar.

Abbildungen postfrei gegen postfrei zur Ansicht.

Fabriklager:

Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44, und Obertürkheim bei Stuttgart.

Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

Kranken,

[illegible]

Behandlung und Heilung von Krankheiten

[illegible]

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin [illegible] Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen. 223

Nebelbilder und Apparate. [illegible] W. Hagedorn, Berlin SO., [illegible] 23.

Zauber- Apparate [illegible] C. Söhrensen, Hamburg, [illegible]



Köhler & Co., Hoflief., Heidelberg, krankengeräthschaften Fabrik. **Krankenstühle**, Schlafsessel, Betttische, Zimmer- u. Zimmerfahrstühle [illegible] gratis und franko.

Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands

von

J. J. Grohe

(Inhaber Gebr. Nickel)

Berlin, Friedrichstr. 102/03

gegründet 1841



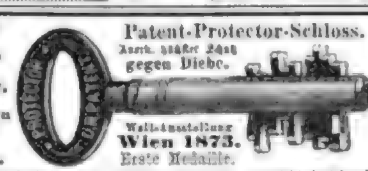
empfiehlt sich zur Anfertigung von Kostümen jeder Art [illegible]

a) Masken, Katalog u. Preisliste grat. u. franko.

b) [illegible] 64 Figuren à ℳ 1.50.

c) Kolorirt [illegible] 300 Figuren à ℳ 6.50.

[illegible]



Patent-Protector-Schloss.

Angenommen und empfohlen von **Welt-Firmen** der Cassen-Branche, **Kaiserl. Deutschen Reichs-Post** und **Reichs-Bank.**

gegen Diebe.

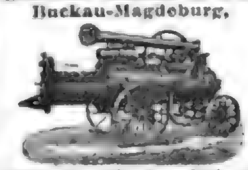
Weltausstellung **Wien 1873.** Erste Medaille.

Garantie für Verschiedenheit sämmtl. Schlösser durch die unerreicht dastehende Combination des Schlüssels und system. Durchführung desselben.

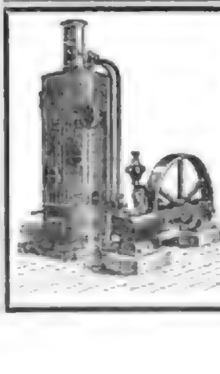
Cassen mit Patent-Protector-Schloss, Fabr. I. Ranges, empfiehlt die älteste deutsche Cassenfabrik v. **Frz. Garny**, Frankfurt a. M. Diplome I. Cl.

Garrett Smith & Co.,

Buckau-Magdeburg,



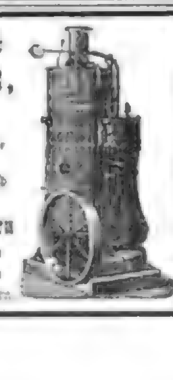
empfehlen ihre [illegible] Expansions- und Compound-Locomobilen [illegible] 180

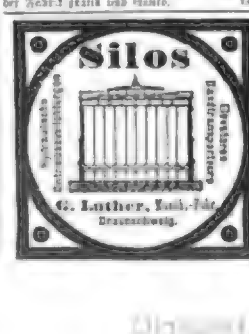


Menck & Hambrock,

Ottensen bei Altona,

Eincylindrige und Compound **Dampfmaschinen** mit [illegible] Siederkesseln von 2—60 Pferdekräften.





Digitized by Google

Wollen Sie nicht mehr husten?

so lassen Sie langsam ein **Pectoral (Hustenstiller)** von **Apotheker Dr. R. Bock** im Munde zergehen.

Nach Aussprüchen der dazu berufensten Personen

Das beste Hustenmittel.

Die Schachtel, **60** Stück enthaltend, kostet 1 Mark in den Apotheken.

Bock's Pectoral mildert den Hustenreiz sofort.
Bock's Pectoral löst den Schleim rasch.
Bock's Pectoral ist absolut unschädlich.

Die wirksamsten Bestandteile von **9 Pflanzen**, ferner **Malzextrakt** und das **Salz „Salmiak"** werden zu seiner Herstellung verwandt.

Nur der Verbrauch von **hunderttausenden** von Schachteln macht es möglich, daß der Preis nur 1 Mark beträgt.
Wer zu Husten, Schnupfen oder Katarrh geneigt ist, nehme **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller) aus Vorsicht!
Wer einen Schnupfen, Husten, leichten Katarrh hat, der befreie sich rasch davon mit **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller)!
Wer aber an einer ernsteren Lungenaffektion leidet, der thue, was ihm sein Arzt anempfiehlt.

[illegible] **Dr. R. Bock** [illegible] Pectoral zusammengesetzt hat. [illegible] Verkauf in den Apotheken [illegible] der [illegible] des Publikums [illegible] worden ist.

Des Erfolges gewiss!! Herr Apotheker **Dr. R. Bock** in Berlin, 23 Friedrichstr., hat tausende von Proben seines bewährten Hustenmittels **„Pectoral"** seinen Depositären übergeben und läßt durch dieselben an jedermann, der danach bei ihnen verlangt, [illegible] Stück Pectoral gratis und franko [illegible].

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller) ist vorrätig: in **Aachen** [illegible] **Altona** [illegible] **Augsburg** [illegible] **Berlin** [illegible] **Breslau**, [illegible] **Bromberg** [illegible] **Cassel-Wehlheiden** [illegible] **Chemnitz** [illegible] **Coblenz** [illegible] **Danzig** [illegible] **Dortmund** [illegible] **Dresden** [illegible] **Düsseldorf** [illegible] **Erfurt** [illegible] **Essen** [illegible] **Frankfurt a. Main** Adler-Apotheke, **Frankfurt a. Oder** [illegible] **Görlitz** [illegible] **Gotha** [illegible] **Halle a. Saale** [illegible] **Hamburg** [illegible] **Harburg** [illegible] **Kaiserslautern** [illegible] **Kiel** [illegible] **Köln** [illegible] **Königsberg i. Pr.** [illegible] **Leipzig** [illegible] **Liegnitz** [illegible] **Lübeck** [illegible] **Magdeburg** [illegible] **Mannheim** [illegible] **Metz** [illegible] **Minden** [illegible] **München** [illegible] **Nürnberg** [illegible] **Oppeln** [illegible] **Posen** [illegible] **Regensburg** [illegible] **Schwerin** [illegible] **Stettin** [illegible] **Stralsund** [illegible] **Straßburg i. E.** [illegible] **Stuttgart** [illegible] **Trier** [illegible] **Wiesbaden** [illegible] **Würzburg** [illegible] — **Oesterreich-Ungarn:** in **Wien** [illegible] **Budapest** [illegible] **Prag** [illegible] **Schweiz:** in **Genf** [illegible]

Mondamin Brown & Polson

[illegible] Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. ½ u. ¼ Pfd. engl. à 60 u. 30 ₰ Central-Geschäft Berlin C.

van Haagen's Holländisches Cacaopulver

ist **laut Attesten von Aerzten und Chemikern** das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn **van Haagens Cacao** an einem Platz nicht zu haben, so wird [illegible] von Fabrik zu Detailpreisen unter Nachnahme an **Private** versandt.

Richard C. van Haagen Utrecht & Amsterdam

Haarfärbemittel

[illegible]

Enthaarungsmittel

[illegible]

Lilionese

zur Entfernung von Sommersprossen, Leberflecken, [illegible] **Rothe & Co., Berlin SO.**, [illegible] gegründet 1848.

Kupferberg Gold.

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille.
Deutscher Sekt feinster Qualität. **Chr. Adt. Kupferberg & Co. Mainz** [illegible]

Pfaff Nähmaschinen



Beliebteste Familien- und Handwerker-Nähmaschinen.

Neueste Verbesserung:

Vollständig geräuschloser Gang.

Ein Fabrikat **erster Güte** und Vollkommenheit, mit vielen bewährten Verbesserungen und einer Ausstattung von hervorragender Schönheit u. Gediegenheit. — [illegible] besten Stahl [illegible]. [illegible] Verlangen.

Man lasse sich nicht durch minderwertige Nachahmungen täuschen.

G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern, [illegible]

Seit 10 Jahren [illegible] „absolut" reinen „ungegipsten" französischen echten

Oswald Nier'sche französ. Naturweine.

Naturweine

eingereiht „jedem Angriff" und bleiben in ihren von mir garantirten [illegible] körperlichen Kräfte unterhaltenden [illegible] unantastbar!

Ausführlicher „Preis-Courant" gratis u. franko.

Oswald Nier, Hauptgeschäft: Berlin.

9 Geschäfte in Berlin, 2 in Breslau, je 1 in Braunschweig, Cassel, Danzig, Dresden, Halle a. S., Hannover, Königsberg i. Pr., Leipzig, Posen, Potsdam, Rostock, Stettin.

Verlangen Sie sofort [illegible] Preisen [illegible] Gratis [illegible] General-[illegible] Sterlen **61** [illegible]

Jensens unfrierbarer Dorschleberthran

Ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch: von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

35 Dresdener Strasse **Berlin S.** und **London**, 101 Leadenhall Street E. C.

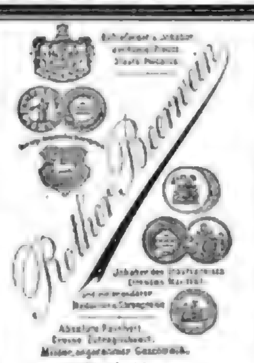
Feine Harzer

!! Kanarienvögel !!

mit den [illegible] Touren zu M 8, 9, 10, 12, 14 u. 15 per Stück, empfiehlt u. versendet unter Garantie laut Preiscourant

H. Natermann, Clausthal, Oberharz.

[illegible]



Absolute Reinheit. [illegible] Meister-angenehmer Geschmack. [illegible]

Rother Beer-Schaumwein u. Sect

J. Fromm, Frankfurt a. M.

Rother Beerwein pro Flasche incl. Glas M. 1.25. Rother Beer-Schaumwein u. Fürst Bismarck-Sect pro Flasche incl. Glas M. [illegible] Bei grösseren Aufträgen entsprechender Rabatt.

Leuze'sches Mineral-Bad

Berg-Stuttgart.

Wintersanatorium für Nerven-, Rückenmarks-, [illegible], rheumatische Erkrankungen.

Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Dr. Lukas-Jacobi'sche Gicht-Präparate,

kein [illegible] Mittel, frei von allen drastischen Stoffen. Das Urteil der Medizinischen Presse lautet: In „Caspers Wochenschrift für die gesamte Heilkunde" 1883, Jan. 8. 20–21. Im „Pharmaz. Centralblatt" v. 26. Jan. [illegible] „Das [illegible] bildenden Gicht, besonders wenn sie mit Knotenbildung und Anchylosirung von Gelenken verbunden ist. [illegible] gewesen waren, die fast [illegible] und der Erschöpfung nahe zu sein schienen, die vergeblich die Bäder von Teplitz, Warmbrunn, Aachen u. s. w. gebraucht hatten, oder doch durch dieselben nur ganz temporär [illegible] damit vertraut zu sein" etc.

Preis [illegible] unter der K. Preuss. Arznei-Taxe, à [illegible] M. [illegible], à [illegible] M. 2.— [illegible]

Priv. Hof-Apotheke in Sonnewalde von H. Jacobi.

Franz Strobel, Caub a. Rh.,

[illegible] **Weine** von den [illegible] bis zu den feinsten **Rheingauer** [illegible]. [illegible]

Papier-Zeitung

[illegible] Probenummer kostenfrei.

Carl Hofmann, Berlin W. 9.

Bad Thalkirchen

Wasserheil- & diätetische Anstalt bei München.

[illegible]

Dr. V. Stammler, Dirigent u. Besitzer.

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei **Chemnitz**, am Fusse des Erzgebirges.

Physikalisch-diätetische Heilmethode.

Winterkuren. Ausserordentliche Erfolge. Prospekte durch die Direktion.

[illegible]

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen

[illegible]

Gegen **Kongestionen**, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- u. Gallenleiden, Hämorrhoiden, [illegible] Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen [illegible]

Richard Brandt's Schweizerpillen [illegible] **Berlin**; [illegible] **Breslau**; [illegible] **Köln**; [illegible] **Dresden**; [illegible] **Frankfurt a. M.**; [illegible] **Hamburg**; [illegible] **Hannover**: [illegible] **Königsberg i. Pr.** [illegible] **Magdeburg** [illegible] **München** [illegible] **Posen** [illegible] **Straßburg i. E.** [illegible] **Stuttgart** [illegible] **Wien** [illegible] **Prag** [illegible] **Pest**: [illegible] **Genf**: [illegible] **Zürich**: [illegible]

Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co., 451 Vine street, Cincinnati, Ohio.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: **E. GRILLON**

IN ALLEN APOTHEKEN. — **Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.**

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von **Unterleibs-** und **Hautkrankheiten**, [illegible] **Schwächezuständen**, [illegible]

Von ersten medizinischen Autoritäten empfohlen. Absolut ungefährlich!

Ichthyol-Watte wirkt blutstillend und schmerzlindernd bei [illegible] Verletzungen, Schnitt- und Quetschwunden [illegible] rheumatischen Schmerzen.

Ichthyol-Seife wirkt sicher u. schmerzlos bei [illegible] Ausschlägen, Flechten, Hautjucken, Unreinigkeit der Haut, spröden Händen, Frost und dergl.

Ichthyol-Pflaster [illegible] Wundpflaster.

In Original-Packungen, welche obige Handels-Marke tragen, durch die Apotheken und Spezial-Geschäfte zu beziehen.

Ichthyol-Gesellschaft Cordes Hermanni & Co., Hamburg.

P. S. Wegen Anwendung unserer sonstigen Ichthyol-Präparate bei Rheumatismen, Hautkrankheiten, Entzündungen aller Art wende man sich an die Herren Aerzte. — Wissenschaftliche Abhandlungen stehen auf Anfordern gratis und franko zur Verfügung. D. O.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 14.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 30.

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Ahrens.

(Alle Rechte vorbehalten)

I.

„Die, Priskow, ist Deine Sunset des Teufels?“

„Muß ja eine alte Kuh verrückt werden, wenn die Frauenzimmer ihr solch einen roten Fetzen von Sonnenschirm plötzlich vor der Nase aufspannen!“ tönte die Antwort aus einer Wolke von Staub heraus, in welcher in diesem Augenblick nur einige wildschlagende Pferdebeine und dann allmälich eine blaue Husarenuniform sichtbar wurden. Als der Staub sich legte, stand Sunset bereits wieder auf ihren vier glasharten Beinen, Priskow aber kletterte mit dem gleichgiltigsten Gesicht von der Welt in den Sattel und trabte an den Sprecher von vorhin heran. „Du sollst mit Deiner Schwadron weiter vortraben und sehen, was eigentlich in dem Pinnewitzer Walde steckt, dort über jener Höhe!“

„Verfluchte Wirtschaft heute!“ murmelte Rittmeister Alfen mürrisch. „Bringe überhaupt bei der Hetzerei kein Lot Pferdefleisch aus diesem Manöver wieder in den Stall! Uebrigens, Priskow, sind Deine Knochen heil geblieben?“

„Wahrscheinlich! Der Gaul scheint auch gesund zu sein, aber ich muß zum General zurück.“ Leicht grüßend wirft er das Pferd herum und verschwindet bald in einer Staubwolke den Blicken des Rittmeisters, der ihm noch einen Moment kopfschüttelnd nachschaut.

„Ich glaube, der Kerl ist aus Kautschuk; jeder andere hätte bei dem Sturze den Hals gebrochen.“ Dann wendet er sich zur Schwadron zurück. „Eskadron, Traaab!“ und fort klappern die Hufe auf der staubbedeckten Straße.

Dicht neben der Stelle, wo diese kleine Scene spielte, saßen in einem eleganten, mit zwei munteren Fuchern bespannten Jagdwagen mehrere Damen, eine ältere und zwei jüngere.

Die eine, eine dunkle Brünette mit sehr lebhaft dreinschauenden Augen, ruft lachend:

„Mach doch keine Geschichten, Hilde! Was kannst Du dafür, daß der Offizier gerade in dem Augenblick



Prinz Eugen von Württemberg.
geboren 8. Januar 1788, gestorben 14. September 1857. (S. 306.)

vorbereiten mußte, wo Du Deinen Sonnenschirm aufspanntest?"

„Das sagst Du wohl, Bella, aber wenn nun dadurch ein Mensch ums Leben gekommen wäre?" antwortet Hilde schluchzend. „Hast Du nicht gesehen, wie das Pferd scheute, und wie dabei eine alte Frau, die zurückweichen wollte, hinfiel? Sie lag gerade vor den Pferdehufen. Hätte der Reiter nicht das Pferd zurückgerissen, so wäre das arme Weib verloren gewesen!"

„Sei nur nicht so elegisch," lacht Bella leichthin, „es ist ja nichts passirt."

„Aber ich habe einen solchen Schrecken gehabt, als dann das Pferd kerzengerade in die Luft stieg und sich überschlug."

„Nun, Kind," sagt die ältere Dame, indem sie begütigend über die weiche Wange Hildens streicht, „beruhige Dich, der Reiter scheint gesund davongekommen zu sein. Wenn es Dir lieber ist, so fahren wir nach Hause."

„Ja, und das Schlimmste ist fast, daß jener Offizier heute zu uns ins Quartier kommt! Wenn er uns nun wieder erkennt," klagt Hilde leise, obgleich es in diesem Augenblick bereits wieder wie Schelmerei um ihren Mund zuckt. „Wenn er mich heute nicht wiedererkennt, bin ich seelenfroh, und Juno bekommt ein Stück Zucker."

„Uebrigens ein liebenswürdiger Kavalier," meint Bella, die Lippen kräuselnd; „wie ungalant, Deinen neuen Sonnenschirm ‚einen roten Fetzen' und uns ‚Frauenzimmer' zu nennen!"

Hilde antwortet auf diese Auslassung nichts und läßt die Sprecherin dadurch in Zweifel, welche Beurteilung sie dem besagten Herrn zu teil werden läßt.

„Denke Dir, Bella, jener Priskow ist der Sohn eines guten Jugendfreundes von Papa; Papa sagte, sein Vater sei ein famoser Kerl gewesen."

„Aber, Hildchen!" warnt die ältere Dame; „welch ein Ausdruck!"

Die Kleine plappert jedoch ungestört weiter.

„Ja, und Papa sagt auch, er wüßte gar nicht, woher Priskow das Geld habe, um bei den Husaren zu dienen; sein Vater hätte nichts gehabt als seine Pension, und die Mutter sei auch ein armes Mädchen gewesen."

„Ach du lieber Gott!" meint Bella; „also ein ganz hungriger Lieutenant! Dann nimm Dich in acht, Hilde, oder vielmehr Dein Herz; die Aermsten sind oft die Liebenswürdigsten!"

Die blonde Hilde errötet leicht.

„Sei nicht so albern, Bella, und mache nicht immer solch kindische Späße!"

Die ältere Dame nickt beifällig.

„Nehmen Sie mir, dem Kinde, mit Ihren oft wirklich etwas frivolen Scherzen nicht seine Unbefangenheit, liebes Fräulein Bella!"

„Meinetwegen mag sie naiv bleiben wie ein Gänseblümchen," spottet die junge Dame, etwas verletzt; „sie wird auch schon die Welt mit anderen Augen ansehen, wenn sie im nächsten Winter ausgeht, verehrte Frau von Mainhof!"

„So Gott will, nicht," ist die kurze, von einem liebevollen Blick auf das holde blonde Geschöpf an ihrer Seite begleitete Antwort. Damit verstummt das Gespräch, die Ungarn greifen lustig aus und führen das leichte Gefährt davon auf der Straße, wo vorhin die Schwadron Husaren abgetrabt war.

*

Leise und behutsam geht die Thür auf, langsam schiebt sich durch den Spalt die krummbeinige, vierschrötige Figur von Jochen Ramskopf. Das Zimmer liegt infolge herabgelassener Rouleaux und zugezogener Gardinen in fast vollständiger Dunkelheit, dabei herrscht absolute Stille; nur die Fliegen schnurren an den Fensterscheiben, und aus den beiden sich gegenüberstehenden Betten tönen ruhige Atemzüge.

Nachdem Jochen sich orientirt hat, wo das richtige Bett stehen muß, schiebt er seinen Körper vollends ins Zimmer, reißt die Hacken zusammen und ruft militärisch kurz:

„Herr Rittmeister!"

Keine Antwort.

„Herr Rittmeister!" mit verstärkter Stimme.

Totenstille.

Jochen strampelt drei Schritte weiter, macht vor dem bereits rekognoszirten Bette Halt und beginnt erst vorsichtig, dann etwas stärker ein darin befindliches unförmliches Paket zu schütteln.

Dies Paket fängt an, Leben zu bekommen. Zwei Arme strecken sich wie aufgezogene Eisenbahnsignale hervor, begleitet von ausdrucksvollem Gähnen, was darauf schließen läßt, daß unter der Bettumhüllung ein menschliches Wesen ruht.

„Jochen, Du bist ein Schafskopf!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Haben meine Pferde gefressen?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister; schöner Hafer!"

„Wie spät ist es?"

„Halb ein Uhr, Herr Rittmeister!"

„Wann wird gegessen?"

„Um zwei Uhr, Herr Rittmeister!"

„Was gibt es zu essen?"

„Klöße mit Schweinsohren!"

„Der Kerl ist verrückt!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

„Jochen, ich will wissen, was wir zu essen bekommen?!"

„Die Köchin wollt' es nicht sagen, aber das gnädige Fräulein sagte, Hasenbraten mit Kartoffelsalat."

„So, dann will ich aufstehen. He, Priskow, Mensch, wach auf, es gibt Hasenbraten!"

„Ist mir ganz egal," tönt es mürrisch aus dem andern Bett.

„So, egal? Mir liegt das Rindfleisch mit Pellkartoffeln von gestern noch im Magen!"

„Wo ist mein Bursche?" gähnt Priskow.

„Findeisen sitzt in der Küche und schält Kartoffeln, Herr Lieutenant!"

„Verfluchter Kerl! Sitzt natürlich gleich bei der Küchenschürze."

„Zu Befehl! Herr Lieutenant wollen entschuldigen, die Köchin ist ein hübsches Mädchen," antwortet Kaspar Findeisen, der jetzt mit seiner kleinen, hübschen Figur in die Thür tritt, mit pfiffigem Lachen.

„Halt den Schnabel!"

Die Herren erheben sich unter verschiedenen Donnerwettern, und die nächsten Minuten verrinnen unter Wasserplätschern, lautem Prusten und öfteren Rufen von Jochen und Kaspar.

„Du, Rittmeister, bei wem sind wir eigentlich im Quartier?" fragt endlich Priskow, indem er mit Mühe und Not vom Stuhl aus in seine engen Pantalons zu klettern strebt.

„Ich glaube, bei einem Kollegen von mir, Major a. D. von Ulbernkirchen; hat, glaube ich, bis 67 in den zweiten Husaren gedient."

„So? Das ist ja ganz günstig. So einer weiß doch, daß man mittags Durst hat, obgleich solch alte Knöpfe meistens unsere Hosen zu eng, die Stiefel zu klein und die Halsbinde zu niedrig finden."

„Ich glaube," brummt Alfen mit seiner tiefen Stimme, „wir sind ganz gut dran, daß wir hier acht Tage liegen. Die Leute sind sehr rücksichtsvoll; es hat mir sehr gefallen, daß wir unser Frühstück auf dem Zimmer hatten und daß die Herrschaften uns sagen ließen, sie erwarteten uns erst zu Tisch. Man merkt gleich, daß man in einem Hause ist, wo die Sache von der richtigen Seite aufgefaßt wird."

„Ob wohl junge Damen im Hause sind?" sagt der Lieutenant, indem er die Haare seines dunklen Schnurrbarts zu rangiren sucht.

„Sehr hübsches Mädchen, das gnädige Fräulein," grinst Jochen und zieht den Mund bis an die Ohrläppchen.

„Ach du lieber Heiland!" klagt Priskow, der nichts weiter liebt als seine Pferde, Hunde und kurze Pfeife.

„Höre, Priskow, daß Du nicht wieder mit Deiner naiven Offenheit herausplatzest in Damengesellschaft!" ermahnt Alfen.

„Werde mich schon zu benehmen wissen," brummt Priskow.

Die Herren schreiten klirrend den langen Korridor hinab, gefolgt von Findeisen, welcher dieselben auf dem unbekannten Terrain die Treppe hinunterdirigirt und sich dann in die Gesindestube begibt, um durch den Hausdiener die Herren anmelden zu lassen.

„Den Herrschaften sehr angenehm!"

In dem echt ländlich gemütlich eingerichteten Wohnzimmer erheben sich bei dem Eintritt der Herren vier Personen. Die erste, der Major a. D. von Ulbernkirchen, welcher den Eintretenden mit einigen liebenswürdigen Worten die Hände schüttelt, ist ein kleiner, etwas gedrungener Herr, stark ergraut, mit martialischem Aeußern.

Es erfolgt Vorstellung.

„Meine Schwägerin, Frau von Mainhof, meine Tochter und deren Freundin, Fräulein Bella von Nimitz — Herr Rittmeister Alfen, Lieutenant von Priskow."

Sporenklirrende Verbeugung, verbindliches Lächeln.

Der alte Rittmeister hat bereits Priskow am Fenster gezogen, legt ihm beide gebräunte Hände auf die Schultern und ruft mit Stentorstimme:

„Weiß es Gott, mein guter alter Priskow, wie er vor sechsundzwanzig Jahren aussah! Seien Sie mir willkommen als Sohn meines besten Jugendfreundes — war ein famoser Kerl!"

Und nun stürmt eine Flut von Fragen auf den armen Priskow ein, über den Vater, die Mutter, woran sie gestorben, und ob der alte Priskow bis an sein Lebensende noch immer geritten habe.

Währenddem unterhält sich der Rittmeister mit den Damen. Fräulein Bella ist eine Ballbekanntschaft vom letzten Winter, da gibt es Stoff genug zur Unterhaltung. Frau von Mainhof betrachtet still lächelnd die fremden Gesichter der Herren; Hilde hat die Augen niedergeschlagen und ängstigt sich furchtbar, daß einer der beiden Herren sie am Morgen erkannt hat; sie fährt erdbeni auf, als Alfen an sie eine konventionelle Frage richtet, antwortet einsilbig und bemerkt, da sie notgedrungen die Augen aufschlagen muß, daß Priskow einen sehr kleinen Fuß hat, daß aber am linken der Sporn nicht richtig eingesteckt ist.

Nachher geht man zu Tisch.

Alfen bietet mit einer graziösen Verbeugung der ältern Dame den Arm. Priskow ist sehr in Zweifel, welche der jungen Damen er zu Tisch führen muß, und steuert erst auf bezeichnende Winke seines Rittmeisters auf Fräulein von Ulbernkirchen los, während der Major mit Grandezza Fräulein Bella ins Eßzimmer führt.

Das Gespräch ist sehr lebhaft bei Tisch. Der kleine Alfen mit seinem guten Humor versteht es, bald alle in gute Laune zu bringen; nur Priskow sitzt meist stumm neben seiner Nachbarin.

Da er selbst ein wenig Zeichner ist und für Kunst schwärmt, entgeht es ihm nicht, daß seine Tischdame eigentlich kein hübsches Profil hat, besonders da die Nase etwas impertinent kurz in die Luft ragt; doch findet er ihre Haare schön aschblond und überlegt, ob er dieselben beim Malen erst mit Sepia unterlegen müßte oder nicht; außerdem bemerkt er, daß sie reizende kleine Hände hat, und vertieft sich so sehr in das Anschauen derselben, daß er in Gedanken die Forelle mit dem Messer zerlegt, wofür ihm die wohlerzogene Bella einen höchst mißbilligenden Blick aus ihren großen Augen zuschleudert.

Das Gespräch wird immer animirter; der alte Major läßt aus dem Keller ein paar Pullen Sekt, wie er sagt, holen und ist seelenvergnügt. Er scheint ein Original zu sein. Beim Braten hat er dem herumpräsentirenden Mädchen bereits zugerufen: „Gießen Sie mir die Sauce nur nicht auf den Kopf!" und beim Pudding sieht er denselben mißtrauisch an, stößt seine neben ihm sitzende Tochter an und fragt: „Hilde, schmeckt mir das Zeug?" worauf dieselbe lakonisch zur Antwort gibt:

„Es ist Arak darin."

Priskow fängt an, sich im stillen zu amüsiren.

Der alte Herr ist augenscheinlich sehr ungeduldig. Kaum ist Butter und Käse herumgereicht, so beginnt er zu Priskows innerem Vergnügen, seiner Schwägerin bedeutsame Blicke zuzuwerfen. Dieselbe ist aber mit Alfen sehr vertieft in ein Gespräch betreffs der besten Zubereitung von Krammetsvögeln. Der Rittmeister ist Gourmand.

Als Blicke nicht mehr helfen, läßt der ungeduldige Tischherr die Gabel fallen, und als das auch keine Wirkung hat, prustet er endlich heraus: „Du, Anna, wir können ja auch gleich hier Thee trinken!" welche Aeußerung ihm einen mißbilligenden Blick seiner Schwägerin einträgt, aber doch die gewünschte Wirkung hat.

„So, meine Herren, nun wollen wir bei dem schönen Wetter auf der Veranda eine Cigarre rauchen. Hilde, nur rasch den Kaffee!"

Es ist sehr nett und freundlich auf der Veranda. Sonnenstrahlen spielen durch die bunt bemalten Glasscheiben, und der wilde Wein leuchtet blutig rot, während ein jeder es sich so bequem macht, wie der Anstand und die etwas harten Gartenbänke erlauben.

Die Damen haben eine Handarbeit genommen, und die Herren unterhalten sich über Pferde, wobei Priskow beginnt, lebhaft zu werden, da er auf bekanntes Terrain kommt.

„Ihr Vater, Priskow, war ein verfluchter Kerl," lacht Ulbernkirchen mit seinem roten, gutmütigen Gesicht. „Haben Sie einmal die Geschichte gehört, wie er in unserem Kasino über einen Tisch mit seinem Fuchs weggesetzt ist?"

Priskows Augen leuchten, als er es vernimmt.

„Die muß ich Ihnen erzählen. Wir standen damals in Münster, hatten höllisch gekneipt und waren ausgelassen, wie das so zu sein pflegt. Ihr Vater schielte immer nach einer Tafel hin, auf der noch einige Gläser und Flaschen standen. Ihr Alter hatte meist, wenn er etwas getrunken, komische Ideen. Auf einmal sagte er:

„‚Ulbernkirchen, ich möchte wohl wissen, ob ich mit meiner Fuchsstute aus dem Schritt heraus den Tisch dort nehmen könnte?'

„‚Bist verrückt, alter Junge!' sage ich.

„‚Zwanzig Flaschen Sekt!' lacht Priskow und hält mir die Hand hin. Leichtsinnig, wie ich war, schlug ich ein.

„Er geht hinaus und erscheint plötzlich vor der Thür — unser Kasino lag nämlich im Parterre — auf seiner Fuchsstute, nur auf einer Satteldecke.

„Alle wollten wir nun abreden, er konnte ja den Hals dabei brechen. Aber er war starrköpfig wie ein tatarischer Gaul.

„‚Platz da!' schreit er, reitet in die Thür im Schritt hinein, und, heidi! war er hinüber.

„Es war kein breiter Tisch, aber ich habe in dem Moment eine heillose Angst ausgestanden. Denken Sie nur, der Gaul auf den glatten Dielen! Der Sekt wurde aber doch noch getrunken. Das war ein Stück, wie es heutigen Tages unsere jungen Herren nicht mehr machen."

Priskows braune, treuherzige Augen leuchten.

„Nun, Herr Major," ruft Alfen, „das wollen wir nicht behaupten," dabei zwinkert er verständnisinnig nach Priskow hinüber, der mißbilligend die Stirn runzelt, „ich habe hier von Priskow vor dem Manöver ein Stückchen gesehen, das dem Namen seines Vaters Ehre macht!"

„Hoho!" ruft der Major, indem er einen Schluck Kaffee trinkt, während die Damen gespannt zum Lieutenant hinübersehen, welcher bis unter seine dunklen, krausen Haare errötet und krampfhaft an seinem Schnurrbart nagt.

„Ja, ja," fährt Alfen fort; „kennen Sie in S. die steinerne Treppe, die nach Bellevue hinaufführt? Gut, Priskow hatte nichts getrunken, was ihn aber nicht hindert, manchmal etwas sonderbar zu sein. Wir reiten gerade an der Treppe vorbei und unser Kamerad Bretzen meinte, es müsse doch ein tüchtiges Stück sein, solch eine Treppe hinaufzureiten, worauf hier unser Lieutenant einfach sein Pferd herumdreht und weiß der Himmel die fünfzig Stufen oder wie viel es sind hinaufreitet. Wir denken, als er glücklich oben ist: ‚Na, nun wird er wohl auf der andern Seite den Fahrweg zurückreiten.' Keine Spur! Macht der Mensch oben Kehrt und krabbelt ganz vergnügt den Weg wieder zurück. Na, Priskow, nimm's nicht übel, aber so seine gesunden Knochen zu riskiren, das ist ein bißchen stark!"

Der Major klopft Priskow auf die Schulter und wiederholt in den verschiedensten Modulationen: „Ganz verfluchter Kerl!" während die Damen verwundert den armen Lieutenant ansehen, der dasitzt, als wenn er keine drei zählen könnte, und meint, daß das nur seine Sunset fertig brächte. Frau von Mainhof schüttelt ernst ihr graues Haupt.

„Es ist eigentlich eine Sünde, seine Gesundheit so aufs Spiel zu setzen!" worauf der Major nur murmelt: „Dummes Zeug, Jugend will austoben!"

Bella von Rümitz beginnt Interesse an dem jungen Lieutenant zu nehmen, obgleich er kein schöner Mann ist, da sein Mund zu groß und die Augen viel zu klein sind.

„Hatten Sie denn gar keine Furcht, Herr Lieutenant?" lächelt sie ihn liebenswürdig an.

„Lange nicht so viel, als wenn ich der einzige Herr in einer Gesellschaft von zwölf jungen Damen bin," antwortet der Angeredete.

Im stillen ist er stolz, einen famosen Witz gemacht zu haben, obgleich Bella die Unterlippe hängen läßt und schmollend fragt:

„Halten Sie junge Damen denn für so gefährlich?"

Priskow lächelt antwortlos verlegen und zeigt dabei eine Reihe großer weißer Zähne, was seinem Gesicht momentan geradezu etwas Faunenhaftes gibt.

Das Gespräch spinnt sich weiter. Hilde ist und bleibt stumm und schleudert schließlich mit Juno, die bereits den ganzen Nachmittag zu ihren Füßen gelegen hat, in den Garten.

Priskow macht im stillen die Bemerkung, daß sie im Gange große Aehnlichkeit mit seiner Sunset habe, die größte Schmeichelei, welche er zu denken im stande ist.

Im Stall ist Jochen beschäftigt, des Rittmeisters Pferden Hafer zu schütten. Die Pferde stampfen ungeduldig nach den Fliegen und prusten und schnauben in die gefüllten Krippen.

Hilde steckt ihr rosiges Gesichtchen zur Stallthür hinein und fragt:

„Sie, Husar, ist der Hafer gut, den der Inspektor Ihnen gegeben hat?"

„Famoser Hafer!" lacht Jochen, indem er unwillkürlich die Hacken zusammenzieht.

„Wo steht denn dem Lieutenant von Priskow seine Sunset?"

„Hier, gleich im zweiten Stand; der erste ist dem Herrn Lieutenant sein Maraba, auch ein schöner Gaul."

Hilde tritt furchtlos an Sunset heran und klopft ihr den Hals.

„Sunset ist fromm wie ein Kindermädchen," sagt Jochen zur Beruhigung, wofür ihm die Dame einen halb mitleidigen, halb indignirten Blick zuwirft.

„Ich fürchte mich vor keinem Pferde; aber hier das linke Knie von Sunset ist ja ganz geschwollen!"

Vor ihrem Auge steigt ein roter Sonnenschirm und ein sich überschlagendes Pferd auf.

„Geben Sie rasch einen Eimer Wasser und ein paar Tücher, es ist Hitze drin!"

Der Bursche schleppt beides eifrigst herbei.

„Findeisen ist ein Windhund," brummt er, als er den Eimer hinsetzt und sieht, wie das gnädige Fräulein Umschläge macht. „Sie sind wohl bei den Pferden aufgewachsen, gnäd' Fräulein?" Und als er keine Antwort erhält, trabt er in seinem Eifer zur Thür hinaus, um Kaspar Findeisen zu holen, vollständig übersehend, daß es höchst ungalant ist, das gnädige Fräulein allein bei ihrer Beschäftigung zu lassen.

Hilde steht neben Sunset und fährt ihr mit den feinen Fingern gedankenvoll durch die weichen Mähnen. Jochen ist erst einige Minuten weg, da ertönt Sporenklirren im Stallgang.

„Bringen Sie recht frisches Wasser!" befiehlt die junge Dame, ohne sich umzusehen.

Der Eimer wird fortgenommen, Sunset wiehert, und der Eimer kommt wieder. Verwundert sieht Hilde auf die feine, gepflegte Hand, welche den Eimerring gedankenvoll fallen läßt.

„Herr Gott, Herr Lieutenant! Ich dachte, es wäre Ihr Bursche! Ihr Pferd hat ein geschwollenes Knie, und da niemand im Stall war, habe ich gleich kalte Umschläge gemacht."

Priskows Gesicht strahlt; sein Herz ist weich wie Wachs in diesem Moment.

„Sunset, bedanke Dich für uns beide!"

Dabei legt er einen neuen kalten Umschlag auf das geschwollene Knie. Sunset beugt gehorsam den zierlichen Kopf.

Die beiden stehen gemächlich auf jeder Seite der Stute und unterhalten sich angelegentlich. Priskow ist mit einemmale gesprächig, und sie verabreden, da morgen Ruhetag sei, ganz früh, ehe die anderen zum Frühstück kommen, zusammen zu reiten.

Endlich erscheint Findeisen höchst verlegen.

Man übergibt ihm die Sorge für das Tier, und Kaspar Findeisen weiß ganz genau nach dem Blick, den ihm sein Herr zuwirft, was die Glocke geschlagen hat, denn in Bezug auf seine Pferde verstand der Lieutenant keinen Spaß, wenn es auch im übrigen seine Burschen bequem hatten und alle Bummler waren, wie Alfen behauptete.

Nachher gehen die beiden durch Garten und Park.

Er freut sich über die prächtigen, großen Bäume, über Juno, die famos aus dem Wasser apportirt, und lobt mit verständigem Blick den schönen Kuhstall, als er von seiner eifrig sprechenden und erklärenden Begleiterin durch die Reihen der gemächlich Wiederkäuenden geführt wird.

Als sie den Stall verlassen, bittet er um die Erlaubnis, eine Cigarre anzünden zu dürfen, und Hilde neigt gönnervoll den blonden Kopf zur Gewährung.

Sie kommt sich höchst wichtig und erwachsen vor. Papa fragte nie, ob er rauchen dürfe.

Die Freundschaft ist geschlossen.

Zum Thee finden sich alle wieder im Eßzimmer zusammen.

Die beiden heute erst angekommenen Fremden fühlen sich bereits ganz zu Hause, da ihre Wirte sie mit zur Familie rechnen und aus allem zu ersehen war, daß um die Gäste keine großen Umstände gemacht wurden.

Priskow ist seelenvergnügt und gar erst, als nach dem Essen seine kleine Freundin dem Vater die lange Pfeife holt. Alfen arrangirt ein gemeinsames Kartenspiel, welches unter vielem Lachen und Scherzen durchgeführt wird, obgleich das Priskowchen, wie ihn der Rittmeister nennt, sich unglaublich ungeschickt benimmt und sich stets verzählt beim Geben.

„Sie werden ein gefährlicher Tänzer werden, Herr Lieutenant," lacht Bella, „da Sie so wenig Passion und Anlage zum Kartenspielen haben!"

„Ich tanze ebenso schlecht und fürchte, die Damen werden Mühe genug mit mir haben."

„Vorausgesetzt, daß sie sich die Mühe geben," neckte Fräulein von Rümitz.

„Um so besser für meine Lackstiefel, Handschuhe und Lungen!" kommt es scharf zurück.

Bella beißt sich auf die Lippen, und Alfen lacht.

„Nur nicht tragisch werden!"

Frau von Mainhof ist höchst erstaunt, daß der stille Lieutenant solch beißende Antworten geben kann.

Um zehn Uhr empfehlen sich die Herren mit Händeschütteln. Der Major bittet sie, noch ein Stündchen mit in sein Zimmer zu kommen, um einen Schlaftrunk zu nehmen, wie er augenzwinkernd flüstert.

Die blauen Wölkchen steigen aus den Cigarren hinauf zur großen Hängelampe; ab und zu wird ein herzhafter Schluck aus den dampfenden Gläsern genommen, und das Gespräch spinnt sich gemütlich ab über Avancement, Pferde, Hunde, Reitpeitschen und Nennen. Endlich sagt der Major:

„Nehmen Sie mir eine offene Frage nicht übel, lieber Priskow, Sie dienen doch in einem ziemlich teuren Regiment; so viel ich weiß, war Ihr guter Vater ohne Vermögen?"

„Sehr richtig, Herr Major, aber mein Onkel Salden hat sich meiner angenommen, da ich doch später Erbe von Ruppenhausen werde."

„Ihr Onkel hatte aber doch einen Sohn, so viel ich weiß?"

„Ja wohl," antwortet Priskow; „der arme Kerl stürzte vor vier Jahren in Baden-Baden und brach das Rückgrat. Es war ein Jammer! Wir beide hatten uns gern."

„I wo, das habe ich ja gar nicht gewußt! Der arme alte Salden! Wir haben kurze Zeit zusammen gedient, doch nahm er bald den Abschied, um Ruppenhausen zu bewirtschaften. Er war immer etwas sonderbar, so ein bißchen Künstler und Schwärmer!"

„Ist er auch noch, der arme Onkel! Seit dem Tode seines Jungen ist er ganz unzugänglich geworden und befindet sich jetzt schon seit einem Jahre auf Reisen in Asien und Afrika. Wissen Sie, was er jetzt sammelt? Alle Sorten von Werkzeugen, Waffen und dergleichen, mit denen Menschen sich ums Leben gebracht haben!"

Der alte Ulbernkirchen und Alfen wollen sich ausschütten vor Lachen.

„Da, ha, verrückte alte Schraube!" prustet der Major. „Da will ich ihm 'mal eine alte Bettstelle schicken, mit der sich vorigen Jahr eine achtzigjährige Frau zusammenbrach und nachher nicht wieder aufwachte!"

Priskow muß auch lachen.

„Hm," sagt er, „und dabei betreibt er die Sache rein wissenschaftlich. Er legt nämlich eine statistische



Kaiser Maximilian I. bei Albre

Digitized by Google



Dürer. Gemälde von Carl Jäger. (S. 307.)

Tabelle an über die verschiedenen Arten und Weisen, wie die Menschen sich vom Leben zum Tode befördern, und macht daraus Schlüsse auf Volkscharakter, Zeitgeist und so weiter. Dabei beweist er, daß zum Beispiel die meisten Menschen, die sich aus unglücklicher Liebe das Leben nehmen, eine Todesart wählen, welche sie möglichst wenig entstellt, aus Eitelkeit. Er behauptet überhaupt, daß die meisten Selbstmorde dem Wunsch entsprängen, einen oder mehrere Ueberlebende zu ärgern."

„Na nu?" fragt der Major aus seiner dichten Rauchwolke heraus.

„Ja, sehen Sie," fährt Priekow fort mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt, „da ist nämlich etwas Wahres daran. Jemand, der sich vor Schulden nicht mehr zu helfen weiß, schießt sich tot, nur um die Juden zu ärgern, die dann keinen Heller mehr bekommen."

„Famoser Gedanke!" lacht Alfen.

„Ja, und ein Mädchen, die ihr Liebhaber verlassen hatte, vergiftet sich mit einem Bunde Streichhölzer, aber deutscher, nicht schwedischer, weil sie hofft, daß ihr treuloser Liebster sein ganzes Lebenlang Gewissensbisse haben wird."

„Muß eine verrückte Schraube sein, Ihr Onkel; nehmen Sie mir das nicht übel, mein junger Freund!"

Der Major erhebt sich kopfschüttelnd.

„Auf was für verdrehte Ideen die Leute noch auf ihre alten Tage kommen! Aber jetzt wollen wir die Beine gerade machen, meine Herren, wie mein alter Oberst sagte, den sie 66 auch totschossen bei Königgrätz. Gute Nacht! Morgen früh um acht Uhr beim Frühstück sehen wir uns wieder!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Held von Kulm.

Von

Wilhelm Müller.

(Hierzu das Bildnis Seite 301.)

(Alle Rechte vorbehalten)

Eine der wichtigsten Schlachten des Jahres 1813 war die bei Kulm. Sie war das Nachspiel der Schlacht bei Dresden, in welcher die unter dem Oberbefehl des Fürsten von Schwarzenberg stehende böhmische Armee am 26. und 27. August von Napoleon geschlagen wurde. Infolge dessen sah sie sich genötigt, den Rückzug anzutreten und über die Pässe des Erzgebirges nach dem Teplitzer Thal zu marschiren. Es war zu befürchten, daß dieser Rückzug vom Feinde gestört und die Niederlage von Dresden im Teplitzer Thal vollendet werde. Dies konnte nur dadurch verhütet werden, daß eine starke Heeresabteilung dem Feinde zuvorkam, die nach Teplitz führende Straße über Peterswalde, Nollendorf und Kulm einschlug, einem nachdringenden Gegner einen ehernen Wall entgegenstellte und die Ausgänge aus dem Erzgebirge deckte. Diese Aufgabe war dem Prinzen Eugen von Württemberg, dem kommandirenden General des russischen 2. Armeecorps, übertragen worden. Derselbe stand vor der Dresdener Schlacht mit 14,000 Mann bei Pirna und hatte den Befehl, den Rücken und die rechte Flanke der böhmischen Armee gegen den französischen General Vandamme, der mit 38,000 Mann am Königstein Wache hielt, zu beschützen. Als aber die Schlacht verloren war, ließ ihm Fürst Schwarzenberg sagen, er solle den Marsch über Peterswalde nach Kulm antreten, und schickte ihm zugleich auf seine Bitte eine Verstärkung von 8500 Mann, die erste russische Gardedivision unter Generallieutenant Pernelow. Vandamme war somit um etwa 16,000 Mann stärker. Er erhielt von Napoleon gleichfalls den Befehl, die Straße nach Teplitz einzuschlagen. Die aus dem Erzgebirge herausbrechenden Massen der Rückzugsarmee sollten angegriffen und vernichtet werden. „Niemals werden Sie eine schönere Gelegenheit finden, sich den Marschallstab zu verdienen."

Indes Prinz Eugen den Marsch über Peterswalde nach Kulm antrat, fand sich der russische Generallieutenant Graf Ostermann-Tolstoy, welcher infolge seiner Verwundung nicht mehr ganz zurechnungsfähig war, bei ihm ein und übernahm, einer Weisung des Hauptquartiers gemäß, das Oberkommando über die Truppen des Prinzen. Der Graf erhielt am 28. August vom Grafen Barclay, dem Oberbefehlshaber der russischen Armee, den Befehl, nicht südlich über Peterswalde, sondern westlich über Maxen sich zurückzuziehen. Wurde diesem Befehl, welcher im Widerspruch mit den Rückzugsbefehlen des Fürsten Schwarzenberg stand, Folge geleistet, so war die böhmische Armee bei ihrem Heraustreten aus dem Erzgebirge den Angriffen Vandammes preisgegeben. Es kostete den Prinzen Eugen, welcher sofort die Sachlage erkannte, viele Mühe, den Grafen Ostermann und den General Pernelow zu bewegen, daß an der Ausführung des Schwarzenbergschen Befehls festgehalten wurde.

Unter fortwährenden Schwierigkeiten mit Ostermann, der zuletzt aus Besorgnis vor der Ueberlegenheit Vandammes das Teplitzer Thal diesem überlassen und sich bis hinter die Eger zurückziehen wollte, und unter beständigen Kämpfen mit den nachdringenden französischen Truppen, brachte endlich der Prinz am Vormittag des 29. August die Heeresabteilung auf das Schlachtfeld von Kulm. Er besetzte mit seinem Corps das in der Mitte des Thales liegende Dorf Priesten; links stand die Garde, rechts die Reiterei und die reitende Artillerie. Die Front dieser Aufstellung war gegen Kulm gerichtet, wo Vandamme mit seinen Truppen sich festsetzte. Seinem weiteren Vordringen stand ein eiserner Schlagbaum im Wege. Prinz Eugen war entschlossen, sich lieber mit seinem ganzen Armeecorps zusammenhauen zu lassen, als einen Schritt zurückzuweichen. Aber er hatte eine schwierige Arbeit.

Vandamme griff gleichzeitig die russische Garde und das Dorf Priesten aufs Heftigste an. Dreimal gelang es seinen Truppen, die Schützen aus dem Dorfe zu vertreiben, aber jedesmal wurden sie von den hinter demselben aufgestellten Batterien mit einem so mörderischen Feuer empfangen, daß sie eiligst zurückwichen, worauf die russische Infanterie vorging und das Dorf wieder besetzte. Prinz Eugen entwickelte eine ungeheure Thätigkeit und zeigte bei allen Gefahren eine Kaltblütigkeit ohnegleichen. Bald sah man ihn mitten unter den Schützenlinien, die er zu weiterer Ausdauer ermunterte, bald führte er frische Bataillone den feindlichen Kolonnen entgegen; bier sah man ihn zu den Regimentskommandeuren reiten, um sie für die weiteren Angriffe vorzubereiten, dort flogen seine Adjutanten vorbei, um zwei Batterien herbeizuholen, welche sich dann links von Priesten aufstellten und mit empfindlicher Wirkung die französischen Kolonnen bestrichen, die am Saume des Waldes eine Umgehung versuchten. Aber der Prinz hatte kein frisches Bataillon mehr, während der Feind immer neue Truppen in den Kampf schickte. Die beiden Batterien waren in der größten Gefahr. Ohne frische Truppen wurde das Zentrum durchbrochen und der Tag war verloren.

In diesem kritischen Augenblick schickte der Prinz seinen Adjutanten Helldorff zu Ostermann und ließ diesen bitten, ihm ein Garderegiment zu Hülfe zu senden. Ostermann war bereit dazu, aber Pernelow weigerte sich. „Der Prinz ist ein Deutscher und macht sich den Teufel daraus, ob wir Russen Garden übrig behalten oder nicht; meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser wenigstens etwas von seiner Garde zu erhalten." Mit diesem Bescheid ritt Helldorff zurück, worauf der Prinz sofort selbst zu Ostermann hinübersprengte und die Absendung des Regiments durchsetzte. Der Feind konnte den wuchtigen Angriff desselben nicht aushalten und floh unter massenhaften Verlusten. Um jene Zeit riß eine Kanonenkugel dem Grafen Ostermann den linken Arm weg, worauf Prinz Eugen als ältester Generallieutenant das Oberkommando übernahm.

Gegen fünf Uhr abends stürmte der Feind aufs neue gegen Priesten vor. Der Prinz hatte noch ein einziges frisches Gardebataillon, seine übrige Infanterie war vollständig erschöpft. Neue Gefahr drohte. Da improvisirte der Prinz einen mächtigen Reiterangriff und warf dem Feind sechs Reiterregimenter in die Ferse und in die Flanke. Diesem Anprall konnten die französischen Kolonnen nicht widerstehen. Wer nicht floh, wurde niedergehauen. Die Gefahr war abgewandt. Vandamme machte an diesem Tag keinen Angriff mehr, auf die Ankunft der ihm von Napoleon versprochenen zwei Armeecorps für den folgenden Tag mit Sicherheit rechnend. Aber es kam kein Mann, während zu den Truppen des Prinzen Eugen mehrere russische und österreichische Regimenter stießen, so daß am 30. August 50,000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Barclay auf dem Schlachtfeld von Priesten standen und die französische Stellung bei Kulm erstürmten. Da zugleich der preußische General Kleist mit 30,000 Mann den Franzosen die Rückzugsstraße bei Nollendorf versperrte, so war Vandamme verloren. Nur seine Reiterei schlug sich großenteils durch, von seiner Infanterie wurden 10,000 Mann gefangen genommen; seine ganze Artillerie wurde erbeutet; er selbst fiel mit dem größten Teil seiner Generale in Gefangenschaft.

Prinz Eugen nahm an diesem Tage mit den Ueberresten seines Armeecorps die links von Kulm gelegenen Höhen von Straden, eroberte 21 Kanonen und machte viele Gefangene. Den Ruhm des zweiten Schlachttages hatte er mit anderen Heerführern zu teilen; der Lorbeer des ersten Tages und der früheren damit zusammenhängenden Kämpfe gebührt vor allen anderen ihm. Er war es, der durch seine Einsicht und seine Energie die böhmische Armee gerettet hat. Graf Barclay war anderer Ansicht. In seinem am 31. August verfaßten Armeebericht, der auf die Mitteilungen des Generals Pernelow sich stützte, spendete er der ersten Gardedivision, den Generalen Ostermann und Pernelow für ihre militärische Einsicht, ihren Heldenmut und ihre Aufopferung alles Lob, erwähnte aber den Prinzen Eugen und das 2 Armeecorps mit keiner Silbe. Der Prinz schrieb sofort einen Brief an Kaiser Alexander und bat um seinen Abschied. Er steckte den Brief zu sich und ritt ins Hauptquartier nach Teplitz. Unterwegs traf ihn der Kaiser. Dieser ritt zu ihm heran, schüttelte ihm die Hand und sprach: „Ich weiß alles, was wir Ihnen verdanken; Selbstverleugnung ist die schönste Tugend." Auf dies hin behielt der Prinz seinen Abschiedsbrief in der Tasche. Als er in sein Quartier zurückkehrte, fand er dort den Wladimirorden erster Klasse, den ihm der Kaiser noch vor jenem Zusammentreffen überschickt hatte. Das später hiezu ausgefertigte Reskript enthielt die Worte: „Für ausgezeichnete Thaten und umsichtige Anordnungen bei Vernichtung eines feindlichen Armeecorps." Dies war zwar eine Anerkennung, aber ein Ersatz für das Totschweigen im Armeebericht war es nicht.

Diese Vernachlässigung wiederholte sich noch dreimal: nach der Schlacht bei Wafau, nach der Schlacht bei Paris und nach der gegen den Kaiser Nikolaus gerichteten Militärverschwörung vom 26. Dezember 1825, und die Gründe hiefür sind in den Ahnormitäten des Kaisers Paul zu suchen.

Prinz Eugen, geboren am 8. Januar 1788 zu Oels in Schlesien, war der Sohn des späteren preußischen Generals der Kavallerie, Herzogs Eugen von Württemberg, und der Prinzessin Luise von Stolberg-Geldern. Sein Großvater war der Herzog Friedrich Eugen, welcher von 1795 bis 1797 in Württemberg regiert hatte. Letzterer hatte zum Nachfolger seinen ältesten Sohn Friedrich, später Kurfürst und König von Württemberg, und hatte eine Tochter, die Prinzessin Marie, welche sich mit dem Großfürsten, nachherigen Kaiser Paul von Rußland, vermählte. Prinz Eugen war also ein Neffe dieses Kaisers und zugleich ein Neffe des Königs von Württemberg. Sein Vater kam 1793 nach dem Tode des Herzogs Karl Christian Erdmann von Württemberg-Oels in den Besitz der Herrschaft Karlsruhe in Schlesien und siedelte von Oels dahin über, daher Karlsruhe die eigentliche Heimat des Prinzen wurde.

Bald wurden die Geschicke des Prinzen auf Jahrzehnte hinein an die russische Kaiserdynastie und an die russische Armee geknüpft. Kaiser Paul ernannte seinen Neffen 1797 zum Obersten und 1798 zum Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments. Dem Wunsche des Kaisers gemäß kam der Prinz 1801 nach Petersburg, wo er sich der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens seines Oheims im höchsten Grade zu erfreuen hatte. Dieser, welcher an zeitweiligem Irrsinn litt, war voll Mißtrauen gegen seine Gemahlin und gegen seine ältesten Söhne, Alexander und Konstantin, besonders gegen ersteren. Er traute ihnen zu, daß sie verräterische Pläne gegen ihn im Schilde führten, und wollte durch eine rasche That der Ausführung derselben zuvorkommen. Zu diesem Zwecke beabsichtigte er, die Kaiserin und die beiden Großfürsten in Festungshaft zu bringen, an der Stelle Alexanders den Prinzen Eugen von Württemberg zum Thronfolger von Rußland zu ernennen und ihn mit seiner Tochter Katharina, der nachherigen Königin von Württemberg, zu vermählen. Die Katastrophe vom 23. März 1801, an welchem Tage Kaiser Paul von mehreren Verschworenen mit einer Schärpe erdrosselt wurde, machte solchen Phantasien ein Ende. Großfürst Alexander bestieg den Zarenthron. Dieser wußte zwar recht wohl, daß sein Vetter, Prinz Eugen, gar keine Ahnung von den Plänen des Kaisers Paul gehabt hatte; aber er konnte es doch sein ganzes Leben lang nicht vergessen, daß derselbe ihm, dem rechtmäßigen Thronfolger, einen Augenblick im Wege gestanden. Es war seitdem System in den russischen Regierungskreisen, dem Prinzen, welcher für seinen eifersüchtigen kaiserlichen Vetter seine ganze volle und reiche Existenz einsetzte, keine zu hohe militärische Stellung anzuvertrauen und dafür zu sorgen, daß der Ruhm seiner Thaten nicht in die Oeffentlichkeit dringe. Er erhielt Orden, so viel er wollte, aber die Armeeberichte schwiegen von ihm; er rückte zwar bis zu der Würde eines kommandirenden Generals eines Armeecorps vor, aber das Kommando über eine Armee wurde ihm weder 1813 und 1814, noch im russisch-türkischen Feldzug von 1828 und 1829, noch bei dem polnischen Aufstand von 1831 übertragen, obgleich er die russischen Generale jener Zeit an Feldherrnblick weit übertraf. Ueberfah er ein Schlachtfeld, so erkannte er sofort die beherrschenden Stellungen und verstand es, dieselben mit aller Energie auszunützen.

Bald nach dem Tode des Kaisers Paul entließ dessen Witwe den Prinzen. Er hielt sich in den nächsten Jahren teils in Karlsruhe auf, teils auf der Universität zu Erlangen, teils am Stuttgarter Hof, brachte auch einige Monate in Neufchatel und in Ludwigsburg zu, wo er zum erstenmal die Bekanntschaft des Kaisers Napoleon machte. Auf den Wunsch der Kaiserin Mutter zur russischen Armee berufen, wurde er während des Kriegs von 1806 und 1807 dem Generalstab des Generals von Bennigsen beigegeben. Ausgezeichnet war sein Verhalten in den Schlachten bei Pultusk, bei Preußisch-Eylau, bei Friedland und in einigen kleineren Gefechten; zwei Wunden zeugten von seiner Tapferkeit. Nachdem er 1810 und 1811 den russisch-türkischen Krieg mitgemacht hatte, wurde er zum Kommandeur der vierten Division ernannt. In dieser Eigenschaft finden wir ihn im russischen Feldzug von 1812, wo er in den Schlachten bei Smolensk, bei Borodino, bei Tarutino und Wjasma solche Tapferkeit, Ausdauer und Umsicht bewies, daß er am 17. November zum kommandirenden General des zweiten Armeecorps ernannt wurde. Bei Borodino, wo er die Angriffe des Feindes mehrmals zurückschlug, wurden ihm vier Pferde unter dem Leibe erschossen. An der Spitze seines Armeecorps griff er 1813 mit Ruhm in die Schlachten bei

Lützen und bei Bautzen ein, leitete das berühmte Rückzugsgefecht bei Reichenbach gegen Napoleon, zog nach seinem Eintritt von Kulm vor Leipzig und trug in der Schlacht bei Wachau am 16. Oktober wesentlich dazu bei, daß die Angriffe Napoleons zurückgeschlagen wurden.

Im Feldzug von 1814 zeichnete sich der Prinz besonders in den Schlachten bei Bar-sur-Aube, bei Arcis-sur-Aube und vor Paris aus. Er hatte den Befehl, von dem Plateau von Belleville gegen Paris vorzudringen, besetzte das Dorf Romainville, das den Schlüssel dieses Terrainabschnittes bildete (was sowohl dem Grafen Barclay als dem Marschall Marmont bei der Entwerfung ihrer Dispositionen entgangen war), schlug alle Angriffe Marmonts zurück und hinausgerückt an der Barrière von Pantin. Am 31. März rückte er mit 1000 Mann in Paris ein und besetzte das Stadthaus; darauf kehrte er an die Barrière zurück und erwartete dort den Kaiser Alexander. Dieser kündigte ihm seine Ernennung zum General der Infanterie an und setzte hinzu: „Ohne Sie wären wir nicht hier." Im Gefolge des Monarchen machte der Prinz den glänzenden Einzug in Paris mit, der durch die Neugier und Teilnahme der Pariserinnen ein so buntes Aussehen erhielt.

Die Jahre 1816 bis 1827 brachte der Prinz meist in Karlsruhe zu. Im russisch-türkischen Krieg von 1828, in welchem Graf Wittgenstein den Oberbefehl führte, befehligte er das siebente Armeecorps. Da dasselbe sehr verteilt war und die militärischen Ratschläge des Prinzen keine Beachtung fanden, so hatten seine Bemühungen wenig Erfolg, wie überhaupt dieser Feldzug keinen günstigen Ausgang hatte. Das kaiserliche Reskript vom 5. Januar 1829, das ihm aufs neue Anerkennung zollte, beschloß die militärische Laufbahn des Prinzen. Er verließ den aktiven Dienst und lebte von da an in seiner fürstlichen Herrschaft Karlsruhe.

Vermählt war er zuerst mit der Prinzessin Mathilde von Waldeck-Pyrmont, nach deren Tod mit der Prinzessin Helene von Hohenlohe-Langenburg. Sein Sohn erster Ehe war der Herzog Eugen Erdmann, welcher am 8. Januar 1875 starb, sein Enkel der Herzog Eugen, welcher am 27. Januar 1877 in Düsseldorf starb und aus seiner Ehe mit der Großfürstin Vera die Prinzessinnen Elsa und Olga hinterließ.

Der Held von Kulm starb am 16. September 1857 in Karlsruhe. Obgleich in russischen Diensten, hat er doch in den Jahren 1806 bis 1814 zugleich für das deutsche Vaterland gekämpft, das seine Befreiung vom französischen Joch nicht zum kleinsten Teil den Thaten des württembergischen Prinzen zu verdanken hat.

Unsere Künstler.

Der Meister des Bildes:
„Kaiser Maximilian I. bei Albrecht Dürer".

Das dahingeschiedene Jahr 1887, das so manchem bedeutsamen Leben ein Ziel gesetzt, hat auch in die Reihen der Künstlerschaft böse und jene schmerzliche Lücke gerissen. Noch in seinem letzten Monat raubte es uns einen Meister, von dessen ernstem rüstigem Streben man sich noch vieles Schönes versprechen zu dürfen geglaubt hatte, den Schöpfer des interessereichen Bildes, das unser Holzschnitt auf Seite 304 und 305 wiedergibt.

Am 17. Oktober 1833 zu Nürnberg geboren, erhielt Karl Jäger nach Absolvirung der Kreisgewerbeschule daselbst den ersten Unterricht in der Kunst bei Andreas Engelhardt und bald darauf in der dortigen Kunstschule unter Albert Reindels Leitung. Nach dem Tode desselben war es Direktor Dr. August von Kreling, der den maßgebenden Einfluß auf unsern Künstler ausübte. Das im Jahr 1861 in Nürnberg stattgehabte große deutsche Sängerfest bot Karl Jäger die erste Gelegenheit, sich als schöpferischen Künstler zu zeigen. Die figürliche Dekoration an Willibald Pirkheimers Haus und der Entwurf zu dem Gemälde an Dürers Geburtshaus waren von seiner Hand und boten die Veranlassung, daß er als Professor der Nürnberger Kunstschule angestellt wurde. Im Jahre 1865 zeichnete Jäger im Auftrag der Verlagshandlung Friedrich Bruckmann in München zum Zweck der Vervielfältigung eine größere Anzahl Kartons zu Schillers Gedichten und Dramen, die mit großem Beifall aufgenommen wurden und auch den König Ludwig II. von Bayern veranlaßten, den Künstler mit Kompositionen zu Don Carlos, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell und so weiter zu beauftragen, welche Arbeiten sämtlich die ungeteilte Anerkennung des gekrönten Auftraggebers fanden. Ferner malte Professor Jäger eine größere Anzahl Bildnisse, darunter jene des Direktors des germanischen Museums, Dr. Essenwein, und des hervorragenden Industriellen, Lothar Freiherrn von Faber. Eine ganz besondere Erwähnung verdient noch die gleichfalls für Friedrich Bruckmann gefertigte Folge deutscher Tondichter, welche sich wegen ihrer vorzüglichen Durchführung überall Eingang verschafft hat.

Als sein Hauptwerk aber darf das durch unsern Holzschnitt wiedergegebene Gemälde bezeichnet werden, das er im Auftrage des Nürnberger Magistrats für die im dortigen Rathause neu zu errichtende städtische Galerie geschaffen hat und mit dem auch wir uns an dieser Stelle eingehender beschäftigen wollen.



C. Jäger.

Wer in die altehrwürdige Stadt Nürnberg zum erstenmal kommt und sich an dem Anblick ihrer herrlichen Kirchen, ihrer erkergezierten, prächtigen Giebelhäuser und reizenden, figurenreichen Sprengbrunnen erfreut, wird gewiß auch nicht verstummen, seine Schritte in jene enge, nach dem Altmeister deutscher Kunst benannte Straße zu lenken, an deren Ende, dem mittelalterlichen Tiergärtnerthor-Turm gegenüber, ein alter Fachwerkbau sich erhebt, in welchem Nürnbergs größter Sohn, Albrecht Dürer, im Jahre 1494 bei seiner Verheiratung mit Jungfrau Agnes Frey seinen Einzug hielt, in dessen schlichten, bürgerlichen Räumen er lebte und wirkte bis zu seinem im Jahre 1528 erfolgten Tode. Dort schuf der Meister jene herrlichen Bilder, die wir heute noch in ihrer Farbenpracht bewundern, dort entstanden von seiner Hand die innig empfundenen Zeichnungen zu den Holzschnitten für das Leben der Maria und der großen und kleinen Passion, dort führte er, der Erfinder der Radirnadel, diese und besonders den Grabstichel in so meisterhafter Weise, daß deren Erzeugnisse, seine noch heute unübertroffenen Kupferstiche, damals den Neid der italienischen Künstler erregten und selbst einen so namhaften Meister des Kupferstichs wie Marcanton veranlaßten, davon ungerechtfertigterweise Kopien mit Dürers Monogramm herzustellen und in den Handel zu bringen.

In dieser stillen Behausung verkehrten viele damals in Nürnberg lebende hervorragende Gelehrte und Künstler, um den herrlichen Mann, Albrecht Dürer, in seinem Wesen und seiner Kunst kennen und bewundern zu lernen. Besonders war es sein Jugendfreund, der berühmte Humanist und Staatsmann Willibald Pirkheimer, der fast täglich bei ihm aus und ein ging und sitt so manches seiner Werke ihm geistige Anregungen gab. War er es doch, dem Dürer bei seinem im Jahre 1506 in Venedig stattgehabten Aufenthalt von dort aus angesichts seiner bevorstehenden Heimreise und der ihm seitens der italienischen Künstlerschaft gewordenen Ehrungen schrieb: „Wie wird's mir nach der Sonne frieren; hier bin ich ein Edelmann, daheim ein Bettler." Freilich war die Kluft zwischen dem damaligen, die ganze Stadt Nürnberg beherrschenden Patriziat und dem Bürger eine nicht geringe, wenn auch Dürer eine Zeit lang Mitglied des größeren Rats war. Trotzdem versäumte der ritterliche Kaiser Maximilian I., wenn er nach Nürnberg kam, niemals, seinen lieben Dürer, dem er auch einen jährlichen Gnadengehalt aussetzte, zu besuchen, um sich an seiner Kunst zu ergötzen oder von ihm sich malen zu lassen. Eine solche Sitzung führt uns Professor Jäger in seinem Bilde vor. Eine zahlreiche Gesellschaft befindet sich in der mit allerlei Beiwerk und einem Lüsterweibchen ausgestatteten Künstlerwerkstatt Dürers, deren Fenster, rechts in der Ecke, einen Blick auf die alte Kaiserburg gewährt. Wir sehen den Kaiser sitzend in hermelinverbrämtem Prachtgewande; die linke Hand umfaßt leicht das Schwert, während die Rechte erklärend auf der über das Knie gelegten Papierrolle, welche den von Dürer entworfenen Triumphzug Maximilians I. zur Anschauung bringt, ruht. Das Ende der Rolle faßt der neben dem Kaiser stehende berühmte Ral Wilibald Pirkheimer; welcher auch Papier und Stift für die von seinem Herrn gegebenen bezüglichen Anordnungen bereit hält. Hinter dem Stuhle des Kaisers hat sich dessen Hofnarr Kunz von der Rosen mit verschränkten Armen in drolliger Weise aufgestellt. An dem Tische nägst dem Kaiser sitzt bei einem Strauß von Heckenrosen und Maiglöckchen der große Mathematiker Stadius. Von wunderbar künstlerischer Auffassung ist der an der Staffelei sitzende, den Kaiser malende Dürer. Mit Verehrung ruht das Auge des klassisch schönen Mannes auf den Zügen seines geliebten Gebieters. Eine prächtige Gestalt ist auch der in einen langen Talar gekleidete, zu Dürer mit dem Augenglas herantretende Propst von St. Sebald, Melchior Pfinzing, der Verfasser des die Thaten Maximilians I. schildernden Gedichts, des „Theuerdank". Der neben Pfinzing stehende Patrizier im Halbharnisch ist ein Freund Dürers, Stephan Baumgärtner, der Stifter des jetzt in der Münchener Pinakothek befindlichen, von Dürer gemalten Altars, und der in voller Rüstung mit wehenden Helmfedern nächst der Staffelei postirte Ritter stellt den damaligen Reichsschultheißen der Stadt vor. Im Hintergrunde betrachtet ein junger Edelmann aus dem Gefolge des Kaisers das Mittelbild des Hellerschen Altars, die Himmelfahrt Mariä, welche der Künstler 1509 für den Frankfurter Bürger Jakob Heller malte. Das herrliche Bild kam im Jahr 1615 in den Besitz des Kurfürsten Maximilian von Bayern und ging leider bei dem in der Nacht vom 9. auf den 10. April 1674 ausgebrochenen Brande der Münchener Residenz zu Grunde. — Noch sei der beiden Figuren — eines Wein kredenzenden Pagen und der Frau Agnes, der Gattin Dürers — welche wir links in der Ecke des werkungsvollen Bildes sehen, Erwähnung gethan.

Im Anschluß an diese gelungene Schöpfung durfte man von Jäger gewiß noch manche schöne Gabe erwarten. Die Vorsehung fügte es anders. Nach kurzem Krankenlager ist er am 5. Dezember 1887 sanft hinüber geschlummert, um auf dem altehrwürdigen St. Johanniskirchhof in Nürnberg neben seinen Kunstgenossen Albrecht Dürer, Wenzel Jamnitzer und Anselm Feuerbach die Stätte seiner Ruhe zu finden.

Markus Baumeister.

Die Darstellung des Jesuskindes im Tempel.

(Hierzu das Bild Seite 308.)

Die Kunstschätze des königlichen Museums im Haag gehörten bis in die neueste Zeit herein zu den wenig bekannten, wie ja auch die Residenzstadt der Niederlande, ungleich anderen Königsstädten, durchschnittlich keinen sehr ergiebigen Fremdenbesuch aufweist. So haben denn die photographischen Nachbildungen aus diesem Museum, die zu den neueren Veröffentlichungen der verdienstvollen Firma Adolf Braun & Comp. in Dornach zählen, für so manchen Kunstfreund, den sein Weg nie nach Südholland geführt, eine Fülle angenehmer Ueberraschungen gebracht. Denn die dortige Gemäldegalerie birgt so manche Perle, um die sie den anderen ihresgleichen beneidet werden kann. Zu denselben zählt mit in erster Linie Rembrandts wirkungsvolles Bild der Darstellung Christi im Tempel. Vergegenwärtigen wir uns einmal den Stoff, der unserem Meister hier durch das Evangelium gegeben war!

Nach dem mosaischen Gesetz muß der erstgeborene Knabe dem Herrn geheiligt werden, und demnach brachten auch die Eltern den Jesusknaben nach Jerusalem, auf daß sie ihn darstellten dem Herrn, und daß sie gaben das Opfer, nach dem gesagt ist im Gesetz des Herrn: ein Paar Turteltauben oder zwo junge Tauben. Weiter steht in der heiligen Schrift, daß zu Jerusalem ein frommer Mensch mit Namen Simeon war, der auf den Trost Israels wartete. Diesem hatte der heilige Geist verkündet, er solle den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor Christ, den Herrn, gesehen. Auf Anregen des Geistes kam Simeon in den Tempel und traf dort die Eltern mit dem Jesuskinde. Da lobte Simeon Gott und sprach: „Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" (Luk. 2, 25–34.) — Das ist der biblische Vorgang, den Rembrandt zu seinem merkwürdigen Bilde gewählt, welches trotz der holländischen Tracht der Figuren derartig vom Geiste des Alten Testaments erfüllt ist, daß jene Verschiebung der Zeit kaum bemerkbar wird.

Digitized by Google



Simeon im Tempel. Gemälde von Rembrandt im kgl. Museum im Haag.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Grosser in Leipzig).

Digitized by Google



Der Lebensmittelmarkt in Moskau. Gemälde von W. Makowski.

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Fortsetzung.)

Im Bois de Vincennes empfing die beiden köstlicher Schatten. Als die Pferde dort in Schritt gesetzt waren, wandte sich Irene zu Günther und blickte ihn lange an. Er war nicht mehr der sonnenverbrannte, lebensfrische junge Mann, auf dem ihre Augen bei ihrem ersten gemeinschaftlichen Ritte mit so großem Wohlgefallen geruht hatten. Die Stubenluft hatte sein Antlitz gebleicht, und der Gram der letzten Monate an ihm gezehrt. Seine Wangen waren eingefallen, und seine großen grauen Augen, in ihre Höhlen zurückgetreten, blickten ernst und matt.

„Sind Sie müde?“ fragte Irene.

Er schüttelte das Haupt.

„Günther, sieh mich an! Hast Du mich noch ein bißchen lieb? — Ich bin wohl recht schlecht mit Dir umgegangen? Sei mir nicht böse! Gib mir Deine gute Hand!“

Seine Augen funkelten zornig. Er ballte die Rechte zur Faust und hielt sie zurück.

Sie fuhr ruhig, einschmeichelnd fort:

„Ich sehe, Du zürnst mir; aber hast Du ein Recht dazu? Denke etwas nach. Was habe ich begangen? Habe ich Dich verraten? Habe ich Dir nicht mehr geschenkt, als Du von mir erwarten durftest? — Ich habe Dich nie ganz verstanden; einiges an Dir ist mir immer fremd geblieben; aber anderes habe ich richtig erkannt: Du hättest gewünscht, eine ehrbare Baronin Wildhagen aus mir zu machen. — Ich bin mir klar darüber geworden, daß dies nicht anginge, und zu Deinem und meinem Glück habe ich den Mut gehabt, darnach zu handeln. Wäre ich Deine Frau geworden und mit Dir nach Deutschland gezogen, so würde ich unglücklich geworden sein und Dich unglücklich gemacht haben. Du kennst mich nicht, wie ich mich kenne. Deine Liebe hat mich sehr glücklich gemacht; aber alles — meine Mutter, meine Schwestern, meine Freunde, mein ganzes Leben in Paris — hätte sie mir nicht ersetzen können. Ich wäre in Deinem kalten Lande, an Deinem grauen Meer, in Deinen dunklen Wäldern gestorben. — Meine Liebe zu Dir erfüllt mich nicht ganz. Ich gestehe es. Es mag Dir wie ein Fehler erscheinen, aber kann ich etwas dafür, habe ich es Dir versprochen, bin ich etwa falsch, unehrlich gewesen? Nein, Günther! Es gibt keine aufrichtigere Frau, als ich es bin. Aufrichtig habe ich Dich geliebt — so, wie ich lieben kann. Und so liebe ich Dich noch. Ich habe nicht geheuchelt, ich habe nicht mehr versprochen, als ich halten konnte. Das ist meine einzige Sünde Dir gegenüber. Deshalb darfst Du mir nicht zürnen. — Als wir von einander getrennt waren, habe ich über unsere Beziehungen nachgedacht, und nachdem ich erkannt, daß ich Dir niemals das sein könnte, was Du wünschtest, da habe ich geglaubt, es sei ehrlich und rechtschaffen von mir, wenn ich es Dir sagte, — nicht in Worten, die nichts bedeuten, sondern in Thaten. Ich habe mich den Dir abgewandt. Aber ich habe nicht aufgehört, Dich lieb zu haben ... nach meiner Art, und Dein Gram hat mich gequält und auch wieder erfreut, weil er mir Deine Liebe zeigte. — Das habe ich Dir sagen wollen, und deshalb habe ich Dich gebeten, mich heute zu begleiten. Laß uns gute Freunde bleiben, Günther, laß uns so glücklich sein, wie wir es sein können. So wie Du es wünschest, kann es nicht sein. Ich habe Dir schon einmal gesagt, Du bist in ein leeres Herz eingezogen, als ich Dich lieb gewann; und ich sage Dir jetzt, Du bist noch heute allein darin. Sei mit dem Platze zufrieden; behalte mich lieb. — Günther, mein Leben, meine Liebe!“

Sie hatte ohne jede Erregung gesprochen, aber es klang wie der schlichte Ausdruck aufrichtiger Gefühle. — Er war sprachlos. Er empfand die erdrückende Ueberlegenheit, die ihre Herzlosigkeit ihr gab; und seine Liebe dieser gegenüber hatte für ihn etwas Beschämendes. — Das, was sie ihm bot, das wollte er nicht, und wenn er auch alles, was sie ihm noch war, verlieren sollte. Er sammelte sich mühsam; dann sprach er, zunächst stammelnd und verlegen, nach Ausdrücken suchend, zuletzt in schnellen, leidenschaftlichen Worten. Er klagte sie an, grausam an ihm gehandelt, ihn unglücklich gemacht zu haben. Sie spreche jetzt von kühlen Erwägungen über sein und ihr Glück. Sie habe nichts erwogen! Sie irre sich oder sie täusche ihn! Sie sei einer leichtfertigen Laune gefolgt, als sie sich ihm zugewandt, einer Laune, als sie ihn von sich gewiesen habe. Sein Glück oder Unglück wiege ihr federleicht. Sie lebe nur ihrer eigenen Lust. Sie sage, sie habe ihm nichts versprochen, was sie nicht gehalten hätte, sie habe ihm mehr geschenkt, als er erwarten durfte. Das sei unwahr! Ein jeder ihrer Blicke sei ihm ein Versprechen ihrer Liebe gewesen, dem er geglaubt, dem er alles geopfert habe. Und nun rühme sie sich, sie sei aufrichtig und ehrlich — nein, falsch und treulos sei sie gewesen!

„Wir haben alle unsere kleinen Fehler,“ warf sie dazwischen.

Er verstand, was sie sagen wollte. War er nicht auch falsch und treulos gewesen? Aber der Vorwurf ergrimmte ihn noch mehr. Irene war die Einzige, die nicht das Recht hatte, ihm seine Untreue gegen Florence vorzuwerfen.

„Ich verwünsche die Stunde,“ sagte er finster und langsam, „da ich Sie wiedergesehen, da Sie sich dunkel zwischen mich und mein helles Glück gestellt haben.“

Sie sah ihn von der Seite an, weder betroffen noch wie jemand, der Verdruß oder Reue empfindet — nein, ganz ruhig, ungerührt, ja sogar eher freundlich als erzürnt. Ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte. Das edle, empfindliche Tier, so unfreundlich zur Handlung gerufen, machte einen kurzen, heftigen Satz, der einer minder geübten Reiterin den Sitz gekostet haben würde, und flog dann in wildem Galopp mit seiner leichten Last dahin. Günther folgte Irenen, ohne zu versuchen, sie zu überholen, denn es kam seinem geübten Reiterauge vor, als ob sie das Pferd in dem Augenblick nicht ganz in ihrer Gewalt hätte, und er wollte Irenen, deren Tüchtigkeit als Reiterin er erprobt hatte, Zeit geben, das Pferd zu besänftigen. Es lag in der That schwerer als gewöhnlich in ihrer geschmeidigen Hand, aber sie streichelte seinen schlanken Hals und es beruhigte sich schnell. Als Günther dies erkannte, setzte er sein Pferd zur Seite des Irenens, und die beiden jagten nun eine Weile in langem Galopp durch die schönen Reitwege des Bois de Vincennes. — Sie waren an einem ganz entlegenen, verödeten Teile desselben angelangt. Da machte Irene plötzlich Halt. Günther that ein Gleiches. Sie wandte ihr Pferd und ritt einige Schritte zurück, während ihre Augen suchend über den Boden schweiften.

„Ach, bitte!“ sagte sie, mit dem Finger auf die Reitgerte deutend, die ihrer Hand entfallen war und wenige Schritte vor ihm mitten auf dem Wege lag. Günther stieg langsam ab, hob die Gerte auf, brachte und überreichte sie ihr. Sie ergriff seine Hand und hielt sie fest, und er hatte nicht die Kraft, sie zurückzuziehen.

„Günther, sieh mich an,“ sagte sie leise.

Er hob die Augen und sah in das bleiche, schöne, stille Antlitz. Sie beugte sich zu ihm herab und er fühlte ihren Atem auf seiner Stirn und seinen Wangen.

„Günther, hast Du mich noch ein bißchen lieb? Sprich! Ich will jetzt thun, was Dir gefällt! Ich will Dich nicht wieder quälen.“ Und zum erstenmal seit langen, schrecklichen Monaten empfand er wieder den berauschenden Duft ihres Kusses. Aber nicht eine Sekunde war er froh. Er zürnte ihr und sich selbst mehr als je.

„Kann Dich meine Liebe nicht mehr glücklich machen?“ fragte sie traurig.

Er blickte mit weit geöffneten Augen verwirrt um sich. „Du hast mich unglücklich gemacht,“ brachte er mühsam hervor, „Gott vergebe es Dir!“

„Und Du willst es mir nicht vergeben?“

„Ich bin unglücklich,“ sagte er, „unbeschreiblich unglücklich.“

„Vergib mir, mein Leben; ich wußte nicht, was ich that.“

Es klang so sanft, so mild, so schön, es drang wie ein süßes Gift in sein ganzes Wesen und machte ihn alles vergessen. Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen und dann schlang er seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie. Sie hatte die Augen geschlossen und atmete tief und ruhig wie eine Schlummernde. — Da hörten sie durch den stillen Wald Menschenstimmen. Sie waren noch fern, aber sie näherten sich. Günther schwang sich schnell auf sein Pferd, und die beiden ritten weiter, er verstörten Blickes, sie marmorbleich, schön und kalt. Nach einer Weile kamen ihnen vier Soldaten entgegen, untersetzte, sonnenverbrannte, leichtfüßige Männer in der Uniform der Jäger aus der benachbarten Garnison von Vincennes. Sie trugen ihre großen Tornister und schweren Büchsen elastischen, schwingenden Schrittes und schienen der Hitze des Tages nicht zu achten. Vor den beiden teilten sie sich und gingen je zwei auf den Seiten des schmalen Reitweges.

„Ein hübsches Pärchen,“ sagte der eine, als sie vorüber waren. „Schöne Pferde, reiche Leute, glückliche Menschen!“

„Ach was!“ meinte sein Nebenmann. „Glücklich? Die Frau sah elend und traurig aus. Die werden auch ein jeder sein Päckchen zu tragen haben, nicht leichter als mein Tornister.“

Es kam an jenem Nachmittage nicht mehr zu weiteren Auseinandersetzungen zwischen Irenen und Günther. Irene wünschte solche gar nicht. Sie war eine Frau von wenig Worten, und der Grund der Dinge kümmerte sie nicht, solange auf der Oberfläche alles so vorging, wie es ihr gefiel. — Günther war sich bewußt, elend schwach gewesen zu sein. Aber das war seine Schuld. Seine Vorwürfe würden sie nicht berührt, sie würde dazu gelächelt und ihm den Mund mit einem Kusse geschlossen haben. — Nicht einen Augenblick gab er sich der Hoffnung hin, daß noch einmal alles gut werden könnte. Irene würde ihn wieder verlassen, wie sie es schon einmal gethan hatte. Er wußte es. Doch hatte er nicht die Kraft, sich von ihr loszureißen.

Die nächsten Tage glichen denen, die er mit Irenen verlebt hatte, als sie seine Liebe zu erwidern schien. Aber Günthers Vertrauen zu seinem Glück war zerstört. Finster, in sich gekehrt, war er an ihrer Seite. Sie wollte es nicht sehen, sonst hätte es ihr nicht entgehen können, und sie erwartete ihn mit offenen Armen, Willkommen auf den Lippen und in den Augen, wenn er sich ihr näherte. Sie fragte ihn: „Hast Du mich wieder lieb ... wie früher?“ Und sein stummer Kuß war ihr eine Antwort, die sie befriedigte. Er aber wagte nicht, nach ihrer Liebe zu forschen. Er nahm, was sie ihm bot, zu schwach, um es abzuweisen; und sich seiner Ohnmacht bewußt, es zurückzuerobern, wenn es ihm wiederum genommen werden sollte. Er empfing ein Almosen, das ihn schmerzte und doch zu seinem Leben notwendig war. Er fühlte sich noch elender als zur Zeit, da sie ihn gänzlich vernachlässigt hatte. Schmerzlich empfand er die Nichtachtung, die darin lag, daß sie ihn, je nach ihrer Laune, rief und dann wieder von sich stieß. Er fand nicht die Kraft, ihrem Ruf zu widerstehen, aber er folgte ihm widerstrebend, Bitterkeit im Herzen, ohne des Glückes, das sie ihm bot, froh zu werden.

Um diese Zeit wurde es unruhig in der Welt. Das Geräusch drang nur dumpf an Günthers Ohren, der in beinahe vollständiger Abgeschlossenheit vom äußeren Verkehr lebte. Er war nicht berufen, thätig in denselben einzugreifen, und als müßiger Zuschauer boten ihm die Tagesereignisse, deren Tragweite er nicht erkannte und unterschätzte, kein besonderes Interesse. Die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich zog er nicht in Erwägung. Der Gedanke an ein solches Vorkommnis lag ihm fern nach langer Abwesenheit von der Heimat und Unterbrechung des Verkehrs mit anderen Deutschen, die besser als er in der Lage waren, den Strömungen des öffentlichen Lebens zu folgen und deren Richtung zu erkennen. Der Salon der Marquise, der einzige, in dem Günther verkehrte, war vollkommen unpolitisch. Die italienischen Insassen des Hotel Brö kümmerten sich überhaupt nicht um allgemeine Fragen; Irene namentlich beobachtete denselben gegenüber aufrichtige und vollkommene Gleichgiltigkeit. Die schlechte Aufführung einer großen

Symphonie berührte sie unangenehmer als die Geschichte der Leiden eines unterdrückten Volkes; und ein gut gemaltes Schlachtenbild fesselte ihre Aufmerksamkeit mehr als der Ausgang einer entscheidenden Schlacht. Ihre Welt war „sie allein“ und was sie unmittelbar berührte. Alles, was außerhalb dieses engen Kreises lag, kümmerte sie nicht.

Günther war deshalb auch vollständig überrascht, als er eines Morgens einen Brief von seinem Vater erhielt, in dem dieser ihn aufforderte, ohne Säumen Paris zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben.

„Du bist schon im Jahre 1866 etwas spät gekommen,“ schrieb der Vater, „und diesmal liegen die Sachen noch ernster als damals. Der Gedanke ist mir peinlich, daß Du aus Paris zu den Fahnen gerufen würdest, um gegen die Franzosen ins Feld zu ziehen. Der Krieg mit Frankreich ist noch nicht sicher; ich halte ihn jedoch für wahrscheinlich; aber schon auf die entfernte Möglichkeit eines solchen Ereignisses hin ist es Deine Pflicht, Dich bereit zu machen, beim ersten Rufe zur Verfügung Deines Landesherrn zu stehen. Ich bitte Dich, mir die Stunde Deiner Ankunft in Berlin telegraphisch mitzuteilen. Ich werde Dich am Bahnhofe erwarten.“

Der Brief war nicht in so freundlichem Tone geschrieben, wie ihn der alte Baron seinem Sohne gegenüber gewöhnlich annahm. Günther empfand es nicht. Er verstand nur, daß er abreisen müsse, sofort, ohne den geringsten Zeitverlust ... und dies erfreute ihn. Der Gedanke der Trennung von Irene verursachte ihm keinen Schmerz. Er hatte nicht die Kraft gehabt, sich aus eigenem Antriebe von ihr loszureißen; aber jetzt, da ihm die Pflicht gebot, zu gehen, empfand er dies wie eine Befreiung aus schmählicher Gefangenschaft. Mit einem geistigen Wohlbehagen, wie er es seit langer Zeit nicht gefühlt hatte, vollendete er die Vorbereitung zu seiner Abreise, und dann begab er sich zu Irenen, leichten Schrittes, Triumph im Herzen. Es war nur in geringem Maße sein Verdienst, daß er ihr gegenüber endlich wie ein Mann auftreten würde; aber der Gedanke schon, daß er es war, der sich ihr entzog, daß er nicht abwarten würde, wieder von ihr verstoßen zu werden, wie dies unvermeidlich früher oder später geschehen sein würde, genügte, ihn mit freudigem Stolz zu erfüllen.

„Die Frau Marquise ist im Pavillon,“ beschied ihn der Diener, als er in das Hotel Brö getreten war.

Er eilte die Treppe hinunter in den Garten, durchschritt die Lindenallee und war in wenigen Minuten vor dem Pavillon. Die Thür war geschlossen. Er klopfte.

„Wer ist da?“

„Ich bin es.“

„Komm herein!“

Er trat in das kleine, kühle, halbdunkle Gemach. Irene in leichtem lichtem Gewande, das weiße Gesicht von dichtem, schwarzem Haar umrahmt, das aufgelöst bis weit über den schlanken Gürtel herabfiel, erhob sich langsam von dem niedrigen Sessel, auf dem sie geruht hatte, und in herrlicher Schönheit stand sie, seinen Kuß erwartend, vor ihm.

„Wie freue ich mich, daß Du gekommen bist. Ich sehnte mich nach Dir.“

Er aber sank nicht in ihre Arme, sondern blieb einen Schritt vor ihr ruhig stehen. Sie wußte sofort, daß er kam, um von ihr Abschied zu nehmen.

Eine plötzliche Veränderung ging mit ihr vor. Sie ließ die Arme sinken, richtete sich hoch auf und, den Kopf zurückgeworfen, die feinen, geraden Augenbrauen zusammengezogen, maß sie ihn mit zornigem Erstaunen.

„Nun?“ fragte sie gedehnt.

Aber sie hatte jede Gewalt über ihn verloren. Nichts, was von ihr kam, konnte ihn in jenem Augenblicke berühren. Der freudige Stolz, sich frei zu wissen, frei von Schwäche, von Schmach und Kränkungen, erfüllte sein ganzes Wesen. Seine Augen, die seit Monaten matt und müde geblickt hatten, leuchteten in frischem Glanze. Er erzählte, was ihm geschehen war und was er thun werde, von dem Briefe seines Vaters, von seiner nahe bevorstehenden Abreise.

Sie hörte ihm schweigend zu. Ihr Stolz litt; ihr Herz blieb unberührt. Daß Günther aus ihrem Gesichtskreise verschwinden werde, war ihr gleichgiltig. Sie selbst hätte ihn ohne einen Schatten von Bedauern in den nächsten Tagen, vielleicht morgen, entlassen, verbannt. Aber daß er zum zweitenmal sich gegen ihren Willen, ohne ihre Erlaubnis der Sphäre ihrer Macht zu entziehen wagte, das war ein Frevel an ihrer Schönheit, für den er büßen sollte. Sie wollte ihn kränken, so empfindlich wie sie ihn überhaupt kränken konnte. Als er das erstemal von ihr gegangen war, da hatte ihr sein tiefes Seelenleiden ob dieser Trennung eine gewisse Genugthuung gewährt. Günther war damals der Pflicht, die ihn von ihrer Seite rief, gefolgt — aber mit blutendem Herzen. Wie ein Geschlagener war er davongeschlichen, und inbrünstig war sein Flehen um ihre Verzeihung gewesen. Sein Schmerz hatte ihren beleidigten Stolz gerächt. — Jetzt stand er triumphirend vor ihr! Er wähnte vielleicht, daß er sie quälen könnte, wie sie ihn gemartert hatte! Der eitle Thor! Möglicherweise erwartete er Vorwürfe von ihr zu hören. Er kannte sie nicht! Er sollte etwas mehr von ihr kennen lernen. Ihre Züge glätteten sich. Lächelnd, mit jenem Lächeln sicherer Ueberlegenheit, das Günther so oft und so schmerzlich verletzt hatte, reichte sie ihm die Hand zum Kusse.

„Glückliche Reise, mein Lieber, und viel Vergnügen. Vielleicht auf Wiedersehen in Berlin!“

„Nach Berlin!“ wurde damals auf den Boulevards und in den Cafés gesungen. Es war ein „Escomptiren“ des französischen Sieges über Deutschland. Aber Günther fühlte sich dadurch nicht getroffen. Irenens Hohn konnte ihn nicht mehr verletzen, nachdem ihre Liebe aufgehört hatte, ihn zu beglücken. Ohne ein Wort der Erwiderung berührte er ihre Hand mit den Lippen, verbeugte sich tief ... und war verschwunden ...

Sie näherte sich dem Vorhang, schob denselben etwas beiseite und blickte Wildhagen nach. Er eilte elastischen Schrittes die Lindenallee hinunter. Sie biß die kleinen, scharfen Zähne fest zusammen: „Auf Wiedersehen, mein Lieber!“

(Schluß folgt.)

Ein Markt in Moskau.

(Hierzu das Bild Seite 309.)

Moskau, die alte, heilige Zarenstadt, ist und bleibt doch das Herz Rußlands, wenn auch der Hof und die vornehmsten Familien des Reiches in Petersburg leben. Für den Ausländer ist Moskau viel interessanter, weil es originell, einzig in seiner Art ist. Es ist eine sehr schöne, malerische Stadt; an manchen Stellen hat man eine wundervolle Aussicht über das Häusermeer, freundlich umkränzt von schönen Boulevards und geschmückt von unzähligen Kirchtürmen und Kuppeln von den verschiedensten Formen und Farben. Man sagt, es soll schwerlich mehr Kirchen und Kapellen in Moskau geben, gewiß mehr, als irgend eine Stadt der Welt aufweisen kann. Wodurch Moskau aber weiter für den Fremden so anziehend wird, das ist das Leben und Treiben des russischen Volkes, das man hier so recht beobachten kann, seine kindliche Frömmigkeit, seine Gutmütigkeit und sein Leichtsinn. An einen Ort, dem das Volk in Masse zuströmt, führt uns der Maler auf seinem Bilde. Es ist ein Markt, die Tolkutschka, wie der Russen sagen, das heißt ein Ort, wo man sich mit Stützen durchdrängen muß.

Da sitzen in der Mitte des Vordergrundes vor dampfenden Schüsseln die russischen Bauern, die da manche Werst weit hergekommen sind, um ihre Viktalien zu besorgen. Es ist Tschi, was sie da essen, eine Kohlsuppe; die Verkäuferin fischt eben den letzten Rest aus dem Topf; wie schnell er leer geworden ist! — ein Beweis dafür, daß dem verlockenden Geruch der Nationalsuppe gar wenige widerstehen können. Wie sie so zufrieden dasitzen, die armen Leute, mit ihren schweren Sack auf dem Rücken, und gewiß wird keiner von ihnen aufstehen, ohne dankbar das Zeichen des Kreuzes zu schlagen. Es ist ein sehr frommes Volk, das russische; in allen Kirchen Moskaus ist an den Sonntagen ein großes Gedränge, aber es ist merkwürdig, wie wenig das Volk seine Geistlichen achtet. Da sitzt auch einer von ihnen, ein armer Priester aus irgend einem benachbarten Dörfchen mit langen wallenden Locken und Bart, mit großem Sack auf der Schulter am Tische rechts und schaut mit philosophischer Ruhe den beiden Streitenden zu, die sich keineswegs vor ihm genieren, sich um ein paar Kopeken die gröbsten Schimpfwörter an den Kopf zu werfen. Der alte Soldat hat sich einen neuen Rock gekauft und der dicken Verkäuferin für ihren Thee anstatt fünf Kopeken nur drei gegeben.

„Halt, halt,“ kreischt sie, „einen neuen Rock hast Du Dir kaufen können und mir müßt Du nicht einmal meinen Thee bezahlen!“

„Nun, Mütterchen,“ sagt er, „das ist noch kein großes Unglück für Dich, ich habe keinen Kopeken mehr, und den Rock habe ich sehr nötig, sieh doch, wie mein alter zerrissen ist.“

Der Dicken will das nicht einleuchten, sie beginnt zu schimpfen, und der andere erwartet ihr auch nicht gerade sehr fern; der Armenier im Hintergrunde mit runder Pelzmütze auf dem Kopf, der mit einladendem Ruf seine Waren anpreist, schaut mit breitem Lachen auf die Janksenden, und auch am Nebentische hat man es gehört, ein junges Bauernmädchen dreht sich lächelnd um. Das Paar aber rechts scheint nichts zu bemerken, das junge Weib mit dem Kind auf dem Schoß ist in träge Gedanken versunken; wahrscheinlich hat sie Streit mit ihrem Manne gehabt, denn sie hat sich zürnend von ihm abgewandt, der düster vor sich hinstarrt.

Links im Vordergrunde schauen sich durstige Seelen um einen dicken Mann, der Kwas verkauft, das saure Lieblingsgetränk der Russen, aus Roggen- und Buchweizenmehl gebraut. Auch der Alte mit dem Leierkasten und seine Tochter, die jugendliche Sängerin, schauen verlangend nach dem Tisch und dem hölzernen Faß mit dem labenden Getränk, und auch das dicke Weib mit ihren Spitzen, Tüchern und Bändern bedarf eines frischen Trunks, denn ihre Kehle ist von dem ununterbrochenen eintönigen Gesange, mit dem sie ihre Waren ausruft, ganz heiser geworden.

Weiter im Hintergrunde links sieht man die Leinwanddächer der Verkaufsläden und das Gedränge vor denselben; da werden Kleiderstoffe, Schuhe, Geschirr und Möbel sehr billig verkauft, und auch alte Sachen kann man da zu niedrigen Preisen erhandeln. Ebenso kann man alte Sachen dort verlassen, welche Absicht wohl die beiden Frauen aus dem Handwerkerstande haben, die dem Verkäufer in der hölzernen Bude inmitten des Marktes Gefäße zum Kauf anbieten.

Und über all das geschäftige Treiben schauen die langgestreckten weißen Ringmauern des Kreml herüber, des alten, weitläufigen Zarenschlosses mit seinen Türmen, Kuppeln und Thoren. Es sieht so freundlich aus im Sonnenschein und hat doch so viel Grausiges gesehen. Rechts ihm gegenüber sieht man ein Privathaus, von dem man jedoch in neuerer Zeit die Heiligenbilder entfernt und dafür Aushängeschilder eines Magazins angebracht hat.

Fürwahr, solch eine Tollkutschka ist ein gar lebendiges, originelles Bild, nur muß man Stöße und Flecken auf den Kleidern nicht scheuen, wenn man es sich in der Nähe betrachten will. Schöne Köpfe wird man dort nicht finden, denn es gibt unter den niederen Klassen der Bevölkerung fast keine solchen, ja viele Leute zeigen sogar eine abschreckende Häßlichkeit; aber was man findet, das ist das eigentümliche Leben und Treiben eines Volkes, das von der Kultur des Abendlandes fast noch unberührt ist. F. H.

Hyra.

Von

Dr. Hans Barth.

Mit Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen.

Im Hafen von Smyrna setzt sich der kleine „Rumeli“ in Bewegung, der uns nach dem Lande Homers bringen soll. Mit uns dampfen zwei Transportkolosse der türkischen Marine aus dem Hafen, die segeldachähnlich Verdecke vollgepfropft von sezessionsgrauen Köpfen. Auf den Schiffswänden über die kühle Meerflut kaumeln Hunderte kalbwadiger Soldatenbeine hinab. Auch bei uns schmiegen die grünen und roten Turbans sich dichter unter das schützende Zeltdach; bald verklingt das Gemisch des türkischen Kauderwelsch im allgemeinen Gähnen, das unsern Rumeli erfüllt, und mit sinkender Sonne spaziert nur noch der traditionelle Schiffshammel durch die dämmernden Gruppen dahin.

Es ist Mitternacht — wir sind in Chios, dem letzten Bollwerk des Halbmonds; dann geht es weiter, die Seestraße entlang in die griechischen Gewässer — bald sanft dahingleitend, bald tanzend und schaukelnd in der bisherigen Brise, bald ächzend, stöhnend — aber immer lethargisch und dämmernd.

Da — mit den Morgennebeln taucht zwischen den nachtdunklen Eylladen eine lange, verschwommene Küste vor uns auf, der wir näher und näher rücken. Bald nimmt das Nebelgebilde bestimmte Formen an — Hügelketten, gelblich und kahl, mit dunkelgrünem Gestrüpp nur spärlich bewachsen — zerrissene Felsthäler, die immer wieder in neue felsüberragte Bergschluchten münden, gigantische, ins Meer hervorspringende Blöcke — und endlich im vollen Schein der Julisonne, umrauscht von der tiefblauen Flut und überdacht von dem hellen griechischen Himmel und seinen Silberwölkchen taucht das lieblichste Panorama von Hellas vor uns auf — das Syra Homers!

Nicht an Bevölkerung groß so fenderlich, aber gelobt doch, wert für Schaf' und Rinder, an Aeckern und Weiden gelegnet.
Niemals naht der Hunger den Wohnenden, wie auch erdet sich Andere Strecke dahier zum Gram der gebrechlichen Menschen.
Odyssee XV. 404—7).

Aus der schmalen Hafenebene, reliefartig sich vom Hintergrund der kahlen Bergkette ablösend, steigen zwei sanftgeschwungene Bergkegel empor, beide bedeckt von einem Gewirr zahlloser



Nach einer photographischen Original-Aufnahme.

weißer Häuschen, beide gekrönt von koketten Türmen, Terrassen und Kuppeln: zur Linken, losgelöst vom Häuserkomplex der Ebene durch eine Thalschlucht, sich an alle Windungen des Felsens anschmiegend, das höhere „Palio-Syros", das aus der Venetianerzeit flammende Katholikenquartier mit der katholischen Kathedrale des Hagios Georgios; zur Rechten mit dem Kuppelbau der Anastasiskathedrale die griechische Neustadt, die bis in die Ebene hinabsteigt. Das Ganze, blendend weiß, erscheint in seiner Marmorverschwendung, in seinem bezaubernden Kontrast zum Gebirgsland hinten und vornen zum Meer wie die Landschaft eines Märchens — wie ein Stück Rom.

Der kleine Rummel hält und mit ihm der Flug unserer Phantasie. Im Nu — noch keucht und stöhnt die Maschine — ist auch das Verdeck überschwemmt von einer Horde jener orientalischen Kulturkannibalen, die redlich bestrebt sind, den Reisenden mit dem letzten Rest von Poesie das letzte Goldstück zu rauben. In allen Sprachen umschwirrt es da auf dem Verdeck ihr gemartertes Ohr — vom „Effendim" bis zum „Signore" — schon hat sich der eine des Handkoffers bemächtigt, ein anderer schwingt den erbeuteten Plaid in der Luft — ein Bild, dem nur die bekannte Schlußszene aus der „Afrikanerin" einigermaßen gleichkommt. Und in der That, für eine wahre „Schickung" darf es der arme Europäer halten, wenn er endlich im Vollbesitz seiner übel behandelten Siebensachen wieder den Boden Alt-Europas unter sich fühlt.

Syra (oder Hermupolis) ist das Hauptlager des griechischen Handels, wie es sich auch zur Fabrikstadt aufzuschwingen beginnt. Hier legen die westlich nach dem Orient fahrenden Dampferlinien an, und damit ist dieser Platz zugleich ein Bindeglied Europas und des Orients. Ein orientalischer Duft ruht denn auch, allem europäischen Gepräge zum Trotz, noch immer auf dem Eiland.

Ueberraschend für den Orientreisenden ist in erster Linie der europäische Stil der Häuser von Syra. Das sind nicht mehr diese erdbebenängstlichen orientalischen Häuser mit ihren einen, höchstens zwei Etagen. Hier baut sich stolz Stockwerk auf Stockwerk, ja das Auge begegnet selbst Anläufen zu unsern großstädtischen Mietkasernen von sechs Stöcken. Die im türkischen Stil ebnallende Idee des Zeltes hat dem italienischen Stil Platz gemacht, und das Dach besteht in einer oft blau getünchten Terrasse oder einer sanft aufsteigenden Fläche. Das Baumaterial ist in überwältigender Maße ein auf der Insel sich vorfindender weißer Marmor, der dem Syrioten alle anderen Naturerzeugnisse ersetzen muß, da diesem unfruchtbaren Boden nicht einmal Trinkwasser entquillt.

Wie schon betont, ist Syra vorwiegend Bergstadt. Terrassenförmig, oft in Spiralform, ziehen sich die Häuserquartiere um die beiden Burgfelsen her — bei der griechischen Bergstadt in regelrechten Abstufungen, die meist durch wohlgepflasterte und wohlbeleuchtete Straßen von einander getrennt sind. Da hängen ganze Häuser auf einer tollkühn hinaufstarrenden Felszacke, während sich zu ihren Füßen in noch gewagterer Stellung die Terrasse eines andern ausdehnt. Dicht über dem Meer, am absturzigen Rande des „Mühlbergs", steht eine Anzahl uralter Windmühlen, deren Räder den Wind in aufgespannten Segeln fangen! Sanft und ruhig aber liegt unten in jäh abschüssiger Tiefe die dunkelblaue Flut, in der Ferne begrenzt durch die Eilande der Cykladen: Tinos, Mykonos und die beiden Telos — belebt durch emsthige kleine Segel, die als weiße Pünktchen auf der dunklen Fläche ruhen. So war es vor Jahrhunderten und länger — als die Trieren des meerbeherrschenden Athens noch die Wogen durchfurchten, und früher, in jener nebelverschwommenen Zeit, als hier wohl emsthige hochbordete Schiffe vorüberzogen gen Troja!

Aber Syra ist eine moderne Stadt, überall reinlich, überall sauber, überall blendend in seiner Fülle von Marmor, wie auch seine expressengeschmückten Friedhöfe und seine Natur an den Orient erinnern. Nur das katholische Viertel von Palio-Syros macht eine Ausnahme und ist nicht mit der Zeit marschirt. Klüfter als irgendwo stehen dort verwitterte Mauern am Felsen, aus halbzerbröckelten, aber blendend weißen Zinnen und Galerien lugen elende Hütten und Dutzende katholischer Kapellen und Kirchen hervor. Von Pflaster ist in diesem Viertel keine

Digitized by Google



Verirrte polnische Reiter.

Ein Bild aus den Zeiten der Türkenbekämpfung unter Johann Sobieski.

Gemälde von W. Sperer.

Digitized by Google

Rede, auch nicht von Beleuchtung. Eine steile, vielfach geborstene, schlüpfrige Treppe mit mehr als 400 halsbrecherischen Stufen klimmt dort zum Gipfel des Berges und der burgähnlichen Kathedrale des Hagios Georgios hinan. Mit seinen Burgverliesen, Wendeltreppen, Lauzgräben und Mauern, losgelöst von der Welt der Lebenden durch eine Gebirgsschlucht und bevölkert von altväterisch gekleideten Priestern und Nonnen, erscheint es uns wie ein trauriges Bruchstück einer verschollenen Zeit.

Wir wandeln durch diese Ruine, aber sitze da, aus all diesem Schmutz schauen echt italienische Gesichtchen mit großen neugierigen Schwarzaugen hervor, deren süße Poesie nur unterbrochen wird durch — das Grunzen des Hausschweins. Das syrotische Schwein (wohlverstanden nur in den Bergquartieren) hat sich in jene familiäre Rolle hineingelebt, die der Straßenhund bei dem Türken einnimmt. Es spielt mit den Kindern, klettert, gleich einer Gemse, über Felsblöcke und Kuppen und empfängt den Fremden mit freundlich neugierigem Grunzen. Vergessen wir nicht, zu bemerken, daß Palio-Syros in nationalem, konfessionellem, ja sogar sprachlichem Gegensatz zum griechischen „Neu-Syra“ steht. Dort Mittelalter, Beschränktheit und italienisches Patois, hier Kultur, Erwerbsthätigkeit und Fortschritt.

Die Straßen des griechischen, in der Ebene liegenden Syra dürfen sich mit denen Athens kühnlich messen. Kaum haben wir das enge orientalische Bazarquartier des sogenannte „Pantopolion“ mit seinen Käse- und Tomatenbuden betreten, so setzen wir auch bereits vor der hochelegantes, modernen und durch antike Reize schimmernden Platia. Sie ist der Corso des Highlife von Syra, ein aus Marmorquadern gebautes Pflasterrechteckum von etwa 300 Schritt Länge und 80 Schritt Breite, umsäumt von einer doppelten Reihe von Akazien und Palmen, hinter denen sich feshionable Gasthöfe und Kaffeehäuser mit ihren im Palmenschatten untergebrachten Tischen erheben. Die am Westende befindliche Markthalle schließt das „agora“ oder forumähnliche Oblongum vorteilhaft ab. Auf der Platia spielt sich das ganze öffentliche Leben der „Gesellschaft“ ab; sie ist Boulevard, Quai, Konzert und Café zugleich. Dort flutet, sobald abends die Sonnenhitze nachläßt, die griechische Damenwelt ihre feinen, rehäugigen Gesichtchen und ihre schlanken Figürchen spazieren, die immer noch so plastenhaft wirken sind, wie die einer Akropolis und Lais. Welcher Kontrast auch hier gegen den levantinischen Orient! Dort alles Fülle, erdrückend, oft schwammig und plump, hier fast Angeborgische Grazie und Anmut.

Das Nationalkostüm — Fustanella und Schnabelschuhe — ist in Syra längst zu ewiger Ruhe eingegangen, und die weißbehaarten Marzipanioldaten (gegen die Osman Pascha 1879 bekanntlich nur zwei Regimenter Türken verlangte) sehen nicht eben sehr kriegerisch oder zu blutdürstig drein. Der Papas (griechische Geistliche) ist der einzige, dessen flatterndes Gewand und Cylindermütze noch die nationale Erinnerung verkörpern, während nur selten ein einsamer Turban wie schüchtern durch den Hintergrund interlichtelirt. Statt der Straßenhunde der Türken ergetzen sich hier höchst langweilige Galanterie-Möpse und Bulldoggen aus dem englischen Hundehighlife.

An der „Platia“ befindet sich das in französischem Stil eingerichtete Kasino; weiter nordöstlich ragt der Kuppelbau der Nicolaoskathedrale herüber. Aber auch seine italienische Oper besitzt Syra wie seine beiden griechischen Sommertheater, in denen beim Klang von Barbiermusik die rührende Tragödie des „sehr beklagenswerten Basiliados“ und andere moderne „Klassiker“ zur Aufführung kommen. Aber wie von ungefähr bricht der europäische Zuschauer in ein „sie transit . . .“ aus und verwünscht im Interesse der Grabesruhe von Sophokles und Euripides die Unsterblichkeit der Seelen.

Der amüsante Teil der „Kunst“ ist durch jene zahlreichen deutsch-böhmischen Damenlayellen vertreten, deren Stampfmaschen bekanntlich die Männerwelt bis Kalkutta und Bombay nicht weniger in Aufregung versetzen als ihre „Luxuswalzer“ und Wiener Gassenhauer.

Werfen wir einen Blick auf das antike Syra. Dieses bestand nach Homer aus zwei getrennten Städten. Die eine derselben, Poseidein (Ueberreste von Quaibauten, Piedestals und Minenbestandteilen), befand sich an der Stelle des heutigen Della Grazia, während das heutige Syra (Hermupolis) durch antike Gräber, Kandkalk- und Theaterruinen auf die zweite hinweist und nicht bloß Geburtsstadt des Philosophen Pherekides (Pythagoras' Lehrer), sondern auch des „göttlichen Sauhirten Eumäos“ gewesen zu sein scheint. Im allgemeinen sind die im Gymnasium untergebrachten Altertümer von wenig Belang: Amphoren, Statuetten, Grabreliefs, der Mehrzahl nach aus byzantinischer Zeit.

Von Syra aus betreten wir auch das Innere der Insel — natürlich auf dem Rücken des treuen, hier unentbehrlichen Grautiers. Schwindelfrei trägt es uns über Abgründe und Felsspalten hin.

Da dreht sich Bild an Bild vor unseren Augen aus, ein reicher Wechsel von wild durcheinandergeschobenen, seltsam gefelderten Bergen und dazwischen liegenden Thälern; unzählige weiße Kapellen winken von den Gipfeln uns zu. Dort steht auch eine einsame Cypresse, nebenan ein paar Palmen, dann eine kleine Oase von Mandel-, Pfeffer- und Olivenbäumen, die der Fleiß der Landbauer durch ein mächtiges Pumpwerk künstlich mit Wasser versorgt. Dann dehnen sich wieder weiten im unendlichen Gerölk einige Melonen- und Weingärten aus — so spärlich allerdings, daß die heutige Zeit das Rühmen Homers nicht mehr begreift. Nur selten gewahrt das Auge eine Herde schlecht genährten Viehs, das an den Abhängen seine kümmerliche Nahrung sucht.

Die allgemeine Unfruchtbarkeit der Insel, deren letzte Poesie nur zu bald im Dampf der Lokomotive untergehen soll, zeigt sich auch in ihrem Mangel an Trinkwasser. Die einzige Quelle befindet sich in einer Felsschlucht hinter Palio-Syros. Hier holen eigene Träger in großen Henkelkrügen das Wasser, das sie von der Quelle über den Berg Palio-Syros hinweg und wieder dessen steile Treppenleiter hinab nach der Neustadt befördern müssen! Infolge dessen gilt das Trinkwasser hier als Ware, ja als Genußmittel, das man sich im Kaffehaus vorsetzen läßt! Der vom griechischen Magistrat der Neustadt vorgeschlagene Bau einer Wasserleitung scheiterte bislang am Widerstand der katholischen Geistlichkeit.

Ehe wir Syra verlassen, machen wir dem griechischen Erzbischof in seinem imposanten Marmorpalais unsern Besuch. Seine „Heiligkeit“, ein ziemlich junger und jovialer Herr, empfängt uns mit der üblichen Umarmung und dem Stirnkuß, während der dienstthuende „Kammermönch“ sich beeilt, uns Getränke und Cigarretten nach Herzenslust aufzutragen.

Der Kopf Seiner Heiligkeit wäre als Charakterkopf eine Wonne jedes deutschen Malers — die lang herabhängenden, am Ende geflochtenen Haare, der graumelierte, niederwallende Patriarchenbart und über allem die hohe, einem umgekehrten Cylinder gleichende Mütze. Wie schon erwähnt, ist Seine Heiligkeit ein sehr jovialer Herr — so gut wie seine Ahnen in der griechischen Hierarchie.



Platia von Syra

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Französische Literatur.

René de Pont-Jest bildet eine Art Mittelglied zwischen den Romanciers älter und neuer Schule. Seine diskrete Darstellungsweise verfällt nur, wo es starke Hauptessekte gilt, dem rücksichtslosen Naturalismus der Neuzeit. Eine Eigenschaft aber der Franzosen aller Zeiten potenzirt sich in ihm in naiv ergötzlicher Weise: der Parisismus. Er ist fest überzeugt, daß der liebe Gott es in seiner unendlichen Milde bereut hat, der Menschheit den Garten Eden entzogen zu haben, und daß er, dies wieder gut zu machen, ein zweites und weit vollkommeneres Paradies geschaffen: Paris. Pont-Jests neuester Roman: „Le cas du docteur Plemen“, beruht zum großen Teil auf dieser Annahme. Miß Rhéa Panton, die schöne junge Amerikanerin, heiratet nämlich den ihr einzig angenehmen, reichen Fabrikbesitzer Raymond Deblain einzig, um nach Frankreich und dessen Metropole zu gelangen, und ihre nicht minder schöne Schwester Jenny reizt einen barschen Ungetüm, Colonel Gould-Parker, aus dem gleichen Grunde die Hand, weil er zum Militärattaché im eleganten Weltbadel ernannt worden. Da beide junge Damen sich einer Mitgift von je einer halben Million und zugleich der nachgiebigsten Eltern erfreuen, hätten sie das Mekka der Genußmenschen wohl auch erreichen können, ohne sich derart fürs Leben zu binden. Rhéa findet in Deblain den liebenswürdigsten Gatten, der sie dafür, daß sie den größten Teil des Jahres nur in der Nähe von Paris, in der Stadt Vermel, wo er seine Fabriken besitzt, leben muß, zu entschädigen sucht, indem er jeden ihrer Wünsche erfüllt. Von raffinier Vergnügungssucht und geschmackvoll verschwenderisch, setzt die junge Frau die stille Provinzstadt durch eine wahre Hetzjagd von Festlichkeiten in Aufruhr. Die Frauen beneiden sie, die Männer beten sie an, unter diesen auch Deblains intimster Freund, Doktor Plemen. Ganz vorzüglich ist der Kastengeist, das spezielle Treiben in der Provinzstadt geschildert. Die Standesrepräsentanten, das heißt die hohen Beamten und die Adelsfamilien der Umgegend, genießen, halb mit freundlicher Herablassung, halb mit Devotterung, die fürstliche Gastfreundschaft des Fabrikherrn, seine eigenen Standesgenossen und deren Frauen aber lohnen dieselbe zumeist durch böse Nachrede über die Frau, die sie in Scene setzt. Die freie, doch durchaus harmlose Verkehrsweise der jungen Amerikanerin wird von den Engherzigen wirklich, von den Böswilligen absichtlich mißverstanden. Als nun Deblain eines plötzlichen, durch nachträgliche Untersuchung von Doktor Plemen auf Vergiftung zurückgeführten Todes stirbt, findet die Verdächtigung, Rhéa habe ihn aus der Welt geschafft, vielfach Glauben. Und in der That sind die Indizien, welche gegen die Unglückliche sprechen, so schwerwiegend, daß sie aus der Untersuchungshaft, des Gattenmords angeklagt, vor die Geschworenen geführt wird. Vor den Gerichtsschranken wird nun dem Romanleser Gelegenheit, einen lehrreichen Kurs der Toxikologie durchzumachen. Ankläger und Verteidiger schildern ungemein naturalistisch, wie von streng wissenschaftlichem Standpunkt aus, die Wirkung der mineralischen und pflanzlichen Gifte auf den menschlichen Organismus. Rhéa wäre verloren, erstünde ihr nicht in einem ärztlichen Landsmann ein Retter. Doktor Maxwell hat vor mehr als einem Jahrzehnt, genau dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend, ein irrtümlich motiviertes gerichtsärztliches Gutachten abgegeben. Als er in unermüdlicher Forschung seine unverschuldete Schuld erkannt, hatte er sich fortan dem Studium der Gifte und der Aufgabe gewidmet, Sühne zu thun, durch gewissenhafteste Nachforschungen in jedem Giftmordprozesse weit und breit. Auch gelingt es ihm hier, durch streng sachliche Darlegung zu beweisen, daß Doktor Plemen über die Natur des Giftes absichtlich falsche Angaben gemacht. Aus welchem Grunde? Den Verdacht von sich abzulenken. Er selbst war der Thäter gewesen, wenn auch nur durch ein unseliges Sichvergreifen bei Verabreichung einer Arznei. Reuevoll, entsetzt, hatte ihm doch der Mut gefehlt, seinen Mißgriff einzubekennen, da er eine Stunde nur vor demselben der vergötterten Gatten seines Freundes eine stürmische Liebeserklärung gemacht und um dieser von vielen wahrgenommenen Leidenschaft willen sicher als absichtlicher Mörder betrachtet und verurteilt worden wäre. Sein amerikanischer Kollege, Doktor Maxwell, nötigt ihn durch wissenschaftliche Beweisführung zu dem schriftlichen Bekenntnis — das er übrigens bei Rhéas Verurteilung abzulegen beschlossen hatte — und „Der Fall des Doktor Plemen“ endet damit, daß dieser Herr — der, nebenbei bemerkt, kein Franzose, sondern ein französirter Ungar ist — sich eine Kugel durch den Kopf jagt. Rhéa hätte zwar ihr Alibi feststellen können, wenn sie die Ehre der Schwester preisgegeben, doch hatte sie in ledenvollem Heroismus schweigend ausgeharrt. Nun kehrt sie mit dieser, der inzwischen zur glücklichen Witwe und präsumtiven Braut gewordenen Jenny, aus dem paradiesischen Frankreich nach dem nüchternen Amerika heim, doch nicht ohne trotz alledem und alledem vom Bord des Schiffes aus noch sehnsüchtige Blicke nach der französischen Küste zurückzuwerfen. Ein unerquicklicher, zum Teil auch thörichter Stoff; doch besitzt Pont-Jest das eminente Talent seiner Landsleute für die Behandlung der Einzelheiten der Darstellung, und so erregt er nicht nur Spannung sondern auch wahrhaftes Interesse durch Schilderung der Nebenpersonen und Umstände. Wahrheit glänzend stellt er den Fanatismus des jungen Untersuchungsrichters dar, der im Unfehlbarkeitsglauben an seinen Scharfsinn von der vermeintlichen Schuldspur nicht ablassen will; und im Gegensatz den Gerichtspräsidenten, der, in vornehm ethischer Auffassung und auf reicher Erfahrung fußend, selbst „beweiskräftigen Indizien“ nicht unbedingt traut, wenn sie ihm mit dem Grundcharakter des Angeklagten in Widerspruch zu stehen scheinen. Auch das sozialpolitische Treiben bei der Kandidatur Deblains und Plemens für die Deputirtenwahl ist vorzüglich gezeichnet, wenngleich vom parteiischen Standpunkt des sich überall verratenden Royalisten aus. Der Hintergrund der Handlung ist das Beste an dem Buche und macht es lesenswert.

Dagegen ist Paul Bourgets Roman „Mensonges“ nur für jene geschaffen, die sich für die Verkommenheit in eleganter Aufbauschung interessiren. Suzanne de Morannes, die schöne Weltdame, leistet nach beiden Richtungen hin so Außerordentliches, daß der junge Künstler René Vincy, der ihrem verderblichen Zauber zum Opfer gefallen, in Empörung über seine unwürdige Leidenschaft sich das Leben nehmen will. Ein guter Freund aber rettet ihn durch die praktische Bemerkung: „Ein Künstler muß erst recht leben, wenn er unglücklich ist, denn erst das Unglück befruchtet und beschwingt

sein Talent.“ Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß dieser vernünftige Ratschlag die besten Früchte tragen werde, wenn auch der freundliche Ratgeber unmittelbar, nachdem er denselben erteilt, unter das Joch seiner unwürdigen Leidenschaft zurückkehrt, da er selbst vom befruchtenden, beschwingenden Unglück für seine Person nichts wissen will und den leichtlebigen Genuß vorzieht.

Der ewige Kreislauf des Werdens.

Von

W. Wilhelm Meyer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In dieser werdenden Unendlichkeit der Welt, welche unserem Geistesvermögen allein noch vorstellbar bleibt, sehen wir die Erde, das fast unendlich kleine Weltstaubchen, wachsender Vollkommenheit entgegenstreben. Denn daß die Erde eine Entwicklungsgeschichte in aufsteigender Linie hinter sich hat, lehrt der auffälligste Augenschein. Selbst seit historischen Zeiten zeigt sich ja ein deutlicher Fortschritt in der Kultur der Menschheit. Aber der Paläontologe lehrt uns, daß das Menschengeschlecht erst seit sehr kurzer Zeit die Erde betreten hat, wenn man diese Zeit vergleicht mit den ganz unberechenbar langen Schöpfungsperioden, welche dieser großen Epoche vorangingen und in denen immer niedriger organisirte Geschöpfe den Erdball dann um so individuenreicher bevölkerten, je weiter zurück wir unsere Blicke wenden, und schließlich kommen wir dabei bekanntlich auf eine Zeit zurück, da es noch gar keine lebenden Wesen auf der Erde gab, weil die noch zu heiße Oberfläche derselben deren Existenz nicht gestattete. Alle diese Behauptungen entspringen nicht aus wissenschaftlichen oder gar philosophischen Hypothesen, ihre Wahrheit hat uns die Natur selbst auf tausend steinernen Dokumenten bestätigt.

Wir haben aber gar keinen Grund, anzunehmen, daß diese Entwicklung früher einmal von einem gewissen Zeitpunkt an etwa in umgekehrter Richtung, das heißt mit verschwindender Zeit abnehmend, stattgefunden hätte. Die Entwicklung der Erde als selbständiges planetarisches Wesen muß offenbar eine im großen und ganzen kontinuierliche gewesen sein. Wir müssen also bei Rückverfolgung dieses Entwicklungsganges auf einem Punkt ankommen, da die Erde entstand, da aus dem dunklen Schoß der Unendlichkeit dieses Atom unter den Weltkörpern geboren wurde, welches die Quelle all unserer Freuden und Leiden werden sollte. Hier hält unsere Betrachtung an. In diesem Moment, der uns ungeheuerlich erscheint wie der göttliche Wille, der aber im Getriebe der Universalwirtschaft nicht so viel bedeutete wie die Geburt einer Eintagsfliege, in diesem Moment fielen unsere Lose, denn allein von dem Mehr oder Weniger, von dem Hier oder Dort dieser Sonderung der irdischen von der allgemeinen Masse hing ja das ganze Wesen, die Eigenart, der Umkreis unserer Empfindungen, die Kraft unseres Emporstrebens und das letzte Ziel ab, welches Natur und Kultur bei uns jemals zu erreichen vermögen.

Wie sah die Welt aus in diesem verhängnisvollen Augenblick? Woher entsprang die Erde? Die Meinung der alten Philosophen war es, daß das allgemeine Chaos sie gebar. Wir aber können an dieses allgemeine Chaos, welches zu Anfang gewesen sein soll, nicht mehr glauben. Die Welt als Ganzes kann überhaupt keinen Anfang genommen haben, oder, besser gesagt, wir können über die Welt als Ganzes überhaupt gar nichts sagen und denken, weil eben diese vollendete Unendlichkeit in unsern Kopf nicht paßt. Vordem also die Erde Erde war, ist sie etwas anderes, eine andere Welt gewesen, oder Teile von ihr waren Teile anderer Welten, so wie auch die Atome, welche heut unsern Körper bilden, früher teilweise anderen organischen Wesen angehört hatten, die uns inzwischen zur Nahrung dienten. Die Atome unseres Körpers haben offenbar bereits eine unausdenkbar große Zahl von Kreisläufen durchmessen, seit die Erde besteht; sie sind vom toten, trägen Zustande der Urmasse zur Bildung organischer Wesen emporgekommen. Diese starben und gaben ihre Leiber der kalten Erde zurück. Aber aus dem Tod entsprang immer wieder neues Leben, und tausend- und abertausendmal feierten sicher schon diese selben Teile des Urstoffes ihre Wiederauferstehung, die unserem Geiste heute auf kurze Zeit zur sichtbaren Gestaltung unserer Person innigst verbunden wurden. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß nicht einstmals Atome unserer Fingernägel einem vorweltlichen Mammut angehörten, dessen Knochen auf derselben Eisscholle verwesten, die uns später gebar und ernährte. Und dieses vorweltliche Ungetüm mag von Pflanzen gelebt haben, deren kalkige Teile wieder aus einem Boden aufgesogen wurden, den die Saurier der Sekundärzeit mit ihren Leibern düngen mußten. Und diese Saurier wieder nährten sich von Atomen, die einst Krebsen der dunklen Primärzeit angehörten; endlich diese von kalkigen Schmarotzern der allerersten Urmeere.

Das ist ein ewiger Kreislauf des unvergänglichen Stoffes. Aber die dunklaufenden Kreise selbst gleichen einander nicht. Jeder folgende ist stets größer als der vorangegangene. Alle diese Atome mußten zwar stets in den leblosen Urzustand zurückkehren, doch wenn sie dann wieder zum Leben auferstanden, so war es ein höheres, vollkommeneres Leben, dem sie die materielle Grundlage darboten; die Natur hatte sich veredelt, und konnten diese wesenhaften Bestandteile zurückdenken an die früheren dunklen Zeiten ihrer vorweltlichen Existenz, sie würden das neue Leben für ein mehrfach überirdisches halten, in welches sie ein gütiger Gott zum Lohn für die ehemals einer längst versunkenen Welt geleisteten Dienste erhoben habe. Da sind wir nun, vom streng wissenschaftlichen Boden ausgehend, zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß auch uns dieses geträumte bessere Leben beschieden werden muß, wenn wir die gegenwärtige Entwicklungsstufe unserer irdischen Welt nicht als die bestmögliche aller von der Natur zu erreichenden erklären wollen, was wohl selbst der allerentschiedenste Optimist nicht zu behaupten wagen darf.

Und ebenso wie wir die Individuen in vollkommenerer Wiedergeburt auferstehen sehen, erkennen wir auch, daß die Kreisläufe ganzer Komplexe der Weltgestaltung sich stets erweitern. Völker sind auf einander gefolgt, und wenn sie auch alle wieder zu Grunde gehen mußten, so ist es doch unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der jeweilig dominirenden Nation stets höher lag als die höchst erreichte Stufe des vordem herrschenden Volkes. Ich meine beispielsweise, daß die höchste Kulturentwicklung des altägyptischen Volkes niedriger stand wie die höchst erreichte Stufe des klassischen Griechentums. Wenn wir dagegen in vielen Stücken sehen, wie die allgemeine Menschlichkeit, der edle Sinn für Schönheit und Tugend und die Freude an den Idealen und deshalb ewigen Gütern der Menschheit heute gegen dieses im Strome der Zeit längst hingesunkene treffliche Volk der Hellenen unzweifelhafte Rückschritte gemacht hat, so haben wir dabei zu bedenken, daß der unserem Volke vorgeschriebene Kreislauf erst vor kurzer Zeit begonnen hat und daß wir noch sehr, sehr weit von dem Kulminationspunkt entfernt sind, welcher unserer jungen Entwicklung vorgeschrieben wurde. Nur die fertigen Zustände, die ausgewachsenen Individuen, Völker, Arten, Schöpfungsperioden können ja mit einander verglichen werden.

Auch diese letzteren haben solche Kreisläufe durchmessen, die, wenngleich nicht gleichzeitig die ganze Erde umfassend, doch große Teile ihrer Oberfläche abwechselnd bevölkerten und wieder gänzlich verwüsteten. Man denke nur an die beiden Eiszeiten, welche wiederholt den Naturcharakter des europäischen Festlandes von tropisch überwuchernder Ueppigkeit zurückverwandelte in die Einöde der Polarregionen, woraber der Tod seine eisigen Hände breitet.

Ohne Zweifel aber gibt es noch einen weit größeren Kreislauf, in welchem ganze Sonnensysteme werden und vergehen, und auch diese aufeinander folgenden Kreisläufe werden sich wahrscheinlich immer und immer erweitern, immer vollkommenere Welten hervorbringen. Dieses selbe Atom meines Fingernagels, dessen Schicksale ich zurückverfolgte bis zu dem ersten Zukunftsatomchen, welchem es eine zierliche Schalenhülle bilden half, kann ganz wohl einem ganz gleichen Fingernagel eines Menschen angehört haben, der in einem längst zerfallenen Sonnensystem in den entferntesten Tiefen des Universums vielleicht die höchste Stufe seiner Weltentwicklung einnahm, von wo ab eine lange, lange Kette absteigender, sich wieder verjüngender Kreise das Schicksal dieses Atoms herabstürzen mußte in sein uranfängliches Einzelbestehen im toten, dunklen, wesenlosen Weltraum.

Aber dennoch war seine Thätigkeit und die Arbeit seiner ganzen Weltschöpfung, welcher er vordem angehörte, nicht vergebens gewesen. Die Gruppirung der Atome der zerfallenen Welt ist eine andere, bessere geblieben, als sie bei Beginn des vorangegangenen Kreislaufes war, der ganze Urstoff hat sich gewissermaßen verfeinert, ebenso wie auch die chemischen Verbindungen der Erdstoffe durch die fortgesetzte Thätigkeit der organischen Schöpfung nach und nach wesentlich umgebildet worden sind und dadurch, obgleich sie stets wieder in ihre anorganische Form zurücksinken, doch infolge günstiger Gruppierungen ihrer Elemente in den neuen Verbindungen das Aufkeimen immer besser organisirter Wesen mehr und mehr erleichtern. Auf dem Granitboden, welcher aus den ersten heißen Meeren emporstieg, um die ersten kontinentalen Inseln zu bilden, hätte keine höhere Pflanze, geschweige denn ein Tier, aus vorgeschrittenen Schöpfungszeiten hierher versetzt, gedeihen können. Die schaffende Natur mußte am schwerenden Webstuhl der Zeit erst einen weichen Teppich aus den Ueberresten von Millionen ausgestorbener Geschlechter weben und rings über die kahle Felsenerde ausspannen. Sie durchflocht ihn mit grünendem Laubwerk und vielfarbigen Blumen aller Art, daß der König unserer Schöpfung, der Mensch, seinen Fuß sanft zu glücklicher Laufbahn auf die so zu seinem Empfang festlich geschmückte Erde setzen könne.

So vielleicht, meine ich, wie auch die irdischen Elemente bei der unvermeidlichen Rückbildung im Tode nicht vollkommen wieder auf ihren ursprünglichen niedrigsten Zustand zurücksinken und durch immer komplizirtere Verbindungen, welche sie eingehen, den Boden zu immer höherer Organisation vorbereitet zurücklassen, wird es auch in dem größeren Kreislauf der Schöpfungen von Sonnensystemen und Planetenkörpern geschehen. Das Chaos wird zwar immer wiederkehren, aber es wird stets weniger Verwirrung aufweisen. Die Arbeit von Jahrmillionen wird nicht ganz umsonst gethan sein, in demselben Sinne, wie die Thaten eines guten Menschen, auch wenn er selbst längst in sein Nichts zurückgesunken ist, dennoch fortleben und durch die lebendige Anregung in Nachlebenden deren Geist zu noch besseren Thaten vorbereiten.

Viele Leute glaubten nun zwar gegen ein solches dauerndes Fortschreiten des Weltgistes zu immer höherer Entwicklung die Einwendung machen zu können, daß ja die Welt als Ganzes bereits unendlich lange bestehe, sich also inzwischen schon längst zu unendlicher Vollkommenheit ausgebildet haben müßte, wenn die Entwicklung wirklich von Kreislauf zu Kreislauf fortschreite; da aber diese gegenwärtige Welt keineswegs vollkommen sei, so müsse auch ihre fernere Entwicklung unmöglich sein. Diese Leute begehen aber doch offenbar auch hier wieder denselben uralten Fehler der Philosophen, indem sie eine vollendete Unendlichkeit in ihre Gedankenreihen einführen, mit welcher man bekanntlich auch das Widersinnigste beweisen kann, also — gar nichts.

Ein endlich großes Stück Welt, so wie wir es bewohnen oder übersehen können, hat jedenfalls unendlich lange zu thun, bis es unendlich vollkommen geworden ist. Das gilt ebenso im physischen Sinne wie im moralischen. So hatte in ersterer Beziehung beispielsweise der Umstand einigen Naturphilosophen unnötig viel Kopfzerbrechen verursacht, daß viele Kreisläufe der physischen Kräfte, welche sich in einander verwenden, nicht vollkommen umkehrbar sind, so daß auf der einen Seite immer ein Ueberschuß bleibt, der sich in Ewigkeit vermehren muß. Die Weltkörper verdichten sich beständig und strahlen ihre Wärme ins Weltall aus, müssen also fortwährend kälter werden. Die kleineren stürzen beständig auf die größeren und vereinigen sich mit ihnen. Dadurch wird zwar aus der mechanischen Arbeit des Stoßes wieder eine große Menge Wärme frei gemacht, aber die Weltkörper wüchsen zugleich entsprechend dabei, und schließlich müßte doch die ganze Materie des Weltalls einmal zu einem ewigen Klumpen zusammengeballt sein, auf den keine anderen Welten mehr fallen können. Derselbe muß dann folglich rettungslos erkalten. Seine Teile ziehen sich zu maximaler Dichte zusammen, so daß endlich all seinen Atomen jede Regung unmöglich wird. Alle lebendige Kraft ist aufgezehrt, und die Welt bleibt nun alle folgenden Unendlichkeiten hindurch eine vollkommen tote Masse; sie hat alles in sich zur Vollkommenheit vereinigt und ist dadurch ein vollkommenes Nichts geworden, weil keine Wirkung mehr von ihr ausgeht, welche ihre Existenz verraten könnte. Diesen Zustand nennen jene Philosophen den der „Entropie“ und fürchten ihn gar sehr.

Uns aber bekümmert derselbe sehr wenig. Gegenwärtig ist dieser Zustand jedenfalls nicht vorhanden; er kann also auch in Ewigkeit weder nicht gewesen sein, und das ist eben der sicherste Beweis, daß er auch in einer künftigen Ewigkeit nicht eintreten kann. Das genügt uns.

Und so begreifen wir denn, daß es neben jenem Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches gegenwärtig unsere ganze Naturforschung beherrscht und das besagt, daß von einem bestimmten Atom im Weltgebäude immer und ewig die gleiche Wirkung ausgeht, die nur durch verschiedene Kombinationen verschieden gearteter Atome in verschiedener Form in die Erscheinung treten kann, noch ein anderes ewiges wunderbarstes Gesetz gibt, welches man füglich ganz wohl das Gesetz von der ewigen Vermehrung der Kraftwirkung nennen könnte. Während nämlich jedes Atom zwar an Kraft weder ab- noch zunehmen kann, vermehrt sich dagegen beständig die Gesamtwirkung vieler Atome, indem sie sich unaufhörlich zu immer günstigeren Kombinationen verbinden, um die Weltordnung immer detaillirter, zweckmäßiger, vollkommener zu gestalten. Ueberall, wo wir hinschauen, spricht sich dieses Gesetz aus. In der Naturentwicklung haben wir es in den sich stets erweiternden Kreisläufen der Materie entdeckt, unserer Kultur hat es ihren aufstrebenden Weg vorgeschrieben, und wie es hier in die speziellere Erscheinung tritt, davon handelt namentlich ein höchst interessanter Aufsatz des geistvollen Wiener Nationalökonomen Emanuel Herrmann in dessen jüngstem Buche „Kultur und Natur“, wo auch zuerst dieses frappante Wort von dem „Gesetz der Vermehrung der Kraft“ ausgesprochen wird. Mit mächtig überzeugender Wirkung aber erkennen wir dieses Gesetz wieder in unserer eigenen ruhelos emporstrebenden Brust. Sollte uns denn all unsere Empfindung, seit Menschen um irgend eine Krone ringen, schmählich betrügen und aller Drang nach Vollkommenheit, dem wir die peinvollste Arbeit unseres Lebens widmen, dem wir bereitwilligst alle Freuden des Augenblicks aufopfern, eine große, sinnfällige Lüge des ewigen Geistes der Natur sein und wir alle, alle, vom Bettler bis zum mächtigsten der Fürsten, vom blödsinnigen Kretin bis zum scharfblickendsten der weltumfassenden Geister, ein gleich nutzloses Dasein mit der Arbeit der Tausenden ausfüllen? Wer das mit Ueberzeugung glaubt, ist ein schmachvoller Feigling, sobald er auch nur noch bis morgen leben möchte!

Nein, wir wollen und müssen an diese Kreisläufe glauben, die sich stets in immer größeren, schöneren Kreisen wiederholen, in denen wir ewig einer nie erreichten, werdenden Vollkommenheit entgegenstreben. Und jeder unter uns, der mitstrebt und Gutes thut, der legt mit Hand an dieses große Werk der Weltvollendung. Er hat nicht umsonst gelebt.

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten)

Das Gesellschaftsleben des jetzigen Winters liegt allerorten stiller und glanzloser vor uns als sonst. Die Salons werden sich nur für die unerläßlichsten Anspräche öffnen; eine Anzahl offizieller Feste fällt in dem Programm der Saison aus. Wenn die Magazine der Mode gleichwohl immer neue Abwechslungen bringen, wenn der Glanz der Juwelierläden den Vorübergehenden blendet wie in der sorglosesten Zeit fröhlicher Feste, so beweist die Pracht und die Mannigfaltigkeit dieser Auslagen nur, mit welchen Vorbereitungen man diesen stillen Winter erwartet hatte.



Pelzmanze „Jockey".

Unberührt von dem Druck der Zeit ist die Promenaden- und Besuchstoilette. Als die Tuxe des modernen Straßenanzuges darf die Zusammenstellung eines dunkelfarbigen Plüsch- oder Sammetrocks mit Taille und Tunique aus glattem Wollstoff oder schwerem Seidengewebe angesehen werden; das dazu getragene Jaquet oder Mantelet entspricht dem Rock und ist mit modernem Pelzwerk besetzt. Die Taillen und Tuniques dieser einfachen Anzüge pflegen keinerlei andere Garnitur zu erhalten als einen Stehkragen und Aermelaufschlag. Einer außerordentlichen Bevorzugung erfreut sich der Pelz. Nach dem Vorgange der Wiener Mode, welche im letzten Winter bereits ganze Pelztoiletten herstellte, wird der Geschmack an Konfektionen dieser Art allgemeiner. Kostüme von weißem, grauem oder schwarzem Krimmer, ganze Mantelets von Silberfuchs, die verschiedensten Hutformen dazu passend bekleidet, sind auf der Promenade und auf der Eisbahn vielfach von sehr vornehmer Wirkung. Sie können ja nur von sehr schlanken und jugendlichen Erscheinungen getragen werden, soll die Eigenart des Materials der Anmut keinen Eintrag thun; aber dann vermag auch keine andere Toilette die Grazie der Bewegung, das Rot der Wangen, die lachende Jugend der Augen so reizend hervorzuheben als die Originalität und der Lüstre solchen Pelzkostums.

Die kleinen Modebildchen, welche wir diesem Bericht einstreuen, bringen die verschiedensten Typen zu diesem modernen Geschmack. Das Eisbahnkostüm aus schwarzem Krimmer veranschaulicht die Form solchen Anzugs, den glatten Rock mit der um die Hüften arrangirten Echarpe, aus einem roten indischen Shawl bestehend, die glatte, den schlanken Körperformen knapp anliegende Taille mit passender Muffe und kleinem Barett.

Eine zweite unserer Abbildungen zeigt ein Mantelet aus Silberfuchs, zu dem mit gleichem Pelz bekleideten Hut getragen, dessen übrige, aus Feder- und Bandarrangements bestehende Garnitur eine ganz außerordentlich feine Farbenwirkung



Mantelet aus Silberfuchs.



Sammetmantel mit Chinchillabesatz.

In der Garnitur von Sammet- oder Stoffmänteln, wie auch in derjenigen großer Toiletten vorzugsweise für ältere Damen, kommen alle Arten von Pelzwerk zur Verwendung. Am beliebtesten sind Chinchilla, Nerz, Otter, Silberfuchs, Opossum und Biber. Der lange russische Mantel aus flaschengrünem Sammet, den unser Mittelbild darstellt, zeigt, übereinstimmend mit der weichen, gezogenen Toque, breiten Chinchillabesatz. Außer Besätzen dieser Art an verschiedenen Toiletten wird auch gern Federgarnitur in Anwendung gebracht, und in der Manier der Behandlung der Feder zu diesem Zweck zeigt die Mode manches Neue. So gibt es Fransen, aus Straußenfedern hergestellt, deren leicht gekräuselte Fäden nur zur Hälfte herabhängen, während ihre vordere Hälfte, etwas stärker gewellt und in Querlage gebracht, den oberen Abschluß der Garnitur bildet. Die Wirkung dieser neuen Franze ist außerordentlich apart und originell, und wird dadurch erhöht, daß die eigentliche Franze in anderer Färbung erscheint als der andere, den Abschluß



Kostümerlesäm für die Eisbahn.

hervorbringt. In Beziehung zu der kastanienbraunen Toilette gesetzt, ist die vom Scheitel des Hutkopfes nach hinten lang ausfallende Straußfeder in brauner Nüance gehalten, während, passend zu dem resedagrünen Einsatzteil der Taille, das am linken Profil des Kopfes angebrachte Bandarrangement aus resedafarbenem, gestäbtem Sammet besteht.

Aehnlich im Schnitt des Mantelets, nur etwas exzentrischer in der Wirkung, ist das Kostüm „Tiger". Das braune Sammetkostüm zeigt zu beiden Seiten des Rockes einen 15 Centimeter breiten Pelzstreifen, in Uebereinstimmung mit dem kurzen, mit brauner Seide gefütterten Mantelet, dessen Vervollständigung in dem Tigerkopf als Mütze besteht, der sich an Muffe und Stehkragen in den zierlichsten Verhältnissen als Agraffe wiederholt.

Von interessanter Wirkung sind an passenden Köpfen auch die Pelzmützen im Jockeygenre. An sonnigen Tagen, wo die Reitwege unseren Damen vom Sport das frische, fröhliche Vergnügen eines schneidigen Galopps gestatten, sieht man diese moderne Mütze auf manchem pikanten, reizenden Blondkopf bereits den obligaten Hut ersetzen, und die bunten Rauchfaden im Prater oder in den Reitwegen vor dem Brandenburger Thor erhalten durch die koketten Pelzjacken und die zierlichen Mützchen, deren Bandschmuck an die vergangene Lust vom letzten Start erinnert, einen ganz neuen Reiz.



Pelzmützchen „Tiger".

Digitized by Google

Fatal. Nach Skizzen von R. von Fischern.



„Wenn ich nur wüßte, wie es anfangen, daß ich den neuen interessanten Doktor Frauenlob, der mir durchaus keinen Besuch macht — in mein Haus zu nötigen vermöchte, ohne meinem alten Hausarzt vor den Kopf zu stoßen!"



„Ei, das trifft sich ja herrlich, da fährt der alte Hausarzt eben über Land! Nun, rasch zu Doktor Frauenlob geschickt! Prächtig, prächtig!"



„Lisette — Lisi—te! O, mir ist plötzlich so elend — wie nie, und dazu fährt eben der Hausarzt am Haus vorbei aufs Land! O, wie fatal! Laufe schnell zu Doktor Frauenlob — ich lasse bitten — es sei eilig! Geh dann gleich von dort zum Markte!"



„So, das neue Spitzenneglige, denn der erste Eindruck ist der entscheidende — sagt man."



„Reispuder? Nein! — so 'n bißchen Fieberröte ist ganz passend, und das obligate Herzklopfen bringt mir ja der Doktor selbst mit!"



„'s ist doch gut, daß die Herren Doktoren nicht so ganz genau wissen, wie's um den Zustand ihrer Patientinnen bestellt ist! Oder ob er sich aufs Gedankenlesen versteht? Ob er wohl bald kommt?"



„Wirklich, da kommt er! Der hat's sehr eilig — das ist Sympathie der Seelen und ein gutes Omen."



„Her—rein!"



„Nun, nun! Hoffentlich ist's doch nicht so schlimm, daß es so gar eilig sein sollte; der neue Kollege wird sehr bedauern, er war aber eben in meinem Wagen über Land gefahren, und als sein Vertreter komme ich zu Ihnen!"

bedeutende Federteil. Da gefällt sich ja die Mode in den allerzartesten und feinsten Farbenzusammenstellungen, und auch wenn wir diese Garnituren verwendet sehen an jenen interessanten Geweben, welche uns als eine getreue Kopie ganz alter Pendale erscheinen, an Stoffen, wo auch die Blumenmuster in den allermattesten und subtilsten Tönen gehalten sind, hat die Mode dafür gesorgt, daß den verschiedenartigsten Bedürfnissen keine Stimmung fehle. Da findet man die Nuance „Egypte", einen neuen matten, grünlichen Ton mit Heliotrop verbunden, die verschiedensten Reseda-, Abigntb- und Olivetöne, auch jene ganze Skala matt bläulicher und rötlicher Farben, welche im gegenwärtigen Geschmack liegen, und gewöhnlich mit „Gobelin" bezeichnet zu werden pflegen, und die Aufgabe des Modisten ist ihre möglichst effektvolle, der betreffenden Toilette angestimmte Zusammenstellung. Auch Besätze aus Fasanenbrustfedern werden vielfach verarbeitet und sind zu gewissen Changeanttoiletten — darüber, daß der Changeantgeschmack wieder eine ganz hervorragende Rolle spielen wird, besteht ja heute kein Zweifel mehr — besonders beliebt. Da gibt es zumal einen Schiller, derjenige aus einem gewissen Medegrün und Korallenrot, dem sind die Töne dieser Fasanenbrustfedern in so entzückender Harmonie angestimmt, daß ihre Verbindung damit dem Auge ein wahrer Genuß ist.

In Uniformfarben wird die Saison gleichfalls manches Neue bringen, ganz besonders auf dem Gebiet der Seiden und Sammete. Da ist beispielsweise das Seladongrün wieder die Modefarbe par excellence. Wir kennen es alle, dieses helle, leuchtende Grün, in welchem sich unsere Ahnfrauen in bauschigen Röcken und langen, steifen Schwebentaillen so gern malen ließen, von denen zierlich gestickte, verblaßte Hackenschuhe als Reliquien in den Museen zu finden sind. Nicht bloß jene kleinen Details der eleganten Toilette, wie etwa das Taschentuch und die Krawatte des männlichen Salonhelden oder die Seidenstrümpfe, die Pantoffeln und das spitzenüberflutete Negligé im Boudoir sind auf diese alte „Großmutterfarbe" zurückgekommen, neu, sie ist auch die neue Sensation für die schwere und kostbare Abendtoilette. In den gediegensten Seiden, in dem prächtigen, großgemässerten Moirée antique' sieht man dieses neue Grün unter anderen Zusammenstellungen, z. B. auch mit fingerbreiten Atlasstreifen in hell Heliotrop, die Zwischenräume mit jenen matten Guirlanden von Rosenknospen durchwirkt, welche an die schönsten Pompadourstoffe alter Zeit erinnern. Man sieht es auch in Sammet, und es ist hier gelungen, ihn nicht allein in den schwereren italienischen und französischen Geweben, sondern auch in seinen unechten Fabrikaten von den Stühlen Manchesters eine ganz wundervoll leuchtende Interpretation zu geben. Diese besonders schön gelungenen Farben lassen sich aber in Sammet durchweg beobachten. Was wir da zu sehen bekommen, alle die verschiedenen Töne Heliotrop, das neue Altrosa, die reiche Abschattierung von Terracotta, das japanische Blau in mehreren Nuancen, und das so beliebte Geraniumrot sind von wundervoller Zartheit, und die Crêmefarben, die leuchtend gelben und hellgrünen Töne gestatten jedem Geschmack die freieste Wahl, für jede Farbe die passendste Verbindung. Eine recht aparte Zusammenstellung für die Zwecke eleganter Visiten- und Empfangstoiletten wird neuerdings beliebt: anstatt Sammet und Seide diesmal Seide und Seide, und zwar ein ganz besonders schönes und schweres Faillegewebe. Zu dem glatten, einfarbigen Material wählt man denselben Fond dessen Grundfarbe mit stark kontrastirenden farbigen Dessins durchstreut ist.

Es bleibt dem persönlichen Geschmack überlassen, welche Verwendung er dem glatten, welche dem gemusterten Stoffe gibt, und die beliebige Abwechslung darin schafft eine ganze Anzahl interessanter Modifikationen. Die kleinen, figürlichen Streumuster treten erhaben vom Fond hervor und zeigen auf dunkelblauem Grund goldgelbe Effekte, oder man sieht etwa Hellgrau mit Rot, Prüne mit Heliotrop, Rotbraun mit Rosa, durchweg feine und vornehm empfundene Verbindungen.

Zu Visitenzwecken pflegen Hut, Handschuhe und kleine Phantasieruffe den Farben dieser Toiletten zu entsprechen, während die Mäntel und andere winterliche Konfektionsformen, welche gewöhnlich ja im Vorzimmer abgelegt werden, davon ganz unabhängig bleiben. Für die, welchen Toiletten zu assortirenden Hüte ist die Capotefassen die nächste. Sie sind leicht zu der betreffenden Toilette in Beziehung gesetzt, indem man ihren Fond einfach mit buntem Damast, mit Plüsch, mit Velour oder goldgestickten Sammet bekleidet. Wallende Feder- und Reiherarrangements, auch der Besatz jener Straußfedersranzen oder eine Trousse von Rubinen, immer in der Nuance der Toilette, welcher auch die breiten Bindebander entsprechen, vervollständigen ihre Anordnung. Eine besonders zierliche Form dieser kleinen Visitenrapeten hat vorn einen eigenartigen, aus Gold- oder Silberspitze gebildeten Schirm, welcher an die anmutige Kopftracht der Pariser Blutrinnen erinnern konnte, eine originelle Idee, die manche Erscheinung so reizend kleidet, daß man dieselbe bereits mehrfach auf einige jener Phantasiefetzen aus Tuch oder Sammet übertrug, welche für die Promenadentoilette so in Geltung gekommen sind.

Metallspitzen und Metallstickereien als Garnitur der Promenadentoilette sind auch sonst beliebt, und man sieht darin sehr hübsche und wirkungsvolle Anordnungen. Stickereien in ägyptischen Hieroglyphen, Edelweißbordüren auf dunklen Tuchkleidern, in Gold oder Silber ausgeführt, sind hochmodern. Auch Soutache- und Verschnürungsarbeiten aus glänzendem Metallmaterial zieren die kurzen, glatten Röcke der runden, fußfreien Promenadentoiletten, zu denen meist jenes Genre knapper, jugendlicher Jackchen gehört, deren chevalereskes Charakter in jedem Winter seine Freundinnen hat.

Die größten Effekte hat dieser Geschmack ja von dem Salon und im Ballsaal zu erwarten, die beide heut noch nicht geöffnet sind. Aber der Glanz jener Soirée- und Balltoiletten, welche unter dem beneidenden Christbaum gelegen haben, funkelt dieser Eröffnung schon entgegen. Toiletten, berieselt mit Goldperlen, Aschenbrödels Königskleider, besäumt mit Diamantstaub, Anzüge, völlig aus Gold- oder Silberspitze bestehend, stehen fragend vor der Saison und hoffen, daß die Zeit ihnen freundlicher werde. Auch in Blumen will man dann freudig schwelgen. Für junge Mädchen sind ganze Plastrons oder Seitenbuketts aus Blumenarrangements hergestellt, denen sich die lustigen, duftigen Stoffbahnen anschließen. Es gibt Paniers, die vollständig aus Blumen bestehen, andere aus Tüll oder Crêpe werden in reizender Weise von Blumenbehängen dekorirt. Auch die moderne Haarfrisur, welche die runde, einfache Flechtenkrone auf dem Scheitel befestigt, gestattet nach langer Zeit wieder den Schmuck des vollen, runden Kranzes, der sich der Haarkrone rundum anpaßt und nur auf der einen Seite durch ein zierliches Sträußchen erhöht wird.

Ueberall herrscht die harmonischste Beziehung zur Toilette, selbst bei dem Strauß, den die Galanterie des Gatten oder des Freundes in die kleine weiße, nach Heliotrop duftende Hand legt, nachdem die Toilette beendet sein wird. Die ihn einhüllende Manschette hat die Form einer Düte, in der Farbe seiner Blumen: die Veilchen veilchenfarben, der Rosenstrauß das zarteste Rosa, der Flieder flieder farben. Diese in ihrer Einfachheit überaus originellen Envelopppen moderner Blumengaben haben die bisher üblich gewesenen Atlas- oder Spitzenmanschette fast verdrängt. Der Luxus sind die Blumen selbst; und der Preis für einen Strauß glühender Nelken in Jamnar, für einen vollen Busch Heliotrop und Reseda, für einen Gruß schmachtender Malmaisons ist ja oft ein fabelhafter; aber man bezahlt ihn.

Verirrt.

(Siehe das Bild Seite 313.)

Es ist Spätherbst, eine leichte Schneeschicht bedeckt bereits alle Wege und Pfade in dem fremden Land, das der tapfere Befreier Wiens, Johann Sobiesky, mit seinen siegreichen Scharen durchzieht, um den sich in größter Eile, die oft in wilde Flucht ausartet, zurückziehenden Türken auf den Fersen zu bleiben. Weit voraus den schwerfälligeren deutschen Hilfstruppen durchkreuzen die leichten polnischen Reiter die weiten Ebenen des Tieflandes, oft bis an den Fuß der Karpathen ihre Streifpartien entsendend, teils um sich über den Verbleib des Feindes Gewißheit zu verschaffen, teils um in den von den Fliehenden Massen der Türken nicht ausgelegenen und verwüsteten Landstrichen ergiebige Beutezüge zu unternehmen. Da der Feind Miene macht, sich zu setzen, und es den Anschein gewinnt, als ob es in den allernächsten Tagen zu ernsten Gefechten kommen könnte, müssen die zahlreichen zerstreut vorgehenden Detachements wieder an das Hauptcorps herangezogen werden, zu welchem Zweck der Kommandirende mehrere kleine Abteilungen leichter polnischer Reiter nach allen Windrichtungen ausgesandt hat, um jenen Detachements die nötigen Befehle bezüglich ihrer Vereinigung mit dem Hauptcorps zu überbringen. Zu zweien zu dreien flogen diese Reiter über die weite Ebene, eilen sie durch die Wälder, welche diese vom Gebirge trennen, um ihren Auftrag auszuführen. Ihr Rittmeister, ihr Zugführer hat ihnen nur ungefähr die Richtung angeben können, in welcher sie vorwärts reiten müßten, um das betreffende Detachement zu finden, dessen Befehlshaber sie ihre Depesche überbringen sollen. Die ihnen Zeit waren zu Generalstabskarten völlig unbekannte Dinge; man mußte sich durch Fragen bei den Bewohnern des Landes, so gut es ging, orientiren über Weg und Steg. In einem Lande jedoch, in welchem man oft viele Stunden lang reiten konnte, ohne auf ein Dorf oder auch nur auf eine einzeln stehende Hütte zu stoßen, war dieses Orientiren vermittelst Befragen der Bewohner doch eine recht mißliche Sache; man lief oft Gefahr, vollständig vom Wege abzukommen und sogar die allgemeine Richtung zu verlieren. Konnte man sich doch nicht einmal mehr an den Stand der Sonne halten, da diese bei dem trüben Herbstwetter gar nicht zum Vorschein kam.

So schien es auch unseren drei polnischen Reitern ergangen zu sein. Fast den ganzen Tag sind sie über Heide und durch Wald geritten, um am späten Nachmittag am Rand einer neuen Heide anzulangen, die bis zum Fuße eines hohen Bergzuges reicht, rechts und links sich ausdehnt, bis niedriges Gebüsch jede weitere Umschau hemmt. Die drei Söhne der polnischen Ukraine oder Volhyniens wissen offenbar nicht mehr, wohin sie sich wenden sollen, haben vollständig die Richtung verloren, welche der gestrenge Herr Rittmeister ihnen angegeben. Sie wissen aber, daß außer ihnen noch mehrere kleine Patrouillen zu demselben Zweck wie sie selbst ausgesandt worden sind; es wäre ja möglich, daß die eine oder die andere von ihnen sich in Hörweite befände. Deshalb hat der Trompeter, der Führer der Patrouille, der auch die Ledertasche mit der Depesche umgeschnallt hat, seine Signaltrompete an den Mund gesetzt und bläst mit aller Kraft ein Signal nach dem andern. Die beiden anderen Reiter lauschen mit Anspannung aller Sinne, der eine abgesessen, der andere im Sattel vorgebeugt, ob nicht das erlösende Antwortsignal über die Heide herüberdringt. Schließlich stellen sie in der Richtung, in welcher sie gekommen, wieder umkehren, bis sie auf einen gebahnten Weg stoßen, wo sie sich dann leichter zurechtfinden können. Ihre Pferde sind noch nicht ermüdet; wenn sie denselben ein Stückchen Brot gegeben und eine halbe Stunde Zeit zum Verschnaufen gelassen, sind die trefflichen Tiere wieder vollständig erholt und zu fernerem scharfem Ritt bereit.

Bes.

Literatur

— **Rudolf Gottschall hat eine Dichtung ganz eigener Art,** bald episch, bald didaktisch und dabei wieder von lyrischen Klängen durchzogen, unter dem Titel: „Merlins Wanderungen" bei E. Schottlaender in Breslau erscheinen lassen. Wie Tannhäuser aus den Rosenfesseln der Frau Venus, läßt sich Merlin — hier die Verkörperung der ewigwährenden Weisheit — von dem verblendenden Bann der schönen Fee Vivians, die als der Inbegriff unvergänglicher Liebe erscheint. In ihren Armen hat der zauberkundige Greis ein Jahrtausend lang rosenergossen geruht. Nun aber gelüstet es ihn, einmal wieder einen Rundgang über die Erde zu machen und nachzuspüren, wie sich ihr Thun und Treiben inzwischen gestaltet hat. Aus dieser poetischen Einleitung ergibt sich von selbst, daß die Dichtung nicht anderes sein will als ein Bild der Gegenwart im Spiegel ewiger Weisheit. Dieser leitende Gedanke ist denn auch mit Geist und lebhafter Anschaulichkeit durchgeführt. Den sechszeiligen Jambenstrophen der Hauptdarstellung fügt der Dichter da und dort schwungvolle lyrartige Ergüsse ein.

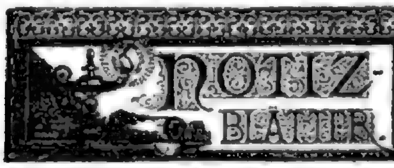
— **Durch ungewöhnlich elegante und geschmackvolle Ausstattung** zeichnen sich zwei Werke des Fr. Wilhelm Grunowschen Verlags in Leipzig aus: „Gevatter Tod", eine Weihnachtsgeschichte von L. Bechstein, und „Erzählungen aus dem Wendenland" von Hermann Ludwig, und dem Aeußern entspricht hier im großen und ganzen einmal der Inhalt. Besonders fesseln die „Geschichten aus dem Wendenland" durch Frische und Neuheit der Empfindung; sie führen ein wenig bekanntes Gebiet in die neuere Erzählungsliteratur ein und schildern Land und Leute in ihren eigenartigen Gebräuchen und Sagen ebenso anziehend als anschaulich. Weniger hat mich „Gevatter Tod" gefallen wollen; das Legendenhafte Element stört und verwirrt und schließlich nimmt man etwas unbefriedigt Abschied von dem hübschen Buch, obschon man das Talent des Verfassers anerkennen muß. Die „Gevatter Tod" zu der Bezeichnung „Weihnachtsgeschichte" gekommen, ist uns nicht recht klar geworden. Weihnachten spielt eine geringe Rolle darin und ist für den Lauf der Handlung ganz bedeutungslos, und von irgend welcher Weihnachtsstimmung haben wir nichts darin gefunden.

— **„Kuriose Geschichten"** ist der Titel des neuesten Bandes IV. der „Sternenbanner-Serie", einer Sammlung amerikanischer Erzählungen, der bei A. Bnz in Stuttgart in guten Uebersetzungen erscheinen. Dieses Bändchen bringt uns Skizzen und Novelletten von F. Stockton, dessen Eigenart gerade in der knappen, Deinen, schnell verlaufenden Erzählung am glänzendsten sich entfaltet. Einige der letzteren niedlichen Erzählungen, die es enthält, wie „Ein Stückchen toter Kalbs", „Die Doppelverlobtschaft" und „Die verschwundene Schwester seiner Frau" sind ebenso drollig wie packend. Der ganz besondere Humor Stocktons macht hier oft wahrhaft geniale Sprünge.

— **Ludwig Bechstein's „Neues deutsches Märchenbuch"** ist in fünfzehnter Auflage als Volksausgabe mit Titelbild und 60 Holzschnitten in A. Hartlebens Verlag (Wien) erschienen. Diese Thatsache allein genügt, um das Buch trotz seinem reichen Inhalt an ganz im Geiste der sinnigen Ueberlieferung erzählten Volksmärchen allen zu empfehlen, denen es nicht seinem vollen Werte nach zum voraus schon zudringlich bekannt sein sollte. Es ist ein echter, unverwüstlicher Hausschatz für groß und klein — für die Großen freilich nur, soweit sie sich jene Unbefangenheit des Gemüts bewahrt haben, die zur Würdigung aller volkstümlichen Poesie unerläßlich ist.

— **Wer da weiß, wie schwierig es ist, ohne genaue Kenntnis** der Verhältnisse in der Türkei und in Griechenland zu reisen, der wird den neuen Reiseführer des Bibliographischen Instituts in Leipzig (Meyer): „Die Türkei und Griechenland", von Herzen willkommen heißen. Dieser handige Freund der Touristen, nach der wissenschaftlichen, wie der Geschäftsreisenden gibt hier tausenderlei Nachweisungen und Ratschläge, die Zeugnis davon ablegen, daß der Verfasser ebenso gewissenhaft wie der Verhältnisse kundig ist. Der Führer hat auch die unteren Donauländer und Kleinasien in sein Bereich gezogen und sich, wie gewöhnlich, mit sehr guten und leichtverständlichen Karten und Plänen ausgestattet.

— **Der Kleinen möchten es in allen Stücken den Großen** möglichst gleichthun, und so hat ihnen denn einer ihrer besonderen Freunde auch einen eigenen Kalender geschaffen. „Auerbachs deutscher Kinderkalender für das Jahr 1888" (Leipzig, L. Hermann) bietet der jungen Welt so reichen und vielseitigen Stoff, wie nur irgend ein Volkskalender berücksichtigen kann. Erzählungen, Spiele, Gedichte, alles mit hübschen Abbildungen ausgestattet, ein Lied für Singstimme und Klavier und was dergleichen stets willkommene Gaben mehr sind, reihen sich dem Kalendarium und dem Schema für den Stundenplan des Sommer- und Winterhalbjahres an, — für Knaben wie für Mädchen eine gleich passende Gabe, die auch zur gegenwärtigen Zeit noch gelegen kommt.



Bildende Künste.

— **Die dreißig Bildnisse, die Franz von Lenbach gegenwärtig** in Schultes Kunsthandlung zu Berlin ausgestellt hat, ziehen die Aufmerksamkeit der gesamten Kunst- und Lebewelt Berlins in ganz besonderer Weise auf sich. Vereint sich in ihnen doch fast gleichwertig mit einander das Interesse an der Meisterschaft des Darstellers und das an den Persönlichkeiten der Dargestellten. Wir finden da Träger der höchsten Würden dieser Erde, Geistesheroen aller Gebiete und einen entzückenden Kranz schöner Frauen, denen der Künstler in seinem Leben nahegetreten. Sie alle gibt Lenbach nichts weniger als in Repräsentationsbildnissen, weiß vielmehr nur Einzelnes in scheinbar ganz zufälligen, dabei aber gerade außerordentlich charakteristisch gewählten Momenten, denn eben darin besteht das Geheimnis seiner Meisterschaft, daß er stets da aufhört, wo ein weiterer Zusatz der Kunst das Leben des Werkes zu lähmen beginnt. Dadurch bleiben seine Schöpfungen großenteils Skizzen, erreichen aber eine unübertreffliche Naturwahrheit. Besonderes Aufsehen erregen zwei Bildnisse, welche den Grafen Moltke ohne Perrücke und dadurch zuerst etwas fremd anmutend, bei näherer Betrachtung aber um so überzeugender naturwahr wiedergeben. Der Künstler will die Sammlung, die ein Kritiker mit Bezug auf die männlichen Porträts eine Art „Heldenepos unserer Tage in Farbe" nennt, nur im ganzen verkaufen.

— **In Darmstadt wird der Bau einer Gemäldegalerie und** eines Kunstausstellungsgebäudes geplant. Für erstere ist der Kammer eine Vorlage zugegangen, welche die Baukosten auf 1,500,000 Mark veranschlagt. Gleichzeitig ist unter dem Protektorate des Großherzogs ein Kunstverein im Entstehen begriffen, welcher den ganzen Staat umfassen und außer in der Residenz auch in Offenbach, Gießen und Worms Ausstellungen veranstalten soll.

— **In Frankfurt a. M. will die Frankfurter Bank sich** ein neues Heim errichten und ladet alle Architekten zur Einsendung von Konkurrenzentwürfen an das Direktorium bis zum 1. März 1888 ein. Die Bedingungen und Pläne können von letzterem kostenfrei bezogen werden.

— **Die internationale Jubiläumskunstausstellung, welche** die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens vom 1. März bis 31. Mai 1888 veranstaltet, wird aus einer historischen Abteilung, enthaltend Werke jener Künstler, welche während der letzten vierzig Jahre in Oesterreich gewirkt haben, und aus einer internationalen Abteilung moderner Werke der Kunst bestehen. Die Regierung hat Staatsankäufe auf dieser Ausstellung im Gesamtbetrage von 20,000 Gulden in Aussicht gestellt und 20 goldene, sowie 20 silberne Medaillen zur Prämiierung von zur Ausstellung gelangenden hervorragenden Kunstwerken bestimmt. Außerdem gelangen noch drei goldene Karl Ludwig-Medaillen für Künstler des In- und Auslandes und zwei akademische Reichel-Preise im Einzelbetrage von 1500 Gulden für je einen Maler, Bildhauer oder Medailleur (nach dem Stiftungsbriefe für österreichische Künstler bestimmt) zur Verteilung. Der Gemeinderat von Wien hat einen Betrag von 20,000 Gulden dem Unternehmen gewidmet. In einer mit dieser Ausstellung verbundenen Lotterie gelangen Kunstwerke im Gesamtbetrage von 80,000 Gulden zur Verlosung und sind außerdem noch Ankäufe aus Teilnehmerfonds der Genossenschaft in Aussicht genommen.

Tonkunst.

— **In dem großen Musikalienverlag von Breitkopf & Härtel** in Leipzig erschienen neuerdings verschiedene Neuschöpfungen, die für Künstler wie für Liebhaber von Bedeutung sind. Fassen wir zunächst die Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte ins Auge, so haben wir vor allem eines lieblich melodiösen Wiegenliedes von S. Jadassohn zu gedenken, dem nicht minder poesievolle Worte von Helene Jadassohn zu Grunde liegen. Weit über das Durchschnittsniveau ragen auch die ausdrucksvollen, geistreich modulierten Lieder von Robert Emmerich empor, Kompositionen von einer Eigenart, die zwar da und dort mit Schumannscher und Franzscher Weise verglichen werden kann, aber doch ihr ganz selbständiges, interessantes Gepräge hat. In seinen Gesängen atmet eine gewisse Geistesverwandtschaft mit der Lyrik Paul Heyses, von dem er denn auch verschiedene Gedichte wie das spanische Liebeslied „Murmelndes Lüftchen" und den genialen Liebesseufzer: „Auf den Gassen verlassen im Mondschein zu schlendern", ganz reizend komponiert hat. Das duftige Element, dem seine besondere Vorliebe gilt, entfaltet sich auch in seinen Kompositionen zu Liedern wie Adolf Böttgers: „Der Mondstrahl fiel in der Lilie Tau", Hoffmann von Fallerslebens: „Wie die jungen Blüten leise träumen", Reinicks Wiegenlied: „Vom Berg herabgestiegen" und ähnlichen Schöpfungen. Künstlerisch minder bedeutend, aber durch die Einfachheit seiner Kantilene, die einen innigen Vortrag gestattet, und die leichte Ausführbarkeit seiner Begleitung sehr dankbar für Dilettantenvortrag ist G. J. Wolffs: „Ich hab' durch deine Augen" u. Ungefähr die Mitte zwischen dieser schlicht ins Ohr fallenden Kompositionsweise und der sensitiv vergeistigten eines Emmerich halten die sechs Lieder Margaretas und Werners aus Scheffels „Trompeter von Säkkingen" von Fr. Siedmann. Auf dem Felde der Klaviermusik wird unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich durch neue Ausgaben älterer Meisterwerke in Anspruch genommen, unter denen die Walzer von Johann Strauß Vater, herausgegeben von dem ältesten seiner Söhne, der mit ihm auch den Vornamen gemein hat, auf besondere Popularität rechnen darf. Wir gedenken auf diese Gesamtausgabe, von der uns die erste Lieferung vorliegt, zurückzukommen, wenn sie beendigt sein wird. Strenger im Gehalt und mit der Formenstrenge der klassischen Periode durchgeführt sind Toccata I.—XII. von Girolamo Frescobaldi, die zugleich das C-dur-Konzerts von Karl Phil. Em. Bach den vierten Band der unter dem Titel „Alte Meister" erscheinenden Sammlung wertvoller Klavierstücke des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bilden. Das erwähnte Bachsche „Concerto per il Cembalo Solo" enthält namentlich ein sehr ausdrucksvolles Largo und ein anmutig reizendes Allegro. Für das Pianoforte zu vier Händen sind Franz Schuberts Ouvertüren von Julius O. Grimm sehr sachgerecht bearbeitet. Eine äußerst interessante musikgeschichtliche Schrift aber betitelt sich: „Die Horazischen Metren in deutschen Kompositionen des sechzehnten Jahrhunderts", herausgegeben von R. von Liliencron, einerseits in Originalpartitur, andererseits in Uebertragung in moderne Notenschrift, die auch für Minderheingeweihte das volle Verständnis der großartig angelegten Kompositionsweise jener Zeit erschließt.

Bühne.

— **Drei neue Opern haben mit großem Glück die Feuertaufe** bestanden und sich damit voraussichtlich einen Platz unter den zugkräftigen Repertoirestücken erworben. Im deutschen Landestheater zu Prag fand die erste Aufführung von Albert Kauders romantisch-komischer Oper: „Der Schatz des Rampsinit" mit entschiedenem Erfolge statt. Die Handlung der dreiaktigen Oper fußt auf der bekannten Sage, die Herodot der Nachwelt überliefert hat, der Stoff ist jedoch durch eigene Zuthaten des Dichterkomponisten bühnenfähiger gemacht worden. Der sehr gefälligen Musik läßt sich nicht immer viel Originalität nachrühmen, auch ist sie im Verhältnis zu dem heitern Text zu ernst. Trotzdem zeigt dieses Erstlingswerk des Komponisten musikalische Begabung und bedeutende Kenntnis der Bühnenwirkung. — Eines gleichen durchschlagenden Erfolges hatte sich die neue Oper des Hofkapellmeisters Langer: „Die Camisarden" am Koburger Hoftheater zu erfreuen. Ein Teil der Komposition war schon früher unter dem Operntitel „Jean Cavalier" zur Aufführung gebracht worden, der Komponist entschloß sich jedoch, durch sehr in die Augen fallende Mängel der unsympathischen Handlung bewogen, das Textbuch einer neuen Bearbeitung unterziehen zu lassen und zu dieser neuen Bearbeitung eine zum großen Teile neue Musik zu schaffen. — Der dritte der mit Erfolg gekrönten Komponisten ist der unermüdliche Strauß, dessen neueste Operette: „Simplicius" im Theater an der Wien das Publikum zu einem von Akt zu Akt steigenden Beifall begeisterte. Besonders zündend erwiesen sich die Walzer und Reitermarschlieder.

— **Fräulein Petschy, die bekanntlich seit Beginn dieser** Saison der Stuttgarter Hofbühne angehört, hat sich daselbst, nachdem sie bisher hauptsächlich im modernen Schau- und Lustspiel beschäftigt gewesen, nunmehr auch in der klassischen Tragödie eingeführt und mit Schillers Maria Stuart einen durchschlagenden Erfolg errungen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Vor einiger Zeit kam aus Berlin die Mitteilung über** eine von dem Direktor der Berliner Sternwarte, Professor Förster, angestrebte Gründung einer naturwissenschaftlich-astronomischen Schaustätte. In der That wird nun diese Anstalt unter der Leitung des astronomischen Schriftstellers Dr. Meyer, aus dessen Feder wir in vorliegender Nummer einen interessanten Beitrag bringen, im Ausstellungspark erbaut werden; die Mittel dazu wie zur Unterhaltung der Anstalt liefert eine Aktiengesellschaft Namens „Urania", eine Vereinigung von Naturfreunden, welche ein Grundkapital von 200,000 Mark und zwar in 400 Aktien zu je 500 Mark gezeichnet haben. Sicherem Vernehmen nach sollen die Aktien bereits sämtlich Abnehmer gefunden haben. Zweck der Gesellschaft ist in erster Reihe die Herstellung der erwähnten Schaustätte für Leistungen der Fernrohre und sonstige optische Darstellungen. Im Anschluß daran wird eine populäre illustrierte Monatsschrift erscheinen. Jeder Inhaber einer Aktie wird freien Eintritt zur „Urania" und sämtlichen populären Vorträgen haben und ein Exemplar der Monatsschrift unentgeltlich beziehen, außerdem Sitz und Stimme in der jedes Jahr einzuberufenden Generalversammlung haben. Der für die „Urania" angestellte Astronom, sowie einzelne Unterbeamte sind einem Vorstand und Aufsichtsrat unterstellt, welcher jedes Jahr neu zu wählen sein wird. Die Ausgaben sollen hauptsächlich aus den Eintrittsgeldern bestritten werden sowie aus den Zinsen des Vermögensfonds und aus dem buchhändlerischen Erlöse der monatlichen Zeitschrift. Falls sich Ueberschüsse herausstellen, wird eine Dividende verteilt werden, die jedoch nicht über fünf Prozent steigen darf; etwaige Mehrerträge werden für Neuanschaffung von Instrumenten verwandt. Zugleich wird die Anstalt die Prüfung und den Verkauf größerer optischer und astronomischer Instrumente anbahnen. Die für die Prüfung der eingesandten Instrumente eingehenden Gelder sollen gleichfalls zur Unterhaltung der Anstalt Verwendung finden.

— **Im Anschluß an das Seminar für orientalische Sprachen** in Berlin hat sich daselbst nunmehr auch eine „Orientalische Gesellschaft" gebildet, welche sich die Förderung praktischen Wissens in Bezug auf den Orient zum Ziel gesetzt hat. Die Aufnahme steht jedem Gebildeten offen, der sich für orientalische Verhältnisse interessiert. Die Adresse ist: Orientalische Gesellschaft zu Berlin, am Lustgarten Nr. 6 (Seminar für orientalische Sprachen).

— **Oberst Fontana, der Gouverneur von Südpatagonien,** entdeckte in seinem Bezirk einen herrlichen Landstrich mit großen Seen, reichen Thälern, schönen Weiden und dichten Wäldern, welcher wohl im stande ist, eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Dabei liegt das Land dicht unter den Cordilleren und hat einen leichten Zugang nach dem stillen Meere zu. Oberst Fontana ruft begeistert aus: „Wer hätte geglaubt, daß ein solches Paradies so viele Jahrhunderte unbekannt bleiben konnte! Wer hätte denken können, daß das steinige, wüste Gestade Patagoniens nur der Außenrand eines äußerst fruchtbaren, wasserreichen Gebietes wäre!" Der Oberst hat von seiner Reise Proben von 11 verschiedenen Nutzhölzern mitgebracht und sagt, daß es in den Wäldern von Wild wimmelt. Auch die Gegend südlich vom Flusse Challeyes ist schon erforscht worden, und die Weiden dort sind so ausgezeichnet, daß bereits große Schafherden von den Falklandinseln dorthin gesandt worden sind. Die walisische Kolonie in Chubut ist in blühendem Zustand, und es soll jetzt eine Eisenbahn nach der See gebaut werden.

— **In dem deutschen Schutzgebiet von Neu-Guinea wurden** mehrere neue Spielarten der prächtigen Paradiesvögel und Kronentauben durch den Forscher Dr. Otto Finsch entdeckt und mehrere Exemplare derselben nach Europa gebracht. Ein Teil dieser Vogelbälge gelangte in wissenschaftliche Sammlungen.

— **Die russischen Professoren der Mineralogie beziehungsweise** Chemie Latschinow und Jerofejew haben kürzlich über einen etwa vier Pfund schweren Meteorstein Bericht erstattet, welcher am 4. September 1886 im Distrikte Krasnoslobodsk (Gouvernement Pensa) in Rußland niedergefallen ist. In dem bei der Analyse dieses Meteorsteines erhaltenen unlöslichen Rückstande wurden kleine Körperchen gefunden, welche die Härte, das spezifische Gewicht und andere Eigenschaften des Diamanten zeigten. Die Körperchen sollen ein Prozent des Meteorsteines ausmachen. Daß Kohle im Zustande des Graphits in Meteoriten vorkommt, ist seit lange bekannt. Vor einiger Zeit sollen auch in einem Meteoreisen aus Westaustralien kleine, gut ausgebildete Kristalle von Graphit gefunden worden sein, welche Formen zeigten, wie sie oft beim Diamanten zu finden sind.

— **Ueber die Beri-Beri-Krankheit, welche bekanntlich die** holländischen Truppen in Indien so furchtbar dezimiert und deren Wesen und Ursache bisher den Aerzten noch dunkel war, sind in der letzten Zeit bahnbrechende Forschungen gemacht worden. Nach den Untersuchungen von Professor Pekelharing und Dr. Winkler, Dozenten an der Universität Utrecht, die von der niederländischen Regierung zur Erforschung der Beri-Beri nach Batavia und Atjeh geschickt wurden, besteht das Wesen dieser Infektionskrankheit in einer krankhaften Veränderung der Nerven, die infolge einer chronischen Entzündung derselben auftritt. Es werden gleichzeitig die Bewegungs-, Empfindungs- und Gefäßnerven ergriffen, woraus sich die Hauptsymptome der Krankheit — Lähmungen, Wassersucht und Empfindungslosigkeit — entwickeln. Von den genannten Forschern wurde auch der Krankheitskeim in Form kleinster Stäbchen (Bacillen) im Blute von Beri-Beri-Kranken entdeckt. Diese Bacillen wurden dann gezüchtet und mit den Reinkulturen Kaninchen und Hunde infiziert, wodurch bei diesen Tieren eine Krankheit von ganz ähnlichen Symptomen erzeugt wurde, wie sie bei den an Beri-Beri leidenden Menschen sich zeigen. Nach dem Tode der Tiere wurden auch die Nervenerkrankungen gefunden. Ferner wurden in der Luft von Gebäuden, zum Beispiel Kasernen, welche Beri-Beri-Kranke beherbergen, Bacillen aufgefangen, gezüchtet und mit den Reinkulturen Kaninchen infiziert, wodurch ebenfalls die Beri-Beri-Krankheit bei den Tieren erzeugt wurde. Namentlich die letztgenannte Beobachtung hat auch bereits ihren sehr hoch anzuschlagenden praktischen Nutzen gehabt, denn nach gründlicher und monatlich wiederholter Desinfektion der Kasernen wurde bei dem Militär in der letzten Zeit ein bedeutendes Nachlassen der Krankheit wahrgenommen.

Sport.

— **Der Jubiläumspreis von Baden-Baden ist nun für** 1889 mit 50,000 Mark ausgeschrieben worden. Der Preis zerfällt in 40,000 Mark dem ersten, 10,000 dem zweiten, 4000 dem dritten, 2000 dem vierten. Die Distanz beträgt 2800 Meter; die Gewichtsbestimmungen bleiben wie bisher, dagegen sind 100 Unterschriften erforderlich oder kein Rennen.

— **Ueber 8,000,000 Mark (416,322 Pfund 4 Schilling)** betrugen die Werte sämtlicher Flachrennen Englands in der abgelaufenen Saison.

— **Auch für die großen englischen Rennen sind bereits** die diesjährigen Termine festgesetzt. Es werden gelaufen: Lincolnshire und Grand National 21. und 23. März, Portland Stakes 6. April, 2000 Guineas 2., Derby 30. Mai, Eclipse Stakes 27. Juli, St. Leger 12. September, Cambridgeshire und Cesarewitch 9. und 23. Oktober.

— **Die diesjährige oberrheinische Regatta soll am** 17. Juni abgehalten werden.

— **Bei dem großen Billardturnier in Chicago schlug** Carter im letzten Gange den Altmeister Schaefer, der ihm 30 Points bei 200 vorzugeben hatte, aber nur 2 nachholen konnte. Maurice wurde dritter, während der 4., 5. und 6. Preis unter Thatcher, Mathews und Ives geteilt wurden.

— **Dreimal zugleich das Ziel passierten bei dem Hürdenrennen** des Wiener Athletikklubs Laboundelle (7 Sekunden vor) und W. Vogel (8 Sekunden vor). Erst im 4. Lauf konnte Laboundelle seinen Gegner knapp schlagen.

Gestorben.

— A. J. Resanow, einer der talentvollsten und hervorragendsten Vertreter der russischen Architektur, 70 Jahre alt, am 30. November, in St. Petersburg.

— Dr. Scott, der Dekan von Rochester, Verfasser des gangbarsten englisch-griechischen Wörterbuchs und einer der Revisoren der englischen Uebersetzung des Neuen Testaments, 76 Jahre alt, am 1. Dezember, in Rochester.

— Duymaer van Twist, früherer Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, 1863—1883 liberaler Vertreter von Südholland in der ersten Kammer der Generalstaaten, am 2. Dezember, in Amsterdam.

— Dr. M'Gettigan, Erzbischof von Armagh und römisch-katholischer Primas von Irland, am 3. Dezember.

— Graf Alexander Gustav August von Frey-Dälmen, 1879—1885 Vertreter der konservativen Partei des niederösterreichischen Großgrundbesitzes im Abgeordnetenhaus, 59 Jahre alt, am 5. Dezember, auf seiner Herrschaft Buchberg in Niederösterreich.

— Karl Jäger, begabter Historienmaler, Professor an der Kunstschule in Nürnberg, 49 Jahre alt, am 5. Dezember, in Nürnberg (siehe S. 307).

— Niels B. Möller, geschätzter norwegischer Landschaftsmaler, 53 Jahre alt, am 5. Dezember, in Düsseldorf.

— Lord Lyons, ehemaliger Gesandter Großbritanniens in Konstantinopel und Paris, 70 Jahre alt, am 6. Dezember, in Arundel.

— Madame Boucicaut, Besitzerin des Geschäftshauses au Bon Marché, eine durch großartige Wohlthätigkeit ausgezeichnete Dame, am 8. Dezember, in Cannes.

— Dr. Joseph Pfahler, Stadtpfarrer, Kapiteldekant, Stadtschulreferent und Inspektor der Präparandenschule zu Deggendorf, seit 1869 Vertreter dieses niederbayrischen Wahlkreises im Landtage, 1878—1884 Abgeordneter zum deutschen Reichstag und dort ein einflußreiches Mitglied des Zentrums, 61 Jahre alt, am 9. Dezember, in München.

— Frau Charlotte Astor, Witwe des bekannten amerikanischen Millionärs John Jacob Astor, eine tonangebende Dame der New-Yorker Gesellschaft, 61 Jahre alt, Anfangs Dezember, in New-York.

— Prinzessin Pauline Viktoria Anna Wilhelmine von Schleswig-Holstein, die letzte der vier Töchter des 1841 verstorbenen Prinzen Friedrich Karl Emil von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, 83 Jahre alt, am 12. Dezember, in Dresden.

— Eduard Hügel, der Nestor der Wiener Journalisten, Chefredakteur und Gründer der „Konstitutionellen Vorstadtzeitung", 71 Jahre alt, am 13. Dezember, in Wien.

— Joseph Beckan, begabter Bildhauer, 38 Jahre alt, am 13. Dezember, in Wien.

— Professor Dr. Georg Reinhard Röpe, bekannter Litterarhistoriker, Schulmann und Prediger, 85 Jahre alt, am 15. Dezember, in Hamburg.

— Graf Ladislaus Thun-Hohenstein, österreichisches Herrenhausmitglied, 63 Jahre alt, am 15. Dezember, auf Schloß Rothenhaus in Böhmen.

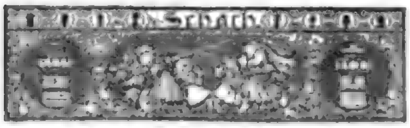
— Fürstin Mathilde von Wrede, St. Anna-Ordens-Ehrenstiftsdame, 77 Jahre alt, am 16. Dezember, in Wien.

— James Smith, volkstümlicher schottischer Dichter, 63 Jahre alt, Mitte Dezember, in Edinburg.

— Professor August Becker, beliebter Landschaftsmaler, 65 Jahre alt, am 21. Dezember, in Düsseldorf.

Neue Bücher und Schriften.

Carmen Sylva, Isländerfischer. 2. Aufl. Bonn, E. Strauß.
Frenzel, K., Schönheit. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.
Hedrilien, H., Würgen thut Würgen? Ein Mahnwort an Alle. Zürich, Schröter & Meyer.
Hoffmann, R. E., Süßwasser-Aquarium im Zimmer, herausgegeben von K. Ruß. Mit 28 Illustrationen. Magdeburg, Creutz.
Kalender für Hunde-, Kaninchen-, Geflügel- und Singvögel-Liebhaber etc. Herausgeg. v. J. Bungartz. Jahrg. 1888. Magdeburg, Gebr. Reichel.
Kauff-Essenther, F. v., Blumengeschichten. Minden, Bruns.
Karpeles, G., Heinrich Heine u. seine Zeitgenossen. Berlin, F. & P. Lehmann.
Kirchmann, J. H. v., Katechismus der Philosophie. 3. Auflage. Leipzig, J. J. Weber.
Kuhlenbeck, Ludw., Gras u. Psyche. Leipzig, Th. Grieben.
Landa, E. A., Darf Volapük die Weltsprache werden etc.? Berlin, P. Hennig.
Leixner, O. v., Deutsche Worte. Berlin, O. Janke.
— — Anleitung, in 60 Minuten ein Witzkopf zu werden. Ebend.
Mansfeld, H., Ein Vierteljahrhundert; Gemütsstimmungen u. Betrachtungen. Breslau, J. Rosenheim.
Morgenstern, Lina, Für gesellige Kreise. Eine Sammlung ernster und heiterer Deklamationsstücke. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Mündel, C., Die Straßenbahn Straßburg-Markolsheim nebst Ausflügen in den Kaiserstuhl. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.
Pfau, Gebr., Luise, Königin von Preußen. Leipzig, K. Fr. Pfau.
Pilsicke, A., Gedichte. M.-Gladbach, E. Schellmann.
Ploß, Dr. H., Das Weib in der Natur- u. Völkerkunde. 2. Aufl. Lief. 4–10 (Schluß). Leipzig, Th. Grieben.
Preuschen, Hermine v., Regina vitae! Gedichte. Berlin, F. & P. Lehmann.
Ranz, Paul, Skizzenbuch in Versen. Wismar, Hinstorff.
Richter, Herm., Gottfried von Hohenhorsten. Ein Ritterleben in Liedern. Wismar, Hinstorff.
Schöppl, J., Arbeit, Verdienst, Beschäftigung der unverheiratet bleibenden Frauen. Zürich, Schröter & Meyer.
Schlinger, F., Gedichte. 2. Aufl. Halle a. S., H. Alden.
Schlossberger, Dr. A. v., Briefwechsel der Königin Katharina u. des Königs Jérôme von Westphalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Band II. (1811–1814). Stuttgart, W. Kohlhammer.
Schönbach, A. E., Ueber Lesen u. Bildung. Graz, Leuschner & Lubensky.
Städtebilder u. Landschaften: Der Zürichsee. — Meran. Zürich, C. Schmidt.
Siriwang, G., Die preußische Meldung. Mittelwalde, Selbstverlag.
Bierordt, H., Akanthusblätter, Dichtungen aus Italien u. Griechenland. Heidelberg, C. Winter.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Im Problemturnier des „Wanderer" erhielt folgende geistreiche und originelle Aufgabe den zweiten Preis.

Aufgabe Nro. 441.

Von F. Röder in Altona.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 438:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 8 – C 3	1) D 4 n. C 3.
2) T. F 7 – G 6	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	
A)	
1)	1) Ein Bauer zieht ab. C 5 – C 4.
2) F 3 – F 4 †.	2) K. E 5 – E 4.
3) F 2 – F 3 Matt.	
B)	
1)	1) D 4 – D 3.
2) L. C 8 n. D 3.	2) Beliebig.
3) Dame oder Turm Matt.	



Rösselsprung.

mei-	sa	dei-	mir	aus-	ge-	stand	mein
mir	auf	reß	reich	wor-	thut	gen	faß
nicht	ver	hab	ver	zahl	dein	sü-	den
die	näh-	er-	auf	an	le-	ser	schö-
ß-	le	schei-	gen	las-	ne	band	her
da	mit	es	glut	wi	biß	daß	fai-
kreh-	ter-	kerf	zu	treu'	be	schatz	er
wie	gut	der	mut	da	mei-	ein	bat

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 247:

Feldmarschall.

Auflösung des Schlachtenrätsels Seite 247:

Kesselsdorf, 15. Dezember 1745.

Auflösung der Auslassungsaufgabe Seite 247:

Saum, Stab, Band, Lehe, Baß, Eiche, Kanne.

Die entfernten Buchstaben, der Reihe nach gelesen, geben: Murillo.

(Samum, Staub, Brand, Lehe, Blaß, Leiche, Kanone.)

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 275:

Wenn hinter ihr Narrheit mit Leichtsinn,
Spät an der Klugheit Hand, hinkt ihr
Beidreschlich heraus.



M. 10 in Schässburg. 1) Wir haben uns in Ihrem Interesse umgesehen, aber leider nur bestätigt gefunden, was sich schon mit ziemlicher Sicherheit voraussehen ließ. Es gibt eben keine französischen Schriften dieser Art, die nach deutschen Begriffen Ihren berechtigten Anforderungen entsprechen würden. Sollte es uns noch gelingen, von der zweitgenannten Kategorie etwas einigermaßen Geeignetes ausfindig zu machen, so kommen wir darauf zurück.

G. in W. Wir verweisen Sie auf Gebrüder Grimms großes deutsches Wörterbuch.

E. E. in Galizien. In Berlin wird Ihnen der Lettermann gern behilflich sein. Falls Sie sich auch anderwärts umsehen wollen, können wir Ihnen auf Wunsch mit weiteren Adressen in München, Wien etc. dienen. Nur adressiren Sie in Zukunft an uns nicht nach Leipzig, sondern nach Stuttgart, als den Sitz unserer Redaktion.

Kosmopolit in E. Eine recht gute, aus jüngster Zeit stammende photographische Aufnahme des neuen Präsidenten der französischen Republik ist bei P. Antony & Co. in Paris erschienen.

Alois S. in Neut... 1) Ja, zum Preis von 1 Mark. 2) Aus Gründen, die sich hier nicht erörtern lassen. Wir bieten dafür in unserer „Romanausgabe" jährlich acht Kunstbeilagen.

A. E. in R. Da scheinen Sie allerdings falsch berichtet worden zu sein. Die diesjährige Weihnachtsnummer kann auch einzeln bezogen werden und kostet im prächtigen Farbendruck-Umschlag einschließlich der Kunst- und der Musikbeilage nur 50 Pf. Sind Sie Postabonnent, so wenden Sie sich an die nächstgelegene Buchhandlung, welche die Besorgung gern übernehmen wird, oder senden Sie den Betrag von 50 Pf. und 10 Pf. für Porto, zusammen 60 Pf. in Briefmarken an unsere Expedition franko ein; Sie erhalten dann die Nummer sofort direkt unter Kreuzband zugeschickt (die Post nimmt bekanntlich Bestellungen auf einzelne Nummern nicht an).

Hugo Ebell in Posen. Die Zeitschriften „L'Interprète" — „The Interpreter" — erscheinen in Kommission (Marienplatz) bei Sommer; jede der beiden Ausgaben kostet, durch die Post bezogen, vierteljährlich 2 Mark.

Eine Neugierige in Jolbeck. Vielleicht!

W. J. 1000. Bezüglich dieser Skizzen ist uns nichts bekannt oder erinnerlich.

Kr. in Pal-Angelet. Nach Sanders sind alle drei Schreibarten Zwetsche, Zwetschge und Zwetschke richtig, sogar Quetsche dürfen Sie gebrauchen.

Oskar G. in Sch.m. Wir haben diesen Gegenstand ausführlich behandelt im Jahrgang 1883 unserer Zeitschrift; als Abonnent erhalten Sie diesen Jahrgang broschirt zum ermäßigten Preise von nur 3 Mark.

Gardenia im Exil. Ein solches Buch gibt es unseres Wissens leider nicht.

Greisleia in Berlin. Ihr Urteil ist ein feingebildetes, von Ihrem Standpunkt aus ganz gerechtfertigtes; deshalb freuen wir uns desselben auch in den Punkten, in denen wir ihm nicht ganz beipflichten können. Letzteres gilt indes nur von einigen Ihrer litterarischen Bedenken; was Sie über Erscheinungen des Lebens selbst sagen, hat unsere volle Beistimmung — mit dem einzigen Vorbehalt, daß wir glauben, es werde sich einmal ein Mann finden, dem Sie sich mit Freuden unterordnen. Möge es nach jeder Richtung hin der Rechte sein! — Die beiden angegebenen Titel sind uns unbekannt. — Ihre nachstehenden Ausführungen eignen sich nicht zu voller Erledigung an dieser Stelle; nur so viel lassen Sie uns bemerken, daß auch hier Ihre Empfindung Ihnen vollständig das Richtige sagt. Wenn Sie bis zu dem bezeichneten Abschnitt vorgedrungen sind, werden Sie Ihre Erwartungen bestätigt, Ihren Ausdruck gefunden haben. Nur zu gerne trat leicht der Schalk zu deutlich aus Ihnen heraus, als daß wir auf dieselben kaum dürften, so berührend sie auch klingen. Schlägt aber einmal eine solche Stunde, so lassen Sie es uns kein Wort verlauten werden.

Alter Abonnent in Stockholm. Nach den bisherigen Verfügungen im Laufe des nächsten Monats.

Vaterloses Mädchen in Dresden. Dazu müssen wir Ihre genaue Adresse haben, um Ihnen unmittelbar unterbreiten zu können, was an dieser Stelle sich nicht ausführlicher erörtern läßt.

H. W. in Tl. Kr. Für ein dreizehnjähriges Mädchen sehr anerkennenswert, aber für den Abdruck in unseren Zeitschriften doch nicht reif genug.

Baronin H. in S. Unsere „Neuesten Moderblätter" erscheinen seit 1. Oktober 1887 nicht mehr als selbständige Zeitschrift, dieselben sind mit der weltbekannten Damenzeitung „Der Bazar" vereinigt worden. Letztere wird ebenfalls Ihren Wünschen auf vornehme und elegante Einfachheit der Toiletten, nicht minder auf schöne, für alle Vorlagen zu leicht ausführbarem Handarbeiten entsprechen. Der vierteljährliche Abonnementspreis des „Bazar" beträgt 2 ℳ 50 ₰. Außer den Modennummern mit Schnittmustern erhalten Sie noch illustrirte Unterhaltungsnummern mit Geist und Herz anregender Lektüre.

Abonnent aus Belgien. Wenn wir nicht irren, in Mainz.

Hildegard von Al. Alle Achtung! Und sonst solch ein Anfänger? Ich glaube, der Dichter hat in dieser Wiederkehr ein wenig auch Eis getrieben werden, Arme! — Also im Ernst! Wie wär' ein Versuch mit Spaziergängen, Körperübung und ein Abend mit einem Glas guten kräftigen Weins? — Wenn man ihn nicht mehr wissen will, was, er den Beispiel der Armen folgen, deren Namen Sie in der Briefmappe von Nro. 13 gelesen haben werden.

Felicitas. Schönsten Dank für die allerliebsten Verslein mit ihren guten Wünschen, und aufrichtige Gegenwünsche!

C. H. Michaelsen in Christiania. „Ein Fortschritt in der Geigenbaukunst oder das harmonische Universalholz" mit 6 Illustrationen ist im Selbstverlag des Verfassers K. C. Cimeutte, Geigenmacher in Basel, für 5 Fr. 50 Ct. erschienen.

K. G. in Pollnow. 1) Unter Moltale versteht man eine Art von Zucker, der sich vermöge eines eigentümlichen Vorgangs aus der Stärke bildet. Man stellt sie mit verdünnten Säuren, wodurch sie in Traubenzucker übergeht. 2) Lassen Sie sich die neueren Hand- und Lehrbücher der chemischen Technologie durch eine gute Buchhandlung zur Auswahl vorlegen.

P. C. in R. Sie wenden sich am besten an irgend welche Staatsbibliothek, wie solche in jeder größeren deutschen Residenzstadt bestehen.

F. St. in Paris. Das beruht auf Täuschung. Jede Ziffernreihe hat gleichviel Möglichkeit für sich. Irgend welche, just voraus ins Auge gefaßte, aber ganz auffallende Ziffernfolge kann unter Umständen noch viel länger auf sich warten lassen als eine solch auffällige. Der Zufall ist und bleibt eben unberechenbar.

Mignon. Eine Schöpfung der Dichterphantasie. Es handelt sich also dabei um den bildlichen Ausdruck, und etwa um die Ähnlichkeit mit einem ziemlich lichten italienischen Typus.

Fr. G. in Halle; Ed. Pol.; Emil Hermann in Schönebeck; G. H. in München; R. W. in Wien; Fr. Sch. in Magdeburg; R. D. in Stuttgart; Albert R., Arth. Sch. in Dresden; P. V. in Zittau; Adolf K. in Darmstadt; E. J. in A., M. v. L. in Graz. Leider unbenutzbar.

Lipograph. Wir verzichten.

Richtige Lösungen sandten ein: Philipp Simon und Jenny Pruser in Hannover. Alice Berge in Hamburg (4). Fr. Selma Feilchen in Berlin (3). Sophie Bollen in Hamburg (3). Th. Zwetsinger in Hüttensteinach (3). Marie Wellermann in Hannover (2). Mrs. u. Mr. Launstein in Bradford. Louise Nockeley in Berlin (4). Olga Hammerschlag und Olga Herbig in Hannover. H. Ullmsperger in Pfeddersheim. Anna Kaller in Bradford (2). Hilsbacherstraße Nro. 1 in Hannover. Hugo Opie in Mainz (2). Ilona Geisleb in Oberlangbielau (4). W. Knode, Lehrer in Sudern. Fr. Marie von der Sind in Lingen (2). Anna Krell in Cöthen. Auguste Ebert in Wiesbaden. Alex in Barmen (3). Wilh. Walter, Bergr.-Geh. in Neustadt. Joh. P. Steppel in Hamburg (2).

Gesundheitspflege.

H. Dr. in Seefeld-Zürich. Diese Pillen bestehen aus Schwefelcalciumverbindungen (nicht giftig!) und Natronsalzen. Die Bereitung derselben ist ziemlich umständlich und paßt auch wegen der Giftigkeit des Hauptbestandteils nicht in Laienhände.

F. E. A. W. in E. Warme Handbäder allein werden wohl kaum ausreichen, gebrauchen Sie daher noch warme Vollbäder, von ca. 28° R. und von viertelstündiger Dauer, wöchentlich etwa drei. Sollten die angegebenen Erscheinungen dadurch nicht bald verschwinden, so halten wir eine genaue ärztliche Untersuchung wegen eines möglicherweise im Entstehen begriffenen Rückenmarksleidens für dringend geboten.

Digitized by Google

L. M. in Lübeck. Ob dieses Pleuvur in Sachsen verboten ist, ist uns unbekannt. Von der Wirksamkeit desselben ist nicht viel zu erwarten; auf keinen Fall darf er zu lange fortgebraucht werden, da er sonst dem Magen schaden könnte.

Ein zwanzigjähriger Abonnent. Diese Erscheinungen sind allem Anschein nach auf einen Magenkatarrh zurückzuführen. Sollte durch Regelungen mit einer [illegible] Nahrungszufuhr keine Besserung eintreten, so müßte der Katarrh durch einen Arzt örtlich behandelt werden.

Eine besorgte Mutter. Das [illegible] ist keine Folge eines schwachen Magens, [illegible] ist. Eine örtliche Behandlung wird daher die Hauptsache sein, und zwar [illegible] Umschläge mit lauem Wasser und Ausspülungen mit einer schwachen Kaliumlösung [illegible] auf ein halbes Liter lauen Wassers) mittels einer kleinen Spritze zu machen. Außerdem könnten Sie dem Kinde noch wenige Rhabarbertinktur geben und zwar viermal täglich einen kleinen Theelöffel.

St. 300. Gegen Mitesser sind Waschungen mit Schwefelseife oder Sandabreibungen anzuwenden. Als Abonnentin sollten Ihnen übrigens diese Mittel schon lange bekannt sein.

Thekla. Reiben Sie die erfrorene Nase abends leicht mit Kollodium ein.

Kaspar bei E. Kampferspiritus besteht aus 1 Teil Kampfer, 7 Teilen Spiritus und 2 Teilen destillierten Wassers. Auf das „Gehirn“ wirkt der Geruch des Kampfers beim Einreiben nicht schädlich.

W. in [illegible]. Sitzbäder werden in diesem Fall besser lau als zu kalt genommen. Eine Dauer derselben von 15—20 Minuten genügt; ebenso auch zwei im den Tag.

Jahrige Depilatoire-Streitende. Die Hauptbestandteile der Depilatorien sind verschieden; so enthält das bekannteste und im Orient gebräuchliche unter dem Namen [illegible] Schwefelarsen und Aetzkalk, andere Schwefelbaryum oder Schwefelcalcium. Schwefelarsen ist giftig, die beiden anderen Schwefelverbindungen nicht. In der Wirkung sind sie so ziemlich gleich.

Germaine Marguerite. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich hier kein Rat erteilen.

L. R. Mit einfachen Mitteln, wie Salzwassergurgelungen und dergleichen, ist ein derartig chronischer Rachenkatarrh nicht leicht zu beseitigen. Hier muß schon eine kräftigere örtliche Behandlung, z. B. durch Aetzungen mit Höllenstein [illegible], und zwar nur von seiten eines Arztes Platz greifen.

Ellen. Sandabreibungen halten wir [illegible], fahren Sie noch eine Zeit lang damit fort.

E. in G. Zur Beförderung des Wachstums der Augenbrauen gibt es kein Mittel. Bezüglich der Pflege der Haare empfehlen wir Ihnen das Buch: „Die Haut und das Haar“ von Dr. med. Clasen, Verlag von Gundert in Stuttgart.

Eduard D. in Altona. Gegen chronischen Magendarmkatarrh [illegible] das in Nro. 5 dieses Jahrgangs angeführte Karlsbader Salz. Bei genauer Befolgung der dort angegebenen Grundsätze [illegible]. Das betreffende Brausepulver wirkt nicht gut. — G. K. in J. [illegible].

N. C., Abonnent in Görlitz. Ein starker Bartwuchs hat nach unserer Ansicht keinen Einfluß auf das Wachstum der Kopfhaare.

M. W. 66. Eine derartige wohlriechende Wurzel gibt es nicht; dagegen dürfte das Kauen der Rhabarberwurzel oder der Gebrauch der Cachou-Pastillen Ihrem Zwecke entsprechen.

[illegible]. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich hier zwar nicht viel sagen, wohl aber halten wir den Gebrauch des Jods für ganz zwecklos. Versuchen Sie dagegen einmal Inhalationen einer zweiprozentigen Kochsalzlösung mittelst eines Inhalationsapparates zweimal täglich durch fünf Minuten.

[illegible] am See. Ein solches Mittel ist uns unbekannt.

A. Z. in Ostende. Wir halten diese Pillen bei Magenkatarrh für erfolglos.

H. v. K. Gegen Mitesser, Pickel [illegible] siehe die in Nro. 5 dieses Jahrgangs angeführten Sandabreibungen oder Waschungen mit Schwefelseife.

Frau C. E. in G. A. Z. in Mainz. Ohne persönliche Untersuchung ist hier kein Rat möglich.

Alter Abonnent in Mannheim. Frage 1 und 2 lassen sich auf diesem Wege ohne persönliche Untersuchung oder Besprechung nicht beantworten. Sie wenden sich daher am besten an Ihren Hausarzt. 3) Bei empfindlicher Gesichtshaut ist lauwarmes Wasser besser als zu kaltes, auch [illegible] wenn man zur Reinigung nicht so viel Seife braucht, denn zu häufige Verwendung [illegible] Falle nachteilig wirkt. Es soll daher nur gute, einfache Kernseife benutzt werden; ist diese nicht in guter Qualität zu haben, so nehme man [illegible] die sogenannte Marseiller Oelseife oder die übliche Glycerinseife.

K. Jäger. 1) Mäßiger Genuß von Grahambrot bringt durchaus keinen Nachteil. 2) Bei [illegible] wird auch die vortreffliche Wirkung eine dauernde sein.

Ein junger Schweizer Abonnent. 1) Als Haarwasser gegen das Ausfallen der Haare mag folgendes versucht werden: Tinctura Cantharidarum 20 Gr., Tinct. balsami peruviani 20 Gr., Spiritus vini rectif. 120 Gr. Die Kopfhaut wird darauf wöchentlich zwei- bis dreimal gewaschen, auch etwa alle vierzehn Tage einmal mit lauem Seifenwasser. 2) Nein.

Unglückliches [illegible] in D. Außer einer örtlich angewendeten und gestellten sogenannten Entfettungskur läßt sich gegen Beleibtheit nichts weiter machen.

Langjährige Abonnentin in Posen. Gegen [illegible] und so weiter siehe vorhergehende Nummern.

Dr. Sehm.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: **Moritz Gerö** (V. Franz Josefsplatz 5);
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr **A. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ueber Klippen, Novelle von Klaus Zehren. — Der Held von Kalm, von Wilhelm Walloth. — Unsere Künstler; der Meister des Bildes (C. Jäger): „Kaiser Maximilian I. bei Albrecht Dürer“, von Markus Schäfer. — [illegible] — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau, Fortsetzung. — Ein Markt in Moskau, von L. H. — Eros, von Dr. Hans Barth. — Literarische Plaudereien von Franz Walden: Französische Literatur. — Der ewige Kreislauf des Werdens, von M. Wilhelm Meyer. — Blätter für die Frauen. Mode, von Johanna von Sydow. — Brillant, von Bel. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Rätsel. Rätsellösung; Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 267; Auflösung des Schachproblems Seite 267, Auflösung der Auslösungsaufgabe Seite 267; Bilderrätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 275. — Briefmappe.

Illustrationen: Prinz Eugen von [illegible]. — Kaiser Maximilian I. bei Albrecht Dürer, Gemälde von Carl Jäger. — Bildnis Carl Jägers. — Simeon im Tempel, Gemälde von Rembrandt im kgl. Museum im Haag. — Der Lebensmittelmarkt in Moskau, Gemälde von W. Makowski. — Ansicht von Sora. Motiv von Sora, nach photographischen Originalaufnahmen. — Berittene polnische Reiter, Gemälde von W. Gerson. — Blätter für die Frauen: Mode, fünf Abbildungen. — Detail, nach Skizzen von A. von Fischer.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Graf v. Schack's Gedichte in neuer Auflage!

Soeben ist erschienen:

Gedichte

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Sechste vermehrte Auflage.

Inhalt: I. Aus allen Zeiten. — II. Liebesgedichte und Lieder. — III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte.

Preis geheftet M. 4.50; eleg. gebunden M. 6.—

Als einer der edelsten Lyriker unserer Zeit hat Adolf Friedrich Graf von Schack sich schon in gar viele Herzen gesungen, wenn er auch als solcher noch lange nicht so bekannt ist, wie es seiner außergewöhnlichen Bedeutung zukommt. Immerhin zeugt der Umstand, daß seine „Gedichte“ bereits ihre sechste Auflage erlebt haben, von einem sich stetig weiter ausbreitenden Verständnis für seine dichterische Sendung. Die warme Begeisterung für alles Große, Hohe, Schöne ist es, die dem Leben des edlen Mannes ihren erhabenen Stempel aufdrückt: wie sollten sie nicht hier zum vollsten, reichsten Ausdruck gelangen, wo sich die Seele des Dichters am unmittelbarsten und rückhaltlosesten ausspricht?

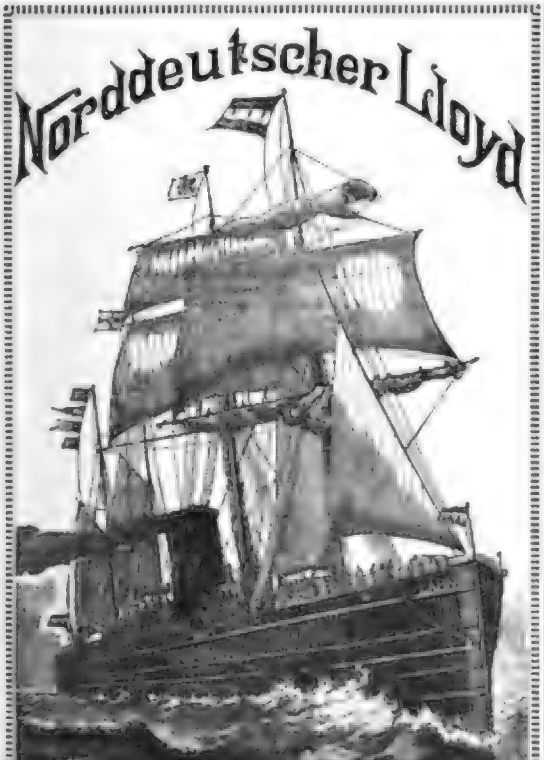
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Die Direction des Norddeutschen Lloyd.
Bremen.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt,
direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

Fabrikmarke


Garantirt solide schwarze Seidenstoffe: Faille, Satin, Merveilleux, Satin de Lyon, Faille française, Duchesse, Armure, Luxor, Ottoman, Favorite, Satin de l'Impératrice, Victoria, Perlseidenstoffe, Moiré etc. etc.

Weisse und Crême glatte Seidenstoffe, Moiré und Damaste etc. für Brautkleider.

Alles in beliebigem Metermass zu Fabrikpreisen.
Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Musterkollektion an

Schwarze Seiden-Sammete, Pelüche für Kleider, Mäntel, Besatz- und Putzzwecke, schwarze und braune Seiden-Sealskin-Pelüche für Mäntel und Jacken.
Nur solideste Qualitäten.

Die Seidenwaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.



BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

[illegible] MITTEL zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT [illegible]
und macht die HAUT [illegible]
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, Pharmaceutische Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

Kanarienvögel.
R. Maschke, St. Andreasberg, Harz. [illegible]

BUCHFÜHRUNG [illegible] Prospekt [illegible] Otto Siede — Verlag

Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen: Holzwolle-Binden, [illegible] Emil Schäfer, [illegible], Chemnitz.

Fahnen. [illegible] **Franz Reinecke**, [illegible]

L. Weyl, Berlin W. 8. Aelteste Fabrik heizbarer Badestühle. Kataloge gratis. Filiale in Wien, Wallfischgasse 6.

250 echte versch. Briefmarken [illegible] **M. 1.60** [illegible] Paul Siegert, Hamburg.

Erstes Masken- und Theaterkostüm-Atelier und Verleihinstitut Deutschlands
Telegrammadr.: Grohkostüm. von Fernsprechanschl. Nr. 2451.
J. J. Grohe
(Inhaber Gebr. Nick)
Berlin, Friedrichstr. 102/103
gegründet 1841



empfiehlt sich zur Anfertigung der Kostüme [illegible] Maskenbälle, Theater-[illegible] lebende Bilder, Polter-[illegible]
a) Muster, Katalog u. Preisliste gratis u. franko.
b) Katalog [illegible] Photographien, [illegible] 64 Figuren à ℳ 1.50.
c) [illegible] 200 Figuren à ℳ 5.50.
[illegible] ℳ 1.—, in [illegible] ℳ 5.— [illegible]

Musterbücher und Handzeichnungen werden nur gegen vorherige Einsendung des betreffenden Betrages versandt und nur bei fester Bestellung eines Kostüms zurückgenommen. Referenzvorschläge für Kostümfeste von Vereinen stehen gerne zu Diensten.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neues Werk von Georg Ebers.

Soeben ist erschienen:

Elifên,

ein Wüstentraum.

Poetische Erzählung

von

Georg Ebers.

Preis geheftet 4 Mark; in feinstem Original-Einband 5 Mark.

Georg Ebers tritt diesmal mit einem Werke hervor, welches uns eine neue Seite seines Talentes zeigt; denn in seiner Elifên entzückt er den Leser, den er früher nur als Erzähler an sich gefesselt, auch als Sänger durch den Wohlklang der metrischen Rede und des Reimes. Wiederum führt uns der Verfasser gen Aegypten, und zwar nach der Perle des Nilthales, der [illegible] Insel Philae. [illegible] kommen zur Zeit des römischen Kaisers Hadrian die rührenden und erhebenden Lebens- und Herzensschicksale eines liebenswürdigen, höchst eigenartigen Paares zur Entfaltung und zum Abschluß. Die vollendet schöne Sprache dieser ergreifenden Dichtung wird noch gehoben durch den leichten, schwungvollen und eleganten Fluß der Verse. Der Verfasser hat durch dieses Werk ein frisch grünendes Blatt dem Lorbeerkranze hinzugefügt, den ihm die Leser längst zuerkannt haben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Das erste (Januar-) Heft des Jahrganges 1888 steht

Vom Jahre 1888 ab erscheint die

Zeitschrift für die Chemische Industrie,

welche mit dem

Repertorium für analytische Chemie

verschmolzen wird, als

Zeitschrift für angewandte Chemie.

Organ der

Deutschen Gesellschaft für angewandte Chemie.

Herausgegeben

von

Dr. Ferdinand Fischer.

Erscheint Anfang und Mitte eines jeden Monats.

Preis für den Jahrgang von 24 Heften M. 20,—.

(Im Postzeitungsverkehr auch Vierteljahresabonnement für M. 5,—.)

Zu beziehen durch die Post (II. Nachtr. d. Post-Zeitgs.-Preisl. No. 6438a), alle Buchhandlungen und von der

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer

Berlin N., Monbijouplatz 3.

[illegible]

Freunde des Gartenbaus!

welche sich für Obstbau, Gemüsezucht, Blumenpflege im Garten und im Zimmer u. s. w. interessiren, bitten wir, den praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau für **vierteljährlich 1 Mark** mit zu halten. Der **praktische Ratgeber** erscheint **wöchentlich**, an **jedem** Sonntage, und wird von Künstlerhand reich illustrirt. Man bestellt ihn bei der Post oder in einer Buchhandlung. Den besten Einblick in den „Ratgeber“ bekommt man, wenn man sich eine Probenummer bestellt, die jederzeit gern umsonst und portofrei durch die Königliche Hofbuchdruckerei **Trowitzsch & Sohn** in Frankfurt a. d. Oder zugesandt wird. Erst zwei Jahre besteht das Blatt und hat heute schon

36,000 Abonnenten.

Die bereits erschienenen Nummern dieses Quartals werden jederzeit gratis nachgeliefert.

„Liederquell“

247 Volks-, Vaterlands-, [illegible] ... Steingräber Verlag, Hannover.

„Wir kennen keine

[illegible] ... G. Damm, [illegible] 53 Aufl. 4 ℳ

„Die unbedingt

[illegible] ... Auswahl ℳ 1,50.“ [illegible], Berlin.

„An die vorderste

[illegible] ... Klavierschule und Melodienlexikon (3 ℳ).“ [illegible]

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Album-Sprüche.

Eine Blumenlese

der schönsten Geistesblüten aus deutschen, französischen und englischen Dichtern und Prosaikern, von den Klassikern bis zur Gegenwart.

Fünfte verbesserte Auflage

von

Friedrich Seidel.

Eleg. geb. 5 Mark 75 Pfennig.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von G. Regenhardt in Berlin S.

In 6. Auflage [illegible]

Der Kaufmann

auf der Höhe der Zeit

Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:

1. [illegible]
2. Kaufmännisches Rechnen.
3. Handelskorrespondenz in 6 Sprachen.
4. [illegible] und Kaps in Verbindung

von

J. H. Schlössing

erscheint in 10 Liefer. je [illegible] 6 ℳ

[illegible]

Dr. Loewes

Unterrichtsbriefe

[illegible]

Grosse Klavierschule

von

Louis Köhler Op. 314

[illegible]

Der kleine Rubinstein.

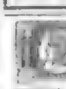
[illegible] ... von Ferd. Friedrich.

In Prachtband 4 Mark.

[illegible] ... zu beziehen durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen oder direkt vom Verleger

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Berlin, [illegible] Wien, [illegible]



[illegible]

GASMOTOREN

[illegible]

C. Beissel & Co., Ehrenfeld.

Destillation und Fabrikation

[illegible]

Erwerbs-Katalog [illegible]

Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

Elektro-Homöopathie.

Neue Wissenschaft.

Die elektro-homöopathischen Sternmittel

(Fabrikmarke rot und blauer Stern)

zur Behandlung aller Krankheiten, besonders der chronischen Leiden, sind schnell zu grosser Berühmtheit gelangt, haben Tausenden geholfen u. werden von vielen Aerzten in [illegible] verordnet. Selbstbehandlung kommt auf einen Pfennig per Tag zu stehen.

Kleine Broschüre gratis in allen Dépôts. Grosses Lehrbuch in deutscher, französischer, englischer, spanischer u. ungarischer Sprache.

Homöopathische Central-Apotheke

A. Sauter in Genf (Schweiz).

Hauptdépots:

Dresden: C. Gruners homöop. Officin. **Berlin:** Salomoapotheke, Charlottenstr. 54; [illegible]. **Breslau:** [illegible]. **Danzig:** [illegible]. **Eisenach:** A. Meyer, [illegible]. **Esslingen:** Helmsch, Apotheker. **Frankfurt a. M.:** Stretch, Adlerapotheke. **Hamburg:** Hafenapotheke. **Heilbronn:** Nick & Walter, Apotheker. **München:** [illegible]. **Posen:** [illegible]. **Stuttgart:** [illegible], Apotheker. **Strassburg:** Schwarz, Apotheker. **Trier:** Dr. Veen, Apoth. **Wien:** [illegible]. **Budapest:** [illegible]. **Krakau:** Iwedyk, Apotheker. **Lemberg:** Blumenfeld, Apotheker. **Paris:** Apotheke Wilhelm, 63 Avenue Tacheut. **Rom:** Albert, Apotheker, 53 Via S. Claudio. **Brüssel:** Homöopath. Apotheke, 64 Rue de Laeken. **Moskau:** A. Forbricher, homöopath. Centralapotheke. **Warschau:** F. Sztejner, kaiserl. Hofapotheke. **New-York:** Boericke & Tafel, 145 Grand Str.

Illustrirte

Briefmarken Zeitung



[illegible] ... ist die billigste und beste Werk zu bestimmen. ... Preis für das Quartal nur 65 Pf. ... C. Heilmann in Leipzig. ... C. Daberkow, Wien, [illegible]

Kolossaler Zulauf für Herren [illegible] Literatur-Bureau. [illegible]

[illegible]

das Meter von ℳ 2.50 ab, versendet nach an [illegible]

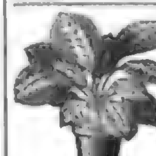
[illegible], Cottbus.

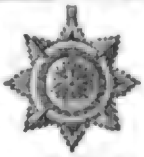
Marianne [illegible] Thieme, Berlin, [illegible]

NEUE MUSIK-Zeitung.

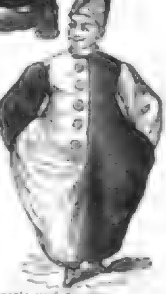
Neue Musikzeitung, [illegible] ... Familienblatt, [illegible] ... Quartal 80 Pf. ... 45000 Expl. Inhalt: Biogr. m. Porträts, Novellen, Humoresken, Gedichte, Theater- u. Konzertberichte, Anekdoten, Rätsel, Briefkasten. Vierteljährl. Gratisbeilagen: [illegible] ... Probe-No. gratis [illegible] Abonnements: [illegible]

C. Grüninger, Stuttgart.









Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl

Cotillon- und **Carneval-** Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, [illegible], Masken, Perücken, [illegible] dekorationen, Ballgegenstände u. s. w.

spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

u. Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.

Illustr. deutsche u. französ. Preisbücher Saison 1888 gratis und franko.



Unentbehrlich für jeden Haushalt

sind **heizbare Badestühle**

verbesserter Konstruktion

in welchen man sich mit 5 Pfennig Kohle in 25 Minuten ein warmes Vollbad bereiten kann. In „jedem Zimmer sofort aufzustellen“. Mit „jedem“ Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste gratis und franko.

Kosch & Teichmann.

vorm. **J. Kosch, Berlin S.,**

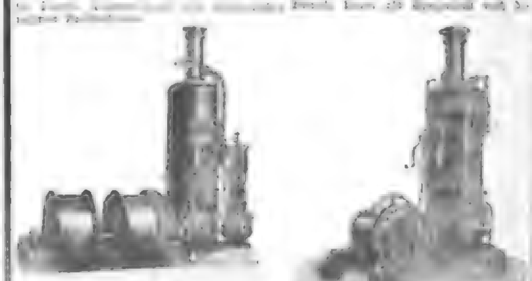
Prinzenstr. 41

Fabrik heizbarer Badestühle und Badewannen.

[illegible] Viele Anerkennungsschreiben.

Transportable Dampfwinden und Fördermaschinen, Dampfkrähne, Personen- und Lasten-Fahrstühle

[illegible]



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi.

Von

Lewis Wallace,

General der nordamerikanischen Bundes-Armee und vormals Ver. Staaten-Gesandter in Konstantinopel

Autorisirte Uebersetzung von B. Hammer.

Dritte Auflage.

2 Bände. Mit Porträt des General Lewis Wallace.

Preis geheftet in illustrirtem Umschlag 5 Mark; elegant gebunden in zwei Originalbänden 7 Mark.

Ausgabe für Bücherliebhaber, numerirt (Nr. 1–200) auf feinstem Papier in Liebhaberband. Preis 12 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Buchführung

Correspondenz, Rechnen etc.

Einfache, doppelte, amerikanische

Probebriefe gratis!

Jede Schrift wird schön!

Prospecte gratis!

Keine Vorherzahlung!

Brunner's Postfach in Wien.

Echte Briefmarken

Illustr. Preisbuch gratis. Zeitung. Katalog 45 ₰

3 Monaco	25 ₰	4 Haiti	60 ₰
10 Argentinien	40 „	10 Japan	40 „
10 Baden	40 „	4 Congostaat	40 „
5 Bolivia	100 „	3 Persien	30 „
7 Ceylon	50 „	8 Türkei	40 „
7 Chile	35 „		

Paul Lietzow, Berlin N., Zionskirchstr. 12. Gegr. 1881.



Preisgekrönt auf allen Ausstellungen.



Stuhl für Dampf- u. Wasserbäder

Rich. Cahn, Leipzig.

Fabrik Gesundheitstechnischer Anlagen.

Patent-Haarschäfte



Erfolg wunderbar

— Obacht vor Fälschungen. —

F. Fischer & Cie. in Offenburg, Baden.

Premirt: Karlsruhe, Berlin, Wien.



Arm u. Gesichtshaare

werden schmerzlos für immer mit den Wurzeln durch mein gesetzl. geschütztes Mittel entfernt. Dose 3 Mark.

R. Böttcher, Berlin, Zionskirchstr. 21.

Abwaschbare Gummi-Spielkarten!

Diese praktische Neuheit wird jetzt einzige Art von der allerrenommirtesten Firma „Vereinigte Stralsunder Spielkarten-Fabriken Aktiengesellschaft“ hergestellt und bewährt sich aufs beste.

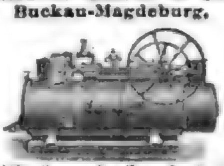
Die sogenannten Gummikarten sind nicht aus Gummimasse fabrizirt, sondern mit einem ähnlichen Material überzogen und haben dadurch den Vorzug vor den gewöhnlichen Spielkarten, daß sie nicht so leicht schmutzen und nach längerem Gebrauch mit einem feuchten Schwamm mehrmals gereinigt werden können.

Den Alleinvertrieb dieses Fabrikats haben die Unterzeichneten übernommen und sind gerne zu näherer Auskunft, sowie zur Angabe von Musterstücken an Wiederverkäufer bereit.

Leipziger Gummi-Waaren-Fabrik, vorm. Julius Marx, Heine & Co., Filiale Berlin.



Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg.



empfehlen ihre neuesten Expansions- und Compound-Locomobilen mit ausziehbaren Kesseln unter Garantie für geringsten Kohlenverbrauch mäßigsten Preisen. Preise und Auskünfte von der Fabrik gratis und franko.

Reiche Heiratsvorschläge erhalten Sie sofort (Betrag discret). Porto 20 Pf. General-Anzeiger Berlin 61 größte Institution der Welt.

Thee

Russische Mischung per Pfd. Mk. 3.50

Englische Mischung „ „ „ 2.80

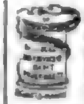
bei 3 Pfd. frco. Prob. zu Diensten.

ED. MESSMER, Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Gegr. 1852.

Hoflieferant Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers, König von Preussen u. Sr. Kgl. Hoheit des Grossherzogs von Baden.

Dr. Lukas-Jacobische



Gicht-Präparate,

kein Geheim-Mittel, frei von allen drastischen Stoffen. Das Urtheil der Medizinischen Presse lautet: In „Casper's Wochenschrift für die gesammte Heilkunde“ 1893, Jan. S. 20–23, im „Pharmaz. Centralblatt“ v. 24. Jan. 1893: „Die grösste und alle anderen sogenannten Gichtmittel u. Mineralbäder übertreffende Wirkung hat dasselbe in der Paroxysmen bildenden Gicht, besonders wenn sie mit Knotenbildung und Ankylosirung von Gelenken verbunden ist. Die elendesten Kranken, die das ganze Jahr nicht mehr aus dem Bette kommen, deren Gelenke fast alle mehr oder weniger unbeweglich geworden waren, die fast beständig Schmerzen und der Erschöpfung nahe zu sein schienen, die vergeblich die Bäder von Teplitz, Warmbrunn, Aachen u. s. w. gebraucht hatten, oder doch durch dieselben nur ganz temporär erleichtert waren, habe ich (Dr. Thär) durch den Gebrauch dieses Mittels fast gänzlich rekonvalesciren gesehen. — Ich gebrauchte dieses Mittel seit 1813 und habe es in mehr denn 100 Fällen angewendet, kann deshalb wohl behaupten, damit vertraut zu sein“ etc.

Preis nach unter der K. Preuss. Arznei-Taxe: à Flacon Pillen M. 4.50, à Dose Taffet M. 2.—

Priv. Hof-Apotheke in Sonnewalde von H. Jacobi.

Weißwein, Lit. 60 Pfg., Flasche 65, Rotwein, „ 85 „ „ 75. Gute reine Weine! Bei größ. Bedarf bel. empfehl. Man verl. 25 Lit. ab. 30 Fl. z. Pr. Probefl. gratis. Fritz Dauernspeck, Homburg a. Rh.

Erste Medaillen für vorzügliche Qualität eigenes Wachstum, Rhein-Wein, rein, kräftig, weiß à Ltr. 60 bis 250 Pfg., rot 90 bis 300 Pfg., von 25 Ltr. an mit Rabatt. Moritz S. Roesch, Weinhandel, s. Winzer, Senior Düsseldorf.



Glafey-Nachtlichte,

unübertroffen, als best prämiirt, besser als Petroleumlampchen, wohlgeruchlos u. eleganter ... zu haben in jedem besseren Geschäfte.

Neu! **Wormatia-** Neu!

Gesundheitspfeife,

gesetzlich geschützt.

mit chemisch präparirtem und imprägnirtem ..., den Rauchern als das vorzüglichste anerkannt, mit Abonnement, lang Mark 2.80, 1/2 lang Mark 2.50

J. Menz, Pfeifenfabrik, Worms a. Rh.

Preislisten u. Zeichnungen gratis u. franko.

Heirat.

Ein Fabrikant, in einer Süd. Residenzstadt lebend, mit M 100000 Vermögen und M 18–20000 sicherem Jahreseinkommen, gebildet, angenehme Persönlichkeit, 34 Jahre alt, evangelisch, gesund, kräftig und von heiterem Charakter, wünscht sich mit einer Dame aus guter Familie in entsprechendem Alter und Vermögen alsbald zu verheiraten.

Hochgestellte junge Damen, deren Eltern oder Verwandte werden gebeten, eingehende Anfrage vertrauensvoll unter F. 2602 an Rudolf Mosse in Frankfurt a. M. zu richten u. werden Briefe sofort beantwortet oder retour gesandt.

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.— M. 2. und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

25 Dresdener Strasse Berlin S. und London, 101 Leadenhall Street E. C.

Harzkäse, echt. Postkiste 9½ Pfund M 3.01 inkl. frko. gegen Nachnahme. Herm. Sachses jun. Harzburg.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Zur Wiedergenesung!

Unwohl oder „unpäßlich“ zu sein, ist in den meisten Fällen gleichbedeutend mit Störung der Verdauungsthätigkeit und in jedem Falle eine Beeinträchtigung der guten Laune, also des Lebensglücks. Erfreulich ist es daher, ein ganz unverfängliches und dabei höchst wirksames Heilmittel in Gestalt der **Sodener Mineral-Pastillen** kennen zu lernen, welche einer ganzen Reihe von Unpäßlichkeiten ebenso Ziel wie einer Mehrzahl ernster, lang sich hinziehender Leiden Einhalt thun und abhelfen können. Betrachten wir also die Liste solcher Fälle von Unpäßlichkeit und hartnäckiger Krankheit, gegen welche die **Sodener Mineral-Pastillen** überaus häufig mit bestem Erfolg angewandt worden sind, etwas genauer und mit Hinweis auf ihre besonderen Eigenthümlichkeiten!

„Schlechtes Aussehen“, welches die Verwandten und Freunde zur besorgniserregenden Frage nach dem Befinden veranlaßt, ist meist die **Folge schlechter Verdauung** und eines nicht gesunden Zustandes der **Leber**. Die **Sodener Mineral-Pastillen** nun, welche auf alle Schleimhäute und so auch auf die des Verdauungssystems wirken, d. h. die Funktionen des Unterleibs in ihren normalen Gang bringen, schaffen eine bessere Blutbildung, also auch eine ausgiebigere Ernährungsfähigkeit und als Zeichen davon ein gesundes blühendes Aussehen.

Gelbliche Gesichtsfarbe und ärgerliche Gemütsdisposition, wie sie bei Leberleidenden hervortreten, werden durch den gehörigen Gebrauch der **Sodener Mineral-Pastillen** nicht lange standhalten. Gleichwie die Sodener Heilquellen gegen einfache Erkrankungen der Leber seit Jahren mit noch besserem Erfolg gebraucht werden, als gewisse teure Luxusbäder von großem Ruf, so wirken auch die aus den Heilquellen des berühmten Taunusbades durch sorgfältige Abdampfung gewonnenen **Sodener Mineral-Pastillen** durch ihre auflösende und mild abführende Wirkung den Anschoppungen in der Leber entgegen und beseitigen die bittere Stimmung mancher Patienten.

Der Magenkatarrh, dessen so überaus häufiges Vorkommen, das fast in jedem Hause seine Vertreter hat und durch Vernachlässigung recht bedenkliche Folgen für Lebensfreude und Lebensdauer herbeiführen kann, diese verbreitetste katarrhalische Affektion des Magens kann durch das überall erhältliche Mittel, die **Sodener Mineral-Pastillen**, recht gründlich bekämpft werden. Sie wirken eine Arznei in besten Kreisen. Diese Männer lieben das Wassertrinken überhaupt nicht und gelangen auch schwer zu dem Gebrauch der Mineralwässer, sei es an der Quelle oder zu Hause. Aber eine Schachtel mit Pastillen, die für 85 Pfg. im Vorbeigehen bei irgend einer Niederlage dieses gesundheitlichen Heilmittels gekauft werden kann, das läßt sich überall hin mitnehmen und sowohl während der Arbeit, wie im Spaziergehen kann man solche Pastillen im Munde zergehen lassen.

An Hämorrhoiden Leidende, welche durch eine sitzende Berufsthätigkeit oder durch andere Umstände dazu bestimmt sind, unter mancherlei Unterleibsübel sich zugezogen haben, finden in den **Sodener Mineral-Pastillen** ein erprobtes Mittel zur Beseitigung der Unterleibsstörungen, aus welchen das Hämorrhoiden-Leiden hervorgegangen ist. Bisher pflegt das Obst in allen Arten (auch in dem Pflanzenreich), wenn durch den Gebrauch der **Sodener Mineral-Pastillen** die regelmäßige Stuhlgang hergestellt, die habituelle Verstopfung und Dyspepsie also gehoben und eine normalere Ernährung des Organismus wieder hergestellt ist. Der Gebrauch dieser Pastillen hindert die Anhänge von Unterleibsstörungen, sich krankhaft entzünden, sie sind aber auch dann noch wirksam, wenn derartige Katarrhe des Magens und Darms schon vorhanden und das Hämorrhoiden-Leiden deutlich in die Erscheinung getreten ist. Natürlich muß der Gebrauch der

Sodener Mineral-Pastillen

in dem Maße ein um so beharrlicherer sein, als das zu bekämpfende Uebel alt und eingewurzelt ist. Selbstverständlich ist andererseits die Wirkung um so prompter, je geringfügiger noch die Krankheitserscheinung ist.

Einfache Verschleimung, wie sie täglich von Tausenden oft nur als Folge Genusses geistiger Getränke in froher Gesellschaft empfunden wird, verhütet oder beseitigt der in solchen Dingen Bewanderte leicht, indem er am Abend selbst und andern Morgen je 2 bis 6 Pastillen in seinem Munde sich auflösen läßt; denn schleimlösend in hohem Grade sind die bekannten Sodener Mineralquellen und desgleichen die aus ihnen gewonnenen **Sodener Mineral-Pastillen**.

Hustenkranke pflegen daher die eifrigsten Besucher Sodens und, falls sie nicht ins Bad reisen können, die bereitwilligsten Käufer der **Sodener Mineral-Pastillen** zu sein. Es ist indes sehr praktisch leichtere und schwerere Hustenanfällen, zwischen rasch vorübergehenden und chronischen, langwierigen Katarrhen des Rachens, des Kehlkopfs und der Lungen zu unterscheiden. In erster Linie dürften die Mineral-Pastillen aus dem Sodener Curanstalt sogar Denen zu empfehlen sein, die sich nur der großen Empfänglichkeit ihrer Athmungsorgane für katarrhalische Affektionen bewußt sind und darauf denken, namentlich bei kalter, windiger Witterung **Husten und Heiserkeit** zu vermeiden, d. h. dem Eintreten dieser Leiden dadurch vorzubeugen, daß sie während des Gehens in rauher Luft eine Sodener Mineral-Pastille im Munde auflösen. Ist die Heiserkeit schon eingetreten, zeigt sich beim Sprechen der Kehlkopf gereizt und bekundet ein häufiger Husten den eingetretenen Lungenkatarrh, dann genügt natürlich eine vereinzelte Pastille nicht, es müssen mehrere **Sodener Mineral-Pastillen** wiederholt nach einander genommen werden, um die thatkräftig lösende und mildernde Wirkung auf die affizirten Schleimhäute zu üben. Niemand wird einen quälenden Husten in seiner Nähe mit anhören wollen, ohne ein so bewährtes Linderungsmittel anzuraten.

Ernste Lungen-Katarrhe und ausgesprochene Tuberkulose erfordern noch fortgesetzten und reichlichen Gebrauch der **Sodener Mineral-Pastillen**, von welchen dann 2 bis 3 mal täglich 5 bis 10 Stück in 1/4 Liter lauwarmem Sodener Wasser No. III. gelöst und zu einer Zeit genommen werden, in welcher der Magen nicht mit Speise belastet, also nicht in Verdauung anderer Stoffe begriffen ist.

Einer besonderen Beweisführung, daß die Sodener Quellen für chronische Katarrhe der Athmungsorgane ebenso heilwirkend wie für diejenigen des Verdauungssystems sind, bedarf es nicht. **Aerztliche Autoritäten** von anerkannter Bedeutung haben sich längst, ohne Widerspruch zu finden, dahin geäußert, daß gerade der Gebrauch der Quellen, aus welchen die Mineralstoffe zu den Sodener Pastillen hauptsächlich gewonnen werden, „sich (wie ein Sachkenner bemerkt) ganz vorzüglich für das ganze Gebiet chronisch-entzündlicher Krankheiten der Respirations-Organe, in specie des Kehlkopfs und der Nasopharyngeal-Schleimhaut eignet.“

Brustkranke aller Nationen pilgern alljährlich in so großer Zahl nach dem schönen Taunusbad, daß man dort die Empfindung hat, es würde die Wirkung welche die Sodener Brunnen auch für andere, namentlich Unterleibskrankheiten, bieten, unterschätzt und in den Hintergrund gedrängt durch die überwiegende Zahl der Kuren erkrankter Athmungsorgane.

Brustkranke sind es auch, welche am meisten nach einer Fortsetzung der Sodener Kur durch Gebrauch der **Sodener Mineral-Pastillen** verlangen, weil sie wissen, daß diese Pastillen aus den besten Quellen Sodens, **unter ärztlicher Kontrolle**, durch Abdampfung gewonnen werden. Ein ärztlicher Schriftsteller rät zum Gebrauch der mineralischen Naturheilmittel Sodens da, wo „Reizzustände der Respirations-Organe vorhanden sind, welche den Verdacht der Lungen-Phthise erwecken“. Ist letztere aber eingetreten, so wirken die **Sodener Mineral-Pastillen** den die Lungen-Phthise begleitenden Katarrhen der Bronchien entgegen.

Nach Lungen- und Rippenfell-Entzündungen ist zur Verhütung oder Milderung der Nachwehen der Gebrauch der **Sodener Mineral-Pastillen** in hohem Grade indizirt, und bildet eine Vorsichtsmaßregel, die ebenso durch die Sorgfalt der Pflege eines Genesenden geboten, als pekuniär leicht zu beschaffen ist.

Als ein wahres Volksarzneimittel haben sich im allgemeinen die **Sodener Mineral-Pastillen** schon bewährt und zahlreiche Zeugnisse von Aerzten wie Laien sprechen dafür, daß sie die Wirkungen, welche man von ihnen hofft, auch in Wahrheit üben.

Jede Familie, die einen schwer Hustenden, einen Lungenleidenden in ihrer Mitte hat, wird mit Genugthuung das lindernde und zur Genesung hinleitende Wirken der **Sodener Mineral-Pastillen** wahrnehmen und Jeder, der sich eines so wohlthätigen Mittels versichern will, findet unter den vielen Bezugsstellen diejenige, welche ihm das bewährte Hausmittel ohne Mühe liefert.

Der **Preis** ist pro Schachtel auf nur 85 Pf. für Deutschland gestellt und sind dieselben in allen **Apotheken, Droguerien und Mineralwasserhandlungen** erhältlich.

*Es ist eine ärztlich bekannte Thatsache, dass die **Diphtheritispilze** in den meisten Fällen sich in **dem Rachen ansiedeln**, wenn derselbe vorher katarrhalisch erkrankt ist. Es empfiehlt sich deshalb während **Diphtheritisepidemien**, dass alle Mütter ihre Kinder dazu anhalten, auf den notwendigen Wegen zur Schule etc. eine Sodener Pastille im Munde langsam zergehen zu lassen.*

Digitized by Google

Dr. Lahmann's Sanatorium

auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.

Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., constit. Leiden etc. Sommer- und Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.

Papier-Zeitung

Probenummer kostenfrei. Carl Hofmann, Berlin W. 9.

PATENTE aller Länder

besorgen und verwerthen J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI

Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI

Ingenieur und Patentanwalt. Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte

BERLIN, W. Friedrich-Str. 78. Ecke Französische-Strasse

Ältestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.

Die präparirte Holzkohle, welche schon seit langen Zeiten im Arzneischatz ein sehr bewährtes Mittel gegen Nervenaffektionen des Magens und der Gedärme war und bei ruhrartigen Erscheinungen, ... ausgezeichnete Dienste leistete, wird hier in einer ... zweckmässigen Arzneiform geboten, welche bei intensiver Heilwirkung zugleich ein vortreffliches, leicht verdauliches und wohlschmeckendes Nahrungsmittel darstellt und nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Die Biscuits sind sowohl von dem Unterzeichneten, als auch von den Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen und deren Verkaufsstellen zum Preise von 1 Mk. 50 Pfg. ... zu beziehen.

Auf Wunsch Prospecte und Preisermässigungen für grössere Bezüge.

Dresden. Dr. L. Caro. Königl. Sächs. Hofapotheke.

Leuze'sches Mineral-Bad

Berg-Stuttgart.

Wintersanatorium ...

Dr. Wiedmann. Dr. Wächter.

Lippmann's Karlsbader Brausepulver

Bestes Hausmittel bei Verdauungsstörungen, trägem Stoffwechsel und deren Folgen ... Zu haben in d. Apoth. ... Lippmanns Apotheke Karlsbad.

van Haagen's Holländisches Cacaopulver

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn van Haagens Cacao an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe von Fabrik zu Detailpreisen per Nachnahme an Private versandt.

Richard C. van Haagen Utrecht. Amsterdam

Cacao-Vero.

entölter, leicht löslicher Cacao.

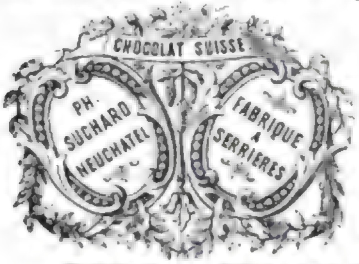
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.

Preis per ½ ¼ ⅛ Pfd.-Dose 300 150 75 Pfennige.

Hartwig & Vogel Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Drogengeschäften.

Goldene Medaille in Paris 1878.



Die ausgezeichnete Qualität der Chocolade aus der Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel (Schweiz) ...

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois.
à Londres EC. 2 Mincing Lane.

Geistig Zurückgebliebene

...

Wiesbadener Kochbrunnen-Salz-Pastillen



fabrizirt unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden ...

Die Wiesbadener Kochbrunnen-Salz-Pastillen finden ihre Anwendung bei ... der Athmungsorgane, ... Husten ... Schleimauswurf erleichtern. ...

Preis per Schachtel M. 1. –

... Wiesbadener Kochbrunnen-Seife ... Wiesbadener Kochbrunnen-Rohsalz ... Wiesbadener Kochbrunnen Quell-salz ... Wiesbadener Kochbrunnen Wasser ...

Versand durch das Wiesbadener Brunnen-Comptoir Wiesbaden.

Zu haben in allen Apotheken, Mineralwasserhandlungen und Drogengeschäften, ... in allen besseren Parfümerien ...





Kaiser-Blume feinster Sect

Gesetzlich geschützte Marke

Gebrüder Hoehl in Geisenheim. Schaumwein Kellerei.

Cognac

der Export-Cie. für Deutsch. Cognac, Köln a. Rh., bei gleicher Güte billiger als französischer.

Verkehr nur mit Wiederverkäufern welche auf Wunsch Muster frei und unentgeltlich erhalten.

Consumenten wollen sich durch Nachfrage in den besten Geschäften der Branche von der Güte u. unbedingten Konkurrenzfähigkeit unseres Cognacs überzeugen u. auf unsere Etiquettes genau achten. Auf Verlangen teilen wir gern die nächste Verkaufsstelle mit.

Abonnements

auf „Ueber Land und Meer", Haupt-Ausgabe in wöchentlichen und Künstler-Ausgabe, werden jederzeit entgegengenommen und die bereits erschienenen Nummern ... von

allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, ebenso von jedem Postamt in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Dänemark, Helgoland, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland und Schweden.

Für das übrige Ausland besorgen Abonnements auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe von «Ueber Land und Meer» ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze:

für *England, die englischen Kolonien, Nord-Amerika, Brasilien, Arabien, Persien, Indien, China und Japan:*
das deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;

für *Frankreich, Spanien und Portugal:*
das deutsche Reichspostamt in Strassburg i. E.;
A. Ammel, Fortland, 36 Rue Monge in Paris;
A. Ammel, 5 Brandgasse in Strassburg i. E.;
H. Arthaud & Co., 48 Rue du Faubourg Saint Martin in Paris;
Veuve J. Boyveau, 22 Rue de la Banque in Paris;
B. Bradshaw & Co., 23 Avenue de la gare in Nice;

für *Italien,* ausser den italienischen Postämtern:
S. Lecchti, Chef des Zeitungsbureau des Hauptpostamts in Bern;
Fratelli Bocca, 3 via Carlo Alberto in Turin;
Begetti & Bellani, 1 via Romagnosi in Mailand;
Ditta Bossi, 7 via Carlo Alberto in Turin;

für *die Türkei, Griechenland und die Levante:*
das österreichische Postamt in Triest;
Ph. Ch. Xenackis, grande rue d'Eole in Athen;

für *Konstantinopel:* das kaiserlich deutsche Postamt dort

für *Brasilien:* H. Laemmert & Co. in Rio de Janeiro;
Gundlach & Co. / A. Maseron } in Porto Alegre;

für *die Argentinische Republik*
L. Jacobsen & Co. / H. Vitter } in Buenos-Ayres;

für *Mexiko:* Wagner & Levien in Mexiko;
Epstein & Ruhland in Mexiko;

für *Australien:* das deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;
Gordon & Gotch in Melbourne, Collins Street West;
Gordon & Gotch in Sidney, George Street;
Gordon & Gotch in Brisbane, Queen Street;
F. Basedow in Adelaide;
F. Basedow in Tanunda;

für *Japan:* Ahrens & Co. in Yeddo;

für *Chili und Peru:* C. F. Niemeyer in Valparaiso;
Colville & Co. in Lima;
Colville & Co. in Callao;

für *Kapland:*
Darter Brothers & Walton / H. Michaelis / A. Braun } in Kapstadt.

Auf Wunsch versendet auch die Expedition von «Ueber Land und Meer» jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse und beträgt dann der im voraus zu entrichtende Abonnements-Preis für ein Jahr (einschliesslich des Portos):

für die Haupt-Ausgabe:

innerhalb Deutschlands und nach Oesterreich-Ungarn M. 18. —
nach allen Staaten des Weltpostvereins M. 22. — oder Frcs. 28. —
nach dem übrigen Ausland M. 30. — oder Frcs. 38. —

für die Künstler-Ausgabe:

innerhalb Deutschlands und nach Oesterreich-Ungarn M. 24. —
nach allen Staaten des Weltpostvereins M. 30. — oder Frcs. 37.50
nach dem übrigen Ausland M. 36. — oder Frcs. 45. —

Die Einsendung des Abonnementsbetrages erfolgt am einfachsten durch Posteinzahlung, wo solche nach Deutschland zulässig ist, andernfalls durch Anweisung auf ein deutsches Haus.

Zur Beachtung.

Unseren vielen **mit Neujahr** in das Abonnement auf **„Ueber Land und Meer"** Haupt-Ausgabe in Groß-Folio,

neu eingetretenen Lesern

zur Nachricht, daß wir die nötigen Vorkehrungen getroffen haben, um denselben auch das **erste Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden XXX. Jahrgangs, der schon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres seinen Anfang nahm, auf Verlangen **sofort noch vollständig nachliefern** zu können. Dasselbe kann zum Abonnementspreis auf demselben Wege bezogen werden, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgend welche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung von 3 Mark zur sofortigen direkten Uebersendung dieses ersten Quartals bereit.

Auch von der **„Deutschen Romanbibliothek"** kann das **erste Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für 2 Mark noch vollständig nachbezogen werden, entweder von derselben Bezugsquelle, von welcher man das **zweite** Quartal erhält, oder auch auf Verlangen direkt von der Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung von 2 Mark.

Stuttgart, im Januar 1888.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 15.

59. Band.
Prachtvoller Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Freitag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Ueber Klippen.

Novelle von

Klaus Zehren.

(Fortsetzung.)

Du, Priskow," gähnt Alfen, „ein famoses Bett, was? Die Bella von Nümitz ist ein charmantes Mädchen!"

„Hm," grunzt Priskow bereits schlaftrunken.

„Meinst Du nicht?"

„Impertinentes Frauenzimmer!"

„Ach, Du meinst wegen des Tanzens? Na, das war ein unschuldiger Scherz. Was hast Du denn mit der blonden, etwas stillen Tochter des Hauses den ganzen Nachmittag angefangen?"

„Wir sind in den Ställen herumgebummelt!"

„Auch ein Vergnügen!" lacht Alfen, und nach einer Weile: „Die Kleine ist eigentlich gar nicht hübsch, wie? Herr Gott, jetzt schläft der Mensch schon wie ein Murmeltier! Dir werden sie im Winter auch schon abgewöhnen, um elf Uhr zu schlafen wie eine Katze und früh um fünf wieder aufzustehen!"

Alfens Bett kracht; er denkt an die achtzigjährige Frau, dann kommt ein reizender Arm aus einem spitzenbesetzten Aermel hervor, und wie er genau hinsieht, ist es ein Halfterstrick, an dem sein Rappe herumknabbert.

Die Fliegen surren nicht mehr, aber Priskow schnarcht.

•

Es ist fünf Uhr!

Priskows unfrisirter Kopf fährt zum geöffneten Fensterflügel hinaus und starrt mit verschlafenen Augen in den Herbstnebel.

„Nun, es regnet wenigstens nicht."

Der Kopf fährt wieder zurück. Eine Viertelstunde später steht der Lieutenant neben einem zierlichen Pferde, Isabella, und hebt Fräulein von Ulbernkirchen wie eine Feder in den Sattel. Er bemerkt dabei, daß ihr Fuß in dem zierlichen Halbstiefel allerliebst aussieht. Dann gibt er Sunset ein Stück Zucker, und bald traben die beiden durch den sich senkenden Nebel hinaus in den herbstlichen Wald. — „Isabella ist so heftig heute, daß ich sie kaum zügeln kann."

„Setzen Sie sich, bitte, nur etwas mehr hinten über und dann, bitte, die Hand recht leicht! Sehen Sie wohl, sie wird schon ruhiger!"

Hilde sieht lächelnd, mit roten Wangen auf den glänzenden Hals von Isabella nieder.

Jetzt macht Sunset einen Satz vor einem über den Weg huschenden Hasen.

„Wie famos Priskow im Sattel sitzt, und wie sein Pferd unter ihm tritt! Der versteht's fast noch besser wie Papa!" denkt die junge Reiterin.

„So, nun ein wenig Galopp; hier wird der Weg schön weich. Bitte, reiten Sie voran, mein gnädiges Fräulein!"

Die blonden, krausen Haare wehen lustig von der weißen Mädchenstirn zurück und spielen anmutig um ihren graziösen Nacken. Hinter sich hört sie das regelmäßige Schnauben von Sunset, wie es nur Pferde mit guten und freien Lungen hören lassen.

Es reizt sie, dies langweilige, gleichmäßige Schnauben.

„Komm, Isabella!"

Der Galopp wird stärker. Das gleichmäßige Schnaufen bleibt hinter ihr immer in demselben Tempo.

Ein Jungenschlag, begleitet von einem leichten Peitschenhieb, und Isabella macht sich lang. Das Laub raschelt unter den flüchtigen Hufen, aber das Pferd hinter ihr hat noch immer dieselbe Distanz und stößt den Atem mit derselben Regelmäßigkeit durch die Nüstern, nur etwas schneller.

Jetzt kommen sie an die Chaussee. Hilde verhält allmälich und hebt die rechte Hand in die Höhe.

„Aha," schmunzelt Priskow, indem er seiner Sunset den trockenen Hals klopft, „Kavalleristentochter!"

Sie reiten beide Schritt neben einander. Hilde ärgert sich, daß Isabella dampft und Sunset kein feuchtes Haar hat.

„Ist Ihre Mutter schon lange tot, Herr Lieutenant?"

Hilde weiß selbst kaum, wie sie zu der Frage kommt.



Trotzköpfchen. Gemälde von M. Reigner.

„Seit drei Jahren!“

Priskow sieht ganz aus, wie ein Kirchhof im November.

„Ich habe meine Mutter nie gekannt. Sie haben es besser gehabt, Herr von Priskow.“

„Was man nicht gekannt, darnach kann man sich nicht sehnen.“

Priskows Stimme ist belegt, als er das sagt.

„O doch,“ antwortet sie und wendet ihm ihr feines Gesicht mit unendlich wehmütigem Ausdruck zu. „Sie tragen das Bild Ihrer Mama im Herzen und haben den Segen einer Mutterhand in Ihren Knabenjahren gefühlt, aber ich nie!“

„Sie haben doch einen guten, lieben Vater,“ tröstet Priskow, „und ich habe niemand mehr, dem etwas an mir liegt.“

„Aber Ihre Kameraden und Freunde?“

Er lächelt sarkastisch.

„Freunde, was sind Freunde? Alles Oberfläche! Ja, wenn ich einen recht guten Freund hätte; aber ich bin sonderbar, mir nähert sich niemand, und ich bin selbst zu ungeschickt dazu. Es haben mich zwar alle Kameraden ganz gern, weil ich kein Spielverderber bin und kein Kopfhänger, aber das ist auch alles. Um meines Herzens willen hat mir noch niemand freundlich die Hand geschüttelt, außer meine Mutter, und darum habe ich oft ganz schwermütige Gedanken und meine, ich dürfte gar nicht mehr vergnügt sein seit jenem Tage, wo der schwarze Wagen kam und ich dahinter herlief und auf dem Boden immer etwas suchte, was ich verloren hatte!“

„Sie sind ein guter Mensch! Soll ich Ihr Freund sein?“

Priskow schaut erstaunt auf eine kleine Hand in gelbem dänischem Lederhandschuh, welche über dem Halse von Sunset schwebt.

Er greift nach der Hand und preßt dieselbe, daß sie ganz in seiner breiten Rechten verschwindet.

Hilde beißt sich auf die Lippen und zerdrückt eine Thräne zwischen den Wimpern. Es that schrecklich weh!

„So, und nun fort mit der Schwermut! Ich habe ja einen Freund gefunden!“

Priskow richtet seine schlanke, elastische Gestalt im Sattel auf, und lustig traben sie weiter, dem Schloßturm von Ulbernkirchen entgegen.

*

Acht Tage sind verflossen, Priskow und Alfen fühlen sich wie Kinder im Hause und müssen morgen fort. Den erstern hat der alte Major ins Herz geschlossen wie seinen Sohn. Tante Mainhof traut ihm noch immer nicht ganz. Hilde ist sein guter Kamerad geblieben, vielleicht noch mehr geworden, und Bella ruht wie ein Funke zwischen zwei Bündeln Heu und weiß nicht, welches von beiden am leichtesten und mit Zurücklassung der besten Asche verbrennen würde. Das eine ist Alfen, der bereits zu glimmen anfängt, liebenswürdig und Rittmeister ist, aber einfach Alfen heißt und einer reichen Kaufmannsfamilie entstammt; das andere ist Priskow, junger Lieutenant, zukünftiger Majoratsherr, schwer in Brand zu setzen, aber Standesgenosse.

Sie hofft, diesen Zweifel im nächsten Winter zu klären.

Die vier jungen Leutchen sitzen zusammen im Billardzimmer nach beendeter gemeinschaftlicher Carambolage und plaudern.

„Hoffentlich werden wir am 15. Oktober beim Rennen in S. das Vergnügen haben, die Damen wiederzusehen,“ meinen die Herren.

Bella freut sich furchtbar darauf und wettet mit Alfen um den ersten Walzer, daß die Sunset den ersten Preis bekomme, woran der Rittmeister zweifelt, da noch ein besseres Pferd im Regimente sei.

„Diesmal kommen wir aber ohne rote Sonnenschirme!“ plagt Bella heraus.

Sekundenlanges, verlegenes Schweigen. Hilde wird verwirrt und beginnt, nervös mit den Billardbällen zu spielen. Alfen fängt an zu lachen.

Priskows Gesicht sieht unendlich gutmütig aus, und er sagt treuherzig:

„Es war meine eigene Ungeschicklichkeit, daß Sunset sich überschlug.“

Fräulein von Nümitz lacht wie gekitzelt.

„Aber die dummen Frauenzimmer, so besorgt um ihren Teint zu sein!“ nach welchem Wort Hilde bis ans Fenster retirirt und das Stumpfnäschen gegen die Scheiben drückt.

Priskow ist aufgestanden.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, den gewiß ungerechtfertigten Ausspruch von mir, aber wenn die besten Pferdeknochen, die je auf Stroh gestanden, in Gefahr sind, dann kann man in der Hitze wohl einmal etwas Kräftiges sagen, obgleich es unangenehm ist und keinen freundlichen Eindruck hinterläßt, wenn man an eine unbewußte Taktlosigkeit erinnert wird.“

„Ist auch gar nicht meine Absicht gewesen, einen guten Eindruck zu hinterlassen!“ spottet Bella schnippisch.

„Vielleicht war es bis dahin absichtslos geschehen!“ Priskow wird sarkastisch.

„Soll ich das Fenster öffnen, Fräulein von Nümitz, ich glaube, es ist Ihnen zu heiß hier?“

Bella nagt wütend an ihrem Batisttuch, und Priskow nähert sich dem Fenster, vor welchem Hilde steht und angelegentlich die Hühner betrachtet, welche vor dem Regen unter einen Lebensbaum geflüchtet sind und die Federn hängen lassen.

„Nicht wahr, Fräulein von Ulbernkirchen, Sie sind nicht böse, daß ich jene Worte neulich gesagt habe?“

Sie sieht in sein treuherziges Gesicht, welches den Ausdruck eines um Verzeihung bittenden Schuljungen trägt, und muß unwillkürlich lächeln, obgleich ihr noch eine Thräne über Bellas Taktlosigkeit in den Wimpern hängt.

„Ich finde es nicht hübsch von meiner Freundin, den letzten Tag so zu verderben; ich hatte mich so gefreut, daß mich keiner der Herren bei dem Unfall erkannt hatte.“

„Dann würde ich es nicht gesagt haben,“ versichert Priskow treuherzig. „Aber, nicht wahr, Sie kommen zum Rennen nach S.? Es sind ja nur drei Stunden zu fahren bis dahin.“

„Ja, wenn Papa mich mitnimmt,“ lächelt sie schelmisch. „Wenn ich komme, halte ich beide Daumen, aber reiten Sie nicht zu toll, und die große Treppe klettern Sie auch nicht wieder hinauf, höchstens zu Fuße!“

Priskow ist es so warm ums Herz geworden wie damals im Pferdestall. Sie haben sich beide die Hand gegeben und merken es gar nicht, während sie zum Fenster hinaussehen und sich über Findelfen freuen, der galant den Kuhmägden durch den strömenden Regen hindurch Wasser aus dem Brunnen herzuträgt, dabei aber nicht unterläßt, der einen oder andern jedesmal in die prallen Backen zu kneifen, wenn er den gefüllten Eimer übergibt.

Priskow sieht unwillkürlich an Hildes weicher Wange herunter und beneidet seinen Burschen, der sich solche Freiheit ungenirt erlauben darf; aber die Kuhmägde haben auch andere Backen als Hilde, deren Wange er höchstens streicheln möchte, wie zu seinem Neide Papa Major das jeden Morgen thut.

Hildes Händchen hängt schlaff herab, und Priskow hat seinen rechten Daumen zwischen die Schnüre seines Attila fest eingehakt. So stehen sie lange Zeit und langweilen sich gar nicht. Bella hat sich durch Alfen herumkriegen lassen und plaudert in ihrer gefälligen Weise lebhaft mit ihrem Nachbar, der in seinen Tröstungen so lebhaft wird, daß seine großen wasserblauen Augen aussehen wie Fettaugen auf einer Krebssuppe.

*

Die Herren haben endgiltig am Abend Abschied genommen. Priskow ziemlich wortlos, Alfen mit einem liebenswürdigen Schwall von Dankesworten und dem Versprechen, daß sie im nächsten Winter nicht versäumen würden, den Herrschaften in ihrer Stadtwohnung ihre Aufwartung zu machen.

Die Damen sitzen noch einen Moment beisammen.

Frau von Mainhof liest die Zeitung, ein Blatt fällt ihr vom Schoße. Hilde hebt es auf, und wie es die Tante hinnimmt, ist ein großer Tropfen darauf gefallen.

Draußen regnet es noch immer, und Hilde sagt: „Gute Nacht!“

II.

Es ist der 15. Oktober.

„Halt doch dem Schinder die Nase hoch! So! — Nun los!“

Drei große Langaden, und der Hengstfalbe beruhigt sich.

„Höre, Priskow, ich warne Dich noch einmal; der Gaul fällt in jeden Graben trotz all seiner sonst guten Eigenschaften. Ich habe ihn erst vor drei Tagen in Hamburg gekauft. Wenn Du ihn durchaus reiten willst — ich wasche meine Hände in Unschuld!“

„Mache doch keine Geschichten, Bretzen; werde schon mit ihm fertig werden. Was, Nestor?“ Und Priskow kitzelt den Hengst mit der Reitpeitsche an den Ohrenspitzen, wofür derselbe sich durch einige wilde Sprünge rächt.

„Bitte, meine Herren, zum Start!“

Fünf Pferde gehen im ruhigen Galopp an den Reihen der Wagen und Zuschauer herunter zum Auslauf; nur Nestor springt in weiten Langaden, mühsam von Priskows weicher Hand gezügelt, vorüber. Trotzdem hat der Reiter Zeit, liebenswürdig nach einem Wagen hinüberzulächeln, in welchem eben ein alter Herr enthusiastisch schreit:

„Wie der Junge zu Pferde sitzt, und was für Blut!“

Sie stehen alle im Wagen, unsere Bekannten von Ulbernkirchen, und folgen mit Spannung den dahinstürmenden Reitern.

„Donnerwetter, Alfen ist vorn! Das hätte ich dem dicken kleinen Kerl gar nicht zugetraut. Aber Vollblut, das macht's! Wo ist denn der Junge? Weiß Gott, der letzte; er verhält noch — Bravo, wie er die Hürde nimmt! Aha, da kommen sie wieder, Alfen noch immer vorne — da, jetzt kommt Priskow! Wetterjunge — jetzt läßt er erst fliegen!“

Immer näher brausen sie heran. Jetzt gerade vor dem Wagen kommt der letzte breite Graben.

„Bravo, Alfen!“

„Da — da, Priskow! Wie schade!“

Ein mitleidiges Gemurmel geht durch die Reihen der Zuschauer.

Der Hengst wälzt sich mitten im Graben, und Priskow liegt wie ein Gekreuzigter mit ausgespreizten Gliedmaßen glatt auf dem Rücken.

„Verflucht! Wenn er sich nur nichts gethan hat,“ murmelt der Major, und Hilde knickt ihren Fächer mitten durch.

Priskow klettert langsam in die Höhe und dreht sich zweimal um sich selbst.

Die Menge brüllt vor Lachen. Dann pfeift er dem vom Sturze gleichfalls beräubt gewesenen Pferde eins mit der Peitsche über, schwingt sich in den Sattel und sprengt unter dem Lachen der Menschen im ruhigen Paradegalopp durchs Ziel.

„Ich habe schon Menschen hinfliegen sehen, aber so noch keinen, und dabei anscheinend ganz gesund alle beide,“ sagt Ulbernkirchen.

Hilde beruhigt sich, und Bella von Nümitz ist außer sich vor Freude, daß der Rittmeister den ersten Preis bekommen hat.

„Bin neugierig, ob der Bengel wohl das dritte Rennen auf seiner Sunset mitmachen kann nach dem Sturze? Es wäre schade, wenn nicht!“

Auf dem Sattelplatz ist freudige Aufregung.

„Gott sei Dank, daß Du gesund bist,“ schreit Bretzen, indem er Priskow die Hand schüttelt; „aber ich habe doch recht gehabt!“

„Ja,“ antwortet Priskow und zieht Sunset die Gurten nach; „ich habe gethan, was ich konnte, aber der Schinder sprang zehn Schritte vor dem Graben schon los!“

„He, Priskow, wollen Sie denn jetzt mitreiten?“

„Natürlich!“

„Dann, bitte, zur Wage!“

„Aber ohne Reitpeitsche; Sunset geht nicht, wenn sie die Peitsche sieht!“

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können!“

Das große Rennen beginnt, Priskow hält immer eine Pferdelänge Distanz vom Tetenpferde. Vor dem letzten Hindernis klopft er seiner Stute den Hals.

„Bravo, bravo!“ schreit der Major wie besessen. „Nun aufpassen, Priskow! Jetzt sind sie Gurt an Gurt! Wie der Junge lacht übers ganze Gesicht!“

Alles ist atemlos, wie der Kampf um den ersten Preis ausfallen wird.

Priskow schnalzt nur mit der Zunge; Sunset wird noch ein paar Centimeter länger, Kopf und Schweif in einer Linie. Jetzt kommt er vor.

„Hurra!“

Die Musik bläst einen Tusch.

„Seht ihr, Kinder,“ sagt der Major freudestrahlend, „ich habe gleich gesagt, daß die Sunset es machte. Was für Atem der Gaul noch hatte! Aha, da kommt der Sieger selbst!“

Priskow schreitet mit langen, elastischen Schritten, die Feldmütze auf dem rechten Ohr, an den Wagen herunter auf seine liebenswürdigen Wirte vom Manöver zu.

Als er noch etwa fünfzig Schritte entfernt ist, fällt ihm aus einem Wagen eine Rose vor die Füße.

Hilde preßt die feinen Zähne auf die Lippe.

Priskow hebt die Rose auf, sieht in die Höhe und hinein in zwei dunkelgraue Augen, die mit verzehrender Glut zu ihm hinunterblicken.

Er legt die Hand an die Mütze.

„Pardon, meine Gnädigste, Sie verloren diese Rose!“

Er sieht eine leichte Falte zwischen jenen Augen erscheinen; eine fein behandschuhte Damenhand streckt sich aus und nimmt die Rose zurück.

„Merci, mein Herr!“

Bella von Nümitz flüstert Hilde ins Ohr:

„Priskow ist ein Holzblock!“

Hilde findet das nicht und hat die arme Unterlippe freigegeben.

Sie schütteln sich herzlich die Hände, während man dem Sieger gratulirt. Alfen kommt ebenfalls mit seinen kurzen Beinen herangetrippelt und wird auch nicht vergessen.

„Da kann man ja ordentlich stolz sein, die beiden Herren im Quartier gehabt zu haben!“ beteuert Ulbernkirchen.

„Haben Sie denn auch wirklich keinen Schaden genommen?“ fragt Frau von Mainhof besorgt.

„Nein, gar nicht! Ich bin nur ein bißchen duselig im Kopf.“

„Dann fahren Sie in unserem Wagen mit nach der Stadt.“

„Das thut mir leid, gnädige Frau, aber ich muß erst für meine Pferde sorgen.“

„Natürlich, natürlich!“ lacht der Major. „Immer zuerst die Pferde beim Kavalleristen!“

„Sind Sie auch beim Minister zum Ball geladen?“

„Ja wohl, in vierzehn Tagen.“

„Nun, dann auf Wiedersehen dort!“

Alfen hakt Priskow ein, und sie entfernen sich nach dem Satteplatz.

Als sie an einem eleganten Wagen vorbei kommen, stößt Priskow seinen Vetter in die Seite und fragt: „Kennst Du die Dame dort?“

„Natürlich! Man sieht gleich, daß Du aus einer kleinen Garnison kommst. Das ist die schöne Witwe Manville. Charmante Frau!“

„So—o, Witwe?“

„Vor zwei Jahren starb ihr Mann ganz plötzlich in Monaco. Seitdem lebt sie hier, gibt famose Feste in ihrer Villa, ich werde Dich einführen!“

„Mal sehen,“ antwortet Priskow trocken.

III.

„Ob mein Lieutenant wohl zur rechten Zeit kommt? Es ist schon nach acht Uhr!“

Findeisen legt den Zeigefinger an seine pfiffige Nase und übersieht mit Kennerblick den Tisch, auf welchem in schönster Ordnung weiße Glacéhandschuhe, Taschenbürste, Cigarettenasche, Taschentücher und sogar ein Glas Parfüm aufgebaut sind.

„Rasch, Findeisen, anziehen!“ stürmt Priskow ins Zimmer. „Der Rittmeister kommt gleich und holt mich ab!“

Mit Hilfe Findeisens fährt der Lieutenant mit affenartiger Geschwindigkeit in den Gesellschaftsanzug.

„Herr Gott, da kommt Alfen schon mit der Droschke! Was soll denn das hier?“

„Das ist Parfüm,“ lacht Kaspar verschmitzt; „Jochen sagt, der Herr Rittmeister nähme das immer ins Schnupftuch.“

„Blödsinn, bin bis jetzt stets ohne künstlichen Geruch in Gesellschaft gegangen, wird hier auch nicht anders gemacht! Du kannst das Zeug Deinem Schatz schenken, die mag sich's in die Schürze gießen!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Sakra, Priskow, da bist Du ja endlich! Ich will Dich heute überall vorstellen, und dabei kommen wir viel zu spät! Die besten Tänzerinnen sind natürlich schon alle engagirt!“ lamentirt Alfen.

„Entschuldige, meine Uhr muß falsch gehen,“ lügt Priskow. „Aufs Tanzen bin ich übrigens nicht so sehr versessen.“

„So? Und Deine Freundin von Ulbernkirchen?“

„Die hebt mir die erste Française auf.“

„Weißt Du, wer eben vorbeifuhr, als ich auf Dich wartete?“

„Wahrscheinlich der Totenwagen!“

„Alte Unke! Frau von Manville mit ihrem Bruder!“

Priskow sagt nur: „So —“ und steckt sich eine Cigarre an.

„Mensch, Du willst doch nicht unmittelbar vor einem Balle rauchen?“

„Warum nicht?“

„Du bist in Deinem kleinen Neste der reine Barbar geblieben! Uebrigens nimm Dich vor dem Bruder der Manville in acht, ein Herr von Schantzky, österreichische Familie, aber ein unangenehmer Mensch. Hat ein unerhörtes Glück im Macao und spielt den Sportsman.“

„Inwiefern Sportsman?“ fragt Priskow mit erwachendem Interesse.

„Nun, er hält sich alle Jagd- und Sportzeitungen, trägt nur Steigbügel und Reitpeitschen als Krawattennadeln, spricht wie ein Buch über alles, was mit dem Sport zusammenhängt, reist zu jedem Rennen in Europa und reitet dabei unter allen Kanonen auf Mietgäulen.“

„Ach so, die Sorte!“ Der Lieutenant nickt verständnisvoll.

„Aber seine Schwester ist eine reizende Frau, Du hast sie ja gesehen! Immer die exquisitesten Toiletten — braucht keine Schminke, alles Natur an der Frau! Und die Soupers, die sie gibt; ich sage Dir, da leckt man alle Finger darnach! Ah, da sind wir ja schon! Halte Dich nur immer an mich, damit wir mit der Vorstellerei bald fertig werden.“

Der erste Bekannte, der ihnen in den glänzend erleuchteten Sälen des Ministers L.... begegnet, ist der Major von Ulbernkirchen, der bereits schachmatt an einem Thürpfosten lehnt, sich den Schweiß von der Stirne wischt und stöhnt:

„Sehen Sie, Priskow, das soll nun ein Vergnügen sein! Immer Katzenbuckeln und dabei diese Hitze und keinen Stuhl zum Hinsetzen. Das sind die Freuden eines Ballvaters! Wenn Sie einmal heiraten, machen Sie gleich kontraktlich aus, daß Sie nie verpflichtet sind, mit Ihren Töchtern auf einen Ball zu gehen. Uebrigens, meine Schwägerin und Tochter stehen dort drüben in der Ecke. Versuchen Sie, ob Sie durch das Chaos von Schleppen und Tournüren sich durcharbeiten können, ich will sehen, daß ich eine Partie l'Hombre zu stande bringe.“

Die beiden jungen Herren stürzen sich todesmutig ins Gewühl.

Priskow schwirrt der Kopf von den unzähligen Namen, die ihm Alfen vorstellenderweise zuflüstert. Endlich sieht er wieder ein bekanntes Gesicht: Hilde, welche ihm aus einem Wall von jungen Damen heraus freundlich entgegennickt.

Priskow atmet auf. Wie sie reizend aussieht in der duftigen Toilette! Um ihre aschblonden Haare hat sie ein zartblaues Band geschlungen, welches allerliebst dazu paßt. Ihre große, noch in den Formen etwas kindliches zeigende Figur überragt fast alle um und neben ihr stehenden Damen.

Worin liegt nur der Reiz dieses Gesichts, das doch eigentlich in keiner Partie etwas auffallend Schönes zeigt? Sind es die treuherzigen blauen Augen oder die Grübchen in den frischen Wangen, welche dies Wunder bewirken?

„Nicht wahr, ich bekomme die Française?“ bittet Priskow, nachdem sie sich wie gute Kameraden die Hand geschüttelt.

„Natürlich, ich habe Ihren Namen schon dahinter geschrieben!“

„Danke sehr! Wie geht es Isabella und Juno?“

„Ausgezeichnet! Juno ist Mama geworden. Denken Sie, acht kleine, allerliebste Hündchen, aber Papa hat vier töten lassen, obgleich ich es nicht wollte.“

„Kann ich einen dieser kleinen Sprößlinge bekommen?“

„Gewiß, ich habe schon für Sie ausgesucht; einen reizenden kleinen Kerl, der munterste von allen, ganz braun, mit einem weißen Fleck vor der Brust!“

Alfen zieht ihn am Säbelkoppel.

„Mache rasch, wir sind noch nicht fertig!“

„Auf Wiedersehen!“

Sie nickt ihm freundlich zu.

„Ach, da ist ja Bella von Nümitz neben ihrem Vater, dem Finanzminister; komm!“

Bella sieht pompös aus in der dunkelroten Toilette. Alfen bittet sofort um den Tischtanz und den erweiterten Walzer.

„Für Sie, Herr von Priskow, habe ich den Cotillon aufgehoben, bitte, schreiben Sie Ihren Namen dahinter. Es hat mich Mühe genug gekostet, mehrere Herren wollten den Tanz durchaus haben!“

Priskow hat bereits „Pris—“ geschrieben.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein, unter den Umständen muß meine Wenigkeit auf den Tanz verzichten.“ Er macht einen dicken Strich durch das „Pris“; was dem einen recht, ist dem andern billig.

Bella ist sprachlos, und Priskow empfiehlt sich mit einer Verbeugung.

Frau Manville ist belagert von Herren; junge und alte, alle haschen nach einem Wort, einem Blick und bestürmen dieselbe um Tänze. Ihr dunkles Auge fliegt häufig, während sie liebenswürdige Worte bald hier, bald dorthin wirft, zu der einen Eingangsthür des Saales, an deren Pfosten ein Offizier in der knappen, eleganten Husarenuniform lehnt.

Wie kraftvoll, wie männlich ist diese Figur bei aller Zierlichkeit der Glieder! Wie nachlässig und doch wie stolz und unbeugsam er das Haupt trägt! Seine Augen wandern langsam, etwas gelangweilt über die vielköpfige Menge.

„Ah, Herr Rittmeister! Bitte, hier sind einige Tänze frei!“ begrüßt sie Alfen, der ihr galant die Hand küßt und mit Entzücken seinen Blick auf ihrem schneeigen, weich gerundeten Arm ruhen läßt. „Bitte, Herr Rittmeister,“ flüstert sie, „seien Sie einmal recht liebenswürdig, Sie haben, wie ich sehe, den Tischtanz nicht mehr frei. Ich bin schon viel darum gebeten worden, aber nur von Herren, welche mir unendlich fad und langweilig sind. Bringen Sie mir einmal etwas Besonderes, jemand, der nicht ist, wie alle; Sie bekommen bei meinem nächsten Souper auch nur Ihre Lieblingsgerichte.“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, gnädigste Frau; ich habe da so etwas Apartes heute mitgebracht, viel Natur und wenig Farce, aber nicht gerade sehr gesprächig.“

„Die Sorge für Ausgleichung dieses letztern Mangels überlassen Sie nur mir!“ lacht sie neckisch.

Alfen schwimmt dienstbeflissen auf Priskow los.

„Eine mir sehr gut bekannte Dame hat den Tischtanz noch frei, Du thätest mir einen großen Gefallen, Vetter, wenn Du dieselbe zum Souper führtest!“

Priskow mustert seine leere Tanzkarte.

„Das ist aber ein Walzer?“

„Ganz egal, die Dame tanzt gar nicht gerne! Komm nur!“

„Erlauben Sie, meine Gnädigste, Herr Lieutenant von Priskow — Frau Manville!“

„Kann ich die Ehre haben, Sie zu Tisch zu führen?“

„Bitte, sehr angenehm!“

Priskow verliert einen Moment seine stolische Ruhe, als er nach der Verbeugung in dieselben rätselhaft dunklen Augen blickt, welche er damals schon im Wagen gesehen.

Aber sind es die Augen allein? Nein, das ganze Antlitz ist ja ein Meisterstück der Natur, schön jede Linie, jede Rundung und dabei nicht kalt; nein, beseelt von seltener Anmut und sprühendem Geist.

„Aber wir setzen uns zusammen, Herr Rittmeister, nicht wahr? Wer ist Ihre Tischdame?“

„Fräulein von Nümitz!“

„Ah, superb, die hübsche Brünette!“

Ein graziöses Kopfneigen — Priskow empfiehlt sich, indem er zwischen den Zähnen murmelt:

„Auch das noch, mit der albernen Nümitz an einem Tisch!“

(Fortsetzung folgt.)



Gräfin Margarete Wenckheim-Pálffy als Königin Marie Antoinette.

Nach einer Originalaufnahme des k. k. Hofphotographen Professor Koller in Badenweit.

Digitized by Google



Abendliche Feierstunde. Gemälde von Knut Ekwall.

Gräfin Margarete Wenckheim-Pálffy als Königin Marie Antoinette.

(Hierzu das Bild Seite 321.)

Auf einem der aristokratischen Kostümfeste, die in den Magnatenpalästen der ungarischen Metropole nicht zu den Seltenheiten gehören, erschien Comtesse Margit Pálffy als „Marie Antoinette“ in der reizenden Tracht, die unser Bild, nicht ohne vollendete idyllische Umgebung, wiedergibt.

Seither hat sich Comtesse Margit Pálffy mit dem Grafen Stefan Wenckheim vermählt. Ihr August 1887 fand diese Verbindung der zwei hervorragenden Magnatenfamilien statt, die auch schon früher durch Verwandtschafts- und Freundschaftsbande verknüpft waren. Der neue Prachtpalast der Grafen Wenckheim erhebt sich im Magnatenviertel Budapests, gerade gegenüber dem Palais Pálffy, als wollte die in echtem soliden Steinmaterial durchgeführte reiche Barockarchitektur sagen: „Wir halten fest zu einander immerdar!“

Die älteren Familientraditionen im Lande besitzen die Pálffys. Sie führen ihren Ursprung auf Heberich zurück, den Begründer des Grafenhauses Héberváry, der etwa um das Jahr 1000 nach Ungarn kam und schon unter dem ersten König, dem heiligen Stefan, die höchste Würde im Lande, die des Palatins, bekleidete.

Die Wenckheims gehören ebenfalls dem alten ungarischen Adel an. Ein Herr von Neuckheim hat die Belagerung von Raab (1598) als Artillerieoffizier mitgemacht.

Ob wir nun von der Geschichte oder dem Reichtum dieser Familien sprechen wollten, der uns bewilligte Raum würde weder für das eine noch für das andere hinreichen. Daher sei nur so viel bemerkt, daß die Pálffys sich durch ihre im Laufe der Jahrhunderte niemals wankende Treue für das angestammte Herrscherhaus große Verdienste um die regierende Dynastie erworben haben. Der Dank des Hauses Oesterreich befindet sich denn auch in unbeschränktem Vertrauen zu allen denen, die der fürstlichen oder gräflichen Linie der Pálffy entstammen.

In verschiedenen Jahrhunderten gab es Zeiten, wo es schwer war, die Magyaren zu beherrschen, und gefährlich, die Lenkung Ungarns einem Mann anzuvertrauen, dessen Treue nicht über jeden Zweifel erhaben war. In solcher Not wurde ein Pálffy Palatin und bei den Enkeln ein Pálffy Statthalter von Ungarn. „Held Pálffy“ ist der Titel eines Stückes von Maurus Jókai, das den sonangebenden Magnaten jenes Preßburger Landtags verherrlicht, der auf Maria Theresias Bitte um Hilfe mit dem denkwürdigen „Moriamur pro nostro rege!“ antwortete. Held Pálffy riß nicht nur in der Versammlung den Pallasch aus der Scheide, sondern machte ihn auch vor den Feinden seiner Königin gefürchtet.

Die Damen des Hauses Pálffy zeichnen sich durch erprobten Wohlthätigkeitssinn aus, und wir hatten Gelegenheit, in der Weihnachtsnummer von 1886 jene reizende „Himmelsleiter“ abzubilden, auf welcher Gräfin Margit als Engel mit der Harfe erscheint.

Den Engel von damals sehen wir heute eine andere ideale Gestalt verkörpern, die Erscheinung jener unglücklichen Königin, die bestimmt schien, ein Volk zu beglücken, das in seinem Wahn an ihr die Sünden rächte, welche von früheren Generationen männlicher und weiblicher Prasser begangen wurden. Vergeblich suchen wir nach einer bekannten Erscheinung, die so wie die durch unser Bild dargestellte geschaffen erscheint, die sympathische Gestalt der unglücklichen Tochter Maria Theresias würdig zu erweitern. Der vornehme und dabei einfache Charakter der Königin Marie Antoinette in den der Gräfin so treffend wiedergegeben, daß es dabei nebensächlich ist, wenn wir den Hut oder die Art, wie das Spitzentuch gebunden ist, mit der historischen Treue nicht ganz im Einklang finden.

Marias Recht.

Tropische Früchte.

Von

Heinrich Semler.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Welche wächst die beste Frucht und wer weiß sie zu nennen? Ich nicht! Andere haben die Antwort schnell bereit und verteidigen sie mit einem Eifer und einer Hartnäckigkeit, als gälte es eine Glaubensfassung in Schutz zu nehmen. Der Einwurf liegt nahe: Ueber Geschmackssachen läßt sich nicht streiten; allein einen Weltwanderer drängt es außerdem zur Frage: Habt ihr Urteilssprecher alle Früchte unter denselben Umständen prüfend verglichen? Unter denselben Umständen, betone ich. Im schattigen Haine, auf welchem Moose liegend, finde ich den Geschmack des krystallklaren Quellwassers, das murmelnd an mir vorüberzieht, alltäglich, in meiner Erinnerung bleibt er nicht haften. Wie dankerfüllt erhebe ich mich aber von der warmen, schmutzigen Pütze, die ich, dem Verschmachten nahe, in der sonnverbrannten Wüste finde. War das ein köstlicher Trunk; konnte er labender gefunden werden auf dem Erdenrund? In einer Alkaliwüste Nordamerikas entdeckte ich, von den Höllenqualen des Durstes gepeinigt, Kaktusfrüchte — unsichtbare, saure Beeren, die jeder Straßenjunge zurückweisen würde, geschweige daß sie unseren Tafelfrüchten zugezählt werden könnten. Und doch, wie danken sie mich so erfrischend und wohlschmeckend, wie dankbar erinnere ich mich noch nach vielen Jahren der Erquickung! Noch heute jögere ich, als sei es ein Unrecht, ihre tiefe Rangstufe, die sie doch in Wahrheit und Wirklichkeit einnehmen, anzuerkennen.

Für den Nordländer ist es eine ausgemachte Sache, daß die beste Frucht unter den Tropen gesucht werden müsse, und gelehrte Grübler haben, von der Entdeckung Amerikas an, mehrere Jahrhunderte für die Ananas den ersten Rang beansprucht. Tausende haben das gläubig aufgenommen und nachgesprochen, obgleich sie nie eine Ananas sahen und noch weniger einen Vergleich mit anderen tropischen Früchten anstellen konnten. In der Neuzeit hat es sich die Ananas gefallen lassen müssen, auf die dritte Rangstufe zurückgeschoben zu werden, denn die erste soll der Mangostan, die zweite die Chirimoya einnehmen.

Gewiß, der Mangostan ist eine köstliche Frucht, und wenn Europäer die malaiische Inselwelt betreten, erkennen sie ihm ausnahmslos die Palme zu — solange sie Neulinge sind. Garcinia mangostana nennt die Wissenschaft einen nur zwanzig Fuß hoch wachsenden Baum, dessen Urheimat die Molukken sind und den man, trüge er nicht Blüten, aus einiger Entfernung für eine Fichte halten könnte, so regelmäßig pyramidal ist sein Wuchs. Er schmückt sich mit großen dunkelrosen Blüten, die gefolgt werden von Früchten, das sind die Mangonüsse, welche in Form und Größe den Orangen ähnlich, aber rot bis dunkelbraun mit gelben oder grauen Flecken gefärbt sind. Unter der dicken, gerbsäurereichen Schale liegt ein weißes, saftiges, schneeweißes bis rosafarbiges Mark, getrennt durch dünne Scheidewände; es besitzt ein feines Aroma und einen außerordentlich delikaten süßsäuerlichen Geschmack, dem sich der Vorzug gesellt, daß der massenhafte Genuß von keinen Nachteilen begleitet ist. Für Fieberkranke bildet dieses Mark eine beliebte, zuträgliche Labung. Was Wunder, daß der natürliche Spender dieser hochfeinen Frucht über den ganzen malaiischen Archipel verbreitet wurde. Auch in Ceylon, Bengalen und Siam wurde er eingeführt, aber nur mit teilweisem Erfolg, und ganz fehl schlugen die Versuche, ihm einen Platz in den Gärten Westindiens einzuräumen.

Es ist ein Vorwurf, allein er muß heraus: die meisten Europäer werden nach einigem Verweilen in jener Inselwelt dieser ersten Liebe treulos, sie schwenken ab, um sich mit den Malaien zur Verehrung des Durion zu vereinigen. Das ist eine der merkwürdigsten Früchte der Erde; ihr Geruch widert den Kulturmenschen an, mit großer Ueberwindung zwingt er sich zum erstmaligen Genuß, schuldet er aber den Widerwillen besiegt hat, preist er nicht allein, sondern bezahlt auch den Durion als die köstlichste Frucht des Tropengürtels.

Schon die Herkunft ist verdächtig: Durio zibethinus, zur Familie der Stinkbäume gehörend, heißt der Erzeuger des Durion, ein Name, der von dem malaiischen Duri = Dorn abzuleiten ist. Etwa die Größe eines Mannskopfes besitzt diese Frucht, deren harte Schale vollständig bedeckt ist mit starken, pyramidalen Warzen, die sich am Grunde berühren und als scharfe Dornen auslaufen. Wird noch hinzugefügt, daß die Farbe graubraun ist, so bedarf es keiner lebhaften Einbildung, um den Vergleich mit einem zusammengerollten Igel zu finden, es wird aber auch erklärlich sein, warum zuweilen Personen, die sich zufällig unter einem der bis 80 Fuß hoch wachsenden Bäume befinden, schwer verletzt werden, wenn reife Früchte abfallen.

Wenn man einen Durion an der Naht, wo sich die Dornen etwas wölben, teilt, findet man, daß er fünf ovale Zellen enthält, jede gefüllt mit einem rahmfarbigen, klebrigen, zarten Mark, in welchem ein bis fünf Samen von der Größe der Edelkastanie gebettet liegen. Das Mark und die Samen, welche geröstet werden, bilden den genießbaren Teil der Frucht; das Mark aber nur wird als Delikatesse betrachtet.

Verlangt man eines Kenners Urteil zu hören, so wird er antworten: Der Durion muß, gleich der feinsten Nektarine und der schmelzendsten Birne, frisch und in einem gewissen Reifegrad gegessen werden, dann ist er geeignet, als Leckerbissen auf der Tafel eines Königs zu erscheinen. So hoch wird diese Frucht geschätzt, daß oft für ein Exemplar 4 Mark bezahlt werden, wenn die Erstlinge der Ernte auf die sabanischen Märkte kommen. Die Malaien und die bei ihnen ansässig gewordenen Chinesen sind ausnahmslos dem Durion leidenschaftlich zugethan, das Urteil der Europäer aber ist schwankend; sie haben das Sprichwort geprägt: „Der Durion ist die beste Frucht mit dem schlechtesten Ruf.“ Das stimmt im wesentlichen überein mit dem Rat der Malaien: „Du magst dich am Durion laben, sollest aber niemals außerhalb deines Hauses von ihm sprechen.“ Das erklärt sich so: der Geruch des Marks ist so durchdringend, so packend und beleidigend, daß er kaum innerhalb eines Hauses ertragen werden kann. Die Natur hat hier ihre Regel durch eine Ausnahme unterbrochen und eine den Gaumen am meisten beglückende Frucht dem Menschen durch den Geruch widerlich zu machen gesucht. Freilich, der Gaumen wird erst dann bezaubert, wenn das Ei gebrochen ist, das sich als fauler Geruch dem am meisten triumphierenden Sinnesorgan, der Nase, entgegenstellt. Ixiologe dessen wird der Durion niemals wie andere Früchte auf den Tisch gebracht, und doch liegt die Gewißheit nahe, daß wer so glücklich war, seine Lehrzeit mit einer guten, frischen Frucht zu beginnen, sich bald zu einem leidenschaftlichen Durionesser entwickeln. Und wenn sich erst die Gewohnheit festgesetzt hat, weiß der Durionesser so wenig Maß zu halten wie der Branntweintrinker und der Opiumraucher. Andererseits finden die, welche das Ei nicht brechen konnten oder zu brechen nicht versucht haben, die bloße Zumutung, diese „unreine“ Frucht zu essen, so beleidigend, als ob man sie einlade, die Nachmahlzeit eines Geiers zu teilen. Diese merkwürdige Vereinigung von gegensätzlichen Eigenschaften findet sich wahrscheinlich nur noch in dem in Mauritius kultivierten Mabolo (Diospyros ducolor), welcher ebenfalls einen ausgezeichneten Geschmack und einen widerwärtigen Geruch besitzt.

Von Mitte bis Ende Juli ist der Markt zu Singapore mit Durion gut versorgt, und ihre stacheligen Schalen liegen auf allen Wegen und Stegen. Aus allen Richtungen verbreitet sich ein eigentümlicher Geruch — ein Geruch, der demjenigen gleicht, der einer Latrinengrube entsteigt und bald unterdrückt wird durch ein parfümiertes Taschentuch, der aus einem Gemisch von viel Abstoßendem mit einer kleinen Beigabe von Verlockendem zu bestehen scheint.

Wer sich überwindet, eine Frucht zu öffnen, findet, daß ihr Duft, gleich demjenigen einer Diosksapflanze, aufhört durchdringend zu sein, wenn man aus nächster Nähe eine tüchtige Nase voll eingenommen hat. Der Geschmack des rahm- oder straßengelben Marks kann mit nichts unter der Sonne verglichen werden; er ist weder ausgesprochen süß noch sauer, sondern eine Mischung von beiden. Der Mangel an Salz wird ersetzt durch die butterige Weiche des Marks, das auf der Zunge zerschmilzt wie Eisrahm. Der Durion ist ein von Mutter Natur fertig bereitetes Mahl, von dem eine glimmende Idee gewinnen kann, wer so viel Einbildungskraft besitzt, sich eine Vereinigung vorzustellen von Maismehl, saurem Käse, Nektarinen, zerstoßenen Haselnüssen, Ananas, einem Eßlöffel voll altem Sherry, dickem Rahm, Aprikosen und einer Messerspitze voll Knoblauch, alles zu einem zarten Brei durcheinander gerieben. Der Geruch aber ist unbeschreiblich. Manche haben ihn mit dem Gestank vergleichen wollen, der Zwiebeln und Fleisch, in starken Fäulnis begriffen, entsteigt, allein so nahe ist die Aehnlichkeit nicht.

Der berühmte Tropenkenner Professor Wallace sagt, der Genuß eines Durion sei eine Reise nach Südasien wert, und sucht ihn dann folgendermaßen zu schildern: Denkt man sich das Mark gleich einem Eierrahm, stark gewürzt mit Mandeln, so gewinnt man den besten Begriff; allein es steigen Duftwellen auf, welche an Rattenkäse, Zwiebelbrühe, altem Sherry und andere Zuthaten erinnern. Es ist weder süß noch sauer noch saftig, allein man fühlt den Mangel dieser Eigenschaften nicht, denn das Mark ist so, wie es ist, vollkommen.

Der Durionbaum wird in Sumatra, Java, Celebes, den Molukken und nordwestlich bis zur Philippineninsel Mindanao kultiviert, ebenso in Malakka, Ceylon, an der Bai von Bengalen und in Siam bis zum 14. Grad nördlicher Breite. Auf dem indischen Festlande kommt der Baum entweder gar nicht fort oder führt ein kümmerliches Dasein; noch unbefriedigender sind die Einführungsversuche in Westindien ausgefallen, sie schlugen vollständig fehl.

Oben wurde gesagt, die Chirimonas habe man auf die zweite Rangstufe gestellt, was aber die Peruaner durchaus nicht gelten lassen wollen, und unter ihren Begründungen halten sie für die triftigste: Humboldt stehe auf unserer Seite. Es ist wahr, der berühmte Forscher betrachtete die Chirimonas als die Früchte aller Früchte; nicht warm genug wußte er ihr feines Aroma und den schmelzenden Geschmack ihres zuckerigen Marks zu preisen. Aber nach ihm kam ein französischer Gelehrter nach Peru, der die Chirimonas so abfällig beurteilte, daß es wundernehmen mußte, warum man sich die Mühe gab, sie zu produzieren; er fand sie fade, geschmacklos, Ueberdruß erregend. Stehen sich die späteren Urteile auch nicht so schroff gegenüber, so sind sie doch mehr oder minder flauend geblieben. Nun kann hier wieder auf die verschiedene Geschmacksliebhaberei der Menschen verwiesen werden, allein es ist doch erläuternd hinzuzufügen, daß die klimatischen Verhältnisse des Erzeugungsortes einen außergewöhnlichen Einfluß auf die Güte dieser Früchte ausüben. Der Chirimonabaum, mit dem botanischen Namen Anona cherimolia, ist in Peru und Ecuador heimisch, und obgleich streng tropisch, gedeiht er doch nicht freudig im Tieflande und bringt hier auch nur geringwertige Früchte hervor. Er verlangt kühles, aber frostfreies Klima in beträchtlichen Erhebungen, in der Nähe des Aequators sagt ihm die ungefähre Höhe von 4000 Fuß am meisten zu. Es kommt also wesentlich darauf an, wo die Chirimonas erzeugt werden, welche man zur Geschmacksprüfung benutzt. Wachsen sie unter zusagenden klimatischen Verhältnissen, dann wird man ihnen schwerlich das Zeugnis versagen, sie seien die besten Früchte oder gehörten doch zu den besten, welche wir der neuen Welt verdanken. Man hat sie mit einigem Recht die amerikanischen Mangostane genannt, doch ist bei diesem Vergleich in

Erinnerung zu halten, daß sie den Wohlgeschmack dieser Früchte niemals ganz erreichen, auch nicht wie diese ohne Nachteil in unbeschränkter Menge genossen werden können.

Die grünlich gelben Blüten des Chirimoyabaumes duften so stark, daß sie fast betäuben. Es folgen ihnen rundliche, unregelmäßig geformte Früchte von der Größe einer Orange, deren dicke Schale grünlich und mit kleinen Schuppen und Wärzchen bedeckt ist, die eine Schmutzfarbe tragen. Das Aussehen ist nichts weniger wie einladend und läßt nicht vermuten, daß im Innern ein schneeweißes oder bläulich weißes, herrlich duftendes Mark verborgen liegt, das einen Geschmack besitzt, welcher an Vanilleeisrahm erinnert. Dieses Mark füllt das ganze Innere der Schale aus und enthält als ungenießbaren Teil nur eine Anzahl kleiner, dreieckiger brauner Samen. In Mexiko werden die Chirimoyas häufig kurz vor der Reife gepflückt und in einem Maishaufen zum Austreifen gebracht; sie sollen dadurch an Wohlgeschmack noch gewinnen.

„Die Früchte aller Früchte sind die Litchis!" behaupteten die Chinesen, und vermehren damit die Beweise, daß niemals eine Rangordnung der Früchte der Erde allgemeine Zustimmung finden wird. Die botanische Quelle ist Nephelium litchi, ein 20 bis 30 Fuß hoher Baum mit gefiederten Blättern, der in Anam und im Süden Chinas ausgedehnt angebaut wird. Die in Trauben geordneten Früchte haben die Größe von kleinen Wallnüssen, ihre in vollreifem Zustande rötliche Schale ist mit kleinen Warzen bedeckt und umschließt ein farbloses, halb durchsichtiges Mark, in dessen Mitte ein schwarzbrauner Same liegt. Das Mark ist von der Dichte des Bienenhonigs und schmeckt sehr süß. Die Chinesen dörren einen bedeutenden Teil ihrer Ernten, in welchem Zustande die Früchte ein runzeliges Aussehen haben, das an gedörrte Pflaumen erinnert. Gedörrte Litchis werden in beträchtlichen Mengen nach süd- und ostasiatischen Häfen ausgeführt, in neuerer Zeit geht auch dann und wann ein Pöstchen nach England und Nordamerika.

Diese Früchte haben eine interessante, noch wenig gekannte Geschichte. Als Anam, wo der Litchibaum heimisch ist, von den Chinesen unterjocht wurde, mußte es einen Teil seines Tributs in frischen Litchis entrichten, was schreckliche Opfer an Menschenleben forderte. Da sich die Litchis nur sechstens zehn Tage halten und in genießbarem Zustand in der Hauptstadt Chang-an abgeliefert werden mußten, so wurde es notwendig, eine Postenkette von Schnellläufern einzurichten, welche sich die Litchilabungen in vollem Laufe zutrugen mußten. Die meisten brachen unter dieser gewaltigen Anstrengung, vom Sonnenstich getroffen, zusammen oder wurden nachts eine Beute der Raubtiere. Wie leicht denkbar, blieb die Verbindung mangelhaft, der Kaiser Wati suchte daher das eigene Land zur Litchiquelle zu machen und befahl im Jahr 140 v. Chr., mehrere hundert Bäumchen von Anam nach China zu bringen. Dieser Einführungsversuch, wie noch mancher andere in den folgenden Jahren, mißglückte, und schließlich wurde an der Möglichkeit verzweifelt, den Litchibaum im Blumenreiche einzugewöhnen. Es blieb beim alten bis zur Mitte des achten Jahrhunderts, wo die Prinzessin Wang, welche ein unerschütterliches Verlangen nach Litchis erfüllte, einen Stafettendienst zwischen Anam und China einrichtete, und obgleich demselben viele Pferde zum Opfer fielen, so wurde doch der Zweck erreicht. Der Kaiser Hsüan Tsung, der ebenfalls ein leidenschaftlicher Litchiverehrer war, übertrug seine Begeisterung für dieses Unternehmen auf die Unternehmerin und erhob sie zur ersten Dame seines Harems. Zwar war sie schon die Frau seines Sohnes, allein diese kleine Familienschwierigkeit wurde rasch geordnet: der Sohn empfing zum Austausch eine kaiserliche Haremsdame und gab sich damit zufrieden. Von da ab wurde der Genuß der Litchis allgemein bei den reichen Chinesen, und obgleich die Aerzte vor ihren erhitzenden Eigenschaften warnten, so soll es doch Leute gegeben haben, die tausend Stücke an einem Tag aßen. Der Dichter Su Tung-po, welcher nach Kanton verbannt war, erlaubte sich täglich den Genuß von dreihundert Stück und schrieb ein Loblied auf die Litchis, in welchem er erklärte, sie seien so köstlich, um einen Mann in ewiger Verbannung trösten zu können. Mehr noch: es wurde sogar behauptet, Leute hätten sich durch den Genuß von Früchten und Blüten des Litchibaumes die Unsterblichkeit angezüchtet.

Vielleicht ist diese Fabel in Beziehung zu bringen mit der Langlebigkeit dieses Baumes; derselbe soll das hohe Alter von fünfhundert Jahren erreichen und sein Holz nahezu tausend Jahre der Fäulnis widerstehen, was freilich eine unverbürgte Behauptung ist. Damit stehe im Einklang, daß der Baum erst im fünfzigsten Jahre tragbar würde — so langsam entwickle er sich. Ich meine, daß diese Angaben nur auf dem Hörensagen der Europäer in China beruhen, und es wäre der erste Bär nicht, der ihnen von den Chinesen aufgebunden wurde. Ich erinnere nur an die nun im Aussterben begriffenen Phantastereien über die Theekultur.

Ueber den medizinischen Wert der Litchis hören wir, sie seien, gemäß der Entdeckung des Philosophen Ko-Hung, einer Autorität ersten Ranges der Taoistenreligion, ein vorzügliches Stärkungsmittel des Knochenmarks; ferner beschleunigten sie den Verlauf der Blatternkrankheit, unterdrückten Schwären und Geschwülste und verjagten das Zahnweh. Wüßte man nicht, daß es bitter ernst gemeint wäre, man würde die chinesische Heilkunde als eine Blütenlese komischer Ergüsse durchtriebener Erzschelme auffassen.

Wann die Einführungsversuche des Litchibaumes in China wieder aufgenommen wurden und wann sie gelangen, haben die Geschichtsschreiber zu melden vergessen. Wir stehen vor der Thatsache der ausgedehnten Litchikultur im südlichen China, über das Anbauverfahren wissen wir aber noch sehr wenig.

Während die Chinesen, welche eine ausgesprochene Vorliebe für die reine Süße besitzen, die Litchis vorziehen, erkennen die in ihrem Lande wohnenden Europäer in der Regel den Longanen die Palme zu, ihres säuerlichen, erfrischenden Beigeschmacks wegen. Diese Früchte erzeugt ein naher Verwandter des Litchibaumes, Nephelium longana von der Wissenschaft genannt; sie unterscheiden sich von den Litchis äußerlich nur dadurch, daß sie keine warzige, sondern eine dünne, glatte Schale haben.

Dunkelhäutige Dichter auf Inseln des stillen und indischen Ozeans haben in vielen Liedern eine Frucht als die köstlichste der Erde besungen, die am häufigsten als malaiischer Apfel bezeichnet, zuweilen auch Rosenapfel genannt wird, weil sie in Gestalt und Größe einem kleinen Apfel gleicht; schön tiefrot gefärbt ist die Schale, die ein schneeweißes, saftiges Mark von vorzüglichem Geschmack und einem Wohlgeruch, der an Rosen erinnert, umschließt. Wahrlich, man muß Nachricht haben mit Adam, wenn er sich durch diesen Apfel verführen ließ, denn er war es, den Eva darreichte, wenn wir den Versicherungen jener kindlich gläubigen Insulaner vertrauen dürfen.

Wenn aus der fernen Tropenwelt von Rosenäpfeln erzählt wird, dürfen wir nicht vergessen, daß dieser Name mehreren Früchten beigelegt wird, was häufig zu Verwechslungen Anlaß gibt. Den erwähnten malaiischen Apfel erzeugt ein niedriges Bäumchen mit dem botanischen Namen Eugenia malaccensis; die Früchte anderer Arten derselben Gattung, namentlich E. aquea, werden an manchen Orten ebenfalls Rosenäpfel genannt. Vorzugsweise tragen diesen Namen aber die Früchte von E. jambos, einem in Indien heimischen, aber nun fast in allen tropischen Ländern kultivirten, 20 bis 30 Fuß hohen, vielzweigigen Baum. Puma rosas nennt man diese Früchte im spanischen Amerika, Jambos und Jambrosade in Indien. Ihre Form nähert sich derjenigen der Birne, in der Größe stehen sie mit einem Hühnerei gleich. Weiß oder rötlich ist die Schale, welche ein Mark umschließt, dessen Geschmack an Aprikosen und dessen Duft an Rosen erinnert.

Fragen wir nun die deutschen Reichsneger, die am Golfe von Guinea wohnen, nach der besten, nach der allerbesten Frucht, so wird die Antwort sehr wahrscheinlich lauten: der Ali. Diesen Namen trägt eine längliche, dunkel orangegelbe, gerippte, in der Mitte zusammengedrückte Frucht von der Größe eines Enteneies. Das Innere ist in drei Zellen geteilt, jede enthält einen Samen. Merkwürdig: der genießbare Teil ist der Stiel, der aufgeschwollene, saftige; er enthält ein Mark von erfrischendem, schwach säuerlichem Geschmack, das dem Fruchtfleisch des Pfirsichs nur wenig nachsteht. Mit Zucker und Zimmet eingekocht, dient es als Mittel gegen Ruhr. Von den Blüten wird durch Destillation ein wohlriechendes Wasser gewonnen. Diese Frucht hielt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Kapitän Bligh für würdig, von Guinea nach Westindien übertragen zu werden, weshalb der Baum ihm zu Ehren Blighia sapida in der Sprache der Wissenschaft genannt wurde. Für dieses Geschenk sind ihm die Westindier viel dankbarer nie für die Brotfrucht, welche weit über ihren Wert verherrlicht worden ist. So wenig es uns einfällt, eine rohe Kartoffel zu genießen, so wenig denken selbst Wilde auf den Südseeinseln daran, die Brotfrüchte roh zu essen, und wenn sie auch in gebackenem Zustand zur Erntezeit einen Hauptbestandteil ihrer Mahlzeiten bilden, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie als Leckerei betrachtet werden. Reiseschilderer erzählen zwar, das Brotfruchtmark sei nicht allein wahrhaft, sondern auch sehr gesund, allein Missionare, die jahrelang unter den Südseeinsularen lebten, haben die Behauptung ausgesprochen, zur Zeit der Brotfruchternten vertreiben sich die Kinderkrankheiten und die Kindersterblichkeit in auffallendem Maße, wofür keine andere Erklärung zu finden sei, wie der einseitige Genuß dieser Nahrung.

Durch die übertriebenen Schilderungen von der Nützlichkeit des Brotfruchtbaums fand sich Ende des vorigen Jahrhunderts die englische Regierung bewogen, ihn in ihren westindischen Kolonien einzuführen, zu welchem Zwecke sie ein Schiff unter Kapitän Bligh nach den Südseeinseln entsandte. An diesen Namen knüpft sich die berühmteste Meuterei, welche jemals in der britischen Marine ausbrach. Veranlaßt durch die rohe Härte, mit welcher Bligh seine Mannschaft behandelte, empörte sich der größte Teil der Matrosen, und nachdem sie den Kapitän und seine Anhänger in einem Boote ausgesetzt, segelten sie zunächst nach Tahiti und von da nach der damals unbewohnten Pitcairninsel, die sie dauernd besiedelten. Von ihren mischblütigen Nachkommen ist gelegentlich die Rede, nämlich wenn ein Schiff eine seltene Nachricht von dieser einsamen Insel bringt. Auf einer zweiten Reise gelang es Bligh, eine Anzahl junger Brotfruchtbäume glücklich nach mehreren westindischen Inseln zu bringen. Die Westindier haben übrigens von diesem Geschenk niemals den erhofften Gebrauch gemacht, und wenn sie auch noch heute hier und da einen Brotfruchtbaum pflanzen, so geschieht es, damit er als Merkwürdigkeit, als Zierde oder als Schattenspender diene, und nicht um seiner Früchte willen, die nie und bei keiner Bevölkerungsklasse Wertschätzung gefunden haben. Man zieht es vor, die Bananen zu bauen, welche ein Fruchtmark von ähnlichem Nährwert, aber viel größerer Schmackhaftigkeit und vielseitigerer Verwendbarkeit liefern. Auch in Südamerika wurde der Brotfruchtbaum eingeführt, aber mit keinem besseren Erfolg als in Westindien.

Und nun sollen auch die Mexikaner zum Worte kommen: Sagt, welches ist die beste Frucht? Zur Antwort dient der alte Spruch: „Die beste Frucht ist ein Gemüse, und dieses Gemüse ist die Aguacate." Die Mexikaner wollen damit nicht allein ihre Wertschätzung ausdrücken, sondern auch die eigenartige Beschaffenheit dieser Baumfrucht bezeichnen, deren Vorzüge nur dann zur vollen Geltung kommen, wenn sie als Salat zubereitet wird. Zu diesem Zwecke gibt es im tropischen Amerika eine Anzahl Vorschriften, den Mexikanern aber wird das Zuviel gegeben, Meister zu sein in der Kunst, einen delikaten Aguacatesalat herzustellen. Nach der einfachsten Vorschrift wird er ähnlich wie Gurkensalat hergerichtet, mit Beigabe von einigen Tomatoschnitten und ein wenig Olivenöl. Die höhere Küchenkunst verlangt Zucker, Zitronensaft, Wein und verschiedene Gewürze als Zutaten. Wer sich die Mühe der Salatbereitung nicht machen will, bestreut das Mark einfach mit Salz und Pfeffer. Eine Frucht genügt zur Sättigung eines Menschen, denn sie wiegt zwischen ½ und ¾ Kilogramm.

Die Engländer, die in der Regel unglücklich sind in der Benennung fremder Dinge, haben diesen Früchten den schlechtgewählten, mißleitenden Namen Alligatorpears gegeben, und viele Deutsche wenden ihn in der Uebersetzung Alligatorbirnen einfach an, eine blinde Nachahmung, die nicht allein in diesem, sondern noch in manchem ähnlichen Falle zu tadeln ist. Da, wo Persea gratissima, der Baum, welcher diese Früchte erzeugt, heimisch ist, im tropischen amerikanischen Festland, wird durchgehends der Name Aguacates angewendet; die Mexikaner haben noch einen zweiten, einen poetischen Namen: Mantequilla silvestre, das ist Butter des Waldes, und eine ihrer Städte im Staat Jalisco haben sie nach dieser Frucht Ahuacatlan genannt. (Ahuacate ist die spanische Schreibweise.)

Wie er es verdient, so ist der Aguacatebaum in den tropischen Ländern weit verbreitet worden, und seine Nützlichkeit wie seine Schönheit werden ihm stets einen hohen Rang unter den Fruchtbäumen der Erde sichern, zumal seine Früchte, bei Beobachtung der nötigen Vorsicht, einen weiteren Transport ertragen können. Einladend ist das Aussehen derselben keineswegs; die Gestalt ist so unregelmäßig, daß sie am treffendsten als Klumpen bezeichnet wird. Die feste Schale ist zuweilen einfarbig grün oder braun, häufiger aber grün und braun gefleckt, in welchem Kleide sie an Teichrohrkolben erinnern. Das Mark ist weiß bis gelblich, ziemlich fett, schmilzt aber auf der Zunge, weshalb es in Westindien Pflanzenbutter genannt wird. Der Geschmack ist nicht ausgesprochen süß, aber sehr delikat, der Geruch ähnelt demjenigen der feinsten Moschusmelonen.

Ist es denn unerlaublich, daß die beste Frucht unter den Tropen gesucht werden muß? Darf die gepriesene Rose mit ihrer großblättrigen Erdbeere nicht in den Wettbewerb eintreten? Und wächst nicht doch im Norden die fein aromatische arktische Brombeere, die so köstlich schmeckt, daß man sich in Schottland viel Mühe gegeben hat, sie unter Kultur zu nehmen? Doch sie erwies sich so störrisch wie ihre kaum minder köstliche Schwester, die von den Schotten bezeichnend Wolfsbeere genannt wird, denn — wie einer ihrer Dichter singt — sie will von den Wolken gekützt sein.

Wo also wächst die beste Frucht und wer weiß sie zu nennen. Nutzlose Frage! Versuche nur keiner die Antwort zu geben.

Der Bücherwurm.

Es gibt strenge Kunstkritiker, welche von Genremalern ungeheuer viel begehren; vor allem interessante und ursprüngliche Stoffe, durch deren Verbildlichung die Teilnahme des Beschauers kräftig erfaßt wird. Allerdings liefert die Geschichte eine Unmenge dankbarer Vorwürfe für Genrebilder; nicht minder ist das Leben reich an Konflikten, welche, im Bilde dargestellt, das Herz des Beschauers treffen; es ist reich an poetischen Momenten, die auch aus geringen Anlässen hervorblühen und im Bild unser lebhaftes Mitempfinden anregen müssen.

Allein der Maler hat das Recht, zu fordern, daß wir seine Kunst und seine Werke vor allem auf ihren rein malerischen Gehalt hin prüfen und diesen, wo ihm Genüge geschehen, als vollwichtig gelten lassen, wie er in dem Wesen der Kunst begründet liegt. Weiß doch in der That die Feinheit und Vollendung der Darstellung auch den einfachsten Gegenständen einen Reiz abzugewinnen, der den Beschauer fesselt, selbst wenn derselbe sich kaum darüber Rechenschaft zu geben vermag, durch welche geheimen Fäden der Künstler sein Interesse gefangen nimmt. Zu den gelungensten Werken dieser Gattung zählt dasjenige, das wir unseren Lesern umstehend vor Augen führen. Ein Gelehrter, der in alten Büchern nach jener Weisheit sucht, die er im Leben vergeblich zu entziffern trachtete, ist an sich ein gewiß nicht unwürdiger Gegenstand für malerische Behandlung. Vergleichsweise erinnern wir an ein kleines Juwel der Feinmalerei, das in der Berliner Jubiläumsausstellung die

Aufmerksamkeit fesselte, ein Bild von dem Münchener Maler S. Buchbinder, welches sich „Grübler“ nennt. Auch da sitzt ein gedankenblasser Gelehrter vor seinen Büchern, und man bewundert an dem kleinen Bilde vorzugsweise all den vollendet gemalten Kleinkram einer Gelehrtenstube, darunter auch eine abgenützte Sammetdecke.

Gaggs Gemälde steckte sich jedoch insofern ein vergeistigteres Ziel, als es sich in demselben nicht bloß um eine gemusterte Tischdecke, um einen spitzenbesetzten Kragen, um feine Manschetten, sondern in erster Linie um den Ausdruck in dem Kopfe des gelehrten Bücherfreundes handelt.

Das ist der Kopf eines klaren, selbständigen Denkers, der bei seinen Vorstellungsgängen eigene Wege einzuschlagen pflegt, der nicht der Sklave eines Systems, nicht der willen- und rastlos Gefangene gedruckter Worte ist. Der Holzschnitt gibt auch den Reiz der Beleuchtung wieder, welche auf den Gelehrten und auf einen Folianten fällt, gleichsam symbolisch auf das Büchern entströmende Licht des Wissens hinweisend. -o-.

Kathi Frank.



Viele unserer Leser werden Kathi Frank, die ja bereits an einer großen Zahl deutscher Bühnen teils als ständiges Mitglied, teils als Gast aufgetreten ist, schon gesehen haben und ihnen allen wird sie unvergeßlich geblieben sein. Ihr Spiel und ihre Erscheinung zeichnen sie in gleicher Weise aus. Vereinigt sie dort Leidenschaft mit Zartheit, so hier Hoheit mit Anmut; ihre geschmeidige, wenn auch nicht starke Stimme findet Töne für alle Bewegungen des Gemüts, besonders für diejenigen des Schmerzes, der Trauer, der sanften Rührung; ihre Mimik und ihre Gesten sind immer ausdrucksvoll, und nur bisweilen in dem Augenblick des höchsten Affekts vielleicht etwas zu naturalistisch. So ist Kathi Frank, wenn auch nicht ganz ohne Fehler, doch eine Künstlerin von Gottes Gnaden und eine der ersten Zierden der deutschen Bühne der Gegenwart.

Ist es bei den meisten Schauspielern die Liebe zur Kunst gewesen, die sie auf die weltbedeutenden Bretter geführt, so war es bei Kathi Frank die Not. In Ungarn geboren, verlor sie bereits in ihrem fünften Lebensjahre die Mutter. Ihr Vater, ein Lehrer, befand sich nicht in der Lage, ihr eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. So war sie fast sechzehn Jahre alt geworden, ohne auch nur in die Anfänge gewöhnlicher Schulbildung eingeweiht zu sein, als der Vater ihr erklärte, sie müsse selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen. Ihre ungewöhnliche Schönheit brachte einige Freunde und Gönner der Familie auf den Gedanken, daß sie vielleicht ihr Glück beim Theater machen könne. Die nach dieser Richtung hin angestrengten Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, und einige Monate später betrat die Novize als Fee in einem Ausstattungsstück zum erstenmal die Bretter im Victoriatheater in Berlin.

Die Ausstattungsstücke dieses Theaters wurden damals durch ein Gastspiel des bekannten Hofschauspielers Hendrichs unterbrochen, und dieser war es, welcher das Talent der Künstlerin entdeckte. Ihm fiel sie als Page in „Struensee“ dergestalt auf, daß er sich in einem Zwischenakt in ein Gespräch mit ihr einließ und sie aneiferte, zu lernen, zu lernen und wieder zu lernen. Kathi befolgte diesen Rat und studierte fortan mit eisernem Fleiß. Bei Veroni Glasbrenner nahm sie dramatischen Unterricht und holte zugleich nach, was sie im elterlichen Hause versäumt hatte. Da war denn bald aus dem unwissenden, unerfahrenen Kinde eine gebildete, sinnsprühende Dame geworden, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Kathi Frank wurde nun als Liebhaberin nach Potsdam engagirt, und hier sah sie Alexander Strakosch, welcher von Heinrich Laube auf die Suche nach Talenten ausgeschickt worden war. Sie gefiel ihm und er engagirte sie für das Stadttheater. Da aber dieses erst ein Jahr später eröffnet werden konnte, ging sie noch für eine Saison nach Bremen, wo sie ebenfalls die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Als sie endlich nach Wien kam, trat sie anfangs unter den Mitspielenden nur wenig hervor, bis sie dann in den Rollen der Ophelia in „Hamlet“ und der Hero in Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ als eine Schauspielerin ersten Ranges sich entpuppte. In wenigen Wochen war sie der Liebling des Wiener Stadttheaterpublikums. Laube und Strakosch bemühten sich, ihr eigenartiges Talent weiter zu bilden und zu klären, und bald hatte sie als ebenbürtige Rivalin in der schönen Kaiserstadt an der Donau nur noch Charlotte Wolter. Schließlich wurde sie unter außerordentlich günstigen Bedingungen von Franz Dingelstädt neben diese an das Burgtheater berufen, und wenngleich sie von hier auch bald wieder schied und an das Stadttheater zurückkehrte, so war dennoch ihre Sache entschieden und ihr Ruf als Künstlerin von nun an ein feststehender.

So lange Laube an der Spitze des Stadttheaters stand, blieb auch Kathi Frank; als jener zurücktrat, ging auch sie, um in einer Reihe von Gastspielen an den größeren Bühnen Deutschlands und Oesterreichs ihren Ruhm zu befestigen und auszubreiten. Gegenwärtig ist sie in Frankfurt am Main ein Liebling des Publikums, wie sie es unmittelbar vorher in Hamburg und Stuttgart gewesen. -n.



Der Bücherwurm. Gemälde von Gagg.

Digitized by Google



Kämpfende Eber. Gemälde von C. F. Deiker.

Digitized by Google

Zwei Seelen.

Roman

von

Rudolph Lindau.

(Schluß.)

Fünf Jahre waren seitdem vergangen. Günther hatte Irenen nicht wiedergesehen. Sie war nicht nach Berlin gekommen, wie sie ihm höhnend versprochen hatte, und er nicht nach Paris zurückgekehrt, wo sein Glück zu Grunde gegangen war. — Nach dem Feldzuge, dem er als kaltblütiger, tapferer Soldat beigewohnt hatte und aus dem er unversehrt heimgekehrt war, hatte er sich nach Wildhagen zurückgezogen. Der Kampf um die höchsten Güter seines Vaterlandes hatte ihn begeistert, und er hatte darüber der eigenen Sorgen vergessen. Aber in der Einsamkeit seiner nordischen Heimat schlichen sie wieder aus allen Winkeln seiner Erinnerung hervor, traten gleich lebendigen Gestalten vor seine Seele und belagerten sein schweres Herz. Er war hoffnungslos, von bitteren Selbstvorwürfen gepeinigt und ohne Wünsche. Einer unfruchtbaren Heide gleich, durch die er sich müden Fußes dahinschleppte, lag sein Leben vor ihm. In dieser trostlosen Oede war nur ein Punkt, wo er rasten konnte: die unermüdliche, sorgende Liebe seines Vaters. An diesem aber zehrte mit scharfem Zahn der stumme Schmerz ob des geheimnisvollen Kummers des Sohnes, und wenige Jahre, nachdem er mit diesem wieder vereint worden war, ohne in dem ersehnten Zusammensein die gehoffte Freude seines Alters zu finden, legte er sich nieder und starb. „Sei glücklich, mein Sohn!“ waren seine letzten Worte und sein letzter Gedanke. — Als Günther ihn zur Ruhe bestattet hatte und nach dem alten, leeren Hause von Wildhagen zurückgekehrt war, da war die Schale seines Grams bis zum Rande gefüllt. Nun konnte er nichts mehr verlieren! — Jahrelang lebte er in vollständiger Abgeschlossenheit, den Schmerz um den geliebten Toten sorgsam hütend und pflegend. Das graue Meer und der dunkle Wald waren seine Freunde. Es dauerte lange, ehe sie seinem Elend Linderung brachten; aber mit der Zeit gesundete sein Herz an der großen Natur; milde und ernst waltete er der Pflichten, die ihm die Hinterlassenschaft seines Vaters auferlegte.

Florencens Briefe waren lange Zeit ungeöffnet geblieben. Oftmals hatte er sie aufgenommen, aber sie dann immer mutlos wieder beiseite gelegt. In einer ruhigen Herbstnacht, die einem farblosen, traurigen Tage gefolgt war, nahm er sie aus dem Umschlage, in dem sie viele Jahre gelegen hatten, breitete sie vor sich hin und betrachtete sie lange und sinnend. Dann öffnete er ein Couvert, das größer und schwerer war als die anderen. Er ahnte, was es enthielt: Florencens Bild. Da stand sie vor ihm, lächelnd, lieblich, Glück verheißend, jedes Glückes würdig. Auf dem Rücken waren die Worte niedergeschrieben: „Meinem einzigen Liebling seine Flor.“ — O, des Jammers! Er behielt das Bild in der Hand, ohne eine Miene zu verziehen. Seine Augen wurden nicht feucht, aber in seinem Blick lag zehrender Gram, trostloser und ergreifender als Thränen. — Es dauerte Monate, ehe er alle Briefe durchgelesen hatte. Ihre Zahl war nicht groß, aber bei jeder Zeile, die er las, hielt er inne, jedes Wort der Liebe und Zärtlichkeit — und die Briefe enthielten wenig anderes — schnitt ihm in das Herz. Doch wahrte er die Briefe wie seinen köstlichsten Schatz.

Oftmals in den ersten Jahren seiner Einsamkeit war der Gedanke in ihm aufgetaucht, aufzubrechen, nach Amerika zu reisen, Florence zu suchen und Verzeihung von ihr zu erbitten. Aber dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung. Er scheiterte anscheinend an vielen kleinen, wertlosen Bedenken, in Wirklichkeit an seiner Mutlosigkeit. Denn er glaubte nicht mehr an sein Glück. Seine Verzweiflung war keine laute, mitteilsame, aber sie umhüllte ihn wie mit einem schweren, dunklen Mantel, und hielt ihn zurück, einen Entschluß in eigener Sache zu fassen und auszuführen. — Wozu? Er hatte sein Glück verscherzt; nun lag ihm ob, den Verlust ohne Klagen zu tragen.

Gegen Ende der siebenziger Jahre riefen ihn Geschäfte nach Berlin, und er sah wieder seinesgleichen, Bekannte und Freunde. Ihre Gesellschaft war nicht im stande, ihn zu erheitern, aber sie gewährte ihm einige Zerstreuung. Seitdem wiederholten sich diese Besuche in Zwischenräumen, die mit der Zeit kürzer wurden. — Er lebte in der Hauptstadt in einer geräumigen Wohnung, in der er als Knabe mit seinen Eltern, nach dem Tode seiner Mutter, die er jung verloren, mit seinem Vater gelebt hatte. Er befand sich wohl in den mit alten Möbeln gefüllten Räumen, an die sich für ihn seine Jugenderinnerungen knüpften. — Wie schön hatte er sich das Leben geträumt, und wie schön hätte es werden können! Nun schlich er einsam durch die Oden Gemächer. Wie man sein Bett macht, so liegt man! Er mußte Ruhe suchen auf einem Lager von Nesseln und Dornen.

Eines Abends, im Jahre 1884, als Wildhagen in einen Konzertsaal getreten war, wie er dies häufig that, wenn er in Berlin lebte, sah er, einige Reihen vor sich sitzend, einen kleinen Mann, dessen Gestalt ihm bekannt erschien, und als jener sich während einer Pause umwandte, da erkannte Günther in ihm den ehemaligen Vertrauten Irenens, den alten Wende. Das schlichte gelbe Haar war jetzt mit weißen Fäden dicht durchzogen, und das gelbliche, vertrocknete Gesicht von unzähligen Falten gefurcht, aber die blauen Augen sahen noch lebhaft und beobachtend hinter der scharfen Brille hervor, die sie auffallend groß und glänzend erscheinen ließ. Sie schweiften auch über Wildhagens Gestalt, aber sie glitten gleichgiltig weiter, ohne den alten Gast des Hotel Brö erkannt zu haben.

Nach dem Konzert wartete Wildhagen am Ausgange des Saales auf Wendt und redete ihn an:

„Sie haben mich nicht erkannt, lieber Wendt!“

Das Ohr des alten Musikers hatte ein besseres Gedächtnis als sein Auge. Eine Sekunde nur schien er überrascht, dann sagte er freudig:

„Ich erkenne Sie wohl, Herr Baron; es freut mich, Sie wiederzusehen. Wie geht es Ihnen?“

Günther bat Wendt, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, was dieser bereitwillig annahm. Nach einer Weile saßen sich die beiden dort gegenüber an einem kleinen Tische, der mit einer frugalen Abendmahlzeit bedeckt war. Der alte Mann sprach der Flasche tüchtig zu. Sein Gesicht rötete sich und er wurde gesprächig.

„Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, Sie wiederzusehen, Herr von Wildhagen. Sie erinnern mich an alte, schöne Zeiten.“

„Schöne Zeiten!“ dachte Wildhagen, „Wendt sah damals traurig genug aus.“ Aber er behielt seine Gedanken für sich. Er wollte von Irenen hören, und er steuerte diesem Ziele auf Umwegen zu.

„Was ist aus dem Vicomte Desseux geworden?“ fragte er.

„Desseux, Desseux? Ach ja, jetzt besinne ich mich! Ein guter, kleiner Mann, einer der besseren von unseren Gästen. — Gefallen vor Paris, mein lieber Baron, gefallen in dem letzten Ausfalle, am neunzehnten Januar, wenn ich nicht irre.“

„Und die d'Estomplères und Neubauers?“

„Zwei glückliche Pärchen! Madame Josephine erfreut sich nicht gerade des besten Rufes, aber sie ist zweifelsohne eine der schönsten Frauen von Paris, und das genügt dem Baron, der alt und dick und kahlköpfig geworden ist. Er ist stolz auf seine schöne junge Frau und behängt sie mit Gold und Perlen und Diamanten wie ein Heiligenbild. — Kinderlose Ehe! — Bei den d'Estomplères sind dagegen Kinder, drei oder vier. Es interessirt mich nicht besonders; Sie wohl auch nicht?“

„Durchaus nicht. Wie geht es der Frau Prinzessin?“

„Sie ist majestätisch und herablassend wie immer, auch Prinz Andreas ist unverändert. — Wissen Sie, Leute wie die Prinzessin und der Prinz, die kein Herz haben, die altern nicht. Sie brennen sich ganz langsam aus; heute sind sie noch frisch und gesund wie vor zwanzig Jahren, und am nächsten Tage konstatirt der Arzt, daß kein Oel mehr da ist. Dann erlöschen sie natürlich! So wird es der Prinzessin gehen, und auch ihrem Herrn Bruder, dem Prinzen Andreas. Dieser ist mir übrigens lieber als die Prinzessin. Er interessirt sich wenigstens für etwas: für Pferde und Geld. Der Prinzessin aber ist alles gleichgiltig. Nur muß es im Hotel Brö ordentlich zugehen. Ihre Diener sind die bestgeschulten in Paris.“

„Aber die eigentliche Wirtin des Hotel Brö, die Frau Marquise?“

Wendt sah Günther eine Weile stumm an.

„Sie scherzen!“

„Wieso?“

„Nun, Sie wissen nicht?“

„Was?“

„Sie ist tot; — natürlich ist sie tot, seit sechs Monaten bereits, das heißt genau heute am dreizehnten November, seit sechs Monaten und fünf Tagen.“

Er sagte dies so schnell, ohne nachzudenken oder nachzurechnen, daß es klar war, er hatte sich die Rechnung schon vorher gemacht.

„Sechs Monate fünf Tage,“ wiederholte Günther mechanisch.

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen. Sie ist am achten Mai dieses Jahres, abends um fünf Uhr gestorben.“

„Woran ist sie gestorben?“ fragte Günther tonlos. — Die Erinnerung an die bitteren Kränkungen, die sie ihm zugefügt hatte, war plötzlich erloschen. Er konnte nur daran denken, daß sie einst sein ganzes Herz besessen und daß sie eine Zeit lang seine leidenschaftliche Liebe erwidert hatte.

Wendt sah sich scheu um, wie jemand, der sich vergewissern will, daß er nicht von Unbefugten belauscht wird; dann legte er sich vor und flüsterte heimlich, mit bedeutungsvollem Kopfnicken und Zwinkern der hellen Augen:

„Sie ist vergiftet.“

„Vergiftet?“ wiederholte Günther entsetzt.

„Ja, ja, vergiftet, wie ich Ihnen sage, vergiftet, nicht mehr und nicht weniger! O, sie war ein Bild des Jammers während der letzten Monate ihres jungen Lebens, schöner als je, von überirdischer Schönheit, abgemagert, blutlos, mit fruchtem, schwarzem Haar, tiefen Augen, die wie glühende Kohlen das bleiche Antlitz erleuchteten. Sie schleppte sich mühsam von einem Stuhle zum andern, manchmal ans Klavier, aber sie konnte die Tasten nicht mehr berühren, jede Bewegung schmerzte sie.“ — Er hob plötzlich den Kopf und blickte Günther lebhaft und bedeutsam an. — „Wissen Sie, — Ihr Lied, das traurige Lied, das sie gern hörte — ich mußte es ihr oftmals spielen. Und sie dachte an Sie, ja, während ihrer Krankheit dachte sie oft an Sie. Sie hatten es ihr angethan; aber sie war natürlich viel zu stolz, um das jemand anders als mir eingestehen zu können. Vor mir brauchte sie sich ja keinen Zwang aufzulegen, das wußte sie. Sie sprach manchmal von Ihnen: wo Sie wohl sein möchten, ob Sie noch am Leben wären, und dann zum letztenmale am Tage vor ihrem Tode, am siebenten Mai. Ich hatte das Lied auf ihr Verlangen gespielt. ‚Noch einmal!‘ sagte sie leise. Es war nach Tische, um acht Uhr abends, es war dunkel im Musikzimmer. Sie hatte kaum noch die Kraft zu atmen, aber sie sang das Lied zu meiner Begleitung, mit ganz, ganz feiner, dünner Stimme. Es waren kaum noch irdische Töne. Es drang zu meinen Ohren wie eine Stimme aus himmlischen Sphären. Und als ich geendet hatte, da saß sie eine Weile still, die Hände in einander geschlagen, den Kopf gesenkt; und dann bewegten sich ihre Lippen, und ich vernahm Ihren Namen: ‚Günther, mein Leben!‘ hauchte sie.“

Wildhagen saß wie betäubt. „Vergiftet!“ wiederholte er; „erzählen Sie mir, wer hat sie vergiftet, wie ist es herausgekommen?“

„Hsch!“ machte Wendt ängstlich. „Es ist nicht herausgekommen. Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der es weiß ... Blanche van Naarden hat sie vergiftet.“

„Blanche van Naarden? Ist es möglich? Wie ist es geschehen? Sprechen Sie!“

Wendt bog sich zurück, bewegte den Kopf und den erhobenen Zeigefinger der rechten Hand in verneinender Bewegung ganz langsam hin und her und sagte feierlich:

„Forschen Sie nicht weiter; ich beschwöre Sie, forschen Sie nicht weiter.“

Das ganze Wesen des kleinen, vertrockneten Mannes mit den glänzenden, großen, jungen Augen

hatte etwas Absonderliches. Diese seltsame Vergiftungsgeschichte, von der er allein etwas wissen wollte, war unwahrscheinlich, unglaublich! Die Marquise war während ihrer langen Krankheit sicherlich von guten und gewissenhaften Aerzten gepflegt worden. Wäre sie eines geheimnisvollen Todes gestorben, so würde die Wissenschaft Verdacht geschöpft und geäußert, die aufmerksame Polizei eine Untersuchung angeordnet haben. Der Tod ist in großen Städten, namentlich in den hohen Kreisen der Gesellschaft, mit vielen Förmlichkeiten umgeben. — Es war kaum denkbar, daß die Aerzte über die Ursache des Todes der Marquise vollständig im Unklaren geblieben sein sollten, während ein Laie dieselbe deutlich erkannt haben wollte. Und dann: welches Interesse konnte Wendt haben, seine Feindin, wenn diese eine Mörderin war, vor verdienter Strafe zu schützen? Deutete nicht im Gegenteil alles darauf hin, daß er selbst als ihr wütender Ankläger aufgetreten sein würde, wenn es ihm möglich gewesen wäre, seinen Verdacht auch nur einigermaßen zu begründen? „Der Arme ist verrückt," sagte sich Wildhagen. Doch versuchte er, noch etwas mehr zu erfahren.

„Was ist aus Fräulein van Naarden geworden?" fragte er.

„Eines Morgens, etwa zwei Monate vor dem Tode der Marquise, war sie plötzlich verschwunden, mit Wissen, vielleicht auch auf Befehl der Marquise und der Prinzessin, denn keine der beiden Damen hat den Namen Blanche seitdem wieder ausgesprochen. — Sie erinnern sich, die Herrschaften im Hotel Brà waren wortkarge Leute. Ich hatte mit der Zeit ihre Gewohnheiten angenommen; auch wußte ich, daß ich weder von der Marquise noch von der Prinzessin Antwort auf eine Frage über Blanches Abreise bekommen haben würde, wenn man mir Bescheid darauf vorenthalten wollte. Die Damen sagten eben nur, was ihnen behagte. — Ich konnte durch den Mann, der mich bediente, feststellen, daß Fräulein van Naarden an jenem Morgen das Haus mit Koffern und Kisten in aller Frühe verlassen hatte. Wohin sie gezogen war, wußte man mir nicht zu sagen. Ich denke mir, sie lebt noch in Paris; auch sollte es mich nicht wundern, wenn sie wieder eine gute Stelle gefunden hätte; denn klug war sie, auch hatte sie manches gelernt, und sie war vollständig gewissenlos. — Sehen Sie, Herr Baron, ich bin kein harter Mann, aber wenn ich die Elende zu Tode marternd lassen könnte, ich thäte es. Sie hat es tausendmal verdient!"

„Er ist verrückt," wiederholte sich Wildhagen. — „Wo ist die Marquise beerdigt?" fragte er laut.

„Sie ruht in Rom in der prinzlichen Familiengruft. Ich habe den Sarg von Paris nach Rom begleitet. Und während der Totenmesse saß ich oben auf der Orgel, und als sie den Sarg zur Kirche hinaustrugen, da habe ich das Lied gespielt, das sie am meisten liebte: Ihr Lied, Herr Baron!"

Eine lange Pause trat ein; dann fragte Wildhagen: „Werden Sie noch einige Zeit hier bleiben?"

„Nein, ich reise morgen ab."

„Nach Paris?"

„Was sollte ich in Paris thun? — Ich gehe nach Rom — natürlich!"

Mit jenem Tage schwand jede Bitterkeit aus Günthers Herzen. Er konnte nun auch Irenens in stiller Trauer gedenken. Daß die stolze Frau ihn nicht vergessen, vielleicht ihr Unrecht gegen ihn eingesehen hatte, erfüllte ihn mit tiefer Wehmut; und um ihrer Liebe willen und weil sie vor ihrem Tode nach ihm verlangt, verzieh er ihr, daß sie sein Glück zerstört hatte; ja, er verzieh es nicht nur — er vergaß es. Gleichzeitig aber erwachte in seinem Herzen ein großes Sehnen nach Florence Gilmore. Er mußte in Erfahrung bringen, wie sie das Unglück ertragen, das er verschuldet hatte. Es wurde ihm leicht, sich Empfehlungen an eine Vertrauensperson in Amerika zu verschaffen. Dieser schrieb er zu Anfang des Jahres 1885 und bat, in ganz unauffälliger Weise Erkundigungen über die Gilmores einzuziehen und ihm das Ergebnis derselben mitzuteilen. Er beschrieb die Verhältnisse und Beziehungen jener Familie so genau, daß die Gefahr einer Verwechslung ausgeschlossen war. Drei Monate später, als er sich schon wieder nach Wildhagen zurückgezogen hatte, erhielt er endlich Antwort auf seine Anfrage.

„Es hat einige Zeit gekostet, die von Ihnen gewünschten Erkundigungen einzuziehen, und ich habe Ihnen deshalb nicht früher schreiben können; nun kann ich aber vollständig berichten, und das, was ich Ihnen sage, als richtig verbürgen. — Herr und Frau Gilmore besaßen zwei Töchter. Die älteste, Bella, hat sich im Jahre 1869 mit einem hiesigen Kaufmann, Herrn Conrey, vermählt und lebt noch heute mit diesem vereint, in glücklichen Verhältnissen, in New-York. Herr Gilmore, der in San Franzisko ansässig war, ist daselbst im Jahre 1876 in vorgerücktem Alter verstorben. Seine Frau hat sich darauf mit ihrer zweiten Tochter, Florence, nach Boston zurückgezogen, wo sie bis zum Tode dieser jungen Dame, der im vergangenen Jahre erfolgt ist, im Kreise ihrer Verwandten und Freunde gelebt hat. Seitdem wohnt Frau Gilmore in New-York bei ihrer ältesten Tochter, Mrs. Bella Conrey. Beide Damen stehen in hohem Ansehen in der besten hiesigen Gesellschaft. Herrn Conrey schildert man mir als einen reichen und tüchtigen Kaufmann von makellosem Charakter. — Die jüngere Schwester, Florence, ist unvermählt gestorben. Sie war, wie man mir mitteilt, seit längeren Jahren leidend und in ihrem Kreise außerordentlich beliebt, wennschon sie sehr still und zurückhaltend gewesen sein soll."

Wildhagen legte den Brief vor sich nieder, nachdem er ihn mit feierlicher Aufmerksamkeit durchgelesen hatte, und saß lange nachdenklich da. — So waren sie alle tot, an denen sein Herz gehangen und die es gefüllt hatten: sein Vater, Irene, Florence. Vor ihm aber lag noch ein langes Leben. Er hatte sich schwer vergangen und schwer war seine Sühne.

Im darauffolgenden Winter, als Wildhagen wieder in Berlin weilte, führte ihn der Zufall mit einem alten Bekannten aus der Pariser Zeit zusammen, den er seitdem beinahe vollständig aus den Augen verloren und der sich in der Zwischenzeit zu einem der ersten Plätze unter den lebenden Malern emporgeschwungen hatte. Es war ein stiller, ernster Mann, der Günther außerordentlich gefiel und mit dem er sich eingehender unterhielt, als seine Art war. Einige Tage darauf besuchte er ihn in seinem Atelier. Der Künstler zeigte ihm einige vollendete Bilder und andere, an denen er noch arbeitete. Wildhagen betrachtete sie mit dem aufmerksamen Auge des alten Jägers und Forstmanns, der viele Einzelheiten in der Natur sieht, die dem gewöhnlichen Beobachter entgehen. Der Maler erkannte dies sogleich, und als Günther von einigen selten schönen, alten Eiben sprach, die in seinem Forst ständen, da äußerte der Maler die Absicht, sich dieselben gelegentlich anzusehen.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," sagte Günther, „ich werde gegen Ende dieser Woche nach Wildhagen gehen. Begleiten Sie mich, und ich zeige Ihnen dann die alten Bäume. Sie stehen gerade jetzt, wo sie nackt dastehen, mit ihren tausendfach, seltsam verschlungenen Verästungen wunderbar greisenhaft und stark zugleich aus; man sieht ihnen an, daß sie wohl schon tausend Jahre leben und doch noch viele hundert Jahre fortbestehen mögen. Im Frühling und Sommer, wenn sie mit Grün bedeckt sind, wird dadurch dieser eigentümliche Eindruck verwischt."

Der Maler nahm die Einladung an, reiste mit Günther nach Wildhagen und verweilte dort länger als er beabsichtigt hatte. Das stille Haus am Rande des Waldes gelegen, der düstere Forst mit seinen mächtigen, uralten Bäumen, die nahe, wilde Nordsee mit den zur Winterszeit trostlos traurigen Ufern gefielen seinem Künstlerauge; aber noch mehr beschäftigte seinen Geist der schweigsame, gastfreundliche Wirt. Der Maler fühlte sich in Wildhagen wie zu Hause, in dem sicheren Gefühle, dort gern gesehen zu sein und niemand zu stören.

Eines Abends saßen beide, Wirt und Gast, nach dem Essen in einem kleinen Zimmer, das Wildhagen während der kalten Jahreszeit am liebsten bewohnte, weil es dort heimischer war als in den anderen, größeren Räumen des weitläufigen Gebäudes. Draußen kam der wilde Sturm von der See hergezogen und umkreiste heulend und schluchzend das alte Haus. Der Regen schlug klatschend an die geschlossenen Fensterladen; aber in dem kleinen Gemach war Sicherheit gegen das unwirtliche Wetter. Ein prasselndes Holzfeuer in dem mächtigen Kachelofen, dessen Thür halb geöffnet war, unterhielt in dem Zimmer gleichmäßige, behagliche Wärme. Vor dem Ofen schliefen zwei schöne Hunde, die besonderen Lieblinge des Barons aus seiner zahlreichen Meute; an den Wänden des niedrigen Zimmers hingen einige alte Kupferstiche, Gewehre, Hirschfänger und Jagdtrophäen verschiedener Art, mächtige alte Geweihe von Rot- und Damwild, die vom Großvater und Vater des lebenden Freiherrn, teilweise von diesem selbst heimgebracht worden waren. Auf dem Boden lagen Bären- und Wolfsfelle, und in den Zwischenräumen glänzte dunkel der gebohnte alte Eichen aus steinhartem, getäfeltem Holze. In der Mitte des Zimmers auf einem altertümlichen Großvaterstuhle, eine Pfeife im Munde, in abgetragener grauer Jagdjoppe, die Beine übereinandergeschlagen, den Blick sinnend in die Leere gerichtet, saß Wildhagen. Der Maler, der ihm in einiger Entfernung gegenüber Platz genommen hatte und ihn seit geraumer Zeit ruhig beobachtete, ohne daß der andere es bemerkt hätte, unterbrach endlich eine lange Pause.

„Sie könnten mir einen Gefallen thun."

„Gern! Was wünschen Sie?"

„Diese Stube gefällt mir," fuhr der Maler fort, „mit Ihnen darin. Ich möchte aus dem Ganzen ein Bild machen. Wollen Sie mir dazu sitzen?"

Günther gab nicht ohne weiteres seine Zustimmung. Das Zimmer stand seinem Gaste zur Verfügung; er mochte es ganz oder teilweise zu einem Bilde benützen, wie es ihm gefiele; aber ihm, Günther, behagte es nicht, als Modell zu dem Bewohner des Zimmers zu sitzen.

„Ich beabsichtige nicht, ein Porträt von Ihnen zu machen", entgegnete der Maler, „der Mann auf dem Bilde soll blaue Augen bekommen statt Ihrer grauen, auch werde ich ihn zehn oder fünfzehn Jahre älter machen und zwei bis drei Zoll größer als Sie es sind; nur den Ausdruck Ihres Gesichts möchte ich meinem alten Förster geben. Er paßt so gut zu der ganzen Umgebung. Niemand aber wird Sie darin erkennen, das verspreche ich Ihnen."

Darauf willigte Günther in den Wunsch seines Gastes; und so entstand ein Bild, das, seitdem es vollendet, von vielen gesehen und von allen, die es gesehen und verstanden, bewundert worden ist, und das manchen tief ergriffen hat.

So, wie der alte Jäger auf dem Bilde dasitzt, so muß man sich Günther jetzt und in zehn oder zwanzig Jahren vorstellen: einen in sich gekehrten, einsamen, stillen, aber nicht gebrochenen und auch nicht traurigen Mann. Die schweren Schicksalsschläge, die ihn verwundet, haben ihn nicht hart gemacht; er ist milde geworden und mitleidig geblieben. Sein warmes Herz ist nicht erkaltet. Wohl ist die heiße, selbstische Liebe um des eigenen Glückes willen, die einstmals darin loderte, zu Asche verkohlt und verloschen, und nichts kann diese Liebe erwecken und wieder anfachen; aber ein selbstloses Wohlwollen für seine Umgebung lebt fort in seiner Brust. Er ist unermüdlich in der Sorge um anderer Wohlfahrt, und diese Sorge bringt ihm Frieden. Die Saiten seines Herzens, die unter dem Blick einer Frau erzittern konnten, sind zerrissen; er lebt nicht mehr dem eigenen Glücke, der Wahl, sondern der Aufgabe, der Pflicht. Und so ist sein Leben wohl freudenarm, aber es ist nicht leer, und er wird es ohne Klagen tragen — bis zum Ende. Der Gedanke, seinem Dasein gewaltsam, vor dessen natürlichem Abschluß, ein Ende zu machen, ist ihm nie gekommen; aber der Tod, den er, ohne ihn zu suchen, ruhig erwartet, wird ihm ein Erlöser sein. — Das Bild Irenens, die ihm Glück schuldete und ihn unglücklich gemacht hat, ist in seiner Erinnerung nicht erloschen, doch steigt es nur noch selten, in Zwischenräumen, die immer größer werden, ernst und schön vor seines Geistes Auge auf; aber an Florence, die ihm ihr Glück anvertraut hatte, der er Glück schuldete und die er unglücklich gemacht hatte, denkt er mit unerschöpflicher Wehmut und Zärtlichkeit. Ihr Bild mit den Worten: „Meinem einzigen Lieblinge!" steht zwischen dem seines Vaters und dem seiner Mutter. Sein letzter Blick, ehe er sich des Abends zur Ruhe begibt, weilt auf den Bildnissen der drei geliebten Toten, und ihr Andenken lebt unzerstörbar in seinem Herzen, bis er sich zu dem Schlafe niederlegen wird, aus dem auf Erden kein Erwachen ist.

Auf der Flucht.

Er erwarb sie durch ein kühnes Wagniß. Er gehörte zu der Adelspartei, die für Karl I. stritt und kämpfte — sie war eine Presbyterianerin und Schottin, und beide Familien haßten sich aus konfessionellen und politischen Gründen auf das bitterste. Seine Kühnheit und Leidenschaftlichkeit triumphirte über alle Hindernisse und alle Bedenken des jungen, schwärmerischen Mädchens, und eines Tages hielten zwei kräftige Pferde unten am Felsen, auf welchem das Schloß des schottischen Parteiführers lag. In der Dunkelheit huschte eine vermummte Gestalt aus dem Thore und flog den Felsenpfad hinab. Unten wartete ein mit Degen und Pistolen wohlbewaffneter, ritterlich aussehender Mann; der sprach der Zagenden einige beruhigende Worte eiligst zu, hob sie auf eines der Pferde, schwang sich auf das andere, und fort ging es, an den Strand. Wenige Tage später waren die Liebenden in London vereinigt, und die Familien beider hüben Feuer und Flamme — das Land war voll Wirren, eine unsichere, aufgeregte, sturmvolle Zeit — der König zeigte sich eigensinnig und schwach, schwankend und charakterlos, und wiederum gewaltthätig. Die Schotten erschienen mit einem Heere in England, und viele der Adeligen lechzen nach der Niederlage, welche Karl bei Newbern erlitt; unter diesen Flüchtlingen war auch der Entführer der schönen Schottin.



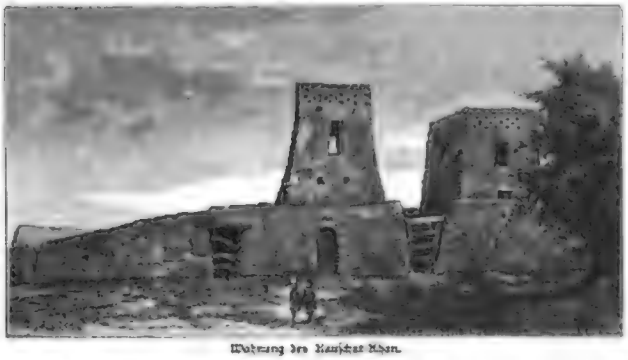
Auf der Flucht. Gemälde von Seymour Lucas.

Herberge nahte sich höflich und vorsichtig dem prächtig gekleideten und sichtbar vornehmen Manne. „Ob er wohl Geld bei sich führt?“ dachte er. In diesen unsicheren Zeiten gab es so viele große Herren, die ausgedehnte Güter, prächtige Schlösser und keinen Heller in der Tasche hatten. -lu.

Ein Jahr war jetzt verflossen, ein Jahr der Ehe, die wenig Freude, Ruhe und Frieden den Paare gebracht — jetzt gar die Not hatte ab und zu an den Pforten der einst so prunkvollen Zimmer und Säle gepocht — und jetzt irrten sie im Lande unter und suchten eine Gelegenheit, nach Frankreich zu Verwandten zu entkommen. Die junge Frau sah sorgenvoll vor sich hin. Was würde ihnen die nächste Zukunft bringen? Wohin hat ihre Leidenschaftlichkeit sie geführt! Wie sicher konnte sie im Schlosse ihres Vaters sitzen, wie völlig anders hatte sie sich das Leben an der Seite des glänzenden Mannes vorgestellt, bei dem sie jetzt nur Schein sah — aber sie war einmal sein Weib, hatte vor dem Priester geschworen, Freud und Leid mit ihm zu teilen, und wollte ihren Schwur halten. Der Wirt der kleinen

Bilder aus Zentral-Asien.

Mit Zeichnungen nach Originalskizzen von Friedrich von Krusenstjern.



Wohnung des Nauschar Khan.



Wohnung des Khans Nur-Verdi-Khan.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In einem früheren Aufsatze*) habe ich versucht, dem Leser einen kurzen historischen Ueberblick der Schicksale zu geben, die das alte Merw im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden betroffen; heute habe ich die Absicht, einiges aus der neueren Geschichte der Oase mitzuteilen. Das reiche, fruchtbare Merw, welches nach den zahlreichen Invasionen barbarischer Horden sich merkwürdig rasch immer wieder zu erholen wußte, war ein ewiger Streitapfel für die begierigen Khanate Khiwa und Bukhara, sowie für das Königreich Persien, und die Geschichte der Oase während des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bietet nichts als eine lange Reihe von Verheerungen und Kriegszügen dar.

Dem Perserkönige Nadir-Schah gelang es nach vielen Mühen im Jahre 1740, Merw in seine Gewalt zu bekommen, und um dasselbe dem Reiche der Kadjaren zu erhalten, siedelte er zwanzigtausend Familien aus den kriegerischsten Stämmen Irans in der Oase an. Die persischen Statthalter hielten sich in Merw bis zum Jahre 1784, in welchem Maaßum, Emir von Bukhara, die vielgerühmte Oase und Stadt vollständig vernichtete; der letzte persische Statthalter, Bairam-Ali-Khan, erlag nach heldenmütiger Gegenwehr. Die Stadt wurde trotz der hartnäckigsten Verteidigung, an welcher der Sage nach sogar Frauen und Mädchen thätigen Anteil nahmen, erstürmt, die Einwohner teils niedergemetzelt, teils nach Bukhara in die Sklaverei abgeführt; nur wenigen gelang es, nach Herat und Meschet zu entkommen. Die Nachkommen dieser Flüchtlinge leben bis jetzt noch in den eben genannten Städten und werden kuna merli, das heißt Bewohner des alten Merw, genannt. Um für immer die Möglichkeit eines neuen Emporblühens der Oase zu vernichten, zerstörte der Emir Maaßum den uralten, von Sultan Sandjar im elften Jahrhundert erbauten Damm Bendi-Merw oder Bendi-Sultan, dessen großartige Ruinen bis jetzt noch in der Nähe von Jolatan, etwa sechzig Werst von dem russischen Merw entfernt, zu sehen sind; von diesem letzten Schlage hat sich die Oase bis auf die neueste Zeit noch nicht erholen können.



Grabmal Nauschar Khans.

Am Anfange dieses Jahrhunderts lebten in und um die Ruinen der uralten Stadt einige tausend Kibitken-Nomaden aus dem Stamme der Turkmenen-Sarik, die etwa 1824 von den Turkmenen-Tekke vertrieben wurden; jedoch schon nach einigen Jahren mußten diese letzteren den Persern weichen, die unter der Anführung des durch sein tragisches Ende bekannten Prinzen Abbas-Mirza einen Versuch machten, die bereits halb verlassene Oase wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Erst im Jahre 1855, nach der Niederlage des Khans von Khiwa, Muhammed-Amin, gelang es Kauschut-Khan, dem Häuptlinge der Turkmenen-Tekke, mit vierzigtausend Kibitken seiner

*) Siehe Jahrgang 1887, Nro. 7 (Heft 4).



Wohnung einer russischen Soldatenfrau in den Ruinen von Kauschut-Khan-Kala.



Gruppe: Turkmene, Perser, Jude und Neger (Afrikaner).

Stammesgenossen in der Oase festen Fuß zu fassen und die Turkmenen-Sarik, die sich unterdessen wieder in Merw niedergelassen hatten, südwärts nach Jolatan und Pändj-deh zu vertreiben. Seitdem haben die Teke den Namen Mari-Teke angenommen, zum Unterschiede von ihren Stammesgenossen Achal-Teke; natürlicherweise hat sich außer dem Namen nichts von der Kultur des alten Merw bei den Turkmenen erhalten. Im Jahre 1860 vernichtete Kauschut-Khan eine persische Armee von zwanzigtausend Mann Infanterie nebst zweiunddreißig Kanonen und zahlreicher irregulärer Kavallerie, die unter dem Kommando des Prinzen Sultan-Murad-Mirza einen sehr mißglückten Versuch machte, die Oase zu erobern. Alles, was nicht getötet worden, kam auf den Sklavenmarkt, und bejahrte Turkmenen, wenn sie die ganze alte Zeit loben, verfehlen nie, die Bemerkung zu machen, daß damals ein Perser nur drei Tuman (15 Rubel) kostete.

Als 1873 die russischen Truppen die Stadt Khiwa erstürmten, schritt Kauschut-Khan zur Erbauung einer enormen Feste, Kauschut-Khan-Kala genannt, an welche sich gegenwärtig die russische Stadt Merw schmiegt. Die Feste ist nicht zu Ende gebaut worden, da der berühmte Turkmenenhäuptling sich überzeugte, daß die Russen nicht die Absicht hatten, gegen Merw zu marschiren. Uebrigens ist Kauschut-Khan nicht allein seiner Kriegsthaten wegen berühmt; sein Hauptverdienst besteht darin, daß er, nachdem die Angriffe der Perser auf die von ihm eroberte neue Heimat blutig abgewiesen worden, alle seine Energie darauf richtete, sein Volk zum Ackerbau zu bewegen; ihm verdankt die jetzige Oase Merw die Errichtung eines neuen Berieselungssystems und die regelmäßige Verteilung der Gewässer des Murgab unter den einzelnen Stämmen der Turkmenen-Mari-Teke. Kauschut-Khan starb hochgeachtet im Jahre 1878; sein Grabmal, eine Stätte der Verehrung für die Mari-Teke, befindet sich in der Nekropolis der Oase, etwa neun Werst von Merw entfernt. Bei den Turkmenen besteht nämlich die ganz eigentümliche Sitte, alle ihre Toten, nicht nur aus den entlegensten Teilen der Oase, sondern auch diejenigen, welche in der Fremde gestorben, nur an einem dazu bestimmten Orte, Khodja-Abdullah genannt, zu bestatten. Einen sonderbaren Anblick gewährt diese Totenstadt mit ihren tausenden in Reih und Glied stehender Grabhügel, ein jeder mit einer Stange geschmückt, an der ein weißes Tuch angebunden ist; nur die Gräber Kauschut-Khans und einiger angesehenen Männer sind von hohen Lehmmauern umgeben.

Nach Kauschut-Khans Tod wurde von der Bevölkerung Merws der Achal-Tekehäuptling Nur-Werdi-Khan zum Oberhaupte gewählt; derselbe regierte nur zwei Jahre (er starb Ende 1880). Hauptsächlich war seine Thätigkeit auf sein eigenes Land Achal-Teke gerichtet, und sein Name ist durch die erste heldenmütige Verteidigung Geok-Tepes gegen die russischen Truppen rühmlich bekannt. Nach dem Tode Nur-Werdi-Khans



Sommeraufenthalt des Oberbefehlshabers in der Oase Merw, Oberst-Lieutenant Alichanoff.

konnten die vier Stämme der Mari-Teke über die Wahl eines neuen Häuptlings nicht einig werden; jeder wählte seinen eigenen, die übrigens gar keine Bedeutung hatten, so daß in nichtigen Angelegenheiten die Hauptrolle von der Witwe Nur-Werdi-Khans, der Gul-Djamal-Khanum, gespielt wurde. Der größte Teil der Bevölkerung wollte sich der russischen Herrschaft unterwerfen, nur eine geringe Partei, an deren Spitze Kara-Kuli-Khan vom Stamme Bel stand, wehrte sich mit den Waffen in der Hand gegen den Einmarsch der Russen in die Oase. Nach zwei unbedeutenden Scharmützeln in der Nähe von Karibata, rückten die russischen Truppen im Februar 1884 in Merw ein, im Bestande von einem Bataillon Scharfschützen, zwei Zügen Gebirgsartillerie und zwei Sotnien (Schwadronen) Linienlosaken, unter dem Kommando des Generallieutenants Komaroff.

Die jetzige Oase Merw liegt an beiden Ufern des Murgabflusses, zwischen 79° 20′ und 80° nördlicher Breite, und 37° 30′ bis 38° westlicher Länge. Von Norden nach Süden gerechnet, zieht sich das Territorium auf einer Strecke von ungefähr siebenzig Werst hin und beinahe ebensoviel von Osten nach Westen, so daß das Gebiet der Oase ungefähr 4900 Quadratwerst beträgt. Von den umliegenden bewohnten Ländereien Zentralasiens ist Merw durch ausgedehnte wasserarme Sandwüsten getrennt und nur nach Süden mit der Grenze Afghanistans durch eine Kette kleinerer Oasen, Jolatan und Pändj-deh, die ebenfalls am Murgab liegen, verbunden.

Die Bodenbeschaffenheit der Oase unterscheidet sich durchaus nicht von den angrenzenden Wüsten, die mit Triebsand bedeckten Flächen natürlich ausgenommen. Das gegenwärtig höchst fruchtbare Land dankt seine Urbarkeit einem ziemlich vielverzweigten Berieselungssystem. Als Beleg dafür können die Ueberreste zahlreicher Kanäle dienen, an denen eine Wanderung durch die Wüsten zwischen der Oase Atek, dem Tedjen (Heri-rud) und der jetzigen Oase Merw vorüberführt. Diese vollständig unbewohnten Strecken sind jetzt die Wüsteneien, jedoch bedarf es nur der nötigen Thatkraft und beträchtlicher Ausgaben, um dieselben mit Wasser zu versehen und zu einem fruchtbaren Lande zu machen.

Nach der Zerstörung des alten, hochkultivierten Merw lag die Oase Jahrzehnte hindurch brach und die neuen Ankömmlinge, die Turkmenen, konnten das ganze Gebiet derselben mit seinen verfallenen Kanälen und in Ruinen liegenden Gebäuden nicht vollständig einnehmen, da, um das Land wieder urbar zu machen, der vom Emir Maxtum zerstörte Damm Bend-i-Sultan hätte wiederhergestellt werden müssen, wozu die trägen, räuberischen Horden weder Lust noch Thatkraft genug besaßen. Sie zogen es vor, sich an beiden Ufern des Murgab niederzulassen, und nur dem eisernen Willen ihres Häuptlings Kauschut-Khan gelang es, sie zur Herrichtung eines neuen, bedeutend kleineren Dammes, Kauschut-Bend genannt, zu bewegen.



Ein Angehöriger der turkmenischen Miliz und seine Kinder.



Turkmenische Wasserhebemaschine.

Digitized by Google

Die patriarchalische und höchst originelle soziale Einrichtung und Teilung der Turkmenen-Meri-Telke befindet sich im engsten Zusammenhange mit dem durch Raubzüge eingeführten Berieselungssystem, folglich also mit dem Murgab, der Lebensader der Oase. Da, wo der Lauf des Murgab durch den Kaushutdamm gehemmt wird, nehmen die zwei magistralen Berieselungskanäle der Oase, nach den Stämmen, denen sie angehören, ersamisch und tokkamisch genannt, ihren Anfang und führen die Gewässer des Murgab nach links und rechts, bis in die entlegensten Teile der Oase; der erste der genannten Kanäle teilt sich in sechs Arme, der zweite in acht, und alle verzweigen sie sich in einhundertundzwanzig kleinere Kanäle (Intsche-Jan), die das ganze Land wie mit einem Netze bedecken. Das Wasser wird mit einer höchst anerkennenswerten Genauigkeit zwischen den einzelnen Einwohnern verteilt, und zwar folgendermaßen: eine Gruppe von sechs Kibitken, jarim kellemo (ein halber Tag) genannt, hat das Recht und die Pflicht, die Gewässer des Kanals, an welchem dieselbe ansässig ist, sechs Stunden nach der Reihe zu benützen; vier solche Gruppen, atlik oder sarkas genannt, benützen ihren Kanal während vierundzwanzig Stunden, und jeder Intsche-Jan ist zehn bis zwölf solchen Sarkasen eingeräumt. Nehmen wir nun die höchste Zahl, zwölf, als die richtige an, so ergibt sich, da, wie oben erwähnt, der Murgab in 120 Intsche-Jan geteilt ist, für die Bürger das heißt Wasserrechte besitzende Bevölkerung der Meri-Telke eine Zahl von 34,560 Kibitken oder Familien, deren jede durchschnittlich sechs Mitglieder zählt, so daß die ganze Masse der Turkmenen in der Oase sich ungefähr auf 207,360 Personen beziehungsweise Geschlechter beläuft. Dazu kommen noch 300 Kibitken Achal-Turkmenen, die nach der Katastrophe von Geok-Teye hierher geflüchtet sind, ebensoviel Kibitken aus verschiedenen anderen Turkmenenstämmen, wie zum Beispiel den Sariken, Saliren, Erseri, Ata-Nachtim, Schich und so weiter, und einige Dutzend Familien Juden aus Afghanistan, so daß die Gesamtzahl der Bevölkerung Merws, die russischen Truppen nicht mitgerechnet, etwa 210,000 Menschen beträgt. Alle letztgenannten Turkmenenstämme haben keinen Anteil an Erde und Wasser und müssen die ihnen nötigen Quantitäten sowohl des einen wie des andern bei den Merw-Telke mieten. Die Juden sind die Parias der Oase und beschäftigen sich ausschließlich mit Kleinhandel; trotz der asiatischen Kleidung und persischen Sprache, deren sie sich meistens bedienen, haben sich bei ihnen alle typischen Kennzeichen ihrer Rasse ganz merkwürdig erhalten.

Vor der Einnahme Merws durch die russischen Truppen hatten die Turkmenen eine Art Parlament, Gengasch oder Medjlis genannt, an welchem außer den Khans, die an der Spitze eines jeden der vier Stämme standen und den „Grauhärtigen“ (ak sakalen) noch die Vertreter des Volkes teilnahmen, wobei je vier Intsche-Jane, in ihrer Gesamtheit Egun-Jan (großer Kanal) genannt, einen Abgeordneten wählten. Die Würde eines Khan ist bei den Turkmenen nicht immer erblich, sondern der Würdigste wird dem seinen Stammesgenossen zu dieser Ehrenstelle gewählt. Die russische Staatsverwaltung hat sich diese auszeichnete Sitte zu nutze gemacht und die vier Stämme anerkannt; die Khans werden von den russischen Behörden bestätigt und im Notfalle abgesetzt und sind mit den Rechten und dienstlichen Obliegenheiten russischer Bezirksvorsteher bekleidet worden, wobei sie in der Regel Offiziersrang in der einheimischen Miliz erhalten.

Was das Klima Merws anbetrifft, so ist dasselbe natürlicherweise ein durchweg kontinentales. In den ersten Tagen des Dezember fällt bereits Schnee, doch bleibt derselbe nur im Januar etwa zwei bis drei Wochen lang liegen, wobei die Temperatur bis auf — 12 bis 15° Réaumur fällt. Während des letztverflossenen Winters hatten wir ausnahmsweise eine Kälte von über 20°. Februar und Anfang März gehören zur Regenperiode, während welcher die Hitze bereits gegen + 20 bis 25° Réaumur beträgt; von diesem Zeitpunkte an steigt die Temperatur fortwährend und erreicht im Juni und Juli ihr Maximum von + 45 bis 52° Réaumur in der Sonne. Der Ostwind, der im Sommer verheert, bringt gar keine Erfrischung, denn er ist geradezu glühend. Nicht selten stürmt dieser Wind, den die Turkmenen Meri-Telke Tafan, das heißt in wörtlicher Uebersetzung: „wie der der Sintflut“, nennen, mit einer unglaublichen Gewalt einher, ungeheure Massen glühenden Sandes vor sich her jagend, Zelte, Kabitken und Bäume niederreißend. Das Tageslicht schwindet vollkommen, und der glühende Sand, der durch jede Kleidung dringt, verursacht geradezu Brandwunden. Etwas Aehnliches muß der Samum in der Sahara sein. Wehe der Karawane, die vom Tafan in der Wüste überrascht wird!

Ende August fängt es an, etwas kühler zu werden, und der Herbst, zu welchem hier zu Lande die Monate September, Oktober und November gerechnet werden, bildet die angenehmste und gesundeste Jahreszeit. Die Nächte sind während des ganzen Sommers kühl, und nicht selten kommt es vor, daß während der heißesten Periode das Thermometer um drei Uhr morgens kaum + 12 bis 15° Réaumur zeigt. Diese enormen Unterschiede zwischen der Tages- und Nachttemperatur verursachen oft Erkältungen, die leicht in ein schleichendes, hartnäckiges Fieber übergehen; dazu tragen wohl sehr viel die zahlreichen Klee- und Reisfelder bei, die einen guten Teil des Sommers künstlich überschwemmt werden, so daß die stagnirenden Wasserflächen ihre Miasmen ausdünsten und damit die Luft verpesten; überhaupt glaube ich, daß das Klima der Oase Merw kaum zu den gesunden gerechnet werden kann.

Zum Schlusse möchte ich noch einen kurzen Ueberblick des bemerkenswerten Aufschwunges geben, der diesen zentralasiatischen Oasen durch die Errichtung der Eisenbahnlinie Usun-Ada — Kisil-Arwad — Aschabad — Merw — Tschardjui zu teil geworden ist:

Merw und Aschabad sind aus kleinen Grenzstädten, die ihr Dasein nur dank den in denselben garnisonirenden Truppen fristeten, zu lebhaften Handelsplätzen emporgewachsen; die Eingeborenen, die noch vor kurzem sich aus ihren Lehmmauern nicht anders als bis zu den Zähnen bewaffnet wagten, getrauen immer mehr und mehr zum Handel und Ackerbau; Turkmenenkinder besuchen die von der russischen Verwaltung gegründeten Elementarschulen; Ordnung, Arbeit und Wohlhabenheit sind an die Stelle von Raub, Sklavenfang und Rechtlosigkeit getreten.

Abgesehen von der außerordentlichen strategischen Wichtigkeit der transkaspischen Eisenbahn, hat die Erbauung dieser Linie den Lieblingsgedanken Peters des Großen zur Thatsache gemacht, das heißt den Handelsverkehr Rußlands mit Zentralasien für immer gesichert und der russischen Industrie ein weites Betriebsfeld eröffnet. Vor der Erbauung der Eisenbahn brauchten die Handelskarawanen ungefähr sechs Monate, um von Bokhara nach Orenburg zu gelangen, jetzt genügen fünfzehn Tage, um von Tschardjui am Amu-Darja nach Moskau die Haupterzeugnisse Bukharas, Seidenstoffe und Baumwolle, zu schaffen.

Es ist vorauszusehen, daß die transkaspische Eisenbahn von großer Wichtigkeit für die Kultur der Baumwollenstaude in Asien und für die damit verknüpfte Industrie Rußlands sein wird, da nunmehr die russischen Fabriken die Möglichkeit haben werden, alle die Baumwolle, die bis jetzt aus Amerika und England eingeführt wurde, also jährlich etwa sieben bis acht Millionen Pud, einen Wert von ungefähr siebenzig bis achtzig Millionen Rubel darstellend, aus den eigenen zentralasiatischen Kolonien zu beziehen. Die Bodenbeschaffenheit und das Klima der Oasen am Murgab und Tedjen, sowie des Khanats von Bukhara sind zur Kultur der Baumwollenstaude höchst geeignet, ja, Versuche, die bereits im vorletzten Jahre angestellt worden sind, haben erwiesen, daß die derlige Baumwolle, aus amerikanischem Samen gezüchtet, besser als die aus Amerika eingeführte ist.

Was das Material der Eisenbahn anbetrifft, so ist in der letzten Zeit viel über dasselbe in verschiedenen Zeitungen fabulirt worden; die Waggons sind natürlich, den klimatischen Verhältnissen Zentralasiens entsprechend so luftig wie möglich gebaut, und jeder Passagierzug hat einen Salonwagen nebst Küche und Buffet, da auf den Haltestellen in der Wüste sehr wenig zu haben ist. Spezielle Haremwaggons für Frauen gibt es nicht, und dieselben sind wohl auch kaum nötig, da die Rechtgläubigen es vermeiden, ihre Frauen auf der Eisenbahn reisen zu lassen. Das Schiff der Wüste, vulgo Kamel, genügt der Nomadenfamilie, und größere Reisen kommen wohl kaum im Leben einer ehrsamen muhammedanischen Frau vor

Kämpfende Eber.

(Hierzu das Bild Seite 333.)

Fürwahr, kein lieblich Minnewerben ist's, wie die beiden derbigen Kämpen um die Gunst ihrer fast teilnahmlosen Schönen sich zerfleischen. Unwirtlich ist der Ort und rauh das Wetter zu dem blutigen Turnier der grimmigen Keiler. Erst wenn der Winter seinen Einzug zu halten beginnt und die wilden Novemberstürme Wald und Flur in einen Schneemantel gehüllt haben, dann erwacht bei den starken Wildschweinen, den Keilern, der Drang, sich zum unumschränkten Herrn unter ihresgleichen im Wildhetzen zu machen, den Platz allein zu behaupten, wenn es gilt, der Minne Lohn zu ernten. Damit kennzeichnet sich beim Schwarzwild der Anfang der „Rauschzeit“. Mürrisch, mit gesenktem Kopf und unheimlich funkelnden kleinen Aeuglein, trottet der starke Eber, das „Hauptschwein“ eines Rudels, mit etwa zehn Bachen einher. Plötzlich fällt er einen jüngeren und darum schwächeren männlichen Genossen an; dieser hält nicht Stand — ein kurzer Kampf und der vermeintliche Nebenbuhler ist „abgeschlagen“, das heißt vom Rudel vertrieben und wird sich aus Furcht vor erneuten Angriffen, so lange die Rauschzeit dauert, kaum wieder sehen lassen. Doch nicht immer geht die Erwerbung der Alleinherrschaft so ohne allen Widerstand vor sich. Es klingt beim Rudel ein Nebenbuhler, der, seit er vor fünf Jahren als überkarzener Frischling auf der großen Treibjagd dem tödlichen Blei des Schützen, welcher ihn fehlte, entronnen ist, mit dem Alter auch an Kraft und Gewandtheit nicht hinter seinem älteren Genossen zurückgeblieben ist. Diese beiden, der alte „Kümmerer“ und der starke „Keiler“, sie treffen nun als ebenbürtige Gegner auf einander. Wohl ist der jüngere Rivale nicht so stämmig und breit in der Brust wie sein älterer Gegner, aber dafür sind auch seine Bewegungen rascher, sein Anprall ungestümer. Jetzt stehen sie sich gegenüber, drohend klappern die scharfen „Gewehre“ (Hauer), Schaum fliegt aus dem knirschenden Gebräche (Rüssel) und die scharfen Lichter schießen Blitze. Nun ein dumpfer Anprall, die dicken Schädel sind auf einander gestoßen, und Schlag auf Schlag hauen die scharfen Eckzähne gegen des Gegners „Blatt“ und „Wammen“. Jener aber weicht mit dem Hinterleib geschickt aus, und so wirbeln sie bald rechts, bald links, immer Kopf an Kopf fest aneinander gepreßt, im Kreis, dessen Mittelpunkt die scharfen Waffen bilden. Manch tiefe Wunde aber klafft schon in der dicken Schwarte, ehe es einem der Kämpfer einfällt, das Feld zu räumen, und nur zu kurzen Verschnaufrast läßt sich momentan der Knäuel, bis einer der Gegner so erschöpft ist, daß er tiefbeschämt vor dem Sieger fliehen muß! Doch auch für den Jäger ist es nicht rathsam, wenn er zufällig Zeuge eines solchen Kampfes wird, als entscheidender Unparteiischer mit einem Schusse ins Mittel treten zu wollen; denn trifft er sein Ziel nicht ganz sicher, so ist der zu jener Zeit doppelt rauflustige Keiler sofort bereit, den Jäger „anzunehmen“, das heißt sich auf ihn zu stürzen. Bei dem höchst interessanten Anblick übrigens, den solch ein Kampf gewährt, wird auch keinem richtigen Weidmann der Gedanke kommen, sich das seltene Naturschauspiel durch einen nur von der Mordlust ihm eingegebenen Schuß zu rauben. Ist nun das Hauptschwein unbestrittener Sieger geblieben, so schlägt es sich zu den „Backen“ bis zur Zeit des „Frischens“. Dieses erfolgt in etwa zwanzig Wochen, und die Bache trennt sich dann ihrerseits, um in stiller Zurückgezogenheit sich ihren Mutterpflichten zu widmen, welche sie so sorgsam versieht, daß sie ihre „Frischlinge“ selbst gegen den eigenen Vater verteidigt, der ihnen mitunter in allzu großer Zärtlichkeit mit Auffressen droht. Die interessante Szene eines „Eberkampfes“ hat der bekannte Tiermaler C. F. Deiker in unserem Bild in solch trefflicher Naturlichkeit wiedergegeben, daß wir ihn zu diesem neuen Blatt in seiner bewährten Serie nur beglückwünschen können.

C. Fischer.

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

Heinrich Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Trotz mancher nicht sehr erfreulichen Erscheinungen in dem aufgeregten, ehr- und gewinnsüchtigen Kunstwettlauf unserer Tage kann ich, ohne einem meiner inneren Natur fernliegenden Optimismus zu huldigen, mit gutem Gewissen behaupten, daß zwischen Künstler und Publikum wechselwirkend ein unbewußtes Streben nach besserer Richtung, nach geistigem Gleichgewicht bemerkbar wird — allerdings nur dem aufmerksamen Beobachter. Der Sinn für Feineres, Edleres beginnt zu erstarken, die Erfolge des nur durch äußeren Glanz Wirkenden schwächen sich mehr und mehr ab. Das hat sich bei dem Erscheinen der drei Pianistinnen bewährt, die zuletzt in Berlin konzertirten: Klothilde Kleeberg, Fanny Davies und Frau Sophie Menter. Die beiden ersteingenannten jungen Damen zählen entschieden zu den besten Musikerinnen auf dem Klavier. Miß Davies, die unter Joachims Schutz und Mitwirkung vor das Publikum trat, besitzt die umfassendste musikalische Bildung und spielt die schwersten Kompositionen mit ebenso viel technischer Sicherheit als richtigem Verständnis und Vortrag. Aber in Klothilde Kleebergs Spiel waltet ein Zauber der Anmut, inniger Empfindung, der Weiblichkeit, der den Hörer entzückt und alle Kritik entwaffnet. Während die junge Engländerin Schumanns symphonische Etuden und „Karneval“ mit ausgezeichnetster Virtuosität und musikalisch klar vortrug, spielte Klothilde Kleeberg (Tochter eines Deutschen, in Paris geboren und erzogen) in ihrem Konzerte die zwölf Phantasiestücke in ununterbrochener Reihe, jedes mit vollkommener charakteristischer Auffassung und schönster Tonfärbung, und im philharmonischen Konzert unter Bülows Leitung das Klavierkonzert, vielleicht mit weniger energischer Kraft, als man es von Männern hörte, aber mit einer so eigentümlich schönen, wahren und warmen Empfindung und vollkommen sicherer Technik, daß das strenge Publikum — und die strengsten Kenner voran — enthusiastischen Beifall spendete. Da auch Erscheinung, Gebahren und Haltung der jungen Künstlerin anspruchslose Anmut zeigen, so läßt sich die Vorliebe des Publikums auch für die Persönlichkeit leicht erklären.

Frau Menter besitzt ihrerseits die stärkste Geläufigkeit, Kraft und Sicherheit; sie ist die glänzendste, Miß Davies die musikalischste, Klothilde Kleeberg die weiblichste, interessanteste.

Neben diesem weiblichen Dreigestirne konnte nur der berühmteste Klavierkünstler d'Albert die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade erregen; doch noch höher als seine herrliche Virtuosität preisen wir seine letzte Komposition, ein Quartett, das Joachim und Genossen vorgeführt haben und in welchem der dreiundzwanzigjährige Künstler nicht etwa bloß eine „sehr respektable“ Arbeit geboten hat, sondern ein von Er- und Empfindung geschaffenes sehr interessantes Tonwerk. „Sehr respektabel“ im besten Sinne des Wortes war von Professor Dr. Scholz die Komposition von Schillers „Lied von der Glocke“, die er hier mit dem Cäcilienverein aufführte. Was vornehmes Wollen und ernsthaftes Können zu erreichen vermögen, war erreicht; wo aber das nicht zu erkennende Erfinden allein wirken kann, dort endet die Wirkung der Scholz'schen Komposition. Allerdings muß auch die wahrhafte musikalische Erfindung vor

mancher Strophe der herrlichen Schillerschen Dichtung ratlos stehen, denn gegenständliches Beschreiben und lehrreiches dichterisches Betrachten liegen außerhalb des Reiches der Tonmuse.

Die Wahrheit gebietet, hier noch die Pianistin Frau Margarete Stern, und den sehr talentvollen Knaben Ernst Schilling zu nennen; jene ist eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Virtuosin; der Knabe berechtigt zu den besten Hoffnungen. Beide fanden Anerkennung; aber ihre Konzerte fielen mit den obenerwähnten zusammen, die bereits die Aufmerksamkeit des Publikums ganz in Anspruch nahmen.

Von der Oper der Reichshauptstadt ist besonders Neues oder Angenehmes nicht zu berichten.

Die Königliche Oper hat in diesem Jahr (außer dem seit langer Zeit angenommenen „Merlin") nicht ein einziges neues Tonwerk vorgeführt, und nach dem unerquicklichen Hinundherschieben der Frage, wer die „Götterdämmerung" dirigiren soll, ist die Aussicht auf deren Aufführung wieder in fernen Nebel der Coulissenverhältnisse gehüllt. Viele Mitglieder der Oper, die zu den besten zählen, verlassen ihre Stellung, um anderwärts einen besseren Wirkungskreis zu finden. Fräulein Lola Beeth und Fräulein Renard gehen nach Wien, der treffliche Ernst, der Träger des „Siegfried" und „Eleazar", will sich von der Bühne ganz zurückziehen, der sehr musikalische, immer sichere und verwendbare Rothmühl („Merlin", „Prophet"), dem vordem ein Kontrakt auf fünf Jahre zugesichert worden, hat die neuen Bedingungen des Hausministeriums, dem die Königliche Oper untersteht (der Vorstand ist der Onkel des Generalintendanten), nicht angenommen und seinen Austritt erklärt; unser großer Niemann weilt in Amerika, und im sechsundfünfzigsten Jahre. Die Königliche Oper zählt nunmehr nur vier sichere, hervorragende Mitglieder: die treffliche, innige Fräulein Leisinger, dann die ausgezeichnete Vertreterin hochdramatischer Rollen, Frau Sachse-Hofmeister, die Herren Betz und Krolop; alle anderen Fächer sind neu zu besetzen, und die bisherigen Ersatzversuche boten wenig günstige Ergebnisse. Es trat der bisher unerhörte Fall ein, daß in der hohen „Saison" Gäste anderer Bühnen, Frau Sucher aus Hamburg und Vogel aus München, berufen werden mußten, um eine Abwechslung in den Vorstellungen der Königlichen Oper zu ermöglichen! Das ist eine wenig erfreuliche Kunstbilanz des größten Kunstinstituts der Reichshauptstadt, und auch die geschäftliche wird sich ungünstig gestalten, wenn nicht die Führung eine günstigere Wendung nimmt.

Anstatt über neue Opern mußten die Tagesblätter über neue Operetten aller Art berichten. Zuerst kam eine englische „Pinafore" von Sullivan, dem Komponisten des „Mikado", der „Patience" (und der „Goldenen Legende"). Das Textbuch von Gilbert, dem Dichter der ebenerwähnten anderen Operette, soll eine Satire auf englische Marinezustände enthalten; Pinafore ist der Name eines Schiffes Ihrer Majestät, auf welchem die Handlung vorgeht. Dem deutschen Publikum bieten die meisten Scenen kein Interesse, und nur den Beweis, daß Geschmacklosigkeit zu den ganz internationalen Eigenschaften gehört. Die Darlegung der letzten Scene, der Hauptentwicklung, genügt: Der englische Großadmiral, der immer Humanität predigt, läßt einen Matrosen in Ketten legen, weil er die Tochter des Schiffskapitäns heiraten will, die der große Herr selbst zu ehelichen gedenkt. Eine alte „Schiffströdlerin" tritt vor, entdeckt, daß sie vor so und so vielen Jahren Amme gewesen sei und zwei ihr anvertraute Kinder vertauscht habe; das hochgeborene sei der jetzige Matrose, das aus gemeinerem Stande sei der jetzige Kapitän; im selben Moment erscheinen auch schon wieder die beiden Vertauschten, der eben gefesselte Matrose in Kapitänsuniform, der andere als Matrose, und dieser — heiratet die alte Trödlerin, die ihn „vertauscht" hat! (Ich erzähle den Sachverhalt ganz genau!) Von der Musik Sullivans ist zu berichten, daß Pinafore seine früheste komponirte Operette war; die oben angeführten sind spätere, also neuere. Er dachte wohl, der glänzende Erfolg des Mikado würde auch Pinafore über Wasser halten, dieses Schiff war aber doch zu sehr abgetakelt!

Nach dieser englischen Operette kamen zwei deutsche „Volksopern", eine in der Walhalla, die andere im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater. Jene verschwand nach einigen Vorstellungen, und das Walhallatheater hat sich nunmehr von der Operette ganz ab- und den ursprünglich in seinen Räumen herrschenden Schaubudenspielen wieder zugewendet und läßt „Liliputaner" auftreten. Dagegen ward dem Friedrich Wilhelmstädtischen Theater mit seiner Volksoper „Die sieben Schwaben" von Millöcker, Text von H. Wittmann und J. Bauer, ein sehr glücklicher Erfolg beschert. Die wirksamste, wahrhaft genial ausgeführte Figur der neuen Volksoper, der Famulus des Dr. Theophrastus Bombastus Paracelsus, ein unglaublich komischer Bursche, der immer in der Ueberzeugung lebt, er werde von seinem Herrn Geister citiren lernen und besitze schon ein unfehlbar wachendes „Tüchle", wurde von Herrn Klein ganz ausgezeichnet dargestellt. Alle seine Couplets, seine Zwiegesänge mit seinem Schätzle Hannele erregten allgemeine Heiterkeit und Wiederholungsrufe. Durch diese ganze Volksoper weht ein frischer Zug reinerer Luft. Die Handlung, die in Stuttgart spielt zur Zeit des Herzogs Ulrich und seines Krieges mit dem Städtebund, geht in den ersten zwei Akten rasch und lustig vorwärts, erlahmt im dritten ein wenig, bringt aber auch hier ein paar wirksame Scenen. Die sieben Schwaben, die Stadtknechte des Magistrats, wirken eigentlich nur als Nebenfiguren; aber es war jedenfalls ein glücklicher Gedanke, diese allbekannten Helden als Namensträger der Volksoper zu wählen. Die Musik des Herrn Millöcker verfällt zwar hie und da noch ins Operetten- oder auch Possenhafte, erhebt sich aber doch auch öfters über diese Region und gibt Zeugnis, daß es dem Komponisten gelingen mag, eine deutsche komische Oper zu schreiben. Und das ist eine gute Jahresbilanz, die den Operettenplunder ausmustern und dafür bessere Geisteswaare einschreiben kann.

Literatur

— **Wie in seinem ebenso geist- und gehaltvollen als** fesselnden Roman „Die Sebalds" hat Wilhelm Jordan auch in seinem neuesten Werke, dem ebenfalls zweibändigen Roman: „Zwei Wiegen" (Berlin, G. Grote), ein eigenartiges Problem zum Ausgangspunkte genommen. In diesem Fall ist es ein in gewissem Sinn fatalistisches Motiv, das den Grundzug des Werkes ausmacht, eine Gegenüberstellung von Erbübel und Erbtüchtigkeit in zwei Familien. Diese beiden Gegensätze werden symbolisirt durch die in beiden Häusern von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden Wiegen, an die sich eine Art von Wunderglauben knüpft, der indes in dem einen der beiden Fälle trügerisch ist und es — dem durch das Ganze gehenden mystischen Zug entsprechend — sein muß, da seine Voraussetzungen auf einem Betruge beruhen. Abweichend aber von der düstern Unversöhnlichkeit, mit der Ibsen und seine pessimistisch gestimmten Geistesgenossen derartige Verhängnisse zu zeichnen pflegen, führt sie Jordan zu einem still ergreifenden Triumph der Seelengröße über die ererbte körperliche Bresthaftigkeit. So stehen die letzten Glieder der mit solchem Fluch behafteten Familie sich den herrlichen Söhnen des mit trefflichen Gaben des Körpers und Geistes von Haus aus begnadeten Geschlechts schließlich doch für unsere Empfindung als freilich ebenbürtig zur Seite. Lebendigkeit der zum Teil stark bewegten Handlung, Kraft der Schilderung und Folgerichtigkeit der Entwicklung sind die Vorzüge, durch die Jordan auch in diesem jüngsten Werke seine alte Bedeutung bewährt.

— **Als einen Erzähler von vielversprechendem Talent erweist** Ernst von Wolzogen sich in seinem thüringischen Roman „Basilla" (Stuttgart, W. Spemann). Er verfällt leider auch in den Fehler vieler jüngeren Autoren, im Gegensatz zu der altenglischen Hypersentimentalität und Prüderie, besonders der Frauenliteratur des letzten Jahrzehnts, Derbheit mit Kraft zu verwechseln und in Ausdrücken sich zu gefallen, welche auf der Straße und im Stall passend sind, aber nicht in guter Gesellschaft, an die er sich doch wendet. Er hätte hier an seiner Heldin Basilla lernen können, die, obgleich eine gesunde, unverbildete Natur, doch nie die Linie streift, hinter welcher der Pöbel beginnt. Basilla ist überhaupt eine Figur, auf welche der Dichter stolz sein darf — groß und doch liebenswert, Fleisch von unserem Fleisch, echt deutsch im edelsten Sinne. Weniger glücklich war er in der Zeichnung der Brüder Lutterot, der Liebhaber Basillas, trotz der Sorgfalt, die er auf sie verwendet; der verbummelte Student ist dagegen ganz wiederum aus einem Guß. Die Handlung nähert sich zuletzt allzusehr der Sensation und beruht auf Voraussetzungen, an die niemand glauben kann; der Roman würde sonst nicht unrühmlich bestehen neben Otto Ludwigs Meisterwerk: „Zwischen Himmel und Erde", an das er zuweilen erinnert.

Eine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" von Ludwig Salomon ist in Stuttgart bei Levy & Müller erschienen. Der Verfasser ist geschätzt als feiner Kenner unserer Literatur, und dieser Geschichte ist vor allem eine große Unparteilichkeit nachzurühmen, eine Eigenschaft, die bei den mannigfaltigen Strömungen unserer neuesten Belletristik oft schwer sich erhalten läßt. Das Werk beginnt mit den Epigonen der weimarischen Kreise, schildert dann ausführlich die Werke Jean Pauls, die romantische Schule mit ihren absonderlichen Tendenzen und Charaktertypen, behandelt die Uebergänge zum jungen Deutschland sowie dieses selbst mit seinen originellen Vertretern Gutzkow, Laube, Pückler-Muskau ꝛc. Darauf gibt Salomon eine vortreffliche Charakteristik der Revolutionsepochen, der folgenden Reaktion, bis er auf dieser breiten Grundlage die neue und neueste Zeit aufbaut. Das Buch ist sehr flüssig und leichtverständlich geschrieben, entbehrt aber dabei weder der Tiefe noch der geistvollen Ausblicke; es belehrt und orientirt ganz vortrefflich. Die Verlagshandlung hat es hübsch ausgestattet und mit dreißig Porträts versehen. Auch den Mädchen und Frauen sei diese Literaturgeschichte empfohlen; sie wird ihnen nach Ton und Inhalt gefallen und nützlich sein.

— **Unter den Naturwissenschaften findet sicherlich die** Astronomie die meisten Verehrer. Sie zieht den Schleier von den Geheimnissen des Weltalls, sie beschäftigt in gleicher Weise Verstand, Phantasie und Gemüt, ihre Ergebnisse sind, obgleich ohne unmittelbar praktischen Nutzen, dennoch von einschneidender Bedeutung für das geistige, kulturelle Leben der ganzen zivilisirten Welt geworden. Es hat deshalb weder an gelehrten noch populär gehaltenen Werken gefehlt, welche mit dieser Wissenschaft sich beschäftigten. Sind sie für den Laien berechnet, so müssen sie bei dem schwierigen, verwickelten Stoff vor allem klar, leicht verständlich und anschaulich geschrieben sein. Nach dieser Richtung hin entspricht „Der gestirnte Himmel", eine gemeinverständliche Astronomie von Professor Dr. W. Valentiner (Stuttgart, Ferdinand Enke) allen Anforderungen, welche man billigerweise stellen kann. Dem Verfasser sind hierbei die Erfahrungen besonders zu Hilfe gekommen, welche er als Vortragender machen konnte. Er unterhält und läßt doch nirgends Gründlichkeit vermissen. Er möchte gleichzeitig auf die Werkthätigkeit seiner Leser einwirken. Die Arbeitskraft vieler erprobten Gelehrten ist lahmgelegt durch den Mangel brauchbarer Instrumente. Er möchte hier bessern und den Staat, Vereine und reiche Private zu Opfern für seine Wissenschaft veranlassen.

— **Alphabetische Anordnung nach einleuchtenden Schlag**worten ist ein gutes Förderniß für die Uebersichtlichkeit eines Buches, das sich einen reichen, vielgliederigen Stoff zur Behandlung gewählt hat. Dem entsprechend hat auch C. W. Adler in Wien bei seinem im Selbstverlag erschienenen Werke: „Zum Wohle der Jugend", eine solche Anordnung getroffen. Dasselbe behandelt eingehend alle Fragen der körperlichen wie geistigen Erziehung und Pflege des Kindesalters in gesunden und kranken Tagen, seine Spiele, seine Erholungen. Die einzelnen größeren Aufsätze sind zumeist von fachmännischen Autoritäten geschrieben, und zwar zum Teil, wie es scheint, für dieses Buch selbst, während andere Artikel früher erschienenen Spezialschriften über den einen oder andern der vielen hier vereinigten Gegenstände entlehnt wurden. Das mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen versehene Buch empfiehlt sich allen, die als Eltern, Erzieher, Hausfreunde in der Lage sind, zum seelischen und leiblichen Wohl eines oder mehrerer Kinder thatsächlich beitragen zu können und dies auf eine möglichst erfahrungsgemäß erprobte Weise zu thun wünschen.

Ein schottischer Jurist, der in New-York als Rechtsanwalt praktizirt, Dugald Bannatyne, hat unter dem Titel: „Handbuch der republikanischen Institutionen in Amerika", ein Werk veröffentlicht, das auf die gesellschaftlichen Zustände in der Republik ein seltsames Licht wirft. Unter anderem sagt er, daß von je 26 Personen über 21 Jahren eine von ihrem Ehegenossen gerichtlich getrennt sei. Daß es auch geschiedene Eheleute unter diesem Altersjahr gibt, schließt man aus folgenden Vorfällen, welche für die frühe Reife amerikanischer Mädchen Zeugnis ablegen. Ein Magistrat in Georgia wurde aufgefordert, eine Ehe zu vollziehen, und fand bei seinem Eintritt ins Amtszimmer 50 Schulkinder, Knaben und Mädchen, versammelt, unter denen sich der Bräutigam, ein 14 Jahre alter Knabe, und seine 13jährige Braut befanden. Der Junge hatte bei seinem ersten Besuch dem Mädchen seine Hand angetragen, beim zweiten ihre Mama um Rat befragt, beim dritten die Einwilligung ihres Vaters erhalten. Sein eigener Vater weigerte sich entschieden, seine Zustimmung zu geben. Eine Lizenz war nicht vorhanden, da der Knabe kein Taschengeld hatte. Da legten die 50 Schulkinder Geld genug zusammen, um die amtliche Gebühr zu entrichten, und der Magistrat kopulirte darauf das jugendliche Liebespaar. Derselbe Rechtsanwalt führt einen Fall an, wo ein aufgewecktes kleines Mädchen aus Kentucky, das genau 45 Zoll hoch und 7 Jahre, 4 Monate und 15 Tage alt war, an einen 70 Jahre alten Mann, einen Prediger, verheiratet wurde. Dieser Vorfall erregte jedoch solches Aufsehen, daß der Grand Jury amtliche Anzeige davon gemacht wurde.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

— **Das dreitägige Künstlerfest in Düsseldorf zum Besten** des Künstlerunterstützungsvereins ist glänzend verlaufen. Dargestellt wurde eine Weltausstellung im Jahre 1987 in Düsseldorf, welches inzwischen durch Verlegung des Rheins zur Seestadt geworden ist. Eine von Olof Jernberg meisterhaft gemalte Ansicht des Quais von Düsseldorf eröffnet die Perspektive des großen Kaisersaales der städtischen Tonhalle. Ein holländischer Schoner, die „Valkyrie", war bis ans Land gefahren und beherbergte eine holländische Schnapskneipe, in welcher wärmende Getränke von zierlichen Holländerinnen kredenzt wurden. Eine italienische Osterie, die bayrische Kneipe „Zum Tatzelwurm", in welcher Tirolersänger und Tanzbuben allseitige Würdigung fanden, ein türkisches Café, ein japanisches Theehaus, ein „Café Bauer" und eine Kochkunstausstellung en miniature trugen Sorge, daß die ermüdeten Besucher nicht verhungerten und verdursteten. Die neueste Singhalesentruppe Hagenbecks mit vorher unbekannten Tieren, ein Aquarium, Raritätenkabinet, ein offizielles Magierkabinet, Hanswurstheater, Kindergarten für Erwachsene ꝛc. boten überreiche Zerstreuung. Eine große Anziehungskraft übten die Säle der Zurückgewiesenen sowie die „gefälschte Bildergalerie" aus, deren Vernichtung soeben durch „die eminenten Forschungen des Professors Sophus Levy" vorgenommen worden war. Man sah da einen gefälschten Schwarz Vernet — ein Schlachtenbild, dessen Soldaten aufgesteckte Zinnsoldaten sind — einen schauerlichen Wereschtschagin, ein Kohlfeld mit Menschenköpfen besetzt — „Schnaps imperator" von Karoline von Rätschchen — einen „Mars improvisator" von Lebrecht Lange, ein Wintermärchen von Gräser, die Löwenbraut von Gabriel Ochs, das tote Meer von Ritterfeldt, ein Kentaurenscherzchen von A. Böcklinn, die Familie Meyer im Seebad von Starbuck, ein „Alma Ladenmädchen", „Nebukadnezar im Thron" von Nasch-Grek und andere mehr, welche mit Aufwand von großem Können und vielem Humor gemalt worden waren. Besonders Effekt machte die Verbindung von Plastik und Malerei; das Gelungenste auf diesem Gebiete war eine „Dame in Weiß", welche in packender Wirkung in den Rahmen hineinschritt, während ein Teil der Schleppe über den untern Teil des Rahmens hinüberfiel. Neben diesen satirischen und humoristischen Werken fesselte besonders eine Ausstellung von 320 Oelbildern, Skizzen, Zeichnungen, Aquarellen, Radirungen und Studien, welche zu Gewinnen einer Lotterie bestimmt waren. Der Besuch war ein so lebhafter, daß die Bruttoeinnahme, der keine wesentlichen Unkosten gegenüberstehen, etwa 62,000 Mark betrug.

— **Im Münchener Kunstverein ist gegenwärtig das Ko**lossalgemälde J. Weisers, „Gestörte Trauung", ausgestellt und erntet allseitige Bewunderung. In der Komposition wie in der meisterhaften Ausführung bedeutet es gleich sehr einen Fortschritt.

— **Im Atelier des Professors Gabriel Max zu München** hat soeben ein neues Gemälde, die heilige Jungfrau mit dem Christkinde, des Meisters Staffelei verlassen.

— **Matejkos großes Gemälde „Christi letzter Gang zum** Abendmahl" ist vom Nationalmuseum in Krakau angekauft worden.

— **Der vor zwei Jahren von Weimar nach Berlin berufene** Professor Woldemar Friedrich hat vom Staate den Auftrag erhalten, in der Aula des Gymnasiums zu Wittenberg ein Wandbild „Die Reformation“, auszuführen.

— **Professor Geselschap, der Schöpfer der Allegorien in** der Ruhmeshalle zu Berlin, ist in staatlichem Auftrag mit Entwürfen zu Wandgemälden in der evangelischen Kirche zu Paderborn, einer renovirten alten Basilika, beschäftigt.

— **Mit einer Reihe von Denkmünzen in verschiedenen** Größen und Formen ist das Papstjubiläum durch Wilhelm Mayers Metallwaarenfabrik in Stuttgart verherrlicht worden. Die bedeutendste dieser Münzen, die ungefähr die Größe eines Fünfmarkstücks hat, zeigt auf der Vorderseite das gelungene Bildnis Leos XIII., auf der Rückseite eine auf die Jubelfeier bezügliche lateinische Inschrift. Aehnlich sind die kleineren Medaillen in ungefähr der Größe eines Zweimarkstücks ausgestaltet. Außerdem liegen uns aus derselben Gravier- und Prägeanstalt noch sechs dem gleichen Jubiläum gewidmete Denkzeichen in verschiedenartigen Gestaltungen vor, alle einerseits das Papstbildnis, andererseits eine kurze lateinische Inschrift zeigend.

Tonkunst.

— **Gustav Pressel, der melodienreiche, beliebte Lieder**komponist, hat in seiner Ballade „Barbarossa“ für das Pianoforte und eine Singstimme (Berlin, R. Sulzer) eine Komposition von packender Kraft und schattierungsreicher Tonmalerei geschaffen, die sich für den Vortrag im Konzertsaal wie im Privatsalon trefflich eignet. Stimme wie Instrument gelangen dabei, einander gegenseitig hebend, zu gleichmäßiger, voller Geltung.

— **Die einigende Macht der Töne feiert einen ihrer** hübschesten Triumphe da, wo Zwei neben einander am Flügel oder am Pianino sitzen, um einen vollklingenden Tonsatz zur gemeinsamen Ausführung zu bringen. Allen, die mit Vorliebe solches Zusammenspiel pflegen, widmet der Verlag von Berthold Senff in Leipzig sein „Vierhändiges Klavierbuch, eine Auswahl der schönsten Originalkompositionen unserer berühmten Meister für das Pianoforte zu vier Händen“, revidirt, mit Vortragszeichen und Fingersatz versehen von Richard Kleinmichel. Der stattliche Band umfaßt in 25 Nummern Haydns „Il maestro e lo scolare“, Sonaten, Fantasien und Variationen von Mozart und Beethoven, Märsche und Fantasien von Schubert, ein Allegro brillant von Mendelssohn und eine lange Reihe äußerst ansprechender Kompositionen mannigfaltigster Art von Weber und Schumann. Dabei ergibt sich von selbst ein großer Reichtum der Schattirungen von den einfachsten, leicht ausführbaren Tonsätzen bis zu Vortragsstücken der glänzendsten Art.

Bühne.

— **Das Deutsche Theater in Berlin hat diesmal mit** seinen neuen Stücken wenig Glück. Auf die „Philosophin“ von Spielhagen folgten Max Bernsteins: „Flecken in der Sonne“, ein Lustspiel, dem man ein gewisses Talent in der Führung eines geistreichen Dialogs zuerkennen muß, das aber im übrigen mit zu verbrauchten, alltäglichen Mitteln eine im Benedixschen Stile gehaltene Handlung in Bewegung setzt. Im Mittelpunkt derselben steht die Figur eines alten Diplomaten, dessen umständliche Kunst der „Kombination“ überall verborgene Geheimnisse und Flecken selbst in der Sonne wittert, bis der brave Mann sich getäuscht sieht und zwei Paare sich als Verlobte empfehlen. — Im Residenztheater ist Dumas' „Francillon“ in Scene gegangen, aber auch dies Stück hat nur teilweise befriedigt. Alle Liebhaber des französischen Esprit sind entzückt von dem flimmernden, prickelnden Dialog, aber selbst sie geben zu, daß die Handlung mehr als armselig, daß sie ganz winzig und dabei voller Unwahrheiten und Widersinnigkeiten sei. Von der Moral schon ganz zu schweigen! Die Darstellung war im ganzen tüchtig, nur fehlte es in der Titelrolle der nicht ungeübten Darstellerin Fräulein Bertens an der nötigen Gewandtheit in der Behandlung der französischen Salonplauderei. Am Schluße gab es viele, die der Esprit des geistvollen Franzosen für alles andere hinlänglich entschädigt hatte, aber auch manchen Unzufriedenen.

— **Von ganz besonderem Interesse war die schon lange** mit großer Spannung erwartete erste Aufführung des fünfaktigen indischen Schauspiels „Urvasi“ von Kalidasa, in der deutschen, ziemlich freien Bearbeitung von Edmund Lobedanz, Musik von Dr. Franz Grandaur, im Münchener Hoftheater. An dem ungewöhnlichen Erfolg, den das Stück davontrug, hat allerdings der poetische Schwung der Dichtung, die schwüle, üppig wuchernde Liebesglut der dürftigen und ihrer häufigen mythologischen Namen und Anspielungen wegen dem Publikum wohl selten auch unverständlichen Handlung den geringsten Anteil. Aber das Meisterwerk des großen indischen Dichters ist zur großartigen, mit verschwenderischster Pracht ausgestatteten Feerie geworden. Außerdem trug noch viel zu der außerordentlichen Teilnahme, die der Neuheit entgegengebracht wurde, der Umstand bei, daß „Urvasi“ zu den Stücken gehört, die für den Privatgebrauch des Königs Ludwig II. in Scene gesetzt wurden. Die Musik ist stimmungsvoll und diskret, sie beschränkt sich auf einige Soli und Chöre hinter der Scene.

Kultur und Wissenschaft.

— **Unlängst wurden mit einem Magnesiumblitzfeuer durch** eine Militärkommission in der Nähe von Potsdam auf dem sogenannten Pfingstberge Versuche gemacht, die auch für Seefahrer hochwichtig sind. Die königliche Bauverwaltung hatte den dort gelegenen Nordturm zu den Versuchen hergegeben. Die Experimente wurden namentlich zu dem Zwecke der Ermittlung der Tragweite des Magnesiumlichtes gemacht und lieferten ein durchaus befriedigendes Ergebnis. Die Signalraketen, welche etwa 1000 Fuß hoch stiegen, sowie die Blitze zu ebener Erde und auf der Plattform des Turmes, sichtbar in Form halbkreisförmiger Lichtbogen, wurden auf allen zu dem Zweck eingerichteten Beobachtungsstationen klar und deutlich gesehen, so in den 50 Kilometer entfernten Orten Belzig, Köpenick, Schmergow und Brandenburg, bei erleuchteter Luft auch in Spandau, Teltow, Charlottenburg und Berlin. Da die Vorbereitung zu den Experimenten dem Potsdamer Publikum geheim gehalten worden war, so glaubte man am Abend in der Stadt allgemein, ein großes Wetterleuchten zeige sich; ja, eine dortige Zeitung brachte sogar am andern Morgen einen Artikel über das mit Gewitter verbundene starke Wetterleuchten.

— **Es ist eine bekannte Thatsache, daß an der Küste des** atlantischen Meeres der Strand im Laufe dieses Jahrhunderts bedeutend abgenommen hat. In der letzten Versammlung der „Seeländischen Gesellschaft“ in Middelburg zeigte der Bürgermeister von Koudekerke einen von ihm in der Thonschicht auf dem Strand in Zoutelande gefundenen kleinen blauen irdenen Krug, der die Gestalt einer Urne hat und nicht gerade sehr alt zu sein scheint, da er viel künstlicher bearbeitet ist als die bei Domburg gefundenen Urnen. Der Fund ist hauptsächlich wegen des Platzes, auf welchem er gemacht wurde, merkwürdig, und derselbe beweist aufs neue die eben angeführte Thatsache des Vordringens des Meeres und des Schwindens des Strandes; denn der jetzt außerhalb der Dünen liegende Strand des jetzt innerhalb ersterer liegenden Zoutelande war früher innerhalb der Dünen und bewohnt, und man kann daraus schließen, wie die Dünen sich nach dem Lande zu bewegen, infolge der Helmbepflanzung heute zwar etwas langsamer als früher, aber immerhin doch bemerkbar. Aeltere Leute erinnern sich noch, wie zwei Wagen neben einander um den sogenannten Willibrordusbrunnen herumfahren konnten, der jetzt ganz dicht an den Dünen liegt, und man hat noch weitere Beweise, daß der jetzige Strand früher bewohntes Land gewesen ist. Im Jahre 1822 wurde nach einem schweren Sturm, der den Sand aufgewühlt hatte, ein Teil eines alten Turmes sichtbar, der sich etwa 40 Fuß über den Strand erhob. In der „Zeelandia Illustrata“ ist eine Zeichnung desselben zu sehen, die Mauern waren etwa 2½ Fuß dick und die Breite desselben betrug etwa 10 Fuß; 50 Fuß weiter in das Meer hinein war ein Stück einer Mauer zu erkennen, und man weiß so ziemlich sicher, daß diese Trümmer die Ueberbleibsel eines der Blockhäuser sind, welche um 1470 in Walcheren gegen die Raubzüge der Engländer unter Richard von Warwick gebaut worden waren, und zwar, wie sich von selbst versteht, nicht auf dem Strande, sondern auf der Landseite der Dünen.

— **Der Anatom Professor Broca behauptet, daß nach** seiner Berechnung ein normal ausgewachsener Mensch so viel Kilogramm schwer sein muß wie er Centimeter an Höhe mißt, nach Abzug des ersten Meters. Ein Mensch also, welcher 1 Meter 75 Centimeter Höhenmaß hat, sollte 75 Kilogramm Körpergewicht haben. Die geschätzten Leser mögen einmal eine Probe auf dieses Exempel machen.

— **Anläßlich der in diesem Jahre in Wien stattfindenden** niederösterreichischen Landesgewerbeausstellung wird auch in der aeronautischen Anstalt im Prater eine große Ausstellung für Luftschiffahrt abgehalten werden, die alles umfassen soll, was in dieses Gebiet gehört.

Sport.

— **Für die Rennen zu Nizza, welche vom 19. bis 29. Ja**nuar zur Entscheidung kommen, sind die Nennungen nicht besonders günstig ausgefallen. Für den Grand prix de Monaco sind 27 und für den Prix de Monte Carlo 34 Pferde angemeldet worden, unter denen sich aus Oesterreich die beiden fünfjährigen „Et“ und „Beauty II.“ befinden.

— **Baron Finot ist abermals der Führende unter den** siegreichen Hindernisstallbesitzern in Frankreich. Wie im vorigen Jahre übersteigt sein Gewinn eine halbe Million, und zwar beträgt derselbe 514,051 Franken.

— **Beim Totalisator in Wien wurden im Rennjahr 1887** im ganzen 4,591,715 Gulden umgesetzt.

— **Für den Waterloo Cup, das große Hundederby, sind** die Nennungen — es werden nur 64 Unterschriften angenommen — bereits erfolgt. Die Unterzeichner sind 46 Engländer, 9 Irländer und 9 Schottländer; 8 derselben befinden sich zum erstenmal in der Liste.

— **Ueber eine fabelhafte Leistung eines Neufundländers** berichtet ein englisches Fachblatt, die „Kennel Gazette“: Infolge eines jener heftigen Stürme, welche seit Jahren an den Küsten von Long-Island wüten, scheiterte ein Baggerschiff, wobei die ganze Mannschaft ihren Tod fand. Auf dem Boote befand sich ein schwarzer Neufundländer, welchem es gelang, 18 Stunden nach der Katastrophe das Land zu erreichen. Die Entfernung bis zum Wrack betrug 14 englische Meilen, und es muß nach dem Stande der Flut angenommen werden, daß das arme Tier zuerst 6 Meilen weiter ins offene Meer hinausgetrieben wurde, so daß der brave Schwimmer nahezu 20 englische Meilen bei schrecklichem Wetter und fürchterlichem Wogengang zurücklegen mußte.

— **Der Untergang des lange gesuchten Ballons „Arago“** mit den Luftschiffern Lhoste und Mangot ist jetzt bestätigt. Der Kapitän des „Prinz Leopold“ sah den Ballon in das Meer sinken und fand dann die Gondel leer. Nachdem er vergeblich die Luftschiffer gesucht, setzte er seine Reise fort.

Denkmäler.

— **Vermöge einer Spende der Kaiserin von Oesterreich** im Betrage von 50,000 Mark ist jetzt die erforderliche Summe von 80,000 Mark für das in Düsseldorf geplante Heinedenkmal bereits erreicht.

— **Für das Makartdenkmal hat die Wiener Künstler**genossenschaft mit Professor Edmund Hellmer einen Vertrag abgeschlossen, der diesen verpflichtet, das Monument für ein Honorar von 7000 Gulden bis Mitte Oktober 1888 fertigzustellen. Professor Hellmer ging aus der Konkurrenz um das Denkmal bekanntlich mit dem ersten Preis als Sieger hervor.

— **Das Braunschweiger Abtdenkmal ist dem Professor** Echtermeyer für den Preis von 26,000 Mark zur Ausführung übertragen.

Gestorben.

— Heinrich Janko, galizischer Landtagsabgeordneter, 50 Jahre alt, am 10. Dezember.

— Altgraf Franz Salm-Reifferscheid, 68 Jahre alt, Mitte Dezember, in Prag.

— Karl Fidler, Sektionschef im österreichischen Unterrichtsministerium, 70 Jahre alt, Mitte Dezember, in Wien.

— Professor Julius Franz, bekannter Bildhauer, 73 Jahre alt, am 16. Dezember, in Berlin.

— Dr. Schultz-Bölcker, ehemaliger Chefpräsident des Breslauer Oberlandesgerichts, 69 Jahre alt, am 16. Dezember, in Naumburg.

— Lars Dilling, norwegischer Schriftsteller, 87 Jahre alt, am 16. Dezember, in Berlin.

— Franz Bonvin, talentvoller Maler, 71 Jahre alt, am 19. Dezember, in Paris.

— Dr. Ferdinand Lotheissen, Professor der französischen Sprache und Literatur an der Wiener Universität, 55 Jahre alt, am 19. Dezember, in Wien.

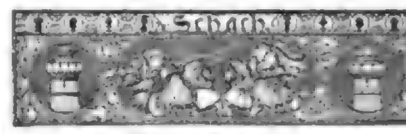
— Balfour Stewart, hervorragender Physiker, Professor der Physik an dem Owens College in Manchester, 60 Jahre alt, am 20. Dezember, in Manchester.

— Kardinal Lorenz Hilarion Randi, 69 Jahre alt, am 21. Dezember, in Rom.

— Professor August Becker, bekannter Landschaftsmaler, 65 Jahre alt, am 21. Dezember, in Düsseldorf.

Neue Bücher und Schriften.

Adler, C. M., Zum Wohle der Jugend. Wien (IX., Servitengasse 12), Selbstverlag.
Bernau, Fr., Der Böhmerwald. Malerische Schilderungen aus Böhmen (in ca. 25 Lief. à 1 M.). Lief. 1 u. 2. Prag, J. Otto.
Bibliothèque universelle et Revue Suisse. Nov./Dec. 1887. Leipzig, A. Twietmeyer.
Budde, L., Gevatter Tod. Eine Weihnachtsgeschichte. Leipzig, F. W. Grunow.
Darwins Leben und Briefe, herausgegeben von seinem Sohne Francis. I. u. II. Band. Stuttgart, E. Schweizerbart.
Duboc, Jul., Herzensgeschichten. Ein Novellenkranz. 2. Aufl. Dresden, R. v. Grumbkow.
Engl, J. E., W. A. Mozart in der Schilderung seiner Biographen, in seiner Vaterst. Erinnerung im Leben u. im Bilde. Salzburg, H. Kerber.
Fornaro, K., Stammgut des Herzens. Gedichte. Wien, L. Rosner.
Freudenthal, Aug., Gedichte. 2. Aufl. Bremen, C. Schünemann.
Gebhardt, A. u. Fr. v. Hellwald, Malerische Wanderungen in Europa. Originalaufnahmen mit Text. I. Serie, 1. Lief.: Starnbergersee und Umgebung. Pforzheim, Paul Bayer.
Gillardone, Frz., Der Theaterbrand zu Exeter. Hagenau i. E., Selbstverlag.
Günther, A., Der Harz. Lief. 9/12 (Schluß). Hannover, C. Meyer.
Hanstein, Marie, Die Alltage. Altdeutsches kulturhist. Zeitbild. Lief. 1 (in 10 Lief. à 40 Pf.). Eisenach, J. Bacmeister.
Hesse-Wartegg, E. v., Kanada u. Neu-Fundland. Freiburg, Herder.
Kirchhoff, Alfr., Länderkunde des Erdteils Europa. Lief. 31.43. Leipzig, G. Freytag.
Kunst, die vervielfältigende, der Gegenwart. 1884, Heft 1—12. Wien, Selbstverlag der Gesellschaft f. vervielf. Kunst.
Lassar, Dr. O., Ueber Volks- u. Arbeiterbäder. Mainz, C. Wallau.
Rechenberg, Dr. C. v., [illegible]. Lief. 1 (in 10—12 Lief. à 60 Pf.). Cassel, Th. Fischer.
Schmid, Otto, Thomas Koschat, der Sänger des Kärntner Volksliedes. Leipzig, M. Hesse.
Schüler-Jahrbuch, deutsches, für 1888. Herausgegeben von M. Vogler. Wien, Th. Hofmann.
Stauber, A., Das Studium der Geographie in u. außer der Schule. Gekrönte Preisschrift. Augsburg, Gebr. Reichel.
Sybel, L. v., Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Marburg, N. G. Elwert.
Vogt, H., Die europäischen Heere der Gegenwart. Mit Illustrationen von Rich. Knötel. Rathenow, M. Babenzien.
Volz, Dr. B., Die Anfänge des Christentums im Rahmen ihrer Zeit. Leipzig, C. Ebner.
Wagner, Rich., Gesammelte Schriften u. Dichtungen. 2. Aufl. Lief. 1—9. Leipzig, E. W. Fritzsch.
Wickenburg, A. v., Gedichte. 2. Aufl. Wien, C. Gerolds Sohn.
Zeitschrift des deutschen u. österr. Alpenvereins, herausgeg. v. Th. Trautwein. Jahrg. 1887 (Band XVIII). München, J. Lindauer.
Zettel, Jos., Carthago. Ein Blick auf Nord-Afrika, insbes. auf Algerien u. Tunesien. Neustadt, C.-L., Selbstverlag.

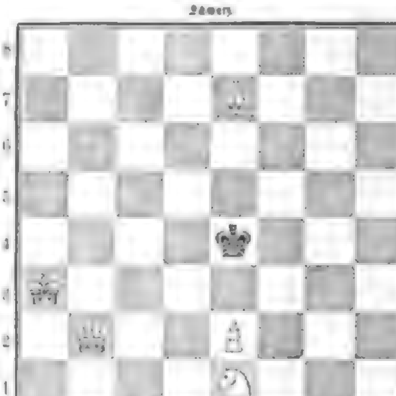


(Gedichtet von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 442.

Von Aurelio Abela.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 430:

Weiß.	Schwarz.
1) L. A 3 — C 5	1) D 4 n. C 5.
2) S. E 4 — D 6	2) C 7 n. D 6.
3) D. H 8 — H 7	3) L. C 6 zieht beliebig.
4) D. H 7 nimmt Turm Matt.	



(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 51.

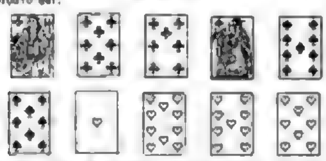
Skat.

Vorhand hat in ihren Karten 36 Points mit den beiden Assen und einem einzigen [illegible]; sie [illegible] nur [illegible] und würde auch einen etwa [illegible] Grand [illegible] Schneider verlieren, zumal im Skat kein Point liegt. Mittelhand kann gar nicht reizen, Hinterhand aber spielt Grand, den sie ohne Wert gewinnt. Welche Karten hat Vorhand, welche die Hinterhand?

Auflösung der Aufgabe Nro. 49:

Skat.

Vorhand hat:



Im Skat liegen Pique-Sieben und Coeur-Sieben; das Spiel bedarf keiner Erläuterung.



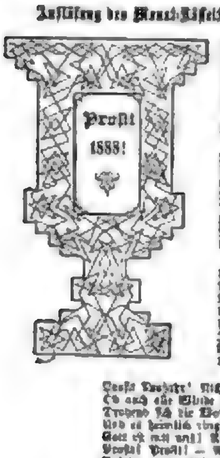
Umwandlungsaufgabe.

Aus je zwei Wörtern (a und b) soll durch Zusammensetzung ein neues Wort (c) gebildet werden, wobei das erste Wort (a) den letzten, das zweite (b) den ersten Buchstaben verliert.

1. a) Ein Schwimmvogel, b) ein Erzeugnis des Bergbaus, c) eine Farbe.
2. a) Eine französische Festung, b) ein Kleidungsstück, c) eine französische Vorstadt.
3. a) Ein jetzt ausgestorbenes Tier der deutschen Wälder, b) ein deutscher Dichter, c) derselbe deutsche Dichter.
4. a) Ein Gefäß, b) ein Beleuchtungsmittel, c) ein Edelstein.
5. a) Ein Ausdruck aus der Musik, b) eine Stadt in Belgien, c) eine Stadt in Südtirol.
6. a) Eine kleine deutsche Residenz, b) ein Kleidungsstoff, c) ein Staat.
7. a) Einen Fisch, b) einen Nebenfluß der Donau, c) eine Stadt in der Schweiz.
8. a) Eine Pflanze, welche eine köstliche Frucht bringt, b) ein männlicher Name, c) ein schädliches Insekt.
9. a) Eine Zeitbestimmung, b) ein Raubvogel, c) etwas, woran es uns bei [illegible] Unternehmen fehlen wird.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben von oben nach unten eine deutsche Hauptstadt.

Auflösung des Neujahr-Rätselsprungs Januar Seite 271:



Prosit Neujahr! Nicht gezaudert!
Ob auch alle Winde stürmen,
Drohend sich die Wolken türmen,
Und es heimlich rings gewittert!
Laßt mit hellem Gläserklingen
Und den unbekannten Recken:
„Das zukünftige Jahr“ — erwecken,
Jauchzend ihm ein „Prosit!“ bringen.

Steht er auf dem [illegible],
Und sieht lange uns schon wachen,
[illegible] uns [illegible], hört uns lachen, —
Ist sein Mut schon halb [illegible]:
Denn im Schilde nimmer Gutes
Führt er — und er flucht und staunet,
Steckt er uns so gut gelaunet
Und so freudig starken Mutes.

Und da nimmer er kann fassen,
Wie so freundlich wir ihn grüßen,
Wird auch er uns freundlich [illegible]
Und vom Hassen müssen lassen!
Und da er zurück nicht kann
In den [illegible] kann und wollen,
Wird er uns die Hände reichen
Und zerstört ein „Prosit!“ winken!

Prosit Neujahr! Nicht gezittert!
Ob auch alle Winde stürmen,
Drohend sich die Wolken türmen,
Und es heimlich rings gewittert!
Gott ist mit uns! [illegible] macht sich!
Prosit! Prosit! — [illegible]
[illegible] und willkommen Jungen:
„[illegible]“

Rudolf Sperling.

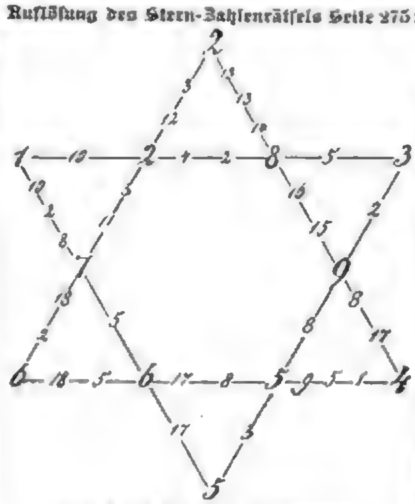
Auflösung des Schiebrätsels Seite 207:

Jephta
Auerbach
Mandrill
Hagebutte
Ungenügsamkeit
Probierstein
Verwandtschaft
Hohenheim
Schimpanse
Antilla.

Jung gewohnt, alt gethan.

1888 (Bd. 59).

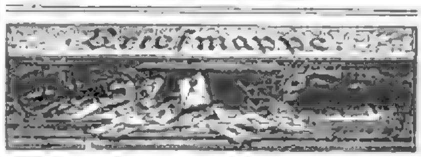
Auflösung des Stern-Zahlenrätsels Seite 275:



1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 2, 8, 9, 5, 6: Palmengarten.
1, 10, 2, 3, 11, 7, 8, 2, 10: Pfalzgraf.
2, 12, 8, 2, 13, 13, 14, 8, 2, 4: Adlerstein.
8, 5, 3, 2, 9, 15, 16: [illegible]
9, 8, 17, 4, 1, 5, 9, 5, 5: Trompeter
5, 2, 5, 17, 6, 17, 9: Elevator.
6, 5, 13, 6, 2, 13, 7, 5: Grenzange.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 207:

Einem trauen ist genug,
Keinem trauen ist nicht klug.



Kleine Meisterin. Für uns nicht geeignet; vielleicht aber für die „Deutsche Jugend“ von Julius Lohmeyer (Berlin W., Genthinerstraße 13, Villa a).

Otto Heinrich. Wir wollen sehen, ob sich ein Plätzchen dafür findet.

Bilderrätsel.



Vielen freundlichen Gratulanten. Für die zahlreichen Glückwünsche, die in den verschiedenartigsten Fassungen an uns gelangt sind, sagen wir besten Dank und erwidern sie von Herzen. Einer davon ist von Versen begleitet, deren [illegible] Form sicherlich auch anderen geschätzten Lesern Vergnügen machen wird. Auf Grund dieser Ueberzeugung lassen wir sie zu ihrem größten und wesentlichsten Teile hier folgen.

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß so viel [illegible] Dichter wollen sein,
[illegible] viel ist bei euch aufgeschichtet
[illegible], mit dem Wunsch, gedruckt zu sein.
Mich wundert's nur, daß alle ihr gelesen,
Der Faden der Geduld ist doch wohl fein!
Behüt' euch Gott, ihr [illegible] Wesen,
Behüt' euch Gott — die armen Dichterlein.

„Die Wolken ziehn, der Wind saust durch die Blätter,
[illegible] Langeweile zieht bei [illegible] ein,
Bei solchem trüben, kalten, schlechten Wetter,
Da dichtet [illegible] noch viel so fein.
Drum habt Erbarmen mit den armen Weisen,
Der Wunsch ist gar zu groß: ein Dichter sein!
Behüt' euch Gott und habt ihr [illegible] gelesen,
Werft es getrost in den Papierkorb 'nein!“

Die liebenswürdige Briefstellerin, Fräulein Bianca Sch. in Dessau, sieht daß ihre Schlußaufforderung nicht zum Vollzug gelangte.

Fo[illegible] in D. Wie schon oft betont auch an dieser Stelle erwähnt, nimmt die Post Bestellungen auf Bandkalender nicht an. Sie werden erhalten am einfachsten, wenn sich keine Buchhandlung in Ihrer Nähe befindet, [illegible] ein Exemplar des [illegible] Kalenders „Wald und Heim“ den Betrag von 1 ℳ 30 ₰ franko in Briefmarken ein, worauf Zusendung durch die Post prompt erfolgen wird.

W. A. in Basel. Das Wörtchen „von“ vor dem Familiennamen ohne weitere Zusatzbezeichnung ist das einfache Adelsprädikat, wodurch der Titel „Baron“ von Rechts wegen nur den Freiherren, also einem bereits um eine Stufe über den einfachen Edelmann erhöhten Adelsrang, zukommt. Dadurch ist auch Ihre zweite Frage bereits erledigt. Es bedarf schließlich der Hinzufügung, daß „Freiherr“ der offizielle deutsche Titel ist, während das romanische „Baron“ mehr nur im mündlichen Verkehr und allenfalls in der Privatkorrespondenz bei uns eingeführt ist, eine Sitte, die sich indes nur bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, während unsere reichsfreiherrlichen Geschlechter zum Teil ziemlich alte sind.

P. in O.-J. Das Papier, um aus gewordenem Gummi wieder herzustellen, wird von gewissen Firmen als „[illegible]“ benutzt. Unser Fachmann bedauert daher, Ihnen an dieser Stelle auf Ihre Frage eine verwertbare Antwort nicht geben zu können. Für das Rezept werden 100–1000 Mark verlangt und auch bezahlt. So viel können wir Ihnen mitteilen, daß zur Aufbildung des Ueberzuges an kleiner [illegible] erforderlich ist und [illegible] bei der Behandlung des Gummis Spiritus verwendet wird. Im übrigen ist die Operation nur einem praktisch darin erfahrenen Fachmanne anzuvertrauen.

Signora A. in T. Es ist richtig, daß [illegible] Ausgaben des [illegible] Modejournals „Bazar“ in fast allen Kulturländern Europas erscheinen, sogar in New-York existiert eine solche. Betreffs der Abonnementsbedingungen mit Zusendung nach dem Auslande wollen Sie sich direkt an die Verlagshandlung, Berlin S.W., Charlottenstraße 11, wenden. Der Abonnementspreis der deutschen Ausgabe beträgt 2 ℳ 50 ₰ pro Quartal. Wir können Ihnen dieselbe bestens empfehlen.

F. C. in Ingolstadt. Flußwasser[illegible] werden erzeugt durch Erwärmen von [illegible] ([illegible]) mit englischer Schwefelsäure, oder durch Erwärmen von [illegible] Lösung von Flußwasserstoffsäure. Beim Einatmen wirken die Flußwasserstoffdämpfe auf die Atmungsorgane u. [illegible] nachteilig. In sehr starker Verdünnung mit Luft sind die Dämpfe zur Behandlung der Lungentuberkulose empfohlen worden.

Kleines Veilchen und Lotosblume in Westfalen. 1) Die erste: ja! Aber nur wenige kennen und empfinden sie. 2) Das ist außerordentlich verschieden. Der eine schreibt dergleichen [illegible] aus dem Aermel, der andere braucht Jahre dazu.

A. v. H. in P. Ein [illegible] Email für Spiritusgefäße, der sich an den Gefäßwandungen befindet, vom Spiritus, kaltem oder warmem Wasser nicht gelöst wird und die Quantität des Spiritus absolut nicht beeinflußt, existiert bislang nicht. Die Herstellung einer diesen Anforderungen entsprechenden Komposition hat ohne Zweifel technisches Interesse.

Prof. D. in Königsberg. In deutscher Sprache erscheint, soviel uns bekannt, keine theosophische Zeitschrift; dagegen gibt Lady Caithness in Paris, die Prinzessin H. P. Blavatsky in London, Colonel Olcott in Amerika solche Blätter in den betreffenden Landessprachen heraus. Außerdem ist noch eine ganze Anzahl ergänzend gefärbterer Zeitschriften der theosophischen Gesellschaft vorhanden. Die deutschen Anhänger dieser eigentümlichen Richtung haben sich zumeist um die „Sphinx“ geschart, obwohl diese Monatsschrift durchaus nicht einer einzelnen Sache dient, sondern alle Zweige der Erscheinungen des abnormen Seelenlebens in eingehender und unterhaltender Weise behandelt. Dort werden Sie auch das in Ihrer zweiten Frage Gewünschte finden.

[illegible] in Prag. „Die [illegible]“, hat uns so tief gerührt, daß wir nicht umhin können, Ihrem Verlangen hier eine Stelle einzuräumen:

„Die Nacht hat sanft geschlafen,
Der Tag ist jetzt erwacht,
Wie froh die Kinder grasen,
Es tränkt auch der Bach.

„Der Hirt sitzt ganz alleine
Im goldnen Sonnenglanz,
Und hascht seine Beine
Wohl in die kühle Flut.

„Die Schäflein lustig blöken;
Das fehlt der Hirte nicht,
Denn [illegible] Lämmer laufen
Ihm [illegible] [illegible].

„Es liegt ein Fluch von Wehe
Dem Hirten auf der Brust!
Die Herrin in der Nähe,
Sie sind doch nicht bewußt.

„Er trägt ein krankes Herz;
Das brach die Schäferin!
Ging durch mit einem andern,
Nun ist der Schäfer hin!

„O Herrin, Nacht und Schaf,
O Kinder, Tag und Bach,
Die Flut ist oft 'ne Strafe!
Fragt nur dem Schäfer nach!!“

Ella in S. Der Ausdruck „Treppenwitz“ ist der in Frankreich geläufigen Bezeichnung „esprit d'escalier“ nachgebildet, entstand dabei in seiner Bedeutung einigermaßen an das gut deutsche Sprichwort von den Herren, die klüger vom Rathaus kommen, als sie hinaufgegangen. Esprit d'escalier bedeutet nämlich nichts anderes als die guten Gedanken, die einem zu spät einfallen, — gerade in dem Augenblick, wo man die Treppen hinabsteigt, von den Vorgemachen kommend, bei denen diese Einfälle richtig angebracht gewesen wären. Denn, die es mit der Wahrheit nicht zu genau zu nehmen gewohnt sind, können nur selten der Versuchung widerstehen, in ihren Erzählungen über die stattgehabten Vorgänge die geistreichen Wendungen, die sie sich nachträglich ausgedacht, als von ihnen im entscheidenden Augenblick selbst schlagfertig gebraucht hinzustellen. In dieser bedenklichen Bedeutung hat sich der Treppenwitz sogar in geschichtliche Darstellungen eingeschmuggelt, und so mit könnte man auch vom Treppenwitz in der Weltgeschichte sprechen.

T. in C. Sie möchten sie [illegible] lassen; aber wir fürchten, da [illegible] Sie die Mühe [illegible] als das [illegible].

Julius L. in Breslau. Für das eine oder andere der hübschen kleinen Gedichte hoffen wir gelegentlich Verwendung zu finden.

O. M. in Sohnig. Rätselbilder werden [illegible] Erfahrung herbeiführen, um so ausgelegter, je größer und zahlreicher sie — womöglich auf zwei einander entgegengesetzten Seiten — angebracht werden können.

E. H. in C. (Mecklenburg-Schwerin). Ein Arithmogriph mit derselben Lösung, wie Ihre Nr. 3 sie anwendet, haben wir erst kürzlich gebracht. Im allgemeinen pflegen wir derartige Aufgaben nur zu nehmen, wenn die Lösungen besonders originell oder aktuell sind.

L. in Heidenheim a. d. B. Ihr Neujahrsgedicht kam schon zu spät, da unsere Nummern in ihrer großen Auflage nicht so rasch hergestellt werden können.

M. M. in W. Sie finden dergleichen in F. Bartholomäus Verlag in Erfurt und in dem der Theaterbuchhandlung von Eduard Bloch in Berlin.

Richtige Lösungen sandten ein: W. Krafft in Zürich. Marcus Saltmann in St. Petersburg. Felix Schlesinger in Prag (4). Fritz Ostermeyer in Altona in Westfalen (3). Hans Eggers in Elsfe (6). Nikolai Danilowitsch M........ in St. Petersburg (3). Edw. Jachmann in Saal-Center, N.-A. Reinhard Kaure in Fürth (3). Marie Teiß in Czernowitz (3). Jura, Regiments-Kantoriat in Metz (2). Hans Frankländer in Dahlem. H. T. in Turin (1). Adolf Weber Lehrer in Lausanne (4). „Eis und Kohle" in Oyst. Otto Gebbe in Utrecht. „Wilde Hummel und dicke Lotte" in Triebsdorf (4). Rudolf Wildy in St. Gallen, Steiermark. J. Sundhausen in Gotha.

Gesundheitspflege.

Langjährige Abonnentin in Grodno. Die Nummer 4 unseres Bandes 55, die den betreffenden Artikel enthält, steht Ihnen als langjähriger Abonnentin gegen unmittelbare Bestellung bei unserer Expedition in Stuttgart einzeln zu Diensten.

Billy Billy in G. In beiden Fällen halten wir es für besser, sich persönlich an den Arzt zu wenden; Hautkrankheiten lassen sich nicht gut brieflich behandeln. Derartige Empfehlungen sind überhaupt sehr mit Vorsicht aufzunehmen.

Dorle im Voigtland. Nicht schädlich. Eine beliebte und unschädliche rote Schminke ist die „Rüsche Rosenblüten" (Bloom of Roses, Fleur de Roses). Leere.

R. E. Bei einer derartigen Gelenkentzündung ist die Anlegung eines festen Verbandes allerdings das geeignetste Verfahren, um eine Heilung herbeizuführen. Geduld gehört freilich dazu, denn Ruhe ist für das erkrankte Gelenk die Hauptsache. Eine Verkürzung des Fußes ist bei sonst normalem Verlaufe nicht zu befürchten. Ueberlassen Sie das Weitere nur vertrauensvoll Ihrem Arzte.

Hermine Gabbarek in Budapest. Bei entsprechender Behandlung ist eine Heilung hier wohl noch möglich, doch braucht es dazu oft sehr lange Zeit.

Unbekannte in Lübben. 1) Irgend ein Leiden liegt hier nicht zu Grunde, es kommt dies öfters vor; thun läßt sich dagegen nichts. 2) Ein unschädliches Zahnpulver ist fein geschlemmte Kreide oder gebrannte Magnesia. 3) Hat keine besondere Wirkung.

A. B. in Bukarest. 1) Zur Besprechung hier nicht geeignet. 2) Ueber eine Karlsbader Salzkur siehe Nr. 5 des laufenden Jahrganges.

Alte Abonnentin in Liegnitz. Das „Gesichterschneiden" bei einem 13jährigen Knaben kann allerdings krankhafter Natur sein und zwar als Anfangssymptom des sogenannten kleinen Veitstanzes (Chorea minor) auftreten. Es dürfte daher gut sein, den Jungen baldigst einem Arzte zur Untersuchung vorzuführen.

Karl M. 1) Es genügt zwar in freier Luft ruhig zu atmen, doch ist es ganz gut, von Zeit zu Zeit dieses ruhige Atmen durch einige tiefe Atemzüge zu unterbrechen. 2) und 4) sind zu verneinen. 3) Unter Umständen ja, namentlich wenn das Tiefliegen der Augen Folge einer Krankheit ist. 5) Auch Amalgam-Plomben sind dauerhaft.

Moritz K. in Mühlingen. 1) Im Uebermaß ja. Besser wäre überhaupt gänzliches Aufgeben. 2) Brombali wird gegen Epilepsie angewendet und zwar in manchen Fällen mit Erfolg. 3) Solche Anfälle kommen oft nach dem Gebrauch dieses Mittels vor, verschwinden aber nach dem Aufhören desselben von selbst wieder. 4) Als Anstalten, wo Epileptische Aufnahme finden, sind zu erwähnen: Stetten im Remsthal (Württemberg) und die Heilanstalt des Dr. Erlenmeyer in Bendorf am Rhein bei Coblenz.

Hermann W. in St. Petersburg. 1) Uns unbekannt. 2) Der Genuß gekochten Wassers wirkt nicht nachteilig auf die Gesundheit. 3) Gute Creme, Vaseline, Oel- oder kühlige Glycerinseife sind die unschädlichsten Seifen. 4) Ist bei geeigneter Behandlung heilbar. **Dr. Behm.**

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moriz Hecht (V. Franz Josephsgasse 6);
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ueber Klippen, Novelle von Ernst Zahrem, Fortsetzung. — Gräfin Margarete Wenckheim-Pálffy als Königin Marie Antoinette, von Marius Hecht. — Kroatische Frauen, von Heinrich Senster. — Der Bücherwurm, von -o-. — Kathi Frank, von -n. — Zwei Seelen, Roman von Rudolph Lindau, Schluß. — Auf der Flucht, von -ln. — Bilder aus Zentral-Asien, von Friedrich von Krusenstjern. — Künstliche Eier, von C. Hilber. — Aus dem Musikleben der Gegenwart, von Heinrich Ehrlich. — Litteratur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Rösselsprung. — Rätsel: Umwandlungsaufgabe; Auflösung des Rosen-Rätselsprungs Seite 234; Auflösung des Scherzrätsels Seite 251; Auflösung des Stern-Zahlenrätsels Seite 255; Auflösung des Bilderrätsels Seite 263; Bilderrätsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Brautschatz, Gemälde von W. Wagner. — Gräfin Margarete Wenckheim-Pálffy als Königin Marie Antoinette. — Kroatische Feiertanze, Gemälde von Ernst Strahl. — Kathi Frank. — Der Bücherwurm, Gemälde von Gepp. — Künstliche Eier, Gemälde von C. F. Deiker. — Auf der Flucht, Gemälde von Seymour Lucas. — Bilder aus Zentral-Asien, acht Originalskizzen von Friedrich von Krusenstjern.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Die Leutringens.

Roman
von
A. von Klinckowström.

2 Bände. Preis geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Es ist bezeichnend für den Geschmack der Gegenwart, daß unsere Romanliteratur ihre Gestalten mit unverkennbarer Vorliebe den adeligen Kreisen entlehnt, eine Vorliebe, die in einem namhaften Teil der heutigen Leserwelt ihr vollwichtiges Echo findet. Nur schade, daß bei weitem nicht alle jene Schriftsteller, welche altadelige Herren und Damen in ihren Erzählungen auftreten lassen, auch diese Gesellschaftskreise aus eigener, eingehender Erfahrung kennen, und daß daher mitunter sonderbare Mißgestalten zu Tage kommen, an denen nichts adelig ist als ihre angeblichen Wappenschilder. Da thut es denn doppelt wohl, wenn man jemand, der diesen Kreisen selbst angehört und sie aus eigenster Anschauung und Herzenserfahrung kennt, sie so treu und ungeschminkt, gleich fern von Gehässigkeit wie von Verschönerungssucht in einem handlungsreichen Lebensbild uns vor Augen führen sieht, wie es in diesem Roman der Fall ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Einladung zum Abonnement auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer".

In wöchentlichen Nummern von je drei Bogen. Preis 2 Mark pro Quartal.
In vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag. Preis 35 Pf. pro Heft.

Der neue sechzehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern schon folgende Romane:

Des rechten Auges Aergernis. Roman von . August Niemann.
Jantje Verbrügge. Roman von . . . . . Theodor Duimchen.
In ferner Inselwelt. Roman von . . . . Christian Benkard.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton; Proben aus der neuen deutschen Lyrik; Mosaik.

In den neuesten Nummern hat begonnen:

Waldidyll. Roman von Robert Byr.

Von der neuen, eleganten **Salon-Ausgabe** der „Deutschen Romanbibliothek", jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegenster Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von à 40 Pfennig ist soeben der **zweite Halbband** erschienen.

☞ Demnächst beginnt in unserer „Deutschen Romanbibliothek" ein hochbedeutsames Werk aus der Feder **Gregor Samarows: „Unter fremdem Willen"**, ein Roman, der sich auf jene geheimnisvollen Zustände der menschlichen Seele aufbaut, welche durch Hypnotisierung hervorgerufen werden, und die seltsam interessanten Wandlungen zeigt, die ein mit jener Kraft [illegible] Mensch bei den verschiedenartigsten Charakteren bewirkt. Der Roman wird durch seinen Inhalt allein schon Aufsehen erregen.

Wir laden besonders alle mit Neujahr neu eingetretenen Abonnenten auf **„Ueber Land und Meer"** zum Abonnement auf unsere **„Deutsche Romanbibliothek"** als **überaus billiges Ergänzungsjournal** freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. — Deutsche Verlags-Anstalt.

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

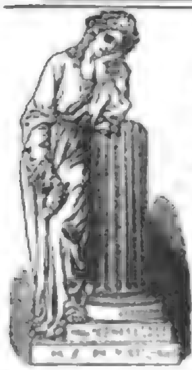
Bremen. — Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Deutsche Seidenstoffe

sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Fabrikate, aber durch bedeutende Fabrikspesen wesentlich billiger; nach dem neuen deutschen Zolltarife haben 100 Kilo Seidenstoff **800 Mark Zoll**, welche der im Ausland kaufende Consument bezahlen muß.

Ich versende meine in grossartiger Auswahl vorrätigen schwarzen, weißen und farb. Seidenstoffe zu festen Fabrikpreisen in jedem Maße an Private.

Muster franco. **Fritz Gugenheim, Crefeld.**



Grab- und Gartenfiguren

in der Nachahmung des **carrarischen Marmors**, sowie **jeden Sandsteins** in Korn und Farbe, unter **Gewähr größerer Wetterbeständigkeit.**

Figuren von ℳ 12. —, Vasen von ℳ 7. — ab.

Villeroy & Boch,
Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.

Abbildungen portofrei gegen portofrei zur Ansicht.
Fabriklager:
Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44,
und Obertürkheim bei Stuttgart.
Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

„Liederquell"
247 Volks-, Vaterlands-, [illegible] u. Kommerslieder, [illegible] und geistliche Gesänge für 1 Singstimme m. leichter Klavierbegl. [illegible] Preis ℳ 3. [illegible] „Die Sammlung [illegible]"
Steingräber Verlag, Hannover.

„Wir kennen keine
[illegible] Fleiß [illegible] Schule." [illegible]
[illegible] Hamm, [illegible]

„Die unbedingt
[illegible] Dr. O. [illegible] (11 Bände ℳ [illegible])
Allgemeine [illegible], Berlin.

„In die vorderste
Reihe aller Schulen gehört [illegible] [illegible] [illegible]

BUCHFÜHRUNG
[illegible]

250 echte versch. Briefmarken v. Japan, Surinam, Argent., Cap, Egypten, Türkei ic. nur M. 1.60 liefert Paul Siepert, Hamburg.

Hervorragendstes und leitendes Organ Deutschlands.

Den 9. Jahrgang beginnt:

Elektrotechnische Zeitschrift.

Herausgegeben vom

Elektrotechnischen Verein.

Redigirt von

R. Rühlmann und **G. Wabner.**

Erscheint Anfang und Mitte eines jeden Monats.

Preis für den Jahrgang von 24 Heften M. 20.—.

Zu beziehen durch die Post (Post-Zeitgs.-Preisliste No. 1816), alle Buchhandlungen und von der Verlagsbuchhandlung von Julius Springer Berlin N., Monbijouplatz 3.

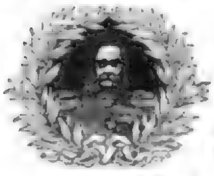
Probehefte stehen gratis und franco zu Diensten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Kaiser Wilhelm-Biographie!

In unserem Verlage ist erschienen:

Neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.



Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers

von **Oskar Meding.**

Mit 47 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von **Carl Hallberger.**

165 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; in feinstem Original-Einband 3 Mark.

Das vorliegende Werk ist eine der besten Biographien unseres ehrwürdigen Heldenkaisers, über dem Gottes Gnade sichtbar waltet. Der Hauptvorzug desselben besteht außer den trefflichen Illustrationen darin, daß es uns „in dem gewaltigen Kaiser den Menschen“ zeigt, „der mit jedem Jahre dem Volke teurer wird“, und daß es uns in schlichter, herzgewinnender Weise erzählt, wie die Vorsehung leitend und bildend an dem unmündigen Kinde ihren Erwählten zu dem siegstrahlenden Herrscher erwachsen läßt, der auf der Höhe seiner Schöpfungen die großen Ahnen seines Hauses und die mächtigsten Völkerbildner der Vorgeschichte überragt. Die typographische Ausstattung dieses prächtigen Festschrift darf vorzüglich genannt werden, und in solchem Gewande, bei dem äußerst billig gestellten Preis, wird dem Werke eine weite Verbreitung nicht fehlen, weil die deutsche Zunge klingt und man des deutschen Kaisers in Ehrfurcht und Treue gedenkt.

Deutsche Reichspost.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Freunde des Gartenbaus!

welche sich für Obstbau, Gemüsezucht, Blumenpflege im Garten und im Zimmer u. s. w. interessiren, bitten wir, den praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau für **vierteljährlich 1 Mark** mit zu halten. Der **praktische Ratgeber** erscheint **wöchentlich**, an **jedem** Sonntage, und wird von Künstlerhand reich illustrirt. Man bestellt ihn bei der Post oder in einer Buchhandlung. Den besten Einblick in den „Ratgeber“ bekommt man, wenn man sich eine Probenummer bestellt, die jederzeit gern umsonst und portofrei durch die Königliche Hofbuchdruckerei **Trowitzsch & Sohn** in Frankfurt a. d. Oder zugesandt wird. Erst zwei Jahre besteht das Blatt und hat heute schon

36,000 Abonnenten.

Die bereits erschienenen Nummern dieses Quartals werden jederzeit gratis nachgeliefert.

NEUE MUSIK-ZEITUNG.

Die Neue Musikzeitung, [illegible] Familienblatt, [illegible] 60.000 [illegible] Gratisbeilagen: [illegible] Probe-No. gratis [illegible] Abonnements: [illegible]

Verlag: C. Grüninger, Stuttgart [illegible]

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der rote Teufel im Salon

oder

Roseo in allen Gesellschaften.

[illegible]

Fünfte Auflage.

Mit 144 in den Text eingedruckten [illegible]

gr. 8. Geh. 3 Mark.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

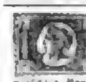


Lebensgroße Porträts [illegible] C. Hommel in [illegible] Frankfurt a. M.

Illustrirte Briefmarken-Zeitung.



[illegible] von C. Hellmann, Leipzig, [illegible] C. Paderkow, Wien.



Echte Briefmarken! Billigst [illegible] Preisl. gratis. Album-Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin N. [illegible]



Wunder-Camera, Laterna magica eigener Fabrik, [illegible] Bildern, Nebelbilder u. Objectiv-Linsen etc. [illegible] en gros und en detail.

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Kolossaler [illegible] **Herren** [illegible] Literatur-Bureau, Hanau [illegible]

Feine Harzer

!! Kanarienvögel !!

mit den [illegible] Touren zu M. 6, 8, 10, 12 [illegible]

H. Matermann,

Clausthal, Oberharz.

[illegible]



Zithern

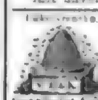
[illegible]

Violinen. alle Streichinstrumente u. Saiten. [illegible]

Gebrüder Wolff, [illegible] Kreuznach.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt.



Direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe für Kleider.	Weisse und Creme Seidenstoffe für Brautkleider.	Schwarze Sammte u. Peluche für Mäntel, Kleider und Besatz.

gegründet 18[illegible]

Man wende sich wegen Zusendung der [illegible] Musterkollektion an [illegible] von Elten & Keussen, Crefeld.

Elektro-Homöopathie.

Neue Wissenschaft.

Die elektro-homöopathischen Sternmittel

(Fabrikmarke rot und blauer Stern.)

zur Behandlung aller Krankheiten, besonders der chronischen Leiden, sind schnell zu grosser Berühmtheit gelangt, haben Tausenden geholfen u. werden von vielen Aerzten in allen Ländern verordnet. Selbstbehandlung kommt auf einen Pfennig per Tag zu stehen.

Kleine Broschüre gratis in allen Depôts. Grosses Lehrbuch in deutscher, französischer, englischer, spanischer u. ungarischer Sprache.

Homöopathische Central-Apotheke

A. Sauter in Genf (Schweiz).

Hauptdépots:

[illegible] Breslau: Apotheke z. [illegible] Danzig: [illegible] Frankfurt a. M.: [illegible] Hamburg: [illegible] Heilbronn: [illegible] München: [illegible] Stuttgart: [illegible] Strassburg: [illegible] Trier: [illegible] Wien: [illegible] Budapest: [illegible] Krakau: [illegible] Lemberg: [illegible] Paris: [illegible] Rom: [illegible] Brüssel: [illegible] Moskau: [illegible] Warschau: [illegible] New-York: [illegible]



Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl

Cotillon- und **Carneval-** [illegible] Masken, Perücken, Saaldekorationen, [illegible] u. s. w.

Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.

[illegible]

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Agenten [illegible] Offerten unter D. F. 99 postlagernd Leipzig.

Altar: [illegible]

Claes & Flentje.

Erste Strickmaschinen-Fabrik, Mühlhausen i. Th.



Höchste Auszeichnung. [illegible] Ermöglicht guten Verdienst bei leichter Arbeit.

Zur „Weinbereitung“ aus [illegible]

Erwerbs-Katalog [illegible]

Wilh. Schiller & Co., Berlin [illegible]



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.

Echter böhmischer

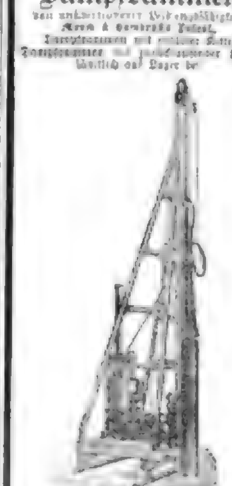
Granaten-Schmuck.

Preis-Courant mit 400 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.

Direkt wirkende

Dampframmen

[illegible]



Menck & Hambrock,

Ottensen bei Altona.

Digitized by Google

Von ersten medizinischen Autoritäten empfohlen. Absolut ungefährlich!
Ichthyol-Watte wirkt blutstillend und ... bei blutenden Verletzungen, schnell- und Quetschwunden; erzielt rasche Heilung bei Verbrennungen und rheumatischen Schmerzen.
Ichthyol-Seife wirkt sicher u. schmerzlos bei leichten Hautausschlägen, Flechten, Hautjucken, Unreinigkeit der Haut, spröden Händen, Frost und Sorg.
Ichthyol-Pflaster gilt allgemein als bestes und wirksamstes Wundpflaster.
In Original-Packungen, welche obige Handels-Marke tragen, durch die Apotheken und Spezial-Geschäfte zu beziehen.
Ichthyol-Gesellschaft Cordes Hermanni & Co., Hamburg.
P. S. Wegen Anwendung unserer sonstigen Ichthyol-Präparate bei Rheumatismen, Hautkrankheiten, Entzündungen aller Art wende man sich an die Herren Aerzte. — Wissenschaftliche Abhandlungen stehen auf Anfordern gratis und franko zur Verfügung. D. O.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Graf v. Schack's Gedichte in neuer Auflage!

Gedichte von **Adolf Friedrich Graf v. Schack.**
Sechste vermehrte Auflage.
Inhalt: I. Aus allen Zonen. — II. Liebesgedichte und Lieder. — III. Romanzen und Balladen. — IV. Vermischte Gedichte
Preis geheftet M. 4.50; elegant gebunden M. 6.

Als einer der edelsten Lyriker unserer Zeit hat Adolf Friedrich Graf von Schack sich schon in gar viele Herzen gesungen, wenn er auch als solcher noch lange nicht so bekannt ist, wie es seiner außerordentlichen Bedeutung zukommt. Immerhin zeugt der Umstand, daß seine „Gedichte" bereits ihre sechste Auflage erlebt haben, von einem sich stetig weiter ausbreitenden Verständnis für seine dichterische Sendung. Die warme Begeisterung für alles Große, Hohe, Schöne ist es, die dem Leben des edlen Mannes ihren erhabenen Stempel aufdrückt: wie sollten sie nicht hier zum vollsten, reinsten Ausdruck gelangen, wo sich die Seele des Dichters ein unmittelbares und rückhaltloses ausspricht!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg,

empfehlen ihre ... Compound-Locomobilen mit ausziehbaren Kesseln ...

Petschke & Glöckner, Chemnitz, Sachsen, Werkzeugmaschinenfabrik, liefern als Spezialität: Leitspindel- und Zugspindeldrehbänke, Hobel- und Shapingmaschinen jeder Dimension.

C. Ade's Kassenfabrik Stuttgart versendet ihren illustrirten Kassen-Katalog gratis und franco.

Heirat ...

J. Weyl, Berlin W. ... Aelteste Fabrik heizbarer Badestühle. Kataloge gratis. Filiale in Wien, Wallfischgasse ...

En gros. Export.
Fabrik vulkanisirter
Kautschukstempel
von **Mäurer & Thieme,**
Berlin S., Ritterstraße 10.
Preislisten gratis und franko.






Blookers Cacao ist überall vorrätig.

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER
ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.
Wenn van Haagens Cacao an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe von Fabrik zu Detailpreisen unter Nachnahme an Privateversandt.
Richard C. van Haagen UTRECHT u. AMSTERDAM

Nach Angabe und unter Controlle von Dr. Schweissinger
EICHEL-CACAO
HARTWIG & VOGEL
DRESDEN
Niederlagen sind durch Plakate erkenntlich.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

JENSENS
UNFRIERBARER
DORSCHLEBERTHRAN
ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.— M. 2. und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von
HERTZ & COLLINGWOOD
73 Dresdener Strasse Berlin S. und London, 101 Leadenhall Street E. C.

Preisgekrönt auf allen Ausstellungen

Stuhl für Dampf- u. Wasserbäder
Rich. Cahn. Leipzig.
Fabrik Gesundheitstechnischer Anlagen.

Die billigste und reichhaltigste naturwissenschaftliche Wochenschrift ist
„Der Naturwissenschaftler"
Preis vierteljährlich Mark 2.—
Der Naturwissenschaftler bringt ... Schilderung der Fortschritte und Errungenschaften sämtlicher Gebiete der Naturwissenschaft und deren praktischer Anwendung in Schule u. Haus, Industrie, Handel und Verkehr in leicht fasslichen, anregenden Aufsätzen, deren Verständnis durch Illustrationen ... gemacht wird.
Probenummern gratis und franko durch die Verlagshandlung
Berlin SW. 48. **Riemann & Möller.**

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.
Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der
Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt
bei Chemnitz, am Fusse des Erzgebirges.
Physikalisch-diätetische Heilmethode.
Winterkuren. Ausserordentliche Erfolge. Prospekte durch die Direktion.

Leuze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium für Nieren-, Rückenmarks-, Nervenkrankheiten. ...
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Stottern heilt Spracharzt Gerdts, Bingen a. Rh. Prospekt gratis.

Mondamin ... **Brown & Polson** k. engl. Hofl.
Entöltes Maisprodukt. Zu Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten etc. und zur Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao etc. vortrefflich. ... Central-Geschäft Berlin C.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG
Parfumerie-Oriza
Von L. LEGRAND, PARIS, rue Saint-Honoré, 207
ESS-ORIZA IN FESTER FORM
CONCRETE PARFUMS
Diese, nach einem neuen Verfahren, in feste Form gebrachten Ess.-Oriza *besitzen eine bis heut unbekannt gewesene hohe Concentrirung und Lieblichkeit. — Sie sind in Gestalt von* Stiften *oder* Pastillen *in kleinen, bequem bei sich zu tragenden Flacons oder Riechdöschen der verschiedensten Art montirt. — Diese* Parfum-Stifte *verfliegen nicht und können nach Abnützung leicht ersetzt werden. Sie haben den ungeheuren Vortheil, ihren Parfum auf alle mit ihnen in Berührung gebrachten Gegenstände zu übertragen, ohne dieselben zu beflecken oder zu beschädigen.*
Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich
HAUT BART | TASCHENTUCH SPITZEN | HANDSCHUHE STOFFE | KÜNSTL. BLUMEN
Wäsche, und alle Papeterie-Artikel, etc., etc., zu parfümiren
Zu haben in allen feinen Parfümerie-Geschäften der Welt. | Der ausführliche Catalog der Parfums mit Preisangabe wird auf Verlangen franco zugesandt.
General-Depot für Deutschland: Wolff & Schwindt, Karlsruhe.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in BLAUER FARBE trägt.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezuständen, selbst in den hartnäckigsten Fällen ...

Zur Beachtung.

Unseren vielen mit Neujahr in das Abonnement auf „Ueber Land und Meer", Haupt-Ausgabe in Groß-Folio,

neu eingetretenen Lesern

zur Nachricht, daß wir die nötigen Vorkehrungen getroffen haben, um denselben auch das erste Vierteljahr (Nro. 1—13) des laufenden XXX. Jahrgangs, der schon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres seinen Anfang nahm, auf Verlangen **sofort noch vollständig nachliefern** zu können. Dasselbe kann zum Abonnementspreise auf demselben Wege bezogen werden, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgend welche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung von 3 Mark zur sofortigen direkten Uebersendung dieses ersten Quartals bereit.

Stuttgart, im Januar 1888.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



50. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Fanfare.

Roman von

Fritz Mauthner.

(Alle Rechte vorbehalten)

Erstes Kapitel.

Seit wenigen Tagen erst war Richard Mettmann wieder in Berlin. Drei Jahre lang hatte er in England gelebt, erst in London, dann in Manchester, um ein tüchtiger Maschinenbauer zu werden, insbesondere aber um die Geheimnisse der neuen Schnelldruckmaschine genau kennen zu lernen. So war sein Wunsch mit dem des Vaters übereingekommen.

Gottlieb Mettmann, der Vater, dessen Hünengestalt noch nicht gebeugt, dessen buschiger Schnurrbart noch nicht grauer geworden und dessen ganz kurz geschorenes helles Haar noch gar nicht ergraut schien, war durch eines seiner weitaussehenden Geschäfte damals plötzlich in den Besitz einer großen Druckerei gekommen. Er mußte immer solche neue große Unternehmungen anfangen, um den Glauben an seinen Reichtum aufrecht zu erhalten. In seinem eigentlichen Gewerbe, einem ausgedehnten Holzhandel, war ihm eine ganz neue Papierfabrik zugefallen, weil sie bei ihm Schulden gemacht hatte. In ähnlicher Weise hatte er dann die Druckerei erwerben müssen, um sich vor Schaden zu bewahren. Und sofort hatte er, mit leidenschaftlichem Planentwerfen, eine Vereinigung der verwandten Erwerbszweige in seiner Hand in Aussicht genommen; schon waren die ausgebreiteten Kiefern- und Buchenwaldungen eines Magnaten für Jahre hinaus gepachtet, die Papierfabrik sollte die ungeheure Holzmasse in unendliche Rollen schlechten Druckpapiers verwandeln, und die zauberhaften Rotationsmaschinen seines Sohnes mußten wieder aus dem schlechten Zeuge die gewaltige Auflage einer wohlfeilen Zeitung herstellen. Unmittelbar nach des Sohnes Abreise hatte er mit großem Lärm und zum Aergernis der alten und vornehmen Berliner Blätter eine Winkelzeitung, „Die Glocke", herauszugeben begonnen.

Richard Mettmann war es von Jugend auf gewöhnt, daß sein Vater nicht viel mit ihm sprach. Nach der ersten herzlichen Begrüßung war auch jetzt sofort ausgeführt worden, wovon in ihren Briefen schon lange die Rede war. Richard trat in die Maschinenfabrik von Behrendt & Compagnie ein, bei welcher der Vater irgendwie beteiligt war und welche mit in den Kreis der großen Unternehmungen gezogen werden sollte.

So hatte der Sohn im Handumdrehen sein Leben neu geordnet, ohne daß es zwischen ihm und dem Vater zu einer richtigen Aussprache gekommen wäre. Richard behielt infolge dessen sein schlechtes Gewissen für sich. Er hatte zwei tiefe Neigungen über die Nordsee mitgenommen, die eine galt einem armen Mädchen, die andere einer brotlosen Kunst. Richard mutmaßte, daß sein Vater beiden Gefühlen nicht das wünschenswerte Verständnis entgegenbringen würde; und so fühlte er sich wie von einer Schuld bedrückt, so lange er zu einer offenen Mitteilung nicht den Entschluß finden konnte. Auch Gottlieb Mettmann konnte in Gegenwart seines Sohnes eine ungewohnte Scheu nicht los werden. Kein Mensch auf der ganzen Welt hätte es wagen dürfen, ihn einen Spieler und seine vielen aufeinandergetürmten Geschäfte einen Schwindel zu nennen. Gottlieb Mettmann hatte nicht die Schwäche, aus welchem Grunde immer erröten zu können. Wahrscheinlich liebte er nichts auf der Welt als seinen hübschen Jungen; diesem aber hätte er nur mit Erröten gestehen mögen, daß er die Zukunft des einzigen Kindes nicht gesichert habe, daß er mit jeder neuen Gründung nur die Gefahren der letzten überbrücke. Darum hatte er dem heimkehrenden, vierundzwanzigjährigen Sohne sofort das mütterliche Erbteil angewiesen, darum sollte Richard durch die glänzendste Heirat sichergestellt werden, darum hatte er ihn sofort bei der schönen Nachbarin, Frau Leontine Pitersen, vorgestellt. Der Kommerzienrat Pitersen war dem sichern Tod so nahe, daß seine junge, bestrickende Gattin beinahe schon wie eine Witwe betrachtet wurde. — Neben dem gediegenen Wohnhause des Kommerzienrats bewohnte Mettmann schon längst, seit dem Kriegsjahre 1866, welches ihm



Lord Byron,
geboren 22. Januar 1788, gestorben 19. April 1824.

die erste große Spekulation glücken ließ, das zweite Geschoß eines Hauses der Tiergartenstraße, draußen, nicht weit von der Hofjägerallee. Das Vorderhaus gehörte dem Namen nach noch immer einem pensionirten Offizier, dem Major von Havenow, den endlich auch das Schicksal aller Havenows getroffen hatte: den angestammten Grundbesitz an Bürgerliche zu verlieren. Der Park und das Hinterland bis hinüber an den Kanal waren längst durch Gottlieb Mettmanns Hände gegangen und wurden eben jetzt zu einer großartigen Vergnügungsanlage umgeschaffen. In diesem Hause, welches mehr dem Mieter als dem Besitzer gehörte, hatte sich nun Richard Mettmann neben seinem Vater behaglich unterbringen lassen. Aber außer bei der Hauptmahlzeit sahen sie einander kaum den ganzen Tag über; und so still ging es selbst bei dem späten Mittagessen zu, daß Gottlieb Mettmann wohl recht hatte, wenn er einmal seiner Sehnsucht nach einer anmuthigen, lebhaften Schwiegertochter Worte lieh. Er sprach dann wohl noch von der unvergleichlichen Schönheit der Frau Leontine Pitersen und von dem unschätzbaren Grundstück, welches beide Häuser vereinigt bilden würden, aber auch dieser Gegenstand reizte Richard nicht zu vertraulicheren Reden.

So nahte der Monat Juni seinem Ende, Richard war beinahe schon vierzehn Tage da, bevor er endlich durch den mürrischen Hauswirt erfuhr, daß dessen Verwandte, die verwittwete Kriegsrätin von Havenow-Trienitz und deren Tochter Johanna seit kurzem in der Alvenslebenstraße 23a wohnten, dort, wo die Schienen der Potsdamer Bahn vorüberführten.

„Im dritten Stock, wo alle Havenows hingehören," hatte der Major bitter hinzugefügt.

Richard sagte bei Tisch dem Vater nichts von der Absicht, die Jugendfreundin noch heute aufzusuchen. Aber Gottlieb Mettmann war schon mit dem Majorsbesuch nicht zufrieden und erging sich in allgemeinen Schmähreden gegen den hochmüthigen, verbummelten Adel, der die bürgerliche Arbeit verachte, weil er für sie unfähig geworden sei. Als Richard verstummte und zornig vor sich hinsah, erhitzte sich der Vater noch mehr und prahlte damit, daß er diesen Major bald aus seinem letzten Grundbesitz vertreiben werde.

Richard war doppelt froh, als der Vater ihn verließ. Das Gerede gegen den Adel stimmte wenig zu den Gefühlen, mit welchen er sich zu seinem Gang nach der Alvenslebenstraße anschickte. Johannas Bruder, der kleine Kadet, hatte wohl mitunter eine drollige Havenowsche Gönnermiene aufgesetzt, die Frau Kriegsrätin, die er nur aus der Entfernung kannte, war die Unnahbarkeit in Person, aber was ging das Johanna an? Freilich war er seit drei Jahren ohne jedes Lebenszeichen und konnte nicht wissen, ob sie so unveränderlich ihm zugewandt geblieben war, wie er in der Fremde dem lieben Mädchen, das er als seine Braut betrachtete, seit dem einen, einen Kusse. Wenn das aber nur eine närrische Einbildung von ihm war, wenn sie sich ihrer jugendlichen innigen Freundschaft nicht erinnern wollte, sich gar ihrer schämte, was dann?

Vor der Thüre der Wohnung, deren Inhaber durch keinen Schild verraten wurden, mußte er innehalten. War es allein die Mühe gewesen, drei Treppen hoch zu steigen? Genug, sein Herz klopfte bis zum Halse hinauf und hörte nicht auf zu klopfen, als er endlich auf die Klingel drückte.

Die Kriegsrätin öffnete selbst.

„Bist Du es, Achim?" rief sie mit ihrer weichsten Stimme und fuhr wie beleidigt zurück, als sie einen fremden Herrn vor sich sah. Richard nannte seinen Namen und bat um die Erlaubniß, den Frauen nach jahrelanger Abwesenheit wieder seine Aufwartung machen zu dürfen. Die Kriegsrätin selbst sich in ihrem alten schwarzen Seidenkleide und machte keine Anstalt, die Thürspalte für den Besucher weiter zu öffnen. Da erschien mit der Frage: „Ist es Achim?" ein lebhafter, kleiner Herr neben der Hausfrau und rief mit verlegener Herzlichkeit, als er Richard erkannt hatte:

„Sie sind es, liebster Herr Mettmann? Ach ja, die Freunde unserer Freunde!"

Nun mußte die Kriegsrätin den Gast wohl oder übel eintreten lassen, aber mit keinem Wort und keiner Miene hieß sie ihn willkommen.

Richard erkannte in dem kleinen Herrn einen guten Geschäftsfreund seines Vaters, den Mitbesitzer einer bekannten großen Brauerei in Bayern, der scheinbar als reicher Müßiggänger in Berlin lebte. Richard erinnerte sich aber, daß sein Vater ihm allerlei Aufklärungen über Herrn von Herne gegeben hatte. Vor allem hieß das geschniegelte, etwa vierzigjährige Männchen, dessen blondes Lockenhaar und gleichfarbiger Mosaikbart wie vom Theaterfriseur aufgekleckt schienen, trotzdem beide echt waren — vor allem hieß dieser unangenehme Freund einfach Haffner, wie denn auch in den großen Inseraten der Brauerei immer nur von Haffnerschem Kraftbier die Rede war; dieser Mann hatte sich aber von einem alten, kinderlosen, bettelhaften Herrn von Herne adoptiren lassen und trieb sich seitdem als Haffner-von-Herne oder lieber noch als schlichter von Herne in der Welt herum. Seine Aufgabe in Berlin war es, vornehm aufzutreten, viel Geld auszugeben, einflußreiche Bekanntschaften zu machen und dadurch die verschiedenen Pläne der Haffnerschen Erben wirksam zu unterstützen. Er selbst sollte womöglich Abgeordneter und einer seiner Brüder Konsul oder so etwas Aehnliches werden.

Während Richard diese Mittheilungen über Haffner aus seiner Erinnerung zusammensuchte, führte der Herr mit verbrauchten Redensarten fast allein das Wort. Man hatte in der armseligen guten Stube Platz genommen und die Kriegsrätin, welche unaufhörlich nach der Eingangsthür zu horchen schien und den jungen Mettmann völlig übersah, gab auch ihrem bevorzugten Gaste wenig zur Antwort. Trotzdem erfuhr Richard bald, daß er in keinem ungünstigeren Augenblick hätte eintreten können. Achim von Havenow-Trienitz war eben Sekondelieutenant geworden und sollte noch mit dem heutigen Abendzug nach seiner östlichen Garnison abreisen. Er hatte den Tag mit dienstlichen und kameradschaftlichen Abschiedsbesuchen verbracht und war eben jetzt noch einmal mit Fräulein Johanna fortgegangen, um einige kleine nothwendige Einkäufe zu besorgen. Richard brachte es etwas zögernd hervor, daß er trotz der schlecht gewählten Stunde auf die Rückkunft der Geschwister warten wolle, weil er ihnen doch ein alter Freund sei. Und er blickte mit mangelhafter Hochachtung auf den neuen Freund des Hauses, Herrn Haffner-von-Herne.

Die verwittwete Kriegsrätin, welche man für eine geistvolle und milde, äußerst vornehme alte Dame halten mußte, so lange sie schwieg, welche aber trotz ihrer gewählten Ausdrucksweise durch eine häßliche Schärfe verletzte, sowie sie zu sprechen begann, wandte sich jetzt mit einem spöttischen Lächeln zu dem alten Freunde ihrer Kinder und sagte:

„Es wird meinen Achim überraschen, wenn jemand Anderes als von Herne zum Abschied da ist. Ich habe Ihren Namen öfter nennen hören, als die Kinder noch klein waren. Von Mettmann, nicht wahr? Oder Mettmann schlechtweg? Selbst Achim kümmerte sich damals wenig um Standesunterschiede, und wir Havenows haben immer den Bürgerlichen geachtet, wenn er Achtung verdiente."

Richard fühlte, daß die Kriegsrätin ihn kränken wollte; aber er hielt an sich. Dieser Hochmut entsprach eigentlich dem Bilde, welches er sich halb unbewußt von Johannas Mutter gemacht hatte, aber er wollte es mit der Tochter zu thun haben und sich nicht ohne weiteres von der adelsstolzen Frau hinausdrängen lassen. Ruhig erwiderte er:

„Ich hoffe doch, daß Achim und Fräulein Johanna den Namen ihres ehemaligen Spielkameraden nicht vergessen haben werden."

„Nein, gewiß nicht," rief die Kriegsrätin geradezu höhnisch. „Ihr Name ist in der letzten Zeit sehr oft in unserer Familie genannt worden."

Dann vergaß sie wieder alles und horchte, ob sie die Tritte des Lieutenants nicht vernahm. Haffner griff, als wäre nichts vorgefallen, den Faden eines Gespräches irgendwo aus der Luft auf und redete etwas Unklares über die Bedeutung des Bürgerstandes.

Da erhob sich plötzlich die Kriegsrätin und verließ die Stube. Sie mochte ihren Achim noch vor dem Klingelzeichen kommen gehört haben.

Richard blieb in der heftigsten Gemütsbewegung lange genug mit Haffner allein. Dieser aber schlug sofort einen andern Ton an. Mit widerwärtiger Vertraulichkeit begann er über die schlechte Vermögenslage der Havenows mit geheucheltem Bedauern zu klagen; es war, als sollte Richard bei Zeiten vor diesen Leuten gewarnt werden.

Daß Achim sein erstes Ziel erreicht hatte, war trotz allerlei Unterstützungen doch nur durch langjährige Opfer der Mutter und der Schwester möglich geworden. Sie hatten auf alle Lebensfreuden verzichten müssen, um dem männlichen Sproß des Havenowschen Hauses die glänzende Laufbahn zu ebnen. Die Rätin gönnte ihrem eigenen Stolze nur noch die sogenannte herrschaftliche Wohnung von vier Zimmern, in welchen die alten Möbel, Teppiche und die hundert Kleinigkeiten des Hausrats durch die peinlichste Sorgsamkeit der Tochter vor dem Zerfall bewahrt wurden. Doch selbst diese standesgemäße Wohnung und ihr unzerstörbares schwarzes Seidenkleid waren nur da wegen der gesellschaftlichen Stellung des Sohnes. Fräulein Johanna, welche ja der Familie nur durch eine glänzende Heirat Ehre machen konnte, war für diese Möglichkeit anständig erzogen worden; doch auch sie fühlte sich als echte Havenow nur ihres Bruders wegen auf der Welt und fand es ganz selbstverständlich, wenn sie für die Ausstattung des Lieutenants viele Wochen lang angestrengt wie ein Nähmädchen arbeiten mußte. Die Mutter war zu vornehm, um es zu bemerken, wenn Johanna allabendlich bis nach Mitternacht über die Leinwand gebeugt saß, und das Mädchen fragte nicht darnach, wo das viele Geld für die Uniformstücke hergekommen war. Genug, Achim war Lieutenant und groß die Freude im Hause.

Noch liebloser schwatzte Haffner über den Bruder Johannas. Der junge Lieutenant war jetzt gewiß dabei, mit männlichem Hunger rasch etwas Gutes zu essen, was die Frauen sich selbst niemals gönnten, dann würde er stramm Mutter und Schwester küssen und schon dreißig Minuten vor acht die Droschke besteigen. Er habe sich als Offizier rasch an Pünktlichkeit gewöhnt; das werde in mancherlei Beziehung gut für ihn sein.

„Wer Fräulein Johanna einmal heiratet, wird den Aufwand für die Armee tragen helfen müssen."

Richard hatte eine Zurechtweisung auf den Lippen, aber er konnte vor Befangenheit kaum sprechen. Nebenan erklangen das Säbelrasseln und der feste Tritt Achims, dazwischen hörte man das Flüstern der Frauen und einmal ganz deutlich den leisen Aufschrei Johannas.

Offenbar wurde drinnen darüber verhandelt, in welcher Weise der junge Mettmann aufgenommen werden sollte. Ihm selbst, über den dort das Urteil gesprochen wurde, wurde heiß und kalt. So hatte er sich das Wiedersehen freilich nicht gedacht. Aber wenn Johanna erst eintrat, da wurde alles wieder gut.

Haffner stand vor einer mächtigen Bronzeuhr, deren Zifferblatt von einem gezierten Schäfer auf dem Kopf getragen wurde. Er richtete den Zeiger nach seiner Taschenuhr auf fünfzehn Minuten nach sieben und betrachtete dann die Hand des Schäfers, von der ein Finger abgeschlagen war. Mit stierem Mitleid blickte er auf die Bruchstelle, als wollte er den Schaden heilen, und murmelte dann verächtlich: „Zink!"

Plötzlich öffnete sich die Thür und Johanna eilte herein. Sie hatte den breiten dunklen Strohhut noch nicht abgelegt und ihr unregelmäßig schönes Gesicht mit dem seltsamen Abstand zwischen dem weichen Mund und der feingeschwungenen Nase leuchtete gerötet aus dem einfachen braunen Straßenanzug heraus. Richard hatte den Eindruck, als ob er das liebe, liebe Mädchen erst gestern zum letztenmal gesehen hätte. Die drei Jahre, da er diesen Anblick entbehren mußte, hatten wohl seine Sehnsucht noch verstärkt, aber ihrem Liebreiz hatten sie nichts anhaben können.

Wenn seine Sehnsucht ihm jedoch vorgegaukelt hatte, er würde Johanna wie ein Bräutigam nach langer Trennung geradezu umarmen können, so war jetzt die Stimmung für ein so kühnes Unternehmen nicht günstig. Nicht ein Schatten der Erinnerung an ihre innige Abschiedsstunde lag auf ihren Zügen, nicht einmal die geringe Höflichkeit erwies sie ihm, ihre Ueberraschung über sein plötzliches Auftreten zu zeigen. Darin lag denn doch eine gewaltige Veränderung gegen früher. Sie mochte ja Zeit gehabt haben, sich zu fassen; aber auch dann noch wäre damals das achtzehnjährige Mädchen einer so überlegenen Selbstbeherrschung nicht fähig gewesen. Oder

brauchte sie gar nicht Komödie zu spielen? Wäre Johanna nicht treu geblieben? Oder hätte sie ihn gar vergessen?

Dieser verzweifelte Gedanke kam ihm erst, als Johanna nach einer kurzen Begrüßung Haffners auf ihn selbst zuschritt und ihm, ohne die Hand zu reichen, durch ein leichtes Neigen ihres herrlichen Hauptes das erste Zeichen gab, daß sie seine Gegenwart bemerkt hatte.

„Sind Sie wieder in Berlin, Herr Mettmann? Ist es Ihnen gut gegangen?"

Und die Lippen dieses Mädchens hatte er in der Abschiedsstunde in einem gehauchten Kusse berühren dürfen, der ihm heilig war! Diese weltläufige Sicherheit erschreckte ihn mehr als die kühlen Worte. Aber vielleicht legte ihr doch nur die Anwesenheit Haffners den Zwang auf. In fast schülerhafter Verwirrung brachte Richard nichts weiter hervor als:

„Ich hoffe, bald bessere Gelegenheit zu haben..."

Da schien Johanna ihren schlanken Leib noch höher aufzurichten, als wollte sie zum tödlichen Schlage ausholen, und sie sagte:

„Ich fürchte, unsere Wege sind zu weit auseinander geraten, wir werden uns darum nicht immer so verstehen wie in unserer Kinderzeit. Sie werden wohl in dem Geschäfte Ihres Herrn Vaters thätig sein?"

Richard vermochte nichts zu erwidern. In ihren einfachen Worten lag ein Ton so adelsstolzer Abweisung, daß er abermals an die Worte seines Vaters denken mußte. Eben wollte er sich, aufs tiefste verletzt, zurückziehen, als Achim hereintrat und wieder zu einem kurzen Gespräch zwang. Er begrüßte Haffner und den jungen Mettmann mit der gleichen achtlosen Herablassung und ließ seine schöne Havenowsche Adlernase nach allen Richtungen wittern. Er hatte die Thür offen gelassen, und man sah nebenan die Kriegsrätin, zum Ausgehen bereit, neben dem Koffer stehen und sich die Augen wischen. Achim wiegte sich in der neuen, in den Nähten noch knackenden Uniform und versicherte, daß er unter die Kerls in Posen schon Zucht bringen werde. Er sprach sehr zuversichtlich. Doch man merkte seiner Stimme an, daß ihm der Abschied von Mutter und Schwester nahe ging.

Als Richard nun aufbrechen wollte, bat ihn Achim, sich doch der Familie anzuschließen; es sei die festgesetzte Zeit, und wenn der Droschkenkutscher jemals gedient habe, so müsse er pünktlich eben vorgefahren sein. Zu Richard gewandt, fügte er hinzu:

„Sie haben doch famose Manieren, Mettmann, hätten Offizier werden sollen. Sind es wohl bloß bei der Reserve?"

Da kam wirklich schon der Kutscher herauf, um den Koffer zu holen und Achims Vorwürfe zu hören, weil er das Pferd gegen die Vorschrift allein gelassen. Hinter dem Träger her setzte sich die ganze Gesellschaft langsam in Bewegung. Voran schritten die Frauen, weil Achim etwas verlegen mit Herrn Haffner zurückblieb. So ging Richard in der Mitte, ohne sich einem der beiden Paare anzuschließen. Er sah, wie der Lieutenant von dem neuen Hausfreunde eine Cigarre nahm und war gezwungen, einige Worte der Unterhaltung zu vernehmen.

„Nehmen Sie es nicht schwerer als eine Cigarre... Auch jung gewesen... Treue Freundschaft."

Richard war froh, daß er die leise geflüsterte Antwort Achims nicht vernahm, aber er wandte sich um, als der Lieutenant plötzlich stehen blieb und mit gedämpfter Heftigkeit rief:

„Das sind zwei völlig getrennte Angelegenheiten, mein Herr! Uebrigens bin ich in Johannas Vertrauen nicht eingeweiht."

Dann stürzte Achim an Richard vorbei über einige Stufen fort, um seiner Mutter den Arm zu reichen. So blieb Johanna etwas zurück bei Mettmann und Haffner, welche sie beide nicht in ihren Gedanken störte.

Sie waren schon im ersten Geschoß angelangt, als ein stattlich gewachsener, aber nachlässig gekleideter Herr von etwa dreißig Jahren an der Kriegsrätin und ihrem Sohne vorbei, die er nicht begrüßte, die Treppe heraufkam. Dem jungen Mettmann fielen sofort der schöne Blick der Augen, die bleiche Gesichtsfarbe und der dünne schwarze Schnurrbart auf, der sich auf beiden Seiten über die spöttischen Mundwinkel krümmte. Eben glaubte er in dem Herrn einen alten Schulfreund, Walter Bode, zu erkennen, als dieser überrascht stehen blieb, den Hut vor Johanna lüftete und zu zweifeln schien, ob er sie anreden solle. Da blickte das Mädchen auf und lächelte dem Herrn freudig zu.

„Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Doktor," rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Aber wir bringen eben meinen Bruder zum Bahnhof. Kommen Sie morgen wieder, ich bitte! Ich werde mich sehr freuen."

Und erklärend fügte sie, zu Haffner gewandt, hinzu:

„Sie interessiren sich doch auch für die Arbeiten des Herrn Doktor Bode, Sie wissen, über römische Alterthümer; er bringt sie mir in seiner eigenen Handschrift."

Und mit einem vertraulichen Lächeln zu dem jungen Gelehrten schlüpfte sie voran, um der Mutter beim Einsteigen behülflich zu sein.

Richard, dem die letzten Worte Johannas sehr nachgingen und der nun bedauerte, daß er den Walter Bode immer so lieb gehabt hatte, gab sich ihm jetzt rasch zu erkennen, während Haffner auf den Wagen zueilte. Die beiden Schulfreunde kamen noch eben zurecht, um mit ihm zugleich dem abfahrenden Wagen Abschiedsgrüße nachzurufen.

Wem von ihnen galt das schöne Lächeln, mit welchem Johanna sich noch einmal zurückbeugte, während der Lieutenant mit seinen kreideweißen Militärhandschuhen winkte? Die Zurückbleibenden standen unschlüssig da. Da sagte Haffner-von-Herne gemütlich, nachdem er sich dem Fremden vorgestellt:

„Sie sind ja wohl derselbe Doktor Bode, der für den alten Mettmann, den Vater dieses meines jungen Freundes, so vortreffliche Leitartikel schreibt? Da sprechen wir uns ja heute noch bei unserem bedeutenden Feste. Schließen Sie sich uns nicht an?"

Als an der Kreuzung der Potsdamerstraße ein Gewirr von Pferdebahnwagen und Droschken die Schritte hemmte, hielt der Doktor Bode einen unvorsichtigen Flachskopf lustig beim Schopf zurück und rief:

„Wir wollen das junge Deutschland nicht unter die Pferde kommen lassen!"

Der Uebergang war wieder frei. Der Junge schoß wie ein Pfeil davon, ohne auch nur zu seinem Retter aufzublicken. Bode wandte sich lachend seinen Begleitern zu und bemerkte erst jetzt, daß sie schweigsam und in sich gekehrt geblieben waren. Er verstand nicht, warum dieser Haffner-von-Herne den Herrn Mettmann so eifersüchtig und mißtrauisch von der Seite ansah, und er verstand noch weniger, warum der letztere ihn selbst, den unschuldigen Doktor Bode, mit demselben Blick heimlich musterte. Plötzlich fiel ihm ein, daß er beide, und vielleicht als Nebenbuhler, bei Fräulein Johanna von Havenow gefunden hatte, und er mußte lustig auflachen. Wäre es möglich, daß der trockene Herr mit den aufgeklebten Bartfetzen den jungen Mettmann fürchtete, und Mettmann wieder den armen Doktor Bode, der im Begriff stand, einen der unvernünftigsten Streiche seines Lebens zu machen und sich aus Mitleid zu verheiraten?

Richard fragte etwas, weil ihn das Lachen Bodes verletzt hatte.

„Sie sind Zeitungsschreiber geworden?"

„Als der Sohn meines Verlegers hätten Sie was daran wenden und Journalist sagen können. Bis heute bin ich es nicht. Bis heute habe ich still für mich an einem gelehrten und vergnüglichen Buche gearbeitet, welches selbst Buchhandel und Zeitungswesen im alten Rom behandeln soll. Und so oft ich für meine Forschungen ein neues teures Werk brauchte schrieb ich jedesmal eine Kleinigkeit für den Buchhandel oder das Zeitungswesen des neuen Berlin und schimpfte nachher wie ein alter Römer über die kleinen Honorare. Heute habe ich die Absicht, mich Ihrem Papa zu vermieten, er hat mir schon zweimal die Redaktion seines Blattes angeboten. Ich nehme an."

Haffner hörte der letzten Wendung des Gesprächs mit lebhaftem Anteil zu. Jetzt äußerte er seine Freude. Wie jemand, der persönlich beteiligt ist, sprach er über „Die Glocke" und ihre Zukunft. Die Zeitung war in den Händen eines vorzüglichen Geschäftsmannes, das Anzeigewesen wurde von den unerschütterlichsten Agenten fleißig betrieben, nur lesen wollte das Blatt noch niemand. Es stand zu tief im Ansehen; wenn ein gebildeter Redakteur die Leitung übernahm und dem Blatte Leser verschaffte, so war der alte Mettmann wie kein zweiter geeignet, es bis auf fünf, ja auf zehn Seiten Inserate zu bringen. Haffner regte sich ordentlich auf bei der Vorstellung, daß dem Blatt täglich zehn Seiten bezahlter Inserate beigelegt würden.

Bode lachte laut auf.

„Sparen Sie Ihre Lunge für später, für den Reichstag," rief er. „Wir sind meines Wissens alle beide keine Abgeordneten."

„Sie können es aber beide werden," erwiderte Haffner ernsthaft. „Sie als Journalist müssen es als den Gipfelpunkt Ihrer Lebensbahn betrachten, daß ein deutscher Wahlkreis Sie zur Anerkennung Ihrer rastlosen Thätigkeit für das öffentliche Wohl in die Kammer schickt. Der Abgeordnete ist nichts weiter als ein Journalist mit dem Mund, und Sie, Herr Richard Mettmann, müssen auch Politiker werden. Ihr Vater ist nicht reif, nein, er ist nicht reif. Er hat den Schliff nicht. Den Schliff erwirbt immer erst die zweite Generation. Die erste verdient nur Geld. Ihr Vater wird noch sehr viel Geld verdienen und wird sich freuen, wenn Sie sich und ihm damit einen Namen machen. Bei uns war es ebenso. Mein Vater hat mir die große Brauerei hinterlassen, ich bin von der zweiten Generation, auf einem Faß werde ich ins Parlament einreiten."

Herr Haffner erzählte noch mancherlei aus seinem öffentlichen und aus seinem bürgerlichen Leben. Die Herren hatten sich inzwischen dem Tiergartenviertel genähert. Sie schritten an den öden Holzständen des Lützowplatzes vorüber, wo der künftige Abgeordnete sich selbst mit einer Rede über Berliner Neubauten unterbrach, sie passirten den Kanal, wobei es nicht ohne einen Vortrag über die Bedeutung der Wasserstraßen abging, und gelangten bald rechts von der Friedrich-Wilhelmstraße zu der großen Gartenwirtschaft — „Nur Haffnersches Kraftbier" — welche heute für geladene Gäste und die Vertreter der Presse eröffnet werden sollte. Noch war außer den Kellnern kein Mensch zu erblicken. Doch Herrn Haffner-von-Hernes Anwesenheit war notwendig; er mußte sich noch heimlich als echter Haffner um das Bier kümmern und als von Herne seine große Festrede überlegen. Mit der Bitte, die Herren möchten etwa in einer Stunde wiederkommen, verließ er sie und schritt durch den buntbewimpelten Thorweg in den Garten. Die Kellner neigten sich in Ehrfurcht vor Herrn Haffner-von-Herne.

Richard Mettmann blieb neben Bode unschlüssig stehen. Wer wollte ihn zwingen, diesem Menschen noch länger Gesellschaft zu leisten, einem halb vergessenen Schulkameraden, der cynisch von einem heiligen Berufe sprach und der vielleicht ebenso cynisch über Johanna von Havenow dachte.

Richard hätte fürs Leben gern gewußt, was die beiden mit einander Gemeinsames und Geheimes hatten; doch er war für sich und für Johanna zu stolz, um Neugierde zu verraten. Und wenn er jetzt nicht mit einem höflichen Gruße von dannen ging, wenn er plaudernd nach der Tiergartenstraße einbog und es als selbstverständlich annahm, daß die aufs Neue bekannt gewordenen Altersgenossen den Abend wie alte Freunde mit einander verbrachten, so hatte er nicht im entferntesten die Absicht, Bode über Johanna auszuholen. Wirklich nicht. Und wenn ein Zufall dennoch eine Mitteilung herbeiführte, so war ihm Richard wenigstens nicht zu Hilfe gekommen.

In Wahrheit ließ sich Richard Mettmann von einem unbestimmten freundschaftlichen Gefühle leiten, das ihn gegen seinen Willen dem jungen Gelehrten oder Journalisten näherte. Er hatte das Bedürfnis, die falschen Bilder zu zerstreuen, welche die Worte Haffners erweckt haben mochten. Bode sollte ja demnächst zu seinem Vater und zu ihm selbst in ein nahes Verhältnis treten; da wurden Mißverständnisse am besten gleich in der ersten Stunde beseitigt. Richard erzählte, wie das Leben in den letzten Jahren mit ihm gespielt hatte. Unversehens kam er auf Herzenssachen zu sprechen.

Weil er seiner künstlerischen Leidenschaft für die Musik zu viel Zeit opferte, darum — so glaubte er — hatte ihn der Vater nach dem praktischen



Die Waiſenkinder. Gemälde von A. Sylis.

Digitized by Google



Vom Karneval in Rom: Das Blumenwerfen.

Gemälde von Jules Worms.

England geschickt. Richard bemühte sich, seinem Vater Recht zu geben und seine eigenen idealistischen Neigungen mit Ironie zu behandeln. Doch Bode, der von Zeit zu Zeit mit herzlichem Anteil nach dem Begleiter zur Seite blickte, hörte eine tiefe Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage heraus.

Sie wandelten seit einiger Zeit unter den hohen Bäumen am Saume des Tiergartens. Die Sonne war untergegangen, und über den Wipfeln schwammen auf dem weißlich-grünen Abendhimmel kleine Wolken wie verstreute Rosenblätter. Bode wies mit dem Finger hin. Richard machte die Bemerkung, daß die Malerei bis jetzt solchen alltäglichen Erscheinungen mit ihren paar Farben hilflos gegenüberstehe. Schon waren sie in ein Kunstgespräch vertieft, und Bode hatte die Hand unter Richards Arm geschoben, ohne daß dieser es bemerkte oder verhinderte.

Der Erholungsweg am Tiergarten begann eben seine Besucher zu wechseln. Während die geputzten Kinder und die vornehmen Herren und Damen sich entfernten und aus dem Innern des Parkes den Häusern zuströmten, stellten sich schon von allen Seiten, immer dichter wie die nahende Dämmerung, verliebte Pärchen ein. Arbeiter, Soldaten, Studenten und junge Kaufleute, die einen schon am Arm ihres Mädchens, die anderen nach ihr auslugend, hatten bald alle Bänke besetzt und unter den ältesten Bäumen, die am besten zur Verabredung taugten, Posten gefaßt. Und die Tagesbesucher und die Behüterinnen der Kinder eilten, vorüberzukommen.

Bode war verstummt, und der Spott aus seinem bleichen Gesichte war verschwunden. Wie Glück in Trauer leuchtete es aus seinen Augen, wenn ein junges und schönes Paar vorüberhuschte.

„Ich war wohl niemals zwanzig Jahre alt,“ murmelte er.

Plötzlich verhärteten sich seine Züge wieder, und leise kam ein Fluch über seine Lippen. Eine seltsame Gruppe kam ihnen entgegen. Ein alter Mann, dessen Gesicht tief über die Brust gebeugt war, so daß man nur das graue Haar und einen schlecht gepflegten weißen Bart wahrnahm, wurde im Rollwagen geführt. Ein feierlicher Diener lenkte das schwere Gefährt. Doch rechts neben dem Wagen, den kleinen Finger der linken Hand leicht auf die Lehne gestützt, wie um trotzig ihre Zugehörigkeit zu beweisen, schritt hoch aufgerichtet ein schönes Weib. In dem schwarzen Gewand erschien sie noch größer und schlanker trotz der vollen Büste, welche den schwarzen Atlas spannte. Mit der Rechten hielt sie einen matten Spitzenumhang und eine volle Marechal-Niel-Rose fest. Sie ging stolz neben dem Rollwagen her, doch nicht so ruhig, daß nicht bei jedem Schritt ein zierlicher Fuß bis zum Knöchel sichtbar geworden wäre. Aus dem vollen, blassen Gesicht leuchteten die großen Augen im Abendschein sehnsuchtsvoll hervor. Dunkel hoben die vollen Lippen sich ab.

Beide Herren grüßten zu gleicher Zeit; doch der lächelnde Dank schien nur Richard zu gelten, ihre Augen suchten die seinigen.

„Sie kennen die Witwe des annoch lebendigen Kommerzienrats Pitersen?“ fragte Bode.

„Es war das erste Haus, in welches mein Vater mich nach meiner Rückkehr einführte.“

Bode schwieg; er zuckte, als wollte er seine Hand unter Richards Arm hervorziehen. Er hatte offenbar den bittern Ton der Antwort nicht vernommen. Da fügte Richard hinzu:

„Ich will mich ferne halten von diesen Kreisen. Die schöne Frau scheint mir ein Symbol für die reiche Gesellschaft des neuen Berliner Westens.“

Bode lächelte, aber er hielt Richards Arm wieder fester.

„Nicht für die ganze reiche Gesellschaft,“ sagte er, „wir wollen nicht ungerecht sein. Nur für die charakterlosen Streber, welche hungrig sind nach Ehre und Geld und welche noch nicht am Ziele angelangt sind oder eben erst anlangen. Es ist Haffners erste Generation.“

Tiefer senkte sich die Dämmerung nieder. Von der nächsten Ecke leuchtete schon die erste Gasflamme herüber. Das Gespräch der beiden Männer wurde herzlicher. Bode sprach mit zornigen Scherzen von dem Zwang, seinem wissenschaftlichen Beruf entsagen zu müssen; wie ein Verurteilter ging er seiner Zukunft entgegen, der alles zermalmenden Fabrik der Journalistik, die auch sein armes Gehirn verbrauchen würde.

„Aus mir spricht die Faulheit. Ich werde jetzt täglich ein paar überflüssige Seiten schreiben müssen und hätte mich so gern mein Lebenlang damit begnügt, der Wissenschaft der Geschichte zwei Zeilen hinzuzufügen.“

Auch Richard trug den Schmerz um einen ersehnten freien Beruf mit sich herum. Aus zögernden Worten und verschämten Andeutungen konnte Bode erraten, daß Mettmann eine Oper komponirt habe und nun an seiner Künstlerschaft verzweifelte.

Sie waren bis in die Nähe des Wrangelbrunnens gekommen, und eben wollte Richard umkehren, als er Bodes lächelnde Augen nach dem tiefen Dunkel eines Seitenweges gerichtet sah. Von dorther erklang fröhliches Kinderlachen. Gleich darauf sprangen zwei Mädchen von etwa fünf Jahren vor, zwischen ihnen eilte ein blutjunges, hübsches Kindermädchen oder vielleicht — das einfache Kattunröckchen mit Schürze und der hübsche Sommerhut ließen im Unklaren darüber — vielleicht eine Kindergärtnerin. Die Stimme, mit der sie die Mädchen ermahnte, war nicht minder hell als die der Kleinen. Sie achtete nur auf ihre Pfleglinge und die hin und her eilenden Wagen und wäre, ohne aufzublicken, vorübergekommen. Doch das Kind zu ihrer Linken stieß sie plötzlich an und zeigte auf Bode. Sie blickte herüber, und im Glück errötend blieb sie plötzlich stehen, ohne die Kinder von ihren Händen zu lassen.

„Guten Abend, Käthe!“ rief Bode, und es zuckte über sein Gesicht wie ein freundlicher Widerschein ihres Glücks. Sie stammelte „Guten Abend“ und eilte weiter. Nur noch einmal, bevor sie die Kinder sorgsam über den Damm führte, wandte sie die strahlenden feuchten Augen nach ihm um.

„Wer war das?“ fragte Richard unwillkürlich.

„Ein hübsches Mädchen, das ich wahrscheinlich lieb habe,“ erwiderte Bode höhnisch. Und er wußte nicht gleich, warum ihm Richard plötzlich warm die Hand drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

Von

Dr. Adalbert Schroeter.

Ach, zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft,
Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang...

So lautet die inhaltreichste Strophe des Goetheschen Klageliedes, welches er im zweiten Teile seines „Faust“ dem Andenken Lord Byrons widmet, um mit dieser Trauerode die herrlichste Apotheose zu begehen, welche der romantischen Lebens- und Heldenbahn des Frühvollendeten und seinem weltbewegenden Genius zu teil werden konnte, wenn seine verklärte Gestalt in den Vordergrund der Dichtung trat, die den Höhepunkt der Weltliteratur bedeutet. Hätte der Lord es ahnen können, als er einst in seinen Freund Shelley drang, den Faust ins Englische zu übersetzen, und dieser die Unmöglichkeit eines solchen Werkes mit dem geistreichen Paradoxon aussprach: „Der Mann, der ihn übersetzen wollte, müßte denken wie er“ — hätte Lord Byron es ahnen können, daß in demselben Faust ihm ein Denkmal erstehen sollte, erhabener und unvergänglicher als jedes Marmorbild im Westminsterdom? — Beide Unsterbliche, Goethe und Lord Byron, hatten indessen auch persönliche Grüße getauscht; Byron, der gelegentlich für eine Uebersetzung von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ hundert Pfund geboten hatte, um sich in die Entwicklungsgeschichte des deutschen Dichters, dessen Idiom er als Knabe nur unzulänglich kennen gelernt hatte, vertiefen zu können, hatte diesem sein schönes Trauerspiel „Sardanapal“ mit der ehrerbietigen Widmung zugeeignet: „Dem ruhmreichen Goethe, dem größten der existirenden Autoren, welcher die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und diejenige Europas verherrlicht hat,“ und Goethe hatte seinerseits in offenkundiger Freude diese Huldigung des berühmtesten seiner mitlebenden Kunstgenossen in einer so ehrenvollen Weise gewürdigt, daß auch Lord Byrons Genius kaum ein schönerer Tribut gezollt werden konnte, wenn der greise Meister schrieb: „Der deutsche, mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden, unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten.“ Und wie erhebend mußten auf den jüngeren Dichter die stolz gedachten Worte des deutschen Sangesfürsten wirken, in welchen jener „Weimar, am 22. Juni 1823“ datirte Gruß ausklingt: „Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!“ Das Goethesche Gedicht erreichte den Lord in Livorno, in der Stunde seiner Abfahrt nach Griechenland. Er begrüßte es als das verheißungsvollste Omen für seine Griechenfahrt. Und in der That, den Inhalt jener Goetheschen Zeilen im Herzen durfte er auf das Kriegstheater mit dem Bewußtsein vom literarischen Schauplatz hinübertreten, daß ihm auf diesem schönere Lorbeeren nimmer erblühen könnten: Byrons dichterische Bahn war geschlossen. Aber der letzte Sproß des alten ritterlichen Geschlechtes sollte die Weltbühne nicht verlassen, ohne den Namen der Byrons noch einmal auch in allem Glanze waffenfrohen Heldentums aufleuchten zu lassen, auf daß er dann für immer aus den Wappenbüchern der Lebenden schwinde.

Es sind am 22. Januar dieses Jahres hundert Jahre vergangen, seit Lord Byron geboren wurde. Seine Ahnen waren normännische Barone, und die Annalen ihres Hauses, die seit Wilhelm dem Eroberer eng verknüpft mit der englischen Königsgeschichte bleiben, sind reich an ritterlichen Thaten und blutigen Siegen, kühnen Seefahrten und bunten Abenteuern jeder Art, allerlei Verführungs- und Entführungsgeschichten mit tödlichen Duellaffairen. Auch des Dichters Vater hatte seine erste Gattin ihrem Gemahl entführt; aus dieser Ehe war eine Tochter entsprossen, Augusta, Byrons geliebte Halbschwester. Er selbst blieb einziges Kind. Seine Mutter, eine der reichsten Erbinnen Schottlands, war eine Gordon. Ihre Ehe war unglücklich. Ihr Gemahl hatte schnell ihren Reichtum vergeudet und lebte bis zu seinem 1791 erfolgten Tode meist von ihr getrennt. In um so zärtlicherer Liebe hing das Herz der Mutter an ihrem Knaben, welcher sich zu ungewöhnlicher Schönheit entfaltete, obwohl das Gleichmaß seiner Erscheinung durch einen verkürzten Fuß entstellt blieb, ein körperlicher Mangel, welcher die launenhafte Mutter oft zu sinnlosen Wutausbrüchen hinriß und für den stolzen Knaben eine Quelle früher seelischer wie physischer Leiden wurde. Mit dem Tode seines Großoheims erbte er, zehn Jahre alt, dessen Lordstitel und Herrschaft und siedelte mit seiner Mutter alsbald nach dem alten Herrensitz der Byrons, Newstead Abbey, über. In unsterblichen Versen seines „Don Juan“, die ich, wie die übrigen Citate, nach meiner Uebersetzung gebe (Spemann, Stuttgart), hat er das Schloß besungen:

„Es lag in einem anmutreichen Thal,
Gekrönt von Hochwald mit Druiden-Eichen,
Die, wie Caractacus dem Feindesstahl,
Dem Donner trotzten mit breitarmigen Zweigen.
Durch das Gehölz trat im Morgenstrahl
Der Sechzehnender aus den Waldesreichen
Mit seinem bunten Rudel zu der Quelle,
Und hell wie Vogellieder sang die Welle...

Auch die Ahnenbilder der Familiengalerie finden sich hier geschildert:

„Eiserne Ritter schauten von der Wand,
Doch schwanden allgemach Rüstung und Schilde
Zu seid'nen Grafen mit dem Hosenband;
Und Lady Marys, süß wie Maigefilde,
Und reif're Damen im Brokatgewand
Mit Perlenschnüren, und auf manchem Bilde
Manch schöne Frau mit Reizen kokettirte,
Die Lely*) höchst verwegen dekolletirte.“

Seine geistige Ausbildung erhielt der junge Lord hauptsächlich auf dem Gymnasium zu Harrow. Dann studirte er in Cambridge; mit welchem Erfolg, beweist seine unvergleichliche Sprachkunst und außerordentliche Belesenheit. Uebrigens war es sein Stolz, auch in allen ritterlichen Künsten, allerlei Sport und Waffenspiel als Meister zu gelten. Er war ein ausgezeichneter Pistolenschütze, vorzüglicher Schwimmer, vortrefflicher Reiter. Sein Drang zur Dichtkunst hatte sich schon früh in mancherlei zärtlichen Liebesergüssen seines wandelbaren Herzens offenbart; jetzt veröffentlichte er eine Sammlung meist lyrischer und balladenmäßiger Gedichte. Sie fanden in der schottischen Review eine hämisch vernichtende Kritik. Diese war es, welche jene dämonische Macht des Byronschen Genius entfesselte, die ihn mit einem Schlag in die Reihe der literarischen Tagesgrößen hob, den schneidenden Hohn einer unwiderstehlichen Satire. Das Werk, in welchem sich diese Kräfte zum erstenmale erprobten, war die Antwort auf jene Edinburger Kritik und ergoß seine Persiflagen und Sarkasmen über des Lords sämtliche dichtende und kritisirende Zeitgenossen. Es erregte lebhaftes Aufsehen. Aber der Dichter war seines jungen Ruhmes so wenig froh, daß er zu einer Reise in den Süden rüstete. Nähere Motive gibt der erste Gesang seines „Harold“ an; ich citire die Strophe, weil sie zugleich die traurige Summe seines bisherigen Lebens zieht:

„Ein Junker lebte einst an Albions Strande,
Der wild verschwelgte seine jungen Tage
Und, aller Tugend bar, den Schlummer kannte
Der müden Nacht mit tobendem Gelage.
Sein Lebenslauf glich einer wüsten Sage...
Da ward des Junkers Herz so siech und leer...
Er fühlte sich so kümmerlich bar als Waise.
Es trieb ihn fort aus seinem Vaterlande.
Und führe in den Tartarus die Reise! —
Zu ferner Zonen glutenheißem Strande —
Wohin? — Gleichviel, wohin! Nur fort vom Heimatlande!“

So fährt er kalten Sinns von dannen:

„Weil alles, was er ließ zurück,
Wert keiner Thräne war.“

*) Berühmter englischer Porträtmaler unter Karl II.

Er bereist die pyrenäische Halbinsel, Griechenland, Kleinasien und die Türkei. Am 3. Mai 1810 durchschwimmt er den Hellespont. Nach zwei Jahren kehrt er zurück und veröffentlicht auf Anraten seiner Freunde die von ihm selbst gering geschätzte poetische Frucht seiner Reise: „Harolds Pilgerfahrt". Zwei Tage nach Erscheinen ist die Auflage vergriffen und der Dichter die litterarische Modegröße. Er wird der Mittelpunkt eines extravaganten Geniekults. Hätte er die Briefe und Bilder, die ihm von schönen und jungen, häßlichen und alten Damen damals zugesandt worden, binden lassen, so wäre, wie er selbst erzählt, ein Foliant daraus entstanden. Schnell läßt er neue Werke folgen: der „Giaur", der „Korsar", „Lara" erhöhen seinen Ruhm. Die landschaftlichen Dekorationen dieser glänzenden Poesie sind die griechischen Meere und die ganze bunte Inselwelt des Archipels mit ihren Olivenwäldern und Lorbeerhainen, ihren Rebengeländen und Rosengärten, ihren Zikadenklängen und Nachtigallenliedern, mit ihren umbrandeten Riffen und schneebedeckten Gebirgen, mit ihren sonnigen Buchten und schattigen Cypressenhainen, mit ihren Piratenschlössern und geheimnisvollen Serails. Reizende Frauen- und Mädchengestalten, gesättigt mit aller Liebesglut und allem Sinnenzauber der orientalischen Sonne, erscheinen in so plastischer Schöne und Vollendung in dem wunderbaren Spiegel dieser neuen Poesie, wie nur immer die Figuren Shakespeares, wenn sich auch in ihren abenteuerlichen Helden, dem Harold, Giaur, dem Korsaren und Lara, nur in verschiedener Strahlenbrechung immer wieder derselbe poetische Charakter porträtirt: Der gleiche ritterliche Edelmut und Heroismus, derselbe qualvolle Skeptizismus und fried- und ruhelose Sinn, dieselbe Welt- und Menschenverachtung und innere Zerrissenheit und dasselbe unheimliche Feuer einer das eigene Selbst zerstörenden fessellosen Leidenschaft. Denn schon längst vor seiner unglücklichen Ehe waren Lord Byrons Geist und Poesie jener düsteren Weltanschauung verfallen, die um seine herrlichsten Gestalten ihren dunklen Fittich schwingt, und sie alle stehen unter jenem Bannfluch, den die Geisterstimme im „Manfred" singt:

„Wär' dein Schlummer noch so tief,
Nimmer doch dein Geist entschlief.
Da sind Schatten, die nicht weichen,
Und Gedanken, die nicht schweigen:
Unsichtbar dem Auge dein
Läßt ein Geist dich nie allein.
Wandelst wie ein Leichenbild,
Wie in Wolkennacht gehüllt,
Und bis all dein Sein vollbracht,
Bannt dich dieses Geistes Macht."

Der Dichter stand in seinem siebenundzwanzigsten Jahre, als er sich mit Isabella Milbanke vermählte. Im Dezember 1815 genas sie einer Tochter. Am 15. Januar 1816 reiste sie auf des Lords besonderen Wunsch, der damals gerade pekuniärer Schwierigkeiten nicht Herr ward, mit ihrem Kinde zu ihren Eltern. Wenige Tage darauf ward ihm die Mitteilung, Lady Byron werde nicht zu ihm zurückkehren. Ueber diesen Treubruch sind dicke Bücher geschrieben worden. Der allgemeine Hergang ist gleichwohl sehr durchsichtig. Lord Byron war eine wilde, zügellose Natur, für welchen Sittengesetze, sofern sie ihm lediglich als Menschensatzung erschienen, nicht existirten. Das wußte Miß Isabella Milbanke so genau wie wir, als sie die zweite Werbung des verschuldeten Kavaliers — die erste hatte sie abgelehnt — annahm. Vielleicht hatte sie sich zugetraut, den ungewöhnlichen Feuergeist in das Alltagsgeleise ihrer eigenen engen Geistessphäre zu bannen. Als sie ihre ersten Versuche auf diesem Wege mißlingen sah, mochte es ihr bequemer scheinen, das Band, das ihr lästig geworden, zu zerreißen, als, im Vertrauen auf eine läuternde und klärende Zukunft, sich der hohen Aufgabe zu weihen, welche nachmals einer andern so schön gelang: der Aufgabe, diese stürmische, leidenschaftliche Natur mit entsagender und beschwichtigender Liebe aus ihren Irrungen zu erlösen.

Nun war es geschehen. Die Gesellschaft nahm Partei gegen den Lord. Es sei mir ferne, ihn von Schuld freizusprechen. Die Goethesche Trauerrede spricht sie objektiv genug in den Worten aus:

„Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz."

Aber die Sühne, die er zahlen mußte, war hart genug. Die große Welt Londons schloß sich ihm zu. Es waren die schwersten Tage seines Lebens, und bei den Schlußversen seiner damals entstandenen „Parisina" mag man der bitteren Gefühle gedenken, welche in dieser Zeit sein Herz zerrissen:

„Schneid' ihm die Zweige ab, die kranken,
Du gibst dem Baume neues Leben;
Er wird sich frischverjüngt erheben
Und üppig grünend weiter ranken.
Doch wenn der Blitzstrahl ihn zerschmettert
Und all sein Blätterlaub entblättert,
Da neigt der mächt'ge Stamm sein Haupt
Und steht für immerdar entlaubt."

Zum zweitenmale rüstete er zur Fahrt in die Ferne und zog von dannen, diesmal auf Nimmerwiederkehr.

In der Schweiz, an den herrlichen Gestaden des Genfersees, dessen Wellenspiel er so süß besingt, fand sein Weh erste Linderung. Hier entstanden „Manfred", „Der Gefangene von Chillon" und der dritte Gesang des Harold. Der Verleger Murray, der nachmals für je einen Gesang des Don Juan 1000 Pfund bot, honorirte diese drei Dichtungen mit 2400 Pfund. Dann zog es den Ruhelosen weiter nach Süden. In Venedig macht er längere Rast. Hier lernt er inmitten grenzenloser Extravaganzen die junge Gräfin Guiccioli kennen und der Einfluß der schönen, hochgebildeten Dame wirkt durchaus beruhigend, läuternd und klärend auf den Lord. Es war übrigens Zeit, daß ihm die Retterin nahte: er trieb in Venedig immer mehr dem sicheren leiblichen Ruin entgegen. Die Guiccioli war Lord Byrons letzte Liebe. Innig befreundet ward er ihren Brüdern, den Grafen Gamba. Er verwickelt sich mit ihnen in die Händel der Carbonari. So wird er gezwungen, mit der exilirten Familie von Ravenna nach Pisa, von Pisa nach Genua zu ziehen. Hier erreicht ihn die erste Aufforderung des philhellenischen Komites. Mit Todesahnungen schifft er sich ein, um sich an die Spitze des griechischen Freiheitskrieges zu stellen. Diese enge Skizze findet keinen Raum, des Dichters letzte Tage eingehender zu schildern. Er erlag einer tödlichen Erkältung. Seine letzten Worte waren: „Mein Weib — meine Tochter — Griechenland!" — Er hatte seine Gemahlin und seine Tochter Ada nie wieder gesehen. Jeden Annäherungsversuch hatte die Lady zurückgewiesen. Zwar maskirt der Dichter seinen Schmerz in allerlei spöttischen Aeußerungen und beißenden Epigrammen, aber Medwin, ein englischer Dragoneroffizier, der ihm in Pisa näher trat und tiefen Einblick in das Innere des immer offenherzigen Mannes gewann, hat zweifellos recht in seiner Aufzeichnung: „Obgleich er noch heute sagt, das einzige, was er Lady Byron danke, sei, daß er nicht mehr heiraten könne (die Ehe war nicht gerichtlich geschieden), so ist doch offenbar, daß dies der Stachel in seinem Herzen, das Gift im Becher seines Lebens ist... Alle die zarten, liebevollen Bande des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens hat er wild entzwei gerissen und ist von Land zu Land gezogen, ohne eine Stätte des Friedens zu finden." — Das Urteil Lord Byrons über seine Gemahlin findet sich am schärfsten und kältesten fixirt in seinem Don Juan, der neben dem „Don Quijote" großartigsten Satire der Welt: Donna Inez ist Lady Byron; wenige Züge nur entlieh er dem Bilde seiner Mutter. Dort, im ersten Gesang, steht der Kommentar zu dem traurigsten Kapitel in Lord Byrons Leben geschrieben und findet sich ein Konterfei der Lady, das ihr eine klägliche Unsterblichkeit sichert. Aber nicht nur über sie und das englische Hochlife ergießt sich des Dichters lachender Grimm, vielmehr umfaßt dies sein genialstes und umfangreichstes Werk die ganze weltgeschichtliche Epoche seiner Zeit und ihre Größen, während die satirischen Ausfälle wechseln mit Partien von feinstem und zartestem lyrischem Schmelz und ebenso unheimlicher und grauenhafter wie glanzvoller epischer Schönheit. Nie ist ein sprachgewaltigerer und phantasiereicherer Genius als Byron erstanden; keinem Dichter der Welt ist es so leicht geworden, an den erhabensten Stoffen, ich nenne nur den „Kain" und sein grandioses dramatisches Gemälde der Sintflut, die kunstvollste rhythmische Technik zu erproben. Vielleicht ist gerade in dieser grenzenlosen Begabung die Ursache zu erkennen, warum es so sehr seiner künstlerischen wie sittlichen Individualität an harmonischem Gleichmaß und aller Selbstarbeit gebrach; an jener peinlich mit jeder Stunde und jeder flüchtigsten Erscheinung rechnenden Selbstarbeit, welche das Hauptmoment sowohl in Schillers wie Goethes Entwicklung bildet. Daher auch Byrons frühe Uebersättigung, seine schließliche Gleichgiltigkeit gegen litterarischen Ruhm. Gerade das Phantom des Ruhmes ist es, dessen gleißende Nichtigkeit er immer wieder analysirt. Das so leicht Errungene bot seiner Großmannssucht keine Befriedigung, und die romantischen Ideale seiner Jugend waren früh erblaßt:

„Als Knabe hielt ich selbst mich für sehr klug
Und wünschte, andre teilten meine Meinung;
Und als mein Baum dann seine Früchte trug,
Trat meine Herrschaft siegreich in Erscheinung.
Nun kam der Herbst — lahm ward der stolze Flug
Der Phantasie; in trauriger Verneinung
Raunt mir die Wahrheit zu: das Romaneske
Des Ehemals sei klägliche Burleske."

Und so war es doch ein heller Stern, der aufging über den letzten Tagen seiner verbrausten Jugend und ihn zu frühem Tode nach Missolunghi führte, damit der Abendglanz seines Lebens und seines Ruhmes zum Morgenrot der hellenischen Freiheit werde. Aber der schwermutsvolle Geist seiner Poesie erwachte mit seinem Tode zu einem neuen machtvollen Dasein, und ihr „Weltschmerz" ward die geistige Signatur der folgenden Epoche. Die Lyrik Frankreichs, Rußlands, Italiens, Ungarns und Deutschlands bewegt sich in der Folgezeit in Byronschen Bahnen; Heine und Lenau sind in ihren letzten Wurzeln nicht zu verstehen, wenn man Byron nicht kennt; Stimmung und Farbe, Ton und Stil ihrer Poesie sind ein Weiterspinnen Byronscher Motive, deren düsterer Pessimismus in der melancholischen Klage ausklingt:

„Inmitten zweier Welten schwebt das Leben,
Sowie die Sterne zwischen Tag und Nacht.
Und: was wir sind! wer kann die Antwort geben!
Und wer kann sagen: was! wenn es vollbracht!
Der Zeiten Wogen kommen und verstreichen,
Die alte fällt, die neue Welt erwacht
Wie Wogenschaum. Begrabene Reiche
Sind, ach, kaum mehr als flücht'ge Wellenkronen."

Vom Karneval in Rom.

(Siehe das Bild Seite 344.)

Das Land der Karnevalsfeiern ist Italien, da blüht im Volke jener göttliche Leichtsinn und jene naive Fröhlichkeit, welche ein echter Karneval erfordert. Fast jede Stadt Italiens hat eine eigenartige Karnevalsphysiognomie. Berühmt sind in dieser Hinsicht Venedig, Florenz und Rom. Venedig hat den heitersten, Florenz den originellsten, aber Rom den großartigsten Karneval. Einige Jahrzehnte lang war die Karnevalsfeier in der heiligen Stadt sehr zurückgegangen, da mancherlei Verhältnisse hemmend einwirkten; seit zehn Jahren jedoch hat Rom in dieser Beziehung sich wieder zu der Höhe aufgeschwungen, daß die berühmte Karnevalsschilderung von Goethe neuerdings völlig paßt. Was Rom überhaupt an Originalität verloren, hat es an Weltstadtcharakter gewonnen, und der Karneval hier zeigt sich in einer Ueppigkeit und einem Glanz, der dieser neuen Physiognomie der Stadt der Fremden entspricht. Im Winter ist Rom nämlich viel mehr Fremdenstadt als Paris. Es wimmelt hier von Nichtitalienern, besonders von Amerikanern, Engländern, Deutschen, Russen und Schweden; die Franzosen reisen selten zum Vergnügen und bilden nur ein kleines Häuflein. Diese Fremden geben dem römischen Karneval eine eigene Färbung, sie stürzen sich am tollsten in das laute, ausgelassene Treiben und suchen an Ungebundenheit die Einheimischen zu übertreffen. Sie haben meist viel Geld, mieten Fenster und Balkone und lassen von diesen aus wahre Kanonaden von Confetti und Blumengeschossen herunterhageln auf die wogende Menge in der Straße. Oft laden auch römische Familien Freunde und Bekannte auf ihre Balkone ein, und dann entwickelt sich daselbst ein so lustiges, interessantes Leben, wie unser Bild dies zeigt. Wir sehen hier den Balkon einer reichen römischen Familie. Es ist die Periode des Blumenwerfens, der Balkon ist mit den buntfarbigsten Teppichen verschwenderisch geschmückt und trägt eine Gesellschaft in den typischen Masken und Verkleidungen. Man lacht, ruft, singt, schreit und jauchzt, läßt bunte Zettel fliegen mit Späßen und Karnevalsinschriften, sendet Tauben, welche schimmernde Seidenbänder an den Füßen tragen, in die lärmerschütterte Luft hinaus und wirft mit Blumen, unzähligen Blumen, Blumen in jeder Gestalt, einzelne Blüten, ganze Büschel von solchen, Blumenkörbe, Sträuße, Blumenkränze, Blumenpuppen. Italien zeitigt im Winter erstaunlich viel Blumen und verwendet im Karneval ungeheure Massen davon. Von unten fliegen Blumen zu den Balkonen empor und von oben schweben, fallen, flattern, senken sich die duftigen Kinder Floras auf die nach allen Richtungen hin werfende Menge nieder. Der feine Takt der Italiener läßt keine Ausschreitung vorkommen, alles verläuft trotz der wilden Lustigkeit harmlos, heiter. Das Blumenwerfen ist eine der schönsten Episoden des römischen Karnevals, und das Leben und Treiben auf einem römischen Balkon am Fasching Montag oder Dienstag nachmittag um eins bis drei Uhr gewährt einen ebenso originellen wie reizenden Anblick. Es ist ein prächtiges Stück römischen Faschingslebens.

Belustigungen an Bord unserer Kriegsschiffe.

Von

P. Herbig.
Kapitän zur See a. D.

Mit Bildern nach photographischen Naturaufnahmen, Originale im Klosch-Album (F. A. Brockhaus, Leipzig).

Die vielseitige Ausbildung, welche unsere Marinemannschaften sich anzueignen haben, macht es notwendig, daß während der kurzen Dienstzeit der einzelne Mann sehr stark angestrengt wird. Wenn nun auch die eigentlich militärische, das heißt infanteristische Ausbildung des Mannes unmittelbar nach seiner Einkleidung stattfindet und vor der Einschiffung auf eines S. M. Schiffen beendet sein muß, wenn ferner der größte Teil unserer Flottenmannschaften bereits seegewohnt und mit den Entbehrungen und Anstrengungen des Seelebens vertraut ist, so bleibt doch eine große Menge von speziell der Kriegsmarine eigentümlichen Verhältnissen und Kenntnissen zu erlernen, welche ein andauerndes Exerzitium und Instruiren erfordern, damit das Schiff in möglichst kurzer Zeit als see- und kriegstüchtig dem übrigen schwimmenden Flottenmaterial angereiht werden kann. So kommt es, daß auf unseren Kriegsschiffen der größte Teil des Tages mit Uebungen aller Art, die nach einem von der kaiserlichen Admiralität auf Grund langjähriger Erfahrungen ausgearbeiteten und angeordneten Ausbildungsplan vorgenommen werden, dahin geht, und daß dem Matrosen nur wenige Zeit zur Erholung bleibt. Es ist dies um so erklärlicher, als neben diesem Exerzierdienst noch der regelmäßige Wachdienst zur sicheren Navigirung und Führung des Schiffes, sowie der militärische Sicherheitsdienst mit gleich unerbittlicher Strenge auch im Frieden gehandhabt werden muß, wie ähnliches bei der Landarmee nur im Kriege geschieht, denn ein Schiff befindet sich außerhalb der heimischen Gewässer immer im Kriegszustande.

Im allgemeinen verläuft ein Wochentag an Bord eines deutschen Kriegsschiffes folgendermaßen: um fünf oder sechs Uhr,

je nach der Jahreszeit und dem Aufenthaltsort des Schiffes, findet Revelle statt; darauf wird der Mannschaft eine halbe Stunde Zeit gegeben, sich zu waschen, oder, wo es die Verhältnisse gestatten, zu baden. Die Zeit bis sieben Uhr geht dann mit der Reinigung des Schiffes innen- und außenbords hin. Von sieben bis dreiviertel auf acht Uhr wird gefrühstückt und der für den Tag bestimmte Anzug angelegt. Es ist dies die erste freie Zeit, die dem Mann gewährt werden kann und innerhalb deren es ihm gestattet ist, sein Morgenpfeifchen zu rauchen. Man sieht es den nach eingenommenem Frühstück in sauberem Anzuge auf Deck lustwandelnden Seeleuten an, mit welchem Behagen sie aus ihren meist kurzen Holz- oder Kalkpfeifen die blauen Rauchwolken ihres Tabaks in die Luft aufwirbeln lassen.

Um dreiviertel auf acht Uhr wird das Tauwerk aufgeklart und die Tafelage für das Morgenmanöver vorbereitet, welches um acht Uhr mit Flaggenparade stattfindet. Gehört das Schiff einem Geschwader an, so wird vom Admiral das Manöver signalisirt und auf allen Schiffen gleichmäßig ausgeführt. Es entwickelt sich dann überall ein reger Wetteifer, denn jeder setzt seinen Stolz darein, der erste zu sein, und der Ausfall des Morgenmanövers gibt dem Schiffe für den ganzen Tag sein Gepräge. Nach beendetem Manöver werden Geschütze und Handwaffen gereinigt, und um neun Uhr erfolgt eine Besichtigung der Mannschaft und des Schiffes mit seiner Armirung. An Wochentagen ist dies gegen halb zehn Uhr beendet und es beginnen nun die Exerzitien, wie sie der Ausbildungsplan vorschreibt, und dauern ohne längere Unterbrechung bis halb zwölf Uhr. Um zwölf Uhr wird das Mittagessen verabfolgt und nun der Mannschaft eine zweistündige Freizeit gegönnt, die sie mit Rauchen und Schlafen ausfüllt. Im Hafen wird während dieser Zeit einem sogenannten Bumboot gestattet,



Waschgerede

findet der Tagesdienst seinen Abschluß. Das Bild, welches ein Kriegsschiff nun darbietet, ist grundverschieden von dem während der Exerzierzeit. Die Mannschaft sammelt sich in verschiedenen Gruppen, um gemeinsam die schöne freie Zeit nach eigenem Geschmack auszunützen. Eins haben alle diese Gruppen gemeinsam: sie hüllen sich in dichte, undurchdringliche Wolken von Tabaksqualm, denn ohne eine brennende Pfeife ist unsere Matrosse nicht vergnügt, mag der Tabak auch noch so schlecht sein; in der frischen Seeluft kommt es ja auch nicht so darauf an. Gibt es am nächsten Tage Kartoffeln zum Mittagessen, so sieht man einen gehörigen Berg dieser auf See manchmal recht seltenen Kost auf Deck ausgeschüttet und um ihn herum die rauchenden Matrosen mit keck hintenüber gesetzter Mütze, stehend oder sitzend, ihre kurzen sailorknifes, die an einem weißen Bändchen um den Hals getragen werden, in unausgesetzter Thätigkeit, die Schale zu entfernen, denn jeder Mann muß sein eigenes Deputat schälen, und da die Kartoffeln nicht allzu groß bemessen ist, so geschieht dies ebenso dünn und ökonomisch wie in einem sparsamen Haushalt. Begleitet wird diese Manipulation durch einen jener melancholischen Seemannsgesänge, in welchen die feine Braut und ihre Treue gefeiert wird. Ist dieses Geschäft beendet und das Deck wieder gereinigt, so beginnen Spiele und Belustigungen verschiedenster Art. Vorn unter der Back, den profanen Blicken Unberechtigter möglichst entzogen, hat sich der Gesangverein niedergelassen, meist aus Unteroffizieren des Maschinenpersonals zusammengesetzt. An seiner Spitze steht der Kapellmeister des Schiffes, sofern eine Kapelle an Bord ist, sonst irgend ein musikalisches Genie, wie sich ein solches, dank der musikalischen Begabung unseres deutschen Volkes, die überall anerkannt und angestaunt wird, auch auf dem kleinsten Kanonenboot findet. Mit hochernster und wichtiger Miene pflegt dieser Unteroffizier seine Dirigentengeschäfte zu versehen. Meist sind es recht gute Stimmen, welche die Liederstücke, wenn auch nicht mit künstlerisch gestalteter Stimme, so doch in seelenvoller Weise zur Aufführung bringen, und manches doppelt besetzte Quartett aus den Unteroffizieren unserer Kriegsschiffe hat im Auslande viel von sich reden gemacht. Ich entsinne mich eines solchen auf einem Dampfkanonenboote, welches in Yokohama des Abends in einem Boote die dort residirenden Botschafter und Gesandten mit ihren Gästen durch seine Gesangsvorträge ergötzte und einige Berühmtheit erlangt hatte.

Weiter achter aus wird von einer größeren Gruppe irgend ein Seemannslied gesungen, in welchem die vielen Verse unter allgemeinem Gelächter ein- oder zweistimmig vorgesungen und der Refrain von dem ganzen Chor wiederholt wird. Mit seinem Takt richten sich beide Künstlergruppen so ein, daß die Pause der einen den Vorträgen der andern dient. Mitunter verstummt der Gesang plötzlich, wenn die Pfeife des wachthabenden Unteroffiziers in schrillem Ton dazwischenfährt, und alles schweigt so lange, bis der darauf folgende Befehl verstanden ist.



Skatpartie.



Gesangverein.

Um dreiviertel auf acht Uhr verhallen die letzten Töne, denn es wird zur Hängemattenausgabe gepfiffen, und der Dienst unterbricht mit peinlicher Regelmäßigkeit die Freizeit der Mannschaft auf einige Minuten. Erst nach acht Uhr abends, wenn die Hängematten an den Schlafplätzen der Mannschaft aufgehängt sind, wenn die Wache für die Nacht gesetzt ist, beginnen die Vergnügungen wieder; jedoch weisen die einzelnen Gruppen große Lücken auf, denn viele, von des Tages Mühen und Lasten ermüdet oder im Vorgefühl der mitternächtlichen Wache, die ihnen blüht, haben sich schon zur Ruhe begeben. In der Batterie und im Zwischendeck, dem Wohnort der Mannschaft, in welchem jetzt die Schlafplätze bereitet sind, waren bis sieben Uhr die Tische und Bänke niedergeschlagen und bei leidlich recht spärlicher Beleuchtung — jeder Tisch wird nur durch ein einziges Stearinlicht in metallenem Leuchter mit Reflektor erhellt — finden wir alte Unteroffiziere sich bei einer Partie Skat oder Tresblatt unterhalten. Auch auf dem Oberdeck sind einige kartenspielende Gruppen zu erblicken, und wenn mit den meist recht abgegriffenen Karten auch eigentlich immer nur drei oder vier Personen spielen, so sind doch nicht selten für jeden Beteiligten ein oder zwei oder auch noch mehr Zuschauer vorhanden, die mit großem Ernst und gleichem Interesse wie der Spieler in die Karten

Nachmittags dauert das Exerzitium bis vier Uhr, dann wird für die Nacht umgezogen, und um fünf Uhr findet die Gefechtsmusterung statt, bei welcher alle erforderlichen Ergänzungen und Vertretungen für die durch Krankheit oder Arretirung ausgefallenen Gefechtsstationen angeordnet, die Geschütze für die Nacht gezurrt und alle Teile des Schiffes revidirt werden, auf deren tadelloser Funktionirung die Sicherheit von Schiff und Besatzung beruht. Nachdem dann dem Kommandanten das Ergebnis dieser Musterung gemeldet worden ist, wird auf dessen Befehl ein Abendmanöver ausgeführt oder bei sechs Uhr exerziert, und hiermit



Ein Theater auf Deck.

Digitized by Google



Struppe-Berlin.

zanken und etwaige Meinungsverschiedenheiten nach Schluß einer Partie mit Energie und Ausführlichkeit zu schlichten suchen. Ohne lebhaftes Gespräch geht bei den Seeleuten nichts ab; die geringste Kleinigkeit gibt ihnen Stoff zum Spinnen eines Yarns. Eigenthümlich ist es, daß die Lustigkeit der Mannschaft im geraden Verhältniß zu den Strapazen, denen sie unterworfen ist, wächst; an solchen Tagen, wo der Dienst besonders anstrengend war, herrscht in der Freizeit die größte Lustigkeit. Da wird mit demselben Vergnügen unter einander getanzt wie an Land mit dem Schatz, da wird mit Vorliebe zu dem ‚Frischmachtspiel' gegriffen, bei welchem das heitere Lachen und Jauchzen seinen Höhepunkt erreicht, wenn ein besonders beliebtes Opfer lange die Tortur des Durchblätterns, wie es unser Bild veranschaulicht, zu erdulden hat, bis es ihm gelingt, den Thäter zu entdecken, der dann an seine Stelle zu treten hat, und das ist mitunter sehr schwierig, denn alle Mitspieler versuchen es, durch Gesten und erheuchelte Unschuldsmienen den Verdacht von sich abzuwälzen und den Delinquenten auf eine falsche Spur zu bringen.



Juxschaukel.

Körperliches Geschick und physische Kraft sind Eigenschaften, welche bei den Seeleuten stets Anerkennung finden und Achtung gebieten, daher gipfeln die meisten ihrer Spiele in Schaustellung und Ausübung dieser Tugenden, so zum Beispiel das Spiel: „Strick um den Hals", bei dem es darauf ankommt, mit dem Genick den Gegner aus seiner Stellung zu ziehen. Auch hiebei werden Parteien gebildet, die ihren Kämpfer durch Zurufe und Aufmunterung zu begeistern suchen, wenn er anfängt zu ermüden, und wenn zwei ebenbürtige Gegner so ihre Kräfte messen, da fehlt es nicht an aufregenden Momenten; jedes Weichen, und sei es nur einen Zoll weit, ruft auf der einen Seite Hurras und freudige Anerkennung hervor und gibt der Gegenpartei Anlaß, ihren Kämpen zu mutigem Ausharren und zur Anwendung einer äußersten Kraftanstrengung anzufeuern.

Ein anderes Spiel, bei dem es mehr auf Uebung und Geschicklichkeit ankommt, das „Bleifisch", vereinigt gewöhnlich an Sonntagen während der Freizeit die Unteroffiziere und älteren Matrosen auf Steuerbordseite des Vorderdecks, wo mit weißer Kreide eine Quadrateinteilung auf Deck gezeichnet ist, welche, wie unsere Zeichnung verdeutlicht, mit Zahlen und zwei Ochsenköpfen versehen wird. In einer Entfernung von etwa fünfzehn Schritten wird Stand genommen und mit ovalen oder kreisrunden Bleiplatten darnach geworfen. Jeder Wurf gilt die getroffene Zahl; wird ein Ochsenkopf getroffen, so werden von der erworfenen Gesamtsumme zwei, werden beide Ochsenköpfe getroffen, vier Points abgezogen. Die Differenz der von beiden Parteien erworfenen Gesamtsummen ergibt den Gewinn, welcher von der gewinnenden Partei in Gestalt von Schlägen auf die Fußsohle (Bastonnade) den Besiegten ausbezahlt wird. Dieses Spiel ist der Schrecken des Bootsmannes, da es sichtbare Spuren auf dem sauber gescheuerten Oberdeck zurückläßt, für dessen tadelloses Aussehen er in erster Linie verantwortlich ist; daher wird die Erlaubniß zur Vornahme dieses Spiels auch selten an Wochentagen, niemals aber des Samstags erteilt, da für die am Sonntag durch den Kommandanten vorzunehmende Inspektion das Schiff mit besonderer Gründlichkeit gereinigt wird. Durch Einnähen der Bleiplatten in Segeltuch und Anfertigung eines besonderen Spielbrettes, welches etwas gewölbt zum Oberdeck aufgestellt wird, sucht man auf einigen Schiffen die bereits Uebelstände zu beseitigen. Dieses Spiel gewährt auch Offizieren und Seekadetten Unterhaltung, natürlich mit anderem Einsatz und Genius.



Schuhlerspiel.

Durch das Institut der vierjährig Freiwilligen, welche sich aus Nichtseeleuten rekrutiren — meist junge, dem Handwerker- oder Handelsstand angehörige Personen, welche die günstige Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen, benützen wollen und für das Privilegium, ihrer Dienstpflicht in der Marine genügen zu dürfen, ein Jahr länger dienen müssen — sind auch Spiele der Landbevölkerung auf unseren Schiffen eingebürgert worden. Zu diesen gehört das sogenannte ‚Schusterspiel', bei dem es darauf ankommt, möglichst viele Hiebe und Püffe auszuteilen, reflektive zu empfangen. Wie aus der Abbildung ersichtlich, nimmt ein bekender Mann einen Stiefel so zwischen die Beine, als wolle er denselben besohlen, und ahmt dann die Bewegungen und Gesten eines Schusters nach, bald mit dem einen, bald mit dem andern Arm ausholend, als nähte er mit dem Pechdraht. Neben ihm sitzen zwei Leute und versuchen mit ihren aufgezogenen Schuhen die ausholende Hand des Schusters zu treffen, während der letztere die Rippen seiner Nachbarn, also seiner Gegner, zu bearbeiten strebt. Die Pointe besteht darin, daß der Schuster durch Erzählungen und scheinbare Ruhe und Gleichgiltigkeit die ihn beobachtenden Mitspieler zu täuschen sucht; denn gelingt es einem derselben, ihn, wenn er beim Nähen mit der Hand ausholt, auf diese zu treffen, so hat er verloren und erntet dafür ein schallendes Hohngelächter. Eine Regel, wann der Schuster durch andere abgelöst wird, existirt nicht, vielmehr ist dies freis das Amt eines Freiwilligen.

Wie man aus obigem ersehen kann, fehlt es auch auf unseren Kriegsschiffen trotz des anstrengenden Dienstes nicht an Zeit und Gelegenheit für Belustigungen, welche den Geist der Mannschaft frisch erhalten. Die Freizeit dem Manne ohne jegliche Einschränkung zu gewähren und ihn die Entbehrungen, welche ihm die Umstände auferlegen, möglichst vergessen zu machen, sowie ihm das Leben an Bord so angenehm wie möglich zu gestalten, das ist das Bestreben der Vorgesetzten der Marine, welche auch neben diesen Spielen und Erheiterungen für die geistige Erholung der Mannschaft Sorge tragen. Auf jedem Schiff befindet sich eine Bibliothek, seiner Besatzungsstärke entsprechend, welche selbstverständlich in sorgfältiger Auswahl zusammengesetzt ist.



Barlasch.

Digitized by Google

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Zehren.

(Fortsetzung.)

Die Polonaise beginnt, und alles stürzt wild durcheinander, die Herren ihre Damen suchend, während diese die Hülle lang machen und mit Zauberblicken den engagirten Tänzer, der oft schon zweimal suchend an ihnen vorbeigerast ist, auf sich aufmerksam zu machen bestrebt sind. Priskow ist nicht engagirt; sein Auge folgt kritisch den an ihm vorbeirauschenden Paaren. Da kommt Hilde — sie sieht ihn nicht; eifrig im Gespräch mit ihrem Herrn schreitet sie an ihm vorüber. Nahe dahinter folgt die junonische Gestalt der Manville. Er fühlt, daß ihr Blick einen Moment auf ihm haftet; er sieht es nicht, aber ihm ist es, als ob sein Herz einige Schläge schneller ginge.

Als sie an ihm vorbeikommt, droht sie scherzend mit dem Finger:

„Ei, ei, so beginnen, Herr Lieutenant?“

„Ich sammle Stoff für das Tischgespräch!“

Jetzt ist sie vorbei; er folgt den schlangenartigen Windungen der Schleppe ihres schwarzen Kleides mit den Blicken.

Priskow stürzt rasch ein Glas Eispunsch hinunter. Es wird ihm erst wieder wohl, als er Hilde den Arm bietet.

Sie plaudert so zwanglos. Jedes Wort ist unbefangen, kein Blick, keine Geste berechnend.

„Was haben Sie nur mit Bella gehabt? Sie hat es nicht so bös gemeint!“

„Ich auch nicht! Wie kann sie zehn andere belügen, ohne Grund dazu zu haben?“ antwortet Priskow.

„Sie sagt, das seien erlaubte Nothlügen, ohne solche käme man nicht durch.“

„Würden Sie das thun, Fräulein Hilde?“

Sie senkt errötend das Haupt.

„Ueberhaupt sind mir diese Damen unangenehm, die weiter nichts können als kokettiren, eine oberflächliche Ballunterhaltung abhaspeln, die Toiletten ihrer Mitschwestern herunterrissen und die Herren behandeln, als ob sie nur ein Spielzeug für sie wären.“

„Gibt es viele solche Damen?“ fragt Hilde naiv.

„Nun, ich dächte, genug, wenn man heute abend zum Beispiel um sich sieht!“

„Kommen Sie an Weihnachten zu uns? Papa hat Sie eingeladen, wie er uns sagt.“

„Gewiß! Es ist sehr liebenswürdig von Ihrem Herrn Vater, gerade, da ich keine Anverwandten habe, bei denen ich das Fest zubringen kann.“

„O, das ist schön! Dann gehen wir zusammen in den Wald und suchen einen recht schönen Tannenbaum aus!“

Priskow nickt vergnügt.

„Und ich darf Ihnen eine Kleinigkeit unter den Baum legen?“ Er fragt es zögernd.

„Warum nicht? Aber etwas recht Hübsches!“

„Ich werde mein Bestes thun.“

„Und dann haben wir auch eine Armenbescherung. Tante ist so gut gegen die armen Leute, sie hängen alle an ihr; die müssen Sie auch mit ansehen!“

„Das werde ich nicht thun, Fräulein Hilde!“

Sie sieht ihn so sonderbar an, ein Schatten geht über ihre klare Stirn.

„Ich liebe so etwas nicht, mein gnädiges Fräulein. Ich habe einmal in einer Predigerfamilie eine solche Bescherung als Knabe mit angesehen und dabei gelernt. Wie verläuft ein solcher Akt der Großmuth? Zunächst Versammlung unter dem Weihnachtsbaum; die Kinder müssen ein frommes Lied singen, während sie viel lieber zu ihren Sachen eilten. Die Eltern stehen dahinter und lassen gierig und vergleichend ihre Blicke über die zur Schau gelegten Gaben gleiten. Endlich werden die Armen zu ihren Plätzen geführt; sie jubeln nicht, nein, sie machen ein ganz ernstes Gesicht und genieren sich vor den vielen fremden Herren und Damen, welch letztere salbungsvoll umhergehen und fragen: ‚Freut Du Dich auch und bist Du den guten Menschen recht dankbar, die Dir das alles geschenkt haben?‘ Gut vorher von den Eltern dressirt, antwortet so ein vierjähriger Junge: ‚Ich danke sehr, ich bin dem lieben Christkind sehr dankbar!‘“

Hilde ist etwas verwirrt.

„Aber die Kinder lernen auf die Weise schon früh Dankbarkeit und Demuth!“

„So? Glauben Sie, daß das Herz der Kinder voll dankbarer Freude ist, wenn sie, nachdem die Eltern alles in die Schürze oder eine schmutzige Tasche gepackt haben, einen Knix machen, die wohlgepflegte, nach Veilchen duftende, beringte Hand ihrer Gönnerinnen küssen und dann mit den Eltern in die dunklen Höhlen der Armut zurückkehren? Nichts nehmen sie mit als Neid, Mißgunst gegen alle Reichen und etwas Schauspielertalent.“

Hilde sieht den ernsthaft redenden Lieutenant erstaunt und verwundert an.

„So ist es aber bei uns nicht. Nach der Bescherung bekommen die Kinder unter dem Weihnachtsbaum mit ihren Eltern zusammen ein warmes Essen und sind den Abend heiter und vergnügt.“

„Das ist schon um vieles besser,“ meint Priskow und lächelt unwillkürlich. „Wenn uns die übrigen Menschen gehört hätten so philosophisch konversiren, statt, wie es Mode ist, was anderes zu sagen, als man denkt! Glauben Sie, daß unser Freund, der Rittmeister dort, der Tochter des Ministers ein Wort Wahrheit gesagt hat? Ich wette, er hat ihre Toilette gelobt, seine Freude ausgedrückt, von ihr noch einen Tanz bekommen zu haben, und ihr tausend Artigkeiten gesagt, während er statt dessen viel lieber am Buffet stände und Austernschalen öffnete! Ich kann es ihm übrigens nicht verdenken, zumal die Tochter vom Hause aussieht wie eine getrocknete Zitronenschale.“

„Das würden Sie sicher nicht thun, Herr Lieutenant?“

„Wer weiß! Die Gesellschaft schabt und kratzt so lange an unserer rauhen Rinde herum, die aber oft gut schützt gegen Frost und Kälte, Wunden und Tod, bis alles ganz glatt ist und wunderschön aussieht, während die Würmer ganz gemächlich überall ihren Einzug in das Kernholz halten.“

Seine Zuhörerin muß einen Augenblick nachdenken, in ihrem Köpfchen ist nicht alles klar, die Musik ist schrecklich laut, und das summt und rauscht um sie herum; sie fühlt instinktiv, daß Priskow etwas Richtiges gesagt hat, der gerade in diesem Augenblick mit sarkastischem Lächeln einer ältern, verheirateten Dame in höchst jugendlicher Toilette Platz macht, die am Arme eines blutjungen Referendars zum nächsten Walzer schwebt.

„Nun, was macht ihr denn, Kinderchen? Ihr schneidet Gesichter wie der Bauer, wenn es ihm ins Heu regnet. Wohl ein bißchen gezankt? Habe meine Frau, als wir noch Brautleute waren, auch oft geärgert, daß sie grün und blau wurde und sagte: ‚Du bist ein schlechter Mensch, ich sehe schon, daß ich Dich nicht heiraten kann!‘ Sie hat es doch getan und hat es niemals bereut.“

„Aber, Papa!“ flüstert Hilde und bückt sich blutübergossen nach ihrem Fächer.

Priskow lacht ganz vergnügt. Ulberukirchen merkt, daß er in der Weinlaune etwas Dummes gesagt hat, brummt: „Alberne, zimperliche Frauenzimmer! Morgen kaufe ich Dir ein neues Halsband für Juno,“ nimmt Priskow unter den Arm und steuert mit ihm durch die bunte Menge nach dem Buffet, um noch ein Glas Schwedenpunsch zu trinken. Als der Major gerade seine Nase über das dampfende Glas hält, setzt er plötzlich mit einem Ruck ab, sieht Priskow, der gleichmütig mit dem Löffel im Glase rührt, groß an und ruft:

„Bomben und Granaten, war das ein Frauenzimmer! Haben Sie den Blick gesehen, als sie vorüberging? Freund Priskow, sind Sie von Eis? Der Blick galt Ihnen! Wohl eine gute Bekannte?“ flüstert der alte Major, indem er das linke Auge zukneift und den Lieutenant verschmitzt daraus anblinzelt. „Na, machen Sie keine Geschichten! Bin auch einmal jung gewesen und habe gewußt, wo beim Frauenzimmer der Schnabel sitzt und wo die Schultern anfangen!

„Wissen Sie,“ fährt der vergnügte alte Herr fort, „da gab es in Münster eine junge Witwe, ich sage Ihnen —“

Priskow hört geduldig und lächelnd zu, während ihm der Major vertraulich, aber so laut, daß noch zehn andere Herren sich mit amüsiren, während Damen, Gott sei Dank, nicht in der Nähe sind, eine Geschichte erzählt, welche damit endet, daß Ulberukirchen aus dem ersten Stock durchs Fenster flüchten muß und beim Hinunterspringen mitten in eine offene Misthrichtgrube fällt.

„Ja, ja,“ schmunzelt der alte Herr, „sind auch keine Kopfhänger gewesen, als wir jung waren.“

*

Es ist ein reizendes Plätzchen, welches die Vier sich ausgesucht haben, in einer tiefen Fensternische unter grünen Gewächsen, etwas abseits von der Masse der Tische.

Die beiden Herren haben ihre Schuldigkeit gethan und teilen die herbeigeholten Leckerbissen mit ihren Damen.

Das Kerzenlicht flimmert fast unheimlich auf der dunkelroten Haarpracht von Madame Manville.

Sie tippt Priskow mit dem Fächer auf die Schulter.

„Sehen Sie nur unsern kleinen Rittmeister, wie ihm der Hummer schmeckt!“ flüstert sie geheimnisvoll, indem sie sich etwas näher zu Priskow hinüberneigt, der schon bei dieser Annäherung das Gefühl hat, als ob von den goldenen Haaren ein Strom sich langsam, fast schmerzhaft in seine Stirn zwängte.

Alfen merkt die Stille und sieht sechs Augen beobachtend auf sich gerichtet. Alle lachen.

„Herr Gott, nicht einmal sein bißchen Hummer kann man in Ruhe essen!“ klagt er in komischer Verzweiflung. „Prosit, Priskow!“

„Darum waren wir ja alle ganz still!“ lacht Bella, die, äußerlich wenigstens, mit Priskow Frieden geschlossen hat; „Sie sehen beim Essen so feierlich aus, als ob von der Hummerschere Ihre Seligkeit abhinge!“

„Ist auch eine sehr wichtige Beschäftigung, heiltamer und auf jeden Fall ungefährlicher, als wenn Sie, Fräulein von Rümitz, mir mit Ihren schönen Augen die Seelenruhe rauben!“

Alfen legt mit Komik seine wohlgepflegte Rechte auf die Attila.

„Keine Komplimente, hier sitzt eine ehrbare Frau!“ lacht die Manville lustig auf. „Mein Herr hat noch keins vom Stapel gelassen!“

Sie blickt mit ihren zündenden Augen schelmisch ihren Nachbar an.

„Komplimente?“ Priskow zeigt seine weißen Zähne. „Würde es Ihnen angenehm sein, zu hören, was jeder Spaziergänger, dem Sie auf der Straße begegnen, am liebsten thun würde?“

Das schöne Weib hat die Augen halb geschlossen.

„Nun, das wäre?“

„Das Fleckchen suchen, wo Ihr Fuß geweilt!“

„Bravo, Priskow, der Diamant bekommt Schliff!“ ruft Alfen.

„Aber die Fassung fehlt!“ antwortet Priskow mit seltsam vibrirender Stimme, indem er sein Glas erhebt. Der Champagner glüht ihm in den Adern, die elementare Natur in ihm siedet, er fühlt heiße Blutwellen klopfend durch seine Schläfen treiben.

„Es lebe das Schöne und die Lust am Leben!“

Die Gläser klingen, und die Blicke treffen sich.

Priskows Augen sprühen unter den dunklen Brauen und wandern langsam hinunter von dem Göttergantlitz über einen schimmernden, wallenden Busen; die schwarzen Spitzen zittern leise.

Frau Manville entfaltet geschickt den Fächer, als sie mit Priskow anstößt und seine brennende Rechte zufällig ihre kühle weiße Hand berührt.

Seine Finger krampfen sich so fest zusammen, daß das Glas zersplittert.

Gott sei Dank, sonst wäre sein Kopf zersprungen!

Die Damen haben leise aufgeschrieen, jedoch sieht Priskow ganz kühl aus und sagt, während er einen Blutstropfen mit der Serviette von seiner Hand wischt:

„Schade, das Schöne ist nicht für mich!“

„Ich weiß eine andere Lösung des Zufalls, Herr Lieutenant; das Ungestüm ist dem Schönen verderblich!“

„Dann müssen wir den Tischgalopp langsam tanzen, Herr Alfen!“

Bella zieht ihr beliebtes schmollendes Gesicht.

„Ganz, wie Sie befehlen! Es empfiehlt sich schon vom sanitären Standpunkt aus.“

Der Rittmeister zieht langsam die Handschuhe an.

„Schämen Sie sich!“

Priskow führt Frau von Manville durch den Tanzsaal in ein daneben liegendes kühles Zimmer. Er unterhält sich lebhaft und sieht Hilde nicht, während diese dem Paar sekundenlang mit den Augen folgt.

„Bitte, einen Moment Pause, ich bin erschöpft!“ sagt sie zu ihrem Tänzer.

Sie hat ein Gefühl, als ob ihr jemand die Kehle zuschnürte.

„So, es ist schon vorüber, wir können weitertanzen.“

Indessen hat Priskow mit seiner Dame ein kühles Plätzchen gefunden. Er ist bemüht, seine natürlich zu engen Handschuhe anzuziehen, während sie sich bequem in einen Fauteuil zurücklehnt.

„Weshalb gaben Sie die Rose zurück?“

Priskow ist nicht erstaunt über die plötzliche Frage, er war in seinen Gedanken genau bei dieser Rose angekommen.

„Ich wußte nicht, daß ich ein Recht darauf hatte!“

„Merken Sie sich, man gibt nie einer Dame eine verlorene Blume zurück!“

„Auch keine Batisttücher?“ fragt Priskow, indem er sich bückt, ein feines Tuch aufhebt und es ruhig zwischen zwei Knöpfen seiner Uniform verschwinden läßt.

„Sie scheinen zwangsweise fouragiren zu wollen, mein Herr!“ Sie sieht sehr streng aus.

„Aber nur fürs Herz!“ ist die prompte Antwort.

Frau Manville muß lachen. Solch ein Mann ist ihr noch kaum vorgekommen. Spielt er Komödie mit ihr?

Beschränkt ist er nicht, dazu ist sein Witz zu schlagfertig. Aber dieser Wechsel von Unbeholfenheit und galanter Steckheit!

Soll sie ihn einladen zu sich? Nein, lieber nicht! Sie fühlt, daß sie durch den Blick, der diese Einladung begleiten würde, alles verraten müßte.

Er sieht jetzt wieder so kühl aus wie vordem am Thürpfosten. Es ist ihr so bellommen mit ihm allein im Zimmer.

„Bitte, führen Sie mich zu meinem Bruder!“

Er bietet ihr stillschweigend den Arm mit einem Gesicht, als ob ihm etwas wehe thäte.

*

Priskow klappert die Treppe hinunter und stößt unten auf den Major von Ulbernkirchen, der bereits den Pelz angezogen hat und mit dem Diener, der fast erstickt unter Kopftüchern, Mänteln und sonstigen Umhüllungen, Wache steht, um seine Damen einzufangen.

„Wenn Sie gestatten, leiste ich Ihnen Gesellschaft, bis die Damen kommen!“

„Das ist liebenswürdig von Ihnen; ich stehe hier schon fünf Minuten und trete von einem Fuß auf den andern, weil mir die Füße in den verdammten Lackstiefeln frieren. — Ehe die alten Bekannten Adieu gesagt haben! Wenn ich sie nur erst im Wagen hätte!“

Priskow steckt an einer Gasflamme seine Cigarre an. Endlich kommen die Damen. Er sieht, daß Hilde kein vergnügtes Gesicht macht, springt ihr einige Treppenstufen entgegen und bietet ihr den Arm.

„Haben Sie sich amüsirt?“

„Ja, aber ich hatte mir den ersten Ball schöner gedacht!“

„In Ulbernkirchen im Wald ist es schöner,“ erwidert Priskow schwermütig und hebt sie in den Wagen.

„Sagen Sie sich doch einmal des Abends gemütlich bei uns zum Thee an!“

Tante Mainhof reicht ihm freundlich die Hand.

Fort rasselt der Wagen, und Priskow tummelt nach Hause. Wie das wohlthut, nach den vielen Gasflammen das dämmernde Licht der stillen Straßen — nach den vielen genutzten Menschen ein einsamer Nachtwächter, der schlurfend auf dem Trottoir ihm entgegenkommt!

Denkt Priskow viel?

Er schüttelt den Kopf.

„Was habe ich eigentlich für albernes Zeug mit der Manville geschwätzt? Und weshalb brach das Glas? Ich hätte ja auch eine Stuhllehne zerbrechen können oder einen Teller. Weshalb mußte ich überhaupt etwas zerbrechen? Ich glaube, der Sekt war zu stark!“

Als Priskow zu Hause ist, will er das Batisttuch fortlegen; er schließt den Schreibtisch auf und ist im Begriff, es in das Fach zu stecken, in welchem seiner Mutter Briefe liegen. Nein, nicht dahin!

Er wirft es in ein leeres Schubfach.

*

Tante Mainhof löst Hildens blonde Flechten und fährt langsam mit dem Kamm durch die seidenweichen, massigen Haarwellen.

Sie thut es gern.

„Du, Tante, zu Weihnachten stecken wir jeder armen Familie einen eigenen Weihnachtsbaum in ihrem Stübchen an!“

„Warum, Kind? Es war bis dahin doch immer sehr schön, wenn die Kinder zu uns kamen!“

„Bitte, liebe Tante, ich finde es hübscher, wenn jede Familie das Fest in ihrem Heim feiert!“

„Wenn Du es durchaus willst, ja, Hildchen!“

„Du bist sehr gut, Tante! Ob Priskow wohl auch gut ist?“

„Ich hoffe es; ich kenne ihn nicht genau genug!“

„Muß man dazu einen Menschen sehr genau kennen?“

„Wenn man alt ist, ja, ist man jünger, so hält man die Menschen fast alle für gut!“

„Dann möchte ich nie alt werden!“ antwortet Hilde hastig.

Tante Mainhof läuft eine Thräne über die gefurchte Wange.

„Schlaf wohl, mein Kind, und bleibe immer jung!“ sagt sie leise und küßt Hilde auf die wolkenlose Stirn.

Als Priskow am andern Mittag vom Reiten nach Hause kommt, findet er eine Karte vor.

„Gebe mir die Ehre, Herrn Lieutenant von Priskow auf Sonntag den ..... zum Souper zu bitten.

Frau Jutta Manville, geb. von Schantzky.“

Priskow liest die Karte zweimal nachdenklich.

Er ist ihr heute morgen im Schloßpark begegnet beim Spazierenreiten. Als er sie im offenen Wagen, frisch und gesund aussehend trotz der durchtanzten Nacht, schon früh um acht Uhr herankommen sah, hat er seinem Maraku beide Sporen hineingedrückt und ist stürmisch, grüßend an ihr vorbeigesaust. Er hatte Angst, sie würde ihn anreden, — weshalb, weiß er selbst nicht.

Gedankenvoll steckt er die Einladung wieder ins Couvert, läßt seinen Foxterrier Kunststücke machen und über die Reitpeitsche springen.

IV.

Frau von Mainhof sitzt mit dem Strickstrumpf im Sofa, der alte Major im Lehnstuhl, Priskow und Hilde vor dem Kamin. Sie plaudern unbefangen und vertraulich zusammen; Priskow ist der Alte wieder.

„Das freut mich, Priskow, daß Sie heute abend zu uns gekommen sind, während Sie sich doch besser amüsiren könnten!“

„Keineswegs, Herr Major!“ antwortet des Lieutenants ruhige Stimme. „Einige gemütliche Stunden in einer bekannten Familie zuzubringen, ist mir ein größerer Genuß als alle Theater, Konzerte, Bälle und dergleichen.“

„Weshalb wohnen Sie eigentlich, wie mir mein Schwager sagt, in einer so kleinen, häßlichen Straße?“

„Es gefällt mir dort sehr gut! Als ich hierher versetzt wurde und eine Wohnung suchte, kommt eines Tages ein Mann mit einem Stelzfuß zu mir und bietet mir eine Wohnung an; er hätte bei meines Vaters Schwadron im Jahre 66 gedient und wollte gern mich, den Sohn, im Hause haben. Die Miete war lächerlich billig. Die beiden kleinen Zimmer genügten und der Pferdestall war gut, da bin ich gleich dort geblieben. Ich fühle mich auch sehr wohl in meinen vier Pfählen, mein Wirt behandelt mich wie seinen Sohn und beaufsichtigt meine Pferde und Hunde, die er, glaube ich, noch mehr liebt, als mich! Wenn ich einmal das Bedürfnis habe, einen ruhig gemütlichen Abend zu verbringen, dann rufe ich meinen alten Husaren, drücke ihn in einen Lehnstuhl, die Pfeifen werden angebrannt, ein Glas Grog gemacht und der Alte erzählt mir den ganzen Abend von seiner Dienstzeit und von meinem seligen Vater. Wir sind zwei gute Freunde!“

Der Major nickt.

„Ja, ja, die alten Zeiten! Es gefällt mir, daß Sie daran noch Gefallen finden!“

Sie sind alle Vier still und hängen ihren eigenen Gedanken nach. Endlich sagt Tante Mainhof:

„Hilde, sing uns ein kleines Lied, Dein Vater hört es gern!“

Priskow weiß nicht, daß Hilde singt, und bittet mit der Tante zusammen. Frei von aller Ziererei, steht das junge Mädchen auf und geht zum Klavier.

Sie hat keine große Stimme, auch nicht viel Schule, aber die Töne kommen so einfach, so ungekünstelt rein aus ihrer jungen Kehle, und was sie singt, das fühlt sie auch.

Nachdem sie einige Volkslieder gesungen, bittet der Major:

„Nun mein Lieblingslied vom Pleymatz und dem Mädchen!“

„Das ist ein dummes Lied,“ meint Hilde leise, „aber wenn Du es gern hast!“ Und sie singt nach einer frischen, fröhlichen Melodie:

„Waldvögelein singt's im nahen Busch,
Und pfeift dazu, husch, husch, husch, husch,
Als hätt' es 's was verraten.

Ich hab' ihn doch gehört, den Sang:
‚Nur Einen lieb dein Lebelang,
Mußt aber früher schweigen!‘

‚Nur Einen lieb!‘ Jetzt wird's mir hell,
Er ist ein feiglich, traun' Gesell',
Find't nirgends seinesgleichen.

Doch hab's gelegt ich ihm noch nicht,
Wenn Schweigen mir das Herz auch bricht,
Er muß mich doch erst fragen!

Wie wird so bang, im Herzen wird',
Wenn ich ihn täglich vor mir seh',
Er kann so herzig lachen.

Ich glaub', ich sterb', wenn er eins geht,
Eh' er mir seine Lieb' gestehtt!
Ja müßte toi mich meinen.“

Priskow ist ganz still, nachdem sie geendet. Auf sein unverwöhntes Ohr hat die schlichte Melodie des kleinen Liedes seltsam gewirkt.

Unverwandt hat sein Blick auf ihren zierlichen Fingern geweilt, mit denen sie so geschickt über die weißen Tasten fährt.

„Er muß mich doch erst fragen,“ summt er leise zwischen den Zähnen.

„Soll ich den Thee machen?“ fragt Hilde aufstehend.

„Ja, es ist gleich acht Uhr!“

„Sie ist ein gutes Kind,“ sagt Papa Major, indem seine guten blauen Augen leuchten, „gerade wie ihre selige Mutter!“

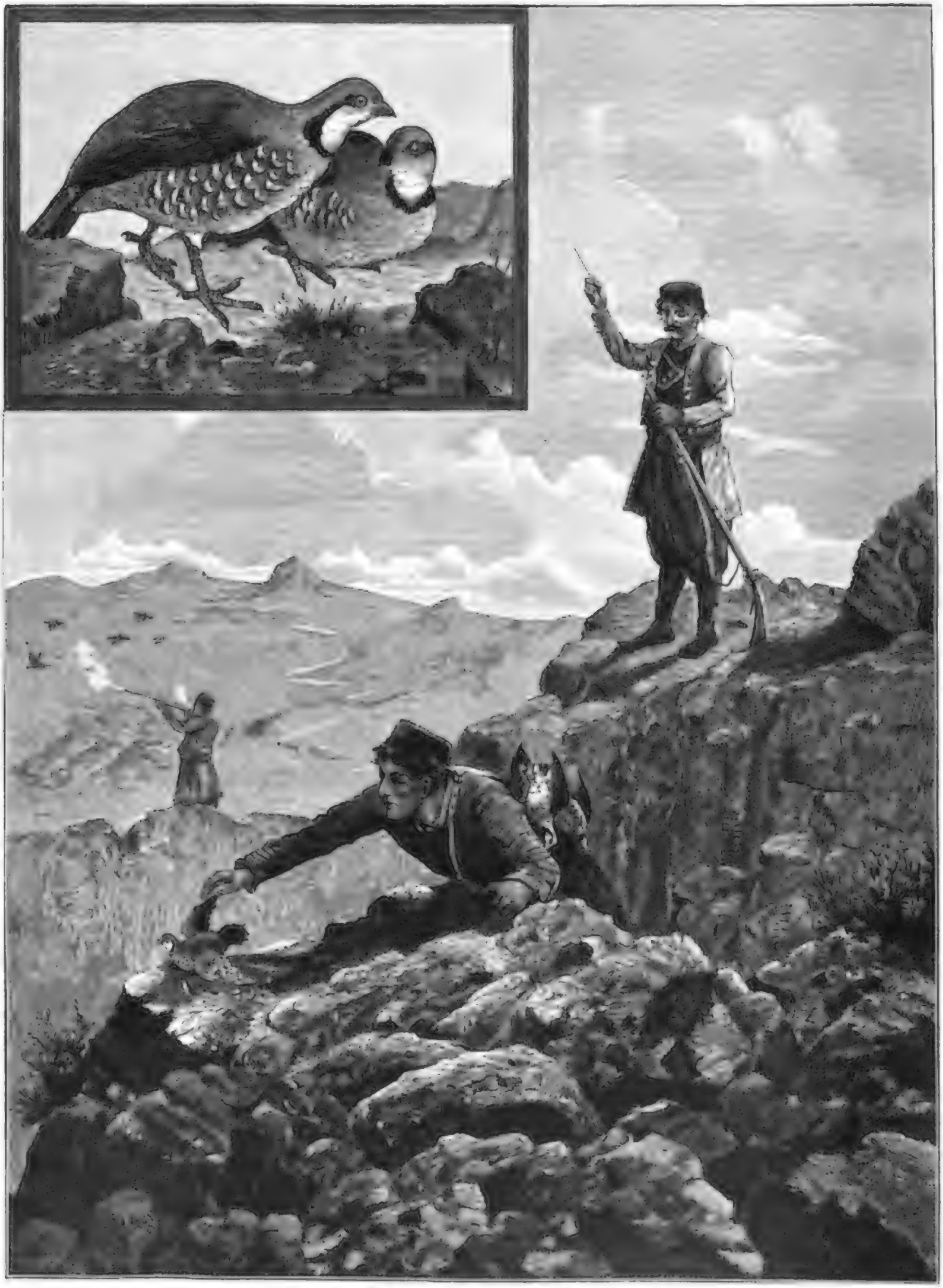
(Fortsetzung folgt.)

Steinhuhnjagd in Dalmatien.

(Hierzu das Bild Seite 353.)

Wir bemerken bei sehr vielen wehrlosen Tierarten ein genaues Uebereinstimmen ihrer Färbung mit der Farbe ihres gewöhnlichen Aufenthaltsortes. Diese Erscheinung läßt sich daraus erklären, daß anders gefärbte Individuen einer solchen wehrlosen Art den Blicken ihrer Feinde viel leichter auffallen und daher häufig schon in ihrer Jugend vernichtet werden, ehe sie sich fortpflanzen und ihre der Erhaltung der Art nachteiligen Eigenschaften auf Nachkommen vererben können.

So ist auch das Steinhuhn (Caccabis saxatilis), welches auf dem ganzen Karstgebiete vorkommt, auf der Oberseite und



Steinhuhnjagd in Dalmatien. Originalzeichnung von Fr. Schlegel.

Digitized by Google

auf der Brust blaugrau gefärbt, ganz wie die Felsen, zwischen denen es sich verbirgt; die schwarz und rostbraun gebänderten Federn an den Weichen, die rostgelbe Unterseite, der rote Schnabel und die rötlichen Füße bleiben auch dem scharfen Auge des Falken verborgen, wenn sich das Steinhuhn in eine Spalte duckt.

Schon in Istrien ist das Steinhuhn ziemlich häufig; da sein Fleisch vorzüglich ist und da es unser Rebhuhn etwas an Größe übertrifft, wird es viel gejagt. Die istrianischen Jäger suchen es zur Herbstzeit, wo die Steinhühner sich zu zahlreichen Ketten vereinigen, mit den unschönen, rauhhaarigen istrianischen Vorstehhunden auf, welche sich für den Karst besser eignen als unsere schönen Vorstehhunde, da sie gewöhnt sind, auf den scharfkantigen Felsenkanten zu gehen.

In Dalmatien ist das Steinhuhn noch viel häufiger anzutreffen als in Istrien; die Dalmatiner betreiben die Jagd meistens ohne Hunde und wissen dem klugen, vorsichtigen Huhn doch beizukommen; es vereinigen sich meistens mehrere Schützen zu einer Kette, ganz wie bei unserer Hühnerjagd; an den beiden Flügeln der Kette wird ein Jäger auf einem höher gelegenen Punkte aufgestellt, von wo aus er den Abflug der Hühner beobachtet und die Schützen, so gut es geht, den entkommenen Hühnern nachführt. Im Gebirge sind diese Jagden ziemlich anstrengend, besonders für den Jäger aus der Stadt, der die



Amor als Vorleser. Originalzeichnung von Paul Heydel.

scharfkantigen Felsen des Karstes noch nicht gewöhnt ist. Der Dalmatiner aber geht mit seinen Opanken auf solchem Boden sicher und sicher dahin, wie wir auf dem besten Zementtrottoir; obwohl das Gewehr, mit dem er ausgerüstet, meistens eine alte Extenflinte — ein Vorderlader — ist, so ersetzt seine Treffsicherheit, seine Gewandtheit doch die bessere Ausrüstung der städtischen Jäger.

Einen solchen glücklichen Schützen, der in aller Gemütsruhe sein Gewehr von neuem ladet, während ein junger Bursche das getroffene Steinhuhn aufnimmt, zeigt unsere Abbildung, aus welcher unsere Leser zugleich eine gute Vorstellung von dem Terrain gewinnen, in welchem sich das Steinhuhn am liebsten aufhält.

Schließlich sei erwähnt, daß das Steinhuhn noch im sechzehnten Jahrhundert in den Bergen am Rhein in der Gegend von St. Goar lebte; wir möchten aber behaupten, daß seine Heimat der Karst ist, von wo aus es sich sowohl nach Norden als nach Süden verbreitet hat. E. P.

Die Waisenkinder.

(Hierzu das Bild Seite 348.)

Der Holzschnitt pflegte in früheren Jahrhunderten und noch im ersten Drittel des gegenwärtigen, in welchem er nach längerem Brachliegen zu neuem Leben erweckt worden, sich nur der einfachsten Gestaltungsweisen zu bedienen, wie sie aus seiner besonderen Technik schlicht und recht hervorgewachsen waren. Da der Xylograph aus der

zum Bilde zu gestaltenden Holzplatte das Weiße herausstechen muß, während die zu druckenden Linien unberührt stehen bleiben, machte man ihm das möglichst leicht, indem man sich mit breiten Umrissen und einfachen Strichlagen, welche die Schattenangaben darstellten, begnügte. Den letzten fünf Jahrzehnten blieb es vorbehalten, den Holzschnitt mit allen möglichen anderen Vervielfältigungsarten dergestalt in die Schranken treten zu sehen, daß er ihre Erscheinungsformen bis zum Verwechseln nachzuahmen suchte. Ein Beispiel dieser Art ist unser vorliegender Schnitt, der den Charakter der Radirung mit einer im Hinblick auf das geradezu entgegengesetzte Verfahren der xylographischen Technik erstaunlichen Weise imitirt. Auf diesem Wege wurde auch in der Reproduktion ein eigener Reiz dem Walde zu teil, das an sich schon einer besonders Aufmerksamkeit würdig ist. Dieses Häuschen verwaister, ganz auf sich selbst angewiesener Kinder, von denen das älteste, ein durch die Not früh gereiftes Mädchen, Mutterstelle an den hilfsbedürftigen jüngeren Geschwistern vertritt, ist mit ebensoviel Gemüt und sinniger Lebensbeobachtung als malerischer Wirksamkeit zur Darstellung gebracht und macht seinem Schöpfer, dem in München naturalisirten Griechen N. Gysis, alle Ehre.

Die drei Marksteine des Lebens im Altertum.

Von

Dr. Fr. Eß.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I. Hochzeitsgebräuche der Griechen und Römer.

Die Ehe wurde bei den Griechen allgemein als feierliche Handlung aufgefaßt, und wenn sie ihnen auch nicht wie uns als heilige Handlung, als Sakrament galt, so waren sie doch der Ueberzeugung, daß erst mit der Ehe die eigentliche Vollständigkeit des Lebens beginne, das ehelose Leben also etwas Unvollständiges sei. Es tritt, da die Eheschließung unter Opfer und Gebet vor sich ging, uns laut doch und vernehmlich die Erkenntnis entgegen, daß die Ehe keineswegs eine bloß menschliche Einrichtung, sondern eine göttliche Stiftung sei und daher unter besonderer Aufsicht und Obhut der Götter stehe.

Die religiösen Gebräuche vor der Hochzeit hießen mit einem allgemeinen Namen die Vorweihen und fanden einen oder mehrere Tage vor der Hochzeit statt. Sie bestanden in Gebeten und Opfern, die den Göttern dargebracht wurden, deren Segen für eine glückliche Ehe am wesentlichsten erforderlich schien: den Ehegöttern. Diese sind vor allem Hera und Artemis. Es werden anderwärts noch andere genannt; denn die Bräuche waren in dieser Hinsicht nicht überall und immer dieselben. In Athen wurde die Braut von ihren Eltern in den Tempel der Stadtgöttin Pallas auf die Burg geführt, wo man dann unter Opfern der Göttin Segen für den bevorstehenden neuen Hausstand erbat. In Troizene, wo Pallas als Apatouria, das ist Schutzgöttin der Familien, verehrt wurde, weihten die Bräute ihr vor der Hochzeit ihren Gürtel, ihr Haar aber dem Hippolytus, einem mit der Artemis verbundenen Gottherrn. Auch in Megara und auf der Insel Delos weihten die Bräute ihr Haar dieser oder jener weiblichen Gottheit, und in Aegion soll es Sitte gewesen sein, daß die Bräute vor der Hochzeit im Skamander badeten; dies bedeutete das Opfer der Jungfräulichkeit an den Flußgott.

Indes versteht es sich von selbst, daß auch vom Bräutigam und seinen Angehörigen Vorweihen vor der Hochzeit dargebracht wurden. Es gab nach der Annahme der Gelehrten hiefür besondere Vorschriften, nach denen man sich bei den sogenannten Exegeten erkundigen konnte.

So bestand unter anderem die Vorschrift, daß bei den der Hera dargebrachten Eheopfern die Galle des Opfertieres nicht mit auf den Altar gelegt und verbrannt, sondern weggeworfen oder vergraben werden sollte. Dies sollte andeuten, daß Zorn und Bitterkeit der Ehe fern bleiben müßten.

Auch Zeichenbeobachtungen wurden bei den Eheopfern angestellt und die Hochzeit auf den folgenden Tag festgesetzt oder verschoben, je nachdem die Zeichen günstig oder ungünstig ausfielen. Allgemein aber war es Sitte, daß früh am Hochzeitstage sowohl die Braut als der Bräutigam ein Bad nahmen, zu welchem das Wasser aus einer für diesen Zweck besonders bestimmten Quelle geschöpft werden mußte und zwar von einem im jugendlichen Alter stehenden Verwandten, Knaben oder Mädchen. Solche Quellen waren in Athen die Kallirhoe (Schönquell) und Enneakrunos, in Theben der Ismenosbach.

Die feierliche Einsegnung hatten die Griechen nicht. Wir sind überhaupt vollständig im Unklaren darüber, was die beiden Brautleute nach dem Bade bis zum Hochzeitsmahle am Abend thaten, wo dann die Braut feierlich heimgeholt wurde und zwar auf einem mit Maultieren oder Rindern bespannten Wagen, so daß sie zwischen dem Bräutigam und dem sogenannten Brautführer (Paranymphios, Parochos) saß. Letzterer mußte ein naher Verwandter des Bräutigams oder sein Freund sein.

Nach einer angeblich solonischen Verordnung sollte die Braut allerlei wirthschaftliche Geräte mit sich führen, auch sollten solche vor die Thür des Brautgemachs gestellt werden zur Andeutung ihres künftigen Berufs. War der Bräutigam schon einmal vermählt gewesen, so verbot ihm die Sitte, die Braut selbst abzuholen; statt seiner that dies ein Freund oder Verwandter, der nun Nympagogos (Brautführer) hieß.

Dem Brautwagen folgte ein langer Zug von Angehörigen und Befreundeten und zwar mit Fackeln, die die Mütter der Brautleute an dem Herdfeuer der elterlichen Häuser angezündet hatten. Bis zum Hause hin sang man unter Begleitung zweier Flöten die sogenannten Hymenäen, die teils ernsten und religiösen, größtenteils aber scherzhaften und mutwilligen, wohl auch lasciven Inhalts waren, was um so weniger zu verwundern ist, da die Sänger eben vom hochzeitlichen Mahle aufgestanden waren, wo es an Wein nie mangelte. Das Hochzeitessen selbst wurde vom Vater der Braut angerichtet, und es nahmen da und dort auch die Frauen daran teil, die sonst von den gesellschaftlichen Essen der Männer ausgeschlossen waren. Doch speisten sie an besonderen Tischen, und die Braut war verschleiert. Während des Essens trug ein mit Dorn- und Eibenlaub bekränzter Knabe in einer Wanne Kuchen herum und sang fortwährend: „Dem Schlimmen entfloh ich, das Bessere fand ich". Daß übrigens dieses Brautmahl kein wesentliches Erfordernis bei der Sache war, versteht sich von selbst. Dagegen kommt man bisweilen auch ein Mahl im Hause des Bräutigams angerichtet und dessen Freunde, die zu jenem andern nicht zugezogen worden waren, eingeladen zu haben.

War nun das junge Ehepaar in seinem neuen Heim angelangt, so wurde es von den Hausgenossen und Freunden mit frohem Zuruf begrüßt und dann mit Naschwerk, Früchten und dergleichen überschüttet, zum glücklichen Vorzeichen. Auch der Quittenapfel, den nach Solons Anordnung die Braut kosten sollte, hat eine symbolische Bedeutung, wie wir überhaupt den Apfel mehrfach in Beziehung gesetzt finden zur Liebe und Vermählung. — Darauf wurde die Braut von der Brautfrau (Numpheutria), einer älteren Verwandten, die von den Eltern um diesen Dienst ersucht werden mußte, in das von ihr bereits fertig gestellte und reich ausgeschmückte Brautgemach geführt und hier dem Bräutigam übergeben, der dann die Thüre zuschloß. Vor dieser hielt ein Freund des Bräutigams die ganze Nacht Wache, um etwaige allzu mutwillige, ausgelassene Scherze seitens der Hochzeitsgäste abzuwehren. Indes wurden ähnliche Gesänge wie bei der Heimführung der Braut auch noch bis tief in die Nacht hinein gesungen (Epithalamien).

Am Tage nach der Hochzeit brachten die Verwandten und Freunde ihre Hochzeitsgeschenke; vor allem sandte der Brautvater allerlei Hausrat und Sachen, die zur Aussteuer gehörten und die in einer Art von Prozession unter Vortritt eines weißgekleideten Knaben und Mädchens mit Körbchen hingetragen wurden. Auch soll es da und dort Sitte gewesen sein, daß am ersten oder zweiten Tage nach der Hochzeit der junge Ehemann einmal im Hause des Schwiegervaters übernachtete, zu welchem Zwecke ihm seine junge Frau ein Gewand als Geschenk dorthin voranzusenden mußte. Sie bekam dafür von ihm Gegengeschenke, die „Anakaluteria" hießen, weil die junge Frau sich ihm von jetzt an unverschleiert zeigte. Den Mädchenschleier brachte sie der Hera, der Vorsteherin der Ehen, als Weihgeschenk dar.

In den nächsten Tagen nun hatte der junge Ehemann einer gesetzlichen Vorschrift nachzukommen, die unserem modernen Standesamte sehr ähnlich ist: er mußte seine Frau in die Familiengemeinschaft, zu der er gehörte, aufnehmen und seine Ehe dort in das Familien- (Phratrien-) Register eintragen lassen. Es wurde dabei ein Opfer dargebracht und den Familienvätern ein Schmaus gegeben oder auch eine den Vermögensverhältnissen des jungen Mannes entsprechende Abgabe erhoben, die entweder in die Gemeindekasse gelegt oder zu besagtem Schmause verwendet wurde. Aber auch in seinem Hause gab der junge Ehemann oder, wenn er noch bei seinem Vater wohnte, dieser für ihn den Verwandten und näheren Freunden einen Schmaus als eine Art Einweihungsfest für die neue Hauswirtschaft, an welchem aber nur die Männer teilnehmen durften.

So ungefähr war im allgemeinen der Hergang bei Hochzeiten in Athen; Ausnahmen kamen selbstverständlich auch vor. So wurde die Braut nicht immer zu Wagen abgeholt, mußte vielmehr unter gegebenen Verhältnissen (Armut) zu Fuß gehen. Auch gab es schon damals sogenannte stille Hochzeiten, die freilich den Namen Hochzeit (hohe Zeit) nicht verdienten. Auch die gottesdienstlichen Handlungen vor der Hochzeit wurden je nach der Gesinnung des Betreffenden bald mehr bald weniger gewissenhaft besorgen, konnten von Freigeistern auch wohl ganz unterlassen werden, ohne daß dadurch die Giltigkeit der Ehe beeinträchtigt worden wäre.

Zur Giltigkeit der Ehe gehörte vielmehr nur die vorhergehende Verlobung und die nachherige Anzeige und Eintragung ins Familienregister.

Daß aber ein Priester bei der Vermählung eine amtliche Funktion auszuüben, etwa eine Kopulationsformalität vorzunehmen, den Segen zu geben oder auch nur eine Trauungsrede zu halten gehabt hätte, davon finden wir nirgends eine Spur. Zu Plutarchs Zeiten († 120 nach Chr.) war es allerdings irgendwo, wahrscheinlich in Chäronea, Sitte, sich von der Priesterin der Demeter kopulieren zu lassen; aber wenn dies oder etwas Aehnliches wirklich allgemeine Sitte in Griechenland gewesen wäre, so ließe sich das einstimmige Schweigen aller Schriftsteller hierüber nicht begreifen. Auch wenn (bei Suidas) erzählt wird, in Athen habe die Priesterin der Athene das junge Ehepaar nach der Hochzeit besucht und die Schutz-Aegis mitgebracht (vergleiche das Herumtragen von Heiligenbildern in den Häusern in Rußland durch Popen), so geschah dies wohl nicht allgemein, sondern nur dann, wenn die Braut vor der Hochzeit von ihren Eltern auf die Burg geführt und der Göttin und ihrer Priesterin besonders empfohlen worden war. In Thespiä wurde am Hochzeitstage dem Eros (Liebesgott) geopfert, andererwärts der Aphrodite. Auch brachten die Bräute oder jungen Frauen an den Gräbern der Vorfahren Trankopfer dar.

Bevor wir zu den Hochzeitsgebräuchen der Spartaner übergehen, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen voranschicken.

Der spartanische Jüngling zählte vom dreißigsten Jahre an zu den Männern und konnte nun einen eigenen Hausstand gründen. Indes war dies nicht bindende Regel. Sich zu verheiraten verlangte das Gesetz von jedem Bürger, der ein Landlos besaß, als Erfüllung der ersten Pflicht gegen den Staat. Jüngere Brüder, die ein eigenes Gut nicht besaßen und mit dem älteren Bruder (Stammhalter) zusammenlebten, konnten nicht vom Gesetze verpflichtet werden. Und wir finden hier die uns unverständliche Einrichtung einer ehelichen Gemeinschaft, selbst bei drei und mehr Brüdern. Der jüngere Bruder bleibt so lange im Hause des älteren Bruders in besagter Gemeinschaft, bis sich für ihn eine sogenannte Erbtochter findet oder er in ein kinderloses Haus adoptirt wird.

Wer das Heiraten unterließ, obgleich er dazu im stande war, den bestrafte das Gesetz mit einer Art Ehrlosigkeit (Atimie): er durfte bei öffentlichen Spielen nicht zusehen, mußte an einem Wintertage auf Befehl der Ephoren im bloßen Hemde um den Markt herumgehen und dabei ein Spottlied auf sich selbst absingen, in welchem er bekannte, mit Recht als dem Gesetze ungehorsam gestraft zu werden. An einem andern Feste zogen die Weiber die Hagestolzen um einen Altar herum und schlugen sie dabei derb. Auch hatte der Hagestolz keinen Anspruch auf die Achtungsbezeugungen, die in Sparta das Alter von der Jugend gesetzlich zu beanspruchen hatte. Als einst vor dem Feldherrn Derkyllidas ein Jüngerer sich zu erheben weigerte mit den Worten: „Du hast ja auch keinen Sohn, der einst vor mir aufstehen würde!" wurde dies Benehmen öffentlich belobt.

Auch wer zu spät heiratete, wurde in Sparta bestraft und ebenso, wer eine unpassende Ehe einging, das heißt eine solche, bei der es offenbar war, daß eine dem eigentlichen Zweck der Ehe widersprechende Aussicht die Wahl bestimmt habe, zum Beispiel wenn einer ein armes, ihm verwandtes Mädchen verschmähte und ein reiches nahm.

Eine rechtmäßige Ehe konnte in Sparta wie auch in Athen nur zwischen Bürgern und Bürgerinnen stattfinden, ja den Königen war die Verbindung mit Ausländerinnen streng verboten, der König Leonidas II. (um 240) wurde deshalb der Regierung entsetzt.

Wer ein Mädchen zur Ehe begehrte, mußte sich zunächst um die Einwilligung des Vaters beziehungsweise des Verwandten bemerben, unter dessen Vormundschaft das Mädchen stand. Ueber die sogenannten Erbtöchter entschied der König, wenn es streitig war, wer der Nächstberechtigte sei, sie zu heiraten. Mitgiften zu geben, war gesetzlich verboten, geschah aber später doch.

Hatte der junge Mann die Einwilligung vom Vater oder Vormund des Mädchens, so bemächtigte er sich des letzteren durch eine Art gewaltsamer Entführung, indem er es aus dem Kreise der Gefährtinnen weg in das Haus einer Verwandten trug, die als Nymphentria es in Empfang nahm und in das Brautgemach führte, wo sie ihm das Haar abschor, ein Männerkleid und Männerschuhe anlegte, sie zu dem aus Binsen bestehenden Brautbett führte und dann mit dem Lichte wegging.

Eine andere Sitte soll die gewesen sein, daß man die Mädchen mit den jungen Männern in ein dunkles Gemach sperrte, wo jeder sich dann eine ausgesucht habe.

Daß aber die geschilderte Entführung nicht ohne Einwilligung der Eltern stattfand, geht daraus hervor, daß derselben eine Verlobung vorausgehen mußte. Von einer feierlichen Heimführung wie in Athen nach vorausgegangenem Hochzeitsmahle war in Sparta nicht die Rede. Die religiösen Gebräuche aber machten sich darauf beschränken, daß die Mutter mit der Braut zum Tempel der Hera-Aphrodite ging, hier ein Opfer darbrachte und mit ihrer Tochter um der Göttin Segen für die bevorstehende Verbindung betete. Dann hatte sich der Bräutigam nur noch auf die bereits geschilderte Art seiner Braut zu bemächtigen, was auch nach scheinbarem Widerstande meistens auf dem gemeinschaftlichen Spielplatze geschah.

War der junge Ehemann noch nicht dreißig Jahre alt, so konnte er nur verstohlen, und dann auch nur für kurze Zeit, seine junge Frau sehen. Ja es kam vor, daß die Leutchen bereits drei, vier Jahre verheiratet waren und schon Kinder besaßen, sich aber bei Tage noch gar nie gesehen hatten!

Die Trennung einer kinderlosen Ehe war nicht nur leicht, sondern sogar gesetzlich geboten. So nahm der König

Anaxandridas (um 560) auf Befehl der Ephoren, da er sich nicht von seiner Frau trennen wollte, eine zweite hinzu und unterhielt einen doppelten Hausstand, da beide Frauen in verschiedenen Häusern wohnten, und das Gleiche lesen wir vom König Ariston, der es mit einer dritten Frau versuchte, jedoch die erste dann entließ. Indes dürfen wir wohl diese Fälle für Seltenheiten halten. Die Frauen genossen in Sparta, wie aus vielen Zeugnissen erhellt, höhere Achtung als im übrigen Griechenland. Die Spartaner standen sprichwörtlich unter dem Pantoffel, und ein Plato lobt das spartanische Weib, das an Mut und Vaterlandsliebe, an Hingebung und Unterordnung aller persönlichen Neigungen und Interessen unter das Gemeinwohl, kurz, an echt spartanischem Bürgersinn dem Gatten nicht im mindesten nachstand. Und schließlich können wir es nur rühmend hervorheben, daß in Sparta mehr als irgendwo anders in Griechenland oder noch weiter auf der Welt die Wahl der Gatten von persönlicher Neigung bestimmt wurde, wenn auch an romantische Liebe im Sinne unserer modernen Verfeinerung, die oft in krankhafte Verzärtelung ausartet, bei spartanischen Jünglingen nicht im mindesten zu denken ist.

Im allgemeinen ist noch hinzuzufügen, daß in Griechenland die Verwandtschaft kein Hindernis bildete, ja sogar Ehen zwischen Halbgeschwistern vorkamen, nur nicht von derselben Mutter. Ferner, daß in Sparta die Hochzeitsgäste als Zeugen des geschlossenen Ehebundes betrachtet und die Ehen in Griechenland gewöhnlich in dem unserem Januar entsprechenden Monat, der daher Ehemonat (Gamelion) hieß, geschlossen wurden.

Die römischen Hochzeitsgebräuche hatten mit den griechischen manches Verwandte neben dem Eigenen. Noch ängstlicher als die Griechen wählten die Römer den Hochzeitstag, und es wurden in erster Reihe der Monat Mai, die erste Hälfte des Juni und dann immer der 1., 8. und 15. jeden Monats nebst den Tagen, an denen überhaupt gesetzlich alle öffentlichen Handlungen untersagt waren, als unglückbringend vermieden, wogegen in der zweiten Hälfte des Juni als der glückbringendsten Zeit für die Ehe gewöhnlich die Ehebündnisse geschlossen wurden. Für Witwen galten indes die genannten „schwarzen“ Tage nicht.

Der Eheschließung ging voraus, wenigstens in der Regel, die von den Eltern beider Teile zuweilen lange vor der Hochzeit abgeschlossene Verlobung. Sie fußte auf Unterhandlungen über die Größe der Mitgift (dos), über die Zeit der Auszahlung derselben und andere Bedingungen. Dort erhielt die Braut vom Bräutigam einen Verlobungsring (annulus pronubus), der Bräutigam aber von der Braut irgend ein Geschenk. Indes band dieses Verlöbnis keinen der beiden Teile, ein Bruch desselben war also auch gerichtlich nicht klagbar. Die Aufkündigung hieß repudium. Dagegen konnte kein Teil vor erfolgter Absage ein zweites Verlöbnis eingehen, wollte er sich nicht der Strafe der Ehrlosigkeit (infamia) schuldig machen, und Untreue der Braut wurde seit dem Kaiser Severus († 211 n. Chr.) sogar als Ehebruch (adulterium) betrachtet.

Die Eheschließung selbst fand unter mehr oder weniger feierlichen Zeremonien statt, je nachdem die Ehe eine sogenannte strenge oder freie werden sollte. In ersterer hieß die Frau mater familias (Hausmutter) oder Matrone, in der andern dagegen uxor und behielt dann freie Verfügung über ihr Vermögen, nicht aber über ihre Mitgift, welche mit dem eingebrachten Vermögen in der strengen Ehe ihrem Gatten zufiel, wogegen sie selbst das Erbrecht in der Familie ihres Gatten erlangte.

Die strenge Ehe konnte auf dreifache Weise geschlossen werden:

a. Durch die sogenannte confarreatio, die älteste und feierlichste Form. Sie hat ihren Namen von far (Weizen). Die Neuvermählten mußten von einem Weizenkuchen (panis farreus) essen in Gegenwart von zehn Zeugen nebst dem pontifex maximus und dem flamen dialis (Zeuspriester). Vorher wurden aber Auspizien angestellt, wobei zuerst ein Schaf geopfert wurde, dann ein Schwein, und zwar letzteres von den neu Verheirateten in Gemeinschaft mit ihrem Ehegatten.

Die Auflösung dieser Ehe hieß diffarreatio und mußte ebenfalls in Gegenwart von Priestern vollzogen werden. Die durch confarreatio geschlossene Ehe war ursprünglich unauflöslich, später aber kam man davon ab, da vielfach Verbrechen der Frauen vorkamen. Sulla hatte fünf, Cäsar vier, Pompejus fünf, Antonius ohne die Kleopatra vier Frauen, und Ciceros Tochter Tullia drei Gatten. Erst die christlichen Kaiser traten dieser Unsitte streng entgegen. Formen der Scheidung waren: Der Mann sagte zur Frau: «Res tuas tibi habeto (agito)» (habe Deine Sachen wieder), oder «Foras exi» (verlaß das Haus). Auch konnte man die Ehe mündlich durch einen Boten aufkündigen, was im Beisein von sieben Zeugen geschehen mußte und von Augustus zur gesetzlichen Form erhoben wurde. Endlich schickte man die Scheideformel (libellus divortii) schriftlich dem betreffenden Teile zu.

b. Eine andere Form der Eheschließung war die sogenannte Ehe usu, das heißt wenn die Frau ein Jahr hindurch im Hause des Mannes geblieben war, also durch Verjährung.

Nach dem Zwölftafelgesetz wurde diese Ehe auflöslich, wenn die Frau vor Ablauf des Jahres drei Nächte hintereinander (trinoctium) außer dem Hause des Mannes zugebracht hatte. Sie konnte dann über ihr Vermögen verfügen, aber ihren Mann nicht mehr beerben. Unter den Kaisern war die Ehe usu die gewöhnliche Eheschließung.

c. Die dritte Form der Eheschließung erfolgt durch coëmptio, das heißt symbolischen Kauf. Der Vater gibt seine Tochter durch Kauf dem künftigen Gatten, wobei diese gleichzeitig ihre Zustimmung erklärt und zwar in Gegenwart von mindestens fünf Zeugen (römischen Bürgern).

Für die Eheschließung unter b. und c. waren besondere Zeremonien nicht wesentlich erforderlich, nur die Heimführung in des Gatten Haus mußte stattfinden, was gewöhnlich in feierlicher Weise geschah.

Dagegen war die Eheschließung unter a. von zahlreichen symbolischen Gebräuchen begleitet. Am Hochzeitstage selbst legte die Braut die toga praetexta — das mit Purpurstreifen verbrämte Oberkleid des römischen Bürgers (Bürgerin) — ab und weihte sie der fortuna virginalis (jungfräuliche Glücksgöttin); dann legte sie einen Gürtel aus Schafwolle um die weiße tunica (Unterkleid), warf über das Gesicht einen feuerfarbenen (zitronengelben) Schleier, was die Festfarbe gewesen zu sein scheint, und um das Haar ein gelbes Haarnetz. Das Haar war in sechs Flechten (Locken) geordnet. Unter dem Kopftuch trug die Braut einen Kranz von Blumen, die sie selbst gesammelt hatte. Der Uebertritt in das Haus des Bräutigams selbst erfolgte teils in der Form einer Entführung, teils in einem feierlichen Zuge. Dieser Zug, je zahlreicher, desto glänzender, und nicht bloß von den beiderseitigen Verwandten und Freunden, sondern auch vom neugierigem und müßigem Volke gebildet, fand gewöhnlich abends statt unter Fackellicht und Flötenschall, wobei die Braut zu Fuß ging und Spinnrocken und Spindel, die Symbole ihres Berufs, entweder selbst trug oder sich nachtragen ließ. Ihr zur Seite gingen zwei Knaben, deren Eltern beide noch leben mußten; hinter ihr folgte ein Knabe mit Opfergaben. Das Haus des Bräutigams war festlich bekränzt und geschmückt. Die Braut umwand sodann, um ihre Jungfräulichkeit zu bezeugen, die Thürpfosten mit Wollbinden und salbte sie dann mit Oel oder Schweinefett, um etwaige Bezauberungen abzuwenden. Dann wurde sie, um das Anstoßen mit dem Fuße an der Thürschwelle zu vermeiden, was für ein böses Vorzeichen galt, vom Bräutigam über die Thürschwelle getragen und auf einem im Hausflur ausgebreiteten Schaffell niedergesetzt, worauf sie unter dem Jubelrufe des Zuges: «Talassio, Talassio!» — einem uralten Hochzeitsrufe — vom Bräutigam gefragt wurde, wer sie sei, und dann antwortete: «Ubi tu Gaius, ibi ego Gaia» (wo du der Mann bist, bin ich die Frau). Dann wurden ihr die Hausschlüssel übergeben, und der Bräutigam reichte ihr im Hausflur Feuer und Wasser, was die Gemeinschaft des häuslichen Lebens und Gottesdienstes andeuten sollte. Darauf folgte das vom Bräutigam veranstaltete Festmahl unter Musik und Flötenschall und dem bekannten Hochzeitsgesang (hymenaeus). Für dies Mahl gestatteten die Gesetze einen verhältnismäßig großen Aufwand. Während desselben mußte der Bräutigam unter die vor dem Hause versammelte Jugend Nüsse auswerfen. Nach dem Mahle brachte eine verheiratete Frau, gleichsam die Stellvertreterin der Juno, die junge Frau ins Schlafgemach und legte sie in das mit der Toga bedeckte Brautbett, und dann erst begab sich der junge Gatte in das Gemach. Draußen sang man unterdessen nicht bloß den Hymenäus, sondern auch mitunter derbe Spottlieder.

Am Tage nach der Hochzeit gab der junge Mann wieder ein Mahl (repotia), wobei die Gäste und Verwandten dem jungen Paare Geschenke überreichten und die junge Frau das erste Opfer den Göttern ihres neuen Heims darbrachte.

Fügen wir noch als Allgemeines hinzu, daß in Rom Sklaven keine eigentliche Ehe eingehen konnten, daß als gesetzliches Alter für den Bräutigam das vollendete vierzehnte und für die Braut das zwölfte Jahr galt; daß ferner zwischen allen Gliedern aufsteigender und absteigender Linie (Ascendenten und Descendenten), zwischen Geschwistern, zwischen Oheim und Nichte, Tante und Neffe, früher auch zwischen Geschwisterkindern, die Ehe verboten war. Im Falle des Ehebruchs hatte in Athen wie in Rom der beleidigte Ehemann das Recht, den Ehebrecher auf der Stelle zu töten. Auch traf den Gatten Ehrlosigkeit (Atimie), wenn er die ehebrecherische Frau bei sich behielt, die selbstredend in Atimie verfiel.

Schließlich sei es noch gestattet, darauf hinzuweisen, daß erstaunlich viele Aehnlichkeiten mit den Hochzeitsgebräuchen der Griechen und Römer bei den im lieben Schwabenlande bestehenden sich finden, wie solche mein früherer verehrter Lehrer, der Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn, Dr. Anton Birlinger (ein geborener Württemberger), in seinen Werken: „Volkstümliches aus Schwaben“ (Freiburg bei Herder, 1862), Band 2, S. 330 bis 403, und „Aus Schwaben, Sagen und so weiter, neue Sammlung“, Band 2, S. 243 bis 308, mit einem wahren Bienenfleiße aus allen Winkeln des weiten Schwabenlandes zusammengetragen hat.

Literatur

— **Unseren Lesern, soweit sie es nicht erst in neuester** Zeit geworden, steht Karl Frenzels großartig angelegter und ebenso kraftvoll durchgeführter Roman „Lucifer“ sicherlich in lebhaftester und bester Erinnerung. Ein Gegenstück zu demselben liefert des Verfassers jüngste Novelle „Schönheit“ (Berlin, Gebr. Paetel). Jenem ergreifenden Bild aus unseren vielfach gewitterschweren Tagen stellt er hier ein Bild aus der sonnigen Zeit der Renaissance gegenüber. Savonarolas ereignisvolles Auftreten in Florenz, der Stadt des heitersten, rücksichtslosesten Lebensgenusses, bildet den Ausgangspunkt. Der ernste, strenge Sittenprediger ruft eine tiefe Bewegung in den Gemütern aller derer hervor, die für ein eindringliches Wort noch zugänglich sind. Den tiefsten Widerhall findet seine zürnende Rede in dem Herzen der jugendlich schönen Elena. Bald aber gerät in ihr der Entschluß zum Verzicht auf alle weltlichen Freuden in heftigen Widerspruch mit einer erwachenden Liebe zu einem ihr nahe tretenden Jüngling. Elena wird schwankend — bald unter dem Zwang äußerer Verhältnisse, bald infolge des Zwiespalts in ihrem eigenen Innern — die Gattin eines ungeliebten ältern Mannes, und es entspinnen sich Konflikte leidenschaftlichster Art, die Frenzel mit der ganzen Gewalt seiner fesselnden Darstellung zu schildern weiß. Der Ausgang ist auch in dieser Novelle ein hochtragischer. Elena büßt mit dem Leben den Liebestraum, dem sie den Gesetzen der Welt und der Kirche zum Trotz sich hingegeben. Erschüttert hält ihr Geliebter die entseelte Leiche im Arm, aber ein Freund zieht ihn von der Unglücksstätte fort. Die Novelle schließt mit einem Hinweis auf erneute Anforderungen und Verheißungen des Lebens, denn „morgen ist auch noch ein Tag!“

— **Gut erzählt, obwohl nicht abweichend von dem her**gebrachten Ton, ist der dreibändige Roman: „Konrad Letzkau und seine Tochter“ von Elise Püttner (Leipzig, Reißner). Wir werden durch diese Erzählung in die Zeit der Ritterorden geführt, da diese ihrem Verfall schon entgegengehen und ihre Herrschsucht und Ungerechtigkeit schwer auf der Stadt Danzig lastet. Ein patriotischer Bürgermeister sucht das sich empörende Volk von der Absicht des Uebergangs zu dem Polenkönig Jagello abzubringen; er will die Stadt dem deutschen Lande erhalten, jedoch den Intriguen der verstockten Ritter nicht gewachsen, läßt er sich in eine Falle locken und erleidet den Tod. Ebenso soll seine geist- und mutvolle Tochter hingerichtet werden, sie wird jedoch unmittelbar vor dem Tode durch Heldenmut von einem edlen Manne gerettet und findet ein neues Glück in der Liebe. Dies alles, nebst einer Fülle von Episoden, wird lebendig und mit geschickt verwendeten historischen und Kulturstudien erzählt, und ein gutes Bild aus jener düstern und kriegerischen Zeit tritt uns vor Augen; aber die Figuren, wie auch die Handlung kommen uns einigermaßen bekannt vor. Der sonst tüchtig und energisch durchgeführte Roman entbehrt der Originalität in Auffassung und Darstellung, deshalb dürfte sein literarischer Wert nicht sehr hoch anzuschlagen sein, wohl aber als Unterhaltungsbuch viele Leser finden, die sich an der Gediegenheit und Wärme seines Tons sowie an seiner guten Darstellung erfreuen.

— **Von dem Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen** Offiziers“, welche vor einigen Jahren bei ihrem ersten Erscheinen in der „Deutschen Rundschau“ lebhafte Aufmerksamkeit erregten, ist jetzt eine Sammlung von Novellen: „Wandel der Zeiten“ (Wiesbaden, J. F. Bergmann) erschienen. Auch hier legt der Verfasser das Hauptgewicht auf das Kulturgeschichtliche; die novellistische Form ist ihm nur ein Mittel zum Zweck, dem Leser seine Studien und Erinnerungen in einem möglichst hübschen und kleidsamen Gewande vorzuführen. Man muß deshalb diese vier Novellen, um ihnen gerecht zu werden, nicht allein als Kunstwerke, sondern auch als Bausteine zu einer Geschichte unserer Zeit ins Auge fassen. So schildern „Enge Schranken“ und „Stärkere Gewalten“ das höfische Leben eines deutschen Kleinstaats zu Anfang der dreißiger und das von Hannover gegen Ende der vierziger Jahre recht charakteristisch und anschaulich. Weniger gelungen sind „Morgendämmerung“ und „Gute Tage“, welche das Erwachen des deutschen Nationalgefühls zur Zeit des deutsch-dänischen Krieges und Deutschland als Kaiserreich vergegenwärtigen sollen.

— **Einen Kalender für Liebhaber und Züchter von Hunden,** Kaninchen, Geflügel und Singvögeln auf das Jahr 1888 hat im Verlag von Gebr. Reichel in Augsburg der Tiermaler Jean Bungartz, der kundige Verfasser des Buches über „Die jagdbaren Tiere Europas und die zur Jagd gebräuchlichen Hunderassen“ (Verlag von Paul Neff, Stuttgart) herausgegeben. Beide Werke, bei denen dem Herausgeber bewährte Fachmänner als Mitarbeiter zur Seite gestanden, gewinnen durch naturgetreue Abbildungen, die bei den auch im übrigen schön ausgestalteten „Jagdbaren Tieren“ besonders zahlreich und anschaulich sind, ein erhöhtes Interesse.

— **Der schulbesuchenden Jugend — den Angehörigen der** höheren Lehranstalten so gut wie denen der Ober- und Mittelklassen der Gymnasien und Realschulen — ist ein „Deutsches Schülerjahrbuch für 1888“ gewidmet, das Dr. Max Bayler herausgegeben und Theodor Hofmann (Gera) verlegt hat. Neben dem Notiz- und Aufgabenkalender enthält es Geschichtstabellen, eine geographische Uebersichtstafel, Literaturtafeln und eine Anzahl ähnlicher Tabellen, die als Aushülfe für die Unterrichtsstunden dem Gedächtnis willkommene, sich leicht einprägende Anhaltspunkte bieten.

— **W. Lausers „Allgemeine Kunstchronik“, die mit Januar** in ihren zwölften Jahrgang eingetreten ist, feiert diese Thatsache durch eine besonders reich ausgestattete Neujahrsnummer. Eine Charakteristik des Malers Franz Rumpler von E. Ranzoni, ein dramatisches Fragment „Benvenuto Cellini“ von Ferdinand von Saar, eine Künstlernovellette von Ernst Remin, kleinere Beiträge in Poesie und Prosa von Anzengruber, Hieronymus Lorm, Martin Greif, Ada Christen, Richard Voß, Marie Ebner von Eschenbach, Bauernfeld, Leixner, Keim und anderen gereichen dem textlichen Inhalt zur Zierde; Autotypien nach Defregger, Rumpler, Aug. Wolf, A. Trentin ꝛc. liefern den entsprechenden Bilderschmuck.

— **Die „Preßburger Zeitung“, das älteste Blatt in Ungarn** und nach der „Wiener Zeitung“ das älteste in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie, begann mit dem neuen Jahre ihren hundertundfünfundzwanzigsten Jahrgang mit Herausgabe einer Jubiläumsnummer.

— **Moritz von Reichenbach hat in dem Roman: „Die Landskys“** (Berlin, Janke), ein Lebens- und Familienbild an der polnisch-deutschen Grenze mit ebenso großer Kunst wie Kenntnis der Verhältnisse entworfen. Vor allem scheint hier die gediegene Charakteristik, die Schicksale des alten Landsky, seiner Tochter, ihre Verirrungen und ihre Verbindungen mit den bürgerlichen Kreisen. Die Fabel, welche sich vor allem um die Hütten- und Eisenwerke dreht, ist ein gutes Stück echten, wirklichen Lebens voll Handlung und Farbe. Die resolute, frische Art der Verfasserin, zu erzählen — M. von Reichenbach ist bekanntlich Gräfin Valeska Bethusy-Huc — die geistvolle Darstellung der verschiedenen deutschen, slavischen adeligen und bürgerlichen Typen verleihen auch diesem Roman seinen speziellen Reiz, so daß wir diese Landskys als eine bemerkenswert gute Erscheinung auf dem Gebiete der Romanliteratur unseren Lesern warm empfehlen können.

— **Als gründlicher Kenner der Hans Sachs-Literatur, auf** deren Studium er einen ansehnlichen Teil seines arbeitsamen Lebens verwendete, hat Rudolf Genée jetzt diesen Gegenstand unter dem Titel: „Hans Sachs, Leben und ausgewählte Dichtungen — Schwänke und Fastnachtsspiele“ (Berlin, R. Gaertner) eingehend behandelt. Seine Darlegungen sind klar, bündig und treffend, seine neuhochdeutschen Bearbeitungen lesen sich glatt und fließend und zeugen von ebensoviel Pietät für den Meistersinger als geschmackvollem, die unabweislichen Forderungen unserer Zeit richtig ins Auge fassendem Anpassungsvermögen.

— **Einen willkommenen Beitrag zur Theatergeschichte** liefern die unter dem Titel „Schröder und Gotter“ von Dr. Berthold Litzmann herausgegebenen Briefe des berühmten Schauspielers an den seinerzeit beliebten Bühnendichter (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß). Sie gestatten einen interessanten Einblick in das Leben der damaligen Zeit, namentlich nach seinen dramaturgischen Beziehungen. Der Verfasser bezeichnet das Buch als Vorläufer einer größeren Monographie über Friedrich Ludwig Schröder, deren erster Teil demnächst erscheinen soll und auf die man gespannt sein darf.

— **Eine sehr interessante Schrift über Korsika verdanken** wir Dr. August Hedinger: „Die Insel Korsika“ (Verl. A. Haase und Selbstverlag, Stuttgart). Der Verfasser ist ein hervorragender Spezialist in der Ohrenheilkunde und zeigt sich in diesem Werkchen als ein Mann von ebenso umfassender naturwissenschaftlicher Bildung, wie künstlerisch geschultem Blick. Gerade diese beiden charakteristischen Merkmale verleihen der Schrift einen besondern Wert und eine spezielle Physiognomie. Der Verfasser schaut zu allererst die Dinge mit dem Auge des Naturkundigen und Naturforschers an, dann aber kommt bei ihm auch die künstlerische Seite seines Wesens zur Geltung und er gibt, was er geschaut, mit dem Auge des Malers und Poeten wieder, so daß die Lektüre dieser Schrift ebenso lehrreich wie anziehend wirkt. Wir gestehen, daß uns selten ein Buch über Korsika zu Gesicht gekommen ist, welches, wie dieses wenig umfangreiche Werkchen, so reichhaltig dem Inhalte nach wie anschaulich die Insel nach allen Richtungen hin, Volksleben, Landschaft, Pflanzen, Tierleben, Klima, Handel und Verkehr, vor Augen bringt.

— **Die großartigen Fortschritte der letzten Jahre in der** Telephonie, elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung haben für alle Welt eine so große Bedeutung gewonnen, daß ein Werk, welches klar und genau unterrichtet über die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus, den Experimenten, auf welche sie sich gründet, und die Gesetze, welche dabei entdeckt worden sind, sicher einer allgemeinen Aufmerksamkeit begegnet. Ein solches Werk sind die „Elementaren Vorlesungen über Elektrizität und Magnetismus“ von Silvanus P. Thompson, nach der 28. Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. Himstedt (Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung). Das Werk beabsichtigt, den Laien in eine Wissenschaft von großem Umfang einzuführen und erfüllt diesen Zweck ganz sachgemäß.

Blätter für die Frauen.

Die Kunst, Gesellschaften zu geben.

Von

Hans Ulrich von G.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I. Das Diner.

Mehr und mehr wird das Diner zur beliebtesten der gesellschaftlichen Formen; es gilt für die bequemste, weil es scheinbar nur gewisse Vorbereitungen erfordert, dann aber sich von selbst abwickelt. In dieser Auffassung liegt aber ein großer Irrtum, oder sie ist doch nur zutreffend für die unangenehmste Form von Diners, für jene großen Abfütterungen, die leider ebenfalls zum Tagesgeschmack gehören. Da werden bis dreißig Personen zu einer Mahlzeit geladen; da überläßt man dem Koch, dem Restaurant alles Kopfzerbrechen und alle Verantwortung und verlangt nur, daß für schweres Geld Leckerbissen aufgewartet werden, bei denen Seltenheit und Kostbarkeit mehr bedeuten als die Rücksicht auf Zunge und Gaumen. Solch ein Mahl charakterisirt sich als eine Leistung der Industrie oder sagen wir höflicher der Kunstindustrie. Die Tafel wird mit Silber und monumentalem Gerät so hoch vollgebaut, daß man sein Gegenüber kaum sehen kann, Trepangsuppe, von dem Schleim eines Seeigels bereitet, Austern und Krebsschwänze, mittelst Essig und Gelatine zu „Timbale“ zusammengeklebt, Selleriestengel, als Gemüse hergerichtet, das gilt für erlesen, für vornehm, nicht weil es besonders gut schmeckt, sondern weil es selten und teuer ist.

Von der vollen Batterie verschiedener Weine kann man nur je ein Gläschen kosten, während doch erst der Genuß einer einzigen, wirklich guten Sorte den echten Dinerverständigen befriedigt.

Solche Diners, Kunstwerke des Kochs, sind sehr „fein“, sehr kostbar und sehr kurz; an sie gehen aber Wirt und Gast mit gleichem Seufzen; sie zählen zu den unvermeidlichen gesellschaftlichen Pflichten, denen auch derjenige sich nicht entziehen kann, der am meisten unter ihnen stöhnt. Bei Familienfeiern, Hochzeiten, offiziellen Festessen und Jubiläen ist diese Form der dekorativen Diners ja die feststehende und notwendige, nur daß mitunter die Qualität der kulinarischen Leistungen recht niedrig steht; Genuß gewähren sie überhaupt selten.

Und doch gibt es kaum etwas Reizenderes, Anregenderes und Herzerfreuenderes als ein gutes, gemeinsames Gastmahl. Ein solches erfordert seitens der Wirte aber allerdings nicht nur die Versorgung der Tafel mit seltenen Leckerbissen und Kuriositäten. Ein gutes, in allen seinen Teilen und Einzelzügen harmonisches Diner ist eine Kunstleistung oder eigentlich ein Werk, hervorgegangen aus der Begabung des Geschmacks und des Herzens, aus richtiger, feiner Empfindung; einzelnes aus seinen Erfordernissen kann ja wohl erlernt werden, die Hauptsache wird aber immer eine geniale Anordnung schaffen müssen. Der Meister in Veranstaltung genußreicher Mahlzeiten wird zunächst darauf achten, seine Gäste so auszuwählen, daß sie für einander passen und einander ergänzen, nicht nur in Geist, Wissen und Können, sondern auch in allen gemütlichen Eigenschaften und Vorzügen. Denn auch das Geistsprühen, der herausfordernde Scharfsinn können zum Uebel werden, wenn sie nicht durch gemütvolle Behaglichkeit, gute Laune, herzlichen Frohsinn ergänzt werden. In einer freien Abendgesellschaft entstehen Lücken und tote Momente weit seltener, sie können durch allerlei Veranstaltungen ausgefüllt werden; das Diner erhält nur durch sich selbst Leben und Bewegung.

Die alte Weisheit, daß die Zahl der Gäste eine beschränkte sein müsse, gilt noch heute, wird aber leider nie beachtet. Und doch wird ein Diner nur dann anregen, die besseren Sinne unterhalten können, wenn Geist und Scherz frei von einem zum andern über die ganze Tafel fliegen können, wenn die Gesellschaft ein harmonisches Ganzes bildet.

Dieser Geselligkeit eine angenehme, behagliche Stätte zu bereiten, wird der Gastgeber dann zunächst für seine Aufgabe halten. Verscheucht wird alles Behagen gleichsehr durch überladene Pracht wie durch enge Knappheit und Frugalität; nichts stimmt heiterer, festlicher und anregender als wohlerleuchtete, von leichtem Blumenduft erfüllte Räume, in denen wir uns sofort zu Hause fühlen, wenn wir mit ungezwungener Herzlichkeit empfangen werden. Wie leicht aber wird durch ein Zuviel die Stimmung sofort gestört. Die Blume, früher höchst sparsam bei unseren Festen verwendet, ist jetzt mit Recht zu großer Gunst gelangt. Nicht nur, daß große, niedrige Schalen, die den Anblick nicht hindern, auf die Tafel gestellt werden, daß man den Damen einen Strauß, den Herren eine Blume fürs Knopfloch auf den Teller legt, auch der ganze Raum, Etagèren, Gesimsleisten, Nischen, mag mit Blumen, abgeschnittenen und eingewurzelten, reich geschmückt sein. Hier kann höchster Luxus sich ungescheut entfalten, ebenso wie in der Beleuchtung, denn Licht und Blumenduft werden immer die Empfindung festlichen Behagens steigern, besonders erst, wenn die wärmelosen Glühlämpchen an die Stelle des heißen Gases getreten sein werden.

Nun zu Tisch! Daß der geschmackvolle Freund, der mich zu Tisch ladet, mir gute, das heißt passende Nachbarschaft geben, daß er mir selbst ausreichenden Platz gewähren werde, ist durchaus nicht so selbstverständlich, als es scheint. Da beginnen die ersten Schwierigkeiten! Ein lieber, aber für diese Gesellschaft wenig passender Freund, ein Verwandter, der einen Wunsch darnach geäußert, können unmöglich übergangen werden; noch im letzten Augenblick wird eine Einladung unumgänglich, da müssen die Stühle etwas zusammengerückt, einige Couverts eingeschoben werden. Es ist unter Umständen weit weniger schwer, einem Minister Opposition zu machen, sich mit einer kleinen Unwahrheit aus der Verlegenheit zu ziehen, als hier fest zu bleiben. Ein vorsichtiger Weltmann, der den Ruf hatte, reizende Diners zu geben, hatte sich gegen diese letztere Versuchung dadurch gewappnet, daß er eigens für die Dinertafel ganz abnorm breite Stühle bauen ließ, die schon von vornherein seinen Gästen völlige Ellenbogenfreiheit gewährten.

Die mehr und mehr um sich greifende Unsitte, das Festmahl zu einer endlosen Folge seltsamer Delikatessen, kostbarer Raritäten zu machen, wird glücklicherweise von geschmackvollen und vornehm empfindenden Frauen noch nicht befolgt. Freilich soll das Diner mehr und Besseres bieten als der gewöhnliche, selbst als der festtägige Mittagstisch; bestimmte Grundsätze sind da aber schwer festzustellen. Man hüte die Tafel vor Ueberladung, man denke mehr an das Wie als an das Was, diese beiden Regeln dürften bei wirklich gastlichen Naturen kaum auf Widerspruch stoßen. Die endlose Folge von Speisen und Entremets ermüdet, ohne zu erfreuen, denn das viele Reden- und Durcheinander wird schließlich zu wahrer Pein, sowohl wenn man es genießt, als wenn man es unberührt vorübergehen läßt. Neuerdings wird es zur Mode, besonders von Damen, welche eine besondere Vornehmheit für sich in Anspruch nehmen wollen, ein Diner als Fastenprobe anzusehen und den Teller kaum zu berühren. Das widerspricht aber dem Sinn und Zweck einer heiteren, gemeinsamen Mahlzeit und drückt unwillkürlich die Stimmung.

Die erforderliche Speisenfolge ist ja schon durch Tradition gegeben: Suppe, Fisch, pièce de résistance, also ein Stück Fleisch, dann ein pikantes Zwischengericht, Braten, Gemüse, Eis und Dessert. Das genügt den gesteigertsten Ansprüchen, kann unter Umständen sogar um eine Schüssel gekürzt werden; dabei wird weder Unruhe noch Ermüdung sich einstellen und der bunte, unterhaltende Nachtisch die festlich angeregte Stimmung auf ihrer vollen Höhe finden.

Die Auswahl der Speisen, die Art ihrer Zubereitung, kurz, das „Wie“ eines Diners zu gestalten und zu ordnen, wird immer die größte Aufgabe der Dame des Hauses und zugleich ihre liebste sein. Wer auch für gewöhnlich eine gute Küche führt, der Speisenbereitung Sorgfalt und eingehendes Interesse widmet, der wird nur selten, wenn er ein Diner gibt, sich an den Koch oder Restaurant wenden. Einiges, eine Leberpastete, Hummer, Gefrorenes, Nachtisch, muß ja ohnedies von auswärts bezogen werden, Austern, Kaviar ebenfalls; was dann noch zu schaffen bleibt, wird die eigene Küche, wenn sie nur für gewöhnlich eine gut geleitete ist, jedenfalls immer am besten leisten. Fortgesetzte Studien und Traditionen vermögen in einem wohlhabenden Haushalt eine große Zahl ganz vorzüglicher Leistungen zu schaffen, jene soliden, wahrhaft wohlschmeckenden Speisen, deren jede einzelne eine wirklich feine Zunge den raffinirtesten Kunstwerken des Kochs vorziehen wird. Aus diesen eine passende Auswahl für ihr Diner zu treffen, wird der Stolz der Frau des Hauses sein. Es gibt eine Anzahl gastlicher Häuser, deren Diners für auserlesen gelten und der Hauptsache nach doch nur aus dem bestehen, was man idealisirte Hausmannskost nennen möchte. Da wird beispielsweise unsere schlichte Erbsensuppe verfeinert zur Puréesuppe von jungen grünen Erbsen und kräftiger Fleischbrühe, die eine Delikatesse ersten Ranges sein kann. Da hebt man das gewöhnliche, triviale Suppenhuhn zu einer gedünsteten Poularde mit Champignons, die doch eigentlich nichts anderes ist als ein gekochtes Huhn, von Feinschmeckern aber einer gebratenen, selbst einer getrüffelten vorgezogen wird. Da sorgt die Hausfrau, die ihre Gäste mit Schinken in Burgunder bewirten will, beizeiten dafür, daß der junge, zarte Schinken nur mäßig gepökelt und kurz geräuchert wird, um seine saftige Frische ungeschmälert zu behalten. Da versteht sie es, den einfachen Zander, in Filets zerlegt, in Zitronensaft einige Stunden zu beizen, dann in Weißwein weiß zu kochen, um ihn darauf in der Zinnschüssel in Butter und dieser Sauce mit Champignons, Sardellen und Parmesankäse leicht zu backen. Da genügt eine Rinderbrust, wenn sie zart und jung, einige Tage gesalzen, nicht gepökelt, in Wein kurz gedünstet ist, als Fleischstück und schlägt meist alle Nebenbuhler.

Wir wollen in diesen Blättern kein Kochbuch schreiben und führen diese Beispiele nur an, um zu erklären, was wir unter idealisirter Hausmannskost verstehen, zu welcher natürlich Sauerkohl in Champagner ebenfalls zu rechnen ist. Daneben werden ja immer noch einige Virtuosenstücke der Kochkunst eine Stelle finden können, denn auch für angenehmen Kitzel des Gaumens mag das gute Diner gelegentlich sorgen, nur sollen derartige kulinarische Scherze nicht zur Hauptsache werden. Doppelgänge, wie sie neuerdings Mode geworden, sind als eine Verbesserung der Diners kaum anzusehen, höchstens für eine Notwendigkeit bei großer Anzahl von Gästen. Der Doppelgang bringt noch mehr Unruhe und Zersplitterung in das Mahl, nötigt uns mitunter eine Schüssel auf, die wir nicht mögen, zieht uns von der Unterhaltung ab, die am Ende doch immer Hauptsache bleiben soll.

Auch das Serviren von einem Dutzend verschiedener Weinsorten trägt nicht dazu bei, die wirklichen Genüsse der Tafel zu erhöhen. Man kann zu keinem wahrhaft behaglichen Trinkgenuß kommen, wenn man ein halbes Glas Xeres, ein Spitzglas Malvasier, einen Schluck Portwein, verschiedene Sorten Bordeaux, schwere Rheingauweine, deutschen Sekt zur Suppe, französischen zum Nachtisch trinkt. Bei feinem Rotwein, bei gutem altem Rheinwein wird jeder Gast sich dauernd wohl und behaglich fühlen; der Sekt sollte, wie das früher Sitte war, erst gereicht werden, wenn das eigentliche Mahl sein Ende erreicht hat und die kleinen Scherze des Nachtisches, Pralinés, Fondants, Eis, Naschereien, beginnen. Das Gläschen Marasquino zum Schluß steht außerhalb des Programms, und wenn man zu Leberpastete oder Hummer den Weingenuß unterbrechen will, so eignet sich dazu am besten der einschmeichelnde römische Punsch, leichter, gefrorener, mit Marasquino parfümirter Weinschaum, den man während des Frierens mittelst Schaumwein aufbrausen läßt.

Ein wirklich gelungenes Diner muß jeden Teilnehmer ebenso frisch, ebenso angeregt und aufgelegt zu allen guten Dingen beim Kaffee finden wie beim Beginn. Ein solches Diner zu schaffen, ist keine Kunst für denjenigen, der seine Freunde mit dem Herzen zu Gaste ladet und sie mit dem Herzen einige Stunden angenehm unterhält; unmöglich ist es aber für den, der nur glänzen, die Herrlichkeiten seiner Tafel, die Zahl und Vornehmheit seiner Gäste präsentiren will. Solche Diners zeigen unsere moderne Geselligkeit in ihrer Entartung.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **Der Senat der Berliner Kunstakademie hat seinen** Ehrenmitgliedern, dem Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin von Preußen, seine Glückwünsche zum Jahreswechsel in Form einer künstlerisch sehr gelungenen Adresse übermittelt. Das Titelblatt derselben zeigt die Thorwaldsen'sche Statue der Hoffnung über einer Sphinx, dem neuen Jahresrätsel, schwebend und das geheimnisvolle Dunkel um letztere mit ihrem milden, in ein zartes Gewebe goldener Ornamente übergehenden Lichte erleuchtend. Die feinsinnige Komposition ist ein Werk des Leiters der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, Professor Ewald. Der Text, von August Schoppenmeyer in der graziösen spanischen Kursivschrift aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgeführt, paßt sich dem Ganzen harmonisch an.

— **Die Konkurrenz um den Schinkelpreis hat für die** Architekten in diesem Jahre kein Ergebnis gehabt, da sich kein einziger Bewerber dazu fand. Die Nebenaufgabe für Ingenieure, eine Hafenanlage mit Hafenbahn an der Unterspree, ist viermal gelöst worden.

— **In Nürnberg ist der prachtvolle Altar der St. Bartholomäuskirche** infolge nachlässiger Befestigung zusammengestürzt und hat an seinem reichen Schnitzwerk erheblichen Schaden genommen. Derselbe ist eine Stiftung der Familie von Nöfelholz aus dem Jahre 1501; noch jüngst erst war er mit bedeutenden Kosten zu alter Pracht wieder hergestellt worden.

Bühne.

— **Nur einige Bühnen haben ihre Besucher während der** Weihnachtstage durch die Aufführung neuer Stücke erfreut. Am ersten Festtage brachte das Neustädter Theater in Dresden als Neuheit das vieraktige Lustspiel „Mädchenaugen" von Francis Stahl. Die Wahl war eine sehr glückliche. Zwar behandelt das Stück keinen bedeutenden Vorwurf, bietet auch in den Personen, Charakteren und Situationen wenig Neues, aber es zählt dennoch entschieden zu dem Besten, was in letzter Zeit auf dem Gebiete des Lustspiels das Lampenlicht erblickt hat. — Einen gleich günstigen Erfolg hatte das Hamburger Thaliatheater mit seiner Weihnachtsgabe zu verzeichnen. Der neue Schwank in vier Akten, „Auf dem Holzwege" von Marie Krauß, versetzte das Publikum in die angeregteste Stimmung. Besonders fließen der zweite und dritte Aufzug, in denen die Verfasserin mit vieler Laune und großem Geschick dem überraschten Zuschauer eine lange Reihe drastisch wirkender Verwechslungen und Verwirrungen vorführt, deren Auflösung leicht und durch ein einziges Wort zu erreichen wäre, nicht aus der Heiterkeit herauskommen. — In der Weihnachtswoche errang ferner an derselben Bühne eine zweite Neuheit, der frisch und lebendig geschriebene Einakter „Ich und meine Schwiegermutter" von Paul Perron, einen so durchschlagenden Erfolg, daß dieses kleine Stück voraussichtlich rasch die Wanderung über die anderen deutschen Bühnen machen wird. Wie schon der Titel zeigt, handelt es von den vielgeschmähten Schwiegermüttern. Aber diesmal können die armen dem Verfasser dankbar sein, denn er ergreift mutig ihre Partei. Ein junger Ehemann, den seine Schwiegermutter mit ihrem Besuch erfreuen will, beschließt, diesem Genusse dadurch aus dem Wege zu gehen, daß er fortreist. Auf vieles Bitten erlangt es seine junge Frau jedoch, daß er bleibt, aber er läßt sich seiner Schwiegermutter, die ihn noch nicht kennt — allerdings eine sehr große Unwahrscheinlichkeit — als seinen eigenen Zwillingsbruder vorstellen. Seine Frau will ihn dafür bestrafen und spielt der Mutter gegenüber in seiner Gegenwart die unglückliche Gattin, die von ihrem dem Trunk ergebenen Manne vernachlässigt und den Nachstellungen seines Zwillingsbruders überlassen wird. Die gute Mutter nimmt sich aber ihres ihr unbekannten Schwiegersohnes aufs wärmste an und geht endlich sogar so weit, den vermeintlichen Verführer ihrer Tochter aus dem Hause zu weisen. Dieser geht, kehrt indes bald zurück, um ungesehen einer Scene beizuwohnen, in welcher die Schwiegermutter für ihn gegen ihre eigene Tochter Partei ergreift, und wird nun in seinen Ansichten so bekehrt, daß er beschließt, seine Schwiegermutter nicht wieder von sich zu lassen.

— **Das neue deutsche Theater in Prag ist unlängst feierlich** eröffnet worden. Das neue Haus ist an Stelle des alten Neustädter Theaters getreten, welches dem deutschen Landestheater seinerzeit als Sommertheater diente. Die Deutschen Prags haben das neue Theater aus eigenen Mitteln mit einem Kostenaufwande von ungefähr 1,000,000 Gulden gebaut. Erbauer sind die bekannten Architekten Fellner und Helmer aus Wien. Das Theater, das zweitausend Personen faßt, stellt sich von außen als schlichter Renaissancebau dar, während sein prachtvoll ausgeschmückter, elektrisch beleuchteter Innenraum im reichsten Barockstil gehalten ist. Dem Eröffnungsabend (5. Januar) wohnten die Spitzen der Behörden, der deutsche Adel (voran Graf Oswald Thun, der Präsident des Theatervereins), ein distinguirtes Publikum bei. Zahlreiche Gäste waren von auswärts, insbesondere aus Wien und Berlin gekommen; Paul Lindau, Richard Voß, Ludwig Pietsch, Dr. Hermann, der Obmann des deutschen Schulvereins aus Dresden, und andere. Die erste Vorstellung war Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg". Am zweiten Abend fand als weitere Festvorstellung die Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm" statt. Dem klassischen Lustspiel ging ein gelegentliches Festspiel von Alfred Klaar, „Der Empfang" voran, welches durch vielfache Bezugnahmen auf die gegenwärtigen politischen und nationalen Verhältnisse in Oesterreich das Publikum zu häufigen demonstrativen Beifallsbezeugungen hinriß. Nach der Vorstellung fand ein Festbankett statt, wobei Dr. Schmeykal, Professor Dr. Knoll, Paul Lindau und andere die Bedeutung der Feier in Reden und Trinksprüchen würdigten. Das neue Theater ist dem Direktor des deutschen Landestheaters, Angelo Neumann, übergeben worden.

— **„Kaiser Otto III.", Trauerspiel in fünf Akten, von** Hugo Kreds, dem Verfasser des Preisstückes „Der Bürgermeister von Breslau", errang am herzoglichen Hoftheater in Dessau einen durchschlagenden Erfolg. Die Darsteller und der Verfasser wurden wiederholt stürmisch hervorgerufen.

— **Auf der Stuttgarter Hofbühne hat Felix Schweighofer** mit einer Reihe seiner beliebtesten Glanzrollen Triumphe gefeiert. Die künstlerisch bedeutendste seiner Leistungen war unstreitig der „Nuß-Kerl" in dem steiermärkischen Volksstück „Das Nullerl". So ähnlich wie Schweighofer diesen rührenden alten Einleger, einen auf Gemeindekosten erhaltenen Ortsarmen, mit ergreifender Wahrheit zur Darstellung brachte, sahen wir uns die vielgefeierten Leistungen eines Nermund vor.

Sport.

— **Am ersten Tage der Hofjagd, welche der Kaiser von** Oesterreich Anfangs Januar im Mürzsteger Revier mit dem Kronprinzen Rudolf, dem Prinzen Leopold von Bayern und einigen geladenen Gästen abhielt, kamen in zwei Treiben 26 Stück Rothwild und 1 Rehbock zur Strecke. Beim Beginne der Jagd waren 18 Grad Réaumur unter Null.

— **Die Kaiserin von Oesterreich beginnt den Jagdsport zu** pflegen. Nachdem dieselbe einige Schießübungen unternommen, erlegte die fürstliche Jägerin im Gödöllöer Forst eine starke Wildsau.

— **Lieutenant von Heyden-Linden wurde nach seiner Rückkehr** aus England von Kaiser Wilhelm empfangen, um über seinen dort erfolgten siegreichen Ritt auf „Fénelon" Bericht zu erstatten.

— **Traberennen werden in Frankfurt a. M. am 27. und** 31. Mai und am 3. Juni 1888 abgehalten.

— **Für das französische Traberderby 1890 wurden 222** Pferde angemeldet.

— **Die Luftschiffahrt soll auch in dem afrikanischen Kriege** der Italiener eine Rolle spielen. Dieselben haben eine Luftschifferabteilung nach Massaua entsendet, welche mehrere Ballons-captifs mit sich führt, von denen aus ein Wachtdienst unterhalten werden soll.

— **In der 100 Meilen-Meisterschaft der Welt auf dem** Bicycle für Berufsradfahrer siegte der Franzose Terront in 5 Stunden 58 Minuten 40 Sekunden in ganz überlegener Weise gegen den Engländer A. H. Robb; fünf andere Konkurrenten hatten das Rennen aufgegeben.

Gestorben.

— Otto F. Volckmar, bekannter Buchhändler, 53 Jahre alt, am 25. Dezember, in Leipzig.

— Karl August Graf Bose, der letzte des alten sächsischen Adelsgeschlechts, Gemahl der 1858 verstorbenen und durch ihre großartigen Stiftungen an verschiedene deutsche Universitäten bekannten Gräfin Luise von Reichenbach-Lessonitz, Tochter des Kurfürsten Wilhelm III. von Hessen-Kassel, eifriger Förderer der naturwissenschaftlichen Studien, 73 Jahre alt, am 25. Dezember, in Baden-Baden.

— Oskar Reichsfreiherr von Lindemann, königlich sächsischer Oberst a. D., 67 Jahre alt, am 26. Dezember, in Dresden.

— Planat, unter dem Namen Marcellin Begründer des illustrirten Witzblattes „Vie Parisienne", genialer Zeichner und einfallsreicher Journalist, 59 Jahre alt, am 26. Dezember, in Paris.

— Etatsrat Fr. Hegel, der erste Verlagsbuchhändler Dänemarks, 70 Jahre alt, am 27. Dezember, in Kopenhagen.

— Professor Julius Sachs, namhafter Klavierspieler und Komponist, 57 Jahre alt, am 28. Dezember, in Frankfurt a. M.

— A. M. Storch, einer der populärsten Altmeister des deutschen Männergesangs, 74 Jahre alt, am 31. Dezember, in Wien.

— Franz Freiherr Scharschmid von Adlertreu, ehemaliger Präsident des Wiener Landgerichts, Herrenhausmitglied, 87 Jahre alt, am 31. Dezember, in Wien.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 448.

Von J. Grodmann in Zizlon.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Weihnachtkunst Seite 247:

Weiß.	Schwarz.
1) L. E 4 — F 5	1) G 3 — G 2.
2) L. H 4 — G 3 + ...	2) K. F 4 n. G 3 oder n. F 5.
3) S. F 6 — H 5 oder S. F 3 — D 4 Matt.	
A)	
1)	1) K. F 4 n. F 5.
2) L. H 4 n. G 3	2) K. F 5 — E 6.
3) S. F 3 — D 4 Matt.	

Rätsel.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 4, 5, 2. Sonnengott bei den alten Aegyptern.
2, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 5. Musikalisches Instrument.
2, 12, 8, 3. Ein Kartenspiel.
5, 2, 8, 8, 6. Ein alttestamentlicher Name.
13, 8, 3, 3, 5. Eine berühmte Sängerin.
2, 14, 15, 2, 3, 8, 16, 3, 5, 17. Eine Bezeichnung in der Grammatik.
6, 7, 3, 10, 8. Ein Land in Asien.
7, 8, 5, 3, 5. Ein Land in Amerika.
14, 7, 4. Zeitmesser.
15, 1, 6, 6, 8, 6, 6, 5, 1. Ein italienischer Dichter.
5, 18, 11, 9. Ein Tier.
16, 11, 12, 4, 1, 9, 1, 18. Nachruf.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben: die ersteren den Namen einer modernen Schriftstellerin, die letzteren eines ihrer Werke.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 320:

Mein süßer Schatz! Du bist zu gut,
Du nährest meinen Uebermut;
Es strahle nicht so reich an Huld
Wie deiner Augen schöne Glut!

Erlaube nur, daß meine Hand
Den Staub, worauf dein Fuß geruht,
Mir auf die Scheitel legen darf,
Wie mit der Kron' ein Kaiser thut!

(„Hafis", v. G. Fr. Daumer.)

Rätselhafte Inschrift.



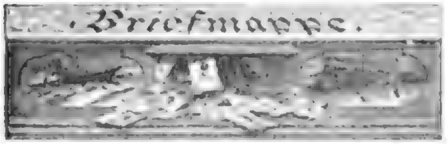
Nach Professor Wort-Kramer ist dies die älteste, schon dem Ovidius Naso bekannt gewesene Darstellung der Sage von Philemon und Baucis. Am Hügel der Tempelbau, in den die armselige Hütte der Alten, nachdem sie Zeus und Hermes beherbergt, verwandelt wurde; davor die beiden Bäume, Linde und Eiche, in die Philemon und Baucis auf ihre Bitte, daß einst keines das andere überleben möchte, verwandelt worden; vorn, hell auf dunklem Stein sich abhebend, Philemon und Baucis selbst, sie wohl das Rituale haltend, welches sie als Priesterin des Tempels zu befolgen hatte. Dagegen hat aber Dr. Widenz in seinem Obergymnasialprogramm 1874 Bedenken erhoben, namentlich hinsichtlich des Wortlauts der Inschrift, in der auch das Wort Naso in Unzialschrift steht, so, als ob es sich auf Ovid selbst beziehen solle, was für einen viel späteren Ursprung sprechen würde. Baurat Winkel hält die 14 × 10 Centimeter große Platte für ein späteres nekromantisches Amulet, das die Mahnung an alle, die einem Amte vorgesetzt sind, proposita, nicht träge, sondern lebendig und frisch (viva) ihren Weg gehen, wie ja auch tuba nicht nur Trompete, die zum Kampf ruft und antreibt, sondern auch „der Anreger" selbst bedeutet. Daß sie gegen das Unrecht durchgreifend (pernix) aufstechen (opposita) und TERRIS SIS SAL — das „Salz der Erde" sein möchten. Wenn Winkel naso fixis „der Nase nach" übersetzt, so dürfte wohl statt dieses etwas trivialen Ausdrucks „unentwegt" zu setzen sein. Gewagt bliebe die Konstruktion aber immerhin. Die Platte befindet sich unter Nro. 374b in der Salemschen Sammlung zu Naupenstellen a. G.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 320:

Katharine.

Digitized by Google

Briefmappe.



H. O. Th. in K. Wir können davon nur Gebrauch machen, wenn Sie uns unter voller Namensangabe für die Originalität Gewähr leisten.

Direktes Abonnement. Wenn Sie ein solches auf unser Journal wünschen, so diene Ihnen zur Nachricht, daß sich dasselbe pro Jahrgang einschließlich Frankatur ꝛc. auf 22 ℳ (innerhalb des Weltpostvereins) stellt. Sie erhalten dann die Nummern je wöchentlich direkt unter Kreuzband von unserer Expedition zugesandt, wie Ihnen auch die vom gegenwärtig laufenden Jahrgang schon ausgegebenen Nummern nachgeliefert werden.

Marie G. in Hannover. Der von einem Unteroffizier an einen Soldaten gerichtete klassische Ausspruch: „Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?“ wurde zuerst im Jahre 1848 unter den Anekdoten der „Düsseldorfer Monatshefte“ abgedruckt.

Th. W. in Halle a. d. Saale.

„Als Margret hold auf der Straße dir geht,
Erblickend ein Jüngling von ferne steht.
Sie schaut gleichgiltig ihm ins Gesicht
Und geht vorbei … Sie kennt ihn nicht
Und ahnt nicht, daß er die lange Nacht
Voll inniger Sehnsucht an sie gedacht.“

Das ist rührend und gar nicht schlecht gesagt; wir bringen diesen Vers deshalb hier; an anderer Stelle wäre er doch nicht recht am Platze [illegible]. Sie scheinen Talent für Sprüche zu haben, für das Lied fehlen Ihnen Einfachheit und der leichte Ton.

A. v. M. in St. Wir freuen uns von Herzen über Ihren Patriotismus, aber die Form, in welcher er sich äußert, ist weder neu noch originell. Derartige [illegible] Lieder verlangen eine ganz besondere Begabung und vielen Takt. Das Lob des Vaterlandes bereits an Eigenlob, das wir [illegible]. Die Charade ist formell ebenfalls gar zu ungenügend. Auf Wien — [illegible], das ist ungereimt!

Abonnent K. in Gumbinnen. Wir dergleichen haben wir großen Vorrat.

Josef R. in Belgrad. Der Komponist Heinrich Reiser ist zu Gammertingen in Hohenzollern geboren und lebt in Rheinfelden.

Cordelia. Handschriftendeutung ist ausgeschlossen; Charakteristik nach Bildern und bezeichnenden Aussprüchen sehr zu [illegible].

N. Abonnent in Ostpreußen. [illegible] — K. nicht C. — ist ein beliebter Schriftsteller, von dem in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, folgende Romane erschienen sind: „Bis in die Steppe“, „Unlösliche Bande“, „Nora“, „Schuld und Sühne“, „Wahr es sein?“, „[illegible] Brüder und Söhne“, „Auf [illegible]“, „Die geheimnisvolle Saxpistin“, „Ein Testament“.

L. Sch. in S. Den Jahrgang 1881 der „Deutschen Romanbibliothek“ können Sie zum ermäßigten Preise von 3 Mark (broschirt) noch beziehen; wenden Sie sich gefl. an Ihre Buchhandlung.

N. P. in Königsberg. Ganz lehrreich, aber für uns zunächst und in dieser Form nicht verwendbar.

Pattel. 1) Im streng katholischen Sinne und somit für Angehörige der römisch-katholischen Kirche wir empfehlenswert. 2) Chambers' „Cyclopaedia of English language and literature“. 3) Um besonderer Verhältnisse willen nicht anzuführen.

Hildegard und Felicitas von Kl. Schönen Dank! Für einen würdigen Enkel gerade alt genug.

Hch. Schwung und Feuer fehlen Ihnen nicht, aber das, was Sie zu sagen haben, ist noch ein wenig alltäglich und die Form nicht durchgebildet und selbständig genug. Wenn Sie etwas älter werden, bringen Sie es vielleicht zu etwas Besserem.

H. Sch.; Ein Wagner?; Otto Sch. in Schleswig; Adolf H. in Stuttgart; W. K. in Chemnitz; Fr. W. H…l in Berg. Leider nicht geeignet.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Gutermann in Altona i. Westf. Paul Bertiker in Marburg a. L. Fritz Lorenzen in Berlin. Otto und Malwine Schroth in Mähr. Kremsen (3). Frau Hen. Heilbing-Dithard in Zürich (4). O. Lemke in Insterburg (3). Franz Wendels, Lehrer in [illegible]. Joh. B. Einfeld in Homburg. Laura Hermes in Crefeld. Wilhelm Walther in [illegible]. Ludmilla und Frederike Popper in Ujlak. Alexander Gobel, stud. jur. in Lemberg. Marie Herold und Maria Rosemann in Schweidnitz. Jakob Cohen in Hamburg. Louis Siegl in Meiningen. Rosa Freundlich in Groß-Ubetin. Ernst Schröder, Caroline Thoma und Ludwig [illegible] in [illegible], Böhmen (3).

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moriz Acht (IV. Franz Josefgasse 3);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Fanfare, Roman von Fritz Mauthner. — Lord Byron, von Dr. Adalbert Schroeter. — Vom Karneval in Rom. — Belustigungen an Bord unserer Kriegsschiffe, von O. Herbig, Kapitän zur See a. D. — Ueber Klippen, Novelle von Alexis Jokern, Fortsetzung. — Gemsenhetzjagd in Dalmatien, von T. G. — Die Waisenkinder. — Die [illegible] des Lebens bei [illegible], von Dr. Fr. Ch. [illegible]. Hochzeitsgebräuche der Griechen und Römer. — Literatur. — Blätter für die Frauen: Die Kunst, Gesellschaften zu geben, von Hans Ulrich von G. I. Das Diner. — Notizblätter. — Schach. — Rätsel: Arithmogriph; Auflösung des Rätselkranzes Seite 320; Rätselhafte Inschrift; Auflösung des [illegible] Seite 320. — Briefmappe.

Illustrationen: Lord Byron. — Die Waisenkinder, Gemälde von R. Epp. — Vom Karneval in Rom: Das Blumenwerfen, Gemälde von José Benlliure. — Belustigungen an Bord unserer Kriegsschiffe, mit acht Bildern nach photographischen Naturaufnahmen. — Gemsenhetzjagd in Dalmatien, Originalzeichnung von Fr. Schlegel. — Amor als Lotse, Originalzeichnung von Paul Hey.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Einer aus der Masse.

Roman
von
Alexander Römer.

Preis geheftet ℳ 4. 50.; fein gebunden ℳ 5. 50. —

Der Verfasser, durch seine früher erschienenen Werke dem Publikum bereits bekannt, führt uns hier in fesselnder, spannender Darstellung einen Sohn aus dem Volke vor, der nach dem Höchsten ringt. Nach harten Kämpfen und Enttäuschungen beginnt er an sich selbst zu zweifeln, weil die äußeren Stützen, an die er irrtümlich geglaubt, ihm brechen. Erst als sich ihm aus diesen Zweifeln die Erkenntnis löst, daß der Mensch nur als solcher, nach der Stufe, die er aus eigener Kraft errungen, gemessen und gewogen werden kann, siegt er über die verderblichen Mächte, und lernt den Wert ererbter Glücksgüter richtiger schätzen. Die Liebesepisoden sind kein Hauptmoment in dem Roman, andere, zeitbewegende Faktoren, das freie Emporringen der Individualität aus den gegebenen Verhältnissen stehen im Vordergrund. Die bekannte Begabung des Verfassers, psychologisch wahre Charaktere zu schildern, hat in dem eisernen Grafen, dem Chorherrn, Pater Eusebius anziehende, plastische Gestalten geschaffen, die jedem Leser bald wie liebe alte Bekannte erscheinen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Einladung zum Abonnement auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer“.

In wöchentlichen Nummern von je drei Bogen. Preis 2 Mark pro Quartal.
In vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag. Preis 35 Pf. pro Heft.

Der neue **sechzehnte** Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern schon folgende Romane:

Des rechten Auges Aergernis. Roman von . August Niemann.
Jantje Verbrügge. Roman von . . . . . Theodor Duimchen.
In ferner Inselwelt. Roman von . . . . Christian Benkard.
Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton; Proben aus der neuen deutschen Lyrik; Mosaik.

In den neuesten Nummern hat begonnen:

Waldidyll. Roman von Robert Byr.

Von der neuen, eleganten **Salon-Ausgabe** der „**Deutschen Romanbibliothek**“, jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegenster Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von à 40 Pfennig ist soeben der **zweite Halbband** erschienen.

☛ Demnächst beginnt in unserer „Deutschen Romanbibliothek“ ein hochbedeutsames Werk aus der Feder **Gregor Samarows: „Unter fremdem Willen“**, ein Roman, der sich auf jene geheimnisvollen Zustände der menschlichen Seele aufbaut, welche durch Hypnotisirung hervorgerufen werden, und die seltsam interessanten Wandelungen zeigt, die ein mit jener Kraft außerordentlich begabter Mensch bei den verschiedenartigsten Charakteren bewirkt. Der Roman wird durch seinen Inhalt allein schon Aufsehen erregen.

Wir laden besonders alle mit Neujahr neu eingetretenen Abonnenten auf „**Ueber Land und Meer**“ zum Abonnement auf unsere „**Deutsche Romanbibliothek**“ als **überaus billiges Ergänzungsjournal** freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Karneval.
Prächtige [illegible] elegante **Masken-Kostüme** in effektvoller, [illegible] Ausführung [illegible]
und für Damen, [illegible].
Cotillon-Touren und Ball-Orden,
Masken, [illegible], Theater-Schmucksachen, Waffen.
[illegible]
Unsern neuen reichhaltigen Katalog versenden wir gratis und franko.
Bonner Fahnenfabrik (Hof-Fahnenfabrik) in Bonn a. Rhein.
(Wiederverkäufer und Vereine erhalten Rabatt und Referenzenliste.)

„Wir kennen keine
bessere, [illegible] und [illegible] Fleiß [illegible]“
[illegible]
*) G. Damm, Klavierschule, 33. Aufl. 4 ℳ

„Die unbedingt
beste und billig tadellose [illegible] ist die von Dr. H. Schaff (11 Bände ℳ 14.-) [illegible] ℳ 1.50.“
Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„In die vorderste
Reihe aller Schulen gehört Ufo Seifert, Klavierschule und Melodienreigen (4 ℳ).“
A. Zeitschrift f. Musik, Leipzig.

Angelgeräte
H. Stork, München.

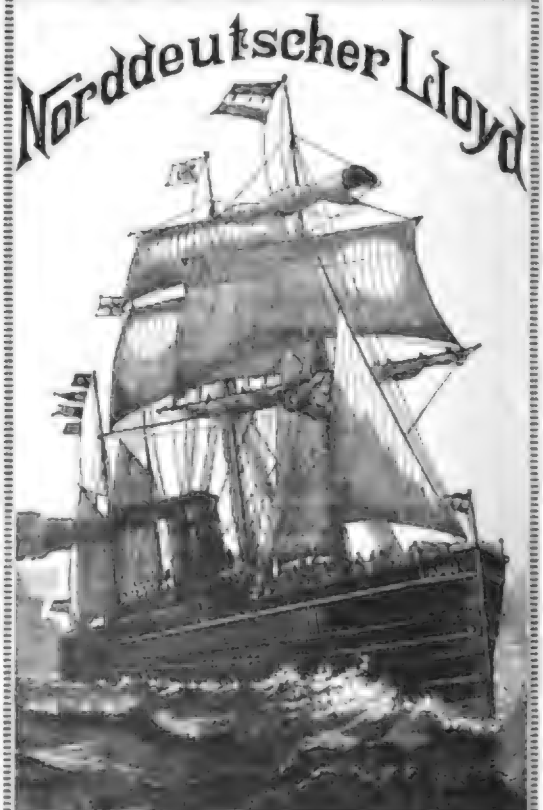
„Liederquell“
247 Volks-, Vaterlands-, [illegible] Lieder [illegible]
[illegible]
Steingräber Verlag, Hannover.

Buchhalter-Katechismus
[illegible]
Abtheilung für brieflichen Unterricht
„Postfach“ in Wien.

[illegible]
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
UNSCHÄTZBARES MITTEL
[illegible]
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC
ES ERHÄLT DIE HAUT
[illegible] HAUT [illegible]
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, [illegible], CHELTENHAM, ENGLAND.

L. Weyl, Berlin W. 8. Aelteste Fabrik heizbarer Badestühle, Kataloge gratis. Filiale in Wien, Wallfischgasse 4.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Vereinsfahnen, Banner, gestickt u. gemalt, prachtvolle, künstlerische Ausführung, unbeschränkte Dauerhaftigkeit wird schriftlich garantirt.

Fahnen und Flaggen, Transparente, Lampions, Theater-Dekorationen.

gratis und franko.

Bonner Fahnenfabrik (Hof-Fahnenfabrik) in Bonn am Rhein.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi.

Von

Lewis Wallace,

General der nordamerikanischen Unions-Armee u. vorm. Ver. Staaten-Gesandter in Konstantinopel.

Autorisirte Uebersetzung von B. Hammer.

Dritte Auflage.

2 Bände. Mit Porträt des General Wallace.

Preis geheftet in illustrirtem Umschlag 5 Mark; fein gebunden in zwei Originalbänden 7 Mark. Ausgabe für Bücherliebhaber, numerirt (Nr. 1–200) auf feinstem Papier in Luxuseinband Preis 12 Mark.

„Ben Hur" ist ein von der gewöhnlichen Romanliteratur sich weit unterscheidendes, höchst eigenartiges Werk. Von den ersten Kapiteln an bis zum letzten Kapitel, in dem der Leser die Erzählung wahrhaft ergreifend schildert, läßt ihn der Autor nicht aus dem Bann seiner Ideen. Es sind die tiefsten Fragen, die die Menschheit je bewegt haben, es ist die wichtigste Periode der christlichen Weltgeschichte, es sind die schwersten Konflikte, die der Autor zum harmonischen Ausklang gebracht werden, an die sich der Autor diesmal wagt. Und er hat nicht zu viel gewagt!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Elektro-Homöopathie.

Neue Wissenschaft.

Die elektro-homöopathischen Sternmittel

(Fabrikmarke rot und blauer Stern)

zur Behandlung aller Krankheiten, besonders der chronischen Leiden, sind schnell zu grosser Berühmtheit gelangt, haben Tausenden geholfen u. werden von vielen Aerzten in allen Ländern verordnet. Selbstbehandlung kommt auf einen Pfennig per Tag zu stehen.

Kleine Broschüre gratis in allen Dépôts. Grosses Lehrbuch in deutscher, französischer, englischer, spanischer u. ungarischer Sprache.

Homöopathische Central-Apotheke

A. Sauter in Genf (Schweiz).

Hauptdépots:

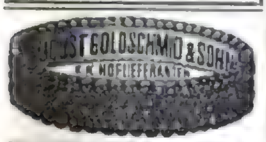
Dresden: C. Gruners homöop. Offizin. Berlin: ... Charlottenstr. 54. ... Breslau: Apotheke z. ... Danzig: ... Frankfurt a. M.: ... Heilbronn: ... München: ... Stuttgart: ... Strassburg ... Wien: ... Budapest: Apotheke z. ... Krakau: ... Lemberg: ... Paris: Apotheke ... 45 Avenue ... Rom: Allocci, Apotheker, 59 Via S. Claudio. Brüssel: Homöopath. Apotheke, 64 Rue de Laeken. Moskau: A. Forbricher, ... Warschau: F. Sateyner, kaiserl. Hofapotheke. New-York: Lewis O. Stiebel, 443. E. 10. Str.

Echte Briefmarken

Preisl. ... gratis. ...

7 ...	15 ₰	4 ...	...
11 ...	40 .	10 ...	40 .
10 ...	45 .	4 ...	40 .
5 ...	1 50 .	3 ...	...
7 ...	50 .	8 ...	60 .
7 ...	25 .	(alle verschieden).	

Paul Lietzow, Berlin N., Friedrichstr. 125 (gegr. 1864).



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.

Echter böhmischer

Granaten-Schmuck.

Preis-Courant mit 400 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.

Abwaschbare aus

Gummi-Spielkarten!

... der altrenommirten Firma „Vereinigte Stralsunder Spielkarten-Fabriken Aktiengesellschaft" hergestellt und bewährt sich sehr.

Die sogenannten Gummikarten sind nicht aus Gummielastikum fabrizirt, sondern aus mit einem ähnlichen Material überzogen und haben dadurch den Vorzug vor den gewöhnlichen Spielkarten, daß sie nicht so leicht schmutzen und nach längerem Gebrauch mit einem feuchten Schwamm ... gereinigt werden können.

Der ... in ... Unterpfänden ... und sind ganz zu ... sowie zur Abgabe von Mustern ... bereit.

Leipziger Gummi-Waaren-Fabrik, ...

Filiale Berlin, ...

Kolossaler ... Herren ...

... Literatur-Bureau, Hanau ...

Solide Buckskins,

das Meter von M. 3.50 ab, versendet auch an Private. Muster frei.

Bruno Frenzel, Cottbus.



Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl

Cotillon- und Carneval-

Gegenstände, als komische Kopfbedeckungen, Orden, Cotillontouren, Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Saaldekorationen, Bijouteries u. s. w.

Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

u. Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.

Illustr. deutsche u. französ. ... gratis und franco.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Der junge

Schachspieler.

Darstellung des edlen Spiels

für die Jugend

nebst Anweisung zur Erlernung des Damspiels und anderer Brettspiele

Von

Jean Dufresne.

Mit eingedruckten Figuren.

gr. 8. 2 Mk. 25 Pfge.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken u. einzeln zu höchsten Pr. Kataloge über ¼ Million für 30 Pf. L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Bandonions, wundervolle Musikinstrumente. Accordeons, Harmonikas, best. Fabrikate 3 ℳ an. Harmoniums v. 120 ℳ an. Musikwerke ... Herophone u. Klavier... bei

Gebrüder Wolff, Wiesbaden.

Preiscourant gratis und franko.

Handweberei in Hausdorf und Mechanische Weberei Gnadenfrei.

Versand von ... und ... bunter Bezug mit 2 Kissen ℳ 4.90.

Seiden-Imitation ...

Wollstoff-Ersatz.

Neuheit! Muster gesetzlich geschützt. Stoff für Robe von 6–9 ℳ. Waschechte Hauskleider von 3–4 ℳ.

Muster durch **Photographie** und ... vervielfältigte **Costumesbilder** gratis u. franko. **Versand:** ...

Lager-Verkauf: Berlin, Werder-Str. 5. Central-Verkaufsstelle der Vaterl. ...



... Regulateure, ... Standuhren, Weckern, Taschenuhren ... Nur solideste ... G. Naumann, ... Leipzig.



Neu! Kostbar!

Maskenbilder ... 60 Pf. Verzeichnis gratis. –

... Aug. Gutbeils Verlag, ...

Garrett Smith & Co.,

Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre neuesten Expansions- und Compound-Locomobilen auf ausziehbaren Kesseln unter Garantie für geringsten Brennmaterial-Verbrauch ...

Patent-Haarschäfte

... Erfolg wunderbar ...



F. Fischer & Cie. in Offenburg, Baden.

– Obacht vor Fälschungen. –

Das erste (Januar-) Heft des Jahrganges 1888 steht

Vom Jahre 1888 ab erscheint die

Zeitschrift für die Chemische Industrie,

welche mit dem

Repertorium für analytische Chemie

verschmolzen wird, als

Zeitschrift für angewandte Chemie.

Organ der

Deutschen Gesellschaft für angewandte Chemie.

Herausgegeben von

Dr. Ferdinand Fischer.

Erscheint Anfang und Mitte eines jeden Monats.

Preis für den Jahrgang von 24 Heften M. 20. –

(Im Buchhandel auch Vierteljahresabonnement für M. 5. –)

Zu beziehen durch die Post (II. Nachtr. d. Post-Zeitgs.-Preisl. No. 6489a), alle Buchhandlungen und von der

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer

Berlin N., Monbijouplatz 3.

auf Verlangen gratis und franco zu Diensten.



Glasmalerei-

Imitation (sogen. Diaphanien)

... Kunst-Druckerei für Plakate, Chromos etc.

Grimme & Hempel, Leipzig.

Vereinsfahnen, Standarten, Flaggen:

Vereinsabzeichen, Schärpen, Schleifen etc. liefern gut & billig

GESCHW. OSIANDER

RAVENSBURG (Württbg.)

Kunststickerei Anstalt & Paramenten Fabrik gegr. 1858.

Vielfach prämirt. Colorirte Skizzen & Cataloge gratis & franco.

Reel & prompt

Diebes sichere STAHL-KASSETTEN:

C. Ade, K. Hoflieferant, Stuttgart.



JENSENS

UNFRIERBARER

DORSCHLEBERTHRAN

Ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1. – M. 2. – und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

... Strasse Berlin N. und London, 101 Leadenhall Street E. C.

250 ... Briefmarken ... **M. 1.60** ... Paul Siegert, Hamburg.

Neu! **Wormatia** Neu!

Gesundheitspfeife,

gesetzlich geschützt.

...

J. ... Pfeifenfabrik, Worms a. Rh.

GASMOTOREN

... a. f. Petroleum u. Wassergas

C. Leissel & Co., Ehrenfeld.

CHOCOLADE

Hartwig & Vogel Dresden

UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüglichkeit der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

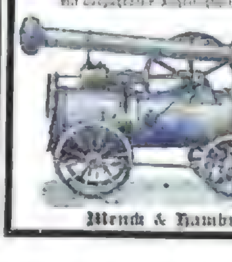
Zu haben in den meisten ... Colonial-, Delicatess- und ...

Lokomobilen

mit ausziehbarem ...

Centrifugalpumpen

von 350 bis 12,000 Liter Leistung per Minute halten auf Lager





Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Digitized by Google

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt.
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte.
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Aeltestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Dr. Lahmann's Sanatorium
auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.
In reizender Lage.

Asthma

Stottern
heilt
Sprecharzt Gerdts, Bingen a. Rh.
Prospekt gratis.

Arm u. Gesichtshaare

werden schmerzlos für immer mit den Wurzeln ...
Dose 3 Mark.
R. Böttcher, ...

Rhein-Wein,
... S. Roesch, ... Düsseldorf.

Wiesbadener Kochbrunnen-Seife

fabrizirt unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden u. der Kurdirektion.

Die Wiesbadener Kochbrunnen-Seife, welche aus den konzentrirten Ingredienzien des Kochbrunnens gewonnen ... ist von jeder Schärfe frei u. von hervorragender heilkräftiger Wirkung, indem sie die dem ... dem Körper direkt durch die Haut zuführt. ... Mittel gegen alle Hautstörungen ...

Versand durch das
Wiesbadener Brunnen-Comptoir Wiesbaden.
Zu haben in allen Apotheken, Mineralwasserhandlungen und Drogengeschäften. ...

Burks Arzneiweine
Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen:
Burks Pepsin-Wein (Essenz),
Verdauungsflüssigkeit.
Burks China-Malvasier,
Ein delikates Tonicum.
Burks Eisen-China-Wein,
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
... Berlin: ... Breslau: ... Dresden: ... Frankfurt a. M.: ... Magdeburg: ... Wiesbaden: ... Hamburg: ... Wien: ...

Für Taube und Schwerhörige.

Leuze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium ...
Dr. Wichmann. Dr. Wachter.

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER
ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn van Haagens Cacao ... Privatleute ...

Richard C. van Haagen UTRECHT. AMSTERDAM


Kaiser-Blume
feinster Sect
Gesetzlich geschützte Marke
von
Gebrüder Hoehl in Geisenheim.

Glaten-Nachtlichte,

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ
nach Vorschrift von Dr. Oscar Liebreich, ...
Schering's Grüne Apotheke
Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Sodener Mineral-Pastillen
Gegen Heiserkeit u. Husten ... gegen katarrhalische Affektionen des Magens, des Kehlkopfs und der Lunge ... die aus den besten Mineralbrunnen Sodens ... **chronischem Katarrh,** ... **Lungentuberkulose** ... Sodener Mineral-Pastillen ... Leibesverstopfung und Darmkatarrh ... **Rippenfell- und Lungen-Entzündung** ... Hämorrhoiden, leichter Leberanschwellung ... Sodener Mineral-Pastillen ...

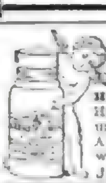
Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.
Die präparirte Holzkohle, welche schon seit langen Zeiten im Arzneischatze ein sehr bewährtes Mittel gegen Nervenaffectionen des Magens und der Gedärme war und bei ruhrartigen Erscheinungen, schwieriger Verdauung, Sodbrennen u. s. w. ausgezeichnete Dienste leistete, wird hier in einer höchst zweckmässigen Arzneiform geboten, ... darstellt und nicht dringend genug empfohlen werden kann.
Die Biscuits sind sowohl von dem Unterzeichneten, als auch von den
Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen
und deren Verkaufsstellen zum Preise von 1 Mk. ... zu beziehen.
Auf Wunsch Prospecte und Preisnotirungen für grössere Bezüge.
Dresden. Dr. L. Caro, Königl. Sächs. Hofapotheke.

Griechische Weine
1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten Claret, herb und süss, Flaschen und Kiste frei, versendet zu
19 Mark
J. F. MENZER, Neckargemünd. Ritter des Königl. Griech. Erlöser-Ordens.
Erstes & ältestes Importhaus griech. Weine in Deutschland.

TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

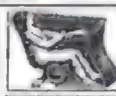


Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.


CRÈME SIMON
beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfum.

Mondamin Brown & Polson
Entöltes Maisprodukt. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speziell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch. — In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. ... Central-Geschäft Berlin C.

Imperial Wine Co.
Palmerston Buildings, London E. C.
Importeure von nur besten, garant. naturreinen
spanischen u. portugiesischen Weinen.
Probekiste enth.
1 Flasche Portwein feine
1 Flasche Sherry Qualität
5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung.
Specialität in altem
Portwein und Sherry
Probekiste, enth. 2 ganze Flaschen 7.50 ...
Leonard de Bruyn, Cöln.
Ausführlich. Preiscourant gratis und franko.


Sturm's Universal Badestuhl
... E. Sturm, Würzburg.


Köhler & Co., Hoflief.,
Heidelberg, ... **Krankenstühle,** ...

Vom ...

Zur „**Presshefenfabrikation**" ...
Erwerbs-Katalog ...
Wilh. Schiller & Co., Berlin ...

NEUHEIT
für Toilette und Bad!


PASTA MACK (in eleganten Cartons mit 8 Tabletten) ist ein neues vorzügliches u. sehr öconomisches Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesunden u. erfrischenden Toilette- und Badewassers, von herrlichem Wohlgeruch.
Vorräthig in den meisten Parfümeriehandlungen & Apotheken des In- & Auslandes.
Alleiniger Fabrikant & Erfinder Hch. MACK in Ulm a. D.
General-Depôt für Deutschland:
F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, **Karlsruhe (Baden).**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 17.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Fanfare.

Roman von

Fritz Mauthner.

Zweites Kapitel.

Arm in Arm lenkten Bode und Richard in den Tiergarten ein und genossen in der milder und milder werdenden Luft die jugendliche Lust, in einander verwandte Seelen zu entdecken. Bode heuchelte mit derben Redensarten völlige Gleichgültigkeit gegen die Musik; doch Richard merkte mit Vergnügen, daß sein Begleiter wie er ein begeisterter Verehrer der alten Meister war und nur von den allerneuesten Nachahmern, den Trompetern und Pankenschlägern nichts wissen wollte. Vertrauensvoller sprach Richard über seine Oper, erzählte die Handlung des Buches und gab zu, daß es sein stiller Wunsch wäre, sich ganz und gar dieser Kunst widmen zu können.

Von der Kunst und dem Austausch verwandter Gesinnungen über ihre letzten Fragen war es leicht, wieder zu Mitteilungen aus dem eigenen Leben zu kommen. Richard hielt nicht zurück. Er stand vor der Entscheidung; so oder so wollte er sich ein



Ausfahrt der deutschen Kronprinzenfamilie in den Promenaden von San Remo.

Digitized by Google

selbständiges Dasein gründen, als Musiker, wenn er den Glauben an sich selbst gewann, als Maschinenbauer in dem Gewerbe seines Vaters, wenn ihm die Ueberzeugung wurde, daß er nur ein Dilettant war. Denn glücklicherweise war er auf der technischen Schule fleißig gewesen und hatte auch in England seine Zeit nicht verloren. Es hätte ihn ein wenig geschmerzt, seinen künstlerischen Träumen entsagen zu müssen, aber in einer großen Maschinenwerkstatt als Leiter zu arbeiten, oder auch nur als ein Beamter, erschien ihm durchaus nicht als das schlimmste Los. Wenn's mit der Künstlerschaft am Ende doch nichts war, dann wünschte er sich nichts Besseres als den selbstgewählten anstrengenden Beruf, um durch ihn für die Begründung seines Glückes zu schaffen.

Für die Begründung seines Glückes! Natürlich liebte er. Beinahe zum erstenmal, aber sicher zum letztenmal. Er nannte den Namen nicht, aber er hatte die Liebe treu und ehrlich nach England mit hinübergenommen und sie fest und unversehrt zurückgebracht. Zu dem halben Jahre von damals hatte er nicht viel sprechen dürfen, doch jetzt glaubte er des blühenden Mädchens gewiß zu sein. Ihre Verwandten würden ihm vielleicht manche Schwierigkeiten machen, doch unübersteigliche Hindernisse waren nicht vorhanden; und wenn er erst seinen eigenen Lebensplan klar vor sich liegen hatte, so wußte er auch, wer seine Gefährtin war.

Richard hatte sich in eine ihm selbst befremdliche Offenheit hineingesprochen. Er war schon vierzehn Tage in Berlin, aber es war ihm, als höre er heute zum erstenmal seine Muttersprache wieder reden, als hätte sein Ohr in der Fabrik und zu Hause von seinem Vater immer noch den fremden Klang gehört. Vielleicht war Richard auch ein wenig schlau, als er dem Doktor Bode von Herzenssachen sprach. Denn wurde auch der andere wohl mitteilsam, und die kaum entfachte und schon wieder erlöschende Eifersucht auf ihn konnte völlig verschwinden. Ein Geheimnis bestand nun einmal zwischen Bode und Johanna. Welcher Art es war, das wünschte Richard zu erfahren.

Bode mußte an Fräulein Johanna von Hatenow denken. Doch er glaubte nicht mehr Vertrauen verlangen zu dürfen, als ihm freiwillig entgegengebracht wurde. Nur erwidern durfte er's mit voller Herzlichkeit. So erhielt denn Richard mancherlei Mitteilungen über Bodes Braut. In seiner verbissenen Art machte der Schriftsteller sich über sich selbst lustig, weil er an einem duftigen Frühlingsabend sich hier nicht weit vom Goldfischteich in ein kleines Kindermädchen verliebt hätte, eine Kindergärtnerin eigentlich, welche nicht Geld genug besaß, um ihr Examen zu machen; und dann hatte er der Armen, die mit leidenschaftlicher, unterwürfiger Hingebung an ihm hing, einmal die Ehe versprochen, weil ihre Thränen gar so jammervoll über die frischen Wangen hinunterliefen. Jetzt mußte Wort gehalten werden. Nicht aus Liebe zu dem Mädchen, nur aus Achtung vor sich selbst.

Ein langes, sinnendes Schweigen folgte auf die Eröffnungen; dann erinnerten sich beide, daß sie beim Fest erwartet wurden, kehrten auf den Hauptweg zurück und beschleunigten ihre Schritte. Sie sprachen nicht mehr von ihren eigenen Angelegenheiten, aber jeder von beiden hatte das bestimmte Gefühl, in dem andern einen guten Genossen gefunden zu haben. Erst als sie an der Gartenwirtschaft standen, lösten sich ihre Arme auseinander, und wie in eine fremde Welt traten sie ein.

Der Garten hatte sich verwandelt. Die Reklamen, welche von hunderttausend Gasflammen sprachen, hatten wohl nicht stark übertrieben. Die Luft unter den Bäumen war geheizt und durchzittert von den kleinen, dichtgedrängten farbigen Flämmchen; an den Umfassungsmauern und über die Wege, längs den Tischen und um die Baumstämme zogen sich in blendenden Reihen die Feuerlinien; und wo bei Tage ein Rasenplätzchen ausgespart war, das, von falschen Muscheln und Blechpflanzen umgeben, einer Theaterdekoration glich, da flackerte nun aus tausenden von grünen Lämpchen der Gasdunst empor und beengte den Atem. Aus den künstlichen Blumen züngelten grelle Lichter in rötlichem Scheine und mischten sich mit dem kalten Glanze, der sich hoch über dem Portal von der elektrischen Lampe aus wie märchenhafter Mondschimmer über die dunkelgrünen Baumkronen ergoß.

Die Tische waren schon dichtbesetzt von einer lärmenden, einem Rausch entgegentrinkenden Männergesellschaft. Bode, der viele Persönlichkeiten kannte und von ihren Beziehungen unter einander manches wußte, machte den Erklärer. Das Fest galt nicht allein der Eröffnung der Gartenwirtschaft, sondern auch der Gründung eines neuen Theatergebäudes. Auf dem wüsten Platze zur Rechten, der vorläufig durch ein Flammengitter vom Garten getrennt war, stand schon der Rohbau des neuen Hauses. Man schwankte noch, ob darin eine leichtere Oper, die lustige Sommerposse oder ein lockerer Tingeltangel Raum finden sollten. Die Hauptsache war jedenfalls das Bier aus der Brauerei der Familie Haffner; das sollte in Berlin eingeführt werden. Der Grund und Boden gehörte als Hinterland zu dem schönen Hause in der Tiergartenstraße, das von Richards Vater seit vielen Jahren bewohnt und seit kurzem mit einer Hypothek belastet worden war. Richard wußte schon, daß sein Vater das Haus erwerben wollte; der Major werde in irgend eine Pensionirtenstadt übersiedeln. Es geschehe ihm doch kein Unrecht?

Bode lächelte. Den hätte schließlich doch jemand aus dem ererbten Besitz vertrieben. Und die Teilung des Grundstücks ergebe sich von selbst. Das Haus selbst dem Verleger, hinten Garten und Theater dem Haffnerschen Kraftbier. Es war nicht das einzigemal, daß diese beiden Mächte miteinander gingen. Die Glocke pries schon seit Monaten in gewaltigen Inseraten und in kleinen Geschichten des lokalen Teils das Haffnersche Bier als das leichteste und gehaltreichste, als das stärkste und gesündeste Deutschlands.

Die Gesellschaft von Geldmännern, welche den Garten eingerichtet hatte und das Theater gründen wollte, saß mit Haffner und dem alten Mettmann drüben um einen großen Tisch unter einem Zeltdach auf dem Vorbau des altdeutschen Wirtshauses. Dicht unter ihnen tranken an nahe aneinander geschobenen Tischen, auf dreifüßigen Schemeln die Künstler und Kunsthandwerker, die alles stilgerecht bis zur Unbequemlichkeit eingerichtet hatten. Die Baumeister, Bildhauer und Maler hofften noch reiche Beschäftigung beim Theater zu finden und tranken den Bauherren unaufhörlich zu. Das berühmte Haffnersche Bier war bei Beginn des Festes aus stilgerechten altdeutschen Gläsern gekostet worden; dann war man sofort zu Wein und Champagner übergegangen. „Damit Sie morgen das Bier ordentlich loben können," hatte der alte Mettmann den Zeitungsberichterstattern zugerufen.

Diese saßen überall an kleinen unbequemen Tischen verteilt, rissen Witze und tranken um die Wette. Es waren die kleinen Straßenreporter, die hier von ihrem anstrengenden Dienste bei Bränden und anderen Unglücksfällen ausruhten und vor der Flasche eine Stunde lang vergaßen, daß sie auch dieses Fest morgen mit einigem Aufwand an Geist würden beschreiben müssen. Unter sie mischten sich auch vielgenannte geistvolle Journalisten und Dichter von gutem Namen. Und mit den Leuten von der Feder kneipten im herzinnigen Vereine die geladenen Gäste aus allen Ständen: reiche junge Bummler, die überall dabei sein wollten, vorurteilslose Adelige, welche um der Bühne willen auch den Umgang mit Schriftstellern pflegten, schwerfällige Freunde der Geldmänner, die gerne die Aussichten des Geschäfts erraten hätten, und vor allem die vacirenden Künstler, welche bei dem neuen Theater unterzukommen hofften, Sänger, Komiker, Regisseure, Musiker, Dekorationsmaler, aber neben ihnen auch Theateragenten, Seiltänzer, Löwenbändiger und Billethändler.

Bald mühsam vordringend, bald absichtlich zögernd, brachen sich die beiden Neuangekommenen Bahn durch den Knäuel von Tischen, Stühlen, Kellnern und Gästen. Bode war vielen bekannt, wurde aber von den meisten mit der herablassenden Nichtachtung behandelt, die sie dem unmodernen Rocke des jungen Gelehrten schuldig zu sein glaubten.

„Sieht man Sie auch einmal in anständiger Gesellschaft?" rief ein alter Coupletsänger ihnen zu.

Den jungen Mettmann kannte fast niemand. So oft sich aber Bode den Spaß machte, den neuen Freund als den Sohn des Verlegers vorzustellen, wurde Richard mit einem beängstigenden Jubel begrüßt. Die Sänger umarmten ihn, und zwei Musikanten, welche von seiner Liebhaberei gehört hatten, feierten ihn sofort als den ersten Musikkritiker Berlins.

„Aber er kann ja gar nicht schreiben," rief Bode lachend dazwischen.

„Dann wird er mündlich das Orakel der Kritiker sein," antwortete ein Journalist, und: „Richard Mettmann hoch!"

Der Lärm drang bis auf den Vorbau, wo die gesetzten Männer dem Glase weniger zusprachen und wie bei einer geschäftlichen Sitzung über die Bestimmung des Theatergebäudes verhandelten; denn davon hing es ab, welcher Plan angenommen und wie viel Geld geopfert werden sollte.

Als Gottlieb Mettmann, der Verleger, die Hochrufe auf seinen Sohn vernahm, beugte er sich über die Stuhllehne und rief Richard herzu. Auch Bode sollte heraufkommen, er hatte mit ihm zu reden.

Sie gingen die drei Stufen empor; von allen Seiten wurde der junge Mettmann freundlich begrüßt. Diejenigen Herren, welche ihn zum erstenmal sahen, wünschten dem Vater Glück und versuchten es, den Sohn in ein vernünftiges Gespräch über den Zinsfuß in England und Deutschland zu verwickeln.

Der alte Mettmann, der über seinen stattlichen Sohn noch fast um einen Kopf hervorragte, war ein derber, breitschulteriger Sechziger, oder vielleicht auch einige Jahre jünger. Es lag einiger Humor in dem groben, nicht unfreundlichen Gesicht. Nur die Augen blickten hart aus tiefen Höhlen. Den breiten, eben jetzt behaglich schmunzelnden Mund bedeckte zur Hälfte sein buschiger grauer Schnurrbart.

Die Herren rückten zusammen, und während Richard sich zwischen Haffner und einem Unbekannten einkeilte, fand Bode seinen Platz zur Rechten des Verlegers. Die Journalisten an den Tischen im Garten reckten die Hälse. Und unbekümmert um die Nachbarn, welche rücksichtslos hinhörten, begann Gottlieb Mettmann mit dem jungen Gelehrten die Unterhandlung.

„Ich habe mit Vergnügen gehört, lieber Doktor, daß Sie endlich annehmen wollen. Natürlich! Sie werden doch nicht ewig Privatgelehrter bleiben wollen. Das wirft ja nichts ab. Also wann wollen Sie Ihre Stelle antreten? Morgen, übermorgen? Je früher, desto besser. Ich habe mit meinen bisherigen Redakteuren kein Glück gehabt. Kein gebildeter Mensch hat mein Blatt lesen wollen."

„Die gebildeten Leute haben vorher zu viel anderes gelesen," rief Bode dazwischen. „Ich will mein Amt sobald wie möglich antreten, aber vorher müssen wir uns doch über meine Vollmachten und über die Haltung des Blattes in den wichtigsten Fragen verständigen."

Mettmann wurde ungeduldig.

„Wissen Sie, lieber Bode," rief er heftig, „ich bin nicht Publikum und habe auch keine Zeit, nach dem Zartgefühl meiner Leute zu fragen. Sie redigiren das Blatt, wie Sie wollen, und so lange, wie ich mit Ihnen zufrieden bin. Wenn Sie mich in meinem Gewerbe stören oder die gebildeten Leser auch Sie nicht wollen, so werden Sie mit vierteljährlicher Kündigung entlassen, das heißt, Sie gehen sofort und erhalten Ihren Lohn für drei Monate vorausgezahlt. Ich werde froh sein, wenn's nicht dazu kommt; gern wechsle ich nicht. Die Ziffern habe ich Ihnen schon genannt, als wir uns das letztemal sprachen."

Bode lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen. Noch war es Zeit. Noch hatte er seine Seele diesem Menschen nicht verkauft. Er war im Begriff, die ganze Sache mit einem derben Worte abzubrechen, als der Verleger, der ihn scharf beobachtet hatte, plötzlich mit verändertem Ton rief:

„Es ist besser, anfangs rücksichtslos und dann verträglich, als umgekehrt. Sie möchten auch gewiß gern lieber in Freiheit hungern, als im Käfig sich mit gutem Futter mästen, was, Sie Privatgelehrter? Nenne das! Sie haben wahrscheinlich eine Schuld abzutragen, brauchen Geld, Privatgelehrte kommen nicht freiwillig zu mir, ich weiß. Wollen Sie das Vierteljahr nach der Kündigung als Handgeld voraushaben?"

Bode hatte noch die Augen geschlossen. Käthe stand vor ihm. Sie trug statt des dünnen Kattunkleidchens ein modefarbenes Wollkleid, vor der Brust steckte ein goldenes Uhrchen am goldenen Kettchen. Ihr Auge strahlte vom Glück über die langgeträumte Herrlichkeit. Und sie hantirte an einem eichenen

Tische vor einer neusilbernen Kaffeemaschine in einer eigenen, vollständig eingerichteten Wohnung. Bode liebte sie ja eigentlich nicht, aber er mußte die Augen öffnen, so hell freute er sich über ihr Glück.

„Ich nehme an," rief er und reichte dem Verleger zögernd seine feinen blassen Finger entgegen.

„Abgemacht!" sagte Mettmann und umfaßte die Finger mit seiner harten Riesenfaust. „Ein schriftlicher Vertrag ist überflüssig; wir wissen ja doch, wie wir mit einander sind, und Sie ersparen die Hälfte des Stempels. Und nun noch ein paar allgemeine Bemerkungen. Erstens: die Inserate überlassen Sie mir ganz allein."

„Mit Vergnügen, Herr Mettmann."

„Den Börsenbericht erhalten Sie täglich von einem Fachmann und geben ihn ins Blatt, ohne etwas daran zu ändern."

„Ich verstehe ja doch nichts davon, Herr Mettmann."

„Und noch eins: Im Feuilleton sehen Sie nicht aufs Geld. Die gebildeten Leute wollen teure Sachen lesen. Ich habe bis jetzt an falscher Stelle gespart. Wir wollen lieber eine größere Schrift nehmen und an Zeilen sparen und dafür die teuersten Namen kaufen."

Der neue Redakteur stand erst auf, als Richard errötend den Tisch verließ. Wie auf Verabredung traten sie sich vor dem Flammengitter, hinter welchem das neue Opernhaus sich dunkel emporreckte.

Bode wies hinüber und sagte langsam, um den Sohn des Verlegers auf freundlichere Gedanken zu bringen: „Hier, das wird ein ernsthaftes Opernhaus, und ein Werk von Richard Mettmann soll uns alle mit den Plänen der Geldmänner aussöhnen."

Richard schüttelte ablehnend den Kopf.

„Sie haben eine schwere Aufgabe vor sich," sagte er traurig.

Bode war wieder guter Laune.

„Ich will mutig daran gehen und so lange aushalten, als es mir möglich ist. Am Ende sind es zwei ganz verschiedene Fähigkeiten, ein Blatt zu schreiben und es geschäftlich so klug zu leiten, daß es groß wird. Der eine Beruf kann so ehrenvoll sein wie der andere."

Richard lehnte wieder mit einer Handbewegung die Schonung ab. Ohne seinen Vater zu nennen und ohne anzudeuten, daß er an ihn dachte, klagte er über die Zustände der Presse, die er sich früher so ganz anders vorgestellt hatte. Bei allen kleinen Zeitungen und bei manchen großen dazu sei die Oberleitung in den Händen von ungeeigneten Personen. Er bedaure das Los der Leser, noch mehr aber das der Zeitungsschreiber, die häufig von einem Manne abhingen, der ihre Fähigkeiten nicht beurteilen konnte.

„Was wollen Sie?" rief Bode lachend dazwischen, „jeder Leser hat am Ende das Blatt, das er verdient."

Richard gab sich mit einem Scherze nicht zufrieden. Er schlug vor, den Garten zu verlassen, als erst von einzelnen Tischen, dann lauter und stürmischer von allen Seiten der Ruf nach Bode ertönte. Und als der Genannte unbekümmert stehen blieb, erhob sich bald da, bald dort einer mit dem Glase in der Hand schwankend von seinem Stuhl. Mehr und immer mehr schlossen sich den ersten an, und bald rückte eine Schar von über hundert Männern langsam mit Winken und Glückwünschen gegen den neuen Redakteur heran. Allen voran der alte Coupletsänger, der die Arme weit geöffnet hielt und bei jedem Schritt ein wenig Wein aus dem Glase schleuderte.

„Die wissen schon, daß ich Leiter des Blattes bin," sprach Bode spöttisch zu Richard. „Nein, lassen Sie mich in dieser schweren Stunde nicht allein; achten Sie darauf, wie ich trotz meines schlechten Rockes im Werte gestiegen bin. Das unterirdische Leitmotiv aller dieser Herren wird sein: Bode ist ein großer Mann, denn Bode hat zu bestimmen, wie viele Zeilen gedruckt werden dürfen und wie viel Pfennige für jede Zeile gezahlt werden."

Die Glückwünschenden waren herangekommen, und ehe er sich dessen versah, lag Bode in den Armen des Coupletsängers.

„Alter Freund!"

Und Bode war der alte Freund aller dieser Herren. Endlich war der richtige Mann an der richtigen Stelle, endlich würde die schlechte Wirtschaft aufhören. Und die Sänger jammerten, daß sie totgeschwiegen wurden, ein Schriftsteller verlangte die sofortige Annahme einer Novelle, welche schon seit Gründung des Blattes dort lag und von den vier Redakteuren des ersten Jahres gleichmäßig nicht gelesen worden war, ein Reporter verlangte die Zusicherung, daß ihm bei Hinrichtungen niemals eine Zeile gestrichen werde; denn die freundschaftlichen Beziehungen zu den diesbezüglichen Persönlichkeiten kosteten Geld.

Bode erwehrte sich mit Mühe der Händedrücke und Schmeicheleien, mit denen man auf ihn eindrang. Richard versuchte vergebens, den Menschenhaufen zu durchbrechen, und mußte auch über sich eine Flut von Redensarten ergehen lassen. Da trat von der Seite ein zierliches Männchen an ihn heran. Die schlauen Augen, der lächelnde Mund und die Nase hatten auffallend jüdischen Schnitt; dazu ein gelbes Wollhaar wie ein blond gefärbter Negerkopf. Auch die Sprache verriet, daß der zierliche Kleine die östlichen Provinzen noch nicht lange verlassen hatte.

„Mein Name ist Pinkus, verzeihen Sie, Herr Mettmann. Der Herr Papa sucht Sie und unsern neuen Redakteur. Mein Name ist Pinkus, Herr Doktor, ich gratulire, verzeihen Sie!"

„Ich danke Ihnen, Herr Pinkus!" rief Bode, froh über die Störung. „Lassen Sie mich, meine Herren, wir sind zu den Göttern berufen, die dort oben um hölzerne Tische thronen."

Und von Pinkus geführt, der geschickt mit den eckigen Ellenbogen Raum schaffte, gingen sie so rasch wie möglich auf den Vorbau zu. Unterwegs fragte Bode:

„Schreiben Sie auch für die Zeitung, Herr Pinkus?"

Pinkus wiegte lächelnd den blonden Wollkopf.

„Was werde ich schreiben für unsere Zeitung, Herr Doktor! So bin ich nicht gestellt, Gott sei Dank! Verzeihen Sie. Herr Mettmann und ich, wir arbeiten schon lang zusammen, ich bin Inseratenagent. Sie begreifen. Sonst schriebe ich gern einmal für Zeitungen, aber dann nur zu meinem Vergnügen."

An den Stufen des Vorbaues empfahl sich Pinkus bescheiden; Haffner und der Verleger kamen ihnen entgegen und der letztere rief sofort:

„Was ist denn das, Richard? Du suchst jede Gelegenheit, mir zu entkommen. Die junge Freundschaft mit Herrn Doktor Bode scheint mir ja gefährlich zu werden."

Aus der Stimme Mettmanns sprach wirkliche Zärtlichkeit für seinen Sohn; und Richard beeilte sich, seinem Vater gute Worte zu geben. Doch mißtrauisch ließ der Vater die Augen von einem zum andern schweifen.

„Nicht wahr, Du hast Herrn Doktor Bode heute abend bei Deinen adeligen Bekannten wieder angetroffen? Ich wußte nicht, daß Du diese Leute wieder aufgesucht hattest."

Richard war empört über den Vater und über den Schwätzer von Haffner. Was hatte dieser über seinen Verkehr mit Johanna zu erzählen? Welche Beobachtungen und Vermutungen mochte er dem Vater mitgeteilt haben? Und mit welchem Rechte sprach dieser so wegwerfend von „diesen Leuten"?

„Du kennst diese Familie von Havenow gar nicht," sagte er einlenkend. „Es ist alles ein und dieselbe Wirtschaft. Der Besitzer dieses Grundstücks hier, der mir nicht zahlen will, heißt auch Havenow, von Havenow, wenn Du so förmlich bist."

„Ist es nicht indiskret, Papa . . ."

„Ach was, wir sind ja hier unter uns!"

„Das finde ich eben nicht, Papa."

„Na, wenn Dir schon bei diesen gleichgiltigen Dingen unsere Freunde unbequem sind, so werden wir uns für das, was ich Dich fragen will, ein wenig zurückziehen müssen."

Und er führte seinen Sohn zu einem Nebentischchen, das in einer Nische des Vorbaues gegen das Wehen der Nachtluft geschützt war. Und er ließ vom Kellner den besten herben Champagner bringen, nötigte Richard zum Trinken und reichte ihm eine Cigarre aus der kleinen Tasche, aus der er sonst nur selbst zu rauchen pflegte. Dann erst, als Vater und Sohn einander wie gute Freunde gegenübersaßen, begann der Alte mit seiner mildesten Stimme, während seine schwere rechte Hand auf dem Knie des Sohnes lag, als ob er den Fliehenden zurückhalten wolle:

„Richard, ich hätte es mir vorher denken sollen, Du bist als ein Mann aus England zurückgekommen. Ich habe Dich zu lang wie einen Knaben behandelt. Es ist das erstemal, daß wir miteinander trinken und rauchen."

Richard verstand die Absicht des Vaters und sagte lächelnd:

„Wenn Du die Flasche und die Cigarre symbolisch nehmen willst und von nun an mit mir wie ein Freund zum Freunde sprichst, so will ich Dir dankbar dafür sein."

Der Verleger preßte liebevoll Richards Knie und rief mit Stolz:

„Du sprichst besser als ich, sogar Deine Stimme klingt gebildeter als meine. Das soll so bleiben. Ich will stolz darauf sein, wenn mein Sohn mehr geachtet wird als ich. Aber eines habe ich doch vor Dir voraus: Geschäftserfahrung oder, was dasselbe sagt: Menschenkenntnis. Ich sehe Dir nun seit vierzehn Tagen zu, ich wollte erst morgen mit Dir darüber sprechen, am Sonntag. Doch der Haffner hat sich über Dich beklagt, da wollen wir gleich ins reine kommen. Hier bleiben muß ich ja doch und spreche lieber mit Dir als mit dem ganzen übrigen Pack."

Richard hatte den Kopf zurückgeworfen.

„Ich wüßte nicht," sagte er, „welche Rücksichten ich auf Herrn Haffner zu nehmen habe."

Gottlieb Mettmann zog die Augenbrauen leise zusammen und legte die rechte Hand zur Faust geballt auf den Tisch. Nach einer kurzen Weile sagte er:

„Ich hatte so meinen Plan mit ihm. Du bist nicht umsonst drei Jahre in England gewesen. Du hast das große politische Geschäft kennen gelernt. Du mußt ins Parlament. Von meinen Bekannten ist Haffner der einzige, der Dich dabei unterstützen kann."

Richard lachte hell auf.

„Verzeihung, Vater, aber diesen Plan hättest Du mir früher mitteilen müssen. Ich denke nicht im Traume ans Parlament. In London bin ich nicht ein einzigesmal im Hause der Gemeinen gewesen und habe niemals auch nur einen Bericht gelesen. Mich würde die Politik entsetzlich langweilen."

Der Vater pochte mit den Knöcheln der Faust dreimal langsam auf den Tisch.

„Ich bin nicht eigensinnig, Richard. Ich gebe meine Absicht sofort auf, sobald ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Es thut mir sehr leid, daß Du nicht ins Parlament willst, sehr leid, aber der Haffner verdient auch sonst Deine Rücksicht. Wir ziehen geschäftlich an einem Karren. Wenn er Geld verdient, so muß er's mit mir teilen. Und vielfach arbeite ich ohnehin schon mit seinem Vermögen. Heute nachmittag, kurz bevor Du ihn dort bei den Damen trafst, haben wir mit den meisten dieser Herren hier die Fanfare gegründet, eine große Sache."

„Die Fanfare? Was ist das?"

„Für mich ein Mittel, meiner Zeitung Inserate zu schaffen; für die Herren eine Kapitalanlage, für Haffner die Aussicht, sein Kraftbier in allen deutschen Zeitungen gelobt zu sehen. Die Fanfare ist eine großartige Inseratenagentur auf Aktien. Ohne Haffners Hilfe hätte ich das nie zu stande gebracht. Und eine Stunde darauf tritts Du ihm auf einem Gebiete in den Weg, wo selbst der nicht Spaß versteht."

Eine rote Flamme schlug Richard ins Gesicht.

„Auch ich nicht, Vater," rief er.

Der Alte faßte beruhigend mit seiner vor Erregung zitternden Hand nach der des Sohnes. „Ich bin nicht eigensinnig, Richard," sprach er leise. „Doch wenn ich etwas für Dein Bestes erkannt habe und bestimmt weiß, daß ich mich nicht irre, dann dulde ich keinen Widerspruch."

„Und Du wolltest wie mit einem Mann, wie mit einem Freund mit mir sprechen! Vater, werde ruhig! Ein heftiges Wort über gewisse Dinge könnte viel zwischen uns verderben, bevor wir noch so mit einander stehen, wie wir doch beide wollen."

Der Vater nickte Richard zweimal zu, aber seine kalten Augen blieben ungerührt.

„Warum hast Du Frau Kommerzienrat Pitersen nicht wieder aufgesucht? Ich hatte Dir dringend dazu geraten."



Im Hof der Taubenmoschee in Konstantinopel. Gemälde von Alexander D. Goltz.

Digitized by Google



Der erste Ball. Originalzeichnung von Karl Schüller.

„Sie gefällt mir nicht. Nein, das wäre eine Ausrede. Ich fürchte mich vor ihr.“

„Sie ist eine der schönsten Frauen Berlins.“

„Ich dachte nicht an ihre Schönheit.“

„Du kannst durch diese Frau Dein Glück machen. Sie ist entzückt von Dir und ist so gut wie eine Witwe.“

„Vater, mein Glück? Du meinst mein Vermögen! Und durch eine solche schöne Frau? Vater, Du hast mich daran gewöhnt, daß ich mich als den Sohn eines wohlhabenden Mannes betrachte, Du hast mich verzogen, Du bist all meinen Wünschen zuvorgekommen, und nun soll ich auf einmal tiefer sinken, als — nein, laß mich so häßliche Dinge nicht aussprechen, nicht denken. Du hast mich so viel lernen lassen, daß ich mein Brot ehrlich verdienen kann.“

„Dein Brot, Richard! Aber Du sollst reich sein! Ich arbeite ja nur für Dich. Ich hoffe, für Dich als ein reicher Mann zu sterben, aber ich spiele va banque, Dir kann ich es sagen, was sonst niemand weiß. Meine Glocke ist ein großes Unternehmen, aber immer noch ein verzweifeltes Geschäft. Wenn die Inserate binnen Jahr und Tag sich nicht verdoppeln, so bricht es zusammen. Nein, Du brauchst nicht zu erschrecken, ich zweifle nicht am Erfolge. Aber Du sollst der Möglichkeit nicht ausgesetzt sein, Du sollst Dich von mir lossagen können, wenn Du willst; Du sollst auf eigenen Füßen stehen.“

„Das sind zwei völlig getrennte Dinge. Meine Zukunft und die Art Deines Geschäftes sollen nichts mit einander zu thun haben. Auch ich will auf eigenen Füßen stehen!“

„Richard, als ich Dir Dein kleines mütterliches Erbteil sicher stellte und Dir am Tage Deiner Ankunft die Anweisung auf den Bankier gab, da hieltest Du das für eine leere Form. Es war Angst um Dich. Wenn die Fanfare nicht zu stande gekommen wäre, und jetzt noch, wenn es nicht glückt, ist die kleine Summe das einzige, womit Du ins Leben trittst. Ich kann von heute auf morgen ein bankerotter Mann sein. Dein Erbteil würde dann nicht genügen, den Gläubigern auch nur ein Prozent zu bezahlen.“

Und Mettmann trank den Geldleuten, die am Ehrentisch saßen, lustig zu.

Richard stürzte ein Glas Wein hinunter.

„Ich bin Dir zu vielem verpflichtet, Vater, vor allem aber zur Offenheit. Und diese Pflicht will ich erfüllen und wenn keine andere sonst. Seitdem ich wieder bei Dir bin, seitdem Du mich einen Blick in Dein geschäftliches Treiben hast werfen lassen, sehne ich mich nach Selbständigkeit. Die Mitteilung, daß Dein Unternehmen gefährdet ist, könnte mich dem Blatt nur nähern. Aber das Gemisch von Hohem und Niederem, welches Dein Zeitungswesen bildet, stößt mich ab. Ich will meinen eigenen Weg gehen und ich danke Dir dafür, daß es Dein Wunsch ist.“

Der Vater hörte scheinbar ruhig zu.

„Und was willst Du eigentlich machen?“

Richard rückte erregt näher.

„Ich habe bei Behrendt & Compagnie eine schöne Stellung. Aber da ist noch etwas. Ich habe den Lebensplan befolgt, den Du mir vorgezeichnet hast. Mit Neigung und mit genügendem Fleiß habe ich Maschinenbau studirt und werde in meinem Fach meinen Mann stellen. Aber noch möchte ich nicht auf alles andere verzichten. Vater, ich habe mein Geheimnis heute schon einem Menschen anvertraut, Du sollst wenigstens der zweite sein. Bevor ich mich bescheide, mein junges Leben einer praktischen Thätigkeit zu widmen und bis an mein Ende in einem beschränkten Wirken mein Genügen zu finden, möchte ich nur ein einzigesmal öffentlich die Frage stellen, ob ich ein Künstler bin, ob ich zu einem freien Beruf ebensoviel Begabung wie Lust habe.“

Der Vater hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt erhob er sich schwerfällig von seinem Stuhle, und — die Hände auf den Tisch gestemmt — fragte er leise: „Du willst von Deiner Feder leben, wie meine Leute da unten?“

Auch Richard erhob sich und mit gesenktem Kopf sprach er zögernd: „Dafür fehlt mir wohl alles. Du weißt, ich habe es in der Musik weiter gebracht, als der Durchschnitt. Ich hatte immer große Freude am Phantasiren.“

„Ja, ja, das hast Du von Deiner Mutter, den Sinn fürs Höhere. Sie wollte aus Dir einen Gelehrten machen.“

„Ich glaube, in der Musik sollte mir etwas gelingen.“

„Musikant also?“

„Komponist. Ich spreche nicht vom bloßen Vorsetzen, ich habe eine ganze Oper von England fertig mitgebracht.“

Der Verleger machte einen großen Schritt um das Tischchen herum und faßte seinen Sohn freudestrahlend bei den Schultern.

„Eine Oper?“ rief er glücklich lachend. „Eine Oper, die einen Winter lang hundertmal aufgeführt werden kann? Wo unser Name jedesmal auf dem Zettel steht? Eine wirkliche Oper, die Dich mit einem Schlage reich machen kann? Eine Oper mit Chören und Orchester und mit einer großen Arie für die Primadonna? Aber, Junge, wie hast Du das fertig gebracht?“

„Nach Feierabend hatte ich nichts Besseres zu thun. Die Vergnügungen meiner Altersgenossen zogen mich nur selten an. Ich hatte nicht viele Briefe nach dem Kontinent zu schreiben, und Träumen nachzuhängen ist keine ernste Beschäftigung. Meine Oper ist fertig, nur noch nicht vollständig orchestrirt.“

„Was heißt das, das verstehe ich nicht, und wie heißt die Oper?“

„In zwei bis drei Monaten kann ‚Fata Morgana‘ bis auf die letzte Note vollendet sein. Ein politischer Flüchtling, der in England deutschen Unterricht erteilt, hat mir den Text geschrieben. Ich möchte wohl den Versuch wagen, Fata Morgana drucken zu lassen.“

Der Verleger hatte seinen Sohn losgelassen und rieb sich aufgeregt die Hände.

„Fata Morgana,“ rief er laut, „Fata Morgana, Fata Morgana! Du hast Talent, mein Junge! Was für ein Titel! Das läßt man nicht drucken, das läßt man aufführen.“

Und mit drei langen Schritten hatte er die Ehrentafel erreicht, während Richard erschreckt stehen blieb.

„Meine Herren,“ rief der Vater von seinem Platz aus, indem er mit einer leeren Champagnerflasche auf die Tischplatte donnerte. „Meine Herren, ich habe ihnen eine merkwürdige Entdeckung mitzuteilen. Unsere Beratung über das neue Theater ist zu Ende, wir richten ein Opernhaus ein, so rasch wie möglich. Und sowie es nur trocken ist, wird es eröffnet mit der Oper Fata Morgana, der Oper Fata Morgana von . . .“

Die Finger des Verlegers zitterten auf der Tischplatte. „Die ersten Autoritäten von England haben sie für ein Meisterwerk erklärt, der Erfolg ist sicher, der Titel und die Musik sind gut. Das wird Sie alle freuen, denn jeden Tag wird es auf dem Theaterzettel heißen: Fata Morgana; große Oper von Richard Mettmann, von Richard Mettmann, von . . .“

Die Stimme des Redners überschlug sich. Die Zuhörer standen wie gebannt. Da rief Pinkus von unten her:

„Ein Opernhaus, ich habe es immer gesagt, und Richard Mettmann soll leben, hoch!“

Wie plötzlich bezwungen, erhoben sich alle Herren der Ehrentafel und schrieen durcheinander: „Ein Opernhaus, das muß ziehen! Fata Morgana ist sehr gut! Mettmann junior hoch! Die Fanfare wird Arbeit kriegen!“

Auch die Herren an den Tischen im Garten waren fast überall aufgesprungen. Der Jubel der Geldmänner auf dem Vorbau nahm den Bann von ihnen, und plötzlich setzte sich alles in Bewegung. Als ob ein Preis darauf gesetzt wäre, wer den Komponisten und seinen Vater zuerst erreichte, so drängten sich Sänger, Musiker, Baumeister und Kunstfreunde die Stufen empor, und wer den alten Mettmann oder den jungen nicht gleich erreichen konnte, der schüttelte den Aktionären die Hand, und in einem Chaos von Stimmen drang der Rausch des ersten Erfolges beglückend zu Richard empor. Er fühlte sich beengt von der Menge, die ihn selbst mit Glückwünschen umschwärmte, aber er sah froh das lachende Haupt seines Vaters aus einem andern siegesgewissen Haufen hervorragen und hörte auch von den fremden Leuten an der Ehrentafel Accorde wie Triumphgesänge zu sich heraberschallen.

Plötzlich entdeckte er Walter Bode, der abseits an einem verlassenen Tische gelehnt, mit verschränkten Armen, dem Sturme der Begeisterung zusah. Er drängte sich rasch zu ihm hindurch, faßte seine beiden Hände und rief: „Es sind doch gute Menschen!“

„Gewiß,“ sagte Bode und erwiderte herzlich den Händedruck. „Man scheint viel Vertrauen in Sie zu setzen. Ich bin nur sehr begierig, die Oper selbst kennen zu lernen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Aesthetik der Basler Fastnacht.

Von

Carl Spitteler.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das Wort „Aesthetik“ darf den Leser nicht erschrecken, wir wollen weder den Aristoteles des Karnevals spielen, noch der Basler Fastnacht eine oberammergauische Wichtigkeit beimessen. Unser Zweck beschränkt sich darauf, einem größeren Publikum, das von den Eigentümlichkeiten der Basler Fastnacht schon gerüchtweise oder auch als Zuschauer Notiz genommen, das Verständnis jener sonderbaren, jeden Fremden überraschenden Trommelgravität von innen heraus zu vermitteln. Zu dieser beschreibenden Aufgabe aber dürfte ein gewohnheitsmäßiger, rückständiger Karnevalstrommler und Tambourmajor berufen sein, als welchen sich der Verfasser dieser Zeilen zwar nicht mit Stolz, aber mit Humor bekennt.

Was zunächst den allgemeinen Masken- und Mummenschanz betrifft, so bietet die Basler Fastnacht in dieser Beziehung nichts Außerordentliches dar. Höchstens die Ueberrumpelung des Theaters durch die Masken und die Vermischung derselben in die Vorstellung, also ihr improvisirendes Mitwirken auf der Bühne, verdient, als eine Basler Eigentümlichkeit, besondere Erwähnung. Da kann es zum Beispiel, wenn „Figaro“ gegeben wird, vorkommen, daß der eifersüchtige Graf anstatt des Cherubin nicht das Kammermädchen, sondern einen grunzenden Frosch aus dem Zimmer hervorholt. Und Aehnliches mehr. Das wahrhaft Charakteristische der Basler Fastnacht aber besteht in den nachmittäglichen und nächtlichen Trommelprozessionen. Und zwar wird hiebei das Trommeln nicht als ein begleitender Umstand, sondern als Zweck aufgefaßt. Stößt man sich nicht an einem übertriebenen Ausdruck, so können wir die Maskirung als Abzeichen („Erkennungszeichen“ dürfen wir wohl nicht sagen) und die verschiedenen „Züge“ als Trommelgilden auffassen. Daß die Basler Fastnacht nicht großen Gesamtzügen, sondern möglichst vielen gesonderten kleinen Gruppen zustrebt, ergibt sich daraus von selbst. Denn wo bliebe bei einem Gesamtzug für all die Hunderte von Trommlern und Dutzende von Tambourmajoren und Pfeifern Verwendung? Zwölf Mann, eher weniger als mehr, bilden den Grundstock eines „Zuges“. Dazu gesellen sich zwei Pfeifer und ein Tambourmajor; vor diesem letzteren marschiren einige Mann, welche den Charakter der Maskerung symbolisiren, mit dem doppelten Zweck, auf die Phantasie der Menge zu wirken und dem Tambourmajor durch die Zentralstellung das gehörige Relief und den nötigen Raum zu verschaffen. Alles übrige (die mitläufenden Masken, die nachfolgenden Wagen und so weiter) gehört zu den Allotria, zum Dilettantenhumbug, welchen ein „Zug“, der sich respektirt, entweder gänzlich verschmäht oder aufs Aeußerste beschränkt. — Sehen wir uns nun die drei Hauptstützen der Basler Fastnacht, ich meine den Tambourmajor, den Pfeifer und den Trommler, genauer an. Sie verdienen es, denn sie sind es, welche durch ihre unbegrenzte Popularität die Basler Fastnacht bisher gegen alle Angriffe siegreich beschützt haben.

Der „Tambourmajor“, eines der Paradestücke der Napoleonischen Bataillone, war auch in der Schweizer Miliz bis Ende der fünfziger Jahre der verwöhnte Liebling des Publikums. In Basel prägte sich sein Bild tief in die Phantasie des Volkes, wozu die Reste, aus Napoleonischen Scherben zusammengeflickte Garnisonstruppe nicht wenig beitrug. Durch ihr Beispiel hauptsächlich ist die Tambourmajerkunst zum Basler Nationalsport gediehen. Das Talent des Stockschleuderns vererbt sich („durch Zuckerwalk“ möchte ich doch nicht behaupten); der Instinkt dazu offenbart sich allerorten; es gibt Generationen von Tambourmajors, wie es in Florenz solche von Goldschmieden gegeben hat, und wenn man einem Basler Kind einen Stock in die Hand legt, so faßt es denselben gleich beim untern, leichtern Ende und guckt in die Luft. — Zu einem guten Tambourmajor sind neben Talent, Schule und Uebung zwei Dinge nötig: Mut und Platz. Mut braucht er, weil ein Fehlwurf den Delinquenten der Schande und die Zuschauer der Todesgefahr aussetzt; Platz, erstens weil die verschiedenen Schleuderkünste einen weiten Spielraum nach allen Seiten begehren, mehr aber noch, um dem Künstler die nötige Seelenruhe, ich möchte sagen „Andacht“, zu ermöglichen. Darum schieben weit vor ihm her die Allegorischen das Publikum nach vorn, darum drängen Pfeifer und Trommler wie Krebse nach hinten, darum jagen Trabanten immerfort neben den Trottoirs auf und nieder. Die Medizinier

berechnen den Luftraum, welchen ein Mensch zu seiner Existenz bedarf, in Kubikmetern; wollten sie das Luftbedürfnis eines Tambourmajors ausdrücken, sie müßten Kubikplätze zu Hülfe nehmen. — Bevor der Tambourmajor einen kühnen Wurf nach den Dächern hinauf wagt, wozu er eine gewisse Inspiration und begünstigende und anregende Umstände (eine breite, helle, von Blendung freie Straße mit einer dichtgedrängten Zuschauermenge) abwartet, befindet er sich in einer nervösen Aufregung — sein Ruf steht ja auf dem Spiel —, so daß er wohl ein und das andere mal den schon gefaßten Entschluß zurücknehmen wird; ist jedoch der Stock einmal richtig entlassen, dann genießt der Meister schon den sichern Triumph der Virtuosität; ja, im Bewußtsein, daß die Hauptsache gelungen, hat er noch die geistige Freiheit zu allerlei Spielereien übrig, die dem Zuschauer um so mehr imponiren, als derselbe das leichte Auffangen des Stockes für die Hauptschwierigkeit hält. Er stemmt die Hände auf die Hüften, dreht sich ein paarmal im Kreise herum, geht rückwärts, das Gesicht gegen die Trommler gewendet, und scheint sich um seinen Stock, der eben in der Luft gaukelt, gar nicht mehr zu kümmern. Er darf es ungestraft thun, da er die Fluggeschwindigkeit und Flugbahn des Stockes nach der angewandten Kraft abzuschätzen weiß und weil die Flugzeit bei Gewaltwurfen eine recht beträchtliche ist. Was die erreichbare Höhe des Wurfes betrifft, so grenzt dieselbe ans Unglaubliche. Von dem Tambourmajor der ehemaligen Basler Garnison erzählten unsere Väter und Großväter, daß er den Stock über den Turm des Thores emporwirbelte, um ihn, ruhig weiter marschirend, jenseits wieder aufzufangen.

Schwieriger übrigens und zugleich schöner, deshalb auch bei den Kennern geschätzter sind die Kranz- und Sternfiguren in niedriger Höhe über dem Kopfe oder vor dem Gesichte des Spielers. Dabei dreht sich der Stock nur ein oder zweimal um seine Achse, aber blitzschnell und ununterbrochen, ein funkelndes, blendendes Rad bildend, in dessen Mittelpunkt der Tambourmajor stetig voranschreitet. Dieses ewige Rad schlagen zu können, gilt für das erste Erforderniß eines anständigen Tambourmajors; wer dasselbe in verdoppelter Dimension, also mit zweimaligem Umschwung, andauernd auszuführen vermag, ist schon ein tüchtiger Meister. Als einen Virtuosen aber bewundert und feiert der Basler jenen, der mit dem einfachen und dem doppelten Stern beliebig abwechselt, denselben mit verschiedener Hand entsendet und auffängt und bald nach innen, bald nach außen ausführt, ohne eine Pause eintreten zu lassen. Das Ideal endlich besteht darin, eine ganze Straße hindurch so zu marschiren, daß der Stock auch nicht eine Sekunde lang in der Hand ruht, sondern in ewigem, ununterbrochenem Tanz alle erdenklichen Figuren abwickelt, von allen Seiten den Künstler umblitzend, jetzt in Sternen, jetzt in kleinen Luftwirbeln, dann wieder in allmälich steigenden Rädern, unter welche sich plötzlich erstaunliche Höhenwürfe und jähe, spitze Pirolischüsse mischen. Es sieht auch wirklich schön aus, dieses rot- und goldfunkelnde Kaleidoskop, wie es von ferne zwischen den Dächern daherwandelt, während derjenige, der dasselbe regiert, noch auf lange Zeit unseren Augen verborgen bleibt. — Das ist der Basler Tambourmajor und seine Kunst. Mit dem Ehrgeizium der Trommler hat derselbe nichts zu schaffen; das Trommelkommando ist Sache des Vortrommlers, welcher seinerseits durch keinerlei Abzeichen, sondern bloß durch seinen Platz (die äußerste Rechte der ersten Reihe) erkennbar ist.

Hinter oder auch vor dem Tambourmajor marschiren die Pfeifer. Das sind in ihrer Mehrzahl musikalisch gebildete Leute, von denen der eine oder der andere vielleicht, wie ich aus Beispielen bestimmt weiß, in einer Beethovenschen Symphonie die Flötenpartie, nötigenfalls Solo, übernimmt. Die Fastnachtspfeife ist die richtige Piccolofloete, wie wir sie in unseren Orchestern kennen; nicht selten beobachten wir unter ihnen kostbare Instrumente. Eine ansehnliche musikalische Bildung wird schon durch die Fastnachtsmärsche selbst erfordert, denn dieselben stellen ziemlich schwierige Aufgaben. Jahrelang nimmt der angehende Karnevalspfeifer Unterricht beim Flötisten des Orchesters, pfeift, löpelt und spuckt Solfeggien, tutet: „Ah, vous dirai-je, maman!“ bis er zum Jägerchor aus dem „Freischütz“ und zum Chimärenlied aus „Robert“ vorrückt; ja die besten bringen es zu Sonaten von Kuhlau. Als sehnlichst begehrter Leckerbissen kommen endlich die Fastnachtsmärsche an die Reihe, welche unser trefflicher Konzertmeister, der seine Leutchen kennt, möglichst hoch hängt und zur Belohnung für besonderen Fleiß aufspart. Reißt der Junge die Märsche nicht ordentlich — jup — ist das Gold wieder Chimäre und der Faule wird zum Jägerchor degradirt. Das hilft wunderbar. Das Hauptexamen wird indessen vor den Trommlern abgelegt, welche lieber auf Pfeifer durchaus verzichten, als daß sie einen unsicheren Tuneler annähmen. Auf diese Weise erreicht man einen recht guten Durchschnitt.

Indem ich nun zu den Trommlern übergehe, müßte ich eigentlich die neun Musen zu Hülfe rufen, denn die Trommel zählt zu den Nationalheiligtümern Basels, unter welchen die bedeutendsten heißen: Müssensanstalt, Geldgeschäft, Symphoniekonzert und Jungfesten. Allein die Musen gehören zu den Allegorien, und Allegorien sind unmodern. Thatsache ist, daß ein Basler Schulknabe an Trommelkunst einen berufsmäßigen Armeetrommler beschämt, wie denn die ganze Armeetrommelei von den Baslern verachtet wird. „Die Militärordonnanz erzieht Stümper, erstickt das beste Talent und verpfuscht die gediegenste Schule“, so ungefähr lautet das Urteil. Was ihr vorgeworfen wird, ist vor allem das schnelle Marschtempo. Die Bataillone der Armee, so klagt man, marschiren nicht nach den Gesetzen der trommlerischen Aesthetik, sie mißbrauchen das edle Instrument zum gemeinen Mittel des Taktschlagens. Früher, vor der Zentralisation, war das anders; da konnte man aus weiter Ferne ein Basler Bataillon an der Langsamkeit des Tempos erkennen. Diese Langsamkeit darf, beiläufig gesagt, ja nicht als Symptom eines phlegmatischen Naturells erklärt werden; der Basler zählt im Gegenteil zu den flinksten Fußgängern der Schweizer Armee; ja, er ist sogar ein gewohnheitsmäßiger Schnellläufer, der jeden Sonntag mit Kind und Kegel achtunggebietende Entfernungen zurücklegt. Allein wie die dramatische Muse den Geschwindschritt, so fordert der Genius des Trommelspiels als ehernes Gebot das Largo maestoso. Sehen Sie sich einmal die Fastnachtszüge an, wie sie einhermarschiren! Sie gleichen Trauerprozessionen, die kaum vom Fleck kriechen, und trotzdem gehen sie dem Tambourmajor und dem Vortrommler immer noch zu schnell. Das einzige Wort, das bei dieser rasselnden Feierlichkeit gesprochen wird, ist das entrüstete Kommando: „Langsamer!“ Der Tambourmajor drängt die Pfeifer, diese drängen die Trommler und letztere wieder den nachfolgenden Wagen zurück. Dem Tempo entspricht die Gangart. Die Trommler äffeltiren einen Schleppschritt und schauen, während ihr Ohr den geliebten Tönen lauscht, mit souveräner Gleichgiltigkeit, teilnahmslos und ausdruckslos seitwärts unter die Zuschauer, als wären dieselben Luft. Etwas zu bemerken, jemand zu grüßen oder gar anzulächeln, wäre ein Attentat gegen die Würde des Zuges, dessen sich keiner schuldig macht. Dem Armeetrommelspiel wird ferner Mangel an Tonstärke vorgeworfen; sechs Basler Trommler füllen die Luft wie zwölf andere, ohne deshalb durch Härte das Ohr zu beleidigen. Weichheit des Klangs ist im Gegenteil das bewußte Ziel des Lernenden. Frei spielt der Schlegel in der Rechten, das linke Handgelenk schiebt sich und deckt sich trotz demjenigen eines Gegenkünstlers, und ein harter Anschlag ist dem Trommler nicht minder ein Greuel als dem Klavierspieler. Dasselbe gilt vom Instrument. Die Trommel muß durch Tiefe und Größe den Ton behalten, und funkelnagelneue Instrumente werden nicht geschätzt. Man läßt sich ein neues Instrument von einem Virtuosen „antrommeln“, ja gewissermaßen dressiren und sich nachher über die Eigentümlichkeiten desselben Belehrungen erteilen, als ob es sich um ein Rassepferd handelte. Selbst den Schlegeln schreibt die Sage Individualität zu. Der Vater preist dem Sohne das durch Generationen erprobte Waffenpaar und vererbt es ihm in einer gerührten Stunde, wie ein mittelalterlicher Ritter sein Schwert Durindana. Wenig fehlte, so gäbe man den Schlegeln Namen. — Ich habe soeben von der Weichheit des Basler Trommelspiels gesprochen. Von dieser Tugend gibt ein ergötzliches Experiment Zeugnis! Fragen Sie irgendwo in der übrigen profanen Welt einen Jungen nach einem Trommelmarsch, während er eben keine Trommel zur Hand hat, so wird er unsichtbar mit der Zunge übersetzen: terrerum bum bum; ein Basler Knabe dagegen antwortet: gidging ging ging. In seinem Spiel kommen keine „rrr“ und keine „bum“ vor.

Zu erwarten, daß wir der Leser in die Geheimnisse des Trommelspieles folgen wollte, hieße wohl mehr Geduld und Selbstverleugnung voraussetzen, als billig ist; die Kosse Gewöhnung des Ziehes wird genügen, um eine allfällige Neugierde nach dieser Richtung zu befriedigen. Als schwierigstes Meisterstück gilt der Solovortrag der sogenannten „Tagwacht“. Die Tagwacht der Armee ist ein kurzes Signal, zu welchem der Tambourkorporal einen obligaten Wirbel rollt. Diese ganze Partitur nun Solo wiederzugeben, den Wirbel wie das Signal, und beide deutlich und ruhig von einander zu unterscheiden, das ist das Ziel des Basler Trommlers. Er fühlt sich dann ungefähr wie Joachim, der eine Bachsche Suite auf der Geige absolvirt. Schwierigere Aufgaben sind leider auf der Trommel nicht zu finden. Ab und zu affektirt dann eine den 45. Grad überschreitende Virtuosität die primitivste Einfachheit, wie denn zum Beispiel gegenwärtig die Märsche ohne jede Verzierung („mit archaistischer Nüchternheit“ würde man in der bildenden Kunst sagen) geschlagen werden. Phantasie und Ehrgeiz sind jetzt vielmehr darauf gerichtet, neue, wildstrebende Märsche mit erstaunlichen Titeln und Abzeichen aufzutreiben, also etwa Japanesen und Hottentotten. Jede Fastnacht hat hiefür ihr eigenes Reperloire, welches so strenge eingehalten wird, wie jedes andere Gebot der Mode. Wer die neapolitanischen Märsche trommelt, während die römischen Trumpf sind, wird als ein Mensch ohne Lebensart ausgelacht. „Woher kommst Du, daß Du nicht einmal weißt“ und so weiter. Die Gesetzgeber dieser Moden aufzuspüren, möchte ein vergebliches Bemühen sein. Aber die Kosse Namensliste der Märsche mit ihrem Datum dürfte an historischem Interesse einer Münzsammlung wenigstens gleichkommen, denn sie belehrt uns darüber, welche Ereignisse in der Volksphantasie haften blieben. Bedeutsame Ereignisse nämlich hinterlassen in Basel einen Trommelmarsch, wie anderswo ein Lied oder ein Epos.

Der Trommelkultus gedeiht am schönsten beim „Morgenstreich“, in der feierlichen, geheimnisvollen Nachtstille, wo kein Sonnenlicht und kein Farbenglanz dilettirender unnützer Masken die Aufmerksamkeit zerstreut, und keine Wagen, keine summende Zuschauermenge den Wollen beeinträchtigen. Das begehrte Straßenecho mit seiner unheimlichen Majestät wirkt hier ungeschwächt, und das Bewußtsein, daß ein paar tausend Philister im Schlafe gestört werden, erhöht natürlich den Reiz. Wer die Nacht vor Beginn des Karnevals in Basel zubringt, weiß davon zu erzählen. Es ist ein endloser Höllenspektakel während vier Nachtstunden. Der Fremde wundert sich am meisten über die Nachtaktivität und Unsterblichkeit der Trommelei, da er nicht ahnt, daß ganz Basel alljährlich von einem nächtlichen Trommelenthusiasmus heimgesucht wird. Trotz dem infernalen Gerassel und Getrommle, dessen Unheimlichkeit noch durch die riesigen, mit allerlei Spuk bemalten Laternen erhöht wird, geht es drunten recht harmlos her, so daß sich sogar Damen auf die Straße wagen dürfen. Die schwärzesten Thaten geschehen aus Trommelneid oder aus Quartierpatriotismus. Die „Aeschlemer“ (Vorstadt Aeschen) haben vielleicht mit einem heiligen Eidschwur gelobt, den „Steinlemern“ (Vorstadt Steine) keinen Fuß breit auszuweichen und umgekehrt. Dann setzt es natürlich Keile mit den Trommelschlegeln. Nachtlose Hände zielen gegen das Trommelfell des Gegners (wohlverstanden auf das Fell der Trommel), um dasselbe zu durchbohren. Doch das verstößt gegen das Völkerrecht und wird von Freund und Feind energisch verurteilt. Schadel einschlagen meinetwegen; aber ein gemeinnütziges Instrument wie die Trommel zerstören, das schädigt den nationalen Wohlstand und beleidigt hiemit die Gesamtbevölkerung.

Die Basler Fastnacht hat einen bedenklichen Feind, der sich ab und zu einmal ihr in den Weg zu stellen pflegt und dann unerbittlich ist: den Regen. Ein verregneter Morgenstreich ist eine Landeskalamität, gegen welche kein Mittel hilft. Daß die Kostüme zu Grunde gehen, daß man im Schmutz herumplatscht, daß man sich erkältet und all die ähnlichen Uebelstände sind nicht das Aergste. Aber die Trommeln klingen nicht, ja sie zerreißen, wenn einer dem Regen zu trotzen versucht; das bringt selbst den Mutigsten. Und so betet denn die kleine wie die große Jugend am Fastnachtsonntag beim Schlafengehen inbrünstig um schönes Wetter. Möge ihr Gebet fortan immer Erhörung finden!

Bilder aus San Remo.

Mit Ansichten nach photographischen Originalaufnahmen von Giacomo Brogi in Neapel.



Wenn uns das winterliche Schneegefängnis des Nordens umschließen hält, der Sturm durch den vereisten Forst saust und das kalte Mondlicht den Schwanenpelz der Fluren und Wälder mit der toten Pracht der Kristalldiademe schmückt, dann werden wir den Stimmungen bezeichnet, die mit den uns umgebenden winterlichen Schauflächen nicht in Einklang zu bringen sind. Die Gedanken wandern auf jenen unsichtbaren Lustpfaden, welche die ziehenden Vögel einschlagen. Die Einbildungskraft ruft die schönsten Erinnerungen auf die Leinwand: Garten im Blütenschmuck, weiße Wolkeninseln über blauem Meere, grüne Buchten, wo das Aroma der Hesperidenbäume brütet. An den schönsten Punkten liegen traulische Asyle mit den nie welkenden Blumen des Südens.

Das ist eine alltägliche Geschichte, aber man erlebt sie gerne zur Abwechslung einmal in einem andern Rahmen. Während uns nordische Einsiedler die Schneeflocken umwirbeln, gibt es glückliche Menschen, die den Sommer bis zur Jahreswende genießen, blaues Meer und glänzenden Himmel zu den alltäglichen Schaulichkeiten zählen.

Unter den südlichen Gestaden genießen zwei einen so ausgezeichneten Ruf, sind so viel besucht und so häufig mit dem Aufwande alles Könnens in Wort und Bild verherrlicht worden, daß es Schwierigkeiten verursacht, den Oertlichkeiten, die sie umfassen, neue Seiten der Betrachtung oder Schilderung abzuringen. Diese Gestade sind die Riviera — wie man gemeinhin den Küstenstrich zwischen Genua und Marseille nennt — und der Golf von Neapel. Beide gehören zu den besuchtesten Gegenden unseres Erdteils, von denen die Erinnerung für lange Zeit eine Reihe freundlicher Bilder bewahrt, die in Tagen des Leids unsere Seele erheitern, zu der betrübenden Gegenwart einen freundlichen Hintergrund abgeben.

Derzeit gibt es außerhalb der Gemarkung unserer deutschen Heimat kaum eine zweite Oertlichkeit in Europa, welche dem Interesse unserer Landsleute näher läge, als jenes üppige Gestade am ligurischen Meer, das ein feinsinniger Poet die „Perlenschnur der Aphrodite“ genannt hat. Jede Nachricht aus dem lieblichen San Remo erweckt Bilder, welche teils mit jenen Parabiese am blauen Mittelmeer, teils mit der hohen Persönlichkeit und seiner erlauchten Familie in innigster Beziehung stehen. Wer wollte da leugnen, daß in gar manchem Menschenkinde die Flügel der Wanderlust sich regen, und innere Gefühle uns über die blendenden Schneeflächen nach jenen sonnigen Ufern tragen! Die Glücklichen vollends, die keine Schranke der persönlichen Freiheit kennen, wissen den Weg dorthin zu finden und nisten sich in die immergrünen Lauschplätzchen gleich lustigen und freien Wandervögeln ein.

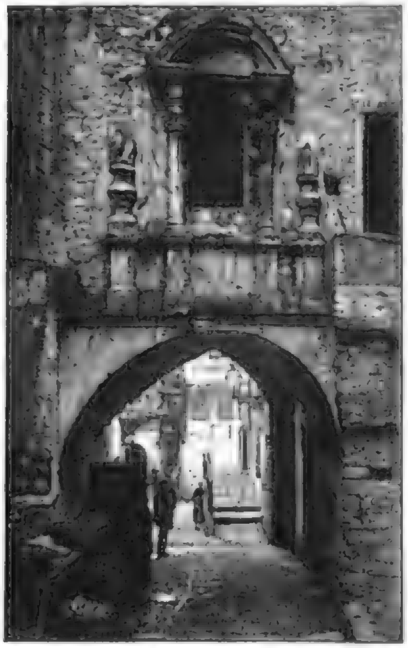
An der Riviera fühlen einige mit Recht anspruchsvolle Schleven die Herrschaft im Reiche des Naturzaubers. Die Namen dieser Sirenen, welche aus dem blauen Mittelmeere



Torrente von San Remo mit der Mühle und der Brücke.

aufgetaucht sind und sich zwischen dem weißen Schaumkranze der Brandung häuslich niedergelassen haben, genießen Weltruf; sie lauten: Cannes, Nizza, Monaco, Mentone, Bordighera, San Remo, Pegli u. s. w. So oft das Lob der einen oder andern dieser Schönen erklingt, erfaßt die Rivalinnen Eifersucht. Es gehört daher zu den gewagtesten Dingen, über die eine oder andere Oertlichkeit an der Riviera als erklärten Liebling zu schreiben. Die Nachbarinnen werfen scheele Blicke auf die Bevorzugte, rümpfen — als wären es leibhafte Ballköniginnen — die feinen Näschen und entbrennen in wilder Eifersucht. Die älteren unter diesen Sirenen sind die schlimmsten. Dazu gehören vor allen Cannes und Nizza, dann als dritte im Bunde Mentone. Es ist noch nicht lange her, daß das jugendliche San Remo, dessen Aufschwung als klimatischer Kurort wenige Lustren zurückreicht, die grimmigsten Anfeindungen seitens ihrer Rivalinnen zu erdulden hatte, als das schöne Stiefkind Miene machte, aus seiner Abgeschiedenheit hervorzutreten. „Das elende Fischerstädtchen“ wurde als eitler Emporkömmling abgetrumpft, und die Intrigue arbeitete unablässig, offen und geheim, um San Remo wieder zu seiner alten Unbedeutenheit herabzudrücken.

Es hatte nichts gefruchtet. Einige verdienstliche Aerzte hatten herausgefunden, daß klimatische Vorzüge kein Monopol seien und daß das Alter kein Recht habe, der nachstrebenden Jugend ein Bein zu stellen. Unweit des Giardino dell' Imperatrice di Russia (des Gartens der Kaiserin von Rußland) steht das Denkmal des schlichten Mannes, der den Grundstein zum Ruhme des Städtchens gelegt hat; es ist den Manen des Gastwirtes Pietro Bocce aus Rivoli gewidmet, der im Jahre 1861 das „Hotel de Londres“ erbaute, nachdem der nicht minder verdienstliche Doktor Panizzi jahrelang eifrigst für den Aufschwung San Remos als Kurort gewirkt hatte. Deutsche Aerzte — wie Dr. Pröll, ferner der Leibarzt des Königs von Württemberg und indirekt wohl auch der Wiener Professor Dr. Sigmund — gingen Panizzi werkthätig an die Hand, und



Arco di Santa Brigida.

so ist San Remo nach Verlauf von ungefähr dreißig Jahren das geworden, was es derzeit ist: das anmutigste und behaglichste Winterasyl unter allen Zufluchtsstätten dieser Art an der Riviera.

Wie es vorwiegend deutsche Aerzte waren, die San Remo — im Vereine mit einer rührigen Stadtvertretung — hoben, sind es auch Deutsche, welche San Remo allen übrigen Kurorten an der ligurischen Küste den Vorzug gaben. Die Gerechtigkeit erfordert es, einzugestehen, daß die politischen Verhältnisse hierbei nicht ohne Einwirkung waren und sind. Cannes, Nizza, Monaco und Mentone liegen insgesamt auf französischem Boden, Bordighera und San Remo auf italienischem. Das war aber nicht die einzige Ursache, weshalb der reißende Bach — einen „Strom“ kann man ihn wohl nicht nennen — der deutschen Winterreisenden nach San Remo abgeleitet wurde. Der Deutsche, dem Gemütlichkeit, Ruhe, idyllische Behaglichkeit vor lärmenden Zerstreuungen gehen, wußte, warum er sich am liebsten in das Nestchen zwischen dem „grünen“ und dem „schwarzen“ Vorgebirge zurückzog.

Um dies näher zu beleuchten, seien uns in Kürze die nachfolgenden Bemerkungen gestattet, welche hoffentlich die Rivalinnen San Remos nicht übermäßig erhitzen werden. Cannes wird dem Deutschen niemals gefallen, denn es ist nicht mehr und nicht weniger als ein englisches Villendorf und das Leben in demselben ganz nach englischem Zuschnitt. Der Egoismus und das Bedürfnis nach Abgeschlossenheit haben hier die Naturreize einer Klausur unterzogen, welche der fremde Besucher nicht zu brechen vermag. Er ist inmitten der Pracht ein Ausgeschlossener, der keinen Anteil hat an der reichbesetzten Tafel glücklicher Schlemmer. Ueberall umschließen hohe, dem neugierigen Blicke wehrende Mauern die Lustgärten und Villen von Cannes. Ueber dem Ganzen schwebt mit bleiernem Fluge der Geist der Langeweile. Die endlosen Promenadenwege, auf welchen der Staub um die einherrollenden Equipagen wirbelt, tragen gleichfalls nicht dazu bei, das vielgepriesene Cannes für einen Aufenthalt für Götter zu halten.

Kommt Nizza. Die Zeiten des „alten“ idyllischen Nizza sind längst vorüber. Wo ist jetzt z. B. die Orangen- und Palmenoase, welche sich an den Fuß des Schloßberges schmiegte, hingeraten? Sie hat einer ganz neuen Stadt den Platz räumen müssen. Es ist jenes „neue Nizza“, welches in Luxus und Lebensgenuß erstickt. Was sich auf der vielgerühmten „Promenade des Anglais“ abspielt, könnte, mit Weglassung der Palmen und des Meeres, ebenso gut in den Rahmen einer Großstadt eingefügt werden. Naturgenuß gibt es hier kaum; der Blütenduft allein kann ihn nicht ersetzen und ebensowenig das Säuseln der Federkronen herrlicher Palmen . . . Und Monaco? . . . Ach, der wunde Fleck ist „Monte Carlo“! Hier erstickt der freie Lebensgenuß in den Fesseln einer unheimlichen Leidenschaft und wandelt das Laster unter einem unvergleichlich herrlichen Himmel frei umher. Paradies und Hölle grenzen hier hart aneinander.



Vicolo del Gioco della Palla.

Die einzige gefährliche Rivalin San Remos ist das benachbarte Mentone. Es ist nicht so protzig als Cannes und Nizza, immerhin aber nicht so gemütlich als San Remo . . . Und so wollen wir hier verweilen und kurze Umschau halten zwischen dem blauen Meer und dem grünen Monte Bignone. Wenn du, lieber Leser, nie in San Remo warst, sehe dir unsere Bilder genau an und denke dir das Ganze von dem weichen Pinsel eines Hildebrandt übermalt — ein Meer von unvergleichlicher Bläue, einen Himmel vom Schmelz des Lapislazuli, eine Landschaft von klassisch ruhigem Linienfluß mit dem Zusatz mittelalterlicher Romantik — Altertümliches und Modernes in unmittelbarer Nachbarschaft.

Die mittelalterliche Romantik brütet in der Altstadt. Letztere steigt nordwärts der Neustadt fast pyramidenförmig die Berghöhe hinan, welche zu beiden Seiten von Schluchten



Piazza Colombo und die Altstadt von San Remo.



Marktplatz von San Remo.

(Torrenten) begrenzt wird. Steile Bergstraßen nehmen dich auf. Die Häuser schließen unglaublich enge Gäßchen ein, in welchen der Schritt wie in langen, verödeten Gängen widerhallt. Sehnsüchtig blickt du nach dem schmalen blauen Streifen des Himmels, der zwischen Dachkanten und die Gäßchen überspannenden Strebebögen mit verklärendem Glanz hereinstrahlt. Du bist bald in der Stimmung, zu der diese schattige, altertümliche, mit Katakomben zu vergleichende Szenerie bildlich sich anschmiegt. Als die Sarazenen und Peraten noch dieses Meer unsicher machten, mußten die Küstenbewohner Schutz gegen Ueberfälle und Gewaltthaten suchen. Sie stiegen auf den Berg, drängten die hohen Häuser auf schmale Räume zusammen, umschnürten das Ganze mit einer Mauer. So konnte man den Feind abhalten, aber mit ihm wurde auch der Sonne und der Luft der Zutritt verwehrt.

So wie die Altstadt von San Remo im Innern, mit ihren beängstigend schmalen Gäßchen, den braunen Häuserkuchten, den engen Thoreingängen, den rußigen Mauern, dunklen Fensterlöchern, in welchen Blumen ihr Leben vertrauern und menschliche Wesen wie Gespenster anmuten, — so wie dies alles an viele Kleinstädte des Morgenlandes erinnert, so ist dies auch der Fall, wenn man die Szenerie aus einiger Entfernung auf sich einwirken läßt. Die braunen Würfelfirste von Häusern sind so dicht aneinander gedrängt wie in irgend einer Küstenstadt des griechischen Inselmeeres. Die Mauern, welche nach den Torrenten abfallen, sind wie aus einem Märchenbuche herausgeschnitten: Schlingpflanzen, Aloetrotzen, fleischblätterige Aloen, hie und da eine wiegende Palme. Und dann die malerische Pedute der Mühle in der San Romolo-Torrente, auf dem Wege von der Altstadt nach der Regione Guardiole. Das Schönste aber ist die Höhe bei der Kapelle der Madonna della Costa. Wie herrlich auch der Tiefblick nach der Stadt mit ihren Terrassen, Schluchten und Gärten auf den Strand und das weite Meer sein mag, es gibt noch etwas Herrlicheres — eine marmorfeuchte Nacht, in der das Mondlicht wie ein mystischer Kuß auf die Cypressen und die Bixmenmatten bei der Madonna della Costa sich herabsenkt.

Nur eine einzige Szenerie an diesen südlichen Ufern ist uns in Erinnerung, welche sich mit jener auf der Küstenhöhe der Madonna messen könnte: die „Fika" bei Palermo, wo man nur Orangenduft atmet und ebenso schwarze, starre Cypressen — wie dort — am Hange des Monte Pellegrino stehen, rings um das Kloster del Gesù, hinter dem sich die feuchte Grotte der heiligen Rosalia öffnet.

Auf der Kapellenhöhe der Madonna della Costa zu rasten, empfehle ich dir, freundlicher Leser. Wenn du den empfindsamen Giacomo Leopardi zu deinen Lieblingsdichtern zählst, dann schlage seine Gesänge auf und lausche dem Accord, der zu diesem Schauplatze eines Elfenmärchens harmonisch zusammenklingt:

„Dolce e chiara è la notte, e senza vento,
E queta sovra i tetti e in mezzo agli orti
Posa la luna — —"

(Die Nacht ist mild und klar, es schweigt der Wind,
Und über Dächer, über Gärten hin
Geht still der Mond — —)

Wir fragen zum Schlusse: Wo gibt es an der ganzen Riviera einen Platz wie jenen auf der Porthöhe des Monte Bignone? Gewiß nirgends! Mit dieser vorgefaßten Meinung können wir gelassen die spitzigen Antworten der Rivalinnen über uns ergehen lassen . . . Wir aber steigen hinab, zunächst in die Torrente del Convento und hinüber — durch die Regione Francia — zur Lazarushöhlung, von deren östlichem Abhang uns bereits die Villen grüßen, in deren Mitte das Heim der kronprinzlichen Familie liegt. Von dort erreicht man in wenigen Minuten die „Corniche", die berühmteste Küstenstraße Europas. Sie verbindet alle die wundersamen Asyle an der Riviera, und hier, in San Remo, geht sie beim Eintritt in die „Neustadt" in die prächtige Via Vittorio Emanuele über, an deren westlichem Ende der kleine Giardino Publico den Wanderer unter den Schatten von Palmen, Orangen- und Pfefferbäumen leckt.

Dort drängt sich das bunte Leben der Fremden auf einer Oase zusammen, wie sie reizvoller nicht gedacht werden kann. Wer aber bei Sonnenuntergang auf dem Trottoir des Corso



Mühle in der Torrente San Romolo.

Mezzogiorno gewandelt ist im Angesicht des Meeres, beim Spiel der Farben auf der unendlichen Wasserfläche, dem bleibt diese Stunde geläuterten Schwelgens Zeit seines Lebens im Gedächtnis . . . Und dann der Blumen im „Garten der Kaiserin" (von Rußland) nicht zu vergessen. Auch das ist eine Arznei für beschwerte Gemüter. Jede dieser Blütenknospen, die mitten im Winter im Mondlicht schwanken, gestaltet sich zu einer neuen Lebensahnung. Hier ist manchem Menschenkinde die von Wehmut und Sorgen eingeschnürte Seele ausgegangen wie der Kelch des Nachtlotos, den einst der Strahl des Gottes Agni aufgeküßt hatte. **Felix Corvus.**



San Remo, von San Bernardo aus gesehen.

Digitized by Google

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Zehren.

(Fortsetzung.)



Es ist elf Uhr. Priskow schreitet die lange Straße hinunter, indem er die Melodie von Hildens letztem Liede vergeblich nachzupfeifen versucht, an beschneiten Gärten und Parkanlagen vorbei, in denen die villenartigen Häuser traulich liegen. Aus allen schimmert Licht.

In einige Fenster kann man von der Straße hineinsehen.

Dort sitzt eine alte graue Dame, und am Tisch mit ihr drei junge Mädchen, wahrscheinlich ihre Töchter; sie sind eifrig mit Handarbeiten beschäftigt. Die Thür geht auf und ein alter Mann tritt ins Zimmer.

Alle wenden lachend die Köpfe dem Eintretenden zu und verstecken die Arbeiten unter der Tischdecke.

Priskow ist stehen geblieben. In vier Wochen ist Weihnachten! Er hört in Gedanken, wie die jungen Mädchen rufen: „Nicht hereinkommen, Papa!“

Ihm wird so eigentümlich wehmütig. Warum hat er niemand, der für ihn sorgt, der sich den Kopf zerbricht, womit er ihn zum Fest überraschen soll? Er schreitet melancholisch weiter.

„Du, horch! Ist das lustige Musik? Tönt da nicht Gläserklirren an sein Ohr? Alle Fenster erhellt von blendendem Kerzenlicht! Eilig huschen Gestalten von Dienern mit Präsentirtellern und Flaschen in der Hand an den geschlossenen Fenstervorhängen vorüber.

Priskow liest auf dem Schild an der Hausglocke: „Mauville.“

„Du könntest jetzt dort auch sitzen in lustiger Gesellschaft!“

Er hat am Morgen seine Karte in dies Haus geschickt mit den Worten: „Bedauert unendlich, wegen plötzlichen Unwohlseins verhindert zu sein.“

Lange hat er mit sich gekämpft, es zog ihn mächtig hin zu jenem schönen Weib, aber bei Ulbernkirchens war es doch besser.

Soll er jetzt noch hineingehen?

„Die Herrschaften sind schon beim Souper!“

„Bitte, führen Sie mich in ein Zimmer, wo ich warten kann, bis das Souper zu Ende ist; ich möchte nicht stören.“

Man läßt ihn in ein menschenleeres Zimmer eintreten. Die Dienerschaft wundert sich nicht über den verspäteten Gast, sie sind den völlig zwanglosen Verkehr in diesem Hause gewöhnt.

Das Zimmer, in welches Priskow tritt, ist ohne Frage ein Damengemach. Berauschender Wohlgeruch scheint dem matten Lampenlicht, den schweren Portièren, den seidenen Möbelstoffen, dem herrlichen Bouquet von Kamelien, ja sogar den glühenden Kohlen im Kamin zu entströmen.

Auf dem Tische liegt ein aufgeschlagenes Buch, „Heines Buch der Lieder.“ In einer Ecke lehnt eine zierliche Staffelei aus dunklem Nußbaum, darauf eine angefangene Kreideskizze. Man erkennt schon die Umrisse eines Reiters auf einem wild dahinstürmenden Pferde.

Priskow läßt sich in einem Fauteuil vor dem Kamin nieder.

Das Blut schleicht ihm dick durch die Adern, und dabei klopft ihm doch das Herz. Er ist in einem Zustand, den jeder Mann empfindet, wenn er allein in dem Zimmer einer schönen Frau weilt.

Sinnend, oder vielmehr träumend, starrt er in das Feuer, eine dunkle Aschendecke lagert über den glühenden Kohlen; aus der Ferne tönt nur schwach das Klappern von Messern und Gabeln und leise Musik herüber zu den Ohren des Eindringlings, der erschauernd den Kopf in die fieberheiße Hand stützt.

Er weiß nicht, wie lange er gesessen; erschreckt fährt er auf.

Knistert da nicht ein Seidenkleid? In der geöffneten Thür steht eine hohe weiße Gestalt. Wie glänzende Schlangen fließen die roten Haare vom leicht nach vorn geneigten Haupte herab auf eine elfenbeinerne Stirn, herab auf eine marmorweiße Büste, wo sie sich ringeln und funkeln zu zittern scheinen beim Wogen der schwellenden Brust.

Ein weißes, lüsterndes Kleid schmiegt sich in dicken, plastischen Falten um die hohe Gestalt, als verdeckte es nur ungern die göttlichen Glieder.

Wie die Loreleiaugen flimmern und leuchten unter der griechischen Stirn, während über das übrige Antlitz ein düsterer Schatten von der mit der rechten Hand zurückgeschobenen Portière fällt!

Mit vorgebeugtem Oberkörper starrt Priskow auf die Erscheinung. Ist Venus herabgestiegen zu den Sterblichen, um sie zu lehren, was Weibesschönheit vermag, um ihre blöden Augen zu blenden mit himmlischem Trug?

„Es ist mir gemeldet, daß Sie doch noch gekommen seien,“ ertönt ihre Stimme in tiefem Brustton. „Weshalb kamen Sie nicht herein?“

„Verzeihung, gnädigste Frau, es zog mich hierher! Ich wollte nicht stören.“

Er ist aufgestanden und küßt mit heißen Lippen die weiche Hand, die sie ihm, einer Königin gleich, zum Gruße bietet.

Sie lächelt freundlich.

„Nun, da wollen wir Ihr Inkognito noch einige Minuten wahren. Mein Bruder ist mit den Gästen in das Rauchzimmer gegangen, während welcher Zeit ich mich gern zurückziehe. Die Herren wollen auch einmal ganz ungestört sein.“

Frau Mauville läßt sich langsam auf eine Chaiselongue nieder und bittet Priskow durch eine graziöse Handbewegung, Platz zu nehmen. Ihr Blick ruht momentan wohlgefällig auf seiner schlanken, eleganten Gestalt und auf den markirten Zügen seines noch von dem letzten Eindruck bewegten Gesichtes.

„Wie schal, wie unendlich öde war doch das Souper! Man hört wohl einmal ein geistreiches Wort, ein Bonmot, aber, du lieber Gott, das habe ich nun schon in drei verschiedenen Sprachen alles gehört! Es ist doch immer Wiederholung bis zum Ekel! Nie ein Wort aus dem Herzen, nie Natur, nie elementare Kraft!“

„Warum ziehen Sie sich nicht zurück und leben Ihren Talenten, gnädigste Frau?“ Priskow deutet mit einer Handbewegung nach der Staffelei.

„Das kann nur ein Mann sagen! Kennen Sie eine Frau, die Ihrem Ratschlag folgt und von der man nicht sagt, sie ist Blaustrumpf, sie emanzipirt oder verrückt? Was können wir denn auch leisten, um uns selbst zu genügen? Alle körperlichen Uebungen verträgt unsere Konstitution nur halb; die Frau, welche nicht als Sängerin oder Schauspielerin Großes leistet, ist angewiesen auf elendes Stückwerk; ein wenig malen, ein wenig musiziren, eine hübsche Handarbeit machen, das ist alles! Oder kennen Sie eine Frau, die einem Correggio, Makart, einem Beethoven und Wagner an die Seite gestellt werden könnte?“

„Der Wirkungskreis der Frau liegt wo anders,“ sagt Priskow wie ein Professor, und dabei riefe er ihr am liebsten zu: „Dein Genius ist Liebe, ja, Liebe geben und empfangen! Liebe, Leidenschaft ohne Ende!“

Sie sieht ihn eigentümlich an.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Die Frau soll sich im Hause ihren Wirkungskreis schaffen, sie soll den Gatten pflegen und ihre Kinder erziehen. Wie vielen Frauen ist das Los beschieden und zwar so, daß sie Genügen darin finden. Wie viele Frauen finden eine Männerhand, an der sie, die meist Unselbständigen, durchs Leben gehen können, und welche Hand sie zugleich küssen möchten für diese Stütze!“

„Ich verstehe das nicht; ich habe nie geliebt, und wenn auch — die Frau bleibt uns Männern stets ein Buch mit sieben Siegeln.“

„Weil die Männer meist nicht Lust und Kraft genug haben, den Deckel dieses Buches zu heben.“

„Haben Sie Ihren Gatten nicht geliebt?“

„Nein. Ich bin offen; aber man soll mit den heiligsten Gefühlen der Frau selbst in der Not keine Heuchelei treiben. Ich habe ihn geachtet, aber nie geliebt. Es war eine Konvenienzehe!“

„Und er starb nicht im Irrenhause?“

Sie sieht ihn durchdringend an. Treibt ihr Gegenüber Scherz? Oder — nein! Warum liegt sich denn der eiserne Griff des Feuerhakens, mit welchem er so heftig in die Kohlen stößt, daß die Funken zum Rauchfang hinaufsprühen?

„Weshalb?“ fragt sie voll Spannung, während ihre Hand nervös das Armband am feinen Gelenk hin und her dreht.

„Weshalb?“ Priskow dehnt das Wort eigentümlich. „Weshalb?“ sagt er nochmals. „Weil ich als Gatte Sie erdrosselt hätte, wenn Sie mich nicht geliebt hätten!“

Frau Mauville fährt zusammen, als sie in das glühende Antlitz Priskows sieht, auf dem die Flammen des Kamins irrlichtgleich hin und her huschen. „Das ist Natur, urkräftige Natur!“ steigt es in ihr auf. Sie fürchtet sich, und doch weidet sich ihr Auge an dem Anblick dieses Mannes; er ist etwas ganz Neues für sie.

Sie zwingt sich zum Lachen.

„Nein, Gott sei Dank, ich lebe noch! Aber um auf etwas anderes zu kommen, Sie malen auch, Herr von Priskow? Alfen hat es mir erzählt, und zwar sollen Sie excellente Karikaturen zeichnen. Oder ist ein Skizzenbuch, machen Sie eine Karikatur von mir!“

„Meinetwegen verlangen Sie eine Karikatur der Venus von Medici, aber dieses nicht!“

„Bitte, keine Komplimente!“ wehrt sie neckisch ab. „Geben Sie mir einmal dort das große Zeichenheft her; es sind einige Skizzen von meiner Hand darin, ich möchte Ihr Urteil hören, aber ohne Komplimente!“

Er holt das Buch, legt dasselbe in ihren Schoß und tritt zur Seite, um hineinsehen zu können. Es ist ein gefährlicher Platz, den er dort wählt. Er fühlt den Atem ihres Mundes, während er sich hinabbeugt, um in das Skizzenbuch hineinsehen zu können. Sie legt langsam Blatt für Blatt herum, heitere und geistreiche Bemerkungen auf die Skizzen von Menschen und Landschaften knüpfend.

Priskow bemerkt von alledem nichts, er beobachtet nur ihre Hände, ihre Arme, durch deren rosige Haut er das Blut pulsiren zu sehen glaubt.

Die Spitzen ihrer Haare bewegen sich züngelnd auf und ab unter seinem Atem, als wollten sie ihn mit ihren feinen Fäden hinabziehen auf das Haupt.

„Und kostet es den Tod, ich muß!“

Priskow drückt leicht und zart den Mund auf das gleißende Geringel.

Hat sie es bemerkt? Er fährt in die Höhe.

Nein! Sie tippt gerade mit dem Zeigefinger auf eine Bleistiftskizze.

„Wie finden Sie dies?“

Priskow hat das Gefühl, etwas sagen zu müssen, was verletzt.

„Schlecht! Keine Wahrheit! Verzeichnet! Sehen Sie, das linke Auge schielt, und der rechte Fuß des armen italienischen Bettlers sieht aus wie ein Pferdehuf!“

Sie wendet das Haupt erstaunt zurück.

„Das muß ich sagen, offen sind Sie, mein Herr!“

„Sie hatten befohlen, gnädigste Frau!“

Priskow steht da, als ob er eine Elle verschlungen hätte.

„Solchen Gehorsam lobe ich mir! Gehorchen Sie immer so rücksichtslos?“

„Wenn ich mir und anderen damit nicht schade, warum nicht? Ich bin Soldat!“

„Aber mir schadet es! Ich verliere die Lust am Zeichnen!“ schmollt die schöne Frau.

„Ich bin doch keine Autorität, und außerdem war alles Uebrige, was ich gesehen habe, exquisit!“

„Gott sei Dank,“ denkt Priskow, „ich kann doch noch vernünftig sein!“

Sie beißt sich auf die Lippen. Versteht sie den Doppelsinn seiner Worte?

„Da ist das Skizzenbuch, ich mag es nicht mehr sehen. Wollen Sie eine Cigarrette?“

Sie hält ihm das Etui hin; Priskow zögert.

„Nur zu,“ nickt sie belustigt, „ich bin Oesterreicherin! Damit Ihr Gewissen nicht belastet wird, werde ich mir selbst eine Cigarrette anzünden. So, nun kommen Sie, ich habe noch Pflichten gegen meine Gäste!“

In demselben Zimmer, wo vorhin soupirt worden war, sind einige Spieltische arrangirt worden. Die Karten klappern beim Mischen auf dem glatten Mahagoni.

An einem Tische sitzen fünf Herren, unter ihnen Herr von Schanzky; die Goldstücke rollen aus einer Hand in die andere.

Das Spiel sieht recht unschuldig aus; die Herren lachen und scherzen noch vergnügt. Auf ihren Gesichtern lagert noch nicht die Abspannung, welche bei hohen Hazardspielen meistens die Mienen der Spieler zu entstellen pflegt.

Als Priskow mit der Dame des Hauses eintritt, erhebt sich lautes Lachen. Unter Scherzen und Neckereien werden die beiden empfangen. Herr von Schanzky steht auf und begrüßt Priskow händeschüttelnd.

„Freue mich sehr, daß Sie der Einladung meiner Schwester noch nachgekommen sind! Wollen Sie sich vielleicht an einer Partie Macao beteiligen? Jeder kann setzen, was er will!"

„Danke sehr," antwortet Priskow mit einer Verbeugung; „wenn Sie gestatten, nehme ich nur als Zuschauer teil."

Herr von Schanzky sieht neben Priskows sehr breitschulteriger Gestalt wie ein Zwerg aus, seine kleine Figur erscheint in dem schwarzen Gesellschaftsanzug noch zierlicher, wie sie in Wahrheit ist. Obgleich der Mann noch nicht die Dreißig überschritten hat, könnte man ihn für einen Fünfzigjährigen halten. Die spärlichen Haare sind bereits stark mit Grau untermischt, das Gesicht zeigt jene gelbliche Blässe und tiefen Furchen, wie sie nur Kranke oder solche schon in ihrer Jugend aufzuweisen haben, welche alle Leidenschaften und Ausschweifungen bis zur Uebersättigung getrieben haben.

„Guten Abend, Priskowchen!" ruft Alfen, ohne von seiner Karte aufzusehen. „Ist Dein Unwohlsein schon besser? Du mußt einen famosen Arzt haben! Ich habe ein unerhörtes Pech heute abend!"

„Den Grund hiezu wird Ihnen Fräulein von Rünitz verraten können!" lacht Frau Mauville. „Soll ich einmal für Sie pointiren?"

Alfen macht bereitwilligst Platz. Die schöne Frau läßt sich auf seinen Stuhl nieder und beginnt mit dem bereits zusammengeschmolzenen Gelde Alfens zu setzen.

Priskow ist es ein höchst unangenehmes Gefühl, zu sehen, wie ihre rosigen Hände in Geld und Banknoten herumfahren. Sie gewinnt. Jede Karte, die sie aufnimmt, schlägt zu ihrem Glück; es scheint, als ob das glänzende Gold sich dazu drängte, von jenen schönen Fingern berührt zu werden. In kurzer Zeit sieht Alfen seinen bisherigen Verlust wieder zurückgewonnen.

„Sehen Sie, Herr Rittmeister, man muß nur mit kaltem Blute spielen!" sagt sie und erhebt sich. „Jetzt versuchen Sie, weiterzubauen auf dem Fundament!"

Ihre hohe Gestalt schwebt zu den anderen Tischen. Für jeden der Herren hat sie ein liebenswürdiges Wort, einen Scherz auf den Lippen. Es ist bewunderungswert, mit welcher Geschicklichkeit sie dem einzelnen zu sagen weiß, was er gern hört, und das alles in einer leichten, neckischen Art und Weise.

„Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören; ich werde mich zurückziehen. Oswald, Du übernimmst wohl die Sorge für unsere Gäste," flüstert sie ihrem Bruder halblaut zu.

Die Herren erheben sich, und Jutta Mauville verläßt mit liebenswürdigem Kopfneigen das Zimmer. An der Thür wendet sie sich noch einmal zu Priskow, der ihrer herrlichen Gestalt mit bewundernden Blicken gefolgt ist:

„Gehen Sie morgen in die Oper, Herr von Priskow? Es wird die ‚Walküre' gegeben!"

„Wahrscheinlich, gnädigste Frau!"

Sie nickt ihm noch einmal freundlich zu.

Priskow ist es, als ob die Kerzen des großen Kronleuchters im Zimmer trübe würden; die Gesichter der Herren an den Tischen sehen auf einmal alle fahl und hohläugig aus. Schanzkys Antlitz gleicht aufs Haar einer Mephistomaske, und wie er selbst in einen gegenüberliegenden Spiegel blickt, erscheint ihm sein Bild um vieles älter und häßlicher wie sonst.

War das wirklich Venus, die mit ihren Grazien die schmutzigste Hütte zum Paradies umwandeln kann?

Die Dienerschaft ist fortgeschickt; hin und wieder steht einer der Herren auf, um aus den mit schweren Weinen gefüllten Karaffen auf dem Buffet ein Glas Wein einzuschenken und eilig hinunterzustürzen. Mehrere Herren sind schon nach Hause gegangen, nur der Hazardtisch sitzt noch fest.

„Wie steht's," fragt Priskow, sich hinter Alfen stellend, „gehst Du bald nach Hause?"

„Warte noch einen Moment, ich bin jetzt gerade so weit wie im Anfang, man will doch sehen, ob man Glück oder Unglück hat!"

Priskow ginge am liebsten fort, ihn schmerzt der Kopf; ihm gegenüber sitzt Bretzen, ein Kamerad vom Regiment, mit dessen Pferd er bei dem Rennen stürzte.

Mit zitternden Fingern schiebt derselbe das vor ihm liegende letzte Goldstück auf den Tisch, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd.

„Bitte, Bretzen," redet denselben Schanzky mit liebenswürdigem Lächeln an, „meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung; es hat keine Eile mit dem Zurückerstatten, bitte!" Er schiebt ihm eine Rolle Gold hin. „Hier sind fünfhundert Mark!"

„Unbegreiflich, Bretzen, was Sie heute abend für Pech haben! Die fünfhundert Mark sind wieder verschwunden."

„Bitte, zählen Sie, ich weiß nicht, wie viel es ist!" sagt nach zehn Minuten der Bankhalter Schanzky, indem er von dem vor ihm aufgehäuften Gold eine Handvoll dem jungen Offizier zuschiebt.

„Es sind tausend Mark!"

„Gut, nehmen Sie es zu dem übrigen!"

Wieder ist eine halbe Stunde verflossen. Der unglückliche Spieler sitzt wieder vis-à-vis de rien.

„Komm, Bretzen!"

Priskow legt ihm die Hand schwer auf die Schulter.

„Was ist los?" fragt dieser, indem er Priskow sein blasses, übernächtiges Gesicht zuwendet. „Unsinn, ich habe nur verloren, das kann doch nicht immer so fortgehen!"

Alfen sagt auch: „Ich glaube, wir hören auf!"

Man erhebt sich.

In ihren Mantel gehüllt, wandern Alfen, Priskow und Bretzen durch den grauenden Novembermorgen ihren Wohnungen zu. Nachdem Alfen, der Priskow mit seiner unverwüstlichen Heiterkeit geneckt hat, ob ihn Frau Mauville polizeilich habe requiriren lassen, da er noch so spät gekommen sei, in eine Seitengasse abgeschwenkt ist, fragt Priskow seinen Freund:

„Hast Du viel verloren?"

„Nun, es geht; etwas über zweitausend Mark!"

„Hast Du das Geld zu Hause liegen?"

„Nein, keinen Pfennig!"

„Dann schreibe Deinem Vater sofort!"

„Ich bin kein Majoratsherr. Mein Vater hat erst nach dem Manöver meine Schulden bezahlt. Ich habe so wie so schon kein Erbteil zu erwarten, wenn meine Geschwister nicht zu kurz kommen sollen."

„So, und woher willst Du das Geld nehmen? Spielschulden müssen innerhalb vierundzwanzig Stunden berichtigt sein!"

„Ach, Herr von Schanzky ist ein anständiger Mensch, das eilt nicht!"

„In vier Wochen hast Du auch nicht mehr Geld. Von Deinem Zuschuß kannst Du die Summe, wie Du selbst weißt, nicht erübrigen."

Dem Leichtsinnigen muß das einleuchten.

„Ja, da werde ich wohl zu einem dessern Mittel greifen müssen, was über das ganze Hundeleben hinweghilft, oder ich gehe zum Juden!"

„Das wirst Du nicht thun, Bretzen!"

„Willst Du mich etwa daran hindern?" fragt dieser höhnisch. „Das glaube ich, Moral predigen kann jeder, dem es gut geht und dem die schönen Weiber nachlaufen als zukünftigem Besitzer von Ruppenhausen!"

Priskow wird bleich wie der Tod.

„Was soll das heißen?"

Bretzen lacht gezwungen.

„Du redest irre, Freund, nach der durchwachten Nacht und dem vielen Portwein. Komm mit in meine Wohnung; zu schlafen lohnt es sich doch nicht mehr. Wir wollen bei einer Cigarre die Sache wie gute Freunde bereden."

Sie treten in Priskows Wohnung. Nachdem derselbe Licht gemacht, sieht er auf einem Nebentisch einen Brief liegen. Er ist aus Kairo datirt.

„Lieber Eberhard!

„Ich bin gesund und hoffe dasselbe von Dir. Im Frühjahr werde ich wahrscheinlich nach Ruppenhausen kommen. Mein Bankier schreibt mir, daß Du jetzt in der großen Garnison nicht mehr Geld brauchtest wie früher. Das ist ein Unsinn. Wenn man es kann, soll man seine Jugend genießen; daß Du es nicht übertreibst, dafür bürgt mir Dein Charakter und Deine gute Erziehung.

„Einliegend schicke ich Dir zweitausend Mark, für welche Du Dir ein Pferd oder sonst etwas kaufen kannst. Ich bin sehr vergnügt! Heute habe ich einen schön ziselirten Dolch erworben, mit dem sich hier ein Marquis Broncalo, übrigens ein sehr netter Herr, erstochen hat, weil ihn seine Gläubiger nicht in Ruhe ließen. Wenn er es mir nur gesagt hätte! Der Dolch ist übrigens ein Geschenk irgend einer Königin von Spanien, welche denselben einem Vorfahren des toten Marquis einst huldvollst überreicht hat, als er wacker gegen die Verschwörer gekämpft hatte. Auf der Klinge steht: ‚Sei schneidig wie der Stahl und treu wie seine Klinge!' auf spanisch natürlich.

„Du wirst Dich wundern, welch wertvolle und zahlreiche Raritäten ich für meine Sammlungen erworben habe! Es freut mich, daß Deine Sumset den ersten Preis bekommen hat, wie Du schreibst.

„Mit Gruß

Dein Onkel Salden."

Priskow faltet den Brief zusammen.

„Für die zweitausend Mark könnte ich ja den famosen Schwarzbraunen kaufen, den mir neulich der Pferdehändler anbot. Kapitales Pferd! Wenn ich die tausend Mark zulege, die ich noch liegen habe, dann könnte ich im Frühjahr in Baden-Baden mitreiten!"

Man muß Priskow sein, um die Verlockung zu würdigen, die in dem Besitz jenes Pferdes für ihn liegt. Da fällt sein Blick auf Bretzen, der stumpfsinnig in einer Sofaecke sitzt, mit einer ausgegangenen Cigarre zwischen den Fingern. Priskow betrachtet gutmütig den leichtsinnigen Kameraden.

Wie kindlich noch die Züge des jungen Gesichts sind, das sonst in ungetrübter Heiterkeit und ansteckendem Frohsinn in die Welt lacht! Und einige leichtsinnige Stunden dieser Nacht haben schon so tiefe Furchen in das hübsche Antlitz gezogen, und dabei hat Bretzen noch eine Mutter!

Priskow nimmt stillschweigend aus seinem Schreibtisch einen Tausendmarkschein, legt ihn auf die beiden Banknoten aus seines Onkels Brief und sagt:

„Da, Bretzen, sind dreitausend Mark. Genügt das?"

Bretzen starrt ihn verwundert an. Eine dunkle Röte steigt in sein bleiches Gesicht.

„Das kann ich nicht annehmen, Priskow!"

Er schiebt die ihm entgegengestreckte Hand zurück, während er das Gesicht abwendet, um seine Rührung zu verbergen.

„Mach keine Umstände, alter Junge; es ist doch besser, als wenn Du zum Juden gehst!"

Keine Antwort.

„Thu's um Deiner alten Mutter willen, Bretzen; hörst Du?"

Der Angeredete springt auf.

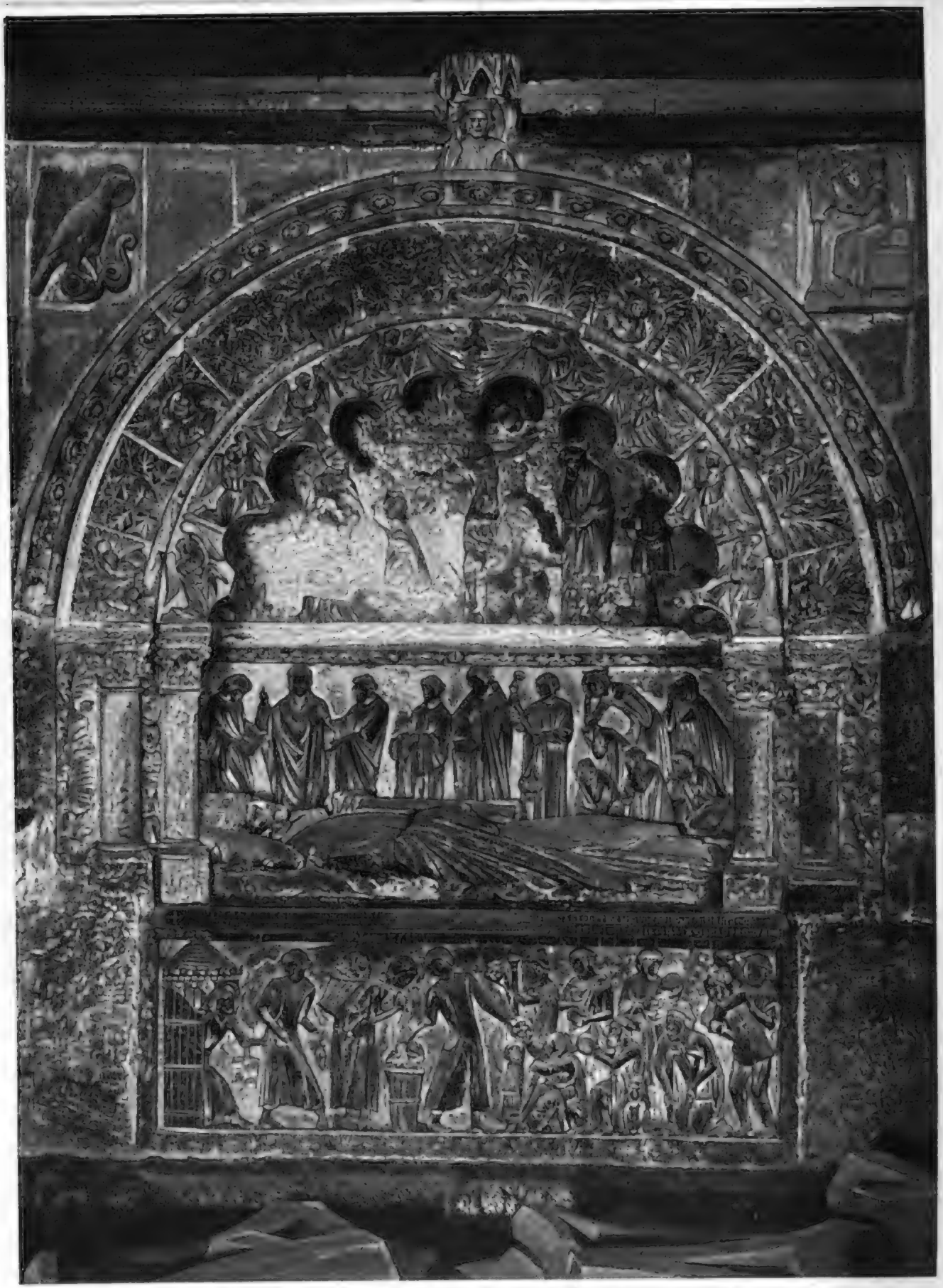
„Ja, ich will's nehmen. Von keinem andern hätte ich Almosen angenommen, denn wann werde ich im stande sein, Dir die Summe zurückzugeben? Hättest Du mich nicht an meine Mutter gemahnt, weiß Gott, ich hätte es von Dir auch nicht genommen!"

„Siehst Du, alter Junge!"

Priskow schüttelt herzhaft die ihm entgegengestreckte Hand.

„Aber eins mußt Du mir versprechen! Versuche, ob Du es fertig bringst, etwas vernünftiger zu werden und die verd..... Karten in Ruhe zu lassen. Versprich es nicht mit diesem Händedruck — der Spielteufel ist der schlimmste von allen — aber versprich mir, wenigstens den Versuch zu machen!"

(Fortsetzung folgt.)



Grabmal des Bischofs Martin II. in der Kathedrale zu Leon.



Vom Fasching. Originalzeichnung von J. Puschkin.

Digitized by Google

Im Hof der Taubenmoschee.

(Hierzu das Bild Seite 369.)

Die Taube ist dem Orientalen ein gewohnter und lieber Gast, obgleich er keinerlei Vortheil von ihr hat. Wo man reist, wo man ein Dörfchen bei ihrer sucht, immer hört man das Gurren dieser Tiere; verzehren sie ihm auch seine Saaten und seine Enten, wie zum Beispiel in Aegypten dem armen Fellah, dessen Felder sie verwüsten, sie sind ihm lieb. Jedes Dorf in Aegypten ernährt Tausende von Feldtauben. Warum? Weil sie Dung geben. Dafür ernährt der Fellah sie mit seinem Korn, ihren Dung aber zu verwerten ist er zu träg. Er baut ihnen Türme, hält sie mit Lehmklyßen, damit jedes Paar sein Nest habe, und kümmert sich nicht darum, was sie ihn kosten.

Edmond About erzählt in seinem Buch über Aegypten seine Unterhaltung mit einem Fellah. Er fragte ihn, ob er wisse, was ihn seine paarzigtausend Tauben kosten. Der Fellah meint, sie fressen ihm etwa fünf Ardeb Korn des Tages. „Unglücklicher," ruft About, „das macht des Jahres achtzehnhundert, also über dreitausend Hektoliter Deines Getreides, und die repräsentiren eine Summe von dreißigtausend Franken." — „Aber meine Tauben leben auch von dem Getreide meines Nachbarn!" meint der Fellah, und About sagte ihm: „Dummkopf, und die des Nachbarn leben doch auch von dem Deinigen!"

Der größte Freund der Tauben war nun Sultan Bajasid II., der Sohn Mohammeds II., der von 1481—1512 regierte und nach mancherlei glücklichen und unglücklichen Kämpfen auch mit dem gegen ihn aufsässigen eigenen Sohn, Selim der mächtig werdenden Janitscharenwirtschaft, die Regierung niederlegte und, wie man glaubt, an Gift starb. Bajasid war eine zum Nachdenken geneigte Natur, beschäftigte sich gerne mit asiatischen Studien und errichtete Prächtliche Bauten, vorzugsweise Moscheen. Die schönste der letzteren ist die nach ihm genannte, dem Serastierat gegenüber, ganz in der Nähe des großen Bazars in Konstantinopel belegene, die er von 1497 bis 1505 vollendete. An ihr besonders interessant ist der schöne Vorhof. Nach Bajasids Vermächtnis werden hier nämlich seit seiner Zeit eine Menge von Tauben ernährt und gepflegt, die also traditionell diesen Vorhof wie ein geheiligtes Asyl betrachten und sich in demselben heimisch fühlen. Die türkischen Frauen kommen mit Vorliebe, um sie zu füttern; ein Derwisch, ein Priester, sitzt tagtäglich zwischen den Säulen und verkauft ihnen gegen einige Para das Futter, und so sieht man denn namentlich nachmittags die verschleierten Weiber mit kleinen Gefäßen in der Hand, umgeben von großen gefiederten Scharen, die zutraulich die Körner aufpicken. Uebrigens haben auch diese Tauben ihre geheiligten Ahnen in einem Paar, das, wie die Sage erzählt, Sultan Bajasid einem Armen, der ihn um ein Almosen bat, abkaufte und der Moschee zum Geschenk machte. W.

Die drei Markſteine des Lebens im Altertum.

Von

Dr. Fr. Eß.

(Alle Rechte vorbehalten.)

II. Gebräuche bezüglich der Neugeborenen.

Naturgemäß schließt sich an die Schilderung der Hochzeitsgebräuche die der Taufgebräuche oder hier vielmehr derjenigen Zeremonien, die bei den Alten die Stelle der christlichen Taufe vertraten.

Bei den Griechen hatte die Frau, wenn das freudige Ereignis in Sicht stand, der Ilithyia (Geburtsgöttin, Artemis) oder den Nymphen zu opfern. Sodann wurde, wenn ein Sohn geboren war, ein Olivenkranz, und wenn eine Tochter, ein Gebinde von Wolle an der Hausthür aufgehängt, teils der guten Vorbedeutung wegen — die Wolle sollte auf künftige Arbeitsamkeit, der Olivenkranz auf bürgerliche Tüchtigkeit und Ehrentitel hinweisen — teils aber auch zum Zeichen, daß eine Wöchnerin da sei, für jene, die das Betreten eines solchen Hauses zu vermeiden wünschten. Dann wurde in der Regel am fünften Tage nach der Geburt mit dem Kinde die Reinigungszeremonie der sogenannten Amphidromien vorgenommen, indem es entweder von der Großmutter oder einer andern der um die Wöchnerin beschäftigten Frauen um den Herd des Hauses getragen und unter Gebeten mit Reinigungsmitteln bestrichen wurde. Darauf folgte ein Mahl. Am siebenten oder zehnten Tage wurde dann dem Kinde der Name gegeben. Der Philosoph Aristoteles findet den Grund dieser Verspätung darin, daß bis zum siebenten Tage das Leben der Kinder ungewiß sei. Dabei wurde dem Apollo, der Artemis, den Nymphen und Flußgöttern, welche Gottheiten allgemein als Pfleger und Beschützer der Jugend verehrt waren, geopfert und den Verwandten und Freunden des Hauses ein Mahl angerichtet. Die Geladenen, in deren Reihen das Kind herumgezeigt wurde, hatten demselben Geschenke darzubringen. Auch die Haussklaven waren hiezu verpflichtet. Endlich am vierzigsten Tage nach der Entbindung wurde die vollständige Reinigung der Wöchnerin gefeiert, wobei es an Opfern nicht fehlte. — Auch am ersten Geburtstage des Kindes wurde dasselbe wieder von den Angehörigen und Hausgenossen beschenkt, und zwar vermutlich nach vorausgegangener religiöser Feier; allein jährlich wiederkehrende Geburtstagsfeiern (Genethlien) finden wir erst nach Alexander dem Großen und dann besonders in der Römerzeit. Am dritten Tage des Apaturienfestes aber, das die verwandten Familien (Phratrien) im Oktober feierten, wurden die im letztvergangenen Jahre geborenen Kinder von ihren Vätern oder deren Stellvertretern dem Familienältesten (Phratoren) im Familientempel vorgestellt und in des Familienregister eingetragen, wobei eine eidliche Versicherung abgegeben werden mußte, daß das Kind einer rechtmäßigen Ehe entstamme — uneheliche waren ausgeschlossen. Darauf wurde vom Vater ein Schaf oder eine Ziege geopfert, die der Vorsitzende am Altar schlachtete.

Fügen wir hinzu, daß den Knaben beim Eintritt ins Ephebenalter (neunzehn Jahr) das lange Haar abgeschnitten und dem Apollo geweiht, auch ein mit Binden umwundener Zweig des diesem Gott heiligen Lorbeers an die Hausthüre gestellt wurde, für die Mädchen fand zwischen dem fünften und zehnten Jahre die Weihung an die brauronische Artemis statt, indem die Kleinen in krokusfarbenen und buntgestickten Festkleidern von ihren Müttern in den Tempel der Göttin geführt wurden. Die Gelehrten sind der Ansicht, daß bei den Griechen die Artemis als jungfräuliche Mondgöttin leicht in besondere Beziehung zu dem betreffenden weiblichen Geschlechte zu bringen sei.

Daß schließlich in Sparta wie auch in Rom bis in die erste Kaiserzeit gebrechliche Kinder ausgesetzt werden durften, ist allbekannt. Vorausnehmen wollen wir dann gleich hier, daß in Rom der Verkauf der Kinder von Diokletian verboten, dagegen von Konstantin bei Neugeborenen im Falle großer Armut erlaubt war. Erst die christlichen Kaiser haben das nach dem Zwölftafelgesetz dem Vater zustehende Tötungsrecht des Kindes als Mord (parricidium) aufgehoben.

Die Gebräuche der Römer waren in diesen Dingen überhaupt denen der Griechen sehr ähnlich. Hatte der Vater das vor ihm auf die Erde gelegte neugeborene Kind aufgehoben und es als das seinige erziehen zu wollen erklärt, so erhielt dasselbe am sogenannten Reinigungstage (dies lustricus), das heißt der Knabe am neunten, das Mädchen am achten Tage nach der Geburt, seinen Namen und religiöse Weihe (lustratio) durch ein Opfer im Hause oder Darstellung in einem Tempel, worauf ein festliches Mahl folgte. Eine Eintragung der Kinder in amtliche Listen fand erst unter Mark Aurel statt, selbst die Namen der Knaben wurden erst bei Anlegung der männlichen Toga am Feste der Liberalien (17. März) festgestellt; auch hier folgte ein festliches Mahl und bei Vornehmen eine Spende an die Armen, besonders bei der kaiserlichen Familie. Nach der Einkleidung in die Toga mußten die Knaben die ihnen wie den Mädchen gleich nach der Geburt um den Hals gehängte runde oder herzförmige Kapsel, bulla genannt und bei den Vornehmen aus Gold bestehend, ablegen. Von den Mädchen wurde dies Mittel gegen Bezauberung und Verhexung, in dem ein Amulet (praebia) verschlossen war, bis zu ihrer Verheiratung getragen. Gern trug man auch auf Täfelchen oder Pergamentblätter geschriebene schutzkräftige Sprüche, in ein Stück Leder genäht, an einem um den Hals gehängten Bande. Solche Sprüche waren besonders in Ephesus sehr im Schwung und hießen deswegen „Ephesische". Sie wurden erst vom Christentum abgethan.

III. Begräbnis- und Totenkult der Alten.

Wir beginnen wiederum mit den Griechen. Schon in den schriftlichen Zeugnissen der alten Heldenzeit finden wir, wie dem Griechen die Bestattung der Toten eine der heiligsten Pflichten ist, durch deren Vernachlässigung er sich nicht nur an den Dahingeschiedenen, sondern auch an den Göttern aufs schwerste zu versündigen glaubte. Der unbeerdigte Leichnam verunreinigte nicht allein seine Umgebung, sondern verletzte auch das Auge der oberen Götter; die Seele des Verstorbenen fand keine Aufnahme im Reiche der Schatten, so lange der Leib nicht bestattet war, und die unterirdischen Götter zürnten, daß sie nicht empfangen, was ihnen gebührte (Sophokl., Antigone vers. 1068 und Euripid., Phoeniss. vers. 1331). Eher habet einen Leichnam fand, war mindestens verpflichtet, ein paar Händevoll Erde oder Staub auf ihn zu werfen, und die Athener verurteilten einst ihre siegreichen Feldherren, da sie nicht hinreichend für die Bestattung der Gefallenen gesorgt hatten, zum Tode.*) Zum Zwecke der Bestattung durfte ferner den Feinden der erbetene Waffenstillstand nicht verweigert und die gefallenen Feinde mußten vom Sieger herbeigeschafft werden, wenn die Besiegten es nicht thun konnten. Ja die athenischen Gesetze sprachen die Kinder, die in der Jugend von den Eltern zum Laster angehalten worden waren oder die nötige Erziehung und Unterweisung zum ehrlichen Erwerbe nicht erhalten hatten, von jeder Pflicht gegen die Eltern los, mit Ausnahme von der einen, die Eltern zu bestatten.

In Athen aber und wohl in ganz Griechenland ging es bei der Bestattung folgendermaßen zu: Zunächst wurde vor die Thür des Sterbehauses ein irdenes Gefäß mit Wasser gestellt, damit, wer das Haus betreten hatte, beim Herausgehen sich reinigen konnte. Die Götter, so glaubte man, fürchten sich gleich dem Menschen vor allem Toten und scheuen alles, was mit einem solchen in Berührung getreten war; wer sich daher an die Götter wenden wollte, mußte sich erst wieder reinigen. Dem Toten selbst wurden Augen und Mund zugedrückt, dann der Körper gewaschen und mit wohlriechenden Spezereien eingesalbt, welches Geschäft die Frauen der nächsten Verwandtschaft eigenhändig verrichten mußten. Später gab man dem Toten ein Geldstück (Obolos, 12 Pfennig) in den Mund für den Fährmann (Charon) an dem Styx, was durch zahlreiche Funde in griechischen Gräbern bewiesen wird, obschon sich auch Leichen ohne Obol finden.

Der gewaschene und gesalbte Leichnam wurde sodann in drei weiße Kleider gehüllt, davon eines zur Unterlage, das zweite zur Bekleidung und das dritte zur Umhüllung diente, ferner mit einem Kranze — meistens Eppich — und Binden geschmückt und auf einem gewöhnlichen Bette im Hausflur so aufgestellt, daß die Füße dem Ausgang zugekehrt waren. Neben das Leichenbett stellte man bemalte irdene Krüge, wahrscheinlich mit den zum Totenweihguß erforderlichen Flüssigkeiten angefüllt. Die Aufstellung der Leiche geschah regelmäßig sogleich am ersten Tage nach dem Tode, die Bestattung erfolgte am zweiten und mit dem „Paradebett" und zwar vor Sonnenaufgang — damit der Sonnengott durch den Anblick sich nicht verunreinige — unter Begleitung der Verwandten und Freunde. Träger waren teils männliche Verwandte, teils Freigelassene oder professionelle Leichenträger. Verdienstvolle Männer wurden von jungen Bürgern zu Grabe getragen; dem eines gewaltsamen Todes Verstorbenen wurde ein Speer vorausgetragen und dann neben dem Grabe in die Erde gestellt. Frauen durften sich nach dem attischen Gesetze nur bis zum Grabe der Verwandtschaft (nächster Grad, also erbberechtigte) dem Zuge anschließen. Außerdem wurden oft Klageweiber oder -Männer gedungen, um zu wehklagen oder Trauerlieder unter Musikbegleitung zu singen, obwohl Solon, Athens weiser Gesetzgeber, dies und dazu alle sonst üblichen heftigen und leidenschaftlichen Äußerungen der Trauer — wie Zerkratzen der Wangen, Schlagen an die Brust, lautes Jammergeschrei und anderes mehr — untersagt hatte. So begab sich der Leichenzug zu dem Platze, wo der Leichnam begraben oder verbrannt werden sollte; denn beide Arten der Bestattung waren in der geschichtlichen Zeit neben einander gebräuchlich, wogegen früher — nach Homer zu schließen — nur das Verbrennen üblich war. Die Sitte des Begrabens mag vielleicht von Asien her Eingang gefunden haben und vorzugsweise der geringeren Kosten halber von den Aermeren angenommen worden sein. Aber auch Rücksichten der Pietät haben wohl das Beerdigen empfohlen, die den geliebten Toten lieber ganz und unversehrt an der und der Stelle dem Schoße der Mutter Erde übergeben, als durch die Flammen zerstört wissen wollten. So wurden besonders Leichen von Kindern, die noch nicht gezahnt hatten, niemals verbrannt; ebenso durften in Rom die vom Blitze Getroffenen nicht durch Verbrennung bestattet werden infolge religiöser Bedenken.

Bei der Beerdigung nun wurde der Leichnam in eine eigens dazu gefertigte Totenkiste aus Holz, und dann meistens von Gipsstein, oder gewöhnlich von Thon gelegt. Man fand auch Leichname in besonders dazu gemauerten Steinkästen liegend.

Sollte der Tote verbrannt werden, so wurde ein Scheiterhaufen errichtet, der bei Bestattung reicher Leute oft sehr kostbar war. Die nächsten Angehörigen mußten ihn anzünden, und in die Flammen wurden von den Leidtragenden abgeschnittene Haare, Kleider, Geräte und allerlei Gegenstände, die dem Verstorbenen im Leben lieb gewesen waren, geworfen. Bei Homer lesen wir, daß der griechische Held Achill auf den Scheiterhaufen seines Freundes Patroklus zwölf trojanische Gefangene nebst vier Pferden und zwei Hunden werfen und mitverbrennen ließ.

War der Scheiterhaufen abgebrannt und ausgelöscht, so wurden die Gebeine von den Angehörigen — Fremden dies zu überlassen galt für Versündigung (asebeia) — gesammelt, in eine Urne gelegt und in das zu ihrer Aufnahme bestimmte Grabgebäude (-Gewölbe) geschafft, das geräumig genug war, die Ruhestätte einer ganzen Familie, ja eines ganzen Geschlechtes zu bilden. In solchen Grabgebäuden stellte man auch dann die Särge nieder, wenn die Toten nicht verbrannt werden sollten. Neben die Särge wurden dann wieder die schon erwähnten Gefäße oder den Verstorbenen besonders teuer gewesene Gegenstände, wie dem Krieger seine Waffen, den Siegern in öffentlichen Spielen ihre Preise, den Frauen Spiegel, den Kindern Spielzeug in die Grabkammer gelegt, damit der Tote in der Schattenwelt, wo das Leben, wenn auch ohne Bewußtsein, sich fortspinne, das Gewohnte nicht vermisse.

War die Beisetzung geschehen, so wurde dem Toten noch ein letzter Abschiedsgruß oder ein Klagewort nachgerufen, worauf sich die Leidtragenden in das Trauerhaus zurückbegaben, um hier das übliche Leichenmahl einzunehmen, an dem auch die Frauen des Leichenzuges teilnahmen.

*) Nach der Schlacht bei den Arginusen 406 v. Chr.; der Sturm hatte das Zusammenlesen der Gefallenen verhindert. (Xenophon. Hellenica I. 7. 1 ff.)

der Sinn dieser auch bei uns nicht ganz unbekannten Sitte war der, — ich sage nicht, ist der — sich noch einmal gemeinschaftlich in Worten der Liebe des Hingegangenen zu erinnern und seiner Verdienste und Tugenden mit Anerkennung und Lob zu gedenken. Seine Fehler aber sollten vergessen werden, und es galt für Impietät, vom Verstorbenen schlecht zu reden.

Zuletzt folgte dann die Reinigung des Sterbehauses, wozu man eine sogenannte weise Frau kommen ließ, die, nachdem sich alle Hausgenossen gewaschen hatten, die in einem Topfe mitgebrachten Reinigungsmittel (Kräuter) verbrannte und dann die Verunreinigung im gleichen Topfe mit fortnahm.

Bemerken wir noch, daß die erste geschichtlich erwähnte Leichenrede in Athen von Perikles gehalten wurde († 429 v. Chr. an der Pest) am gemeinschaftlichen Grabe der im Kriege Gefallenen in der schönsten Vorstadt Athens.

Aehnlich war die Totenfeier, die zum Andenken der in der Schlacht bei Platää gefallenen Griechen jährlich die Platäer begingen. Beim Anbruch des Tages zog die Prozession aus unter Vorantritt von Trompetern, die einen kriegerischen Marsch bliesen; dann folgten mehrere Wagen mit Kränzen und Myrtenzweigen und hinter ihnen wurde der schwarze Opferstier geführt. Freie Jünglinge trugen Gefäße mit Wein, Milch, Oel und Salben; Knechte durften sich bei dieser Feier, die den im Kampfe für die Freiheit Gefallenen galt, nicht beteiligen. Zuletzt kam der oberste Beamte (Archon) Platääs, der zu anderer Zeit keine Waffen und nur ein weißes Kleid tragen durfte, in faltenreichem Purpurgewande, in der Rechten ein Schwert, in der Linken einen Krug. Auf dem Platze der Gräber der Helden angekommen, schöpfte der Archon Wasser aus einer Quelle, wusch damit die Grabsäulen, salbte sie, opferte dann den Stier, so daß das Blut auf die Grabstätte floß, betete zum Zeus und rief die Helden, das ihnen geweihte Mahl und die Blutspende anzunehmen, worauf er einen Becher mit Wein füllte, davon ausgoß und dann den Becher austrank mit den Worten: „Dieses trink' ich den Männern zu, die für die Freiheit der Hellenen in den Tod gegangen!"

Aber auch die gewöhnlichen Toten entbehrten nicht der Ehren, teils zunächst nach dem Begräbnis, teils am Jahrestage. Zuerst wurden am dritten, dann am neunten und endlich am dreißigsten Tage Spenden und Totenopfer am Grabe dargebracht, meist ein Gemisch von Honig mit Milch oder Wasser, oder von Wein und Oel. Wurden Tiere geopfert, so mußte das Blut in eine Grube am Grabe laufen, der Körper in Stücke zerschnitten, die man sämtlich verbrannte, und die Asche an der Brandstelle vergraben werden. Man nahm in der Regel Schafe dazu — Rinder hatte Solon verboten — später stellte man gewöhnlich statt der Tiere deren Nachbildungen aus Thon oder Backwerk aufs Grabmal. Am neunten Tage wurden dem Toten gekochte Speisen aufs Grab gestellt, zu deren Zubereitung ein besonderer Koch geholt werden mußte. In Athen legte man nach dem Totenopfer am dreißigsten Tage die schwarzen oder dunkelfarbigen Trauerkleider ab, und die Frauen ließen das zur Trauer abgeschnittene Haar wieder wachsen; in Sparta trat ein Gleiches schon am zwölften Tage ein. Die Lokrer trauerten gar nicht um ihre Toten, hielten aber das Totenmahl.

Die Gräber waren meistens außerhalb der Stadt in der sogenannten Nekropole (Totenstadt). Sie lagen gewöhnlich an Straßen, umgeben mit Bäumen. Die Pfeiler, Säulen oder Grabgebäude, oft reich geschmückt, trugen Inschriften. Auch solche, die in der Fremde gestorben waren, erhielten in der Heimat ihr Grabmal (Kenotaph). Die Leichen lagen mit den Füßen der Straße zugekehrt, die Richtung der Gräber ging vielfach von Norden nach Süden. Verweigert wurde das Grab nur schweren Verbrechern, die in Athen in die Schlucht Barathron, in Sparta in die Kaiadas genannte Schlucht gestürzt wurden. Wurde ein Verbrecher erst nach seiner Beerdigung für schuldig befunden, so grub man ihn aus und warf ihn über die Grenze.

In ältester Zeit begrub man wie sonst in Sparta und dem übrigen Griechenland die Toten im Hause selbst. Zu besuchen und zu schmücken hatten sie die Angehörigen jedes Jahr am Todestage; zudem feierte man ein allgemeines Totenfest am 5. September (Nemesia oder Nekysia).

Wie alt die Totenopfer waren, ist nicht zu bestimmen; sie entsprangen aus dem Glauben, daß die Verstorbenen sich der ihnen von den Ueberlebenden erwiesenen Ehren freuen, die Beweise der Liebe wohlwollend aufnehmen, über Vernachlässigung zürnen und dies auch die Oberwelt fühlen lassen konnten. Bestimmte Vorstellungen hatten natürlich die Griechen davon nicht, wie den Toten durch die dargebrachte Spende eine Labung oder ein Genuß zu teil werde; die Verständigen unter ihnen betrachteten die Totenopfer nur als ein sichtbares Symbol der Liebe und Ehrfurcht, deren die Toten sich freuten, weil im Andenken der Nachkommen geliebt und geachtet fortzuleben ein natürlicher und allgemein menschlicher Wunsch ist.

Im großen und ganzen waren die Gebräuche bei Todesfällen in Rom ebenso. Waren dem Toten die Augen zugedrückt, so begann lautes Wehklagen. Darauf wurde der Leichenbestatter bestellt, der die Bestattung in Accord nahm und dann den Totenschmücker schickte. Dieser hatte den Toten zu waschen und zu salben, dann mit der Toga zu bekleiden und so auf das Paradebett zu legen. Die Totenträger (vespillones) schickte jener ebenfalls. Neben dem Paradebett standen Räucherpfannen und im Hausflur Cypressen- und Föhrenzweige. Die Bestattung selbst erfolgte gewöhnlich erst am achten Tage nach dem Verscheiden unter feierlicher Begleitung seitens der Trauerversammlung, und zwar wurde dieser Akt entweder feierlich von einem Herolde ausgerufen oder einfach und in aller Stille ausgeführt. Die gewöhnliche Zeit für Vornehme war der Vormittag. Das Geleite ordnete der Designator, unterstützt von mehreren öffentlichen Beamten. Zuerst kamen die Musikanten (liticines, Zinkenbläser, seltener cornicines, Hornbläser), dann die gedungenen Klageweiber, die Trauerlieder sangen, dann die Mimen (Schauspieler), die nicht selten komische Scenen aus dem Leben des Toten aufführten. Ihnen schlossen sich die mit den Wachsmasken der Vorfahren des Toten (imagines) bekleideten Personen an, die auch Tafeln trugen, auf denen die Thaten des Verstorbenen, besonders Kriegsthaten, verzeichnet waren. Die Träger der Masken waren je nach der vorgestellten Person in historische Tracht gekleidet. Nun folgte auf einer gewöhnlich von Verwandten oder freigelassenen Sklaven, bei großen Männern von Senatoren oder Rittern getragenen Bahre die Leiche, etwas aufgerichtet auf dem Lectus und geschmückt mit purpurnen, golddurchwirkten Decken. Unbemittelte trugen die genannten Vespillonen in einem Kasten. Hinter der Bahre schritten die Erben und Verwandten, auch die Freigelassenen, nebst allen, die das Geleite gaben, aber alle in Trauerkleidern. Auf dem Forum hielt der Zug an, und hier hielt ein Verwandter — bei verdienten Männern vornehme römische Jünglinge — die Trauerrede, worauf der Zug aufbrach, um die Leiche zu begraben oder zu verbrennen.

Betreffs der Leichenrede sei kurz bemerkt, daß den Frauen diese Ehre erst nach der Befreiung Roms durch die Gallier (390 v. Chr.), und zwar zuerst der Popilia, Mutter des Catullus, gewährt ward. Der Gebrauch der Trauerrede, die bezeichnend genug eine laudatio funebris, also eine Lobrede auf den Toten, genannt wurde, trug übrigens viel zur Fälschung der römischen Geschichte bei. Cäsar hielt seiner ersten Frau die Gedächtnisrede selbst, und Aehnliches kam öfters vor.

Der Platz der Verbrennung nun hieß Ustrinum. Nachdem man Blumen, Kränze, wohlriechende Salben und dergleichen auf den Scheiterhaufen geworfen, wurde dieser unter lautem Wehklagen angezündet und mit Wein begossen, worauf, sobald die Flammen ihr Werk gethan, die glühende Asche gelöscht, die Gebeine des Toten gesammelt, mit Wein und Milch besprengt, dann getrocknet und darauf in einer Aschenkiste oder Vase (Urne) in der Grabkammer (sepulcrum) niedergesetzt wurden. Daneben stellte man Salben- und Oelfläschchen, auch Räucherwerk. Solche Grabkammern hatte jede Familie; sie lagen wie die der Griechen an den Landstraßen, in Rom besonders an der via Appia; in Pompeji zeigten die Ausgrabungen bekanntlich eine ganze Totenstraße; allgemeine Friedhöfe gab es nur für Arme.

Auf dem Raume vor dem Grabgewölbe standen Pfeiler, Säulen, Altäre, steinerne Sitze von Gartenanlagen umgeben, über deren Erhaltung der nebenan in einem Häuschen wohnende Sklave als Grabhüter zu wachen hatte. Dieser mußte auch die Lampen in den Grabgewölben anzünden. Die Gräber hießen auch Columbarien — von columba (Taube) abgeleitet — wegen der kleinen, den Nestern eines Taubenhauses ähnlichen Nischen für die Urnen. Großartig waren die Gräber (Mausoleen) des Augustus auf dem Marsfelde und des Hadrian, die heutige Engelsburg.

Die zu begrabenden Leichen wurden in einen Stein- oder Holzsarg gelegt und entweder in der Erde oder in einem Gewölbe beigesetzt.

Am neunten Tage nach der Bestattung folgte ein Opfer- und Totenmahl, das auf das Grab gesetzt wurde. Zugleich fand ein Totenschmaus statt und zwar entweder am Grabe selbst oder im Hause des Verstorbenen, jedoch stets unter großer Beteiligung; bei den Leichenbegängnissen vornehmer Römer wurde früher an die Armen — und zahlreiche Schmarotzer — Fleisch, später Geld ausgeteilt, oft auch wurden nachher Gladiatorenspiele aufgeführt. Aber noch lange nachher gedachte man der Toten mit Pietät und feierte so teils das allgemeine Totenfest am 21. Februar, an welchem Tage es nach dem Glauben der Römer den Toten gestattet war, auf der Oberwelt umherzuschweifen, mit Sühnopfern und Bekränzung der Gräber, teils die jährliche Wiederkehr der Sterbetage. Am Tag nach dem allgemeinen Totenfeste vereinigten sich die Angehörigen und Verwandten zu einem frohen Liebesmahle.

Indem wir eine Besprechung der jedem Leser wohl bekannten Katakomben hier übergehen, wollen wir noch ein Wort über die äußere Trauer beifügen.

Sie war bei dem Tode naher Verwandten nicht nur ein uraltes Herkommen, sondern geradezu Gesetz. Namentlich wurde auf die Trauer der Witwen strenge gehalten; zehn Monate mußte die Witwe trauern, bei Strafe der Entehrung (infamia), die der Stadtrichter öffentlich durch Maueranschlag aussprach. Die Männer waren nicht zur äußerlichen Trauer verpflichtet. Verboten war sie um die wegen Hochverrats Verurteilten, um Feinde und solche, die als gerichtlich Angeklagte sich selbst entleibt hatten. Es bestand aber die Trauer im Anlegen der schwarzen oder dunklen Toga (pulla), später auch weißer Kleider. Die Frauen zerrissen ihre Kleider und legten jedweden Schmuck ab, während die Männer, wozu sie indes, wie schon bemerkt, niemand zwang, Bart und Haare wachsen ließen und sich von allen Festlichkeiten und Gastmählern eine Zeit lang fern hielten. Später wurde beim Tode des Kaisers eine öffentliche Trauer angeordnet, während welcher alle öffentlichen und Privatgeschäfte ruhten, die Kaufläden geschlossen blieben und die Senatoren und anderen Behörden ihre Amtszeichen ablegten. Unter gewissen Umständen indes konnte sowohl die öffentliche als Privattrauer unterbrochen werden, so zum Beispiel, wenn freudige Ereignisse oder nicht zu umgehende Festlichkeiten eintraten.

Das Grabmal des Bischofs Martin II. in der Kathedrale zu Leon.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Zu den originellsten und interessantesten Baudenkmälern in Spanien muß die Kathedrale von Leon gerechnet werden, welche der berühmte Bischof Manrique de Lara auf den Ueberresten einer römischen Therme und dem Alcazar der Leonischen Könige errichtete. Die alten Chronisten nannten diese Basilika Pulchra Leonina — die schöne Leonerin — und wirklich zeichnet sich auch dies Bauwerk durch Harmonie der Linien und Zierlichkeit des Schmuckes in hervorragender Weise aus. Das Innere dieser Basilika enthält einige merkwürdige Grabdenkmäler, und das auffallendste und reichste führen wir unseren Lesern nach einer Photographie in Holz geschnitten hier vor. Es erhebt sich im linken Flügel der Kreuzform über der Asche des Bischofs Martin II., der 1242 starb und heilig gesprochen wurde. Das mächtige Skulpturwerk, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammend, zeigt in überaus feiner Ausmeißelung in der Mitte die Figur des Bischofs in seinem Ornate liegend, betrauert von den Edlen des Landes und dem Volke; über diesen, gewissermaßen eine himmlische Vision vorstellend, Christus auf dem Kalvarienberge. Der untere Teil des Denkmals ist ausgefüllt mit Reliefdarstellungen, welche Scenen der Wohlthätigkeit aus dem Leben des Bischofs verherrlichen. Sehr interessant und eine der feinsten Arbeiten der alten Bildhauerkunst ist der Bogen mit seinen Verzierungen von Blättern, Blumen und Engeln, der sich über die kleine Säule mit den eigenartigen Kapitälen wölbt.

Literatur

— **Einen sehr fesselnden geschichtlichen Stoff behandelt** Julius Graf von [illegible] in „Agnes", eine Herzensgeschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). Es ist im Jahre 1579, in Köln tagt der Friedenskongreß, der Spanien mit den niederländischen Provinzen versöhnen soll, auf dem Kurstuhl von Köln sitzt Gebhard, der Sohn des Truchsessen Wilhelm des Jüngern. Wie dieser nun in Liebe zu der schönen Gräfin Agnes Mansfeld entbrennt, zum Bruche mit Rom und zum Abfall von seinem Glauben getrieben wird, die Geliebte gewinnt und schließlich in dem ungleichen Kampf gegen Kaiser und Papst zu Grunde geht, ist hübsch und in einer farbigen, originellen Darstellung erzählt. Dem Verfasser fehlt freilich der große Zug, um einem Stoff von dieser Wucht und Bedeutsamkeit völlig gerecht zu werden; der historische Hintergrund ist nur in flüchtigen Zeichen angedeutet, der Kampf der Geister, obschon er so eng mit dem des Helden verknüpft ist, als nebensächlich behandelt und dem Leser nicht klar vor Augen gestellt. Im einzelnen weiß der Verfasser indes immer wieder zu fesseln, und so wird sein Roman überall gern gelesen werden.

— **Eine interessante kunst- und altertumsgeschichtliche** Monographie über „Die Akropolis von Athen nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen" hat Adolf Boetticher im Verlag von Julius Springer (Berlin) herausgegeben. Dem außerordentlich reichen und bedeutungsvollen Stoff ist durch einen stattlichen Großoktavband mit vielen, zum Teil der rühmlich bekannten „Baukunst der Griechen" von Oberbaurat Durm entlehnten Abbildungen in umfassender Weise Rechnung getragen. Vor allem hat der Verfasser darauf Rücksicht genommen, eine Darstellungsweise zu beobachten, die sein Buch verständlich und anziehend auch für den Laien macht, der darin nicht minder als der Fachmann seine Rechnung finden wird.

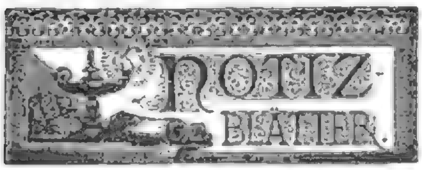
— **„Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck** und des Grafen Camillo von Cavour" in zwei starke Oktavbände gefaßt zu besitzen, ist gewiß eine verlockende Sache. Filippo Mariotti, das eifrige Mitglied des italienischen Parlaments, hat es unternommen, die Quintessenz dessen, was er in den Reden und Briefen der beiden großen Männer an bedeutsamen Aeußerungen über Gegenstände der Staatskunst aufgespeichert fand, unter obigem Titel zu sammeln, und der Verlag von J. F. Richter in Hamburg ließ davon soeben eine sorgfältige, autorisierte Uebersetzung von M. Bernardi erscheinen. Das Werk ist nach Materien geordnet, dergestalt, daß über jeden einzelnen Gegenstand die Aussprüche Bismarcks und Cavours neben einander gestellt sind. — Wer aber den deutschen Reichskanzler in seiner Beredsamkeit noch eingehender studieren will, der findet dazu reiche Gelegenheit durch die gesammelten „Reden des Fürsten von Bismarck", von denen gleichzeitig der fünfte und sechste Band, Reden aus den Jahren 1874 bis

1857 enthaltend, ausgegeben worden sind (Cöthen [Anhalt], Paul Schettlers Erben). Auf Grund amtlicher Quellen herausgegeben von Otto de Grahl (M. Wohlgemuth), mit Einleitungen, Anmerkungen, verschiedenen Anlagen und Aktenstücken sowie Sachregistern versehen, liefern diese Reden ein äußerst wertvolles Material zur Charakteristik des großen Reichskanzlers und zur Geschichte der Gegenwart.

— **Die jüngst erschienene achtzehnte Lieferung der „Denkmäler der Baukunst"**, zusammengestellt, autographisch gezeichnet und herausgegeben von Studierenden der Königlichen technischen Hochschule zu Berlin (Kommissionsverlag von Ernst Wasmuth, Berlin), enthält die Fortsetzung der italienischen Renaissance. Die zwölf Großfoliotafeln umfassen eine namhafte Zahl der hervorragendsten Bauwerke dieses Stils, voran den Petersdom und andere römische Prachtbauten. Die Klarheit und Uebersichtlichkeit der Grund- und Aufrisse verleiht dem Werk einen hohen instruktiven Wert.

Eine hübsche Dorfgeschichte: „Sein Mündl", von Bilamaria, bildet eine angenehme Beigabe zu A. Haacks eleganten kleinem Damenkalender für das Schaltjahr 1888, der durch ein sehr nettes photographisches Titelbild zu genannter Novelle eröffnet wird. Zierliches Format, Eleganz der Erscheinung und praktische Einteilung, die für tägliche Notizen hinlänglichen Raum bietet, machen diesen Kalender, der bereits seinen 11. Jahrgang erlebt, zu einem ausgesprochenen Freund der Frauenwelt.

— **Richard Wagners „Gesammelte Schriften und Dichtungen"** erscheinen zur Zeit in einer handlichen und billigen zweiten Auflage, die lieferungsweise ausgegeben wird, bei E. W. Fritzsch in Leipzig. Die bis jetzt uns vorliegenden Lieferungen 1—9 umfassen die drei ersten der zehn Bände und enthalten die autobiographische Skizze, mehrere Opern und eine lange Reihe ästhetisch-kritischer Aufsätze. Wir kommen nach Beendigung des Werkes auf dasselbe zurück.



Bildende Künste.

— **Die Münchener Künstlergesellschaft Allotria beging** unter dem Vorsitz Franz von Lenbachs am 5. Januar die Einweihung ihres neuen Heims. Sie hat dasselbe, nachdem das alte dem Bau der Synagoge hat weichen müssen, hinter dem bekannten, viel zu Versteigerungen benützten Wagnerlokal an der Bayerstraße gefunden, und Architekt A. Seidl hat dieses in überaus künstlerisch origineller Weise zu dekorieren gewußt, wofür ihm F. A. von Kaulbach bereits ein „Seidlmonument", ein reizendes Gegenstück zum „Schützenliesl" gewidmet hat. Der Hauptsaal macht den Eindruck einer altromanischen Kirche mit Chor, welche Seidl, über alle gegebenen Raumverhältnisse hinwegtäuschend, mit großem Geschick in den verhältnismäßig beschränkten Rahmen hineinkomponiert hat. Daß der Eröffnungsabend von übersprudelndem Witz und Humor belebt war, bedarf wohl als für die Allotria eine conditio sine qua non keiner besondern Erwähnung.

— **Professor Joseph Flüggen in München hat ein großes** Historienbild vollendet, welches in zahlreichen, fast lebensgroßen Figuren den Tod der heiligen Elisabeth im Marburger Kloster darstellt. Fromme Schwestern, teils bemüht, ihr den Todeskampf zu erleichtern, teils vom Schmerz überwältigt, umgeben die Sterbende, welche zur Thür hereindrängende Arme ferner noch durch die gereichten Blumenspenden zu erfreuen trachten. Das Werk bringt das Feierliche des Vorganges vorzüglich zum Ausdruck und thut sich bei strenger Korrektheit der Zeichnung besonders durch überaus stimmungsvolle Behandlung des Kolorits und der Beleuchtung hervor.

— **Das in seiner Gefühlstiefe so ergreifende Gabriel Maxsche** Gemälde „Vater unser" ist für die Dresdener Gemäldegalerie angekauft worden.

Tonkunst.

— **Die Brahmssche Sinfonie Nr. 4, E-moll, ist jüngst in** einem der Abonnementskonzerte der Stuttgarter Hofkapelle mit durchschlagendem Erfolg zur Aufführung gelangt. Enthält der von einer gewissen Monotonigkeit beherrschte erste Satz noch einiges Befremdliche, so erobern die drei folgenden jeden musikalischen Sinn desto unbedingter. In demselben Konzert feierte die Altmeisterin des Klavierspiels, Klara Schumann, neue Triumphe mit ihrem wundervollen, jugendlich elastischen und poetischen Vortrag von Chopins F-moll-Konzert. — Die jugendliche Sängerin Nikita, für welche ebendaselbst ein eigenes Konzert veranstaltet wurde, fand in einem ziemlich schwach besetzten Saal um so stürmischeren Applaus.

Bühne.

— **Als erste Neuheit im neuen Jahre brachte das Wiener** Burgtheater einen Lustspielabend in vier Abteilungen, „Galante Könige" von Emil Granichstaedten, und errang damit einen durchschlagenden Erfolg, zu dem auch die treffliche Aufführung und die Kapelle, glänzende Inszenierung beitrugen. Das Stück ist eine Art Chronik der eleganten Liederlichkeit und Maitressenwirtschaft unter den vier galantesten Königen Frankreichs, den Bourbonen Heinrich IV., Ludwig XIII., XIV. und XV. Der Verfasser hat mit feinem Geschmack und großem Geschick das pikante Treiben der gekrönten Herrscherinnen auf dem französischen Throne geschildert, dem die berauschende Atmosphäre von Patschuli, Moschus und Jasmin einen eigentümlich prickelnden Reiz verleiht. — Eine gleich begeisterte Aufnahme fand im Wiener Stadttheater das vieraktige Schauspiel von Reinhold Schlingmann und Viktor Mengel: „Die Rotte Korah". Das Stück ist ebenfalls ein Sittengemälde, doch behandelt es in ausgezeichneter Weise einen Stoff aus der Gegenwart, die tiefe Korruption aller Kreise des russischen Beamtentums und die einschneidenden Mißstände in dem Treiben der Behörden des Zarenreiches. — Die dritte Neuigkeit, die auch mit großem Glück über die Bretter gegangen ist, das Drama „Nausikaa" von Dr. Schreyer, wurde auf der Weimarer Hofbühne aufgeführt. Der Verfasser hat die schwierige Aufgabe, auf den allerdings nicht sehr ausgedehnten Vorarbeiten Goethes, der sich bekanntlich von diesem Stoffe mächtig angezogen fühlte und mehreres darüber hinterlassen hat, ein wirkungsvolles Stück aufzubauen, glänzend gelöst. — Zum Schlusse sei noch der ebenfalls beifällig aufgenommenen Aufführung des Lustspiels von Lopez de Vega: „König und Bauer" gedacht, welches in der Försterschen Bearbeitung am Altonaer Stadttheater in Szene ging. Die Handlung ist freilich sehr einfach und leicht aufgebaut und die Situationen häufig mit so großer Naivität geschaffen, daß eigentlich der Erfolg in erster Linie dem litterarhistorischen Interesse, das das Stück erregt, zu danken ist.

— **Der Komponist der in unserer Nro. 14 rühmlich erwähnten** Oper „Die Camisarden" heißt August Langert, wie wir — namentlich im Hinblick auf die naheliegende Verwechselung mit dem ebenfalls als Opernkomponist bekannten Kapellmeister Langer in Mannheim — zu berichtigen haben.

Kultur und Wissenschaft.

Auf Cerigo, dem alten Kythera, ist Schliemann auf umfangreiche Reste des uralten Aphroditetempels gestoßen. Schon Homer besingt dieses ehrwürdige Heiligtum, in dessen Nähe die Liebesgöttin dem Schaum entstiegen sein soll, um dann bei Cypern das Land zu betreten, und Pausanias versieht es in seinem Bädeker für die Touristen des Altertums mit einem Sternchen. Noch in anderer Richtung feierte Schliemann und mit ihm die deutsche Forschung jüngst einen siegreichen Triumph. Dr. Penrose nämlich, der Leiter der britischen Schule für Altertumskunde und bisher der rührigste von Schliemanns wissenschaftlichen Gegnern, hat sich bei einem persönlichen Besuch der Fundstätten zu Tiryns und Mykenä von der Echtheit der von Schliemann dazu gegebenen Erklärungen überzeugt und gesteht seine Bekehrung im Londoner Athenäum mit lobenswertem Freimut ein.

— **Die Neigung, den Doktorgrad, der an den verschiedenen** deutschen Universitäten mit verschiedenen Kosten verbunden ist, zu erlangen, ist bei den Aerzten im Abnehmen. Im Prüfungsjahr 1886—1887 bestanden in Preußen 505 Mediziner die Prüfung, nur 150 sind darunter akademische Doktoren; Bayern weist 105 neue Aerzte auf mit nur 22 Doktoren; Sachsen 97 neue Aerzte ohne Doktor; Württemberg 21 Aerzte mit 1 Doktor; Baden 97 Aerzte ohne Doktor; Hessen 11 Aerzte mit 2 Doktoren; Mecklenburg-Schwerin 19, die sächsischen Herzogtümer 37, Elsaß-Lothringen 33 Aerzte ohne Doktorgrad.

— **Paris ist bekanntlich mit Trinkwasser nicht gut ver**sehen, es ist zumeist auf den Wasserbezug aus dem Oberlaufe der Seine und aus dem von der Marne abgeleiteten Canal de l'Ourcque beschränkt. Nun hat der Schweizer Ingenieur Ritter dem Pariser Gemeinderat einen Plan vorgelegt, die Stadt Paris in Hülle und Fülle mit Trink- und Nutzwasser aus einer geradezu unerschöpflichen Quelle zu versorgen, nämlich aus dem Neuenburgersee in der Schweiz, mit einem Kostenaufwande von 300,000,000 Franken, dem aber nach der Ausführung eine sichere Einnahme zur Verzinsung und Tilgung gegenüberstehen würde. Der Neuenburgersee liegt 500 Kilometer von Paris entfernt, aber 400 Meter höher als Paris, hat eine Oberfläche von 350 Quadratkilometer und könnte demnach, selbst wenn er ohne jeden Zufluß bliebe, zwei Jahre lang Paris mit so viel Wasser versehen, daß auf jeden Kopf täglich 600 Liter kämen, ohne daß der Seespiegel um mehr als ein Meter sinken würde, und das Wasser, welches mit einer Geschwindigkeit von 30 Meter in der Sekunde fließen würde, käme immer noch mit einer Frische von 10 Grad über Null in Paris an. Nun ist aber an ein Sinken des Seespiegels gar nicht zu denken, denn der See hat Zuflüsse, die in der heißen Jahreszeit noch stärker sind als in der kalten, und das Wasser würde Ritter demselben auch gar nicht am Ufer und an der Oberfläche entnehmen, sondern, wie es bekanntlich auch bei der Wasserleitung aus dem Michigansee nach Chicago der Fall ist, aus einem künstlichen Stollen 80 Meter unter der Oberfläche, mit einer Frische von 6 Grad über Null. Von da würde das Wasser in einem 85 Kilometer langen Stollen durch den Jura nach dem Doubsthale im Doubsdepartement geleitet und von da weiter in einer gewölbten Wasserleitung den Berghängen entlang bis nach Paris, wo es immer noch in einer Höhe von 120 Meter ankäme. Da die gegenwärtigen Wasserbehälter von Paris nur 90 Meter hoch liegen, so ergäbe die Erhöhung der Fallhöhe oder des Wasserdrucks um 30 Meter bei einem Zuflusse von 20,000 Liter oder 20 Kubikmeter in der Sekunde eine ganz gewaltige Triebkraft. Ritter und nach ihm Hével de Parville im „Journal des Débats" rechnen aus, daß man auf diesem Wege ganz Paris nicht nur mit einer unerschöpflichen Menge vortrefflichen Trinkwassers, sondern auch mit elektrischem Licht in allen Straßen und Wasserkraft in allen Werkstätten zu billigen Preise versehen könnte, abgesehen davon, daß der ganzen Landschaft längs der Wasserleitung durch Abzweigungen dieselben Vorteile sich zuwenden ließen. Für die Ausführung dieses großartigen Planes nimmt Ritter nur sechs Jahre in Anspruch.

Erfindungen.

— **Alle bisher bekannten Vervielfältigungsapparate für** Schriftstücke und Zeichnungen gestatteten nur eine beschränkte Anzahl von Abzügen, die überdies meist sehr mangelhaft ausfielen und nach einiger Zeit in der Farbe verblaßten. Diese Mängel beseitigt der „Tachograph" von H. Hurwitz & Comp. (Berlin C., Klosterstr. 49) in bester Weise. Mit diesem Apparat, dessen sich jeder Laie bedienen kann, lassen sich nach einer Original-Schrift oder Zeichnung in schwarzem oder farbigem Druck Kopien in unbegrenzter Zahl, fast ausnahmslos scharf und sauber, gewinnen. Dabei ist der Preis des Tachograph ein verhältnismäßig sehr niederer. Die durch denselben hergestellten Schriftstücke genießen selbstverständlich seitens der Post die Vorteile der Drucksachen.

Heer- und Seewesen.

— **Unlängst wurde auf dem Schießplatz der Firma Arm**strong die größte Kanone probiert, welche jemals nach dem Verschwindungs- (disappearing) System hergestellt worden ist. Die Kanone ist von der Regierung von Viktoria bestellt worden und bildet einen Teil der bedeutenden Aufträge, welche die australischen Kolonien der Firma Armstrong, Mitchell & Comp. zum Küstenschutz erteilt haben. Sie ist gewöhnlich gar nicht zu sehen, sondern steckt in einem Behälter. Durch komprimierte Luft gehoben, ist sie dem feindlichen Feuer nur auf wenige Sekunden ausgesetzt. Das Geschoß wiegt 500 Pfund, und die erreichte Schnelligkeit ist 1900 Fuß in der Sekunde. Die Aufrichtung der Kanone in Schießstellung dauerte 15 bis 20 Sekunden.

Sport.

— **Bei der drei Tage währenden Hofjagd in den Revieren** von Mürzsteg erlegte der Kaiser von Oesterreich mit seinen Gästen, Kronprinz Rudolf, Prinz Leopold von Bayern, dem Großherzog von Toskana ꝛc. 90 Stück Kahlwild und 1 Rehbock; 20 Stück Rehwild befanden sich außerdem in der Nachsuche.

Unter dem Präsidenten Carnot sind auch die Staatsjagden in Frankreich wieder zu neuem Leben erweckt worden. In der zweiten Januarwoche gab der Präsident in den Forsten von Rambouillet eine Jagd, zu welcher der deutsche und der englische Botschafter, der dänische Gesandte, verschiedene Senatoren, Abgeordnete und hohe Staatsbeamte geladen waren.

— **Für den Jubiläumspreis von Baden-Baden sind an** Stelle der geforderten 100 nur 81 Pferde genannt worden, 39 aus Deutschland, 26 aus Oesterreich-Ungarn, 14 aus Frankreich und 2 aus England. Trotzdem dürfte der ausgesetzte Preis von 56,000 Mark kaum eine besondere Reduktion erfahren.

— **Der Berliner Unionklub hat sich die Statuten und** Rennregeln des Wiener Trabrennvereins zusenden lassen, da er den Plan hegt, die Berliner Trabrennen unter seine Leitung zu nehmen.

Bei dem sechstägigen Wettkampf zwischen Bicyclisten und Reitern, der neuerdings in Birmingham ausgefochten wurde, siegten die Radfahrer, welche bei wechselnder Arbeit in 6 × 8 Stunden 804 englische Meilen hinter sich brachten. Die beiden Reiter legten in derselben Zeit 795 Meilen zurück.

— **Einen Weltrecord im Karambolspiel schuf Harry** M'Kenna aus Detroit, indem er in Partien 2497 Points machte und dann, ohne fehlgestoßen zu haben, sein Spiel abbrach. Die bisher größte Serie waren die 2250 Points Vignaux'.

— **Die Meisterschaft von Oesterreich im Eislaufen über** 1600 Meter holte sich in diesem Jahre der Petersburger Alexander von Panschin, welcher trotz weicher Bahn die Meile in 3 Minuten 35 Sekunden durchlief und den vorjährigen Meister um etwa 150 Meter schlug; die anderen gaben das Rennen auf.

Denkmäler.

Ernst Rietschel soll, nachdem ihm bisher nur Dresden ein Monument errichtet, nun auch in seiner Vaterstadt Pulsnitz ein Denkmal erhalten. Das sächsische Kultusministerium hat sich bereit erklärt, die Kosten eines Standbildes von Bronze zu tragen, wenn die Gemeinde sich entschließt, Sockel und Unterbau dazu aus dem Stadtsäckel zu stiften.

— **In dem Wettbewerb um das Kriegerdenkmal für** Essen a. R. sind die Entwürfe von Professor Frenzer in Aachen, Flügge und Nordmann in Essen und Seger in Breslau mit je 3000 Mark prämiiert.

Gestorben.

— Mackonochie, der vielgenannte Geistliche, der als Pfarrer von St. Albans, Holborn, einen leidenschaftlichen Kampf für den Ritualismus begann und ganz England in zwei Lager teilte, Mitte Dezember, im schottischen Hochgebirge.

— Dr. Alexander Freiherr von Minutoli, Geheimer Regierungsrat a. D., geschätzter Kunsthistoriker, 81 Jahre alt, am 17. Dezember, in Friedersdorf am Queis.

— Dr. Carbery, römisch-katholischer Bischof von Hamilton (Ontario), 65 Jahre alt, am 19. Dezember, in Cork.

— Charlier, Hauptmann a. D., Direktor der südwestafrikanischen Gesellschaft in Berlin, am 19. Dezember, in Berlin.

— Albert von Merz, Senatspräsident a. D. des Oberlandesgerichts in München, 72 Jahre alt, am 21. Dezember, in München.

— Dr. Hugo Sonnenkalb, außerordentlicher Professor der Medizin an der Leipziger Universität, Geheimer Medizinalrat, geschätzter Arzt, 72 Jahre alt, am 28. Dezember, in Leipzig.

— Graf Karl von und zu Egloffstein, Obmann des gesamten gräflichen und freiherrlichen Geschlechts derer von Egloffstein und einer der wenigen noch lebenden Ehrensenioren des eisernen Kreuzes zweiter Klasse aus den Jahren 1813 bis 1815, 92 Jahre alt, am 25. Dezember, zu Königsberg in Preußen.

— Johann Brenning, der durch seine Jugendschriften und durch seine Bemühungen um die landwirtschaftliche Ausbildung der ländlichen Bevölkerung weit bekannte Lehrer, 72 Jahre alt, am 29. Dezember, in Schrappendorf bei Nürnberg.

— Dr. Alexander Dickson, Professor der Botanik an der Edinburger Universität, 51 Jahre alt, am 30. Dezember, in Edinburg.

— Graf Stanislaus Potocki, bekannter Bibliophile und Kunstforscher, 60 Jahre alt, Ende Dezember, in Paris.

— Karl Stepan, berühmter in England heimisch gewordener deutscher Bassist, 65 Jahre alt, Ende Dezember, in London.

— Marie Friederike Wilhelmine Christiane, Herzogin von Sachsen-Meiningen, Mutter des regierenden Herzogs, Witwe des am 3. Dezember 1882 verstorbenen Herzogs Bernhard, eine Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, 84 Jahre alt, am 1. Januar, in Meiningen.

Joseph Palizzi, hervorragender italienischer Tiermaler, 75 Jahre alt, am 1. Januar 1888, in Paris.

Baron Paul Sennyey, Präsident des ungarischen Oberhauses und Führer der Konservativen, am 3. Januar, in Pest.

— De Chantelauze, bedeutender französischer Geschichtschreiber, 68 Jahre alt, am 3. Januar, in Paris.

— Antonio Ranieri, angesehener Rechtsgelehrter und Dichter, Freund Leopardis, am 4. Januar, in Portici bei Neapel.

Heinrich Herz, bedeutender Pianist, Tondichter und Klavierfabrikant, 81 Jahre alt, am 5. Januar, in Paris.

— Kommerzienrat Wilhelm Borchert, Begründer der Berliner Messingwerke, am 5. Januar, in Berlin.

— Rechtsanwalt Dr. Dedekind, eifriger Verfechter des Welfentums, am 6. Januar, in Wolfenbüttel.
— Gräfin Emma Taltenbach, geborene Fürstin Wrede, Gemahlin des königlich bayrischen Landstallmeisters a. D. Wilhelm Grafen Taltenbach, 57 Jahre alt, am 6. Januar, in München.
— Johanna von Ghilany, hervorragendes Mitglied der königl. Hofoper in Berlin, 24 Jahre alt, am 7. Januar, in Charlottenburg.
— Eugen Mündler, quieszirter Direktor der pfälzischen Eisenbahnen, 76 Jahre alt, am 7. Januar, in Stuttgart.
— Dr. Gustav Wertheim, außerordentl. Professor der Medizin an der Wiener Universität, 66 Jahre alt, am 8. Januar, in Wien.
— August Maquet, bekannter französischer Schriftsteller, früher Mitarbeiter von Alexander Dumas, 75 Jahre alt, am 9. Januar, in Paris.

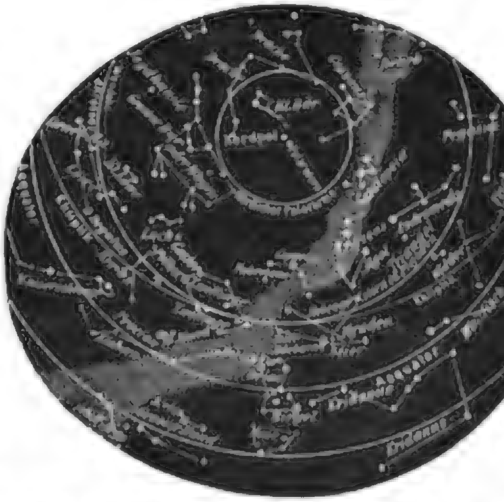
Neue Bücher und Schriften.

Bremiker, G. v., Langes Haar, kurzer Sinn, Novellen. Breslau, S. Schottlaender.
Goethes Faust, herausgegeben von K. J. Schröer. II. Teil. 2. Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Handeln, Ad. v., Das Kains Geschlecht. Dichtung in Einzelbildern. 2. Aufl. Berlin, E. A. Conrad.
Physiologische Revue. Herausgegeben v. Graf C. G. Wrangel. 1. Jahrg. 1. Heft. Stuttgart, Schickhardt & Ebner.
Fleischberg, Jul., Schmetterlinge, Gedichte zum Vortrag. Dresden, E. Weiske.
Holberg, L. v., Dänische Schaubühne. Lief. 9/10. Berlin, G. Reimer.
Hüttmann, Wilh., Wilde Rosen. Vorträge u. lyrische Gedichte. Leipzig, R. Werther.
Lorenz, F. W., Kleeblätter. Novellen-Sammlung. Görz, F. Wokulat.
Lutz, Fr., Graphischer Brauntalender f. 1888. Ludwigshafen a. Rh., Selbstverlag.
Meyer, Joh., Die Provinz Hannover in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. II. Halbband. Hannover, C. Meyer.
Moleschott, Jac., Zur Feier der Wissenschaft. Vortrag. Gießen, E. Roth.
Roberts, Al. v., Um den Namen. Roman. 2. Aufl. Dresden, H. Minden.
Weiran, Dr. O., Die Heilanstalten von Görbersdorf; was sie versprechen und was sie halten. Für Aerzte u. Kranke. Berlin, W. Issleib.
Wessely, Ad. v., Die Königsschlösser Ludwig II. Heft 8: Herrenwörth. Berlin, Fr. Luckhardt.
Wurster, Cas., Die Temperatur-Verhältnisse der Haut. Berlin, Norddeutsche Verlagsanstalt.



Monat Februar.

Am 11. findet eine teilweise Sonnenfinsternis statt, die aber nur auf der südlichen Erdhälfte sichtbar ist. Nur im hohen Norden



sichtbar sind zwei Sternbedeckungen durch den Mond, des Aldebaran am 20. und des Regulus am 26.

Die Ansicht des Himmels abends gegen acht Uhr ist durch die Zeichnung dargestellt. Die glänzenden Sterne des Orion und der Zwillinge, des Stiers und Fuhrmanns, und des großen und kleinen Hundes stehen dann gerade im Süden, links neben den Zwillingen der Planet Saturn, der die ganze Nacht am Himmel bleibt. Mars kommt gegen Mitternacht, Jupiter um drei Uhr, die Venus um fünf Uhr morgens.

Homogramm.

		A	A	A		
		A	A	B		
B	E	E	L	L	L	N
N	O	O	O	O	P	P
R	R	R	R	S	S	S
		S	S	T		
		T	U	U		

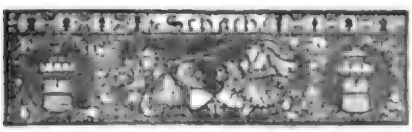
Wenn die hier eingetragenen Buchstaben richtig verteilt werden, so nennen die sich entsprechenden wag- und senkrechten Reihen übereinstimmend drei Städte, von welchen die eine in Frankreich, die zweite in Deutschland und die dritte in Oesterreich liegt.

Uebersetzungsaufgabe für unsere Lateiner.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 341:

Gar mancher kommt trotz vielen Lesen
Mit dem Verständnis in die Brüche
Wohl hat er die Sprüche der Weisheit gelesen,
Doch nicht verstanden die Weisheit der Sprüche.

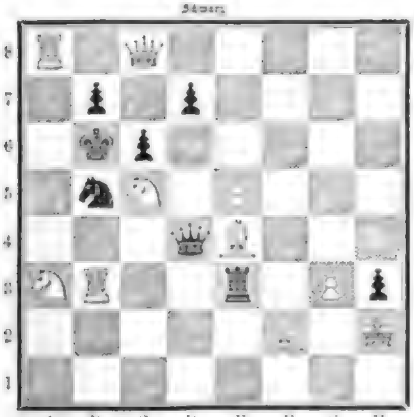


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 444.

Von J. Bauer in Wien.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 440:

Weiß.	Schwarz.
1) D. C 8 — H 7. Weiß droht S. C 5 — D 3 † folgen zu lassen und nach K. E 5 — D 4 oder — D 6 durch 2. D 8 — F 4 † oder D. H 7 n. D 7 † mattzusetzen . . .	1) K. E 5 — D 4.
2) D. H 7 — H 4	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	

A)

1)	1) K. E 5 — F 4.
2) S. C 5 — D 3 †	2) K. F 4 — F 3.
3) T. H 3 — H 1 Matt. — (Auf 1) . . . 1) K. E 5 — D 6; 2) S. C 5 — D 3 ×.)	

B)

1)	1) D 5 — D 4.
2) D. H 7 — E 4 †	2) K. E 5 — D 6.
3) S. C 5 — B 7 Matt.	

C)

1)	1) S. G 1 — F 3.
2) S. F 8 n. D 7 †	2) K. E 5 — F 4 oder anders
3) S. C 5 — D 3 oder Dame Matt. — (Auf 1) . . . 1) L. D 7 — F 5; 2) D. H 7 — C 7 † ic.; auf 1) . . . 1) L. D 7 — B 5, 2) D. H 7 — E 7 † ic.)	

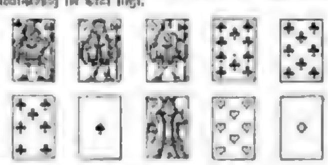


(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 52.

Skat.

Nachdem Vorhand, die Coeur-Solo gereizt, gepaßt, und Hinterhand weiter auf Pique-Solo gereizt hat, erklärt Mittelhand mit folgenden Karten Treff-Solo und wird Schneider, ehe sie einen Stich machen kann, obgleich noch Atout-König im Skat liegt.



Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 50:

Piquet.

Vorhand legt zwei kleine Treff und drei kleine Carreau ab, nimmt dagegen in Pique eine Quart von der Dame und die Coeur-Neun auf; da der Gegner weiß, daß Blatt in Treff hat, aber nur zu Acht, zählt die Vorhand Eckd mit Sechzehn in Pique = 22, Quart in Coeur = 26, drei As = 29 und Ausspielen = 60. Der Gegner hatte Pique-Sieben, Acht und Coeur-Acht verlegt.



Silbenrätsel.

Wenn 1. 2. wird mit 1. 2.
Verfolgt nach Rechtes Lauf,
Dann 1. den 2. der 1. 2.
Hört 1. dem 2. wohl auf.



B. O. G. . . Ein französisches Volkslied, das Sie in jeder Sammlung von solchen vollständig nachlesen können. Hier würde es uns zu viel Raum wegnehmen.

Herrn C. R. in C.-Th. Auch das Letztgesandte ist von der Druckreife weit entfernt.

Eine Kleine. Das mutet uns an, als ob man es schon einmal gelesen hätte.

Treuer Abonnent in B. Der Vorzugspreis für das reizende Gemälde (Heliogravüre) Spitzers: „Mama hat's Tanzen erlaubt“ ist auf Kupferdruckpapier 5 Mark, auf chinesischem Papier 6 Mark 50 Pfg. Im Kunsthandel, d. h. an Nichtabonnenten, kann das Blatt nicht unter 12 Mark, beziehungsweise 14 Mark abgegeben werden.

Moosröschen aus der vogtländischen Schweiz. Unter den schottischen Volksliedern und Balladen findet sich ein kleines Gedicht, das in einigen Ausgaben der Robert Burnsschen Gedichte diesem in die Schuhe geschoben, in Wahrheit aber wohl schon älteren Ursprungs ist. Wir geben es zu Ihrem Nutz und Frommen hier in deutscher Uebertragung wieder:

„Nun rate, Frau, nun sag mir, Frau, —
Ihr mögt's am besten kennen, —
Von welcher Farbe ist der Mann,
Recht für ein Kind zu brennen?“

Die Alte lacht aus vollem Hals
Und spricht: „Einst hört ich manchmal
Von einem Lied, in dem es heißt:
‚Für vornehm Blut der Dunkle.‘

„Doch für ein schönes Kind wie du,
Mein Täubchen, laß dir melden:
Die Weißen nimmt man, wenn man mag;
Die andern sind die Helden.

„Gar herzig lacht ein Schwarzer dich,
Das blonde wird nicht bleichen,
Das braune lacht und schmeichelt sich,
Das goldne hat kein Gleichen!“

Wir stellen es Ihnen anheim, die Nutzanwendung daraus zu entnehmen. Die übrigen Fragen sollen Sie demnächst unter „Gesundheitspflege“ beantwortet finden.

W. R. in D. Ein umfassendes, gründlich ausgearbeitetes Buch über diesen Gegenstand gibt es noch nicht. Kleine Schriften darüber, die allgemeinen Anhaltspunkte enthaltend, liefert Ihnen jede gut vergisierte Buchhandlung. Vielleicht kommen wir demnächst einmal eingehender auf den Gegenstand und seine Gedichte zu sprechen. — Als Freunde alles Wahren und Guten wissen wir das, was draußen auf der Wiese blüht, sehr wohl zu schätzen. Dem einfachen „Gänseblümchen vom Lande“ besten Gruß.

Kathleen in E. Im ersten Fall haben Sie sich zunächst an den Verfasser des Originalwerkes, im zweiten an die betreffenden Redaktionen oder Verlagshandlungen zu wenden. Die Auswahl müssen wir aus vielen Gründen Ihnen selbst anheimgeben.

Rosalie in Wallau. Zu viel Heinesche Traumbilderreminiszenz.

Karl M. in Pforzheim. Zu formlos. Blinde Alkoven wie „gesehn“ und „Morgen“ duldet die deutsche Poetik nicht an Stelle von Reimen.

Julia. Lassen Sie einmal die Novelle sehen! Von den Gedichten wollen wir das eine oder andere gelegentlich unterzubringen suchen.

H. in Crefeld. Wir müssen Sie bitten, sich mit dieser ganz speziellen Frage an einen Techniker des betreffenden Faches zu wenden.

Hrn. L. W. in K. Die von Ihnen angeführten Jahrgänge unserer Zeitschrift sind vergriffen, bis auf den Jahrgang 1886, den Sie noch zum Abonnementsvorzugspreis von 8 Mark (broschirt) durch Ihre Buchhandlung beziehen können.

Franz M. in W. Elegante Einbanddecken für unsere Zeitschrift können Sie von der Buchhandlung, bei der Sie abonnirt haben, oder, falls das auf irgend welche Schwierigkeiten stoßen sollte, unmittelbar von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart zum Preise von 2 Mark für die Einbanddecke jeden Bandes beziehen.

Eine Neunzehnjährige. Ihre Verse sind nicht brauchbar, aber wenn es Sie trösten kann — es sind in der That schon schlechtere eingesendet worden.

Techniker in Saargemünd. Wir haben Erkundigungen eingezogen, aber nichts Positives erfahren können. Jedenfalls scheinen die Aussichten gering.

M. A. Eine solche Operation kann keineswegs als unbedenklich bezeichnet werden, vielmehr hat sie erfahrungsgemäß schon in dem einen und andern Fall sehr üble Folgen gehabt. Wir empfehlen Ihnen, auf dem Wege rationeller Uebung festzuhalten, der Sie zwar nicht übermäßig stark, aber sicher zum gewünschten Ziel, so weit es überhaupt erreichbar ist, bringen wird.

Abonnent F. N. Die Künstlerausgabe unserer Zeitschrift bietet in jedem Jahrgang acht elegante und schöne Extra-Kunstbeilagen, ist auf stärkeres Papier gedruckt, das zugleich den Vorzug bietet, dem Druck des Textes, wie der Abbildungen zu erhöhter Schärfe und künstlerischer Schönheit gelangen zu lassen, und wird in Wochennummern, in getrenntem Umschlag angebrochen versendet und ausgegeben.

Freunde der guten Sache in C. Die Kolonie „Bethel“ bei Bielefeld nimmt zum Nutzen ihrer wohlthätigen Anstalten alle möglichen Sammlungen, namentlich auch Briefmarken fremder Länder, dankend entgegen. Willkommen sind vor allem überseeische aber alte, nicht mehr kursirende deutsche (preußische, oldenburgische, hannoverische, braunschweigische, schleswig-holsteinische, bayerische, sächsische, thurn und taxis'sche, badische, hessische, württembergische) Briefmarken, während die jetzt gebräuchlichen deutschen Marken, wenn sich dabei keine fremdländischen befinden, kaum den zehnten Teil des Wertes des aufzuwendenden Portos haben. Alle nicht aufgeklebten, sondern eingeprägten oder aufgedruckten Wertzeichen schicken Sie am besten unausgeschnitten, also mit ganzem Couvert, ganzer Karte ec., alle aufgeklebten Marken mit schmalem Rande ausgeschnitten. Innerhalb Deutschlands können Briefmarken bis zum Gewichte von 1 Kilogramm als Drucksachen in unverschlossenem Umschlagen versendet werden.

E. Kr. in B. Da Sie so sehr darum bitten, wollen wir Ihnen unser Urteil nicht vorenthalten. Es Gefühl fehlt es Ihnen nicht, und Sie haben insofern eine echte Dichternatur, als Sie durch Kleinigkeiten sich erregen lassen, an welchen der sogenannte vernünftige Mensch achtlos vorübergeht. Aber Sie müssen bedenken, daß diese vernünftigen Leute Ihre Leser sind, und deshalb etwas weniger originell sich ausdrücken. Wenn Sie zum Beispiel von „des Weltmeers Schaukel“ sprechen, so wird der Philister stutzig, und wenn er boshaft ist, lacht er sogar; das müssen Sie vermeiden. Mit strengem Selbstzucht, Fleiß und Arbeit können Sie vielleicht noch dahin kommen, etwas zu schaffen, bei dem man nicht lacht, sondern mit Ihnen fühlt.

Richtige Lösungen sandten ein: Anna K. in Detroit, Mich. Fritz Guiraume in Altona in W. (2). Julius German in Newyork-Springfield. Käthchen Herz in Ludwigshafen a. Rh. Fr. Mand, Lehrer in Hamburg. Kirz. Gobel, stud. jur. in Lemberg. Emma Eckstein in Holzhausen L. B. Anna Kaiser in Crudingen. Fr. Dr. Kawitz in Schmölln.

Gesundheitspflege.

Elise H. in Duisburg. Da der üble Geruch sehr häufig aus der Nase kommt, so wäre zunächst die Aufmerksamkeit darauf zu richten und eine genaue Untersuchung derselben vorzunehmen.

F. Linde. Die sogenannten Nußextrakte sind, wenn sie echt sind, zwar unschädliche, aber nicht zuverlässig wirkende Haarfärbemittel; eine unschädliche und wirksame Methode ist die Färbung mit Höllensteinlösung. Ein solches Präparat wird unter dem Namen Melanogène in zwei Gläsern mit ziemlich hohem Preis verkauft. Näheres darüber, sowie über Haarfärbung überhaupt, finden Sie in dem Buch: „Die Haut und das Haar“, von Dr. med. Klaje, Stuttgart, Verlag von Gundert.

Abonnent in Arnstadt. Lilly 28. Ein Mittel, überflüssige Haare dauernd zu entfernen, gibt es nicht; die verschiedenen Depilatorien sind bei vorsichtiger Anwendung zwar unschädlich, wirken aber nur vorübergehend.

M. J. B. Vor der angewandten Prozedur ist entschieden zu warnen. Im übrigen zur Besprechung hier nicht geeignet. Wenden Sie sich nur an einen tüchtigen Arzt.

Max Bach. Wie bei vielen Krankheiten, so kennt man auch bei diesem Leiden die Grundursache noch nicht. Man spricht dann eben in solchen Fällen von einer besondern Disposition, von einer besonderen Neigung zur betreffenden Erkrankung.

Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefsgasse 4);
München: Fritz Schwart, Redakteur der „Kunst für Alle“ (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Kanzlers, Roman von Fritz Mauthner, Fortsetzung. — Zur Geschichte der Basler Fastnacht, von Carl Spitteler. — Bilder aus San Remo, von Salzschnitt. — Ueber Klippen, Novelle von Klaus Zehren, Fortsetzung. — Im Hof der Taubenmesse, von W. — Die drei Waffbrüder des Lebens im Altertum, von Dr. Fr. Ch. II. Gebräuche bezüglich der Kriegsbeute. III. Begräbnis- und Totenkult der Alten. — Das Grabmal des Bischofs Martin II. in der Kathedrale zu Leon. — Litteratur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Astronomie: Monat Februar. — Kartenspiele. — Rätsel: Silbenrätsel, Homogramm; Ueberschungsaufgabe für unsere Lateiner; Auflösung des Silbenrätsels Seite 341. — Briefmappe.

Illustrationen: Zwei Szenen aus dem Leben der deutschen Kronprinzenfamilie in San Remo. — Im Hof der Taubenmesse in Konstantinopel. Gemälde von Alexander T. Golz. — Der erste Ball. Originalzeichnung von Karl Schüller. — Sieben Bilder aus San Remo, nach photographischen Originalaufnahmen von Giacomo Brogi in Florenz. — Grabmal des Bischofs Martin II. in der Kathedrale zu Leon. — Vom Fasching, Originalzeichnung von J. Pohlkin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Der Bubenrichter von Mittenwald.

Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge
von
Maximilian Schmidt.

Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

Maximilian Schmidts Erzählungen aus dem Leben der altbayrischen Bergbewohner nehmen unter allen litterarischen Erscheinungen dieser Gattung längst eine hervorragende, allgemein anerkannte und geschätzte Stellung ein. Eines der gelungensten aber unter den zahlreichen Werken, die er auf diesem Gebiete geschaffen, ist sein „Bubenrichter von Mittenwald“, dieses ergreifende und von Lebenswahrheit gesättigte Sittenbild. Ist doch jeder Ton, der darin angeschlagen wird, echt und rein wie unter sicherer Meisterhand der Klang jener Geigen, durch deren trefflichen Bau die kunstfertigen Bewohner von Mittenwald sich und ihren Instrumenten längst einen weithin klingenden Ruf verschafft haben. Die Geschicke des Lautenmachers und Geigenhändlers Jackl, der in seinem Heimatort zugleich das einflußreiche Ehrenamt eines Bubenrichters bekleidet, und derer, die er in sein schweres Verhängnis mit hineinzieht, sind ein so treffendes Spiegelbild eines urwüchsigen und dabei von wilden Leidenschaften durchwühlten Volkslebens, daß ihm nach dieser Richtung hin nur weniges an die Seite gestellt werden darf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 *M* 80 *₰* Reichswährung.

Einladung zu der neuen Subskription auf die

Illustrirte Prachtbibel.

Mit 230 großen Bildern von
Gustav Doré.

Evangelische Ausgabe.	Katholische Ausgabe.
Nach der deutschen Uebersetzung von	Aus der Vulgata übersetzt von
Dr. Martin Luther.	Dr. J. F. von Allioli.

Auf dieses unbedingt schönste und anerkannt großartigste Pracht- und Bilderwerk der Neuzeit hat die unterzeichnete Verlagshandlung infolge vielseitig geäußerter Wünsche soeben

eine neue Subskription

eröffnet. Diese neue Ausgabe der „Illustrirten Prachtbibel“ erscheint in 62 Lieferungen und umfaßt, in zwei Bände abgeteilt, im Ganzen mehr als 200 Großfoliobogen Text mit reichen Verzierungen, 230 große Bilder und 4 Familienchronikblätter.

Der Preis einer Lieferung beträgt nur 1 Mark 20 Pfennig. — Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung. Sämtliche Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent nehmen Bestellungen auf diese neue Subskription entgegen.

Die erste Lieferung wird von jeder Buch- und Kunsthandlung auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesendet.

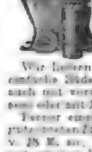
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken u. einzeln zu höchsten Pr. Kataloge ... I. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

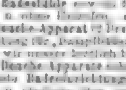
Solide Buckskins,
das Meter von M. 2.90 ab, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Prensel, Cottbus.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse, historische, allegorische Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Badestühle
neuester und bequemster Form, in gediegener Ausführung. Garantie.



Neu! Neu! Neu!



Wir liefern diese Badestühle ... für ... Bäder, ... Douche-Apparat ... Ferner empfehlen wir unsere ... Zimmer-Douche-Apparate ... v. 28 M. an, komplette Badeeinrichtungen ... Transp. ... Closets v. 18 M. an ... Ausführ. v. 26 M. an; Bidets, Kümmerl-Douchen, Waschtische etc.
Preislisten kostenfrei. — Auf Wunsch ...
Zeppernick & Hartz, Berlin SW.

G. E. HOFGEN, DRESDEN-N. PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibekleidg., das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder. Preise von 12—120 Mk.



Kranken-Fahrstühle neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung. Preise v. 30—350 M.



Eiserne Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. practisch und elegant in verschiedenen Grössen ... Preise v. 12—60 Mk.
... Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK G. E. HOFGEN, DRESDEN-N.

L. Weyl, Berlin W. 8. Aelteste Fabrik heilbarer Rodelstühle. Kataloge gratis. Filiale in Wien, Wallfischgasse 8.

Kolossaler ... Herren ...

„Liederquell“
247 ... Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- u. Kommerslieder ... für 1 Singstimme ... Kloßch. ... A. 3.— Fein gebunden A. 4 ... „Die Sammlung hat nicht ihresgleichen.“
Steingräber Verlag, Hannover.

„Wir kennen keine
bessere, lehrreichere und leichtfaßlichere ... Fuß und Fleiß ... Schule.“*)
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) G. Damm, Klavierschule, 33. Aufl. 4 *M*.

„Die unbedingt
beste und ... Schumann-Ausgabe ... *M* 15.“
Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„An die vorderste
Reihe aller Schulen gehört Ufo Seifert, Klavierschule und Melodienstück ... 4 *M*.“
R. Zeitschrift f. Musik, Leipzig.

BUCHFÜHRUNG

Verlag von O. Hendel in Halle a. S.
Heinr. Heines Sämtl. Werke.
Mit Biographie u. Einleitungen.
4 elegante Ganzleinen-Bände
10 Mark.
... Ueber Land und Meer.

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Digitized by Google

Unter dem hohen Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit
der Frau Prinzessin Wilhelm von Preussen
wird **Ende April d. J.** in **Berlin** ein

Bazar

zum Besten der Pensions-Anstalt der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger,
verbunden mit einer öffentlichen Ausspielung von
Gewinngegenständen
veranstaltet werden.

Dem erwerbslosen und erwerbsunfähigen Alter bei Angehörigen der deutschen Bühnen im Inlande wie im Auslande Hilfe und Unterstützung in ausreichenderem Masse zu gewähren, als dies zur Zeit die geringen Mittel der Pensions-Anstalt ermöglichen, ist der Zweck dieses Unternehmens, für welches wir den werkthätigen Beistand wohlwollender Gönner und Freunde der dramatischen Kunst, hochgesinnter deutscher Frauen und Jungfrauen, wie aller derer, welche dem Stande der deutschen Bühnenkünstler ihre fördernde Teilnahme schenken, hierdurch ganz ergebenst erbitten.

Berlin, den 1. Januar 1888.

Das Central-Comité.
Vorsitzender: **Franz Betz**, *Königl. Kammersänger.*

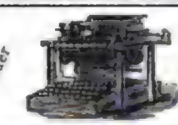
Freundliche **Beiträge** und **Gaben** für den **Bazar** beliebe man zu richten an das
Bazar-Comité in Berlin SW., Charlottenstr. 85.

Biedlich & Kunze, Meißen [illegible]

[illegible]

Briefmarken-Sammlern
macht nach Wunsch [illegible]
R. Bekelmeyer, Hamburg.
Preisliste Nro. 18 gratis u. franko.

250 echte versch. Briefmarken [illegible] **M. 1.60** liefert **Paul Siegert, Hamburg.**

Teuer  u. gut.

Remington-Schreibmaschine,
die einzige aller existirenden Maschinen, mit welcher man in Wahrheit 2–3 mal schneller schreibt, als mit der Feder — 10–20 Kopien gleichzeitig. — [illegible] — **Vorzüglich für Gelähmte und Blinde.** Prospekte kostenfrei. — Probelieferung.
General-Vertreter
Glogowski & Sohn,
Berlin SW., Blücherplatz 2. Berlin W., Jägerstr. 17.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Die natürliche
Zauberkunst
aller Zeiten und Nationen
in einer vollständigen Sammlung der überraschendsten, bewunderungswürdigsten und belehrendsten Kunststücke aus der Physik, Chemie, Optik, Mechanik, Mathematik und Experimentirkunst
nach Philadelphia, Bosco, Petorelli, Comte, Döbler, Becker und anderen.
Von C. F. Leischner.
Elfte Auflage.
Mit 63 eingedruckten Abbildungen.
8. 2 Mark 25 Pfge.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist erschienen:
Ein halbes Jahrhundert.
Erinnerungen und Aufzeichnungen
von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.
Mit dem Porträt des Verfassers.
3 Bände. [illegible] 15 Mark, fein gebunden 18 Mark.

[illegible]

[illegible]

Neues Wiener Tagblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

ABONNEMENTS-EINLADUNG AUF DIE
„Wiener Mode".
Neues illustrirtes Mode- und Familien-Journal mit der Beilage
„Im Boudoir".

Die **„Wiener Mode"** erscheint am 1. u. 15. jed. Mon. als ein reich illustr. u. kolorirtes Heft von mindestens 32 Seiten Grossquart in farbigem Umschlag, redigirt v. Frl. Jenny Neumann.
Die **„Wiener Mode"** wird als das einzige in Wien erscheinende Mode-Journal eine allseitig empfundene Lücke ausfüllen. Sie wird die Kenntnis des Wiener Geschmacks, der anmutigen Wiener Eleganz in weite Kreise tragen.
Die **„Wiener Mode"** wird ausschliesslich Original-Artikel u. Original-Illustrationen nach Entwürfen hervorragender Künstler oder nach Modellen der ersten Modesalons bringen.
Die **„Wiener Mode"** wird folgende Rubriken regelmässig enthalten: Modeberichte. — Damen-, Herren- u. Kindermoden. — Hüte, Coiffuren u. Frisuren. — Wäsche aller Art. — Weibliche Handarbeiten. — Schmuck- u. Luxus-Gegenstände. — Haus- u. Zimmereinrichtung. — Wirtschaftsartikel. — Küche.
Die **„Wiener Mode"** wird ausserdem in Wort und Bild alle Fragen behandeln, welche für die Modedame, die Hausfrau und die Mutter von Interesse sind.
Die **„Wiener Mode"** wird nicht nur gut passende Schnitte der abgebildeten Toiletten als Separatbeilage bringen, sondern ausserdem auch die wichtige Neuerung einführen, dass sie ihren Abonnentinnen auf Wunsch nach Mass angefertigte Schnitte vollkommen unentgeltlich zusenden wird.
Die **„Wiener Mode"** erscheint in einem farbigen Umschlage, welcher jedesmal andere kolorirte Modebilder enthalten wird. Dieser Umschlag dürfte durch seine künstlerisch-originelle Ausstattung allseitig auf das lebhafteste interessiren.
Die **„Wiener Mode"** erscheint jedesmal mit der illustrirten Beilage

„Im Boudoir"
Redigirt von **Ferdinand Gross.**

„Im Boudoir" wird das geistige und künstlerische Leben der Gegenwart in Wort und Bild widerspiegeln.
„Im Boudoir" wird die hervorragendsten Mitarbeiter aus allen Herren Länder vereinigen, zugleich jedoch bemüht sein, den Wiener Witz und den Wiener Humor zu Worte kommen zu lassen.
„Im Boudoir" wird Erzählungen in Prosa u. Vers, populär-wissenschaftl. Aufsätze, Plaudereien, Gedichte, Artikel über Kunst u. Kunstgewerbe, Essays, Berichte über künstlerische Ereignisse bringen.
„Im Boudoir" wird von hervorragenden Künstlern interessant und eigenartig illustrirt sein.
„Im Boudoir" wird eine Spielecke enthalten, in welcher Rätsel, Rebusse, Schachaufgaben u. dgl. den Lesern einen angenehmen Zeitvertreib bieten sollen.
„Im Boudoir" wird der Hygiene und der Schönheitspflege gebührende Aufmerksamkeit schenken, wird den Frauen raten, was sie lesen und welche Bücher sie kaufen sollen.
„Im Boudoir" wird als Beilagen Kompositionen der hervorragendsten zeitgenössischen Musiker veröffentlichen.
„Im Boudoir" wird im „Briefkasten der Redaktion" gern auf jede Anfrage ausführliche Auskunft erteilen.

„Wiener Mode" und „Im Boudoir"
kosten trotz der reichen Fülle des Inhaltes u. der alles Dagewesene übertreffenden Ausstattung incl. Schnittmuster und sonstiger Beilagen **vierteljährig nur Mk. 2.50 – Francs 3.35.** Man abonnirt bei guten Buchhandlungen, sowie mittelst Postanweisung bei der Administration der „Wiener Mode", Wien I, Schottengasse 1.
Die Herausgeber der „Wiener Mode",
WIENER VERLAGS-ANSTALT COLBERT & ZIEGLER
Wien, I., Schottengasse 1.
Annoncen aus Deutschl. u. der Schweiz übernimmt ausschliessl. die Annonc.-Exped. Rudolf Mosse.



Grab- und Gartenfiguren
in der Nachahmung des **carrarischen Marmors**, sowie **jeden Sandsteins** in Korn und Farbe, unter **Gewähr größerer Wetterbeständigkeit.**

Figuren von M. 12. —,
Vasen von M. 7. — ab.

Villeroy & Boch,
Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.
Abbildungen postfrei gegen postfrei zur Ansicht.
Fabriklager:
Ehrenfeld-Köln, Berlin C., [illegible] 43/44
und Obertürkheim bei Stuttgart.
Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.




Die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden,
empfiehlt in reichster Auswahl:
Cotillon- und **Carneval-** Gegenstände, als [illegible], Cotillontouren, Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, [illegible]
Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.
Künstliche Pflanzen
u. Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.
Illustr. deutsche u. französ. Preisbücher Saison 1888 gratis und franko.

Handweberei in Hausdorf
und
Mechanische Weberei Gnadenfrei.
Versand von lein. und baumwoll. Wäsche- und Bettstoffen, auch fertig genäht (z. B. rosalinen Laken M 2.50, bunter Bezug mit 2 Kissen M 4.00).
Spezialität: **Seiden-Imitation** für elegante Sommer-Costumes, Stoff zur Robe von 7–10 M.
Wollstoff-Ersatz.
Neuheit, Muster gesetzlich geschützt, Stoff für Robe von 6–9 M. Waschechte Hauskleider von 3–4 M.
Muster u. durch **Photographie** und Buntdruck vervielfältigte **Costumesbilder** gratis u. franko. **Versand:** Adr.: Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schl.
Lager-Verkauf: Berlin, Werder-Str. 5. Central-Verkaufsstelle der Vaterl. Frauen-Vereine.


Lebensgroße Porträte (nach Photographie) in Kreide, bei [illegible] Ausführung. Gratis Prospekte [illegible]
C. Hommel in [illegible] Frankfurt a. M.

[illegible] prämiirt mit ersten Preisen.
Violinen
sowie alle anderen Streich-Instrumente, unübertroffen in Ton u. Güte, [illegible] Zithern in allen Formen, [illegible] Guitarren [illegible] Bogen und Etuis. Alle Holz- u. Blechblas-Instrumente. Reparaturatelier [illegible] Wiederverkäufern Rabatt. Ausführl. Preiscourante franko.
Gebrüder Wolff,
Musik-Instrumenten-Fabrik
Kreuznach.

J. A. Hietel, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.
Kunst-Stickerei und Fahnen-Manufaktur.

Angelgeräte
H. Stork, München.

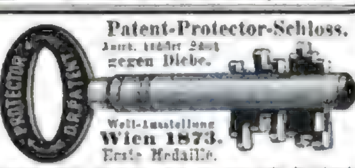


Rossbach's
Präcisions-Sicherheits-Fahrstuhl
mit und ohne Federwirkung
Neuester Schachtverschluss ohne jede Mechanik.

Ueberall Aufsehen erregend!

Chemnitz 1887. Erster und einziger Preis für gute Fangvorrichtung. Unvergleichliche Sicherheit und Einfachheit. Man verlange nur Prospect vor anderweiter Bestellung.
Zu beziehen von den alleinigen Licenz-Inhabern
Schmidt, Kranz & Co., Nordhausen
Maschinenfabrik und Eisengiesserei.

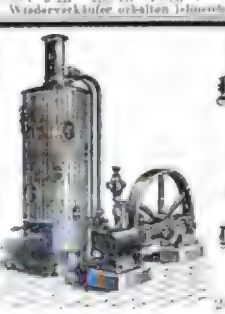
Angenommen und empfohlen von
Welt-Firmen
der
Cassen-Branche,
der
Kaiserl. Deutschen Reichs-Post
und
Reichs-Bank.



Patent-Protector-Schloss.
[illegible] gegen Diebe.
Welt-Ausstellung **Wien 1873.** Erste Medaille.
Garantie für Verschlusssicherheit [illegible] Combination des Schlüssels und Systems. Durchführung derselben.
Cassen mit Patent-Protector-Schloss. [illegible] **Frz. Garny**, Frankfurt a. M. [illegible]

Die Kohlenanzünder von **J. P. Rüder**, Charlottenburg
ersetzen das Holz beim Feueranmachen, sind besser, grösser, wirksamer, 3[illegible] schwerer als andere, mehrfach prämiirt und daher die vorteilhaftesten.
Es kosten 500 St. 1000 St. 2500 St. / 5 M. [illegible] M. 15 M. incl. Verpack. frei Bhf. Berlin geg. Nachn.
Wiederverkäufer erhalten [illegible]





Menck & Hambrock,
Ottensen
bei Altona,
liefern
Eincylindrige und Compound
Dampfmaschinen
mit geschweißten Siederkesseln von 2–60 Pferdekräften.



Digitized by Google

Von ersten medizinischen Autoritäten empfohlen. Absolut ungefährlich!

Ichthyol-Watte wirkt blutstillend und schmerzlindernd bei blutenden Verletzungen, Schnitt- und Quetschwunden; erzielt rasche Heilung bei Verbrennungen und rheumatischen Schmerzen.

Ichthyol-Seife wirkt sicher u. schmerzlos bei leichten Hautausschlägen, Flechten, Hautjucken, Unreinigkeit der Haut, spröden Händen, Frost und dergl.

Ichthyol-Pflaster gilt allgemein als bestes und wirksamstes Wundpflaster.

In Original-Packungen, welche obige Handels-Marke tragen, durch die Apotheken und Spezial-Geschäfte zu beziehen.

Ichthyol-Gesellschaft Cordes Hermanni & Co., Hamburg.

P. S. Wegen Anwendung unserer sonstigen Ichthyol-Präparate bei Rheumatismen, Hautkrankheiten, Entzündungen aller Art wende man sich an die Herren Aerzte. — Wissenschaftliche Abhandlungen stehen auf Anfordern gratis und franko zur Verfügung. D. O.



überall vorräthig **BLOOKER'S HOLLÄNDISCHER CACAO** überall vorräthig

Elektro-Homöopathie.

Neue Wissenschaft.

Die elektro-homöopathischen Sternmittel

(Fabrikmarke rot und blauer Stern)

zur Behandlung aller Krankheiten, besonders der chronischen Leiden, sind schnell zu grosser Berühmtheit gelangt, haben Tausenden geholfen u. werden von vielen Aerzten in allen Ländern verordnet. Selbstbehandlung kommt auf einen Pfennig per Tag zu stehen.

Kleine Broschüre gratis in allen Depôts. Grosses Lehrbuch in deutscher, französischer, englischer, spanischer u. ungarischer Sprache.

Homöopathische Central-Apotheke

A. Sauter in Genf (Schweiz).

Hauptdepots:

Dresden: [illegible] Offizin. Berlin: Salomoapotheke, Charlottenstr. 54; Angelapotheke, Kanonierstr. 44. Breslau: Apotheke z. Hammerel. Danzig: Kornstädt, Ratsapotheke. Biebrich: A. Meyer, Hofapotheke. Esslingen: Heimsch, Apotheker. Frankfurt a. M.: Strauch, Adlerapotheke. Hamburg: Hafenapotheke. Heilbronn: Nick & Walter, Apotheker. München: Kaufmann, homöopath. Centralapotheke. Posen: Rote Apotheke. Stuttgart: Otto, Apotheker. Strassburg: Schwarz, Apotheker. Trier: Dr. Voss, Apoth. Wien: Engelapotheke, I am Hof 6. Budapest: Apotheke z. Reichspalatin. Krakau: Rodyk, Apotheker. Lemberg: Blumenfeld, Apotheker. Paris: Apotheke Wühlin, 45 Avenue Taitbout. Rom: Albocci, Apotheker, 59 Via S. Claudio. Brüssel: Homöopath. Apotheke, 44 Rue de Laeken. Moskau: A. Forbricher, homöopath. Centralapotheke. Warschau: F. Sztejner, kaiserl. Hofapotheke. New-York: Lewis O. Stickel, 443, E. 86. Str.

Momentphotographien für Künstler.

Studien aller Art (weibl. und männl. Akte, Tier- und Landschafts-Aufnahmen) in feinster künstlerischer Ausführung. [illegible] 4 Originalmuster nebst Preisverzeichnis versendet gegen 4 ℳ (auch in Briefmarken).

Ad. Ettinger, Phot. Anstalt, Budapest I.

Das Hellsehen.

[illegible] in Stellen, [illegible] Tiere, [illegible] grossartiger Erfolg [illegible] Methode beruht auf einem Geheimnis [illegible]

Spiritisten. Gedankenleser,

Zauberkünstler, Illusionisten, [illegible] Schwärmer u. s. w. Diese Kunst [illegible] und 12 für Künstler [illegible] Prospekte gratis und franko.

W. George, Graz, Steiermark.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt

Dresden, Bachstraße 8.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Zuckerharnruhr, Frauenkrankheiten u. [illegible] Schroth'sche Kur u. [illegible]

Leuze'sches Mineral-Bad

Berg-Stuttgart.

Wintersanatorium für [illegible]

Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Neue Erziehungs- u. Lehranstalt

in Melsungen (Bahnstat. b. Dir. Cassel) von

H. F. Henkel,

[illegible]

Stottern

heilt

Sprecharzt Herdis, Bingen a. Rh.

Prospekt gratis.

Verlangen Sie sofort unser reiches [illegible] Porto 20 Pf. General-Register Berlin 61 [illegible]

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn van Haagens Cacao an einem Platze nicht zu haben, so wird derselbe vom Fabrik zu Detailpreisen unter Nachnahme an Privatversandt.

Richard C. van Haagen
UTRECHT & AMSTERDAM

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

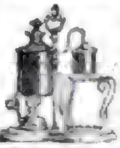
75 PFENNIGE.



Eickes

selbstthätige Patent-**Kaffee-Maschine**,

die bequemste u. beste [illegible] seit 8 Jahren in tausenden von Familien allen Ständen vorzüglich bewährt [illegible] Preiscourant franko.



H. Eicke, Berlin W., Friedrichstraße 67.

Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre [illegible] Compound-Locomobilen auf ausziehbaren Kesseln unter Garantie für geringsten Kohlenverbrauch [illegible] Beschreibung, Preise und Atteste von der Fabrik gratis und franko.

Wäsche-Artikel.

Tischzeug, Handtücher, Schürzen, [illegible], Bettzeug, Inletts [illegible] aus vorzüglichen Rohmaterialien zu billigen Preisen. Muster gratis und portofrei.

F. W. Schubert, Weida in Th.

Zum Karneval!!!

Maskenbilder [illegible] 30 Pf. Verzeichnis gratis. — [illegible] gegen 60 Pf. [illegible] für 1 Mark.

Aug. Gollbeche Verlag, Kaiserslautern.



Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen

als ein [illegible] angenehmes und durchaus unschädliches Mittel bewährt. [illegible] Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen [illegible]

Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europas vorräthig [illegible] Für Amerika: Brandt's Schweizerpillen Co., [illegible]

Mondamin Brown & Polson

Echtestes Maisprodukt. Zu **Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. [illegible] Central-Geschäft Berlin C.

Aug. Spangenberg, [illegible] Krankenfahrstühle [illegible]



Badische Weine Spezialität. — Vorzügliche **Tisch- u. Tafelweine.** Guter Ersatz für gleichpreisige MOSEL. 1 Probekiste mit 20 grossen Flaschen in 4 Sorten **20 Mark.** Packung frei.

J. F. Menzer. Neckargemünd.

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.— M. 2. und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

[illegible] Strasse Berlin S. und London, [illegible]

Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.

Importeure von nur besten, garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

Probekiste enth.
1 Flasche Portwein } feine
1 Flasche Sherry } Qualität
5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung.

Spezialität in altem **Portwein und Sherry** [illegible]

Probekiste, enth. 2 ganze Flaschen 7.50 franko Spesen inkl. Versand gegen [illegible] Einsendung des Betrages durch unsere [illegible]

Leonard de Bruyn, Cöln.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen **VERSTOPFUNG** Hæmorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Probate Spezial-Rezepte [illegible]

Erwerbs-Katalog gratis u. frko. Wilh. Schiller & Co., Berlin [illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

[illegible], Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, [illegible] in den hartnäckigsten Fällen, gründlich u. schnell. Ausw. briefl.

Über Land und Meer.

№ 18.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Fanfare.

Roman
von
Fritz Mauthner.

Drittes Kapitel.

Bode hatte sein Amt als verantwortlicher Redakteur der Glocke am Montag angetreten. Trotzdem Gottlieb Mettmann als Verleger eine wenig ermutigende Erscheinung war, ging der neue Redakteur fast fröhlichen Herzens an die Arbeit. Was kümmerte ihn des Verlegers Gewissen? Stand in seinem Leitartikel eine Unwahrheit, weil der Heizer am Kessel der Dampfpresse ein entlassener Sträfling war? Wenn Bode sich nur selbst die Finger rein hielt — und seiner selbst war er sicher — so mochte Gottlieb Mettmann sich beschmutzen, soviel er wollte. Bode verlangte von ihm nichts weiter, als daß er ihm sauberes Papier für seine Zeitung zur Verfügung stellte.

Auch den Verkehr mit seinen neuen Kameraden hatte sich Bode nicht so nett vorgestellt, wie er sich jetzt gestaltete. Das waren ja vielfach gebildete, geistreiche, vor allem aber lustige Menschen, welche die Amtsstunden wie eine vergnügte Sitzung im Kaffeehause behandelten und das Blatt munter genug in der letzten Stunde eilig zusammenstellten. Es war eine von Bodes ersten Aufgaben, hier Wandel zu schaffen, aber er überzeugte sich bald, daß die Verhältnisse des Blattes viel kleinere waren, als die marktschreierischen Ankündigungen des Besitzers vermuten ließen. In den Aufrufen an die Leser und an die Inserenten betrug die Auflage fünfzehntausend. In Wahrheit wurden von jeder Nummer nur dreitausend Stück abgezogen und auch die nicht bis zum letzten abgesetzt.

„Schaffen Sie mir wirkliche fünfzehntausend Abonnenten, und Ihr Gehalt soll verdoppelt werden."

Mit diesen Worten hatte Mettmann ihn in das Redaktionszimmer eingeführt. Und zu allen Herren gewandt, hatte er hinzugefügt:

„Es muß alles anders werden, und an dem Tage, wo ich zehn Seiten bezahlte Inserate drucken kann, gebe ich euch ein Fest, daß Berlin wackeln soll. Die große alte Inseratenmacht ist uns bei den Hauptblättern zuvorgekommen; wir müssen uns neben ihr einen Platz erobern."

Die Inserate, das sah Bode freilich vom ersten Tage, waren die ewige Sorge des Besitzers, und in anderer Weise auch die der Redaktion. So oft der kleine Pinkus mit seinem fröhlichen Gesicht nach einer längeren Beratung aus Mettmanns Zimmer heraustrat und Mettmann bald darauf einem der Redakteure seinen Besuch abstattete, gab es einen kleinen Sturm. Jeder der Herren wehrte sich mehr oder weniger gegen die Zumutung, hier eine Bank anzugreifen, dort eine andere zu loben, hier sich mit einem Theater, einem Gasthof, einer Eisenbahn, einer Buchhandlung, ja selbst mit einem Wohlthätigkeitsunternehmen freundlich oder feindlich zu beschäftigen, je nachdem das kleine Blatt mit Inseraten bedacht wurde oder nicht. Fast jedesmal ging das Inserat als Sieger aus dem Kampfe hervor. Der Grundsatz des Herrn Pinkus war: je schlechter der Ruf, desto mehr Inserate. Glücklicherweise stellte Herr Mettmann den Satz gegenüber: je besser der Ruf, desto teurer die Inserate. Und so waren nur der lokale Teil und das Börsenblatt völlig den Geschäften des Herrn Pinkus unterworfen, das Kunsturteil und die innere Politik konnten der wichtigen Lehre des Besitzers manches Zugeständnis abtrotzen. Bode lachte zu viel über die Thorheit der Welt und über die brutale Schlauheit Mettmanns, als



Zuckerröschen. Pastell von Józsi Koppay.
Nach einem Gemälde im Verlag von J. H. Baumgartner in München.

daß das Entsetzen, das ihn hie und da packte, ihn zu einem raschen Entschluß, zu einer Niederlegung des kaum übernommenen Amtes hätte bringen können. Die einzelnen Redakteure, welche mit ihm so offen, bald lustig, bald ärgerlich, über die Schamlosigkeit des Verlegers sprachen, waren ein jeder für sein Gebiet moralisch verantwortlich, und an Bode selbst trat in dem seinigen nichts Häßliches heran. Von der hohen auswärtigen Politik verlangte selbst Herr Pinkus keine Inserate; sie durfte darum ganz unabhängig nach der Ueberzeugung des Chefredakteurs behandelt werden. Als Bode noch kaum acht Tage im Amt war, brachte er einmal als Leitartikel das dringenden Ruf nach Schutzmaßregeln gegen die Cholera, welche im Süden Europas aufgetreten war. Da schlüpfte der kleine Pinkus zu ihm hinein, versuchte ihm die Hand zu drücken und rief:

„Recht haben Sie gehabt! Wozu haben wir eine Regierung, wenn ich soll an der Cholera sterben? Greifen Sie die Cholera nur scharf an; sie kann ja doch nicht bei uns inseriren."

Wenn Bode am späten Abend sein Pult verschloß und über den schmutzigen engen Hof — das Blatt wurde in einem alten Hintergebäude der Mauerstraße hergestellt — dem äußersten Westen der Stadt zuschritt, dann hatte er bald die Erinnerung an Mettmanns Glocke und damit alle Fragen seines unruhigen Gewissens abgeschüttelt. Dort in der Großgörschenstraße, wo die letzten Häuser Berlins vom botanischen Garten zu den Kirchhöfen hinführten, wo neben den rasch in die Höhe geschossenen und noch mit Gerüsten umgebenen Mietkasernen noch einige einstöckige Häuschen wie vergessene Dorfidyllen sich hinter altem Buschwerk und moderuden Zäunen verbargen, dort hatte er Käthes Glück hingeflüchtet.

Käthes Glück! Er selbst suchte und wußte kein Glück für sich auf der Welt, wie er sehr selbstbewußt von sich glaubte. Ein wenig zu forschen, ein wenig zu lachen, die karge Möglichkeit bot das Leben von selbst. Und wenn er jetzt harte Dienste annahm um das kindliche Geschöpf, die Käthe, die so mutterseelenallein in der Welt stand und in ihm wurzelte, wie die Blume im Scherben — wenn er sich ein bißchen als Sklave verkaufte, um seiner Blume für ein paar Tage Duft und Glanz zu erhalten, wen ging es was an? Für ein paar Tage! Die Kirchhöfe lagen so nahe, und das Häuschen war so baufällig; morgen schon wurden sie vielleicht auf die Straße gesetzt, ihr Häuschen wurde abgebrochen, der Jasmin und der Flieder wurde ausgerodet, und vier Stock hoch türmten sich die Quadern der Großstadt über das Maudvoll Glück seiner Käthe. Und schon morgen vielleicht wurde ihm sein neuer Beruf unerträglich, und er kehrte verdüstert zu seinen alten Römern zurück, über die er mit Käthe nicht sprechen konnte und die für Käthes Küche nicht ein Lot Fleisch lieferten.

Nicht alle Tage war die Idylle draußen gleich heiter. Einmal hatte Käthe tagsüber seine Bücher abgestäubt und war dabei auch über die angefangene Arbeit geraten.

„Was ist das?" hatte sie gefragt.

„Ein gelehrtes Werk, das Du nicht verstehen würdest."

„Wem hast Du das diktirt, Walter?"

„Einer schönen und braven jungen Dame, welche die wenigen Pfennige sammelte, um die Eitelkeit einer alten Frau zu unterhalten."

„Könnte ich das nicht für Dich schreiben?"

Und die Frage klang rührend und eifersüchtig zugleich.

„Nein, mein weises Kind. Ich habe es aufgegeben, weil Du lebendig bist und die alten Römer tot sind. Frage mich nicht mehr darnach."

Aber den Sonntag darauf brachte er ihr aus der Stadt einen großen flaumigen Pfirsich mit und dazu einen Halsschmuck von geschliffenen böhmischen Granaten.

Wie sie jubelte und den Geliebten küßte!

„Wo nimmst Du nur das viele Geld her?"

„Ich stehle es täglich, damit ich Dir eine Freude machen kann."

Wie sie lachte!

Die Idylle in der Großgörschenstraße sollte keinen Zeugen haben. Niemand sollte Käthe die Augen öffnen darüber, daß zu ihrem Glück vielleicht doch noch eins fehlte — das Glück des Mannes. Niemand Fremdes sollte mit der Hand nach der niedern Decke eines der drei kleinen Räume fassen und ihren bröckelnden Mörtel mit den stilgemäßen Rosetten der neuen Häuser vergleichen. Niemand sollte die Laube betreten, die so dustig, früher unter dem Flieder, jetzt im heißen Sommer unter dem Jasmin, so dustig in Berlin nicht wieder zu finden war.

Nur zu einem Menschen hatte er mit hingeworfenen Worten wenigstens die vollzogene Ehe erwähnt und die abgelegene Wohnung, die sich für die Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit so vortrefflich eignete. Er hatte einen freundschaftlichen Verkehr mit Richard Mettmann anzubahnen gesucht, und wenn er einen seiner Bekannten hätte in sein Haus führen wollen, so wäre es Richard gewesen. Aber der war immer noch in seinem Rausche befangen, als hätten ihn die begeisterten Zurufe der Gesellschaft im Wirtsgarten zum berufenen Künstler gemacht.

Bode beobachtete den Freund, so oft er ihn flüchtig sah. Richard hatte sich aufgeregt in die Arbeit gestürzt, den letzten Akt seiner Oper zu orchestriren. Er sprach mit Bode nicht über sein Werk, aber dieser erfuhr von vielen Besuchern der Redaktion, von den Kameraden, von Mettmann und Haffner, daß die Arbeit rasche Fortschritte machte und daß der Komponist doch während derselben gern alle Nummern der Oper am Klavier vorsang und vorspielte. Die Urteile, welche Bode zu erfahren sich bemühte, gingen nicht so weit auseinander, als es oft scheinen wollte. Die Boshaften nannten Richard einen Dilettanten, seine Oper Kapellmeistermusik eines Mannes, der nicht einmal für einen Kapellmeister genug musikalisches Wissen besäße. Sie sprachen von einem Gedächtnis des Unbewußten, das die Melodien geschaffen habe, die nicht da seien. Die näheren Freunde des alten Mettmann schworen darauf, die Oper müßte Glück machen, weil sie gar so leicht war. Und die Einsichtigen nannten sie ein gefälliges, aber unbedeutendes Werk.

Richards Denken mußte jedoch noch von einer andern Sorge eingenommen sein. Die künstlerische Thätigkeit, so anstrengend sie sein mochte, konnte ihm unmöglich die Schwermut aufgeprägt haben, die nun seit Wochen mit der gesteigerten Aufregung seiner frohen künstlerischen Erwartungen abwechselte. Bode, der in seinem ironischen Sinn die Leidenschaft der Liebe kaum kannte, erriet dennoch, daß Johannas plötzliche Abreise mit der traurigen Stimmung Richards zusammenhing. Er hätte ihm gern Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen. Einen besseren Vertrauten konnte ein Verliebter gar nicht finden, als den jungen und doch allezeit kaltblütigen und skeptischen Bode. Aber aufdringen durfte er seine Teilnahme nicht, und da Richard ihn nicht einmal zu den kleinen Proben aus der Oper einlud, so hielt der Redakteur sich in gemessener Entfernung.

Natürlich machte es ihm Freude, den Komponisten trotz alledem zu unterstützen, wenn die Notizen auch nicht immer nach seinem Geschmack waren, mit welchen der Verleger oder Herr Pinkus Fata Morgana, die erste Oper eines geheimnisvollen jungen Genies, ankündigte.

Richard hatte zu einigen dieser Reklamen geschwiegen. Als die Glocke jedoch eines Tages von einer Nummer der Oper sprach, welche die ersten Kenner für Mozartisch erklärt hätten, da erschien der Komponist hart vor Schluß der Redaktion bei Bode und bat ihn um eine Unterredung.

„Auf der Stelle," rief Bode; „ich wollte da dem Bluthunde in Hinterindien, der seine zweiundzwanzig Brüder eigenhändig geköpft hat, noch zweiundzwanzig Zeilen christliche Moral predigen, aber ich fürchte, er liest die Glocke doch nicht. Schießen wir!"

Und während er die letzten Befehle in die Druckerei gelangen ließ, fügte er hinzu:

„Es ist überhaupt mein Fehler, daß ich nicht an die Macht meines Blattes glaube. Der geborene Redakteur muß überzeugt sein, daß morgen früh vom Kaiser bis zum Nachtwächter jedermann seine Ratschläge erwägen und womöglich befolgen werde."

Sie gingen miteinander fort, und Richard brachte sein Anliegen gleich vor. Es werde für ihn und seine Oper in der Glocke zu viel Reklame gemacht.

„Wenn Sie mir Ihre Freundschaft beweisen wollen, Herr Bode, so verhindern Sie solche Sachen. Mozart und ich! Es ist Blasphemie!"

„Es kam mir selber drollig genug vor. Ihr Vater hat den herrlichen Gedanken mit unserem Musikreferenten zweiter Güte selbst redigirt. Also Sie wollen sich von den vernünftigen Leuten nicht auslachen lassen? Wissen Sie, daß ich dabei fest an Ihrem künstlerischen Beruf zu zweifeln beginne? Schauen Sie sich unsere ersten Maler, Musiker und Schriftsteller an; keiner hat etwas dagegen, wenn man ihn mit den Heroen seines Faches vergleicht. Die Fanfare arbeitet gleichmäßig für das Haffner-Bier und für die Kunst. Man nennt das den edlen Glauben an sich selbst. Vom Jüngsten bis zum Aeltesten treiben sie praktische Ich-Philosophie; sie setzen sich selbst und erwarten den Gegenbeweis. Wenn man berühmt werden will, so muß man doch mit Einem Bewunderer anfangen. Und wer selbst sein erster Bewunderer ist, der kann wenigstens auf die eigene grenzenlose Hingebung zählen."

„Spotten Sie nur! Ich bin wahrscheinlich nicht besser als die anderen, aber ich kann mir doch die Reklame des eigenen Vaters nicht gefallen lassen."

„Er ist freilich nicht ganz unbefangen. Ich werde Befehl erteilen, daß künftighin alle Reklamen für Fata Morgana durch die Hand unseres Musikmenschen erster Güte gehen müssen."

Richard blieb plötzlich stehen und blickte dem Redakteur ins Gesicht.

„Ich bitte Sie," rief er, „lassen Sie mir gegenüber den cynischen Ton fallen, er ist ja doch nur eine Maske. Wenn Sie's für ein Unrecht halten, wie die ganze Gesellschaft schreiend dem Erfolge meines Werkes vorauseilt, dann sagen Sie es mir ehrlich mit derben Worten. Wenn Sie den Brauch aber für berechtigt ansehen, dann kränken Sie mich nicht ferner mit einem Hohne, der mich erst in zweiter Linie trifft; zuerst aber meinen Vater und Sie selber, der Sie diesem Gewerbe seit Wochen Ihren Namen leihen, Ihr Wissen, Ihre Begabung und Ihre Ehre."

Bode antwortete nicht sofort. Sie standen an der Ecke der Leipzigerstraße und mußten in einen Thorweg zurücktreten, um in dem Auf- und Niederfluten des eilenden Menschenstromes nicht gestoßen und nicht von einander getrennt zu werden.

Stiller lag die Mauerstraße in dem rotgelben Scheine der Gaslaternen da. Auch oben, wo die Leipzigerstraße sich gegen die Stadt zu scheinbar verengte, zogen sich zwei lange Fäden von matten Gasflammen bis tief in das Flimmernde, Unbestimmte von Nacht und Lichterschimmer hinein. Nur von dort ab, wo sie standen, glänzten die malerischen Häuserfassaden und die grellen Schaufenster in dem flackernden Scheine der elektrischen Bogenlampen. Bode ließ seine Augen ruhig hinauf und hinunter schweifen und sagte, als der Freund endlich verwundert seinen Blicken folgte:

„Glauben Sie, daß der Entdecker dieses Lichtes nur der Reklame ein neues Werkzeug schenken wollte? Glauben Sie, daß Werner Siemens für diesen Strumpfwirkerladen gelebt hat? Den Kampf mit der Natur aufzunehmen und ihr ein Licht abzuzwingen, das ist eine große That, so berauschend in ihren Werken wie nur der Traum eines Künstlers, der in seiner Schöpfung sich verwirklicht. Und was hat man aus seiner großen That gemacht? Ein Mittel der Reklame! Seine Waren ausschreien will jeder Kaufmann. Auf dem Jahrmarkt, in den Dörfern thut es noch die alte Trompete, in der stolzen Großstadt vereinigen sich Kunst, Geschmack und Wissen und haben die alte Trompete abgesetzt. Kommen Sie, sehen Sie sich Laden für Laden an, sehen Sie, wie die Farben in jeder Auslage schreien und wie trotzdem der Glanz der alten zurückhaltenden Geschäftshäuser zurückgedrängt wird durch die größte, neueste, schmetternde Trompete des elektrischen Lichts. Und wenn Sie von einem erhöhten Standpunkt auf die Stadt hinunterblicken, so schauen Sie über ihr einen undurchdringlichen Nebeldunst, aus dessen Tiefe nur ab und zu ein einzelner Schimmer hervorblitzt. In diesem feurigen Nebeldunst wird die große Schlacht der Reklame geschlagen. Wer bescheiden ist, der verkauft seine Ware nicht. Das elektrische Licht verführt den Käufer am Abend, des Morgens weckt uns der Marktschreier mit seiner Tagestrompete, dem Inserat. Der Erfinder der Buchdruckerkunst ist arm gestorben, weil er die Bibel dem Volk käuflich machen wollte. Der Inseratenhändler von heute wird nicht arm bleiben."

„Ich begreife nicht, wie Sie mit solchen Gesinnungen das unsaubere Geschäft mit Ihrem Namen decken können."

„Ein unsauberes Geschäft? Habe ich das gesagt? Nicht jeder Inseratendrucker muß sich selbst verkaufen, nicht jeder Marktschreier muß gefälschte Waren anpreisen. Der Beruf eines Marktschreiers ist bürgerlich ebenso ehrenwert wie ein anderer, so lange der Mann sich nicht mit Wissen und Willen an Betrüger verdingt. Ebensowenig ist es unehrenhaft, wenn der Zeitungsbesitzer ankündigt, wo seine Leser eine leere Wohnung, einen beschäftigungslosen Dienstboten, meinetwegen auch ein Bankhaus für ihr überflüssiges Geld finden können. Es ist gar nicht notwendig, daß der Redakteur bei seinem Wetterbericht oder bei seinem politischen Urteil nach dem Inseratenteile schiele und Lob oder Tadel von den Rücksichten auf die Herren Inserenten abhängig mache. Ich weiß wohl, daß auch bei uns nicht alles reinlich zugehen soll, doch bis heute habe ich nichts als Klatscherei darüber gehört. An dem Tage, wo ich persönlich zwischen meiner Ehre und meinem Gehalt zu wählen haben werde, will ich mich anständig aufführen, dessen seien Sie gewiß."

Und leiser fügte er hinzu:

„Ich weiß, es ist eine Schwäche von mir, daß ich auf einen äußern Beweis warte, bevor ich mein Amt niederlege. — Sie müßten einmal das Glück meiner Käthe sehen."

Sie waren bis vor das Potsdamerthor gelangt, und Richard blieb wieder stehen und wandte sich dem dichten Laubgange zu, der von dort zur Tiergartenstraße führt.

„Nein," sagte er, als Bode mit ihm die Richtung einschlagen wollte, „ich möchte Sie bis zu Ihrem Hause begleiten; vorhin schaute ich nur, weil seit Wochen meine Gedanken bei dem neuen Theatergebäude sind; es ist märchenhaft, wie rasch es fertig wird. Und ich hoffte so viel von seiner Vollendung. Sie haben viele Hoffnungen in mir zerstört."

Die Trauer Richards ging Bode nahe.

„Das wollte ich nicht," rief er schnell, „wenn Sie Vertrauen zu sich haben, so gehen Sie Ihren Weg nur unbekümmert weiter. Halten Sie Ihr Künstlertum rein von Lüge und setzen Sie es bei Ihrem Vater durch, daß er für den Sohn nicht allzu lebhaft eintritt. Im übrigen lassen Sie Ihre Freunde gewähren. Es kommt nur darauf an, ob Ihr Werk einen Erfolg verdient; ob und wie es ihn erringt, ist ja gleichgiltig. Die Entwicklung der Menschheit wird nicht viel nach unserer lauten Glocke fragen."

Ein jeder in ernste Gedanken versunken, gingen sie unter den hohen Bäumen der Potsdamerstraße langsam aus der Stadt hinaus. Vor der Brücke kaufte Bode von einem alten Weib ein Nelkensträußchen.

Richard nahm eine Rose.

„Darf ich die Blume übersenden?"

Bodes Augen blitzten auf.

„Käthe wird eine große Freude haben. Ich will ihr sagen, daß der Sohn des Zeitungsbesitzers die Rose schickt. Sie wird sich geehrt fühlen und fester an die Sicherheit meiner Stellung glauben. Sie ist so glücklich darüber, daß sie täglich ihre Markteinkäufe bezahlen kann."

Richard fühlte das Bedürfnis, den Redakteur um seine Freundschaft zu bitten. Da ging man miteinander abseits vom Menschengetriebe durch die heilige Nacht und schenkte einander sein Bestes, man bewies seine Freundschaft und wollte doch das Wort nicht aussprechen. Das verdammte nüchterne Jahrhundert! Er suchte nach einem Anfang, um Bode durch eine ehrliche Aussprache feierlich zu verbinden, und er gedachte ihrer ersten Wiederbegegnung, wo nur eine thörichte Eifersucht ihn zurückgehalten hatte. Wie sinnlos sie war! Hatte doch Bode so bald darauf das hübsche kleine Kindermädchen geheiratet.

Bode ging unmerklich schneller. Käthe wartete schon lange und war um so früher glücklich, je früher er kam.

Sie kreuzten die endlosen Seitenstraßen der Vorstadt und gelangten bis zu der stillen Allee der Bülowstraße, in welcher jetzt nur noch einzelne Paare auf den entfernten Bänken ruhten. Richard konnte nicht länger schweigen und begann, nur um ein vertrautes Gespräch anzuknüpfen:

„Hier haben wir uns eigentlich zuerst gesprochen. Wissen Sie noch, als wir zusammen von Havenows kamen? Ich war Tags darauf wieder dort, um Fräulein Johanna von meiner Oper und ihren Aussichten zu sprechen. Ich habe niemand zu Hause getroffen. Und als ich wieder nachfragte, hieß es — die Damen wären verreist."

„Ich weiß," sagte Bode zerstreut. Er sehnte sich nach der niedern Stube in der Großgörschenstraße, nach dem runden Tisch unter der Hängelampe und nach den triumphirenden Augen, mit denen Käthe den Deckel von der Schüssel hob.

Richard hielt beinahe erschreckt inne.

„Ich habe nicht erfahren können, wohin die Damen gefahren sind. Sie haben keinen Menschen benachrichtigt."

Richard sagte es so ängstlich. Auch Bode durfte nichts über Johanna wissen. Doch der hörte nicht den Schrecken in Richards einfachen Worten und erwiderte gleichmütig:

„Sie sind zu Verwandten nach der Altmark gefahren. Frau von Havenow hält es unter ihrer Würde, den Sommer über in Berlin zu bleiben. Der Besuch soll eine Badereise ersetzen. Ich fürchte für das arme Fräulein Johanna, daß die Eitelkeit der Mutter und die Uniform des Bruders sie noch schlimmere Opfer kosten wird. Ein herrliches Geschöpf!"

Bode wollte eilig weiter, doch Richard rührte sich nicht von der Stelle.

„Wird Ihnen der Weg zu weit?" fragte Bode lächelnd. „Wenn wir Freunde hätten, es würde ihnen nicht leicht fallen, uns zu besuchen."

„Ich bin wirklich müde geworden. Gute Nacht, Herr Doktor!"

„So plötzlich! Nun, wie Sie wollen. Gute Nacht!"

Und sie trennten sich rasch. Während Richard langsam zur Stadt zurückging, schritt Bode hastig den letzten Häusern Berlins zu.

„Der Narr!" dachte er bei sich; „er gefällt mir gut, und ich wäre im stande, manche Thorheit für ihn zu thun. Aber den Kuppler spiele ich nicht. Ist er so dumm, daß er dem Prachtmädel nicht vertraut, so verdient er sie nicht. In allem kann man die Menschen unterstützen, nur in der Liebe nicht. Werde Du nur mit Dir selber fertig!"

Bode wurde plötzlich ärgerlich auf sich selbst und auf Richard, während er mit noch rascheren Schritten nach Hause eilte. Ihm fiel das Geschwätz der Reaktion ein, daß der junge Mettmann die schöne Leontine heiraten werde, welche nun endlich Witwe geworden war. Der Bericht der heutigen Morgenausgabe über das Begräbnis des Kommerzienrats war allerdings ein wenig zu lang und zu rosig ausgefallen.

Aber was ging das Bode an? Mochten andere Leute sich mit der Geldfrage abfinden, wie sie wollten. War er selbst denn frei von jedem Vorwurf?

Er war nachdenklich bis vor sein Häuschen gelangt, als er plötzlich erschreckt zurückfuhr. Aber schon ertönte hinter dem Busch das Lachen seiner Käthe. Natürlich hatte sie den Jasminzweig geschleudert, der ihm so empfindlich die Wange getroffen hatte. Noch über den Zaun hinweg gab sie ihm den ersten Kuß.

„Nein," sagte er, während er ihr Haar streichelte, „für ‚Blindekuh' ist es zu spät geworden. Wir wollen lieber ‚Tischlein deck dich' spielen. Was hast Du mir heute für eine Ueberraschung gekocht, Frau Käthe?"

Viertes Kapitel.

An einem der ersten Tage des August war Herr Kommerzienrat Petersen plötzlich gestorben. Noch gegen Abend hatte man den gelähmten Mann auf den Balkon seines Hauses gefahren, und hier hatte er zu Leontine die letzten, nur für sie verständlichen Worte gesprochen:

„Der junge Mann nebenan im Garten, was hast Du mit ihm?"

Und bald nach Mitternacht hatte ein Diener sie mit der Meldung wecken lassen:

„Unser gnädiger Herr sind gestorben."

Heute lag alles Bängliche und Häßliche hinter ihr. Eben war sie vom Matthäikirchhofe heimgekommen, draußen tobte noch das Unwetter, dessen erster Donnerschlag die Rede des Predigers abgekürzt hatte. Leontine hatte ein Bad genommen, um nachher nicht mehr eine Linnenfaser der Gewänder an sich zu haben, in denen sie vom Sarge hatte Abschied nehmen müssen. Sie saß in einem weichen Lehnstuhl ihres Gartenzimmers und blickte mit kalten, zufriedenen Augen auf den nächsten Baum des Parkes, eine hohe, rundgekrönte Linde, deren Blätter sich unter den Peitschenhieben des strömenden Regens senkten und wieder hoben. Was wußten diese gesunden, dunkelsaftigen Blätter von dem Ehrbegriff, welchen die Menschen sich selber zur Qual auf die Schultern banden? Rücksichtslos seine Kraft sich saugen, woher auch immer, so lange wir jung sind, und den peitschenden Regen abschütteln und uns noch strammer in die Höhe richten, das heißt noch leben, wie die Pflanze es uns lehrt, die echte Natur.

Und als wollte Leontine ihre Jugend prüfen, so schnellte sie empor, und vor dem Spiegel wiegte sie sich in den Hüften und reckte die vollen und doch feinen Schultern und lachte aus ihren großen dunklen Augen. Dann kehrte sie ihrem Spiegelbilde den Rücken und murmelte: „Kindereien!" Sie öffnete ihren Schreibtisch, dem man es ansah, daß er nicht bloß zur Zierde des Zimmers diente, und sie entnahm dem Mittelfache ein großes versiegeltes Schreiben. Es war das Kodizill zu dem Testamente ihres verstorbenen Gatten. In seinem letzten Willen, den er vor Jahr und Tag bei Gericht niedergelegt hatte, war sie zur alleinigen Erbin eingesetzt worden. Dann war er mitunter mürrisch und mit ihr unzufrieden gewesen, und in seiner Hilflosigkeit konnte er sich für ihre Ungeduld nicht anders rächen, als indem er nach jedem Aerger entfernten Verwandten oder wohlthätigen Stiftungen stattliche Legate aussetzte. Die Summe war gewaltig angewachsen, und hier in dem versiegelten Schreiben wurde sie ihr entzogen.

Leontine hatte das Aktenstück noch in der Sterbenacht, während sie auf ihren Wunsch mit dem Toten allein blieb, an sich gebracht. Jetzt wollte sie diesen stummen Dieb ihres Vermögens vernichten. Das verstand sich von selbst.

Im Kamin brannte kein Feuer, und es am Lichte zu verbrennen, wäre unvorsichtig gewesen. Nah, der Sturm und Regen draußen mußte ihr behilflich sein. Sie riß den Umschlag auseinander und begann sofort den großen, engbeschriebenen Bogen in kleine Papierschnitzel zu zerpflücken, die sie einzeln dem wirbelnden Winde preisgab. Sie wollte die Bestimmungen des Toten nicht einmal lesen. Wozu auch? Am Ende hätte sie noch Reue empfinden können, und das fiel ihr gar nicht ein.

Das Vernichtungswerk dauerte ihr zu lange. Seit einer Viertelstunde gab sie dem Winde Papierflocken zu spielen, und noch war das Kodizill nicht zur Hälfte vernichtet. Hörten denn die Legate immer noch nicht auf? Unwillkürlich warf sie einen Blick auf die nächste Zeile, und ihre vollen weichen Wangen wurden um einen Schatten blässer. Da stand mit Pitersens zitternder Hand geschrieben:

„Dem armen Musikanten Gruber, dem ersten Gatten meiner Frau Leontine, vermache ich eine lebenslängliche Rente von fünftausend Mark. Seinem Knaben, wenn derselbe noch lebt —"

Leontine schauerte zusammen und hatte Lust, das Fenster zu schließen. Wie aus einer Versenkung stieg die Vergangenheit vor ihr auf. Wie eine kahle Wirtstafel hatte sie ihren Mann und ihr Kind verlassen, um als reiche Frau Petersen in einem glänzenden Hause zu leben. Und das Abenteuer war nicht ohne Unglücksfälle abgelaufen. Sie hatte einen Geliebten gehabt, und der verbrachte jetzt sein Leben dort hinter der grauen Häusermasse in der Heilanstalt auf dem Schöneberger Hügel. Ihren ersten Mann hatte ein stilles, reines Wesen geliebt; das hatte sich im ersten Entsetzen den Tod gegeben, als die Schreckgestalt Leontinens ihr zum erstenmal in vollem Tageslichte begegnete. Und nun war auch Petersen tot, und er war der Vater des stillen, reinen Wesens. Drüben, nur durch den öden Hof von ihr getrennt, lag die Stube, aus der man den Sarg der Tochter getragen hatte — wenn die Blätter fielen, wurden es drei Jahre — aus derselben Stube hatte man heute den Sarg des Vaters

schwer und langsam hinausgebracht. Damals war nur Leontine thränenlos geblieben, heute hatte niemand geweint.

So boshaft also konnte Pitersen sein, daß er sie zwang, ihrem verlassenen Gatten eine Rente auszuzahlen. Und ihrem Kinde? Sie zögerte ein Weilchen; dann legte sie das Blatt zweimal, viermal, achtmal übereinander und mit einem scharfen Riß löste sie acht kleine Papierfetzen los, die der Wind im Nu über die hohe Linde hinwegführte. Und ruhig fuhr sie in dem Werke fort und atmete erst auf, als der letzte Rest des Blattes wie ein verlorener Schmetterling im Hofe umherwirbelte und endlich müde in einer Wasserlache unterging.

Nun lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück und dachte wieder einmal in Gedanken an der Zukunft ihres Lebens. Sie schloß die Augen und lächelte wie in glücklichen Träumen. Noch niemals hatte sie sich so frei und reich und schön gefühlt wie heute, noch niemals so die Herrin ihrer Zukunft.

Der Regen hatte längst schon aufgehört, und die Abendsonne glitzerte rötlich in den fallenden Tropfen der Lindenblätter; Leontine saß noch immer einsam in ihrem Lehnstuhl, während ihre hellen Vorstellungen von Sieg zu Sieg flogen und vor ihrer Schönheit und ihrem Reichtum die Flügelthüren aller Luftschlösser aufsprangen. Vor ihr und vor ihm, dem edlen und makellosen Jüngling, den sie endlich gefunden hatte und der durch sie, für sie, einerlei, der mit ihr hohen Zielen zustreben durfte, den sie im Parlament aufregende Reden halten hörte, während sie beneidet auf der Tribüne saß, der mit ihr in einen Ministerpalast einzog und den es freute, wenn Berlin sich vor der schönen Frau Ministerin neigte, oder der als berühmter Komponist in allen Residenzen Europas wie ein König gefeiert wurde.

Leontine blätterte unter den Karten und Briefen, die angekommen waren. In Gedanken ordnete sie die Leute. Mit diesen wollte sie sofort brechen, mit anderen langsam den Verkehr aufgeben. Die Gesellschaft des Kommerzienrats Pitersen sollte nicht auch die ihre bleiben. Sie wollte höher hinauf.

Und den Vorzug unter den neuen, vornehmen Freunden sollten diejenigen erhalten, welche ihn, den makellosen Jüngling, fördern konnten.

Auch Graf Trienitz hatte seine Karte geschickt. Leontine wußte, daß der nervöse Graf auf jeden eifersüchtig war, der seine Plauderstunde in ihrem Boudoir auch nur um die Stelle eines Stuhles störte. Aber er sollte dennoch gezwungen werden, ihr und ihrem Erwählten zu dienen.

Leontine bedauerte nur, daß ihr Spiel mit diesen Menschen nicht sofort beginnen konnte. Und doch — Ihr Mädchen schlich so leise herein, wie es sich für ein Trauerhaus schickte.

Herr Verleger Mettmann sei da und frage nach dem Befinden der gnädigen Frau.

Leontinens Augen leuchteten auf. Der Besuch schmeichelte ihrem Aberglauben: jedenfalls war er ein gutes Vorzeichen für ihre Träumereien.

„Sagen Sie Herrn Mettmann, ich sei gefaßt. Er solle doch so freundlich sein, bald wieder vorzusprechen. — Nein, führen Sie ihn ins Balkonzimmer, ich will ihn empfangen."

(Fortsetzung folgt.)



Königin Sophie Charlotte von Preußen empfängt in ihrem Lustschloß Lützenburg (dem jetzigen Charlottenburg) den Philosophen Leibniz.
Gemälde von R. M. Hermann.

Königin Sophie Charlotte und Leibniz.

Von

Dr. Marcus Landau.

Wer hat nicht von den Beziehungen Friedrichs des Großen zu Voltaire, von dem vertrauten Verkehr des preußischen Königs mit dem französischen Philosophen gehört? Wie wenige aber wissen, daß dieses Verhältnis im preußischen Königshause selbst ein Vorbild, zu ein viel edleres Vorbild hatte. Es war eine schöne junge Fürstin mit schwarzem Haar und hellblauen Augen, eine Frau voll Geist und Wissensdurst, die man mit Recht die „philosophische Königin" nannte, welche, seit ihrer Kindheit eine Verehrerin des großen Philosophen Leibniz, ihn wiederholt nach Berlin berief, zum vertrautesten Freund und Ratgeber machte und ihm bis zu ihrem Tode die treueste Freundschaft, das ungetrübteste Vertrauen bewahrte. — Gnädigste, bis zu fast völliger Gleichstellung gehende Herablassung von der einen, treue Hingebung bei voller Wahrung der eigenen Würde von der andern Seite machten das Verhältnis der Königin Sophie Charlotte zum deutschen Philosophen zu einem viel edlern und reinern als das ihres Enkels zum französischen. Und doch, von allen ihren Nachkommen war es dieser Enkel, der sie am besten verstand, der am meisten von ihrem Geiste geerbt hatte und der, vielleicht um ihr nachzuahmen, Voltaire zu sich berief, wie sie Leibniz beständig in ihrer Nähe haben wollte.

Gegenüber der völligen Charakterverschiedenheit, die Sophie Charlotte von ihrem Sohne, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm I., trennte, erscheint uns die Aehnlichkeit mit ihrem Enkel als eklatantes Beispiel des Atavismus. Gehen wir aber die Reihe der Ahnen hinauf, so sehen wir mit Erstaunen eine Charakterähnlichkeit, die beinahe alle unsere Theorien von Erblichkeit über den Haufen wirft. In den Adern der schönen philosophischen Königin, von der ihr Sohn gesagt haben soll: „Meine Mutter war eine kluge Frau, aber eine schlechte Christin," und die jedenfalls sich über jeden Konfessionsunterschied hinwegsetzte, rann stuartisches Blut. Sie war eine Ur-Urenkelin Maria Stuarts, die als Märtyrerin des katholischen Glaubens galt, und König Jakob II., der „drei Königreiche für eine Messe verlor", war der Vetter ihrer Mutter. Aber diese Mutter, die Kurfürstin Sophie von Hannover, gibt uns wieder den Schlüssel zum Verständnis von Sophie Charlottes Geistesfreiheit. Kurfürstin Sophie, deren protestantisches Glaubensbekenntnis ihrem Sohne die Krone von Großbritannien und Irland einbrachte, war wohl die



Eine Hochzeit in der neapolitanischen Landschaft Basilicata.

Gemälde von G. H. Clinko

Cousine Jakob Stuarts aber auch die Tochter des eifrigen Calvinisten Friedrichs V. von der Pfalz, des sogenannten Winterkönigs. Der hatte wegen seines Glaubens mit der jungen böhmischen Königskrone auch den ältererbten Kurhut verloren wie Jakob II. wegen seines Glaubens die Kronen von England, Schottland und Irland verlor. Diese Beispiele schmiß sich Kurfürstin Sophie zu Herzen genommen zu haben, und in ihrer Abwendung von jedem Fanatismus kam sie beinahe zum völligen Indifferentismus. Ja man erzählte sogar von ihr, daß sie auf die Frage, zu welcher Religion ihre schon dreizehnjährige Tochter, eben die, welche später Königin von Preußen ward, sich bekenne, geantwortet habe: „Zu gar keiner, da wir ja noch nicht wissen, wen sie heirathen und von welcher Konfession ihr Gatte sein wird."

Diese Anekdote wurde vielleicht nur erfunden, um die religiöse Gleichgiltigkeit Sophies aufs schärfste zu charakterisiren, und es wird wohl wahr sein, wenn andererseits berichtet wird, daß ihre Tochter in der reformirten Religion erzogen wurde; aber es ist Thatsache, daß der Kurfürstin mit ihrer elfjährigen Tochter vorzüglich deshalb nach Paris gereist war, um ihre Heirat mit dem Dauphin anzubahnen, und eine solche Verbindung hätte ohne ihren Uebertritt zum Katholizismus nicht stattfinden können.

Die Kurfürstin, welche der Ansicht war, daß „die Religion das meiste Uebel in der Welt anrichte", suchte dafür einen Ersatz in der Philosophie; sie las und bewunderte die Werke Spinozas und fand in dem „kurfürstlichen geheimen Justizrat Leibniz" ihren philosophischen Berater. Auch ihr Sohn mußte Spinoza und Descartes studiren, und ihre Tochter erbte den Wissensdurst und die Verurteilslosigkeit der Mutter. Wenn aber der Indifferentismus der Mutter mitunter in Frivolität ausartete, wie zum Beispiel als sie einmal in Venedig „des Spaßes halber" zur Beichte ging, so war die Tochter ernster und wirklich philosophischer veranlagt. Sie begnügte sich nicht mit oberflächlichem Geschwätze über Religion und Philosophie; sie suchte eifrig nach Wahrheit, nach einer Antwort auf die kranken und ewig neuen Rätsel des Lebens. Deshalb suchte sie immer die Gesellschaft Leibnizens auf, der aber freilich mit all seiner optimistischen Philosophie ihren Wissensdurst nicht stillen konnte und sich beklagte, daß es nicht möglich sei, sie zufrieden zu stellen; sie wolle „das Warum vom Warum" wissen.

Der Religionswechsel war ihr erspart worden, da der französische König für seinen Sohn eine andere Gattin vorzog; aber als sie einige Jahre später mit ihren Eltern nach Berlin kam, gefiel sie dem alten Kurfürsten sehr gut, und er meinte: „Wir hätten auch so eine haben sollen und nicht die, welche wir unserer Schwester zu verdanken haben," worunter er die erste Gattin seines Sohnes, des Kurprinzen Friedrich, verstand. Als nun diese Schwiegertochter starb, wurde die Heirat des Kurprinzen mit Sophie Charlotte im Jahre 1684 zu stande gebracht, womit zugleich ein großer politischer Zweck — ein freundliches Verhältnis zwischen Welfen und Hohenzollern — erreicht werden sollte. So ward Sophie Charlotte gewissermaßen das Opfer der Politik, und sie hat sich in den ersten Jahren ihrer Ehe gar nicht glücklich gefühlt. Ihr Gatte stand, auch nachdem er nach dem Tode seines Vaters (1688) zur Regierung gelangt war, ganz unter dem Einfluß Danckelmanns, und die junge Kurfürstin hat diesen dafür bitter gehaßt und eifrig an dem Sturze dieses Ministers mitgearbeitet. Erst nachdem er gestürzt war (1697), atmete sie freier auf und begann sich als Fürstin zu fühlen. „Ich kann sagen," schrieb sie damals ihrer Mutter, „daß jetzt meine zweite Ehe mit dem Kurfürsten beginnt, die erste, die Danckelmann gestiftet hat, war eine sehr unglückliche."

Nun konnte sie Leibniz nach Berlin, wenn auch nur zu zeitweiligem Aufenthalt, ziehen und seine Bemühungen zur Gründung der Akademie der Wissenschaften erfolgreich fördern. Der Kurfürst ließ für sie in Lützenburg bei Berlin, dem er nach ihrem Tode den Namen Charlottenburg gab, einen herrlichen Park anlegen und durch Schlüter einen Palast erbauen, der von Gojander von Glehe vollendet und erweitert wurde. Dort verbrachte Sophie Charlotte, frei von den Fesseln der ihr lästigen Hofetikette, die meiste Zeit mit Musik und Studien, umgeben von einigen auserwählten Damen, von denen namentlich ein Fräulein von Pöllnitz ihren Wißbegierde und die Verehrung für Leibniz teilte. Dort fanden Männer von Geist und Bildung ohne Rücksicht auf Rang und Geburt die beste Aufnahme, dort wurden ernste Gespräche vorzüglich über Religion und Philosophie geführt, mitunter auch lebhaft über ernste Fragen disputirt, aber der Ernst auch durch munteren Witz, durch heitere Konversation gemildert. Bei aller Freundlichkeit und Munterkeit mußte aber Sophie Charlotte ihre Würde als Fürstin zu wahren und die mitunter zu lebhafte Ereiferung der Disputanten zu mildern. Feindin jedes liberfüssigen Prunkes, änderte sie ihre Lebensführung auch nicht, als ihr Gatte ihr im Jahre 1701 die Königskrone aufs Haupt setzte, und setzte von dem Prunk und der lärmenden Pracht der Krönung gern zu ihrem kleinen Kreise Geistesverwandter in Lützenburg zurück. Den Glanz- und Mittelpunkt dieses Kreises bildete Leibniz, wenn er nach Berlin kam, und auch in seiner Abwesenheit nährten seine Anregungen, sein Geist und sein Wissen fort.

Wir müssen dem Kurfürsten von Hannover dankbar sein, daß er seinen geheimen Justizrat so ungern von Hannover sich entfernen ließ, denn wenn Leibniz beständig am preußischen Hofe gelebt hätte, würden wir ja seinen so reichhaltigen Briefwechsel mit Sophie Charlotte nicht besitzen.

In vielen Dingen ihrer Zeit voraus, im Herzen gut deutsch und sich so weit von der Mode emanzipirend, daß sie ihr Haar nicht puderte, hielt Sophie Charlotte sich doch streng an die damalige Sitte, französisch zu korrespondiren, wie es ihre Mutter und andere Fürstlichkeiten ihrer Zeit auch thaten. Ihre Korrespondenz mit Leibniz verliert dadurch viel von ihrer Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit. Die Briefe haben den weitem nicht die Frische und den Reiz derjenigen ihrer Cousine, der wohlbekannten und vielcitirten Liselotte, Herzogin von Orleans; aber bei alledem sind sie für uns doch eine fesselnde, belehrende Lektüre. Wir erfahren aus ihnen, wie hoch die Königin den Philosophen und wie dieser die Königin schätzte. In den wichtigsten und in den unbedeutendsten Angelegenheiten wendet sie sich an Leibniz; sie erörtert mit ihm die höchsten Fragen der Religion und Philosophie, sie verlangt von ihm Erklärung schwieriger Stellen in Büchern, gebraucht seine Vermittlung bei der Anstellung eines Kapellmeisters und in den verwickeltsten politischen Angelegenheiten.

„Ihre Briefe sind mir immer angenehm," schreibt ihm die Königin im August 1701, „aber noch lieber wäre es mir, Sie hier zu sehen." Durch Fräulein Pöllnitz läßt sie ihm ein halbes Jahr später schreiben: „Ich versichere, Sie würden ein gutes Werk thun, wenn Sie hieher kämen; die Königin hat keinen Menschen, mit dem sie ein Wort reden könnte".

Leibniz kommt wiederholt, von der Königin berufen, nach Berlin, und wenn er zögert, kommen dringende Mahnbriefe von der Königin: „Aus diesen Zeilen werden Sie ersehen, mit welcher Ungeduld ich Sie erwarte und wie ich nach Ihrer Gesellschaft mit allem erdenklichen Eifer strebe," schreibt sie im März 1702. Noch vertraulicher wird sie in den nächsten Jahren: „Ihnen zu schreiben ist mir eine Erholung von den fruchtlosen Anstrengungen des Berliner Lebens. Aber zeigen Sie diesen Brief Niemanden, denn ich schrieb Ihnen nur einem Freunde ohne jede Reserve" (Juli 1703). — „Ich hatte erwartet, Sie hier zu sehen, aber da dies jetzt nicht möglich ist, so hoffe ich, daß Sie im Frühjahr kommen und um so länger bleiben werden, denn Ihre Gesellschaft ist für mich sehr wertvoll und angenehm" (Oktober 1704).

Es ist der Königin vorgeworfen worden, daß sie auch auf dem Throne Preußens mehr hannoverisch als brandenburgisch war und daß sie sich hinter dem Rücken des Königs und der Minister in politische Verhandlungen mit ihrem Bruder eingelassen habe. In der That hat sie auch einmal den als Diplomat nicht minder wie als Philosoph ihr unbedingtes Vertrauen genießenden Leibniz in geheimer Mission nach Hannover geschickt. Aber es ist durchaus nicht erwiesen, daß es ohne Wissen ihres Gatten geschah und in der Vollmacht, welche sie Leibniz am 2. Dezember 1701 erteilte, heißt es ausdrücklich „zur Herbeiführung eines vollkommenen Einvernehmens des Königs unseres herzlichgeliebten Gemahls mit dem kurfürstlichen Hause Braunschweig, daraus wir entsprossen und sonderlich mit unseres Herrn Bruders, des Kurfürsten Liebden".

Die Herstellung des vollen Einvernehmens zwischen zwei deutschen Fürstenhäusern am Vorabend des Krieges mit Frankreich konnte vielleicht dem einen von ihnen mehr Vorteil bringen als dem andern, war aber jedenfalls eine gute deutsche That. Und dem deutschen Reich drohte damals keine geringe Gefahr. Während der Feind an den Grenzen stand hatte er Anarchie im Innern, und im Rücken des kaiserlichen und Reichsheeres zogen die Braunschweig-Wolfenbüttler Herzoge mit französischem Gelde Truppen zusammen, angeblich um eine bewaffnete Neutralität zu beobachten. Am nächsten war zwar der reichstreue Kurfürst von Hannover bedroht, aber die Gefahr war auch für das ganze Reich eine ungeheure. Sie wurde abgewendet durch das Einvernehmen zwischen Preußen und Hannover und durch die energischen Schritte, welche der Kurfürst von Hannover infolge dessen gegen die „Reichsfeinde" in Wolfenbüttel thun konnte. Dabei mitgewirkt zu haben war das Verdienst Sophie Charlottes und ihres Leibniz.

Und wenn sie diesen dann voll Freude schrieb: „Tout a bien terminé avec Wolfenbuttel qui est une affaire que je regarde juste et glorieuse pour nos Princes", so verzeihen wir ihr die französischen Worte ob der deutschen That.

In den folgenden Jahren nahmen die Kriegsereignisse einen großen Raum in der Korrespondenz der Königin mit Leibniz ein. Der letzte Brief, den sie ihm schrieb, ist vom 13. November 1704 datirt; der von Leibniz an sie vom 31. Januar 1705 traf sie nicht mehr am Leben. Auf der Reise nach Hannover zum Besuche bei ihrem Bruder erkrankte sie an einer Halsentzündung, wurde schwer leidend nach Hannover gebracht und starb dort am 1. Februar 1705, noch nicht siebenundvierzig Jahre alt. Sie soll vor ihrem Tode den Beistand eines Geistlichen abgelehnt und, auf die Prunkliebe ihres Gatten anspielend, gesagt haben: „Ich gebe durch meinen Tod dem Könige Gelegenheit, ein prachtvolles Leichenbegängnis zu veranstalten." Für diesen ihren letzten Witz haben wir zwar keinen geringern Gewährsmann als ihren Enkel, den großen Friedrich, aber da er sieben Jahre nach ihrem Tode geboren wurde, so kann er ihn auch nur durch Hörensagen erfahren haben. König Friedrich I. hat auch wirklich, wie seine Gattin gesagt haben soll, ihr Leichenbegängnis zur Entfaltung des größten Prunks benutzt und darauf die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 200,000 Thaler verwendet. Aber den Schmerz, den er auf diese Weise vor aller Welt zeigte, hat er auch innerlich gefühlt. Trotz der Verschiedenheit der Charaktere hat er die Königin geliebt und geachtet und ihren Verlust schmerzlicher empfunden, als man erwartet hatte.

Noch tiefer und ernster war vielleicht die Trauer Leibniz', der ein philosophisches Gedicht auf ihren Tod verfaßte und noch lange nach ihrem Tode über ihren Verlust klagte. Am kürzesten hat er seinen Schmerz in einem ein halbes Jahr später geschriebenen Briefe an Frau Masham ausgedrückt.

Freundzwanzig Jahre früher als die Königin gestorben, hat er sie um elf Jahre überlebt. Sie hat mit ihrer Freundschaft ein Jahrzehnt im langen Leben des Philosophen verschönt, und er gab ihr dafür Unsterblichkeit. Wir müssen uns jetzt um die schöne Königin nicht viel kümmern, wenn sie nicht auch die „philosophische", die Freundin, Schülerin und Gönnerin von Leibniz gewesen wäre.

Die Papstfeier und die vatikanische Ausstellung.

Von unserem römischen Berichterstatter.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die festlichen Tage im Vatikan, die gelegentlich des goldenen Priesterjubiläums Leos XIII. die sonst so ernst dreinschauende päpstliche Burg mit Leben und Bewegung erfüllten, sind verklungen. Zum erstenmale seit dem Verlust der weltlichen Macht hat das Papsttum all den Glanz und all die Pracht entfaltet, die in früheren Zeiten nichts Seltenes waren. Wer am Morgen des 1. Januar 1888 über die Engelsbrücke nach dem Vatikan zu wandelte, konnte sich in die Tage des Jubeljahrs Pius' IX. oder des Jubeljahrs 1825 unter Leo XII. zurückversetzt glauben. Dem Auge bot sich ein buntes, eigenartiges Schauspiel. Zu tausenden waren zum Ehrentage Leos XIII. die Gläubigen aus aller Herren Länder herbeigeeilt, um dem kirchlichen Oberhaupt ihre Huldigungen zu Füßen zu legen, und scharenweis strömte es in buntem Getriebe den Petersdome zu. Nonnen und Mönche, Kapuziner, Franziskaner, Benediktiner, Weltgeistliche und Jesuitenpatres, Seminaristen in buntfarbigen Talaren, abwechselnd mit Zügen frommer Pilger aus Deutschland und Frankreich, Ungarn, Dalmatien und Spanien, aus allen Gegenden waren herbeigeeilt und pilgerten in frommer Erwartung, ihren Oberhirten von Angesicht zu Angesicht zu sehen und seinen Segen zu empfangen, nach der Kathedrale des heiligen Petrus. Ueber fünfzigtausend Menschen waren in dem gewaltigen Gotteshause versammelt; wie ängstliche Spannung lag es auf der Menge, und tiefe Stille herrschte in dem Augenblick, als gegen halb zehn Uhr endlich die hohen Fächer aus Straußenfedern sichtbar wurden, die bei feierlichen Aufzügen über dem Haupte des Papstes gehalten werden. Der Kirchenfürst nahte. Hoch über der Menge thront Leo XIII. in der von vier Sänftenträgern einhergetragenen „sedia gestatoria", angethan mit weißem Talare, geschmückt mit der ihm vom deutschen Kaiser verehrten leichten Mitra, das ehrwürdige Greisenantlitz von geisterhafter Blässe, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Nur aus den Augen blitzen Leben und Energie, und wie jetzt der Papst die Hand erhebt, um der Menge seinen Segen zu spenden, da ertönt ein Jubelgeschrei, das in dem mächtigen Raume mit hundertfachem Echo widerhallt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Verlauf der an äußerem Gepränge einzig dastehenden kirchlichen Feier in allen Einzelheiten beschreiben. Die Celebrirung der Jubiläumsmesse in St. Peter durch den Papst am fünfzigsten Jahrestage von dessen Priesterweihe bildete den Anfang der Jubiläumsfeierlichkeiten. Es folgten in den nächsten Tagen die Empfänge der Abgesandten verschiedener fürstlichen Persönlichkeiten, der fremden Bischöfe und der Pilgerscharen. Am 5. Januar las Papst Leo mit demselben festlichen Zeremoniell wie das erstemal eine zweite Messe in St. Peter, ausschließlich für die Pilger, und tags darauf fand die vorläufige Eröffnung der vatikanischen Ausstellung statt.

Seit vielen Wochen schon war es lebhaft zugegangen in den Räumen des Vatikans. Schwerbeladene Lastwagen brachten die Gaben, die von überall her, von Königen und Fürsten, von Privaten und Vereinen, von Klöstern und Schulen in fast unzählbarer Menge ankamen. In der päpstlichen Residenz hallte es wider von Hammerschlägen; Arbeiter liefen geschäftig ab und zu, und die sonst in beschaulicher Ruhe ihr friedvolles Dasein verbringenden Schweizergarden und päpstlichen Gendarmen hatten alle Hände voll zu thun, um die angekommenen Schätze zu bewachen und die da und dort in zudringlicher Neugier sich herandrängenden Unberufenen abzuwehren. Wohl gelang es trotz des streng gehandhabten Verbotes einigen wenigen Auserwählten, einen flüchtigen Blick in die noch unfertigen Ausstellungshallen und auf die in chaotischem Durcheinander aufgehäuften Jubiläumsgaben zu werfen, doch da war bis kurz vor der Eröffnung wenig wahrzunehmen, und kopfschüttelnd verließ wohl der Besucher die öden Hallen, nicht ahnend, daß es den dort arbeitenden geschäftigen Händen gelingen würde, in kürzester Frist alle die Reihen und Reihen ihres Inhalts zu entleeren und diesen zu einem Ganzen zu vereinigen, das in Bezug auf Mannigfaltigkeit und vortheilhafte Anordnung nichts zu wünschen übrig läßt.

Das aus Holz ziemlich schmucklos aufgerichtete Hauptgebäude für die Aufstellung der Jubiläumsgaben befindet sich

Google

in den sogenannten „Giardino della Pigna“, dem Garten der Pinienfrucht oder des Tannenzapfens, so benannt nach einer auf marmornem Sockel aufgestellten bronzevergoldeten riesigen Pinienfrucht. In der Mitte des Hofes erhebt sich auf schlanker Säule das zum Andenken an das Konzil 1869—70 errichtete Standbild des heiligen Petrus.

Doch treten wir ein in den Ausstellungsraum. Schon der erste Blick zeigt uns, daß die vatikanische Ausstellung keineswegs an jener Einförmigkeit leidet, wie viele wohl erwartet haben mochten. Wir kommen vom Eingange aus zunächst in die österreichisch-ungarische Abteilung, welcher einer der größten Säle des Holzbaues eingeräumt ist. In Glasschränken an den Wänden entlang sind die Stickereien und weiblichen Handarbeiten, die von unzähligen fleißigen Nonnenhänden verfertigten Meßgewänder, Ciboriummäntelchen, Altardecken und so weiter untergebracht. Dem kundigen Auge bietet sich beim Beschauen dieser in den buntesten Farben und in den mannigfachsten Mustern zumeist mit erstaunlicher Sorgfalt und Geschicklichkeit gestickten, gehäkelten und gewebten Arbeiten ein hoher Genuß. Jedes Stück der reichhaltigen Sammlung genau zu betrachten ist unmöglich; wir schreiten an den Glasbehältern entlang, nur da und dort vor besonders in die Augen fallenden, durch geschmackvolle Farbenzusammenstellung oder besonderen Reichtum ausgezeichneten Gegenständen verweilend. Da sind die Gaben des Klosters sacré-cœur in Wien, welches neben einer großen Anzahl von Meßgewändern, Ornaten, Velums und so weiter eine Menge kunstvoller Leinenarbeiten, unter diesen ein kostbares Chorhemd, dessen dreifache Spitze, in point à l'aiguille gearbeitet, ein Meisterwerk weiblicher Handarbeit genannt werden muß, gespendet hat. Durch zarte Ausführung und kunstvolle Farbenanordnung zeichnet sich eine, wenn wir nicht irren, von Frau Gräfin Salm gespendete schwere Pluviale von dunkelrotem Sammet aus, ferner eine Kasula der Fürstin Liechtenstein und ein schön gearbeitetes Meßgewand mit in die Zeichnung eingestickten Granatperlen, wie uns gesagt wird, von Gräfin Stadion gespendet. Doch wer wollte sie alle aufzählen, die herrlichen Spenden fleißiger Frauenhände! Wir finden hier alles vertreten, was häuslicher Fleiß und häusliche Kunst hervorzubringen im stande sind, vom goldgestickten, edelsteinbesetzten Meßgewand bis herab zum einfachsten von Kinderhänden verfertigten Deckchen, von der feinsten, spitzenbesetzten Wäsche bis herab zum groben Hemd aus Linnen, das die Bäuerin selbst gesponnen, selbst gewebt und schließlich als Gabe für den Papst selbst zusammengenäht, von den feinsten Geweben aus Seide bis herab zum dicken Wollstrumpf, zu dem die Schafe eigener Zucht das Material geliefert. Wir wenden uns der andern Seite des Saales zu; hier nehmen die zum kirchlichen Gebrauch bestimmten Metallarbeiten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir gehen über die unzähligen mehr oder minder kunstvollen Kruzifixe, Becher, Lampen und so weiter hinweg und erwähnen nur die vom Erzbischof von Bosnien gespendete in Filigran angeblich von einem Bauer gearbeitete silberne Lampe, einen antiken silbernen Reliquienbehälter aus Dalmatien, dann, zu den profanen Gegenständen uns wendend, eine reich geschnitzte Kassette vom Bischof von Serajewo, angefüllt mit einladend unter dem Glasdeckel hervorschauendem türkischem Tabak und Cigaretten, dann von Kaufleuten und Fabrikanten gespendete Möbelstücke, Teppiche, Stoffe, Sägen, Messer, Scheren, allerlei Musikinstrumente, darunter eine Posaune und eine Bajazige, ferner eingemachte Früchte und Getränke jeglicher Art.

Betreten wir den nächsten Saal. Hier prangen die Gaben Deutschlands und Frankreichs in friedfertiger Eintracht neben einander. Auch hier finden wir viele kostbare und schöne Stickereien, besonders aus Bayern. Rechts vom Eingang zur deutschen Abteilung fällt uns ein etwa 2 Meter hohes Modell der berühmten Straßburger Uhr in die Augen; weiterhin sind alle erdenklichen Erzeugnisse von Kunst und Kunstgewerbe vertreten, geschnitzte Trauben und Möbel, und als eines der Hauptstücke ein reichornamentirter Altar aus Regensburg mit Stickereien, auf denen die Farbenanordnung etwas grell erscheint. Daß eine wohlbesetzte Bibliothek in der deutschen Abteilung nicht fehlen darf, ist fast selbstverständlich. Auf hohem Regal prangt eine reichhaltige Auswahl älterer und moderner Schriftsteller, neben Werken geistlichen Inhalts, unsere Klassiker in Prachtsteinbänden, neben allerlei wissenschaftlichen Werken, Romanen und sonstigen Schriften belletristischen Inhalts.

Wenn auch die vatikanische Ausstellung selbstverständlich kein eigentliches Bild von der Leistungsfähigkeit der einzelnen Länder in Bezug auf Kunst und Industrie abgeben kann, so fordert doch die in demselben Saale mit der deutschen untergebrachte französische Abteilung zu vergleichenden Betrachtungen heraus. Deutschland mit seiner überwiegend protestantischen Bevölkerung muß naturgemäß — wenigstens was die Menge der Gaben anlangt — hinter den ganz katholischen Ländern Oesterreich-Ungarn und Frankreich zurückstehen. Die beiden genannten Länder haben ihr Bestes geboten; aus allen ihren Provinzen und Städten wurden die Geschenke gespendet, und alle erdenklichen Erzeugnisse des menschlichen Fleißes wurden gesammelt, um dem Papste zu seinem Jubiläum zu Füßen gelegt zu werden, während Aehnliches hinsichtlich Deutschlands eben nur von den Landstrichen mit überwiegend katholischer Bevölkerung, in erster Linie von Bayern und den Rheinlanden, gesagt werden kann. Trotzdem kann die deutsche Abteilung der vatikanischen Ausstellung mit Ehren neben ihren beiden Nachbarinnen bestehen, und was vornehmlich die Erzeugnisse von Kunst und Kunstgewerbe betrifft, steht das, was die deutschen Katholiken gespendet, sicherlich den Erzeugnissen der anderen Länder ebenbürtig zur Seite. Das einzige Gebiet, auf welchem Frankreich sowohl als Oesterreich in Bezug auf den Durchschnitt der Leistungen den Vorrang vor Deutschland behaupten dürften, ist, wie mir scheint, das der Paramentenstickerei, wenigstens was geschmackvolle und diskrete Farbenzusammenstellung anlangt.

Gehen wir zur französischen Abteilung weiter, so ist in derselben zunächst die von der Türkei Daria geschenkte, kunstvoll gearbeitete päpstliche Tiara zu erwähnen. Bemerkenswert ist ferner ein in edlem Stil gehaltener und durch seine ernste Einfachheit großartig wirkender Altar aus rotem Marmor von Tarbes, eine Kolossalkaltte in Fayence von Nevers, ein Gemälde, darstellend: „Papst Leo I. wehrt Attila den Einzug in Rom“. Ungeheuer ist auch hier die Zahl der Meßgewänder und weiblichen Handarbeiten aller Art, und die prächtigen Spitzen von Alençon, du Puy und Bayeux mögen den Neid der Besucherinnen erregen. Alle die tanzende größer und kleiner Geschenke, bei denen in sehr vielen Fällen natürlich der an den Tag gelegte gute Wille des Gebers den Kunstwert ersetzen muß, zu betrachten und zu besprechen ginge weit über die uns gezogenen Grenzen hinaus. Wir eilen daher weiter nach dem braccio nuovo des Museo Chiaramonti, der für die Aufstellung der von den regierenden Fürsten und anderen hochstehenden Persönlichkeiten gestifteten Gaben vorbehalten ist. Wir schreiten vorüber an den herrlichen Erzeugnissen antiker Bildhauerkunst, die uns von ihren hohen Postamenten als alte Bekannte freundlich nachschauen, vorbei an Euripides und Demosthenes. Achilles schreitet man hinweg über die herrlichen Mosaiken des Fußbodens; heute hat man keine Zeit für die Antike, man will die Erzeugnisse modernen Kunstfleißes bewundern, die von den mächtigsten Fürsten des Erdkreises dem Kirchenfürsten gespendet wurden. Wer Rom und die vatikanischen Museen kennt, erinnert sich der im braccio nuovo aufgestellten, nach einem berühmten Erzbild des Lysippos in Marmor kopirten Statue des Athleten, der sich mit dem Schabeisen den Arm von Staub und Schweiß reinigt. Hieher eilen wir zunächst, denn gerade vor der berühmten Statue sind in hohem, kreisförmigem Glasschrein die fürstlichen Geschenke aufgestellt. Als kostbarste Gabe ihrer zu ehren die von Kaiser Wilhelm gespendete Mitra, die Papst Leo, wie bereits erwähnt, am 1. Januar bei seinem Einzug in St. Peter trug. Es ist dies wohl das reichste von allen Geschenken, die dem Papst zu seinem Jubiläum verehrt wurden. Ganz in Gold gestickt, ist das in geschmackvollster Zeichnung ausgeführte Kunstwerk mit nicht weniger denn 72 edlen Steinen geschmückt. Unter diesen bewundern wir zwölf Brillanten von ungewöhnlicher Größe, sieben Rubine, vier Smaragde, 3 Saphire und zwei Amethyste von seltener Schönheit und eine Menge der verschiedenartigsten Edelsteine, die durch ihren Glanz das Auge blenden. Durch hohen künstlerischen Wert und meisterhafte Ausführung zeichnet sich das goldene, reich mit Brillanten besetzte Kruzifix des Kaisers von Oesterreich aus. Die Königin-Regentin von Spanien hat ein Brillantkreuz nebst einem kostbaren Brillantring gespendet, Königin Viktoria eine massiv goldene Kanne, die Königin von Sachsen ein Weihwasserbecken aus Meißner Porzellan, angefüllt mit 50,000 Franken in Geld, der König von Sachsen eine Prachtbibel, die Republik Columbia eine doppelte Halskette mit Kreuz aus Brillanten und so weiter. Es würde die Leser ermüden, wenn wir alle die überaus reichen und kostbaren Geschenke, die der einfache Glasschrein beherbergt, einzeln aufzählen wollten. Es blitzt und glitzert hinter den Scheiben, daß des Anschauens und Bewunderns kein Ende ist. Wir gehen nun noch der braccio nuovo entlang, vorbei an den kostbaren Vasen aus Sèvres-Porzellan vom ehemaligen Präsidenten Grévy, vorüber an den mit Perlen und Edelsteinen besetzten Meßgewändern der Kaiserin Augusta, der Kaiserin von Oesterreich und des Prinzregenten von Bayern, um noch einen Blick auf die Gaben der römischen Aristokratie und der Familie Pecci zu werfen. Die Reisen des Papstes haben reichgestickte Meßgewänder, die Nobelgarde einen Schrank aus Ebenholz mit eingelegtem Elfenbein, die übrigen Familien ebenfalls golddurchwirkte Paramente, silberne und goldene Pokale und sonstige dem kirchlichen Gebrauch bestimmte Gegenstände gestiftet.

Ermüdet vom Anschauen und Bewundern der Unmasse von Liebesgaben, das Auge geblendet vom Glanz des zuletzt Gesehenen, durchwandern wir nun noch flüchtig die italienische Abteilung. Obwohl hierhin, was die Zahl der Gaben anlangt, die reichhaltigste ist, und obwohl das Beste und Schönste aufgeboten ist, was Verehrung und Liebe zum Oberhaupt der Kirche als Festgaben ersinnen mochten, so würden wir doch bezüglich der hier aufgespeicherten Gattungen von Gegenständen und der Art ihrer Verteilung nur mehrfach bereits Gesagtes wiederholen müssen, wollten wir alle die verschiedenartigen Erzeugnisse des Bodens, der Kunst und der Industrie namhaft machen, die neben den auch hier in reicher Auswahl vorhandenen Meßgewändern und zum Teile sehr kostbaren Kirchengerätschaften aus allen Provinzen des Königreichs dargebracht wurden. H. F.

Das tanzende Wien von ehemals.

Von

Gustav Brinbrodt.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In der „guten alten Zeit“ war eine hohe Obrigkeit beflissen — freilich nicht bloß in Oesterreich und speziell in Wien — alles und jedes mit geziemenden Schranken, meist polizeilichen Schranken, einzubegen; es versteht sich von selbst, daß auch das Tanzen nicht überlassen und vor allen Dingen besteuert wurde.

Am 28. Dezember 1707 erschien, gewissermaßen als Vorrede zu dem mehr oder weniger verruchten Fasching, ein „Musik-, Ball- und Tanz-Patent“. Es wurde in demselben verordnet, daß „in den Wirts-, Schank- oder Profanhäusern, wo einiger Tanz von fürnehmeren oder niederen Instrumentalisten, oder aber von günstigen Musikanten und Spielleuten gehalten würde, ein leidlicher Musikimpost bezahlt und in die kaiserliche Hofkasse erlegt werden“ müsse; befreit von diesem „leidlichen Musikimpost“ waren, „sofern dergleichen Festins, Tänze, Komödien und Lustbarkeiten nicht etwa um Geld oder Geldeswert abgehalten würden“, nur „die Gremialmitglieder“ der zwei höheren politischen Stände und „die wirklichen kaiserlichen Räte“, und es wurde diese Steuer nicht etwa — des Patent betont es ausdrücklich — „wegen Bedürftigkeit“ der Staatsfinanzen, sondern lediglich „wegen der notwendigen Obsorge für Zucht und Ehrbarkeit“ eingehoben.

Der Tanz von anno dazumal war übrigens etwas anderes und höheres als in unserer plebejisch degenerirenden Zeit: er sollte „den eigenen Körper in zierlichen Schritten und anmutigen Wendungen mit Sicherheit lenken und die Konvenienz zeremoniell und recht förmlich üben lehren“. So waren denn Tanzsitte und Tanzweise aufs genaueste geregelt und sowohl das Auffordern zum Tanz als das „Abstehen“ vom Tanz mit formellen Klauseln gewürzt. Ein Komplimentirbuch aus dem Jahr 1728, „Galanthe Ethica, worin gezeigt wird, wie sich ein Jüngling bei einer vornehmen Welt sowohl durch manierliche Gesten als complaisante Reden recommandiren soll“, empfiehlt für die Aufforderung zum Tanz die folgende wohlgesetzte Formel als „lobpreislich und anstehtig wohlgefällig“: „Mademoiselle wolle pardonniren, daß sich dero Diener erkühnet, Sie recht und schlecht zu einem Tänzchen aufzufüdren“; beim Abstehen vom Tanz aber hat der Betreffende, „die rechte Hand aufs Herz gepreßt“, sich vernehmen zu lassen: „Ich sage Mademoiselle gehorsamsten Dank, daß Sie mir die gütige Erlaubnis, Sie zu einem Tanze anzufordern, gegeben haben, doch geht mein inständiges Bitten dahin, diejenigen Fehler, die Ihr gehorsamster Diener etwa begangen hat, mit dero angeborener Höflichkeit hochgefälligst zu bemänteln.“ Uebrigens war es auch der Dame gestattet, einem Herrn aus ihrer Bekanntschaft einen Tanz „anzutragen“, aber „mit guter Prätention und ohne sich in Mändlichkeiten einzulassen, sondern nur mit tiefer Verbeugung und sanftem Niederschlag der Augen, wobei ein Lächeln, je nach Gestalt der Sachen, nicht ganz unterdrückt zu werden braucht“. Die Pausen zwischen den Tänzen waren durch Konversation auszufüllen, welche der Tänzer mit dem „zierlichen Anwerbungs- und Visitekompliment“ einzuleiten hatte: „Ich kann mich heute nicht wenig glücklich schätzen, indem ich die schmichlicht gewünschte Occasion, mit der Mademoiselle eine angenehme Konversation zu pflegen, einmal erlangt habe. Dieweil ich dieses für das größte Plaisir auf der Welt erachte, so wollen Sie meine Bitte gewähren, mich dero unschätzbarer Gewogenheit zu würdigen und durch Ihre gütige Ordre sich allezeit meiner schuldigsten Obserwanz zu versichern“. Ob wohl alle „Löwen“ des Tanzsaals von damals im stande gewesen, diese „zierliche“, aber langatmige Ansprache ihren Gedächtnis einzuprägen?

Die „Tanzmusiksteuer“ war da, die „Musikantensteuer“ sollte nicht lange ausbleiben: ein Gulden für die Nacht war die Taxe. Die „Musikanten“ bildeten damals die Nikolaibruderschaft von St. Michael, und diese war dem Oberstpfalzgrafenamt unterthan und tributpflichtig; nachdem sich aber „durch die Konkurrenz Unbefugter Unordnungen eingeschlichen“ hatten, verfügte ein kaiserliches Patent vom 27. März 1716 die „genaue Unterscheidung zwischen instrumentalischen Musikanten und den Harfenisten und Dudlern in Tabernen und Bajchenschänken“ und belegte jeden, der sich nicht mit einem gedruckten Erlaubnisszettel auszuweisen vermochte, mit einer Geldstrafe von fünfzig Gulden.

Der Kaiserin Maria Theresia war es vorbehalten, auch das „Tanzvergnügen“ auf eine feste Rechtsbasis zu stellen: man lediglich damals eben alles. Die niederösterreichische Regierung publizirte am 8. Januar 1746, also gerade noch rechtzeitig für den Faschingg, eine „Faschings- oder Ball-Ordnung“. Zunächst wurden durch sie die Maskenbälle im „Ballhaus“ und auf „der Mehlgrube“ geregelt. Die Mehlgrube war, falls nicht ein bürgerlicher Balluntternehmer eine besondere Bewilligung erhielt, lediglich dem Adel vorbehalten. Die Masken durften nicht „ärgerlich oder unverschämt aussehen“ und „noch weniger“ in geistlicher oder Ordenstracht erscheinen; die Wache hatte jede mit einem Seiten- oder Feuergewehr versehene Maske abzuweisen, und jede Maske, die sich auf der Straße blicken ließ, zu verhaften. Die

Maskenbälle in den kaiserlichen Redoutensälen waren ausschließlich für den hohen Adel, den Ritterstand, die Räte und das Militär bestimmt; alle Masken waren, bevor sie das Eintrittsgeld erlegten, gehalten, sich vor den aufgestellten kaiserlichen Kommissären zu demaskiren und ihren Stand „anzusagen".

Der übrige Inhalt der Ballordnung behandelte das „Tractement" und die erlaubten Spiele, ließ aber selbst die Maskenleihanstalten nicht außer acht, die, was die Redouten in den kaiserlichen Sälen betraf, einem Baron Preßl verpachtet waren, während sie sich in der Stadt in der Hand der „bürgerlichen Handler" befanden, die indes, laut Dekret vom 18. Januar 1749, darauf zu achten hatten, daß die „Gewänder weder anstößig noch allzu zerrissen, verschmitzt und verschmiert" seien. Auf den unmaskirten Faschingsballen machte das Auge des Gesetzes weniger streng. Allerdings waren auch sie unter Polizeiaufsicht gestellt. Im „Leggeld" — „einen Dukaten in specie, das Frauenzimmer franko" — war bei den „propren" Bällen das Souper mit inbegriffen, und die Behörde wachte sehr streng darüber, daß die Tafel programmmäßig servirt und auch der Tarif der Speisen genau eingehalten wurde. Es muß damals noch keine Zahlkellner gegeben haben, denn die hätten sich durch keine Behörde zähmen lassen. — Joseph II. stieß alle diese Beschränkungen um: er proklamirte die Freiheit des — Tanzens. Er kassirte das Oberstspielgrafenamt und damit ging auch die Nikolaibruderschaft in die Brüche. Die nun verbandlos gewordenen Musiker fanden sich Samstags am Hohen Markt hinter der Säule, an den übrigen Tagen auf der Brandstadt ein, und dort konnte man ihrer für alle möglichen musikalischen Zwecke habhaft werden. Die Taxe für die Erlaubniß, Bälle abzuhalten oder Musik zu machen, floß nicht mehr in die Hofkasse, sondern wurde beim Magistrat erlegt. Die Bälle wurden ungezwungener und das Zeremoniell bei der Begrüßung, bei der Aufforderung zum Tanz und bei der Konversation wurde nicht mehr beachtet. Allerdings trat nach dem Tode Josephs II., als Menuet, Contretanz, Gavotte und Polonaise wieder zu Ehren kamen, eine gewisse Reaktion ein und wurde wenigstens ein Teil der Monopole der Faschingsordnung wieder hergestellt, aber die Tanzfreiheit des Balles wurde doch nicht mehr angetastet und der Wirbeltanz, der Schießtanz, der Lichtertanz, der Polstertanz und zum Schluß der biedere Großvatertanz blieben gefeit: das Volk durfte unbehelligt tanzen „nach seiner Fasson".

Der einstige Fasching gebar übrigens auch eine eigene Faschingsliteratur, eine Faschingschronik in Knittelversen und vor allen Dingen die Faschingspartezettel, die von Stadtträgern in rotem Rock oder von weniger eleganten Laternbuben an den Straßenecken feilgeboten wurden, und wir geben als Probe des damaligen Geschmackes und — Witzes den folgenden Partezettel aus dem Fasching 1788:

„Allen hoch- und wohlgeborenen, gnädigen und ungnädigen, alten und jungen, großen und kleinen Herren, ingleichen alten und jungen Frauen, Demoiselles, Mamsellen und Weibsbildern, gibt der wohlweise, die achtbare, Tugend wie auch die häusliche Glückseligkeit befördernde Aschermittwoch Parte von dem betrübenden Todesfalle des Faschings, welcher nach längerer Krankheit an der Auszehrung des Beutels, allen Redouten-



Ein Maskenball bei Florenz. Nach einer Originalzeichnung von A. von Meckenz.

liebhabern, Wirten, Musikanten und Lohnkutschern zum tiefsten Leidwesen, das Lustige mit dem Traurigen verwechselt hat. Die feierlichen Exequien werden im Versatzamt und stille Trauerandachten bei verschiedenen Wucherern und Geldausleihern abgehalten werden."

So erlustigten sich und so speisten unsere biederen Vorfahren: bonni soit, qui mal y pense!

Villa Quarto bei Florenz.

Auf einem der Ausläufer des Apennin, an dessen Fuß die Bahn nach Prato und Pistoja sich hinzieht, liegt in einer Entfernung von fünf Kilometer von Florenz in mäßiger Höhe die Villa Quarto. Sie ist für den Herzog Cosimo I. von Medici, geboren 1389, gestorben 1464, durch den Baumeister Tribolo angelegt worden. Sie enthält wahrhaft fürstliche Räume; im Erdgeschoß eine große Vorhalle, mit vier Majolikareliefs von Luca della Robbia geschmückt. In das erste Stockwerk führt eine schöne Treppe, deren Decke ein großes Temperagemälde, eine vornehme Gesellschaft auf einer Terrasse darstellend, ziert. Während das Erdgeschoß die Geschäftsräume, Empfangssalon, Speisesaal und dergleichen enthält, befinden sich die Wohnräume im ersten Stock.

Die Villa ist in einem großen, von einer Mauer umgebenen, schöngehaltenen, mit Alleen, Blumenparterres, Grotten und Springbrunnen versehenen Park gelegen, gerade hoch genug, um eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt und deren Umgebung zu gewähren. Ringsum beschließt die Fernsicht ein Kranz von Bergen und Hügeln, die sich in den elegantesten Formen ineinander schweben und bis zu den höchsten Spitzen bebauten und mit schimmernden Villen, Kirchen, Kapellen und freundlichen Ortschaften belebt sind. Ein großer, üppiger Garten, liegt unten das lange und breitgedehnte Thal, durch dessen Mitte der Arno in weiten Windungen sein schmutziggelbes Wasser wälzt. Aus der Häusermasse der Stadt aber erhebt sich stolz die Domkuppel Brunelleschis, den schlanken Campanile Giottos zur Seite. Daneben erscheint der eigenartige Turm des Palazzo Vecchio, eine weitere trutzige Schar von Türmen mit hohen Zinnen um sich versammelnd, während Kirchen und Paläste durch ihre großen Formen das Häusermeer wohlthätig unterbrechen. Von der Stadt zieht sich ein solches Heer von Vorstädten, Gärten, Landhäusern, Kirchen und Schlössern nach allen Seiten hin und an allen umgebenden Hügeln hinauf, daß man fast nirgends sieht, wo die Stadt anfängt und wo sie aufhört.

Daß eine solche Lage den schönheitliebenden Medicäer bewegen konnte, sich hier einen Ruhesitz zu schaffen, ist wohl zu verstehen. Auch in der neueren Zeit war die Villa stets in den Händen kunst- und naturbegeisterter Herren. Im Anfang dieses Jahrhunderts ging sie in das Eigentum des Fürsten Demidoff über; später erwarb sie die Großfürstin Maria von Rußland, die sie mit dem größten Geschmack und Kunstverständnis einrichtete. Nach deren Tod kam sie in die Hände der Marchesa Capponi, und in diesem Winter dient sie zum Aufenthalt Ihrer Majestäten des Königs und der Königin von Württemberg, die aus Gesundheitsrücksichten genötigt sind, die rauhe Jahreszeit in einem milderen Klima zuzubringen.

Digitized by Google



Ein Ball an Bord eines Kriegsschiffes. Originalzeichnung von R. Blumenau.

Digitized by Google

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Johren.

(Fortsetzung.)

Priekow sitzt allein in seinem Zimmer. Die Novembersonne schickt blutigrot ihre ersten Strahlen durch das Fenster. — Fräulein hat bereits eingeheizt und Kaffee gemacht. — „Wann befehlen Herr Lieutenant zu reiten?“

„In einer halben Stunde den Fuchs! Ich will in der Bahn reiten, hörst Du? Alle vier Pferde. Jede Stunde bringst Du das nächste, mir einerlei, in welcher Reihenfolge!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Wollen der Herr Lieutenant sich nicht umziehen?“

Jetzt fällt Priekow erst ein, daß er noch im Gesellschaftsanzug ist.

Er hat die letzten Stunden schlafend oder vielmehr träumend im Lehnstuhl verbracht. Ein wohlthuendes Gefühl durchzieht seine Brust, als er den heißen Kaffee schlürft und dabei denken muß, daß Breben nun auch vergnügt sein kann und wahrscheinlich Herrn von Schantzky einen Geldbrief hinschickt.

Bei dem letzten Namen zieht eine Wolke über seine Stirn; die Scene am Spieltisch taucht vor seinem Gedächtnis auf.

„Ach was!“ denkt er und beißt die Spitze seiner Cigarre ab; „weg mit den Gedanken! Man muß nicht an Vergangenes denken, nicht wahr, Schnips?“

Der Hund springt bellend an ihm hinauf und bettelt um eine Liebkosung, Priekow zieht ihn freundlich an den Ohren.

„Du hast es gut, Schnips, lebst herrlich und in Freuden, brauchst dich um das alte, schmutzige Geld nicht zu kümmern wie die meisten Menschen und gehst höchstens zum Zeitvertreib zu Nachbars Alli und machst der die Cour oder beißest dich mit ihren anderen Liebhabern herum!“

Priekow schreitet vergnügt, von seinem lustig bellenden Hunde begleitet, zur Reitbahn und freut sich, daß die kalte Winterluft ihm den letzten Rest von Kopfschmerz vertreibt.

V.

„Hast Du einige Augenblicke für mich Zeit?“ fragt Schantzky, indem er mit seinem heute morgen besonders gelben und verlebten Gesicht durch die halbgeöffnete Thür in das Boudoir seiner Schwester blickt.

„Womit willst Du mich nun schon wieder quälen?“ antwortet Jutta Manville mit müder Stimme und wendet langsam und schläfrig ihre Augen der Thüre zu. „Wenn es sein muß, tritt näher, Oswald!“

„Du siehst heute morgen wieder delizids aus, Schwester! Wie eine Houri des Paradieses, würde ein Mohammedaner sagen, wenn er Dich hier auf der Ottomane im türkischen Schlafrock liegen sähe! Erinnerst Du Dich noch des türkischen Pascha, der Dich durchaus an die Spitze seines Serails stellen wollte?“

Sein glanzloses Auge betrachtet mit aufrichtiger Bewunderung die schöne Gestalt seiner Schwester, welche, nachlässig hingegossen, auf weichem Polster ruhend, im Begriff ist, eine Tasse Schokolade zu trinken. Ihre Haare sind noch unfrisirt und fließen aufgelöst in schweren Wellen über des Ruhebettes niedrige Lehne, welche ihrem Haupte zur Stütze dient. Ueber ihrem Antlitz lagert eine gewisse apathische Ruhe, und die mandelförmigen Augen sind fast ganz geschlossen, als könnten sie sich nach der wollüstig ruhigen Dämmerung des Schlafzimmers noch nicht an das grelle Licht des Tages gewöhnen.

„Bitte, keine unnützen Redensarten! Setze Dich hieher, trinke eine Tasse Schokolade und dann erzähle, was Du willst, ich muß mich bald anziehen zum Spazierenfahren.“

„Delizids, die Schokolade, fast so gut wie in Monaco!“ Schantzky schlürft mit Wohlbehagen den aromatischen Trank.

Seine Schwester zieht die feinen Brauen unmutig zusammen.

„Was willst Du mit Monaco? Laß doch den Namen! Du weißt, daß sich für mich daran unangenehme Erinnerungen knüpfen!“

Oswald lächelt cynisch.

„Nun, so sehr unangenehm doch nicht; höchstens, daß Dein liebenswürdiger Gemahl damals auf höchst unpassende Weise eine Schaur Deines Schlafrocks als eine zu enge Krawatte benützte, wie sich nachher herausstellte. Du erinnerst Dich doch noch? Die Schnur gehörte zu der dunkelroten Morgentoilette, die Du zu meinem Bedauern seitdem nie mehr getragen hast, sie stand Dir so gut!“

„Was sollen die alten, widerwärtigen Geschichten? Es greift mir meine Nerven an, wenn ich daran erinnert werde!“

Oswalds Mundwinkel umspielt noch immer dasselbe Lächeln.

„Früher hattest Du doch ganz gute Nerven. Allerdings, seitdem nach dem Tode Manvilles es sich herausstellte, daß er in der Nacht vorher den letzten Pfennig am Roulette in Monaco verspielt hatte, weil er einen Zeitvertreib brauchte, um sich zu trösten über Deine allerdings unbegreifliche Kaltherzigkeit, hat Dein ehemals so gutes Nervensystem einen kleinen Stoß bekommen, der sogar häufig jetzt noch fühlbar ist.“

Frau Jutta legt die Hand über die Augen; vielleicht um einen unschönen Ausdruck, den dieselben in diesem Moment anzunehmen drohen, zu verbergen. Mit erzwungener Ruhe fragt sie:

„Weiter, weiter! Wozu das alles? Du weißt, daß ich darunter leide!“

„Ganz, wie Du befiehlst, liebe Schwester!“ fährt Schantzky mit seiner näselnden Stimme fort, indem er gleichmütig die Spitzen seiner Fingernägel betrachtet. „Um also auf ein für Dich hoffentlich angenehmeres Thema zu kommen — was gedenkst Du mit Deiner neuesten Eroberung, dem Herrn von Priskowitz oder Priskow, wie er heißt, zu beginnen?“

„Ich kenne den Herrn noch kaum,“ ist die kurze, abwehrende Antwort.

Ihr Blick ruht forschend auf des Bruders unbeweglichen Zügen.

„Nun, ich glaube, Du könntest in diesem Falle sagen: Ich kam, ich sah, ich siegte!“

„So, weißt Du das so genau? Der Mann ist kein Durchschnittsmensch, ein schwer zu verstehender Charakter, und Charakter hat er, das kann ich Dir versichern. Er ist leidenschaftlich, ja, weil er jung und, wie mir scheint, ziemlich unverdorben ist, aber ebenso mächtig wie seine Leidenschaft ist im nächsten Augenblick seine Selbstbeherrschung.“

„Du erwärmst Dich ja ordentlich, Jutta, für dieses Unikum von meinem Geschlecht! Er ist übrigens Erbe eines der reichsten Grundbesitzer hier im Lande, der ein alter, sechzigjähriger Mann sein soll; hat also Kredit ohne Ende. Könnten wir ihn nicht etwas mehr zu unseren reizenden Abenden heranziehen? Vielleicht findet er mit der Zeit am Macao Gefallen.“

„Dazu ist er zu gut!“

Jutta richtet sich auf und sieht ihren Bruder fest an, während ihre Zähne blendend weiß durch die halbgeöffneten, schwellenden Lippen leuchten.

„Außerdem hat er große Abneigung gegen Hazardspiele!“

„Nun, die hat schon mancher verloren, wenn Du das Coeuraß mit seinem Golde besetzest! Nebenbei möchte ich Dich darauf aufmerksam machen, daß unsere Kasse verzweifelte Aehnlichkeit mit einem trocken gelegten Fischteich hat!“

„Du hast doch gestern gewonnen?“

„Du lieber Gott, die lumpigen dreitausend Mark! Das brauchst Du in einem Monat für Deine Toilette. Wir müssen jemand haben, der erst einige tausend Napoleons verliert, ehe er zur Besinnung kommt, daß alles im Leben ein Ende hat, selbst für einen Majoratsherrn!“

„Nie, nie!“ ruft Jutta erregt; „er ist zu gut dazu! Was kümmern mich alle die anderen? Leichte Ware, die ihr Vermögen, wenn nicht an Dich, so an einen andern, dem sie in die Hände fallen, oder an irgend eine Ballettense oder Soubrette verschleudert hätten! Aber dieser hier? Nein, nein, ich will es nicht! Lieber laß uns fortgehen nach irgend einer andern Stadt!“

„Ei, ei, Schwester, nicht so hastig, das schadet Deinen Nerven! Es ist uns gelungen, bei Hofe vorgestellt zu werden, wir sind dadurch in den höchsten Kreisen gern gesehene Gäste, können, ohne Aufsehen zu erregen, unsere kleinen Diners und Soupers geben und so weiter. Glaubst Du, daß dies nicht alles dazu beiträgt, das Leben für uns angenehm und zugleich vorteilhaft zu gestalten?“

„Gott im Himmel, wäre ich nie auf Deinen Plan eingegangen! Du bist es, der mich mit teuflischer Bosheit zu diesem gemeinen Leben getrieben hat! Wäre ich nicht damals durch meinen Leichtsinn in Deine Hände geraten, so könnte ich jetzt dies ganze Leben der Schande und Verführung aufgeben und versuchen, mir mit meiner Hände Arbeit mein Brot zu verdienen!“

Jutta preßt aufgeregt die kleinen Hände ineinander.

„Du wirst phantastisch, Jutta! Du, die verwöhnte, umworbene Dame, Du wolltest als arme Stickerin oder sonst etwas arbeiten? Ueberlege Dir das einmal! Dein Wesen gefällt mir überhaupt nicht mehr seit jenem Ball beim Minister. Sollte da in Deinem kleinen Herzen so ein Buchstabe von dem Worte Liebe sich allmälich Platz machen?“

Sie ist aufgestanden, und dem Bruder verächtlich den Rücken zuwendend, starrt sie teilnahmslos in den öden Garten, wo einige Krähen sich hungrig um einen Bissen Brot streiten.

„Ja, ja,“ fährt Schantzky fort und läßt unwillkürlich seine Blicke ebenfalls durch das Fenster gleiten. „Das ist das Leben, welches Du zu erwarten hast, wenn es Dir einfallen sollte, Emanzipationsgelüste zu bekommen.“

Sie schaudert leise zusammen.

„Ich kann Dir übrigens, fällt mir da eben ein, auch einen andern Ausweg zeigen, der Deinem Herzen vielleicht gefallen wird und nebenbei das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Wie wäre es, wenn Dich jener Lieutenant zur Herrin von Ruppenhausen machte?“

Hastig fährt sie herum; es ist fast, als ob ein Strahl Freude aus ihrem Herzen heraus in ihr Antlitz sprühte.

„Siehst Du, Jutta, das wäre der Uebel größtes nicht! Du müßtest mir dann allerdings eine kleine jährliche Apanage, mit der ich anständig leben kann, aus Deiner Schatulle bewilligen, nachdem es Dir gelungen, das Herz Deines zukünftigen Gemahls so zu dressiren, daß es gar nicht mehr darauf verfällt, rebellische Aeußerungen der Selbstherrschaft aufkommen zu lassen. Eine leichte Sache für Dich!“

Jutta schreitet langsam im Zimmer auf und ab, das schöne Haupt sinnend gesenkt. Endlich bleibt sie vor Schantzky mit über dem heftig wogenden Busen gekreuzten Armen stehen.

„Oswald, Du wirst mich auslachen, aber ich fürchte mich vor Priskow, vor seiner Leidenschaft; er gehört zu den Naturen, welche furchtbar sind im Zorn. Bedenke meine Vergangenheit!“

„Ah pah, bis zu erter Verheiratung und noch ein bischen länger ist ihm dieselbe, wenn wir Glück haben und vorsichtig sind, leicht zu verheimlichen, und später schützt Dich Deine Stellung als Stammmutter des Priskowschen Geschlechts und das eigene Interesse Deines Gatten vor jeder unangenehmen Nachrede.“

Sie wendet sich angeekelt von ihm ab.

„Geh jetzt!“ Sie weist gebieterisch nach der Thür. „Deine Gegenwart ist mir unangenehm! Ich muß allein sein, um nachzudenken!“

Mit faunischem Lächeln wendet sich Oswald zur Thür.

„Mit Vergnügen! Aber vergiß nicht, daß Priskow etwas für ein gewisses Fräulein von Ilbernkirchen schwärmt!“

„Geh!“ ruft sie noch einmal, indem eine Blutwelle ihr Gesicht mit fliegender Röte überzieht.

Die Thür fällt ins Schloß, und Jutta Manville ist allein im reizenden Boudoir, allein mit ihrem Herzen, allein mit ihrer Vergangenheit.

Wie die Bilder jener Zeit an ihr vorüberfliegen, wechselnd und stürmisch, voll Haß und kaltem Egoismus!

Ihre Hände fahren unruhig in einer Kassette umher, die sie auf ihren Knieen hält und welcher sie bald ein Paket Schriften, bald eine vertrocknete Blume oder die dürren Zweige eines zerfallenen Myrtenkranzes entnimmt, um sie sinnend zu betrachten.

Da, die kleinen Billette und kurzen Briefchen sind von ihm, dem Musiklehrer, mit dem sie aus dem Hause ihrer Eltern als sechzehnjährige Schwärmerin in die weite Welt ging. Es war die einzige glückliche Zeit ihres Lebens, die sie an der Seite ihres Entführers verlebte.

Es ging ihnen schlecht in dem teuren Paris, wo er eine Stellung als Geiger im Orchester der Großen Oper gefunden hatte. Zwar hatte er einen ganz guten Gehalt, aber er war Künstler. Was wußte er vom Wert des Geldes?

Die kleine Wohnung in einer der Vorstädte von Paris steht ihr wieder lebhaft vor Augen. Und doch, wie glücklich fühlte sie sich in der ärmlichen Umgebung und in ihrem verwaschenen Kattunkleide! Hatte sie doch ihn, ihren Abgott, konnte sie ihm doch täglich beweisen, wie lieb ihn seine Junta hatte!

Dann kamen traurige Nachrichten aus der Heimat, die sie durch ihren Bruder, der in der österreichischen Armee diente, erhielt. Die Eltern waren beide kurz nach einander gestorben, ohne ein Wort der Vergebung für ihre entflohene Tochter zu senden.

Gerade in dieser Zeit, wo sie sich in ihrer Verlassenheit nur auf ihn, den Entführer, und auf dessen Liebe stützen konnte, wurde er kälter und kälter, kam oft nur auf Minuten zu Hause und blieb schließlich ganz fort. Welch qualvolle Stunden, welcher Schmerz! Und wie rüttelte das Schicksal sie schrecklich auf zur Besinnung! Er war fort, weit fort, in einem andern Erdteil, wie man ihr sagte, mit einer alten, unermeßlich reichen Amerikanerin. Das war der erste Sturm, der von ihrem jungen Herzen die besten Blüten brach.

Sie fand bald, vermöge ihrer Schönheit und weil sie in jener Zeit ihrer ersten Schwärmerei etwas singen gelernt hatte, eine Stelle als Choristin in einem Theater. Die Männer fanden sie bald heraus unter ihren Kolleginnen, die sie alle verdunkelte mit ihrer Schönheit, wie die Sonne die Sterne erbleichen läßt. Die Theaterdirektoren rissen sich um sie, denn wo sie in einem Ballet sich als Venus oder als Repräsentantin weiblichen Liebreizes umtanzen und huldigen ließ, war das Haus ausverkauft. Sie brauchte nicht zu darben, dafür sorgten ihr Gehalt und ihre Verehrer, und keiner unter ihnen, mochte er auch tausende an Brillanten und Schmuck verschwendet haben, konnte sich rühmen, mehr als ein freundliches Lächeln zum Dank von Juttas Lippen erhalten zu haben.

Sie war gewarnt durch das Schicksal. Was kümmerte es sie, daß sich Leute um ihretwillen totschossen? Was ging es sie an, daß Familien durch sie ins Elend kamen? Jetzt rächte sie sich an allen, an dem ganzen ihr nichtswürdig erscheinenden Geschlecht, dem jener Betrüger entstammte, und dabei lebte sie ja in fürstlichem Reichtum. Daß ihre Seele dabei zu Grunde ging, was war daran gelegen!

Unter ihren Verehrern war auch ein Russe, ein Mann in gereiftem Alter und, wie man sagte, steinreich; der bot ihr keine Blumen, keine schillernden Armbänder und Colliers, aber statt dessen seine Hand und mit derselben einen anständigen Namen und eine sorglose Zukunft.

Sie wurde sein Weib.

Langsam, fast zögernd, wirft Jutta die trockenen Myrtenzweige zu den bereits im Feuer verkohlten ersten Briefen.

Vielleicht war er der einzige, der sie wahrhaft geliebt hat. Sie hatte keine Lust mehr, zu erfahren, wie stark seine Liebe sei. Wo er ihr tiefe, leidenschaftliche Neigung entgegenbrachte, stieß er auf indifferente, kalte Zurückweisung. Wo er mit liebender Hand und unter Aufwendung ungeheurer Geldmittel alles that, was einer Frau das Leben versüßen kann, wurde es aufgenommen als etwas Selbstverständliches. Nie ein Wort der Anerkennung, ein wärmerer Blick der so schönen Augen! Er ertrug es ein Jahr geduldig, und dann begann er, sich zu zerstreuen, bis alles, was er einst sein nannte, von den Croupiers in Monaco zusammengescharrt war. Er ging nach Hause und erdrosselte sich mit einer Schnur vor dem Schlafgemach seiner Gattin.

Empfand sie damals Reue nach diesem Ende?

Nein! Nur Erbitterung, Haß gegen den toten Gemahl, der so selbstsüchtig war, nicht an ihre Zukunft zu denken.

„Die Männer sind alle nicht wert, daß sie unsere Fußsohlen küssen!“ sagte sie damals zu ihrem Bruder, der als aus dem Dienst entlassener Offizier sich in Monaco umhertrieb.

„Gut, das ist ein vernünftiger Gedanke!“ hatte er geantwortet. „Ich biete Dir eine glänzende Existenz, und Du sollst dafür nichts weiter thun, als mit mir in eine große Stadt gehen und ein Haus machen, die liebenswürdige Wirtin spielen und kannst nebenbei Deinen Haß, Deinen Rachedurst gegen mein Geschlecht vollständig befriedigt sehen.“

Sie hatte es gethan, und nun schon ein Jahr lang, ohne Ekel zu empfinden, zuerst in Wien und jetzt hier in L. Sie hätte die glänzendsten Partien machen können, aber wozu? Damit der Betreffende wieder nach kurzer Zeit an ihrer Kälte verzweifelte und irgend etwas Dummes beging, wie ihr erster Gatte?

Weshalb empfand sie jetzt plötzlich Widerwillen gegen ihr Dasein? Weshalb gähnte ihr plötzlich der Abgrund entsetzlich entgegen, an dem ihr Fuß bisher schwindelfrei dahingeschritten war?

Sie hatte Prislow zuerst gesehen bei dem Rennen; er gefiel ihr; denn selbst Frauen von gereiftem Urteil können selten ihre Zuneigung einem Manne verbergen, der aus irgend einer Gefahr oder einem Wettstreit als Sieger hervorgeht. Die Art, wie er die Rose zurückgab, frappirte sie.

Sie mußte ihn kennen lernen. Auf jenem Balle gelang es ihr, mit der den Frauen in solchen Lagen eigenen Schlauheit, ihren Zweck zu erreichen. Sie lernte ihn kennen und stand zum erstenmal in ihrem Leben vor einem Mann, dessen Charakter, dessen Wesen sie trotz ihres geübten Urteils nicht entziffern konnte.

Liebte er sie?

Ja, so lange er in ihrer Nähe weilte, so lange ihn der Duft ihres Parfüms umwehte, so lange er ihre Stimme hörte, ihr Bild sah.

Sie selbst ist eine sinnliche Natur trotz der langen Jahre, in welchen diese Flammen unter der starren Decke der Erfahrung, der Verbitterung, des Hasses und der Weltverachtung geschlummert haben. In Prislow findet sie einen urkräftigen Charakter, wenig gekünstelt, in gewisser Beziehung mit den Sinnen eines Menschen, dem die Zivilisation noch nicht alles Eigentümliche geraubt hat. Was Wunder, wenn diese beiden Wesen sich anziehen wie zwei verwandte Pole! Sie, das verlockende Weib, mit allem ausgestattet, was die Leidenschaft eines Mannes zum Wahnwitz entfachen kann, er ein Mann, der, von Natur gut und rechtschaffen, noch nicht im stande ist, seine Gefühle zu ordnen und selbst darüber zur Klarheit zu gelangen, und deshalb dieselben in ihrer ganzen Kraft und der vollen Macht ihres stürmischen Dranges auf sich und sein Handeln wirken läßt.

Jutta fühlt, daß eine Stunde kommen wird, wo sie nicht im stande ist, die Glut, welche jener sowohl durch sein Aeußeres, als auch durch seinen Charakter in ihr anfacht, zu verhehlen.

Liebt sie ihn?

Ja, in gewissem Sinne wohl, aber nicht mit der Liebe, wie sie eine Frau mit reinem Gemüt und unverdorbener Seele dem Mann entgegenbringen kann.

Es ist alles ins Feuer gewandert, was die Kassette enthielt.

Sinnend, grübelnd starrt sie den Wahrzeichen ihrer Vergangenheit nach. Alles vergeht wie die trockenen Blumen; einst wird auch eine Zeit kommen, wo ihre Schönheit verwelkt. Was dann?

Heftig springt sie auf und drückt auf den elfenbeinernen Knopf der Klingel.

„Ich will Toilette machen! Es soll ein Billet für die Oper geholt werden!“

„Mag die Kugel rollen, und wenn sie mich erdrückt!“ denkt Jutta und stellt die leere Kassette auf ihren alten Platz zurück. (Fortsetzung folgt.)

Ein Ball an Bord eines Kriegsschiffes.

(Dazu das Bild Seite 393.)

„Gibt es auch Ballfreuden auf einem Kriegsschiff!“ wird mancher zu fragen sich veranlaßt fühlen. Weiß ist es bekannter, daß auf den größeren überseeischen Passagierdampfern, ja auch auf den Strombampfern, ein überreicher Comfort zu finden ist. Da fehlt weder Billard, noch der Konzertflügel, und Tanzvergnügungen sind natürlich nichts Seltenes. Aber ein Kriegsschiff? Wehet kommen da die Damen zu einem Ballfest?

Ich will es dir verraten, lieber Leser!

Die Anregung zu einer solchen ausnahmsweisen Festlichkeit geht natürlich von dem Offizierscorps der Schiffsbesatzung aus, wenn die Korvette oder Fregatte in einem fremden oder heimischen Hafen vor Anker liegt. Das liebenswürdigste Entgegenkommen, die Gastfreundschaft seitens der Landbewohner, das heißt der hohen Aristokratie, Kommandeure, Konsuln und Gouverneure, oder eines gekrönten Hauptes, deren sich die Offiziere des auf der Rhede liegenden Kriegsschiffes zu erfreuen haben, gibt gewöhnlich die Anregung zu einer Erwiderung der Gastlichkeit, und unterstützt von der Corona schönster Frauen kommt dann schließlich der Ball zu stande.

Und gewiß ist den umschwärmten Damen der sogenannte Ballsaal auf dem Oberdeck des Schiffes so interessant und neu, daß sie darüber den schlechten Parkettboden und vor allem Dingen die Beschränktheit des Raumes vergessen.

Ott Tage vorher werden schon auf dem „geheiligten Achterdeck Seiner Majestät Schiff“ die umfassendsten Vorbereitungen getroffen. Die Achterdecks-Geschütze werden nach dem Vorderdeck geschafft, die großen Sonnensegel ausgespannt, die Luken verschlossen und der Fußboden, beziehungsweise die Deckplanken sorgfältig mit glättendem Material behandelt. Ein jedes Schiff führt eine große Anzahl Signal-, Nationalflaggen und Standarten bei sich, welche zur Dekoration der Wände und des Sonnensegels, welches die Decke bildet, verwendet werden. In bunter Farbenpracht der teils sehr wertvollen großen Standarten und Flaggen, in bisen Draperien über weichen Wandpolstern erkennt man sonst den ernsten Charakter eines Kriegsschiffes wieder.

Als Mittelpunkt des Raumes steht das „Ganzspill“, die senkrecht durchs Schiff gehende Welle zum Ankeraufwinden, die sich nicht vom Platze schaffen läßt; auf oder über diesem Ganzspill wird der große Kronleuchter befestigt, und zwar seitlich desselben gewöhnlich aus einem Geschützrad, welches, sorgfältig mit Wimpeln umwunden und drapirt, den Kern des Ganzen bildet, das im übrigen durch unzählige blanke Seitengewehre und Entermesser zusammengesetzt ist.

Nachdem die Kerzen auf diesem ungewöhnlichen Kronleuchter brennen, gewährt das von blanken Klingen erglänzende Ganze einen prächtigen Anblick. Ebenso helfen zur übrigen Beleuchtung die Positions- und alten Signallaternen mit ihren bunten Lichtreflexen.

Einige geschmückte, mit Decken ausgelegte Boote, die Postsmannschaft in schmuckem weißem Zeuge, holen die geladenen Gäste von der Landungsbrücke ab. Der das Boot führende Offizier nimmt die erschienenen Festteilnehmerinnen und -Teilnehmer in Empfang und geleitet sie mit flüchtigem Ruderschlag nach dem in der Abendstimmung liegenden Schiffe. Am „Fallreep“, der auf das Verdeck des Schiffes führenden Treppe, erwartet ein weiterer liebenswürdiger Empfang, bei welchem der Kommandierende des Fahrzeuges die Honneurs macht, die Gäste, welche Boot um Boot sich hierorts einschiffen. Das Musikcorps des Schiffes, welches aus Matrosen gebildet wurde und oft einen recht anerkennenswerten Grad musikalischer Fertigkeit besitzt, intonirt die erste Konzertpiece, so daß sich bald die immer mehr ankommende erlesene Ballgesellschaft in gedoppter Stimmung bei den Klängen beliebter Melodien bewegt. Von unendlich vielen Lichtsternen durchstrahlt, belebt vom hundertfarbigen Flaggenzelt gibt dieser eigenartige Ballsaal ein heiteres Bild.

Fröhliches Plaudern, Pfropfenknallen, und die getragenen Melodien der Kapelle, das ist alles, was die Schiffsbesatzung im Dunkel des Vordecks und der Batterie von der ganzen Herrlichkeit zu hören bekommt.

Nach lucullischer Tafel reiht sich Tanz an Tanz, und schon kann ein stiller Beobachter einzelne Gruppen entdecken, welche sich nach Interessen des Geistes oder Interessen des Herzens gefunden haben. Auch fremdländischen Uniformen begegnet man: Chinesen, Japanesen, Türken ꝛc., Vertretern ihrer Nationen oder Fürstenhäuser, welche entweder auf nachbarlichen Schiffen oder in der betreffenden Hafenstadt interessirt sind, so daß sie einer solchen Einladung Folge leisten konnten.

Die Zeit eilt dahin und Stunde auf Stunde verrinnt in solch seltener Unterhaltung, bis auch der letzte Walzer über dem Wasser verklingt. Sorgsam hüllen sich die Damen in Mäntel und Tücher und treten die Rückfahrt mit ihren Angehörigen an, geleitet von den Kavalieren des Schiffes, soweit es der Dienst erlaubt, und mancher Blick begleitet noch voll warmen Interesses die scheidenden, im Mondschein dahinziehenden Boote, bis die Ruderschläge verklingen. Vielleicht gibt es sogar Herzen, welche zarte, teure Erinnerungen an einen solchen Ballabend für immer bewahren. K. Bl.

Wüstennot.

Gedicht von Joh. Paul Schwarz.

Mit Bildern von Albert Richter.



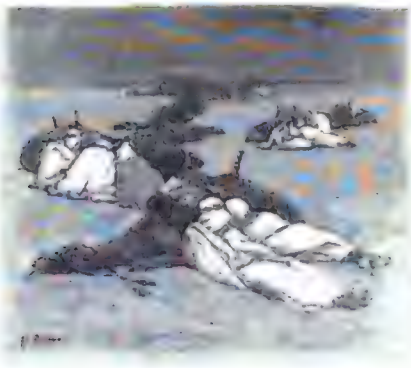
Wie ein Silberspiegel gleißend, glänzt der Wüste weiter Raum,
Des Gestirnes Reiches Glühen überstrahlt der Erde Saum,
Müde ruht die Karawane an des Sandes dürrem Quelle,
Und in schattenlosem Leuchten brütet dumpf die Tageshelle.

Fornig drückt der Sonne Wüten Mensch und Tiere jäh danieder;
Längst verklungen sind die Märchen, längst verhallet Hafis' Lieder,
Längst entfallen ist des Chibuks Bernsteinrohr dem heißen Munde —
Schwüles, banges Todesahnen schweigt in der Genossen Runde.

Von Timbuktus grünen Plätzen sind sie freudig ausgezogen,
Doch die schmalen Wüstenstege überdämmt' des Sammums Wogen,
Ueberwälzt' des Chamsins Treiben, überbrückt' der Harmattan,
Endlos dehnt sich weit der gelben, feuerheißen Steppe Plan.

Nirgend Schatten, nirgend Ruhe in dem brodelnd fahlen Qualmen,
Nirgend winken gottgepflanzte hohe Kronen grünet Palmen,
Nirgendwo ein lebend Wesen, noch ein lockend heit'res Rasen —
Allah, Allah, hast verschärtet du die tröstenden Oasen?

Hast mit ew'gem Feuerstempel du der Erde Quell versiegelt?
Hast der Wüste Lebensadern, unsre Brunnen, du verriegelt?



Stelltest du an ihre Pforte deines Sonnenherabs Dränen?
Allah, Allah, soll uns nimmermehr dein Himmelsnaß erfreuen?

Wehe, wehe! Sieben endlos lange Tage ohne Quelle,
Sieben fürchterliche Stufen zu dem Feuergrund der Hölle;
Sieben Tage ließest jammernd du uns rings vergeblich suchen,
Um den Tag, der uns geboren, unsre Mütter zu verfluchen!

Sieben Tage, die wie sieben Todesewigkeiten dauern,
Die das Herz mit Wahnsinn füllen und das Blut mit Fieberschauern —
Allah, Allah! Sterben — sterben, von der Wüste Graus umnachtet?
Ist's beschlossen bei den Engeln, daß die treue Schar verschmachtet?

Sterben — sterben! Die doch Mahmuds Trosterhand erretten konnte! —
Da, welch Treiben! Herr im Himmel! — welches Bild am Horizonte —



Rosse sind's und Dromedare — Pilger sind's! — wir sind geborgen!
Hurtig, schnell auf die Kamele! Laßt die Klagen, laßt die Sorgen!

Wollen euch die müden Augen hier verglast den Dienst versagen —
Will der Arm sich nimmer schwingen und der Fuß euch nimmer tragen?
Allah kerim, Allah akhbar, Mahammed, o hilf und rette!
Denn im ausgedörrten Sande fesselt uns des Todes Bette.

Zu Kamele! Hurtig, hurtig! Endlich sind die matten Stuten
Aus dem Sand gerüttelt, da sie in lebend'gen Grüften ruhten;
Endlich ist's der schwachen Leiber fieberhafter Kraft gelungen,
Ihre Rücken zu besteigen — nochmals ist der Tod bezwungen.



Und in müdem, schwerem Schritte schleicht dahin der treue Freund,
Gleich als hielten Blei und Erze, schwere Wuchten ihn umzäunt —
Doch am Horizonte schreitet weit und fern die Rettung stille:
Ach, nur Schritte macht der Reiter — Meilen wünschte sich der Wille.

Siehe, seh: die Karawane schreitet nicht am Himmelsbogen —
Nein, sie rastet — o, sie trinket! Seht ihr nicht die grünen Wogen?
Und der Palmen schmucke Wipfel lachend hoch zum Himmel ragen?
Nimmer fern sind die Oasen — arra, Dschamil! laß uns jagen!

Aber ob die starre Weiche auch durchbebt des Reiters Eisen —
Langsam wie des Hungertodes enätend Mahnen geht das Reisen,



Doch am fernen Himmelssaume lacht der Dattelpalme Winken
Und des Kokos schlanke Säulen — gibt es Schatten, — gibt's — zu trinken!

Wasser, Wasser! heischt die Zunge, ächzt das Blut und klopft das Hirn.
Schon des Todesschweißes Perlen überhaucht die kalte Stirn,
Fahl und marmorn dörrt die Wange, sonst von frischem Mut gebräunt —
Vorwärts, Renner! Doch ermattet stürzt zur Erde jäh der Freund.

Weh — wo ist die Karawane? Wo die Palmen — die Oasen?
Wehe, weh! sie sind verschwunden! Ach, der Wüstensonne Blasen
Hat ein Bild uns vorgegaukelt — nur der Serâb ist's gewesen,
Den zum Hohne Iblis sandte, uns zum Tode zu erlesen.

Mach' ein Ende, Allah! betet noch die blut'ge Lippe leise,
Dann wird's still und lautlos wieder in der braunen Männer Kreise;
Und gen Osten, zu der Kaaba schwarzem Grabstein hin gewendet,
Harren sie, daß gnädig Allah den Erlöser ihnen sendet.

Noch die letzte Waschung mit des eig'nen Grabes heißem Sand,
Dann schlingt stumm die ernste Runde zu dem Todeskreis die Hand —
So erwarten sie Azraël, den Befreier aus den Nöten; —
Und in glutgetränkten Schleiern brütet fort der Sonne Töten.



Serâb (ling. franc.: faux mirages) = Luftspiegelung. — Iblis = Teufel. — Kaaba = das quadratförmige Gebäude in der großen Moschee zu Mekka (mit Mohammeds Grab). — Azraël = der (glaubenslose) Todesengel.

Digitized by Google

Eine Hochzeit in der Basilicata.

(Hierzu das Bild Seite 389.)

Die großen Städte Italiens haben in den letzten zehn Jahren sehr viel von ihrer Eigenart eingebüßt; sie nähern sich mit Riesenschritten ihren Vorbildern, den Weltstädten jenseits der Alpen. Der Fremde, welcher italienisches Leben und Treiben sehen will, ist daher schon gezwungen, stille Provinzialstädte aufzusuchen. Je abgelegener von der großen Heerstraße und den Eisenbahnen, um so unverfälschter zeigt sich jenes Italien, wie wir es aus den Schilderungen der früheren Zeit kennen. Nicht viele Touristen kommen nach der Basilicata, einer ehemaligen Provinz des Königreichs Neapel, ganz abgesehen vom großen Verkehr an der Straße von Salerno nach Tarent gelegen. Der Bezirk umfaßt einen Teil des südlichen Calabrien und heißt auch — nach seiner Hauptstadt — Potenza; dort aber findet der Reisende kein Italien herzuzeigen im Superlativ, obschon es im Winter in diesem Berglande oft tüchtig schneit. Nach der Basilicata im Schnee führt uns denn auch das interessante Gemälde Charles. Eine Trauung hat stattgefunden und zwar eine sehr interessante. Der Bräutigam ist nicht mehr jung, hat jedoch seinem ganzen Habitus nach viel Geld; er ist entschieden ein reicher Mann, und hat sich ein frisches junges Mädchen zum Weibe erkoren. Das Aufsehen in der ganzen Nachbarschaft war groß, es gab jedoch keinen Weltuntergang, und die Trauung fand am verkündeten Tage ohne jede Störung statt; die Hochzeit versprach sogar sehr lustig zu werden. Nun ist das Paar kirchlich verbunden, und die Hochzeitsgesellschaft, die jungen Eheleute an der Spitze, verläßt den altertümlichen Dom. So leicht soll ihnen jedoch das Nachhausegehen nicht

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Mir haben Sie gekündigt, gnädige Frau, weil ich zu schwach bin; die Marie aber darf bleiben und schwätzt doch in einer Minute so viel, als ich kaum in einer Stunde fertig bringe."

„Gerade deshalb; wenn Sie so rasch mit Ihrem Geschwätze fertig wären, hätte ich nichts dagegen, und hätte Ihnen auch nicht gekündigt."



Er: „Es ist eine Polka-Mazurka, aber man kann auch Walzer darauf tanzen."

Sie: „Unter keinen Umständen; ich lobe Walzen auf eine Polka-Mazurka."

Er: „Schade, ich kann Mazurka nicht tanzen — ich drehe, wir lassen den Tanz aus, und ich erzähle Ihnen unterdessen etwas —"

Sie: „Um Gottes willen, nein, walzen wir lieber."



Frau eines Arztes (zu ihrem Mann): „Sag', Karl, nun hat Du mich schon über ein Vierteljahr in Behandlung, ohne daß ich auch nur die geringste Besserung spüre. Was meinst Du, wenn ich einmal einen ordentlichen Arzt konsultierte?"



Student (zu seiner Mutter, unverheirateten Schwester): „Marie, gehst Du heute abend auch in die Vorlesung des Professor Neuhaus?"

„Was liest er denn?"

„Ueber die Frauen im Mittelalter."

„Nein, da gehe ich nicht hin! Ich finde es überhaupt recht indiskret, darüber auch noch Vorlesungen zu halten."



Bauer: „Entschuldigen Sie, warum sind denn an dem Turm drei Uhren?"

Dienmann: „Das ist doch sehr einfach, Männchen, damit, wenn mehrere zugleich nach der Uhr sehen wollen, nicht einer auf den andern zu warten braucht."

Bauer: „Ja so!"



Reisender Schmuggler (zu seinem eben eingestiegenen Nachbar): „Sehr erfreut, Ihre werte Bekanntschaft zu machen. Sie reisen also über die Grenze. Die Zollwächter sollen jetzt dort sehr streng sein."

Nachbar: „Nicht sehr! Ich selbst mache viel mit geschmuggeltem Tabak."

Schmuggler: „O, das freut mich! Auch Schmuggler?"

Nachbar: „Nein, Grenzkontrolleur."

werden; es hat in der Nacht geschneit, und dienstbeflissene Einwohner legen ihnen den Weg frei. Nach nationaler Sitte werden ihnen Schnüre über den Weg gespannt, und sie müssen sich durch Geldspenden das Weitergehen erkaufen. Man hält ihnen blumengeschmückte Triumphbogen über die Häupter, und das kostet wieder einige Münzen. Es ist eine Art Spießrutenlaufen, durch Gesang, Musik, Glückwunschreden, Beileidens, Verherrlichungen, Schmeicheleien, was alles mit kleinen Geldspenden belohnt werden muß. Der sonst so sparsame junge Ehegatte erträgt jedoch das Unvermeidliche mit Würde, und schließlich begleitet ihn der Volkshaufe noch mit Evivas bis zu der Pforte seines Hauses, denn der „Hochzeiter" hat sich sehr nobel gezeigt, was man in diesem Fall kaum zu hoffen gewagt hatte.

Mode und Natur.

Von

J. von Falke.

(Mit Recht vorbehalten.)

Man hört noch immer die Meinung aussprechen, daß die Geschichte der Moden und Trachten eine Geschichte der menschlichen Thorheit sei, und doch ist diese Meinung selber eine Thorheit. Allerdings auf den ersten und oberflächlichen Blick scheint alles Willkür, Laune, Einfall und Zufall. Die Trachtenformen entfernen sich so weit von dem, was die Natur zu fordern scheint, sie sind oftmals so unbequem, so unpraktisch, so zuwider dem, was die Rücksicht auf Gesundheit verlangt, daß es schwer ist, in ihnen Gründe und Ursachen zu entdecken, welche sie, wenn nicht mit Vernunftmäßigkeit, doch mit einer gewissen Notwendigkeit hervorgerufen haben. Und doch ist dies der Fall, doch lehrt eine tiefere Auffassung der Kostümgeschichte in jeder ihrer Epochen, daß ihre Formen, ihre Charakterzüge ein Ausfluß desjenigen Geistes sind, der gerade in der Epoche die Welt regiert, daß sie in ihrer wesentlichen Erscheinung kaum anders hätten sein können, als sie gewesen sind.

Wenn aber auch so mit einer gewissen Folgerichtigkeit entstanden und mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes gezwungen, sich stets unabwendbar zu verändern, wie der Menschengeist sich ändert, wie die Kulturgeschichte sich bewegt und verwandelt, so bleibt es doch immerhin merkwürdig, zu sehen, wie weit die Trachtenformen — immerhin unter dem Einfluß der Zeit — von der Natur sich entfernen können, wie sehr sie der Gestalt, den Linien des menschlichen Körpers widersprechen. Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir einige ihrer Erscheinungen dem Leser vorführen, Erscheinungen, die zum Teil allerdings als Narrheiten gelten mögen, aber nur dann, wenn die Geschichte des menschlichen Geistes selber als Narrheit gilt, was zuweilen der Fall zu sein scheint. Wir wollen, um der Bilder überhoben zu sein, möglichst an bekannte Gestalten anknüpfen.

Jedermann kennt den Römer in seiner Toga, eine Gestalt von einer gewissen Größe und imponierenden Würde, die uns dem starken Republikaner und zugleich dem Weltbeherrscher ganz zu entsprechen scheint. Wir meinen auch gewöhnlich, daß das antike klassische Kostüm, das die Gewänder faltig um den Körper legt, die natürlichste Art der Bekleidung sei. Sie deckt den Körper und hindert ihn nicht, läßt ihm die Freiheit der Bewegung und gilt der Plastik als das vorzugsweise künstlerische Kostüm. Und doch ist die Togatracht des Römers durchaus wider die Natur. Sie deckt den Körper nicht nur, sondern umhüllt ihn mit einer solchen Masse faltigen Stoffes, daß er darunter gänzlich verschwindet und nur an den Extremen dieser breiten Gewandfülle Kopf und Füße herausstehen. Alle Kunst und Uebung, welche der Sklave in der richtigen Legung der Falten anzuwenden hatte, kann diese Unschönheit, diesen Widersinn mit der Natur nicht aufheben. Der Römer in der vollen, reichen Toga der republikanischen Zeit, in der Ueberfülle seiner Gewandung, welche das Bedürfnis, das Notwendige so und so vielmal übersteigt, ist eine unnatürliche Erscheinung, und doch entspricht diese Erscheinung dem Bilde, das wir uns aus der Geschichte von einem ernsten, würdevollen römischen Senator gemacht haben. Sie saßen sie auf den curulischen Stühlen, als sie von den Gallieren niedergemacht wurden, so harrten sie aus, unerschütterlich, nach der Niederlage von Cannä, so entschieden sie über das letzte Schicksal Karthagos.

Das vollständige Gegenbild des togabekleideten Römers bildet der Mann vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, die Fülle der Gewandung einerseits, die möglichste Enge, die möglichste Beschränkung des Stoffes auf der andern Seite, zwei Extreme und Unnatur hier wie dort. Es ist ein langer Prozeß, der Jahrhunderte dauert, in welchem die Mode von der Ueberfülle der Gewandung bis zur größtmöglichen Knappheit, man kann nicht sagen: fortschreitet, aber sich fortbewegt, eine Reduzierung des Stoffes bis zum Minimum. Inmitten dieses Weges sehen die ritterlichen Herren und Damen der Minnezeit, des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, der goldenen Zeit des Rittertums. Die Gewandung ist bereits zur Bekleidung geworden, das heißt sie liegt nicht mehr um den Körper als eine Masse, bei welcher die Falte das Prinzip der Schönheit bildet, sondern der Körper selber ist es, welcher in seinen Formen, in seinen Linien den Schnitt der Kleidung bestimmt. Die Toga konnte ebenso gut um einen Pfahl oder Kleiderstock drapiert werden, das Kostüm im dreizehnten Jahrhundert paßt nur für den menschlichen Körper selber, und das gilt von beiden Geschlechtern. Die Kleidung schmiegt sich an den Oberkörper an, folgt an Armen und Hüften seiner Bildung, ohne enge zu sein, und fällt erst von den Hüften in natürlichen, einfachen Falten herab. Man kann nichts Naturlicheres, Angemessneres sehen. Und wenn die Gestalt des Menschen den schönsten Gegenstand der plastischen Kunst bildet, so ist auch dieses Kostüm vorzugsweise plastisch, wie denn auch die Skulptur gerade in dieser Epoche des Mittelalters einen sehr hohen Stand einnimmt. Der natürlichen Kleidung entspricht — ein Zeichen, daß die Ursache in der Zeit liegt — auch sonst eine natürliche Toilette, vor allem eine durchaus naturgemäße Anordnung des Haares in einfachem, reichem Lockenfall; so bei Männern wie bei Frauen.

Kaum hundert Jahre später ist das andere Extrem, das Gegenbild der Toga, fertig. Die Enge und Kürze nehmen in dem Maße zu, daß, bei dem Manne wenigstens, die Kleidung den Körper auf das allerengste und knappste umgibt; kein Fleckchen Stoff erscheint überflüssig; es ist nur, als ob der Körper eine neue Haut erhalten hätte. Das Anziehen, das ohnehin Schwierigkeit bot, zu ermöglichen, daß man die bis dahin unbekannten Knöpfe eingeführt. Auch so war es nicht leicht, und wenn der Anzug saß, hinderte er die Bewegungen und Uebungen des Körpers. Die Kleider platzten bei Spielen und Turnierkämpfen — zum Schrecken der Damen.

Darin lag nun schon wieder die Unnatur. Dem Körper war wohl sein Recht geschehen; er war allein das die Kleidung bildende Prinzip geworden; aber dieses Prinzip hatte übertriebene Anwendung erhalten. Nichtsdestoweniger wirkte es noch weiter. Man hätte nun erwarten sollen, da die Enge und Knappheit nicht weiter fortschreiten konnten, daß die Kleidung sich wieder erweitert hätte. Aber das lag nicht im Geiste der Zeit. Diese selbst — das Mittelalter war in Auflösung begriffen — bewegte sich auf unnatürlichen Wegen, auf denen die Narrheit selber in Wirklichkeit eine Rolle spielte. Die Menschen wußten, daß sie wie närrisch waren, und gruben den allerrotten Narrengesellschaften. Daher ging in dieser Zeit aus jenen engen, aufregenden Moden die Narrentracht hervor, die im Anfange durchaus nicht als solche, sondern völlig ernst als vornehme Tracht gemeint war. Man behielt die Enge bei, aber da man doch ändern mußte, so wuchsen alle Extremitäten in die Länge. Die Aermel wuchsen über die Hände herab und hingen lang herunter; die Beinbekleidung, welche auch die Füße bedeckt hatte, wuchs über die Zehen hinaus und bildete hier lange Schwänze, welche beim Gehen umherschlenkerten und durch Unterschuhe oder Schuhe mit langen, spitzen Schnäbeln gehalten werden mußten. So entstanden die Schnabelschuhe, eine der unnatürlichsten Ausgeburten der Mode aller Zeiten. Dem Kopf erging es nicht besser. Es war in diesem verzehnten Jahrhundert die Kapuze ziemlich allgemeine Kopfbedeckung geworden; auch ihre Spitze wuchs in einen langen Schwanz aus, der tief über den Rücken herabhing. Die Kapuze, die auch wohl — noch narrenhafter — vorn vor dem Gesichte zugeknöpft wurde, blieb in dieser Form als Narrenkugel.

Der Narr des Jahrhunderts war fertig. Man vergleiche ihn einen Augenblick mit dem togabekleideten Römer. Bei diesem der ganze Körper unsichtbar, eine Masse von Falten, aus denen oben der Kopf, unten die Füße herausstehen; umgekehrt ist bei dem Manne des vierzehnten Jahrhunderts der ganze Körper in seiner Formation, jedes Glied, jeder Muskel sichtbar, nur dem Kopf und den Füßen hat sich das denkbar Ueberflüssigste angehängt; oftmals und nicht Hände noch Antlitz zu sehen.

Weiter nun ging es nicht, es sei denn, daß man noch der Schellen gedenken will, mit denen sich der Vornehme und der Narr umhängte — allerdings eine unnatürliche Erscheinung der Mode, aber ohne Beziehung zur Gestalt des Körpers. Die Menschheit konnte nicht in der Enge stecken bleiben; sowie eine freiere Bewegung in der Kulturgeschichte sich geltend machte, brauchte sie Luft und Raum. Und dieses Bedürfnis kam mit den Beginn der neuen Zeit, mit der Epoche der Reformation und dem, was sie an Freiheit der Geister mit sich brachte. Was nun geschah, kann man auch als Narrheit bezeichnen, und doch war es ein notwendiger, ein geschichtlich wohlbegründeter Prozeß. Man schnitt das enge Kleidung an den Knieen, Hüften, Ellenbogen und Schultern auf und schaffte so den Gliedern wieder die Freiheit der Bewegung. Aus den Oeffnungen trat das Hemd, wo es vorhanden war, oder das nackte Knie heraus. Die Nacktheit zu verdecken, füllte man den Schlitz mit einem faltigen, dünnen Stoff aus, und indem man diesen von anderer Farbe nahm, wurde er zu einer ganzlich neu gearteten Zierde, die man rasch über die ganze Kleidung verbreitete, auch wo sie nicht notwendig war. Das ist, wie gesagt, ein geschichtlich wohlbegründeter Vorgang, der kaum anders erwartet werden konnte, wenn man bedenkt, was verbunden war, denn die Veränderung kann nur an dem Vorhandenen geschehen.

Insofern war die bunte Kleidung der Reformationsepoche ganz natürlich. Sie war allerdings weder plastisch nach dem Prinzip der Falte, noch nach dem Prinzip der Körperformen; sie stand zwischen beiden in der Mitte und läßt sich als eine malerische bezeichnen. Aber wie die Epoche in den Menschen ihre Auswüchse hatte, so auch in der Kleidung, und diese Auswüchse trieben den malerischen Charakter wieder zur Unnatur. Zu den besonderen Erscheinungen der Zeit gehörten die Landsknechte. In ihrer wilden, verwegenen, abenteuernden Art bemächtigten sie sich des bunten Schützkostüms und machten daraus eine grotesk unnatürliche Figur. Sie teilten Adams und Beinkleid ganzlich in Streifen auf und ließen aus den Oeffnungen zwischen den Streifen eine fast unglaubliche Menge leichtfaltigen Stoffes herausbängen, bis an hundert Ellen. Dies ist das Kostüm der Pluderhose, eine Verunstaltung und Uebertreibung des malerischen Charakters. Der Körper schien wieder für die Faltenmasse eben nur den Halt, den Kleiderstock abzugeben.

Wiederum — gleich nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts — war das Kostüm an einer Grenze angelangt, über die es nicht hinauskonnte, ohne seinen Charakter zu ändern. Da nun auch die Zeit sich wandelte, religiös wie politisch die Reaktion eintrat, so konnte auch die Mode sich ändern. In dieser neuen Epoche wurde der Edelmann zum Hofmann, der Bürger zum Spießbürger, der Landsknecht zum gebrillten, ernsterzierten Soldaten. Sie alle konnten das wilde und freie Kostüm nicht brauchen; es mußte sich vertiefen, zur festen Form kommen. Aber welche Form? Natürlich war die neue Zeit nicht, die neue Mode konnte es daher auch nicht sein. Was vorher plusderig herumgehangen, das wurde nun steif und rundlich ausgestopft, und so verwandelte sich das Kostüm der Pluderhose in das Kostüm der Pumphose. Schalkern, Brust, Bauch, Hüften, Oberschenkel wurden mit Daden, durch Werg, Kleien, Mehl ausgefüllt, straff tourierten Puffen und Wülsten angeben. Es war allerdings der menschliche Körper; man konnte ihn in seiner Gliederung verfolgen; aber alle Ausladungen desselben waren so übertrieben, daß er wie ein Haufen aufeinandergelegter Säcke erschien.

Wir wollen der Einzelheiten, welche diese im wesentlichen spanischen Moden begleiteten, nicht weiter gedenken, nur noch etwa der gewaltigen, wohlbekannten Radkrause, der „Kröse", des Mühlradkragens, welcher steif und gewaltig den Hals umgab und den Mann zwang, Haar und Bart kurz zu halten, sowie sie den Frauen die Locken verbot und sie veranlaßte, die Fülle des Haares hoch auf dem Scheitel zu frisieren. Der dreißigjährige Krieg befreite wieder von allen diesen Steifheiten und brachte Kostüm und Mode zurück zu einer gewissen freien Natürlichkeit, zu einer Natürlichkeit im Sinne des Malerischen, freilich auch nicht ohne wieder zu Auswüchsen zu führen, welche die Natur in Unnatur verwandelten. Dahin gehörten die Schlappbute mit den wallenden Krämpen und den wehenden Federn, sowie die Stiefel mit den breiten, herabhängenden, mit Spitzen ausgefüllten Stulpen.

Das merkwürdigste Geschöpf aber einer unnatürlichen Mode, welches aus der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges hervorging, war die Perücke. Auch sie war nichts als das Extrem einer naturgemäßen Bewegung, das Resultat einer geschichtlich wohlbegründeten Werdeprozesses. Die spanische Kröse war gefallen, Hals und Schultern waren frei geworden, das Haar konnte wieder wachsen und fand kein Hindernis mehr, in voller Lockenfreiheit über die Schultern herabzuwallen. So wuchs das Haar, und indem diese innewohnende völlig naturgemäße Tendenz von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunahm, entstanden alle die langhaarigen Lockenköpfe, welche die Helden, überhaupt alle Zeitgenossen der zweiten Hälfte des großen Krieges so charakteristisch erscheinen lassen. Als aber das natürliche Wachstum sein Ende erreicht hatte, nahm die Tendenz nicht ab. Sie ging weiter, und die Kunst mußte ersetzen, was die Natur versagte. Da nun auch der Geschmack Ludwigs XIV., welcher in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in der Mode die Führung hatte, auf das Gewaltige, Pompöse, Strahlende hinausging, so konnte es kommen, daß die Haartracht jene überaus groteske, großmächtige, abenteuerliche Gestalt annahm, welche wir unter dem Namen der Allongeperücke kennen. Die ganze Kostümgeschichte hat nichts Unnatürlicheres hervorgerufen. Das eigene Haar ward abgeschnitten und wacht einem kolossalen Gebäude Platz, das nicht einmal aus Menschenhaaren zu bestehen brauchte, sondern sich mit Pferdehaar, mit Werg oder Flachs begnügt. Und doch ist dieses Ungeheuer der Mode auf natürlichem Wege entstanden.

Auch diese Ausgeburt hatte ihre Zeit und kam zum Ende. Als auch die Kunst nicht mehr ausreichte, ging die Perücke wieder rückwärts; denn sie aber ihr Ende fand, sollte sie noch eine neue Phase der Unnatur bestehen. Man puderte sie, gab ihr die Farbe des Alters und färbte dazu die Wangen rosenrot — hier die Jugend, dort das Alter an demselben Kopfe vereinigt. Gewiß eine unnatürliche Mode. Und doch erhält auch sie in der Zeit ihre Erklärung. Die Menschen selber waren in ein gewisses Greisenalter getreten, die Zeit war krank und trachtete nach Verjüngung. Unter allen Zeichen einer absterbenden Epoche regte sich jugend und neues Leben, das in jenem Moment, in der ersten Hälfte und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, noch keinen andern Ausdruck in der äußern Erscheinung der Zeitgenossen finden konnte. In diesem Zustande liebte man Kontraste, Bizarrerien, Wunderlichkeiten. Zu diesen Kontrasten gehörte auch der übergewaltige Reifrock der Frauen, der mit der engen Taille und dem kleinen

und rund (à la Stachelschwein) frisirten Kopf im grellsten Widerspruch stand. Während die untere Hälfte der Dame sich luftballonartig ins Ungeheure aufblähte, machte sich die obere Hälfte so klein wie möglich. Auf den Kontur angesehen, wo war die menschliche Gestalt geblieben? Wenige Jahrzehnte später — die Welt, wie gesagt, gefiel sich in den Gegensätzen — war es umgekehrt. Gegen den Beginn der französischen Revolution war der Reifrock gefallen und ein kurzer Rock an die Stelle getreten; dagegen erhielte sich die Brust mit Fichu und Trabegürtel und auf dem Kopfe erhoben sich ellenhoch die berühmten Coiffuren aus der Zeit der Königin Marie Antoinette mit Tempeln, segelnden Schiffen, Frucht- und Blumenkörben und so weiter. Man durfte auch diese Gestalten nicht wohl auf den Kontur ansehen, ohne an der Frau, wie Gott sie geschaffen, irre zu werden.

Wir übergehen die Wunderlichkeiten und Ausgeburten, welche die französische Revolution hervorrief. An den „Griechinnen" der neunziger Jahre, welche die angezogene Tracht in eine an- und umgelegte verwandeln wollten, war doch die menschliche Gestalt wieder das herrschende, formbildende Prinzip geworden. Freilich war das Resultat, welches nach zwanzig weiteren Jahren aus dieser Bewegung hervorgegangen war, keineswegs ein schönes, kaum ein natürliches zu nennen. In den Jahren 1810 bis 1815 war die Kleidung der Frau fast zusammengeschrumpft, das Kleid so eng um die Kniee liegend, daß es am Gehen hinderte, die Taille so hoch, daß für die Brust kaum noch Platz übrig blieb.

Da die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts trotz der einfallenden Restauration nach Freiheit drängte, so mußte das Kleid der Frau sich erweitern, Raum zur Bewegung lassen und zugleich mußte die Taille herabsinken. Beides geschah. Die Taille sinkt und verengt sich, die Schnürbrust tritt wieder in ihre — falschen Rechte, der Rock erweitert sich von Jahr zu Jahr, wird gehoben durch Unterröcke, dann durch Stahlreifen, steigt und steigt, bis die gewaltige Krinoline fertig ist, die wir mit Schaudern noch erlebt haben. Wiederum ein Prozeß, der seinen guten Grund hatte, dann über das Maß hinaus zum Extrem, zur Unnatur geführt wird.

Was war nun daneben aus dem Mann, aus dem eleganten Herrn geworden? Die Epoche der Revolution und des Empire hatte seine Erscheinung außerordentlich vereinfacht und ohne Frage auch natürlicher gemacht, wenn man sie mit der des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht. Puder, Zopf, Perücke, Stickereien, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, Dreispitz — alle Zeichen des ancien régime waren gefallen. Schönheit war nicht gerade an die Stelle getreten, aber eine große, fast allzu große Einfachheit, zumal wenn man den Werdegang verfolgt und die männliche Kleidung in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts betrachtet. Die männliche Gestalt gibt die natürliche Grundlage, das ist richtig, aber aller Schwung der Glieder, alle fließenden, sich biegenden Linien, alle größeren oder geringeren Ausladungen des männlichen Körpers sind für den Bekleidungskünstler nicht vorhanden. Er stellt vom Kopf bis zu den Füßen ein System cylindrischer Röhren zusammen, das ist die männliche Kleidung. Eine Röhre ist der Hut, Röhren sind die Aermel, der ganze Rock, Röhren sind die Beinkleider, die Stiefel; nur vom Frack wird ein Stück abgeschnitten.

Wesentlich auf diesem Standpunkt steht die männliche Kleidung noch heute; die Natur selbst ist vereinfacht, ihre Unebenheiten sind ausgeglichen, die Farbe sogar neuerdings auf Schwarz und Weiß und ihre Mischung in Grau beschränkt.

Solche Entsagung, solche Armseligkeit hat sich die Frauentracht der Gegenwart allerdings nicht gefallen lassen; im Gegenteil, sie hat die Fahne der Mode hochgehalten und ihr Recht aufs äußerste verteidigt. Im Gegensatz zur farblosen und formlosen, uninteressanten, unkünstlerischen Erscheinung des Mannes hat sie sich mit glänzenden Stoffen und mit Farben geschmückt in Tönen, die man seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hatte. Und wie die Kleidung der Frau farbenfroh geworden, so hat sie auch seit dem Fall der Krinoline einen großen Reichtum von Formen entwickelt, die man im allgemeinen nicht gerade als unnatürlich bezeichnen kann. Nur allerdings ist ein stetes Schwanken unverkennbar zwischen der Herrschaft der Fülle und der Herrschaft der Körperlinien. Erstere ist oftmals und insbesondere in den letzten Jahrzehnten so vorwaltend, daß die Frau drapirt und nicht bekleidet erscheint. Willkürlich angehängte Draperien umschneiden den Körper in Falten und Linien, welche seinen Richtungen ganz widersprechend sind.

Ob nun diese Tendenz der weiblichen Kleidung in den nächsten Jahrzehnten noch weiter zum Extrem geführt und die weichen Formen des weiblichen Körpers wieder einmal zum Kleiderstock degradirt werden oder ob der Körper über den Stoff den Sieg davontragen wird, das lassen wir dahingestellt, obwohl der Verfolg vergangener Prozesse wohl einen Schluß auf den Gang zukünftiger erlaubt. Aber die Entscheidung hängt ja von Kultur- und Weltereignissen ab, und wer will sie voraussehen und voraussagen! Ebenso ist es mit der männlichen Tracht, der wir wieder mehr Schwung der Form und mehr Farbe wünschen möchten. Ob die kommende Mode den Wunsch erfüllen wird, wissen wir nicht.

Literatur

„Wolken und Sonnschein" wechseln, treu dieser Aufschrift, unter welcher L. Anzengruber eine Reihe gesammelter Dorfgeschichten bei A. Spemann (Stuttgart) erscheinen ließ, in dem Leben der einfachen Menschenkinder, deren Geschicke der herzenskundige Verfasser zu poetisch gerundeten Darstellungen zu gestalten weiß. Aber der Titel gilt auch noch in einer zweiten bildlichen Bedeutung, denn die Erzählungen selbst sind teils von einem gelegentlich bis zu düsterer Schattirung gesteigerten Ernst, teils von einem heiter tändelnden Humor beherrscht. Aber ob die schlichten Landkinder, in deren Schilderung Anzengrubers Kunst gipfelt, nun lachen oder weinen, beten oder fluchen, in Liebe oder in Haß entbrennen, es sind immer echte Menschen von Fleisch und Blut, echte Kinder der Berge, in denen sie aufgewachsen sind, und ebenso ist in dem, was sie thun und treiben, leiden und ertragen, nichts Gesuchtes, nichts Gemachtes. Immer ergibt sich eines aus dem andern mit der Naturnotwendigkeit und Folgerichtigkeit, wie sie das Leben selbst mit sich bringt, freilich nur für den klar ersichtlich, der es mit so offenen und tiefdringenden Augen zu beobachten weiß wie Anzengruber.

Ewig jung und ewig reizvoll — wenn wir es hundertmal zur Genüge studirt und zur Genüge genossen zu haben glauben, uns immer durch neue Anziehungskraft fesselnd, durch neue Schönheiten überraschend, das ist der Charakter des herrlichen Landes, dem auch Ludwig Hevesi sein neuestes Buch: „Almanaccando. Bilder aus Italien" (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.), gewidmet hat. Ob es in der That Neues bietet? — Es müßte nicht von einem Hevesi geschrieben sein! Wo er in sinniger Beschaulichkeit („almanaccando") still für sich dahinschlendert, da erschließen sich ihm ungesucht und ungezwungen die überraschendsten Beobachtungen, wie sehr auch andere vor ihm das Feld längst abgegrast zu haben meinen. So auch hier. Es ist eben eine originelle Poetennatur, in der sich alle Eindrücke eines anregenden Reiselebens spiegeln — treu und doch mit ganz eigenartigen Reflexen; und wenn es da und dort aufblitzt wie elektrische Funken, so ist doch das Ganze durchglüht von dem sonnigen Licht und der anheimelnden Wärme eines echten Dichtergemüts.

— **Eine sehr geschickt ausgewählte Sammlung von Gedichten,** die sich zum Deklamiren eignen, ist neuerdings unter dem Titel: „Für gesellige Kreise", herausgegeben von Olga Morgenstern (Berlin, Rosenbaum & Hart), erschienen. Das inhaltreiche Buch bringt heitere und ernste Stücke für alle möglichen Ansprüche, mit besonderer Berücksichtigung des deklamatorischen Standpunktes. Wir finden fast alle bedeutenden deutschen Dichter hier vertreten. Die Sammlung zeigt wirkliches Kunstverständnis und ungewöhnliche Kenntnisse in dieser Gattung der Literatur, Dinge, die sich nicht allen derartigen Veröffentlichungen nachrühmen lassen; deshalb sei dieses feine und doch dabei durchaus praktische Deklamationsbuch der Aufmerksamkeit der deklamationslustigen Welt empfohlen.

Wenn Heinrich Brugsch von seinen morgenländischen Reisen erzählt, dann lauscht ihm wohl gleich andächtig jung und alt. Versteht er es doch, uns zu Begleitern seiner interessanten Wanderungen zu machen auf eine Art, die uns alles Beachtenswerte, was ihm begegnet, miterleben läßt, ohne daß wir die Strapazen seiner Reisezüge zu teilen brauchen. In diesem Sinn wird denn auch sein Buch: „Im Lande der Sonne" (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur), das uns über Odessa, Sewastopol, Jalta, Batum, Baku, Enseli nach Teheran, der „Platanenstadt", führt und uns diese letztere auf das eingehendste kennen lehrt, mit Recht immer weiter gezogene Verehrerkreise finden. — Nicht geringere Aufmerksamkeit gebührt einem andern Werke desselben Verlags, den „Kosmischen Weltansichten", astronomische Betrachtungen und Ideen aus neuester Zeit von M. Wilhelm Meyer (2. Aufl.). Ueber Sphärenmusik und gefallene Sterne, Leoniden und Kometen, Planetenkonjunktionen und Weltuntergang, astronomische Rezepte und Mondsagen, Bauernregeln und Wetterzeichen und ähnliche Dinge spricht sich der Verfasser in einer Weise aus, die ebenso anregend und neue Gesichtspunkte erschließend, als einleuchtend und überzeugend ist.

— **Wer die Natur nur mit nur einigermaßen** offenem Sinn betrachtet, für den muß das eigenartige, in seinen tieferen Beziehungen so geheimnisvoll und doch wieder unsere Empfindung so nahe berührende Leben der Pflanzen ein ganz besonders hohes Interesse gewinnen. Will er demselben irgendwie Rechnung tragen, so kommt ihm dabei das „Pflanzenleben" von Anton Kerner von Marilaun, dessen erster Band, „Gestalt und Leben der Pflanze", soeben erschienen ist (Leipzig, Bibliographisches Institut), in gefälligster Weise entgegen. Als Direktor des botanischen Gartens in Wien hat der Verfasser mit dem gelehrten Studium die lebendige Anschauung verbinden gelernt und führt uns, auf beides gestützt, die Entwicklung und Ernährung, das Wachstum und charakteristische Wesen der Pflanzen in einer Weise vor Augen, die ebenso klar als fesselnd ist. Mehr als 570 treffliche, zum Teil farbige Abbildungen erhöhen den Reiz des stattlichen Bandes und fördern in vorzüglicher Weise das Verständnis seines bedeutsamen Inhalts.

— **Eine hochinteressante Karte der alten Welt,** aus der Zeit selbst stammend, deren geographisches Wesen sie uns veranschaulicht, ist jetzt in allgemein zugänglicher Form veröffentlicht worden. Dr. Konrad Miller, Professor am Realgymnasium in Stuttgart, erwarb sich das Verdienst, die nach seiner Feststellung um 365 n. Chr. entworfene „Weltkarte des Castorius", bekannter unter dem Namen „Die Peutingersche Tafel", in einer handlichen und billigen Ausgabe (Ravensburg, Otto Maier) unter Beifügung eines erläuternden Textes der gebildeten Welt zu übermitteln. Es ist äußerst lehrreich, auf dieser in den Farben des Originals wiedergegebenen Karte zu verfolgen einerseits, wie die damalige zivilisirte Welt mit ihren Städten und Verbindungsstraßen gestaltet war, andrerseits, wo die geographischen Kenntnisse der Alten ihre Grenzen erreichten. Gegen dreitausend Stationen finden sich mit Angabe der zwischen ihnen liegenden Entfernungen auf dieser Karte verzeichnet, die sich als ein langgestreckter Streifen darstellt. Die scharfsinnigen Erläuterungen des Textverfassers machen uns mit der Geschichte wie mit der Bedeutung dieser Tabula Peutingeriana in allen Einzelheiten eingehend bekannt und vertraut.

Die ärztliche Kosmetik oder Schönheits- und Gesundheitslehre zur Erhaltung der äußern Erscheinung des Menschen auf Grundlage rationeller Gesundheitspflege von Dr. med. Hermann Klencke ist in vierter Auflage, neu durchgearbeitet und vermehrt von Professor Dr. K. Klencke (Leipzig, Eduard Kummer) erschienen. Das Buch, das seinen Gegenstand außerordentlich eingehend, umfassend und gründlich behandelt, ist hier durch den Sohn des ursprünglichen Verfassers mit den neuesten, seit dem Tode des letztern gemachten Erforschungen und Erfahrungen in Einklang gebracht und wird in dieser erneuten Fassung vor allem dem schönen und mit seiner Schönheit vernünftig zu Rate gehenden Geschlecht, an das es sich übrigens keineswegs ausschließlich wendet, sicherlich aufs neue willkommen sein.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

Anton von Werner in Berlin und Ferdinand Keller in Karlsruhe haben die Aufforderung erhalten, sich durch Selbstbildnisse in den Uffizien zu Florenz zu verewigen.

— **In dem jüngst dahingeschiedenen Professor Oskar Pletsch** (s. unten, Totenschau) betrauert Deutschland seinen zweiten Ludwig Richter, den Maler der „kleinen Leute", der den Humor und das in seiner Naivität so reiche Gemütsleben der Kinderstube wie kein anderer zu erfassen und mit dem Stift festzuhalten wußte. Als ein Berliner Kind im Jahre 1830 geboren, hat er seit der „Kinderstube", welche er 1859 dem deutschen Kronprinzenpaare für den neugeborenen Prinzen Wilhelm überreichte, Deutschland fast zu jedem zweiten, dritten Weihnachtsfest mit ähnlichen neuen Gaben beschenkt, aus deren langer Reihe wohl in jeder deutschen Familie das eine oder andere Werk vertreten sein dürfte.

In Bremen soll der aus dem elften Jahrhundert stammende Dom wieder hergestellt werden. Es ergeht zu diesem Zweck an alle deutschen Architekten die Einladung zur Einsendung von Konkurrenzentwürfen bis zum 1. Mai 1888, von welchen die gelungensten drei mit Preisen von 4000, 2000 und 1500 Mark ausgezeichnet werden sollen. Als Bausumme für die gesamten Restaurationsarbeiten sind 600,000 Mark ausgesetzt. Sie erstrecken sich auf den Wiederaufbau des im Jahre 1638 eingestürzten Südturmes, auf die Erneuerung der Spitze des Nordturmes und auf die Wiederherstellung oder Umgestaltung der West- und Nordfront.

Bühne.

L'Arronges neuestes Lustspiel: „Die Verkannten" hat im Deutschen Theater in Berlin eine vollständige Niederlage erlitten. L'Arronge hat seine direktorialen Bitternisse in einem Lustspielstoff dem Publikum geboten in der Meinung, daß das gesund sei. Da ist ein Rechtsanwalt, der ein unglückseliges Hohenstaufendrama verfaßt hat, durch übermäßige Verhätschelung dazu verleitet wird, sich für einen Dichter von Gottes Gnaden zu halten, sein Geschäft vernachlässigt und nur nach dem Bühnenlorbeer jagt, der ihm doch versagt ist; da sind allerlei zweifelhafte, teils lächerliche, teils erbarmliche Existenzen, die sich verkannt dünken und sich an seine Fersen heften, Blüte, wie sie der literarische Moorboden in Menge an die Oberfläche treibt, ein verkannter Schauspieler, eine verkannte Dichterin — eine [illegible] — ein zurückgewiesener Maler — sie alle erklären der Welt den Krieg und schwelgen im Vorgefühl triumphierender Rache. Gewiß sind das Figuren, die jeder Dramatiker mit Nutzen verwerten kann, aber er muß sie als arme Narren, nicht als strafwürdiges Gesindel behandeln, er muß sie unter dem Brennglas eines übermütigen, frei waltenden Humors, unter die echte Lustspielbeleuchtung bringen; das hat L'Arronge nicht gekonnt, der, seit er Direktor ist, wie scheint alle seine Munterkeit eingebüßt hat. Nun hat man ihn ausgezischt und sogar — ausgepfiffen! Die Erklärung für diese unbarmherzige Behandlung liegt in dem Umstande, daß L'Arronge seinen Figuren eine Menge Dinge in den Mund gelegt hat, von denen ein Teil der Anwesenden glaubte, sie seien eine beißende Vergeltung für allerlei kritische Nadelstiche. Man sieht, auch im glücklichsten Schriftstellerleben wachsen die Dornen neben den Rosen.

Kultur und Wissenschaft.

Die beiden amerikanischen Forscher Weir Mitchell und Edward Reichert haben mit Aufwand von viel Zeit, Mühe und Geld Versuche angestellt, um die bisher wenig bekannten physiologischen Eigenschaften des Schlangengiftes zu ergründen. Das Material zu ihren Versuchen lieferten ihnen 200 Schlangen, unter denen Klapperschlangen die vorherrschenden waren. In frischem Zustande stellen alle Schlangengifte gelbe Flüssigkeiten dar, in denen sich einzelne Formbestandteile (Epithelien, Bakterien) suspendirt finden. Diese haben jedoch, wie die Versuche ergaben, keinen Anteil an der giftigen Wirkung. Eintrocknen und jahrelanges Aufbewahren der Flüssigkeit vermag die Wirksamkeit des Giftes durchaus nicht abzuschwächen, ebensowenig wie Aufsieden in Alkohol oder Glycerin. Als wirksame Bestandteile lassen sich aus allen Schlangengiften zwei Arten von Eiweißkörpern darstellen, die Globuline und die Peptone; durch geeignete Methoden gelingt es dann, weiter nachzuweisen, daß das Globulin in drei besondere Körper zerlegt werden kann. Der Globulingehalt ist bei den verschiedenen Arten sehr wechselnd, wodurch sich vielleicht die Abweichungen in den physiologischen Eigenschaften der einzelnen Gifte erklären. Der Tod durch das Schlangengift kann auf verschiedene Weise erklärt werden; entweder entsteht er durch Lähmung der Atmungszentren, oder durch Herzlähmung, oder durch Blutergüsse in das Rückenmark, vielleicht auch infolge

der schweren Schädigung der roten Blutkörperchen, welche ihre bikonkave Gestalt verlieren, kugelig werden und unter einander zu unregelmäßigen Massen verschmelzen. Jedenfalls sind die Atmungszentren der schädlichen Einwirkung des Schlangengiftes am meisten ausgesetzt, und ihre Lähmung ist auch sicher die häufigste Todesursache. In den Magen aufgenommenes Gift geht nur in den Zwischenzeiten der Verdauung ins Blut über, während des Verdauungsaktes werden die giftigen Bestandteile durch Einwirkung des Magensaftes unschädlich gemacht. Um das Gift an der Stelle, wo es durch Biß in den Organismus eingetreten ist, zu zerstören, erwiesen sich übermangansaures Kali, Eisenchlorid und Jodtinktur als die geeignetsten Mittel; auch Brompräparate hatten guten Erfolg. Ein eigentliches Gegengift für die Fälle, wo das Schlangengift schon in das Blut aufgenommen ist, wird sich schwerlich finden lassen; denn da das Schlangengift aus Eiweißkörpern besteht, die mit den im normalen Blut enthaltenen und für die Erhaltung des Lebens sehr wichtigen nahe verwandt sind, so würde man durch Zerstörung der einen auch die anderen mit vernichten. Es wird höchstens ein Mittel entdeckt werden können, welches die Wirkung des Schlangengiftes auf die am meisten gefährdeten Teile des Organismus zu mildern oder hintan zu halten vermag.

— **Einen Beitrag zu der vielumstrittenen Frage nach der Schädlichkeit des Dachses** bildet nachstehende Mitteilung eines Weidmannes: „In ziemlich vorgerückter Abendstunde ging ich aus meinem Revier nach Hause. Schon außerhalb des Waldes, in der Nähe eines Gebüsches angelangt, hörte ich plötzlich einen quiekenden Ton, dem ein gurgelndes Murren folgte. Da sich diese Töne wiederholten, birschte ich mich der Stelle zu, woher sie zu kommen schienen. Nach kaum zwanzig Schritten bemerkte ich einen Hasen, der wie besessen einen dunklen Gegenstand umkreiste, mit den Läufen zuweilen auf diesen losschlug und von Zeit zu Zeit fauchende Murrtöne ausstieß. Sobald der Hase an den Klumpen herankam, wiederholte sich das grunzende oder gurgelnde Knurren. Nun wußte ich genug. Ich riß das Gewehr zur Wange, wartete einen Augenblick, bis der Hase etwas entfernter von dem dunklen Klumpen war, und gab dann Feuer. Als sich der Rauch verzogen hatte, lag wenige Schritte vom Anschußort entfernt ein starker Dachs. Der Hase hatte natürlich das Weite gesucht. Nicht weit von dem Dachse hockte ein lebender, nicht verletzter Junghase, neben diesem aber ein kopfloser Hase. Den abgerissenen Kopf fand ich zwischen dem Gebisse des Dachses. Wie die nachträgliche Untersuchung herausstellte, waren zwei Junghasen schon vor meinem Anlangen in den Magen des Dachses gewandert. Jener Hase, welcher den Dachs so zornig umkreiste, war ohne Zweifel die Häsin, welche ihre Jungen dem grimmigen Gebiß des Dachses entreißen wollte, der sich aber im Verschlingen der zerrissenen Häschen nicht im geringsten beirren ließ. Ich entfernte den geschossenen Dachs und die Ueberreste des Junghasen, legte den noch übrig gebliebenen unverletzten Sprößling in ein weiches Grübchen, um mich dann, vollkommen gedeckt, auf die Lauer zu legen. Nach kaum 10 Minuten kam die Häsin vorsichtig herbeigehoppelt und setzte sich zu ihrem Sprößling, worauf ich mich entfernte. Verdient der Dachs die ihm zu teil gewordene Schonzeit? Meiner Ansicht nach nicht. Es wäre daher geboten, dahin zu streben, daß diese gänzlich aufgehoben werde. Gewiß würde das nur dazu dienen, manches Junghäschen und manches Rebhuhn, ja selbst Fasanengelege dem betreffenden Revier zu erhalten.“

— **Die Entdeckung eines römischen Mineralbades** kann für die noch immer erörterte Frage, ob die Alten schon wie wir die Heilkraft der Mineralquellen benützt haben, als entscheidend gelten. In der Gemeinde Castelforte, 10 Kilometer von diesem Orte, wo sich der Marktflecken Suio an den Berg lehnt, wollte Giuseppe Ducatore ein Mineralbad bauen, und siehe da! antike Reste, auf welche die Arbeiter stießen, legten es vor Augen, daß bereits die Römer denselben Gedanken gehabt hatten. Der antike Bau liegt 81 Meter vom rechten Ufer des Garigliano, den hier eine alte Brücke, von der ein Pfeilerrest noch mitten im Flusse sichtbar ist, ehemals überspannte, und hat etwa 37 zu 40 Meter Umfang. Eine mit Basaltlava gepflasterte Straße führte zwischen zwei Hauptgruppen der Gebäude hindurch. Links von dieser Straße auf der Bergseite liegt das Badehaus für warme Mineralquellen. Durch einen säulengeschmückten Eingang betritt man (wie im antiken Wohnhause) ein Atrium, dessen Boden mit schwarz und weißer Mosaik belegt ist und dessen Dach ehemals von vier Säulen getragen war. Zwischen diesen Säulen befindet sich das Impluvium, ein viereckiges, mit weißem Marmor belegtes Becken mit marmornen Wänden, das vielleicht, wie die sich rundum ziehenden Sitze andeuten, ebenfalls zu Badezwecken benützt wurde. Mitten inne trug eine Marmorsäule eine Alabasterschale, in welche das Wasser durch die hohle Säule hinaufstieg, um über den Rand in das Becken hinabzufließen. Die Rückwand des Atriums öffnet sich in einen geräumigen Saal, durch die Seitenwände führen lange Gänge zu den rechts und links an einander gereihten Kammern, deren Bestimmung aus der ganzen Einrichtung, Wasserbecken und überall verzweigter Röhrenleitung (zum Teil in die Wände gemauert) unbezweifelbar ist. Auf der anderen Seite der Straße, mit der Aussicht auf den Fluß, liegen zwei Gebäude, vor denen eine Säulenreihe mit gemauerter Brustwehr wohl einen dem Fluß entlang angelegten Baumgarten einfaßte. Zwischen diesen Gebäuden, deren kleinere und größere Innenräume auf einen sich außen entlang ziehenden Gang münden, ist eine säulengeschmückte Wandelbahn mit seitlichen Nischen errichtet. Offenbar bildete diese Gebäudegruppe eine Art von Gasthaus für die ihre Genesung an Ort und Stelle Abwartenden. Auf den Zweck der ganzen Anstalt weisen auch die Standbilder hin, die mehr oder weniger beschädigt im Atrium gefunden wurden, ein Aeskulap, mehrere weibliche Gewandfiguren (die wahrscheinlich die Göttin der Gesundheit darstellen), sowie eine Statuette. Ueber den Wert der Arbeiten läßt sich füglich nicht urteilen, da das Mineralwasser den Marmor zu stark angegriffen hat. Was die übrigen Funde angeht, so ist ein großer, geschnittener Amethyst hervorzuheben, der in einem Oval von 60 Millimeter größtem und 45 Millimeter kleinstem Durchmesser eine gut ausgeführte Büste der geflügelten Nike zeigt. Münzfunde aus der Zeit des Augustus und Vespasian lassen über das Alter des Baues keinen Zweifel, während arabische und normannische Goldmünzen eine lange Blüte dieser Heilstätte anzeigen.

Sport.

— **Das königlich preußische Hauptgestüt Graditz hat zwei** seiner besten Pferde, den fünfjährigen „Ilterstein“ und den vierjährigen „Pumpernickel“, nach England gesendet, um dieselben dort zu starten.

— **Für die Liverpool Grand National Steeplechase wurden** 45 Pferde genannt, darunter 2 aus Deutschland; Oehlschlägers „Brown Betty“ und Leutnant von Heyden-Lindens im vorigen Jahre ungeschlagener Frenchman.

— **Die diesjährigen Rennen zu Frankfurt a. M.**, die Vorkämpfe für Baden-Baden, sind wieder, wie vor mehreren Jahren, auf drei Tage ausgeschrieben worden, und zwar auf den 18., 19. und 20. August.

— **Für Deutschland beginnt die Rennsaison 1889 mit** dem 2. April zu Berlin-Charlottenburg und schließt dort mit dem 18. November ab.

— **Oxford und Cambridge werden ihre berühmte Regatta** in diesem Jahr am 26. März abhalten.

— **Im Hantelstemmen wurden in Wien, wo der Athletiksport** besonders gepflegt wird, Mitte Januar neue Weltrecords geschaffen. Karl Rippel konnte 65 Kilogramm in jeder Hand aus der Achselhöhe zweimal nach oben stoßen, was Johann Baker ebenso mit einer 110 Kilogramm schweren Kugelstange vollbrachte. Das einmalige Stemmen einer 127 Kilogramm schweren Stange gelang Rippel öffentlich nicht ganz, doch hatte er vor Zeugen wenige Tage zuvor diese Sensationsleistung durchgeführt.

Gestorben.

— Simeon Bourgeois, französischer Contreadmiral, Mitglied des Staatsrats, als Schiffsbaumeister und Fachschriftsteller geschätzt, 78 Jahre alt, am 24. Dezember, in Paris.

— Lambert Ferčnik, Dechant und Konsistorialrat, slowenischer Schriftsteller, 60 Jahre alt, am 24. Dezember, in Kärnten.

— Theodor Kriebitzsch, ein durch seine schriftstellerische Thätigkeit in weiten Kreisen bekannter Schulmann, am 26. Dezember, in Halberstadt.

— von Posch, k. k. Oberbergrat, Chef des Salinenwesens im Salzkammergut, am 27. Dezember, in Aussee.

— Jules van Praet, belgischer Minister des königlichen Hauses, angesehener Geschichtsforscher, Kunstfreund und Sammler, 81 Jahre alt, am 23. Dezember, in Brüssel.

— Dr. Emil Rodler, schlesischer Landtagsabgeordneter und Bürgermeister der Stadt Troppau, einer der wackersten Verkämpfer der deutsch-nationalen Sache in Oesterreich, am 28. Dezember, in Troppau.

— Arthur Coronini, Graf und Herr von Cronberg, Obersterblandtruchseß in Krain und der windischen Mark, 47 Jahre alt, Ende Dezember, in Görz.

— Bonamy Price, Professor der Nationalökonomie an der Oxforder Universität, 81 Jahre alt, Anfangs Januar, in Oxford.

— General Hermann Kanzler, der unter Pius IX. vielgenannte päpstliche Kriegsminister, 64 Jahre alt, Anfangs Januar, in Rom.

— Geheimer Sanitätsrat Dr. Gustav Hoffmann, früher Lehrer der Anatomie an der Berliner akademischen Hochschule für bildende Künste und an der Turnlehrerbildungsanstalt, Anfangs Januar, in Berlin.

— Rechtsanwalt Jakob Katzenstein, ein alter Jenaer Burschenschafter und einer der Mitbegründer des deutschen Nationalvereins, 70 Jahre alt, Anfangs Januar, in Eisenach.

— Manuel Fernandez y Gonzalez, sehr fruchtbarer spanischer Novellist, Dramatiker und Lyriker, am 6. Januar, in Madrid.

— Geheimer Kommerzienrat Ed. Neviandt, ältester Chef des Bankhauses Herminghaus & Comp., am 9. Januar, in Elberfeld.

— Geheimer Justizrat Dr. jur. Rudolf von Krawel, Oberlandesgerichtsrat, 82 Jahre alt, am 9. Januar, in Naumburg a. S.

— Christian Sauerbrey, Hauptlehrer zu Auerbach, bayrischer Landtagsabgeordneter, der liberalen Partei angehörig, 51 Jahre alt, am 12. Januar, in Auerbach.

— Wilma von Voggenhuber-Krolop, 42 Jahre alt, k. preußische Kammersängerin, am 12. Januar, in Berlin.

— Karl Ritter von Kirchmayr, Feldmarschallleutenant a. D., 65 Jahre alt, am 12. Januar, in Gries bei Bozen.

— Eduard de Beaumont, bedeutender französischer Wasserfarbenmaler, 67 Jahre alt, am 13. Januar, in Paris.

— Professor Oskar Pletsch, der liebenswürdige Zeichner des Kinderlebens, 58 Jahre alt, am 14. Januar, in Niederlößnitz bei Dresden (s. oben).

— Stephen Heller, bekannter Klavierkomponist, 74 Jahre alt, am 14. Januar, in Paris.

— Wilhelm Ritter von Braumüller, Chef der berühmten Wiener Verlagsbuchhandlung Wilhelm Braumüller & Sohn, 26 Jahre alt, am 14. Januar, in Wien.

— Rudolf Hempfling, Feldmarschallleutenant z. D., 61 Jahre alt, am 15. Januar, in Troppau.

Neue Bücher und Schriften.

Arendt, Dr. O., Die Erhaltung der Getreidezölle. Berlin, Walther & Apolant.
Böhm, J., Kurze Beschreibung u. Geschichte der Stadt Altdorf in Mittelfranken. Nürnberg, Fr. Korn.
Hagen, C. v., Deutsche Sprachrenaissance. Etymologische Aphorismen. 2. Aufl. Hannover, C. Schüßler.
Hermann, Emil, Eckhardt. Ein Trauerspiel. Mannheim, J. Bensheimer.
Hildebrandt, Ernst, [illegible]. Danzig, C. Unruh.
Hofler, Dr. M., Wallfahrtsorte u. Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart u. Vergangenheit. München, C. Kaiser.
Hörmann, Dr. W., Tirolische Wanderungen. Kultur- u. Landschaftsbilder aus Tirolern u. der Herzegowina. Mit 30 Illustr. Wien, C. Gerold.
Jahrbuch für Photographie u. Reproduktionstechnik für das Jahr 1889. Herausgegeben v. Dr. J. M. Eder. II. Jahrg. Halle, W. Knapp.
Lang, Dr. E., Wolfram v. Eschenbach. Lyrischer Roman. München, T. Kaiser.
Lenzen, E. M., Das deutsche Herz. Gedichte. Berlin, J. Becker.
Liebe, K. Th., Futterplätze für Vögel im Winter. Gera, Th. Hofmann.
— — Winke, betr. das Aufhängen der Nistkästen für Vögel. Ebend.
Max, Dr. O., Anleitung für den ersten Violinunterricht. Zum Gebrauch für Lehrer [illegible] [illegible] W. [illegible].
Monarchie, die österreichisch-ungarische, in Wort und Bild. Lief. 42/51. Wien, A. Hölder.
Murlock, John, Der Hohenstaufen Ende. Geschichtliches Trauerspiel. [illegible]
Rätselsprenge u. Rätsel-Leitfaden, erweit. [illegible] Nürnberg J. L. Weiß.
Schleiden, M. J., Das Meer. Lief. 9/12 (Schluß). Braunschweig, O. Salle.
Schmidt-Weißenfels, Krupp und sein Werk. Lebensbild. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Seidel, Heinr., Naturlänge. Mit 110 Originalzeichn. v. H. Giacomelli. Leipzig, A. Titze.
Soldaten Tagebuch, das, für Frieden u. Krieg. Bremen, C. Roussell.
Steinbach, Jos., Eigenes und Fremdes. Epische und lyrische Dichtungen. Wien, W. Braumüller.
Strauß, Herb. v., Ein Theater-Konflikt. Berlin, J. Lenke.
Strähle, Rev., Illustr. Naturgeschichte der 3 Reiche. 4. Aufl. Lief. 4/20 (Schluß). Stuttgart, W. Nitzschke.
Tanera, Carl, Ernste u. heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzug 1870/71. II. Reihe. Nördlingen, C. H. Beck.
Wiewegner, L., Das Einheitsgymnasium, als pädagog. Problem betrachtet. Danzig, L. Saunier.
Weber, Mathilde, Aerztinnen für Frauenkrankheiten. Eine ethische und sanitäre Notwendigkeit. Tübingen, F. Fues.
Woltmann, A. u. K. Woermann, Geschichte der Malerei. III. Band, 4. Lief. Leipzig, E. A. Seemann.

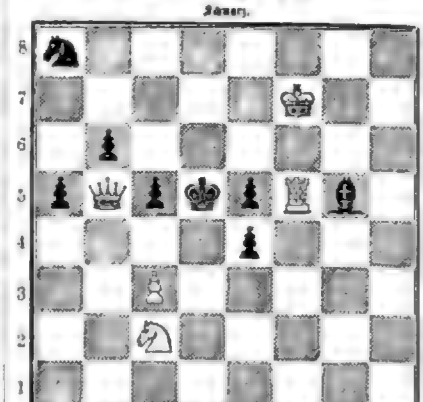


(Gezeichnet von Jean Kalcher.)

Aufgabe Nro. 445.

Von Carl Kling in Wien.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 441:

Weiß.	Schwarz.
1) D. D 1 — B 3	1) K. E 4 — D 5.
2) S. C 4 — B 2 †	2) K. D 5 — D 2 (E 5) od. — E 4.
3) D. B 3 — D 1 oder u. B 6 Matt.	
A)	
1)	1) S. F 4 n. E 6.
2) D. B 3 — C 2 †	2) K. E 4 — F 4 oder u. D 5.
3) L. B 6 — E 3 oder S. C 4 — E 3 Matt.	
B)	
1)	1) S. F 4 — D 3.
2) S. C 4 n. D 6 †	2) D. B 4 n. D 6 od. K. E 4 — F 4.
3) D. B 3 — C 4 oder L. B 6 — E 3 Matt.	
C)	
1)	1) T. B 4 n. B 3.
2) L. K 6 — F 5 †	2) K. E 4 n. F 5 oder u. D 5.
3) S. C 4 n. D 6 oder — E 3 Matt. (Andere Spielarten ähnlich oder leicht.)	

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Seite 241 (Weihnachtsnummer) von Dr. L. in Darmstadt. Die Feinheit dieser Aufgabe besteht darin, daß das dreizügige Matt nur erzwungen werden kann, wenn Weiß mit dem ersten Zuge den Läufer E 4 auf F 3 einstellt. Andere Lösungsversuche führen nicht zum Ziel. — Herrn C. O. S. in Jaktow. Auf 1) T. G 7 — G 8 folgt [illegible] — G 2, und wenn Weiß nur einen Vorbereitungszug macht, spielt Schwarz G 2 — G 1. Der Bauer wird auf G 1 in eine Dame oder einen [illegible] [illegible]

[illegible]

Zur Aufgabe Nr. 132 von Pland. Herrn A. Ritz, in St. Petersburg. Dr. in Harburg und mehreren Herren Korrespondenten. Auf D B 2 — D 4 antwortet Schwarz K. E 4 — D 3. Geschieht dann 1. T. F 6 — E 6, so folgt D 6 n. K 5, worauf kein forciertes Matt möglich ist.

Frl. Flora G. in Oberlangwitz. Gleichwertig der Zug D 2 — D 1, womit Lösung und dieses Schach. — M. H. in Herzogenbusch. Dankend abgelehnt. G. W. M. und der H. in Amsterdam. Nr. 421 — 427 R. — E. in Elbing. Nr. 421 R. — Frl. Bertha G. Wir können Ihnen leider keine Photographie jenes „berühmten Schachkünstlers" nachweisen. — Ch. G. in Stuttgart. Nr. 421—429 sorgfältig und korrekt gelöst. — Mr. Em. Fr. à Lyon. Nr. 421—431 R. Il vous faut économiser l'espace. — Dr. in Harsfeld. Nr. 429—431 R.

Silben-Ergänzungs-Rätsel.

Mit Ergänzung von sechs Silben, von denen je eine die Anfangssilbe von sechs zu erratenden Wörtern ist, bilde man aus den Silben: bad, bi, bo, dos, en, en, her, lo, ma, na, nor, pe, n, rus, se, ser — sechs Wörter, welche folgende Bedeutung haben: 1) Thebanischer Feldherr; 2) Böhmischer Kurort; 3) Afrikanisches Land; 4) Berg im Kaukasus; 5) Werk von Schiller; 6) Römische Kriegsgöttin. Die ergänzten Anfangssilben, abwärts gelesen, nennen einen großen deutschen Dichter.

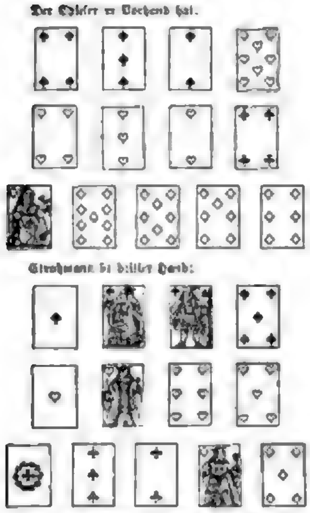
Kartenspiele.

Aufgabe Nro. 53.

Whist.

Ohne 13 Atout.

Der Spieler in Vorhand hat:



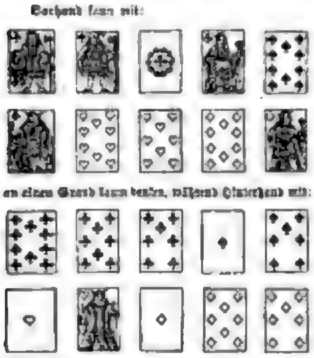
Strohmann bei dieser Hand:

Der Spieler macht Klein-Schlemm; wie müssen die übrigen Karten verteilt sein und wie wird gespielt?

Auflösung der Aufgabe Nro. 51:

Skat.

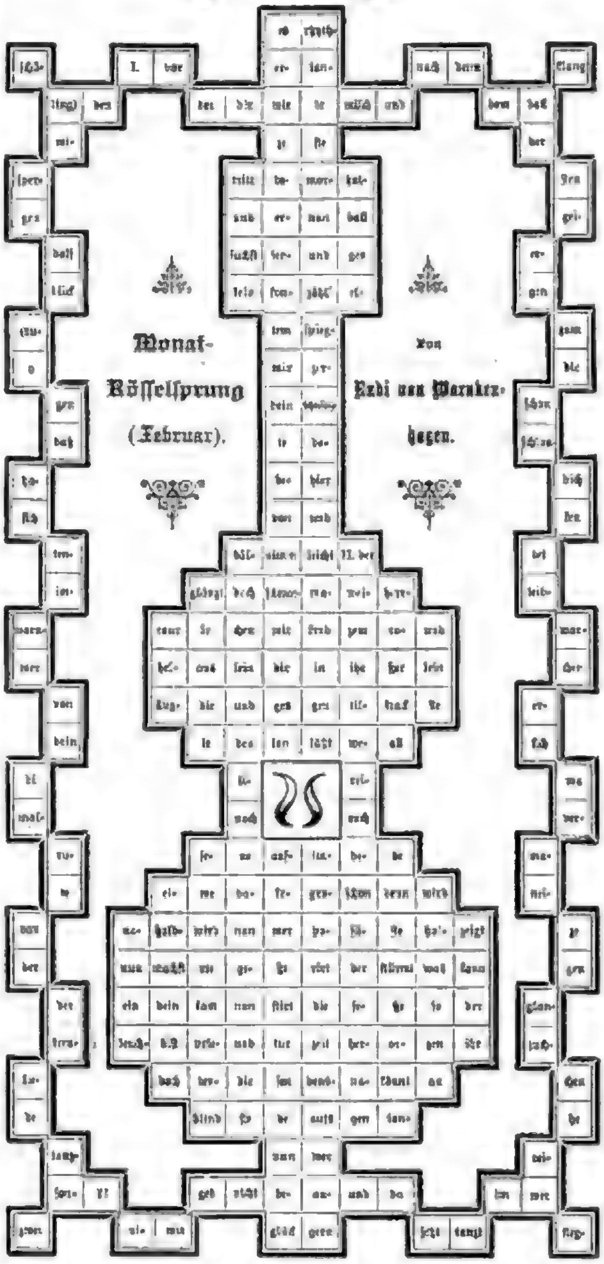
Vorhand kann mit:



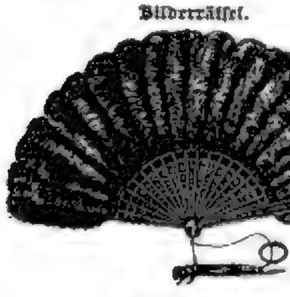
an einen Grand kaum denken, während Hinterhand mit:

bei Pique-Aß und Carreau-Sieben im Skat den Grand gewinnen wird, weil Vorhand die Treff-Zehn freimachen, also herausbringen lassen muß und mit ihrem einfach besetzten Buben immer wieder ans Spiel kommt. Der Spieler braucht nur die Coeur zu schneiden; um das aber thun zu können, muß er Treff, sobald er genommen hat, eine Farbe in einer andern Farbe verspielen; er kann jedoch auch in jeder andern Farbe mit Erfolg schneiden.

„Die Geige".



Bilderrätsel.



Auflösung der Ummandlungsaufgabe Seite 341:

1. a) Schwan,	b) Erz,	c) Schwarz
2. a) Toul,	b) Bluse,	c) Toulouse
3. a) Uz,	b) Uhland,	c) Uhland
4. a) Topf,	b) Gas,	c) Topas
5. a) Trio,	b) Gent,	c) Triest
6. a) Gera,	b) Tuch,	c) Geruch
7. a) Aal,	b) Frau,	c) Aarau
8. a) Rebe,	b) Klaus,	c) Reklaus
9. a) Tag,	b) Adler,	c) Tadler
	Stuttgart.	

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 361:

„Tproprost Ida", wie weit is Deine Bau, zieht Du bald ein? Der Winter is da" — „No, he fiz is aber nix, der Riß is fertig, e Feh da die viele Manila vorn Tente."

Briefmappe.

Sch. in Br. Die gesetzlichen Bestimmungen darüber sind örtlich verschieden. Im allgemeinen ist unabhängig von besondern Geschäftsverträgen in solchen Fällen eine Gratifikation von 10% als das Übliche zu betrachten.

Langjähriger Abonnent in Vorpommern. Für Ihre Zwecke können wir kein empfehlenswertes Verfahren. Am besten ist es, Sie übertragen die Arbeit und die Beschaffung des Materials einem zuverlässigen Fachmanne, oder wenden sich bezüglich des letztern an eine solche Firma in Ihrer Gegend. Um Ihnen eine solche namhaft zu machen, fehlt uns die nötige Vertrautheit mit den dortigen lokalen Verhältnissen.

Hippogryph. Es könnte unreif des Guten zu viel werden.

A. in B.; F. R. von Gl. Ganz sehr etwas, aber die Mache etwas zu verbessern.

J. F. H. in Jacksonville, Fla., Nordamerika. Wir wollen sehen, ob wir für das eine oder andere gelegentlich Verwendung finden.

Otto Gr. in G. Reichlich mit Rebhühnern versorgt.

A. von P. in Schweden. Da kommt es ganz darauf an, welche Art von Anschaulichkeit für Sie die maßgebende ist. Wir empfehlen Ihnen, sich ein gutes Reisehandbuch über jedweden Gebiet anzuschaffen und darin die Charakteristik der einzelnen in Betracht zu ziehenden Örtlichkeiten nachzulesen.

E. O. in Bonn. Wir haben Ihren Vorschlag erwogen, aber gefunden, daß ein Eingehen auf denselben uns zu weit führen würde.

Mirjam. Den Anforderungen der Form ist zu wenig Genüge geleistet.

H. L. u. B. in Brüssel. Da gibt es kein anderes Mittel als sorgfältige Leitung und eifrigste Anstrengung von seiten des Lernenden. Ohne letztere läßt sich in dieser Sache gar nichts erreichen.

Regimentstambour Z. Das wird hoffentlich nur ein einmaliges Versehen gewesen sein; im Wiederholungsfall bitten wir um Benachrichtigung mit genauerer Angabe der betreffenden Firma.

P. K. in St. Selbst bei hervorragendem Talent würden Sie mit Versen zu Ihrem Lebensunterhalt nicht gelangen können, und wie ernst Ihnen daher entschieden ab, mit Ihrem Vers Zeit zu verschwenden. Wenn Sie uns Probearbeiten machen wollen, sind wir gern bereit, sie gewissenhaft zu prüfen; wir wagen aber, so leid es uns thut, auch hier kaum, Ihnen Hoffnung zu machen, daß Sie besser fahren werden.

Ch. M. in Reinbek. Diesmal leider nicht geeignet.

Ein Verehrer Samarows. 1) und 2) Pseudonym. Der wahre Name ist Oskar Meding. Seine Romane und Novellen sind teils in „Ueber Land und Meer" und der dazu gehörigen „Deutschen Romanbibliothek", teils in der „Illustrirten Welt" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) und ebendaselbst auch in Buchform erschienen. Die Titel lauten: „Um Szepter und Kronen", Zeitroman, 4 Bde. ℳ 18. — „Europäische Minen und Gegenminen", Folge von „Um Szepter und Kronen", Zeitroman, 4 Bde. ℳ 18. — „Zwei Kaiserkronen", Dritte Abteilung von „Um Szepter und Kronen", Zeitroman, 4 Bde. ℳ 18. — „Kreuz und Schwert", Vierte Abteilung von „Um Szepter und Kronen", Zeitroman, 4 Bde. ℳ 18. — „Held und Kaiser", Letzte Abteilung von „Um Szepter und Kronen", Zeitroman, 4 Bde. ℳ 18. — „Kerkhoven", Erste Abteilung von „Höhen und Tiefen", Sozialer Roman, 4 Bde. ℳ 12. — „Gold und Blut", Zweite Abteilung von „Höhen und Tiefen", 4 Bde. ℳ 24. — „Sühne und Segen", Dritte und letzte Abteilung von „Höhen und Tiefen", 4 Bde. ℳ 24. — „Kaiserin Elisabeth", Roman, 4 Bde. ℳ 24. — „Die Geschwister", Roman, 3 Bde. ℳ 21. — „Feind der Dritte", Roman, 2 Bde. ℳ 12. — „Ritter oder Dame", Historische Novelle, ℳ 4.50. — „Des Kronprinzen Regiment", Roman, 3 Bde. ℳ 12. — „Garde du Corps", Novelle, ℳ 2.50. — „Das Haus des Fabrikanten", Ein Roman aus der Wirklichkeit, 2 Bde. ℳ 8. — „Um den Halbmond", Roman, 4 Bde. ℳ 15. — „Tiewna", Roman, 3 Bde. ℳ 12. — „Schwere Wahl", Roman, 4 Bde. ℳ 15. — „Die Cagliostrojüden", Roman, 3 Bde. ℳ 12. — „Der Diamant der Kaiserin", Roman, 4 Bde. ℳ 15. — „Auf der Brandstätte", Roman, ℳ 5. — „Gewalt und Übermut", Zeitroman, 4 Bde. ℳ 15. — 3) und 4) Diese Erscheinungen sind lediglich auf äußere Gründe zurückzuführen, die sich der Erörterung an dieser Stelle entziehen.

A. L. in Stralsund. Jedes dieser beiden hat seinen besondern Vorteil; deshalb wird auch der häufig geführte Streit über die Vorzüge des einen und andern in der Fachwelt nie zur Ruhe kommen, bis etwa ein neues System alle bisherigen gleichzeitig aus dem Felde schlägt. Es sind auch schon verschiedene Versuche nach dieser Richtung hin gemacht worden, doch hat noch keiner zu dem erwünschten Ziele geführt.

Eifrige Leserin in B. Ausführliche Anleitung dazu, die viel mehr Raum in Anspruch nimmt, als sich hier erübrigen läßt, werden Sie in dem Buche von Milde, „Die Orgel" finden, das in A. Hartlebens Verlag in Wien erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Schlüssel. Als Symbol ihrer amtlichen Würde, durch welche sie befugt sind, die inneren Gemächer ihrer fürstlichen Herren jederzeit zu betreten.

Shakespeareverehrer in D. Wenn wir Sie recht verstehen, wünschen Sie eine Biographie dieses großen Shakespeare-Illustrators zu besitzen; wir verweisen Sie auf den Jahrgang 1883 von „Harper's Illustrated Magazine", in welchem Sie das Verlangte finden werden. Der bedeutend ermäßigte Preis, auf den Sie als Abonnent unserer Zeitschrift ein Anrecht haben, beträgt für den (broschierten) Jahrgang 4 ℳ; Ihre Buchhandlung wird die Besorgung gern übernehmen.

Eduard H. in München. Seinen Vorschlag, Blitz mit Strahlen zu vergleichen, hat wohl schon mancher Dichter unternommen, aber kein Beweis sagt, daß die Wirkungen des Donnerstrahls ihres Wesens nach die des Sonnenstrahles erreichen zu lassen, diese Autorität ist ebenso neu als verblüffend!

Zwanzigjähriger Abonnent in L. Vielleicht können Sie Näheres darüber durch den gleichnamigen Major a. D. Vitzthum des deutschen Reichsheers, Berlin W., Bülowstraße 23 erfahren.

Furchtlos und treu. Die Gedichte enthalten manchen ganz hübschen Keim, nur herrscht in ihnen ein gewisser Zwiespalt zwischen Form und Inhalt, zum Teil sogar phantastischer Schwung der Gedanken und eine Ausdrucksweise, die denselben nicht genügend zu folgen vermag.

Baron St. A. in D. und Graf W. in H. Wie wir aus eigener Erfahrung wissen und auch schon von Freunden bestätigt erhielten, haben Sie auf der Weltausstellung des Herzogs Ernst in Braunfels a. d. L. zu mäßigem Preis das Beste und Neuzeitigste in Bekleidung, englischen Betten und Pferdedecken usw. zu beziehen.

Leo H. in Wien. Der „Reichsbote" erscheint und zu veröffentlichen.

F. W. in B. Daniel Sanders' „Wörterbuch der deutschen Sprache" wird Ihnen darin gute Dienste leisten. Jede Buchhandlung besorgt es Ihnen.

Fünf wissensdurstige Seelen. 1) Auch dieser Roman wird Sie sicherlich lebhaft interessieren. Wegen der gewünschten Empfehlung fragen Sie in einer Buchhandlung an. Wir haben Auskunft, Ihnen ferner deren gefälligen Rat in ähnlicher Weise behilflich zu sein. 2) und 3) Unsere ärztlichen Ratgeber unterstellen. Wir bitten, derartige Fragen, die unter „Gesundheitspflege" ihre Beantwortung finden, gesondert einzusenden, wodurch auch leichtere Erledigung möglich wird.

H. W. in Sp. Das „Schriftstellerpapier" der Firma H. R. Binder in Stuttgart ist vermöge eines ebenso praktisch und etwas rauh angelegten sowie ziemlich bequem für den Schreibenden als für diejenigen, welche die darauf geschriebenen Manuskripte zu lesen haben. Wir können es daher mit voller Ueberzeugung empfehlen, da gut leserliche Manuskripte nach allen Seiten hin große Vorteile bieten.

Albert P. in Bath (Steuben County, Staat New-York). Etwas zu tief verschlungen; vielleicht finden Sie uns demnächst Gelegenheit.

Richtige Lösungen sandten ein: L. C. Hoffmann in Ariskenberg. M. M. und E. Kod in Hamburg (gemeinsam). Hermann Naumann in St. Gallen. Louis Engel in [illegible]. Louise Wolff, kgl. Schauspielerin in Wiesbaden. Hedwig Neubauer in [illegible]. Fritz [illegible] in Altona i. W. [illegible] in Maastricht. H. T. in Turin. Rosa Freundlich in [illegible]. J. Gr. in Straßburg. O. Hofmann in Wilhelmshaven. Jul. [illegible] in [illegible]. Johann [illegible], stud. phil. in Budapest. Emil Hahn in Hamburg. Joh. F. Stoppel in Hamburg. N. N. in Hamburg. [illegible] in [illegible]. M. [illegible] und L. König in [illegible]. [illegible] in Hannover. Jakob Cohen in Hamburg. Flora Schäfer in Plauen. Sigmund Steinsch in [illegible]. C. W. in Sulzbach i. S.

Gesundheitspflege.

M. in Sch. Gegen habituelle Obstruktion, welche durch die gewöhnlichen Mittel nicht zu beseitigen ist, empfiehlt sich folgendes Verfahren: ganz methodische, tägliche Kaltwasserklistiere [illegible], kalte Abwaschungen, täglich durch mehrere Minuten hindurch, und Massage derselben. Das Verfahren muß so lange fortgesetzt werden, bis die Obstruktion beseitigt ist. Zwischendurch kann zur Abwechslung etwas [illegible] oder sonst ein leichtes Abführmittel genommen werden.

W. u. G. Als Winterkurort an der [illegible] Küste ist Abbazia zu nennen. Wenn Sie sich genauer über die dortigen Verhältnisse unterrichten wollen, so empfehlen wir Ihnen das bei Ferd. Enke in Stuttgart erschienene, von Dr. Albert Szymer verfaßte Schriftchen: Der See- und klimatische Winterkurort Abbazia, seine Heilmittel und deren Benutzung.

Stephanus. Ein für Laien geeignetes Werk über diesen Gegenstand ist uns unbekannt. Die Beantwortung der zweiten Frage würde hier zu weit führen.

Ein neuer Abonnent in Oldenburg. Bei [illegible] der Kinder ist vor allem eine genaue Untersuchung der Nasenhöhlen erforderlich, um etwaige krankhafte Veränderungen in derselben, welche gewöhnlich das Stottern bedingen, z. B. Polypen, Schwellung der Nasenmuscheln oder dergleichen festzustellen und zu beseitigen. Oft wird erst dadurch eine Heilung des Stotterns möglich.

Ein Leser in Holstein. Es handelt sich hier allem Anschein nach um einen Rachenkatarrh. Versuchen Sie die lästigen Erscheinungen [illegible] durch Gurgelungen mit einer lauen, [illegible] Kochsalzlösung zu lindern. Genügt dies aber nicht, so ist eine [illegible] ärztliche Behandlung am Platz.

Eine zwanzigjährige Gilte in Wien. Derartige Mittel gibt es nicht. [illegible] ist nicht schädlich.

Moritz Pf. Mittel gegen [illegible] siehe frühere Nummern.

Chr. Eberle. Gegen Rotwerden sind Waschungen mit Schwefelseife zu empfehlen. Man wasche damit und mit warmem Wasser am Abend die Nase, läßt den Schaum [illegible] eintrocknen und wäscht denselben erst am andern Morgen wieder ab. Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. [illegible]).
Budapest: Moritz Brill ([illegible]).
München: Fritz Schwartz, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. [illegible]).
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. [illegible]).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Fanfare. Roman von Fritz Mauthner. Fortsetzung. — Königin Sophie Charlotte und Leibniz, von Dr. Marcus Landau. — Die Vatikanische Ausstellung, von unserem römischen Berichterstatter [illegible]. — Das [illegible] von ehemals, von Gustav Weisbrodt. — Villa [illegible] bei Florenz. — [illegible] Novelle von [illegible]. Fortsetzung. — Ein Ball an Bord eines Kriegsschiffes, von R. [illegible]. — [illegible]. Gedicht von Joh. Paul [illegible]. — Eine Hochzeit in der Basilicata. — Mode und Natur, von J. von Falke. — [illegible]. — [illegible]. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Kartenspiele. — Bilderrätsel. — [illegible]. — „Die Geige", [illegible]. — Auflösung der [illegible] Seite 341. — Auflösung der [illegible] Seite 341. — Briefmappe.

Illustrationen: [illegible], Pastell von Josef Kopp. — Königin Sophie Charlotte von Preußen empfängt in ihrem Lustschloß Lützelburg (dem jetzigen Charlottenburg) den Philosophen Leibniz. Gemälde von A. M. [illegible]. — Eine Hochzeit in der [illegible] Landschaft Basilicata. Gemälde von [illegible]. — Ein Königsthron [illegible] bei Florenz, nach einer Originalaquarelle von H. von Rußberg. — Ein Ball an Bord eines Kriegsschiffes. Originalzeichnung von R. [illegible]. — [illegible], mit sechs Bildern von Albert Richter. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Das Nessusgewand.

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

2 Bände. Preis geheftet ℳ 9. —; fein gebunden ℳ 10. —

Der auf dem Gebiete des Romans bereits seit Jahren glücklich thätige Verfasser hat in diesem umfangreichen Werke ein großes, mit satter Farbenpracht gemaltes Bild entworfen, das in seiner Gesamtheit wie in seinen Einzelheiten außerordentlich anziehend wirkt. Das die Grundlage der Erzählung bildende Problem ist an sich schon ein höchst interessantes, die feingeistige Art und Weise aber, in welcher Zobeltitz die tiefe Symbolik jener altklassischen Mythe vom Gewande des Nessus unter Bezugnahme auf ganz modern gedachte Verhältnisse und Anschauungen zu deuten weiß, ist frappierend und originell.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte.
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische-Strasse.
Ältestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Fahnen, [illegible] Franz Reinecke, [illegible]

Kolossaler [illegible] Herren [illegible]

Norddeutscher Lloyd



Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork · Brasilien · Ostasien
Baltimore · La Plata · Australien

Prospekte versendet
Bremen.

Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe
fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt,
direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

Fabrikmarke V. E. & K.

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe: Faille, Satin, Merveilleux, Satin de Lyon, Faille française, Duchesse, Armure, Luxor, Ottoman, Bengaline, Satin de l'Impératrice, Victoria, Perlseidenstoffe, Moiré etc. etc.

Weisse und Crème glatte Seidenstoffe, Moiré und Damaste etc. für Brautkleider.

Alles in beliebigem Metermass zu Fabrikpreisen. Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Musterkollektion an

Schwarze Seiden-Sammete, Peluche für Kleider, Mäntel, Besätze und Putzzwecke, schwarze und braune Seiden-Sealskin-Peluche für Mäntel und Jacken.
Nur solideste Qualitäten.

Die Seidenwaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.

BUCHFÜHRUNG [illegible]

Buchführung [illegible] keine Vorbezahlung!

„Wir kennen keine [illegible]"

„Die unbedingt [illegible]"

„An die vorderste [illegible]"

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER
(Glycerin und Gurke)
UNSCHÄTZBARES MITTEL
zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHALT DIE HAUT [illegible] HAUT
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, [illegible], CHELTENHAM, ENGLAND.

Momentphotographien für Künstler.
Studien aller Art (weibl. und männl. Akte, Tier- und Landschafts-Aufnahmen) in [illegible] künstlerischer Ausführung. [illegible]
Ad. Estinger, Phot. Anstalt, Budapest I.

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken u. einzelne zu höchsten Pr. Kataloge über [illegible] Millionen für [illegible].
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

250 echte versch. Briefmarken [illegible] M. 1.60 liefert Paul Siegert, Hamburg.

Sammet- u. Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen. Spezialität: „Brautkleider". Billigste Preise. Seiden- u. Sammet-Manufaktur von M. M. Catz, in Crefeld. Muster franko.

Nebelbilderapparate SCIOPTICON
Wunder-Camera, Laterna magica eigener Fabrik. [illegible]
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

Solide Buckskins.
[illegible]

Maskenbilder
[illegible]

Unter dem hohen Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit
der Frau Prinzessin Wilhelm von Preussen
wird Ende April d. J. in Berlin ein
Bazar
zum Besten der Pensions-Anstalt der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger,
verbunden mit einer öffentlichen Ausspielung von
Gewinngegenständen
veranstaltet werden.

Dem erwerbslosen und erwerbsunfähigen Alter der Angehörigen der deutschen Bühnen im Inlande wie im Auslande Hilfe und Unterstützung in [illegible] Masse zu gewähren, als dies zur Zeit die geringen Mittel der Pensions-Anstalt ermöglichen, ist der Zweck dieses Unternehmens. [illegible] Gönner und Freunde der dramatischen Kunst, hochgesinnter deutscher Frauen und Jungfrauen, wie aller derer, welche dem Stande der deutschen Bühnenkünstler ihre fördernde Teilnahme schenken, [illegible].

Berlin, den 1. Januar [illegible].

Das Central-Comite.
[illegible] Franz Betz, Königl. Kammersänger.

Freundliche Beiträge und Gaben für den Bazar [illegible] zu richten an das
Bazar-Comité in Berlin SW., Charlottenstr. 85.

Digitized by Google

Elektro-Homöopathie.

Neue Wissenschaft.

Die elektro-homöopathischen Sternmittel

(Fabrikmarke rot und blauer Stern.)

zur Behandlung aller Krankheiten, besonders der chronischen Leiden, sind schnell zu grosser Berühmtheit gelangt, [illegible] von vielen Aerzten in allen Ländern verordnet. [illegible] kommt auf einen Pfennig per Tag zu stehen.

Kleine Broschüre gratis in allen Dépôts. Grosses Lehrbuch in deutscher, französischer, englischer, spanischer u. ungarischer Sprache.

Homöopathische Central-Apotheke

A. Sauter in Genf (Schweiz).

Hauptdépots:

Dresden: C. Greiners homöop. Offizin. Berlin: Salomonapotheke, Charlottenstr. 54; Engelapotheke, Kanonierstr. 44. Breslau: Apotheke z. Hammerei. Danzig: [illegible]. Eisenach: A. Meyer, [illegible]. Esslingen: Heimsch, Apotheker. Frankfurt a. M.: [illegible]. Hamburg: Hafenapotheke. Heilbronn: Nick & Walter, Apotheker. München: Kaufmann, homöopath. Centralapotheke. Posen: Rote Apotheke. Stuttgart: Otto Apotheker. Strassburg: Schwarz, Apotheker. Trier: Dr. Voos, Apoth. Wien: Engelapotheke, I am Hof 6. Budapest: Apotheke z. Reichspalatin. Krakau: Erdyk, Apotheker. Lemberg: [illegible] Apotheker. Paris: Apotheke [illegible], 45 Avenue Taitbout. Rom: Allievi, Apotheker, 53 Via S. Claudio. Brüssel: Homöopath. Apotheke, 94 Rue de Laeken. Moskau: A. Forbricher, homöopath. Centralapotheke. Warschau: F. Sztayner, kaiserl. Hofapotheke. New-York: Lewis O. Stickel, 441 E. 66 Str.

Für 50 Pf. in Briefmarken versendet

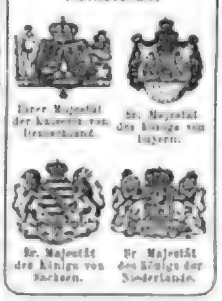
Chr. Lorenz in Erfurt

versendet **Für 50 Pf.** in Briefmarken

Etablirt 1834 — Hoflieferant — Etablirt 1834

Samenhandlung, Kunst- und Handelsgärtnerei

Hoflieferant



auf Verlangen postfrei

sein sehr reichhaltiges, hochinteressantes, 9 Bogen starkes, mit über 500 prachtvoll ausgeführten Abbildungen

illustrirtes Hauptverzeichniss

enthaltend alle Gattungen von Gemüse- und Blumensamen, Feld-, Gras- und Gehölzsämereien, sowie Pflanzen für Warmhaus, Kalthaus, Wohnzimmer und Freiland, reichste Sammlung von Cacteen, alte berühmte Nelkensammlung, Ziergehölze, Rosen, Obstbäume, Fruchtsträucher, Heckenpflanzen, Lorenz' Erfurter Riesenspargel, Gartengeräthe etc. Eine gedruckte Anleitung zur Anzucht von Gemüse, Blumen und Feldfrüchten wird auf besonderen Wunsch jeder Sendung gratis beigegeben.

Hoflieferant



Wiederverkäufern steht der Engros-Katalog gratis und franco zur Verfügung.

Gesandte **50 Pf.** werden bei einem folgenden Auftrage in Anrechnung gebracht. Gesandte **50 Pf.**

Die Einsendung von 50 Pf. wird aus dem Grunde erhoben, um den Katalogsammlern für ihr für mich so kostspieliges Handwerk zu legen.

Diese Annonce wird nicht wiederholt, was Interessenten berücksichtigen wollen.





Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in reichster Auswahl:

Cotillon- und Carneval- [illegible] Attrapen, Knallbonbons, Kostüme, Masken, Perücken, Saal-Decorationen [illegible]

Spiele, Christbaumschmuck, Papierlaternen.

Künstliche Pflanzen

Gefässe dafür in Majolika, Holz, Messing etc.

[illegible] gratis und franko.





PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.

Echter böhmischer

Granaten-Schmuck.

Preis-Courant mit 400 Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco.

Teuer  u. Kat.

Remington-Schreibmaschine,

die einzige aller existirenden Maschinen mit welcher man in Wahrheit 2–3 mal schneller schreibt, als mit der Feder. — 10–25 Kopien gleichzeitig. — Hectogr. u. lithogr. Vervielfältigung. — Schonung der Augen und der Gesundheit. — Vorzüglich für Gelähmte und Blinde. Prospekte kostenfrei. — Probelieferung.

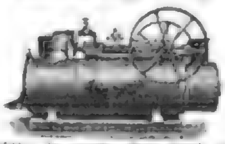
General-Vertreter:

Glogowski & Sohn,

Berlin SW., Blücherplatz 2. Berlin W., Jägerstr. 17.



Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre neuesten Expansions- und Compound-Locomobilen auf ausziehbaren Kesseln unter Garantie für geringsten Kohlenverbrauch [illegible] Theile und Kurse von [illegible] gratis und franco.

Mindlich & Kunze, Meißen [illegible]

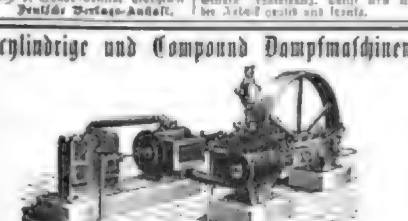


[illegible] Kollergänge, Trommelmühlen, Mahlgänge [illegible]

Galvanische Niederschläge von den in unseren Journalen „Ueber Land und Meer" u. „Illustrirte Welt" erschienenen Illustrationen werden zum Preise von 10 ₰ p. Quadr.-Centim. abgegeben.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Eincylindrige und Compound Dampfmaschinen



von geringem Dampfverbrauch und gr. Leistungsfähigkeit, bis zu 200 Pferdestärken, liefern

Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Salon-Gespräche.

Schlagfertig anleitende Beispiele, um auf Bällen, in Gesellschaften, Konzerten und im Theater, bei Besuchen, Diners und Landpartien, auf der Straße, auf Promenaden, Reisen, [illegible] unterhaltend zu [illegible] führen auf [illegible] eine Unterhaltung anzuknüpfen, [illegible] mit Takt und Gewandtheit fortzuführen.

Ein Ratgeber

für unerfahrene und schüchterne junge Leute beiderlei Geschlechts.

Von **Leopold v. Reinbeck.**

Zweite, durchgesehene Auflage.

M. 1 Mark 50 Pfge.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Das Hellsehen,

[illegible] Erfolg, [illegible] Methode [illegible] wurde. Daher [illegible]

Spiritisten, Gedankenleser,

Zauberkünstler, Illusionisten, Wahrsager, Somnambulen, Hexen- und Geheimkünstler, Schausteller u. s. w. Diese Kunst erfordert ein weites Feld und ist für Künstler [illegible]. Preis 10 M. Prospekte gratis und franko.

W. George, Graz, Steiermark.

Handweberei in Hausdorf
und
Mechanische Weberei Gnadenfrei.

Versand von lein. und baumwoll. Wäsche- und Bettstoffen, auch fertig genäht (z. B. reinlein. Laken [illegible] Bezug mit 2 Kissen [illegible]

Spezialität: **Seiden-Imitation** für elegante Sommer-Costumes. Stoff zur Robe von 7–10 M.

Wollstoff-Ersatz.

[illegible]

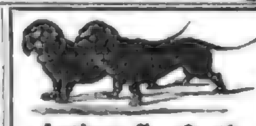
Muster u. durch **Photographie** und Buntdruck vervielfältigte **Costumebilder** gratis u. franko. **Versand:** Adr.: Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schl. **Lager-Verkauf:** Berlin, Werder-Str. 5, Central-Verkaufsstelle der Vaterl. Frauen-Vereine.

Joh. Mahinger,
Stuttgart,
versendet zu Engros-Preisen
Seidenbänder, Satin, Spitzen
für
Putz-, Konf.-, Ball-Toilette.
Man verlange Muster.

GASMOTOREN

bis 100 PF
auch Petroleum u. Wassergas
C. Leissel & Cie. Ehrenfeld.

Angelgeräte
H. Stork, München.



Arthur Seyfarth,
Köstritz, Deutschland.

Zucht- u. Engros-Versand-Etablissement für Renommir-, Luxus-, Ratten-, Jagd- und Sportshunde!

[illegible] Terrier, Möpse, Löwen-Spitzer, Malteser, Pinscher, Rattler, deutsche Vorstehhunde, Setters, Pointers, Schweiss-, Dachs-, Bracken- u. Foxhunde, engl. u. span. Windhunde etc. Album prämiirter Hunde-Rassen mit 50 künstl. Abbildgn. 50 ₰. „Der Hund" seine Erziehung, Pflege u. Dressur 5 M.

Export nach allen Welttheilen!

Illustr. Preisverzeichnis franko.

Neu! **Wormatia**- Neu!

Gesundheitspfeife,

gesetzlich geschützt,

mit [illegible] Rauchern als das vorzüglichste [illegible] lang Mark 2.00, kurz Mark 2.50.

D. Menz, Pfeifenfabrik, Worms a. Rh.

[illegible] gratis u. franco.

C. Ade's Kassenfabrik Stuttgart versendet

neuesten illustrirten **Kassen-Katalog** gratis und franco.

L. Weyl, Berlin W. 8. Aelteste Fabrik fahrbarer Krankenstühle. Kataloge gratis. Filiale in Wien, Wallfischgasse 8.

Die Kohlenanzünder von **J. P. Ruder, Charlottenburg**



ersetzen das Holz beim Feueranmachen, sind besser, grösser wirksamer, 30% schwerer als andere, mehrfach prämiirt und daher die vortheilhaftesten.

Es kosten 500 St. 3 M., 1000 St. 5,50 M., 2000 St. 10 M. incl. Verpack. frei Bhf. Berlin geg. Nachn.

Wiederverkäufer erhalten lohnende Vergünstigung.

Heussi's Brat- und Backapparat.

Wichtig für Hausfrauen!

Gegen unbefugte Nachahmung gesetzlich geschützt.



[illegible] jeden Braten schön braun und saftig, jedes Gebäck locker und schmackhaft unter Beimischung jeder persönlichen Kultur [illegible] Besonders schmackhaft und schön braun werden die Saucen. Der Apparat kann auf jedem Herde, in jeder [illegible] benutzt werden [illegible]. Alle Braten gerathen deshalb so ausgezeichnet, weil in dem Apparat vorzügliche Oberhitze erzielt wird. [illegible] mit emaillirter Pfanne u. emaillirter Backform 15 M. [illegible] 12 M. 50 Pfg. [illegible] u. emaillirter Backform 17 M. 50 Pfg. [illegible] 25 M. [illegible]

Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstrasse 6.

Für engros und Export Rabatt.

Jeder Apparat, welcher das Versprochene nicht leistet, wird kostenfrei zurückgenommen.

Jede Hausfrau, welche auf der Höhe der Zeit steht, sollte nur noch nach Heussi's bewährter Methode braten und backen.

Herrn Paul Heussi, Leipzig. Der von Ihnen bezogene Apparat erweist sich als sehr praktisch und bin ich auf's höchste befriedigt; senden Sie an Frau (folgt Bestellung). Frau Gerichtsrat Voerster, [illegible]

Sehr geehrter Herr Heussi! Nachdem ich den mir von Ihnen übersandten Brat- und Backapparat nun bereits 18 Mal in verschiedener Weise benutzt habe, kann ich es nicht unterlassen Ihnen zu sagen, daß derselbe mich aufs Höchste befriedigt. [illegible] einen besonderen Werth lege ich noch darauf, daß die Saucen auf diese Weise von ganz außerordentlichem Wohlgeschmack und ausgezeichneter Farbe sind. Ebenso hat sich der Apparat bei Kuchen und Mehlspeisen bewährt. [illegible] So wird diese schöne und praktische Erfindung sich zur Freude der Hausfrauen gewiß in kurzer Zeit in recht vielen Häusern bewähren.

Mit größter Hochachtung [illegible]

Pastorin L. Fleegmann, Cimersdorf (Mecklenburg.)

Dr. Lahmann's Sanatorium
auf „Weisser Hirsch" bei Dresden.
In reizender Lage.
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., constit. Leiden etc. Sommer- und Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.

Amthorsche Höhere Handelsschule und Handelsakademie
zu Gera, Reuss. 29. Schuljahr.
1. Höhere Handelsschule mit Berechtigung zum einjähr.-freiwilligen Militärdienst. — Dauer des Schulbesuchs 1 bis 4 Jahre, je nach Vorbildung.
2. Handels-Akademie für rein fachwissenschaftl. Ausbildung (einjähr. Kursus). Ueber ... Unterkunft etc. Näheres durch die Prospekte. Die Direktion.

Leuze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium für Nerven-, ... Frauenkrankheiten, ...
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.



Arm u. Gesichtshaare
werden schmerzlos für immer mit den Wurzeln ... entfernt. Dose 3 Mark.
R. Bötteber, ...

Rhein-Wein, ...
S. Roesch, ... Düsseldorf.

Weisswein, ... Rotwein, ...
Fritz ..., Bamberg a. ...

JENSENS
UNFRIERBARER
DORSCHLEBERTHRAN
Aerztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch, von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.— M. 2.— und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von
HERTZ & COLLINGWOOD
15 Dresdener Strasse Berlin S. und London, 101 Leadenhall Street E. C.

Harzkäse, ...
Herm. Kahles jun. Harzburg.

Ehrenhaftes Gesuch. ...

Wiesbadener Kochbrunnen-Rohsalz für Bäder



fabrizirt unter amtlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden und der Kurdirektion.

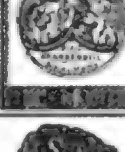
Das Wiesbadener Kochbrunnen-Rohsalz für Bäder ist von hochkräftigster Wirkung bei allen Krankheiten, welche man unter dem Begriff „rheumatische Leiden" zusammenfasst, desgleichen bei Nervenkrankheiten, Lähmungen, bei Störungen der Hautthätigkeit ... bei Krankheiten in den Bewegungen der ... welche als Folgezustände von Krankheitsprozessen in Knochen, Gelenken oder Weichteilen, ...
Preis per Kilo M. 2.—
... Wiesbadener Kochbrunnen-Wasser p. Flasche 80 Pf.
Versand durch das
Wiesbadener Brunnen-Comptoir.
Wiesbaden.
Zu haben in allen Apotheken, Mineralwasserhandlungen u. Drogengeschäften. ...



Gläser-Nachtlichte. ...

Reiche ... General-Anzeiger Berlin ...

Krankenheiler



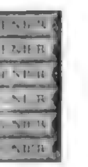
Jodsodaseife, beste Toilettenseife zum täglichen Gebrauche; für die Herstellung und Erhaltung der Gesundheit und Schönheit des Teints, sowie für zarte, empfindliche Haut und für das Kinderzimmer unentbehrlich.
Krankenheiler Jodschwefelseife, wirksamste medizinische Seife in allen Formen von Hautkrankheiten.
Verstärkte Quellsalzseife für veraltete ... Leiden dieser Art, namentlich auch gegen Frostbeulen und als ... gichtischer Ablagerungen ist sie von grossem Vortheil, ... da noch Heilung, wo alle anderen Mittel ... Zu beziehen sind diese Seifen in den Apotheken, ... und Mineralwasserhandlungen ... gratis und franco durch die
Bade-Direction, Tölz.



ROWLANDS'
MACASSAR OIL verschafft üppigen Wuchs der Haare und schützt gegen Ausfallen derselben, wird auch in Goldfarbe verkauft für blondhaarige Kinder.
ODONTO, ... Man verlange in Apotheken und Parfümeriegeschäften nach den Produkten von Rowlands, 20 Hatton Garden, London, und hüte sich vor Nachahmungen.

REINWOLL. CACHEMIRE
... Doppelbreite ... Centimeter ...
Specialität:
Schwarze Neuheiten!
1 Mark das Meter und hoher
Proben frei!
Geschäftshaus für Damen-Moden **AUG. POLICH** LEIPZIG.

1 Mark 60 Pf.
das Pfund.



CHOCOLAT MENIER
Das beste Frühstück.
Grösste Chocoladenfabrik der Welt.
... CHOCOLAT MENIER ...
Vor Nachahmung wird gewarnt.
60, RUE DE CHATEAUDUN, PARIS

Aufforderung.
... Anna Regina Traut ... Regina Traut ...
Frankfurt a. M., den 14. Januar 18..
Dr. Alph. M. Steinle,
...

Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Rudolstadt i. Thüringen, gegründet 1817. ...
Direktor Dr. Joh. Barop.

Kurbedürftige erhalten gratis u. fko. d. Prospekt ...
... Brunnthal-München.

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Gicht und Rheumatismus.
Sichere Hilfe.
...
F. C. Mangelsen, ...

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.
Preis per ... Pfd.-Dose ... Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

LIPPMANN'S KARLSBADER BRAUSE-PULVER
Bestes Hausmittel bei Verdauungsstörungen, trägem Stoffwechsel und deren Folgezuständen. Zum Kurgebrauch bei Magen- u. Darmkatarrhen, Leber- u. Gallen... ärztl. allg. empf. Erh. in Sch. ... d. Apoth. Gegen Eins. ...
von Lippmanns Apotheke Karlsbad.

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER
ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das
beste, reinste und wohlschmeckendste.
Wenn van Haagens Cacao ... Private ...
Richard C. van Haagen
UTRECHT. AMSTERDAM

Erwerbs-Katalog ... gratis u. frko.
Wilh. Schiller & Co., Berlin ...

Dr. Blau's kl. hom. **Hausarzt** ...
Dr. med. Blau, ... Dresden ...

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.
Die präparirte Holzkohle, welche schon seit langen Zeiten im Arzneischatze ... Magens und der ... Erscheinungen, schwieriger Verdauung, ... wird hier in einer höchst zweckmässigen Arzneiform geboten, welche bei intensiver Heilwirkung zugleich ein vortreffliches, leicht verdauliches und wohlschmeckendes Nahrungsmittel darstellt ...
Wurzener Biscuitfabriken vorm. **F. Krietsch in Wurzen** ...
Auf Wunsch Prospecte und ... für grössere Bezüge
Dresden. Dr. L. Caro, Königl. Sächs. Hofapotheke.

Goldene Medaille in Paris 1878.



TAMAR INDIEN GRILLON
Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise.
Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Imperial Wine Co.
Palmerston Buildings, London E. C.
Importeure von nur besten, garant. naturreinen
spanischen u. portugiesischen Weinen.
Probekiste enth.
1 Flasche Portwein } feine
1 Flasche Sherry } Qualität
5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung
Spezialität in altem Portwein und Sherry ... Probekiste, enth. 2 ganze Flaschen **Mrk. 7.50** franko Spesen inkl. Verpackung.
...
Leonard de Bruyn, Cöln.
Ausführlich. Preiscourant gratis und franko.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 19.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Donnerstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Fanfare.

Roman
von
Fritz Mauthner.

(Fortsetzung.)

Langsam ordnete Leontine vor dem Spiegel ihren Traueranzug, indem sie ein einfaches schwarzes Häubchen aufsetzte und ein schwarzes Kaschmirtuch um ihre Schultern legte; dann noch etwas Puder auf ihre Wangen. An der Thüre kehrte sie um und nahm mit verächtlichem Achselzucken ein Taschentuch, das sie rasch zerknitterte, in die Hand. So schritt sie gemessen mit gesenktem Kopfe bis in den reichen hellen Raum, wo der alte Mettmann sie stehend erwartete.

„Meine arme Freundin," rief er und faßte ihre beiden Hände, „wir haben alle Ihre Haltung am Grabe bewundert. Ich habe gar nicht zu glauben gewagt, daß Sie mich empfangen werden."

„Man muß versuchen, die schwersten Stunden so schnell wie möglich durchzumachen," sagte sie feierlich.

Mettmann nickte beistimmend.

Sie fuhr fort:

„Meinem guten Manne war die Erlösung von seinen langjährigen Qualen wohl zu gönnen."

Sie hob die Hand mit dem Taschentuch ein wenig nach den Augen, ließ sie aber auf halbem Wege wieder sinken.

„Sein Tod zwingt mich, ganz gegen meine Neigung, mich um allerlei geschäftliche Dinge zu bekümmern. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich mit Ihrer männlichen Erfahrung unterstützen wollten. Eine alleinstehende Witwe —" Wieder zuckte die Hand mit dem Taschentuch.

„Meine teure Freundin," sagte Mettmann mit gedämpfter Stimme, „was ist das menschliche Leben? Punktum. Es wird mich unendlich freuen — das heißt — Sie verstehen mich, auch bei diesem schmerzlichen Anlaß können Sie über mich verfügen."

Leontine drückte ihm die Hand und steckte das Taschentuch ein.

„Vor allem möchte ich eine Danksagung für das schöne Leichenbegängnis abfassen."

„Es war Ihnen gewiß ein Trost," rief Mettmann mit hellerer Stimme. „Das überlassen Sie nur Herrn Pinkus. Hat er die Traueranzeige und den Nachruf nicht sehr schön verfaßt?"

„Es war alles ganz würdig. Ferner möchte ich im Sinne des Verstorbenen den Armen der Stadt eine größere Summe widmen. Er hatte nicht Zeit, selbst derlei Bestimmungen zu treffen, da ist es meine Pflicht, statt seiner wohlthätig zu sein."

„Ja, das ist üblich," brummte Mettmann. „Wollen Sie die Summe bestimmen?"

„Ich habe noch nicht überlegt. Nun, hunderttausend Mark wird wohl das Richtige sein. Es gibt so viel Armut in der Stadt."

Mettmann fuhr auf.



Ballmanöver. Gemälde von Sigmund Vajda.

„Sie sind wohl — Teuerste Freundin, das ist zu viel! Sie sind wohl in Ihrem ersten Schmerze zu verschwenderisch.“

Leontine lächelte traurig, doch schaute sie den Verleger scharf an und sagte, während ihr schwarzes Tuch langsam von den Schultern zu den Hüften niederglitt: „Die Güte meines Mannes hat mich in Verhältnissen zurückgelassen, in denen die Summe ohne Bedeutung ist.“

Mettmann verneigte sich unwillkürlich.

„Aber es ist zu viel,“ wiederholte er. „Dazu biete ich meine Hand nicht. Sagen wir fünfzigtausend.“

„Wie Sie meinen. Ich will nicht auffallen. Also fünfzigtausend Mark. Ich behalte mir aber vor, die hunderttausend voll zu machen, wenn eine bedeutende Stiftung auf meinen Namen — auf den Namen des Toten meine ich natürlich — damit möglich würde.“

Es wurde still im Zimmer; jedes ging seinen Gedanken nach. Plötzlich rief der Verleger:

„Wann darf mein Sohn sich erlauben, Ihnen aufzuwarten?“

„Er wird mir jederzeit willkommen sein. Wie gefällt es Ihrem Richard hier? Erzählen Sie mir von ihm, das wird mich zerstreuen.“

Und nachdenklich löste Leontine das Häubchen los und warf es samt dem Tuche auf den nächsten Tisch.

Mettmann kannte nur ein Vergnügen, das war, von seinem Sohne zu sprechen. Und heute war er überdies hergekommen, um die junge Witwe an Richard zu erinnern.

Er war also nicht zurückhaltend. Er wußte bald selbst nicht, ob Schlauheit oder Vaterliebe aus ihm sprach. Wie unverdorben Richard aus der Fremde zurückgekommen war, wie kindlich er die Menschen beurteilte und wie er doch wieder als Techniker seinen Mann stelle. Von der Komposition einer Oper hatte Frau Leontine natürlich sofort erfahren. Das aber wußte sie noch nicht, daß das Werk von allen Kennern gelobt wurde, daß man allgemein einen großen Erfolg prophezeite und daß der Komponist durch die Aufführung allein ein gemachter Mann sein würde.

„Er wird es ja nicht nötig haben. Es ist ja für einen reichen Vater gesorgt. Aber um seinetwillen freut es mich.“

Leontine verbarg den Anteil nicht, den sie an Richards Schicksal nahm.

„Schicken Sie mir ihn nur bald her,“ sagte sie fröhlich. „Sie haben Ihren Sohn alles Mögliche lernen lassen. Er war auf dem Gymnasium, auf dem Polytechnikum und auf Reisen. Nur in der Schule einer Frau ist er wohl noch nicht gewesen. Ich möchte seine Erziehung wohl vollenden. Unsere Wohnungen sind ja nur durch eine Feuermauer getrennt, da kann ich wohl sagen, daß ich die Nächste dazu bin.“

„Nicht unsere Wohnungen, unsere Häuser. Es hat lange genug gedauert; Herr von Havenow hat mir das alte Haus nebenan endlich überlassen müssen. Bis jetzt wohnte ich zur Miete darin; aber dem Besitzer gehörte längst nicht mehr viel davon.“

Leontine blickte erstaunt auf. Für so reich hatte sie den alten Mettmann gar nicht gehalten.

„Das haben Sie mir wohl nicht zugetraut,“ rief er sofort. „Ich will bauen! Lauter bunte Steine, es muß blendend schön werden. Wenn diese beiden Nachbarhäuser in eine Hand kämen — alles in der Welt ist ja möglich — und wir könnten zusammen einen großen Neubau aufführen, es müßte das großartigste Haus in der ganzen Tiergartenstraße werden.“

Noch deutlicher durfte er heute nicht mehr werden, er stand auf. Auch Leontine erhob sich. Sie legte das Tuch wieder um ihre Schultern und sagte lächelnd:

„Treten Sie mit mir einen Augenblick auf den Balkon hinaus. Da können Sie die beiden Grundstücke übersehen und bequem Luftschlösser bauen.“

Mettmann öffnete zuvorkommend die weite Glastür. Doch als Leontine ihren Fuß über die Schwelle setzen wollte, fuhr sie mit einem häßlichen Schrei zurück. Draußen stand in der Ecke auf einer Wasserlache und immer noch triefend der Rollwagen des toten Kommerzienrats. Mettmann schloß die Glastür wieder und sagte nur: „Die verdammten Dienstboten! Alles lassen sie zu Grunde gehen. Na, der Schaden ist ja nicht groß.“

Und er empfahl sich kurz mit dem Versprechen, seinen Sohn an einem der nächsten Tage herzuschicken.

Frau Leontine erwartete Richards Besuch mit einer Ungeduld, die sie vorher nie gekannt hatte.

Sie verbrachte manche Stunde dieser ersten Witwentage am Fenster, um in den Vorgarten des Nachbarhauses hineinzublicken, ob Richards Gestalt nicht auf dem blanken Kieswege zu entdecken war. Und sie dankte es jedem Menschen, mit dem sie unbefangen über Richard Mettmann sprechen konnte.

Als am Tage nach dem Begräbnis gegen zwölf Uhr Herr Pinkus seine Aufwartung machte und seine Dienste anbot, hatte sie das Geschäftliche rasch erledigt. Auf die Bemerkung des Agenten, ob die öffentliche Danksagung nicht auch in Mettmanns Glocke eingerückt werden sollte, rief sie heftig:

„Gewiß! Ich bin mit Herrn Mettmann zu befreundet, um sein Blatt umgehen zu können. Was hört man denn von der Oper seines Sohnes?“

Nun war Pinkus auf einen Gegenstand gebracht, der ihm sehr am Herzen lag. Er hielt sich für „sehr musikalisch“. So oft er einen großen Inseratenauftrag kalkulirte, pfiff und brummte er dazu die bekanntesten Arien aus beliebten Opern. Richard Mettmann war der erste Komponist, den er persönlich kannte. Von Fata Morgana war er begeistert. Außerdem hatte er sich in den Kopf gesetzt, wenigstens der geschäftliche Leiter des neuen Theaters und Gartenunternehmens zu werden. So plauderte er denn nach Leontinens Aufforderung sehr lebhaft, aber nicht gerade von dem, was sie zu hören erwartete.

„Fata Morgana? Der reine Rossini. Das heißt, ich habe mir noch keine Melodie merken können, aber ich hab's auch erst einmal gehört. Gott, wenn ich könnte Direktor werden, wie möchte ich die Oper herausbringen! Nichts wär' mir zu teuer! Heutzutage, wenn man will sein Glück machen, muß man engagiren die Lucca für den Chor und eine junge, schöne Konservatoristin für die Primadonnasachen. Was, bin ich ein Direktor? Und mit den Zeitungen weiß ich umzugehen; den Rummel verstehe ich. Ich will nicht Inseratenhändler bleiben, so lange ich lebe. Wenn Frau Kommerzienrätin mich unterstützen wollten! Herausbringen will ich Fata Morgana: nichts soll mir zu teuer sein. Wandeldekorationen, Ballet, jung meinetwegen, elektrisches Licht. Ich möchte gern Direktor werden.“

Leontine entließ den Mann, nachdem sie sich den Inhalt des Textbuches hatte erzählen lassen. Dann erwartete sie den jungen Komponisten Tag um Tag und Stunde um Stunde. Sie wußte nicht, wie widerstrebend Richard des Vaters Bitte aufnahm, er möchte der Witwe Petersen den schuldigen Besuch abstatten; aber sie fühlte doch, daß sie keinen Eindruck oder doch keinen guten gemacht hatte und daß es nicht leicht sein würde, den jungen Mann völlig zu gewinnen.

Als Richard endlich acht Tage darauf seine Karte abgab, ließ ihn Leontine ziemlich lange warten; sie brauchte Sammlung, um ihre neue Rolle nicht beim ersten Auftreten zu verderben, und dem jungen Manne konnte es gar nicht schaden, wenn er sich in dem üppigen Zimmer auf das Erscheinen der schönen Witwe vorbereitete.

Als sie endlich mit sich fertig war, ging sie in gemessener Haltung, ernst, aber nicht traurig, zu ihm hinein. So schön war sie ihm noch nie erschienen. Er stammelte einige Worte des Beileids. Sie unterbrach ihn ruhig.

„Die herkömmliche Form paßt nicht zu meiner Lage,“ sagte sie freundlich. „In einer grampollen Stunde habe ich aus Mitleid das Amt übernommen, den kommerzienrat Petersen zu pflegen. Die dringende Bitte des alten Herrn, der mir eine klare, gesellschaftliche Stellung geben wollte, hat mich dem Namen nach zu seinem Weibe gemacht. Er hat mich wie ein Vater geliebt. Und wie für den Tod eines nahen Verwandten will ich Ihr Beileid gern gelten lassen.“

Sie hatte Richards Hand ergriffen und herzlich gedrückt, bevor er sich noch in den innigen Ton der fremden Dame finden konnte.

„Ich habe kein Recht auf so viel Vertrauen,“ sagte er zögernd.

„Doch! Sie müssen sich das Recht nehmen. Ihr Vater ist mir ein zu guter Freund, als daß nicht auch wir oft miteinander zusammenkommen müßten. Und Ihnen, Ihnen wenigstens möchte ich nicht in dem falschen Lichte erscheinen, in welchem die Welt so gern die beklagenswerte Frau sieht, die durch die Heirat mit einem alten Manne reich geworden ist. Ach, dieser Reichtum! Lieber Herr Mettmann, helfen Sie mir, daß ich ihn los werde. Wenn Sie irgendwo einen armen Menschen wissen, der so glücklich ist, daß ihm mit Geld geholfen werden kann, so schicken Sie ihn zu mir. Nein, kommen Sie selbst und bringen Sie ihn von mir, was Sie wollen.“

Leontine fühlte, daß ihre Augen feucht geworden waren. Sie schwieg und blickte Richard bittend an.

Er hatte es wohl bemerkt, daß das schöne Weib ihn günstig für sich stimmen wollte. Das freute ihn, denn die Witwe Petersen, wie sein Vater sie nannte, war seinen Sinnen nicht ungefährlich und laut sprach zu ihren Gunsten sein Herz. Wie sehr hatte Pinkus auch dieser Frau unrecht gethan.

Es machte ihm Freude, mit Leontine von seiner Oper zu sprechen. Sie nahm jede Mitteilung mit so verständigem Anteil auf, daß ihre Begeisterung für das Ganze, das sie noch nicht kannte, wahr erscheinen mußte. Ueber eine Stunde plauderte sie mit ihm über seine Musikersorgen; dann erst stand er auf und dankte ihr herzlich für ihre Teilnahme.

„Sagen Sie Freundschaft!“ rief sie mit erhobener Stimme. „Ich bin älter als Sie, so darf ich Ihnen zuerst die Freundschaft antragen.“

Und sie streckte ihm ihre rechte Hand weit entgegen.

Er schlug errötend ein.

„Ach, wenn Sie mein trauriges Leben verständen, Sie wären schon aus Menschlichkeit mein Freund! Ich war ein blutjunges, unerfahrenes Geschöpf, als ich mich von einem Manne fesseln ließ, der sich für einen Künstler ausgab. Ich habe seinen Namen getragen, weil die Kunst mir immer als das Höchste auf der Welt erschien. Er hatte mich betrogen. Er war ein Handwerker, ein Klavierlehrer, ohne Schaffenslust, ohne Schaffenskraft. Das war die erste Enttäuschung meines Lebens. Kommen Sie bald wieder. Ich bin keine gefährliche Frau. Lassen Sie sich nichts Häßliches über mich erzählen; glauben Sie nichts, was ich Ihnen nicht bestätigt habe. Ich habe zu viel Trauriges erfahren. Ich will nichts als Freundschaft.“

Richard wurde über seine eigene Ungeschicklichkeit rot, als er darauf nichts anderes zu erwidern wußte, als — er habe wenig Zeit. Seine ununterbrochene Thätigkeit in der Maschinenfabrik und die zeitraubende Orchestrirung seiner Oper seien fast zu viel.

„Warum geben Sie Ihre Stellung nicht auf? Sie haben es ja doch nicht nötig?“

Aus Richards verwunderten Augen las sie sofort, daß sie einen falschen Ton angeschlagen hatte. Rasch fügte sie hinzu: „Sie brauchen kein Maschinenbauer zu bleiben, wenn Sie ein großer Künstler sind!“

„Das habe ich eben noch nicht bewiesen.“

Leontine machte große Augen und sagte treuherzig: „Sie haben recht. Lassen Sie sich beide Wege offen.“

Richard ging mit dem Gefühle fort, eine treue Freundin, eine gute Kameradin gefunden zu haben und überdies ein feinfühliges Weib zu kennen, dessen Urteil für sein künstlerisches Schaffen bedeutungsvoll werden mußte.

Schon nach vier Tagen kam er wieder, vertiefte sich rasch in ein Gespräch über seine Opernarbeit und machte die junge Witwe vorerst zur Vertrauten seiner künstlerischen Ueberzeugungen. Ihm schien Mozart eine kleine Gottheit zu sein, deren Gebote jeder ehrliche Musiker bis ans Ende aller Dinge heilig zu halten hätte. So hatte er sich auch bei der Orchestrirung seines Werkes in bescheidenen Grenzen gehalten und zu dem doppelten Streichquartett nur vier Bläser hinzugedacht. Leontine hatte von der Musik nicht genugsam Kenntnisse, um die Gründe des jungen Freundes erfolgreich zu bekämpfen. Aber sie wies ihn eindringlich auf den Geschmack des Publikums, welches seitdem durch große Massenwirkungen verwöhnt worden sei und nicht mehr zu der alten Kammermusik zurückkehren wolle, wenigstens im Opernhause nicht.

Das Gespräch erhitzte sich leicht über die technische Frage, um so mehr, als Richard nicht zum erstenmal den Vorwurf hörte, seine Musik sei unmodern, sei zu dünn, zu wenig malerisch. Er hatte schon für einige Chöre und für die Ouvertüre die Mittel

verstärkt, hatte gegen seine bessere Ueberzeugung große Klangwirkungen nachzuahmen gesucht und empörte sich nun, da seine Nachgiebigkeit nicht für eine neue musikalische Lehre, sondern für den Geschmack des Publikums gefordert wurde. Er wollte nicht noch weiter gehen; und unter Selbstanklagen verdammte er eine Kunst, welche sich wie eine Schneiderin in den Dienst der Mode stellte.

„Sie kennen meinen Vater," rief er, „und Sie sind klug genug, um seine Auffassung des Verlegergeschäfts zu verstehen. Sie durchschauen das alles vielleicht besser als ich. Was ist es denn, das es mir unmöglich macht, mit ihm gemeinsam zu arbeiten, wie es doch die Pflicht des Kindes wäre? Doch nur, daß er sich und seine Zeitung und die Federn seiner Redakteure in den Dienst aller zahlungsfähigen Leute stellt, daß er aus der Ueberzeugung, für welche ein Journalist leben und sterben sollte, eine Handelsware machen möchte. Und wenn ich nun hingehe und den Gesang der Blumengeister mit Posaunen begleiten lasse, wie es die Großstädter erwarten, anstatt mit zwei Flöten, wie es mein Gewissen verlangt, wenn ich nachgebe, was thue ich anderes als der gefällige Kaufmann. Meine sechs Posaunen tönen in meinen Ohren ebenso schrill wie die Posaune der Reklame. Mit Fanfaren müssen unsere neuesten Komponisten ihre Zuhörer von Zeit zu Zeit aus dem Schlafe wecken, damit sie ihnen nicht einschlafen und damit sie etwas haben, woran sie die Melodie erkennen, wie die Aktiengesellschaft Fanfare wertlose Waren so lange anpreist, bis sich die Namen dem Publikum ins Ohr gelegt haben."

Leontine horchte auf, als schlüge ihr selbst plötzlich eine alte Melodie wieder an das Ohr. Das war derselbe Ton, wie sie ihn einst von dem armen Klavierlehrer gehört hatte, der ihr erster Mann geworden war. Sie lächelte unmerklich vor sich hin. So steckte doch etwas von einer Künstlerin in ihr, wenn ihr Leute mit einer solchen Sprache gefielen. Aber so jung war sie nicht mehr, um dieselbe Sprache noch einmal von einem armen Klavierlehrer zu ertragen. Richard Mettmann, der gute Schulen besucht hatte und Kleider von neuestem Schnitt trug, hatte trotz dieser schönen jugendlichen Ueberschwenglichkeit eine glänzende Zukunft zu erwarten. Nicht umsonst hatte Papa Mettmann ihr noch vor des Sohnes Rückkehr viel von ihm gesprochen. Durch den Reichtum, den Einfluß und die Klugheit seines Vaters war Richard berufen, eine große Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Daß der junge Mann zufällig die Neigung empfand, auch als Musiker etwas zu bedeuten, das konnte einmal für die Häuslichkeit recht störend werden — viele Musik that ihr geradezu weh — aber seine gesellschaftliche Stellung konnte durch die Begabung nur gewinnen, wenn diese zu raschen äußeren Erfolgen führte. So viel war gewiß, Richard mußte sich mit seinem Vater vollkommen aussöhnen, auch innerlich. Er mußte das Opfer seines hübschen, jugendlichen Idealismus bringen, damit Leontine seiner sicher blieb. Wenn er sich daneben eine gewisse unerfahrene Schwärmerei für sie selbst unberührt erhalten konnte, um so besser.

Leontine hatte im Leben schon so viel erreicht, sie hatte die Menschen so mühelos ihrem Willen dienstbar gemacht, daß sie auch diese neue Aufgabe leichten Muts in Angriff nahm. Heute und bei jedem folgenden Besuche sprach sie mit Richard viel und mit warmen Worten über den Vater. Der Hauptsatz, den sie bei jeder Gelegenheit wiederholte, lautete: „Die Menschen haben nicht alle dieselbe Ehre, dasselbe Gewissen; wer nur die Pflichten seines Standes erfüllt, soll darum von anderen Ständen nicht verachtet werden, weil ihre sittlichen Grundlehren anders lauten. Die Ehre des einen Standes verpflichtet ihn zum Duelliren und gestattet ihm das Schuldenmachen. Der Bauer dagegen wird um einer Hypothek willen, die er aufnimmt, geringer geschätzt, als um eines Schimpfwortes willen, das er einsteckt. Ein Gelehrter, der wissentlich lügt, ist für immer gerichtet; ein Geschäftsvermittler aber darf ein bißchen lügen, weil sein Stand es ihm gestattet."

Richard gab sich diesem Unterricht nicht unwillig hin. Er hörte wohl die Täuschung aus dem Tone der schönen Sprecherin, er sah die leibhaftige Sophistik aus ihren kalten Augen glänzen, aber er war ihr doch dankbar dafür, daß sie seinen Herzenswünschen mit dem Aufwand ihres ganzen Verstandes entgegenkam. Er hatte von seinem Vater zeitlebens nur Liebes und Gutes erfahren; er wünschte nichts sehnlicher, als ihn achten zu können. Ohne die ernsthaften Reden dieses Bode wäre es vielleicht gar nicht zu dem geheimen Aufstand gegen die Gewohnheiten des väterlichen Hauses in ihm gekommen. Es war ein Glück, daß er für seinen Umgang anstatt des ewig verneinenden geheimnisvollen Mannes so bald dieses klare, versöhnende Weib gefunden hatte.

Mehr als vierzehn Tage waren seit Richards Besitzbesuch verstrichen, vier- oder fünfmal war er bei ihr gewesen, und sie kannte bereits — fast bis zur Ermüdung — alle Schwierigkeiten seiner Oper und alle Sorgen seines äußeren Lebens; nur von seinen Herzensbeziehungen hatte er noch mit keinem Worte zu ihr gesprochen. Und doch war es ihr klar, daß er mit seiner jünglinghaften Leidenschaft einem andern Weibe gehören mußte, er hätte sonst nicht in so harmloser Freundschaft bei ihr ausharren können.

Und auch daß seine Liebe nicht beglückt war, ließ sich leicht erraten. Eine Frau oder ein Mädchen, das ihn liebte, hätte den Verkehr mit der schönen Leontine nicht geduldet. Daß der hübsche, offene junge Mann, der ihr so gut gefiel, nicht wieder geliebt wurde, das schien ihr kaum glaublich. Der alte Mettmann hatte einmal spöttisch auf Richards Neigung zu einem armen Kinde von Adel angespielt; doch Armut der Geliebten hätte diesen Jüngling nicht unglücklich gemacht.

Es war gegen Ende August, die Sonne war eben untergegangen, sie saßen in der Schwüle des Abends auf dem Balkon stumm einander gegenüber. Wieder einmal hatte sie auf Richards Klagen dem Vater recht gegeben, der für die Oper seines Sohnes nach allen Regeln seines Gewerbes Lärm schlug. Richard wußte nichts mehr zu erwidern.

Er blickte in den eigenen Vorgarten hinunter, in welchem ein Diener Bäume und Sträucher mit einem zum Regen zerstäubten Wasserstrahl besprengte. Hier spielte sich jetzt wieder sein Leben ab, und er gedachte der glücklicheren Jugendzeit, da er hier mit dem unbändigen Achim und der immer heiteren Johanna spielen durfte. Damals kannte er das Leben noch nicht. Die Freiheit und Schönheit der Welt hörte für ihn mit dem Tiergartenviertel auf. In der Stadt Berlin selbst wohnten lauter hungernde und vor Hunger grausame Menschen. Darum wollte er mit Johanna auch für immer da bleiben und nicht reisen, weder nach der Stadt noch nach der weiteren Fremde.

Eben unterbrach er sein langes Schweigen. Er hatte vor, zu der schönen bleichen Frau von seiner Jugend und von Johanna zu sprechen. Da stockte er wieder und richtete sich erregt empor. Johanna von Havenow selbst hatte die Gitterthür des Vorgartens geöffnet und ging auf das Haus seines Vaters zu. Freundlich grüßte sie den Diener, der noch vor kurzem der ihres Onkels gewesen war.

Richard konnte trotz der Dämmerung ihre Züge ganz deutlich erkennen. Er sah, wie sie vorüberschreitend dem Diener einige Worte zurief, wie dieser vorsichtig den Schlauch abschloß und dabei doch noch die Oeffnung von dem gnädigen Fräulein abhielt — gerade auf Leontine zu — wenn's durch einen Zufall doch losgehen sollte! — wie er dann sehr unterthänig irgend eine Mitteilung machte und wie Johanna darüber sichtlicher erschrak, als es sich vielleicht dem Diener gegenüber schickte. Richard wußte genau, was Johanna eben erfuhr: daß ihr Onkel nicht mehr der Besitzer dieses Hauses, daß er vor wenigen Tagen nach Wiesbaden abgereist war.

Aber die Unterhaltung der beiden war noch nicht zu Ende. Der Diener deutete immer noch mit dem Messingrohr des Schlauches auf den Balkon, und Johanna blickte hinauf. Sofort wandte sie ihre Augen unbefangen genug dem Himmel zu, aber Richard sah, daß sie ihn bemerkt hatte.

Er konnte doch unmöglich so barhaupt, wie er auf dem Balkon stand, hinuntergrüßen? Nun aber glaubte Johanna am Ende, er habe sich verbergen wollen, weil er sich in dem Augenblicke zurückbog, als sie aufsah.

Jetzt schritt Johanna wieder so schlank und ruhig, wie sie gekommen, aus dem Vorgarten hinaus, und Richard wandte sich verlegen zu Leontine, deren Gegenwart er seit einer langen Minute völlig vergessen hatte.

Er dachte nicht daran, daß die Hausfrau seinem Benehmen besondere Beachtung geschenkt hatte. Auch blickte Leontine jetzt kalt zu ihm auf; sie hatte aber jedes Wimpernzucken wahrgenommen und war trotz ihrer scheinbaren Ruhe lebhafter bewegt als er. Da hatte sie ja auf einmal die Antwort, eine deutliche und unzweideutige Antwort. Richard Mettmann liebte dieses schöne Mädchen, das in seinem einfachen dunklen Fähnchen so vornehm aussah und das sicherlich vor ihm noch keinen Mann geliebt hatte.

„Wer war die Dame, die Sie eben gegrüßt haben?" fragte Leontine mit fremder Stimme.

Richard hätte gern eine Ausrede gesagt; aber was half es, er durfte nicht zögern.

„Fräulein Johanna von Havenow-Trienitz," sagte er, und es lag ein eigentümlicher Stolz in der Sorgfalt, mit der er den langen Namen aussprach.

„Johanna? Ein altmodischer Name!"

„Ich kenne das Fräulein von klein auf, daher ist mir ihr Taufname geläufig."

Richard fühlte, daß er sich vergaß, wenn er noch länger blieb. Leontine hielt ihn nicht.

Als er weg war, ging sie heftig in den großen Zimmern auf und nieder, wie ein Mann, der über einen Entschluß nachdenkt. Sie wußte ja, daß ihr der junge Mettmann gefiel, sie war sich über diese Neigung freudig klar geworden, aber jetzt erst erfuhr sie, daß sie ihn liebte. Sie hatte zweimal die Ehe gekannt, aber bis heute noch nicht die Eifersucht. Sie hatte, als sie noch arm war, viele Menschen beneidet, aber kaum einen gehaßt. Jetzt hatte sie etwas zu hassen: die Feinheit, die Jugend, die Anmut von Fräulein Johanna von Havenow-Trienitz.

Noch schritt Leontine zornig ihre Zimmer ab, als ihr Gottlieb Mettmann gemeldet wurde. Hastig ging sie ihm entgegen.

„Ihr Sohn hat eine Liebschaft!" rief sie ihm zu.

Der Verleger, der in ernsten Geschäftsangelegenheiten gekommen war, schien von dieser Mitteilung keineswegs überrascht. Als ihm aber das eifersüchtige Weib die kleine Begegnung erzählt hatte, deren unfreiwillige Zeugin sie eben gewesen, wurde er böse und rief zwischen den Zähnen:

„So ist sie ihm schon wieder im Wege!"

Leontine erfuhr nun leicht, daß Richard Mettmann mit Johanna eine jugendliche Liebeständelei angefangen hatte und vom Vater hauptsächlich deshalb nach England geschickt worden war.

„Aus dieser Sache darf und darf nichts werden! Jedes andere arme Mädchen ist schon eine Last für den Mann, aber ein armes Mädchen von altem Adel kommt mit einer Schuldenlast auf die Welt: sie macht Ansprüche. Und nun gar die Havenows! Mich, der ich so lange in ihrem Hause wohnte und von dessen Miete sie lebten, haben sie kaum angesehen!"

Leontine fragte, ob das Mädchen so arm sei.

„Sie sind Bettler, die Mutter und die Tochter. Bis jetzt hat der Major viel für sie gethan, weil er nicht wußte, wie wenig er selber besaß. Auch war der Sohn bei den Kadetten und kostete nichts. Jetzt ist er Lieutenant, und wie ich mir die Frau Kriegsrätin vorstellen kann, hat sie ihm alles geopfert."

„Ist mein Freund Graf Trienitz nicht ein Verwandter dieser Leute?"

„Der hat seine Unterstützung an eine Bedingung geknüpft und das thut die Alte nicht! Sie sollen den Namen Trienitz ablegen! Nein, Fräulein Johanna muß sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren und für eine solche Schwiegertochter bedankt sich Gottlieb Mettmann!"

In Leontine regte sich etwas für Johanna: nicht Mitleid, auch nicht das gemeinsame Geschlechtsgefühl des Weibes gegen den feindlichen Mann. Aber sie gedachte der Zeit, da auch sie ein blutarmes Mädchen war und dafür von reichen Männern spöttisch angesehen wurde. Wenn auch Richard so klug gewesen wäre, über das arme Mädchen von Adel die Achseln zu zucken, sie hätte Johanna beklagen mögen. Aber nun war gerade Richard die Ausnahme, der Ehrenmann, der seine Geliebte nicht nach dem Vermögen fragte. Und sinnend sagte sie: „Wir dürfen den guten Jungen nicht in sein Unglück rennen lassen."

Mettmann lachte. Da lasse sich nichts machen. Richard sei ja leider ein Künstler oder Gott weiß was, und da scheine ihm die Armut seiner Herzauserwählten nur einer ihrer Vorzüge.

by Google



Zwischen zwei Feuern.

Gemälde von Federico Andreotti.

Digitized by Google



Das königliche Schloß mit der Kurfürstenbrücke in Berlin. Nach einer Photographie von Hermann Rückwardt, kgl. Hofphotograph in Berlin.

Digitized by Google

„Glauben Sie das nicht. Nur aus der Entfernung ist die Armut schön. Ich weiß das. Lassen Sie das Mädchen nur eine Weile in Not, das wird sie herunterziehen, so tief, daß Richard noch vor ihr fliehen soll."

Mettmann runzelte die Stirn. Er liebte es nicht, wenn Frauen mehr Lebenserfahrung zeigten als er; und Frau Leontine sollte schon gar nicht glauben, daß sie durch solche Bemerkungen jünger erschien.

„Fräulein von Hevenow ist sehr gut erzogen," sagte er mit unmerklicher Bosheit. „Ihr wird die Armut lange nichts anhaben können."

„Um so stärker ist unsere Pflicht, ihn zu schützen."

Mettmann, der sonst selbständig zu handeln liebte, fühlte sich nun doch von der Entschlossenheit dieser Frau mit fortgerissen.

„Ich wollte der Not einmal unter die Arme greifen," sagte er leise. „Der Maler Disselhof sah sie und setzt sich's in den Kopf, daß er sie malen müsse. Die Mutter haben wir auf unserer Seite, immer. Auch damals — es war Ende des Winters — redete sie ihrem Fräulein Tochter zu, für ein gutes Stück Geld Modell zu stehen, sie nannte es nur ganz anders. Ich betrieb die Sache auch, so viel ich konnte. Wenn das Mädchen erst dem einen gesessen hatte, dann kam sie von einer Hand in die andere, und wenn sie durch ein Wunder unverdorben blieb, so war sie doch für eine ehrliche Ehe mit einem Makel bedacht. Aber sie hat sich lachend geweigert, als Disselhoffs Kunsthändler ihr ganz geschickt den Vorschlag machte."

„Was ist Disselhof für ein Mensch?" fragte Leontine nachdenklich.

Mettmann strich sich schmunzelnd den Schnurrbart.

„Wie Sie wissen, einer unserer ersten Porträtmaler, aber außerdem ein gerissener Geschäftsmann und mein guter Kunde. Er spekulirt ein wenig in Häusern, für die er dann immer sehr geschickt Reklame zu machen weiß. Außerdem verdient er ein hübsches Geld durch seine Fabrik, in welcher er Damen und Lehrlinge alle möglichen Kunstsachen für alle Kunsthändler arbeiten läßt. Jetzt hat er die Fabrik draußen in der Großgörschenstraße, in einer Baracke, wo sonst nur mein verrückter Redakteur wohnt. Dieser Disselhof ist zu klug und zu geizig, um jemals ein schlechtes Bild zu malen. Alle paar Jahre einmal, wenn er ein Modell findet, das ihm zusagt, macht er sich daran, und immer wird es dann etwas, wovon man wochenlang spricht. Und dabei malt er so getreu, daß man das Modell jedesmal erkennt."

„Und Disselhof verspricht sich einen ebenso großen Erfolg, wenn ihm Fräulein Johanna von Havenow-Trienitz sitzt?"

„Er spricht von ihr, als hätte sie ihn bestohlen, weil sie es nicht thun wollte."

„Dann würde ich an seiner Stelle das Mädchen sonst in meiner Nähe zu beschäftigen suchen und die paar Linien abzeichnen, ohne sie zu fragen. Dabei kann doch kein Unrecht sein?"

Mettmann zog die Augenbrauen zusammen und sagte: „Ich habe eine harte Faust; aber ich möchte mir nicht wünschen, Sie zur Gegnerin zu haben."

Und beide lachten.

(Fortsetzung folgt.)

Ballmanöver.

(Dazu das Bild Seite 405.)

Klärchen und Eugenie sind unzertrennliche Freundinnen. Von Kindesbeinen an konnte man sie stets beisammen sehen. Mit einander kleideten sie die Puppen an und aus, mit einander gingen sie zur Schule, und nun sehen wir sie auch auf dem Balle als die Unzertrennlichen. So hat sie auch der Künstler auf die breite Einfassung des Bildes leicht hingezzirt und den Emblemen des Frühlings und des Friedens, mit einem Strauß duftiger Blumen und breiten Palmenblättern. Vor ihnen steht ein junger Diplomat, Graf Alfred R., der die Kunst, seine Gedanken hinter Worten zu verbergen, so gut erlernt zu haben scheint, daß seine Rede nie Honig von den Lippen fließt.

Alfred ist keine Puppe, die beiden Mädchen zugleich als Spielzeug dienen könnte. Da heißt es, sich entscheiden und Stellung nehmen.

Klärchen war es, die ihn zuerst kennen gelernt; warum soll sie sich den hübschen jungen Mann von ihrer Freundin — vielleicht wäre „Rivalin" das zutreffendere Wort — entreißen lassen, ihn, der alles in sich vereinigt, was Mama eine „gute Partie" nennt und was selbst ihr unerfahrenes Herz als schön, gut und lieb genug für das dauernde Band einer Ehe findet!

Dem Sprichwort nach werden Ehen im Himmel geschlossen, aber der Himmel ist weit, und nie leicht kann dort eine Verwechslung zwischen Klärchen und Eugenie stattfinden, die ja ohnehin einander so ähnlich sind.

Um also dem lieben Himmel nicht die ganze Arbeit der Ehestiftung aufzubürden, muß die weibliche Strategie und Taktik in ihre Rechte treten. Ist es doch bei den Taktiken Gebrauch, selbst bei der Defensive offensiv vorzugehen, so verbietet dies einem jungen Mädchen der angeborene Takt und Anstand. Es heißt also eine Offensive zu führen, die als zurückhaltende Defensive erscheint; der „Feind" darf nicht angegriffen, sondern muß in gelichter Weise zum Angriff gereizt werden. Und wenn dieser Aberaus seine „Ballmanöver" glückt, der Angreifer sie mit Liebes- und Heiratsanträgen umzingelt, darf sie den Angriff nicht — wie eine kühne Amazone — zurückschlagen, nein, sie entfaltet die Parlamentärflagge, den weißen Seidenfächer, und läßt schüchtern die Kapitulationsbedingungen vernehmen: „Sprechen Sie mit Mama!"

Als ein Historiker den Herzog von Wellington bat, ihm Material zur Beschreibung der Schlacht von Waterloo zu geben, sagte der Feldherr: „Man schreibt eine Schlacht ebensowenig als einen Ball." Um so schwieriger ist es, die Ballmanöver einer jungen Dame zu beschreiben; man müßte denn das Talent eines Walkyrenritts mit jenem eines gewiegten Kriegsberichterstatters in sich vereinigen. Ueberdies müßte man in die Geheimnisse der Fächer- und der Augensprache eingeweiht sein, die nicht so allgemein verständlich sind wie die Sprache der Kanonen.

Doch Herr Alfred, der hinterzeit die orientalische Akademie „mit Vorzug" absolvirte und seiner Ernennung zum Botschafterposten entgegensieht, versteht so viele östliche und westliche Sprachen, er wird wohl auch jene süßen Zeichensprachen deuten, deren Heimat der eine Gelehrte im Lande der Kaffern, ein anderer im Paradiese sucht.

Genug, Klärchen hat es so weit gebracht, und zwar durch sinnreiche Ballmanöver, daß der junge Diplomat ihr seine Liebe in Form eines Geständnisses verriet. Nun konnte auch sie nicht mehr hinter dem Fächer halten, und es entwickelte sich eine Entente beider Herzenswächte, die zu einem verbrieften Bündnis zu Schutz und Trutz führte fürs ganze Leben.

Eugenie freute sich als wahre Freundin herzlich erfreut über den Erfolg Klärchens; warum sollte sie ihr das Glück auch neiden, war sie selbst ja noch jung genug, um zu hoffen, zu lieben und geliebt zu werden!

Marius Brett.

Das Berliner Königsschloß.

Von

Benno Uden.

(Nachdruck verboten.)

(Dazu das Bild Seite 401.)

Es ist wohl allgemein bekannt, daß der große viereckige Steinbau, welcher heute in seiner wenig schönen als imposanten und majestätischen Architektur sich uns als Berliner Königsschloß zeigt, seinen ersten Ursprung auf das Jahr 1540 zurückführt. Damals stand an derselben Stelle eine Burg des Kurfürsten Friedrich II., welche mehr einem waffenfesten Zwingplatz für die damals noch ziemlich unbedeutende Mark glich als dem glänzenden Sitz eines fürstlichen Hofhaltes. Der Kurfürst Joachim II. ließ diese alte Burg vollständig niederreißen und an ihre Stelle ein neues, viereckiges Schloß bauen, welches drei Geschosse hoch war. Es blieb von der Burg des Kurfürsten Friedrich II. nur ein alter runder, jetzt fast versteckt liegender Turm übrig, welcher wegen seines eigentümlich geformten grünen Kupferdaches im Volksmunde der „grüne Hut" heißt.

Von dem sich daran schließenden Schloßbau des Kurfürsten Joachim sieht man heute nur noch die Erker und Türme, welche an der Spreeseite liegen und das Gepräge der Zeit ihrer Entstehung tragen. Faßt man diese Seite des Schlosses ins Auge, wie sie sich auf unserer Abbildung zur Rechten des Beschauers hinzieht, so könnte man glauben, einen ganz andern, mit den übrigen Teilen des Palastes kaum zusammenhängenden Bau zu sehen. Während des dreißigjährigen Krieges verfiel das Schloß durch die herrschende Unruhe und die alle Mittel erschöpfende Geldnot in hohem Grade, und erst der große Kurfürst war im stande, einige Restaurationen daran vorzunehmen. Als Friedrich I. sich die Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte und seinen ganzen Hof nach dem glänzenden Muster des damals für alle Fürsten maßgebenden französischen Herrscherzuges einrichtete, fühlte er das Bedürfnis einer würdigen Residenz für das neue Königtum, dem erst die Siege und die weise Regentschaft seines Enkels die innere Kraft zu geben bestimmt waren; er ließ daher durch den berühmten Schüler und Eosander von Goethe ein vollkommeneres, den Anforderungen eines glänzenden königlichen Hofhalts entsprechendes Bauwerk herstellen, welches erst im Jahre 1716 vollendet wurde und heute noch im wesentlichen unverändert besteht.

Das Schloß bildet ein längliches Viereck von vier Geschossen. Seine eigentliche Vorderfront sollte nach dem ursprünglichen Bauplan nach der (links von unserem Bilde befindlichen) sogenannten Schloßfreiheit hin liegen, wo Eosander von Goethe nach dem Vorbilde des Septimianischen Triumphbogens in Rom das prachtvolle Portal baute, das heute geschlossen ist und nur bei großen Festen für die Aufsahrt der geladenen Gäste geöffnet wird. Der enge Zugang zu diesem Portal, welcher durch Privathäuser verbaut war, hinderte dessen Benutzung, und so wurden denn die beiden Einfahrten der langen Seitenfronten als Haupteingänge angenommen, und im Laufe der Zeit entwickelte sich durch die prachtvolle Bebauung des Museumsplatzes die dortsin (der auf unserem Bilde dominirenden Front entgegengesetzt) liegende Rückseite des Schlosses zu der thatsächlichen Hauptfront, obgleich dieselbe architektonisch als solche nicht gelten kann. Das alte Museum, das Zeughaus, der Dom und die mit Marmorgruppen geschmückte Schloßbrücke machen diesen Platz zu einem der schönsten in allen europäischen Residenzen, wenn es auch freilich dem Beschauer auf den ersten Blick eigentümlich auffällt, daß das königliche Schloß zu diesem Platz nicht in der richtigen Front steht.

Diese Entschuldigungsgeschichte gibt dem Berliner Schloß die Eigentümlichkeit, daß es eigentlich von jeder Seite ein anderer Bau zu sein scheint. Wenn man sich demselben über die Kunstausstellungsbrücke her nähert, an welcher das Erzbild des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm errichtet ist, so erblickt man, wie es unsere von diesem Punkt aus aufgenommene Abbildung zeigt, über der Spree emporragend, die Erker und Türme, welche noch an den alten Burgcharakter erinnern und mit dem sie umgebenden modernen Leben im Widerspruch zu stehen scheinen. Andererseits aber sehen wir hier alsbald auch jene herrliche Schlüterische Fassade, die sich nach dem vor uns liegenden Schloßplatz hin ausbreitet und die in Hinsicht auf vornehme, architektonisch einheitliche Wirkung wohl als die eigentliche Hauptfront bezeichnet werden darf.

Von der Schloßfreiheit her sieht man das alte, prachtvolle, aber unbenutzte und verschlossene Portal, welches vor dem Schlosse das Ansehen eines alten, unbewohnten Baues gibt; von der Schloßbrücke und dem Museumsplatz her wiederum erscheint die lange Hauptfront des Schlosses trotz ihrer architektonischen Einfachheit, ja Uebersichtlichkeit dennoch außerordentlich majestätisch und großartig, sie steht in innerer Harmonie mit dem reich bewegten, farbig glänzenden Leben, das sich vor ihr entwickelt, und man fühlt, daß hier der Mittelpunkt eines reichen und bedeutungsvollen Staats- und Volkslebens sein muß. Wesentliche Veränderungen hat eigentlich nur Friedrich Wilhelm IV. an dem königlichen Bauwerk vorgenommen, indem er im Jahr 1845 die Schloßkapelle errichten ließ, deren hohe, prachtvolle Kuppel sich über dem alten Portal Eosanders von Goethe nach der Schloßfreiheit hin aufrichtet und trotz ihrer Schönheit es dem Auge um so auffallender erscheinen läßt, daß gerade die Seite dieses Portals heute zu einer Nebenfront geworden ist. Auch ließ der König Friedrich Wilhelm IV. nach der Seite des Museumsplatzes hin die Terrasse anlegen, welche diese Front wenigstens etwas mehr wie die gegenwärtige Hauptfront dekorirte.

Das Schloß schließt in seinem länglichen Viereck vier Höfe ein; der äußere dieser Höfe steht dem allgemeinen Verkehr offen und bildet einen Durchgang von dem Schloßplatz nach dem Museumsplatz, dem sogenannten Lustgarten. Der innere Hof darf nur von den Personen, welche das Schloß zu besuchen berechtigt sind, betreten werden, und die beiden Höfe an der Wasserseite werden vollkommen verschlossen gehalten.

So viel von der äußeren Erscheinung der königlichen Residenz in Berlin, welche heute zur Reichshalle des deutschen Kaisers geworden ist.

Wenden wir uns nun zu dem historischen Leben, welches sich auf dieser sprichwörtlichen Wohnstätte im Laufe der Jahrhunderte abspielte, so zeigen sich uns die verschiedenartigsten Bilder, von denen wohl den wenigsten, welche heute in geschäftlichem Treiben des wogenden Lebens an dem mächtigen Steinbau vorübergehen, eine Ahnung aufsteigen mag.

Von der alten Burg des Kurfürsten Friedrich II. können wir uns jetzt ihrer äußeren Form nach kaum noch eine Vorstellung machen. Sie ist ein Bau gewesen wie die meisten jener Zeit in der unruhigen Epoche, in welcher das Faustrecht noch mit der Ordnung und der staatenbildenden Autorität im Kampfe lag, mehr eine Feitung als eine Residenz; aber wie das Leben in jenen Mauern gewesen sein mag, das können wir uns wohl denken, wenn wir uns die Geschichte jener Zeit und die Verhältnisse vergegenwärtigen, unter denen die Burg erbaut und zuerst benützt wurde.

Die Mark war während der Regierung der bayerischen Fürsten nach dem Aussterben der Askanier in eine grenzenlose Zerrüttung gefallen; das Raubritterthum hatte sich in verderblicher Weise ausgebildet und eine allgemeine Unsicherheit des Lebens und Besitzes hervorgerufen. Die Städte schlossen sich unter einander zusammen, um ein Gegengewicht gegen die räuberischen Ritter zu bilden und ihren Handel und Besitz zu schützen. Berlin, welches seit dem Jahre 1307 aus den beiden Städten Köln und Berlin zu einer einzigen Stadt mit gemeinschaftlicher Verwaltung und Gerichtsverfassung zusammengeschlossen war, trat an die Spitze dieser Bestrebungen für die Aufrechterhaltung der Ordnung und

Digitized by Google

Sicherheit im märkischen Lande. Es bildete sich im Jahre 1396 der märkische Städtebund zur Aufrechterhaltung des Landfriedens und Berlin wurde das Haupt dieses Bundes, bewahrte auch als Vertreterin desselben dessen Anschluß an die Hansa, und unter dem Schutz seiner Mauern kamen die Landstände der Mark Brandenburg zusammen, um ihre Landtage zu halten. Unter diesen Umständen waren die Städte wehrhaft und trotzig geworden, und die Kraftanspannung, welche sie zur Abwehr des Faustrechts benutzen, ließ auch bei ihren Bürgern selbst wieder die Neigung zu Gewaltthätigkeiten gegen alles erstehen, was ihnen widerstrebte. So hatte sich besonders die Stadt Berlin einen bedeutenden Landbesitz erworben, den sie durch starke Söldnerhaufen im Dienste der Bürgerschaft verteidigte, und die Schwäche der Regierung, sowie die lange Abwesenheit der Landesfürsten wurden die Veranlassung, daß das Berliner Stadtregiment sich fast sämtliche Hoheitsrechte der fürstlichen Autorität aneignete.

Unter diesen Verhältnissen war der Burggraf Friedrich von Nürnberg zur Herrschaft in der Mark berufen worden, und er hatte auch mit mächtiger Hand den widerstrebenden Adel niedergeworfen, das Raubrittertum geächtigt und zur Achtung des Landfriedens gezwungen. Diese schweren Kämpfe hatten indes seine ganze Kraft in Anspruch genommen und ihn zur Verbindung mit den Städten geführt, deren Wehrkraft ihm willkommenen Beistand gegen den widerspenstigen Adel bot und deren zum großen Teil usurpirte Rechte er daher bestehen ließ.

Erst sein Nachfolger, der Kurfürst Friedrich II. fand, nachdem das Raubrittertum beseitigt war, in der trotzigen Eigenmacht der Städte eine neue Lähmung seiner organisatorischen Regierungsthätigkeit, der er, wie alle Hohenzollern, den einheitlichen Staatsgedanken zu Grunde legte. Auch in diesem Falle war es wiederum Berlin, das den Mittelpunkt des Widerstandes gegen die fürstliche Autorität bildete und sogar dem eigenen Landesherrn seine Thore zu verschließen wagte. Friedrich II. ebenso wie sein Bruder Albrecht Achilles, besaßen eine besondere Vorliebe für ihre fränkischen Besitzungen in Ansbach und Baireuth und hielten seinen dauernden Hof in Berlin, wo sie nur bei festlichen Gelegenheiten als Gäste erschienen. Friedrich II. benützte den Unmut eines Teils der kleinen Bürgerschaft gegen den aristokratischen und hochmütigen Rat und ließ sich als Schiedsrichter zwischen beiden herbei. Mit fester Hand griff er in die städtischen Verhältnisse ein, er setzte den alten Rat ab und ließ einen neuen wählen, für dessen Mitglieder er die landesherrliche Bestätigung zur Bedingung machte; er löste den Städtebund auf und verbot alle Verbindungen der Städte untereinander und nach außen hin, wodurch auch die Mitgliedschaft Berlins an der Hansa aufhörte. Eine offene Fehde sämtlicher Städte, mit Berlin an der Spitze, war die Antwort auf diese einschneidenden Maßregeln des energischen Fürsten, dem die Geschichte den Namen des „Eisernen" beigelegt, und nach hartem Kampfe wurde endlich der städtische Trotz gebrochen und Berlin mit bewaffneter Hand besiegt. Die Anführer der Fehde wurden des Landes verwiesen, Berlin verlor seine Mühlen, seinen Zoll und seine Niederlagen, und es wurde ihr dazu gleich die Strafe auferlegt, die fürstliche Burg an der Stelle des heutigen kaiserlichen Schlosses selbst zu eigenem Zwange zu erbauen. Diese Burg war, nachdem sie vollendet, inmitten einer grollenden, trotzigen, stets zu neuer Auflehnung geneigten Bürgerschaft stark besetzt von den Gewappneten des Herzogs, immer wie zum Kriege gerüstet, und damals wohl war schon zum erstenmal der Belagerungszustand über Berlin verhängt, welcher freilich nicht ein kleiner, sondern ein recht großer und ernster sein mochte. Wachen waren stets auf den Türmen und Zinnen ausgestellt, zahlreiche Patrouillen zogen von der Burg aus durch die Stadt, um die Bürgerschaft zu schrecken und im Schach zu halten, denn unter der Asche glimmte immer noch der Funke der Empörung; von dem Glanz und dem heiteren, fröhlichen Treiben einer fürstlichen Hofhaltung war keine Rede. Friedrich II. war ungern in der ihm so feindlichen Stadt; er kam nur dorthin, um Gericht zu halten und zu strafen; Ruhe und Erholung suchte er auf seinen fränkischen Besitzungen und auf der Plassenburg bei Culmbach, wohin er sich auch zurückzog, als er, der Sorgen und Kämpfe müde, die Regierung seinem Bruder Albrecht Achilles überließ. Auch dieser kam selten nach Berlin; die Bürger sahen ihren Landesherrn nur als strengen Gebieter und Richter in ihren Mauern erscheinen und meist Strafen diktierend, zu denen sie auch reichlich Veranlassung gaben. Die Burg behielt also immer den Charakter einer feindlichen Zwingburg der Stadt. Erst Johann Cicero verlegte seine feste Residenz nach Berlin und führte in der Burg, welche so lange ein eisenklirrender Waffenplatz gewesen war, eine dauernde fürstliche Hofhaltung ein, wodurch sich dann auch die Stadt Berlin allmälich als Residenz zu fühlen begann und mehr und mehr mit den Interessen ihres Fürsten zusammenwuchs, wenn sie auch immer noch eine starke Neigung zu unbotmäßiger Auflehnung bewahrte und sie bei jeder Gelegenheit bewies. Der Kurfürst Joachim II. ließ dann, wie schon erwähnt, die Burg, nachdem sie etwa hundert Jahre gestanden, niederreißen und an ihrer Stelle das erste Schloß, die Grundlage des heutigen, erbauen. Von da an begann ein ganz neues Leben in der fürstlichen Residenz und auch in der Berliner Bürgerschaft. Der Kurfürst Johann Georg rief die von Alba vertriebenen Niederländer nach Berlin, welche die Handwerke und Künste dort zur Blüte brachten und sich natürlich in inniger Dankbarkeit fest an den Fürsten anschlossen, der ihnen einen Schutz gewährt und ein Asyl eröffnet hatte. Nochmals zeigte sich der trotzige Eigenwille der Berliner, als der Kurfürst Johann Sigismund von der lutherischen zur calvinischen reformierten Kirche übertrat; es fanden wilde Volksauftaufe statt, die Wohnung des reformierten Oberpriesters wurde geplündert, der Bürgermeister und der Statthalter, Markgraf Johann von Jägerndorf, wurden verwundet, und abermals mußten von dem königlichen Schlosse aus mit starker Waffenmacht die Bürger zur Zucht und Botmäßigkeit zurückgeführt werden.

Traurige Bilder treten uns in dem Berliner Schlosse während des dreißigjährigen Krieges entgegen; die Stadt wurde von den Kaiserlichen und den Schweden abwechselnd geplündert und gebrandschatzt, und der Kurfürst, dem die Geld- und Waffenmacht sowie auch die feste Charakterstärke zu entschlossenem Handeln fehlten, schwankte wie ein vom Winde gebeugtes Rohr zwischen den verschiedenen Richtungen der Stürme, welche über Deutschland herzogen. Ende des Jahres 1627 rückte Wallenstein in Berlin ein, nahm seine Wohnung im Schlosse und legte zahlreiche Regimenter bei den Bürgern ins Quartier. Im Jahre 1631 erschien Gustav Adolf in Berlin und zwang den Kurfürsten zu einem Bundesvertrage, welchen dieser mit Thränen unterzeichnete und der ihn ganz unter die Botmäßigkeit der Schweden brachte, die er trotz der evangelischen Glaubensgenossenschaft mit verschwenden politischen Blicken als Reichsfeinde betrachtete und deren Verbindung mit dem von dem Kardinal von Richelieu geleiteten Frankreich ihm bekannt war. Immer wieder versuchte der Kurfürst sich von der schwedischen Partei loszumachen und mit dem Kaiser zu vermitteln, um die nationale Reichseinheit zu erhalten und wieder zu kräftigen, aber immer mußte er der Kaiserlichen Uebermacht sich wieder fügen, so daß während langer Zeit sowohl die Schweden als die Kaiserlichen die Mark als feindliches Land behandelten und brandschatzten.

Traurige Zeiten waren es damals in dem Berliner Schlosse — die fröhlichen Hoffeste waren verschwunden und nur Sorgen und Kummer hatten ihren Sitz in den fürstlichen Gemächern. In der Stadt Berlin standen nur noch achthundert Häuser, und es waren kaum noch sechstausend Einwohner übrig geblieben. Die Vorstädte waren verbrannt und das Schloß zu zerfallen, daß der Regen durch die Dächer drang und man an vielen Stellen durch die leeren Fenster in verödete Räume hineinblickte. Die Häuser selbst waren meist einstöckig, nur mit Stroh bedeckt; ähnlich wie in den heutigen ärmeren Dörfern befanden sich die unbedeckten Viehställe vor den Thüren nach den Straßen hin, und mitleidig würde der stolze Herzog von Friedland gelächelt haben, wenn ihm damals jemand gesagt hätte, daß dieses kleine, verfallene Städtchen mit der bedeutenden Fürstenburg einst die Residenz des deutschen Reichs sein werde. Auch der schwedische General Wrangel, welcher im Oktober 1650 mit zwölftausend Mann und vierzig Kanonen in Berlin einrückte, um den Kurfürsten zur Festhaltung an dem schwedischen Bündnis zu zwingen, hat gewiß nicht geahnt, daß zweihundert Jahre später ein anderer Wrangel im Dienste der königlichen Hohenzollern wiederum in Berlin einrücken werde, um die mächtig angewachsene Residenz von der Herrschaft der Revolution zu befreien und noch einmal die alten Elemente des trotzigen Widerstandes zu brechen, welche in neuen Formen wieder aufgelebt waren.

Anders schon zeigte sich das Schloß und seine Umgebung unter dem großen Kurfürsten. Der Bau der Residenz war wieder aus seiner Verfallenheit emporgehoben, Berlin war schnell zu neuem Wohlstand angewachsen, die Vorstädte waren wieder erstanden, die wüsten Stellen wieder angebaut, und wie einst Johann Georg die Niederländer, so zog nun der Kurfürst von Brandenburg die vertriebenen Hugenotten aus Frankreich nach Berlin, ebenso wie auch viele Handwerker und Gewerbetreibende aus der Pfalz und der Schweiz, und in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit stieg die Einwohnerzahl Berlins wieder auf zwanzigtausend. Das Berliner Schloß sah wieder einen geordneten und glänzenden Hofhalt und zugleich fand auch wiederum die deutschnationale Idee eine feste Stätte in seinen Mauern. Während des dreißigjährigen Krieges hatte der Kurfürst Georg Wilhelm diese Idee nur in wehmütiger Resignation im Herzen getragen. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm machte dieselbe überall, wo er es vermochte, mit seiner ganzen Kraft zur That — er mochte den schwedischen und französischen Eroberungsgelüsten und dachte nach der Befreiung seiner brandenburgischen Macht immer auch zugleich an die Größe und den Ruhm des deutschen Reichs, und an die Ehre des deutschen Namens, wobei er freilich schweren Undank erfuhr und schmerzliche Enttäuschungen erlebte.

Der Hof des großen Kurfürsten in seinem Schlosse zu Berlin war nicht auffallend glänzend, aber doch des fürstlichen Landesherrn würdig, und er entfaltete sogar zuweilen eine reiche, gediegene Pracht. Ein gewisser militärischer Zug herrschte in der Umgebung des brandenburgischen fürstlichen Feldherrn, welcher in seinem stehenden Heere zuerst den Grund für die heutige preußische Armee legte, und mit der von ihm gebildeten Heere die gefürchtetsten Schwerter schlug. Bei den Festen im Berliner Schloß stand neben dem festeisenvollen Kurfürsten mit der wallenden Allongeperücke und dem großen Cordon des Ordens vom blauen Hosenbande über der Brust die markige Gestalt des Feldmarschalls Derfflinger in seinem Koller, seinen Reiterstiefeln, mit dem mächtigen Schwert an der Seite, ringsum alle die kampfgewohnten Kriegsobersten seiner ruhmvollen Streiter; aber neben den Kriegern bewegten sich in den Sälen des königlichen Schlosses schöne und geistvolle Damen, welche Friedrich Wilhelms zweite Gemahlin, die Kurfürstin Dorothea, mitgaben, sowie geistliche Herren und Gelehrte, häufig auch der Dichter Simon Dach, den der Kurfürst ganz besonders begünstigte und dessen künstliche Reimspiele den Hof ergötzten. Auch Intriguen und innere Sorgen fehlten damals im Berliner Schlosse nicht, denn der Kurfürst wollte die Söhne seiner zweiten Gemahlin neben den Kurprinzen, welcher aus der kurzen Ehe mit der Prinzessin Louise Henriette von Oranien stammte, ebenfalls mit unabhängigem Landerbesitz ausstatten, während der Thronfolger nicht ausschließlich im egoistischen, sondern im Staatsinteresse diesem Plan widerstrebte.

(Schluß folgt.)

Der gefährlichste Posten.

(Siehe das Bild Seite 413.)

Der Beruf des Seemanns steht in seiner ganzen Eigenart fernab von jedem andern, und zwar nicht allein in Bezug auf seine Lebensbedingungen, sondern namentlich auch in Anbetracht der scharfen Kontraste, denen das ganze Seemannsleben ohne Unterbrechung unterliegt — Kontraste, denen zum Beispiel die Bestimmungen innerhalb der Kriegsmarine Rechnung tragen, denen zufolge die außerhalb der heimischen Gewässer zugebrachten Jahre, gleich den Kriegsjahren beim Landheer, doppelt gerechnet werden. Jene Widersprüche erstrecken sich auf jedes und alles im Leben des Seemanns — heute daheim im behaglichen Haushalt bei Weib und Kind, morgen auf ein paar Meter Raum seiner Koje und auf das Allernotwendigste der menschlichen Bedürfnisse beschränkt, — heute in tropischer Hitze, wenige Tage später im fallen Beiwind treibender Eisberge; jetzt noch im herrlichsten Wetter, eine Stunde später von einer Bö überfallen und um die Existenz kämpfend. Durch alle Erscheinungen aber zieht sich wie ein roter Faden — die Entbehrung, das eigentliche Erbteil des Seemanns; er muß alles entbehren, was anderer Menschen Leben, und sei es auch in der bescheidensten Weise, schmückt — die Familie, die freie Verfügung über Zeit und Ort, die Genüsse des Lebens nicht allein, sondern auch den Genuß der einfachsten Bequemlichkeiten, mit denen wir unser Dasein umgeben — den Schutz des häuslichen Daches vor den Unbilden der Witterung, denen gerade je grimmiger diese über den Menschen herfallen, um so mehr muß der Seemann sich ihnen aussetzen — zu allem die Lebensgefahr, welche ohne Unterbrechung besteht, da die denkbar verschiedensten Verhältnisse und das Zusammentreffen von Zufälligkeiten eine solche begründen.

Vor allem ist es aber naturgemäß der Sturm, der die meisten Opfer fordert, indem er den Schiffen den Untergang bereitet, und die oft erschreckenden Ziffern der Verluststatistik zeugen laut genug dafür. Doch nicht allein das Schicksal des Schiffes, an welches derjenige der Mannschaft geknüpft ist, birgt die Gefahr für Leib und Leben, auch der Dienst des Einzelnen fordert alljährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Opfern. Der Landratte wird es unheimlich zu Mute bei einem Blick vom Deck nach oben in die Takelage. Schreiber dieses aber, der oft oben in der Takelage Skizzen zu machen gezwungen ist, kann versichern, daß sich die Sache von oben noch viel ungemütlicher auszunimmt als von unten. Und nun denke man sich die Positionen in der Takelage mitten im Kampf der Elemente, wenn das Schiff so überholt, daß der Mann, welcher beim Reefen auf der Rah (äußerstes Ende) der Fock- oder Großrah zu thun hat, in die überbrechenden Seen gerät. Erstes Gesetz ist: die Hände müssen sein wie eiserne Klammern; dann aber heißt es, im Auge behalten, woran man sich festhält. So zum Beispiel gleich beim Aufentern in den Wanten muß der Mann wohl darauf achten, daß er sich an den Hoftauen und Teilreide nicht an den Webeleinen (den dünnen, die Wanttaue verbindenden Leinen) festhält, da die letzteren reißen können. Ferner ist scharf zuzusehen, daß man beim Erfassen eines Taues nicht ein loses erwischt, weiter daß die „Pferde" in Ordnung sind, jene Taue, welche unter den Raaen sehren und auf welchen die Mannschaft steht, während sie ihre Arbeit verrichtet und so weiter. Einer der allergefährlichsten Posten ist aber unbestritten derjenige auf dem Klüver.

Jedes Schiff hat außer den zwei oder drei stehenden Masten am Vordersteven noch einen liegenden, das Bugspriet mit seinen Verlängerungen, dem Klüver und Außenklüver. Dieser Mast hat erstens die wichtige Aufgabe, die ganze übrige Takelage nach hinten zu stützen, indem von ihm aus Stage nach den Vorlop, von diesem nach den Großmast und von letzterem nach dem Kreuzmast oder Besan führen; zweitens wirken seine Stagsegel als Hebel bei allen wichtigen Manövern.

Digitized by Google

Die Bedienung dieses Mastes nun ist um deswillen eine besonders gefährliche und hat schon manches Menschenleben gekostet, weil die Mannschaft hier dem Anprall der See unmittelbar ausgesetzt ist. Der Laie besitzt schlechterdings keine Vorstellung von der furchtbaren Gewalt einer überbrechenden See, wie überhaupt von der Kraftwirkung einer Welle. Der beste Maßstab ist, wenn man sich überlegt, welche Last ein Eimer Wasser besitzt und wie viele tausende solcher Eimer eine Welle enthält. Eine einzige überbrechende See kann Klarbeck machen, selbst Niet- und Nagelfestes losbrechen — um wie viel leichter ist es im Stande, die Muskelkräfte eines menschlichen Armes zu überwinden. Bei der Bedienung des Außenklüvers kommt es nun vor allem darauf an, möglichst glatt an das Rundholz angeschmiegt zu liegen, wenn eine See ankommt, um eine möglichst geringe Angriffsfläche zu bieten — wird der Mann von der See gefaßt, und so, daß ihm die Armmuskeln zum Halt nicht ausreichen, so ist er verloren und wird heruntergeschlagen — vielleicht, daß es ihm dann noch gelingt, sich an einem der nach vorn fahrenden Stampfstage festzuklammern — sicher kann er wenigstens auf das nur rechnen, daß die Kameraden das Menschenmögliche aufbieten werden, ihn zu retten. Admiral Werner, dessen geniale, aus dem unversiegbaren Born seiner eigenen Erfahrungen geschöpften Schilderungen des Seelebens wesentlich dazu beitragen, das wachsende Interesse des deutschen Volkes an seiner Marine zu beleben, hat jenes Schicksal gehabt, als er zurück in die Fahrt kam — er wurde vom Klüver heruntergeschlagen und verdankte seine Rettung nur der aufopfernden Hilfe der Mannschaft. Bei der Kriegsmarine ist zum Schutz gegen diese Gefahr ein Netz unterhalb des Bugspriets ausgespannt. Die Gefahr ist aber freilich das letzte, was einen Seemann seinem Beruf abspenstig machen würde, im Gegenteil, er setzt ihr übermütig ins Auge, und so wird auch dieser gefährliche Posten jederzeit seinen Mann finden — mag er nur immer fest wie angewachsen am Klüver liegen, wenn sein Schiff „die Nase hineinsteckt".

Prinz Oskar von Schweden und seine Verlobte.

In unserem demokratischen Zeitalter sind Ehen zwischen Personen fürstlichen Geblüts und denen unterthänigen Standes keine Seltenheit mehr. Dennoch hat die Verlobung des Prinzen Oskar von Schweden mit Fräulein Ebba Munck af Fulkila, namentlich infolge des Romans, der ihr vorausgegangen, ein allgemeines Aufsehen erregt. Alle Tagesblätter haben darüber berichtet und in allen Kreisen — besonders natürlich in Norwegen und Schweden — ist das romantische Ereignis besprochen worden. Prinz Oskar lernte Fräulein Ebba Munck vor ungefähr zwei Jahren kennen, als er eben von einer Reise um die Welt zurückgekehrt war und seiner Mutter, welche damals in Amsterdam bei dem bekannten Doktor Metzger sich einer Massagekur unterzog, einen längeren Besuch abstattete. Schon damals sprach man in vertrauten Kreisen von der Neigung des Prinzen für die junge Dame, man glaubte indes, Zeit und Verhältnisse würden sie erkalten lassen. Fräulein Munck wurde vom Hofdienst enthoben und das Gerücht verstummte. Am 10. Januar fand der erste große Neujahrsball beim norwegischen Staatsminister statt. Der Prinz wohnte demselben bei, und sofort fiel es allgemein auf, daß er dem Fräulein Munck ganz besondere Aufmerksamkeit erwies und sie wiederholt zum Tanze führte. Das alte Gerücht wurde wieder lebendig, und am folgenden Abend brachten die Zeitungen, welche zuverlässige Erkundigungen eingezogen hatten, die Mitteilung, der Prinz habe mit Genehmigung seiner Eltern um die Hand des Fräuleins geworben und ihr Jawort erhalten. Man erzählt, daß der König, als er zum erstenmale von dieser nicht standesgemäßen Liebe seines Sohnes in Kenntnis gesetzt wurde, eine Prüfungszeit festsetzte, um die Treue des Prinzen zu erproben. Die zwei Jahre sind verflossen, der Prinz hat für seine Liebe gelitten und darf nun die Braut heimführen.



Prinz Oskar von Schweden.



Fräulein Ebba Munck.

Dieser Schritt ist indes von verhängnisvoller Bedeutung für ihn, da das Gesetz bestimmt, daß jeder Prinz, der sich mit oder ohne Erlaubnis des Königs mit einem Mädchen nichtfürstlichen Blutes vermählt, für sich und seine Erben des Thronrechts verlustig wird. Ja, das norwegische Gesetz fügt hinzu, er sei in diesem Falle nicht länger berechtigt, den Fürstentitel zu tragen. Viel muß der Prinz also opfern, um seine Geliebte zu gewinnen. Fräulein Munck ist neunundzwanzig Jahre alt, nicht klassisch schön, aber anmutig. Sie hat eine edle, schlanke Gestalt, feine, aristokratische Züge, braunes Haar und eine blendende Gesichtsfarbe. Doch was sie vor allem auszeichnet, ist ihr persönlicher Liebreiz, ihre Herzensgüte und ihre Treuherzigkeit. Sie ist 1858 geboren als Tochter des Obersten Karl Jakob Munck und dessen Gattin in zweiter Ehe, Freiherrin Henriette Cederström. Ihre zwei Brüder stehen als Lieutenants in verschiedenen Regimentern. Die Familie besitzt kein Vermögen, ist aber von uraltem finnländischem Adel; der Stammvater derselben wurde im Jahr 1585 geadelt. Zwei andere Sprossen des Hauses Munck sind zur gräflichen und freiherrlichen Würde erhoben worden. In der hohen Gesellschaft nimmt die Familie des Fräuleins eine sehr angesehene Stellung ein.



Ein glänzender Erfolg. Gemälde von Pio Ricci.



Der gefährliche Posten. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Ehlers.

(Fortsetzung.)

VI.

Die wonneschauernden Töne des Liebesliedes aus der Walküre fluten durch den gefüllten Zuschauerraum. Auch auf Priskow übt die mächtige Musik ihren Einfluß aus, obgleich er wenig Verständnis für diese Kunst hat. Ohne sich selbst sagen zu können, weshalb, schaudert es ihm durchs Blut, und die Sieglinde nimmt immer wieder die Züge und die Gestalt der einen an, die er vor Beginn der Ouverture im ersten Rang gesehen hat und deren Blicke in diesem Augenblick auf ihm ruhen. Er weiß es, er fühlt es, es muß so sein, und doch thut es ihm weh, macht ihn unruhig. Priskow sieht nicht mehr auf die Bühne, hört auch nichts mehr von der Musik. Am liebsten spränge er auf und stürzte hinaus, um sich von dem unerträglichen Wahn zu befreien. Nur ein wenig nach rechts braucht er sich zu wenden, um sich zu überzeugen, ob alles nur Einbildung. Er wagt es nicht.

Endlich Erlösung! Der Vorhang fällt, Priskow eilt hinaus, während das Haus vom rauschendem Beifall des Publikums erzittert.

Luft, Luft, nur Luft!

Priskow stürzt durch die kühlen Foyers. Die zweite Thür links muß es sein! Wie er sich der Thüre nähert, wird sein Schritt langsam und zögernd.

Nein, heute nicht! Eine kurze Wendung, und die klirrenden Schritte, die Frau Manville bereits gehört, verhallen wieder.

Er muß kommen! Sie hat nur diesen einen Gedanken, und als habe ihr Wille magische Kraft, nähern sich die Schritte wieder, die Thür wird aufgedrückt, und Priskow tritt mit einer Verbeugung ein.

„Wie haben Sie geschlafen, gnädigste Frau, nach dem Fest?“

„Nicht besonders! Ich war angegriffen, und dann liege ich oft stundenlang, ohne schlafen zu können.“

Priskow macht ein sehr teilnehmendes Gesicht. Ihm erscheint es unbegreiflich, daß ein Mensch keinen Schlaf finden, wenn er das Haupt auf das Kissen legt.

„Es muß sehr unangenehm sein, wachen zu müssen, wenn man ruhen will,“ meint er treuherzig.

„Haben Sie niemals Gedanken, die Sie am Schlafen hindern?“ fragt Junta und legt den schönen Arm nachlässig auf die Logenbrüstung.

„Niemals!“

Priskow ärgert sich, daß alle Leute im Parket den Arm der Frau von unten sehen können.

„Auch gestern abend nicht?“

Sie wirft ihm unter den dunklen Wimpern einen heißen Blick zu.

„Ich bin gar nicht mehr zu Bette gegangen!“

„Diese Herren! Also bis zum Morgengrauen gespielt? Ist die X. nicht superb? Ich habe selten gerade diese Scene zugleich so gut singen und spielen gehört!“

„Ueber das Singen erlaube ich mir kein Urteil, aber das Spiel war grandios, vielleicht etwas zu realistisch. Das ewige Umarmen und zärtliche Gethue wird auf die Dauer etwas langweilig. Ich habe zuletzt gar nicht mehr hingesehen; mir steigt immer der höchst prosaische Gedanke auf, als müßten Arme und Lippen des Paares allmälich erlahmen.“

„Sie sind ein Spötter und sprechen eben, wie Sie es verstehen!“

„Ich spotte gar nicht! Würden Sie es lieber hören, wenn ich anders spräche, wie ich es verstehe?“

Die beginnende Musik übertönt ihre Antwort. Priskow läßt sich auf einen Stuhl hinter Frau Manville nieder und beginnt mit seinen scharfen Augen die Zuhörer des ersten Ranges zu mustern. In einer Loge auf der andern Seite, gerade in der Richtung über Juntas rotes Gelock hinweg, erblickt er Hildes freundliches Gesicht.

Er verbeugt sich leicht. Hilde senkt grüßend den feinen Kopf, und der Major nickt freundlich herüber und schneidet Priskow ein Gesicht zu, als wenn er sagen wollte:

„Sitzt der Schwerenöter weiß Gott hinter dem mordsmäßig schönen Frauenzimmer und thut neulich, als ob sie ihn gar nichts anginge. Warte, alter Schlauberger,“ denkt er, „das wollen wir Dir austreichen!“

Frau von Mainhof lauscht gespannt der Musik des zweiten Aktes, und Hilde kann durchaus nicht ein Gefühl von Unbehagen unterdrücken, seitdem Priskow in der gegenüberliegenden Logenthür erschienen ist.

„Ob er wohl auch zu uns kommt?“ grübelt sie. „Ich habe noch so vieles mit ihm zu besprechen wegen Weihnachten.“ Sie sieht, wie Frau Manville häufig den schönen Kopf zurückbeugt und mit Priskow einige kurze Worte wechselt.

Der zweite Akt ist beendet. Priskow rührt sich noch immer nicht, da Frau Manville ihn sogleich in ein lebhaftes Gespräch verwickelt.

„Essen Sie heute abend mit uns zusammen im ‚Römischen Hof‘? Mein Bruder erwartet mich dort nach dem Theater!“

„Wenn Sie gestatten, werde ich mir die Ehre geben,“ will Priskow gerade bejahen, als er zufällig aufblickt und Hildes Blick auf sich gerichtet sieht. Es ist ihm, als ob ihn dieser Blick vor einer unbestimmten Gefahr warne. Er verbessert sich daher und antwortet: „Wenn Sie gestatten — oder vielmehr gütigst entschuldigen wollen, muß ich heute abend auf das Vergnügen verzichten, weil“ — ihm fällt durchaus nichts Gescheites ein, und er fährt in der Verwirrung fort: „weil ich bei Ulberntirchens eingeladen bin.“

Sie hat seine Verwirrung bemerkt.

„Das thut mir leid!“

Ihr Auge haftet mit fast feindlichem Ausdruck längere Zeit auf Hildes engelsreinem Antlitz, welches gespannt der Bühne zugewandt ist.

Priskow erwartet nach der Vorstellung Ulberntirchens am Ausgang. Endlich kommen sie.

Hilde hat ein rotes Tuch um den Kopf gebunden und sieht mit ihren lustigen Augen darunter hervor, wie Rotkäppchen, ehe der böse Wolf es verschlang.

Priskow gibt ihnen ein Stück das Geleit und unterhält sich über die Vorstellung.

Hilde findet die Musik großartig und beklagt, den Text nicht vorher studirt zu haben, da sie von der Handlung nichts verstanden hätte.

„Gott sei Dank!“ denkt Tante Mainhof.

„Die Musik ist schauderhaft,“ schilt der Major, „gerade als ob zehn Regimentskapellen zu gleicher Zeit, jede ein anderes Stück, spielten! Ein verrückter Geschmack jetzt! Alles schreit, sowie es von Wagner hört: ‚Himmlisch!‘ In meiner Jugend bin ich viel in die Oper gegangen, da nahm man doch etwas mit nach Hause. Wenn ich zweimal die Zauberflöte gehört hatte, konnte ich das ganze Ding nachpfeifen, und that es so lange, bis mein Dompfaffe auch mit zu pfeifen anfing. Nun bitte ich einen Menschen, mir irgend eine Melodie aus dem Zeug der heutigen Vorstellung vorzusingen. Ganz unmöglich! Die Kunst dieser Musik besteht darin, so lange mit Pauke und Posaune auf unser Trommelfell loszuarbeiten, bis man ganz dämlich im Kopf ist und sich schließlich einbildet, daß alles wunderschön gewesen sei!“

Alle lachen.

„Ja,“ sagt Priskow, „da behauptet man noch, die jetzige Zeit habe schlechte Nerven! Kennen Sie die Gräfin Wolfsgarten? Nein? Nun, die liegt ihrer schlechten Nerven wegen den ganzen Tag auf dem Sofa und nimmt sogar in dieser bequemen Lage Besuche an, und dabei fährt sie in jede Wagnervorstellung, sitzt fünf Stunden auf einem unbequemen Stuhl und behauptet, das griffe sie gar nicht an!“

„Spotten Sie auch so, wie mein Vater?“ lacht Hilde. „Mich hat die Musik gar nicht angegriffen! Aber um auf etwas anderes zu kommen, wer ist denn die Dame, welche Sie uns gegenüber begrüßten?“

„Frau Manville!“

„Ach so! Das ist die Schwester von Herrn von Schangky, nicht wahr? Was halten Sie von diesem Herrn? Ich habe oft mit ihm getanzt. Ich finde ihn sehr unterhaltend; er hat fast ganz Europa bereist und weiß so interessant davon zu erzählen. Ich habe nichts gegen ihn, aber manchmal ist mir seine Nähe geradezu beängstigend. Ich glaube, er hat kein gutes Herz!“

Priskow ist bleich geworden. Am liebsten sagte er: „Halte Dir den Menschen auf zehn Schritt Distanz, er ist es nicht wert, daß Deine unschuldigen Augen nur eine Sekunde in sein verlebtes Gesicht sehen!“

Doch wozu? Was soll er gegen ihn sagen, den alle für einen Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle halten? Dieser Bruder ist ihm unsympathisch, mißtrauenerregend, ohne daß Priskow weiß, weshalb; er antwortet daher:

„Ich kenne ihn zu wenig, um ein Urteil über ihn zu haben!“

„Papa hat ihn zur Treibjagd eingeladen, schon um der Unterhaltung willen, weil dieser Schangky, wie Papa behauptet, solch famose Geschichten zu erzählen wüßte, daß man sich totlachen müßte.“

Priskow antwortet nicht und geht einsilbig neben Hilde her.

„Kommen Sie zur Treibjagd, Herr Lieutenant?“

„Wenn es mein Dienst erlaubt, ja!“ Er sagte am liebsten: „Wenn jener nach Ulberntirchen kommt, bleibe ich lieber fort, ich könnte es nicht ertragen, zuzusehen, wenn Du ihm die Hand gäbest!“

VII.

Mit Hilfe seines alten Wirtes hat eben Priskow ein kleines Paket zum Versenden mit der Post fertig gemacht. Mit großen Buchstaben steht darauf:

„An Herrn Major von Ulberntirchen.“

Es sind darin einige kleine Aufmerksamkeiten für seine Quartierwirte, die bereits zur Weihnachtsfeier nach Ulberntirchen abgereist sind.

Für Hilde hat Priskow eine kleine Bleistiftskizze angefertigt. Ein Herr und eine Dame traben auf munteren Pferden durch die nebelige Luft hinein in einen hohen Buchenwald.

„Zur Erinnerung an schöne Tage,“ steht darunter.

Der alte Invalide, er führt den einfachen Namen „Müller“, hat das Bild mit kritischen Augen betrachtet, ehe er es einpackte.

„Die beiden Gäule gehen famos. Wie Sie das nur so aus dem Kopfe fertig bringen, Herr Lieutenant!“ Er sieht Priskow schmunzelnd von der Seite an. „Besonders der eine sieht gerade aus wie unsere Sunset; die hat die Nase immer so hoch, wenn sie aus dem Stall kommt! Das Mädel sitzt auch gut zu Pferde. Neulich war ich einmal bei meinem Vetter in Ulberntirchen, der dort einen kleinen Hof hat, da begegnete mir das Fräulein vom Schloß zu Pferde, die hatte gerade solch einen Hut auf, wie der hier auf dem Bilde ist.“

„So?“ sagt Priskow trocken und schickt sich an, einen Briefbogen in seiner Schreibmappe zu suchen, was ihm jedoch nicht gelingt. Findeisen erscheint auf seinen Ruf und trabt gleich darauf die Gasse hinunter, um beim Kaufmann drei Briefbogen und Couverts zu holen.

Währenddem beginnt Priskow auf einer alten Einladungskarte das Konzept zu einem Brief zu stilisiren. Die Tinte ist natürlich eingetrocknet, und der alte Stelzfuß muß erst einige Tropfen Wasser darauf gießen.

„Herr Lieutenant schreiben wohl selten Briefe?“ fragt er.

„An wen soll ich schreiben?“

„Wird schon anders werden, wenn Herr Lieutenant erst eine Braut haben, obgleich bei der dummen Schreiberei nicht viel herauskommt.“

„Unsinn, Müller! Was soll ich mit einer Braut?“ knurrt Priskow mißmutig. Er kann keinen guten Anfang zu dem Brief finden.

„Na, nichts für ungut,“ fährt Müller fort, „aber ich dachte, weil die beiden Pferde so gut zusammengingen.“

„Welche Pferde?“

„Ich meine nur die auf dem Bilde. Der Herr Lieutenant müssen eine Frau haben, die gut reiten kann, nicht so eine aus der Stadt.“

„Stecken Sie sich lieber Ihre Pfeife an, Alter, sie ist ausgegangen!“

„Wenn der Herr Lieutenant erlauben!“

Der alte Graukopf humpelt zum Rauchtisch.

„Na, ich will nur in den Stall gehen und nachsehen, ob der Halunke, der Findeisen, nicht die Thür offen gelassen hat bei der Kälte!“

Priskow ist allein und schreibt mit einer Schrift wie ein Quartaner auf einen der herbeigeholten Briefbogen:

„Geehrter Herr Major!

„Leider kann ich Weihnachten nicht nach Ulbernkirchen kommen, da ich zu viel Dienst habe. Sie werden ein kleines Paket bekommen, in welchem eine kurze Pfeife, ein Trockenrancher, der sehr gut sein soll, für Sie ist; außerdem ein kleines Bild für Fräulein Hilde und eine Kaffeemaschine für Frau von Mainhof, welche dieselbe einmal sehr bewunderte, als wir zusammen bei Nümigens zum Diner waren und welche ihr hoffentlich Freude machen wird. Es wird mir sehr schwer, hier so allein bleiben zu müssen. Für die Armen von Ulbernkirchen schicke ich drei große Wachsstöcke mit, damit die Bäume recht viel Lichter bekommen und die Kinder sich daran freuen. Ihnen sowie Frau von Mainhof und Fräulein Hilde ein vergnügtes Fest wünschend,

Hochachtungsvoll Priskow.“

„P. S. Hoffentlich ist Fräulein Hildens Zahnschmerz besser und hat sie keine geschwollene Backe bekommen.“

Priskow liest den Brief noch einmal durch und steckt ihn schließlich, obgleich er ihm nicht gefällt, in ein Couvert. Als er gerade die Adresse schreibt, klopft es, und Alfen tritt ins Zimmer.

„Guten Morgen, Priskowchen! Ist das eine Bärenkälte in der Reitbahn, ich will mich nur ein wenig bei Dir wärmen! Hast Du einen Cognac oder so etwas?“

„Dort im Schranke links muß eine Flasche stehen!“

„Aha! Ein Wunder, daß Du überhaupt in Deinem bummeligen Haushalt einen Schnaps führst!“

Alfen stellt sich an den großen Ofen, die Hände auf dem Rücken, abwechselnd einen Fuß um den andern aufhebend, um ihn mit der Sohle an die warmen Kacheln zu halten.

„An wen schreibst Du denn da, Priskow, wenn es nicht indiskret ist, zu fragen?“

„An den Major von Ulbernkirchen. Ich habe ihm mitgeteilt, daß ich zum Weihnachtsfest nicht kommen könne.“

„So? Und darf man wissen, weshalb?“

„Ich habe Rekruten auszubilden und kann deshalb nicht mehrere Tage fort!“

„Das muß ich sagen, wenn ich einen solchen Lieutenant wie Dich bei der Schwadron hätte, ich setzte den ganzen Winter keinen Fuß in die Kaserne. Du bist ja der reine Musterknabe!“ lacht Alfen spöttisch. „Mache aus Deinem Herzen keine Mördergrube, alter Junge. Du willst nicht fort, weil Du Dich hier gefesselt fühlst und zwar sehr stark. Ich beobachte Dich nun schon einige Wochen, Du bist nicht mehr derselbe, der Du früher warst. Zunächst hast Du Deine Antipathie gegen das Tanzen vollständig abgelegt, denn wo eine Fidel kratzt, da findet man Dich sicher. Kannst Du mir ungefähr einen Ueberschlag geben, wie oft Du Madame Mauville zu Tisch und zum Cotillon geführt hast und wie viele Stunden ihr schon Hand in Hand auf der Eisbahn zugebracht habt? Uebrigens — in Parenthese — ihr beiden seid das hübscheste Paar auf dem Schloßteich!“

„Ich werde wohl thun und lassen können, was mir gefällt!“ fährt Priskow unwirsch auf.

„Natürlich, ich meine nur! Du kannst Dich aber nicht wundern, wenn die ganze Stadt jene schöne Frau bereits als zukünftige Herrin von Ruppenhausen betrachtet?“

„Was kümmert mich der Stadtklatsch!“

„Gut, also Du hast keine ernsten Absichten? Das finde ich ganz vernünftig, da sie ebenso alt ist wie Du und ihre erste Jugend, glaube ich, auch nicht in einem Nonnenkloster verlebt hat!“

„Was willst Du damit sagen, Alfen? Hoffentlich nicht, daß die Vergangenheit von Frau Mauville nicht ganz fleckenlos sei?“

Priskows bleiches Gesicht nimmt einen sehr ernsten Ausdruck an, während er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab schreitet.

„Beileibe nicht! Nimm nur nicht alles gleich so tragisch; früher konntest Du doch einen Scherz verstehen! Ja, ja, die Weiber!“ seufzt Alfen.

„Und wenn ich nun die Dame um ihre Hand bäte?“ fragt Priskow.

Er bleibt vor Alfen stehen und klopft mit der Reitpeitsche an seine Stiefel.

„Dann würdest Du etwas sehr Dummes thun! Ja wohl, fahre nur gleich wieder auf! Sie ist keine Frau für Dich! Du bist im Grunde viel zu sehr Idealist und ein zu kreuzbraver Kerl, als daß Du eine Frau gebrauchen könntest, die trotz aller ihrer Vorzüge, trotz Schönheit und geistreicher Unterhaltung nicht die Tiefe des Gefühls, nicht das reine Herz besitzt, wie es ein Mädchen haben müßte, welches Dich glücklich machen soll. Außerdem würdest Du, wie ich Dich kenne, im ersten Jahre Deiner Ehe vor Eifersucht verrückt!“

„Du scheinst Frau Mauville sehr genau zu kennen,“ sagt Priskow sarkastisch, obgleich er Alfen im verborgensten Grunde seines Herzens recht gibt.

„Nein. Etwas mehr Erfahrung und Menschenkenntnis traue ich den zehn Jahren, welche ich mehr trage als Du, aber schon zu!“ fährt Alfen fort. „Uebrigens kann ich Dir mitteilen, daß ich gesonnen bin, in nächster Zeit mich mit Bella von Nümitz zu verloben; ganz unter uns gesagt, natürlich!“

Priskow ist sehr erstaunt. In letzter Zeit hat ihn seine eigene Person und vor allem seine Leidenschaft für Junta so sehr beschäftigt, daß er wenig bemerkt hat, was um ihn her vorging.

„Hat die schöne Bella etwa ihre Jugend in einem Kloster verbracht?“ antwortet Priskow auf Alfens Mitteilung mit feinem Lächeln.

„Bitte, keine Retourkutschen! Das ist bei mir etwas anderes. Ich bin in Ehren fünfunddreißig Jahre alt geworden, habe mein Ideal aufgegeben — sie war eine Bäckerstochter in N.... wo ich meine ersten Lieutenantsjahre verlebte, zu gut für den Leichtsinn und zu einfach für meinen Stand. Dies nur nebenbei. — Um also auf das Vorige zurückzukommen, ich finde, daß Bella so recht eine Frau für mich ist, hübsch, munter, nicht zu jung, und sie wird in der Ehe die kleinen Schwächen, die sie noch hat, ablegen. Ich habe sie lieb und bin ihr, wenn mich nicht alles täuscht, auch nicht unangenehm; aber die Sache hat einen Haken!“

„Nun, der wäre? Will der Alte nicht?“

„Das hat nichts zu sagen, der ist Finanzrat, hat selbst kein großes Vermögen, wenn man seine sechs Kinder in Betracht zieht und weiß, daß das alte Geschäft ‚Alfen‘ in der ganzen Welt Kredit hat; aber ich fürchte, Bella findet meinen Namen zu einfach!“

„Deinen Namen zu einfach? Du bist doch Offizier?“

„Du liebe Unschuld!“ lacht Alfen. „Weißt Du, was Vorurteile sind, aber so richtig eingefleischte? Denke Dir eine recht dicke Mauer, aber statt aus Steinen, aus diesen Vorurteilen, welche nicht weniger hart sind als Granit, zusammengesetzt. So, und nun nimm statt einer Stoßmaschine von tausend Pferdekräften, Vernunft, Gefühl, ciceronische Beredsamkeit, Logik, alles, was Du willst, und renne mit diesen Dingen jeden Tag ein ganzes Jahr lang gegen eine einzige Stelle dieser Mauer. Nach dieser Anstrengung steht dieselbe noch ebenso fest und unerschütterlich da wie vordem. Hast Du mich verstanden?“

„So ungefähr,“ sagt Priskow ehrlich.

„Na, ich glaube aber, daß die Sache bei Bella nicht so schlimm ist. Es flößt mir Vertrauen ein, daß die kleine Ulbernkirchen mit Fräulein von Nümitz eng befreundet ist, also meine Liebe kein steinernes Herz haben kann, denn solche Menschen wie die blonde Hilde lassen sich in allem täuschen, nur nicht darin, ob ihre Freunde ein gutes Herz haben oder nicht.“

Priskow beschäftigt sich gerade angelegentlichst damit, einen Stuhl auf einem Bein ins Gleichgewicht zu bringen, so daß es Alfen vollständig entgeht, daß über seines Freundes Antlitz eine dunkle Wolke zieht bei Erwähnung Hildes.

„Bin ganz Deiner Ansicht,“ antwortet Priskow endlich, indem er sein vergebliches Bemühen aufgibt und den schuldlosen Stuhl mit einem Krach auf seine vier Beine stellt. „Meinen Segen hast ihr!“

„In diesem stolzen Bewußtsein kann ich wohl gehen?“ scherzt Alfen und reicht Priskow die Hand.

„Vergiß niemals, Vetter, daß Du an mir einen treuen Freund hast, der Dich genau, sehr genau kennt und daher am besten geeignet ist, Dir unter Umständen einen guten Rat zu geben!“

Mit diesen Worten trollt Alfen, der im Winter zu seinem Bedauern wieder zehn Pfund zugenommen hat, zur Thür hinaus, es Priskow überlassend, darüber nachzudenken, wann er wohl seines Vetters Rat nötig haben würde! (Fortsetzung folgt.)

Unsere Südsee-Erwerbungen: Kaiser Wilhelmsland.

Von Dr. P. Finsch. Mit Bildern nach Originalskizzen des Verfassers.



Das Terrassenland mit der Basaltschlucht.

Als ich vor bereits mehr als zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit auf Neu-Guinea hinzulenken versuchte als auf ein vielversprechendes Forschungsgebiet, da konnte ich freilich nicht ahnen, daß es mir vergönnt sein würde, an diesem Werke selbst teilzunehmen, ja sogar einen ansehnlichen Teil dieses Landes für Deutschland sichern zu helfen. Wer hätte auch vor zwanzig Jahren an deutschen Kolonialbesitz zu denken gewagt? Derartige Wünsche konnten ja erst zur Ausführung gelangen, nachdem Deutschland geeint, groß und mächtig erstanden war und in der Reihe der mächtigsten Nationen die gebührende hervorragende Stellung errungen hatte. — Wie bekannt, war es eine Bremer Firma,

Digitized by Google



Sänger von der Insel Kragar (Friedrich Wilhelmshafen) in vollem Staat.

welche zur praktischen Verwirklichung der im Schoße der deutschen Nation laut und immer lauter gewordenen Wünsche nach Kolonialbesitz den ersten Anstoß gab. „Lüderitzland“ in Südwestafrika war die erste unserer unter Reichsschutz gestellten überseeischen Erwerbungen. Damit war nicht allein für Afrika, sondern auch für fernerliegende Gebiete der Südsee Bahn gebrochen, auf welche ein unter dem Vorsitz des Geheimen Kommerzienrats A. von Hansemann zu Berlin gebildetes Komite schon längst das Augenmerk gerichtet hatte. Es galt nicht bloß den seitdem Bismarckarchipel benannten Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland gelten, wo der deutsche Handel bereits lebhaft war, sondern das Hauptziel bildete die sehr mangelhaft, zum Teil durchaus unbekannte Nordostküste Neu-Guineas.



Wohnhaus auf der Insel Tiar, Prinz Heinrichshafen

Erst seit kurzem, nach längerem Aufenthalt, von der Südostküste dieser Insel heimgekehrt, folgte ich gern der Aufforderung, mich an den vorbereitenden Arbeiten zu beteiligen, wie mir später die ebenso ehrenvolle als verantwortliche Leitung des ersten auszuführenden Unternehmens übertragen wurde. Da England inzwischen ein Protektorat über die Süd- und Südostküste Neu-Guineas bis Ostkap erklärt hatte, war keine Zeit zu verlieren. Nachdem noch einer der erprobtesten Vertreter unserer Handelsflotte, Kapitän E. Dallmann aus Blumenthal, für das Unternehmen gewonnen war, eilte ich mit diesem im Juni 1884 nach Sydney. Hier wurde der Schraubendampfer „Samoa“ (111 Tons reg., 35 Pferdekraft), der inzwischen telegraphisch gekauft worden war, so schnell als möglich ausgerüstet, mit dem wir Anfangs September unserem Ziele zusteuerten. Dasselbe war zunächst Mioko, eine kleine Insel der Herzog Yorkgruppe, welche mit ihrer Hauptfaktorei der Hamburger Handels- und Plantagengesellschaft für den Westpacific, auch für uns — schon der Kohlen halber — den Ausgangspunkt bildete. Von hier aus unternahmen wir sechs Reisen nach Neu-Guinea, welche uns mit der Küste von Ostkap bis Humboldtbai bekannt machten, wie wir fast ganz Neu-Britannien umfuhren und einen Teil von Neu-Irland und der d'Entrecasteauxgruppe besuchten.

Die nahezu 1000 Seemeilen lange Ostküste Neu-Guineas war vorzugsweise durch die gediegenen Forschungen Moresbys mit dem englischen Kriegsschiff „Basilisk“ im Jahr 1873 erschlossen worden, aber nur von Ostkap bis Huongolf (circa 260 Seemeilen), das übrige, namentlich der Teil von Astrolabe- bis Humboldtbai, blieb noch immer sehr ungenügend oder gänzlich unbekannt. Wir hatten also ein weites Feld vor uns. Selbstverständlich konnte es sich bei einem kleinen Schiffe wie die Samoa, mit nur dreizehn Mann Besatzung und ohne die so nötige Dampfbarkasse, nur um Pionierfahrten handeln, um einen ersten Einblick in die hydrographischen Verhältnisse, über die Beschaffenheit der Küsten und deren Bewohner zu gewinnen, und diese Aufgaben sind jedenfalls voll und ganz erfüllt



Das Junggesellenhaus in Tobadi, Humboldtbai.



Bewohner der Küstengebiete am Kap della Torre.

worden. Wir entdeckten sieben brauchbare, zum Teil sehr gute Häfen, unter denen der Friedrich-Wilhelmshafen obenan steht, sowie eine Menge Flüsse, darunter den schiffbaren Kaiserin Augustafluß, der seitdem 300 Seemeilen weit mit Dampfern befahren wurde. Das Wasser dieses Flusses, des einzigen schiffbaren an der ganzen Küste, färbt im Verein mit anderen kleineren Flüssen das Meer weithin trüb, eine Erscheinung, die lange vor uns beobachtet wurde und unsere Vorgänger veranlaßte, jene Küste zu meiden. Der Samoa war es vorbehalten, sie in ihrer ganzen Ausdehnung von Vulkaninsel bis Humboldtbai (circa 255 Seemeilen) zu befahren und als durchaus sicher und praktikabel für die Schiffahrt nachzuweisen. Die Geschichte der deutschen Kolonialerwerbungen, wie der Erforschung Neu-Guineas überhaupt, wird den seither oft genannten und bekannten Namen Samoa daher in gutem Andenken behalten und dabei Kapitän Dallmann nicht vergessen.

Digitized by Google

Seiner sichern Führung ist es in erster Linie zu danken, daß wir in zum Teil gänzlich unbekannten, riffreichen Gewässern oft drohenden Gefahren entgingen.*)

Was die praktische Seite anbelangt, so sind wir auch dieser nach besten Kräften gerecht geworden. Auf Grund unserer Erfolge konnte schon im November desselben Jahres die deutsche Kriegsflagge gehißt werden, und die inzwischen in Berlin gebildete „Neu-Guinea-Compagnie" erhielt den kaiserlichen Schutzbrief: Kaiser Wilhelmsland gehört Deutschland! Nach den Vereinbarungen mit England erstreckt sich dasselbe von circa 2° 30′ bis zum 8. Grad südlicher Breite und enthält einen Flächenraum von 179,230 Quadratkilometer (3255,4 deutsche geographische Quadratmeilen), entspricht also ungefähr der Größe der sieben östlichen Provinzen Preußens vor 1866, oder der von Großbritannien; die Küstenausdehnung wurde etwa von Memel bis zu den Vogesen reichen! Gewiß eine schöne Erwerbung, reich an ausgedehnten und fruchtbaren Gebieten mit zahlreichen Wasserläufen, ein Land voll Verheißung, das im Vergleich mit Australien und dem englischen Anteil in mancher Hinsicht wesentliche Vorzüge bietet.

Dicht bewaldete Hügel- und Gebirgsketten, die, wie zum Beispiel in der von uns entdeckten Bismarckkette, sich höher als 10,000 Fuß erheben, bilden den vorherrschenden Charakter der Küste von Kaiser Wilhelmsland, die dadurch landschaftlich an einer gewissen Einförmigkeit leidet. Aber manche dieser Gebirgsstrecken wie das zuweilen parkartige Hügelland mit grünen Hängen und Matten bieten so liebliche Landschaftsbilder, daß man sich in die Heimat versetzt glaubt. So zum Beispiel die Küste östlich von Kap Rigny bis zum Festungskap mit dem merkwürdigen Terrassenlande. Hier ist dem ungefähr 4000 Fuß hohen, dicht bewaldeten Gebirgsstock ein gleichsam in mächtige Stufen abgesetztes, bis an 1500 Fuß ansteigendes Bergland vorgelagert, das sich teilweise noch bis Finschhafen fortsetzt. Wie meine Untersuchungen lehrten, besteht diese interessante Formation aus Korallenfels, gehobenem Meeresboden, der an den Küsten Neu-Guineas überhaupt eine so hervorragende Rolle spielt. Dieses Terrassenland ist von steilen Schluchten durchbrochen, von denen unsere Abbildung an der Spitze dieses Aufsatzes eine der imposantesten, die „Basilikschlucht", zeigt. Die Schichtflächen dieser Stufen hat ausgezeichneten Boden und reiche Grasflächen aufzuweisen, die sich trefflich als Weidegründe eignen. An diesen mangelt es überhaupt in Kaiser Wilhelmsland nicht, und daß Viehzucht in Neu-Guinea sehr wohl möglich ist, haben die seit Jahren bei Port Moresby gedeihenden Pferde und die von mir eingeführten Rinder bewiesen. Aber auch kulturfähige Strecken sind in ausgedehnter Weise vorhanden und neuerdings im Innern des Augustaflusses in erhöhtem Maße nachgewiesen worden. Ich vermute dasselbe von einem neuen, von uns in Herkalesbai entdeckten Flusse, von dem wir leider bei der gebotenen Eile nur die Mündung rekognoszieren konnten.

Was die Eingeborenen anbelangt, so hatte mich ein fast vierjähriger Aufenthalt in der Südsee, davon sechs Monate in Neu-Guinea selbst, hinlänglich mit solchen bekannt gemacht, und meine Erfahrungen im Umgange mit ihnen, mit ihren Sitten und Gebräuchen kamen dem Unternehmen in hervorragender Weise zu statten. Ich wußte, daß überall da, wo noch kein Weißer gewesen war, sich am besten mit ihnen verkehren läßt, und unsere Erfahrungen bestätigten dies. Wo es anging, suchten wir uns den Eingeborenen zu nähern, und überall entwickelte sich das ersprießlichste Einvernehmen. An manchen Orten versuchte man uns fast mit Gewalt zu halten und durch Anbieten von Land, Kokospalmen, Schweinen, ja selbst Frauen zum Bleiben zu bewegen. Ich könnte daher über die Eingeborenen vielerlei erzählen, muß mich aber auf das Notwendigste beschränken.

Die Eingeborenen von Kaiser Wilhelmsland gehören, wie die den ganz Neu-Guinea, zur Rasse der Papuas oder Südseeneger, die durch dunkle Hautfärbung wie das wollig aussehende Haar sich wenig vom Neger Afrikas unterscheidet. Sie sind, was nicht genug hervorgehoben werden kann, weder „Wilde" noch Kannibalen, sondern ein im ganzen harmloses Völkchen trefflicher Ackerbauer, das noch im Alter der Steinzeit und Pfahlhausen lebt und unseren Vorfahren jener Periode jedenfalls voraus ist. Dafür sprechen die brglam angelegten Plantagen (meist von Taro, Zuckerrohr, Yams und Bananen), wie die bemerkenswerte Entwicklung im Bau der Häuser und Fahrzeuge, in Anfertigung von Gerätschaften und Zierden, die zuweilen sich zu wirklichen Kunstleistungen erheben. Die von mir zusammengebrachten ethnologischen Sammlungen der Neu-Guinea-Compagnie, welche im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin Aufsehen erregten, liefern dafür den besten Beweis. Da die Bevölkerung nirgends dichte Zentren, sondern allenthalben isolirtere soziale Gemeinschaften bildet, so finden sich mancherlei Abweichungen, die nicht bloß in Verzierungen von Schmuckgegenständen, sondern auch in der Form der Gerätschaften und selbst im Hausbau hervortreten. Was den letzteren anbetrifft, so herrscht fast ausnahmslos der Pfahlbauthpus vor, das heißt, die Häuser stehen der großen Mehrzahl nach nicht unmittelbar auf dem Erdboden, sondern auf mehr oder minder hohen Pfählen, ein System, das sich schon aus Gesundheitsrücksichten außerordentlich empfiehlt. Unsere Abbildung zeigt ein Haus auf der Insel Tiar (Mainsel) im Archipel der zufriedenen Menschen, nahe Prinz Heinrichshafen. Das Material der Wände besteht aus gespaltenem Holz oder Bambus, das Dach aus einer Art Riedgras, die Teile des Gerüstes der Wände und des Daches sind, wie allenthalben in der Steinzeit, nur mit Lianen oder Tauwerk zusammengebunden.



Maskenkostüme. Originalzeichnung von Ernst Urbach.
(Text Seite 418.)

Die beiden Typen von Bewohnern werden ebenfalls die erheblichen Verschiedenheiten im Aufputz veranschaulichen. Links oben ist ein junger Mann von der Insel Groger (Fischeleinsel) in Friedrich-Wilhelmshafen dargestellt, im vollen Staate des Stutzertums, denn bei allen Papuas pflegt sich das männliche Geschlecht bei weitem mehr aufzuputzen als das weibliche. Das vom Vorderkopf bis hinter die Ohren abgeschorene, sorgfältig aufgebauschte Kraushaar ähnelt einer mächtigen Wolke, die jederseits von einem durchbrochen geflochtenen Korsett aus Bambus, der mit einem Büschel Kasuarfedern verziert ist, zurückgehalten wird. In dem erweiterten Ohrläppchen hängt eine breite Nadel aus Schildpatt, durch die Nasenscheidewand sind zwei Hundezähne gesteckt, ein Schmuck aus gleichem Material ziert die Brust. Hierbei will ich erwähnen, daß Hundezähne, und zwar nur die Eckzähne, im Tauschverkehr ungefähr unseren Goldmünzen entsprechen, während Silber durch gewisse Muscheln, Diamanten durch kreisrund gebogene Schweinezähne repräsentirt werden.

Der Mann auf der Abbildung rechts unten wurde im Küstengebiet des Augustaflusses westlich von Kap Delta Torre aufgenommen und zeigt einen durchaus verschiedenen Aufputz. Sein langes Haar läuft in eine abstehende mächtige Zopfmuff aus, die von kunstvollen Binden, zum Teil mit Hundezähnen verziert, festgehalten wird. Der Ohrrand ist durchlöchert und wie die Nasenflügel mit grünen Blättern geschmückt, das Barthaar sorgfältig in einzelne Büschel geteilt, an denen schwarze Fruchtkerne und Muschelstückchen befestigt sind. Auf der Brust hängt ein kostbarer Schmuck aus einer Eberhauerschnitzel, die zugleich als Kampfschmuck dient, welcher bei den verschiedenen Stämmen eine Hauptrolle spielt und wesentliche charakteristische Eigentümlichkeiten aufweist. Dieser Kampfschmuck wird beim Angriff vom Krieger mit den Zähnen festgehalten und soll dazu dienen, ihm ein wilderes und furchtbareres Aussehen zu verleihen! Erwähnen wir neben Schmucksachen noch der Bekleidung der Papuas, die beim Manne nur in einem Streifen Tapa (Baumbast), um die Lenden geschlungen, dem sogenannten Mal, besteht, während das weibliche Geschlecht, und zwar von früher Jugend an, ein Kniestückchen oder Schürzchen aus gespaltenen Blattfasern trägt. Die Leute gehen also nicht völlig nackt, wie meist irrig angenommen wird. Die Bevölkerung ist überall, soweit ich Neu-Guinea kennen lernte, äußerst spärlich. Längs der ganzen Küste vom Friedrich-Wilhelmshafen bis

*) Die Erlebnisse der „Samoafahrten" wird der kundige Verfasser demnächst in einem Reisewerk veröffentlichen, dessen Erscheinen sicherlich mit Freuden begrüßt werden wird. Die Red.

Humboldtbai zählte ich kaum hundert Ansiedlungen. Die Gesamtzahl der Bewohner von Kaiser Wilhelmsland darf daher, wenn Schätzungen überhaupt erlaubt sind, mit ebensoviel Recht auf 20,000 angegeben werden, als die der ganzen Insel auf 2½ Millionen.

Mit allem für den Lebensunterhalt Nötigen versehen, wird die Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen der zivilisatorischen Entwicklung sich wenig ersprießlich erweisen: sie werden sich niemals zu Kulturmenschen in unserem Sinne heranbilden lassen! Als Arbeiter ist daher auf die Eingeborenen kaum zu rechnen, und es wird dafür Kräfte von auswärts bedürfen. Und diese zu beschaffen, ist eine der Hauptaufgaben der neuen Besitzer. In der Arbeiterfrage beruht die ganze Zukunft der Kolonie, denn ohne genügende Arbeitskräfte läßt sich selbst mit den größten Geldmitteln aus dem besten Lande nichts machen. Ueberdies besitzt Neu-Guinea bis jetzt keinen einzigen exportwerten Artikel, sondern alles soll erst geschaffen werden, ein Umstand, den Kolonialenthusiasten nur zu leicht zu nehmen pflegen. „Wie ist das Klima?“ höre ich fragen. Da kann ich nur antworten: Nicht so schlimm als sein Ruf und jedenfalls besser als in dem englischen Anteil der Südküste oder gar in Westafrika! Aber man wird stets mit den Einflüssen der Tropen zu rechnen haben, und daß diese nirgends fieberfrei sind, ist bekannt. Wir selbst erfuhren dies zur Genüge, denn zuweilen lag die halbe Mannschaft der Samoa am Fieber darnieder, und ähnlich lauten die Berichte unserer Kriegsschiffe.

Daß bis jetzt — wenig mehr als drei Jahre nach Aufhissen der deutschen Flagge und zweieinhalb Jahre seit Erteilung des kaiserlichen Schutzbriefes (17. Mai 1885) — noch keine Kolonie geschaffen werden konnte, darf nicht verwundern. Vorläufig besteht die „Kolonie“ nur aus Beamten, vom Gerichtsschreiber und Standesbeamten bis zur höchsten Stufe des Landeshauptmanns, etliche dreißig alles in allem, aber die Kolonisten selbst fehlen noch. Hoffen wir, daß sie bald einziehen und die mit Recht für dieses schöne Land gehegten Hoffnungen und Wünsche erfüllen. Aber darüber wird uns nur die Zukunft belehren können, denn daß ernste Schwierigkeiten zu überwinden sind, darüber kann wohl kein Zweifel herrschen, wenigstens nicht für den, der das Land und die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt.

Die westliche Hälfte Neu-Guineas wird bekanntlich von Holland beansprucht, und zwar bildet der 141. Meridian die östliche Grenze des holländischen Anteils. Wir hatten auf unserer Fahrt nach Westen wenige Meilen von dieser Grenze einen Fluß entdeckt, den Sechstroh, von wo aus man den Eingang zur Humboldtbai sehen kann. Wir zögerten daher nicht, unseren neuen Südseenachbarn einen Besuch abzustatten. In der stillen westlichen Innenbai fanden wir die Ansiedlungen der Eingeborenen, mitten im Wasser errichtete Pfahlbauten, von einer Großartigkeit, wie ich sie bisher nirgends gesehen hatte; sie übertrafen die an der Südküste bei weitem.

Das hervorragendste dieser originellen Bauwerke, den sogenannten „Tempel“ des Dorfes Tobadi, zeigt unsere Abbildung. Als solcher wurde er in dem Reisewerk des holländischen Kriegsdampfers „Etna“, welcher Humboldtbai 1858 zuerst besuchte, dargestellt. An Ort und Stelle konnte ich mich leicht überzeugen, daß jene Abbildung eine total unrichtige ist, und ich freue mich, hier zuerst ein durchaus korrektes Bild geben zu können. Und dieses Bauwerk, ohne Zweifel das hervorragendste der wenigen heutigen Tages noch lebenden Pfahlbauten der Steinzeit, verdient diese Wiedergabe. Das merkwürdige Gebäude besteht im wesentlichen aus einem achteckigen, spitz zulaufenden, turmartigen Dach aus Riedgras, wohl an 60 Fuß hoch, und ist reich mit bunt bemalten Holzschnitzereien verziert, die zum Teil Tiere (Fische, Vögel, Eidechsen), auf der Spitze eine hockende menschliche Figur mit einem fliegenden Vogel darüber, darstellen. Vom Dachrande hängen Palmfasern und Guirlanden von ausgeblasenen Krokodil- und Megapodieneiern herab, wie hier lange Palmwedel als Schmuck angebracht sind. Vor dem Gebäude, in welches man durch eine niedrige Thür eintritt, befindet sich mehrere Fuß über dem Wasserspiegel eine mächtige Plattform, an und für sich schon ein bemerkenswerter Bau. Sie diente bei Festlichkeiten als Tanzplatz, was jetzt nicht mehr angeht, da sie sich bedenklich gesenkt hat. Denn dieser „Tempel“ ist keineswegs ein solcher, sondern lediglich das Klubhaus der Männer, in welchem zugleich die unverheirateten jungen Leute wohnen, also ein „Junggesellenhaus“, wie sich solche in verschiedener Weise allenthalben bei den Papuas finden. Im Innern sahen wir Schlaf- und Feuerstellen, außerdem nur noch Trommeln und eine sonderbare Art Flöten, die bei festlichen Gelegenheiten Anwendung finden. Zahllose sauber geputzte Schädel, aber — nur von Schweinen, gaben Zeugnis von abgehaltenen Fress- und Festessen, die auch bei den Papuas eine so große Rolle spielen. Selbstredend ist den Frauen der Eintritt nicht gestattet; der Bann eines gewissen „Tabu“ verbietet dies und war die Ursache, daß man dem Gebäude eine religiöse Bedeutung zuschrieb. Dasselbe dürfte übrigens auch als Werkplatz, denn wir sahen junge Leute an kunstvollen Holzschnitzereien arbeiten, die offenbar zur Renovierung bestimmt, aber leider nicht zu erwerben waren. Am liebsten hätte ich das ganze Bauwerk mitgenommen, ein Denkmal der Steinzeit, wie es vollendeter wohl kaum mehr existiren dürfte, und welches in der Kulturgeschichte einen ebenso berechtigten Platz verdient als irgend ein Baudenkmal des Altertums. Denn nur zu bald wird die Zeit kommen, wo man vergeblich nach derartigen, nur mit Steinwerkzeugen hergestellten Bauten, glänzenden Zeugnissen des Fleißes, der Kunstfertigkeit und des Kunstsinnes von Naturmenschen suchen wird: ein nur kurzer Kontakt mit der Zivilisation, und jene Periode ist für immer zu Ende.

Anmerkung der Redaktion. Im Anschluß an die obigen interessanten Mitteilungen können wir mit Freuden nachtragen, daß die Neu-Guinea-Compagnie seitdem in Kaiser Wilhelmsland rüstig vorwärtsgeschritten ist und eine anerkennenswerte Thätigkeit entwickelt hat. Außer der Hauptstation Finschhafen — mit dem Sitz des Landeshauptmanns, der Gerichtsbarkeit, Post- und Standesamt — sind in Hatzfeld- und Konstantinhafen Nebenstationen errichtet worden, sowie Versuchsfelder mit Kulturpflanzen, welche namentlich für Tabak günstige Ergebnisse versprechen. Die Gesellschaft besitzt drei Dampfer, welche regelmäßigen Dienst mit Australien (Cooktown) unterhalten; Briefe können in 45 Tagen nach Finschhafen gelangen. Außerdem besitzt die Gesellschaft zwei Dampfbarkassen und drei Segelschiffe, so daß für Schiffe bisher allein etwa 2½ Millionen Mark aufgewendet wurden. Unter der Leitung des Landeshauptmanns Freiherrn von Schleinitz ist für die Erforschung der Küsten Bedeutendes geschehen. Insonderheit ist ihm die Erforschung des Huon-Golfs zu verdanken, wo allein acht Häfen und neun Flüsse entdeckt wurden. Auch die Küste von Friedrich-Wilhelmshafen bis zum Kaiserin Augustafluß ist aufgenommen, der letztere selbst für größere Dampfer schiffbar befunden und somit ein ungeheures Gebiet für Handel und Kultur eröffnet worden. Kolonisten können jetzt ruhig einziehen, wenn sie Mittel besitzen und zunächst auf fünf Jahre Land pachten wollen. Vergessen wir nicht, daß auch die Mission, die deutsche Mission, bereits Fuß gefaßt und Stationen errichtet hat, so daß wir allseitig nur die besten Erfolge voraussehen und wünschen können.

Für die Maskenzeit.

(Hierzu die Abbildungen Seite 417.)

Ein Maskenball! In der That, wenn unter den großartigen Erfindungen der Neuzeit heut ein Apparat erfunden würde, der alle latente Lebenslust, all den in der Luft strömenden Freuden- und Jugendgehalt auffangen und festhalten könnte, so böte ein Maskenball die ergiebigste Atmosphäre für das Experiment. Und vielleicht gar ein erster Maskenball! Dieser unsägliche Reiz der Laune, welcher ein solches Fest für unsere Jugend durchströmt, weht ja schon über seine Vorbereitungen hin. Der Wunsch, nicht bloß sich selbst hübsch zu fühlen, sondern auch anderen zu gefallen, wird wohl in jedem Ballsaal, in jeder Opernloge, bei jeder Promenade ähnlich empfunden, nur daß beim Maskenball noch ein ganz unbeschreiblicher Reiz hinzukommt: der Reiz des Geheimnisses und der Diskretion. Wir besprechen unsere Toilette mit gedämpfter Stimme und bei verschlossenen Thüren, wir halten sie vor den intimsten Freundinnen geheim, wir verleugnen am Theetisch mit der ernstesten Miene von der Welt überhaupt unsere Teilnahme an dem Fest wegen des Geburtstags einer Tante oder dem ennuyanten Bazar, in welchem man eine Hauptrolle zu spielen hat, und im Innern lacht's schon und schwirrt's von Suchen und Finden, von Erraten und Erkennen mitten in dem Festglanz des großen Abends, dessen Erwartung die kleinen Pulse beschleunigt.

Man frage sie nur, eine um die andere: — das Backfischchen, das strahlend, voll Entzücken über sein eigenes kostümirtes Ich den letzten Blick in den Spiegel wirft, ganz kopfbenommen von der Ueberzeugung: „Die Welt ist ein Paradies, und du bist wirklich eine erwachsene Dame;“ die blasirte Modekönigin, welche sich von dem Glanz ihrer Toilette eine Sensation verspricht und aus dem schwülen Duft ihrer zwölfknöpfigen Handschuhe heute wieder einmal eine Sprache vernimmt, für welche ihre müden Sinne schon so abgestumpft waren; — nichts geht über den Reiz schon der Vorbereitungen eines Maskenballes. Ueber alle anderen Unruhen hinweg — ach, und es gibt da so ganz verborgene, so köstlich quälende unter ihnen! — drängt sich schon diejenige, welche die Wahl des Kostüms macht. Alle Tabourets und Drehtische im Salon sind bedeckt mit den letzten Modekupfern, und doch, welches Schwanken, bis man zu einer Entscheidung kommt! Diese Sorgen muß man kennen. Da besitzt man so wunderbar schöne Steine, gemacht, auf einer venetianischen Robe zur Schau gestellt zu werden, und dabei eine Figur, so kokett, nervös, pikant und modern, daß sie eher an die lachende, ein klein wenig boshafte Terrakotte auf dem Kaminsims erinnert als an die Pracht einer Dogaresse. Man hat so prachtvolle Spitzen, rotblondes Haar und einen echten Greuze — Material, das so glänzende Versprechungen gibt — und man wählt schließlich das Kostüm eines bäurischen Blumenmädchens, bloß um gewisse Rosen ganz unauffällig immer wieder unters Näschen halten und zärtlich anschauen zu können. So überschwemmt jede Saison mit Maskenbildern wird, neue Ideen und Anregungen auf diesem Gebiet sind immer willkommen.

Von diesem Gesichtspunkt aus liefert auch unser Blatt „Maskenkostüme“ der Saison einen Beitrag. Das passende Genre der Erscheinung vorausgesetzt, ist jedes einzelne dieser Phantasiekostüme überaus charakteristisch und effektvoll. Die Herstellung derselben steht so guten und detaillirten Illustrationen gegenüber, daß eine ausführlichere Beschreibung fast nur hinsichtlich der Farbenangabe erforderlich ist. Da ist zunächst die „Rebe“. Der Rock besteht aus weißem Atlas; das darüber hingezogene Spalier wird aus schmalen Goldborten gebildet; Taille, Ueberwurf und Schärpe aus maigrünem Atlas; alles reich mit Trauben, Blättern und Reben besetzt; auf dem Scheitel das Arrangement eines kleinen Weinstocks.

Von sehr pikanter und origineller Wirkung ist das „Spiel“. Auf dem jugendlichen, kurz verschnittenen Haupte einen Hut mit würfelförmigem Kopf, mit Kartenbekleidung, roter Sammetkrempe und seitlicher Federaigrette; die Atlastaille halb rouge, halb noire gehalten; Schmuck aus Goldmünzen; Ueberwurf aus grünem Tuch mit erhaben gestickten Billardkugeln garnirt; Rock aus gelber Seide mit den verschiedenartigsten bunt ausgeführten Spielemblemen; Strümpfe, Schuhe und Handschuhe, korrespondirend mit der Taille, halb rouge und halb noire. Die Zigeunerin trägt einen phantastisch geformten Hut aus weichem grauem Filz, über dessen seitliche Krämpe hinaus ein Spiel Karten sichtbar wird; unter diesem Hut tritt ein rotes Kopftuch hervor, welches auf der Stirn mit orientalischem Münzenschmuck benäht ist; lose ausfallendes weißes Hemd, in der Taille von einem goldenen Gürtel gehalten; Ueberwurf und Mantel aus buntem orientalischem Gewebe; Rock aus Atlas oder Sammet mit Goldlitzen und Münzen garnirt. Das Kostüm der Brigantin zeigt einen Rock aus hellblauem Tuch, an seinem unteren Rande in entsprechender Breite netzförmig mit roter Chenille benäht. Das kurze und kurzärmelige Jäckchen aus dunkelblauem Sammet öffnet sich über einem weißen, blusenartigen Hemdchen, welches in der Taille durch einen roten Ledergürtel zusammengefaßt wird; hohe goldene Epauletten aus starker Goldschnur und reicher Tressenschmuck an den Vorderteilen des Jäckchens; phantastisch arrangirter Mantel aus rotem, grobwolligem Stoff; unter dem gelblichen, mit roten Bändern umwundenem Filzhut rotes Kopftuch; rote Strümpfe und gelbe Schuhe. Die kleine Fischerin erhält einen weißen oder hellgrauen, weichen Fischerhut mit goldenem Anker, rotes Kopftuch, weißes Hemd, Sammetmieder, Ueberwurf aus rotem Wollnetz; auf der linken Hüfte ein Arrangement starker wollener Schnüre; über dunkelrotem Sammetmieder ein hellblaues, mit silbernen Muschelformen gesticktes Tuch; hellblauer Atlasrock, mit silbernen Fischchen garnirt; an silberbeklebtem Stabe ein rotes Netz. Das Kostüm „Leichte Kavallerie“ will die Uniform der Berliner Gardedragoner darstellen: Rock aus hellblauem Tuch, Kragen und Aufschläge rot mit goldenen Gardelitzen; silberne Schärpe, Kavalleriesäbel und Helm mit Busch; das ist die moderne Variation der alten „Regimentstochter“. Auch in der Figurine „Pschutt“ bietet man den deutschen Damen heut nichts Unbekanntes mehr, aber ohne Zweifel noch ein Kostüm von auffälliger Eigentümlichkeit. Diese Type kommt ja heut noch aus einer anderen Luft. Die kecke Degagirtheit, die dort aus den Folies dramatiques auf die Boulevards versetzt worden ist, hat bei uns nur in der närrischen Laune übermütiger Maskenschätze ihre Freistatt, hier kleidet sie unter Umständen aber ganz vortrefflich. Den Cylinder über dem blasirten Gesichtchen, das obligate Monocle im Auge, die schneezarte, elastisch gebügelte Wäsche, über dem Rock aus schwarzer Seide den Frack aus rotem Tuch, rote Strümpfe und rote Handschuhe — das ist die Type jener jungen, hypereleganten Bummler, welche unter dem Namen Fleurs de Pschutt die neuesten Modeneinflüsse von Paris repräsentieren und aus den Kreisen sensationssüchtigen und leckeren Theaterblutes die weibliche Pschutteuse an ihren Arm nehmen.

Aber wann brächte man ein Tableau von Masken und könnte der Harlequine vergessen? Harlequine, du keckes, prickelndes Narrenblut, du kannst nicht sterben. Unsere Großmütter und Urgroßmütter haben deine Farben getragen und dein übermütiges Lachen gelacht, und bis auf unsere Tage bist du der Inbegriff elektrisirenden, närrischen Frohsinns geblieben. Man fragt nach deinem Kostüm. Ja, da sehen wir hier einen weichen weißen Filzhut à la Clown; die große weiße Halskrause über der herzförmig ausgeschnittenen Taille; als Knöpfe und Aermeleinfassung der Schmuck großer Pompons. Der Ueberwurf ist aus vielfarbig karrirtem Atlas arrangirt, der weite Faltenrock an der rechten Seite mit Pompons besetzt, Schärpe zur Taille passend — und das alles so übermütig, so bunt und grell als möglich.

Aber die Harlequine ist eine Maske, die mehr als jede andere Ansprüche erhebt, welche über das Kostüm hinausgehen. Um sie zu wählen, bedarf es mehr als grotesker Farben und lärmenden Schellengeläuts . . . es bedarf jenes lustigen, tollen Harlequinblutes, jener prickelnden Nerven, jenes Funkensprühens von Lebenslust, das nur die fröhlichste, sorgloseste Jugend erfüllen mag und das so schnell, so unwiederbringlich verschwindet. Unsere Mütter haben dieses Kostüm getragen und werden sich hie und da noch seiner erinnern. Was man aber dabei empfunden, das weiß man im Alter kaum mehr. Man weiß vielleicht noch, daß es ein Maskenball war, nach dem man ein erstesmal verliebt gewesen, aber was es heißt, aus diesen hunderten leuchtender und bewundernder Augen nur einzige zwei im klopfenden Herzen nach Hause tragen, unter bunten Flittern eine erste Liebe heimbringen, das ist geschwunden. Die Melodie ist verklungen, und das nüchterne Gedächtnis weiß dann oft nur noch von einem närrischen Lärm. Ach, man muß jung sein, daß man mit der Maske zugleich in ein Feenland eingeht — — und wir, wir sind heute noch jung! K.

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Französische Literatur.

Man pflegt den Roman das Spiegelbild des Lebens zu nennen, in Frankreich aber kann er weit eher als verleumderisches Zerrbild gelten. Naive Gemüter betrachten infolge dieser Lektüre das ganze Land als einen wahren Höllenpfuhl, ohne in Rechnung zu ziehen, daß sensationalistische Romanschreiber eben auf die Freuden dieser moralischen Entrüstung spekulieren und in krasser Uebertreibung nur eine krankhafte Seite des Großstadtlebens mit Vorliebe schildern. Maxime Du Camp, der hochverdiente Historiograph der Stadt Paris, greift uns aus dem realen Leben derselben heraus ein ganz anderes Bild in seinem Buche: „La Vertu en France“. In zwanzig biographischen Skizzen, die er als „Moral en action“ bezeichnet, schildert er an der Hand trockener Daten wahrhaft rührende Beispiele schlicht edler Tugend und Aufopferung. Eines der rührendsten ist der Schauspieler Moëssard. Keine Kunstgröße, eben nur mit genug Talent begabt, sich auf der Bühne nützlich zu machen und sein Brot zu erwerben, begnügte er sich nicht damit, Vater und Oheim zu erhalten, mit der Einwilligung seiner guten Frau nahm er auch die kranke Witwe eines Kollegen und deren Nichte in sein Haus. Und da dieser fünfzehn Jahre, bis zum Tod verweilende Gast sich durch die hinterlassenen Schulden des Gatten ruhelos gequält fand, trug Moëssard auch diese allmälich ab. Wenn man ihm bemerkte, er habe sich da Schweres aufgebürdet, so pflegte er nur zu sagen: „Die gute Frau fällt uns nicht zur Last.“ Wie oft aber wurde überdies noch sein warmes Herz in Mitleidenschaft gezogen! Einstmals verkaufte er einen Teil seiner kärglichen Einrichtung, eine andere Witwe aus bedrängender Not zu erretten. Und all dies geschah still und anspruchslos. Dennoch aber erfuhr die Welt davon, und die Akademie verlieh dem „Père Moëssard“, wie er allgemein genannt wurde, den Prix Monthyon. Bei dem nächsten Auftreten des kleinen Schauspielers aber erhob sich das Publikum im Saal wie ein Mann, und es wurde ihm ein Beifallssturm, wie er den ersten „Sternen“ seiner Kunst nicht größer und nicht wärmer geworden. Es ist ein wahrhaft herzerquickender Band, den wir Du Camp hier zu danken haben.

Eine sehr interessante Lektüre auch bilden Charles Mismers „Souvenirs d'un dragon de l'armée de Crimée“. Der Verfasser war ein eifriger Mitarbeiter von Littrés „Dictionnaire“, und erst als dieses Riesenwerk vollendet, ging er an das Ordnen seiner Erinnerungen aus dem französisch-englischen Feldzug. Schon in diesem zeigte sich vieles faul im Staate Napoleon III. Es fehlte an Verbandzeug, an allem zur Pflege Notwendigen für die Armee, und während die Engländer nur fünfzehn Prozent ihrer Verwundeten einbüßten, bezifferte sich der Verlust der Franzosen unter denselben auf vierunddreißig. Dagegen erzählt Mismer, daß die jungen Männer der ersten Adelsfamilien, statt wie heutzutage dem Ehrgeiz zu leben, es Jockeys und Seiltänzern gleichzuthun, als einfache Soldaten ins Heer traten, ohne die gemeinen Mühen des Dienstes zu scheuen. Nachdem sie mit Todesverachtung gekämpft, fütterten und putzten sie ihre Pferde gleich den Bauernburschen aus ihrem Dorfe. Die Türken kennzeichnet der Verfasser dahin, daß sie Charakter statt Talent, Glauben statt Wissen und somit die mächtigsten Hebel besaßen, welche die menschliche Maschine bewegen. Gleich der ihren rühmt er die Tapferkeit der Russen, die alle militärischen Tugenden besäßen. Nach ihm hätte der „geringste Seeleben“ hingereicht, 1870 Paris und Frankreich zu retten, doch herrsche in diesem nur Reklame und Schwindel, und nicht das Verdienst mache heutzutage mehr Carrière. Den französischen Soldaten charakterisiert er mit den Worten Davousts: „Er bedürfe einer eisernen Faust in sammetnem Handschuh.“ Seinen gloireliebenden Landsleuten dürfte das Buch Mismers nur teilweise gefallen, und doch könnten sie daraus gar manch ernste Lehre ziehen, eine Bestätigung, der sie jedoch, namentlich nach dieser Richtung hin, im allgemeinen nicht hold sind. Die Gemeinde jener, welche bittere Erkenntnis süßer Illusion vorziehen, ist allenthalben klein, am kleinsten aber wohl unter den Politikern Frankreichs.

Harmlos ergötzlich durch die große Lebens-Treue und Fülle ist Pierre Giffards „La Vie en chemin de fer“. Wer, der je gereist — und wer reist heutzutage nicht? — hätte nicht die Damen getroffen, die binnen ein paar Minuten das ganze Coupé mit kleinem Handgepäck füllen und jeden Eindringling als frechen Usurpator mit ihren Blicken zu erdolchen suchen, was sie jedoch nicht hindert, sich alsbald in ein Gespräch mit ihm zu vertiefen? Eine nicht minder allbekannte Erscheinung ist „der Herr, der alles weiß“. An jede Station knüpft er freundliche Belehrung über Einwohnerzahl und Bedeutung des Ortes, jeden Pfiff der Lokomotive, jedes Signal den Schienenstrang entlang erläutert er, unbekümmert, ob die anderen seine Belehrung zu schätzen wissen. Nicht minder mitteilsam ist der andere Reisende, der in England oder Amerika „alles so unvergleichlich besser“ gefunden und daher die Heimat fortwährend schmäht. Sein Antipode ist der verpichte Zeitungsleser, der allen Plaudernden grollt, weil sie ihn in der geistigen Verdauung seines Leitartikels stören. Höchstens der hitzige Politiker, der, kaum daß er den Waggon bestiegen, sein politisches Glaubensbekenntnis ablegt und peremptorisch das der anderen verlangt, vermag ihn zu konversationeller Teilnahme zu bewegen. All diese und noch viel andere wohlbekannte Typen führt Giffard in knappem Umriß mit so liebenswürdigem Humor vor, daß die lästigen Gesellen den Leser förmlich anheimeln, — vielleicht auch, weil er sich durch ihre humoristische Beseelung für die Unbill, die er von ihnen erfahren, gerächt fühlt.

Literatur

— **Fünf Novellen, die sämtlich in den Tagen des dreißigjährigen Kriegs** spielen und sich solchergestalt zu einem Kulturbild dieses vielbewegten Zeitraums deutscher Geschichte verbinden, obschon die dargestellten Personen und Vorgänge unter sich keinerlei unmittelbaren Zusammenhang bieten, hat **Wilhelm Jensen** unter dem Titel: „Aus schwerer Vergangenheit, ein Geschichtenzyklus“ (Leipzig, B. Elischer) in einem Bande vereinigt. Ein Meister in der Kunst, frühere Jahrhunderte vor unseren Augen neu aufleben zu lassen, hat Jensen hier auf historischem Boden eine Reihe von Bildern geschaffen, die — in ihren Einzelzügen vollkommen dem Geist und Charakter jener Zeit abgelauscht — uns ganz in jene unheimlichen Tage zurückversetzen und doch auf dem dunklen Grunde gar manches heitere, duftige Blümlein frisch und trefflich erblühen lassen.

— **„Blumen und Lieder von Johannes Stauffacher“** (Breslau, C. T. Wiskott) lesen wir auf einer zierlichen Mappe, deren Inhalt eine Reihe sinniger lyrischer Gedichte, begleitet von reizvollen Blütengeranke, bildet. J. Stauffacher, der treffliche Blumenzeichner, der Meister auch in einer edel naturalistisch gehaltenen Ornamentik, ist in einer Person der Verfasser der formvollen Verse und der Urheber der entsprechenden Randzeichnungen. Seine Blumen und Lieder vermögen uns einen duftigen Lenz mitten in die winterliche Schnee- und Eiszeit hereinzuzaubern.

— **Ein illustriertes Werk über „Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts“** in biographischen und kulturhistorischen Zeit- und Charaktergemälden von **Lina Morgenstern** (Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung) hat lieferungsweise zu erscheinen begonnen. Königin Luise von Preußen eröffnet den Reigen edler Frauen, deren Lebensbilder die Verfasserin mit kundiger Feder zu zeichnen unternommen hat. Ihre Gestalt, sowie die der Reformerin der englischen Gefängnisse, Elisabeth Fry, und der trefflichen Gattin Karl Augusts von Weimar, Großfürstin Maria Paulowna, treten in klarer, lebenswarmer Erscheinung vor uns. Wir kommen auf das vielversprechende Werk in seinem weitern Verlaufe zurück.

— **„Durchs Neue zum Alten“ lautet das bezeichnende** Motto der „Griechischen Reisen und Studien“ von **Hans Müller** (Leipzig, Wilh. Friedrich). Der Verfasser macht uns zunächst durch anschauliche Schilderung mit seiner Fahrt über Triest nach Athen, seinem Aufenthalt daselbst, seinen Kreuz- und Querzügen in der Heimat der Hellenen vertraut und knüpft an das heute noch zu Erschauende seine einleuchtenden Rückblicke auf die große Vergangenheit des Landes. Im zweiten Teil gibt er eine Musterlese neugriechischer Poesie lyrischen, epischen und dramatischen Stils, die Originale und seine deutschen Uebersetzungen neben einander stellend. Als Schilderer wie als Interpret der neugriechischen Dichter bietet Hans Müller sehr beachtenswerte Leistungen.

— **„Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns“** (München, M. Riegersche Universitätsbuchhandlung) gibt **Dr. Ludwig Trost**, königlich bayrischer Legationsrat, unter obiger Aufschrift eine Reihe von Aufsätzen, die über so manche noch wenig bekannte und klar gelegte Erscheinung volles Licht verbreiten. Besonders interessant sind die Abschnitte über die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher und über einen künstlerisch und historisch bedeutsamen Hausschatz der bayrischen Königsfamilie, ferner die schätzbaren Beiträge zur Charakteristik Ludwigs I. und Maximilians II. und die Erinnerungen an Hermann von Schmid nebst Mitteilung zahlreicher Gedichte aus seinem Nachlaß. Die schlichte, klare, fest auf den Thatsachen fußende Darstellung verleiht der Schrift einen erhöhten zeitgeschichtlichen Wert.

— **Hoch anziehend in Format und Ausstattung bietet** „Die Glassammlung des k. k. Oesterreichischen Museums“ geschichtliche Uebersicht und Katalog von **Bruno Bucher** (Wien, Karl Gerolds Sohn) mit einer Tafel in Farbendruck und zwölf Heliogravüren eine klare Uebersicht der verschiedenen Kategorien zerbrechlicher, aber künstlerisch wertvoller Schätze der genannten Sammlung. Beginnend mit gläsernen Gefäßen und Schmuckgegenständen altägyptischen und phönizischen Ursprungs, umfaßt dieselbe ferner altgriechische und römische, orientalische, venetianische und spanische Glaswaren interessantester Art. Daß Bruno Buchers kundige Feder die berufenste für die Ausführung der textlichen Arbeit war, bedarf keiner besondern Hervorhebung.

— **Die monatlich zweimal erscheinende „Deutsche Adelschronik“**, herausgegeben und verlegt von **C. Stöckhardt** (Stuttgart), hat sich in den ersten Monaten ihres Bestehens bereits trefflich bewährt. Die uns vorliegenden Nummern enthalten neben den fortlaufenden wichtigeren Familiennachrichten der Adelsgeschlechter aller Konfessionen im deutschen Reiche die gelungenen Bildnisse der Herzogin Vera von Württemberg, der Prinzessinnen Elvira von Bayern und Viktoria von Preußen, der jugendlichen Erzherzogin Maria Josepha von Oesterreich, geborenen Prinzessin von Sachsen, und des Grafen Wilhelm [illegible] von Tandernheim. Inhalt wie Ausstattung halten sich fortgesetzt auf würdiger Höhe.

Notiz-Blätter

Tonkunst.

— **Die Konzertreise, die der zwölfjährige Pianist Ernst** Schelling aus Amerika im Spätherbst antrat, hat demselben reichen Beifall eingetragen. Der junge Künstler, der seine Studien am Pariser und Stuttgarter Konservatorium gemacht hat und sich früher schon in Paris, London und Frankfurt a. M. hören ließ, ist vor kurzem auch in Berlin in zwei Konzerten des Konzerthauses und in seinem eigenen Konzert in der dortigen Singakademie aufgetreten. Der hochbegabte Knabe spielte das G-moll-Konzert von Mendelssohn, das Konzert in C-dur von Beethoven mit großem Orchester und mehrere Solostücke von Bach, Schubert, Chopin, Liszt und Moszkowski, errang einen glänzenden Erfolg beim Publikum und die Anerkennung der maßgebenden Berliner Kritiker. Der treffliche Flügel, den der junge Schelling zu spielen pflegt, wurde ihm von L. Neufeld zur Verfügung gestellt, aus dessen Fabrik das tonreiche Instrument stammt und der den Knaben auf jede erdenkliche Weise unterstützte. Ernst Schelling hat bereits wieder einen vorteilhaften Vertrag für eine Reihe von Konzerten abgeschlossen.

Bühne.

— **Die zuletzt vergangenen Wochen brachten eine Anzahl** bemerkenswerter Neuheiten. Mit einem Erfolg, wie ihn gleich glänzend kaum eine neuere Tragödie in den letzten Jahren davongetragen hat, ging im Münchener Hoftheater das fünfaktige Trauerspiel „Die Pisaner“ vom Grafen A. F. von Schack über die Bühne. Streng genommen ist es keine Novität, da es, 1872 erschienen, schon 1876 mit großem Erfolge zum erstenmal aufgeführt wurde. Trotzdem ist es seitdem liegen geblieben. Den Inhalt des Stückes bildet die traurige Geschichte Ugolinos, welche Dante in der „Divina Commedia“ geschildert und die früher schon Gerstenberg zu seinem Trauerspiel „Ugolino“ und auch noch andere Dichter und darstellende Künstler zu Schöpfungen ähnlicher Art begeistert hat. Graf Schack hat den anscheinend spröden und nicht eben sympathischen geschichtlichen Stoff mit großer dramatischer Gewalt und dichterischer Freiheit gestaltet. — Die zweite erfolgreiche Neuigkeit brachte das Frankfurter Stadttheater mit dem Lustspiel „Mit fremden Federn“ von Karl Schönfeld, einem Mitgliede der genannten Bühne. Dem vieraktigen, heitern und auch den feineren Ton wahrenden Stück fehlt jedoch die wesentliche Eigenschaft eines guten Lustspiels in künstlerischer Beziehung, daß die komische Handlung, ihre Verwicklung und Lösung sich auf einem Konflikt aufbaue, der sich naturnotwendig aus den sich gegenüberstehenden Charakteren ergibt. Auch der satirische Gedanke, der dem Stücke den Namen gegeben hat, welch große Rolle nämlich in unserem Gesellschaftsleben die Neigung und Gewohnheit spielt, „sich mit fremden Federn“ zu schmücken, steht nur in losem Zusammenhange mit der Haupthandlung des Stückes, einer Verwechslung zwischen zwei Liebespaaren. — Paul Heyses Schauspiel „Die Weisheit Salomos“, ist nunmehr auch über die Karlsruher Hofbühne mit zündendem Erfolge gegangen. — Am Düsseldorfer Stadttheater hat eine äußerst geschickte neue Bearbeitung des Heinrich von Kleistschen Dramas: „Die Familie Schroffenstein“ sehr gefallen. Schon früher haben verschiedene Bearbeiter — wie Holbein, Wolff und Albert Lindner — das Stück, das sich in der Originalgestalt als auf der Bühne durchaus unhaltbar erwiesen hatte, den Ansprüchen der letzteren gerecht zu machen versucht, ohne indes ihre Absicht vollkommen zu erreichen. Der neue Bearbeiter — Gottfried Stommel — ging von dem durchaus richtigen Gedanken Ludwig Tiecks aus, daß eine bessere als die bis dahin versuchten Einrichtungen des Stückes nur die ersten drei Akte im wesentlichen beizubehalten habe, während man im übrigen aus eigener Kraft ein zweites, neues Schauspiel in dieses hineindichten müsse. Dies hat der neue Bearbeiter mit Geschick versucht; er läßt das ausgelebte Motiv, auf welchem bei Kleist die beiden letzten Akte beruhen, das äußere Mißverständnis, gänzlich fallen. Dafür tritt der in der Entwicklung gegebene innere Konflikt, die Schuldverwirrung des Helden, in den Vordergrund und führt in folgerichtiger Weiterentfaltung das tragische Verhängnis, das damit seine genügende Begründung erhält, unausweichlich herbei. Der solchergestalt neugeschaffene Teil schmiegt sich nicht nur dem Vorhandenen recht geschickt an, sondern bekundet auch für sich selbst eine ganz schätzbare dramatische Begabung seines Verfassers. — Wenig Glück hatte dagegen die Novität des Dresdener Hoftheaters, „Die talentvolle Tochter“, Lustspiel in drei Akten von Ernst Wichert. Das Stück ist gegen eine Modethorheit des weiblichen Erziehungswesens und des gesellschaftlichen Tones unserer Zeit gerichtet. Der Autor hat aber leider den so dankbaren Stoff nur ganz oberflächlich ergriffen, so daß er für ein den ganzen Abend füllendes Stück nicht ausreichte, und infolge dessen noch andere, nur schlecht in den Rahmen des Ganzen passende Motive herbeigezogen. — Auf dem Gebiete der Oper endlich haben wir nur von einer, allerdings sehr interessanten und mit großer Spannung erwarteten Neuigkeit zu berichten, der ersten Aufführung der von Karl Maria von Weber unvollendet hinterlassenen komischen Oper „Die drei Pintos“ auf dem Leipziger Stadttheater, dessen zweiter Kapellmeister Gustav Mahler das Fehlende in äußerst geschickter Weise ergänzte, während ein Enkel Webers, der Flügeladjutant, Hauptmann Karl Freiherr von Weber, den Text nach Theodor Hells ursprünglichem Entwurf umdichtete. Die Aufnahme der Oper war eine begeisterte: die das Werk bis ans Ende durchströmende Vollkraft frischer Melodien und prächtig sprudelnder Rhythmen riß die Zuhörer zu den lebhaftesten Beifallsbezeigungen hin.

Kultur und Wissenschaft.

— **Auf eine lehrreiche Beziehung zwischen den Höhen der** Berge und der Schneegrenze macht neuerdings Professor A. Penck in Wien aufmerksam. Man hat früher versucht, aus der Länge oder der Breite eines Gebirges Schlüsse auf seine Erhebung zu

ziehen; aber es hat in Wirklichkeit keineswegs immer das Gebirge mit der kleinern Grundfläche auch die kleinern Höhen. Wenn dies Verhältnis sich auch bei den Pyrenäen und den Alpen, dem Harz und den Sudeten findet, ragt doch die im nördlichen Südamerika gelegene Sierra Nevada de Santa Marta viel höher empor als das ausgedehntere skandinavische Hochland. Eher gilt die Regel, daß die Häupter der jüngeren Gebirge mehr aufsteigen als die abgerundeten Gipfel älterer Erhebungen. Aber eine andere, neue Gesetzmäßigkeit über die Höhen der Berge ergibt sich, wenn man die Fragen aufwirft, welchen Kräften diese Höhen unterworfen sind, von welchen sie abhängen, durch welche sie bestimmt werden. Einerseits sind es die Faltung der Erdkruste, vulkanische Erhebungen und die Anhäufung vulkanischer Auswurfsstoffe, welche dem glatten Antlitz der Erde die Gebirge aufzuleken streben; andererseits arbeiten das Wasser, die Luft, besonders aber Eis und Schnee in den hohen Gebieten an der Zerstörung und Abtragung der gebildeten Unebenheiten. Wie gewaltig nun auch jene Kräfte sein mögen, immer wird es eine Grenze geben, über welche ihre Wirksamkeit nicht hinausreicht, weil ihnen die als Denudation bezeichnete Thätigkeit der zuletzt genannten Körper das Gleichgewicht hält. Ja, Luft, Wasser, Eis und Schnee sind insofern gewaltige Faktoren bei der Gestaltung der Erdoberfläche, als ihre Wirkung eine nahezu oder völlig ununterbrochene ist, während die erhebenden Kräfte doch nur mit Unterbrechungen arbeiten. Daher wird die Höhe der Berge auch in erster Linie ein Ausdruck der Thätigkeit der abtragenden Kräfte sein. Schon innerhalb eines Gebirges macht sich dies daran kenntlich, daß die bedeutendsten Gipfel meist von den härtesten und daher der Denudation am besten widerstehenden Gesteinen, nicht von den höchst gehobenen Felsgebieten gebildet werden. Verbindet man aber einmal die höchsten Gipfel der einzelnen Breitenkreise mit einander, so erhält man eine Kurve, welche der Schneegrenze in auffallender Weise parallel läuft. Dieselbe erhebt sich in den Polargebieten etwa 4000 Meter über den Meeresspiegel, steigt nach dem Aequator zu allmälich an, so daß sie unter dem 45. Breitenkreise auf 6000 Meter steht, bis sie ihre höchsten Punkte (7000 bis 8000 Meter) beiderseits vom Aequator in der Nähe der Wendekreise erlangt; danach sinkt sie wieder bis unter 6000 Meter am Aequator selbst. In ähnlicher Weise steigt auch die Schneegrenze von den Polen nach dem Aequator zu an und hat ihre höchsten Punkte ebenfalls nicht am Aequator selbst, sondern zu beiden Seiten desselben in der Nähe der Wendekreise; sie bleibt indessen 2000 bis 3000 Meter unter der zuvor genannten Kurve. In diesem Gleichlaufen beider Kurven zeigt sich, daß in erster Linie die Summe der erfolgten Abtragungen die Höhe der Berge bestimmt, da das Reich des ewigen Schnees ein Gebiet erhöhter und besonderer Zerstörung ist.

— **Zu dem Kapitel der Infektionskrankheiten wird aus** Greifswald ein Fall berichtet, der allgemeines Interesse haben dürfte. Ein Mechaniker stieß sich beim Kegelschieben einen etwa 2 Centimeter langen Splitter der Kegelbahnbohle unter den Nagel des rechten Mittelfingers. Nach sieben Tagen traten geringe Schmerzen in Nacken und Rücken auf, und einen Tag später stellten sich Krämpfe der Brust- und Bauchmuskeln ein. Tags gesellten sich später Streckkrämpfe der unteren Glieder und des ganzen Rumpfes. Nach diesen Krankheitszeichen unterlag es keinem Zweifel, daß ein Fall von Wundstarrkrampf (tetanus traumaticus) vorlag. Bei der deshalb vorgenommenen Spaltung des betreffenden Fingers wurde noch ein 1½ Centimeter langer Splitterrest entfernt. Doch schon am dritten Tage nach dem Beginn der Krampfanfälle erfolgte der Tod des jungen Mannes. Der behandelnde Arzt Dr. Beumer in Greifswald suchte nun die Ursache des Wundstarrkrampfes durch die Untersuchung des infizierten Materials, des Holzes jener Kegelbahn, zu ermitteln. Zu diesem Zwecke wurde ein Stück Holz von der Stelle entnommen, wo gewöhnlich die Kugeln aufgesetzt werden, gleichzeitig aber auch eine Erdprobe vom Fußende der Kegelbahn genommen. Mit beiden Materialien nahm Dr. Beumer Impfungen an weißen Mäusen und Kaninchen vor und konnte stets in gleicher Weise dadurch die charakteristischen Erscheinungen des Wundstarrkrampfs hervorrufen. Auf der Erde und im Holz jener Kegelbahn müssen demnach die Bacillen vorhanden gewesen sein, welche man vor kurzem als die Erreger des Tetanus kennen gelernt hat. Einen ähnlichen, auch tödlich endigenden Fall hatte Dr. Beumer Gelegenheit, einige Wochen später zu beobachten. Ein sechs Jahre alter Knabe erkrankte am Wundstarrkrampf, als dessen mutmaßlichen Ausgangspunkt man ein in der Haut der rechten Fußsohle steckendes spitzes Steinchen fand. Auch in diesem Falle konnte man mit Erdproben, die dem Spielplatz entstammten, auf dem sich der Knabe den Stein in den Fuß eingetreten hatte, einen ausgesprochenen Wundstarrkrampf bei Kaninchen erzeugen. Dr. Beumer neigt übrigens der Ansicht zu, daß auch der Tetanus der Neugeborenen die Folge einer Ansteckung mit Tetanusbacillen ist, welche durch unreine Hände und dergleichen auf die Nabelwunde des Kindes übertragen werden.

— **Ueber den Ozon- und Kochsalzgehalt der Seeluft wurden** von Schenz in Rendsburg und Dr. P. Knuth in Kiel genaue Untersuchungen angestellt, die das übereinstimmende Ergebnis lieferten, daß die Seeluft stark ozonhaltig ist, jedoch Kochsalz unter normalen Verhältnissen in derselben fehlt, während bisher das Vorhandensein dieses Körpers in der Luft am Meeresstrand als eine unanfechtbare Thatsache galt. Es darf weiter angenommen werden, daß die Luft Salzwasserteilchen nur aus dem Gischt der Brandung und immer nur in niederen Schichten aufnimmt, daß dieselben aber schon nach kurzer Zeit, sowie eine Aenderung in der Windstärke, veranlaßt durch den Anprall an die Dünen, eintritt, niederfallen. Nur bei ganz starken Stürmen kann Salzwasser durch die Luft über die Dünen getragen werden. Hiermit stimmt auch die Beobachtung überein, welche Pastor Kradjert in Westerland mitteilte, daß nämlich nach starken Stürmen das Obst seines an der Ostseite von Westerland gelegenen Gartens salzig schmecke. Auch der bekannte Salzgehalt des Flugsandes stimmt zu obigen Beobachtungen.

— **Der rötlich schimmernde Planet Mars zeigt, wie es** längst bekannt ist, an seinen beiden Polen zwei weiße Flecke, welche in regelmäßigen Zeiträumen abwechselnd an Größe ab- und zunehmen. Man hat sie dem ewigen Eise verglichen, welches die Pole der Erde umgibt, sich im Winter ausdehnt und im Sommer zurückzieht. Aber außer diesen Schnee- und Eismassen hat man auch Meere und Festländer auf dem Mars erkannt, erstere von dunkler, letztere von heller Färbung, welche sehr verschiedenartig gestaltet sind. Im Jahre 1882 endlich war es der berühmte Mailänder Astronom Schiaparelli, welcher behauptete, auch Kanäle beobachtet zu haben, welche durch die am Aequator belegenen Festländer des Planeten hindurchzögen und die nördlichen mit den südlichen Meeren verbänden. Diese Beobachtung ist nun im verflossenen Jahre von dem Astronomen Perrotin in Nizza bestätigt worden. Die von Schiaparelli entdeckten Kanäle durchziehen die Aequatorgegenden nach allen Richtungen und bilden so ein Netz von dunkel erscheinenden Linien. Manche von ihnen haben eine Länge von 50 bis 60 Graden des Planeten, während ihre Breite etwa 2 bis 3 Graden entspricht. Aber Perrotin machte noch eine weitere Entdeckung, nämlich die einer der irdischen vergleichbaren Atmosphäre des Mars; wenigstens schließt er auf das Vorhandensein einer solchen aus dem Umstande, daß ein Teil der Meere zeitweise ein helleres Aussehen erhielt und einige in der Nähe des Meeres gelegene Festlandsstrecken eine Verdunkelung erfuhren, als daraus, daß Wolken und Nebel darüber hinwegzuziehen scheinen.

— **In Nevada soll ein einzig dastehender vorgeschichtlicher** Fund gemacht worden sein; man hat nämlich, so heißt es, in den Salzbergwerken der sogenannten weißen Ebene viele vollständig erhaltene Fische einer früheren Entwicklungsperiode gefunden. Das Salzlager bildet den Boden eines einstigen großen Sees. Die gefundenen Fische sind hechtartig, 12 bis 16 Zoll lang und in der jetzigen Fauna nicht vertreten. Sie sind nicht versteinert, sondern in vollständiger Form, mit Fleisch und allem erhalten, als ob sie in Eisschollen eingefroren wären. Die Salzwerke sind in der Mitte der Senkung, in welcher sich einst ein See befand, 30 Meilen lang, 12 bis 15 Meilen breit und an manchen Stellen über 300 Fuß tief. Die Fische, die man in den Lagern des Steinsalzes eingebettet fand, sind ohne Zweifel tausende von Jahren alt. Nachdem sie der Sonne und der Luft einige Tage ausgesetzt worden, wurden sie hart wie Holz. In einem Schachte von 8 Fuß im Quadrat und ungefähr 16 Fuß tief fand man Dutzende von ihnen; zuweilen lagen fünf oder sechs auf einem Haufen. Man fand angeblich sogar, daß sie selbst gegessen werden konnten, aber sie waren nicht sehr schmackhaft, und es war notwendig, sie in frischem Wasser zwei bis drei Tage einzuweichen, ehe man versuchen konnte, sie zu kochen. Vermutlich schmecken die Fische wie amerikanischer Humbug.

Sport.

— **Bei den Rennen zu Nizza gewann den Grand prix de** Monaco, 20,000 Franken, Steeplechase über 4400 Meter, Comte de Basarts vierjähriger „Priam" vor „Mudent", „Duchesse" und 8 anderen Pferden.

— **Die Staatspreise, welche in Deutschland für einzelne** Rennen gegeben werden, sind in Zukunft, soweit sie bisher österreichisch-ungarischen Pferden geöffnet waren, durch einen Beschluß des Ministers für Landwirtschaft auch für dänische Pferde frei.

— **Obgleich für das große Berliner Fohlenrennen anstatt** der bedingten 100 nur 78 Unterschriften eingelaufen sind, wird der Preis doch gegeben.

— **Der internationale Klub in Baden-Baden geht mit** der Absicht um, seine Rennen nach Wiesbaden zu verlegen.

— **Um bei den Trabrennen ein gemeinsames Reglement** zu haben und die Zucht einer Traberrasse in geregelte Bahnen zu leiten, hat der Unionklub in Berlin die vorbereitenden Schritte gethan. Es wird eine Versammlung von Delegierten der verschiedenen Vereine Deutschlands nach Berlin einberufen und sogleich ein Traberzuchtbuch angelegt werden.

— **Welchen Aufschwung der Rudersport in Deutschland** genommen, zeigt die Thatsache, daß der deutsche Ruderverband mit Abschluß des Jahres 1887 bereits 3587 Mitglieder verzeichnete.

— **Ein nahezu ganz weißer Keiler wurde auf der Besitzung** Bajin des Grafen Joh. Palffy in Ungarn erlegt.

Gestorben.

— Karl Alegi, Gymnasialdirektor z. D., hervorragender Schulmann, 48 Jahre alt, am 8. Januar, zu St. Urban in der Schweiz.

— Geheimer Oberjustizrat von Mühler, Senatspräsident am Berliner Kammergericht, 68 Jahre alt, am 13. Januar, in Berlin.

— Rudolf Rohr, einflußreicher liberaler Schweizer Politiker, Mitglied der Berner Regierung und Nationalrat, 57 Jahre alt, am 13. Januar, in Bern.

— Senator Franz Carrara, bekannter italienischer Kriminalist, über 80 Jahre alt, Mitte Januar, in Lucca.

— Dr. Friedrich Wilhelm Schultz, Professor der Theologie an der Breslauer Universität, 60 Jahre alt, am 15. Januar, in Breslau.

— Friedrich August Lorenzo Pedretti, langjähriger Redakteur der „Leipziger Deutschen Allgemeinen Zeitung", 77 Jahre alt, am 15. Januar, in Leipzig.

— Julius Wechsler, bekannter Schriftsteller, 64 Jahre alt, am 18. Januar, in Zürich.

— Thomas Klein, ausgezeichneter Flötenvirtuos, am 18. Januar, 86 Jahre alt, in Wien.

— Heinrich Anton de Bary, Professor an der Universität Straßburg, namhafter Botaniker, 57 Jahre alt, am 19. Januar, in Straßburg i. E.

— Franz Bitter, Professor der katholischen Theologie an der Universität Breslau, 78 Jahre alt, am 21. Januar, in Breslau.

— Adalbert Begas, talentvoller Porträt- und Genremaler, 52 Jahre alt, am 21. Januar, in Nervi.

— Eugène Labiche, ausgezeichneter französischer Lustspieldichter, 73 Jahre alt, am 23. Januar, in Paris.

Lotterieziehungen im Monat Januar.

Am 2. Stadt Bordeaux 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1863, 5038 Stück, jedes Los à 100 Fr., zahlbar am 1. Mai 1888 (49. Ziehung). — Deutsche Grundkreditbank (Meiningen) Prämienpfandbriefe à 4% vom Jahre 1871, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1888 (17. Ziehung). — Donauregulierung 100-Gulden-Lose à 5% vom Jahre 1870, höchster Preis 90,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 10. Januar 1888 (18. Ziehung). — Hamburger 50-Thaler-Lose à 3% vom Jahre 1866, Prämienziehung am 1. Februar. — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Lose vom Jahre 1860, Prämienziehung am 1. Februar. — Madrider 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1869, höchster Preis 100,000, niedrigster 290 Fr., zahlbar am 1. Juli 1888 (49. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Lose vom Jahre 1861, höchster Preis 50,000, niedrigster 48 Fr., zahlbar am 1. Juli 1888 (53. Ziehung). — Mailand-Como 14-Gulden-Lose vom Jahre 1847, höchster Preis 20,000, niedrigster 14 fl., zahlbar am 1. Februar 1888 (49. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Lose à 4% vom Jahre 1854, Prämienziehung am 1. April. — Oesterreichische Kredit 100-Gulden-Lose vom Jahre 1858, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juli 1888 (112. Ziehung). — Raab-Grazer 100-Thaler-Lose à 4% vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. April. — Lübecker 50-Thaler-Lose à 3½% vom Jahre 1863, höchster Preis 10,000, niedrigster 57 Thaler, zahlbar am 1. April 1888 (25. Ziehung). — Am 10. Stadt Triest 50-Gulden-Lose à 4% vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 fl., zahlbar am 10. Januar 1888 (29. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. Juli 1888 (75. Ziehung). — Am 14. Stadt Bari 100-Franken-Lose vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Los à 150 Fr., zahlbar am 1. Juli 1888 (75. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Lose à 5% vom Jahre 1864, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 14. April 1888 (84. Ziehung). — Am 15. Russische 100-Rubel-Lose à 5% vom Jahre 1864, 4400 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 14. April 1888 (84. Ziehung). — Stadt Genf 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. Februar 1888 (77. Ziehung). — Niederländische Komm.-Kredit 100-Gulden-Lose à 3% vom Jahre 1871, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 Gulden, zahlbar am 15. August 1888 (50. Ziehung). — Anhalt-Dessau 100-Thaler-Lose à 3½% vom Jahre 1857, höchster Preis 6000, niedrigster 119 Thaler, zahlbar am 1. April 1888 (31. Ziehung). — Preußische 100-Thaler-Lose à 3½% vom Jahre 1855, höchster Preis 50,000, niedrigster 120 Thaler, zahlbar am 1. April 1888 (33. Ziehung). — Waldstein-Wartenberg 20-Gulden-Lose vom Jahre 1847, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Juli 1888 (75. Ziehung).

Lotterieziehungen im Monat Februar.

Am 1. Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Lose vom Jahre 1855, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Juli 1888 (71. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Gulden-Lose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. März. — Belgische Kommunal 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1888 (80. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 25,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1888 (64. Ziehung). — Finnländer 10-Thaler-Lose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 1. Mai. — St. Genois 40-Gulden-Lose vom Jahre 1855, höchster Preis 50,000, niedrigster 65 Gulden, zahlbar am 1. August 1888 (42. Ziehung). — Hamburger 50-Thaler-Lose à 3% vom Jahre 1866, höchster Preis 35,000, niedrigster 54 Thlr., zahlbar am 1. März 1888 (22. Ziehung). — Köln-Mindener 100-Thaler-Lose à 3½% vom Jahre 1870, höchster Preis 55,000, niedrigster 110 Thaler, zahlbar am 1. April 1888 (35. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 fl., zahlbar am 1. Mai 1888 (49. Ziehung). — Oesterreichische 500-Gulden-Lose à 5% vom Jahre 1860, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Paris 500-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1855/60, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 1. März 1888 (66/54. Ziehung). — Roubaix-Tourcoing 50-Franken-Lose vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. Mai 1888 (55. Ziehung). — Türkische 500-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1870, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. März 1888, 58% (108. Ziehung). — Am. 15. Stanislaus 20-Gulden-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 10,000, niedrigster 25 fl., zahlbar am 15. August 1888 (37. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. August 1888 (78. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Lose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Franken, zahlbar am 20. August 1888 (78. Ziehung).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 446.

Von Aurelio Abela.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.



Dichterkryptonym.

„Darüber jagt auf Flammenhufen
Gellönig sein goldmähnig Roß —
Die Berge thut, die Flöten rufen,
Er rettet auf sein Eisenschloß."

Aus den „fett" gedruckten Lettern ist durch richtige Verbindung derselben der Name des bekannten Dichters obiger Liedesstrophe zu ermitteln.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 381:

Chris	China
Schalmei	Heil
Elat	Uhr
Isaar	Boccaccio
Patti	Igel
Substantiv	Nekrolog

Otto Schubert — Gloria Vict.s.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 381:

Nachdruck.

Bilderrätsel.



Auflösung der Uebersetzungsaufgabe für unsere Lateiner Seite 381:

Rami mensae horologium partes.
Aeste Tische Uhr Teile
Aesthetische Urteile



Ottile L. in Hamburg. Ganz richtig: lieber das erste als das zweite. Verdienen nun Ihre Bestrebungen auch ein so ganz aufmunterndes Urteil, so würden sie doch zu dem von Ihnen gewünschten praktischen Erfolg nun und nimmer führen.

Blanca Sch. in T. Wir sind so verstockt, nicht recht einzusehen, warum das besser gewesen wäre.

P. R. in Gl. An demselben Lied haben schon so viele gekrankt und es mit nahezu denselben Worten gesagt!

Charlotte B. in Amsterdam. Die Lösung bildet wird Ihnen wohl schon Aufschluß auch über Ihre besonderen Zweifel erteilen. Es handelt sich hier um etwas, das nur in der Vorstellung vorhanden ist, im Gegensatz zu [illegible] Gegenständen.

A. Z. in Gotha. Belieben Sie, sich unter genauer Angabe Ihrer Adresse an die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse in Stuttgart zu wenden.

Rosa B. in Wien. Unsere Original-Einbanddecken zu „Ueber Land und Meer" sind außer in der feinen Ausgabe (mit Goldpressung auf Rücken und Deckel) zu je M. 2 auch in einer einfachen Ausgabe zu je M. 1.25 zu beziehen, die nur auf dem Rücken Goldpressung hat. Die Einbanddecken zu „Deutsche Romanbibliothek" kosten je M. 1.50. Zu diesen Preisen stehen Ihnen die Decken für die betreffenden Jahrgänge zur Verfügung, nur kommt beim Bezug nach Oesterreich noch ein Eingangszoll hinzu.

Luppen Stend in L. In Eduard Blochs „Dilettanten-Bühne" werden Sie auch für diesen Zweck entsprechende Stücke finden. Sie wenden sich am besten unter Angabe Ihrer besonderen Wünsche brieflich an Eduard Blochs Theaterbuchhandlung, Berlin, Brüderstraße 2.

B. U. in Breslau. Wir bitten um Ihre genaue Adresse zu brieflicher Erledigung der Angelegenheit.

Hans F. in D. bei R. Aufgaben mit dieser Lösung haben wir schon in den verschiedenartigsten Fassungen bekommen, sie aber stets grundsätzlich von der Verwendung ausgeschlossen, um Mißdeutungen zu vermeiden.

Heckenröschen. Nein, da wir uns darauf überhaupt längst nicht mehr einlassen.

Photographie. Die Kunsthandlung von Ludwig Schaller in Stuttgart wird Ihnen das zu besorgen in der Lage sein.

Theodor O. in Berlin. Trotz mancher guten Eigenschaften für uns nicht ganz geeignet.

E. Sch. in Mannheim. Auf Seite 259 unseres Jahrgangs 1883 findet sich das nicht; wir dürfen Sie wohl um genauere Angabe bitten.

E. K. 167. Einen andern Weg als den durch eine solche Anzeige wüßten wir Ihnen nicht zu empfehlen. Versuchen Sie es einmal auf diesem!

G. B. in St. Petersburg. Geschmackvoll ist der Ausdruck jedenfalls nicht, eine eigentliche Verballhornung schließt er aber auch nicht in sich.

A. G. in St. Petersburg. Die Bezeichnung „Wechselbalg" erklärt sich wie folgt. „Balg" bezeichnet neben der Tierhaut auch ein ungestaltetes Kind, ein Wesen, das gewissermaßen nur eine formelle Hülle ohne Geist und höhere Bestimmung ist, ein hohler Balg, hinter dem nichts Gutes steckt. Ursprünglich war ein solches [illegible] Kind als [illegible], so [illegible] dessen Entstehen, es sei vergeblich und bei der Art [illegible], daß man auf den Verdacht kommen konnte, es sei gar nicht das wahre Kind der Familie, zu der es gezählt wird, indem durch einen Elfen in der Wiege gegen ein fremdes Kind ausgetauscht worden. Man denkt dabei an Fälle, in denen eine Amme oder Wärterin an Stelle des ihr zur Ernährung und Verpflegung anvertrauten Säuglings ihr eigenes Kind unterschob, um diesem die Vorteile eines begüterten und angesehenen Hauses zu sichern.

W. in D. Da wäre wohl das Geeignetste „Die Orte in Karten und Bildern". Enthaltend in 60 Karten und 600 Illustrationen in 30 Lief. à 30 Pf., wovon 21 erschienen [illegible] A. Hartlebens Verlag in Wien.

O. H. Br. in Berlin. Recht nett, aber für uns doch nicht ganz [illegible] [illegible] [illegible] finden.

Arthur W. in M. Mit Dank angenommen.

L. B. in Hamburg. Die Aufgabe ist zu leicht lösbar und verwendet Wörter, die schon zu häufig in ähnlicher Verbindung [illegible] sind.

Richard Tr. in Kiel. Senden Sie uns den neuen, der wird — nach Ihrer Beschreibung zu urteilen — für uns brauchbarer sein.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Haldenberg-Tiemann in Zürich (2). G. Heymann in Kiel eingesandt. Martha Pahlmann in Frankfurt a. M. Adolf Helling in Oberlangwitz (2). M. M. in Hamburg (3). Marie v. d. Groß zu [illegible] a. d. Ems (2). Paul Müller in Giessen. Th. Kreßpringer in Heiwunkstrasse. Harald W. Orth in Frankfurt a. M. [illegible] [illegible] [illegible] Siegl in Melsungen. Fr. Emilie Lindenau in Buchdorf. [illegible] Welt, kgl. Schauspielerin in Wiesbaden. Josef Wagner, Beamter in Budapest. Waldemar Barchke, [illegible] in Bayreuth. Marie Wallermann in Hannover. Joh. L. Fissel in Hamburg (2). E. Engert in Kassel. Helene Langer in Riga. Gaybert und Hänschen in Biberich. Egidwand Walbauer in Berlin. Don Abe Renado in Prag. E. Dorsti in Bradford. Frau Dr. Rainig in Schwetzingen. Jean Kramer in Höchst a. M. Ferd. Rißtadt in Frankfurt a. M. Hermann Gaußer in Crailsheim. Wilh. Welzer in Remscheid. Jenny Renken in Hannover (2). Klara und Martha in Hamburg. J. Haverkamp in Lankfenbach. Emmy Junkermann in I[illegible]. Joan. Neu-Lambert in Metz (3). J. Gr. in Straßburg (2). „Unterzeichnetß" in Westfalen. „Quilenia" in Wesel. Fritz und Karl in Hamburg. F. Dreyer in Dortmund. Luise Koeling in Berlin. A. Cohel, stud. jur. in Lemberg. Julie Salar in Agram. Friederike Obert in Wiesbaden. Helene Rosenbaum in Bergamo. Johann Gruger, stud. phil. in Budapest. „Brunnen in dem alten Hause" in Nürnberg.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

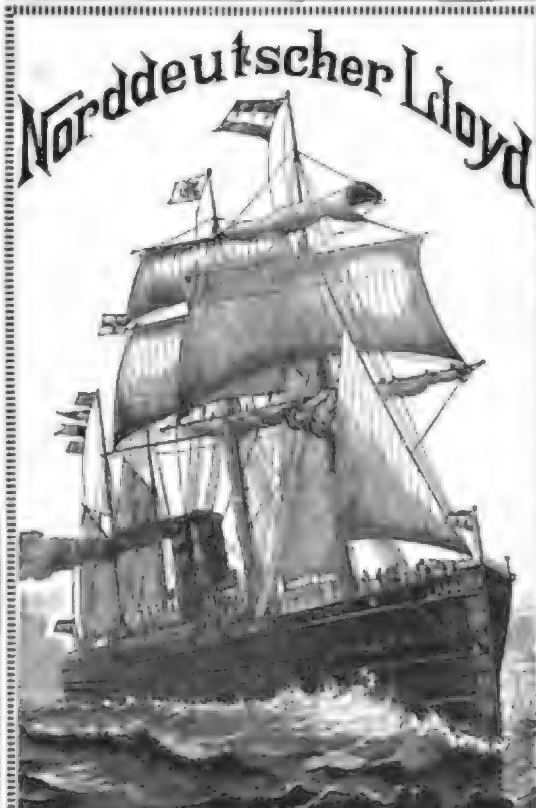
Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: **Moritz Bode** (V., Nagy Janosgasse 6);
München: **Fritz Schwarz**, Redakteur der „Kunst für Alle" (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr **A. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. Landskronengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Fanfare, Roman von Fritz Mauthner, Fortsetzung. — Ballmanöver, von Wernd Hoch. — Das Berliner Königsschloß, von Bruno Kehn. — Der gefährlichste Posten. — Prinz Oskar von Schweden und seine Verlobte. — Ueber Klippen, Novelle von Klaus Zehren, Fortsetzung. — Unsere Südsee-Erwerbungen: Kaiser Wilhelmsland, von Dr. O. Finsch. — Für die Wallfahrt, von C. — Amerikanische Bicadenten, von Franz Welden, französische Litteratur. — Litteratur. — Notizblätter. — Todesfälle im Monat Januar und Februar. — **Schach.** — Rätsel: Dichterkryptonym; Auflösung des Arithmogriphs Seite 381. — Auflösung des Silbenrätsels Seite 381; Bilderrätsel; Auflösung der Uebersetzungsaufgabe für unsere Lateiner Seite 381. — Briefmappe.

Illustrationen: Ballmanöver, Gemälde von Sigmund Vajda. — Zwischen zwei Feuern, Gemälde von Federico Andreotti. — Das königliche Schloß mit der Kurfürstenbrücke in Berlin, nach einer Photographie von Hermann Rückwardt in Berlin. — Prinz Oskar von Schweden. — Fräulein Ebba Munck. — Ein glänzender Erfolg, Gemälde von Pio Ricci. — Der gefährlichste Posten, Originalzeichnung von Ferdinand Lindner. — Unsere Südsee-Erwerbungen: Kaiser Wilhelmsland, mit drei Bildern und zwei Typen nach Originalskizzen von Dr. O. Finsch. — Ballkostüme, Originalzeichnung von Ernst Urban.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes. **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Die Direction
Bremen. des Norddeutschen Lloyd.

Tausende
[illegible] sind durch [illegible] verzeichnete Familie R. Danz in Stuttgart [illegible] die Gewinnliste (22. Jahrgang) über alle [illegible] [illegible] Lotterien für 1888, auch [illegible] in allen bedeutenden [illegible] à 10 Pf. das Stück, in allen [illegible] à 15 Pf. [illegible]

Lebensgroße Porträts (auch kleinere Formate) in Kreide, Oel, Aquarell nach jed. Photogr. [illegible] [illegible] **C. Hommel** in Bockenheim — Frankfurt a. M.

Kolossaler Verdienst für **Herren** [illegible] Katalog gratis. Literatur-Bureau, Hanau i.

Kanarienvögel.
R. Maschke, St. Andreasberg, Harz. [illegible] [illegible] „Gartenlaube" [illegible]

Wiedlich & Runge, Weißen (Sachsen).


Ein Vermögen
zu erwerben, zu erhalten und zu vermehren ist ohne kaufmännischen Rat schwer. In dieser Sinne ist das **Neue Finanz- u. Verlosungsblatt**, 22. Jg., von **A. Dann in Stuttgart** die lehrreichste Geldratgabe. Vierteljährl. M. 2. — Probenummer gratis.



Blookers Cacao
ist
überall vorrätig.

Stottern
heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Prospgratis
Honorar nach Heilung. (früher Burgsteinfurt).
[illegible]

250 echte versch. Briefmarken, Japan, Ostindien, Argentinien, Cap, Venezuela, Türkei etc. nur **M. 1.60** [illegible] **Paul Siegert, Hamburg.**

„Wir kennen keine bessere, leichter gehende und lehrreichere, ja [illegible] Schule." *)
[illegible] f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) **G. Damm**, Klavierschule, [illegible] Aufl. 4 M.

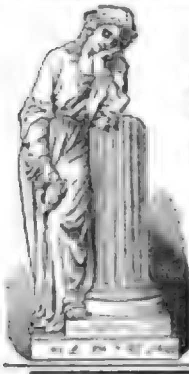
„Die unbedingt [illegible] [illegible] (11 Bände M. 14.35) [illegible]
Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„In die vorderste Reihe aller Schulen gehört **Ulo Weißzel**, Klavierschule und Melodienreigen (4 M.)"
[illegible] Zeitschrift f. Musik, Leipzig.

[illegible]
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

Solide Buckskins,
das Meter von M. 1.[illegible] an, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus

REINWOLL-CACHEMIRE
in unübertroffenem [illegible] und mit sammetartigem Griff
Doppeltbreite 105 Centimeter
gegen baar oder Nachnahme.
Specialität:
[illegible]
1 Mark [illegible] Meter und höher [illegible]
Geschäftshaus für Damen-Moden **AUG. POLICH** LEIPZIG.



Grab- und Gartenfiguren

in der Nachahmung des **carrarischen Marmors**, sowie **jeden Sandsteins** in Form und Farbe, unter **Gewähr grosserer Wetterbeständigkeit.**

Figuren von ℳ 12. —, Vasen von ℳ 7. — ab.

Villeroy & Boch,

Terracottafabrik,

Merzig a. Saar.

Abbildungen postfrei gegen postfrei zur Ansicht.

Fabriklager

Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44, und Obertürkheim bei Stuttgart.

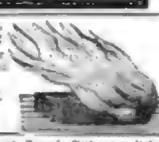
Wiederverkäufer an allen grösseren Plätzen.

Deutsche Seidenstoffe

sind ebenso elegant und ebenso dauerhaft wie ausländische Fabrikate, aber durch bedeutende Zollersparniß **wesentlich** billiger; nach dem neuen deutschen Zollgesetze kosten 100 Kilo Seidenstoff **800 Mark Zoll**, welche der im Ausland kaufende Consument bezahlen muß.

Ich versende meine in großartiger Auswahl vorräthigen schwarzen, weißen und farb. Seidenstoffe zu festen Fabrikpreisen [illegible]

Muster franco. **Fritz Gugenheim, Crefeld.**



Die Kohlenanzünder von **J. F. Müller, Charlottenburg**

ersetzen das Holz beim Feueranmachen, sind besser, grösser Wirksamkeit [illegible] mehrfach prämiirt und daher das Vortheilhafteste.

Es kosten	500 St.	1000 St.	2000 St.	incl. Verpack. frei Bhf.
	3 M.	4,50 M.	8 M.	Berlin geg. Nachn.

Wiederverkäufer erhalten lohnende Vergünstigung.

Handweberei in Hausdorf und **Mechanische Weberei Gnadenfrei.**

Versand von lein. und baumwoll. Wäsche- und Bettstoffen, auch fertig genäht (z. B. reinlein Laken ℳ 2.50, bunter Bezug mit 2 Kissen ℳ 4.90).

Specialität: **Seiden-Imitation** für elegante Sommer-Costume, Stoff zur Robe von 7—10 ℳ

Wollstoff-Ersatz.

Neuheit, Muster gesetzlich geschützt, Stoff für Robe von 6—8 ℳ. Waschechte Hauskleider von 3—4 ℳ.

Muster u. durch **Photographie** und Buntdruck vervielfältigte **Costumesbilder** gratis u. franko. **Versand:** Adr. Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schl. **Lager-Verkauf:** Berlin, Werder-Str. 5. Central-Verkaufsstelle des Vaterl. Frauen-Vereins.



En gros. Export.

Fabrik vulkanisirter

Kautschukstempel

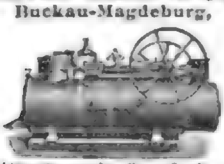
von **Mäurer & Thieme,**

Berlin S., Ritterstraße 10.

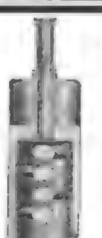
Preislisten **gratis** und **franko.**

Garrett Smith & Co.,

Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre neuesten **Expansions- und Compound-Locomobilen** mit ausziehbaren **Kesseln** unter Garantie [illegible]



Vertikale

Dampfkessel

mit geschweißter Feuerbüchse halten auf Lager

Menck & Hambrock,

Ottensen bei Altona.

Altar- und Kapellen-Einrichtungen liefert **Franz Reinecke,** Hannover.

Wäsche-Artikel.

Leinen, Hemdentuch, Shirtings, Chiffons, Negligéstoffe, weißes und buntes Bettzeug, Inletts [illegible] **schwarze reinwollene Kaschmires** [illegible] Muster gratis und portofrei. **E. W. Schubert, Weida i. Th.**

Claes & Flentje.

Größte Strickmaschinen-Fabrik, Mühlhausen i. Th.



Niederlage: C. E. Fuhr, Berlin, Schillingstr. 81 II.

Höchste Auszeichnungen. Ueber 25,000 im Gebrauch.

Ermöglicht guten Verdienst bei leichter Arbeit.

Badestühle

neuester und bequemster Form, in gediegener Ausführung. Garantie.



Neu! Neu! Neu!

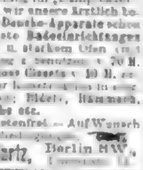
Wir liefern diese Badestühle sowohl für einfache Bäder, mit u. ohne Heizofen, als auch mit vorzügl. **Douche-Apparat** (2 Brausen) oder mit Vorrichtung für „Dampfbäder".

Ferner empfehlen wir unsere ärztlich begutachteten **Zimmer-Douche-Apparate** schon v. 28 M. an; komplete **Badeeinrichtungen** mit schöner Wanne u. starkem Ofen [illegible] Douchen, Waschtische etc.

Preislisten kostenfrei. — Auf Wunsch [illegible]

Zeppernick & Hartz, Berlin SW.

Köhler & Co., Hoflief., Heidelberg, [illegible] **Krankenstühle,** Schlafsessel, Ruhebetten, Kranken- u. Zimmerfahrstühle [illegible] Leibstühle, Badegeräte [illegible] Betten u. Krankenmöbeln [illegible]



Hans Wasserkampf & Co.,

Commandit-Gesellschaft

Hannover.

[illegible]

Ein Graveur oder Lithograph, der die [illegible] übernehmen kann, wird für eine Fabrik zu engagiren gesucht. Offerten mit Zeugnissen [illegible] unter R. 4246 befördert durch **Rudolf Mosse, Köln a. Rh.**

[illegible] aller deutschen Blätter übertroffen, außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. [illegible] 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten [illegible] 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe [illegible] Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38. Wien I, Operngasse 3.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar

Schachturnierbuch.

Auswahl von hundert vorzüglichen Partien, welche in den Meisterturnieren von 1878 bis 1883 gespielt worden sind.

Herausgegeben von **Jean Dufresne.**

gr. 8. Geh. 3 Mk.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.



Zithern

eigenes Fabrikat, in vollendetster Ausführung [illegible]

Violinen, alle Streichinstrumente u. Saiten. Preisverzeichnisse gratis u. franko.

Gebrüder Wolff, Instrumenten-Fabrik **Kreuznach.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse, historische, allegorische Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Angelgeräte

H. Stork, München.

Für eine junge Dame

mit Vermögen wird eine passende Partie gesucht. Verschwiegenheit wird gefordert und verlangt. — [illegible] F. S. 666 an **Rudolf Mosse in Dresden.** Agenten strengstens verbeten.

Für Damen!

Ein gefüllter, 24 Bogen [illegible] **Rudolf Mosse in Stuttgart** [illegible] „Argentinia" [illegible]

Heirat [illegible] „General-Anzeiger", Berlin SW. 61. [illegible]

Destillation und Fabrikation [illegible]

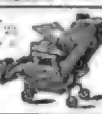
Erwerbs-Katalog [illegible]

Wilh. Schiller & Co., Berlin W.



Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

[illegible] **Zweck derselben:** [illegible] Versorgung von **Invaliden.** [illegible] 1886 wurden versichert 19,814 Knaben mit ℳ 21,490,000 Kapital — gegen 16,678 Knaben mit ℳ 18,825,000 Kapital im Jahre 1885. **Status Ende 1886.** [illegible] ℳ 71,500,000; Jahreseinnahme ℳ 4,500,000; [illegible] ℳ 14,000,000; Invalidenfonds ℳ 92,000; [illegible] Prospekte ec. [illegible] die Direktion und die Vertreter. Inaktive Offiziere, Beamte, Lehrer und angesehene Geschäftsmänner werden zu Uebernahme von Hauptagenturen gesucht.



Aug. Spangenberg, Berlin SW., [illegible]

Gicht und Rheumatismus.

Sichere Hilfe.

Nur zu beziehen von

L. C. Mangelsen, Neumünster i. Holst.

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack.

In Flaschen à M. 1.— M. 2.— und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

73 Dresdener Strasse **Berlin S.** und **London,** 101 Leadenhall Street E. C.

Griechische Weine

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten **Claret, herb und süss,** Flaschen und Kiste frei, versendet zu **19 Mk.**

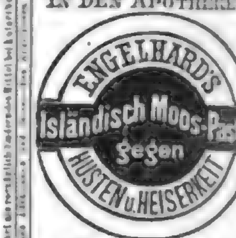
J. F. MENZER, Neckargemünd.



Erstes und ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland



In den Apotheken:



75 PFENNIGE.

HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG

Parfumerie-Oriza

von **L. LEGRAND,** *PARIS, rue Saint-Honoré, 207*

ESS.-ORIZA IN FESTER FORM

CONCRETE PARFUMS

[illegible]

Diese, nach einem neuen Verfahren, **in feste Form gebrachten Ess.-Oriza** *besitzen eine bis heut unbekannt gewesene hohe Concentrirung und Feinheit. — Sie sind in Gestalt von* **Stiften** *oder* **Pastillen** *zu kleinen, [illegible] bei sich zu tragenden Flacons oder Riechbüchschen der verschiedensten Art montirt. — Diese* **Parfum-Stifte** *verfügen [illegible] Sie haben den [illegible] Vorzug, ihren Parfum auf alle mit ihnen in Berührung gebrachten Gegenstände zu übertragen, ohne dieselben zu befeuchten oder zu beschädigen.*

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich

HAUT BART	TASCHENTUCH SPITZEN	HANDSCHUHE STOFFE	KÜNSTL. BLUMEN

Wäsche und alle Papeterie-Artikel, etc., etc., zu parfümiren.

Zu haben in allen feinen Parfümerie-Geschäften der Welt. — *Der ausführliche Catalog der Parfums mit Preisangabe wird auf Verlangen* **franco** *zugesandt.*

General-Depot für Deutschland: **Wolff & Schwindt, Karlsruhe.**

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica [illegible] Unentbehrlich für Frauen [illegible] für Kinder u. Greise [illegible] E. GRILLON.

IN ALLEN APOTHEKEN. — **Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.**

Digitized by Google

Wenn Sie husten,

nehmen Sie nur Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller).

Warum? fragen Sie! **Weil,** 1) **Dr. Rob. Bock's Pectoral** in seiner sehr glücklichen Zusammensetzung die wirksameren Bestandteile, welche in den übrigen gebräuchlichen Hustenmitteln nur vereinzelt vorkommen, **insgesamt** enthält. **Weil,** 2) es kein besseres und angenehmeres Hustenmittel gibt, welches außerdem durchaus frei von schädlichen Nebenwirkungen ist. **Weil,** 3) kein anderes Hustenmittel sich solch beispielloser Beliebtheit und schmeichelhafter Anerkennung seitens der dazu berufensten Personen, wie z. B. Aerzte, Professoren, Schauspieler, Sänger &c., rühmen kann.

Von den zahlreichen an Herrn Dr. R. Bock in Berlin, Friedrichstr. 23, gerichteten Anerkennungen und Gutachten kann des beschränkten Raumes halber hier nur ein kleiner Teil reproduziert werden, doch genügt derselbe vollkommen, um sich selbst ein Urteil über den Heilwert des **Dr. Rob. Bock's Pectoral** (Hustenstiller) zu bilden.

Wer zu Husten, Schnupfen, Heiserkeit oder Katarrh geneigt ist, nehme **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller) aus Vorsicht!
Wer einen Schnupfen, Husten, Katarrh hat, der befreie sich rasch davon mit **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller)!
Wer aber an einer ernsteren Lungenaffektion leidet, der thue, was ihm sein Arzt anempfiehlt.

Boppard a. Rh., 16. Dezbr. 1887. Ich teile Ihnen ergebenst mit, daß Ihr Präparat meinen vollen Beifall hat, nicht nur weil dessen Zusammensetzung eine solche ist, welche viel erprobten Erfahrungen Rechnung trägt, sondern weil dieselbe auch alle solche Beimischungen [illegible], welche unter Umständen schädlich werden könnten. Dergestalt habe ich Ihr Mittel vielfach bereits angewandt und in meiner Familie erprobt und hat sich dasselbe gut bewährt, wie dies nach Maßgabe der Bestandteile nicht anders erwartet werden konnte. Namentlich für die Kinderpraxis ist dasselbe wegen des Wohlgeschmacks sehr willkommen.
Ergebenst Dr. **R. Reimer,** Sanitätsrat.

Dresden, 7. Dezember 1887. Probeschachtel Pectoral dankend erhalten. Mehrfache Verordnungen haben sehr gutes Resultat gefunden.
Hofrat Dr. **Carus.**

Regensburg, 7. Dez. 1887. Ew. Wohlgeboren habe ich das Vergnügen mitzuteilen, daß die mir zugesandte Probe Pectoral bei katarrhalischer Erkrankung meiner Kinder mit gutem Erfolg Anwendung gefunden.
Dr. **Bachhammer,** prakt. Arzt.

Veitshöchheim, Bayern, 17. Dez. 1887. Ihre Pastillen wirkten bei Katarrhen der Respirationsorgane, bei Schleimflüssen, besonders älterer Personen, bei Keuchhusten der Kinder ausgezeichnet, die Besserung folgte bei den meisten Kranken schon auf die ersten Gaben.
Hochachtungsvollst Dr. **Leo,** kgl. Bezirksarzt.

Ludwigslust, 18. Dez. 1887. Der Zufall wollte, daß nicht nur ich selbst, sondern auch drei meiner Hausgenossen an [illegible] in verschiedenen Stadien litten, und Ihr Pectoral sogleich versucht werden konnte. Wir alle waren mit dem Erfolge sehr zufrieden.
Hochachtungsvoll Dr. **Brückner,** Sanitätsrat.

Friedrichroda, 18. Dez. 1887. In dieser an Katarrhheilanstalten [illegible] so reich gesegneten Zeit habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, Ihr mir gütigst übersandtes Pectoral zu verwenden und die günstige Wirkung desselben zu konstatieren.
Ergebenst Dr. **Ferdinand Bell,** Medizinalrat.

Bautzen, 18. Dez. 1887. Teile Ihnen mit, daß ich die Pastillen geprüft und als ein recht passendes, leicht zu nehmendes und glücklich zusammengesetztes Präparat befunden habe.
Ergebenst Dr. **Wengler,** k. Bezirks- und Gerichtsarzt.

Kassel, 6. Dez. 1887. Für die Uebersendung der p. Pectoral dankend, teile gleichzeitig mit, daß ich leider gerade Gelegenheit hatte, deren Wirkung am eigenen Leibe zu prüfen, und zwar die den quälenden Hustenreiz mildernde Wirkung besonders anerkenne, auch gegen die Komposition des Mittels nichts einzuwenden habe.
Dr. **Fr. Hein,** prakt. Arzt.

Meiningen, 14. Januar 1888. Ihr mir zugesandtes Pectoral habe ich Gelegenheit gehabt, an mir selbst zu erproben, und habe, da ich mit deren Erfolg recht zufrieden war, für mich und verschiedene meiner Patienten, die an mäßigen Katarrhen litten, aus den hiesigen Apotheken vielfach schon Pectoral bezogen, resp. beziehen lassen. Sie sind in der That ein rasch lindernd, gut [illegible] und den Magen nicht schädigendes Mittel.
Ergebenst Dr. **Krell.**

Oels, in Schlesien, 16. Dez. 1887. Ich habe Ihr Präparat in zwei Fällen angewendet und habe mich davon überzeugen können, daß dasselbe außerordentlich lösend gewirkt hat. Der Husten war nicht mehr so quälend und der Auswurf befördert, ich glaube daher auch, daß Ihr Pectoral in Fällen leichten Bronchialkatarrhs von sehr guter Wirkung sein muß. Gerne genommen wurde es von meinen Patienten auch, u. habe ich mich selbst überzeugt, daß der Geschmack des Präparats ein ganz angenehmer.
Hochachtungsvoll Dr. **Haase,** prakt. Arzt.

Diekring, 22. Dez. 1887. Das mir zur Prüfung übersandte „Pectoral" des Herrn Dr. Bock ist aus den wirksamsten Arzneistoffen zusammengesetzt, welche seit jeher im besten Rufe standen, auf die Schleimhaut der Luftwege eine heilsame Wirkung zu üben. Das Pectoral ist daher gegen Schnupfen und Katarrhe des Kehlkopfs und der Lungen bestens zu empfehlen und zeichnet sich überdies noch durch gefällige Form und angenehmen Geschmack aus.
Dr. **v. Lemmen,** [illegible].

Altona, 27. Nov. 1887. Die mir zugesandten antikatarrhalischen Pastillen haben meiner Tochter, welche bei mir im Hause ist, gegen ihren chronischen Lungenkatarrh, der sie namentlich Nachts sehr belästigte, so wesentliche Dienste geleistet, daß ich Sie freundlichst ersuchen möchte, baldmöglichst mir eine zweite Sendung zukommen zu lassen, und es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, in meiner Praxis weiter davon Gebrauch zu machen.
Hochachtungsvoll Dr. **L. Bendix,** prakt. Arzt, Lehmstraße 22, II.

Bühnen-Künstler etc.

Berlin, 22. Dez. 1887. Ihre Pastillen sind von außerordentlicher Wirkung und gebrauche jetzt stets.
Robert Biberti, Königl. Sänger.

Berlin, 22. Dez. 1887. Dr. R. Bock's „Pectoral" ist das wirksamste und angenehmste von allen Mitteln gegen Katarrh, welche ich kenne.
Dr. **August Förster,** Direktor des Deutschen Theaters.

Berlin, 22. Dez. 1887. Ihre Pastillen sind so vorzüglich, daß bereits sämtliche Mitglieder der Königl. Oper dieselben benützen. Das ist wohl für Sie und Ihr Fabrikat das beste Zeugnis.
Franz Krolop, kgl. Kammersänger.

Berlin, 23. Dez. 1887. Herrn Dr. Bock bestätige ich dankend, daß seine Pastillen von vortrefflicher Wirkung bei verschiedenen Indispositionen sind und ich sie daher bestens empfehlen kann.
R. Sachse-Hofmeister.

Frankfurt a. M., 19. Okt. 1887. Unter den vielen Hustenmitteln habe ich Dr. R. Bock's Pectoral als ein sehr gutes erkannt.
Marie Schröder-Hanfstängl, Königl. Kammersängerin.

München, 5. Nov. 1887. Herrn Dr. R. Bock, Berlin. Ich bestätige Ihnen hiermit gerne, daß ich kürzlich durch Anwendung Ihrer „Pectoral-Pastillen" von einem lästigen Husten, der mich schon längere Zeit quälte, binnen wenigen Tagen vollständig geheilt wurde und ich mich somit von der Wirksamkeit Ihres anerkannten Heilmittels aufs beste überzeugt habe.
Hochachtungsvoll **Franz Nachbaur,** k. b. Kammersänger.

Berlin, 21. Dez. 1887. Ihre Pectoral-Pastillen haben mir bei Heiserkeit und Verschleimung vortreffliche Dienste geleistet.
Raphaela Pattini, kgl. pr. Hofopernsängerin.

Frankfurt a. M., November 1887. Es ist nicht allein die prompte Wirkung, welche mir Dr. R. Bock's Pectoral bei katarrhalischen Erkrankungen wertvoll macht, sondern auch der angenehme Geschmack und das Nichtbelästigen des Magens, wie dies bei den wenigsten Hustenmitteln zutrifft.
Hermine Claar-Delia.

Berlin, 22. Dez. 1887. Bezeuge hiermit gerne, daß ich Ihre Pastillen öfters genommen und deren vortreffliche Wirkung erprobt.
Elisabeth Leisinger, Mitglied des Kgl. Opernhauses.

Budapest, Oktober 1887. Dr. R. Bock's Pectoral ist jedenfalls ein vorzügliches Beruhigungsmittel für Sänger auf der Bühne und gewiß allein vorzüglich bei Husten und Heiserkeit.
Julius Perotti.

München, 14. Okt. 1887. Unter den besten Hustenmitteln habe ich Dr. R. Bock's Pectoral als ein sehr gutes erkannt.
Heinr. Vogl, Kgl. Kammersänger.

Apotheker **Dr. R. Bock's Pectoral** (Hustenstiller) ist à M. 1. —, enthaltend 60 Stück Pastillen, in den meisten Apotheken vorrätig.

Hauptdepots in **Aachen** [illegible]. **Altona** [illegible]. **Augsburg** [illegible]. **Berlin** [illegible]. **Breslau** [illegible]. **Bromberg** [illegible]. **Chemnitz** [illegible]. **Coblenz** [illegible]. **Danzig** [illegible]. **Dresden** [illegible]. **Düsseldorf** [illegible]. **Erfurt** [illegible]. **Essen** [illegible]. **Frankfurt a. Main** [illegible]. **Frankfurt a. Oder** [illegible]. **Görlitz** [illegible]. **Gotha** [illegible]. **Halle a. Saale** [illegible]. **Hamburg** [illegible]. **Harburg** [illegible]. **Kaiserslautern** [illegible]. **Kiel** [illegible]. **Köln** [illegible]. **Königsberg i. Pr.** [illegible]. **Leipzig** [illegible]. **Liegnitz** [illegible]. **Lübeck** [illegible]. **Magdeburg** [illegible]. **Mannheim** [illegible]. **Metz** [illegible]. **Minden** [illegible]. **München** [illegible]. **Nürnberg** [illegible]. **Oppeln** [illegible]. **Posen** [illegible]. **Regensburg** [illegible]. **Stettin** [illegible]. **Stolp** und [illegible]. **Straßburg i. E.** [illegible]. **Stuttgart** Apotheke Reihlen & Scholl. **Trier** Löwen-Apotheke. **Wiesbaden** [illegible]. **Würzburg** [illegible]. — **Oesterreich-Ungarn:** in **Wien** [illegible], **Budapest** [illegible], **Prag** Max [illegible]. — **Schweiz:** in **Genf** [illegible].

Imperial Wine Co.
Palmerston Buildings, London E. C.
Importeure von nur besten, garant. naturreinen
spanischen u. portugiesischen Weinen.
Probekiste enth.
1 Flasche Portwein | [illegible]
1 Flasche Sherry | [illegible]
5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung.
Spezialität in altem **Portwein und Sherry** für Rekonvaleszenten, von medizinischen Autoritäten empfohlen. Probekiste, enth. 2 ganze Flaschen **Mrk. 7.50** franko Spesen inkl. Verpackung.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages durch unsere Haupt-Niederlage **Leonard de Bruyn, Cöln.**
Ausführlich. Preiscourant gratis und franko.

Mondamin Brown & Polson [illegible] k. engl. Hofl.
[illegible] Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Kolonial- u. Drog.-Handl. ½ u. ¼ Pfd. engl. à 60 u. 30 ₰. Centralgeschäft Berlin C.

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.
[illegible] Vorbereitung und Unterbringung [illegible] Marine, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der
Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug *J. v. Liebig* in BLAUER FARBE trägt.

CRÈME SIMON



Beseitigt **in einer Nacht** alle Mitesser, Frostbeulen, [illegible] **aufgesprungene Haut, rothe Hænde, Gesichtsrœthe** und macht die Haut blendend weiss, kräftig und parfümirt sie. Dieses [illegible] Produkt wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS. [illegible]

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von **Unterleibs- und Hautkrankheiten,** sowie **Schwächezuständen,** [illegible] Auswärts brieflich.

Sodener Mineral-Pastillen
zu haben à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.

Im In- und Auslande erprobt als das unübertrefflichste Heilmittel bei Husten und Heiserkeit, ärztlich verordnet als das wohlthätigste Medikament für Kehlkopf-, Brust- und Lungenkranke, nachhaltig wirksamstes aller Quellenprodukte bei Magenkatarrh, Hämorrhoidalleiden und Unterleibsstörungen.

*Es ist eine ärztlich bekannte Thatsache, dass die **Diphtheritispilze** in den meisten Fällen sich in dem **Rachen ansiedeln,** wenn derselbe vorher katarrhalisch erkrankt ist. Es empfiehlt sich deshalb während **Diphtheritisepidemien,** dass alle Mütter ihre Kinder dazu anhalten, auf den notwendigen Wegen zur Schule etc. eine Pastille im Munde langsam zergehen zu lassen.*

Vorbildungsanstalt für **Militär & Marine** verbunden mit Pensionat. Stuttgart, [illegible]. Dirigent: **Oec. Hanke,** Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Leuze'sches Mineral-Bad Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium für [illegible], Rheumatismus, Frauenkrankheiten, [illegible].
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Gemütskranke
finden jederzeit Aufnahme in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt zu Bendorf bei Coblenz.

Kurbedürftige [illegible] Prospekt [illegible] Kuranstalt Brunnthal-München.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt
Dresden, Bachstraße 8.
für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Zuckerharnruhr, Frauenkrankheiten &c. [illegible] Kuren, Schroth'sche Kur &c. [illegible]



[illegible] Sturm's Universal **Badestuhl** [illegible]
K. Sturm, [illegible]

---

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER
ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn van Haagens Cacao an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe von Fabrik an Detailgeschäften unter Nachnahme an **Private** versandt.

Richard G. van Haagen UTRECHT. AMSTERDAM

Digitized by Google

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

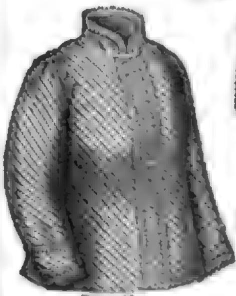
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung für Damen-Wäsche.

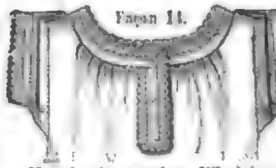


Façon 13.

Négligé-Jacke von Piqué-Barchent.

Prima Besatz.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 2.40.
" II. " 2.60.
" III. " 2.80.

Façon 11.

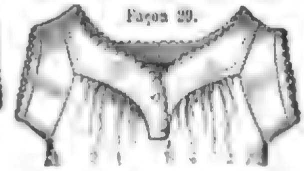


Hemd mit geradem Bündchen.

	I.	II.	III.	
Grösse	I.	II.	III.	
Rumpflänge	94	103	112	Cm.
Halsbündchen-Weite	78	83	90	"

Dowlas. Qual. 60.
Ohne Besatz.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 1.20 1.50 1.90.
Mit gewebtem Besatz.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 1.50 1.90 2.—

Façon 29.

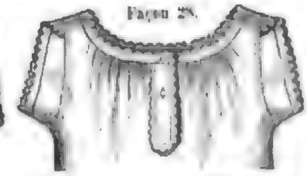


Hemd mit Schneppenkoller.

	I.	II.	III.	
Grösse	I.	II.	III.	
Rumpflänge	95	105	112	Cm.
Ausschnitt-Weite	80	88	98	"

Starkfädiges Elsasser Haustuch. Qual. 66.
Besatz: Handlanguette in vorzüglichster Ausführung.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.50 3.75 4.—

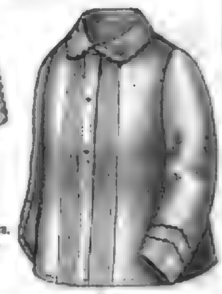
Façon 28.



Hemd mit geradem Bündchen.

	I.	II.	III.	
Grösse	I.	II.	III.	
Rumpflänge	99	105	112	Cm.
Ausschnitt-Weite	78	83	90	"

Elsasser Haustuch. Qual. 78.
Kurze Aermel.
Besatz. Handlanguette in vorzüglichster Ausstattung.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 4.— 4.25 4.50.

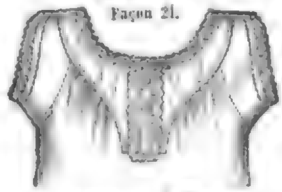


Façon 7.

Négligé-Jacke von Piqué prima.

Besatz: Handlanguette.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 4.25.
" II. " 4.50.
" III. " 4.75.

Façon 21.

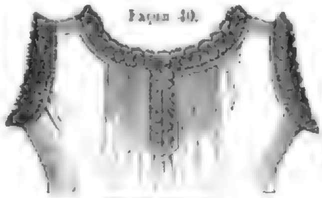


Hemd mit Koller.

	I.	II.	III.	
Grösse	I.	II.	III.	
Rumpflänge	98	105	112	Cm.
Ausschnitt-Weite	80	87	93	"

Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz. Stickerei.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.10 3.30 3.50.

Façon 40.

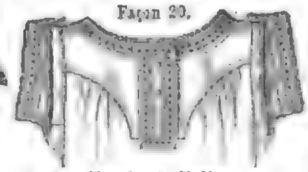


Fältchenhemd.

	I.	II.	III.	
Grösse	I.	II.	III.	
Rumpflänge	96	105	115	Cm.
Ausschnitt-Weite	80	87	95	"

Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Leinene Spitzen.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.25 3.50 3.75.

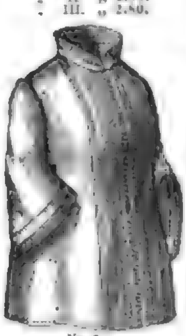
Façon 20.



Hemd mit Koller.

	I.	II.	III.	
Grösse	I.	II.	III.	
Rumpflänge	99	105	112	Cm.
Ausschnitt-Weite	78	83	90	"

Elsasser Haustuch. Qual. 67.
Zwickelärmel. Besatz: Trimmung.
Grösse I. II. III.
Per Stück M. 3.— 3.25 3.50.



Nr. 3.

Frisir-Jacke von Shirting.

Hamburger Spitze und Einsatz.
Weite Aermel.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 4.10.
" II. " 4.30.
" III. " 4.50.



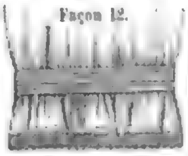
Nr. 6.

Frisir-Jacke v. Piqué 121.

Besatz: Gute Zwirnspitze.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 5.25.
" II. " 5.50.
" III. " 5.75.

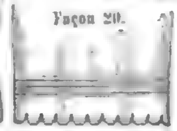
Damen-Beinkleider.

Façon 12.



Köper. Qual. 104.
Besatz: Trimmung.
Preis per Stück
Grösse I. M. 2.60.
" II. " 2.75.
" III. " 2.90.

Façon 20.



Elsasser Haustuch. Qual. 15.
Besatz: Handlanguetten.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 2.40.
" II. " 2.60.
" III. " 2.80.

Façon 15.



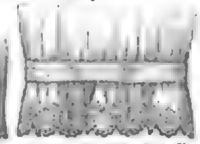
Shirting. Qual. 52.
Besatz: Stickerei.
Preis per Stück.
Grösse I. M. 3.—.
" II. " 3.20.
" III. " 3.40.

Façon 29a.

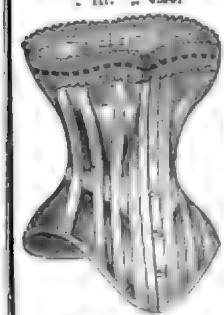


Cord-Barchent.
Besatz: Handlanguetten in vorzüglichster Ausführung.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 3.25.
" II. " 3.50.
" III. " 3.75.

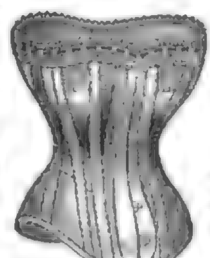
Façon 14.



Elsasser Haustuch. Qual. 71.
Besatz: Stickerei.
Preis per Stück:
Grösse I. M. 3.—.
" II. " 3.20.
" III. " 3.40.



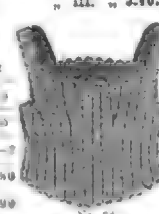
Uhrfeder-Corset.
Nr. 22. 39 Cm. hoch.
Feiner écrufarbiger Satindrell.
Brustform. — Schulze.
Moderne Façon, kurze Hüfte, lange Taille, leicht ansteigend.
Taillenweite: 48—72 Cm.
Per Stück M. 7.50.



Uhrfeder-Corset.
Nr. 30. 33 Cm. hoch.
Dunkelbronce melirt Drell.
Brustform. — Schulze.
Hohe Façon, halblange Hüfte.
Taillenweite: 60—76 Cm.
Per Stück M. 5.—.

Nr. 34.

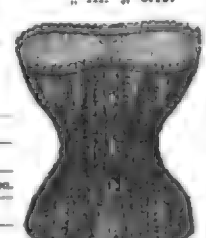
Estremadura-Corset
(Handarbeit)



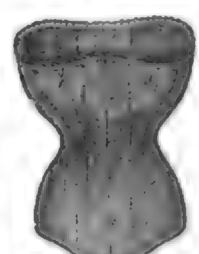
Nr. 34.

Aus bestem Material gefertigt. In folgenden Grössen vorräthig

Grösse:	1	2	3	4	5
Höhe ca.	13	15	18	21	23 Cm.
Weite ca.	35	43	47	51	57 Cm.
Ungefähr f. d. Alter von	1—2	2—3	3—4	4—5	5—6 Jahren.
In weiss das Stück M.	—.80	1.20	1.50	1.80	2.25.
In ponceau d. Stück M.	—.90	1.30	1.60	2.—	2.40.



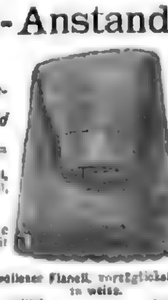
Nr. 29. 37 Cm. hoch.
Schwarz Lasting. Hornfischbein. Glatte Brustform. Mittelfaçon.
Taillenweite: 50, 52, 54—80 Cm.
Per Stück M. 6.—.



Nr. 25. 37 Cm. hoch.
Schwarz mel. Drell. Hornfischbein, Brust mit — Schnüren. Mittelfaçon.
Taillenweite: 50, 52, 54—84 Cm.
Per Stück M. 3.50.

Flanell-Anstands-Röcke.

Die Flanell-Anstands-Röcke sind solid gearbeitet und mit schönen Languetten versehen.



Vorräthig in 3 Qualitäten.

Qual. F. Reinwollener Flanell, vorräthig in ponceau (hochroth), graumelirt, braunmelirt.

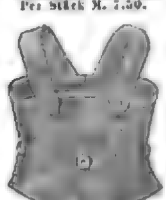
mittel	gross
ca. 73 Cm. lang	ca. 85 Cm. lang
„ 160 „ weit	„ 185 „ weit
M. 5.50.	M. 6.50.

Qual. G. Halbwollener Flanell vorräthig in weiss, vollständig krumpffrei.

mittel	gross
ca. 77 Cm. lang	ca. 85 Cm. lang
„ 1[illegible] „ weit	„ 185 „ weit
M. [illegible]	M. 6.75.

Qual. H. Reinwollener Flanell, vorzüglichste Qualität, vorräthig in weiss.

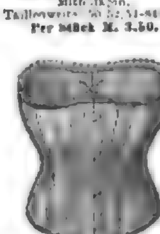
mittel	gross
ca. 77 Cm. lang	ca. 85 Cm. lang
„ 160 „ weit	„ 185 „ weit
M. 7.50.	M. 8.75.



Nr. 33. 17 Cm. hoch.
Grau oder weiss Drell.
Taillenweite: 48, 50—60 Cm.
Per Stück M. 1.25.

Wir verwenden nur solide Stoffe u. liefern sämmtliche **Wäsche-Gegenstände** in saubester und tadelloser Arbeit.
Lieferung reinlichst. Franco-Anstalten[illegible].

Unser **Special-Catalog** über **Frauen- und Kinderwäsche,** welcher portofrei und unberechnet versandt wird, enthält hierüber Ausführliches.



Nr. 36. 23 Cm. hoch.
Grau Drell.
Taillenweite: 48—60 Cm.
Per Stück M. 1.75.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 20.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Fanfare.

Roman
von

Fritz Mauthner.

Fünftes Kapitel.

Seit Achims Abreise war Johannas Leben in wachsenden Sorgen und doch wieder einförmig verflossen. Sie teilte mit der Mutter seit der Kindheit die Gewohnheit, den Lieutenant als das einzige wichtige Glied der Familie zu betrachten, und weigerte sich nicht, ihm jedes Opfer zu bringen.

Wenn die verwitwete Kriegsrätin den Hausbedarf auf das bescheidenste Maß herabsetzte, wenn sie von früh bis spät unter ihren Kleidern und Schmucksachen Umschau hielt, um da und dort durch den Verkauf eines entbehrlichen Stückes Achims Ansprüche zu befriedigen, so wurde Johanna nicht müde, der drängenden Not durch tapfere Thätigkeit entgegenzuwirken. Sie schämte sich ihrer Arbeit nicht; von Kind auf hatte sie nichts anderes gekannt, als ein kümmerliches Hinfristen unter dem äußeren Scheine eines comfortablen großstädtischen Lebens. Und auch in den guten Stuben befreundeter Offiziers- und Beamtenfamilien hatte sie die geschminkte Not oft genug auf den Plüschsofas lauernd sitzen sehen. Was Johanna durch ihren Fleiß so gern verbannt hätte, war nicht die Armut, nur die Lüge und das Häßliche des geheuchelten Wohlstandes. Sie klagte nicht, als sofort nach Achims Abreise die Magd entlassen wurde und die beiden Frauen sich auch nach der Rückkehr vom Lande selbst bedienen mußten; aber sie errötete jedesmal, wenn es klingelte, und die Abwesenheit des Dienstpersonals von der Mutter durch einen angeblichen Zufall entschuldigt wurde. Sie begnügte sich gern mit der dünnen Milch und dem Schwarzbrot zum Frühstück, auch mit dem Reis zum Mittagessen. Es war aber unerträglich, daß die Mutter mit ihren alten Freundinnen, die zu Gaste kamen, nach wie vor über den Schlächter klagte und sich über den Marktgroschen der Köchin aufregte. Und die alten Freundinnen, die in ihren verschossenen altmodischen Mantelgestellen im kahler und kahler gewordenen Salon auf das Anbieten eines Apfels oder eines Kuchenstücks vergeblich warteten, sahen just auch nicht aus, als ob ihr täglicher Brater, über dessen Zubereitung sie ernstlich streiten konnten, duftende Wirklichkeit wäre. Johanna wußte, daß



Kindliche Kunst.
Gemälde von S. von Bergen

Digitized by Google

sie ein Theater oder ein Konzert fast niemals besuchen konnte, außer wenn alle Jahre einmal der Zufall ihr ein verwehtes Freibillet zubrachte. Doch blieb es ihr immer noch mehr peinlich als rührend komisch, wenn die Mantelgestelle, denen es ja auch nicht besser ging, über jedes neueste Theaterstück eifrig zu Gerichte saßen und sich niemals darüber zu wundern schienen, daß sie einander noch nie bei einer ersten Aufführung begegnet waren.

Noch herber empfand sie die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Kriegsrätin allmälich alles behandelte, was nicht ihren Achim betraf. Die Verarmung des Onkel Majors hatte diese böse Folge gehabt. Kein Brief aus der weiten Welt wurde mehr beantwortet, um Papier und Porto zu sparen, nur nach Graudenz ging allwöchentlich ein zärtliches mütterliches Schreiben ab, und oft hieß es:

„Johanna, Du mußt zwei Freimarken kaufen. Der Brief ist doppelt geworden. Du hast gewiß noch Geld?"

Und an jedem ersten wurde von der kleinen Pension ein Schein von fünfzig oder gar hundert Mark eingefaltet.

„Eingeschrieben, Johanna. Du hast doch noch Geld?"

Tagsüber, wenn die Kriegsrätin in allen Kommoden und auf allen Brettern ordnend nach Verkäuflichem spähte, ging sie in einem unmöglichen Schlafrock umher, und immer erst wenn ein Besuch sich steif und förmlich auf einem der grünen Stühle niedergelassen hatte, zog sie schonungsvoll das hundertmal gerissene und hundertmal wieder geflickte, schwarze seidene Kleid an.

Johanna verstand es, in dieser zerbröckelnden Wirtschaft ihre kleine Mädchenhabe sauber beisammen zu halten. Schon dreimal hatte sie der Mutter den eigenen Granatschmuck abgekauft, um ihn nicht ins Leihamt wandern zu lassen. Und wenn die Kriegsrätin mit lüsternen Augen Johannas kleine Bibliothek musterte, die beim Antiquar einige Thaler wert gewesen wäre, so kaufte Johanna ein teures fachwissenschaftliches Werk für Achim und behielt ihre Bücher. Stillschweigend abgemacht war es, daß jedesmal ein Paar weißer Militärhandschuhe nach Graudenz abgingen, so oft Johanna für sich selbst in den Handschuhladen gehen mußte. „Du hast doch etwas Geld, Johanna?"

Achim war das Um und Auf im Hause. Die Kriegsrätin war nur glücklich, wenn der Sohn über einen lustigen, mit den Kameraden verkneipten Abend berichtete — so nach dem Ersten herum — sie war nur traurig, wenn in der zweiten Hälfte des Monats die schüchtern klagenden Briefe über Geldnot eintrafen.

„Du mußt mir mit einer Kleinigkeit aushelfen, Johanna. Du hast doch noch etwas Geld übrig?"

Niemals hatte Johanna von der Pension auch nur einen Pfennig Taschengeld bekommen. Was die Zuschüsse an Achim davon übrig ließen, das hütete die Kriegsrätin ängstlich, um die Miete und die kleine Wirtschaft zu bezahlen. Jede außerordentliche Ausgabe mußte Johanna bestreiten. Sie brachte es fertig, der schwächlichen Mutter auch noch dann und wann ein Stückchen Fleisch, ja sogar eine halbe Flasche Wein nach Hause zu bringen. Sie hatte an Mutters Geburtstag einen Veilchenstrauß und einen kleinen Teller mit Erdbeeren auf den Tisch gestellt und hatte nur schmerzlich gelächelt, als die Mutter statt allen Dankes nur sagte:

„Du scheinst ja noch etwas Geld zu haben, Johanna? Du hättest es Achim schicken sollen."

Niemals hatte die Kriegsrätin gefragt, woher ihre Tochter zu solchem Vermögen kam. Heimlich rechnete sie wohl nach und mußte eingestehen, daß ohne Johannas Hilfe das Haus selbst auf diesem Fuße nicht mehr zu erhalten war. An einen Heckepfennig glaubte sie nicht, aber sie wollte nicht fragen und nicht wissen, wo und womit die Tochter die Summen erwarb. Es verletzte ihren Stolz, daß Achims Schwester für Geld arbeiten sollte. That sie's doch, um so schlimmer für sie. Ihr verstorbener Gatte war auch so ein undurchdringlicher Charakter gewesen, der mit einem Nebenverdienst die kleinen Toilettenschulden seiner Frau lieber bezahlte, als daß Drängen der Gläubiger abzuwarten. Kein Zweifel, daß Johanna ohne Rücksicht auf die Ehre des Hauses irgend einem niedern Erwerbe nachging. Die Kriegsrätin mußte ein Auge zudrücken, so lange Achim so oder so von dem unadeligen Sinne der Schwester Vorteil zog.

Und so fragte die Kriegsrätin nicht nach den Gängen und nach dem Ausbleiben ihrer Tochter. Sie wußte genau, daß Johanna bis vor kurzem einmal täglich zu einer bestimmten Stunde außerhalb des Hauses beschäftigt war, sie bemerkte, daß das Mädchen diesen Erwerb einbüßte und einige Wochen lang die Inseratenspalten der Zeitung aus der Nachbarwohnung aufmerksamer las, daß dann wieder eine andere Tageszeit in anderer Regelmäßigkeit die Tochter fortrief. Aber sie fragte nicht, und auch Johanna war es zufrieden, daß die Mutter sie gewähren ließ. Sie verlangte keinen Dank für ihre Arbeit.

Sie hatte ihre gute Schulbildung und ihre kleinen Fertigkeiten schon früher in mancher Weise nutzbar zu machen gesucht. Sie hatte sich mit fünfzig anderen in derselben Nummer der Zeitung zum Sprachunterricht angeboten und keinen einzigen Antrag erhalten. Sie hatte sich mit hundert anderen um die ausgeschriebene Stellung einer Klavierlehrerin beworben und für fünfundzwanzig oder auch für fünfzig Pfennig die Stunde Unterricht erteilt. Dann hatte sie für einen Photographen jungen und alten Damen Karmin auf Wangen und Lippen, Sepia in die Haare und Goldfarbe auf die Ohrringe gepinselt. Sie hatte einen Monat lang einer schwerhörigen Dame englische Romane vorgelesen. Niemals hatte sie eine Stellung gekündigt, niemals war man mit ihr unzufrieden und doch mußte sie immer wieder etwas Neues suchen, weil im raschen Leben der Großstadt die Verhältnisse der Leute so rasch wechseln.

Da Doktor Bode sie verpflichtet hatte, seine weitaussehende Arbeit über römisches Buchwesen nach seinem Diktat niederzuschreiben, hoffte sie auf eine langdauernde, wenn auch wenig lohnende Thätigkeit. Als aber diese Arbeit um der Frau Käthe willen unterbrochen wurde und Johanna nicht ohne Wehmut von dem bereits vollgeschriebenen Stoße Papier und von dem mächtigen Zettelkasten Abschied nehmen wollte, da hatte Doktor Bode, der von Mettmann zufällig darauf aufmerksam gemacht worden war, selbst geraten, Fräulein Johanna sollte in der „Fabrik" Disselhofs arbeiten als Uebermalerin von den modischen Thonfiguren aus Tanagra. Es sei gerade jetzt ein prächtiges altes Mädchen da, dessen Nähe ihr nicht unangenehm sein werde. Und Disselhof hatte sie dann plötzlich selbst um ihre Dienste ersucht.

Die verwitwete Kriegsrätin fühlte es an manchen guten Bissen, daß Johanna jetzt immer etwas Geld übrig hatte, aber sie wollte immer nicht wissen, wo die Tochter nun die ganzen Vormittage zubrachte. Sie ging wohl in ihren Schlafrockresten unruhig um Johanna herum, wenn dieselbe müde nach Hause kam und einen leisen Duft von Terpentin und Cigarrettenrauch mitbrachte; sie hatte auch wohl einmal, als Johanna öfter von Malerateliers gesprochen hatte, den peinigenden Gedanken, Achims Schwester könnte nun doch ein Malermodell geworden sein. Doch um so weniger wollte sie über des Mädchens Erwerbsquellen etwas Bestimmtes erfahren, was sie vielleicht zu einem Verbote genötigt hätte.

So schritt Johanna denn jeden Morgen den kurzen Weg nach der Großgörschenstraße, begrüßte auch wohl in der Stube zu ebener Erde Frau Käthe und ihren Mann und stellte sich dann pünktlich zur Arbeit bei Disselhof ein. In der Fabrik waren jetzt gerade nur drei Arbeitsstühle besetzt, aber es wurde wacker geschafft, und Johanna, die sich die Nachmittage frei hielt, galt beinahe als Müßiggängerin, jedenfalls als Aristokratin.

War es diese Zurückhaltung, Disselhofs Rücksichtnahme, ihre Ruhe, ihre Schönheit, jedenfalls war sie vom ersten Tage ab der Stolz und die Herrscherin der Fabrik. Der junge Akademiker, der am ersten Fenster matt ausgeführte Photographien in leuchtende Oelgemälde verwandelte, hatte ihr gegenüber zum erstenmal in seinem jungen Leben die Anrede: „mein gnädiges Fräulein" gebraucht. Die Malerin neben ihr, das kleine alte Fräulein, dem es noch niemals gelungen war, das Ende ihres grauen Haarzöpfchens festzustecken, unterbrach ihre Arbeit — sie pinselte die Farben über die Holzschnitte eines Märchenbuches — so oft Johanna einen Pinsel auswaschen oder ein Näpfchen mit frischem Wasser füllen wollte. Fräulein von Havenow durfte sich nicht selbst bemühen. Wozu war denn Fräulein Betty da? Fräulein von Havenow trage ein Zeichen auf der Stirn, daß sie nicht auch als alte Jungfer und pinselnde Handwerkerin verkommen würde. Sie solle die Gewohnheit behalten, bedient zu werden, damit sie nicht überrascht würde, wenn das Glück einst käme. Das alles sagte Fräulein Betty mit ihrer gutmütigen Baßstimme.

Disselhof selbst ließ es an Achtung für seine vornehme Arbeiterin nicht fehlen. Kein unziemlicher Spaß kam über seine Lippen, und drei Tage lang hatte er immer wieder dasselbe Häufchen Tabak zur Cigarrette gerollt und wieder aufgedreht, bevor er es endlich doch rauchte und mit linkischer Bärbeißigkeit erklärte:

„Mein Spruch ist: Rauche und arbeite."

Und erst nach vierzehn Tagen zog auch Fräulein Betty ein Cigarrettenetuischen hervor. Nur der junge Akademiker blieb stark und opferte täglich, bevor er eintrat, seinen zerkauten Cigarrettenstummel auf Johannas Altar.

Was Disselhof inmitten der malerischen, alle Farben leise abtönenden Rauchwolken jetzt seit acht Tagen in seinem Winkel arbeitete, das erfuhr niemand. Er hatte es sich strengstens verbeten, daß man einen Blick auf seine Staffelei warf, und er verließ seinen Platz nicht, so lange seine Fabrik nicht leer war. Neben seiner Leinwand stand wohl ein anderer Bilderrahmen, als ob er nur kopirte. Aber die Gehilfen sahen wohl, daß er da niemals hinblickte, sondern oftmals nach dem Fenster schaute, wo Johanna saß. Wer konnte es ihm übel nehmen, daß er ab und zu das nichts ahnende Mädchen mit seinen Blicken umschloß, als wollte er ihre Linien und Farben einsaugen wie einen künstlerischen Genuß. Er war ja trotz alledem ein ganzer Maler, und Johannas Erscheinung konnte Malerangen reizen.

Wie sie heiter und aufmerksam dasaß, das Thonfigürchen in der linken Hand, mit der rechten den spitzen Pinsel führend und ihre Arbeit immer achtsam fortsetzte, niemals müde, niemals gelangweilt, wie sie den Kopf niederbeugte, um einen feinen Goldstrich zu ziehen, wie sie ihn wieder zurückwarf, um das Thonfigürchen aus größerer Entfernung zu betrachten, das hätte wohl mancher Maler festhalten mögen. Sogar der Akademiker blinzelte oft genug hin, um nachher in seinen Künstlerträumen diesen biegsamen Hals, diese ruhigen Schultern und dieses köstliche Handgelenk wiederzusehen. Und erst dieser Kopf!

„Zum Lachen schön," hatte Fräulein Betty gleich am ersten Tage erklärt, als Johanna fortgegangen war. Die großen, braunen, sehnsüchtigen Augen leuchteten aus der dunklen Gesichtsfarbe, und diese bräunlichen Wangen leuchteten doch wieder selbst, und zwischen den Lippen die Zähne, es war wirklich zum Lachen schön. Da war ein Fehler im Gesicht: die Entfernung zwischen Nase und Oberlippe war um einen Gedanken zu groß. Aber Fräulein Betty wettete ihren höchsten Besitz, ihren großen Regenschirm, darauf, daß niemand diesen Fehler wegwünschen könnte. Man hätte zu diesem Kopf schwarzes Haar vermutet, doch die Natur hatte Recht, als sie über diese klare Stirn die Fülle braunen Haares setzte. Auf der Straße verbarg Johanna diesen Reichtum unter ihrem Hut, aber hier in der Fabrik konnte sie es nicht verhindern, daß Fräulein Betty jedesmal freudig zu lachen anfing, wenn der Hut abgenommen wurde, und daß an hellen Tagen um die Mittagszeit die Sonnenstrahlen die braunen Fäden vergoldeten.

Der sehnsüchtige Ausdruck von Johannas Augen hatte sich verstärkt, als die Gesellschaft nach Malerbrauch einmal ein Stündchen von Rom geschwärmt hatte. Sie wurde sich nicht klar über die Gedanken und Bilder, die dabei vor ihr aufstiegen. Ihr guter Freund Richard Mettmann hatte vor Jahren, damals, Bilder von alten Bauten aus Italien mitgebracht. Und wenn sie einmal bewundernd wirklich vor der Peterskirche stand, da war gewiß wieder Richard Mettmann ihr Führer, dann . . .

Disselhof unterließ es nicht, jetzt häufig von Italien zu sprechen, das er niemals gesehen hatte, und oft erlauschte er die Sehnsucht in Johannas Augen.

So hatten sie heute wieder im allgemeinen vom Blau des italienischen Himmels gesprochen. Johanna tüpfelte an einer handgroßen, bekleideten Frauengestalt. Das faltenreiche Gewand war mit einem Hauch von Zinnoberrot übermalt. Das Felsstück, auf welchem das Weibchen ruhte, hatte schon seine grünen und braunen Farbenspritzer erhalten, eben war Johanna dabei, die Spangen auf den Schultern und das Diadem auf dem tief zur Seite geneigten Köpfchen durch Goldspuren hervorzuheben, als Fräulein Betty plötzlich bemerkte:

„Das soll gewiß auch eine Ariadne auf Naxos darstellen. Der Stoff scheint ja bei den Griechen sehr beliebt gewesen zu sein. Die Männer sind doch immer und überall dieselben geblieben."

Johanna blickte erstaunt auf die geschlossenen Augen des Figürchens in ihrer Hand, dann ließ sie die Arbeit sinken und schaute ins Leere. Wann wird der Befreier kommen?

Niemand außer Disselhof schien die Stimmung Johannas zu bemerken. Dieser hatte mit aufgerissenen Augen des Mädchens Augenspiel verfolgt und sich vor Aufregung halb vom Stuhl erhoben. Dann begann er mit nervöser Hast an seinem Bild zu malen und nur dann und wann kehrten seine Augen scheu und trotzig wie gestörte Diebe zu Fräulein von Havenow zurück.

Von diesem Tag an blieb Disselhof unausgesetzt lebhaft bei seiner Arbeit. Er plauderte wenig und verbrauchte eine Unzahl von Cigarretten. Aber er reizte den Akademiker und Fräulein Betty immer wieder an, von den unbekannten Herrlichkeiten Italiens zu schwärmen. Und Johanna erhielt fast nur noch dasselbe Figürchen zur Herstellung, das an die verlassene Ariadne erinnerte. Wenn es seine Absicht gewesen wäre, den Ausdruck der Schwermut auf ihren Zügen festzuhalten, er hätte nicht klüger handeln können. Sie nahm es für einen bittern Zufall, daß gerade sie das Publikum mit so vielen Wiederholungen dieser Figur versorgen mußte. Immer liebevoller führte sie die Bemalung aus, mit immer innigerem Verständnis blickte sie auf die geschlossenen Augen der Statuette, während Disselhof hastiger und lustiger, mit sichtlich wachsender Freude an seinem Bild arbeitete. Aber auch immer sorgsamer wurde seine Bemühung, es niemand sehen zu lassen.

Zwölf schlafende Ariadnen waren zum Entsetzen des Kunsthändlers fertig geworden, vier Wochen waren verstrichen, als eines Mittags Disselhof, der seit zwei Stunden nur noch hie und da einen Strich auf die Leinwand geworfen hatte, plötzlich mit einem jubelnden Lachen zurücktrat, Palette, Pinsel, Farbenbüchsen und endlich seinen Stuhl zur Erde warf, seine Mütze schief aufsetzte, die Hände in den Hosentaschen barg und erst mit ironischer, dann mit echter Rührung zu pfeifen begann: „Nun danket alle Gott!"

Die Gehilfen wünschten alle sehnlichst, das fertige Bild zu sehen. Es kostete den Maler sichtbarlich eine große Anstrengung, um nicht nachzugeben. Endlich trat er mit einem Fluche fort. Die jungen Leute durften es unter keinen Umständen sehen, wohl aber Fräulein Betty, wenn sie schwüre, vor der öffentlichen Ausstellung kein Wort von dem Gegenstand zu sprechen. Fräulein Betty verpfändete ihr Wort bei ihrem heiligsten Besitz, dann trat sie mit Disselhof vor die Staffelei, aber viel fehlte nicht, und sie hätte geplaudert. Mit einem lauten Aufschrei schlug sie die Hände zusammen, und auf ihrem Kopf ringelte sich der graue Zopf rücksichtslos von allen Nadeln los.

„Sie Erzgauner," rief sie endlich, „Sie Glückskind! Man sollte die Polizei rufen, Sie sind ein Dieb, ein Räuber! O Du glückseliger Meister, Du!" Und sie beugte sich herab, um Disselhofs Hand zu küssen. Als er ihr lachend wehrte, lief sie erregt auf Johanna zu, warf sich an ihre Brust und rief unter Schluchzen: „Wie froh ich bin, wie froh ich bin, Du bist so schön, und er kann so schön malen! Und ich alte Jungfer bin noch nicht tot und darf so dicht daneben leben und schauen."

Dann ging sie beschämt auf ihren Platz zurück und nestelte ihren Zopf zurecht, ohne sein dünnes Endchen bändigen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zum erstenmal hatte sich die gewohnte Gesellschaft im Salon der Gräfin Sternfeldt wieder versammelt, denn der Graf und die Gräfin waren länger als sonst auf dem Lande geblieben und erst nach dem Weihnachtsfeste wieder in die Residenz zurückgekehrt. Frau von Ramberg hatte mit ihrer gewohnten liebenswürdigen Anmut den Thee bereitet, dessen geselliger Duft den Salon durchströmte.

„Wie glücklich bin ich," sagte sie, indem sie sich behaglich in den für sie neben dem prasselnden Kamin bereitgestellten Präsidentensauteuil setzte, „wie glücklich bin ich, daß wir uns nach den Unruhen der Reise-, Ball- und Jagdzeit wieder zu unserem traulichen Plauderstündchen zusammengefunden haben, — ich hoffe nur, daß das neue Jahr, in das wir eingetreten sind, besser werden möge als das vergangene, das mir bisher nur Unangenehmes gebracht hat."

„Es ist merkwürdig," sagte Doktor Landen, „daß man dieselbe Klage über das vergangene Jahr 1887 fast überall hört; gar viele meiner Bekannten wenigstens wollen behaupten, daß ihnen noch niemals so viel Widerwärtigkeiten und auch wirkliches Unglück widerfahren sei als gerade in dem verflossenen Jahr. Wenn es nicht gar zu thöricht wäre, so könnte man wirklich einem so allgemeinen Urteil gegenüber abergläubisch werden, und doch ist es ja ganz unmöglich, selbst wenn man zur Annahme übernatürlicher Einwirkungen geneigt wäre, zu denken, daß ein Kalenderjahr, also eine äußerliche Zeiteinteilung, irgendwie auf die Schicksale der Menschen in diesem Zeitlauf Einfluß haben könne."

„Und doch," erwiderte Frau von Ramberg, „glaube ich an eine solche Einwirkung. Und warum sollte sie nicht stattfinden? Der Einfluß des Mondes auf die irdische Welt ist ja zweifellos festgestellt. Wissen wir, welche Bahn das Firmament mit mit unserem Sonnensystem in irgend einem Jahr durchlaufen, und wissen wir, ob nicht solche Bahnstrecken geheimnisvolle Einflüsse auf uns haben?"

„Das wäre in der That ein wenig weit und kühn gedacht, meine gnädigste Frau," sagte der Graf Sternfeldt lächelnd; „ich will nicht widersprechen, aber ich vermag mich zu dem Gedanken doch so recht nicht zu erheben, daß wir im Weltenraum gewissermaßen infizirte Stellen passiren könnten, deren Miasmen uns armen Erdenbewohnern Unglück bringen sollten. Leugnen kann ich es freilich nicht, daß wir selbst — wie wohl auch jedem Menschen — im Leben Jahre vorgekommen sind, welche in der That zum Unglück prädestinirt schienen, in denen alles mißlang und fehlschlug und die in großen und kleinen Dingen das Mißgeschick unablässig verfolgt. Wer doch das Jahr 1887, über das Sie klagen und über das allerdings auch ich schon von manchem andern habe klagen hören, insbesondere für Deutschland ein angstvolles und unglückliches durch die schwere Erkrankung unseres teuren Kronprinzen, welche einen Augenblick fast hoffnungslos erschien."

„Gott sei Dank," rief Frau von Ramberg, „auch diese schwere Sorge, die das ganze Volk bedrückte, scheint sich ja mit dem Ablauf des Jahres wenden zu wollen! Ich muß sagen, ich habe es tief beklagt, daß die traurigen Urteile der Aerzte bis in die kleinsten Details hinein veröffentlicht wurden. Es hatte ja wirklich eine Zeit lang den Anschein, als ob der arme hohe Herr zum Gegenstand einer medizinischen Debatte gemacht würde. Man sollte sich doch in der That damit begnügen, Bulletins über das Befinden auszugeben und im übrigen die Meinungen der Aerzte, die ja doch, bei Gott, auch nicht unfehlbar sind, zurückbehalten, um den Kranken selbst und das ganze Volk nicht unnütz zu beunruhigen und zugleich allen Feinden Deutschlands eine Genugthuung zu bereiten."

„Diesmal," ergriff Doktor Heilborn lebhaft das Wort, „bin ich, was ja leider selten geschieht, ganz und gar mit der gnädigen Frau einverstanden. Keine Diagnose ist schwerer als diejenige bei Halskrankheiten, bei denen sich der unmittelbaren Beobachtung so große Hindernisse entgegenstellen, und gerade bei solchen Krankheiten sollte man ganz außerordentlich vorsichtig prüfen und sie nicht vorschnell für unheilbar erklären. Mir selbst sind in meiner Praxis der Fälle gar viele vorgekommen, in denen verhängnisvolle Täuschungen stattfanden, ohne daß man den Aerzten selbst daraus einen Vorwurf machen konnte. Nun, Gott gebe, daß diesmal die deutsche Wissenschaft sich getäuscht habe; ihr wird das nicht zum Tadel, dem ganzen Volk aber zur hohen Freude gereichen."

„Gott gebe es," wiederholte Frau von Ramberg, und einen Augenblick herrschte ein feierliches Schweigen im Salon.

„Vielleicht hat der alte Nostradamus sich getäuscht," sagte der junge Graf Sternfeldt, „oder man hat seine Prophezeiung falsch ausgelegt, als man das Jahr 1886 als ein Unglücksjahr annahm. ‚Wenn Ostern auf den 25. April fällt,' so hieß die Prophezeiung, ‚dann wird schweres Unglück folgen und die ganze Welt wird wehe rufen.' Das kann sich ja nun auch auf das Jahr bezogen haben, welches dem späten Ostern nachfolgt; die drohende Revolution in Frankreich, die fast unmittelbar drohende Kriegsgefahr im Osten, das alles brachte im Jahr 1887 ganz große Not, und das alles ist mit dem Ende des Jahres wie Nebel vor der Sonne verschwunden."

„Nun, wenn man abergläubisch sein will," meinte Graf Sternfeldt, „so muß uns ja das begonnene Jahr nur Glück und Segen bringen, da es dreimal die Zahl 8 enthält."

„Und was bedeutet die Zahl 8?" fragte Frau von Ramberg, „ich glaubte, daß die 3 eine glückbringende Zahl sei, dann die 5, welche die Zahl der Liebe ist."

„Die 8, gnädige Frau, ist es noch mehr als jene, denn sie ist nach der alten Pythagoräischen Auffassung die Vervollkommnung der 3, da die 8 die erste Zahl ist, welche eine dritte Potenz enthält, nämlich $2 \times 2 \times 2$. Man hat ihr also schon im grauen Altertum bei den Chaldäern und später bei den Pythagoräern alle Eigenschaften der 3 in noch höherem und vervollkommneterem Maße zugeschrieben, wie ja auch unser arabisches Zahlzeichen der 8 eine doppelte gegeneinander gekehrte 3 bildet."

„In der That, das ist richtig," sagte Frau von Ramberg, indem sie mit dem Finger in ihrer Handfläche das Zeichen der 8 machte.

„Und nun kommt," fuhr Graf Sternfeldt fort, „in unserer Jahreszahl die 8 wiederum dreimal vor, was also ihren segensreichen Einfluß nochmals potenzirt. Auch bei den alten Galliern war die 8 eine heilbringende Zahl; sie bauten ihre Tempel im Achteck, und diese Form des Tempelbaues ist auch später noch auf die christlichen Kirchen übergegangen. Für die christliche Welt aber hatte die 8 schon im Mittelalter deshalb eine heilbringende symbolische Bedeutung, weil Gott, als er das sündhafte Menschengeschlecht vernichtete, nur acht Menschen der Rettung für würdig fand: denn aus der Arche gehen vier Menschenpaare: Noah und seine drei Söhne mit ihren Frauen, hervor, und von diesen acht Menschen stammt die ganze heutige Welt ab."

„Das ist merkwürdig," sagte Frau von Ramberg, „ich fange in der That an, mich mit der 8 zu befreunden und Vertrauen zu dem Jahr zu gewinnen, das das Zeichen der heiligen Zahl in sich trägt."

„Auch stellt man den Stern von Bethlehem, der die Geburt des Heilandes den Weisen verkündet, in der symbolischen Form, wie er sich vielfach in den Kirchen findet, achtspitzig dar, vielleicht im Zusammenhang mit der alten heiligen Bedeutung der 8. Der Zusammenhang mit der 3 findet sich übrigens noch in einer ganz eigentümlichen Weise, welche vielleicht die gnädige Frau nicht interessiren wird, da sie rein mathematischer Natur ist."

„O doch," rief Frau von Ramberg; „es interessirt mich sehr, ich werde mich bemühen, zu begreifen."

„Nun denn," sagte Graf Sternfeldt, „die Quadrate aller ungeraden Zahlen bilden stets ein in regelmäßigem Fortschritt aufsteigendes Quadrat von $8+1$, also $3 \times 3 = 9$; 9 ist aber $1 \times 8 + 1$. Die nächste ungerade Zahl ist 5; $5 \times 5 = 25 = 3 \times 8 + 1$; $7 \times 7 = 49 = 6 \times 8 + 1$; $9 \times 9 = 81 = 10 \times 8 + 1$, und so fort durch die ganze Zahlenreihe bis in die Millionen und Billionen hinein."

„Das ist sehr merkwürdig," sagte Frau von Ramberg.

„Solche wunderbaren Zahlenzentralitäten kommen übrigens fast bei jeder Zahl vor," bemerkte der junge Graf Sternfeldt, „allein ich habe etwas noch viel Merkwürdigeres gefunden, denn auch ich habe mich mit den Eigenschaften der 8 beim Herannahen dieses Jahres beschäftigt. Wir rechnen nach dem Dezimalsystem und fangen immer mit der 10 die neue Ordnung an, die Natur aber schreint bei ihrem System nur die 8 immer wieder als den Beginn der neuen Ordnung zu kennen, und wir müßten also darnach eigentlich auch nach dem System der 8 zählen."

„Und warum?" fragte Doktor Landen; „es ist mir nicht ganz klar, Herr Graf, warum das Dezimalsystem mit der Natur im Widerspruch stehen soll?"

„Sie werden mir recht geben müssen, wenn Sie zunächst die Töne betrachten, welche doch keine menschliche Erfindung, sondern eine selbständige Klangform der Natur sind. Wir haben sieben Grundtöne von c bis h und mit dem achten der Oktave fängt wieder die neue Einheit an."

„In der That, das ist richtig," rief Frau von Ramberg; „da ist also die 8 im Klangsystem, was die 10 im Zahlensystem bedeutet."

„Ganz recht, gnädige Frau; dasselbe aber finden wir auch bei den Farben. Wenn wir das weiße Licht durch das Prisma teilen, so haben wir die sieben Farben des Regenbogens, und bei dem weiter geteilten Lichtstrahl steht an der achten Stelle wieder die erste Farbe, also der Beginn einer neuen Ordnung."

„Sonderbar, in der That, sehr sonderbar."

„Ich möchte hinzufügen, daß, wie die Medizin annimmt, der menschliche Körper immer nach sieben Jahren verbraucht ist und durch neuen Stoff ersetzt wird, der sich natürlich ganz in die alten Formen hineinbildet. Darnach teilen sich die sogenannten Stufenjahre des menschlichen Lebens, und es beginnt also auch hier mit dem achten Jahre eine neue Periode unseres Daseins, die wir mit einem ganz neuen Leib anfangen. Also auch in uns selbst gilt das System der 8, nicht das System der 10, nach dem wir in

unseren Geschäften rechnen. In der aus dem grauen Altertum stammenden Wochenteilung ist übrigens dasselbe System beibehalten, denn immer mit dem achten Tage fängt die neue Ordnung wieder an."

„Ich möchte das System der 8 noch etwas erweitern," bemerkte Doktor Riese. „Ich habe den Herrschaften früher schon meine Auffassung über eine ideale und wirklich rationelle Geschmackskunst vorzutragen die Ehre gehabt."

„Ganz recht," rief Frau von Ramberg lachend, „ich erinnere mich. Sie hatten eine Tonleiter der Geschmacksnuancen aufgestellt und wollten ebenso für die Zunge Melodien und Harmonien komponiren, wie dies die Musik für das Ohr thut."

„Ich habe die Idee seitdem weiter verfolgt, gnädige Frau, und arbeite ganz ernstlich an einem Werke, das meine Theorie der Welt bekannt und zugänglich machen soll, so daß es künftig Komponisten des Geschmacks ebenso geben wird, wie wir sie jetzt für das Gehör haben. So wird schließlich jede Hausfrau, wenn sie die Grundregeln meiner Wissenschaft erfaßt hat, die Ernährung ihres Hauses wissenschaftlich und künstlerisch durchführen können, ohne daß sie zu einem sogenannten Kochbuch ihre Zuflucht wird nehmen müssen. Solch ein Buch gleicht ja doch mit seinen verschiedenen Rezepten nur einer Drehorgel, bei welcher man auf den einen oder den andern Knopf drückt, um diese oder jene Melodie sich wiederholen zu lassen. Wie die Musik aus den einfachen Grundelementen der Töne der Oktave, alle ihre großen Meisterwerke aufbaut, so entsteht auch jede kulinarische Schöpfung ebenso aus einer Kombination der einfachen Grundtöne des Geschmacks. Die Herrschaften werden vielleicht später meinem Werk, das einer wirklichen Wissenschaft der Kunst der Küche Bahn brechen soll, ihre Aufmerksamkeit schenken; für heute wollte ich nur bemerken, daß es mir nach einigen Forschungen und vielem Nachdenken gelungen ist, die Grundtöne des Geschmacks festzustellen, und wunderbarerweise sind diese Grundtöne gleichfalls sieben, so daß mit der Oktave der erste Ton sich wiederholt und die neue Ordnung beginnt. Wie in den Farben, das heißt also den Tönen des Auges, wie in der Musik, den Tönen des Ohrs, so gilt mithin auch in den Tönen des Geschmacks das System der 8. Ich schließe mich also vollkommen der Verehrung für diese eigenartige Zahl an, welche in dem Aufbau der Natur eine so große Rolle spielt, und will gern den Glauben teilen, daß das dreifache Erscheinen dieser Zahl in der Ziffer des begonnenen Jahres der Welt und jedem einzelnen Glück bringen soll."

„Das gebe Gott," sagte Frau von Ramberg, „zuerst dem ganzen Vaterland an unserem teuren Kronprinzen, und dann auch jedem einzelnen, dem das Jahr 1887 Unglück und Widerwärtigkeiten gebracht hat."

„Besonders lustig beginnen wird das Jahr nun eben nicht," meinte der Präsident Neumann, „denn obwohl der Kronprinz mehrfach selbst den Wunsch ausgesprochen hat, daß alle Wintervergnügungen in ungeteilter Weise wie sonst stattfinden möchten, so ist doch nirgends so recht der Sinn dafür, und auch die Festlichkeiten sollen ja nur im Palais stattfinden und werden gewiß möglichst eingeschränkt bleiben."

„Hoffentlich," bemerkte Graf Sternfeldt, „werden ja bald noch beruhigendere Nachrichten kommen, welche auch den Vergnügungen des Karnevals wieder neuen Schwung geben, was im Interesse der Gewerbetreibenden sehr zu wünschen wäre, deren Verdienst durch die Einschränkung der Festlichkeiten und des damit verbundenen Luxus erheblich geschmälert wird. Zunächst muß sich, wie es scheint, unsere Welt mit den Theatern begnügen, an denen wir ja jetzt wahrlich keinen Mangel haben und für welche immer noch eine weitere Vermehrung in Aussicht genommen ist. Es ist in der That für einen alten Berliner eine eigentümliche Erinnerung, wenn man der Zeiten gedenkt, die gar noch nicht so weit hinter uns liegen, da neben den königlichen Bühnen nur das Königsstädtische Theater existirte und keine andere Konzession gegeben wurde. Jetzt haben wir Theater über Theater in jedem Genre und jeder Rangabstufung, und alle machen ja wohl leidliche Geschäfte. Doch scheint es mir, daß das innerliche Interesse an der Kunst und dem Bühnenleben, wie es früher noch von der Zeit Iffands her bestand, sich jetzt mehr und mehr in neugierige Schaulust, in den Drang nach prickelnden, stark gewürzten Reizen verflüchtigt."

„Ich muß, obgleich ich nicht zu der älteren Generation gehöre, dem Grafen vollständig Recht geben," bestätigte Doktor Landen; „es ist in der Theaterwelt ein Hasten und Drängen, das allmählich den wahren Kunstgenuß schädigt, und wenn nun noch Variété und Blumenthal ihre neuen Theater eröffnen, so sehe ich nicht recht ein, woher alle diese Bühnen Zuschauer finden und wie sie das Interesse erregen und erhalten wollen. Namentlich scheint es mir trotz der stets wachsenden Größe der deutschen Kaiserstadt kaum möglich, daß sich eine Anzahl großer Bühnen neben einander auf die Dauer erhalten könne, welche sich wesentlich dieselben Aufgaben stellen, also mit demselben Geschmack und demselben Publikum zu rechnen haben und zum Teil sich dann in demselben Repertoirekreise bewegen müssen; ich fürchte, daß das zu einer Ueberproduktion führen muß, aus deren Hochflut endlich doch wieder nur eine beschränkte Anzahl von Bühnen in dauernder Existenz wird emporragen können. Es müßte denn wenigstens auch eine weit umfangreichere dramatisch-literarische Produktion stattfinden, als dies in Deutschland der Fall ist; denn bis jetzt müssen alle diese Bühnen, um die Konkurrenz mit den Hoftheatern zu halten, zu fremdländischen Produktionen ihre Zuflucht nehmen und besonders zu den abenteuerlichen Kunststücken der Franzosen, welche ja jetzt freilich noch die Theatermode — um dies Wort zu gebrauchen — beherrschen, an denen aber doch endlich, wie ich glaube und hoffe, der gesunde Geschmack des deutschen Publikums müde werden wird."



Prinzessin Luise von Sachsen-Koburg-Gotha in ungarischer Nationaltracht.

Nach einer Originalaufnahme des k. k. Hofphotographen Professor Koller in Budapest.

„Nun," fiel Frau von Ramberg ein, „es sind nicht die Franzosen allein, die uns widerwärtige Unnatur bringen, wie zum Beispiel im ‚Francillon', in diesem das ganze weibliche Geschlecht erniedrigenden Machwerk, in welchem eine Frau aus frivolem Uebermut, um ihrem Mann Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in niedrigster Weise sich wegwirft. Ich habe da neulich im Deutschen Theater, das trotz seines Namens recht stark in fremdländischer Ware macht, ein spanisches Stück gesehen, ‚Galeotto' . . ."

„Ah," sagte Doktor Landen, „ich bin gespannt auf das Urteil der gnädigen Frau; mich hat dies Stück außerordentlich interessirt, und ich kann sagen, sogar ergriffen."

„Mich durchaus nicht," entgegnete Frau von Ramberg; „ich bin sogar entrüstet darüber gewesen. Es ist ja ein in der menschlichen Natur begründeter, wenn auch schon oft dagewesener und poetisch behandelter Gedanke, daß böse Nachrede und Verleumdung menschliches Glück zerstören können. Daß also ein heimlicher und gemeiner Neidisch eine tugendhafte



Familienfrühstück in Kairo. Gemälde von Bridgman.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Grosser in Leipzig).

Frau in den Ruf bringen kann, in einem strafbaren Verhältnis zu dem Freunde ihres Mannes zu stehen, daß der Mann durch eine Verkettung von Zufälligkeiten selbst an die Schuld der Frau glaubt und darüber in den Tod geht, das will ich gelten lassen, obgleich der Stoff immerhin ein wenig trivial und wenig tragisch ist, da ja die Aufklärung so leicht gewesen wäre; daß aber dann das unschuldig verleumdete Paar über der Leiche des in Verzweiflung und Tod getriebenen Mannes hin sich verheiratet, ohne sich zu lieben, und dadurch der Verleumdung recht gibt, das ist ein Gedanke, der auf mich nur komisch und widerwärtig zugleich gewirkt hat, ist ein Gedanke, der aller Poesie Hohn spricht und nach meiner Auffassung der künstlerischen Bearbeitung vollkommen unwürdig ist. Man kann — und das ist ja jetzt der Zug in der Kunst — die diabolische Schlechtigkeit poetisch darstellen — wie ein Maler die Häßlichkeit — sofern sie einen dämonischen Grundzug hat; aber die einfache Niedrigkeit und Gemeinheit der Gesinnungen gehört nicht der Kunst."

„Sie werden indes zugeben müssen, gnädigste Frau," versetzte Doktor Landen, „daß die psychologischen Charakterzeichnungen und die Scenen vortrefflich und dramatisch außerordentlich wirkungsvoll sind."

„Man kann keinen Charakter zeichnen," entgegnete Frau von Ramberg, „der eben keiner ist, und diese verleumdete Frau und der Hausfreund, die sich zum Schluß ohne Liebe und ohne jeden irgend vernünftigen Grund mit einander verheiraten, haben eben in meinen Augen durchaus keinen Charakter. Das einzige, was man in ihnen finden kann, ist eine trostlose, jämmerliche Feigheit, in welcher sie, gehorsam dem Klatsch der Welt, gerade die Niedrigkeit begehen, deren man sie beschuldigt. Die verhängnisvollen Folgen der Verleumdung hat Mumenthal in seinem ‚Tropfen Gift' weit wirkungsvoller und poetischer dargestellt; einen solchen Schluß aber wie im Galeotto dem Gefühl und Geschmack des Publikums zuzumuten, das finde ich geradezu einen Mangel an Achtung gegen dasselbe, und ich werde mich niemals mit einem derartigen Stück befreunden können. Ich will mein Geschlecht nicht auf die Höhen des Ideals stellen, ich will gern zugeben, daß es Frauen wie Messalina und Theodora gegeben hat und geben kann und daß in solchen Frauencharakteren ein dramatisches und tragisches Moment liegt; aber ich bestreite es zur Ehre meines Geschlechts, daß es eine Frau geben kann, die ohne Liebe, selbst ohne sinnliche Neigung, sich mit einem Mann für das Leben verbindet, nur um eine hämische Verleumdung mehr zu machen, welche ihr Glück zerstört und ihren Gatten in den Tod getrieben hat."

„Ich bin ganz der Meinung der gnädigen Frau," sagte Graf Sternfeldt; „auch ich habe diesen Galeotto gesehen und habe ganz dieselbe Empfindung über den Schluß der Handlung gehabt. Würden die beiden an der Verleumdung mit zu Grunde gehen, so wäre der Abschluß immerhin tragisch und poetisch, dann aber freilich auch recht verbraucht, denn es würde im Grunde immer wieder dasselbe Motiv sein, das hochtragisch in Shakespeares ‚Othello' aufgebaut ist und das im Konversationsstück von Mumenthal so außerordentlich geschickt benutzt wurde. Dieser Ausgang aber ist nicht dramatisch, nicht poetisch, sondern eine einfache, nichtssagende moralische Dissonanz."

„Da lobe ich mir," bekräftigte der Oberst von Fernow, „das Heinemannsche Lustspiel: ‚Auf glatter Bahn', das im Königlichen Theater fortwährend ein volles Haus macht. Die Kritik hat dasselbe sehr abfällig behandelt, aber man mag darüber sagen, was man will, die Situationen sind doch außerordentlich geschickt herbeigeführt, die Charaktere scharf gezeichnet, und vor allem, man lacht. Ich habe so recht herzlich gelacht wie lange nicht, und das ist doch schließlich die Hauptsache, die man von einem Lustspiel verlangt."

„Ganz gewiß," rief Frau von Ramberg; „man muß es dem Grafen Hochberg Dank wissen, daß er sich um die Einwürfe einer neidischen Kritik nicht kümmert, sondern mit scharfem, sicherem Blick das Gute herausfindet. Ich bin ihm übrigens noch ganz besonders dankbar für die Gesellschaftsabende, die er im königlichen Hoftheater eingeführt hat. Es ist doch in der That etwas ganz anderes, wenn man die Räume von Zuschauern in Gesellschaftstoilette angefüllt sieht, als wenn jedermann in beliebigem und oft sehr wenig elegantem Anzuge im Theater sitzt. Man fühlt sich anders gestimmt, man ist empfänglicher für die Eindrücke von der Bühne her, über dem ganzen Abend schwebt ein gewisser Hauch von Harmonie und Anmut. Ich begreife nicht, warum die Zeitungen und unsere Witzblätter gegen diese Maßregel einen so erbitterten Krieg führen."

„Man ist es eben nicht gewohnt," sagte Doktor Landen, „und es ist ja auch, das läßt sich nicht leugnen, unter Umständen recht unbequem, wenn man seinen Abend im Theater zubringen will und nun erst genommen ist, eine sorgfältige Toilette zu machen, was ja für viele ohnehin eine recht unangenehme Operation ist."

„Ich begreife das nicht," entgegnete der junge Graf Sternfeldt, „denn in Frankreich besteht die Einrichtung, welche jetzt hier bei uns für einen Abend in der Woche eingeführt ist, seit langer, langer Zeit für alle früher kaiserlichen, jetzt nationalen Theater. Man ist, so lange ich mich an Paris erinnere, in die Große Oper, in das Théâtre-Français und in die italienische Oper immer nur in voller Gesellschaftstoilette gegangen, Herren so gut wie Damen, und zwar ist dort noch der zweite Rang, der mit dem ersten gleich steht, in diesen Zwang mit eingeschlossen. Ich habe das immer ungemein anziehend gefunden, und niemand fühlt sich dadurch belästigt. Ich glaube, das französische Publikum würde es sehr unangenehm empfinden, wenn die Theater ersten Rangs in beliebigen Toiletten besucht würden."

„Etwas liegt davon wohl auch an dem französischen Leben," sagte der alte Graf Sternfeldt, „denn in Frankreich ist eigentlich die ganze gute Gesellschaft von sieben Uhr abends an in Gesellschaftstoilette. Man hat Gäste zum Diner, oder man ist eingeladen; unmittelbar darauf empfängt man oder man geht in einen andern Salon, so daß auch, wenn man nicht das Theater besucht, dort jedermann gezwungen ist, für die Gesellschaft gekleidet zu sein. Dort ist die Gesellschaftstoilette eine tägliche Gewohnheit; man bewegt sich in derselben ebenso bequem, angenehm und leicht als im Hauskleid, während, wie müssen es gestehen, wir guten Deutschen eine ganz besondere Neigung für Schlafrock und Pantoffeln haben und es als einen lästigen Zwang empfinden, wenn wir einen Frack, lackirte Stiefel und eine weiße Krawatte tragen sollen. Ich muß auch sagen, ich bin mit der Neuerung sehr einverstanden und würde wünschen, daß sie auf alle Tage der Woche ausgedehnt werden möchte. Man würde sich bald daran gewöhnen, und es würde dem ganzen Berliner Leben eine mehr großstädtische Farbe geben. Ich begreife vollkommen, daß es dem Fremden auffallen muß, wenn er unsere Theater ersten Ranges in so ganz gewöhnlichen und oft wenig geschmackvollen Toiletten besucht sieht. Jede Neuerung erregt Widerspruch; ich hoffe aber, daß Graf Hochberg sich nicht dadurch beirren lassen wird. Ein jeder Theaterdirektor hat ja immer einen schweren Stand; er gleicht jenem Müller in der Fabel, der, um es der Kritik aller Vorübergehenden recht zu machen, schließlich mit seinem Esel auf dem Rücken in die Stadt einzieht. Am meisten ist es aber bei dem Generalintendanten der königlichen Schauspiele der Fall, dessen Stellung obnehin schon dem Neid und der Mißgunst von manchem verlumpten Ehrgeiz ausgesetzt ist. Ich erinnere mich noch sehr gut, was Herr von Hülsen alles auszuhalten hatte, als er Intendant wurde, und dennoch hat er die königlichen Theater auf eine Stufe erhoben, die früher unter Herrn von Küstner und dem Grafen Brühl niemals erreicht wurde. Graf Hochberg scheint mir auch nicht der Mann zu sein, um sich irre machen zu lassen."

„Am glücklichsten ist bei dieser kritischen Frage der Theatertoilette wieder der Secondelieutenant," sagte Herr von Hochfeld; „er hat nicht nötig, seine Toilette zu ändern, und braucht höchstens, um mit den übrigen Herren und Damen sich auf eine Stufe zu stellen, statt der bisherigen Garnitur Numero zwei jetzt die Garnitur Numero eins zu nehmen."

„Diesen Vorzug," bemerkte der Oberst von Fernow, „hat nicht allein der Lieutenant, sondern jeder, der des Königs Rock trägt, der überall hof- und gesellschaftsfähig ist."

„Nun," sagte Frau von Ramberg, „ich will als Präsidentin unseres Klubs nachsichtig sein und der deutschen Nationaleigentümlichkeit Rechnung tragen. Für unsern Klub soll die volle Gesellschaftstoilette noch nicht eingeführt werden, und wir wollen gemütlich wie bisher weiter plaudern. Die Gräfin winkt, und ich bin gewiß, wir werden ihren Souper auch ohne große Toilette Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Die Geheimnisse des Friedhofes.

Von

Etienne de Jodor.

(Alle Rechte vorbehalten.)

In einer der breiten Straßen des „Père-Lachaise", dieses ungastlichen Friedhofes der Seinestadt, standen in einer hellen Mondnacht drei Wächter bei einander. Anstatt ihre Runde zu machen, hörten sie einem vierten zu, welcher ihnen die Neuigkeiten des Tages erzählte. Wie er behauptete, dächte die Friedhofsverwaltung daran, einen Leichenverbrennungsofen aufzustellen, und binnen kurzem werde man die Leichen, statt sie wie bisher wie in einem Kasten übereinander zu schichten, ganz einfach zu Asche verbrennen.

Obschon der Père-Lachaise erst kürzlich durch einige Grundstücke vergrößert worden, war doch der Zeitpunkt sehr nahe, in welchem auch das letzte Gestrüpp aus dem noch unbebaut liegenden Teil verschwinden und geradlinigen Steinreihen Platz machen mußte. In einigen Jahren schon mußten, obgleich der Raum für jeden einzelnen Toten äußerst kärglich zugemessen ist, die Grabsteine an die Mauer reichen, welche den Gottesacker von der ihn umgebenden Vorstadt trennt. Und dann — wo sollte man hin mit den Leichen?

Auf einmal schreckten alle Vier zusammen. Ein dumpfer Knall, jenem eines Schusses ähnlich, hatte ihre Ohren berührt. Was war das?

Sie wendeten sich der Gegend zu, von wo der Schall herangekommen war. Ohne sich viel zu beeilen, stiegen sie den Hügel hinan, auf welchem der Friedhof, einem versteinerten Wald gleich, mit tausend und abertausend Kreuzen steht, und warfen hie und da einen Blick nach rechts und links in die Straßen, Gassen, Wege und Stege, welche die tote Stadt durchkreuzen.

Kein Laut stört die nächtliche Stille. Paris, die Stadt der Lebenden, liegt zu den Füßen jener der Toten. Oben auf dem Gipfel des Hügels angekommen, überblickt man die in Nebel getauchte dampfende Stadt. Der Seinefluß, die Kuppel des Pantheon, die Spitze des Invalidendoms blitzen, vom Monde versilbert, wie Sterne durch den wallenden Schleier, der sich über die Häuser legt. Aber kein Laut dringt herauf, alles scheint zu schlafen rings herum, und was noch wach ist, liegt zu tief unten, als daß der Laut heraufstünde in die Ruhe der Toten.

Vier Leute, das macht acht Augen; aber wie sie auch alle spähen, sie können nichts Verdächtiges sehen. Und dennoch waren die Wächter auch schläfrig und wollten sich mit dem Suchen nicht recht abgeben. War wirklich ein Schuß gefallen, so hatte sich der Pulverdampf längst verzogen, da man ihn weder sah noch roch. Hatte sich vielleicht einer in den Friedhof einschließen lassen und sich dort eine Kugel in den Kopf gejagt? — Das kommt wohl häufig vor, aber er mußte jedenfalls mausetot sein, da man nirgends ein Röcheln oder Stöhnen hörte. Die starre Leiche aber zu suchen hinter tausenden von Grabsteinen, dazu war weder am Tage mehr Zeit und Bequemlichkeit.

Und so stiegen denn die Vier wieder hinab, stumm und ohne Aufregung, bloß von dem Gedanken beseelt, recht bald ins Bett zu kommen. Mit einem gegähnten „Bon soir!" trennten sie sich und wandten sich ihren Häuschen zu. Und dann war der Père-Lachaise erst recht einsam und völlig lautlos.

*

Als am andern Morgen die Wächter ihren Bericht erstattet hatten, ordnete der Friedhofsverwalter sofort eine Untersuchung an. Zuerst mußte der Gottesacker abgesucht werden, um festzustellen, ob nicht wirklich ein Selbstmord vorliege. Aber wie man auch suchte, man fand nichts. Was also war geschehen?

Nachdem die Wächter trotz allen Anzweifelns und trotz aller Kreuz- und Querfragen bei ihrer ersten Behauptung verblieben, ganz deutlich einen Schuß gehört zu haben, der im Friedhofe fiel, und zwar auf dem noch unbenützten, von Gesträuchern und hohem Gras bewucherten Platze, gefallen sein mußte, wurde der letztere noch einmal und mit besonderer Aufmerksamkeit abgesucht.

Es war schon häufig vorgekommen, daß ehebrüchige Leute und Diebsgesindel über die Mauer gestiegen und die Nacht auf diesem wüsten Orte verbracht hatten. Die Wächter, wenn sie dergleichen bemerkten, drückten wenigstens alle beiden Augen zu und schlichen sich davon, ohne die Schlummernden zu stören. Es war gefährlich, mit den Einsiedlern anzubinden, denn diese hatten schon mehreremale die allzu vertrauten Grabhüter mit einigen Messerstichen zu milderen Anschauungen bekehrt und ihnen bewiesen, daß man sie nicht so kurzweg aus ihren Schlupfwinkeln vertreiben könnte.

Die Friedhofsverwaltung wußte dies ganz gut und drückte auch ein Auge zu. Was aber würde aus dieser Duldung, wenn das übermütig gewordene Gesindel sich nun damit unterhielte, auf einander im Friedhofe zu schießen? Unannehmlichkeiten hätte man zu Polizeihilfe zuflucht nehmen müssen, und das wäre weder der Verwaltung noch den Wächtern besonders angenehm gewesen.

Man mußte also um jeden Preis zu erfahren suchen, was in der verflossenen Nacht vorgefallen war, um darüber beruhigt zu sein, daß der Friedhof nicht zum Schauplatz eines Verbrechens geworden war. Aber wie man das Gestrüpp auch absuchte, man fand nichts Verdächtiges.

Beruhigt stellte der Verwalter die weiteren Erhebungen ein, gab den Wächtern einen scharfen Verweis, ihre Runden nicht regelmäßiger und aufmerksamer zu machen, und damit hatte die Sache ein Ende.

Eine Woche war vergangen, als einer der Wächter in einer sternhellen Nacht wieder einen Schuß zu vernehmen glaubte. Anstatt aber hierüber Bericht zu erstatten, dachte er sich: „Ei, ich will mich nicht wieder dem Gelächter aussetzen wie früher. Mögen die Kerle schießen, wie sie wollen, so lange sie mich nicht treffen, ist mir's einerlei."

Er hatte sich zwar vorgenommen, niemand von der Sache zu sprechen, aber seinem guten Freunde, dem Gärtner Jacques, mußte er das Ding doch erzählen.

Jacques war ein mürrischer, verschlossener Mensch, der nichts ausplauderte und ein Geheimnis zu bewahren verstand. Als der Gärtner die Geschichte von dem Schusse angehört hatte, sagte er eine lange Weile gar nichts, und als ihn der Wächter um seine Meinung drängte, antwortete er kurz:

„Dummheiten! Was geht mich die Sache an! Laß mich mit solchem Kram in Ruhe!"

Und Jacques drehte ihm den Rücken.

Brummend ging der Wächter seines Weges. Als er schon ziemlich weit entfernt war, machte sich Jacques auf und ging den geraden Weg nach dem Platz ein, wo man die Schüsse gehört zu haben vermeinte.

Es war üppige Vegetation, welche sich da auf dem lehmigen Boden ausbreitete. Lauter fette Gräser, saftiges Gesträuch, doch ausgeschossen, vielblätteriges Unkraut. In

Digitized by Google

der Mitte, beinahe verborgen durch das Gestrüpp, sah man einen kleinen Küchengarten, welchen sich Jacques für seine Bedürfnisse angelegt. In demselben war auffallend viel Kohl gepflanzt, was sich übrigens daraus erklärte, daß Jacques, ein Lothringer, Kohl sehr gern aß.

Er that, als sähe er in seinem Acker nach, aber in Wirklichkeit musterte er die Umgebung. Schärfer sehend als andere Leute, gewahrte er, daß etwa hundert Schritte entfernt das Gras verbogen und niedergedrückt war, als hätte jemand lange Zeit darauf gelegen. Er schritt auf diesen Fleck zu und suchte auf dem Boden, aber er fand nichts von dem, was er zu suchen schien. Bestimmt schritt er seinem Kohl zu, bog mehrere Strünke auseinander, wie um auf die Erde zu sehen, und stieß dann plötzlich eine Verwünschung aus.

„Oh, les canailles!“ rief er mehreremal hinter einander aus und riß einige Blätter von einem Kohlstrunke. Er erhob sich, um dieselben beim vollen Tageslicht zu betrachten, und fand Spuren von Blut darauf. Er steckte die Blätter zu sich und kehrte, fortwährend fluchend und brummend, nach Hause zurück.

Seit jenem Tage begab sich Jacques allnächtlich auf eine Runde, um seinen Garten zu bewachen. Er sagte, man plündere seinen Kohl, und da die Wächter nichts dagegen thaten, wollte er selbst den Dieb auf die Spur kommen. Die Hüter waren es zufrieden, und jeden Morgen, wenn der Gärtner müde vom Wachen daherkam, spotteten sie ihn:

„Nun, Jacques, was macht der Kohl?“

Abermals war eine Woche vergangen, und Jacques lag noch immer auf der Lauer.

Es war wieder eine helle, ruhige Nacht. Mitternacht war vorüber, als Jacques, der hinter einem Grabstein lag, plötzlich sah, wie eine dunkle Gestalt auf der Kirchhofsmauer erschien. Sie blieb einen Augenblick stehen, und Jacques schätzte, daß es ein kräftiger Mann war.

Leicht sprang der Eindringling auf den Boden und schritt, ohne sich viel zu verbergen, dem von einer niederen Mauer umrahmten türkischen Begräbnisplatz zu. Er schwang sich auf diese Mauer, stieg hinab und kam nach einigen Minuten wieder zum Vorschein. Diesmal hatte er einen Gegenstand in der Hand, den Jacques ganz gut unterschied: es war ein Gewehr.

Vorsichtig schlich sich nun der Fremde bei dem Kohl vorbei und legte sich hundert Schritte davon in das Gras nieder.

„Oh, la canaille!“ brummte Jacques, und seine Züge verzerrten sich vor Grimm zu einer abscheulichen Fratze.

Eine Stunde verfloß. Plötzlich begannen es im Gestrüpp zu rascheln, und man sah etwas daherhüpfen, das sich erst beim Kohl zur Ruhe setzte. Dort begann es zu nagen und zu knuspern; nun, mein Gott, Jacques wußte wohl, was das war — das war ein wildes Kaninchen.

Auf einmal blitzte es auf; ein Schuß krachte in die Stille der Nacht hinein. Das Kaninchen machte einen hohen Satz, überschlug sich und war tot.

Rasch kam der nächtliche Jäger angerannt. Schnell hatte er das erlegte Wild gefunden, das er sich mit einem Riemen um den Leib schnallte. Dann lief er zu den türkischen Gräbern, kletterte auf die Mauer, sprang hinab, verbarg sein Gewehr hinter einer losen Marmorplatte, kletterte wieder herauf und erreichte mit einem gelenkigen Sprung den Boden. Dann stürzte er gegen die Friedhofsmauer zu und ergriff dort ein Stück Seil, das ihm wahrscheinlich ein Helfershelfer von draußen hielt, um sich auf die Mauerbrüstung zu schwingen.

In demselben Augenblick aber faßte ihm Jacques an die Kehle und dieselbe würgend, schrie er mit aller Wut, deren er nur fähig war:

„Endlich hatte ich Dich, Elender!“

Doch der Fremde war ein starker Mann. Rasch hatte er sich losgemacht, und es wäre ihm vielleicht doch noch gelungen, zu entrinnen, wenn nicht ein zufällig daherkommender Wächter zu Hülfe geeilt wäre und durch laute Rufe auch seine Genossen alarmirt hätte.

Das schien nun unserem Jacques nicht recht zu sein. Er hätte die Sache mit dem Fremden gern allein ausgemacht.

„Lassen wir ihn laufen,“ schlug er vor, „am Ende gibt es Scherereien mit der Polizei und unnütze Laufereien zum Gericht.“

Aber die Wächter wollten nichts davon wissen. Man führte den Eindringling, einen anständig gekleideten Mann, zum Polizeikommissär, welcher mit ihm sofort ein Verhör aufnahm.

„Wie heißen Sie?“

„Charles Beaurain, fünfundvierzig Jahre alt, ledig, unbestraft, Rentier.“

„Was, Sie sind Rentier und übersteigen nächtlich eine Friedhofsmauer, um dort einige Kohlstrünke zu stehlen?“

„Was, ich stehlen? Niemals, mein Herr!“

„Was machten Sie also im Friedhof?“

„Ich jagte.“

Der Kommissär riß Mund und Augen auf.

„Hier zum Beweise das Kaninchen, das ich soeben geschossen.“

„Ja, Sie sagten mir doch,“ wendete sich der Kommissär zu den anderen, „der Gärtner hätte diesen Herrn beim Kohldiebstahl belauert.“

„Ja, ich meinte es,“ warf Jacques zagend ein.

„Ich werde Ihnen alles aufklären,“ begann Herr Beaurain. „Es ist nur wenigen bekannt, daß der Père-Lachaise seit einiger Zeit wilde Kaninchen beherbergt. Wie sie dahin gekommen, das vermag ich nicht zu sagen. Thatsache ist es, daß sie da sind. Vielleicht entstammen sie zahmen Tieren, die dem Stall irgend eines Friedhofsbesuchers entliefen und allmälich wild wurden.

„Diese Thatsache war dem Gärtner bekannt. Er fand wahrscheinlich eines Tages seine Ruhen angenagt und beschloß, den Tieren Fangeisen zu stellen. Er pflanzte Kohl, um das Wild anzulocken, und da es sich rasch vermehrt, mögen wohl wenige Tage vergangen sein, an welchem sich nicht ein Kaninchen gefangen fand.

„Die in die Falle gegangenen Tiere ließ er durch einen Zwischenhändler verkaufen, ohne daß jemand im ganzen Friedhof etwas von der Sache wußte. Ich kam durch Zufall darauf; ich bin nämlich eines schönen Tages, als ich im Père-Lachaise spazieren ging, auf eine vergessene Falle getreten, während ich den Kohl des Gärtners bewunderte.

„Als leidenschaftlicher Jäger, der leider keine Gelegenheit mehr zum Jagen hat, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, wieder einmal das Gewehr zur Hand zu nehmen. Eine Jagd mitten in Paris, das konnte auch minder Passionirte zu Thorheiten verführen.

„Eines Abends ließ ich mich, verborgen hinter einer Grazie, in den Friedhof einschließen. Als alles ruhig war, schlich ich mich auf den Platz, wo man mich soeben gefangen genommen, und legte mich ins Gebüsch. Ich brauchte nicht lange zu warten, als ich ein Geräuschel hörte. Bald sah ich auch, wie ein Kaninchen sich aufstellte und, die Löffel spitzend, sich ganz vorsichtig umsah. Dann kam es auf den Kohl zu und begann sich dort gütlich zu thun.

„Herr Kommissär, ich kann Ihnen nicht schildern, wie mir da zu Mute war. Zuzusehen, wie das Wild Ihnen beinahe unter die Nase läuft, und kein Gewehr bei der Hand zu haben, das ist für einen Jäger die gründlichste aller Qualen.

„Bald kamen noch mehrere von dem Getier, und je zahlreicher sie wurden, desto ärger wurde meine Pein. Ich hätte eines davon mit einem Steinwurf erlegen können, so nahe war mir die genäschige Versammlung, aber so etwas thut ein echter Jäger nicht; das wäre ja gemeiner, ganz gewöhnlicher Totschlag.

„Auf einmal hörte ich ein Quietschen. Ein armer Langschläfer hatte sich in einem Schlageisen gefangen, das von diesem Herrn aufgestellt worden war ...“ Und Herr Beaurain blickte den vermeinten Jacques so strafend an, daß dieser beschämt den Blick zu Boden senkte.

„O welch niedriger Raub dies doch ist, welche Herzlosigkeit man haben muß, um solche Marterwerkzeuge aufzustellen. Das Gejammer des armen Tieres ging mir so zu Gemüte, daß ich hinzuging und es aus seinen Banden befreien wollte. Aber ich überlegte mir die Sache. Das frei gewordene, stark verletzte Tier wäre vielleicht irgendwo verendet, und dann wäre ja das Vorhandensein von Wild im Friedhof an den Tag gekommen; das aber lag nicht in meinem Interesse, denn dann wäre es mit der Jagd aus gewesen.

„So leid es mir auch that, ich mußte das Tier seinem traurigen Lose überlassen. Natürlich war es mit der Versammlung aus. Die übrigen Springkäßler waren davongetrollen und kamen nicht wieder.

„Die Zeit bis zum Morgen benützte ich, um mich ein wenig umzusehen. Die Mauer der Einfriedigung war nicht hoch, übrigens befand sich an einer Stelle ein Haken, den ein Maurer dort vergessen haben mußte. Mit einem Stück Seil konnte man ganz bequem aus- und einwärts gelangen. In einer dunklen Nacht versuchte ich den Einstieg mit meinem Gewehr — er gelang ganz vortrefflich. Ich fand auch für meine Waffe ein Versteck, und die Aussicht im Friedhof ist eine derart gute, daß ich es nun einen Monat dort liegen hatte, ohne daß es aufgefunden worden war.

„Vor drei Wochen konnte ich nicht länger zögern. Ich legte mich auf den Anstand und erbeutete ein Kaninchen mit einem guten Schusse. Ich hatte Zeit genug, mein Gewehr zu verbergen und über die Mauer zu gelangen, bevor sich die Wächter herantschlichen.

„Da alles so gut ging, kam ich wieder, und ich wäre vielleicht nie ertappt worden, hätte sich nicht dieser Wilderer“ — auf Jacques deutend — „in seinem traurigen Handwerk beeinträchtigt gefühlt.“

Der Kommissär wußte nicht, was er mit der Sache anfangen sollte. Man schickte nach der Wohnung des Verhafteten und erhielt dort die besten Auskünfte über Herrn Beaurain. Er war wirklich Rentier, genoß den Ruf eines ehrenhaften Mannes und mußte, da er nicht fluchtverdächtig war, vorläufig auf freien Fuß belassen werden.

Aber auch der Staatsanwalt, vor den die Sache kam, wußte nicht, was damit anzufangen sei. Wegen welchen Vergehens sollte man den unverbesserlichen Jäger verfolgen? Wegen Wilderei? Auf dem Père-Lachaise war die Jagd nicht verboten, da ein Friedhof ganz einfach kein Jagdgrund ist. Wegen öffentlichen Aergernisses? Die Schüsse wurden bei Nacht abgefeuert, und zwar auf einem Grunde, der eigentlich noch nicht als Friedhof betrachtet werden konnte; es vermochte also niemand wegen Entwürdigung eines geheiligten Ortes Beschwerde zu erheben. Oder gar wegen Einbruchs? Der Thatbestand eines solchen lag nicht vor, da alle böse Absicht auf Entwendung oder Beschädigung fremden Eigentums fehlte.

Wie die Sache ausging, davon verlautete nichts in den Zeitungen. Die unmittelbarste Folge des Ereignisses war, daß der Kohlgarten des Gärtners ausgerottet und eines schönen Abends eine wahre Treibjagd auf das vorhandene Wild veranstaltet wurde. Wie viel Kaninchen aufgebraucht wurden und wer sie gegessen, davon ließ die Friedhofsverwaltung nichts an die Oeffentlichkeit gelangen.

Wer aber in jener Nacht an dem Friedhof vorüberging und an Geisterfurcht litt, der konnte und das Hundegebell und die wüsten Rufe der Treiber vernahm, mußte wohl erbleichen und sich, rasch entfliehend, sagen:

„Der wilde Jäger zieht über den Père-Lachaise. Himmel, steh mir bei!“

Bilder aus Worms.

Von

Oskar Horn.

Mit Zeichnen nach photographischen Originalaufnahmen von Karl Bergs.

„Zu Worms am Rheine“, heißt es in den alten Liedern. Eigentlich liegt aber die Stadt am Giesen; der Rhein fließt etwa zehn Minuten entfernt an ihr vorbei. Er strömt hier in breiter Ebene; die Landschaft mit dem trüglichen Wasser und den hohen Pappeln, die das Weidenbuschwerk zeitweilig unterbrechen, erinnert eher an Holland als an dasjenige, was man im gewöhnlichen Leben sich unter einer deutschen Rheinlandschaft vorzustellen pflegt. Doch auch die Wormser Gegend entbehrt nicht ihrer Reize. Wer auf den Höhen hinter Leiselheim im Abendsonnenschein lustwandelt und dem Zug der Bergkette, den Kuppen des Odenwalds die Blicke folgen läßt, wer dort die Stadt so ruhig und friedlich liegen sieht an dem breiten Silberband des Stroms, langgestreckt und hochragend in ernster Majestät die roten Sandsteinmassen des Domes, über die Häuser emporstrebend, die sich an die Kirche anlehnen wie Küchlein unter die Glucke, über wogende Aehrenfelder und Rebengärten, der begreift, warum die Alten diesen Strich Landes den Wonnegau nannten, und gibt sich voll dem Eindruck hin, den dies Bild des Friedens über den Beschauer ausströmt. Oder wenn in der Sommernacht der Jasmin in der „Promenade“ — dem alten Stadtgraben — seinen berauschenden Duft haucht und die Nachtigall ihr Lied singt — hier sind es viele, dort fünf, die um die Wette schlagen — im weißen Mondlicht der Dom seinen scharfen Schatten auf die Straße zeichnet, dann braucht es gerade keiner überstarken Phantasie oder eines vorhergegangenen tieferen Zugs, um sich um Haupteslänge höher und selig glücklich zu fühlen auf diesem klassischen Boden deutscher Geschichte, und mit herablassendem Gruße schließlich an Zoll der nächtlichen Wanderung die Kanzler und Bischöfe zu entlassen, die hier ehrerbietig das Geleite dorthin gaben.

Es ist begreiflich, daß eine Stadt, über die vor zweihundert Jahren die Wut der Franzosen sich ergossen, keine große Zahl öffentlicher Sehenswürdigkeiten dem Fremden anzuweisen kann. In den Feuergluten von 1689 vernichtet oder als Beutestücke der fremden Eroberer in die weite Welt getragen worden ist alles, was hier auf die frühere Bedeutung der Stadt wies und nicht durch monumentale Unerschütterlichkeit gegen Brand und Raub gefeit war. Dieses Unerschütterliche aber, das allen Fehden und Alten Trotz bot, ist um so bedeutungsvoller, abgesehen von dem, was die neueste Zeit zur Verschönerung der Stadt beigetragen hat.

Vor allem der Dom! „An der Schwelle des Mittelalters, ein Zeugnis gewaltigen und ursprünglichen künstlerischen Aufschwungs, steht der Dom von Worms. Er erscheint als eine der hervorragendsten Muster romanischer Kunst auf deutschem Boden, eine Welt für sich.“ Also zu lesen in „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen“. Und ebenda später: „Der Dom ist ein machtvoller, bis auf den obern Abschluß der Westtürme in allem wesentlich der romanischen Zeit entstammender Monumentalbau von höchst einheitlicher Wirkung. Vier Türme, zwei Kuppeln, zwei Chöre, ein langgestrecktes, im Osten ein Querhaus durchschneidendes Langhaus verleihen dem Baudenkmal dieses ungemein anziehende Ansehen, welches den Sinn jedes Betrachters bewältigt. Mitwirkt dabei das helle, im Sonnenglanz wahrhaft leuchtende Material (roter Sandstein). Die gotischen Kapellen, welche sich den Seitenschiffen anschließen, erhöhen mit dem reizvollen Spiel ihrer Fenstermalwerks die malerische Erscheinung des Ganzen. Weithin in das Land hinein rechts und links des Rheines schaut der Wormser Dom; fast burgartig ragt er auf für den, welcher von Westen kommt und Türme und Kuppeln in der Verklärung nahe zusammengerückt sieht.“ — Erbaut ist der Dom von Bischof Burchard an Stelle einer alten Basilika (der Kirche der Nibelungen), eingeweiht 1016. Es scheint damals sehr rasch gebaut worden zu sein; schon 1018 ist der ganze Westchor samt den Glockentürmen wieder eingestürzt, und in

abermals zwei Jahren stand dieser bedeutende Teil der Kirche bereits wieder, worauf die innere Ausschmückung begann. 1110 soll der Dom fertig gebaut gewesen sein, wenigstens wurde er in diesem Jahre abermals und 1181 zum drittenmal eingeweiht. 1429 stürzte der nordwestliche Turm wieder zusammen, und auch heute fürchtet man für diesen Teil des Gotteshauses: große Sprünge zeigen sich überall im Mauerwerk des Westchors (Laurenzichor) und bedrohen namentlich die „große Rose". Man hat lange Zeit diese Baufälligkeit auf den Brand von 1789 zurückgeführt; spätere Nachforschungen gaben einer mangelhaften Fundamentirung die Schuld. Die Franzosen haben in den Raubkriegen Ludwigs XIV. gegen die Pfalz schauerlich in der Kirche gehaust; was nicht niet- und nagelfest war, wurde mitgenommen, das Dach verbrannte und das geschmolzene Blei floß in Strömen herab. Erst 1711 war die Restauration so weit fertig, daß wieder Gottesdienst gehalten werden konnte.



Lutherplatz in Worms.

Romanisch wie der Dom sind die Martins-, Paulus- und Andreaskirche, letztere beide jetzt profanen Zwecken dienend. Die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Liebfrauenkirche zeigt gotischen Stil; die Hauptkirche der evangelischen Gemeinde, die Dreifaltigkeitskirche, ist 1709—1725 im Barockstil erbaut. Es ist ganz charakteristisch für den künstlerischen Geschmack des vorigen Jahrhunderts, daß man diesen Bau damals für die Hauptsehenswürdigkeit von Worms erklärte, ebenso wie die damaligen Stadtväter von der eigenen Geschichte nicht sonderlich viel gewußt haben mußten, wenn sie diese Kirche als auf dem Platze erbaut erklärten, „wo Luther eh' bekannt sein Wort". Der Reichstag von 1521 fand nicht in der von den Franzosen zerstörten „Münz", dem alten Stadthaus, sondern im „Bischofshof" statt, an dessen Stelle heute das freiherrlich v. Heyliche „Schlößchen", beziehungsweise dessen Garten steht; der letztere selbst wieder eine Sehenswürdigkeit, die kein Besucher von Worms versäumen möge zu besichtigen, zumal dies mit großer Liberalität gestattet ist. — Eine romanische Kirche ist auch die Synagoge; die Anfänge ihrer Erbauung gehen gleichfalls in das elfte Jahrhundert zurück. Die Wormser Judengemeinde und ihre Kirche sind die ältesten in Deutschland; „Wormser Juden, fromme Juden", sagt der Spruch; vor Christus war die Gemeinde bereits in Worms und hat somit an der Kreuzigung des Heilands keinen Teil gehabt. Die Geschichte weiß von großen Rabbinen zu erzählen, die hier gelehrt haben, und rührende Legenden knüpfen sich an die Synagoge. Ein stiller Schauer ergreift auch denjenigen, der den Judenfriedhof besucht, nicht dessen modernen Teil mit den prunkenden Denkmälern und rühmenden Aufschriften, sondern die alten, halb verwitterten und unter Gras- und Strauchwerk verborgenen Leichensteine mit den stummen Märtyrern ihres Glaubens darunter. Der älteste Grabstein stammt aus dem Jahre 905. Anno 1615 saß ein Grabstein zertrümmert worden sein, der über 1500 Jahre alt gewesen sei und dessen einzelne Stücke als Merkwürdigkeit überallhin versendet wurden. Auch die bei der Judenverfolgung 1616 umgekommenen zwölf Vorsteher schlafen hier den ewigen Schlaf. Die jüdische Sitte, beim Gräberbesuche einen Stein auf dem Denkmal zurückzulassen, gewissermaßen als Visitenkarte, wird auch hier geübt, und jene historischen Gräber weisen heute noch viele solcher Besuchszeugnisse auf.

In der Paulskirche befindet sich das nach ihr benannte Paulusmuseum. Die alte Burg der Salier stand einstens an dieser Stelle, die Kaiser Heinrich I. dem Bischof Burchard schenkte, der dann die Kirche erbaute. Halb romanisch, halb gotisch, zeigt sie überall den Stempel der Jahrhunderte, die an ihr gearbeitet haben, natürlich auch denjenigen des achtzehnten, welches aus den Ruinen um 1689 das heutige Bauwerk herstellte. 1802 wurde die Kirche französisches Heumagazin, dann Tabaks- und Holzlager, bis sie 1881 ihrem jetzigen Zwecke übergeben wurde. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt steht das Museum in erster Reihe. Eine prähistorische, eine römische und eine fränkische Abteilung vereinigen die Funde aus dem Boden des Landes. Schätze allerersten Ranges, wie das Flonheimer Schwert, befinden sich darunter, dem Historiker und Altertumsforscher eine Fundgrube, wie sie selten geboten wird, den Einwohnern der Stadt ein Bild ihrer eigenen Geschichte in einer Anschaulichkeit ohnegleichen. Wenn Spaten und Haue der Kanalisierungsarbeiter sich — wie im jüngster Zeit wieder geschehen — tiefer und tiefer in die Erde wühlen, welch ein Bild, das die Wände des Schachtes aufweisen: Mauerwerk und Feld darüber, und Brandschichten und wieder Feld, und Gräberknochen und Waffenreste; so tief wird nicht gegraben, daß nicht auch menschliche Spuren noch zu finden wären. Die unlängst wieder aufgefundenen römischen Gräberfelder waren in den Zeiten der Völkerwanderung schon durchwühlt, und schon damals ist daraus mitgenommen worden, was an Werten dem Trieb auf der letzte Fahrt von den Hinterbliebenen mitgegeben war. Außer jenen drei Hauptabteilungen enthält das Museum noch kunst- und kulturgeschichtliche Sammlungen, die bis in die Neuzeit hereinreichen, die Anfänge selbst einer ethnographischen Sammlung, Wormser Druckschriften, Kunstalterthümer, Münzsammlungen und eine stattliche historische Bibliothek. Ein Kleinod ist das in einem Turmgeschoß der Kirche befindliche „Lutherstübchen". Gotische Chorstühle aus einer schwäbischen Klosterkirche machen den Aufenthalt behaglich, eigenhändige Briefe Luthers und zahlreiche Schriften aus der Reformationszeit bilden die Bücherei. Von dem Kronprinzen des deutschen Reiches ist eine Bibel mit Originalschrift Luthers und eigenhändiger Widmung des hohen Stifters — aus dem Braunschweig-Oelschen Nachlaß — hierher geschenkt worden, das kostbarste Stück der Sammlung.



Rathaus in Worms.



Großer Saal im Wormser Rathause.



Aufgefundene römische Gräberfelder.

Der Fremde, der so viel Reichtum verwundert überblickt, mit Kennerblick die künstlerische Anordnung der Sammlung prüft, vernimmt mit Staunen, daß dies alles sozusagen das Werk und das Geschenk eines einzigen Mannes ist, in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren auf die jetzige Höhe gebracht. Was die Stadt an jährlicher Subvention zu dem Museum zahlt, ist im Vergleich dazu kaum der Rede wert, wenn es auch hoch anzuerkennen ist, daß die Bürgerschaft und der aus ihr begründete Alterthumsverein ihren Sammeleifer seit Jahren freudig zu Gunsten des Paulusmuseums bethätigt. Major von Heyl faßte im Jahre 1881 den Entschluß, die dem Verfall geweihte Kirche wiederherzustellen, als Stätte der Ueberreste aus Worms' Vergangenheit. Die künstlerische

Ausstellung der Sammlungen leitete der früh verstorbene Meister Gedon, der Freund des Begründers. Die Wormser Patrizierfamilie Heyl ist um ihrer Verdienste für ihre Vaterstadt willen vor kurzem in den Adelsstand des Großherzogtums erhoben worden.

Lenbach, Gabriel Seidl, Franz Seiz, Heinrich Lossow, Gedon vor allen, so lange er noch unter den Lebenden weilte, waren und sind häufige Gäste hier, hergerufen durch das Kunstbedürfnis der genannten Familie. Ein namhafter Teil ihrer bedeutendsten Werke findet sich hier, ihre Anregungen sind sämtlich auf fruchtbaren Boden gefallen. Seidl hat die Restaurationen des Rathauses geleitet, eine Reihe privater Bauten ausgeführt, Blanckschi und Gedon zusammen haben in „Heyls Hof" ein Pijou eines Rokokoschlößchens zusammengestellt, wie es reizender nicht gedacht werden kann. Die übrige Bürgerschaft ließ sich willig von diesen Anregungen mit fortreißen, und die heutigen Wohnhäuser werden mit einem Geschmack gebaut, den vor etlichen zwanzig Jahren jedermann dem „das Geld zum Fenster hinauswerfen" gleich erachtet hatte.



Inneres des Doms (Ostseite).

Die Gabriel Seidlschen Häuser zeigen den keltischen, kräftigen Charakter, welchen die Bauten der deutschen Städte vor dreihundert Jahren aufweisen; für eine Stadt wie Worms gewiß ein passender Stil. Auch das Rathaus ist in diesem Geiste wiederhergestellt durch den Anbau eines kräftigen, schlanken Turms und zierlicher Hausteinziegel mit geschickter Verwertung des schon vorhandenen, zum Teil sehr alten Gebäudes. Den Beratungssaal schmückt das Kolossalgemälde von Hermann Prell, die Ueberreichung der Urkunde am 18. Januar 1074 an die Wormser Bürgerschaft durch König Heinrich IV., mit dem die Leser dieser Zeitschrift schon früher vertraut gemacht worden sind. Diesen wie seinen übrigen Schmuck — Supraporten, Kaiserbilder und Glasgemälde — verdankt der Saal patriotischen Bürgern. Die Urkunde selbst befindet sich in dem Archiv, dessen gewölbte Räume sich rückwärts an die Halle im Hof anschließen.

Was in den einzelnen Häusern an Kunstschätzen aufgehäuft ist, kann hier nur angedeutet werden. Major von Heyl hat aus Gedons Nachlaß das Beste erworben; die Villa des Genannten birgt zugleich die reichste Böcklinsammlung. Fabrikant E. Julius Schön ist durch seine ausgesuchte Galerie in weiten Kreisen gerühmt. Was an Lenbachschen Porträts hier aufgereichert ist, zeigte sich bei der jüngsten Ausstellung, der der Meister veranstaltete. Auch Frau Aug. Kaulbach hat viele seiner besten Frauenbildnisse, vor allem auch eine Anzahl Pastellporträts, hier, die zu den glänzendsten Schöpfungen des Künstlers gehören. Das Lutherdenkmal, das dem Reformator auf dem nach ihm genannten Platze im Jahre 1868 errichtet worden, ist weltbekannt; Rietschel und seine Schüler Trendorf, Rietz und Schilling haben ihr Bestes daran gesetzet.

Und in dieser altehrwürdigen Stadt wohnt ein Völklein, ein mannlich Geschlecht, blühende Mädchen und weinfrohe Männer, die das Leben und Lebenlassen zur Devise haben. Die zweitausend Jahre, die Worms zum mindesten an der alten rheinischen Heerstraße gelegen, sind begreiflicherweise nicht spurlos auch an den Menschen dieser Gegend vorübergegangen. Stolz auf ihre Vergangenheit, fühlen sie sich als die Nachkommen freier Reichsbürger, und ein Stück des bekannten pfälzischen Unabhängigkeitssinnes steht ihnen wohl zu den frischen, weingrünen Gesichtern. Es wächst ein guter Tropfen im Lande und wird als werte Gottesgabe stets freudig begrüßt. Gesunder Mutterwitz, aber zur rechten Zeit Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft sind in Worms zu Hause. Daß sie dreinschlagen können, wenn es verlangt wird, haben die Bürger der Stadt zur alten Kaiserzeit oft genug gezeigt; auch heute beweisen die eroberten Kanonen der der Tomkaserne, daß die Nachkommen der alten Morgensternträger den Feind zu schlagen wissen, wo immer sie ihn finden. — Unter seiner gegenwärtigen rührigen Verwaltung geht Worms mit festen Schritten einer immer schöneren Zukunft entgegen.



Der Dom zu Worms.

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Zehren.

(Fortsetzung.)

Der alte Ulberndirchen hat Priskows Paket und Brief erhalten. In dem rotglühenden Kanonenofen knistern und knacken große Scheite Buchenholz. Der Zeisig im Bauer vor dem Fenster hüpft zwitschernd und lustig von einem Stäbchen auf das andere und freut sich, daß er nicht in Schnee und Eis draußen sich kümmerlich sein Brot suchen muß. Der Major sitzt, mächtige Rauchwolken aus einer alten Meerschaumpfeife ziehend, in seinem lederüberzogenen Lehnstuhl, den Hilde scherzend die Familienhauptstöhhle nennt, und liest den erhaltenen Brief, nicht ohne denselben mit lautgesprochenen Glossen zu begleiten.

„Dummes Zeug, die Rekruten werden wohl auch ein paar Tage ohne ihn leben können! Eigentlich eine verrückte Idee, einer fremden Dame eine Kaffeemaschine zu schenken; aber der Bengel hat ein gutes Herz, das liest man zwischen jeder Zeile! Ich hätte ihn gern hier gesehen. Das Weihnachtsfest ist doch ein wenig still, wenn wir Drei allein bleiben," sagt er gerade, als Hilde im Morgenkleide, eine blendend weiße Schürze vorgebunden, ins Zimmer tritt. Mit einem: „Guten Morgen, Papa!" bietet sie dem Vater die frische Wange zum Kuß. „Hast Du gut geschlafen?"

„Danke, ja," antwortet der Major und sieht seine Tochter wohlgefällig an.

„Was ist denn das für ein Paket?"

Sie beugt sich über die Adresse und sieht den Poststempel von L.

„Nicht neugierig sein!" Herr von Ulberndirchen droht lachend mit dem Finger. „Uebrigens, Priskow kann zum Fest nicht zu uns kommen, der Dienst hält ihn in der Garnison fest; er läßt euch grüßen und erkundigt sich, ob Du auch keine Zahnschmerzen mehr hättest."

Hilde ist gerade beschäftigt, den Zeisig einige Körner Hanfsamen von ihrem Finger picken zu lassen. Der Vater bemerkt nicht, daß ihre Hand zurückzuckt und die Körner infolge dessen in den Käfig rollen zur Freude des Zeisigs, der sich vergnügt derselben bemächtigt.

Sie antwortet nicht sogleich, sondern sieht einen Moment lang in die schneebedeckte Landschaft hinaus. Es ist, als ob aus ihrem Auge der Glanz verschwände, ganz im Gegensatz zu der in den Sonnenstrahlen zitternden Natur. Dem jungen Mädchen erscheint plötzlich alles aschgrau und langweilig.

„Das thut Dir gewiß leid," sagt sie, „Du hättest doch Priskow gern hier gehabt, nicht wahr, Papa? Nun mußte Du den starken Rehbock wohl selber schießen, den Du für ihn aufgespart hast, damit er etwas Unterhaltung hätte für die Tage seines Hierseins."

„Wird wohl nicht anders werden, Kind," brummt der Major, dem auch ein unbestimmtes Etwas die gute Laune verdirbt. Er setzt sein Käppchen auf und geht zur Thür hinaus, um mit dem Inspektor Wirtschaftsangelegenheiten zu besprechen. Hilde bleibt allein zurück und starrt in tiefen Gedanken auf den Brief, den der Major hat offen liegen lassen.

VIII.

Priskow verlebt den Weihnachtsabend still und zurückgezogen in seinem Zimmer.

Der alte Husar hat für seinen jungen Mietsherrn ein Bäumchen zurechtgeputzt und oben an die Spitze desselben eine neue Reitpeitsche gebunden. Von Ulberndirchen ist eine Kiste gekommen, sie enthielt einen großen Weihnachtsstollen und einen nagelneuen englischen Sattel. Leider findet Priskow keinen Brief im Paket, nur die wenigen Worte obenauf:

„Grüße aus Ulberndirchen. Für Ihre Geschenke allseitig herzlichen Dank! Schreibe in nächster Zeit, da ich jetzt sehr beschäftigt bin.

von Ulberndirchen, Major a. D."

Priskow sitzt schwermütig in der Sofaecke, rollt das Blättchen Papier wohl hundertmal um den rechten Zeigefinger und ist mit sich selbst sehr unzufrieden. Es gereut ihn, nicht nach Ulberndirchen gereist zu sein. Wie sie jetzt wohl in dem wohnlichen Eßzimmer zusammensitzen und sich ihre Freude über die gegenseitigen Geschenke aussprechen! Wenn seine Seele die Fähigkeit besäße, den Körper zu verlassen und einige Meilen mit Gedankenschnelle zu durchwandern, so würde er in der Weihnachtsstube zu Ulberndirchen ein liebliches blondes Mädchen erblicken, welche noch allein in jenem Raume weilt, während Vater und Tante bereits in das Eßzimmer gegangen sind. Er würde sehen, wie sie in der rechten Hand eine kleine Bleistiftzeichnung im einfachen Rahmen hält und dieselbe mit den großen blauen Kinderaugen unverwandt betrachtet. Er würde hören, wie ihr Mund bebend die Worte flüstert: „Zur Erinnerung an eine schöne Zeit!" und würde wahrnehmen, wie in ihrem Herzen die Frage heiß und sehnend aufsteigt: „Weshalb nur eine Erinnerung?"

Aber das alles sieht ja der einsame Mann nicht, sonst würden seine Gedanken sich nicht so rasch dem Bild eines schönen, begehrenswerten Weibes zuwenden, die wahrscheinlich in diesem Augenblick ihr klassisch edles Antlitz zu einem Bouquet duftender Veilchen hinabbeugt, und deren Gedanken nicht in die Vergangenheit schweifen, sondern fiebernd sich jagen in dem Drange, mit der süßen Gegenwart das Gespenst der Vergangenheit zu vernichten.

An alle jene Stunden, jene Scenen denkt Priskow, die er mit Jutta Manville zusammen verlebt im vollen Genuß des Augenblicks, schwelgend im Anblick ihrer fast märchenhaften Weibesschönheit, sich selbst oft nur mit Mühe bezwingend, hinzustürzen vor ihr und zu flehen: „Nur einmal neige Dich herab zu mir und laß mich die von innerer Glut lechzenden Lippen auf Deinen kühlen Mund pressen und dann verschwinde und nimm mir das Sehnen nach Dir aus dem Herzen!"

Priskow sucht vergeblich, sich den Zustand, in dem er nun schon wochenlang lebt, zu analysiren, ihn vor der Lupe des kritischen Verstandes zu zergliedern.

Sie ist nicht nur schön wie die schaumgeborene Göttin, nein, sie ist auch gut und freundlich. Wie einem kranken Kinde redete sie ihm zu, als er vor einiger Zeit mit dem Pferde gestürzt war und sich den Fuß verrenkt hatte.

„Nicht wahr, Herr von Priskow," hatte sie damals gesagt, „Sie lassen heute das Tanzen und melden sich einige Tage krank, um sich ruhig zu halten?" Da hatte er lachend gemeint, er sei noch niemals krank gewesen und könne sich nicht in seine Höhle verkriechen, schon deshalb nicht, weil sie morgen zusammen Schlittschuh fahren wollten.

Wie sie da blühet mit den abgrundtiefen Augen ihn angesehen hatte, mit diesen Augen, welche jede Gemütserregung bald hell und funkelnd, bald dunkel und räthselhaft in ihrem Ausdruck erscheinen ließ.

„Ich möchte nicht," hatte sie langsam gesagt, „daß um meinetwillen ein Haar auf Ihrem Haupte gekrümmt würde."

Nach diesen Worten wäre es beinahe um Priskows Selbstbeherrschung geschehen gewesen, aber sie wußte stets so geschickt jede Gelegenheit abzuschneiden, wo seine Gefühle ihn zu übermannen drohten. In solchen Fällen scheute sie sich nicht, selbst durch ein hartes, liebloses Wort, durch einen sarkastischen Witz, den heißblütigen Mann zur Besinnung zu bringen, den alle Muskeln seines kräftigen Körpers, jede Faser seines ehrlichen, starken Herzens zur Entscheidung trieben.

Und weshalb fühlten sie beide, daß diese Entscheidung vermieden werden mußte wie eine Klippe im brandenden Meer?

Jutta wußte es ganz genau, und er folgte einem instinktiven Gefühl, das ihm zuzuflüstern schien: „Hüte dich vor der Frage, deren Beantwortung dir nach jedem ihrer Blicke, nach jedem Druck ihrer Hand so begehrenswert erscheint, denn was nach der Frage kommt, ist dunkel und bringt dir Unheil!"

Vielleicht war dies Gefühl in Priskow auch nicht nur instinktiv. Das Leben und Treiben des Bruders jener Frau hatte er durchschaut. Er sah es ja, wie der Mann unter der Maske eines Gentleman, eines vornehmen Herrn ohne Furcht und Tadel, die Seele eines Wüstlings, eines geldgierigen Spielers barg.

Priskow, der oft als unbeteiligter Zuschauer dem Spiele zusah, welches meist nach den Gesellschaftsabenden in dem gastfreien Hause des Geschwisterpaares von einigen Herren arrangirt wurde, hatte recht wohl bemerkt, wie verlangend die Blicke Schanzkys an dem Golde hingen, wie er jede kleine Chance des meist hohen Spiels auszunützen wußte und fast immer mit bedeutendem Gewinn in der Tasche seine ausgeplünderten Gäste entließ. Dabei wußte er es so schlau einzurichten, daß seine Opfer nicht einmal ahnten, wie groß sein Gewinn war. Mit seltener Geschicklichkeit verstand er es, ab und zu eine Geldrolle, eine Banknote von dem vor ihm liegenden Geld in seiner Brusttasche verschwinden zu lassen.

Außerdem lieh er bereitwilligst den Mitspielern selbst bedeutende Summen, jedesmal mit höchst vornehmer Vertraulichkeit darauf aufmerksam machend, daß die Rückerstattung der Summe keine Eile habe.

Da er mit Leuten aus der ersten Gesellschaft spielte, so erhielt er meistens das Geld nach vierundzwanzig Stunden zurück, und dauerte es einmal länger, so war er klug genug, nie zu drängen oder die geringste Anspielung darauf zu machen.

Kurz und gut, Priskow traute ihm nicht, abgesehen davon, daß ihm die Persönlichkeit von Juttas Bruder unangenehm, sogar widerwärtig war.

Jutta hatte nie wieder an einem Hazardspiel teilgenommen, seit Priskow sie einmal gebeten, wenigstens Handschuhe anzuziehen, wenn sie das schmutzige Geld berühren wollte.

Solche Erinnerungen und Erregungen ziehen unruhig und verworren an Priskows geistigem Auge vorüber. Eine seltsame Unruhe erfaßt ihn, er kann es nicht mehr aushalten in dem engen Raum. Hastig schnallt er den Säbel um und stürzt ins Freie, eilt einem wohlbekannten Hause zu und steht lange, lange an einen Baum gelehnt, träumerisch hinaufstarrend zu den erleuchteten Fenstern, durch deren Vorhänge er hin und wieder die Silhouette einer Frauengestalt zu erblicken glaubt, um dann jedesmal fiebernd zusammenzuschauern.

Ein Licht nach dem andern erlischt; nach einiger Zeit leuchten die Fenster des Raumes, welchen Jutta Manville als Schlafzimmer benützt, wie feurige Augen in dem sonst in Dunkelheit versunkenen Hause.

Priskow klappern die Zähne in der eisigen Kälte, und doch siedet und wühlt es in ihm wie in einem Krater, bevor derselbe seine lodernde Feuersäule zum Himmel hinaufschleudert.

*

Es ist Frühling! Die Sonnengöttin hat nach hartem Kampf mit dem Winter, dem alten, finstern grauen Gesellen, der sich endlich zurückzog in seinen eisumwallten Palast im hohen Norden, ihre weichen, linden Arme geöffnet und die erkaltete Erde an ihre heiße Brust gezogen.

Ein Hauch ihres lächelnden Mundes zog über Thäler und Höhen; geweckt streckten nun Fluren und Wälder, Wiesen und Felder ihre zarten Keime gleich kleinen Kinderarmen hinauf zur nährenden Mutter, dankbar jedem Kuß ihres Mundes, den sie als goldenen Strahl hinabsendet, durch schwellendes Wachstum belohnend.

Vermagst du, strahlende Göttin, keine Freude, keine Jugendlust zu wecken in dem Herzen jenes Mädchens dort unter noch unbelaubtem Eichengeäst, die so müde das liebliche Haupt zurücklehnt an die rauhe, knstige Rinde des Baumriesen, an dessen Fuß sie auf welcher Moosbank sich niedergelassen hat?

Wohl hat das schöne Kind einen zärtlich liebenden Vater und eine Verwandte, die ihr Mutterstelle ersetzt, wohl wurden ihm Güter des Lebens zu teil, um die tausend andere ringen im Schweiß ihres Angesichts.

Warum vermagst du nicht, Sonne, in jenem unschuldigen Geschöpfe die Knospen wieder zu wecken, die ein frostiger Reif, ehe sie erblühten, hinwegnahm? Wie kannst du, Segenspenderin, lächelnd hinabschauen auf einen Mann, noch jung und kräftig, in der Blüte seiner Jahre, und doch schmerzvoll ringend mit seinem

rebellischen Herzen, das ihn unwiderstehlich hinzieht zu einem Abgrund, wo herrliche Blüten ihn wundersam locken mit glutvollen Farben?

Wehe, wenn er sie pflückt!

Priskow hat einen Brief bekommen vom Major von Ulberntirchen, der ihn bittet, ihm ein Pferd zu kaufen, da er selbst durch sein rheumatisches Leiden verhindert sei, in die Stadt zu kommen.

Der junge Offizier hat von Ulberntirchens, seit dieselben vor dem Weihnachtsfest auf ihr Gut gereist sind, nichts mehr gesehen. Der Major hatte ihm geschrieben, Hilde wolle nicht wieder aus der Heimat fort, und er selbst sei es zufrieden, nicht mehr den kaltgestellten Ballvater spielen zu müssen.

Priskow hatte damals sich vergeblich den Kopf zerbrochen, weshalb Hilde des Gesellschaftslebens schon müde sei. Schließlich hatte er das Haupt geschüttelt und gedacht: „Mädchenlaunen!“ obschon ihm diese Erklärung nicht recht genügen wollte.

Es war ihm manchmal, als ob seine Leidenschaft für Jutta weit stärker und rücksichtsloser geworden sei.

Sonst, wenn Hilde ihm im Ballsaal oder auf der Eisbahn begegnete und er Gelegenheit hatte, einige Worte mit ihr zu wechseln, dabei in ihre klaren Augen blickend, hatte er stets das unbestimmte Gefühl gehabt, als ob nach solchem Zusammentreffen eine erquickende Ruhe in sein Herz eingezogen sei.

Er hatte sich dann oft gesagt: „Priskow, du mußt doch kein so schlechter Kerl sein, wie du dir oft einbildest, wenn diese Mädchenaugen noch so unschuldig und rein dir ins Angesicht schauen können!“ Darüber hatte er sich gefreut und es gar nicht entbehrt, wenn eine Woche verging, in der er Jutta nicht sah.

Seitdem Hilde fort war, hatte er sich ganz in seine Leidenschaft verloren; es schien ihm jeder Moment nicht gelebt, den er nicht in der Nähe jener Frau zubrachte.

Und nun stehen heute in dem Brief einige Zeilen, welche den jungen Mann seltsam bewegen.

„Was mit Hilde eigentlich los ist, weiß ich nicht!“ schreibt Ulberntirchen. „Sie ist nicht mehr wie früher. Keine Spur von Heiterkeit, kaum, daß sie noch lächelt, wenn ich sage, mein alter Lehnstuhl sei das einzige bequeme Möbel auf der ganzen Welt. Reiten mag sie nicht — Isabella steht sich die Beine krumm! Ich dachte, im Frühling solle das anders werden; aber nein! Sie geht umher wie ein stiller Engel, ist lieb und gut wie immer, aber was hilft mir das? Am liebsten sitzt sie stundenlang unter der alten großen Eiche im Park — Sie kennen sie ja — und träumt dort, mag der Himmel wissen, von was! Wird einer aus den Frauenzimmern klug! Meine Schwägerin sagt, ich solle sie in Frieden lassen, das verständen wir Männer nicht. Mir ist nur auffallend, daß jedesmal, wenn der Herr von Schanzky, der einigemale im Winter zu uns herausgeritten kam, dagewesen ist, Hilde am andern Tage rotgeweinte Augen hatte, obgleich der ein lustiger Herr ist, der mir jedoch mit der Zeit immer weniger gefällt. Nehmen Sie es nicht übel, daß ein alter Knabe, wie ich es bin, seinem Herzen einmal Luft gemacht hat, aber ich weiß, Sie sind der rechte Sohn meines alten Freundes, und mit dem konnte ich auch alles besprechen. Machen Sie nur nicht zu sehr den Hof; Sie wissen schon, wem. Aber ich weiß, Jugend will leben.

Ihr

Ulberntirchen.“

Die letzten Zeilen dieses Briefes wirbelten in Priskows Kopf ein Chaos von Gedanken auf. Was will Schanzky in Ulberntirchen? Sollte der Mensch seine gierigen Finger nach Hilde ausstrecken?

Tod und Teufel, dieser Schatten von einem Mann und die reizende, schlanke Hilde!

Es war, als ob in Priskow durch die kurzen Mitteilungen des Majors plötzlich ein Licht aufginge. Hilde krank, träumerisch, das muntere Mädchen, und besonders, wenn der Bruder Juttas dagewesen war?

Priskow hatte sie immer als guten Kameraden behandelt, er hatte sie lieb gehabt, aber dann erschien jene schöne Frau und nahm sein ganzes Fühlen und Denken in Anspruch.

Es war jetzt, als ob ein Nebel von seinem Herzen herabsänke und aus dem versinkenden Dunst hell wie die Morgenröte Hildens reines Bild vor ihm auftauchte.

Ja, sie hatte er lieb, sie betete er an!

„Und ist es nicht klar, daß sie mich liebt?“ denkt er. „Ich blinder Thor, der ich nie sah, daß sie für keinen andern solch warme Blicke, solch freundliche Worte hatte wie für mich! Ich muß nach Ulberntirchen! Himmel und Hölle, wenn dieser Schanzky —“ Er mag den Gedanken nicht ausdenken. Schon will er satteln lassen, da fällt ihm ein: „Was will ich denn? Was soll ich sagen, wenn ich dort hinkomme? Wenn sie mich auch geliebt hat, sie muß mich lange aufgegeben haben, wenn Schanzky seine Zarge gut gebraucht hat, und das wird er! Ja, ja, die Erbin von Ulberntirchen! Das ist es, wonach jener strebt. Aber er soll keine Gelegenheit haben, ihr ferner zu erzählen von seiner Schwester und mir. Priskow, raffe dich auf, wirf von dir alle Erinnerung! Ein Strich durch die Vergangenheit und dann wieder gelebt wie früher, frank und frei! Weg mit den Fesseln! Ich will sie nicht wieder sehen! Uebermorgen ist Rennen in Baden-Baden, dort will ich hin. Kein Abschied, kein Wort mehr! Nur andere Luft und frisches Wagnis kann uns beiden helfen! He, Schnips, du gehst mit und die Sunset, wir drei werden uns schon vertragen! Das wird mir den Kopf wieder klar machen, ein guter Pferderücken und einige tüchtige Gräben. Nur gleich fort! Findeisen, einpacken, schnell, heute nachmittag reisen wir nach Baden-Baden!“

Priskow fühlt, daß ihm das Blut wieder leicht und schnell durch die Adern rinnt.

„Jetzt zum Oberst und Urlaub genommen und dann fort aus ihren Augen, ehe dieselben mir wieder den guten Entschluß vereiteln! He, Müller, wollt Ihr mit, alter Junge?“

Priskow fällt dem alten Husaren, der höchst erstaunt in der Thüre erscheint, ob der plötzlichen Unruhe im Hause, fast um den Hals.

„Kommt mit, ich bezahle die Reise! Findeisen kann hier bleiben! Ich will reiten, daß sie Nase, Mund und Ohren aufsperren, und das sollt Ihr mit ansehen!“

Priskow rast, ohne eine Antwort abzuwarten, an dem alten Müller vorbei zur Thür hinaus.

„Sapperlot, ist unser Lieutenant wild geworden!“ denkt der und drückt mit dem Daumen die kalte Asche seiner vor Erstaunen ausgegangenen Pfeife fest. „Ich reise mit, es ist mir alles egal, muß auf meine alten Tage den Lieutenant noch 'mal reiten sehen! Die Sunset ist gut in Training, aber ich glaube schon, er hätte es aufgegeben, weil er nie ein Wort davon sprach. Aber den Marabu wollen wir auch mitnehmen; der Lieutenant hat ja auf ihn gezeichnet in dem leichten Steeplechase. Möchte den widerhaarigen Satan doch 'mal unter meinem Lieutenant gehen sehen!“

Müller humpelt eilig zur Thür hinaus, um die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

IX.

Es ist ein lauer, herrlicher Maitag, an welchem Frau Manville mit ihrem Bruder in einem eleganten Wagen durch die breiten Alleen des Schloßgartens fährt. Sie sieht auffallend blaß aus, wie jemand, dem ein herber Schmerz selbst die Nachtruhe geraubt hat.

„Hättest Du etwas dagegen, wenn ich um die Hand Fräulein von Ulberntirchens anhielte?“ fragt Oswald.

„Was kümmern mich Deine Geschäfte?“ antwortet die Schwester, ohne ihn anzusehen.

„Du gebrauchst einen seltsamen Ausdruck für die zartes Bande, die ich zu knüpfen im Begriff bin. Offen gestanden, habe ich einige Zweifel, ob mir die Erbin willfahrt, besonders jetzt, da es mir schon seit Wochen an Stoff fehlt, um sie über das Verhältnis zwischen Dir und ihrem frühern Anbeter zu unterhalten, der übrigens dort die Allee heruntergeritten kommt; er soll wie ein Wahnsinniger geritten sein in Baden-Baden und zwei Preise errungen haben!“

Priskow reitet in ruhigem Trab auf seinem Fuchs an dem Geschwisterpaar vorüber, ohne daß ein Blick seiner dunklen Augen noch ein Zucken der die Zügel leicht und sicher führenden Hand verrät, daß dort im Wagen die Frau mit geschlossenen Augen in den Kissen lehnt, ohne deren Gesellschaft er einst glaubte, keinen Tag verbringen zu können.

„Ist ja verdammt steif und stolz geworden, Dein getreuer Ekkehard,“ fährt Schanzky sarkastisch fort und sieht seine Schwester lauernd von der Seite an. „Wodurch wurde eigentlich der Bruch zwischen euch beiden herbeigeführt?“

„Durch gar nichts!“ erwidert Jutta. „Er ist zur Besinnung gekommen, und energisch, wie er ist, hat er den Faden mit rascher Hand zerschnitten, der uns verband; es ist besser für ihn!“

„So! Und für Dich? Mir ist dieser Bruch zwischen euch beiden ein Strich durch die Rechnung. Es hätte Dich nur ein Wort gekostet, und er wäre wieder zu Dir geeilt! Bis jetzt ist er noch nicht in Ulberntirchen gewesen, aber jeden Tag kann dieser Fall eintreten, und dann adieu, meine Pläne! Wenn ihr Frauen einmal geliebt, verzeiht ihr alles. Weshalb hast Du ihn nicht gezwungen, ein bindendes Wort zu sprechen?“

„Weil ich nicht wollte!“ braust Jutta auf; „weil ich ihn nicht in sein Verderben locken konnte! Ich habe es schon einmal gesagt, er ist zu gut dazu! Mag er Hilde heiraten! Was kümmern mich Deine Pläne? Ich will nicht mehr als Aushängeschild paradiren für Deine selbstsüchtigen Zwecke. Gehe Du Deine Wege und laß mich in Frieden!“

Verwundert starrt Oswald sie an, während sein Gesicht sich zu einem teuflischen Grinsen verzerrt.

„So also läuft der Hase? Glaubst Du, ich hätte Dich nicht erkannt? Du liebst den Lieutenant mit jeder Fiber Deines Herzens! Ja, werde nur nicht unwirsch! Ich sage Dir, Du liebst ihn und hast trotzdem die Caprice, Dir einzureden, daß es für den Geliebten besser sei, wenn er statt Deiner das blonde Fräulein Hilde sich erwählte! Ich kenne Dich nicht wieder; wie denkst Du Dir das eigentlich? Wie sollen wir weiter leben? Seit Du gegen alle die kalte, unnahbare Dame herauskehrst, wird unser Verkehr immer beschränkter, mit Mühe und Not bringe ich noch selten ein ordentliches Jeu zu stande, und jetzt störst Du mir dadurch, daß Du resignirt auf Priskow verzichtest, meine Absicht, das verschmähte Herz von Hilde zu meinen Gunsten zu lenken. Du weißt es selbst, wie oft ihr Frauen nur aus Unmut, daß ihr den nicht erlangt, der euch der einzige scheint, jedem andern, der zur Hand ist, in die Ehe folgt. Es wäre mir gelungen, wenn Du jenen Fisch nicht aus dem Netz gelassen hättest! Jetzt ist alles wahrscheinlich verpfuscht nur durch Deine sentimentalen Launen! Ich glaube, wir wandern nächstens weiter!“

Aus Juttas Augen leuchtet helle Empörung, während ihre Finger nervös an den Knöpfen ihrer hellen Glacéhandschuhe nesteln.

„Reise, wohin Du willst! Ich habe das Leben satt, das Du mich zu führen zwingst! Ja, ich will mich von Dir trennen, will auf meinen Füßen stehen, und wenn ich betteln sollte! Sieh mich nur nicht so verwundert an, ich will es, hörst Du? Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich durchführe, was ich will!“

Oswald fühlt, daß es vergeblich für ihn ist, den Entschluß Juttas zu ändern. Er hätte sie in diesem Moment vergiften mögen.

Was war er, wenn die Schwester ihn verließ? Ein brotloser Abenteurer!

Er, der nie etwas gelernt, der nie eine ernste Arbeit vollführt, jetzt sieht er vor einem Abgrund und ändert seine Taktik.

„Jutta, werde nicht erregt, Du weißt, daß ich alles gethan habe, Dir das Leben angenehm zu machen. Ist dies der Dank? Du sollst ja nur an Priskow einige Worte schreiben, nur ein einzigesmal ihn wiedersehen! Hörst Du's, ihn wiedersehen, um den Du Dich nächtelang ruhelos auf Deinem Lager wälzest!“

„Nie, niemals thue ich den ersten Schritt!“ schluchzt Jutta, indem sie nur mühsam die hervorquellenden Thränen zurückdrängt.

„Dann bleibe wenigstens noch acht Tage hier, mehr verlange ich nicht; vielleicht kann ich unsere Angelegenheiten so weit arrangiren, daß wir uns trennen können. Nur kein plötzlicher Bruch; ich bin verloren ohne Dich!“

Aus dem sarkastischen Quälgeist ist ein um Gnade flehender Sklave geworden.



Auf der Piazzetta in Venedig. Gemälde von Alessandro Zezzos.

Jutta sieht ihn verächtlich an.

„Nun gut! Acht Tage will ich noch bleiben, benütze sie, wie Du willst, aber dann scheiden sich unsere Wege auf immer!“

Die beiden fahren schweigend weiter. In Oswalds Hirn kreuzen sich die abenteuerlichsten Pläne, endlich zieht über seine häßlichen Züge ein Schimmer dämonischer Freude.

„So geht's!“ murmelt er leise.

„Was meintest Du?“ fragt Jutta, aus ihrem Sinnen auffahrend.

„Nichts!“

Oswald befiehlt dem Kutscher, nach Hause zu fahren.

Zwei Tage nach diesem Zwiegespräch bekommt Priskow ein zierliches Briefchen.

Das ist Juttas Handschrift!

Seine kräftige Hand bebt doch leise, als er hastig das Couvert öffnet.

„Ich reise in wenigen Tagen ab und muß Sie um jeden Preis noch einmal sprechen. Es handelt sich um das Glück einer Person, die Ihnen sehr nahe steht. Heute abend um zehn Uhr erwarte ich Sie; es liegt mir daran, daß niemand von dieser Zusammenkunft erfährt. Kommen Sie in Ihrem eigenen Interesse.

Jutta Manville.“

„Ja, ich werde kommen,“ denkt Priskow, „meine Ehre gebietet mir schon, mein Handeln ihr gegenüber zu rechtfertigen, ehe wir uns für immer trennen!“

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Piazzetta in Venedig.

In Venedig ist der Markusplatz der Mittelpunkt des gesamten Lebens der Stadt; dorthin strebt alles, Einheimische wie Fremde. Jeder Tourist und jeder Einwohner der Lagunenstadt, wenn er gesund, ist wenigstens einmal im Tage auf dem Platz oder seinem Ausläufer nach dem Kanal zu, der Piazzetta, gewesen. Ein unvergleichlich schöner Punkt ist dies „Plätzchen“. Der Blick schweift hinüber zu der gewaltigen Kirche della Salute, hinaus über den Hafen zu dem großen Lagunenbecken, das in der Ferne begrenzt wird durch den schmalen Landstreifen des Lido. Auf dem Wasser wimmelt es von Gondeln, Barken, Segelbarken, Dampfern, Lastschiffen und auf der Piazzetta von dem buntesten Volk. Verkäufer von Limonade, kandierten Früchten, bunten Taschentüchern, Korallenschnüren, Kürbisflaschen, Polentaschnitten, gebratenen kleinen Fischchen und hunderterlei anderen Dingen treiben hier ihr lautes Wesen, und eingerahmt wird dies malerische, eigenartige Volkstreiben von den weltberühmten Bauwerken, welche noch heute in den großartigen Verhältnissen und phantasievollen Formen den üppigen Glanz, den Reichtum und die Macht der einst weltbeherrschenden Republik ausstrahlen.

Weinbau in Aegypten.

Von

E. Mayer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein Deutschschweizer, der seit längerer Zeit in Kairo ansässig, mit den Eigentümlichkeiten des Landes vertraut und in der Weinkultur erfahren ist, hat es neuerdings unternommen, in Aegypten den Weinbau einzuführen. Die dortige Regierung interessirt sich so lebhaft für die Pläne des Unternehmers, welche dem Lande große Vorteile in Aussicht stellen, daß sie

dieselben durch ihre werkthätige Unterstützung möglichst zu fördern bemüht ist. Sie hat ihm unentgeltlich die Kronrechte ertheilt, auf einem von ihm in der Nähe von Kairo erworbenen Grundstück von über 75 Hektaren vorläufig sechs Jahre steuerfrei Rebenpflanzungen anzulegen und Wein zu gewinnen.

Der höher gelegene, überschwemmungsfreie Boden Aegyptens ist seiner Natur nach für Weinkultur unzweifelhaft günstig, indem die Gebirge, die sich vom alten Theben und südlicher bis zum Mokattamgebirge bei Kairo längs des Nilbettes erstrecken, zum größten Teil Kalk zur Grundlage haben, der bekanntlich nebst vulkanischem Boden dem Wein am zuträglichsten ist. So ist die neue Burg von Kairo zum größten Teil und die dabei befindliche Moschee, deren schlanke Minarets weithin sichtbar über die Stadt ragen, ganz von inländischem Alabaster erbaut. Außerdem aber beweisen zahlreiche Abbildungen und die Berichte der ältesten Geschichtsschreiber, daß Aegypten schon vor mehreren tausend Jahren einen bedeutenden Weinbau besaß, der erst zu Grunde ging, als die Herrschaft der orthodoxen Mohammedaner auch diese Kultur zugleich mit aller höheren Bildung und Betriebsamkeit in Aegypten vernichtete, die Kornkammer in Stumpfe, die erhabenen Denkmäler in Ruinen verwandelte und die wissenschaftlichen Schätze Alexandriens dem Feuer überantwortete.

Aus den Wandgemälden und Reliefbildern in den ägyptischen Denkmälern geht hervor, daß die Weinpflanzungen, meistens in Verbindung mit Obstgärten, in der Nähe des Flusses oder nahe bei den Kanälen angelegt wurden, mit welchen in den Gärten zum Zweck der Bewässerung angelegte Bassins in Verbindung standen. In diesen Teichen wurden essbare Lotus- und duftende Wasserblumen gezogen; zugleich hielt man auch Gänse und Enten darauf und umgab sie deshalb mit einer breiten Rohreinfassung.

Rosellini teilt uns die Abbildung eines königlichen Obst- und Weingartens nach einem altägyptischen Wandgemälde mit. Zwischen dem viereckigen, von einem festen Zaun eingefaßten Garten und dem Kanal sieht man längs der Eingangsseite einen schattigen Baumgang. Auf dem reich verzierten steinernen Portal ist der Name des königlichen Besitzers in Hieroglyphenschrift eingemeißelt. Die Mitte des Raumes nimmt der Weingarten ein, von einer Mauer eingeschlossen. Andere Mauern teilen den umliegenden Garten in eine Anzahl Felder, in welchen Dattels-, Feigen-, Granatäpfel- und verschiedene andere Fruchtbäume angebaut sind, wobei besonders edlen Sorten kleinere abgeschlossene Felder oder Beete angewiesen sind. Neben den Wasserbehältern befinden sich Blumenbeete, dabei zwei kleine Kiosks, die Schatten und angenehme Aussicht auf die Blumenparterres und die belebten Teiche bieten. Hinter dem Weinberg erhebt sich ein lustiges, hohes Sommerhaus, in dessen drei oberen Stockwerken Haushaltsräte zu sehen sind. Es dürfte das die älteste bildliche Darstellung eines nach regelrechtem Plan angelegten Gartens sein.

Zahlreiche andere Wandgemälde zeigen den Anbau und die Pflege des Weinstocks, sowie die Gewinnung des Weins. Gewöhnlich fanden in den Weinpflanzungen Reihen von je zwei durch ein Joch oder einen Querstab verbundenen Stützen, an denen die Reben emporrankten, zuweilen traten verzierte Pfeiler an Stelle dieser Stützen. Seltener ließ man die Stöcke frei in die Höhe schießen, pflegte aber auch dann die oberen Enden in der Art mit einander zu verbinden, daß sie einen natürlichen gewölbten Laubengang bildeten. Das gegenwärtig im Süden vielfach gebräuchliche Verfahren, den Weinstock an lebenden Bäumen in die Höhe zu ziehen, scheint den alten Aegyptern unbekannt gewesen zu sein.

Das trockene Klima Aegyptens nötigte dessen Bewohner schon in sehr frühen Zeiten, durch künstliche Bewässerung dem Gedeihen der Gewächse zu Hilfe zu kommen. Die der Nilüberschwemmung ausgesetzten fruchtbaren Landstrecken eignen sich ihrer tiefen Lage wegen nur zum Anbau von Getreide, Feldfrüchten und Gemüsen; doch auch diese bedürfen in der trockenen Jahreszeit der Zuführung von Wasser. Auf dem höher gelegenen, zur Obstzucht und zum Weinbau geeigneten Boden würde ohne solche keine Frucht zu erzielen, überhaupt kein gesunder Pflanzenwuchs zu ermöglichen sein. Dem unvermögenden Bebauer kleiner Besitzstücke mußte es genügen, das Wasser zum Begießen seiner kleinen Pflanzungen in Töpfen und ähnlichen Gefäßen aus dem nächsten Kanal oder Wasserbehälter zu schöpfen und herbeizutragen. Auf einigen Darstellungen sieht man Ziehbrunnen, von denen aus das Wasser in Leitungen weitergeführt wurde. Für größere Bewässerungsbezirke wurde das Wasser durch Schöpfräder aus der Tiefe gehoben, ganz ähnlich, wie solche von sehr primitiver Konstruktion in ganz Aegypten unter dem Namen „Sakki“ noch heutzutage allgemein im Gebrauch sind. Meistens werden sie durch Rinder in Bewegung gesetzt, und das Wasser wird teils durch offene Gräben, teils durch Röhren in oft recht beträchtliche Entfernungen fortgeleitet, über die Fluren verteilt und den angebauten Feldern und Gärten zugeführt.

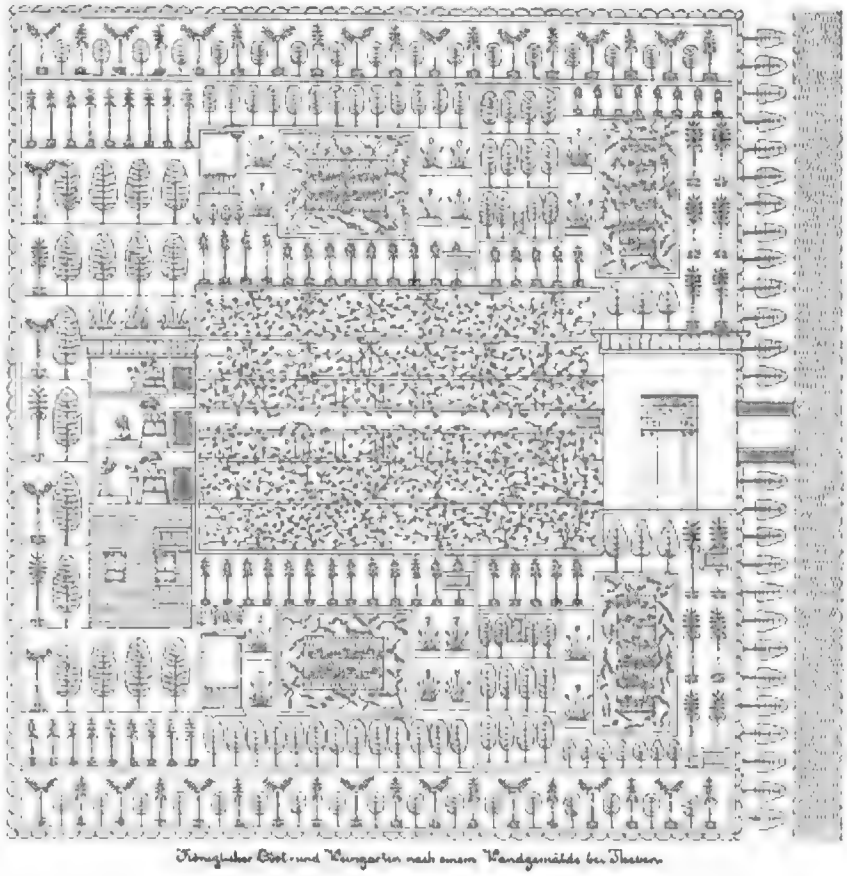
Zum Schutz der reifenden Frucht ließ man junge Knaben mit Klappern und Schleudern die Vögel verscheuchen.

Waren die Trauben reif, so wurden sie abgenommen und in Körben von Flechtwerk der Kelter zugeführt. Die Gewinnung des Saftes wurde auf verschiedene Art bewirkt. Am häufigsten wurde der Wein in besonders dazu eingerichteten Behältnissen von Männern mit den Füßen ausgetreten. Man hatte hiezu viereckige Kasten von verschiedenen Größen, mit Säulen an den vier Ecken, auf welchen ein der Grundfläche des Kastens entsprechendes Dach ruhte. Von der Mitte dieses Daches hingen eine Anzahl Stricke herab, je nach der Zahl der Männer, die in dem Kasten Raum fanden. Nachdem die Beeren in diesen geschüttet waren, traten die berufsmäßigen Kelterer hinein und jeder derselben ergriff einen der herabhängenden Stricke, sich beim Treten und Umherwandern an demselben festhaltend. Wahrscheinlich wurde diese Arbeit ebenso wie das Dreschen auf der Tenne mit Gesang begleitet. Unten an dem Kasten waren eine oder mehrere Abflußröhren angebracht, durch welche der ausgetretene Most in andere Gefäße abgelassen werden konnte. Eine andere Art der Weinpresse bestand in einem anscheinend linnenen Schlauch, in welchen die Beeren geschüttet wurden. Diesen Schlauch spannte man entweder in einen besondern Rahmen oder man steckte durch die beiden Enden desselben lange Stöcke und drehte diese in entgegengesetzter Richtung, um den Saft auszupressen, etwa in der Art, wie man Wäsche auswringt. Der gewonnene Most floß dann in ein größeres, darunter stehendes thönernes Gefäß. Oefters wird bemerkt, daß in den Most irgend eine Flüssigkeit hineingegossen wurde. Es soll dies eine durch Abkochung hergestellte Essenz gewesen sein, die man dem Most zusetzte, entweder um den Wein rot zu färben oder um dem Geschmack desselben eine angenehme Blüte zu geben: gewiß das älteste Beispiel von — Weinpantscherei. Zuletzt wurde der Wein in großen, zweihenkeligen Krügen, welche bisweilen unten spitz waren und reihenweise neben einander an die Wand gelehnt oder in besonders dazu eingerichteten Gestellen aufgeschichtet wurden, in eigenen Vorratskammern aufbewahrt. Ein Teil der Weinfrucht wurde auch zu Rosinen getrocknet, da Herodot getrocknete Trauben unter denjenigen Dingen anführt, welche man in den Leib des der Isis geopferten Stiers zu thun pflegte.

Die abgetretenen Weinstöcke scheint man, einzelnen Abbildungen zufolge, den Ziegen zum Abweiden und Benagen überlassen zu haben.

Der Bedarf und Verbrauch von Wein war im alten Aegypten nicht unerheblich. Trotzigen Schriftsteller der Alten, welche die Mäßigkeit als eine allgemeine Tugend der Aegypter rühmen, befinden sich im Irrtum. So berichtet Athenäus: „Bei

Weinbau in Aegypten.

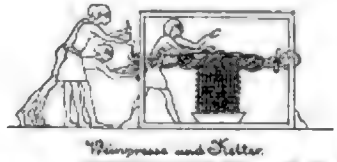


Königlicher Obst- und Weingarten nach einem Wandgemälde bei Theben.

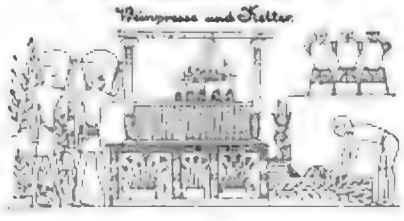


Weinlese.





Weinpresse und Kelter.



den Aegyptern waren ehemals die Gelage jeder Art mäßig. Sie begnügen sich, wenn sie bei Tische sitzen, mit den allergewöhnlichsten, aber gesundesten Speisen und mit so viel Wein als hinreicht, das Herz zu erheitern." Dieser Behauptung widersprechen die Denkmäler: auf einem Wandgemälde bei Beni Hassan sieht man dargestellt, wie die Diener ihre trunkenen Herren auf den Köpfen fortetragen müssen, und in Theben sind selbst ägyptische Damen abgebildet, die zu viel Wein getrunken haben und, von ihren Sklavinnen unterstützt, den Ueberfluß wieder von sich geben. Auch erzählt Herodot mit Staunen von dem vielen Wein, welcher bei dem jährlichen Feste zu Bubastis getrunken wurde. Ferner wurden bei fast jedem Opfer den Göttern Libationen von Wein gespendet, und jeder Mann von der zahlreichen Leibwache des Königs erhielt nebst reichlichen Rationen von Brot und Rindfleisch täglich vier Maß Wein geliefert.

Während in den frühesten Zeiten Aegypten nicht so viel Wein hervorbrachte, um seinem Bedarf darin zu genügen, so daß Griechen und Phönizier nach den Aufzeichnungen Herodots zweimal jährlich in ordenen Krügen Wein nach Aegypten führen mußten, bildeten in späteren Jahrhunderten die ägyptischen Weine einen beträchtlichen Ausfuhrartikel und waren im Auslande sehr berühmt und beliebt. Athenäus zählt eine Menge Sorten derselben auf und berichtet, daß der, welcher in der Thebais und besonders um Koptos herum wachse, wohlschmeckend und so leicht sei, daß man ihn unbedenklich selbst Kranken geben dürfe. Plinius hebt unter den berühmtesten ausländischen Weinen den mareotischen hervor. Und auch auf Hieroglyphendenkmälern selbst werden einzelne Sorten aufgeführt, nach ihren Ursprungsorten benannt und nach ihren Eigenschaften unterschieden.

Aus alledem ist zu ersehen, daß schon vor uralter Zeit der Boden Aegyptens dem Weinbau sich günstig erwiesen hat. Auch der heutzutage daselbst in einzelnen Gärten von Lehmboden gezogene Wein liefert ein gutes Produkt, und ich habe solchen namentlich in Gabari, dem Lustschloß des verstorbenen Vizekönigs von Aegypten, Mehemed Said Pascha, bei Alexandrien in großer Ueppigkeit gedeihend gesehen. Es läßt sich demnach dem jungen Unternehmen der Wiedereinführung des Weinbaues im großen daselbst wohl ein günstiger Erfolg in Aussicht stellen, und es dürfte sich, wenn erst ein geordneter Zustand in Aegypten wieder gesichert sein wird, hier für unternehmende, erfahrene Weinbauer ein hoffnungsvolles Gebiet neu erschließen.

Herzogin Luise von Sachsen-Koburg-Gotha.

(Hierzu das Bild Seite 424)

Voll jenem verehrungsvollen Anteil, welcher der Schönheit von Rechts wegen gebührt — doppelt und dreifach, wenn sie sich mit geistigen Gütern, seelischen Tugenden und hoher Geburt vereinigt, ist die Aufmerksamkeit der Welt fortgesetzt den Geschicken der drei schönen Töchter des belgischen Königspaares zugewendet, von denen die zweite bekanntlich die Gemahlin des Thronerben von Oesterreich-Ungarn ist, während die jüngste, Prinzessin Clementine, vorerst noch am Hofe ihrer erlauchten Eltern lebt.

Wir bringen heut das Bild der ältesten Tochter, deren königliche Erscheinung selbst in der schmucken ungarischen Volkstracht (der Bäuerinnen von Balogh) zur vollen Geltung gelangt. Ihre Königliche Hoheit erschien in derselben anläßlich eines Kostümfestes bei ihrer Schwägerin, der Herzogin Max Emanuel in Bayern.

Die erste Tochter König Leopolds II. war selbstverständlich berufen, am habsburgischen Kaiserhofe eine glänzende Stellung einzunehmen. Doch zog sie es in den ersten Jahren der Ehe vor, möglichst wenig den bescheidenen Wirkungskreis der Hausfrau, Gattin und Mutter zu verlassen, so daß man sich in Budapest — wo sie damals fast ständig residirte — daran gewöhnte, sie als die anspruchslose, liebenswürdigste und hervorragendste Aristokratin des Landes anzusehen, denn die in Ungarn residirende Linie des lothringischen Hauses wird da zu den echten Magyaren und Magnaten mitgezählt.

Dieses anspruchslose Verzichten auf den äußeren Glanz ihrer hohen Stellung mußte naturgemäß mit dem Moment aufhören, als ihre Schwester Stephanie sich mit dem Thronerben der Monarchie vermählte. Die Schwester der Kronprinzessin wird von der Oeffentlichkeit als der Familie des Herrscherhauses nächststehend betrachtet, und daß dies auch von allerhöchster Seite geschieht, zeigte uns bereits das Bild von Gaube: „Ischl in Wien“ [1]), wo Herzogin Luise den Ehrenplatz neben der Kaiserin einnimmt.

Der großartigen Ballroletten, der strahlende Schmuck, den Ihre Königliche Hoheit bei solchen Anlässen trägt, wird alljährlich von der Tagespresse der Kaiserstadt getreu geschildert. Hier wollen wir uns ausschließlich mit der einzigen Perle beschäftigen, die auf unserem Bild in ebenso einfacher als kleidsamer Fassung erscheint.

Prinzessin Luise wurde als die älteste Tochter des Königs Leopold II der Belgier und der Königin Marie Henriette, geborenen Erzherzogin von Oesterreich, Tochter des Erzherzog-Palatin Joseph, zu Brüssel am 18 Februar 1858 geboren. Unter den Augen der königlichen Mutter wurde ihre Erziehung von der Gouvernante Madame Legrand und von Fräulein Cuery geleitet. Erstgenannte Dame bewährte sich früher auch in einem andern Königshause bei der Erziehung der Töchter. Im Jahr 1874 verlobte sich Prinzessin Luise mit dem Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha, Ritter des goldenen Vließes, k. k. österreichischer Generalmajor, dessen eine Schwester Klothilde den Oberkommandanten der ungarischen Honvedarmee, Erzherzog Joseph, Bruder der Königin der Belgier, im Jahr 1864 geheiratet hatte. Am 4. Februar 1875 fand die Hochzeit der Prinzessin Luise in Brüssel statt. Das belgische Königspaar hatte die Freude, zahlreiche fürstliche Verwandte, den Prinzen von Wales, den Herzog von Aumale, den Grafen von Paris, den Herzog Ernst von Koburg-Gotha, als Hochzeitsgäste zu empfangen. Die Neuvermählten verlebten nach der Hochzeit zu Erzherzog Joseph auf das Gut Alcsuth in Ungarn; hierauf erfolgte die Etablirung des neuen herzoglichen Palais in Budapest. Ausgezeichnet durch Schönheit und Anspruchslosigkeit, wurde die Prinzessin in Ungarns Hauptstadt bald ein Liebling der Gesellschaft und auch der weiteren Kreise. Um ihrem Gemahl auch als gute Ungarin zu gleichen, lernte sie die ungarische Sprache bei Fräulein Meyer, Direktrice der Lehrerinnenpräparandie in Budapest; auch war sie immer im ungarischen Theater zu sehen.

Die Prinzessin ist Mutter zweier sehr hübschen, blühenden Kinder. Im Jahr 1878 gab sie dem Sohne, Prinzen Leopold, im Jahr 1881 der Tochter, Prinzessin Dorothee, das Leben.

Kurze Zeit darauf wurde ihr Schwiegervater, Herzog August von Sachsen-Koburg-Gotha, seinen Lieben durch den Tod entrissen, demzufolge Herzog Philipp die Administration der vielen und umfangreichen herzoglichen Fideikommißbesitzungen zu übernehmen hatte. Der Besuch dieser ausgedehnten Herrschaften — vereinigt könnten sie ein Königreich vorstellen — regte die geistig vortrefflich veranlagte Herzogin auch in volkswirthschaftlicher Beziehung an. Sie interessirte sich lebhaft für die Hausindustrie der Frauen, und als in Budapest eine Frauenindustrie-ausstellung abgehalten wurde, bot man das Protektorat der Herzogin Luise an, die darüber in der Folge auch ausübte.

Hiebei blicken wir unwillkürlich noch einmal auf das Bild der hohen Frau. Ihr Interesse für die Frauenindustrie in Ungarn mag sie veranlaßt haben, die durch geschmackvolle Hausarbeit entgegenstehende Tracht der Frauen von Balogh anzulegen.

Auch den schönen Künsten bringt sie das wärmste Interesse entgegen. Sie malte mit den Professoren Hasch, Kovopasty und Telepy sowohl in Aquarell als auch in Oel, namentlich Landschaften und Blumen, und zeigende Bilder sprechen für ihr Talent.

Seit ihre jüngere Schwester Stephanie mit dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf vermählt ist, leben die beiden hohen Paare viel zusammen, und während die Prinzen dem edlen Weidwerk huldigen, erfreuen sich die beiden erlauchten Schwestern an gemeinschaftlich unternommenen Ausflügen. So waren beide hohe Paare im Jahr 1886 zusammen in Lacroma und im Januar 1887 in Abbazia.

Prinzessin Luise hat große Reisen gemacht und liebt England, Italien, Spanien und so weiter kennen gelernt. Den Winter verbringt sie in ihrem Palais zu Wien (Seilerstätte) und Budapest (Franz-Josephplatz), im Sommer nimmt sie an der Seite ihres Gemahls teil an der Inspizirung der ausgedehnten herzoglichen Domänen in Ungarn — abwechselnd in Szt. Antal, Balogh und Polorella residirend — oder weilt bei ihrer erlauchten Schwester in Luxemburg. Auch zu den Jagden des regierenden Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha in Thüringen und zu denen ihres Schwagers in Steiermark begleitet sie ihren Gemahl, der sich gleich seinem Schwager, dem Kronprinzen Rudolf, als trefflicher Jagdschriftsteller bewährt hat.

Marius Hexl.

[1]) „Ueber Land und Meer“, Band 55, Nr. 21, Seite 456—57.

Familienfrühstück in Kairo.

(Hierzu das Bild Seite 429)

Kein Tisch, kein Stuhl, kein Messer und keine Gabel dienen dem Orientalen bei seinem Mahl. Anstatt des ersteren ist nur eine große Holzschüssel in Gebrauch, um welche die Speisenden mit gekreuzten Beinen herum sitzen; die Suppe wird mit einer Brotkruste herausgeschöpft, die Reisspeise, das Hauptnahrungsmittel, in kleinere oder größere Klöße gerollt, verzehrt, wenn sie nicht als Lieblings „Pillaf“ gereicht wird, für den wieder die Brotkruste als Vermittlung dient.

Die Einfachheit der Nahrung aller orientalischen Völker ist eine beneidenswerte; sie genießen kein Fleisch als das des Lammes und der delikate Hammel ist denn auch die Verzweiflung aller Reisenden. Und auch hiezu ist keinerlei Werkzeug notwendig. Der Hammel wird gekocht in einer Schüssel aufgelegt, der Herr des Hauses gibt das Zeichen, indem er mit dem Finger ein Stück Fleisch herausreißt, die andern folgen; gibt's Rosinenreis oder dergleichen, so werden sie mit den Händen zerrissen; Hauptsache bleibt aber immer in der Türkei der Pillaf mit oder ohne Fleischstücke, bei den Arabern der „Kuscusu“; als Getrank dient Wasser, denn „durch Wasser lebt alles“, war Mahommeds Grundsatz, als er die Seinigen zur Mäßigkeit erzog, und Wasser, wunderbar herrliche Quellen versprach er ihnen ja auch im Paradiese. Noch gab daneben ihnen aber den herrlichen Mokka, der ihnen jeden Genuß an Spirituosen ersetzt. Nur Zuckerleiden dürfen gewöhnlich beim Mahl nicht fehlen und der gesegnete — Knoblauch. Damit ist aber nicht gesagt, daß es bei den Reichen ebenso frugal hergehe, wenn nicht, wie in Bridgemans Gemälde, eben nur die Frauen im Harem ihr Frühstück halten. Das Mahl eines Paschas, wenn er Gäste bewirtet, könnte einen europäischen Koch schwere Stunden bereiten. Dreißig bis fünfzig Gerichte werden gereicht, während alles auf Polstern um die große Tischschüssel hockt, aber durcheinander, ihre hygienische Folge — Fleisch in jeder Zubereitung, Suppen, rohe und eingemachte Früchte, Reis, Mehlspeisen jeder Art werden von den Dienern aufgetragen, wie sie gerade kommen, Süßes und Saures auf prunkvollen silbernem Schalen, so daß ein europäischer Magen gar übel daran ist, wenn er durch die Liebenswürdigkeit des Wirtes oder seiner Nachbarn genötigt wird, das Unmöglichste hinter einander zu sich zu nehmen und sein Gehalt noch obendrein dadurch verletzt wird, daß die eingeborenen Gäste durch lautes Aufstoßen aus dem Magen dem Wirt ihre Anerkennung beweisen.

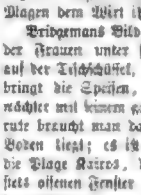
Bridgemans Bild zeigt uns ein einfaches Familienfrühstück der Frauen unter sich. Jede hat ihre Brotstücke vor sich auf der Tischschüssel, der Wasserkrug steht daneben, die Sklavin bringt die Speisen, und im Hintergrunde steht der Harmuschlüchter mit seinem ganzen Arsenal im Gürtel. Für eine Strafrute braucht man das Ding nicht zu halten, das dahinten am Boden liegt; es ist ein Fliegenwedel, mit dem die Sklavin die Plage Katzes, die Muskitos, verscheucht, die durch die stets offenen Fenster eindringen und das Stillleben der Frauen beunruhigen.

So ganz unrichtig sind bekanntlich die Vorstellungen, die man sich bei uns gewöhnlich von dem Harem der Orientalen macht; er ist eben nur die Familienwohnung, in welche sich selbst der Khedive zurückzieht. Schreiber dieses ist während langem und wiederholtem Aufenthalt in Aegypten oft von Zeremonienmeister vormittags zur Audienz geladen worden und nicht selten vergebens gekommen, wenn es hieß: „Seine Hoheit habe sich in den Harem zurückgezogen“, was nicht anders heißen wollte, als er sei frühstücken gegangen. **W.**

Das Berliner Königsschloß.

Von

Benno Reden.



Immer weiter und glänzender entwickelte sich das Hofleben in dem Berliner Schlosse, als der Kurfürst Friedrich III. all die Pracht entfaltete, die er so sehr liebte. Das Schloß wurde, wie schon einmal bemerkt, zu seiner jetzigen Gestalt ausgebaut und die ganze Etikette nach dem Muster des französischen Hofes unter Ludewig XIV. angenommen. Als gar erst der langersehnte Wunsch des Kurfürsten in Erfüllung gegangen war und derselbe die königliche Würde erreicht hatte, da entfaltete sich in den Räumen der neuen königlichen Residenz ein Pomp, der weit die Kräfte des damals noch kleinen und armen Landes überstieg. Der König verstand es nicht wie sein Vater, würdige Repräsentation mit Sparsamkeit zu vereinen, und die Verschwendung am Hofe und in der Hofgesellschaft steigerte sich ins Maßlose. Zahllos waren die Hofchargen aller Grade, und in der Pracht der Kostüme, der Livreen und der Equipagen suchte immer einer den andern zu überbieten. Bei den Auffahrten zu den Hoffesten starrten die Karossen, die Geschirre, die Röcke und Hüte der Lakaien von Gold und Silber, vor den Wagen her liefen die federgeschmückten Läufer, und der Berliner Hof gehörte zu den glänzendsten in Europa und blieb wenig hinter dem französischen zurück. Auch das militärische Gepränge fehlte nicht. Der König Friedrich I. hielt, wenn auch in beschränkterer Zahl, seine Haustruppen wie der König von Frankreich; er hatte eine Schweizergarde, eine Abteilung von Grands Mousquetaires, Garde du Corps und Trabanten, welche alle in überaus glänzendem und kostbarem Waffenschmuck den Dienst im Schlosse versahen. Aber dieser militärische Paradepomp hatte keine wirklich soldatische Grundlage; diese Garden waren mehr Hofchargen als Soldaten, und die eigentliche Armee, welche der große Kurfürst gegründet und im Feuer seiner Schlachten erzogen hatte, verfiel mehr und mehr. Doch wir hüten uns hier nicht mit der politischen Beurteilung der Regierung des Königs Friedrich I. zu beschäftigen, sondern nur mit dem Bilde, welches sein Hof in dem neu erbauten Berliner Schlosse darbot, und dies Bild war ein ungemein glänzendes und anziehendes. Der König hatte keinen Prachtliebe eine feine Bildung, Sinn für Wissenschaft und Geschmack, für die Kunst — Schlüter und Eosander von Goethe lebten und wirkten an seinem Hofe, er unterhielt sich gern mit Thomasius und Francke, und neben ihm glänzte als geistvolle Beschützerin der Künste und Wissenschaften seine Gemahlin Sophie Charlotte, „die philosophische Königin“. Mit ihr zog er, wie in diesen Blättern erst jüngst des Näheren erörtert

worden ist, den leuchtenden Stern der damaligen Geisteswelt, den großen Leibniz an seinen Hof, der für ihn die Sozietät der Wissenschaften gründete, welche, später von Friedrich dem Großen reorganisirt, noch heute besteht. Dem Glanz des Hofes entsprachen auch die Intriguen, welche auch an demselben herrschten und deren Mittelpunkt besonders der Graf Wolde von Wartenberg, des Königs Günstling, bildete, da er ebenso erfinderisch als leichtsinnig in der Aufstöberung von Mitteln war, um die erschöpften Kassen wenigstens für den Hof neu zu füllen.

Trotz des Verfalls der Staatskräfte fehlte es damals dem preußischen Hofe doch nicht an Ruhm. Die preußischen Truppen fochten in den Niederlanden und am Rhein, und im spanischen Erbfolgekrieg erwarben sich Preußens Regimenter in den Schlachten von Höchstädt, Turin und Malplaquet reiche Lorbeeren. Der König unterließ nicht, alle solche Thaten auf das glänzendste zu verherrlichen und zu feiern, so daß es äußerlich an nichts gebrach, was nur immer eine königliche Residenz verherrlichen kann. Aber es war eben alles nur Schein, und in wunderbarer Weise stach auch gegen das königliche Schloß und die darin herrschende Pracht die lokale Umgebung ab. Die Linden waren damals noch eine Vorstadtstraße mit kleinen Ackerbürgerhäusern, das Schloß selbst lag eigentlich außerhalb der damaligen wirklichen Stadt; es war von Küchen- und Lustgärten umgeben, und wenn die alten Mauern Leben hätten, so müßten sie sich wohl nicht wenig verwundern über ihre heutige Umgebungen, welche aus den damaligen primitiven Anfängen erwachsen sind.

Wie mit einem Zauberschlage änderte sich das alles wieder unter dem König Friedrich Wilhelm I., der, erbittert über die Verschwendung, welche unter der Regierung seines Vaters die Säfte des Landes auszog, die Sparsamkeit bis zum äußersten Extrem trieb und seine ganze Kraft daran setzte, die Armee wieder zu stärken und weiter zu entwickeln. Mit dem Tage seines Regierungsantritts verschwanden die Wolken von Kammerherren, Zeremonienmeistern und Marschällen aus den Räumen des Schlosses, ebenso die galonirten Livreen, die Läufer und die Heiducken — alles nahm einen streng haushälterischen und zugleich vorzugsweise militärischen Charakter an. Statt der goldgestickten Hofkleider sah man nur Uniformen, die Königin und die Prinzessinnen mußten sich in inländische Leinen- und Tuchstoffe kleiden; der Tisch des Königs war bürgerlich einfach und in den Korridoren des Schlosses, welche früher von Lakaien angefüllt waren, hörte man jetzt nur Trommelwirbel und den gleichmäßigen Schritt der Patrouillen. In dem prächtigen Königsbau, welchen Friedrich I. aufgerichtet hatte und der ihm für seine prunkvollen Feste noch nicht geräumig genug gewesen war, hielt der König Friedrich Wilhelm I., wenn er in Berlin residirte, sein Tabakskollegium in einem einfachen, nur mit hölzernen Bänken ausgestatteten Raum, in dem er sich bei holländischem Kanaster und Duckstein Bier an den derben Späßen seiner Generale und an den Possen des gelehrten, zum Hofnarren herabgesunkenen Freiherrn von Gundling ergötzte. In dem Berliner Schlosse spielten sich damals erschütternde Scenen ab, welche nach dem Fluchtversuch des Kronprinzen stattfanden. Hier lernte die spätere Markgräfin von Baireuth zur Strafe ihre Bibelverse auswendig und strickte die vorgeschriebene Anzahl von Strümpfen; hier erschien Friedrich II. als Kronprinz zum erstenmal wieder nach seiner Gefangenschaft und Verbannung im bescheidenen Rock in einer Hofgesellschaft bei der Vermählung seiner Schwester, da er sich noch nicht wieder vor seinem strengen Vater das Ehrenrecht verdient hatte, die Uniform zu tragen, und hier malte der gichtkranke König in den Wintertagen seine wunderlichen Gemälde, denen die Grenadiere seiner Riesengarde zum Vorwurf dienen mußten, und unter welche er, wenn die Gicht ihn gar zu sehr plagte, zu schreiben pflegte «In tormentis pinxit.» Aber trotz der strengen militärischen Ordnung und der bürgerlichen Einfachheit, welche in dem Prachtgebäude der Residenz Friedrichs I. eingezogen waren, wurde doch auch unter dem sparsamen Friedrich Wilhelm die äußere Erscheinung und die Umgebung des Schlosses immer großartiger und glänzender. Der Baron Bielefeld, der Freund des Kronprinzen Friedrich, welcher alle großen Städte der damaligen Zeit kannte, erzählt in einem Briefe von dem Eindruck, welchen Berlin bei seiner Ankunft daselbst im August 1739 auf ihn gemacht habe. Das sogenannte Charlottenburger Thor, das damals an der Stelle des heutigen Brandenburger Thores stand, war nur eine Einfahrt durch zwei Wachthäuser. „Von diesem Thor aus," sagt Bielefeld, „fuhren wir sogleich auf einen schönen Platz, welchen man das Carré nennt, und setzten darauf unsern Weg durch die Neustadt fort. Hier führen wir in einer langen Allee von sechs Reihen Linden, deren Höhe noch über die Dächer der Häuser, die an den beiden Seiten dieser außerordentlich breiten Straße standen, emporragen. In der Mitte ist ein mit einem Geländer eingefaßter Gang, der zum öffentlichen Spaziergang dient, sowie die Alleen selbst auf den Seiten zum Fahrweg für die Kutschen bestimmt sind. Bei dem Ausgange dieser Allee fiel uns sogleich die Akademie, das Palais des Kronprinzen, das Zeughaus und das Schloß in die Augen — zwei Bataillone Infanterie und eine Eskadron Husaren standen in völliger Parade vor dem königlichen Lustgarten am Schloß. Ich gestehe, daß der Anblick so vieler schönen Gebäude neben einander, und der erste Anblick der preußischen Truppen unter den Waffen mich fast außer mir selbst gebracht hat." — Es war also damals bereits das wirkliche Wesen der königlichen Kraft, welche in dem Berliner Schloß ihren Mittelpunkt fand, an die Stelle des glänzenden Scheines getreten und imponirte einem vielgereisten Fremden, wie der Baron Bielefeld, trotz der strengen Einfachheit, mit welcher sich der König umgab.

Unter Friedrich dem Großen muß man für die Geschichte des Berliner Schlosses und das Hofleben, das sich in demselben entfaltete, zwei Perioden unterscheiden.

Der große König liebte in der ersten Zeit nach seiner Thronbesteigung schimmernde Pracht und glanzende Feste, vielleicht aus eigener Neigung, die in seiner Jugend unterdrückt war, vielleicht, um seiner Mutter, der er den ersten Rang am Hofe vor der regierenden Königin gegeben hatte, zu gefallen, vielleicht auch, um vor der Welt seine politischen Pläne um so höherer zu verbergen. Genug, das Berliner Schloß erlebte unter dem jungen König Friedrich II. wieder eine Reihe von Jahren strahlenden Glanzes. Abermals sah man zahlreiche Hofchargen, Kammerherren und Pagen die Säle erfüllen; zahlreiche Damen umgaben die beiden Königinnen, die Prinzessinnen Amalie und Ulrike, sowie die vermählten Prinzessinnen und die heitere, geistvolle Markgräfin von Baireuth, welche oft und mit Vergnügen als Gast am Hofe ihres Bruders weilte. Der König sah es gern, wenn der Adel der Provinzen den Winter in Berlin zubrachte, und er selbst war stets in seinen Konzerten das Muster und Beispiel der glänzendsten Pracht und zugleich des feinsten Geschmacks. Zahlreiche Beschreibungen sind von den Festen jener Zeit auf uns gekommen, und alle beweisen, daß Friedrich der Große zwar in keiner Weise zu der unsinnigen Verschwendung seines Großvaters zurückkehrte, daß er aber doch seinen Thron mit gediegenem, wahrhaft königlichem Prunk umgab. Es war eben ein junger Hof, der einen jungen, feurigen, für alles Schöne begeisterten und schnell zu hohem Ruhm emporsteigenden König umgab. Damals sah man in den prachtvollen Sälen des Berliner Schlosses alle jene glänzenden Kavaliere des Königs, welche zum Teil später zu seinen Paladinen werden sollten — den kecken, witzsprühenden Kaulerling, den tollkühnen Chasot, den ernsten Fouqué und unter den jungen Lebemännern, welche den schäumenden Becher der Lebensfreude zu vollem Zug an die Lippen setzten, auch den von schwarzem Verhängnis gezeichneten Trenk, der mit seiner vermessenen Liebe den zerschmetternden Blitz der königlichen Gewalt herausforderte und nach einem unstäten Leben wilden, verwüstungsvollen Kampfes endlich auf der Guillotine endete. Daneben erschienen die Gestalten der gelehrten Freunde des Königs, Jordan, la Mettrie, Voltaire, der so schnell von seiner Höhe am Berliner Hofe durch eigene Schuld wieder herabstürzen sollte, Knobelsdorf, der große Baumeister, der Graf von Manteuffel, Maupertius Algarotti und so weiter.

Das alles änderte sich nach dem siebenjährigen Kriege.

Der König war alt geworden, das Unglück, das er in schwerem Kampfe siegreich überwunden, hatte dennoch an seiner Gesundheit und seiner Heiterkeit schwer gerüttelt; er war einsam geworden, viele seiner Jugendgenossen waren heimgegangen, mit anderen hatte er sich entzweit durch ihre — zumeisten wohl auch durch seine Schuld — die Königin Mutter war gestorben, ebenso der Prinz von Preußen, und der Prinz Heinrich, durch häuslichen Kummer erbittert, zog sich von der Welt zurück. Die Königin lebte einsam in Schönhausen, und Friedrich selbst führte in Sanssouci ein fürstliches Garçonleben, ganz den Sorgen und Arbeiten zur Wiederherstellung der Ordnung und des Wohlstandes in seinen durch den Krieg zerrütteten Staaten. Den größten Teil des Jahres lag das Berliner Schloß still und war verodet da, und auch die großen militärischen Scheinspiele, welche im Alter des Königs die glänzenden Hoffeste ersetzten, fanden bei Potsdam statt. Gleichwohl wendete Friedrich aber dem Berliner Schloß, der Erinnerungsstätte des prächtigen und farbenreichen Hoflebens seiner Jugend, immer noch zuweilen einen Strahl des königlichen Glanzes zu, der durch den historischen Weltruhm des Helden so viel reiner und edler geworden war.

In jedem Jahre kam er während einer freilich nur kurzen Winterzeit nach Berlin, um dort den Karneval zu verleben, aber wenn auch während dieser Tage das Schloß wieder der Mittelpunkt des Hofes und der Regierung wurde, so erinnerte es doch nicht mehr an die Pracht der vergangenen Zeiten. Friedrich überließ größere Repräsentationen seinen Ministern oder auch wohl der Königin in Schönhausen. Der weiteren Berliner Gesellschaft zeigte er sich bei den großen Redouten; im Schlosse selbst vereinigte er nur ausgewähltere Herrenkreise zu größeren und kleineren Diners um sich, und an die Stelle der farbenreichen, schimmernden Kostüme war die militärische Uniform getreten, neben welcher man nur vereinzelt die Hoftracht der Diplomaten, Minister und Kammerherren erblickte. Während eines solchen Winteraufenthaltes war es, als der König einen Menschenhaufen vor dem Schlosse versammelt sah, und auf die Meldung, daß dort ein schändliches Pasquill aufgehängt sei, befahl, man solle die Schmähschrift niedriger hängen, damit jedermann sie deutlich lesen könne. So knüpfte sich denn immer der Ausdruck eines der edelsten und königlichsten Charakterzüge Friedrichs des Großen an das Berliner Schloß, und das eine Wort des alten, einsamen wirft seinen hellen Glanz weiter hinaus in die Jahrhunderte als die Erinnerung an die prächtigen Hoffeste seiner Jugend.

Unter den Nachfolgern des großen Königs veränderte sich das Schloß wenig. Friedrich Wilhelm II. erbaute das Brandenburger Thor und erbob dadurch die Linden zu der elegantesten Hauptstraße Berlins, während sie bis dahin immer noch vorstädtischen Charakter behalten hatten. Er gab so dem Schlosse eine schönere und würdigere Umgebung, aber er selbst liebte den Aufenthalt in Berlin nicht und lebte mehr in Potsdam und den dortigen Schlössern.

Auch unter Friedrich Wilhelm III. war das Schloß wenig anders benützt als zur Aufnahme fürstlicher Gäste und gelegentlich zu großen Repräsentationen. Der einfache Sinn des Königs zog das Palais vor, in dem er als Kronprinz gewohnt hatte, und die ganze schwere Zeit der Erniedrigung Deutschlands und Preußens zog vorüber, ohne das königliche Schloß wesentlich und sozusagen perstörlich zu berühren.

Friedrich Wilhelm IV. wohnte schon als Kronprinz im Schlosse, da sein Vater das Kronprinzenpalais bis an sein Ende bewohnte. Er behielt stets eine Vorliebe für das Schloß, in welchem er stets residirte, wenn er nach Berlin kam, und reiche, freudige und schmerzliche Erinnerungen knüpften sich für ihn an den königlichen Sitz seiner Ahnen. Vor dem Schlosse fand die feierliche Huldigung statt, welche der König mit besonderem Glanz reaktivirte und welche in einem großen Bilde Krügers — des sogenannten Pferde-Krügers — dargestellt ist, das seinen Platz jetzt im Schlosse einnimmt. Vor dem Schloß fielen am 18. März 1848 jene unglückseligen und unaufgeklärten zwei Schüsse, welche den verhängnisvollen Straßenkampf hervorriefen, nach dessen siegreicher Beendigung der König in zu großem Vertrauen die Truppen zurückzog.

Friedrich Wilhelm dem Vierten verdankt das Schloß, wie schon eingangs bemerkt, seinen prächtigsten Schmuck, den mit der Kapelle architektonisch vereinigten „Weißen Saal". Auch äußerlich brachte der kunstliebende König einige Ausschmückungen an: die Terrasse mit einer Säule, die einen vergoldeten Adler trägt, und die beiden ehernen Rossebändiger vor dem Portal nach dem Lustgarten, das nun den Haupteingang bildete. Der Berliner Witz, für den gerade Friedrich Wilhelm IV. besonderes Verständnis besaß, blieb diesen Verschönerungen gegenüber nicht unthätig. Der goldenen Adler auf der Säule, welcher allerdings den Dimensionen des Schlosses gegenüber etwas winzig erscheint, nannte man „die Taube", die beiden Rossebändiger aber, welche bäumende Pferde zurückdrängen, bezeichnete der allzeit fertige Berliner mit den Namen: „der gehemmte Fortschritt" und „der beförderte Rückschritt".

Das Schloß war während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. in der That wiederum der Mittelpunkt des Staatslebens geworden, und reiche historische Erinnerungen knüpften sich aus jener Zeit an seine Räume. In ihnen versammelten sich während der Winterresidenz des Königs jene glänzende Tafelrunde und jene berühmten kleineren Theekreise, in denen unter so vielen Rittern vom Geiste Alexander von Humboldt seinen Ehrenplatz einnahm.

Unser Kaiser Wilhelm blieb, seinem Vater auch hierin ähnlich, als König in seinem Hause wohnen, das er als Prinz bezogen und heimisch eingerichtet hatte, und das Schloß liegt daher während dieser so glorreichen Epoche wieder seitwärts von dem pulsirenden Mittelpunkt des historischen Lebens in seiner täglichen Entwicklung. Aber trotzdem erhielt in dieser Zeit die alte Residenz der Hohenzollern ihre edelste Weihe, denn über ihren Zinnen entfaltete sich das kaiserliche Banner des neuen deutschen Reiches, in seinen Mauern versammelten sich die Vertreter der Fürsten und der Völkerstämme der deutschen Nation um ihren Kaiser. Das war dem alten, stolzen Bau erst Ersatz dafür, daß er nicht das persönliche Heim seines Herrn geworden. Aber nicht ganz sollte darum das Schloß des fürstlichen Familienlebens entbehren, denn der siegreiche Feldmarschall Prinz Friedrich Karl hielt hier seine Residenz, und auch des Kaisers Enkel und künftiger Erbe, der Prinz Wilhelm, bewohnt bei seinem Aufenthalt in Berlin den alten Palast seiner Vorfahren. Reichere Pracht und strahlenderen Glanz als je vorher oder entfaltet das Schloß, wenn der Kaiser hier seinen Hof hält, für dessen großartige Feste sein bescheidenes Palais nicht ausreicht. Auf der Stätte, auf welcher einst die ersten brandenburgischen Fürsten die Zwingburg gegen ihre unbotmäßigen Bürger gerüstet halten mußten, auf welcher der große Kurfürst knirschend die Frucht seiner Siege wieder aufgeben mußte, und vor welcher die übermütigen Legionen des korsischen Welteroberers defilirten, versammeln sich jetzt die Fürsten des Reiches, die Spitzen des Volkes und die Vertreter aller Mächte der Welt um den Heldenkaiser der deutschen Nation, dessen Name geehrt und gefürchtet über alle Länder und Meere hinklingt. Bekannt und oftmals auch in diesen Blättern beschrieben, sind die Räume der kaiserlichen Repräsentation und die Feste, welche in denselben während des Karnevals und an den großen Gedenktagen des Landes und des königlichen Hauses stattfinden. Mögen die Herren des alten Hohenzollernschlosses, das heute zur kaiserlichen Pfalz der deutschen Nation geworden ist, allezeit unter dem Segen des Himmels stehen, der ihre Ahnen beschützte und groß machte, mögen sie in aller Zukunft in der That und Wahrheit sein, wozu ihre Vorgänger im Rate zu Frankfurt am Main ausgerufen wurden: Semper Augusti.

allezeit Mehrer des Reiches, nicht an fremden, eroberten Provinzen, sondern an Wohlstand und sicherem Glück des eigenen Volkes!

Wie in allen historischen Fürstensitzen, so lebt auch in dem Berliner Schloß die Sage, und es ist eine ernste, schauerliche Sage, welche in den Berliner Königssitz eingezogen ist mit den Hohenzollern. Die weiße Frau zeigt sich dort nach der Tradition vor allen großen Katastrophen und vor jedem Todesfall im Regentenhause. Sie ist in weiße Gewänder gehüllt und trägt bei Todesfällen schwarze Handschuhe. Man erblickt sie von dem innern Hofe aus an einem Fenster stehend oder begegnet ihr auf den Korridoren der oberen Stockwerke in der Nacht, aber auch am hellen Tage. Eine Gräfin Agnes von Orlamünde soll sie in ihrem Leben gewesen sein, die aus wahnsinniger Liebe zu dem Markgrafen Albrecht ihre Kinder tötete und dann, als sie dennoch von ihm verschmäht wurde, in Verzweiflung starb. Vor fast jedem Todesfall, namentlich der Herrscher selbst, will man sie gesehen haben; von Friedrich dem Großen erzählt man sich, daß er ihr einst begegnet sei und mit dem Degen zugestoßen, aber da sie schnell verschwand, nur die Wand getroffen habe. Merkwürdig und für den Aberglauben bestärkend ist es, daß ihr Erscheinen stets behauptet wurde, **bevor** der Trauerfall eintrat; doch war dann auch wohl immer, wie vor dem Tode Friedrich Wilhelms III., ernste Krankheit vorhanden, die der düstern Phantasie Gelegenheit zu ihrem Spiel bot. Mehrfach schon ist es geschehen, daß Posten aus den Korridoren zur Wache herabgestürzt kamen mit der Meldung, sie hätten die weiße Frau gesehen; das letztemal wurde die Erscheinung, welche den armen Soldaten erschreckt hatte, als ein Küchenjunge mit großer weißer Schürze festgestellt, der sich in den Gängen verirrt hatte. In den meisten früheren Fällen ist zu solcher Untersuchung keine Zeit und Gelegenheit gewesen, sonst würden sie sich vielleicht auch ähnlich aufgeklärt haben.

Noch besteht in Bezug auf das Berliner Schloß die Sage, daß die Zahl vierzig den dort herrschenden Hohenzollern verderblich sein solle.

Der erste Kurfürst von Brandenburg aus dem Hohenzollernhause, Friedrich I., starb 1440. Das folgende Jahrhundert zeigte die ominöse Kraft der Zahl vierzig nicht, denn Joachim I. starb schon 1535. Dagegen starb Georg Wilhelm im Jahr 1640, Friedrich Wilhelm I. im Jahr 1740 und Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1840. Die Thatsache dieser auf das Jahr 40 der verschiedenen Jahrhunderte treffenden Todesfälle ist freilich auffallend; einen Grund zu finden, der sie über den Zufall erhebt, dürfte aber auch der lebhaftesten Phantasie schwer werden. Was das Jahr 1940 bringen wird, dürften die wenigsten aus der heutigen Generation erleben, sollten aber auch künftig die Jahreszahlen vierzig bestimmt sein, die Todestage hohenzollernscher Herrscher in sich zu schließen, so wollen wir wünschen und hoffen, daß sie dann auch jedesmal Nachfolger auf den Thron führen mögen, wie es der große Kurfürst und Friedrich der Große waren.

Literatur

— **Wer in unserer Weihnachtsnummer von 1885 die** ergreifende Novelle „Eden" von Julius Duboc gelesen hat, der wird mit besonderer Freude das Buch begrüßen, in welchem der Verfasser sieben andere Novellen von ähnlichem Umfang und verwandter, feinfühlender Bedeutung mit der erstgenannten zu einem Novellenkranz unter dem richtig gewählten Titel „Herzensgeschichten" vereinigt hat (Dresden, R. von Grumbkow, 2. Aufl.). Modernes Leben findet sich hier mit moderner Schärfe der Beobachtung gezeichnet, aber frei von jener erkältenden Art, die das novellistische Element lediglich in der Darstellung äußerlicher Vorgänge sucht, vielmehr durchweht von dem Hauche des Gemüts, das mit seinen lebhaften Schwingungen die treibende Kraft in diesen Entwicklungen bildet. Die Herzensgeschichten werden nicht verfehlen, auch den Herzen ihrer Leser lieb und wert zu werden.

— **Pierers Konversationslexikon erscheint, nachdem es in** den Verlag von W. Spemann (Stuttgart) übergegangen ist, nunmehr in siebenter, von Joseph Kürschner herausgegebener Auflage in einer wohlfeilen und vielversprechenden Lieferungsausgabe. Das erste Heft läßt bereits die Reichhaltigkeit der Anlage und die praktische Uebersichtlichkeit der Einteilung zur Genüge erkennen. Die Zahl der Artikel innerhalb des kurzen alphabetischen Spielraums von A bis Ablaßbrief ist eine sehr große, umfassende. Dabei sind die längeren Artikel in klar unterscheidbare Unterabteilungen gegliedert, und wo die bildliche Anschauung wünschenswert erschien, ist derselben teils durch Holzschnitte, teils durch Farbendrucktafeln Rechnung getragen. Bei allen bedeutsameren Gegenständen finden sich für diejenigen, welche dieselben eingehender zu studieren wünschen, Hinweise auf die betreffende Literatur. Eine ganz eigenartige Neuerung ist das neben dem zweispaltigen Haupttext in schmaler Randspalte herlaufende Universalsprachenlexikon, das den Wortschatz von zwölf fremden Sprachen in die deutsche überträgt, während die Uebertragung der deutschen Wörter in die Fremdsprachen dem Haupttext des Buches einverleibt ist.

— **Bei der großen Entwicklung der Vogelliebhaberei wird** es den Lesern sicherlich willkommen sein, wenn wir auf ein Buch die Aufmerksamkeit lenken, das als einzig in dieser Hinsicht dastehen kann, wir meinen das „Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler" von Karl Ruß (Magdeburg, Creutz). Der Autor ist eine Autorität ersten Ranges auf diesem Gebiet und das uns vorliegende Werk, Band I., ist hauptsächlich den fremdländischen Stubenvögeln gewidmet. Dieses Handbuch, dritte Auflage, ist gegenüber der ersten ein völlig neues Werk und darf mit vollster Berechtigung als mustergiltige Anleitung für Namensbestimmung, Pflege, Abrichtung und Zucht der fremdländischen Sing- und Schmuckvögel betrachtet werden. Da Ruß eine große Vogelstube besitzt, so stützt er seine Angaben vielfach auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen, dann leisteten ihm aber auch der zoologische Garten in Berlin und die große Zahl von Freunden seiner Zeitschrift „Die gefiederte Welt" wertvolle Beihilfe zu seinem Handbuche, das wohl das vollständigste aller vorhandenen ist.

— **Ihrer Anthologie: „Was soll ich deklamieren?" hat** Ottilie Henke jetzt eine neue Folge, ebenfalls im Verlag von Levy & Müller in Stuttgart, nachgeschickt, die den ersten Band nach Richtung des Ernsten und des Heitern hin erweitert. Eine noch größere Reihe dramatischer Künstler und Künstlerinnen als beim ersten Bande hat bei diesem zweiten der Herausgeberin ratend zur Seite gestanden, und so enthält denn auch dieser durchaus im Feuer erprobte Stücke, die — richtig vorgetragen — ihre Wirkung nicht verfehlen werden.

— **Die „Städtebilder und Landschaften aus aller Welt"** (Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich), in hübschen, handlichen Heften mit zahlreichen Abbildungen von hervorragenden Gebäuden, Straßen, Plätzen und Gegenden, sowie mit Plänen und Uebersichtskarten ausgestattet, dienen ebensowohl als Führer wie als angenehme Erinnerungsschriften. Neuerdings erschienen in dieser Sammlung „Meran" von Carl Wolf, „Bern" von Carl H. Mann, „Der Züricher" (ohne Angabe des Verfassers), „Wien" von Friedrich Schlögl und „Salzburg nebst Ausflügen nach Reichenhall, Berchtesgaden und Königssee" von A. von Freisauff. Jedes dieser kleinen Bücher wird seinem Stoff in klarer und anziehender Weise gerecht.

— **Der uns gebunden vorliegende Jahrgang 1887 der** „Signale für die musikalische Welt", herausgegeben und verlegt von Bartholf Senff in Leipzig, beweist, daß diese Zeitschrift fortgesetzt ihre Mission in befriedigendster Weise erfüllt. Der stattliche Band bildet eine Chronik über die musikalischen Ereignisse des abgelaufenen Jahres, die an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen wird.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

Adalbert Begas, der zweitjüngste Sohn des um die Begründung der Berliner Malerschule hochverdienten Karl Begas, ist, wie wir bereits kurz gemeldet, am 21. Januar in Nervi, 52 Jahre alt, gestorben. Ursprünglich zum Kupferstecher bestimmt, dann aber — zum Teil unter Böcklin in Weimar — zur Malerei ausgebildet, ließ er sich von des letztern Eigenart doch wenig beeinflussen. Er bildete seinen Stil hauptsächlich durch das Kopieren alter, namentlich venetianischer Meister, worin er es zu bedeutender Fertigkeit brachte. Daneben pflegte er selbstschöpferisch das Genre und zählte überdies lange Jahre zu Berlins beliebtesten Bildnismalern. Seit 1877 war er mit der geschätzten Architekturmalerin Luise Begas-Parmentier verheiratet.

— **Eine bedeutsame Neuerung hat Castagnary für das** Louvre in Paris angeordnet. Es sollen alle Gipsabgüsse nach der Antike durch solche von französischen Plastiken und Architekturstücken des Mittelalters und neuerer Zeit ersetzt werden — eine Radikalkur, die in dieser extremen Form einmal wieder nach französischer Art erheblich über das Ziel hinausschießt.

Bühne.

— **Nachdem die Hausdichter des Deutschen Theaters in** Berlin, Lubliner und L'Arronge, in diesem Jahre nur Nieten gezogen, that dieses Kunstinstitut endlich das, worauf man es bisher vergebens hingewiesen hatte, es griff auf die Vergangenheit zurück und holte Otto Ludwigs „Makkabäer" aus dem Staube der Vergessenheit hervor. Dieser Dichter, der jedenfalls zu den am schärfsten geschnittenen Charakterköpfen der deutschen Literatur zählt und im Verhältnis zu seiner außerordentlichen Begabung viel zu wenig bekannt ist, verdient es, daß man ihn dem deutschen Volk ab und zu in Erinnerung bringe, obschon er nicht für die Menge geschrieben und daher niemals bei derselben Glück gehabt hat. Die Makkabäer sind vollendeter als sein mehr genannter „Erbförster". Sie leiden nicht so sehr an der problematischen Greisenhaftigkeit einer einsiedlerischen Erfindung wie dieser, und außerdem behandeln sie einen großen und wirksamen Stoff voller dramatischer Bewegung. Otto Ludwigs Mangel an formeller Schulung zeigt sich freilich hier deutlicher als dort, er verstößt gegen die Regeln der dramatischen Architektonik, indem er die Spitze der Handlung in den zweiten statt in den dritten Akt legt, er durchmischt Episches mit Dramatischem und wählt statt eines Helden deren zwei — alles dieses und noch manches andere, was ihm die strenge Beurteilung vorgeworfen hat und noch vorwirft, ist richtig; aber ebenso richtig ist auch, daß er, wo er den dramatischen Hebel ansetzt, selbst die schwersten Lasten bewegt und daß er auch seine Zuhörer mächtig zu packen weiß, wenn sie nur für Großes Sinn haben. Die Darstellung hat ihre volle Schuldigkeit gethan, die Zuschauer zeigten sich von einer seltenen Ergriffenheit, die sich in ungewöhnlichem Beifall kund gab. — Das Königliche Schauspielhaus hat letzthin Lindaus „Tante Therese", ein liebenswürdiges, aber an Handlung etwas dürftiges, aus vier verschiedenen Tableaux bestehendes Schauspiel, wieder aufgeführt und einen freundlichen Eindruck erzielt; zu einer stärkeren Wirkung fehlt es ihm an der nötigen Kraft. — Bald darauf ist der „Sommernachtstraum" in neuer Besetzung nach Tieckschem Szenarium über die Bühne gegangen. Erfüllt die Darstellung auch nicht alle Anforderungen, so ist sie gleichwohl recht gelungen zu nennen. Für Oberon und Titania geeignete Darstellerinnen zu finden, wird selbst reicher mit Talenten ausgestatteten Bühnen keine Schwierigkeiten verursachen. Die komischen Gestalten waren um so wirksamer. — Demnächst soll „Maria Stuart", neu inszeniert — nach meiningenschem Muster! — auf der Bühne erscheinen.

— **Das hervorragendste Ereignis auf dramatischem Gebiet** in den letzten Wochen war die erste Aufführung des vieraktigen Schauspiels „Prinzessin Sascha" von Paul Heyse auf dem Hamburger Thaliatheater. Der poesiereiche Meister deutscher Novellistik hat mit diesem seinem neuesten Werke wiederum einen großen Erfolg errungen. Ueber dem Schauspiel liegt jener poetisch zarte Duft, in den alle Erzählungen des liebenswürdigen Novellisten getaucht sind; aber es wird leider ein wirklich dramatischer Gedanke, eine bühnentechnische, geschickte, spannende Führung der Handlung vermißt. Die formvollendete, edle Sprache jedoch und die feine, liebevoll durchdachte und behutsam durchgeführte Ausarbeitung der Charaktere erheben das Stück hoch über die Alltagserzeugnisse unserer zeitgenössischen Theaterliteratur. Besonders gelungen sind die weiblichen Hauptfiguren. Sascha, eine holde, naturschöne Mädchenblüte, die nur etwas zu auffallend mit ihrer Unwissenheit kokettiert, zählt zu Heyses lieblichsten Schöpfungen. Nicht minder ist ihre Mutter, der Typus süddeutscher Gemütlichkeit, eine wahre Prachtgestalt. — Mit gleich gespanntem Interesse werden die neuen Stücke von Richard Voß — gleich Heyse einer der besten jetzt lebenden Dichter — erwartet, und noch nie hat der begabte und berufene Dramatiker diese Erwartungen getäuscht. So sind auch jetzt wieder zwei neue Dramen von ihm mit mächtigem Erfolg über die Bretter gegangen. Vor ausverkauftem Hause fand im deutschen Landestheater zu Prag die erste Aufführung seines dreiaktigen Dramas: „Wehe den Besiegten", statt. Im Mittelpunkte der spannenden und ergreifenden Handlung, die von der Rückkehr Napoleons von Elba ausgeht und mit dessen Einschiffung nach St. Helena schließt, stehen nebst Napoleon dessen einstige Geliebte, die verwitwete Gräfin von Saint-Aubonne, und sein natürlicher Sohn Mario, der — von dem Geheimnis seiner Abkunft nichts ahnend — als fanatischer Legitimist beauftragt ist, den Kaiser lebend oder tot seinen Widersachern in die Hände zu liefern. In einer Szene von großer rhetorischer Kraft und ergreifender Wirkung gelingt es Napoleon, Mario für seine Sache zu begeistern. Für seinen Treubruch wird der junge Offizier vom Kriegsgerichte Ludwigs XVIII. zum Tode verurteilt. Erst auf seinem letzten Wege erfährt er durch einen Priester, wessen Sohn er ist. Napoleon, den die verzweifelte Gräfin angefleht hat, für die Begnadigung Marios zu wirken, begibt sich nach dem Tode desselben, da die Engländer seine Botschaft unbeantwortet gelassen haben, in Gefangenschaft auf ein englisches Schiff. Bei einer geringen Anzahl von Personen und Motiven ist erstaunlich viel Handlung entwickelt, andauernde Spannung erzeugt und das Interesse wird in hohem Grade gefesselt. — Die zweite Novität aus Voß' Feder, das fünfaktige Drama „Eva", ging zum erstenmale auf dem Leipziger Stadttheater in Szene und fand eine begeisterte Aufnahme. Das Schicksal eines betrogenen Mädchens bildet den Mittelpunkt der Handlung. Die Heldin ist zu Beginn des Stückes die Braut des Grafen Elimar, der sie jedoch verläßt, als sein künftiger Schwiegervater, Graf Düren, durch den Krach der ihm unterstellten Bergwerksgesellschaft zu Grund gerichtet ist und sich erschossen hat. Eva heiratet den Fabrikanten Joh. Hartwig, der ihres Vaters rechte Hand gewesen und in seinem ehrlichen Sinn keine Ahnung von der bevorstehenden Katastrophe gehabt hat. Als beide ein Paar sind, tritt Graf Elimar wieder auf und bestürmt Eva mit Liebesschwüren, bis sie ihren Gatten verläßt und die Scheidungsklage gegen denselben einleitet. Zu spät sieht sie ein, daß der schurkische Elimar sie betrogen hat, und sie rächt sich und straft ihn, indem sie ihn erschießt. Mit dieser packenden Szene schließt der vierte Akt, der fünfte spielt drei Jahre später und zeigt uns Eva, die, gebrochen an Leib und Seele, soeben das Zuchthaus verlassen hat. Der edle Hartwig will sie wieder in sein Haus aufnehmen und weiß schließlich die anfangs sich Sträubende zur Einwilligung zu bewegen. Doch ein Herzschlag macht dem Leben Evas ein Ende, und sie haucht in den Armen Hartwigs ihren Geist aus. — Auch die leichtgeschürzte Muse hat an einer ihrer namhaften Stätten wieder einen bemerkenswerten Erfolg zu verzeichnen. Eine Faschingsstimmung von ungetrübter Heiterkeit herrschte im Theater an der Wien bei der ersten Aufführung der vieraktigen Posse „Die Hochzeit des Reservisten" von Tuma und Chiavacci, bearbeitet von F. Zell. Die äußerst humorvolle Handlung umfaßt eine Reihe der tollsten Verwicklungen und bietet dem Publikum reiche Gelegenheit, seine Lachlust in vollstem Maße zu befriedigen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Zur Erforschung der Trümmerstätten des alten Orients** ist in Berlin ein deutsches Komite zusammengetreten. Bekannt ist, wie reiche Schätze die Museen Englands und Frankreichs den Ausgrabungen verdanken, die auf dem Boden der alten Kulturländer des Orients vorgenommen sind. Sammlungen wie die assyrischen des British-Museums haben unsere Kenntnisse der ältesten Geschichte vollständig umgestaltet und veranschaulichen auch dem großen Publikum in einer durch nichts anderes zu ersetzenden Weise den Ursprung unserer eigenen Zivilisation. Je größer aber der Nutzen ist, den derartige Sammlungen der Wissenschaft und der allgemeinen Volksbildung bringen, um so bedauerlicher ist es, daß solche in Deutschland bisher fast gar nicht bestehen. Den Museen außerhalb Berlins gehen derartige Altertümer so gut wie ganz ab, und selbst was das Berliner Museum von denselben besitzt, ist unbedeutend, wenn man Vergleiche zieht mit den reichen Beständen der ausländischen Sammlungen. Nur das alte Aegypten ist dank der Munifizenz Friedrich Wilhelms IV. in Berlin verhältnismäßig gut vertreten, doch sind auch hier noch bedauerliche Lücken zu füllen. Soll diesem immer fühlbarer werdenden Mangel abgeholfen werden, so muß dies bald geschehen, denn die Gelegenheit zur Ausgrabung wird immer seltener. Rüsten sich doch bereits die Amerikaner, um auch ihrerseits die noch nicht ausgebeuteten Ruinenstätten des Orients für ihre Sammlungen mit Beschlag zu belegen. Den deutschen Museen in dieser Notlage zu Hilfe zu kommen und es ihnen zu

ermöglichen, jede Gelegenheit, die sich in jenen Ländern zu Ausgrabungen bietet, auf der Stelle auszunutzen, das ist das Ziel des genannten, unter dem Namen Orientkomite gebildeten Vereinigung, zu der sich die Vertreter aller der Wissenschaftszweige, die sich mit dem alten Orient beschäftigen, mit einer Anzahl für ihre Zwecke begeisterter und patriotisch gesinnter Laien zusammengefunden haben. Das Orientkomite wird mit Hilfe der von seinen Mitgliedern aufgebrachten Fonds Ausgrabungen in den Trümmerstätten der alten orientalischen Reiche veranstalten und den Ertrag derselben den deutschen Museen gegen Erstattung seiner Selbstkosten abgeben. Durch dieses Verfahren, das sich bei dem bekannten ethnologischen Komite, das dem Berliner Museum für Völkerkunde zur Seite steht, vortrefflich bewährt hat, wird den Museen die Gelegenheit geboten, gerade in diesem Augenblick sich wieder bietende Chancen im Orient zu benützen; die bisher zusammengebrachten Mittel erlauben schon in nächster Zeit, eine viel Erfolg versprechende Ausgrabung in Angriff zu nehmen. Die Ausgrabung selbst wird Direktor Karl Humann, der Entdecker Pergamons, leiten.

Gesundheitspflege.

— **Zum Schutze vor Seekrankheit** ließ ein französischer Arzt, Dr. Dupey, mehrere Personen zwei bis drei Tage vor der Einschiffung und während der ersten drei Tage einer Seereise täglich 3 Gramm Antipyrin einnehmen. Während diese Leute früher entsetzlich unter der Seekrankheit zu leiden hatten, legten sie nun die Fahrt über den atlantischen Ozean bei bestem Wohlsein zurück.

Sport.

— **Der glückliche Gewinner des Grand prix de Casino**, jenes großen Preises von 20,000 Franken für den besten Schützen beim Taubenschießen zu Nizza ist ein Engländer, Mr. Seaton. Seit 1879 hat keiner seiner Landsleute diese Trophäe nach Hause zu bringen vermocht.

— **Die Futurity Stakes erzielten 681 Unterschriften für das Jahr 1890.** Die Amerikaner dürfen somit baldigst ihren Wunsch, die 7000 voll zu machen, in diesem Rennen erfüllt sehen.

— **Der Trabersport nimmt in Berlin wieder einen gewaltigen Aufschwung.** Für das Jahr 1888 sind nicht weniger als 20 Renntage festgesetzt, die sich über April (3), Mai (3), Juni (2), Juli (4), August (3) und September (5 Tage) erstrecken. Für das April- und Maimeeting wurden bisher 82,000 Mark an Preisen ausgesetzt.

— **Bei dem Eisfest in Frankfurt a. M. gewann J. H. Herms**, vom Hamburger Eis-V., das Hauptlaufen über 3000 Meter vor Hanien ꝛc., während die beiden ersten Preise im Kunstlaufen den Wienern Viktor Seifert und E. Kerner zufielen.

— **Eine Amazone im Wettkampfe mit Bicyclisten** ist das neueste Ereignis in London. Der Dame stehen 20 Pferde zu ihren Ritten zur Verfügung, während die beiden Radfahrer, welche sie herausgefordert hat, nach Belieben in ihrer Arbeit sich ablösen können. Der Kampf soll 6 Tage dauern.

Denkmäler.

— **Das Komite für die Errichtung eines Schneckenburgerdenkmals** in der Vaterstadt des Dichters, Tuttlingen, hat soeben ein Preisausschreiben für den besten Entwurf an die deutsche Künstlerschaft erlassen. Das Komite verfügt über 25,000 Mark; die bürgerlichen Kollegien von Tuttlingen haben ihm einen prachtvollen Platz für die Errichtung des Denkmals in der Nähe der Bahnhofstraße zur Verfügung gestellt. Der Nachbargemeinde Thalheim wurden 600 Mark überwiesen als Kostenbeitrag zur würdigen Ausschmückung des Dichtergrabes auf dem dortigen Friedhofe.

Gestorben.

— Akademieprofessor Joseph Laurens **Dyckmans**, belgischer Genremaler, 77 Jahre alt, am 7. Januar, in Antwerpen.

— Tito **Vanzetti**, Professor an der Universität Padua, berühmter Chirurg, 80 Jahre alt, am 7. Januar, in Padua.

— Bernhard **Stödel**, Oberjustizrat, Landgerichtsdirektor in Dresden, 65 Jahre alt, am 12. Januar, in Dresden.

— Graf Karl **Gleispach**, k. k. Geheimerat und gewesener Landeshauptmann, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, 77 Jahre alt, am 12. Januar, in Graz.

— Adolphe **Siret**, ausgezeichneter belgischer Kunstschriftsteller, Begründer und Leiter des „Journal des Beaux Arts“, Verfasser des „Historischen Wörterbuchs der Maler aller Schulen“, 70 Jahre alt, Mitte Januar, in Antwerpen.

— Emil von **Wagner**, k. preußischer Gesandter a. D., 80 Jahre alt, am 19. Januar, in Montreux.

— Eugen **Bock**, Generalmajor z. D., 71 Jahre alt, am 21. Januar, in Berlin.

— Kommerzienrat Karl Friedrich **Creuzbach**, Mitinhaber der weltbekannten Kammgarnspinnereifirma Creuzbach & Scheller, 75 Jahre alt, am 21. Januar, in Dresden.

— G. A. **Waterhouse**, ausgezeichneter englischer Geologe, Vorsteher der geologischen Abteilung im britischen Museum, 78 Jahre alt, am 21. Januar, in London.

— Karl von **Waldow und Reitzenstein**, Kammerherr und Rittergutsbesitzer, deutschkonservativer Reichstagsabgeordneter, am 23. Januar, auf Königswalde in der Neumark.

— Christian Ludwig Friedrich von **Borcke**, General der Infanterie z. D., 84 Jahre alt, am 23. Januar, in Potsdam.

— L. **Matout**, namhafter französischer Historienmaler, 76 Jahre alt, am 24. Januar, in Paris.

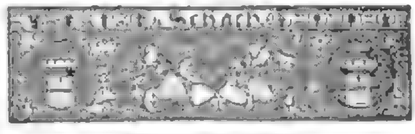
— Joseph Ritter von **Redenschuh**, ehemaliger Präsident der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer und Chef einer der größten Sensengerz- und Sammetfabriken in Wien, 79 Jahre alt, am 24. Januar, in Kindberg in Steiermark.

— Henri de **Pène**, Chefredakteur des „Gaulois“, 58 Jahre alt, am 26. Januar, in Paris.

— Karl von **Kerßenbrock**, Majoratsherr, Herrenhausmitglied, 77 Jahre alt, am 26. Januar, zu Bredorf bei Wilstedt.

— Gottlieb **Landgraf**, Oberstlieutenant a. D., der älteste Veteran der bayrischen Armee, 97 Jahre alt, am 30. Januar, in München.

— von **Gotsch**, k. preußischer Generallieutenant a. D., 64 Jahre alt, Ende Januar, in Neustrelitz.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Literatur.

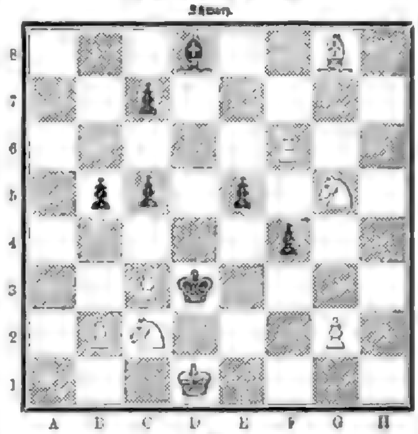
Böhmische Schachaufgaben (České Úlohy šachové). Unter diesem Titel ist kürzlich in Prag im Verlage des „Česky Spolek Šachovní“ eine Problemsammlung erschienen, deren Autoren bekannte Meister sind. Die böhmische Schule wird schon seit vielen Jahren als eine der hervorragendsten der Gegenwart gefeiert. Den Verehrern des edlen Spiels sind die Namen Chocholouš, Dobrusky, Pospíšil, Kvíčala [illegible] in rühmlichster Art bekannt. Mehrere von ihnen komponirte, zum Teil preisgekrönte Aufgaben sind bereits in diesen Blättern veröffentlicht worden. Das vorliegende Werk bietet eine wohlgeordnete, geschmackvolle Zusammenstellung hervorragender Leistungen, und die von dem Herausgeber J. Pospíšil verfaßte Einleitung, welche die Prinzipien der Problemkomposition in gediegener Art erörtert, verleiht dem besonderen Wert. Als reichen Quell der Belehrung und Unterhaltung empfehlen wir allen Schachfreunden das Buch.

Sammlung leichterer Schachaufgaben. Dritter Teil. Herausgegeben von Jean Dufresne. Verlag von Ph. Reclam in Leipzig. Dieses soeben erschienene neue Heft enthält 100 zweizügige, 132 dreizügige Aufgaben, außerdem vierzügige, Bedingungsaufgaben und Studien. Das ganze, jetzt aus drei Teilen bestehende Werkchen, von denen jedes nur 40 Pf. kostet, enthält mehr als 600 Kompositionen, zu denen auch viele preisgekrönte gehören. Der Verfasser, durch zahlreiche Zuschriften zur Fortsetzung der Sammlungen veranlaßt, hofft auch in diesem Fall eine entsprechende Auswahl getroffen zu haben. Wir entnehmen dem Buche das folgende feine Problem:

Aufgabe Nro. 447.

Von Fr. Schröder in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 442:

Weiß.	Schwarz.
1) K g — K 3	1) S. E 4 n. b. 2.
2) S. E 7 — D 6	2) S. K 3 — B 4.
3) D. B 2 — E 5 Matt.	
A)	
1)	1) S. E 4 — F 5 oder — D 2.
2) D. B 2 — F 6 (†) . . .	2) Beliebig.
3) Dame Matt.	

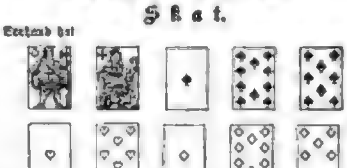
Kartenspiele.

(Redigirt von Ottar Stein.)

Aufgabe Nro. 54.

Skat.

Vorhand hat



Er fordert Pique-König und Neun und verliert. Wie müssen die übrigen Karten verteilt sein?

Auflösung der Aufgabe Nro. 52:

Skat.

Vorhand wollte mit sechs Blatt Carreau ohne Ass, Treff-Neun und Coeur-Ass, Zehn, Neun einen Carreau-Solo spielen, während Treff-König und Carreau-Buben im Skat lagen; Hinterhand hatte einen Grand-Solo. Da jeder der Gegner eine Renonce hat, gerät der Spieler in eine Zwickmühle, welche ihn in den ersten fünf Stichen den Schneider kostet.

Spielbriefwechsel.

Sandfeldern. Zieht der Spieler in Vorhand die beiden Alten, so bedient Mittelhand ganz richtig mit Sieben und Neun, und behält Zehn und den Buben übrig; fordert Spieler auch noch mit dem Dritten, so muß, wenn nicht das As von Hinterhand bereits zugegeben würde, der Wenzel für den sicheren vierten Stich behalten und die Zehn weggeworfen werden. Bei dem zweimal hohen Vierten, oder dem einfach hochsten Dritten muß der Wenzel sehr zweiten, beziehungsweise beim ersten Fordern mit beiden Alten abgeworfen, um den Partner über den Sitz der Trümpfe zu informiren.

L. Fischer in Ch. Für Ihre Einsendungen verbindlichsten Dank; Nr. 3 finden Sie aber im Illustrirten Buch der Patiencen, Breslau bei Joh. Urb. Kern, unter Nr. 19a in Band I, eine Ihrer Nr. 1 ganz ähnliche in Band II, unter Nr. 23 bereits abgedruckt. Wir werden jedoch, wenn irgend möglich, die zweite verwenden.

C. Kal. B. Ohne genaue Angabe der Tarokart, auf welche Ihre Frage sich bezieht, ist die Antwort nicht gut möglich; wir raten Ihnen, sich das vorzügliche Illustrirte Wiener Tarokbuch von G. Ulmann, Wien und Pest 1887, anzuschaffen, in welchem Sie über alle zweifelhaften Fragen genauen und erschöpfenden Aufschluß finden. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen dasselbe und gibt auch auf Ihre zweite Anfrage Auskunft.

Fr. Kunkel. Eine Monographie des Piquet ist uns nicht bekannt; sehr ausführlich behandelt ist es in Karoli Unerschöpflicher der Spiele, Preßburg bei Wigand. Unter „Kunststück“ versteht man mehrere gleiche von den fünf höchsten Karten und nennt das Kunststück ein gedrittes, wenn drei, ein geviertes, wenn alle vier gleichen Karten in einer Hand sind.

Frau Dr. G. Durch Einsendung noch nicht anderweitig veröffentlichter Patiencen werden Sie uns stets zu Dank verpflichten.

Albert K. in L. Wir haben schon wiederholt ausgeführt, daß im Herkommen Null zuerst nur von einem Grand mit Zwange überboten wird. Soll nicht ein neues, ganz überflüssiges Hazardelement in das Skatspiel hineingetragen werden, so darf, wie bei dem Reizen auf jedes andere Spiel, nur das gelten, was der Reizende in der Hand hat, nicht aber das, was etwa im Skat liegen könnte, darüber entscheiden, welches Spiel das höhere ist. Ueber die Bewertung und Stellung der Nullspiele sowie über ihre Entstehung finden Sie sehr Ausführliches in Hertel, Geschichte des Skat. Leipzig. 1887. Preis 1 ℳ.

Ch. Kraus in New-York. Den Landsmann in der Fremde — denn nur die Bezeichnungen Kreuz, Schippen, Herz und Eckstein annehmen, ist wohl trotz des Briefes in englischer Sprache, ein Deutscher — besten Gruß. Die Lösung der Skataufgabe wäre ohne die blanke Zehn in Mittelhand eleganter.

H. G. in Aschaffenburg und verschiedenen Einsendern von Antworten auf die Anfrage, ob es richtig, daß Vorhand von Sieben, Neun, Zehn, wenn Hinterhand Null spielt, die Neun ausgibt und Mittelhand bei mit der Acht und dem Wenzel besetztem König vorsetzt. Wir halten es für vorsichtig, diesen der Hand die Sieben zu geben, denn hat Spieler nur die Acht, Mittelhand die übrigen, so ist er frei. Hat er nur ein hohes Bild der betreffenden Farbe, so liegt er allerdings, aber wenn er ein solches und die Acht hat, ist er wahrscheinlich verloren. Da nun Vorhand in den übrigen Farben nur hohe Karten hatte, Spieler aber nicht sofort anlegte, ist anzunehmen, daß er in der fraglichen Farbe schwach sei, das heißt die Acht besetzt oder ein Bild blank habe. Es werden daher die Neun oder Zehn, welche von beiden ist gleichgiltig, im letzteren Falle wahrscheinlich auch gewinnen und der sichere Verlierer, die Sieben, noch zurückbleiben. — Anders mit Mittelhand, welche mit dem Vorsetzen des Königs einen Fehler begeht, aber ebenso bei dem Zuwerfen der Acht auf Neun oder Zehn einen solchen machen würde. Es muß erwägen, daß ihr Partner eine lange Farbe entspielen soll, also entweder die Neun oder Zehn blank oder mit der Sieben besetzt hat; eine höhere Karte kann er nicht haben. — Hat er die angespielte Karte blank, dann hat der Spieler mindestens Sieben, Zehn, Dame und As, soweit sie nicht im Skat liegen; kommt Mittelhand nun mit dem Buben, so fällt der Null auf die Acht, wenn die Sieben im Skat, oder auf Acht und König, wenn die Dame im Skat, und im schlimmsten Falle, wenn das As liegt, hat der Partner Gelegenheit, zweimal abzuwerfen. — Hat dieser noch die Sieben, eventuell die Neun, obgleich beim Anspiel der Zehn nur die Sieben bei ihm zu vermuten wäre, und Mittelhand nimmt mit dem Buben, so fällt der Null, wenn der Spieler nur As oder Dame hat, sofort, wenn er Dame und Zehn hat, auf die nachgespielte Acht und bei Zehn, Dame, As auf den dritten Stich. Darauf daß As und Dame im Skat liegen, der Spieler also die Zehn blank hat, braucht Mittelhand nicht zu rechnen. Hätte, was irrtümlich in verschiedenen Zuschriften angenommen wird, Vorhand die Sieben gespielt, so war für Mittelhand allerdings das Daraufsetzen der Acht geboten.

Fidel. P. in Lodz. Das von Ihnen Pinochle als Peanuckle bezeichnete Spiel finden Sie in deutschen Spielbüchern als Bésigue aufgeführt. Es soll in Schweden entstanden sein und dort den Namen Flackermakie gehabt haben, dann nach Deutschland gekommen und Pennukle genannt worden sein, während die Franzosen es als Bésis, Bésique und Bésigue kennen. Die Deutsch-Amerikaner sollen nach „The American Hoyle“ die Bezeichnung Peanuckle anwenden; dieses bei Dick & Fitzgerald in New-York erschienene Buch wird Ihr Freund wohl auch meinen.

J. C. in H. 1) Wenn Vorhand nicht einen Fehler macht, kann sie im Grand niemals Schneider werden. 2) Das Schlußverfahren ist, wegen infolge unzweckmäßiger Auffassung der Aufgabe, gänzlich verfehlt.

G. T. in Eisenach. 1) „Backgammon“ finden Sie unter dem Namen Gammon in jedem Spielbuch. Die Steine werden überall in der nämlichen Weise aufgestellt. Sie setzen zunächst zwei Steine auf diejenige Zunge, welche auf der Seite Ihres Gegners die erste zur rechten Hand ist, also Ihrer eigenen äußersten linken Zunge gegenüber, dann fünf auf die äußerste zur linken Hand auf der Seite des Gegners; weitere fünf auf der eigenen Seite auf die sechste von links nach rechts gezählt und die letzten drei auf die achte. Der Gegner setzt stets so viel wie Sie auf die genau gegenüber liegende, so daß also je vier einander gegenüber liegende Zungen immer mit der korrespondirenden Anzahl Steine besetzt sind. 2) Die Regeln verschiedener Kartenspiele an dieser Stelle zu bringen, halten wir nicht für angezeigt, da die Spielbücher sie in größter Ausführlichkeit enthalten. Es mangelt uns auch an Raum dazu, denn das von Ihnen gewünschte Cribbage würde z. B. etwa drei Spalten erfordern.

K. Aumann in Mannheim. Hertels Skatbuch (Leipzig, Gregorius & Vollrath) wird gewiß Ihren Wünschen entsprechen, da es gerade für den Anfänger mehr auf Details eingeht.

Richtige Lösungen sandten ein: Ch. Kraus. Skatgesellschaft beim blauen Kronberg. Skatclub im W. in Br. A. G. in Münster. J. C. in H. A. Raabe. L. P. in Fr. A. Oatmann. Thomas in Lyon. A. Kennert. C. Baum. P. O. P. in F. W. Zerold.



Rätsel.

Zwei Worte nur sind es, doch inhaltschwer,
Du find'st sie in Büchern und Blättern,
Und seh'n sie auch stets nur so wirrend
In kleinen, unscheinbaren Lettern —
So doch es den Leser oft mächtig verdrießt,
Wenn er mitten im Eifer die Worte liest.

Auflösung des Homogramms Seite 301:

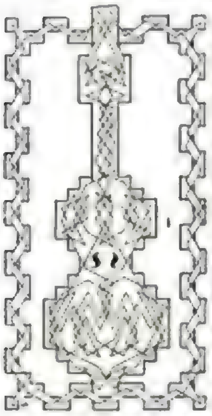
		O	B	S		
		R	E	P		
O	R	L	E	A	N	S
D	R	E	S	L	A	U
S	P	A	L	A	T	O
		N	A	T		
		S	U	O		

Auflösung des Musik-Rösselsprungs Februar Seite 401:

Zwei Tanzlieder.

Von

Rudi von Warnkenhagen (Rudolf Sperling).



I. Der erste Ball.

Behüßt vom Konzert und Bälle
Und läßt dir machen die Cour
Doch aus den Aeuglein glänzt helle
Noch immer die liebe Natur.

Geworden zum Weib dein Name
Macht leuchtende Augen zum Kind,
Bist nun eine „große Dame“ —
Und doch ein beseligtes Kind.

Nimm hier dein Sträußchen und halte
Es dir vor den schwanigen Blick: —
O daß sich immer dein walte
Der Freude sonniges Glück! —

Und jetzt — im festlichen Glanze —
Mama erwartet dich schon! —
Zum „ersten Ball“ denn und tanze. —
Und morgen erzähl' mir davon!

II. Der Cotillon.

In schwarzem Frack und weißer Weste
Ihr Herren all nun aufgepaßt!
Nun kam die Zeit der Cotillonfeste —
So zeigt denn was ihr könnt, gebt Acht!
Wer tanzen kann, wird — dekorirt!

Schon fliegt heran der holde Reigen
Mit leicht beschwingtem Elfentritt!
Wie reizend nach dem Klang der Geigen
Die schlanken Lieb'chen sich bewegen —
Juchhe! Wer tanzt da gern nicht mit!

Hieroglyphentafel.



Wie in Nro. 7 Seite 146 bieten wir auch heute wieder unseren Lesern eine Hieroglyphentafel zur Entzifferung und wiederholen nochmals, daß die Hieroglyphen die Anfangsbuchstaben des von ihnen dargestellten Wortes bedeuten (also Wurst gleich W); von den Vokalen werden nur die zusammengesetzten (au, ei, eu) geschrieben, die anderen sind aus dem Zusammenhang zu ergänzen.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 401:

Einer, der sich in bester Gesellschaft bewegt.

Einladung zum Abonnement

auf

„Deutsche Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“.

XVI. Jahrgang. 1888.

In den neuesten Nummern hat begonnen:

Unter fremdem Willen.

Roman

von

Oskar Meding (Gregor Samarow),

ein Roman, der sich auf jene geheimnißvollen Zustände der menschlichen Seele aufbaut, welche durch Hypnotisirung hervorgerufen werden, und die seltsam interessanten Wandelungen zeigt, die ein mit jener Kraft außerordentlich begabter Mensch bei den verschiedenartigsten Charakteren bewirkt. Der Roman wird durch seinen Inhalt allein schon Aufsehen erregen.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ — Preis in wöchentlichen Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich, in 14tägigen Heften **35 Pfennig** pro Heft — kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Vor Kurzem wurde das Abonnement auf die **„Salon“-Ausgabe** der „Deutschen Romanbibliothek“ eröffnet, welche in jährlich 26 Halbbänden (von je 10—11 Bogen) à 40 Pfg. in Buchform erscheint. Diese „Salon“-Ausgabe hat den Vortheil des kleineren (Buch-) Formates und ermöglicht, jeden der komplet erschienenen Romane sofort einbinden zu lassen.

Die bereits erschienenen Nummern, Hefte oder Halbbände des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämmtlich zum Subskriptionspreise nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.



Richard L. in Prag. Worum Sie so besorgt sind, dafür hätten wir [illegible] bei aller Hochachtung und Sympathie für Ihre [illegible], etwas weit hergeholt.

Eltebach. Werden Sie sich an einen [illegible] Adresse Ihren aus Wunsch zur Beilegung stellt. [illegible] nicht bekannt.

A. H. in C. (Schweden). Wenden Sie sich an die Verlagsbuchhandlung von J. F. Richter in Hamburg. Sie werden dort das Gewünschte erhalten.

H. W. in Krakau. 1) Franz, [illegible] bekannt; [illegible] 2) Uns nicht gegenwärtig. 3) [illegible]

Junge Verehrerin der Meiningerin Straßburg. 1) [illegible] 2) [illegible]

E. L. in V. [illegible]

Junger Abonnent in Breslau. [illegible] M. 1. 25 [illegible]

[illegible]

W. M. in Halle. Die Gedichte „Erinnerung“ und „Am alten Schloß“ enthalten ganz hübsche Stellen, aber auch einige Mißklänge; die übrigen bieten wenig Interesse. [illegible]

Abonnentin in H. Wenden Sie sich unter genauer Angabe Ihrer besonderen Wünsche an Eduard Blochs Theaterbuchhandlung, Berlin C., Brüderstraße 1.

Achtzehnjähriges Blaustrümpfchen. [illegible]

R. P. G. [illegible] „Ueber Land und Meer“ [illegible]

Karl Pr. in St. Mit Dank eingetroffen.

Oststernweib Lichtenfels. [illegible]

Lilie in C. [illegible]

G. W. H. in Frankfurt. Bereits erle.

A. P. in G. Der Charakter [illegible]

A. G. in Bremen. [illegible]

G. M. in Br. [illegible]

Leopard. [illegible]

E. D. R. [illegible]

E. F. in J. [illegible]

Vater K. in S. 1) [illegible] 2) Die „Signale für die musikalische Welt“ [illegible]

M. L. H. [illegible]

Hausfrau in M. [illegible]

Otto V. in Berlin. 1) [illegible] in Stuttgart. [illegible] 12 in Stuttgart.

Veteran in Crefeld. [illegible] 1870/71, bei Mittler & Sohn in Berlin 1872 erschienen, Preis M. 6. 75. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Pauline Sch. in Marburg, Steiermark. [illegible] (s. Nr. 19, S. 419 unter „Literatur“).

Hans und Gretel. [illegible]

F. G. in Berlin. [illegible]

J. Paul R. Wir wollen sehen.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] St. Petersburg. [illegible] in Hamburg. [illegible] in Berlin. [illegible] in Altona i. W. [illegible] in Hamburg.

Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet **Mittwoch, den 4. April,** vormittags 9 Uhr, statt. Der Unterricht erstreckt sich auf Harmonie- und Kompositionslehre, Pianoforte, Orgel, Violine, Viola, Violoncell, Contrabass, Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott, Waldhorn, Trompete, Posaune, Harfe — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel — Direktions-Uebung, Solo- und Chorgesang und Lehrmethode, verbunden mit Uebungen im öffentlichen Vortrage, Geschichte und Aesthetik der Musik, italienische Sprache und Deklamation — und wird ertheilt von den Herren: Prof. **F. Hermann,** Prof. Dr. **K. Papperitz,** Organist zur Kirche St. Nicolai, Kapellmeister Professor Dr. **C. Reinecke, Th. Coccius,** Universitäts-Professor Dr. **O. Paul,** Dr. **F. Werder,** Musikdirektor Dr. **S. Jadassohn, L. Grill, F. Rebling, J. Weidenbach, C. Piutti,** Organist zur Kirche St. Thomä, **J. Lammers, R. Zwintscher, H. Klesse,** kgl. Musikdirektor Professor Dr. **W. Rust,** Kantor an der Thomasschule, **A. Reckendorf, J. Klengel,** Kammervirtuos **A. Schröder, H. Bolland, O. Schwabe, W. Barge, G. Hinke, J. Weissenborn, F. Gumpert, F. Weinschenk, H. Müller, A. Brodsky, F. Quasdorf, E. Schuecker, H. Sitt, W. Rehberg, C. Wendling, T. Gentzsch, P. Homeyer,** Organist für das Gewandhaus-Konzerte, **B. Becker,** Frau Professor **A. Schimon-Regan,** [illegible] **A. Reinhardt, G. Schreck, C. Herlag.**

Die Einweihung des **neuen grossen Gebäudes,** welches von der **Stadt Leipzig** dem Königlichen Konservatorium errichtet worden ist, hat am 5. Dezember 1887 stattgefunden.

Die Direktion der hiesigen **Gewandhaus-Konzerte** gewährt den Schülern und Schülerinnen des Königlichen Konservatoriums freien Zutritt nicht nur zu den sämmtlichen General-Proben der in jedem Winter stattfindenden **22 Gewandhaus-Konzerte,** sondern in der Regel auch zu den **Kammermusik-Aufführungen,** welche im Gewandhause abgehalten werden.

In den Räumen des Instituts sind zu Unterrichtszwecken drei Orgeln aufgestellt.

Mit Rücksicht auf die [illegible] vollständige Ausbildung für die Oper [illegible] Uebungsbühne errichtet.

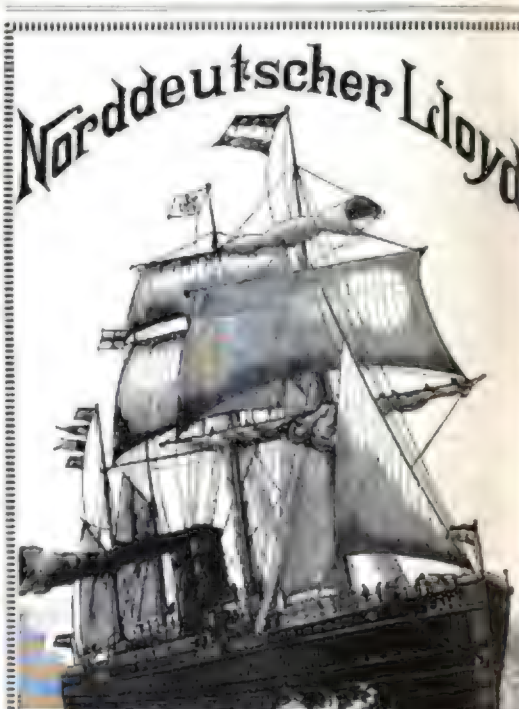
Das Honorar für den Unterricht beträgt jährlich 360 Mark, welches in 3 Terminen: Ostern, Michaelis und Weihnachten, mit je 120 Mark pränumerando zu entrichten ist. Ausserdem sind bei der Aufnahme [illegible] Mark Einschreibegebühr zu zahlen.

Ausführliche Prospekte werden vom Direktorium unentgeltlich ausgegeben, können auch durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Leipzig, Januar 1888.

Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.

Dr. Otto Günther.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.
Bremen.

Digitized by Google

Gesundheitspflege.

Abonnent seit 1883 in Oberhessen. 1) Haben wir nicht für gefährlich; ist wahrscheinlich nur eine Folge von Ermüdung der Augenmuskeln. 2) Hier würden wir Waschungen und eine [illegible] Nachhilfe empfehlen, und zwar morgens und abends.

Fünf wissensdurstige Seelen. 1) Für den Teint unschädliche Seifen sind erst in Nro. 15 dieses Jahrganges erwähnt. 2) Sie, alle fünf, wollen sich das Tanzen abgewöhnen? Ist das Ernst? Die Frage ist doch zu albern, um für ernst gehalten zu werden. Wie stimmt das mit Ihren 20 Frühlingen überein?

Abonnent im Sonderthal. 1) Die Kleider eines an Phthisis Verstorbenen zu tragen, hat kein Bedenken, namentlich wenn dieselben vorher desinfiziert worden sind. Am Schnellsten geschieht dies dadurch, daß man die betreffenden Gegenstände (Kleider, Bettzeug u. s. w.) dort erhitztem Wasserdampfen oder einem sehr heißen, trockenen Luftstrom aussetzt. Durch hohe Temperatur (100—110 Grad Celsius) werden alle tierischen und pflanzlichen Keime getötet. 2) Gegen Schuppenbildung auf der Kopfhaut, sowie zur Reinigung derselben sind Waschungen mit [illegible] zu empfehlen. Dieselben sind mehrmals wöchentlich vorzunehmen.

Emma aus Karlsruhe. Trägheiten. — Ab und zu sollen die Haare doch eingeölt werden.

Mittelwald. Die Dosis, in welcher das Santonin verordnet wird, ist 0,025—0,1, mehrmals tagsüber. Die maximale Tagesgabe ist 0,3. Bei kleinen Kindern thut man gut, nie mehr als [illegible] Dosis zu geben, und zwar nur bei nüchternem Magen, weil eine rasche Aufsaugung [illegible] die giftigen als die [illegible] Erscheinungen hervortreten läßt. Die Flores Cinae, [illegible] [illegible] gewonnen, thun übrigens auch ihre Schuldigkeit, ohne daß man dabei die giftigen Nebenwirkungen des Santonin befürchten muß.

Eduard Edelmann, Bl Schwindel. In Nr. 23 des 29. Jahrgangs finden Sie Näheres darüber.

St. 326 in Münster. Die Frage nach einem solchen Mittel ist leider zu verneinen.

Abonnent in Lüneburg. Wenden Sie sich an einen tüchtigen Arzt.

A. G. in Interlaken. In diesem Falle dürfte nichts zu machen sein. Sie können sich übrigens einmal einem Arzt zur Untersuchung vorstellen.

Ein Abonnent in Amsterdam. 1) und 2) Hier läßt sich ohne persönliche Untersuchung kein Rat erteilen. 3) Diese Erscheinung ist [illegible] die Folge eines örtlichen Leidens und steht durchaus in keinem Zusammenhang mit dem andern Leiden, erfordert also auch nur örtliche Behandlung. 4) Allgemeine Versorgungs- und Lebensversicherungsanstalt in Karlsruhe.

G. E. in Nordheim. In jeder Apotheke erhältlich. Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11); Budapest: Moritz Hecht [illegible]; München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle", Raubachstr. 22; Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. [illegible]gasse [illegible]).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Hexe, Roman von Fritz Mauthner. Fortsetzung. — [illegible] am Rhein, von Paul von Weilen. — Die Geheimnisse des [illegible] von Octave de [illegible]. — Bilder aus Worms, von Oskar Horn. — Ueber Allgewalt, Novelle von Klaus Zehren. Fortsetzung. — Auf der Piazzetta in Venedig. — Weinbau in Aegypten, von C. Mayr. — Herzogin [illegible] von [illegible], von Nicolaus Hecht. — Familienschätze in Kairo, von W. — Das Preußische [illegible], von Franz Ritter. Schluß. — Literatur. — Kalzglacier. — Schach. — Korrespondenz. — Rätsel; Auflösung des Homogramms Seite 391, Auflösung des Monat-Rösselsprungs Seite [illegible]; Hieroglyphenrätsel, Auflösung des Silbenrätsels Seite [illegible]. — Briefmappe.

Illustrationen: Ein [illegible] Ausfl. Gemälde von G. von Bernuth. — [illegible] im ungarischen Nationaltracht. — Familienfreuden in Kairo, Gemälde von [illegible]. — Sechs Ansichten aus Worms nach photographischen Originalaufnahmen von Karl [illegible]. — Auf der Piazzetta in Venedig, Gemälde von Alessandro Zezzos. — Weinbau in Aegypten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist soeben in

elfter Auflage

erschienen und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Der Kaiser.

Roman
von
Georg Ebers.
Zwei Bände.

Preis geheftet *M* 10. —; fein gebunden *M* 12. —

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 *M* 80 *ꝫ* Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERHARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische Strasse
Aeltestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Glasmalerei-Imitation (sogen. Diaphanien)
[illegible]
Kunst-Druckerei für Plakate, Chromos etc. Grimme & Hempel, Leipzig.

REINWOLL. CACHEMIRE
in unübertroffenem Schwarz und mit sammetartigem Griff
Doppeltbreite 108 Centimeter
gegen baar oder Nachnahme.
Specialität
Schwarze Neuheiten!
1 Mark das Meter und höher
Proben frei!
Geschäftshaus für Damen-Moden AUG. POLICH LEIPZIG.

G. A. H. ZEISS
Gloria-Feder
besitzt alle Vortheile der amerik. Stahlfedern; schreibt gleich leicht auf glattem wie auf rauhem Papier; ist dauerhafter und daher billiger wie jede andere Schreibfeder.
Man verlange Musterfeder.
Shannon Registrator Compagnie
BERLIN, W. INHABER AUG. ZEISS
[illegible]
FILIALEN: FRANKFURT a/M., NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.
Wenn in Handlungen nicht vorräthig liefern wir direct franco.

Shannon-Registrator
Einziger Apparat, durch welchen die Korrespondenz in wenigen Sekunden nach Datum und Alphabet geordnet und aufbewahrt wird.
Briefe übersichtlich in Buchform gebunden und doch frei zum augenblicklichen Herausnehmen.
Illustrirte Kataloge
mit hunderten Zeugnissen, wie nachstehendes, gratis und franko.
Deutsche Bank, Berlin W.
Was die von uns angeschafften Registrator-Apparate betrifft, so halten wir dieselben für praktisch und zur schnelleren Auffindung eines Schriftstückes in einem Institute mit ausgedehnter Korrespondenz sehr geeignet.
AUG. ZEISS & Co.
[illegible]
BERLIN W. FRANKFURT a/M.
FILIALEN: NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.

„Wir kennen keine
[illegible]
*) G. Baum, [illegible] 31 Aufl. 4 *M*

„Die unbedingt
[illegible]

„In die vorderste
[illegible]

BUCHFÜHRUNG
[illegible]
Otto Riede — Elbing

Sammlern, [illegible]
Briefmarken-Journal
[illegible]
Senf's Briefmarken-Journal.
[illegible]
nur 1 M. 50 Pf.
[illegible]
Probe-Nr. [illegible]
Gebrüder Senf in Leipzig.
[illegible]

Seit 22 Jahren
hat sich das Neue Divans- u. Betteinlage-Modell von A. Baum in Stuttgart [illegible]

Handelskorrespondenz
deutsch, franz., engl., span., italien., [illegible]
Junge Kaufleute
erhalten [illegible] besser dotirte Stellen hier oder im Auslande.
[illegible]
Thomaschen Sprachlehrbücher und Handelskorrespondenzen obiger Sprachen aus dem Verlage von
G. A. Gloeckner in Leipzig
[illegible]
Kaufmännische Blätter. (VIII. Jahrg.)
Hauptorgan
[illegible]
Kataloge, Probenummern gratis.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe
fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt.
Fabrikmarke — Direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.
In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen:
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe für Kleider | Weisse und farbige Seidenstoffe für Brautkleider | Schwarze Sammete u. Peluche für Mäntel, Kleider und Besatz
Gegründet 18[illegible].
Man wende sich wegen Zusendung der [illegible] Musterkollektion an
[illegible] von Elten & Keussen, Crefeld.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
UNSCHÄTZBARES MITTEL zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT
[illegible] und macht die HAUT [illegible]
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, Pharmaceutische Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

Bandonions, wundervolle Musikinstrumente, Accordeons, Harmonikas [illegible] Harmoniums v. 120 *M* an, Musikwerke, [illegible] Herophone u. Klavierautomaten bei
Gebrüder Wolff, Wiesbaden.
Preiscourant gratis und franko.

250 echte versch. Briefmarken: [illegible] *M.* 1.60
[illegible] Paul Siegert, Hamburg.

Buchhalter-Katechismus
Almanach für 1888
Gegen Einsendung
[illegible]
Abtheilung für brieflichen Unterricht „Postfach" in Wien.

Kolossaler [illegible] Herren [illegible]

Echte Briefmarken! Billig!
[illegible]
alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108. (Eing. Johannisstr. 21.)

Unter dem hohen Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit
der Frau Prinzessin Wilhelm von Preussen
wird **Ende April d. J.** in **Berlin** ein
Bazar
zum Besten der Pensions-Anstalt der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger,
verbunden mit einer öffentlichen Ausspielung von
Gewinngegenständen
veranstaltet werden.
Dem erwerbslosen und erwerbsunfähigen Alter bei Angehörigen der deutschen Bühnen im Inlande wie im Auslande Hilfe und Unterstützung in ausreichenderem Masse zu gewähren, als dies zur Zeit die geringen Mittel der Pensions-Anstalt ermöglichen, ist der Zweck dieses Unternehmens, für welches wir den werkthätigen Beistand wohlwollender Gönner und Freunde der dramatischen Kunst, hochgesinnter deutscher Frauen und Jungfrauen, wie aller derer, welche dem Stande der deutschen Bühnenkünstler ihre fördernde Teilnahme schenken, hierdurch ganz ergebenst erbitten.
Berlin, den 1. Januar 1888.
Das Central-Comité.
Vorsitzender: Franz Betz, Königl. Kammersänger.
Freundliche Beiträge und Gaben für den Bazar beliebe man zu richten an das
Bazar-Comité in Berlin SW., Charlottenstr. 85.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur.

In unserem Verlage ist erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Mit dem Porträt des Verfassers

3 Bände. Preis geheftet 15 Mark; fein gebunden 18 Mark.

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer und Kunstmäcen eine so hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist, und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Urteile der Presse:

Schack gehört zu den vornehmsten und gebildetsten deutschen Dichtern und Schriftstellern. Seine Memoiren sind Aufzeichnungen eines Weltmannes, der alles gesehen und alles zu erzählen weiß, der sich nicht weitschweifig bei geringfügigen Gegenständen aufhält, sondern auf dem Mantel des Faustus den Erdball durchfliegt und von seinem Höhepunkte herab alle Dinge in den richtigen Dimensionen und Lagen vor sich ausgebreitet sieht.
Pester Lloyd.

Zweiundsiebenzig Jahre alt übergibt der Verfasser uns Zeitgenossen die Erfahrungen seines Lebens, und die Art und Weise, in der er es thut, der hochsinnige Ton, in welchem er sein ganzes Sein, das innere wie das äußere, vor uns ausbreitet, macht es geradezu unmöglich, anders als empfangend, hier bewundernd, dort angeregt, ihm zu folgen.
Leipziger Zeitung.

Graf Schack verstand zu leben, das ist die Quintessenz seiner Memoiren, die man mit dem Wunsche aus der Hand legt, recht viele Väter legten sie ihren heranwachsenden Söhnen vor, damit sie die Flamme idealer Begeisterung in ihren Herzen wach erhalten. Neues Wiener Tagblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Momentphotographien für Künstler.
Studien aller Art (weibl. und männl. Akte, Tier- und Landschafts-Aufnahmen) in feinst. künstlerischer Ausführung; 300 photographische Miniaturbildchen und 4 Originalmuster nebst Preisverzeichnis sendet gegen 6 ℳ (auch in Briefmarken)
Ad. Estinger, Phot. Anstalt,
Budapest I.

Echte Briefmarken
für Sammler und Händler empfiehlt billigst
R. Wiesselmeuer, Hamburg.
Preisliste Nr. 15 gratis und franko.

Wilh. Heidelmann,
Stuttgarter Rundstuhlfabrik
STUTTGART.



liefert als Spezialität
Rundwirkmaschinen
in allen Systemen, Grössen u. Feinheiten für alle Zweige der Trikotage, zur Erzeugung von Normal-Unter- u. Oberkleidern, Jersey, Stockinette etc. Patentirte in der Praxis bewährte Neuerungen. Volle Garantie für bestes Material, sowie Leistungsfähigkeit. Referenzen erster Firmen zu Diensten. Muster, Preislisten u. Kostenberechnungen gratis und franko.

Handweberei in Hausdorf
und
Mechanische Weberei Gnadenfrei.
Versand von lein. und baumwoll. Wäsche- und Bettstoffen, auch fertig genäht [illegible] ℳ [illegible], bunter Bezug mit 2 Kissen ℳ 4.[illegible].
Spezialität: **Seiden-Imitation** für elegante Sommer-Costumes, Stoff zur Robe von 3–10 ℳ.

Wollstoff-Ersatz.

Neuheit, Muster gesetzlich geschützt, Stoff für Robe von 6–9 ℳ. Waschechte Hauskleider von 3–4 ℳ.
Muster u. durch **Photographie** und Buntdruck vervielfältigte **Costumesbilder** gratis u. franko. **Versand:** Adr.: Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schl.
Lager-Verkauf: Berlin, Wendler-Str. 5. Central-Verkaufsstelle der Vaterl. Frauen-Vereine.

Heinrich Kiener, Frankfurt a. M.,



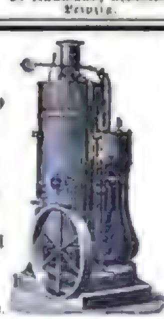
[illegible] Stahlrad etc. [illegible] 10 Pfg. Marke.



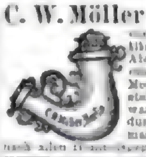
[illegible] Taschenuhren, Regulateure, [illegible] Garantie [illegible] **G. Naumann**, [illegible] Leipzig.



Menck & Hambrock,
Ottensen
bei Altona,
liefern
Eincylindrige und Compound
Dampfmaschinen
mit geschweissten Siederkesseln von 2—60 Pferdekräften.



C. W. Möller 42 Alexanderplatz Berlin [illegible]



[illegible] Meerschaum-, Bernstein- und Elfenbeinwaaren gegen Einsendung v. 50 Pf. in Briefmarken aller Länder nach allen Theilen der Welt.



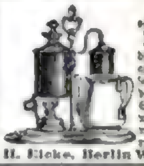
Remington-Schreibmaschine,
die einzige aller existirenden Maschinen, mit welcher man in Wahrheit 2–3 mal schneller schreibt, als mit der Feder, — 10–20 Kopien gleichzeitig. — [illegible] Vervielfältigung. — Schonung der Augen und der Gesundheit. — Vorzüglich für Geldkranke und Blinde. Prospekte kostenfrei. — Probelieferung.
General-Vertreter:
Glogowski & Sohn,
Berlin SW., Klosterplatz 2. Berlin W., Jägerstr. 17.

Künstlerische Kräfte [illegible]
Kunst- und Schau-Unternehmens
in den [illegible] Rudolf Mosse, Berlin SW., unter Chiffre J. U. 8030.

Pelschke & Glöckner,
Chemnitz, Sachsen,
Werkzeugmaschinenfabrik,
liefern als Specialität
[illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible] jeder [illegible]

Diebes sichere
STAHL-KASSETTEN:
C. Ade, K. Hoflieferant, Stuttgart.

Elckes
selbstthätige Patent-
Kaffee-Maschine,



[illegible]
H. Elcke, Berlin W., [illegible]

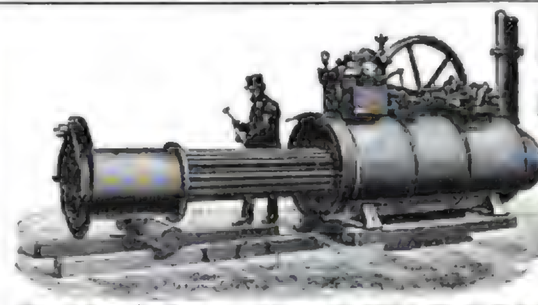
Angenommen und empfohlen von
Welt-Firmen
der
Cassen-Branche,
der
Kaiserl. Deutschen Reichs-Post
und
Reichs-Bank.



Patent-Protector-Schloss.
Durch. sicher [illegible]
gegen Diebe.
Welt-Ausstellung
Wien 1873.
Erste Medaille.

[illegible] für Verschiedenheit sämtl. Schlösser durch die unerreicht dastehende Combination des Schlüssels und system. Durchführung desselben.
Cassen mit Patent-Protector-Schloss. Fabr. I. Ranges, empfiehlt die Stier, deutsche Cassenfabrik v. **Frz. Garny**, Frankfurt a. M. Diplome I. Cl.

R. WOLF
in
Magdeburg-Buckau



baut seit 1862 als
Hauptspecialität:
Fahrbare und stationäre
Locomobilen
mit
ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraum gelagerten Dampfcylindern
und zwar:

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator **selbstthätig** beeinflusster Expansionssteuerung bis zu 50 Pferdekraft,
Receiver-Compound-Locomobilen mit und ohne Condensation bis zu 120 Pferdekraft.

Die Wolf'schen Locomobilen, welchen auf **allen** deutschen Locomobil-Concurrenzen in Bezug auf den **geringsten Kohlenverbrauch**

— stets der Sieg —

zuerkannt wurde, stehen auch hinsichtlich ihrer **Leistungsfähigkeit und soliden Bauart unerreicht da. Sämmtliche** seit 26 Jahren aus der Fabrik hervorgegangenen Exemplare sind **gegenwärtig noch im Gebrauch.**

Die Wolf'schen Locomobilen, welche ohne Ausnahme vor der Ablieferung in der grossen Probirhalle der Fabrik **dauernden Brems- und Indicator-Versuchen** unter gleichzeitiger Feststellung des Wasser- und Kohlenverbrauchs unterworfen werden, finden sowohl in der

Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art

ausgedehnte Verwendung und weisen gegenüber stationären Dampfmaschinen, namentlich in Bezug auf die Unterhaltungskosten, erhebliche Vorzüge auf.

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

F. A. Hahn, München, Kaulbachstrasse 40.
Direkt bezogene feine spanische und portugiesische Weine von den besten Produzenten.

Preise in Kisten von 12 ganzen Flaschen per Flasche incl. Glas und Kiste

Nr.		ℳ	Nr.		ℳ
1	**Flor del Priorato seco**, dunkelrot, herb	1.20	13	**Jerez fino del Conde**	1.40
2	**Flor del Priorato dulce**, dunkelrot, süss	[illegible]	14	**Jerez Amoroso**	1.50
3	**Cepa de Macon**, rot, herb	1.[illegible]	15	**Jerez oro superior**	[illegible]
4	**Montana**, rot, herb	1.[illegible]	16	**Jerez Amontillado de Solera**	[illegible]
5	**Valdepenas tinto**, rot herb	1.30	17	**Jerez royal**	[illegible]
6	**Oporto fino** (Portwein)	1.40	18	**Jerez Oloroso Tres Coronas**	[illegible]
7	**Oporto extra superior**	1.90	19	**Pedro Jimenez**, rotbraun, süss	2.—
8	**Moscatel fino**, hell, süss	1.60	20	**Malaga negro fino**, dunkel, süss	[illegible]
9	**Moscatel superior**, hell, süss	[illegible]	21	**Malaga negro superior**, dunkel, süss	2.—
10	**Macabeo**	1.90	22	**Malaga oro fino**, rotgolden, süss	[illegible]
11	**Madeira fino**	1.50	23	**Malaga oro superior**, rotgolden, süss	2.—
12	**Manzanilla de Sanlucar**, weiss, herb	2.20	24	**Malaga lagrima fino**, hell, süss	[illegible]
			25	**Malaga lagrima superior**, hell, süss	2.—

ab München, gegen Bar ohne Sconto. — **Probekisten** von 12 ganzen Flaschen in verschiedenen Sorten werden auf Wunsch zusammengestellt. — **Postprobekisten** von 2 ganzen Flaschen, mit 40 Pf. Aufschlag per Flasche, werden franko nach allen deutschen Poststationen unter Nachnahme versandt.

Heussi's Brat- und Backapparat.
Wichtig für Hausfrauen!

Gegen unbefugte Nachahmung gesetzlich geschützt.



Bewährte, seit Jahren bewährte Methode, jeden Braten schön braun und saftig, jedes Gebäck locker und schmackhaft unter Beseitigung jeder persönlichen Aufsicht und Mühe [illegible] zu bereiten. Besonders schmackhaft und schön braun werden die Saucen. Der Apparat kann auf jedem Herde, in jeder Kochmaschine, auf Gaskochapparaten [illegible] in [illegible] werden, indem er einfach auf die Herdplatte [illegible] gestellt wird. Alle Braten gerathen deshalb so ausgezeichnet, weil in dem Apparat vorzügliche Oberhitze erzielt wird. Tausende in Gebrauch. Preis: [illegible] 10 M., mit emaillirter Bratpfanne u. Einlegeblech 12 M. 50 Pfg., mit emaillirter Pfanne u. emaillirter Backform 15 M. [illegible] 12 M. 50 Pfg., mit emaillirter Pfanne u. Blechbackform 15 M., mit emaillirter Pfanne u. emaillirter Backform 17 M. 50 Pfg. Grösste Sorte [illegible] 25 M. [illegible] Gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung zu beziehen vom Fabrikanten

Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstrasse 6.

Für engros und Export Rabatt.

Jeder Apparat, welcher das Versprochene nicht leistet, wird kostenfrei zurückgenommen.

Jede Hausfrau, welche auf der Höhe der Zeit steht, sollte nur noch nach Heussi's bewährter Methode braten und backen.

[illegible] Frau Geheimrat Vorster, [illegible]

[illegible] Frau Geheimrat Vorster, [illegible]

[illegible]

Mit grösster Hochachtung [illegible] Gräfin L. Plagemann, [illegible] (Mecklenburg)



№ 21.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Fanfare.

Roman
von
Fritz Mauthner.

Sechstes Kapitel.

Der Kunsthändler, in dessen Diensten Disselhof arbeitete, eröffnete wenige Wochen später die Winterausstellung in den engen Räumen seines Geschäftes. Ueberallhin an Käufer und Kenner, an Maler und Kritiker, an Träger alter Namen und an die Trägerinnen der schönsten Wintertoiletten sandte er seine Einladung für den nächsten Sonntag in Form eines zierlichen Katalogs der ausgestellten Gemälde. Das zahlende große Publikum sollte vom Eröffnungstage ausgeschlossen werden, weil es ja doch nicht kam und durch die Zurücksetzung noch am ehesten neugierig zu machen war.

Aller Orten wurden die kleinen Kataloge, welche natürlich alphabetisch mit einer Marine von Andreas Achenbach anfingen, freundlich aufgenommen.

Nur in der Redaktion der Glocke gab die Winterausstellung Veranlassung zu einer Verschärfung der bisher unausgesprochenen Gegensätze vielleicht nur deshalb, weil Bode unter der Gefahr seines ersten Preßprozesses die Dinge feierlicher nahm, als er es sich vorgenommen hatte.

Die Anklage betraf einen Leitartikel gegen die katholische Kirche. Bode selbst hatte den Aufsatz



Fürst Bismarck spricht in der großen Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Hermann Lüders. (S. 458.)

geschrieben, in welchem nebenbei — zum Aerger Gottlieb Mettmanns — der Ablaßkram der Reformationszeit mit dem Inseratenschacher künstlicher Journalisten verglichen wurde. Im übrigen hatten nur zwei unglücklich gewählte Worte die Möglichkeit einer Verurteilung geboten. Bode gab sich alle Mühe, an die Aussicht einer Besserung gar nicht zu denken. Er war mit seinem Verhältnis zu Mettmann sonst nicht unzufrieden und durfte hoffen, daß der Prozeß ihm kein zu hartes Martyrium auferlegen würde.

Er hatte sich in das Friedhofsidyll der Großgörschenstraße so völlig eingesponnen, er hatte von früher her so wenige Beziehungen zu gelehrten Kollegen gepflegt, daß er seit Uebernahme der Redaktion kaum mehr ein fremdes Urteil über seinen neuen Kreis vernommen hatte. Und im Hause der Zeitung selbst blieb es dabei, daß die unsauberen Geschäfte, die er da und dort witterte, nicht zu seiner offiziellen Kenntnis gelangten. Um die auswärtige Politik, Bodes eigentliches Gebiet, kümmerte sich Mettmann weniger als je, da Bodes Leitartikel anfingen, beachtet zu werden. Und wegen der Vorkommnisse in den anderen Teilen der Zeitung verständigte er sich gern mit den gefälligen Unterredakteuren selbst. Bode hatte mehrere dieser Herren als so gute Kameraden kennen gelernt, daß er ihnen wohl ein wenig Nachgiebigkeit zutraute, sie aber eines Opfers ihrer Ueberzeugung nicht für fähig halten wollte. Dazu kam, daß er bisher immer den Sieg davongetragen hatte, so oft er von einem schmutzigen Handel erfuhr und ihn nicht dulden wollte. Mettmann verfolgte dabei die Uebung, daß er jedesmal Pinkus vorschob und den Ueberraschten spielte. Als einmal im Feuilleton eine begeisterte Hymne auf Haffners Kraftbier erschien und bei der Gelegenheit Bodes Leibtrunk, ein Münchener Bräu, schlecht gemacht wurde, setzte er es durch, daß einige Tage später dasselbe Bräu durch eine kleine Studentengeschichte angepriesen wurde. Er wußte freilich nicht, daß der Münchener Brauer indessen Mettmanns Macht anerkannt und inserirt hatte. Ebenso ging es ihm mit einem häßlichen Börsenartikel und mit einer Reihe von Angriffen gegen eine Operettenbühne. Wenn die Beschimpften sich fügten und den Herausgeber mit Inseraten bezahlten, so spielte dieser noch den Rechtschaffenen und ließ Bode gewähren. Es kam sogar vor, daß der Herausgeber in gleichgiltigen Fällen ganz ohne Nebenabsicht dem Anstand Gehör gab und große wissenschaftliche Werke, die nicht inserirt waren, in spaltenlangen Aufsätzen loben ließ. Vielleicht schickten die Verleger später aus Dankbarkeit denn doch ihre Inseratenaufträge, und dann — Bode hatte sich in gewisser Weise bewährt und mußte geschont werden. Die Zahl der Abonnenten hatte zwar nur ganz unerheblich zugenommen, aber im Ansehen des Blattes war doch eine leise, äußerlich wahrnehmbare Besserung erfolgt. Die politischen Urteile wurden von den älteren Zeitungen nicht mehr mit unerträglicher Verachtung behandelt. Die Glocke wurde von den Gegnern genannt, und Mettmann erlebte zum erstenmal die Ueberraschung, daß er einen Leitartikel seines eigenen Blattes las. Er überhäufte denn auch seinen neuen Redakteur bei jeder Begegnung mit den rohesten Lobsprüchen über seine Vornehmheit und Ehrenhaftigkeit. Bode empfand das Komische dieser Auszeichnung gar wohl, aber es freute ihn doch, einen so irdischen Geist zur Anerkennung reinerer Absichten gezwungen zu haben.

Der Anfang zu einer Besserung war gemacht, und wenn der Herausgeber sich so weiter auf geradem Wege fortreißen ließ, so war aus der Glocke vielleicht noch etwas Ordentliches zu machen. Um Käthes willen hatte er diese Lohnarbeit auf sich genommen, um Käthes willen sollte es ihn doppelt freuen, wenn sein besseres Teil dabei nicht verloren ging.

So stand Bode zu seinem Brotherrn, als an einem der letzten Novembertage die Einladung zur Winterausstellung des Kunsthändlers eintraf.

Der Redakteur hätte sie kaum beachtet und sie mit den anderen Theaternotizen und Einladungen mit Freibillets dem Leiter des Feuilletons zugeschickt, wenn er nicht auch folgendes Briefchen von der Hand des Agenten Pinkus vorgefunden hätte:

„Mein verehrtester Herr Doktor!

„Mein Freund Mettmann hat mir zugesagt, daß ich schreiben darf über die Eröffnung der Winterausstellung am nächsten Sonntag. Er hatte es mir fest versprochen, und Mettmann ist ein Mann, ein Wort. Ich will Ihnen aber einen Beweis geben von meiner Bescheidenheit und meiner Hochachtung. Darum frage ich pro forma erst bei Ihnen an, ob Sie einem Neuling auf dem Gebiete der Musen gütigst gestatten wollen, daß er sich die neuen Sporen seiner Carrière in den Spalten der Glocke verdient.

„Die Winterausstellung inserirt zweimal wöchentlich, zwanzig Zeilen doppelspaltig. Auch schmeichle ich mir mit der Absicht, Ihnen eine Probe zu geben von meinen Fähigkeiten, welche ich mir durch jahrelangen Verkehr mit der Presse und eine ausgedehnte Korrespondenz mit den größten Inserenten des Kontinents erworben habe. Mit kollegialem Gruß Ihr freundschaftlich ergebener M. Pinkus."

Bode hatte das Schreiben schon mit ärgerlichem Lachen beiseite gelegt und nach einem amtlichen Schriftstück gegriffen, das ihn näher anging. Es war eine Vorladung auf den Sonnabend; sein Prozeß sollte verhandelt werden.

Er ging mit dieser Mitteilung in Mettmanns Schreibstube und nahm den Brief des Inseratenagenten gleich mit, um sich des Herausgebers Einmischen ein für allemal zu verbitten. Die Prozeßangelegenheit war rasch erledigt. Mettmann betrachtete jede gerichtliche Auseinandersetzung als eine wohlfeile Reklame, selbst dann, wenn eine Verurteilung erfolgte; weil aber eine Freisprechung noch wirksamer und wohlfeiler war, so stand er nicht an, in solchen Fällen die Kosten für einen der besten Verteidiger Berlins zu bestreiten.

„Machen Sie sich keine Sorgen," sagte er gemütlich, „und wenn Sie doch nach Plötzensee kommen sollten, so haben Sie dort die beste Gelegenheit, täglich einen Ihrer ausgezeichneten Leitartikel zu schreiben. Wirklich, lieber Herr Bode, ich bin mit mir sehr zufrieden, daß ich Sie herausgefunden habe. Sie glauben gar nicht, in was für Kreise die Glocke schon eindringt. Das ist Ihr Verdienst. Gestern zum Beispiel hat ein Hofbuchbinder inserirt."

Als Bode jedoch die Angelegenheit des Herrn Pinkus rasch abthun wollte, da wurde Mettmann ernsthaft. Der bisherige Kunstkritiker sei ein Pedant, der nicht das mindeste vom Geschmack des Publikums verstehe. Ein altes Bild, das eine halbe Million gekostet, hatte er für unecht gehalten, also habe er auch nichts gelernt.

„Und kurz und gut, über die akademische Ausstellung und über die alten Bilder mag der Herr Professor meinetwegen weiter schreiben und schimpfen. Die Kunsthändler aber, die bei mir inseriren, müssen geschont werden. Sie verdienen es, das versteht der Herr nicht. Pinkus wird sich schon machen, lassen Sie das meine Sorge sein."

Bode hatte sich von seinem Stuhl erhoben und wechselte die Farbe. Zum erstenmal hatte Mettmann ihm gegenüber die Maske völlig fallen lassen und die Obergewalt des Inserats über die Redaktion in dürren Worten ausgesprochen. Bode sagte sich, daß ihn die Gesinnung Mettmanns nicht überraschte, daß ihn eigentlich nur die Roheit des Eingeständnisses erschreckte. Er hatte sein Gewissen einschlummern lassen, oder auch unklar gehofft, mit kleinen Zugeständnissen von hüben und drüben das Blatt langsam aus seiner Tiefe zu erheben, aber nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Diese Grenze war überschritten, wenn einem Pinkus der Zutritt geöffnet wurde. Er mußte diesmal auf seinem Recht bestehen, doch nur zögernd und schonend sprach er seine wahre Meinung aus. Er gab dem Geschäftsmann zu, daß für sein Gebiet die Geldfrage entscheidend sein müsse, aber jeder Beruf habe seine eigene Ehre. Der Inseratenhändler dürfe ruhig von jedermann Geld nehmen, der Redakteur dürfe nichts davon wissen.

Mettmann hörte verstimmt zu. Bisher hatte sich das Verhältnis zwischen ihm und Bode so angelassen, daß er auf seinen Bestand hoffen konnte. Weil der Redakteur den Frieden wollte und sich bisher immer gern hatte täuschen lassen, hielt ihn Mettmann für einen schlaffen Schönheitler, für einen einfältigen Narren, der das Inseratentreiben des Blattes ruhig dulden würde, so lange er persönlich keinen andern Vorteil davon hatte als sein schönes Gehalt und seinen Einfluß. Mettmann gestand sich, daß er einen so umgänglichen Ehrenmann nicht hätte durch die grobe Wahrheit erschrecken sollen. Aber es war am Ende doch langweilig, mit seinem eigenen Angestellten wie mit einem Richter vorsichtig verkehren zu müssen.

„Ich habe mich wahrscheinlich falsch ausgedrückt, lieber Herr Bode," sagte er und zuckte mit den Schultern. „Also der Kunsthändler muß nicht gelobt werden, aber es wäre mir lieb. Und wenn der Professor die Winterausstellung nicht schön findet, so wird eben ein anderer darüber schreiben, der sie mit gutem Gewissen loben kann." Und mit einem festen Blick auf den Redakteur fügte er hinzu: „Ihr Freund Disselhof soll ein sehr schönes Bild da haben, einen Frauenkopf. Es heißt: ‚Die Sehnsucht' und wird großes Aufsehen machen. Da werden Sie doch gewiß selbst den Wunsch haben, daß das Bild nicht zu kurz kommt. Und wer weiß, ob die Sehnsucht gerade nach dem Geschmack des Professors ist."

Und Mettmann versuchte über die Bezeichnung des Gemäldes einen Witz zu reißen.

Bode aber verzog den Mund nicht einmal zu einem höflichen Lächeln. Er fuhr mit der rechten Hand durch die Luft, als wollte er reinen Tisch machen zwischen sich und seinem Blatt. Dann sagte er mit fester Stimme:

„Sie haben mir die Leitung der Glocke überlassen, Herr Mettmann. Wenn Sie unzufrieden sind, so steht es Ihnen ja frei, mir von heute auf morgen zu kündigen. So lange dies nicht geschieht, leite ich die Zeitung unabhängig. Und wenn Sie mir mit dem Sittengesetz des Inserats kommen, so stehe ich Ihnen nicht Rede."

Mettmann war ruhig aufgestanden und hatte mit den Händen die Lehne seines Stuhles umklammert. Schwer fügte er sich nieder, daß die Fugen des Eichenholzes ächzten. Sein erstes Gefühl war, diesen widerspenstigen Menschen aus dem Hause jagen zu lassen wie einen Taglöhner, der seine Hand gegen die Herrschaft aufzuheben wagte, aber seine Selbstbeherrschung siegte. Die plötzliche Entlassung Bodes und ihre Gründe konnten dem Blatt mehr schaden, als die bisherige Wirksamkeit dieses Herrn Gelehrten genützt hatte. Man mußte Bode ins Unrecht setzen, für den Bruch eine rühmlichere Gelegenheit abwarten. Ueberdies gehörte ja ein gewisser Grad von Unbestechlichkeit zum Handwerkszeug der Redakteure. Mettmann hatte mit denjenigen, die ihm persönlich unangenehm waren, bisher noch die besten Geschäfte gemacht. Und bei anderen Zeitungen hatte er dasselbe Gesetz beobachtet: die besseren Redakteure waren diejenigen, die mit ihrem Brotherrn in beständigem Kriege lebten. Nur durfte die Widersetzlichkeit nicht bitterer Ernst werden; so lange es ein Scheinkampf war, der zur sittlichen Stärkung der Mitarbeiter und zur Lust der Leser aufgeführt wurde, so lange mochte es noch hingehen, aber dieser Mensch sah gar nicht spaßhaft aus. Mettmann glaubte ihn durch seine Vorschüsse und durch die steigenden Bedürfnisse der jungen Ehe vollkommen unterworfen zu haben. Wollte Bode sich immer noch frei bewegen und hielt ihn Mettmann noch immer für einen Gewinn des Blattes, so mußte er diesen festen Willen durch noch härtere Mittel brechen.

Und langsam, während er die Hände von der Stuhllehne löste und seinem Redakteur mit gleichgiltigen Worten die unveräußerlichen Rechte eines Verlegers vorhielt, überdachte er die Möglichkeit, seinen Plan mit Disselhofs Bild durchzusetzen, dem inserirenden Kunsthändler das verlangte Lob zu spenden und dennoch mit Bode vorläufig nicht zu brechen. Der Rechtsanwalt des Blattes hatte ja von der Möglichkeit einer Gefängnisstrafe gesprochen. Es konnte dem jungen Ehrenmann nicht schaden, wenn er für ein paar Wochen in Plötzensee kalt gestellt wurde.

Als Bode den Verleger nach einiger Zeit verließ, hatte er das behagliche Gefühl, mit seinen ehrlichen Absichten einen schwierigen Sieg über die unsauberen Geister des Geschäftes davongetragen zu haben, und heiterer als gewöhnlich blickte er in die Zukunft.

Siebentes Kapitel.

Um zehn Uhr vormittags war die Winterausstellung eröffnet worden. Die beiden Säle des bekannten Hauses Unter den Linden waren durch verstellbare Holzwände in zahlreiche Kammern abgeteilt, so daß

an den gewonnenen Flächen weit über hundert Gemälde Platz gefunden hatten. Noch war die Ausstellung wenig besucht. Nur einige Journalisten gingen lebhaft umher, machten sich Notizen in die kleinen Kataloge und sprachen mit den halben Worten anerkannter Sachverständiger über einzelne Bilder und über Ereignisse des Tages. Gestern war im Schauspielhause die Tragödie eines bekannten Lyrikers abgelehnt worden, und heute früh hatte man erfahren, daß Doktor Bode von der Glocke wegen Gotteslästerung und Schmähung der Einrichtungen der katholischen Kirche zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt war. Die Gespräche gingen wirr durcheinander. Der schlaue Kunsthändler, der jedem der Herren mit lauernder Vertraulichkeit die Hand drückte und dabei die Miene eines uneigennützigen, begeisterten Kunstfreundes festzuhalten wußte, ging von einem zum andern, um die Aufmerksamkeit immer wieder auf seine Ausstellung zu lenken.

„Es ist mir gelungen, diesen kleinen Menzel zu erwerben. Ich bitte, Herr Doktor, sehen Sie nur links unten diese Monstranz an, nur die Monstranz! Wie das aus dem Dunkel hervorleuchtet!"

„Der Bode soll ein ganz anständiger Mensch sein. Er wird sich hüten, noch einmal mit der katholischen Kirche anzubinden; die schenkt keinem was."

„Ach, das ist freundlich, bester Herr Doktor, daß Sie kommen. Aha, Ihr Kennerblick hatte Menzel schon bemerkt. Diese Monstranz! Was?"

„Donnerwetter, dieser Diselhof wird Glück machen. Ich sehe den Kopf schon in allen Schaufenstern der Friedrichstraße hängen. Wenn ich mich nur an das Modell erinnern könnte. Ich muß es schon irgendwo gesehen haben."

„Mein Diselhof, liebster Doktor? Sie haben einen Kennerblick! Das ist ein Geheimnis, ein Roman, was weiß ich; eine Dame aus der hohen Aristokratie. Doktor Bode könnte was davon erzählen."

„Er wird ja in Plötzensee Zeit haben, den Roman niederzuschreiben."

„Die Strafe für Bode war doch ungewöhnlich hart; ich hätte höchstens auf eine Geldstrafe von hundert Mark gewettet."

„Dieser Gardist von Fritz Werner! Die reine Madonna, wie mein Freund Meyer sagen würde. Einfach klassisch, und er war immer noch nicht zufrieden, ich mußte ihm das Bild fast aus den Händen reißen."

„Das mit der Verurteilung von Doktor Bode hatte einen Haken, sage ich. Der Leibverteidiger der Glocke, der ihn gewiß herausgezogen oder doch die Strafe auf Geld heruntergeredet hätte, war im letzten Augenblick verhindert, durch eine Konferenz mit Mettmann selbst, heißt es, wegen der Gründung der zweiten Oper. Sie wissen, Bode war gar nicht vorbereitet, und der Vertreter des saubern Herrn Verteidigers hat solche Dummheiten gemacht, daß der Gerichtshof noch über den Antrag des Staatsanwalts hinausging. Der arme Kerl!"

„Wahrhaftig, Diselhofs ‚Sehnsucht' ist ein Treffer, wir müssen in unserem Blatte einen Holzschnitt davon bringen."

Erst gegen Mittag begannen sich die Räume zu füllen. Es erschienen die ersten Damen, schöne, reiche Frauen, bei denen die ausstellenden Künstler zu verkehren pflegten. Einige von den Künstlern selbst traten ein, spielten die Hausherren, begrüßten die Journalisten und suchten Bemerkungen über ihre Bilder aufzufangen.

„Diselhof hat wieder einmal Glück gehabt," sagte fast jeder von ihnen.

Graf Trienitz schlich bescheiden herein und schritt dann langsam, unauffällig von Bild zu Bild. Er spielte sonst gern, trotz seiner Kraftlosigkeit, den jugendlichen Stutzer und suchte durch tänzelnden Gang frisch zu erscheinen; nur beim Anblick von Kunstwerken fand er etwas wie natürliche Wärme und Beweglichkeit wieder.

„Der Graf hat gewiß die zehntausend Mark bei sich, die er hier zurücklassen will."

Er pflegte am Eröffnungstage seine Wahl zu treffen und liebte es nicht, auf seinen Reichtum und auf seine Kennerschaft angesprochen zu werden. Der Kunsthändler schonte seine Gewohnheit, hielt sich aber gespannt in seiner Nähe auf.

Schwatzend bummelten zwei Diplomaten hin und her. Sie sprachen vom gestrigen Souper mit Nelly und rissen ihre Witze über eine nackte weibliche Figur, die in einem großen Böcklin verzeichnet war. Vor Diselhofs „Sehnsucht" flüsterten sie miteinander und lächelten unverschämt.

Gegen ein Uhr erregte plötzlich unter der Menge, die jetzt sich drängte, die Erscheinung Leontinens Aufsehen. An ihrer Seite ging Richard Mettmann. Die schöne Witwe sah glücklicher aus, als es zu ihren schwarzen Gewändern paßte. Aber auch der matte Glanz der Stoffe und der Schnitt des Umhangs, der sich so weich und lüstern um ihre Schultern legte und fast zu knapp die Hüften umspannte, das alles, die ganze herausfordernde Schmucklosigkeit sprach deutlich, wie äußerlich ihre Trauer war.

„Das ist eine Saisonfrage für sie," flüsterte der älteste der noch anwesenden Kunstkritiker, der schlanke Mann mit dem grauen Satyrkopf. „Wenn sie einen Mann verloren oder verlassen hat, so trägt sie ein halbes Jahr Trauer, wie man in den Monaten ohne R keine Austern ißt."

Leontine kannte hier jeden zweiten Menschen. Richard trat oft beiseite, um nicht durch allzu viele Vorstellungen belästigt zu werden. Ihm war unheimlich zu Mute. Warum hatte er sich auch herführen lassen?

Er hatte nicht viel Zeit zu seinen wachen Träumen. Leontine zog ihn immer wieder ins Gespräch und stellte ihn immer wieder vor, wobei sie sich darin gefiel, herzliche Beziehungen zwischen sich und dem jungen Manne ahnen zu lassen. Umsonst berief sich Richard darauf, daß ihm der Sinn für die bildende Kunst mangle, daß er wenigstens sicherlich ausstellungsblind sei, umsonst wappnete er sich gegen die vielen neuen Bekanntschaften mit kühler, ja unfreundlicher Haltung, er wurde am Ende doch in das allgemeine Geschwätz hineingezogen.

Leontinens glückliches Aussehen kam wesentlich von dem stolzen Gefühle, heute zum erstenmal als junge, schöne, reiche Witwe, frei und geachtet, bewundert und unabhängig unter den Menschen zu erscheinen, die ihr das Emporkommen so schwer gemacht hatten. Heute zum erstenmal genoß sie die reine Freude über den Tod des alten Pitersen; noch nie war sie so siegesbewußt gewesen. Und wie es ihr eben jetzt gelingen wird, ihren Richard Mettmann plötzlich, ohne ein Wort zu sprechen, für immer von dem Mädchen zu trennen, das sie haßte, weil er es geliebt hatte, so schien ihr die Zukunft nach allen ihren Erfolgen so gewiß wie ihre Schönheit.

Mit ruhiger Freundlichkeit, im Stile ihrer Trauerkleidung, plauderte sie mit aller Welt, ohne Geist, ohne Beschränktheit; mit dem matten Glanze ihrer Trauerstoffe spielte sie das unendliche Spiel des geselligen Fragens und Antwortens. Wäre ihr Mund weniger fein geschnitten gewesen, hätte ihre Sprache nicht den melancholischen Wohllaut gehabt, man hätte den Worten vielleicht angehört, daß sie fast immer gedankenlos zurücktönten.

„Ich danke Ihnen — das Leben stellt seine Ansprüche — ich führe nur den letzten Willen des Verstorbenen aus, wenn ich mein Haus den Künsten auch nach seinem Tode nicht verschließe. Sehen Sie doch, lieber Mettmann, diesen köstlichen Knaus — die ‚Sehnsucht' von Diselhof? Ich mag den Maler nicht, er ist mir zu frivol. Ich werde das Bild schon sehen müssen. Aber wir haben keine Eile, nicht wahr, lieber Mettmann? — Ein Mißerfolg? Gottlob, Tragödien sollten immer durchfallen."

Als Graf Trienitz die schöne Leontine erkannte, näherte er sich ihr rasch mit seinem schwerfälligsten Tänzeln und plauderte mit ihr etwa zehn Minuten über das Wetter und ihr Unglück. Dann machte er ihr und ihrer Gesellschaft eine charmante Verbeugung und zeigte deutlich, daß er nicht gestört sein wollte, wie er auch die anderen ihrer Art des Kunstgenusses überließ.

Mit Leontine und Richard drängte sich jetzt eine Gruppe von zehn Personen von Bild zu Bild. Der alte Kunstkritiker mit dem Satyrkopf hatte sich angeschlossen, dicht hinter ihm hielt sich, mit einem Notizbuch in der linken und einem goldenen Taschenbleistift in der rechten Hand, Herr Pinkus. Er hatte alle Rezensenten „lieber Herr Kollege" angesprochen, hatte den Versuch gemacht, Leontine Pitersen und Richard Mettmann vertraulich zu begrüßen, überall war er abgefallen. Aber er wich nicht von der Stelle. Die laut gesprochenen Urteile des alten Kritikers, die er rasch für seinen Gebrauch notirte, waren ihm zu wertvoll.

Richard wurde von Leontine geschickt gezwungen, in dem Schwarm neben ihr weiter zu gehen.

Er war wirklich ausstellungsblind. Als würde den Gemälden durch die vielen neugierigen Augen etwas von ihrem Farbenglanz genommen, so verblaßt schauten sie ihn an. Auch von den Reden, die einander kreuzten wie Meereswellen beim Umschlagen des Windes, vernahm er nicht viel. Immer nur, wenn der Name Diselhof an sein Ohr schlug, zuckte er zusammen. Sein Bild gefiel der Menge offenbar am besten; überall war davon die Rede. Nur der gräfliche Kenner und Käufer war, ohne stehen zu bleiben, daran vorübergegangen, hieß es. „Er will den Preis drücken," sagten die Männer der reichgekleideten Frauen. Auch der alte Kritiker riet dazu, jetzt Diselhofs „Sehnsucht" anzusehen, und lobte die feine Linie des Kopfes.

„Aber das mag das Verdienst des Modells sein," fügte er hinzu: „wenn ich nur wüßte, wer ihm gesessen hat. Ich kenne doch sonst alle besseren Berliner Modelle seit dreißig Jahren so genau wie die Tänzerinnen der Hofoper. Na, vielleicht kennt es ein anderer der Herren. Es hängt nebenan in der elektrischen Soje."

Diesmal wagte sogar Pinkus, sein Wort dazwischen zu werfen:

„Sie soll zum erstenmal gesessen haben, alter Adel, armer Adel, Gott erbarm!"

Mit Ausnahme von Richard lachte oder lächelte alles.

Noch für einige Minuten drängte die lärmende Schar den alten Käufer von dem kleinen Fritz Werner fort, dann bog man geräuschvoll um eine der verstellbaren Wände in einen kleinen Raum ein, der sein grelles Licht von einer elektrischen Lampe erhielt.

Richard ließ die übrigen vorangehen und hatte Lust, den Raum gar nicht zu betreten. Schon hörte er durch das Scharren der Füße und Rauschen der Frauenkleider einige Ahs der Bewunderung.

„Bitte, nach Ihnen," sagte da der Kunsthändler zu ihm, und er mußte, wollte er nicht auffallen, vortreten. Er war auch völlig geblendet und sah im ersten Augenblicke nur goldene Rahmen und farbige Tupfen in einem Wirbel von verletzendem Lichte.

Plötzlich sah er's. Er mußte die Augen schließen, um nicht umzusinken, um nicht aufzuschreien, um nicht vorzustürzen, das Bild von der Wand zu reißen und den schweren Rahmen als Waffe zu schwingen gegen all die lächelnden Gesichter, die hinstarrten.

„Sie sehen wie ein Toter aus, Herr Mettmann," flüsterte der Kunsthändler neben ihm. „Ja, das elektrische Licht hat seine Schattenseiten. Verzeihen Sie das Witzchen. Es ist recht, zuerst die Augen zu schließen. Sie sind ein feiner Kenner."

Langsam blickte Richard wieder auf. Johanna! Wenn jemand sie erkannt hatte, wenn jemand ihren Namen nannte, so mußte er etwas Entsetzliches thun, und wäre es die schöne Frau Leontine selber gewesen, die dem Gemälde am nächsten stand und jetzt mit der Miene der Kennerschaft den Kopf wiegte.

Aber niemand nannte den Namen. Man hörte zu, wie der alte Kritiker und ein junger Maler von der naturalistischen Schule über Diselhof stritten.

Die „Sehnsucht" stellte in der süßlichen Art des Meisters, der aber diesmal in der That sein Bestes geleistet hatte, das Profil eines Mädchenkopfes dar, der aus herrlichen braunen Augen irgend einen unausgesprochenen Wunsch in die Welt hinauszusenden schien. Das Diselhofsche Kunststück bestand diesmal darin, daß der Kopf mit seiner feinen bräunlichen Farbe sich dunkel von einem offenen, sonnenüberfluteten Fenster abhob. Die Fensterbrüstung schnitt den Hals durch und nun stach wieder von der dunkelbraunen Tapete das grell weiße Hemd des Mädchens ab, das, vorn kaum merklich geöffnet, nur eine Ahnung des Busens schauen ließ. Mit einem atlasroten Mieder, von dem kaum eine Handbreit gemalt war, schloß die Figur ab. Auch von den Armen war nicht viel ausgeführt.

Richard hatte sich auf den überflüssigen Stuhl niedergelassen, den das Gedränge der Besucher langsam nach hinten vor ein Architekturbild geschoben hatte. Als hätte ihn die Todesnachricht von seinem

Liebsten plötzlich getroffen, so hoffnungslos saß er da. Er mußte an sich halten, das fühlte er wohl, er durfte nichts thun. Er durfte nicht der erste sein, der den Namen des armen, armen Mädchens öffentlich ausrief. Wenn Johanna in der Gesellschaft verkehrt hätte, man hätte sie auf den ersten Blick erkannt. Die Aehnlichkeit war zu treu, zu gut, zu schön.

Vor dem Bilde stritt man noch immer. Der alte Kritiker rühmte die Mache, während er dabei die Linien des Mädchenkopfes mit seinem Zeigefinger in der Luft nachzog. Er lobte die Sinnlichkeit des Werkes, das doch keinen frivolen Zug hätte. Wie keusch wäre das Hemd bis oben geschlossen!

„Wenn das nicht frivol ist, so will ich Disselhof heißen!“ rief der junge Naturalist, der sich immer mehr gegen den Maler ereiferte. „Es ist gemein! Gemein sind die Lichteffekte und gemein bis zum Ekel ist die Bekleidung. Warum im Hemd und im roten Korsett? Warum ist dieses vornehme junge Fräulein nicht anständig angezogen? Das Korsett ist unmotivirt, höchst unmotivirt!“

„Als Naturalist haben Sie sich um die Motivirung der Kleider nicht zu bekümmern,“ rief der Kritiker lachend.

„Als Naturalist,“ rief der andere, „hab ich die Lüge herausgefühlt. Sehen Sie nur,“ — und er tappte mit den Fingern gefährlich um das Bild herum — „alles ist nach Modell gearbeitet, das Haar, das Fenster, dieser merkwürdige Raum zwischen Nase und Mund, sogar das Spiel der Adern unter dieser köstlichen Haut, für das Schönste hat er das Modell gehabt, für das Gemeine nicht. Sehen Sie nur hier, das Hemd ist aus dem Kopf gemalt und die Brust ist gelogen.“

Leontine mischte sich ins Gespräch.

„Sie beleidigen mich, wenn Sie noch länger so heftig tadeln,“ sagte sie freundlich. „Ich hätte Lust, das Bild zu kaufen, wenn der Preis nicht zu hoch ist.“

Richard sprang vom Stuhle auf. Der Kunsthändler neben ihm betrachtete eine kleine Bronzefigur so liebevoll, als ginge ihn das Geschäft gar nichts an. Der alte Kritiker antwortete für ihn, während der Naturalist ärgerlich fortging.

„Wenn Sie das Vervielfältigungsrecht nicht auch erwerben wollen, wird es nicht zu teuer sein. Die illustrirten Blätter und die Photographen werden die Hälfte des Preises zahlen müssen.“

Richard zog den Kunsthändler am Arm einige Schritte zurück und flüsterte rasch:

„Ich habe das Bild gekauft.“

„Ah, ein Geschenk für die schöne Frau Kommerzienrätin?“

„Wie teuer ist das Bild? Ich meine, wie teuer mit allen Rechten?“

„Für Sie fünftausendfünfhundert Mark, weil ich weiß, daß die Glocke —“

„Es ist gut. Ich erkläre hiemit, es zu kaufen, aber unter der Bedingung, daß das Bild heute Nachmittag um drei Uhr, sofort nach Schluß der Ausstellung, wohlverpackt in meine Wohnung gebracht wird.“

„Lieber Herr Mettmann,“ rief der Kunsthändler überrascht, „das würde mich tausend Mark an Eintrittsgeld kosten.“

„Also sechstausendfünfhundert Mark?“

Der Kunsthändler verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung.

„Und Sie wollen gegen jedermann darüber schweigen, daß ich das Bild gekauft habe?“

„Das bleibt Geschäftsgeheimnis!“

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Großmütter. Gemälde von Julia Roppers.

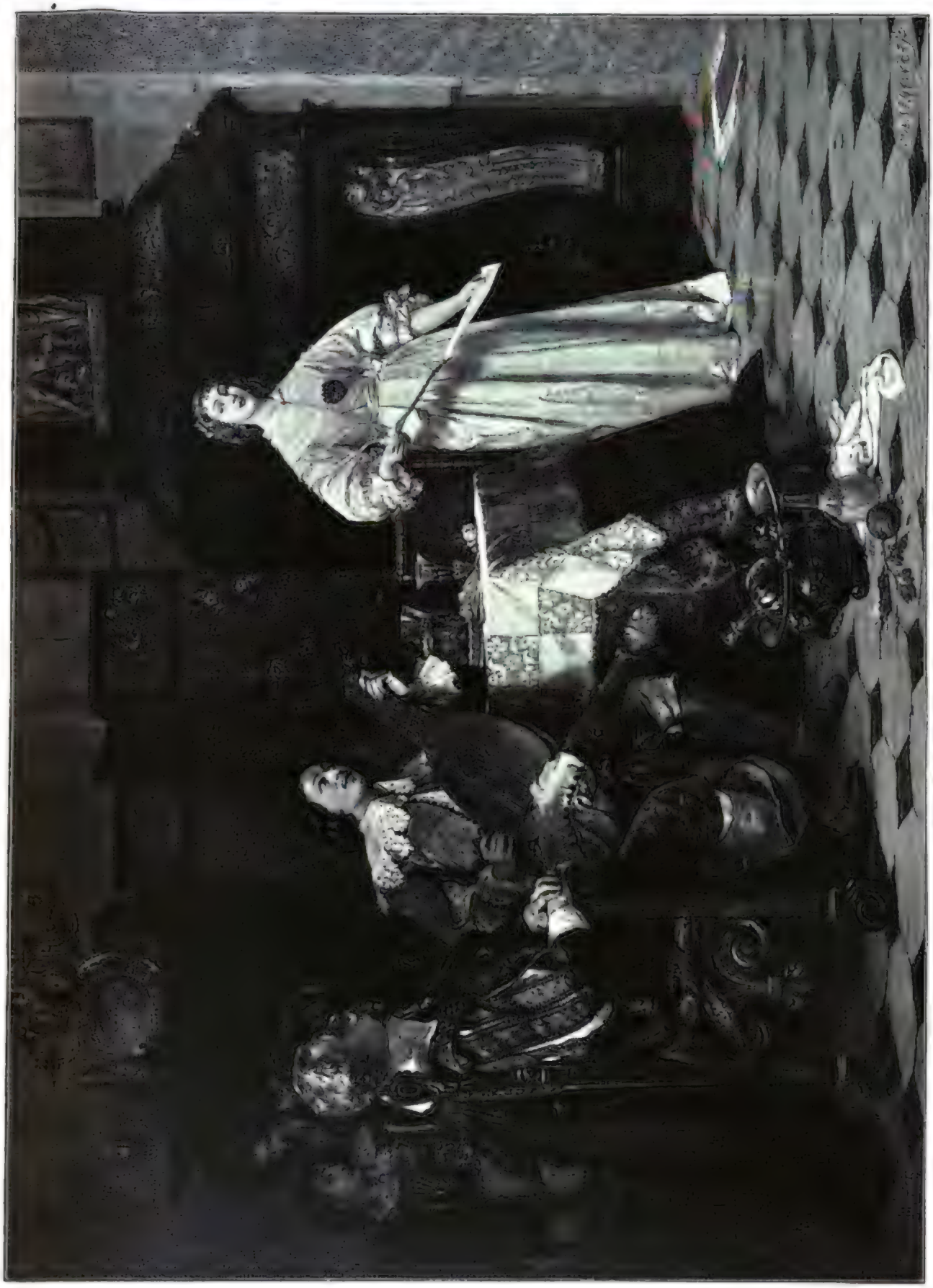
Zwei Großmütter.

In ihrem semmetblonden Parke, der das Schloß Federhaza umgab wie ein Kranz, saß die Großmutter mit ihrer Enkelin, — die Fürstin Julia Serimi mit der kleinen Lilli. Das Kind spielte mit Blumen, die sie lachend der Großmama zum Kusse enbot — für Küsse. Die alte Dame mußte in ihrer Jugend eine blendende Schönheit gewesen sein, das sah man ihr noch heute an, eine jener feinen, blonden, aristokratischen Schönheiten, welche sozusagen an sich selber schon ein Parfüm sind. Und sie mußte eine glückliche und gute Frau gewesen sein, das sah man an der hellen, stolzen Luft, die sie an ihrem Enkelkinde hetzte.

Am Parkwege aber, der von der Feldseite hereinführte, stand eine andere Großmutter mit ihrer Enkelin. Ein hohes, braunes, runzeliges Zigeunerweib, die Pali genannt, und ein kleines, mit verschossenem Flitterkleidchen und Glasnadeln aufgeputztes braunes Mädel mit einem Tamburin in der Hand, die kleine Zimza.

Die Augen der Alten flackerten seltsam und unheimlich, wie das Licht einer Fackel, mit der man einen Verunglückten sucht, als sie auf der Fürstin ruhten. Dann nahm sie die kleine Zimza an der Hand, zerrte sie bis zu der Lichtung, wo die vornehme Dame saß, und stieß sie dann vorwärts. „Tanz und bettle!“ zischelte sie. Fast erschrocken war die alte Fürstin über die plötzliche Erscheinung der braunen Hexe, und es war, als fröstle ihr eine böse Ahnung durch das Herz. Die kleine Lilli preßte ängstlich verbrannten, süßduftenden Blumen an sich, als denke sie, man wolle ihr all die Herrlichkeit rauben, und drängte sich furchtsam und hilfesuchend an ihre Großmutter.

„O, bin's nur ich, Exzer Gnaden,“ sagte die Hexe mit süßlichem Lächeln, „nur ein armes altes Zigeunerweib! Und habe Not und Elend, und das arme Waislein hier muß sich schon selber ihr Stücklein Brot verdienen. Tanz, Zimetta! O, Euer Gnaden werden uns nicht fortjagen, weil wir arm und so schlecht sind — nur ein bißchen tanzen wird die Zimetta für das kleine goldene Fräulein, damit das kleine goldene Fräulein etwas zu lachen hat.“ Und das kleine Zigeunermädel tanzte mit einem sonderbar ernsten, altklugen, traurigen Ausdruck im Gesicht, und das kleine goldene Fräulein lachte wirklich und wurde zutraulich und reichte der



Nach dem Diner. Gemälde von A. von Nomberg.

Digitized by Google

Almetta selber eine reiche Gabe von Großmama. Aber mit einem Schritte war die runzelige Alte bei der Gruppe, nahm selber die Gabe in Empfang und hielt dabei das Händchen der kleinen Dame fest und folgte mit triefenden, gierigen Augen den Linien desselben, und nickte und grinste und plapperte. „Oho! Oho! Goldenes Fräulein, goldenes Fräulein, Glück und Segen, und Freude und Liebe und langes Leben, hi, hi! Goldenes Fräulein, goldenes Fräulein!“ — Die alte Fürstin hatte sich rasch erhoben und ihr Enkelkind aus den Krallen der Alten wie angstvoll und von dunkler Ahnung erfaßt an sich gezogen, und die Alte lachte schrill auf und rief: „Oho, oho, Euer Gnaden, hab's nicht schwarz gemacht, das goldene Fräulein, hab's nicht schwarz gemacht, und wenn ich auch selber schwarz bin, hi, hi, hi, Glück und langes Leben, und Liebe, hi, hi, hi!“

Und damit nahm sie ihr eigenes Enkelkind an der Hand und verschwand mit ihm im Gedränge wie eine braune Schlange.

Die alte Fürstin aber hatte die kleine Lilli ans Herz gedrückt und starrte dem Zigeunergesindel nach, von einem rätselhaften Schrecken erfaßt im tiefsten Herzen, und die helle Frühlingssonne am Himmel war hinter dunklen Wolken verschwunden, die sich eilig am Himmel sammelten.

*

Während aber die Wolken sich sammelten und ein grauer, spitzer, feindseliger Regen herabzurieseln begann, ein Regen, wie ihn nur das ungarische Flachland kennt — so herzzerreißend, endlos und trübe, da hockte die alte Páli außerhalb des Schloßgebietes unter dem Geäste eines Zwergbaumes und hatte die kleine Almetta in ihr zerlumptes, großes Tuch gewickelt und wiegte das frösteInde braune Gesichtchen auf ihren Knieen mit einer Art wilder Zärtlichkeit, und nickte und kicherte und bisserte dabei in einer Art Singsang vor sich hin:

„So hab' ich das weiße, das schöne, das vornehme Weib wiedergesehen, das mein Elend verschuldet und mein Leben verpfuscht hat, und sie hat mich nicht wiedererkannt mit ihren blöden Augen! Hi, hi, wie selig sie auch! Nach so langer Zeit, nach so langer Zeit! Aber das Auge des Hasses ist scharf! Ach, die Rache wird kommen und die Vergeltung — aber werd' ich sie erleben, erleben, erleben? Nichts von Glück und Liebe stand in den Linien der weißen Kinderhand, ha, ha! Unglück und Herzeleid las ich darin, Unglück und Herzeleid! Und Du sollst mich rächen, Almetta!“ fuhr sie fort, das Kind immer heftiger wiegend in wilder Zärtlichkeit. „Du wirst die Rache und die Vergeltung tragen in das verhaßte Haus! In Deinem gefegneten braunen Händchen las' ich die bösen Linien des Verderbens für alle, deren Herz Du berührst! Goldkind, Goldkind, Goldkind!“ Dann wiegte sie sich hin und her, das schlummernde Mädchen herzend, und sang leise, leise, eintönig und klagend Worte, die kein Wiegenlied waren: „Schließ Deine schwarzen Aeuglein, mein Herzchen; sollst sie später gebrauchen um Herzen zu brechen. Schließ Deine Aeuglein, daß sie rasten und schön und glänzend werden. Kennst nicht die Geschichte von der jungen schönen Zigeunerin, die jetzt so häßlich und arm unterm Baume Dich wiegt! Schön war die Páli, schöner als alle im wandernden Lager. Kam da der junge blonde Offizier, Fürst Sérinyi, und liebte die Páli, und die Páli liebte ihn. Du dummes, du liebendes Paar! Und der blonde junge Fürst heiratete die Páli; nicht im Dom und unter wappengeschmückter Decke, sondern im Lager, nach Sitte der Zingari, und Wein floß, und die Zigeuner sangen und tanzten. Dann nahm er seine dunkle Frau mit und verbarg sie im einsamen weißen Putzstübchen, und wie glücklich waren sie, wie glücklich, das dumme, das liebende Paar. Dann kamen aber seine Verwandten und sagten: ‚Es ist Zeit, daß Du eine Gattin nimmst!‘ Denn sie wußten nichts von der Zigeunerehe und brachten ihm ein schönes, weißes, vornehmes Fräulein mit sanften blauen Augen, einer Taille, so dünn, und ein Fürstendiadem in den goldenen Flechten. Und Fürst Sérinyi war schwach, und die dunkle Páli hatte er satt, und die blonde Braut gefiel ihm, und er heiratete die schöne Dame im Dome, nach Christengebrauch, unter wappengeschmückter Decke. Und die arme Páli kehrte zurück in die Zelte, und die Sonne verbrannte ihre Schönheit, und der Haß verdorrte ihr Herz. Das ist eine alte Geschichte, und heute noch so vielen Jahren, da standen sie einander wieder gegenüber, die braune Páli und die weiße Dame, und eine jede hatte ein Enkelkind bei sich. Und mein braunes Herzchen, das soll mich rächen an der Frau Fürstin durch das goldene vornehme Fräulein! So kommt es, ich las es in den Linien der Hand, ich höre es im Rauschen des Regens und weiß es im Grunde des Herzens. Eia, eia, eia! Almetta, schlaf zu, es tröstelt, es gießt, und an meinem Herzen, da trifft Dich kein Harm, denn da ist's warm, weil drinnen lodern gar helle Flammen, die braunen Haß und Zorn zusammen! Und trifft Du ein Püppchen, das Lilli Sérinyi heißt, zerbrich es!“

*

Jahre gingen hin, viele, viele Jahre, und keine der beiden alten Frauen erlebte mehr die Erfüllung der Rache und Vergeltung.

Fürstin Lilli aber wurde groß, schön, sanft und hold und heiratete einen schmucken Vetter, dem die goldübertreßelte Uniform so prächtig stand, einen Vetter aus dem von Meeresluft überwehten felsigen Dalmatien, den Conte Piemo Aprilane.

Und sie zogen nach Wien in das alte Palais der Sérinyis in der feudalen Herrengasse.

Da kam eines Tages eine fremde Sängerin, deren Ruhm in Italien gar groß war, die Signora Amalia Bilma. Ein blendend schönes Weib war sie, mit großen dunklen Augen und feinen, fühllächelnden Lippen. Die nahm das Herz des jungen Gatten gefangen und berauschte seinen feurigen, wilden Sinn, und lockte ihn an, blieb aber doch wieder unnahbar und stolz, daß sie seine Liebe fast zur Raserei brachte. Und er lag ihr zu Füßen und überhäufte sie mit Schätzen und vergaß über ihr die ganze Welt, so daß seine blonde sanfte Gattin Lilli sich grämte und weinte und darüber starb.

„Nun bin ich frei!“ sagte jetzt der Conte und faßte neue Hoffnung, den Stolz der Sängerin zu brechen. „Nun bin ich frei, werde mein Weib, und laß mich endlich glücklich sein!“

„Wozu?“ lachte jetzt Bilma mit grausamer Kälte. „Ich habe Dich ja nie geliebt!“

„So war es nur ein Spiel,“ stöhnte er, „als Du sagtest: ‚wärst Du frei, ich würde Dein Weib?‘“

„Es war bloß ein Spiel.“

„Aber warum?!“ fragte er klagend.

„Ein Lied, das mir die Großmutter oft gesungen, kam mir in den Sinn, als ich Deine blonde Frau sah. ‚Und wo Du ein Püppchen findest, das Lilli Sérinyi heißt, zerbrich es!‘ So lautete es oft in den Liedern der alten Páli. Ich habe nie eine andere Liebe gekannt als zu der alten Frau, die so arm und wild war, und nur für mich so reich an Zärtlichkeit und so sanft im Herzen. Nun, Ihre Frau hieß Lilli, aus dem Stamme der Sérinyis. Als ich sie sah, da erwachte die Erinnerung an das alte Kinderlied in mir und die Liebe für meine Großmutter. Ich habe das Glück des Püppchens zerbrochen, und mit demselben auch sein Leben. Was habe ich weiter mit Ihnen zu thun?“

„O Du böses, böses Weib!“

„Bös? Warum? Ist der Fuß böse, der den Wurm zertritt? Ist der Jäger böse, der das Reh niederstreckt? Das Leben ist ja doch nur ein Spiel.“ E. M. P.

Unsere Künstler.



Daß auch die Art des künstlerischen Talentes durchaus von den ersten Jugendeindrücken bestimmt werde, dafür ist unser Meister ein ebenso schlagendes Beispiel, als dafür, daß man im Grunde nichts so gut schildern als das, was man selbst gesehen und erlebt hat und ganz genau kennt. Kennzeichnenderweise wird wenigstens der letztere, doch anscheinend so einfache Wahrheit von niemand eifriger bestritten als von den Künstlern selbst. Wenigstens wäre man mit ihr bei Cornelius oder Genelli, Führich oder Overbeck schief angekommen, die, wenn man sie hörte, alle bei den Göttern des Olymps, den Heiligen des Himmels oder den Dämonen der Hölle viel besser Bescheid wußten als bei ihresgleichen. Freilich hinderte das nicht, daß des Cornelius Höllenrichter etlichen seiner Freunde, oder der Göttinnen des Genelli samt und sonders seiner Frau, einer guten Leipzigerin, merkwürdig ähnlich sahen, wie die Heiligen des Führich alle die kurze, breitschulterige Figur der Böhmen ekstatisch entzückt erhielten.

Dergleichen ist nun bei Arthur von Ramberg um so leichter nachzuweisen, da er, als Sohn des berühmten österreichischen Feldmarschallleutenants und einer kosmopolitischen Mutter in Wien geboren, durchaus in vornehmen Kreisen aufgewachsen, dem Baron nachher sein Leben lang nie mehr los wurde. Derselbe lag um so mehr in einem ernsten Kampfe mit dem Maler bei ihm, als er die Anlage zu diesem ebenfalls geerbt hatte. Denn er war Großneffe des berühmten hannoverschen Hofmalers J. H. v. Ramberg, der zu Anfang unseres Jahrhunderts alle Taschenbücher mit seinen Lasten und Leckereien füllte. Die Aehnlichkeit der Art des Neffen mit jener des Onkels war denn auch so groß, daß man besonders ihre Skizzen sehr leicht verwechseln konnte. Das künstlerische Talent offenbarte sich bei unserem Ramberg sehr früh als die Fertigkeit und natürlich auch Lust, alle Figuren seiner Umgebung auf dem Papier mit ebenso viel Schlagfertigkeit als scharfer Beobachtung aller ihrer Eigentümlichkeiten festzuhalten. Machte ihn das neben seinem glänzenden Witz und der großen Gewandtheit bald zum Liebling der Aristokratie in Prag, wo der Vater später in Garnison stand und er die Universität besuchen sollte, so reichte es doch nicht aus, ihm die Bewilligung zum Ergreifen der Künstlerlaufbahn von den Eltern zu verschaffen. Er machte also kurzen Prozeß, ging eines Tages durch und kam auf die Akademie nach Dresden, wo der von Lebenslust und Genialität sprühende junge Baron bald das enfant gâté aller Salons, allerdings auch dem Vorbild des Ritters Kurt fast allzu ähnlich ward. Dabei entwickelte er aber alsbald ein Talent und eine ausgesprochene Eigenart, zeigte vor allem eine Größe in allem, was er machte, die einen nur immer bedauern ließen, daß er sich so leichtsinnig zersplitterte in geselligen Zerstreuungen aller Art. Sein erstes größeres Bild ward denn auch nur fertig, als ihm ein unfreiwilliger Aufenthalt auf der Festung Königstein infolge eines Duells ein Halbjahr Zeit zur Vollendung verschaffte. Es war eine Rückkehr Heinrich des Vogelstellers aus dem Kampfe mit den Hunnen und sein Empfang auf der Burg des Bestellers. Ganz im Geiste Schwinds komponiert, hatte diese Romantik ihn doch noch nicht zur Herausbildung seiner eigensten Vorzüge gelangen lassen. Die offenbarte er im Gegensatz weit mehr, wenn er gleich seinem Onkel illustrierte, wo er dann zum Beispiel bei den Zeichnungen, die er zu den Kalendern seines Freundes Auerbach machte, sich alsbald selbst einem Ludwig Richter in seiner Beobachtung des ländlichen Lebens, besonders aber an Geschmack gemachsen, an jalousiger Eleganz entschieden überlegen erwies.

Das Jahr 1849 hatte inzwischen den Aufenthalt in Dresden recht ungemütlich gemacht und alle die Kreise, in denen sich unser Künstler bewegte, zerstört. Ueberdies hatte er sich eben mit einem sehr liebenswürdigen, aber bürgerlichen Mädchen verheiratet, fühlte also auch das Bedürfnis, endlich zu systematischerem Arbeiten zu kommen. So verlegte er denn seinen Wohnsitz nach München, wo er, mit Schwind ohnehin schon bekannt, sich nun ganz besonders an Pilotys Schlag, um von dessen technischer Meisterschaft zu lernen. Aus der Verbindung dieser beiden Elemente mit seinen Salonerinnerungen bildete er sich nun bald seinen eigenen Stil. Es entstand eine Reihe von kleineren witzigen Schilderungen modern eleganten Lebens und seiner Verbindung mit dem urwüchsigen altbayrischen, wie sie in Sommerfrischen und dergleichen Stattfindet, die so brillant waren, daß sie einen kolossalen Erfolg hatten. So vor allem der „Hofmeister“, ein pedantischer junger Geistlicher, der zwei Prinzenknaben auf staubiger Landstraße spazieren führt, während diese mit Neid den nebenan auf der Wiese jubelnden Dorfkindern zusehen. Dazu gab ihm wahrscheinlich der Anblick der beiden bayrischen Königssöhne Veranlassung, die um jene Zeit so herumgeführt wurden und deren tragisches Geschick damals freilich niemand voraussehen konnte. So entstanden nun nach einander die „Rückkehr vom Maskenball“, die „Begegnung auf dem See“, wo die elegante Gondel einer reizenden Blondine vom Einbaum eines keden jungen Mannes gekreuzt wird und sie nicht kalt hat, sich ihm zu entziehen, ebenso eine Reihe köstlicher oberbayrischer Liebesszenen, wie er sie in der Sommerfrische in Partenkirchen immer studierte. Auch sie sind in ihrer graziös schalkhaften Art unerreicht geblieben.

Es war das die Zeit der beginnenden Sammellust, die ja auch eben zur Errichtung des Münchener Nationalmuseums führte, und unser Ramberg ward von Piloty, dem die Kräfte gar oft das Wichtigste waren, damit angesteckt und entwickelte nun bald ein wahres Genie im Aufstöbern alter Fräcke und Roben. Dadurch geriet er um so mehr auf die Behandlung der Rokokozeit, als ihn gleichzeitig die Cottasche Buchhandlung für die Illustration der Jubiläumsausgabe der Schillerschen Gedichte gewann. Bald entzückte er alle Welt durch die Grazie seiner „Laura am Klavier“, die „Erwartung“, das „Punschlied“, wo er zuerst die Tracht der Revolutionszeit in der Münchener Kunst einführte. Hier that er sich nun so genug, und der sonst so leichtsinnige Junker wußte ganz den gewissenhaften Künstler weichen, der unermüdlich nach Vollendung jedes einzelnen rang. Unstreitig hat da Piloty sehr günstig auf ihn eingewirkt und ihn, der an schöpferischem Talent und Reichtum der gestaltenbildenden Phantasie Schwinds

Digitized by Google

kaum gewachsen war, es doch zu weit größerer künstlerischer Durchbildung des einzelnen bringen lassen. Seine Bilder in dieser galanten Gattung sind daher wahre Perlen und wurden auch allgemein als solche geschätzt. Sie bewirkten 1860 seine Berufung an die Kunstschule nach Weimar. Dort malte er für das Maximilianeum nun den „Hofhalt Kaiser Friedrichs II. in Palermo", ein kulturhistorisches Repräsentationsbild, das unmittelbar an die Anmut und Liebenswürdigkeit ähnlicher Vorstellungen der Frührenaissance erinnert und durch den sehr geschickt benützten Gegensatz der deutschen und welschen Nationalität am Kaiserhof doppelt malerisch wirkt.*) Freilich sind Pathos, Ernst und Tiefe oder Macht zu wenig zur Verfügung des Künstlers, als daß man den gewaltigen Kaiser, der seiner Zeit so weit voraus war, da wiederfinden stellte, er führt uns vielmehr in einen harmanten modernen Salon, dessen elegante Gesellschaft sich vorgenommen, einmal ein Tableau aus jener Zeit zu stellen, wo denn der Verband gerade aufgezogen ward und alle Welt bezaubert „Ah!" ruft, da die Mitspielenden so vortrefflich posiren, daß man die weimarischen Hofdamen als italienische Prinzessinnen kaum wiedererkennt, genau wie in Goethes „Tasso". Da aber die Welt nichts mehr liebt, als wenn sie sich selbst in allerhand malerischen Verkleidungen wiederfindet, so erregte das Bild einen Sturm von Entzücken, als es nach München kam. Es vermittelte die sofortige Berufung des Meisters als Lehrer an die Akademie, wo er eine große Schule um sich sammelte.

Aus dem größten kehrte er nun ins achtzehnte Jahrhundert zurück und malte jene so berühmt gewordenen Illustrationen zu „Hermann und Dorothea" und Voßens „Luise". Ist die Dorothea allerdings zu modern-elegant, um der kräftigen Alemannin in Goethes herrlichem Gedicht ganz zu entsprechen, so ist die norddeutsche Pfarrerstochter Luise um so köstlicher gelungen und das lederne Gedicht, in dem man so viel ißt und nebenher ein wenig liebt, an Anmut weit übertroffen. Nicht minder anmutvoll, ja vielleicht noch besser sind ein Halbdutzend Liebespaare, die nachher entstanden, so „Lotte am Stickrahmen", die „Vorlesung eines Wielandschen Gedichts im Grünen", die „Einladung zur Kaffeefahrt",**) das „Mädchen mit der Katze" und so weiter. Endlich als letzter und technisch meisterhaftestes Werk das Reißer imitierende „Nach dem Diner", wo ein leidlich blöder Epheuer in vornehmer Gesellschaft von der Tochter des Hauses charmant eingesangen wird — alles mit vollendeter, aber durchaus modernster Anmut, immer der Gesellschaft um sich herum mit bezaubernder Schalkhaftigkeit entnommen. Rambergs Werke bleiben darum ewig gültige Schilderungen des deutschen sozialen Lebens unserer Zeit, wie es einem ebenso leichtblütigen als liebenswürdigen und genußfreudigen, der Verfeinerung und dem Genuß durchaus abgeneigten Sohne derselben erschien, der aber in allem und jedem ein echter Künstler und Liebling der Grazien blieb. Er ist auch genau so gestorben, da er von tückischer Krankheit ergriffen und in wenigen Tagen dahingerafft ward, als er noch eben den Karneval froh genossen. **Fr. Pecht.**

*) Abgebildet in unserem Jahrgang 1857, Nr. 2.
**) Kunstbeilage zu Jahrgang 1865, Nr. 11.

Testamentseröffnung.

(Siehe das Bild Seite 452)

Welch große Veränderung im engeren Kreise bringt es so manchesmal mit sich, wenn sich zwei Augen für immer schließen! Wie oft wird der Familienkreis, der unter diesen Augen so innig zusammengehörig schien, nach allen vier Winden zerstreut, sobald ihr Blick ihn nicht mehr zusammenhält; wie brechen plötzlich Leidenschaften hervor, die vor ihnen sich scheu verbargen, und zerstören das, was der Verblichene liebend geschaffen; wie oft fällt das, was ihm wert war, dann in fremde Hände, die gleichgiltig vergeuden, was er mühsam gesammelt!

So war es denn von jeher die Sorge eines Jeden, noch bei Lebzeiten über das, was er sein nannte, nach seinem Tode zu verfügen und seinen letzten Willen einem Dokumente anzuvertrauen, das diesen Willen, gleichsam aus seinem Munde, den Hinterbliebenen verkünde.

Die Eröffnung eines solchen letzten Willens ist nun aber einer jener Akte, welche Gelegenheit geben, die menschliche Natur in ihren tiefsten Regungen — leider nicht immer von ihrer besten Seite — kennen zu lernen, und so ist es begreiflich, daß die bildende Kunst ihn mehr als einmal zum Vorwurf ihrer Schöpfungen genommen hat.

A. Gleichi läßt uns in seinem Bilde einer Testamentseröffnung in sehr bürgerlichem Kreise beiwohnen, und gewiß hatte er Recht, diese Sphäre zu wählen, wo die ursprüngliche Empfindung noch nicht durch den sittlich anerzogenen Formen verdeckt wird, sondern offen zu Tage tritt.

Doch ach! die Empfindungen, die uns die Gestalten seines Bildes offenbaren, sind, mit wenig Ausnahmen, nicht der Art, daß ein Menschenfreund sich an ihnen erbauen könnte. Die junge Witwe im Vordergrunde mit ihren thränenvollen Augen und dem krampfhaft gegen die Lippen gepreßten Tuche zeigt uns wohl, daß sie in den Worten des Testaments nur die Stimme des Geliebten hört, die noch einmal vom Grabe aus zu ihr spricht, und der alte Herr in altmodischer Tracht, dessen Blick besorgt und befriedigt zugleich auf der jungen Frau ruht, freut sich offenbar selbstlos, daß der Verewigte so treu für dieselbe gesorgt hat. Aber mit welch gieriger, leidenschaftlicher Spannung lauscht dagegen der junge Mann ihm gegenüber, ob ihm ein Anteil am Erbe zugefallen; welch bittere, grollende Enttäuschung spricht aus den Mienen der alten Frau, deren feiner Nachbar — wohl ihr Rechtsbeistand — ihr vorzudemonstrieren scheint, wie die und jene Klausel des Testaments wohl anzufechten sei, und mit welch höhnischem Behagen hört der hinter ihr stehende verkümmerte Gesell, der in ohnmächtiger Wut seinen Hut bearbeitet, diese tröstliche Kunde!

Unbekümmert um dies dunkle Treiben liest der Notar eintönig das Dokument zu Ende; aber der Gerichtsrat, der wohl schon oft ähnliche Szenen vor Augen gehabt, hat verdrießlich die Brille abgelegt, und der halb bittere, halb wehmütige Zug auf seinem menschenfreundlichen Gesicht scheint zu sagen: „O über die Aermlichkeit des menschlichen Wesens!"

Kleine Nadelstiche.

Von

Alfred Friedmann.

Charaktere.

Die leicht empfindlich sind und leicht beweinen,
Die, meinst du, sind am leichtesten zu behandeln!
Ich aber mag mich mehr der andern freuen,
Die schwer erzürnt sind und nicht leicht sich wandeln!

Ausnahme.

„Ich will mich unters Joch nicht beugen,
Das jeden und auch jede zwingt!"
— Das Original will nur beeugen,
Daß „sittlich sein" ihm nicht gelingt!

Schwerer Preis.

Menschenkenntnis verlangt ihr vom guten dramatischen Dichter:
Dichter germanischen Volks, herrliches, ehrendes Wort!
Doch so verlockend der Preis ist, erscheint die Bedingung mir häßlich:
Denn wer die Menschen kennt, wünschte, er kennte sie nicht!

Dichterischer Bilderreichtum.

Es sollen Idee und Bild sich decken,
Die Idee sich nicht hinter's Bild verstecken!
Wenn du den Gedanken ins Bild überträgst,
Gib acht, daß du nicht den Gehalt unterschlägst.

Ein Jubiläumsgeschenk für Papst Leo XIII.

(Siehe das Bild Seite 453)

Unter den Gemälden, welche die vatikanische Jubiläumsausstellung schmücken, ragt durch seinen künstlerischen Wert sowohl wie durch die in die Augen fallende imposante Größe besonders das Bild der italienischen Historienmalers Pietro Aldi von Siena hervor. Der Maler, ein Schüler von Mussini, hat sich schon durch mehrere historische Gemälde bekannt gemacht, unter denen das bedeutendste „Der Fall der Republik Siena" ist. Der Stoff zu seinem neuesten Werke ist der Geschichte der jüdischen Heldin Judith entnommen, deren That schon oft durch den Pinsel in allen möglichen Auffassungen verherrlicht wurde. Auf dem Gemälde Aldis sehen wir Judith auf einer Mauer der Festungswerke der kleinen nordgalizischen Stadt Bethulia stehen, in der erhobenen Rechten das bleiche Haupt des Holofernes, des Feldhauptmanns König Nebukadnezars von Assyrien, haltend. Der Tag beginnt eben zu grauen. In der vorhergehenden Nacht hat die schöne Witwe das kühne Wagnis unternommen. Es ist ihr gelungen; ihre Vaterstadt ist befreit von den Bedrängern und Israel gerettet. Auf geheimen Wegen ist sie mit ihrer Magd, die das Haupt des Feindes in einem Sacke trug, heim Morgengrauen wieder in die Stadt gekommen und zeigt nun den mutigen Verteidigern Bethulias das Ergebnis ihrer That. Trefflich hat es der Maler verstanden in den Stellungen und Gesichtern des umstehenden Volkes die verschiedenen Empfindungen bei dem unverhofften gräßlichen Anblick zu charakterisiren. Furcht und Bestürzung wechseln mit Erstaunen und Freude. Dankbarkeit gegen Jehovah und den menschlichen Werkzeug lassen einige die Kniee beugen. Und über dem Tumult erhaben, gelassen, heldenvoll und schön steht Judith, die ihre Ehre dem Vaterlande zum Opfer brachte. Das Kostüm der einzelnen Figuren ist das arabische, welches der Maler nach dem Vorgange von Vernet für das hebräische Volk angenommen haben. Das Bild, von den Damen des Sacré coeur dem Papste geschenkt, wird seinen Platz in der Sala dei concistoro im Vatikan finden. **L. K.**

Arthur Schopenhauer.

Von

Max Dessoir.

Ueberschaut man die Entwicklung eines bedeutenden Mannes, so erkennt man wohl, was einst Knebel aus neunzigjähriger Erfahrung heraus bemerkt hat: daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein geheimer Plan findet, der durch die eigene Natur sowohl als durch die Umstände ihnen gleichsam vorgezeichnet ist; die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter seinen einzelnen Teilen eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt. Aber während es bei einigen Charakteren leicht ist, diesen Zusammenhang aufzudecken, selbst wenn die Lebenslinien wirr sich ineinander schlingen, so gibt es auch Gestalten, deren innerstes Gesetz trotz der Gesetzmäßigkeit ihres äußeren Daseins nur schwer sich dem prüfenden Auge enthüllt. Für Kant läßt sich mühelos das Stichwort der Charakteristik finden, obschon er nicht einmal einen stetig wiederkehrenden Typus darstellt. Für Schopenhauer kann man keine kurze, die Summe der Erfahrung bezeichnende Formel aufstellen, ohne an dieser oder jener Seite Anstoß zu erregen.

Wie wunderbar mischen sich doch die verschiedensten Eigenschaften in diesem Geiste! Neben diesem wissenschaftlichen Streben steht eine cynische Sinnlichkeit, neben lebhaftem Gefühl für das Schöne eine maßlose Selbstüberschätzung, neben ungewöhnlicher Anschauungskraft eine widernatürliche Eitelkeit. Und dabei ist dieser seltene Mensch von solcher erstaunlichen Offenheit, daß er jede Versuchung seiner Schwächen verschmäht und unbekümmert um das Urteil der Massen seine Wege wandelt. Im Grunde hat er eigentlich nur auf einen einzigen Menschen wirklich Rücksicht genommen, und dies war Goethe. Der Eindruck, den der Jüngling von des Dichterfürsten Größe empfing, war ein so voller und nachhaltiger, daß er an ihm sein ganzes Leben hindurch mit der höchsten Verehrung festhielt, so daß er von ihm aus zur Niederschrift des ihm eigentümlichen Systems gelangte. Goethe stand damals, 1816, auf der Höhe seiner Lebenserfahrung, Schopenhauer an dem Ende einer merkwürdigen, vielbewegten Jugend. Auf Anraten des Vaters hatte er weite Reisen ins Ausland unternehmen müssen, denen er zwar weltmännische Ausbildung und scharfe Beobachtungsgabe, aber auch eine Entfremdung vom Vaterlande verdankte, die sich nicht nur in der augenblicklichen Unkenntnis der eigenen Muttersprache, sondern mehr noch in der wachsenden Unbeholfenheit seines Wesens kundgab. Man hat bei der Lektüre seiner Schriften unwillkürlich die Empfindung, der Verfasser hätte ebenso gut als Chinese geboren werden können, so wenig besitzt er von dem eigentümlichen Gehalt unserer Nation, der als letzte Reifung aus den Werken anderer Philosophen hervorklingt. Dann war er zum Kaufmannsstande bestimmt worden und hatte sich zu seinem wahren Berufe mühsam durchzuringen. Jedoch auch das philosophische Studium gewährte ihm keine ungetrübte Befriedigung, und äußeren Sinnes kam er nach Weimar.

Bis hierher bietet sein Charakterbild nichts Ungewöhnliches. Die mannigfachen Wandlungen, die er durchkosten, hätten freilich bei einem andern, der sich leichter auf den Wogen des Lebens dahintragen ließ, sich nicht zu so tief schmerzenden Jugenderfahrungen gestaltet, daß sie noch dem Manne als Wundnarben anhaften und ihn zum Menschenverächter stempeln konnten. Aber das mag manchem Melancholiker so gehen, zumal wenn er, wie Schopenhauer väterlicherseits, erblich belastet ist. Desgleichen ist der scharfe Witz, den unser Philosoph schon damals zeigte, meist aus dem Gefühl innerer Disharmonie entstanden und durchaus kein Anzeichen eines überlegenen Geistes. Und von dem Augenblicke an, wo die gewaltige Persönlichkeit des Weimaraner Greises auf ihn wirkt, wird er ein anderer Mensch. Es ist erkennlich anzusehen, wie sich nun alle Kräfte im Verborgenen schlummernden Keime entwickeln, wie die Merkmale des großen Geistes immer deutlicher hervortreten, wie ein Genius durch den andern geweckt wird. Dabei ist dem völliger Hingabe des Jüngeren an den Aelteren keine Rede, sondern das zähe Festhalten an den angestammten Eigenschaften einerseits, die Richtung auf das Mystisch-Religiöse andererseits gaben unserem Philosophen gegenüber der kultivierten Gesellschaft und den ästhetisierenden Kreisen Weimars einen tiefen und eigentümlichen Rückhalt. Von dort aus ging er nach Dresden, wo er sein Hauptwerk unter dem Eindruck der südlichen Natur und der Kunstwerke Rafaels und Correggios vollendete, und mit dem stolzen Gefühl, der Welt eine Schuld abgetragen zu haben, eilte er dann nach Italien. In Venedig, wo die Fesselarme der Liebe ihn lange unsichtbar hielten, hörte er wohl vielerlei von dem zurzeit dort weilenden Lord Byron und dem Grafen Leopardi, aber persönlich suchte er diese beiden ihm wahlverwandten Geister nicht kennen lernen. Es folgten nun nach längerem Aufenthalt im Süden einige vorübergehende unstete Anläufe zu einer akademischen Thätigkeit in Berlin, und schließlich, als die bloß durch geduldige Arbeit zu erringende Stellung ihm versagt blieb, der Rückzug in den Frankfurter Schmollwinkel, in dem er die letzten dreißig Jahre seines Lebens verbrachte.

Jetzt hat sich die Gestalt des Mannes ausgewachsen. Feste, unverrückbare Züge treten uns in der äußeren Erscheinung wie in dem innerem Sein entgegen. Auf jedermann machte er

leicht den Eindruck des Ungewöhnlichen. Sein Gesicht glich einer Wahlstatt erschlagener Gedanken; schwieg er, so sah er Beethoven ähnlich, sprach er, so erinnerte er an Voltaire; sein feuriges Auge strahlte so hohen geistigen Glanz aus, daß man dahinter das gewaltig arbeitende Gehirn zu erblicken vermeinte und unwillkürlich die instinktive Scheu vor dem Genie empfand. Wenn er sich dem Gespräche hingab, was mit dem zunehmenden Alter immer seltener geschah, dann stellte er stets seine Mitteilung unter ästhetische Gesichtspunkte, und Gwinner, sein Biograph, schildert uns anschaulich das befremdende Gefühl, das es erregte, einen über A — a sprechen und ein Gesicht dazu machen zu sehen, als spräche er mit seiner Geliebten von der Liebe. Ueberhaupt trat die künstlerische Richtung seines Wesens immer deutlicher zu Tage. In dem einsamen Verkehr mit der Natur fand er die höchste Befriedigung, und nur der Genuß der Musik war ihm in gleicher Weise unentbehrlich. Daß das Gefühl eine Erkenntnisquelle ersten Ranges sei, daß aber sein Verhältnis zur Außenwelt sich in jedem Falle zu einem tragischen gestalte, diese echt künstlerische Weltauffassung ward ihm immer gewisser. „Wäre nicht," so sagt er einmal, „mit Kant zu gleicher Zeit Goethe der Welt gegeben, gleichsam um ihm das Gegengewicht im Zeitgeiste zu halten, so hätte jener auf dem Gemüte wie ein Alp gelegen und es unter großer Qual niedergedrückt." Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß nur von der ästhetischen Seite aus in Schopenhauers System einzudringen ist und sein größtes Verdienst darin liegt, das vom egoistischen Wissensdrang freie Gemüt als höchste Wirklichkeit erkennt zu haben.

Die Wahrheit zu sagen: Schopenhauer ist der Dichter unter den Philosophen. Seine logische Gestaltungskraft ist mäßig und befähigt ihn nicht, die mannigfachen Widersprüche seiner Lehre zu beheben; seine Gedanken reihen sich aphoristisch aneinander und gleichen blendenden Apercus mehr denn grundlegenden Ideen. Indessen gerade weil er kein System im strengsten Sinne des Wortes gibt, bedarf er keiner Lückenbüßer, selbst nicht an den Stellen, wo er nichts zu sagen weiß. Und so geschieht es, daß seine Schriften, gehoben durch den Reiz einer wunderbar durchsichtigen und anziehenden Sprache, den Leser das erstemal gleichsam überwältigen und erst beim ruhigeren Zusehen ihre Schäden entdecken lassen. Dazu kommt, daß man allüberall die subjektive Redlichkeit des Verfassers mitfühlt und ihm willig folgt, so lange er sich in den geziemenden Grenzen hält, nicht mehr freilich, sobald er von Hegel, Fichte oder den Katheder-Philosophen spricht. Denn auch die Klinge mit seinen Gegnern zu kreuzen, läßt er sie die Kartätsche fühlen, und daß eine solche prügelsüchtige Philosophie nicht nach jedermanns Geschmack ist, begreift sich. Aber es ist nun einmal tief in dem Charakter unseres Philosophen begründet, daß er sich durch die Mißachtung nicht über die persönlichen Schwächen erheben läßt, sondern alle Widersprüche und Grillen der eigenen launenhaften Natur in seine Lehre überträgt.



Arthur Schopenhauer,
geboren am 22. Februar 1788, gestorben am 21. September 1860.

Ebenso ist es mit demjenigen Teile seiner Philosophie, der ihm die meisten Jünger zuführen sollte. Der Pessimismus ist zunächst Ausdruck der individuellen Lebenserfahrung, da Urteile über den Wert einer Sache immer das persönliche Verhältnis des Subjekts zu dem Gegenstand ausdrücken; wir wissen ferner, wie der Meister in zunehmender Vereinsamung sich mehr und mehr gegen die Menschen verschloß, und begreifen, daß seine Ansichten durch die individuelle Anlage und Lebensführung gefärbt sind. Wie erklärt sich nun die weittragende Bedeutung der pessimistischen Doktrin? Einmal dadurch, daß Schopenhauer die erstaunliche Gabe besitzt, das subjektive Gefühle als objektive Wahrheit hinzustellen, alsdann durch die Thatsache, daß jedem Gebildeten der Pessimismus verständlich ist und er stellenweise so empfindet, wie unser Denker dauernd empfunden hat. In jedem Herzen ruht ein Echo jenes Heimwehs des Genies, das Hölderlin in den wunderbaren Versen schildert:

„Die Blindesten aber
Sind Gottverlohne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Tod ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
In die unerfahrene Seele gesehen."

Mag daher das Verfehlten und Unzulänglichen in der Philosophie Arthur Schopenhauers noch so viel sein, mag selbst der schöpferische Grundgedanke seiner Lehre ein einseitiger genannt werden: immer werden die gewaltigen Worte in fernste Zukunft hinaus ihren Nachhall finden, wie sie in grauer Vergangenheit bei des Buddha unvergänglicher Weisheit gelebt. Denn über Jahrtausende hin reicht sich der Genius die Hand.



Testamentseröffnung. Gemälde von A. Glisenti.



Aus der vatikanischen Ausstellung: Judith.
Gemälde von Pietro Aldi.

Digitized by Google

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Zehren.

(Fortsetzung.)

Die Fenster sind weit geöffnet, von außen dringt feuchter, warmer Frühlingsodem hinein in Jutta Manvilles Boudoir.

Sie hat ihre Zofe, die ihr beim Ablegen der Toilette behilflich gewesen, entlassen und ruht jetzt, in ein braunes Gewand gehüllt, träumerisch auf einer Ottomane. Das Haupt auf die unter demselben gekreuzten Arme zurücklehnend, starrt sie mit wehmütigem Ausdruck hinauf zu dem mit Stuccatur geschmückten Plafond.

Sie hat still und heimlich heute ihre sämtlichen Juwelen veräußert und beabsichtigt, mit dem Erlös, der ihre Erwartungen noch übersteigt, morgen in die Welt zu gehen und davon so lange zu leben, bis sie eine Stellung als Gesellschafterin gefunden hat.

Aber soll sie überhaupt noch leben? Weshalb? Sie hat abgeschlossen; nur so lange noch, bis sie erfahren, daß er glücklich geworden; dann mag es vergehen, das freudlose Dasein!

Ihre Augen schließen sich, und sie träumt sich aus der Wirklichkeit hinaus in eine Scheinwelt, so schön, so verlockend, wie alles hätte sein können, wenn sie, anstatt damals mit dem Verräter in eine ungewisse Zukunft zu fliehen, ein ehrbares Mädchen geblieben wäre!

Ja, auf diesem Platz hat sie damals gesessen und ihm die Skizzen gezeigt, und er stand hinter ihr und ihr däuchte, als ob sein Mund sich zu ihrem Haupt niedergebeugt hätte, oder war es nur Täuschung?

„Hätte ich nur sein Weib werden können, mit meiner Liebe würde ich ihm das Leben zum Paradiese gemacht haben; ich hätte ihn gehalten, so fest, so unentreißbar in meinen Armen!

„Aber wenn er erfahren hätte, daß ich die Schwester des Mannes bin, der einstmals schon wegen falschen Spiels die Häscher auf den Fersen hatte, und daß ich ihn in jenem teuflischen Wort unterstützt!

„Ob Eberhard mich wohl erdrosselt hätte? Es wäre ein süßer Tod gewesen, von seinen starken Händen zu sterben!"

Ein wonniger Schauer läßt ihre Glieder erbeben.

„Doch er wollte mich ja nur erdrosseln, wenn ich ihn nicht liebte, der Thor!"

Sie fährt erschreckt auf, die französische Uhr auf dem Kamin schlägt mit silbernem Klange die zehnte Stunde.

„Ach so, ich dachte, es wäre schon später!" murmelt Jutta und richtet ihre schöne Gestalt langsam in die Höhe, sich mit der zarten Hand das goldene Gelock aus der Stirn streichend.

Da streift ihr Blick die Thür; fast wäre sie zusammengebrochen.

Ist das sein Geist, die Gestalt dort, die in der dunklen Oeffnung lehnt und sie aus glutvollen Augen so gespenstisch anstarrt?

Er ist es selbst!

Priskow hat schon minutenlang dort gestanden. Als er in das Haus kam mit dem festen Entschluß, heute als ehrlicher Mann vor Jutta hinzutreten, hatte die Zofe gesagt: „Die gnädige Frau ist nicht mehr zu sprechen!"

Er hatte sie wortlos zur Seite geschoben und die wohlbekannte Thür geöffnet, durch welche man, ein Vorzimmer durchschreitend, zu Juttas Boudoir gelangte.

Die Zofe kannte den schönen Mann, der sie jetzt zwar unbeachtet gelassen hatte, aber sonst immer ein freundliches Wort oder einen Scherz für das allerliebste Kammerkätzchen gehabt hatte. Zuweilen hatte er ihr auch die Hand gedrückt, nach welchen Zeichen des Wohlwollens jedesmal ein blankes Geldstück in der rundlichen Hand zurückblieb. Vielleicht hatte das Mädchen auch Instruktion erhalten!

„Mein Schachmeister kommt auch manchmal zu mir, wenn die Herrschaft aus ist, warum nicht einmal ein Lieutenant zu meiner schönen Frau?" simulirt das leichtsinnige Ding und lacht vergnügt hinter Priskow her.

Priskow war absichtlich mit lauten, klirrenden Schritten durch den ersten Raum geschritten in der Hoffnung, daß Jutta ihm entgegenkommen würde, doch alles bleibt totenstill! Vielleicht befindet sie sich im Eßzimmer. Langsam schlägt er die Portière zurück.

Da ist sie ja! Aber anscheinend in tiefem Schlafe strecken sich die herrlichen Glieder auf dem weichen Polster. Das schwere, lose Gewand fließt in malerischen Falten bis auf den dicken Teppich hinunter.

Ein berauschender Duft dringt durch die Thüröffnung ihm entgegen, während seine Augen sich weiden an dem Anblick ihres edelgeformten Profils, welches sich silhouettenhaft von der dunklen Wand des Zimmers hebt.

Da ist er wieder, der alte Zauber! Er kommt über ihn mit seiner ganzen Gewalt, so daß er nicht wagt, durch einen Laut die schwüle Stille zu stören, die in dem Halbdunkel des Raumes — für ihn atemraubend — herrscht.

Da, beim Schlagen der Uhr richtet sie sich auf. Er will gerade eine Bitte um Vergebung stammeln, aber zu spät!

Sie springt elastisch auf.

„Eberhard!" tönt es jauchzend von ihren Lippen, und sie liegt an seiner Brust und drückt ihre Lippen mit wahnwitziger Glut auf die seinen. Jeder Versuch zu sprechen ist unmöglich. „Du bist Du endlich, Du, mein Abgott!" flüstert sie endlich. „Ich wußte es, ich mußte Dich noch einmal sehen, um Dir zu sagen, daß ich Dich liebe, Eberhard, wahnsinnig, hörst Du? Herrgott, daß Du mir die Wohlthat erweisest! Ich danke Dir, ich habe nun wenigstens noch ein einzigesmal gelebt!"

Erschöpft lehnt sie das Haupt an seine mächtig atmende Brust; er fühlt, wie ihr Herz pocht, er will etwas sagen, aber er kann nicht; sanft drückt er seinen Mund auf ihre brennende Wange und führt sie langsam zurück zu ihrem vorigen Sitz, dort kniet er vor ihr nieder und drückt sein Haupt in ihren Schoß.

„Herr im Himmel, gib mir Kraft!" stammelt sein Mund. „Jutta," hebt er an und wendet sein glühendes Antlitz zu ihr hinauf, hinauf zu den Augen, die so seltsam, so verzehrend zu ihm hinabfunkeln, „Jutta, was willst Du mit den Worten hier sagen?" Er zieht aus der Tasche ein kleines Billet. „Sieh mich nicht so an, Weib, ich kann es nicht ertragen!" stöhnt er. „Es handelt sich um das Glück einer Person, die Ihnen nahe steht!"

Jutta ist kreideweiß geworden.

„Ich damit sagen?"

Sie bringt es stotternd heraus; hastig entreißt sie ihm das Papier. „Das ist Oswalds Werk!" will sie schon aufschreien, da fällt ihr Blick in sein fragendes Auge.

Sekundenlang starrt sie wie geistesabwesend auf ihn hinunter. Plötzlich leuchtet ihr Auge auf.

„Nachher mag folgen, was will, mir gehört dieser Augenblick; es ist doch schon zu spät zur Umkehr!"

Sie beugt sich langsam zu ihm hinab, ihre Augen flimmern magnetisch unter den halbgeschlossenen Lidern; ihr gelöstes Haar rieselt herab auf Priskows Schultern und umgibt ihn wie ein duftiger Mantel, die weiten Aermel wallen zurück von ihren vollen weißen Armen, als sie dieselben ausstreckt und um Priskows Hals schmiegt.

„Die Person, die Dir sehr nahe steht, ist Jutta Manville! Nicht wahr, sie steht Dir nahe? Sie hält Dich sogar fest in ihren Armen!"

Priskow lächelt trunkenen Auges und drückt wieder und wieder seine Lippen auf ihre weißen Hände, auf die schwellenden Formen ihrer Arme.

Draußen im Garten knirscht der Kies leise unter den Fußtritten eines davonschreitenden Mannes. Eine Sekunde lang nur hat er hineingeblickt in das geöffnete Fenster, ein satanisches Lächeln zuckt um seine Mundwinkel.

„Habt ihr endlich den Kopf in der Schlinge?" murmeln seine schmalen Lippen.

X.

Priskow tritt mit aschbleichem Antlitz aus seinem Zimmer.

Was hat er dort getrieben?

Auf und ab ist er gewandert in dem engen, dunklen Raum, stundenlang, seit er zurückgekehrt aus den Armen jenes Weibes.

Unzähligemale haben seine Lippen die Worte wiederholt, die ihm Jutta beim Abschied sagte:

„Der Himmel schenke Dir Glück, mich siehst Du niemals wieder!"

Er hatte nichts geantwortet, sondern war mit wirrem Hirn hinausgetaumelt in die dunkle Frühlingsnacht.

Nachdem er die Worte so lange nachgesprochen, bis er wahnsinnig zu werden drohte, hatte er plötzlich: „Hilde!" aufgeschrieen, wie der Schiffbrüchige auf brausendem Meere nach Hilfe schreit; das hatte ihn ruhiger gemacht. Wie eine fixe Idee setzt sich der Name in dem zermarterten Gehirn fest. Diese Idee veranlaßt jetzt alles, was er beginnt; nur in der zwingenden Macht dieses Gedankens handelt er. Mit unsicheren Schritten geht er in den Stall, das erste Grauen des Tages fällt spärlich nur durch die kleinen Stallfenster.

Die Pferde wiehern, Priskow achtet nicht darauf. Mechanisch, ganz langsam, legt er den Sattel auf eins der Pferde, er weiß nicht, auf welches; auch das Kopfzeug schirrt er dem lustig schnaubenden Tier an, dann steigt er in den Sattel und reitet, kaum den Zügel in Händen haltend, im Schritt durch die menschenleeren Straßen.

Wohl eine Stunde ist vergangen, die Stadt liegt hinter ihm, noch immer schreitet die braune Stute im Schritt dahin, jetzt auf einer breiten Chaussee; ja, das Tier bleibt sogar oftmals stehen und knabbert vergnügt einige zarte Knospen von den niedrigen Aesten der Bäume.

Endlich erwacht Priskow aus seinem dumpfen Brüten. Sein Auge schweift glanzlos über die Gegend. Dort steht ein Wegweiser.

„Nach Ulbernkirchen!" liest der einsame Reiter. Das Wort scheint seine Lebensgeister zu entfachen. „Nach Ulbernkirchen zu Hilde!" Er ruft es laut; das Pferd fliegt zusammen unter dem plötzlichen Schenkeldruck und rast dann in langen Sätzen auf der schnurgeraden Chaussee dahin.

Schon eine Meile hat das brave Pferd in langem Galopp zurückgelegt, dampfend stößt es den Atem in die frische Frühlingsluft, in weißen Flocken steht ihm bereits der Schaum am glänzenden Halse.

„Vorwärts, vorwärts!" ruft Priskow und setzt die scharfen Sporen ein, und weiter geht es mit erneuter Schnelligkeit.

Wie der Sturmwind sausen Reiter und Pferd an Menschen und Gefährten, die ihnen begegnen, vorüber.

Da taucht der Turm von Ulbernkirchen vor dem flüchtig Dahinsprengenden auf.

Unter der Eiche muß sie sein!

Die Sonne sendet bereits ihre Strahlen warm herab auf die dampfenden Fluren.

Scheint dort nicht ihr helles Gewand durch die Büsche?

Sie ist es! Schon ist er da; noch bevor das Pferd steht, springt Priskow aus dem Sattel und stürzt nieder zu den Füßen Hildes, die nicht Zeit hat, aufzuschreien, so schnell ist alles gekommen.

Die Hände gefaltet, sitzt Hilde da, ihre Augen sind geradeaus in die Ferne gerichtet, während ihr Ohr der stammelnden Rede Priskows folgt, der immer noch am Boden liegt und das Haupt müde mit vorgehaltenen Händen auf die Bretter der Bank gelegt hat.

Er beichtet ihr alles, vom Anfang bis zum wilden Ende. Er erzählt, wie er mit sich gekämpft, wie ihr Andenken allein ihn getrieben, den Verkehr mit Jutta zu brechen, und wie dann alles vergebens war in jener kurzen Stunde, wo die Wogen der Leidenschaft über ihm zusammenschlugen.

Wie das arme Mädchenherz qualvoll zuckt unter seinen Worten! Und doch durchzieht dieses Herz engelgleiches Mitleid, wie sie den Mann leiden sieht unter der Erzählung seines eigenen Thuns.

„Kannst Du vergeben, Hilde?" stöhnt Priskow. „Kannst Du vergeben?"

Angstvoll sucht sein Blick in ihrem verstörten Antlitz nach einer Antwort. Schweigend hat sie sich erhoben.

„Ich habe Ihnen einstmals diese Hand zum Freundschaftsbunde gereicht, ich gebe sie Ihnen heute zum zweitenmale; vergeben kann ich, vergessen nicht! Gehen Sie, vielleicht gelingt auch das letztere einstmals!"

Er hat ihre Hand ergriffen, er preßt sie an seine atemlose Brust, dann schwankt er zurück zu seinem Pferd, und schnell, wie er gekommen, jagt er wieder zurück auf demselben Weg, aber nicht mit demselben Herzen; in seiner Brust glimmt, kaum bemerkbar und nur winzig klein, ein Funken Hoffnung.

*

Kopfschüttelnd hat Findeisen das schaumbedeckte Pferd in den Stall geführt.

„Ein fremder Herr wartet auf den Herrn Lieutenant schon seit einer Stunde," meldet er in vorschriftsmäßiger Haltung.

Priskow achtet kaum auf die Mitteilung und öffnet seine Zimmerthür. Ein Herr in elegantem Zivil erhebt sich bei seinem Eintritt.

Priskow fährt entsetzt zurück. Vor ihm steht Oswald von Schantzky, ihn mit einer tiefen Verbeugung begrüßend.

„Entschuldigen Sie, daß ich in diesem Zimmer auf Sie gewartet habe, aber die Angelegenheit, die ich mit Ihnen zu besprechen kam, duldet keinen Aufschub."

Priskow hat seine Fassung wiedergewonnen.

„Es thut mir leid, Ihre Geduld auf die Probe gestellt zu haben, mein Herr! Bitte, nehmen Sie Platz! Womit kann ich dienen?"

Gemütlich lehnt sich der junge Offizier an einen hohen Sekretär, ein Erbstück seines Vaters.

„Ich muß, ehe ich zum eigentümlichen Zweck meines Besuches komme, etwas ausholen," beginnt Schantzky und streicht fast liebkosend über die glatte Rundung seines Cylinders. „Sie werden mir zugeben, Herr Lieutenant, daß Sie während des ganzen Winters sich um die Gunst meiner Schwester beworben haben; mir als Bruder konnte das nicht verborgen bleiben. Ihre Aufmerksamkeiten wurden so zahlreich und Ihr Verkehr mit Jutta gewissermaßen so vertraut, daß dies den Augen der Gesellschaft kein Geheimnis geblieben ist und man bereits, wie mir zu Ohren gekommen ist, davon spricht, daß Sie heimlich mit meiner Schwester verlobt seien."

Oswald macht eine Pause; die Augen Priskows, die mit unsäglich müdem und doch so kaltem Ausdruck auf seinen Lippen haften, verwirren momentan den Gedankengang der wohlüberlegten Rede.

„Weiß Ihre Frau Schwester um Ihren Besuch, Herr von Schantzky?" fragt Priskow.

„Nein, ich komme vollständig aus eigener Initiative, doch lassen Sie mich fortfahren. Vor einigen Wochen haben Sie plötzlich, ohne alle Veranlassung, wie Jutta mir zugestehen mußte, jeglichen Verkehr abgebrochen; Sie haben unsere Gesellschaften nicht mehr besucht, obgleich Sie sonst fast täglicher Gast in unserem Hause waren. Sie müssen zugeben, daß dies auffallend ist, und werden es begreiflich finden, daß mir als Bruder häufig Bemerkungen darüber zu Ohren kommen, die mich unangenehm berühren!"

„Wer hat solche Bemerkungen zu äußern gewagt?" unterbricht ihn Priskow.

„Bitte sehr, Herr Lieutenant, wenn man solche Bemerkungen mir ins Gesicht gesagt hätte, oder wenn dieselben derartig wären, wie Sie vorauszusetzen scheinen, so hätte ich als Edelmann selbst gewußt, wie ich solchen Gerüchten und dem Verbreiter derselben entgegenzutreten hätte! Sie müssen zugeben, daß Ihr Jutta gezeigtes Interesse zu offenkundig war, als daß Sie jetzt als Ehrenmann, für welchen ich Sie halten muß, ohne weiteres alles abbrechen können wie jede beliebige kleine Courmacherei!"

„Was meinten Sie?"

Priskows Stimme klingt eisig kalt.

„Ich will damit sagen, daß ich als einziger Verwandter meiner Schwester vielleicht Veranlassung habe, zu fragen, aus welchem Grunde Sie sich uns plötzlich gegenüberstellen, als ob wir kaum flüchtige Bekannte gewesen seien?"

Priskow nimmt sich gewaltsam zusammen.

„Gut! Ganz abgesehen, ob ich Ihre Frage für so gerechtfertigt halte, wie Sie dieselbe anzusehen scheinen, so will ich Ihnen eine ehrliche Antwort darauf geben. Ich habe Ihre Schwester geliebt, ja, bis zur Leidenschaft, aber trotzdem war ich beflissend genug, um mir zu sagen, daß eine eheliche Verbindung mit derselben zu unserem beiderseitigen Unglück führen würde. Ich habe eingesehen, daß unsere Naturen sich anziehen, daß wir aber niemals auf die Dauer mit einander harmoniren werden. Ich bin nicht leichtsinnig genug gewesen, neben dem Herzen nicht auch den Verstand zu fragen bei einer Sache, die ich für die heiligste des Lebens hatte, und ich glaube, daß Ihre Frau Schwester mich in diesem Punkt verstanden hat."

Schantzky sieht sich einen Moment entwaffnet; er hatte nicht geglaubt, daß Priskow ihm mit so ruhigem, kaltem Wort Rede stehen würde. Jetzt gilt es, den letzten Trumpf auszuspielen! Während er spricht, verwendet er keinen Blick von Priskows Zügen.

„Es thut mir leid, daß Sie mich durch Ihre Antwort zwingen, eine Angelegenheit zu berühren, deren Erwähnung für uns beide höchst peinlich ist. Wie wollen Sie es rechtfertigen, daß Sie gestern abend von zehn bis zwölf Uhr im Zimmer meiner Schwester gewesen sind?"

Der Hieb sitzt, Priskows Antlitz wird erdfahl; es ist, als ob er unter dem Schlage wie unter einer tödlichen Wunde zusammenzuckt; seine Stimme vibrirt trotz aller Selbstbeherrschung, als er erwidert:

„Sie haben gut beobachtet, Herr von Schantzky. Was weiter?"

„An und für sich würde ich als friedliebender Mann und wie ich Sie und meine Schwester kenne, die Sache mit Stillschweigen übergehen, aber leider hat unser Dienstpersonal von Ihrer Anwesenheit gewußt. Wer bürgt mir dafür, daß nicht schon heute die ganze Stadt sich mit Ihrem Besuch zu solch ungewöhnlicher Stunde beschäftigt?"

Schantzky fühlt eine teuflische Lust daran, die Maschen des Netzes immer enger zu ziehen.

„Leider bin ich ebenfalls, der ich, um den herrlichen Abend zu genießen, noch spät in den Garten ging, unfreiwilliger Augenzeuge gewesen, wie Sie vor meiner Schwester auf den Knieen lagen, eine Pose, die sich meist nur Verlobte erlauben dürfen!"

Auf Priskows Stirn schwillt die Zornesader, die Schamröte tritt ihm in die Wange bei dem Gedanken, belauscht worden zu sein. Er durchschaut den Menschen; klar wie durchsichtiges Glas liegt die gemeine Seele desselben vor ihm, und doch, wie ohnmächtig ist er jenem gegenüber! Seine Ehre, die er bis dahin fleckenlos wie Kristall gehalten hat, ist in Gefahr; sein ganzes Innere bäumt sich auf. Lieber unglücklich sein als ein Schuft! Sein Entschluß ist gefaßt, er kann kaum die Zähne von einander trennen, um zu sagen:

„Ich bitte Sie, Herr von Schantzky, Ihre Schwester zu fragen, ob sie mir gestattet, noch heute unsere Verlobungskarten drucken zu lassen; Ihrer Antwort sehe ich in einer Stunde entgegen!"

Oswald weiß nicht, was er denken soll; der Mann dort vor ihm ist ja unheimlich rechtschaffen. So wäre ja alles vergebens, denn nie und nimmer wird Jutta ihre Einwilligung dazu geben! Er ist in seine eigene Grube gestürzt. Doch vielleicht gibt es einen Ausweg, und wenn er auch dabei erkannt werden sollte. Er ändert plötzlich seine vorher so kalte, geschäftsmäßige Sprechweise.

„Fern sei es von mir, lieber Herr von Priskow, Sie und meine Schwester zu einer Verbindung zwingen zu wollen, in der Sie, für einen Unbeteiligten allerdings unbegreiflich, den Anfang zu späterer Disharmonie sehen. Es gibt nur einen Ausweg: entweder Sie oder wir verlassen die Stadt und brechen dadurch allen Klatschereien die Spitze ab. Da Sie durch Ihre Stellung hier doch gewissermaßen gefesselt sind, bin ich bereit, mit Jutta das Feld zu räumen, da wir ohnehin das Frühjahr in Paris zuzubringen beschlossen hatten." Es wird ihm doch schwer, jetzt fortzufahren: „Aber da ist noch eine Angelegenheit, die mich beunruhigt; ich habe kürzlich im Spiel hohe Summen verloren und kann leider erst in Paris unsere Revenuen erheben. Ich stehe fast mittellos vor einer schleunigen Abreise und muß mich schnell von allen Verpflichtungen hier lösen können!"

Das also war des Pudels Kern!

Priskow lacht dem Menschen, der, beschämt, die Augen nicht zu heben wagt, ins Gesicht, trotz der sittlichen Entrüstung, die ihn fast treibt, den Schurken durch seinen Burschen hinauswerfen zu lassen. Liegt aber nicht eine Verlockung darin, sich mit einigen tausend Thalern von diesem Giftpilz zu befreien? Jutta hat ja bereits von ihm auf immer Abschied genommen; er kennt die schöne Frau zu genau und sieht aus den letzten Worten ihres Bruders deutlich, daß sie unschuldig ist an dem Vorgehen desselben.

„Wie viel benötigen Sie?"

„Wenn Sie mir eine Anweisung auf zehntausend Mark ausstellen wollen, so würde ich damit im Stande sein, bis Paris die notwendigsten Ausgaben zu decken."

Mit zitternden Händen nimmt Priskow ein Papier und schreibt darauf eine Anweisung der verlangten Summe, zu beziehen durch das erste Bankhaus der Stadt.

Schon will er seinen Namen darunter setzen, da fällt sein Blick auf das Bildnis seines Vaters auf dem Schreibtisch; es durchzuckt plötzlich sein Gehirn. „Du willst mit Gold die Unehrenhaftigkeit deiner Handlungen und deines Denkens, den verletzten Ruf einer Frau erkaufen?" Er springt auf.

„Nein, niemals!" Seine zuckenden Finger zerreißen das Papier in tausend Fetzen. Mit einer Geberde der höchsten Verachtung wirft er dem Verführer die vernichtete Anweisung vor die Füße. „Nein, noch einmal, ich wiederhole meine erste Forderung; in einer Stunde will ich Nachricht haben, verstanden? Hinaus!"

Oswald hat den plötzlichen Zusammenfall seines ganzen Planes mit Schrecken bemerkt; er wagt es nicht, zu widersprechen; der Mann dort, dessen Gefühle er durch seine Schurkerei bis auf das äußerste Maß erregt hat, ist zu allem fähig; unsicheren Schrittes wendet er sich zur Thür.

Also alles vergebens! Nur wahnsinniger Haß erfüllt seine Seele gegen denjenigen, durch welchen er Juttas Hilfe verloren und den zu bethören ihm nicht gelungen ist; noch einmal will er seine Pfeile in das Herz des Verhaßten stoßen. Sich umwendend, sagt er mit cynischem Lächeln:

„Dann werden Sie, Herr von Priskow, auch wohl nichts dagegen haben, wenn sich Ihr zukünftiger Schwager um die Hand Fräulein von Ulbernkirchens bewirbt?"

Mit einem lauten Schrei taumelt er gegen die Thür; pfeifend hat ihm Priskow die Reitpeitsche in das Gesicht geschlagen. Jetzt steht er vor ihm, jede Muskel, jede Sehne seines markigen Körpers vor Wut bebend.

„Verfluchter Schurke!" knirscht er.

Mit den Worten: „Das kostet Ihnen das Leben!" stürzt Schantzky, sinnlos vor Schmerz und Haß, zur Thür hinaus.

(Schluß folgt.)

Blätter für die Frauen.

Mode.

Von

Johanna von Sydow.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ostern, das früher dem winterlichen Gesellschaftsleben den Abschied zu geben pflegte, hat in unseren Tagen diese Bedeutung nicht mehr. Wohl ist der Fasching, wie er unter Schellengeklingel lachend durch die Lande zieht, jenseits dieser Schwelle beendet, aber unter der Schleppe, die darüber hinweggezogen wird, sehen doch Füßchen hervor, die ganz und gar noch nicht resigniren.

Wie in Frankreich und England hat die Mode auch bei uns das Gesellschaftsleben bis weit nach Ostern vorgeschoben, und wenn es dann auch nicht mehr in walzerdrehenden Festen rauscht und lacht, die Freuden des Tanzes dauern weiter, bis ihre Melodien noch aus den Rosenlesben des Juni getrunken haben. Dazu treten die Diners, deren eigentliche Saison jetzt erst beginnt, die Ausstellungen und Bazare, welche die Gesellschaft in ständiger Bewegung erhalten, und am Abend stehen alle Theater offen und spielen der hundertsten Wiederholung ihres letzten Zugstückes entgegen. Das Gebiet der Toilette duldet also ganz gewiß keine Stagnation.



Große Toilette „Directoire“.



Gesellschaftsmantel aus brochirtem Sammet.

Paris hat die Saison diesmal überaus ergiebig versorgt. Es hat außerordentlich feine Farben aufgenommen, sehr liebenswürdige Freiheiten gewährt und allerhand Ueberraschungen eingeführt. Aber unter all der Schönheit seiner neuen grünen Nuancen, unter der Auswahl seiner zahllosen Modeformen, unter der Fülle seiner originellen und pikanten Launen macht doch nichts solche Sensation als die Mode, „einfach“ zu sein. In der That, in diesem Jahre ist's einmal die Einfachheit, die in Paris die vogue darstellt; die großen Damen wenigstens haben sich auf die Höhe dieser „Welle“ gestellt, welche so launenhaft und flüchtig irgend eine neue Idee an die Oberfläche trägt. In dem Salon der Lady Lytton, welcher die Gäste des neuen englischen Botschafters mit so viel Glanz empfing, wurden Toiletten getragen, deren Anspruchslosigkeit in allen Zeitungen besprochen wurde. Glatte, schlichte, fußfreie Röcke, einfache, vielfach ganz ungarnirte Taillen, an den langen Kleidern nur mäßige, ausnahmslos der Rockbahn angeschnittene Schleppen machten die Raffinements glänzend „gebauter“ Toiletten fast verschwinden. Und seit Sarah Bernhardt als Tosca allabendlich ganz Paris durch den charme ihrer Directoiretoiletten entzückt, ist man ganz und gar Stil. Die modernen Farben sind den alten Porträts der Merveilleuse entlehnt; all diese wunderbaren grünen und gelben Töne, welche in der heutigen Gesellschaftstoilette aufgetaucht sind, hat der Modist den Shawls der vielgenannten Madame Tallien nachgefärbt, und die spinnwebfeinen, kurz gereihten indischen Mousseline den kurzen Taillen und glatt am Körper herabfallenden Röcken ihrer Zeit.

Mehr oder weniger modifizirt hat sich diese interessante Richtung bei uns Eingang verschafft. Selbst da, wo die Anordnung des Rockes sich von der modernen Draperie nicht befreien mag, hat man mit Vorliebe die glatte, kurze Directoiretaille acceptirt, und der Salon zeigt ganz außerordentlich schöne Toiletten dieser Art. Das, was dem originellen Genre der englischen artistic dresses bei uns zu erreichen nicht möglich war, hat diese Pariser Laune für den Stil ohne weiteres gewonnen, vielleicht darum, weil man in den großen Salons der deutschen Kaiserstadt mit diesem Geschmack weniger die pikante Erinnerung an Madame Récamier oder die Cabarrus empfängt, als diejenige an die schöne, unvergeßliche Königin, die Gustav Richter uns so herzbewegend im Geschmack jener Zeiten gemalt und die eines der schönsten Sternelschen Bilder so unvergleichlich populär gemacht hat. Daß Stiltoiletten dieser Art außerhalb des Rahmens der großen Salons heut in Bewegung kommen werden, ist nicht anzunehmen; sie sind auch nur hier an ihrem Platz und ihrer Wirkung sicher. Diese Beschränkung gilt aber für die interessanten Stoffe nicht, welche damit in die Mode gekommen sind. Alle diese Mousseline, diese wunderbar schönen Sammetnuancen, diese exotischen, palmendurchwirkten Gewebe, diese köstlichen Seiden kommen im allgemeinen der eleganten Gesellschaftstoilette zu gute. Die Flut von Bändern versucht es, darüber noch weit hinauszugehen und ihre Koketterien bis auf die Promenadentoilette zu übertragen. Schönheit und Gediegenheit der Stoffe, wohin man sieht. Die Seiden der Saison zeigen die prächtigsten Gewebe, die Sammete die schönsten Nuancen. Toiletten von weißem Sammet gehören zu den vornehmsten Erscheinungen eleganter Abende, Toiletten von schwarzem Sammet legitimiren den distinguirtesten Geschmack, Toiletten aus jenen stolzen, geblumten Velours, welche aus den Frauen Königinnen machen, leuchten in allen Farben uns entgegen. Neben den schweren französischen und italienischen Sammeten wird viel Velveteen getragen, jenes schöne Gewebe, welchem die englische Technik in den letzten Jahren die Legitimation vollendeter Vornehmheit verschafft hat. In der Interpretation der Farbe, auch der allerfeinsten, von einem ganz unübertrefflichen Glanz, im Griff von seidenartiger Weiche, wie er nur den teuersten echten Fabrikaten eigen ist, haben diese Velveteens die Vernachlässigung rasch genug überwunden, welche die Mode ihnen in den beiden letzten Wintern zu teil werden ließ.



Große Toilette aus rosa Atlas.

Besonders geeignet für die Kombination mit Seide, wird, über die Bedürfnisse des Salons hinaus, die Promenadentoilette hauptsächlich sich ihre Vorzüge zu nutze machen. Im Verhältnis zu früher, wo bei derartigen Zusammenstellungen die Seide vor dem Sammet zurücktrat, findet dieser heute ja eine beschränktere Verwendung. Der obligate Sammetrock ist verschwunden; nur vereinzelt geht man davon ab, den Rock derartig zusammengestellter Kostüme aus Seide zu wählen und nur Weste oder Taille aus Sammet herzustellen, ja vielfach beschränkt sich der Modist darauf, der Toilette nur solche Aermel zu geben. Oder man sieht ihn die Taille auch derart teilen, daß die eine Hälfte, den Aermel inbegriffen, aus Sammet oder Plüsch, die andere aus Seide besteht. Diese Behandlung gibt auch wollenen Kleidern eine sehr aparte Wirkung. Effektvoll und eigenartig, besonders bei buntfarbigen Toiletten, sind diese halbirten Arrangements zu großer Beliebtheit gelangt und in Paris zu krassen Uebertreibungen gekommen. Der Geschmack, verschiedenfarbige Schuhe und Handschuhe zu tragen, war auch eine ihrer Formen.

Neben den brochirten Sammeten spielen schottische Muster eine Rolle — nicht bloß anspruchsvolle Zusammenstellungen



Alter [illegible] Fächer mit [illegible] Sachet.

Digitized by Google

Aus unserer humoristischen Mappe. Originalzeichnungen.



Knabe: „Du, Vater, sag 'mal, was heißt das, genial?"
Vater: „Genial heißt alles, was nichts einbringt."



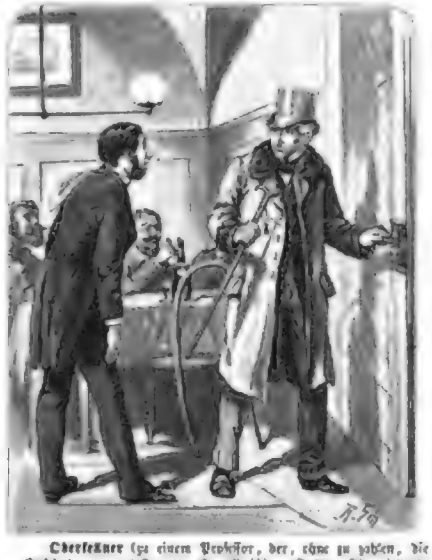
Tante: „Willst Du auch einmal so groß werden wie Dein Papa und Dein Bruder Max?"
Der kleine Fritz: „O — viel — viel größer!"
Tante: „Warum denn?"
Der kleine Fritz: „Dann brauch' ich doch nicht die alten Kleider von Papa zu tragen, wie Max."



Gilchen: „O, Papa, wenn Hedwig hartherzig ist und Dich nicht retten will durch eine Heirat mit dem jungen Goldstein, ich nehme ihn auf der Stelle — es gibt a noch ungleichere Paare."



Postbeamter: „Der Brief ist zu schwer — der kostet zwanzig Pfennige!"
Mädchen: „Ach so, dacht' mir's gleich — der ist mir gar so schwer geworden — 's ist ja 'n Abschiedsbrief, weil i' 'n andern heirate muß!"



Oberkellner (zu einem Professor, der, ohne zu zahlen, die Gaststube zu verlassen im Begriff ist): „Sollten Sie vielleicht Ihr Portemonnaie vermissen, Herr Professor? Hier bei uns haben Sie es nicht herausgezogen!"



Sergeant: „Actum Schulze, wer hat das Pulver erfunden?"
Schulze: „Der Herr Major X.!"
Sergeant: „Falsch, Schulze; unser Herr Major hat das Pulver nicht erfunden!"



Baron X.: „Direkt von Monaco zurück? Nun, und wie?"
Baron Y.: „Wie man direkt vom Bade kommt — ausgezogen!"



„Aber liebes Tierlieben, ein bißchen mehr sollten Sie wie doch bewilligen; hundert Mark monatlich, davon kann man unmöglich fett werden." — „Eben darum. Eine fette Liebhaberin konnten mir gar nicht gebrauchen."



A.: „Sagen Sie mir, woran erkennen Sie denn einen echten Rubens, Raffael oder Tizian?"
B.: „Ei, ei, so unterfahren! Schauen Sie doch nur in die Ecke vom Bild, da steht allemal Name und Datum ganz genau!"

Digitized by Google

einer Anzahl greller Töne, auch diskrete Sachen. Das Schottische Carreaux, selbst für die kleinen Bedürfnisse der Taillenschärpe, der Gürtel, der Hutbänder und Seidenstrümpfe, in seinen allergrößten Formen dargeboten, wird in der Frühjahrstoilette eine Hauptrolle der modernen Garnitur sein. Schon heute werden schottische Konfektionen, übereinstimmend mit Promenadenkostüme sichtbar.

Auch die Seiden bringen diesen Geschmack zur Geltung. Im allgemeinen bleibt es hier beim alten; selbst bezüglich der Changeants, denen man eine glänzende Saison verheißen wollte, hat sich der Modist gesträubt; neben den Satins, den damassirten und gekreppten Uniseiden hat ihr Genre noch nicht wieder aufkommen können. Unter den einzelnen Geweben steht die letzte Neuheit „Mascotte“ natürlich im Vordergrunde. Es ist eine der schwersten und schönsten starkrippigen Seiden, über welche die moderne Toilette verfügt. Es ist das Material prachtiger Roben.

In Paris hat es eine Lösung langjähriger Schmerzen gebracht: den seidenen Frack für den Ballsaal. Die ziemlich allgemeine Abneigung gegen dieses männliche Kleidungsstück insbesondere und die unschöne Tracht unserer Herren im allgemeinen hat dort einen ganz ernsthaften Reformverein zuwege gebracht, der trotz verschiedentlicher Preisausschreiben auf Vorschläge zu einer ästhetischen Mode für Herren, trotz wiederholter Kongresse zu keinem Ergebnis gekommen ist. Der rote und der veilchenblaue Frack haben kein Glück gehabt und der Wunsch nach einer gewissen Distinktion zwischen dem Kavalier und dem deutschen Kellner ist unerfüllt geblieben. Da hat sich nun der Pariser Schneider in dieser Saison der Mascottefarbe bemächtigt, und der seidene Frack ist im Ballsaal rasch ins Uebergewicht gekommen. In den zartesten Modefarben gefüttert, wie eau de Nil, ciel, rose, bouquet frais, zu weißer Atlasweste, dem obligaten Seidenstrumpf und Kniebeinkleid getragen, stellt er die chevalereske Balltoilette par excellence dar, und der Dame, welche in den Armen dieses mascottefarbenen Kavaliers über das spiegelblanke Parkett fliegt, erscheint befriedigter davon, als wenn er in Huldigung für ihre interessante Toilette in der Tracht der Muscadins erschiene.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher der englische Elegant diese Neuheit für die Gesellschaftstoilette zu acceptiren Miene macht, ist bei uns noch nicht vorhanden, und hier kann das schöne Gewebe zunächst nur auf und Damen rechnen. Für Zwecke besonderen Glanzes gibt's ja auch bei uns noch geeignetere Stoffe. Das sind alle diejenigen, deren Fond die Stickerei begünstigt. Wenn auch jene interessanten Toiletten, welche sich nach den Porträts der Madame Vigier Lebrun richten, trotz ihre prachtigen Goldstickereien als fertig künstliche Bordüren auflegen, so beansprucht das Auge dafür doch unbedingt den glatten Grund des Atlas oder indischen Kaschmirs. Ja, man kann für solche Toiletten eine ganze Menge anderer Stoffe denken, feine, schmeichlerische Wollengewebe, Mousseline, Percal, selbst schlichtes Leinen, nur eine andere Seide ist dafür schwer verwendbar.

Die Modetoilette dieses Genres, welche unserem Berichte eingestreut ist, besteht aus meergrunem Atlas, dessen Fond mit Blattformen in Goldstickerei bedeckt ist. Von der kurzen, schlichten Taille ab, deren goldener Gürtel unmittelbar unter dem Herzen schließt, fällt, über einem weißen, goldgestickten Atlasunterkleid, die Tunika weit auseinander; vorn, durch ein Arrangement von Federn zierlich gerafft, bis auf den Saum des Unterkleides, hinten in langer Schleppe, deren äußerst reiche und prächtige Stickerei die Bordüren von Tunika und Unterkleid wiederholt. Daß der Modist und die Frauen dem Genre dieses neuen Geschmacks den Reiz zahlloser Abwechslungen geben, versteht sich.

Phantasievoller, kapriziöser als der Schmuck dieser Stiltoiletten ist ja derjenige solcher, die diese Richtung nicht mitmachen. Auch hier schwelgt man in Dekoration, in kostbarer Stickerei, üppigem Blumenflor in der Nage der Bänder. Seit etwa zwanzig Jahren hat in der Garnitur der Toilette das Band keine solche Rolle gespielt. Man hat Toiletten gesehen, völlig beschuttet mit Schleifen. Hier in der Nuance des Kostüms, dort übereinstimmend mit der Farbe des zwölfknöpfigen Handschuhs, des Fächers und des Seidenstrumpfes, dann wieder Schleifen aller nur denkbaren Farben in der launenhaftesten, übermutigsten Mischung über ein und dieselbe Toilette ausgeschüttet, oder auf weißen Gaze- oder Atlaskleidern eine Flut schneeweißer Schleifen.

Da gibt's natürlich Bänder über Bänder. Glatte, gestreifte, zwei- und mehrfarbig abschattirte, karrirte, gemusterte, eine wahre Sturmflut. Auch hier genießt das Schottische besondere Bevorzugung und etwa das ombrirte Band, welches in fünf oder sechs Streifen eine Farbe von der dunkelsten bis zur hellsten Nuance abschattirt. Diese Schleifen haben der Stickerei ja Abbruch gethan und in dem Rahmen des Ballsaals auch die Blume vielfach ersetzt. Oft aber hat man sie auch mit dieser verbunden, wie an dem Modell unserer Illustration, wo das mit Schleifen dekorirte Dekolté der Toilette in einen Rahmen köstlicher Farne und Efeuzweige gefaßt ist, dessen Anordnung auf der blaßrosa Atlastoilette granatleuchtende Sammteffekte zeigt.

Die Gesellschaftszwecken dienenden Umhänge sind durch den Shawl bereichert worden. Frauen, die einen Shawl zu behandeln wissen — das sind ja nicht alle — sind sehr zufrieden damit. Aus Krepp, aus Spitze, aus irgend einem exotischen kostbaren Gewebe bestehend, pflegt dieser Shawl, der mit in den Salon genommen und dort über den Arm oder lose um die Taille geschlungen wird, zwei bis drei Meter lang zu sein. Sein Arrangement, wie er die Frau beim Verlassen der Gesellschaft oder der Theaterloge einhüllt, nach orientalischer Art nicht nur den Kopf, sondern auch das Gesicht zur Hälfte bedeckend, erübrigt ja allerdings den eigentlichen Umhang nicht; der behält die alte Geltung und macht die alten Ansprüche, ja, nicht nur das: er ist praktischer geworden.

An Stelle des kleinen Sortie, dieses koketten, zierlichen Dinges, mit Schwan besetzt und abgefüttert wie eine Bonbonnière, hat die Mode lange, variable Gesellschaftsmäntel in Aufnahme gebracht, prächtige Mäntel, wie unser Modell einen veranschaulicht. Die schwersten Damaste und golddurchwirkten Sammetbrochés werden dafür verarbeitet, die leuchtendsten Farben da zur Schau getragen.

Das Mantelumgeben machen uns aber ans Ende: nur eins noch, der Fächer! Der Luxus, der mit diesem Toilettendetail schon seit Jahren getrieben wird, ist kaum noch steigerungsfähig. Daß der Fächer einer eleganten Frau ein Kunstwerk ist, daß er den kecken Pinsel eines modernen Malers zeigt und die kostbarsten Spitzen, ist heut nicht mehr genug; er muß, wenn er schon kein Familienerbstück sein kann, aus einem brie-à-brac-Laden kommen und seine „Geschichte“ haben. So geben wir hier aus dem Besitz einer schönen Frau und vielbeneideten Fächersammlerin das Bijou eines alten Kunstwerks von Flandern. Die zierlichen Elfenbeinstäbe zeigen reiche Einlagen in Silber und Gold; die köstliche Malerei ist von Vanloo. In den Dienst der Fächer haben sich ja die größten Meister gestellt, und man spricht da gerade so gut von einem echten Boucher, einem Lancret wie anderswo. Solche Kunstwerke werden in köstlichen Schrein aufgehoben, in weichen, duftenden Atlasbetten, deren Spitzenvolants von dem letzten Modeparfum durchzogen sind und die man den Damen schickt wie ein Etui mit Fondants. Wenn diese interessanten Fächer in diesem schaurigsten Versteck nicht bloß duften und von koketten Erinnerungen träumen wollten, sie müßten sich selbst darüber verwundern, was Frauenlaune von alter Zeit her aus ihnen gemacht hat.

Dr. Bramann.



Monate lang hatten die Berichte aus San Remo, welche die Augen des deutschen Volkes schon seit Beginn des Winters mit banger Spannung gerichtet waren, verhältnismäßig günstig, ja sogar von Tag zu Tag beruhigender gelautet. Die Hoffnung, die eine Zeit lang schwer darniedergedrückt gewesen, begann mit freudiger Zuversicht aufzujubeln, — da brachte der elektrische Draht aufs neue Kunde von Zwischenfällen schwer beängstigender Natur. Die Wucherung am Kehlkopf des hohen Kranken, um dessen Befinden ganz Deutschland zitternd besorgt ist, hatte plötzlich dergestalt anzuschwellen begonnen, daß die dadurch hervorgerufene Atemnot sich von Stunde zu Stunde steigerte. Selbst telegraphischem Ruf auf der Stelle gehorchend, hätte Professor von Bergmann nicht rasch genug zur Stelle sein können, um die unvermeidlich werdende Notoperation vorzunehmen. Da bewährte sich denn in vollster That und Wahrheit die weise eingeleitete Vorsicht, mit welcher Professor Bergmanns erster Assistent, der namentlich im Luftröhrenschnitt äußerst geübte Operateur Dr. Bramann, dem leidenden Kronprinzen zum ständigen ärztlichen Begleiter und Berater gesellt war. Im entscheidenden Augenblick der drohenden Erstickungsgefahr hat seine erprobte Hand, den einstimmigen Beschluß des gesamten Aerztekollegiums vollziehend, den Luftröhrenschnitt mit glänzender Geschicklichkeit und dem besten Erfolg ausgeführt. Um den im großen Saale der Villa Zirio auf einem Sofa liegenden Kronprinzen waren auch seine übrigen in San Remo anwesenden Aerzte, die Doktoren Mackenzie, Hovell, Krause und Schrader versammelt, als Dr. Bramann mit dem für diesen besonderen Fall eigens angefertigten silbernen Instrument die Operation vollzog. Sie ging schmerzlos und nahezu ohne Blutverlust vor sich. In Zeit von zehn Minuten war alles geschehen. In den ziemlich tief unten am Halse vorgenommenen kurzen Einschnitt war das silberne Röhrchen eingefügt, durch welches nunmehr das so lange schwer beeinträchtigt gewesene Atmen ungehindert vor sich ging. Der Kronprinz, dem die Operation fast augenblickliche Erleichterung gebracht, beglückwünschte die Aerzte und sich selbst zu dem befriedigenden Ergebnis, und Dr. Bramann erfreute sich überdies der vollsten Anerkennung und der wärmsten Glückwünsche seiner Kollegen. Gebe der gütige Himmel, daß auch der weitere Verlauf des Leidens, von dem der willensstärkste und standhafteste aller Patienten heimgesucht ist, ähnliche günstige Wendungen nehme!

E.

Die große Sitzung des deutschen Reichstags.

Mit Originalzeichnungen unseres Spezialkartisten Hermann Lüders.*)

In den Annalen des deutschen Reichstags ist die Sitzung vom 6. Februar 1888 ohne Frage als eine der denkwürdigsten zu bezeichnen. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde hatte, namentlich seit der Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrags, die Spannung zugenommen, mit welcher nicht allein das deutsche Volk, sondern die ganze zivilisirte Welt der erwarteten Rede des eisernen Kanzlers entgegensah. In dem Leben des gewaltigen Staatsmannes räkt ja alles den selbst in die Beleuchtung der Weltgeschichte, und jene gedankenschweren Reden, die er an den Wendepunkten der deutschen Politik vom Parlamentsgebäude in der Leipzigerstraße aus an Europa gerichtet, sind deshalb als Marksteine in der Entwicklungsgeschichte des neuen deutschen Kaiserreichs zu betrachten. Wie sehr das letztere die Bedeutung solcher großen geschichtlichen Momente zu würdigen gelernt hat, das bewies der Enthusiasmus, mit welchem Fürst Bismarck am 6. Februar in den Straßen Berlins auf seinem Wege nach dem Reichstag begrüßt wurde.

Schon vom frühen Morgen an hatten sich große Menschenmengen zwischen dem Reichskanzlerpalais und dem Parlamentsgebäude aufgestellt, gegen Mittag waren die Bürgersteige und der größere Teil des Fahrdamms von dichten Scharen besetzt, und als der Wagen des Fürsten um 1 Uhr mittags in die Leipzigerstraße einbog, da brauste ihm ein Jubelsturm entgegen, wie ihn Berlin seit jenen denkwürdigen Julitagen des Jahres 1870 nicht wieder erlebt hatte. Auch Graf Moltke, der mit militärischer Pünktlichkeit den Sitzungen des Hauses beizuwohnen pflegt, wurde mit stürmischer Begeisterung empfangen und mit fortgesetzten Hochrufen bis an die dicht umlagerten Pforten des Parlamentsgebäudes begleitet. Schon eine Stunde vor Beginn der Sitzung waren alle Zuschauertribünen überfüllt, die Bänke der Abgeordneten ungewöhnlich stark besetzt, die Mitglieder des Bundesrats fast vollzählig erschienen und die Reichsämter durch die Mehrzahl ihrer Mitglieder vertreten. Auf der Journalistentribüne drängten sich die Korrespondenten aller großen europäischen und außereuropäischen Blätter, um mit fieberhafter Hast den Sitzungsbericht für den elektrischen Draht vorzubereiten. Auch die Diplomatenloge war dicht gefüllt, wohl alle Botschafter und Gesandten hatten ihre Vertreter in die denkwürdige Sitzung geschickt, und selbst in der sonst so öden Hofloge war kein Platz unbesetzt: in der vordersten Reihe saß Prinz Wilhelm, neben ihm sein Hofmarschall, Baron von Liebmann, hinter ihm unter anderen zwei mecklenburgische Prinzen, ferner die Generale von Winterfeld, von Wulffen, Graf von Lehndorff, der Hofmarschall des Kaisers, Graf Perponcher.

Ein mehr und mehr anschwellendes Gemurmel von Stimmen kündigte die Ankunft des Kanzlers an. Der Ruf: „Bismarck kommt!“ klang plötzlich von Bank zu Bank, wie ein historischer Schauer wehte es durch den Saal, das laute Gespräch verstummte, aller Augen waren auf den Eingang gerichtet — da erschien auch schon in der Portière zum Sitzungssaal die Hünengestalt des Reichskanzlers, in der bekannten Kürassieruniform, das eiserne Kreuz als einzigen Orden im Knopfloch, über dem hellgrauen Kragen das hoch erhobene Haupt. Ihm folgten die sämtlichen Mitglieder des preußischen Staatsministeriums. Rasch schritt der Fürst in straffer soldatischer Haltung auf seinen Platz am Ministertische zu, wo schon zwischen jener bekannten Riesenbleifeder und die rote Mappe bereit lagen. Sobald das Haus in die Beratung der Wehrvorlage eintrat, erhob sich der Reichskanzler und nahm das Wort zu jener zweistündigen denkwürdigen Rede, die alsbald durch die Tagesblätter zur Kenntnis der ganzen Welt gelangt ist.

Während der Fürst sprach, herrschte tiefstes Schweigen in der großen Versammlung. „Wenn Fürst Bismarck spricht, so hört die ganze Welt,“ heißt es in einem englischen Blatt, und dieses Bewußtsein von der Bedeutung, die seinen Worten innewohnt, war ohne Zweifel der Grund, warum die Rede so vorsichtig, ruhig und gleichmäßig sich fortbewegte; jedes Wort hatte sich der Fürst vorher sorgsam überlegt. Wie immer, sprach er ziemlich leise, doch vernehmlicher als sonst. Die Größe des Augenblicks schien ihm eine größere Festigkeit in der Haltung und selbst im Ton der Stimme als sonst verliehen und ihn von jener nervösen Unruhe frei gemacht zu haben, die ihn in den letzten Jahren zuweilen im Reichstag

*) Zum Teil unserer nächsten Nummer vorbehalten.

scherzhafte. Fürst Bismarck stand eine Stunde lang, dann sprach er einige Minuten sitzend weiter, aber als ob die Bedeutung des Gegenstandes ihn höbe, stand er trotz seiner Ermüdung wieder auf und sprach eine zweite Stunde hindurch, lauschend, bedächtig, pointirt. Schon während der Rede war der Kanzler durch stürmische Beifallsäußerungen wiederholt unterbrochen worden, am Schluß erneuerten sich dieselben minutenlang, und auch die Tribünen wurden von dem überwältigenden Eindruck fortgerissen.

Die Annahme der Wehrvorlage vollzog sich mit imponirender Kürze. Zehn Minuten, nachdem der Reichskanzler seine Rede beendigt, hatte der Reichstag bereits sämtliche Wehrforderungen einstimmig genehmigt, und mit beweglicher Stimme dankte der Fürst für das rasche und entschlossene Entgegenkommen des Reichstags.

Sein einmütiges Votum war eine feierliche Bekräftigung des Bismarckschen Wortes, daß ganz Deutschland sich im gegebenen Augenblick mit elementarer Kraft erheben und mit dem unwiderstehlichen furor teutonicus alle Angriffe der Feinde abwehren würde. (Schluß folgt.)

Literatur.

— **„Episoden und Epilege"** nennt Julius Grosse seinen jüngst erschienenen Band kleinerer erzählender Dichtungen nebst einem lyrischen Anhang (Stuttgart, Georg D. W. Callwey). Ein Meister der metrischen Form wie des ruhigen epischen Flusses, gibt Grosse in diesen zehn poetischen Erzählungen Bilder aus der alten und der neuen Welt, aus Gegenwart und Vergangenheit, teils an Sage und Geschichte anknüpfend, teils ausschließlich aus dem Born der eigenen Erfindung schöpfend, bald in wohllautendsten Hexametern, bald in klangvollen Reimen sich bewegend. Welchen Gewand er aber auch wählt, nie ist seine Phantasie oder sein Vortrag im mindesten dadurch eingeengt, vielmehr wird ihm der Pegasus zum wahrhaftigen Flügelroß, das ihn in leichtem Schwung dahinträgt und für das es nun und nimmer ein Stranchein gibt. Der wackere Bob Thornton, der im Urwald Gerichtstag hält und in seiner Weise ein salomonisch Urteil fällt, Gerdis, deren rührende Geschichte hier in einer neuen, recht ausgetüftelten Versart erscheint, Sarah, die braune Tochter der Puszta, die greise Gräfin von Pontartier, die ihr Leben lang erträumte, was in ihrer letzten Stunde sich wunderbar erfüllt, und eine lange Reihe ähnlicher Gestalten steigen hier in greifbarer Plastik vor uns empor. Der lyrische Anhang feiert die Siege deutscher Waffen und die Triumphe deutschen Geistes, ausklingend in ein begeistertes: „Heil dem Kaiser — Gott erhalt' ihn lange noch dem deutschen Reich!"

— **Drei Romane auf einmal hat Helene Böhlau**, jetzige Gattin Ali Raschid Beys, in J. C. C. Bruns' Verlag (Minden i. W.) erscheinen lassen. Zwei davon, „Herzenswahn" und „Meines Herzens Schuldig", behandeln psychologische Probleme, denen die Verfasserin so manchen feinen poetischen Zug abzugewinnen weiß, denen sie aber doch nicht völlig gewachsen ist. Immerhin fesselt auch hier ihr dichterisches Erzählertalent, der Ton anmutiger Ursprünglichkeit, den sie anzuschlagen und in den meisten Fällen festzuhalten weiß. Ganz in ihrem Element aber ist sie in den „Ratsmädelgeschichten", in denen auch die eben gerühmte Gabe am unverfälschtesten zur Geltung gelangt. Diese Erlebnisse zweier aufgeweckter Töchter eines beschaulichen Weimaraner Beamten aus der Zeit unserer Dichterdioskuren sind mit reizvollster Frische und gemütvoller Naturlichkeit erfaßt und wiedergegeben. Aus ganzem Herzen stimmt der Leser ein, wenn der Verfasserin selbst einmal eine der lustigsten und zugleich reizendsten Begegnungen, die sie von den beiden schelmischen Ratsmädeln zu erzählen weiß, den Ausruf entlockt: „Welch eine liebenswürdige Zeit war es, in die die schönen Jahre der Ratsmädel fielen. Alle, die damals jung waren, waren gelegnet jung!"

— **Obgleich nach den jüngsten politischen Verlegungen** des Kriegsgeschrei, das da und dort sich bereits erheben zu wollen scheint, wieder verstummt ist, hatte doch der kriegsbange Stimmung schon zur Genüge Platz gegriffen, um einen leisen Nachhall in den Gemütern zu hinterlassen. Unter solchen Umständen ist man doppelt geneigt, sich in die Tage eines früheren, glorreich verlaufenen Feldzugs im Geiste zurückzuversetzen, und so werden Bücher wie die zweite Reihe „Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71" von Hauptmann Karl Tanera (Nördlingen, C. H. Beck), „Erlebnisse eines freiwilligen bayerischen Jägers im Feldzuge 1870/71" von Oskar Leiblig (ebendaselbst), „Einiges aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71" von Georg Hamann (Kempten, J. Donnheimer) und „Aus meinem Kriegsleben" von Wilhelm Bußler, kgl. preußischem Divisionspfarrer während des deutsch-französischen Krieges bei der 18. schleswig-holsteinischen Infanterie-Division (Gotha, Emil Schloßmann), eben jetzt besonders günstigen Boden finden. Schon durch die erste Reihe seiner Erinnerungen hat sich Hauptmann Tanera, dessen frische Darstellungen in jeder Zeile den Stempel des Selbsterlebten tragen, auf das vorteilhafteste eingeführt und dies zweite Folge hat alle Anwartschaft darauf, mit nicht geringerem Interesse gelesen zu werden. Aehnliches gilt von den drei anderen vorgenannten Büchern. Auch sie zeugen von frischer Anschauung, warmer, ehrlicher Empfindung und der Gabe naturgetreuer, schmuckloser Darstellung, auch sie wird man sich gern vertiefen, freilich zugleich mit dem stillen Wunsche: Möge es noch recht lange dauern, ehe zu ähnlichen Schilderungen neuer Stoff geboten wird!

— **Mag man auch im allgemeinen den literarischen Kommentaren** nicht sonderlich hold sein, da sie in der That bisweilen unter einer Ueberlast von Erläuterungen den poetischen Gehalt der erläuterten Werke nahezu erdrücken, so ist doch der zweite Teil von Goethes „Faust" mehr als irgend ein anderes Werk unserer klassischen Literatur eines Kommentars bedürftig. So wird denn die soeben erschienene, durchaus verdienstvolle zweite Auflage der mit Einleitung und fortlaufender Erklärung von K. J. Schröer versehenen Faustausgabe, zweiter Teil (Heilbronn, Gebr. Henninger), vielen als freudig aufgenommener Berater dienen. Schröer ist mit unablässigem Fleiße den Spuren nachgegangen, die zu des Dichters eigensten Intentionen führen, und lehrt den Leser diese verstehen, ohne ihn, wie es so mancher andere thut, durch gesuchte, verschrobene Deutelein oder platte Selbstverständlichkeiten zu verstimmen.

— **Von der „Architektur der Gegenwart"**, herausgegeben von Hugo Licht (Berlin, Ernst Wasmuth), liegen uns bis jetzt zwei Lieferungen von je fünfundzwanzig Tafeln in eleganter Mappe vor. Autorisierte Bauwerke sind es in der That, die uns da geschenkt in vollendetem Lichtdruck, zum Teil sogar in farbiger Darstellung, ob und zu unter Beifügung orientierender Grundrisse und Querschnitte, vor Augen geführt werden. Berlin, Wien, Leipzig, Köln, Mailand, Brüssel, Paris, Petersburg, selbst St. Louis haben dazu ihre Kontingente gestellt; deutsche, französische, italienische Renaissance, Gotik, asymmetrischer Klassizismus und orientalische Anklänge gelangen dabei zum Ausdruck, teils in den reichsten Formen, teils in gesetzter Einfachheit, je nach dem verschiedenartigen Charakter der Aufgaben, die es zu lösen galt. Mit dem ganzen, auf acht Lieferungen berechneten Werke werden wir uns wiederholt zu beschäftigen haben.

— **Das evangelisch-lutherische Gemeindeblatt „Die gebildete Welt"**, herausgegeben von Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) hat seinen ersten Jahrgang 1887 erfolgreich zurückgelegt. Es berichtet den Anhängern der Konfession, der es angehört und an die es sich wendet, über alle diesbezüglichen tatsächlichen Vorkommnisse wie über diejenigen weltlichen, die in einem religiösen Licht erfaßt sein wollen und können, und pflegt also, was die ganze Sitte in einem dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis entsprechenden Sinne zu pflegen im stand ist. Die Angehörigen derselben finden hier für ihre kirchlichen und moralischen Ueberzeugungen die entsprechenden Ausdrucksformen.

— **Die Frau ist die Hüterin der Gesundheit im Kreise** der Familie. Nicht nur auf ihr eigenes, für den gesamten Hausstand so wichtiges Wohlbefinden hat sie sorgsam zu achten, sondern auch die Gesundheit der Kinder und bis zu einem gewissen Grade selbst die des Gatten ist in ihre Hand gegeben. Deshalb hat es seine volle Berechtigung, wenn Dr. Hans von Ulrk, Privatdozent an der Universität in Zürich, sich in seinen „Populären Vorträgen über Gesundheitspflege" (Leipzig, F. C. W. Vogel) insbesondere an die Frauen wendet, denen er über Luft und Wärme, Ventilation und Heizung, Wasser, Kleider, Ernährung, häusliche Krankenpflege ꝛc. sachliche Belehrung und beherzigenswerte Ratschläge erteilt. Je mehr die Kenntnis dessen, was zur Erhaltung oder Wiedergewinnung der Gesundheit erforderlich ist, im häuslichen Kreise und namentlich bei den weiblichen Hüterinnen des Familienwohls Eingang findet, um so besser werden die Pforten unserer Häuser gegen Krankheit und Siechtum verwahrt sein.

Albert Lindner.



Albert Lindners Name ist wohl kaum je so viel genannt worden als in den letzten beiden Jahren. Bekanntlich lenkte nicht ein neues hervorragendes Werk, eine veränderte Wertschätzung die allgemeine Aufmerksamkeit wiederum auf den fast schon vergessenen Dichter, sondern das tragische Geschick, das ihn ereilte. Welch ein sorgenloses, friedliches Los wäre ihm aller Voraussicht nach beschieden gewesen, hätte die Muse nicht an seiner Wiege gestanden.

Als Sohn eines einfachen Salinenarbeiters wurde Christian Albert Lindner am 24. April 1830 (nach anderen 1831) zu Sulza in Sachsen-Weimar geboren. Willig legte sich der Vater die schwersten Opfer auf, um seinem Lieblingskind eine gründliche, gediegene Erziehung geben zu lassen. So besuchte derselbe denn, seiner bescheidenen Herkunft zum Trotz, zunächst das Gymnasium zu Weimar, wo die Nachwirkungen der kaum abgeschlossenen dichterischen Glanzperiode noch lebendig waren und mit ihrem ganzen Zauber das jugendlich empfängliche Gemüt umgarnten. Er studierte dann in Jena und Berlin Philologie und brachte es auf Grund dieses Bildungsganges zu der Stellung eines Gymnasiallehrers in Rudolstadt. In der ruhig beschaulichen Weise, die das Leben eines deutschen Pädagogen zu charakterisieren pflegt, waltete er hier seines Berufs, nebenbei in seinen Mußestunden willig der schwärmerischen Begeisterung Raum gebend, die ihn zu dichterischen Versuchen spornte. Still, wie sie entstanden, verhallten seine ersten Tramen: „Dante Alighieri", „William Shakespeare", bis im Jahre 1867 sein drittes Drama: „Brutus und Collatinus" durch den Schillerpreis ausgezeichnet wurde. Hatte er vorher mit diesem Manuskript so vergeblich wie mit seinen früheren an den Pforten der deutschen „Musentempel" um Einlaß nachgesucht, so eröffneten sich ihm nunmehr mit einem Schlage glänzende Aussichten. Brutus und Collatinus gelangte im Königlichen Schauspielhause in Berlin zur ersten Aufführung und erzielte einen durchschlagenden Erfolg. Es gab immer, namentlich aber uns jene Zeit, eine Gattung von Tagesschriftstellern, die nur in Superlativen zu schwelgen wissen, für die es zwischen herber Verurteilung und uneingeschränkter Verherrlichung keine Mitte gibt. Solche Stimmen waren denn auch in diesem Falle rasch bei der Hand, das am Portenhimmel neu aufgegangene Gestirn in den überschwenglichsten Ausdrücken zu preisen. Man begrüßte Lindner als den Messias der dramatischen Dichtung, der berufen sei, dem Niedergang der klassisch-historischen Tragödie Einhalt zu gebieten und eine neue Aera des Heldenschauspiels heraufzubeschwören, eine Aera, die teils auf Schiller-Shakespeareschen Ueberlieferungen fußend, teils auch Grabbeschen Einflüssen nicht unzugänglich, mit kraftvoller Volkstümlichkeit gepaart sein werde. Was Wunder, daß es dem schlichten Gymnasiallehrer in seinen stillen vier Wänden zu eng wurde, daß es ihn hinaustrieb aus dem eintönigen Schulzwang, hinaus auf die so verheißungsvoll winkende, freie Dichterlaufbahn, von welcher der arme Bettlerle damals nicht ahnen konnte, wie sehr sie für ihn zu einem Marterpfad werden sollte! Lindner gab seine gesicherte, sorgenfreie Stellung auf und siedelte nach Berlin über, um hier ganz seiner Muse zu leben, die mit freigebigen Spenden von Lorbeeren und Gold seine kühnsten Jugendträume im reichsten Maße erfüllen zu wollen schien. Die Folgezeit brachte ihm Enttäuschung um Enttäuschung. Mit seinem „Sturz und Welf" geriet er in das schwerlebendliche Fahrwasser der Hohenstaufendramen, die trotz der Popularität des Stoffs nach jeden Dichter, der sich an ihnen versuchte, an starrenden Klippen mehr oder minder gründlich scheitern ließen, und auch seine „Katharina II." vermochte keinen Erfolg zu erzielen. Die „Bluthochzeit", deren sich die Meininger annahmen und die in Wahrheit für sein gelungenstes und bedeutendstes Werk gelten darf, brachte ihn noch einmal auf die Höhe; seine nachfolgenden dramatischen Schöpfungen jedoch, ein „Marino Faliori", „Don Juan d'Austria", „Reformator" und andere vermochten trotz ihrer schätzbaren Eigenschaften so wenig wie seine prosaischen hinein entstandenen Novellen einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Jene starken Erschütterungen, in denen seine Kraft ausschließlich gipfelte, erregt unser nach leichterer Kost lüsternes Schauspielpublikum eben nicht auf die Dauer. Mit dem Ausbleiben der Ruhmeskränze versiegten auch die Geldquellen. Zwar hatte ihm die Vermittlung seiner Freunde zur Sicherung seiner äußeren Existenz zunächst die Stellung eines Bibliothekars im deutschen Reichstag, später eine Anstellung im literarischen Bureau des preußischen Ministeriums des Innern verschafft, allein mit der trockenen Geschäftstätigkeit vermochte der in höheren Sphären schwelgende Geist sich nicht mehr zurechtzufinden. Bald wieder ausschließlich auf die Erträgnisse seiner schriftstellerischen Feder angewiesen, suchte er für sich und die Seinen dem Leben mühsam abzuringen, was es ihm mehr und mehr vorzuenthalten sich anschickte. Aber alle Anstrengungen waren vergebens, seine dem praktischen Leben abgekehrte Weltfremdheit brachte ihm immer neues Mißgeschick — die Not wuchs. Da plötzlich eine Aussicht auf Besserung — der Herzog von Meiningen versprach, für ihn zu sorgen. Zu spät! Lindner hatte nicht die Kraft mehr, einen Sonnenstrahl des Glücks zu ertragen. Von einer Audienz bei seinem fürstlichen Gönner zurückkehrend, verfiel er in Wahnsinn und ein langsames Hinsiechen, dem er nach zwei Jahren am 11. Februar 1888 erlag. So bitter wie nur irgend einer, den die Muse auf die Stirn geküßt, hatte er einen kurzen Traum von Ruhm und Glück geträumt. Mit unsäglichen Kämpfen und einem erschütternden Ende hat er ihn bezahlen müssen. H. B.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **Auf der Münchener Internationalen Kunstausstellung** wird Professor Franz von Defregger mit einem figurenreichen Historienbilde vertreten sein, welches wiederum eine Episode aus der Geschichte seines engern Heimatlandes Tirol behandelt. Es zeigt Andreas Hofer im Kreise seiner Getreuen am Vorabende der Schlacht am Berge Isel bei Innsbruck.

— **Für die Wiener Jubiläums-Kunstausstellung haben** der französischen Künstler sich plötzlich veranlaßt gesehen, ihre am 20. Januar gethane feierliche Zusage zu widerrufen und jede Mitwirkung zu versagen — für die Kunstvergessenheit sind immerhin recht unangenehme Ueberraschung, welche wahrscheinlich dem durch die ablehnende Haltung Oesterreichs gegenüber der Pariser Weltausstellung von 1889 erbitterten französischen Ministerium zu danken ist. Dem Vernehmen nach werden auch die russischen Künstler der Ausstellung fern bleiben.

— **Ein bisher nicht veröffentlichtes Schillerbildnis** ist dieser Tage aus einem Familienbesitz wieder aufgetaucht. Es ist ein fein gezeichnetes, leicht aquarelliertes, bis etwa zu den Hüften

reichendes Porträt in stehender Haltung. In der Tracht der Zeit, mit Jabotshemd und umgelegtem Kragen sehen wir den Dichter, freien Halses und erhobenen Hauptes, mit den blauen Augen unter der hohen, offenen Stirn uns anblicken. Das hinten mit dunklem Bande gebundene Haar ist unfrisiert, und es ist fraglich, ob der Zeichner den leichten Schein hat entfernen wollen oder ob er hier die Zeichnung nicht vollendet hat. Der Rock ist leicht braun gefärbt, die Weste hell; in die Zwischenräume der Knöpfe sind beide Hände übereinander eingesteckt, wodurch die ganze Position einen Zustand der Ruhe ausdrückt. Das Bild mag in den Jahren 1785 oder 1787 während Schillers Aufenthalt in Leipzig oder Dresden entstanden sein.

Tonkunst.

— **Johanna Klinckerfuß hat, nachdem sie in Karlsruhe** Triumphe gefeiert, auch in einem der Abonnementskonzerte der Stuttgarter Hofkapelle mit glänzendem Erfolge gespielt. In letzterer Stadt war es namentlich das in der neuen Instrumentierung daselbst zur ersten Aufführung gelangende Klavierkonzert in A-moll von Grieg, das in dieser vom Komponisten selbst ihm verliehenen Ausgestaltung von bestrickender Klangschönheit ist. Um sie zur vollen Geltung zu bringen, dazu gehört freilich eine Kraft, die für das Zusammenspiel mit dem Orchester in so hohem Grade begabt ist wie Frau Klinckerfuß, deren Ton Fülle und Weichheit wunderbar vereinigt und so mit dem Orchester bald zu reizvollen Klangwirkungen verschmilzt, bald in melodischer Rundung darüber schwebt.

Bühne.

— **Nach verschiedenen Mißerfolgen hat das Deutsche** Theater in Berlin endlich einmal wieder die Genugthuung erlebt, einen vollen Treffer zu erzielen, den die Herren Kadelburg und Franz von Schönthan mit ihrem Lustspiel „Die berühmte Frau" brachten. Die Berliner Kritik hat das Stück nicht eben liebevoll hingenommen. Sie hat es als eine Nichtigkeit behandelt, die eigentlich wegen ihrer Inhaltsleere gar nicht wert wäre, von ernsten Leuten beurteilt zu werden. Aber das Publikum, dieses vielköpfige, souveräne Ungeheuer, das heute der alles unterjochende Götze der Welt ist — was fragt dieses nach den Theorien und den doktrinären Thesen der Männer vom ästhetischen Areopag? Ganz gewiß haben diese recht, wenn sie über die Verflachung des Urteils und über die Verflachung des Geschmacks lamentieren — wann wäre dies aber nicht geschehen? Hat es überhaupt eine Zeit gegeben, in der Kritik und Publikum einer Meinung waren? Man muß die Zeit nehmen, wie sie ist. Und die heutige Zeit verlangt nach fröhlicher Laune, nach müheloser Unterhaltung in einem gewissen anständigen Rahmen. Ein Fortschritt liegt schon entschieden in dem immer überstehenen Umstande, daß die Zeit des schauderösen, banalen und einfältigen Blödsinns, wie ihn die Berliner Posse bot, längst vorüber ist. Warum soll man da die Leute nicht über die „berühmte Frau", eine Schriftstellerin, die in dem geistigen Schaffen Entschädigung sucht für die Entsagungen in der Ehe mit einem Faselhans und Junker Null, darüber aber ihre häuslichen Pflichten aus dem Auge verliert und in eine schiefe Lage gerät — warum sollte man über einen solchen Vorwurf die Leute nicht lachen lassen? Und sie werden es noch recht häufig thun, denn das Stück, mag man es nun Schwank, Posse oder wie sonst nennen, ist ein liebenswürdiges Ragout von tausend lustigen Scherzen, tollen Uebermutseinfällen, drolligen Anmerkungen und harmlosen Narreteien, wie sie die Faschingszeit auch heute noch liebt, das wohl an die fünfzigmale über die Bretter ziehen wird. Es ist ganz richtig, daß die Handlung ein Nichts, daß die Charakteristik eine übertriebene Persiflage der Wirklichkeit ist — aber das Geschick, all diesen Unsinn in eine liebenswürdige Form zu bringen, über die auch gebildete Leute sich einen Augenblick zu amüsieren vermögen, ist doch auch ein Verdienst. Bei der vorzüglichen Darstellung durch die ersten Kräfte, worunter auch der eine Verfasser, ist der Erfolg ein um so unanfechtbarerer und fein, wenn auch noch so finsteres kritisches Stirnrunzeln vermag an dieser Thatsache ein Titelchen zu ändern. Dem Theater aber, das, lediglich auf sich selbst angewiesen, doch schon recht viele tüchtige Leistungen geboten hat, mag man diesen Kassenmagnet immerhin gönnen, denn es braucht ihn.

— **Fast genau ein Jahr, nachdem Verdis neueste Oper** „Othello" zum erstenmal überhaupt in Mailand vor der Oeffentlichkeit erschien, fand im Hamburger Stadttheater die erste Aufführung dieser Oper des modernsten Stiles in Deutschland statt. Der Erfolg war ein bedeutender, wenigstens äußerlich. Dennoch wird das Werk das deutsche Publikum schwerlich erwärmen und fortreißen, wenn es die Zuhörer auch fesselt und zu höchster Achtung zwingt. Die Musik ist überall großartig und wird sicherlich das Entzücken aller Musiker und Musikverständigen hervorrufen, aber für die übrigen bleibt sie fremd, da jegliche im melodischen Sinne leichter faßbare Stücke fehlen. — Während so im Norden die hochdramatische Musik Triumphe feierte, hat die immer lustige Kaiserstadt an der blauen Donau ihrem Rufe getreu in einem ihrer Vorstadttheater, dem Karltheater, wiederum die Geburtstagsfeier einer neuen Posse, „König Kalo" von Bisson, begangen. Die Freude und der Beifall waren diesmal jedoch nicht ganz ungeteilt. Das Stück ist doch zu stark, und nur an ein sehr nachsichtiges Sonntagspublikum können derartige Zumutungen gestellt werden. Das durchweg ausgezeichnete Spiel der Mitwirkenden verschaffte ihm gleichwohl einige Anerkennung. — Zum Schluß sei noch kurz eines ernsthaften Schwankes, „Diana" von Anna Hell, gedacht, der bei seiner ersten Aufführung im Schauspielhause zu Frankfurt a. M. einen stürmischen Heiterkeitserfolg davontrug. Die Fabel, die Verwechslung eines Hundes mit einer Kunstreiterin und die daraus entstehenden Konsequenzen, ist zwar nicht neu, aber mit vielem Geschick und Humor durchgeführt. Jedenfalls hat die Verfasserin den ersten Schritt auf den heiklen Brettern der Bühne unter günstigen Zeichen gemacht.

Kultur und Wissenschaft.

— **Ueber den in letzter Zeit häufig genannten Papyrus** Erzherzog Rainers machte Professor Dr. Karabacek in einem Vortrage folgende Mitteilungen: Der an 100,000 Papyrus und 20,000 Papiere zählende Dokumentenschatz enthält Aufzeichnungen aus einem Zeitraum von mehr als 2700 Jahren, vom vierzehnten Jahrhundert v. Chr. bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts n. Chr., in elf Sprachen. Es sind unter anderem in der erstgenannten Sammlung in ältesten, mitunter dem Beginne der christlichen Aera angehörenden Niederschriften bisher Teile von Homers „Ilias" und „Odyssee", Plato, Theokrit, Aeschines, Demosthenes, Isokrates, Thukydides, Xenophon und nebst anderen bis jetzt unbekannt gebliebenen Litteraturwerken auch Bruchstücke vom Orestes des Euripides in einer Handschrift des dritten Jahrhunderts gefunden worden, deren Verse durch ein darüber gesetztes Notensystem in ihrer rhythmischen Bedeutung für das ganze Drama sowohl wie für die Geschichte der Tonzeichen überhaupt wichtig zu werden versprechen. Dazu kommen als weitere Kleinodien zwei urchristliche Schriftdenkmäler: das berühmte, wiederholt besprochene, nichtkanonische Evangelienfragment und ein liturgischer Papyrus, spätestens aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts, welcher einzig in seiner Art dasteht, weil er wenigstens zwei Jahrhunderte älter ist als die ältesten bisher bekannten liturgischen Handschriften. Hieran schließt sich eine große Masse griechischer Papyrus, Urkunden offizieller und privater Natur, Briefe und Aufschreibungen, welche alle Lebensverhältnisse und Zustände dieser so wichtigen Provinz des römischen Reiches berühren, aber auch Reflexe der großen, damals sich abspielenden politischen Ereignisse widerspiegeln. Durch eine mikroskopische und chemische Papieruntersuchung der Professoren Wiesner und Karabacek konnte nachgewiesen werden, daß die Annahme, die den Deutschen oder Italienern die Erfindung des Lumpenpapiers zuschrieb, in nichts zusammenfällt, da die Araber schon vom Jahre 751 n. Chr. an auf der Tradition gestützte Leinenlumpenpapiere zu erzeugen begonnen haben. Mit diesen für die Entwicklungsgeschichte eines hochwichtigen Kulturträgers erzielten Ergebnissen hängt endlich noch die nicht minder interessante Entdeckung von 27 Papieren zusammen, auf welche Schrift und Ornamentik mit Holzmodeln 500 Jahre vor Gutenberg gedruckt sind!

Gewerbe.

— **Vom 1. August bis zum 15. Oktober wird in München** neben der „internationalen Kunst- und deutsch-nationalen Kunstgewerbeausstellung" auch eine Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung für das deutsche Reich stattfinden. Die Maschinen werden in der Arbeit vorgeführt und kommen durch Ausschließung des Großbetriebs zur Geltung, mögen sie so klein sein wie sie wollen. Als Anmeldungstermin gilt der 1. März, für die Einlieferung der 1. Juli. Die Platzmiete beträgt für den Quadratmeter Boden 15 Mark, für den Quadratmeter Wand 10 Mark, während 1/4 Pferdekraft für den halben Tag zu 1 Mark geliefert wird.

Gestorben.

— Pater August Fischer, der vielgenannte Privatsekretär und Hofkaplan des verewigten Kaisers Maximilian von Mexiko, zuletzt Pfarrer zu St. Cosme in Mexiko, 62 Jahre alt, am 15. Dezember, in Mexiko.

— F. J. Wiedemann, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, berühmter Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, besonders der esthnisch-finnischen Dialekte, 82 Jahre alt, am 29. Dezember, in St. Petersburg.

— Joseph Hordynski Ritter von Fedkowicz, ruthenischer Dichter, Redakteur der Zeitschrift „Bukowyna", Anfangs Januar, in Czernowitz.

— Konrad Koep, Generalkonsul von San Salvador in Dresden, früher in Zentralamerika, wo er im Auftrag der Regierung von San Salvador das Innere des Landes erforschte und die Einrichtung von staatl. Anstalten besorgte, am 16. Januar, in Dresden.

— J. Godin, Eisenfabrikant und Sozialreformer zu Guise in Frankreich, durch die wohlwollenden Einrichtungen für seine Arbeiter hochverdient, seinerzeit Mitglied der Nationalversammlung in Versailles, am 15. Januar, in Paris.

— Donna Carmen Acunha de Will, Herzogin von Bivona, Cousine der Kaiserin Eugenie und Enkelin des berühmten spanischen Entdeckungsreisenden Tristan de Acunha, Mitte Januar, in Neapel.

— Johann Fuchs sen., der Begründer der Maschinenfabriken in Oesterreich, 76 Jahre alt, am 15. Januar, in Graslitz.

— Fohmann, königlich württembergischer Hofmusiker, hervorragender Virtuos auf dem Waldhorn, am 18. Januar, in Stuttgart.

— August Freiherr von Lerchenfeld-Aham, königlich bayrischer Kämmerer und charakterisierter Generalleutnant, Premierleutenant der Leibgarde der Hatschiere, 61 Jahre alt, am 21. Januar, in München.

— George Godwin, bekannter englischer Architekt und Schriftsteller, 73 Jahre alt, am 27. Januar, in London.

— Wirklicher Geheimerat Albert Eytelwein, der Neffe des preußischen Baubeamten, 92 Jahre alt, am 28. Januar, in Berlin.

— Geheimer Admiralitätsrat Werner Freiherr von Lilien, Intendant der Marinestation der Ostsee, am 28. Januar, in Kiel.

— Friedrich Graf Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin, k. k. Kämmerer und Major a. D., Präsident des oberösterreichischen Landeskulturrates, 65 Jahre alt, am 22. Januar, auf Schloß Hagenberg bei Pregarten.

— Dr. Müller, Senatspräsident des Darmstädter Oberlandesgerichts, am 30. Januar, in Darmstadt.

— Graf Emanuel Thun-Hohenstein, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, das Haupt der gräflichen Linie Castel-Brughier und Besitzer der Herrschaft Castel-Fondo in Südtirol, 52 Jahre alt, am 30. Januar.

— Karl August Questel, Professor der Baukunst an der Pariser Kunstschule, Erbauer des Domes von Nîmes, 81 Jahre alt, am 30. Januar, in Paris.

— Dr. J. B. Kraus, Professor der Theologie und Rektor am Lyceum zu Regensburg, 62 Jahre alt, am 30. Januar, in Regensburg.

— Dr. John Thomas Irvine Boswell, hervorragender englischer Botaniker, am 31. Januar, in Balmuto, Fifeshire.

— Geheimerat von Göddäus, der letzte Kabinettsminister des letzten Kurfürsten von Hessen und Rechtskonsulent der Frau Landgräfin von Hessen, am 31. Januar, in Frankfurt a. M.

— Dr. Waldemar Schmidt, Professor der Theologie an der Universität Leipzig, am 31. Januar, in Leipzig.

— Professor Friedrich August Körner, früherer Direktor der Handelsakademie zu Pest, namhafter Pädagog, 73 Jahre alt, am 31. Januar, in Dresden.

— Dr. Asa Gray, der größte Botaniker Amerikas und Professor an der Harvard-Universität, 78 Jahre alt, Ende Januar, in New-York.

— Thiebaut, berühmter französischer Bronzegießer, 44 Jahre alt, am 1. Februar, in Paris.

— Geheimer Oberjustizrat Meuß, königlicher Oberstaatsanwalt, am 1. Februar, in Breslau.

— Admiral Henry Eden, einer der ältesten Offiziere der britischen Marine, 91 Jahre alt, am 1. Februar.

— Thilo Freiherr von Werthern, Major a. D., Mitglied des preußischen Herrenhauses, 70 Jahre alt, am 2. Februar, auf Groß-Neuhausen im Kreise Eckartsberga.

— Dr. Maximilian Schmidt, Direktor des Berliner zoologischen Gartens, 51 Jahre alt, am 4. Februar, in Berlin.

Lotterieziehungen im Monat März.

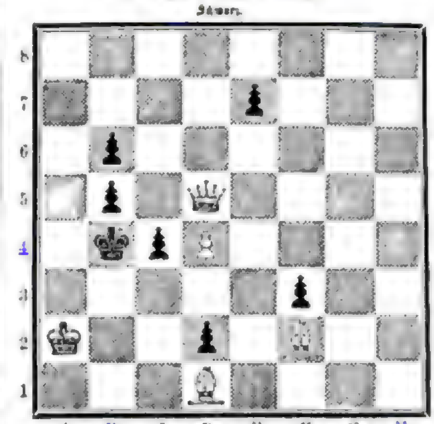
Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 6000, niedrigster 2 fl., zahlbar am 1 März 1888 (47. Ziehung). — Bayrische 100-Thaler-Lose à 4% vom Jahre 1866, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Lille 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1860, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1888 (56. Ziehung). — Oesterreichische 100-Gulden-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juni 1888 (102. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Lose vom Jahre 1859, höchster Preis 5000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 1. Juli 1888 (59. Ziehung). — Braunschweiger 20-Thaler-Lose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 30. April. — Am 13. Russische 100-Rubel-Lose à 5% vom Jahre 1866, höchster Preis 200,000, niedrigster 240 Rub., zahlbar am 13. Juni 1888 (44. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Lose à 5% vom Jahre 1866, 4200 Stück, jedes Los à 125 Rubel, zahlbar am 13. Juni 1888 (44. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Lose vom Jahre 1866, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Franken, zahlbar am 16. Juni 1888 (71. Ziehung).

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 418.

Von Dr. Fritz Hofmann in München.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 413:

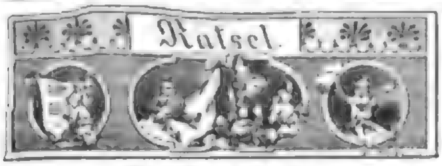
Weiß.	Schwarz.
1) L E 3 — C 1	1) K F 5 — E 4.
2) S F 6 — G 4 †	2) K E 5 — F 5 oder — D 4.
3) T. C 4 — D 7 oder — C 4 Matt.	
A)	
1)	1) L F 5 — E 6.
2) T. C 6 — C 3 †	2) K E 5 — F 5 oder — D 6.
3) G 2 — G 4 oder L C 1 — A 3 Matt. — (Auf 1) . . . 1) L F 5 [illegible] 2) T C 6 — D 6 † etc.)	
B)	
1)	1) L C 1 — D 6.
2) S G 4 — E 3 †	2) K E 5 — F 4 oder — E 4.
3) T. C 4 — C 1 oder — D 2 Matt. — (Andere Spielarten leicht.)	

Schachbriefwechsel.

Herr Oskar [illegible] in Kamenz. Ihre vorjährige ist nebenläufig durch 1) D 3 — D 4 [illegible], die [illegible] aber durch 1) T. F 8 n. F 4 †. — X in Tálawe. Nr. 150—[illegible]. — Schachklub Elite in Hamburg. Nr. 161 R. — J. Reinert in [illegible]. Ueber den Zug 1) D. G 1 — E 2 in der „Weihnachtsnuß" vergleichen Sie gefälligst letzten Schachbriefwechsel. — C. Weber in Mülheim. Bitte, die Aufgaben gefälligst aufgezeichnet einzusenden. — Ch. V. in Stuttgart und Dr. Walz in Heidelberg. Nr. 412 R.

Mr. Emile Frau à Lyon. Vos solutions du Nr. 410 et du problème de Noël sont justes. — T. F. R. in Wilna. In der Partie Nr. 83 nach 16) L. C 8 — E 6 erobert Weiß durch 17. [illegible] 18. [illegible] der vorzüglichen Stellung einen Bauer und muß daher die Partie gewinnen. Der Zug 16) T. E 1 — E 6 ist daher nicht bloß unerwartet, sondern auch schön. — Graf [illegible] in [illegible]dorf. Das [illegible] Preisproblem richtig gelöst. — Konrad Erler in Wien. Ihre vorzügliche Aufgabe wird aufgenommen. Fernere Beiträge willkommen. — E. Schwab in Wien. Ihre Aufgabe ist nicht richtig aufgezeichnet.

Digitized by Google



Magisches Kreuz.

			A	A	A	A			
			A	A	A	A			
			A	A	B	B			
B	B	D	D	D	D	D	D	E	E
E	E	E	E	E	E	E	E	E	G
G	G	G	I	K	L	N	N	O	O
O	O	O	O	O	O	O	R	R	R
			R	R	R	R			
			R	R	S	S			
			S	S	S	U			

Werden diese Buchstaben richtig verteilt, so entstehen fünf magische Quadrate, in welchen die sich entsprechenden wag- und senkrechten Reihen gleich lauten. Das mittelste Quadrat hat die vier äußersten Reihen mit den angrenzenden Quadraten gemeinsam. Das oberste Quadrat nennt 1) eine aus der griechischen Mythologie bekannte Frau, 2) einen griechischen Gott, 3) einen in einem italienischen Staate früher üblichen Fürstentitel, 4) ein nordisches Göttergeschlecht. Das erste Quadrat des Querbalkens nennt 1) einen Fluß in Polen, 2) einen griechischen Weltweisen, 3) einen Vogel, 4) ein nordisches Göttergeschlecht. Das mittelste Quadrat nennt 1) ein nordisches Göttergeschlecht, 2) ein Nahrungsmittel, 3) eine Stadt in Böhmen, 4) eine Himmelsrichtung. Das letzte Quadrat des Querbalkens nennt 1) eine Himmelsrichtung, 2) einen deutschen Fluß, 3) einen Küstenfluß in Preußen, 4) einen Nebenfluß der Donau. Das unterste Quadrat nennt 1) eine Himmelsrichtung, 2) ein Blasinstrument, 3) einen Frauennamen, 4) einen ungarischen Volksmann.

Auflösung des Bilder-Ergänzungs-Rätsels Seite 401:

1) Examinenbad.
2) Marienbad.
3) Rubinn.
4) Eldorus.
5) Geisterseher.
6) Bellona.

Emanuel Geibel.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 421:

Der Leopard, so alt er wird,
Nie die gesprenkelte Haut verliert.

Auflösung des Dichterkryptonyms Seite 421:

Hermann Lingg.



Abonnent in Sonneberg. Es kommt da viel auf die besonderen begleitenden Umstände an. Wir haben Beispiele erlebt, in denen der Erfolg ein sehr befriedigender und achtbarer war; gleichwohl wäre es unser Geschmack im Prinzip [illegible].

Emil L. in Altenburg. Wir kommen auf derartige Dinge nicht gern früher zu sprechen, als bis sie vor die öffentliche Kritik treten.

Eifrige Leserin in D. 1) Deutsche Romanbibliothek, Jahrgang 1881, broschirt 3 Mark (Abonnenten-Vorzugspreis). 2) Gesandte Auflösung richtig.

Dr. M. von H. in K. Nehmen wir deshalb hin, wir danken in der Alternative, die Sie uns stellen, ... einen ... Beleidigungsversuch erblicken. Wir brauchen nur ... zu ..., um jeder weiteren Berührung ... zu ... und das Bildchen, das uns in Ansicht ... gar nicht so uninteressant erscheint, ... behalten zu dürfen. Aber wir sind nicht deshalb. Wir finden vielmehr, daß Sie mit ... Voreingenommenheit urteilen. Das ..., wenn auch nicht gerade eine Schönheit, doch durchaus kein häßliches Gesicht, und was die ... betrifft, so glauben wir sicher, dieser Ausdruck hängt mehr mit der bekannten gezwungenen Ruhe des ... als mit der Charakteranlage der jungen Dame zusammen. Hinter diesen dunklen Augen mit den großen Lidern mag recht wohl ein kleiner Kobold lauern. Jedenfalls empfehlen wir Ihnen an, ohne Vorurteil persönlich und eingehend zu prüfen, ohne sich durch einen ungünstigen Moment ... zu lassen.

Herm. Schl. in Schl. Ihren gefälligen Einsendungen fehlt die für solche Dinge unerläßliche feinere Pointirung.

F. L. in Mainz. Der Gegenstand ist zur Genüge ausgebeutet; wir haben daher für Ihre Manuskripte keine Verwendung.

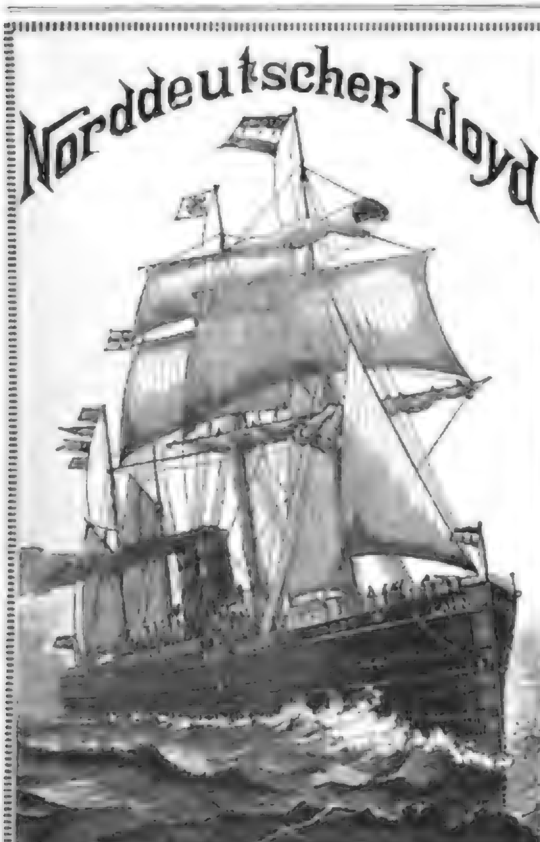
David H. in Bialystok. Unbrauchbar. Die Ihrem Brief eingelegte russische Postkarte würde, hier aufgegeben, keine Gültigkeit haben.

E. H. in Worms. Jahrgang 1883, Nr. 21. — Großherzoglich Sächsischer Hofpianist, geb. 10. April 1864 zu Glasgow. Hauptwohnsitz Weimar, aber viel auf Reisen.

W. R. in H. a. S. Zu ...

Edwin W. in Wien. Diesen Gegenstand des Vorgangs öfter als unumgänglich nötig ist zu berühren, sei es auch in einem noch so ... Sinne, vermeiden wir grundsätzlich.

A. G. in Linz. Ein Garbe- und ... Salon-..., nämlich dreizehn ... ein ..., ein ... und zwei ...



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

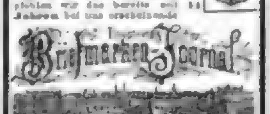
Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Die Direction
Bremen. des Norddeutschen Lloyd.

BUCHFÜHRUNG
Otto Biede — Zittau.

Solide Buckskins,
das Meter von M. 3.50 ab, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Prensel, Cottbus.

Sammlern, ... Jahren bei uns erscheinende



... erscheint monatlich zweimal ...

Senf's Briefmarken-Journal

nur 1 M. 50 Pf. (= 1 fl. ...)

Probe-Nr. ...

Gebrüder Senf in Leipzig. Jede Buchhandlung d. In- u. Auslandes, jede Postanstalt ... fortwährend Abonnements entgegen.

Badestühle

neuester und bequemster Form, in gediegener Ausführung. Garantie.



Wir liefern diese Badestühle sowohl für einfache Bäder, mit u. ohne Heizofen, als auch mit verstell. Dusche-Apparat ... oder mit Einrichtung für „Dampfbäder“. Ferner empfehlen wir unsere ... Zimmer-Douche-Apparate schon v. 25 M. an, komplete Badeeinrichtungen ... Transp. geruchlose Closets v. 10 M. an ... Bidets, Waschtische etc.

Zappernick & Hartz, Berlin SW.

„Wir kennen keine
... Damm, ...

„Die unbedingt
... Dr. H. ...
Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„In die vorderste
Reihe aller ... Alfred Reisert, Klavierschule und ...
R. Jullienst ... Musik, Leipzig.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse, historische, allegorische Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravüre und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Wichtig für Damenschneider, Schneiderinnen u. Hausfrauen.
Zur Frühjahrs-Saison empfehle ich mein reich sortirtes Lager von
Damen-Mantel-Stoffen
in allen Farben, als: Soleil, Schattenstoffen, Kammgarn, Diagonal, gestreiften u. karrirten Regenmantel-Stoffen. Musterkollektionen ... der Saison ... gratis und franko. Auch liefere jedes Ellenmaß zu Engrospreisen.
Siegmund Mendelsohn,
Berlin, Stralauerstr. 12.

Wäsche-Artikel.
... A. W. Schubert, Weida i. Th.

G. A. H. ZEISS



besitzt alle Vorteile der amerik. Goldfedern; schreibt gleich leicht auf glattem, wie auf rauhem Papier; ist dauerhafter und daher billiger wie jede andere Schreibfeder.
Shannon Registrator Compagnie
BERLIN, W. INHABER AUG. ZEISS
FILIALEN: FRANKFURT a/M., NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.
Man verlange Musterfedern
Wenn in Handlungen nicht vorrätig liefern wir direct franko.



Shannon-Registrator

Einziger Apparat, durch welchen die Korrespondenz in wenigen Sekunden nach Datum und Alphabet geordnet und aufbewahrt wird.
Briefe übersichtlich in Buchform gebunden und doch frei zum augenblicklichen Herausnehmen.
Illustrirte Kataloge
mit hunderten Zeugnissen, wie nachstehendes, gratis und franko.

Württ. Metallwarenfabrik, Geislingen.
Die von Ihnen bezogenen „Shannon“ Registratoren haben wir in jeder Beziehung für praktisch befunden und teilen Ihnen gerne mit, dass wir mit denselben recht zufrieden sind. Es wird heute wohl kaum eine einfachere Methode existiren, Schriftstücke schnell und übersichtlich zu ordnen, und sind daher diese Apparate bestens zu empfehlen. (32 Apparate.)

AUG. ZEISS & Co.
BERLIN W. FRANKFURT a/M.
FILIALEN: NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.

Digitized by Google

E. B. in Frankfurt a. M. Wir leihen in unserer Briefmappe sehr gern, soweit es nur irgend thunlich ist, unseren geschätzten Abonnenten Rede und Antwort, aber Ihre Fragen sind so allgemeiner und umfassender Bedeutung, daß [illegible] briefliche [illegible] nachzuweisen, daß es [illegible] etwas wert. Wollen Sie unsere Ansicht über die in Rede stehende Angelegenheit in einer späteren Nummer an dieser Stelle lesen, so steht sie Ihnen auf Verlangen zu Diensten.

An unsere freundlichen Leser. Im Interesse an und [illegible] Auftrag erbitten wir von denen, die ihn zu geben [illegible] Aufschluß über Ursprung und vollständige Fassung des Gedichtes, dem nachstehende Verse entstammen.

„Liebes Kind, laß deine Sorgen,
Laß sie fliegen in den Wind!
Nach dem Abend folgt der Morgen
Und der Tag erstrahlt geschwind.
Jedes Thal hat seine Hügel,
Jede Nacht hat ihre Flügel.
Sieh, des Weinstocks grüne Ranken
Winden sich um dürren Baum,
Laß den traurigen Gedanken
In der Brust nicht zu viel Raum."

Fünf treue Mädchenherzen. 1) Eine sorgsam gewählte Auswahl französischer Werke, die sich für Ihr Lesebedürfnis eignen, bietet Ihnen die Bibliothèque française ou Choix de livres [illegible], recueillis par Ch. Zeller, 10 Bändchen, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, durch jede Buchhandlung zu beziehen und zwar das broschirte Bändchen zu ℳ 1, je 2 Bändchen in 1 Band gebunden zu ℳ 2. 50. — Die Werke von Georg Ebers, Gregor Samarow, [illegible] und anderen. — 2) Wir sahen darnach; eine Anfrage an Eduard Blochs Theaterbuchhandlung, Berlin C., Brüderstraße 2, wäre vermutlich nicht erfolglos [illegible]. 3) Schon 1886 in Königsberg gestorben. 4) Wir meinen [illegible]; der gute Wille dessen, an den Sie sich wenden, ist dabei [illegible] maßgebend.

Eine Frage (Karlsbad). Wenn wir nicht irren, Rue de l'Elysée; zur Zeit [illegible], da wir dies schreiben, in Wien, „Grand Hôtel".

B. R. in G. L. Nein; aber in einem solchen Fall hat [illegible] gewisse der Hausherr für Abhilfe zu sorgen und die dadurch erwachsenden Kosten zu tragen.

Richtige Lösungen sandten ein: [illegible] in Zürich (2). [illegible] in Paris. Emma Berg in Berlin. [illegible] in Plauen i. V. [illegible] in London (3). [illegible] in Breslau (2). [illegible] in Dresden (2). M. G. in Solingen. O. [illegible] in Goitze. Ferd. Rüfhart in Frankfurt a. M. (2). W. Walther in Arnstadt. Paul [illegible] in Glogau. M. M. in Hamburg. Charlotte [illegible] in Amsterdam. Joh. P. [illegible] in Hamburg. A. K. in [illegible]. [illegible] in [illegible]. Louis Engel in [illegible]. [illegible] in Karlsruhe. [illegible] in Bremen-[illegible]. M. C. [illegible] in Belgrad, Serbien. [illegible] in Berlin (2). Louis Hermes in [illegible]. Fr. Dr. [illegible] in Schweinfurt. E. J. Oliasberg in Minsk. A. [illegible], stud. jur. in Lemberg. Otto [illegible] in [illegible]. Hugo [illegible] in [illegible]. E. [illegible] in [illegible]. [illegible] in [illegible]. [illegible] Bachr in [illegible]. Henriet und Gretel Mund in Berlin. J. Bahn in St. Ingbert (2). Helene Langer in Wiglitz (Mähren).

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: **Moritz Hecht** (V. [illegible]).
München: **Fritz Schwerk,** Redakteur der „[illegible]" ([illegible]str. 22).
Wien: Freiherr **A. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. [illegible]gasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Hosfore, Roman von Fritz Mauthner, Fortsetzung. — Zwei [illegible], von C. M. B. — Unsere Bankier: Arthur von Hamburg, von Fr. Pecht. — [illegible]. — Kleine Reden[illegible], von Alfred [illegible]. — Ein Jubiläumsgeschenk für Papst Leo XIII., von A. E. — Arthur Schopenhauer, von Max Dessoir. — [illegible], Novelle von Klaus Zehren, Fortsetzung. — Blätter für die Frauen: Mode, von Johanna von Sydow. — Dr. Bromann, von B. — Die große Silhouette des deutschen Reichstags. — Litteratur. — Albert Lindner, von Th. F. — Notizblätter. — [illegible] im Monat März. — Schach. — Rätsel: [illegible] Kreuz; Auflösung des Silbenrätsels [illegible] Seite 401; Bilderrätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 401; Auflösung des Silben-Kreuzrätsels Seite 421. — Briefmappe.

Illustrationen: Der [illegible] in der großen Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888, Originalzeichnung unseres Spezialartisten H. Lüders. — Zwei [illegible] Gemälde von Julius Kappers. — Nach dem Tanz, Gemälde von A. von Kossberg. — Unsere Bankier: Bildnis des Malers Arthur von Hamburg. — Arthur Schopenhauer. — Jubiläumsgeschenk, Gemälde von A. Gillem. — Aus der [illegible] Ausstellung: Judith, Gemälde von Peter [illegible]. — Blätter für die Frauen: Mode, vier Abbildungen. — Aus unserer [illegible] neun Originalzeichnungen. — Dr. Bromann. — Albert Lindner.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Sammlung beliebter Kinderlieder,

in leichtem Klaviersatz bearbeitet und der klavierspielenden Jugend gewidmet

von

E. Eichler.

Erste Abteilung.

Fünfte, verbesserte Auflage. Preis geheftet 75 Pfennig.

In dieser neuen Auflage der Kinderliedersammlung wurde der Fingersetzung besondere Sorgfalt zugewendet und dieselbe in Uebereinstimmung mit den Prinzipien des Legatospiels gebracht, so daß auch die nach der Kunstmethode unterrichtende Lehrer mit Befriedigung von derselben Gebrauch machen wird.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- u. Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



Lebensgroße Porträts (nach Bremer Format) in Kreide, Oel, Aquarell nach jed. [illegible] Schönh. Ähnlichkeit an [illegible] [illegible] frei. Prosp. [illegible] **C. Hommel** in Bockenheim — Frankfurt a. M.

Auflage 252 000, das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; [illegible]

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette u. Handarbeiten. [illegible] Vierteljährlich ℳ 1.25 [illegible]. 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe u. Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa [illegible] Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition Berlin W., Potsdamer Str. 38. — Wien I, Operngasse 3.

Echte Briefmarken! Billig! [illegible] [illegible] — Katalog 20 Pf. **E. Hayn,** Berlin, C. 24 Friedrichstr. 123. [illegible]

Tuche, Buckskins, Paletotstoffe, das Neueste u. Gediegenste der Saison, versendet jedes Maß auch an Private. Muster franko. **Ernst Steger,** Leipzig, [illegible]

Gratis franko. Katalog 3: Deutsche Litter., Humorist., Frauenfrage, Geschichte, Sprach- u. Naturwissensch. etc.
Katalog 4: Theologie — Philosoph.
Bücher-Ankauf z. höchst. Preisen pr. kasse.
Baschs Buchhandlung, **Berlin,** [illegible]

Sommer-Toiletten aus dem Elsaß.
Das einzige in Deutschland [illegible] Spezialhaus für [illegible] Fabrikatenversendt hiermit seine Kollektion aus ca. 3500 Mustern der neuesten und [illegible]
Elsäßer Wollkleiderstoffe franko. Elsäßer Warenhaus Dresden.

Kolossaler [illegible] **für Herren** [illegible] [illegible]-Bureau, [illegible]

Neu! Geeignet für [illegible] Neu!
Schul- und Selbstunterricht.
Fortschritte schnell u. sicher; beste Methode!
Celloschule von [illegible], 2 Teile, [illegible] à 2 —
Clarinettschule v. [illegible] 17 gb. à 2 —
Cornetschule v. A. F. Bagantz 17 gb. à 2 —
Grosse Klavierschule von Louis Köhler, op. 314. Letzte Meisterwerk [illegible] à 2 —
Der kleine Pianist, für [illegible] u. mod. Stücke, 100 Seiten, und [illegible] Billige Ausgabe geb. 2 —
do. Pracht-Ausgabe geb. 4 —
Flötenschule v. E. Köhler 17 geb. à 2 —
Flötenspiel, Fortschritt im, von Ernesto Köhler, 3 Teile, ungeb. à 2 —
Harmoniumschule v. A. [illegible] [illegible]
Mandolinenschule v. [illegible] [illegible]
Violinschule v. A. F. Bagantz [illegible]
Violinspiel, Fortschritt im, von A. F. Bagantz, 3 Teile, geb. à 1.50
Zitherschule v. Aloys Mayer 17 gb. 2 —
Zum Selbstunterricht nach Noten- und Ziffernsystem. Von J. A. Sokoloff.
1-reih. Harmonikaschule, 1 Heft ℳ 1 —
1-reih. Harmonikanoten, 6 Hefte à „ 1 —
2-reih. Harmonikaschule, 1 Heft „ 1 —
2-reih. Harmonikanoten, 3 Hefte à „ 1 —
Concertinaschule, 1 Heft „ 1 —
Concertinanoten, 2 Hefte à „ 1.50
Katalog gratis und franko. Verlag von **Jul. Heinr. Zimmermann,** Leipzig.
Berlin, bei Bühle & Hunger, Friedrichstr. [illegible] Wien, bei Otto Maass, Mariahilferstr. 9, sowie durch jede Buch- u. Musikhandl.

J. A. Hietel, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.
Kunst-Stickerei und Fahnen-Manufaktur.



250 echt versch. Briefmarken: [illegible] Japan, Persien, Arg. [illegible] Ägypten, Türkei [illegible] **M. 1.60** [illegible] **Paul Siegert,** Hamburg.

Windlich & Kunze, Meißen [illegible]



[illegible]

REINWOLL. CACHEMIRE
in unübertroffenem Schwarz und mit sammetartigem Griff
Doppeltbreite 108 Centimeter
gegen baar oder Nachnahme.
Specialität:
Schwarze Neuheiten!
1 Mark das Meter und höher. Proben frei.
Geschäftshaus für Damen-Moden **AUG. POLICH** LEIPZIG.

Die
raschesten u. besten Nachrichten
über alle wichtigen Ereignisse bringt vermöge seiner zahlreichen **eigenen Korrespondenten** an allen wichtigen Plätzen des In- und Auslandes, sowie durch **uneingeschränkte** Benutzung des **Telegraphen-Drahts,** wie allgemein anerkannt wird, das

Berliner Tageblatt

und **Handelszeitung** m. Effekten-Verlosungs-Liste nebst illustr. Witzblatt **„Ulk"**, belletrist. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, feuilleton. Beiblatt **„Der Zeitgeist"**, „Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau u. Hauswirtschaft"**.
Allen neuhinzutretenden Abonnenten
wird der bis zum 1. März abgedruckte Teil des gegenwärtig im Feuilleton erscheinenden höchst spannenden Romans von **Ulrich Frank:**
„Der Kampf ums Glück"
gratis nachgeliefert.
Für den Monat **März** abonnirt man bei allen Postanstalten zum Preise von nur **1 Mk. 75 Pf.**

Als Glücksbote [illegible] Neue Finanz- und Verlosungsblatt von A. Dann in Stuttgart [illegible]

Jamal prämiiert mit ersten Preisen.
Violinen
sowie alle sonstig. [illegible] unübertroffen in Ton u. Güte, von [illegible] ℳ. Stumme Violine [illegible] (Patent). Zithern in allen Formen 16—300 ℳ. Guitarren 8—50 ℳ. Bogen und Etuis. Alte Holz- u. Blechblas-Instrumente. Reparaturatelier vorz. Kr. Bezugsquelle von Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer, Leonard etc. [illegible] Wiederverkäufern Rabatt. Ausführl. [illegible]
Gebrüder Wolff,
Musik-Instrumenten-Fabrik
Kreuznach.

Soeben erschien in unserem Verlage folgende wichtige Novität:
Unser Kronprinz u. seine Umgebung
in San Remo nach d. Leben aufgenommen von Jean Grotte.
Dieses von J. K. H. der Frau Kronprinzessin persönlich gruppirte Bild wird gewiß von jedem Deutschen als das schönste Andenken an den Aufenthalt unseres geliebten Kronprinzen in San Remo freudig begrüßt werden und sollte keine deutsche Familie [illegible], [illegible] anzuschaffen. Preis Kab.-Format M. 2.50, Panel-Format ca. [illegible] auf eleg. Karton 6 Mk.
Zum 91. Geburtstage unseres Kaisers erschien folgendes Kunstblatt:
Kaiser Wilhelm und sein Liebling.
Kab.-Format 1 Mk. Boud.-Form (13/22 cm) Mk. 2.50. Panel-Format 5 Mk.
Neuere Erscheinungen unseres Verlages.
* Unser Kaiser im Interieur und mit Mütze (allerneueste Aufnahme).
* Unser Kronprinz [illegible] (Profilbild zu obigem).
* Unser Kronprinz in Kürassier-Uniform, Kniestück (neu).
* **Fürst Bismarck im Kreise seiner Familie** (neu).
* Hohenzollern-Glück (unser Kaiser im Kreise d. Familie des Prinzen Wilhelm) [illegible] [illegible] Kab.-Format 1 Mk. [illegible]
[illegible]
Cassirer & Danziger, Kunstverlag. Berlin W., Friedrichstr. 84a.
[illegible]

Digitized by Google



Grab- und Gartenfiguren

in der Nachahmung des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Korn und Farbe unter Gewähr größerer Wetterbeständigkeit.

Figuren von ℳ 12. —, Vasen von ℳ 7. — an.

Villeroy & Boch,

Terracottafabrik,

Merzig a. Saar.

Abbildungen portofrei gegen portofrei zur Rücksendung.

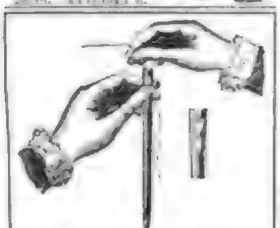
Lager: Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44, und Obertürkheim bei Stuttgart.

Vertreter für die Schweiz: **Eug. Jeuch in Basel.**

Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.



Aug. Spangenberg, Berlin SO., ... Krankenfahrstühle, Kinderwagen ... Zimmer-, von ℳ 50 an. Verstellbare Kopfkissen ... in 20 versch. ...



Die Nadelfabrik von **Ernst Kratz** in Frankfurt a. M. empfiehlt

Nähnadeln mit federndem Oehr zur grossen Erleichterung des Einfädelns — D. R. P. No. 23494 — selbst von **Schwachsehenden** und **Blinden** mit Leichtigkeit einzufädeln. — In den meisten Blindenanstalten eingeführt. — Zu haben in fast allen Posamentier-, Mercerie- u. Weisswarengeschäften.

Lieferanten Sr. Maj. d. K. v. Russl., Sr. Maj. Gr. Sultan T., ... Sr. K. Hoh. d. Grossh. ... sowie vieler hoh. u. höchst. Personen etc.

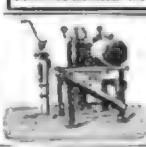


Cäsar und Minka,

Zahna, Provinz Sachsen.

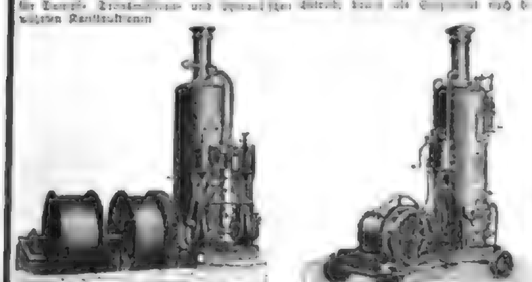
„Racehundezüchtereien."

Preisc. in Deutsch. u. Franz. 8pf. fco. grat.



Mineralwasser-Apparate ... **E. Alisch & Co.,** ... **Berlin.**

Transportable Dampfwinden und Fördermaschinen, Dampfkrähne, Personen- und Lasten-Fahrstühle



Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

L. Weyl, Berlin W. ... Aelteste Fabrik fahrbarer Badestühle. Kataloge gratis. Filiale in Wien, ...

Angelgeräte
H. Stork, München.

Verlangen Sie sofort unsere reichen ... Berlin ... General-Anzeiger Berlin 61 ...

Zur **„Presshefenfabrikation"** ...

Erwerbs-Katalog | f. jedermann gratis u. frko.
Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

Garrett Smith & Co.,
Buckau-Magdeburg.



... Organtheide und Compound-Locomobilen ... Preise und Bilder von der Fabrik gratis und franko.

Hartmann's
Gesundheitsbinden
(Holzwollbinden für Damen)

... Das Beste seiner Art ...

Verbandstoff-Fabrik P. Hartmann

Heidenheim, Württbg. und Filialen:

Berlin: Paul Hartmann, ...

Handweberei in Hausdorf und **Mechanische Weberei Gnadenfrei.**

Versand von ... Wäsche- und Leinenstoffen ...

Specialität: **Seiden-Imitation** ...

Wollstoff-Ersatz.

... Muster u. durch **Photographie** und Buntdruck vervielfältigte **Costumesbilder** gratis u. franko. **Versand:** Adr.: Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schl. **Lager-Verkauf:** Berlin, Werder-Str. 5 ...

Leuze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium ...
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Für Mütter.

... **Stick- oder Keuchhusten** ...

Cognac
der Export-Cie für Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

JENSEN'S
UNFRIERBARER
DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.— M. 2.— und M. 3.50 zu haben in allen Apotheken und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

75 Dresdener Strasse **Berlin S.** und **London**, 101 Leadenhall Street E. C.

Rheinwein.

Gegen Einsendung von **M. 30** versende mit Faß ab hier 50 Liter selbstgekelterten guten und abgelagerten **Weißwein**, ...

Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rhein.

MERAN

Klimatischer Kurort ... Prospekte gratis. Die Kurvorstehung.

J. Stockhausens
Privat-Gesangschule
in Frankfurt a. M.

... Anfang des II. Sem. ... Februar. Näheres durch Prospekte. ...

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt
Dresden, Dachsstraße 8.
für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Zuckerkrankheit, Frauenkrankheiten ... Kuren, Schrothsche Kur ...

Kurbedürftige erhalten gratis u. franco d. Prospekt d. altbewährten neuerdings vergrößerten Kuranstalt Brunnthal-München.

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das **beste, reinste und wohlschmeckendste.**

Wenn van Haagens Cacao an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe von Fabrik zu Detailpreisen gegen Nachnahme an **Private** versandt.

Richard C. van Haagen
UTRECHT, AMSTERDAM

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Gicht und Rheumatismus.
Sichere Hilfe. ... Mangelsen, ...

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Kronenstr. 36, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, sowie **Schwächezustände**, ...

Mondamin Brown & Polson

... Präparat. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Kolonial- u. Drog.-Hdlg. ...

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. **Unentbehrlich** für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — **Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.**

Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.

Importeure von nur besten, garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

Probekiste enth.
1 Flasche Portwein | feine
1 Flasche Sherry | Qualität

5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung.

Specialität in altem Portwein und Sherry für Rekonvaleszenten, von medizinischen Autoritäten empfohlen. **Probekiste**, enth. **2 ganze Flaschen Mrk. 7.50** franko Spesen inkl. Verpackung.

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages durch unsere Haupt-Niederlage *Leonard de Bruyn, Cöln.*

Ausführlich. Preiscourant gratis und franko.



Zacherl'sche Brauerei, München,

versendet gegen Nachnahme das allein echte

Salvator-Bier.

Preis der Kiste, inkl. Verpackung, ab München

à 12 Flaschen	24 Fl.	36 Fl.	48 Fl.
M. 9.	M. 17.	M. 24.50.	M. 32.

Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Das **echte**, direkt aus der Zacherl'schen **Brauerei** bezogene Salvator-Bier hält sich längere Zeit auf Flaschen, ist ein vorzügliches Tafel-Bier und insbesondere auch Rekonvaleszenten bestens zu empfehlen.

Vor **Imitationen** wird gewarnt.

Der Versand findet alljährlich **nur** im Laufe des März statt.

Sodener Mineral-Pastillen
zu haben à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.

Digitized by Google

DAS VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

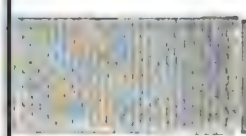
LEIPZIG - PLAGWITZ

hält streng an dem Princip fest, nur gute, brauchbare Waaren zu möglichst billigen Preisen zu liefern, und hat weder Reisende noch Agenten oder Repräsentanten, sondern verkauft nur direct an die Privatkundschaft.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Leinene Waaren.

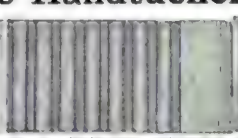
Reinleinene Handtücher. Meterweise. — Stück ca. 35 Meter.



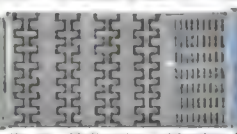
Nr. 27. Halbweiss gebleichte Gerstenkorn-Handtücher. 50 Cm. breit. Das Meter M. —.68, im Stück das Meter M. —.60.



Nr. 71. Halbweiss gebleichte Drell-Handtücher. 44 Cm. breit. Das Meter M. —.75. Im Stück das Meter M. —.72.



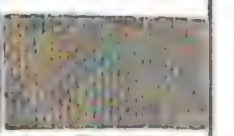
Nr. 24. Halbweiss gebleichte Drell-Handtücher. 50 Cm. breit. Das Meter M. —.80. Im Stück das Meter M. —.76.



Nr. 25. Halbweiss gebleichte Zwirn-Drell-Handtücher. 51 Cm. breit. Das Meter M. —.80. Im Stück das Meter M. —.76.

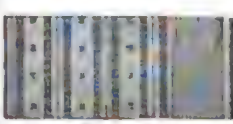


Nr. 26. Halbweiss gebleichte Zwirn-Drell-Handtücher. 50 Cm. breit. Das Meter M. —.90. Im Stück das Meter M. —.86.

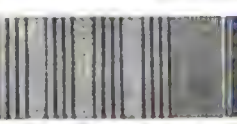


Nr. 28. Weiss gebleichte Gerstenkorn-Handtücher. 47 Cm. breit. Das Meter M. —.90. Im Stück das Meter M. —.86.

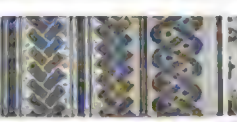
Reinleinene Handtücher. Abgepasst.



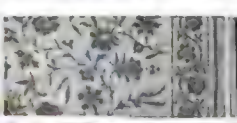
Nr. 31. Weiss gebleichte Drell-Handtücher. 48 Cm. breit, 100 Cm. lang. Das Dtzd. M. 9.—.



Nr. 32. Weiss gebleichte Drell-Handtücher. 48 Cm. breit, 100 Cm. lang. Das Dtzd. M. 9.25.



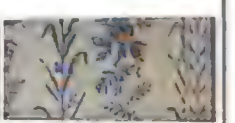
Nr. 72. Halbweiss gebleichte Hausmacher-Handtücher. 45 Cm. breit, 115 Cm. lang. Das Dtzd. M. 9.50.



Nr. 73. Halbweiss gebleichte Hausmacher-Handtücher. 45 Cm. breit, 120 Cm. lang. Das Dtzd. M. 10.50.



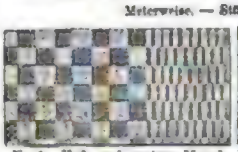
Nr. 7. Halbweiss gebleichte Cross-Handtücher. 46 Cm. breit, 120 Cm. lang. Das Dtzd. M. 11.75.



Nr. 74. Halbweiss gebleichte Hausmacher-Handtücher. 50 Cm. breit, 130 Cm. lang. Das Dtzd. M. 12.50.

Küchen-Handtücher.

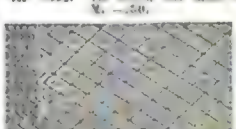
Meterweise. — Stück ca. 35 Meter.



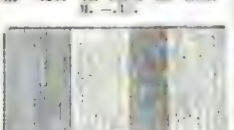
Nr. 1. Roh und weisse Handtücher. 40 Cm. breit. Das Meter M. —.52. Im Stück das Meter M. —.50.



Nr. 2. Roh und weisse Handtücher. 42 Cm. breit. Das Meter M. —.62. Im Stück das Meter M. —.60.



Nr. 10. Roh und weisse Handtücher. 38 Cm. breit. Das Meter M. —.45. Im Stück das Meter M. —.42.



Nr. 9. Roh und weisse Handtücher. 40 Cm. breit. Das Meter M. —.50. Im Stück das Meter M. —.48.

Hand-Leinen,

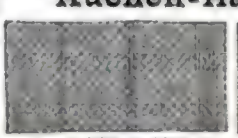
gegerbte

Herrnhuter Leinen.

Nebenstehende Leinen sind aus den vorzüglichsten Gespinnsten hergestellt und auf dem Rasen ohne Hinzuthat von Chlor oder sonstigen schädlichen Ingredienzien gebleicht, so dass wir für diese Leinen volle Garantie für Güte und Haltbarkeit übernehmen können.

Marke	Preis per Meter	Preis per Meter in ganzen Stücken
	M.	M.
82	1.05	1.—
84	1.20	1.05
86 Cm. breit. Stück = 50 Mtr.		
58	1.15	1.10
62	1.20	1.15
64	1.25	1.20
70	1.35	1.25
76	1.40	1.30
82	1.60	1.55
130 Cm. breit. Stück = 50 Mtr.		
64	1.80	1.75
70	2.—	1.90
76	2.25	2.15
82	2.50	2.40
140 Cm. breit. Stück = 50 Mtr.		
58	2.40	2.30
64	2.50	2.40
70	2.75	2.60

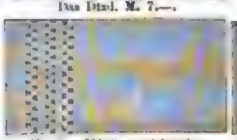
Abgepasste Küchen-Handtücher.



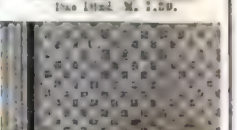
Nr. 20. Weisse gebleichte Handtücher, mit blau u. rothen Streifen. 42 Cm. breit, 115 Cm. lang. Das Dtzd. M. 7.—.



Nr. 21. Roh u. weisses Jacquard-Gewebe, m. blau u. rothen Kanten. 45 Cm. breit, 115 Cm. lang. Das Dtzd. M. 7.50.



Nr. 29. Weisse gebleichte Handtücher, mit rother Kante. 44 Cm. breit. Das Meter M. —.55. Im Stück das Meter M. —.53.



Nr. 17. Roh und weisse Handtücher, mit rothen Kanten. 42 Cm. breit. Das Meter M. —.51. Im Stück das Meter M. —.51.

Reinleinene schlesische Taschentücher

für Damen und Herren.

Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.	Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.
6	40	Sorgfältig gestickt	4.75	16	53	Sorgfältig gestickt	6.50
7	40	Sorgfältig gestickt	5.25	17	54	Sorgfältig gestickt, grosses Muster	6.75
8	42	Sorgfältig gestickt	6.50			Sorgfältig gestickt, grosses bunt. Muster	
9	42	Sorgfältig gestickt	7.75	18	55	Sorgfältig gestickt	6.75
10	40	Ungestickt	9.—	19	55	Sorgfältig gestickt	7.50
11	40	Ungestickt	10.—	20	56	Sorgfältig gestickt	8.75

In eleganten Cartons verpackt das Dutsend 25 Pf. mehr.

Irisch leinene Taschentücher

für Damen und Herren.

Hochweisses, elasttisches und unappretirtes Gewebe. In mittleren und feinen Nummern namentlich von elegantem Aussehen.

Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.	Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.
108	46	Sorgfältig gestickt	6.50	208	53	Sorgfältig gestickt	7.50
110	46	Sorgfältig gestickt	7.50	210	53	Sorgfältig gestickt	8.50
112	48	Sorgfältig gestickt	8.50	212	53	Sorgfältig gestickt	9.50
114	48	Ungestickt	9.—	214	53	Ungestickt	10.—
116	48	Ungestickt	10.50	216	53	Ungestickt	12.—
117	49	Ungestickt	12.—	217	53	Ungestickt	13.—
119	49	Ungestickt	14.—				

In eleganten Cartons verpackt das Dutsend 25 Pf. mehr.

Muster von Leinen

versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Schwere

Hausmacher-Leinen.

82 Cm. breit.

Pl. 6, das Meter M. —.82.
Pl. 7, „ „ „ —.95.
Pl. 8, „ „ „ 1.—.
Pl. 9, „ „ „ 1.05.

164 Cm. breit, für Betttücher.

Pl. 17, das Meter M. 2.10.
Pl. 19, „ „ „ 2.30.

Die Hausleinen sind ein starkfädiges, schweres Fabrikat von ausserordentlicher Haltbarkeit.

Matratzen-Drelle, Drelle f. Unterbetten, einfarbige Bett-Inlets, Jacquard-Inlets

empfehlen wir in grosser Auswahl. Muster stehen gern zu Diensten.

Bielefelder leinene Taschentücher

für Damen und Herren.

Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.	Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.
71	44	Sorgfältig gestickt	11.50	83	49	Sorgfältig gestickt	12.50
74	44	Sorgfältig gestickt	13.50	84	49	Sorgfältig gestickt	14.50
Nr. 91, 54 Cm. breit, sorgfältig gestickt, per Dtzd. M. 11.—.							
„ 92, 54 „ „ „ „ „ „ „ 12.—.							
„ 93, 56 „ „ „ „ „ „ „ 13.50.							

In eleganten Cartons verpackt das Dutsend 25 Pf. mehr.

Taschentücher für Kinder.

Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.	Marke	Grösse in Cm.		Preis pr. Dtz. M.
3	40	Reinleinen, gestickt	2.40	53	32	Reinleinen mit breit bedruckter Kante, gestickt	2.—
4	40	Reinleinen, gestickt	3.50				
5	40	Reinleinen, gestickt	4.25				
50	40	Batist u. halbleinen, gestickt	7.—	24	40	Batistleinen mit gewebter bunter Kante, gestickt	2.50
51	32	Baumwolle mit farbiger Figurenkante, gestickt	1.—	25	40	Reinleinen mit gewebter bunter Kante, gestickt	4.—

Reinleinene Taschentücher

mit echtfarbigen bunten Kanten. Das Dtzd. M. 3.50, 6.50, 8.—, 11.—, 12.—, 13.50, 17.—.

Seidene Taschentücher.

Marke TF. Das Stück gestickt M. 3.75. — Marke TO. (Echt-orientalische) Das Stück gestickt M. 6.—.

Den Special-Catalog über Leinen-Waaren und Taschentücher versenden wir unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 22.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Samstag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Fanfare.

Roman von

Fritz Mauthner.

Achtes Kapitel.

Doktor Bode war wirklich wegen seines Kirchenartikels zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt worden. Gottlieb Mettmann und der sonst so bewährte juristische Beirat des Blattes rieten ihm, die Strafe sofort abzubüßen, weil der Versuch einer Revision bei der herrschenden Stimmung für ihn noch ungünstiger ausfallen würde. Bode empfand es wie einen Verrat der beiden Leute, aber seine eigene Ueberzeugung sagte ihm, er habe ohne Zögern die Buße auf sich zu nehmen, wenn durch ihn die Gesetze des Staates verletzt worden seien. Und in diesem Gefühle seiner Verpflichtung gab er sich darein, sich ohne Aufschub in Plötzensee zu stellen.

Nur zwei Tage brauchte er zu seiner Vorbereitung. Er mußte die Geschäfte in der Redaktion einem Genossen übergeben; da er aber nur das Wichtigste erledigte und das kleine Blatt ohnehin fast nur von der Hand in den Mund lebte, so war er



Major von Raabe. Dr. Schrader. Graf Seckendorff. Dr. Borell.
Franz Heinrich. Graf Radolinski. Kronprinzessin.
Prinzessinnen Viktoria. Sophie. Margarete. Prinz Heinrich.

Vor der Villa Zirio in San Remo. Nach einer Photographie von S. Scotto in San Remo, im Kunstverlag von Cassirer & Danziger in Berlin.

mit diesen Anordnungen bald fertig. Mehr Zeit verwandte er auf eine andere Sorge: die Räthe, deren Zustand die größte Schonung verlangte, über den Grund seiner Abreise zu täuschen. Nach einigem Schwanken entschloß er sich dazu, ihr eine plötzliche Erholungsreise nach Italien einzureden.

Der Abschied war kurz und leicht. Bode wollte recht vergnügt erscheinen, um das gute Weib um so sicherer zu foppen, Räthe zwang ihre Thränen nieder, um ihrem Mann die Freude nicht zu trüben; und so setzte es bloß im letzten Augenblick einige Thränchen, als der Redakteur von der Droschke aus eine Kußhand nach der kleinen Baracke warf und Räthe, die hilflos in der Thüre stehen geblieben war, über sich aus der Fabrik Disselhofs ein lautes, ernstes: „Auf frohes Wiedersehen!“ vernahm.

Bode hatte seine Räthe den beiden Malerinnen, dem alten Fräulein Betty und der schönen Johanna, aufs angelegentlichste empfohlen, ihnen seinen Plan anvertraut und ihnen — sowie schon früher allen Herren der Redaktion — das Versprechen abgenommen, daß sie die arme Frau über den wirklichen Aufenthalt ihres verhätschelten Gatten nicht aufklärten.

Nun gab er dem Kutscher, der ernstlich nach dem Bahnhof fahren wollte, Gegenbefehl und ließ vor dem Hause des Professors halten. Mit diesem hatte er die Hauptsache zu verabreden. Der gefällige Mann sollte unter einer bestimmten Adresse Räthes Briefe in Empfang nehmen und sie an Bode nach Plötzensee weiter befördern; ebenso sollte er Bodes Briefe, die der Redakteur mit allem Fleiß so einzurichten gedachte, als schriebe er sie aus dem Süden, mit italienischen Marken versehen und, wo er gerade war, zur Post geben. Kopfschüttelnd erklärte sich der Professor zu allem bereit, und der arme Bode konnte seine Fahrt nach dem Gefängnis fortsetzen.

Schon in der nächsten Nummer der Glocke erschien der erste ästhetische Beitrag des Herrn Pinkus, seine Plauderei über die Eröffnung der Winterausstellung des Kunsthändlers.

Die Sprache dieser Arbeit erregte einige Heiterkeit unter den neuen Kollegen des Verfassers; vielen Lesern gefiel sie dennoch, weil Pinkus mit unschuldiger Unverschämtheit allerlei Geheimnisse jeder Malerwerkstatt ausplauderte. Der alte Kritiker hatte an dem Tag der Eröffnung im Gespräch eine Menge Geschichten zum besten gegeben, die man nicht niederschreibt; Pinkus schrieb sie eben nieder.

In der gemischten Gesellschaft, welche die Glocke hielt und las, wurde besonders die Stelle über Disselhofs Bild beachtet:

„Die Perle der Ausstellung war am ersten Tag ‚die Sehnsucht‘ unseres Disselhof; sie wird die Sehnsucht von Berlin werden, denn Perlen bedeuten Thränen, ich meine die Thränen der Millionen, welche hinkommen und das Bild nicht mehr an seinem Platz finden werden. Das Bild war dieser ganzen Millionen wert und ist doch gleich am ersten Tag für sechstausendundfünfhundert Mark — ja, das ist eine Geschichte, die wir unseren Lesern nicht erzählen dürfen. Die Sensation der ‚Sehnsucht‘ beruhte weniger auf den tiefen Tinten des Fleisches und der pastosen Behandlung des Korsetts als auf dem Geheimnis des Modells. Man munkelt von einer armen Schönheit von Adel, deren reiche Verwandte das Porträt ihrer schönsten Namensgenossin so schnell sequestrirt haben. Nach der Ansicht der jungen Naturalisten soll das pastose Korsett sein Wörtchen mitgesprochen haben. Trotzdem wird jeder Berliner und jeder Fremde die Winterausstellung besuchen müssen, denn Disselhofs ‚Sehnsucht‘ war dort nur die Perle, der eigentliche Diamant der ganzen brillanten Ausstellung ist“ — und so weiter.

Niemand las dieses Zeug mit größerem Vergnügen als der Verleger Mettmann. Er fühlte recht, was es heißt, eine verliebte Frau zur Verbündeten zu haben. Er war sich doch bewußt, einen Schlag gegen seine Gegner unerbittlich zu führen. Wie er eben jetzt den widerspenstigen Doktor Bode ins Gefängnis gebracht hatte, nur um ihn für sein Blatt nützlicher zu machen, das war eine ganz achtbare Diplomatenleistung; aber wie grob war sein Spiel gegen den Meisterzug, mit welchem die Witwe Petersen das adelige Fräulein für immer aus Richards Vorstellung gerissen hatte. Sie hatte es sich selbst zu Gefallen gethan, das wußte Mettmann ganz wohl. Aber ihm war es eben recht, wenn diese Frau siegte, und mit den jugendlichen Leiden seines Sohnes hatte er kein Mitleid.

Die Verurteilung des Doktor Bode erwies sich in ungeahnter Weise als ein Glücksfall für das Blatt. Nicht nur, daß der Gefangene jetzt beinahe täglich seinen vortrefflichen Leitartikel schrieb, nicht nur, daß dem Einfluß des Herrn Pinkus kein Widerspruch mehr entgegenstand, wichtiger war es, daß die Ehrenhaftigkeit des Doktor Bode und die verblüffende Härte seiner Strafe die Teilnahme aller anständigen Journalisten erweckten. In den besseren und besten Blättern wurde der Fall Bode vielfach besprochen und dabei die Glocke zum erstenmal ohne Mißachtung erwähnt.

Auch in den geschäftlichen Ziffern wurde dieser Erfolg fühlbar. Zwar die Abonnenten nahmen nur in ganz unmerklicher Weise zu, aber schon die leise Besserung der öffentlichen Meinung war die Grundlage für einen größeren Gewinn. Die Inserenten näherten sich freiwillig dem Blatt, das ihnen bisher schamlos und rücksichtslos nachgelaufen war.

Bisher war das Haffner-Bier mit seinen seitengroßen Inseraten die alleinige Stütze des Blattes gewesen. Und Mettmann wußte, wie gefährlich diese Verbindung war. Zum Dank für die großen Summen wurde das Bier täglich in der Glocke empfohlen, es wurde immer noch im lokalen Teil ernsthaft, im Feuilleton lustig angepriesen. Und sogar in manchem volkswissenschaftlichen Leitartikel tauchte plötzlich der Weltruhm des Haffner-Bieres als Beweisstück für den Schreiber auf, wenn nicht gar augenblick der Reichskanzler selbst das Bier trinken mußte. Die Lächerlichkeit, unter deren Gefahren die Glocke begonnen hatte, stammte von den Haffnerschen Inseraten.

Und nun, seitdem Doktor Bode in Plötzensee saß, kamen die Aufträge langsam von selber, ohne daß Mettmann darum versteckte Drohungen auszunützen und selber das Gefängnis zu streifen brauchte. Freilich waren es vorerst gerade die zweideutigen Kunstinstitute, die gefährdeten Banken und die schwindelhaften Kaufhandlungen, welche sich um die Freundschaft des aufstrebenden Blattes bewarben, aber Herr Mettmann wußte diese Kunden besonders zu schätzen.

Mit einem entschlossenen Ruck versuchte er diese Strömung auszubeuten; und in Reklamen machte er das in Reklamen erworbene Geld wieder flüssig. Kein Berliner konnte mehr aufblicken, ohne in großen Lettern zu lesen, daß die Glocke die pikanteste und gediegenste Lektüre von Hoch und Nieder sei. Auf den Anschlagsäulen war es aufgeklebt, in die Fensterscheiben der Pferdebahnwagen war es eingeritzt, auf den Theaterzetteln war es aufgedruckt, an allen Straßenecken wurde es verteilt, um Mitternacht wurde es in Extrablättern ausgeschrieen, auf den Höfen wurde es in den neuesten Gassenhauern gesungen, in den Possen wurde es in einen Kalauer eingewickelt und in den Lüften stand es auf den bunten Gasballons zu lesen: „Die Glocke ist die pikanteste und gediegenste Lektüre für Hoch und Nieder.“

Mettmann durfte lachen. Er lachte um so vergnügter, als er seine wachsende Macht jetzt für seinen einzigen Sohn geltend machen konnte.

Richard hatte sich's zwar verbeten, im Blatt seines Vaters zu einem falschen Ruhm emporgelobt zu werden, aber er konnte nichts dagegen haben, wenn die unabhängigen Zeitungen seine Oper jetzt freundlich ankündigten. Der Komponist, der noch immer unablässig mit der Orchestirung seines Werkes beschäftigt war, höchstens einmal auf ein Stündchen zu Leontine hinging, sonst aber für niemand zu sprechen war, Richard freute sich ehrlich über solche Zeitungsnotizen, die er eh und je bei seiner schönen Freundin liegen fand. Er wußte nicht, daß sein eigener Vater sie täglich in allen Blättern suchte und selbst zu Frau Petersen besorgte, er sah nur die Neigung der herrlichen Frau auch in dieser Aufmerksamkeit. Und nicht nur seiner Eitelkeit wurde geschmeichelt, wenn er seinen Namen in Verbindung mit den großen künstlerischen Zierden der Sommeroper genannt sah. Es war ja auch der Name seines Vaters, und auch dieser wurde oft ganz achtungsvoll genannt. Richard hatte sich ohne Zweifel durch den cynischen Bode in eine gefährliche Stimmung hineinschwatzen lassen. Sein Vater war ein Geschäftsmann wie ein anderer, und die Menschen waren alle so gut. Wenn ihm dieser Bode und wenn ihm Johanna im Leben nicht begegnet wären, er hätte in seiner rühmlichen Arbeit ganz glücklich sein können.

Sein Vater selbst glaubte anfangs, die plötzliche Freundlichkeit der Zeitungen gegen Richard sei ehrlich, wenigstens was er ehrlich nannte. Man wolle dem Besitzer der Glocke ein erhöhtes Ansehen zugestehen und lobe den unbescholtenen Sohn, weil niemand sich mit dem Vater einlassen wolle, und das wäre dem Alten ganz recht gewesen.

Aber wie höhnisch zuckte es unter dem Schnurrbart, als er allmälich merkte, daß auch jedes Lob seines Sohnes bezahlt, mit Inseraten bezahlt war. Vielleicht merkten die alten anständigen Blätter selbst nicht, daß sie bestochen wurden, vielleicht übersahen sie den verwickelten Zusammenhang nicht so wie er. Doch Mettmann erkannte endlich klar, wie das Haffner-Bier und ähnliche Großinserenten, die seine Zeitung unterhielten, auch für seinen Sohn wirkten.

Disselhof hatte die Bestellungen für den Vorhang und einige Dekorationen angenommen. Er ließ sie unter seiner Aufsicht in einer Scheune am Kurfürstendamm malen, die er in Hoffnung auf eine Preissteigerung des Bodens gekauft hatte. Disselhof gab auch ganz erkleckliche Inseratenaufträge. Mit großen Lettern wurden die Häuschen in der Großgörschenstraße und die Scheune selbst wochenlang angekündigt als Bauplätze, welche die Wohlthaten der Residenz mit den Reizen des Landlebens verbinden konnten. Und in zahlreichen Notizen tauchte plötzlich die entlegene Großgörschenstraße wie ein neuentdecktes Eldorado auf; heute wurde das lustige Pfeifen der vorüberbrausenden Lokomotiven als ein echt weltstädtisches Geräusch lieblich gefunden, gestern war eine Pferdebahnlinie Tempelhof-Wilmersdorf natürlich nur durch die Großgörschenstraße verlangt worden und dann wieder am Totensonntag hieß es, daß ein sinniges Gemüt nur in der Großgörschenstraße leben könnte, in unmittelbarer Nähe der westlichen Friedhöfe mit ihren Erinnerungen an unsere großen Toten. Und im Feuilleton wurde erzählt, daß unser Disselhof, der Meister des so rasch wieder verschwundenen Bildes „die Sehnsucht“, jetzt an den Dekorationen zur Fata Morgana arbeite, der Oper unseres Richard Mettmann.

Und wieder hieß es dann in den vielgelesenen Plauderein eines Weltstädters, die schöne Frau L. P. habe zwar ihre Trauer noch nicht abgelegt und ihre Salons für die Gesellschaft noch nicht wieder eröffnet, sie suche jedoch Erhebung bei der Kunst, und im engsten Freundeskreise habe man dort eine wahre Fata Morgana bewundern können, die vielversprechende Oper unseres Richard Mettmann.

Was dem Sohn zur Ehre gereichte, das brachte auch dem Vater keinen Schaden. Noch immer fanden sich nicht viel mehr Leute, welche die Glocke lesen wollten, aber die Inserenten rückten in dichteren Scharen an. Gegen Mitte Dezember, kurz vor Weihnachten, konnte das Blatt schon sechs Seiten mit Anzeigen füllen. Wenn das nur noch um ein weniges stieg und wenn die wachsende Zahl der Abonnenten eine großartigere Geschäftsführung gestattete, so durfte Mettmann hoffen, daß er bald seinen Gläubigern siegreich gegenüberstehen würde. Seine Lage war lange nicht mehr verzweifelt, er konnte sein Unternehmen beinahe schon als schuldenfrei und fruchtbringend ansehen.

Bei alledem hatte Gottlieb Mettmann noch lange keine Ursache, übermütig zu werden. In den schlimmsten Kämpfen der letzten Jahre hatte ihm seine glückliche, die Zukunft rosig ausmalende Einbildungskraft alle Gefahren verschleiert; jetzt sah er plötzlich den gähnenden Abgrund hinter sich liegen, und ihm begann zu schwindeln. Das Dasein seines Sohnes sollte auf minder unsicheren Grundlagen stehen. Je heller die Aussichten für den Vater wurden, desto wichtiger schien es ihm, seinem Richard die Hand der Witwe Petersen zu sichern.

Gottlieb Mettmann hatte sich durch den Aufschwung der letzten Wochen in seinem Kredit so gebessert, daß er daran denken konnte, die schöne Leontine mit einigen Ueberraschungen zu bestürmen. Das Nächstliegende schien ihm, seinen alten Plan aufzunehmen und für den Neubau des Havenowschen Hauses, welches jetzt ihm gehörte, das Nachbargrundstück der Frau Petersen mit heranzuziehen. Sie sollte jedenfalls erfahren, daß er zu bauen begann.

Als er mit dieser Nachricht zu Leontine kam, gestattete sie ihm schon, ihr einen Kuß auf die Stirn zu geben. Es fehlte wenig, und er hätte sie geduzt. So sicher fühlte er sich schon als ihr Schwiegervater.

„Ich bin beinahe besser daran als mein Sohn," sagte er derb. „Er wird nicht Ihr erster Mann werden, ich aber bin Ihr erster Schwiegervater."

Leontine lächelte kalt, aber sie mahnte zur Vorsicht. Sie bemühte sich, mit dem Alten über den Heiratsplan wie über ein schwieriges Geschäft zu sprechen. Der Vater sollte nicht ahnen, wie ernsthaft sie seinen Sohn liebte. Das wäre gefährlich gewesen. Sie war jetzt eine reiche, schöne Frau, und Reichtum verpflichtet — auch zur Klugheit.

So berichtete sie ruhig, daß Richard ihr fast täglich näher trete, daß sie mit herzlicher Freude zu schicklicher Zeit eine Verbindung mit ihm eingehen werde, daß er aber bis heute sich noch nicht erklärt habe. Und nicht ohne Heftigkeit fügte sie hinzu, sie fürchte immer noch fremde Einflüsse. Dieser Doktor Bode sei ihr unheimlich.

Sie nannte Bode aufs Geratewohl. Heimlich dachte sie an Johanna, doch sie wollte ihren Namen nicht nennen, um dem Vater Richards nicht durch das Bekenntnis ihrer Eifersucht zu viel zu verraten.

Mettmann beruhigte sie. Doktor Bode, der neunmal kluge Narr, habe noch vier Wochen in den Mauern von Pötzensee zu sitzen, und bis dahin sei alles sicherlich geordnet. Binnen kurzem werde Richard mit der furchtbar anstrengenden Arbeit für die vielen Instrumente oder wie die Geschichte heiße, fertig sein, und in seiner Freude werde er den Mut finden, sich zu erklären.

„Liebe Frau," rief er aufspringend und ging mit schweren Schritten zwischen den zarten Luxusstühlen hin und her. „Richard hat erst eine Geliebte gehabt und Sie schon zwei Männer. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn — Sie ihn nicht glücklich machen sollten."

Mettmann hatte einen andern Schluß auf der Zunge gehabt, aber Leontine hatte ihn mit so ruhigem Zorn angesehen, daß er sich rasch verbesserte. Und er beeilte sich, zu einem andern Gegenstand überzugehen, zu seinem Lieblingseinfall, um dessentwillen er eigentlich gekommen.

Die Verbindung mußte auch durch eine äußerliche Vereinigung der beiden Nachbarhäuser verewigt werden. Er hatte schon mit dem Baumeister gesprochen. Ganz Berlin sollte davon reden. Für die Fassade mußte in allen Blättern ein Preisausschreiben angezeigt werden. Dafür werde das fertige Haus überall beschrieben und abgezeichnet werden.

„Der Baumeister hat alle meine Vorschläge gut gefunden. Natürlich! Ich zahle ihn ja. Das zweite und das dritte Stockwerk hochherrschaftlich. Tolle Mietpreise! Nur für Generale! Und wenn man die Wohnungen zwei Jahre lang umsonst inseriren müßte. Aber Parterre und erster Stock muß fürstlich werden, klassisch, wissen Sie, so wie in Paris, lauter echter bunter Marmor, und unten über dem Doppelportal zwei riesige Posaunenengel, mit den Füßen bis in den Tiergarten hinein und mit großen Trompeten wie am Schloß. Blasen sollen die Posaunenengel, bis sie platzen, nein, bis die Berliner platzen vor Neid und Aerger. Und hinter den Posaunenengeln, da wohne ich. Und dort will ich eine große Platte von rosenrotem Marmor. Der Baumeister sagt, es gibt keinen, aber wir zahlen ihn und wir finden ihn. Und auf dem rosa Marmor in blauen Buchstaben das Monogramm L. und R., Leontine und Richard."

Mettmann hatte sich in Hitze geredet. O, er hatte auch Phantasie und Kunstsinn so gut wie seine Redakteure.

Leontine lehnte mit geschlossenen Augen zurück. Das Monogramm, himmelblau auf rosa, schmeichelte ihrer Vorstellung. Plötzlich schüttelte sie mit dem Kopf und sagte hart:

„Richard und ich sind noch kein Brautpaar."

„Die Verlobungsanzeige wird das schönste Inserat meines Lebens sein," erwiderte Mettmann mit dem Versuch einer anmutigen Verdengung, und er küßte Leontine die Hand.

Neuntes Kapitel.

Die Zeit, welche Richard allabendlich bei Leontine zu verbringen pflegte, wuchs allmälich. Es wurde gar nicht mehr gefragt, sein Teller und seine Tasse Thee standen bereit, und er mußte sich nach zehn Uhr zusammenraffen, um die Güte der Hausfrau nicht zu mißbrauchen. Die Dienerschaft sah unter der Führung des Musterhaften im täglichen Gast schon den künftigen Herrn, und in den paar Dutzend Häusern des Tiergartenviertels, welche Leontinens Bekanntschaft ausmachten, erwartete man bestimmt, nach Ablauf des Trauerjahres von der Verlobung der beiden zu hören.

Wer sie aber in ihrem Alleinsein hätte beobachten können, dem wäre nicht entfernt der Gedanke an ein Liebespaar gekommen. Leontine kam dem jungen Freunde trotz ihrer Verliebtheit nicht entgegen.

„Ich mache keine Dummheiten mehr," das war der innere Schwur gewesen, mit dem sie an der Seite ihres zweiten Gatten vor dem Altar stand. Und Richard war zu dankbar für die Zufluchtstätte, die sein gereinigtes Herz hier gefunden, als daß er sich leichtsinnig in eine nur halb wahre Liebelei eingelassen hätte.

Seine jungen Sinne waren freilich nicht unempfindlich gegen die bleiche Schönheit Leontinens und ihre großen Augen, die nach Trost und Licht zu hungern schienen. In den großen Pausen ihrer Gespräche, in denen das Weib mit der ungeduldigen Selbstbeherrschung, wie es nur ein Jäger auf dem Anstand auskostete, sein Liebesgeständnis erwartete, in diesen gefährlichen Pausen bald nach dem Kommen und kurz vor der Trennung, pochte sein Blut oft fühlbar in den Schlagadern des Halses und schlug ihm gegen die Schläfen und glühte ihm in den Wangen. Dann zog es ihn, sich dem schönen Weib zu Füßen zu werfen, sie an sich zu ziehen und wortlos, Mund an Mund und endlich Brust an Brust das Glück des Vergessens zu suchen. Und nach dem schrecklichen Tage, an dem er das freche Bild Johannas erblickt hatte, stieg die Sehnsucht nach der berauschenden Umarmung Leontinens noch wilder empor.

Ja, er hätte Johanna zu lieben geglaubt, es war ein Irrtum seiner Jugend gewesen. Jetzt fand der Mann den wahren Adel und die rechte Höhe des Lebens bei der schönsten Frau, die er sein nennen konnte.

Nicht umsonst sprach ihm sein Vater täglich, wenn Richard bei den stillen Mahlzeiten etwas suchte, was ihm mit dem Vater gemeinsam wäre, von dieser Heirat. Alle Wünsche flackerten auf, wenn Leontinens pralle Seidenkleider um ihre volle, hohe Gestalt knisterten.

Nur seine Ehrlichkeit hielt ihn zurück. Er fühlte, daß das Bild Johannas noch nicht tief genug im Schatten seiner Erinnerung stand. Wohl lag die Stize, die das nichtswürdige Gemälde barg, immer noch uneröffnet in seinem Arbeitszimmer unter dem Schreibtisch. Wohl sagte er sich immer wieder, daß ein Malermodell, über dessen Reize die Zeitungsschreiber sich unterhielten, nicht das Mädchen seiner heiligen Neigung sein könne. Umsonst! Immer noch tauchte plötzlich das schöne, reine Antlitz auf, lieblich und wehmütig schaute sie ihn aus treuen braunen Augen auf seine Arbeit, und wenn sie ihm im Traum erschien, schamlos gekleidet, ein Malermodell in weißem Hemd und rotem Korsett, so waren die Augen wie im Tod geschlossen.

Nein, Richard durfte zu Leontine nicht von Liebe reden, so lange diese Tote ihn mit ihren sehnsüchtigen Augen verfolgte. Auch war es befremdlich, daß Leontine ihn nur so lange fesselte, als sie gegenwärtig war, als er sie mit der Hand erreichen konnte. Aus der Entfernung wirkte sie nicht auf ihn. Er wurde heiter, wenn er zu ihr kam, und blieb auch heiter, wenn er ging. Sie hatte ihn von der andern noch nicht befreit. Erst, wenn ihr das gelungen war, durfte er ihre Hände fassen und rufen:

„Ich danke Dir dafür, daß ich Dich liebe!"

Indessen war die allerletzte Nummer der Fata Morgana, ein gewaltiger Aufbau, rasch ihrer Vollendung entgegen gereift. Auch bei der Arbeit hatte Richard ja nur Vergessen gesucht, und die letzten Seiten der Partitur wurden wie im Fluge fertig.

Der Komponist stand selbst etwas verblüfft vor den Fortschritten seiner Kunst. War er so ein musikalisches Genie, daß er gerade mit dem Schwersten spielen konnte? Oder war sein ganzes musikalisches Schaffen nur Spielerei, daß es ihm so mühelos gelang? Der zweite Gedanke kam ihm nur einmal, als er sich hatte verführen lassen, das erste Joachim-Quartett und da eines der letzten Werke Beethovens anzuhören. Doch Leontine hatte recht: man sollte sich seine Schaffensfreude nicht durch die sentimentale Ehrfurcht für tote Kollegen stören lassen.

Am 20. Dezember morgens um zehn ein halb Uhr schrieb er die letzte Note seiner Partitur nieder. Ihm war weich und bewegt zu Mute. Dieser kleine Berg von Papier enthielt sein Werk, und viele Menschen werden sich vielleicht daran erfreuen. Das Bild Johannas schien besiegt. Es drängte ihn, zuerst zu Leontine zu eilen und an ihrem Halse sein Glück zu feiern.

Doch sein Vater war noch nicht ins Geschäft gegangen, er hatte das erste Recht an Richards Freude.

Der Sohn durfte gerührt werden von des Vaters Teilnahme. Aufgeregt trat der alte Mettmann, als er die Glücksnachricht vernommen, in des Sohnes Zimmer und betrachtete und betastete den Haufen Notenpapier, wie er die erste Schularbeit seines Knaben mit Händen und Augen geliebkost hatte.

„Mein Enkelkind, die Schöpfung meines Sohnes!" brummte er freundlich lächelnd, wie um sich zu entschuldigen. „Das hast Du alles ganz allein geschrieben? Armer Junge! Na, warte nur, der Lohn wird nicht ausbleiben. Es muß ein Bombenerfolg werden! Da kann ich mithelfen. Aufschreiben müßtest Du es ganz allein, aber jetzt kommt der Vater an die Reihe! Von wem er nur die Begabung hat! Die Mutter, ja, die Mutter! Wenn sie doch das erlebt hätte!"

Richard schüttelte herzlich des Vaters Hand. „Ich weiß, wie viel ich Dir schuldig bin. Du sollst keine Nachsicht mehr zu üben brauchen. Der Aufenthalt in England hatte Dich mir entfremdet, und seitdem ich wieder hier bin, hat meine Arbeit und manches andere mich von Dir fern gehalten. Das soll jetzt anders werden. Wir wollen zu einander stehen, wie Vater und Sohn stehen sollen."

Der alte Mettmann legte seine Hände schwer auf Richards Schultern. Sein eiserner Körper wurde wie von einem verhaltenen Thränenstrom erschüttert. Er drückte den Sohn fest an sich und trat dann zum Fenster.

Nach einer Weile sagte er mit veränderter Stimme: „Jetzt ist der Zeitpunkt da. Kannst Du mir die Freude machen? Willst Du Deine schöne Leontine heiraten?"

Ein Sturm von widerstreitenden Gefühlen wirbelte durch Richards Gedanken. Doch nichts wurde ihm klar als der Wunsch, bei der schönen Freundin von der Arbeit auszuruhen und von seinem Glück zu sprechen.

„Uebereile nichts, lieber Vater," sagte er zögernd. „Ich will mein Gefühl entscheiden lassen, ich glaube, wir müßten miteinander ganz glücklich werden."

Noch einmal umarmte Mettmann seinen Sohn. Doch diesmal traten ihm keine Thränen in die Augen. Flüchtig schoß das boshafte Lächeln eines schwer errungenen Sieges über sein Gesicht.

„Ich will Dir gehorchen," rief er fröhlich, „ich will eure Erklärung nicht überstürzen, aber laß sie mich vorbereiten. Frau Leontine will Dir zu Ehren die erste Gesellschaft geben und alle möglichen Nummern aus dieser Papiermasse da singen lassen. Sie kompromittirt sich für Dich, und wenn Du ihr nicht dafür vor allen Leuten um den Hals fällst, so bist Du nicht mein Sohn, ach was, so bist Du kein Mann. Jetzt aber muß ich fort ins Geschäft."

„Halt," rief Richard dem Vater nach, „dann noch ein geschäftliches Wort! Ich habe einen Inseratenauftrag für Dich."

Mettmann wandte sich lustig in der Thür wieder um.

„Willst auch Du mich bestechen, Junge? Hast Du nicht nötig! Für Dich wird die Fanfare mit Dampfkraft arbeiten auch ohne Inserate."

„Nein, nein, im Ernst! Ich suche einen Kopisten für meine Partitur."

„Ach so! Gut! Pinkus wird die Sache verfassen. Ein vorzüglicher Kopist, der kalligraphisch schreiben kann, wird für Richard Mettmanns große Oper ..."

„Um Gottes willen, Vater, nur meinen Namen nicht! Das wäre lächerlich. Ganz einfach: Ein Kopist wird gesucht."

„Gegen sehr gutes Honorar."

„Meinetwegen. Adressen erbeten an die Expedition dieser Zeitung."

„Unter der Chiffre L. R.," fiel Mettmann lachend ein und ging mit schweren Schritten fort.



Generalmajor Banow, Armee-Intendant | Oberst von Trompeter, Sekretär und Protokollführer | Generalleutnant Dopp, Chef des Genie-wesens | Generalleutnant Spadier, Artilleriekommandant | General der Kavallerie Graf Gutor, Generaladjutant des Kaisers, Gouverneur von Lod

Eine russische Generalstabssitzung in Warschau.

Digitized by Google



Baron von Krüdener,
General der Infanterie.

Generallieutenant Naplawsky
Chef des Generalstabs.

Geheimerat Nabb,
Delegirter des Kriegsministeriums.

Staatsrat Dr. Lapatenko,
Inspecteur des Sanitätswesens

photographischer Aufnahme von J. Mieczkowski in Warschau.

Digitized by Google

Das Gespräch mit dem Vater hatte Richard merklich abgekühlt. Er hatte sich in seiner ersten Ergriffenheit nach der Nähe des berückenden Weibes gesehnt, und jetzt, wo der Vater geradezu Leontinens Besitz vor seine Vorstellung gebracht hatte, jetzt war es mit seiner Glut vorbei. Nicht gerade ungern, aber doch mit dem Gefühl der Pflicht ging er zu seiner Frau Nachbarin. Doch nahm er ihre herzlichen Glückwünsche froh entgegen und versprach seine thätige Mitwirkung für die große musikalische Gesellschaft am dritten Weihnachtsfeiertag.

Bis dahin hatte er fast keine Ruhe. Nur wenige von den Sängern und Sängerinnen, welche die Arien, die Duette und das große Quintett aus dem dritten Akt ausführen sollten, kannten bereits ihre Aufgaben, und Richard mußte unausgesetzt besuchen, bitten und treiben. Die Zeit war kurz und das Durcheinander der Festtage weder für ihn noch für die Künstler günstig.

Den Weihnachtsabend verbrachte er mit seinem Vater bei Leontine. Man hatte sich gegenseitig reiche Geschenke gemacht, aber es war kein Baum angesteckt worden. Es hieß, Frau Leontine dürfte an Kinderglück nicht erinnert werden. Der Abend verging unter musikalisch-geschäftlichen Gesprächen: Ueber die Stimmen der Künstler, über die Länge der einzelnen Nummern und über die Wahl der einzuladenden Gäste. Richard war nicht recht bei der Sache. Der Weihnachtsabend mit seinem Lichterglanz und Kinderjubel war ihm aus seiner Kinderzeit nur noch in nebelhafter Erinnerung. Dann hatte er das Fest langsam vergessen lernen, und erst in England, als er zu dem fremdartigen Treiben der dortigen Feier zugezogen wurde, war die Sehnsucht nach dem deutschen Christbaum wieder erwacht. — Dreimal hatte er unter dem Mistelzweig Johannas gedacht und das letztemal im fremden Land unter fremden Leuten plötzlich — zum nicht geringen Entsetzen der Hausfrau — aufgejauchzt in der Hoffnung auf den nächsten deutschen Weihnachtsbaum an der Seite des geliebten Mädchens. Und nun saß er da zwischen seinem guten Vater und der schönen Freundin, und es war ihm seltsam zu Mut als drüben unter den wildfremden Menschen.

War er denn ein Kind, daß ihm der Christbaum und der Lichterglanz so fehlten? Und wo Johanna den Abend wohl feierte? Vielleicht war der Bruder zu Hause und erzählte lustige Garnisonsgeschichten? Vielleicht hatte das Malermodell noch übermütigere Gesellschaft gefunden? Der musterhafte Diener mußte vor Richard ein zerbrochenes Weinglas ersetzen.

Nein, Johanna war gewiß unglücklich wie er und dachte seiner, wie er ihrer gedachte und in stillem Brüten auf ihr Wohl ein Glas ums andere leerte. Alle drei waren sie unglücklich, die zusammen gehörten, er wußte nicht warum, Johanna und er und Doktor Bode, der arme Mensch, der im Gefängnis gewiß auch keinen Christbaum hatte.

Richard hielt es nicht länger aus. Er empfahl sich früh und verließ auch seinen Vater vor der Hausthür. Er mußte noch etwas Luft schöpfen. Der alte Weltmann lächelte pfiffig und sagte ihm „Gute Nacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Die kronprinzliche Familie und ihre Begleitung vor der Villa Zirio.

(Hierzu das Bild Seite 465.)

In Tagen, in welchen man glauben konnte, der Kronprinz gehe der vollen Genesung von seiner tückischen Krankheit entgegen, sind andere gefolgt, welche das Urteil der Aerzte vom vergangenen Herbst bestätigen zu wollen scheinen. Noch ist nicht alle Hoffnung geschwunden, aber sie ist sehr gemindert, und nur mit banger, banger Besorgnis sieht man der Zukunft des teuren Kranken entgegen. In den glücklichen Tagen kurz vor Weihnachten ist unser Bild nach dem Arrangement der Frau Kronprinzessin aufgenommen worden. Der Kronprinz und zu seiner Seite die Kronprinzessin mit den Morgenhäubchen im glattgescheitelten Haar sind leicht kenntlich. Hinter den beiden hervor schaut, rechts vom Beschauer aus, Dr. Hovell, der Assistent Mackenzies, links der Hofmarschall Radolinski. Auf den Treppenstufen hinter einander setzen die jungen Prinzessinnen in Straßentoilette, Prinz Heinrich in heller Joppe und dessen Adjutant. Dr. Schrader, des Kronprinzen Leibarzt, und andere Persönlichkeiten des Gefolges schließen die Gruppe ab.

Die Kunst des Gesprächs.

Von

Max Dessoir.

(Mit Bildern vorderhalten.)

Das Gespräch ist die Grundlage des geselligen Verkehrs. Es hat in erster Linie den Zweck, zu unterhalten; dem Manne, der sich in ernster Arbeit abgemüht hat, will es Erholung gewähren, der Frau Gelegenheit geben, ihren Geist zu zeigen, dem Jüngling und der Jungfrau Anregungen bieten, wie sie sonst nur noch Wissenschaft und Kunst zu verschaffen vermögen. Es will nicht durch inhaltlose Plauderei über die Leere langer Stunden hinwegtäuschen, mit dem Blendwerk hohler Phrasen und amüsanter Bonmots den Ernst des Lebens vergessen machen, sondern strebt darnach, dem denkenden Menschen wenn nicht Aufschlüsse, so doch Anregungen tiefster Art zu gewähren. Lehrhaft zu sein, ist ebensowenig seine Aufgabe wie die der Kunst, es muß aber — wie diese — ernsthafte Gegenstände in sein Bereich ziehen, wenn es nicht zum bloßen Wortgeplänkel herabsinken soll.

Ein Muster eines Gespräches in diesem Sinne ist das „Gastmahl“ von Platon, wo in dem anmutenden Gewande fröhlicher Wechselrede die tiefsinnigsten Probleme behandelt werden. Auch im „Tasso“, um ein näherliegendes Beispiel zu erwähnen, ist der Dialog vorbildlich für jede Konversation, wenn auch die eigentümlich verschleierte Stimmung des Stückes der Frische der Unterhaltung Eintrag thut. Die sogenannten Konversationslustspiele zeigen schon durch ihren Namen, welchen Wert moderne Autoren — von Scribe bis Pailleron — auf die Durchführung einer gewollten Konversation legen, und auch die Schauspiele von Blumenthal verdanken ihren äußern Erfolg dem feuilletonistischen Reiz des Dialogs, nicht der Wucht der Handlung oder dem sittlichen Gehalt ihrer Tendenz. In allen diesen dramatischen Verwertungen des Gesprächs ist der formalen Seite desselben große Aufmerksamkeit zugewendet: da es zunächst unterhalten soll, muß man von ihm auch Schönheit der äußern Form verlangen können.

Schließlich bezweckt das Gespräch, die Menschen einander zu nähern, und gar oft wird der Ertrag einer interessanten Debatte nicht nur ein sachlicher, sondern auch ein persönlicher sein, man wird nicht allein Erfahrungen eingeheimst haben, sondern auch das Gefühl nach Hause tragen, daß man einen edlen und kenntnisreichen Menschen kennen gelernt hat. Die Konversation kann demnach nur zwischen Leuten stattfinden, die angefähr auf der gleichen Bildungsstufe stehen, und hat nicht die Aufgabe, den Verkehr zwischen verschiedenen Klassen der Bevölkerung zu vermitteln; ihr Endzweck ist ja objektiver Hinsicht die mühelose Gewinnung neuer Einsichten, in subjektiver Beziehung die Geistesfreundschaft zweier Menschen auf dem Boden selbstloser Interessen.

Das Wesen des Gesprächs ergibt sich aus der Verwirklichung der soeben angedeuteten Ziele und läßt sich nach Umfang und Inhalt durch Abstraktion aus dem lebendigen Beispiel erkennen. Sehen wir von den Fragen nach dem gegenseitigen Wohlbefinden ab, die ja gewissenhaft die Einleitung eines Gespräches zu bilden pflegen und der natürlichsten Höflichkeit entspringen, so finden wir, daß man sich beim Beginn der Unterhaltung fast ausschließlich auf nichtssagende Redensarten beschränkt. Das schlechte Wetter, die Hitze und der liebe Nachbar sind auf der Straße, im Ballsaal und in der Gesellschaft beliebte Anknüpfungspunkte für die Konversation; und ist es denn nicht das Natürlichste, mit einem Gegenstande zu beginnen, von dem man weiß, daß er allen Anwesenden bekannt ist und immer jemand die Gelegenheit gibt, etwas schicklich hinzuzufügen? Dieser Gegenstand selbst kann ein ganz beliebiger sein und wird nach Maßgabe der Jahreszeit und Nationalität wechseln; schon Kant erwähnt in seiner „Anthropologie“ den Tramontano der Italiener, und Swell in seiner jetzt vergessenen „Aristeit für Nichtaber“ bringt zahlreiche Beispiele dafür bei. Uebertreibt man jedoch bei solchen alltäglichen und nichtssagenden Redensarten, so wird das Zweckmäßige lächerlich, und seitdem David Kalisch zum erstenmal eine derartige Unterredung mit beißendem Witz persiflirt hat, sind die Scenen zwischen dem schüchternen Liebhaber und dem Thunichtgutchen zum eisernen Bestand unserer Possen geworden. Denn gerade von solchen einleitenden Bemerkungen zu einem anziehenden Objekt überzugehen, ist äußerst schwierig und wird in unmerklicher Weise nur dann gelingen, wenn der Bildungs- und Interessenkreis der Gesellschaft ein ungefähr gleicher ist.

Die Aufgabe eines jeden Gastgebers ist daher, nur solche Personen an einem Abend zu vereinigen, welche in intellektueller und künstlerischer Beziehung auf etwa derselben Stufe stehen; eine Gesellschaft muß ebenso wie ein Bouquet mit der äußersten Sorgfalt zusammengesetzt werden, damit alles mit einander harmonirt und durch das Band einer Jeden gleichmäßig interessirenden Konversation sich zusammengehalten fühlt. Es wäre eine Inkonsequenz, in einen Kreis von Schauspielern und Musikern einen Professor des Sanskrit zu laden, sofern man nicht annehmen kann, daß dieser neben seiner Fachgelehrsamkeit für musikalische oder theatralische Fragen genügende Teilnahme und lebendiges Verständnis besitzt. Oft wird sich jedoch eine solche Beschränkung auf geistig eng zusammengehörige Elemente aus äußeren Rücksichten als unmöglich erweisen, und alsdann wird die Voraussetzung, unter der überhaupt nur eine Konversation möglich ist, stärker betont werden müssen, daß nämlich die Teilnehmer durchweg eine allgemeine, wenn auch nicht gelehrte Bildung besitzen. Kenntnis der wichtigsten Thatsachen auf allen Gebieten des Wissens und ein an den Schönheiten der Kunst ausgebildeter Geschmack können allein dazu befähigen, über einen beliebigen Gegenstand ein annähernd richtiges Urteil zu fällen. Freilich bieten ja gewöhnlich die Tagesfragen ausreichenden Stoff zum Besprechen und Beurteilen, aber bald sind auch diese erörtert und müssen der Behandlung allgemeiner Probleme Platz machen, zumal da Politik und Religion, wie eine allbekannte Vorschrift lehrt, unnachsichtlich aus der Unterhaltung zu verbannen sind. Denn bei Fragen aus diesen Gebieten wird gar selten die Objektivität gewahrt, und nur allzu leicht entwickelt sich aus der harmlosen Wechselrede ein heftiger Streit der Meinungen. Und überdies, welche Dame interessirt sich wohl ernsthaft namentlich für den ersten dieser Gegenstände?

In einer solchen aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzten Gesellschaft liegt ferner die Gefahr nahe, daß irgend jemand als sichtbarer Leiter der Konversation auftritt, fortwährend das Wort führt und dadurch die Teilnahme der übrigen beschränkt. Nichts ist aber dem Zwecke des Gespräch widersprechender, nichts seinem Wesen fremder als das Hervortreten eines auf Kosten aller anderen, da hierdurch der Geselligkeit Abbruch geschieht und dem einzelnen und seiner Sphäre übergroße Wichtigkeit beigelegt wird. Von einem bekannten Diplomaten erzählt man, daß er beim Souper dem langatmigen Vortrag eines seiner Gäste dadurch ein Ende gemacht habe, daß er ein Glas Rotwein verschüttete und so lieber den Vorwurf der Ungeschicklichkeit auf sich lud, als daß er die Geladenen länger hätte leiden lassen. Denn vornehmlich bei einer Tischgesellschaft wird die Unterhaltung eine möglichst allgemeine sein (schon damit die Arbeit des Essens und Sprechens sich gleichmäßig verteile) und sie wird in trockenen und lauteren Tönen erschallen als an einem ästhetischen Theeabend. Der fröhliche Weingott stärkt ja gern alle Anspannungen der Konversation in helleren Farben; könnte man doch wahrlich ein Buch schreiben über die Verschiedenheit des Gesprächs vor und nach Tisch!

Was die Disposition des Gesprächs anlangt, von der wir jetzt nach Analogie der ästhetischen Betrachtungsweise sprechen müssen, so kann freilich von einer so strengen Einheit, wie sie ein Kunstwerk erfordert, bei der Konversation nicht die Rede sein, da die Wahl der Gesprächsobjekte vollkommen frei und oft vom Zufall abhängig ist; jedoch darin muß die Einheit gewahrt werden, daß der Gegenstand nicht ohne Not gewechselt und unnatürlich von einer Materie zur andern abgesprungen wird. Es gibt Leute, welche einen Gedanken, der ihnen augenblicklich einfällt, durchaus nicht bei sich behalten können und ohne die geringste Rücksicht auf das, was ihr Vorgänger eben gesagt hat, denselben zum Ausdruck bringen, ja, welche sogar oft die Zeit nicht zu erwarten vermögen, bis der Redende aufhört, um eine Bemerkung anzubringen, die gar nicht in den Zusammenhang paßt. Der Fortgang eines Gesprächs soll vielmehr immer auf einer naturgemäßen Ideenassoziation beruhen, in gesetzmäßiger Weise durch Anspielung des Folgenden an das Vorhergehende sich entwickeln, vor allen Dingen aber auch ein wirkliches Fortschreiten sein. Es ist ebenso taktlos, einen Gegenstand mit aller Hastigkeit festzuhalten, wie es dem Wesen der Konversation widerspricht, mit einer unvermittelten Neugkeit in die Unterhaltung hineinzuplatzen.

Zwei Bedingungen sind besonders für die Dispositionen eines Gesprächs von großer Wichtigkeit: rechtzeitig mit einem Thema abbrechen und die Teilnehmer zum Reden bringen. Talleyrand rühmt mit Recht von sich: „Ich bin nicht nur selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß Witz in andern sich findet.“ Einen Sinnenden durch leichte und scherzende Wendungen in das vergnügliche Spiel der Wechselrede emporzulocken und Antworten sich gleichsam zu erzwingen — eine Kunst, in der Friedrich der Große Meister gewesen sein soll — gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Konversation. Ein jeder muß das Gefühl haben, daß auch er thätig bei der Konversation ist, daß auch ihm hie und da die Gelegenheit geboten werden wird, eine Bemerkung passend einzufügen, weil ja ein gütliches Verstummen ihm leicht den Vorwurf der Teilnahmlosigkeit oder Zerstreutheit zuziehen könnte. Nichts aber ist tadelnswerter als die leider auch in den besten Gesellschaftskreisen immer mehr zunehmende Unart des Zerstreutseins; denn Unaufmerksamkeit im Gespräch beweist eine solche Geringschätzung und Rücksichtslosigkeit gegen die übrigen, daß der Betreffende mit geistigen Knutenhieben maßregelnd geschlagen werden müßte. Weil einige hochgelehrte und bedeutende Männer an der chronischen Krankheit des Zerstreutseins litten, die nur wegen ihrer Unbedeutsamkeit nach keine ernsthafte Beachtung gefunden hat, glauben gewisse Nichtse mit der Aneignung dieses Fehlers auch ein Anrecht auf die Vorzüge solcher Leute erworben zu haben, und lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um in vornehm thuender Weise die Rolle des Zerstreuten zu spielen.

Aufmerksamkeit und rege, sich von Verdrießlichkeit fernhaltende Beteiligung sind also zwei für den Fortgang des Gesprächs wesentliche Faktoren, welche aber nur dann zu ihrer vollen Entfaltung gelangen können, wenn die konversirenden Personen von Anfang an die Möglichkeit einer irgendwie gearteten Teilnahmslosigkeit zu verhindern sich

by Google

bemühen. Jeder soll seinen Intellekt dem des andern anzupassen suchen, soll dahin streben, daß er den Vorstellungskreis der Gesellschaft weder überschreitet, noch hinter ihm zurückbleibt. Während das erste zu unpassenden Erörterungen und Vorträgen führt, läßt das zweite den Eindruck von geringer Flachheit und von Mangel an Bildung zurück.

Es erübrigt noch die Besprechung eines Punktes, der vor allen anderen dazu geeignet ist, das Gespräch fortzuführen und es zu einem belebten und belebenden zu gestalten: ich meine das Antworten. Wer sich darauf beschränkt, Bejahung und Verneinung in verschiedenen Varianten zum Ausdruck zu bringen, die ganze Stufenleiter des schüchtern beistimmenden „Jedenfalls doch“ bis zum energisch abwehrenden „Um keinen Preis“ zu durchlaufen, läßt einen natürlichen Fortgang der Konversation nicht zu stande kommen und ermüdet seinen Partner, der es bald überdrüssig wird, in einen solchen gesellschaftlichen Phonographen hineinzuschreien. Eine Antwort muß sich freilich unmittelbar an das Gesprochene anschließen und dasselbe entweder bestätigen oder bestreiten, in diesem Falle aber nie eine Begründung der abweichenden Meinung zu geben versäumen, in jenem dem Gegenstand eine neue Seite der Betrachtung abzugewinnen suchen. Eine fein pointirte Antwort wird stets ein neues Streiflicht auf die behandelte Frage werfen und oft in unmerklicher Wendung auf ein neues Gebiet hinüberzuführen im stande sein. Als ihre allgemeinste Regel kann die Forderung der Kürze gelten; nicht nur auf dem Gebiete der Diplomatie, sondern auch in der Sphäre des gesellschaftlichen Umgangs erstrecken sich die Lakonismen der unmittelbaren Wirkung. Gerade der „esprit de la repartie“ ist es, der das Gespräch zu einem heitern und lebhaften gestalten kann, wenngleich es wohl nur wenigen gegeben ist, in der Anknüpfung an einen vorliegenden Gedanken eine geistvolle Bemerkung zur präzisesten Fassung auszuprägen. Ein Muster einer schlagfertigen Entgegnung ist die Antwort einer betagten Dubarry, welche Franz I. auf die ungalante Frage: „Wie lange ist es her, daß Sie aus dem Lande der Schönheit zurückkehrten?“ erwiderte: „Es war um die Zeit, wo Eure Majestät aus Paris zurückkamen.“ Franz war klug genug, darüber zu lachen; verziehen hat er der Gräfin diese Antwort jedoch nie. Denn nichts verwundet mehr als eine Anspielung auf persönliche Schwächen oder Unglücksfälle, und gar mancher hat sich dadurch viele Feinde zugezogen, daß er im Gespräch seiner Zunge allzu freien Lauf ließ. Aus diesem Grunde vermeide man sorgfältig jede sogenannte witzige Antwort, wenn sie irgend jemand aus der Gesellschaft verletzen könnte, und verzichte auf den kurzen Triumph einer augenblicklichen Befriedigung mit dem Bewußtsein, sich selbst bedrückt zu haben. Und sich selbst besiegen ist mehr wert als der Sieg über tausend äußere Feinde.

Den Gegensatz zu dem Antworten bildet das Zuhören. Auch dieses ist eine Kunst, die gelernt werden muß, die aber, richtig ausgeübt, selten ihre Wirkung verfehlt. Besonders die Jugend, der die Erfahrung noch mangelt, kann sich nicht vorteilhafter in der Konversation zeigen, als wenn sie vornehmlich in bestimmendem Schweigen verharrt; aber auch Männer vergessen sich nichts, wenn sie die „politesse dans la maniére d'écouter“ ausüben, auf welche die geistvolle Frau von Staël so viel Gewicht legte. Es gibt eben Leute, denen nichts mehr Vergnügen macht, als sich selbst reden zu hören, und ich möchte nicht, warum man ihnen nicht diese Freude gönnen sollte — sind sie doch die unschädlichsten unter den gesellschaftlichen Schmarotzern und beanspruchen sie uns nur unserer Zeit, ohne uns sonst irgendwie in Anspruch zu nehmen. Einer der bedeutendsten jetzt lebenden Romanciers hat die Gewohnheit, die Langatmigkeit seiner schriftlichen Ausdrucksweise auch in den mündlichen Verkehr zu übertragen, und so kam es, daß er bei der Antrittsvisite eines jungen Schriftstellers denselben buchstäblich nicht zu Worte kommen ließ, vielmehr ganz allein in wortvollen Phrasen die verderblichen Abgründe des Journalistenberufs schilderte. Als man ihn aber am andern Tage fragte, wie ihm Herr G.... gefallen habe, versicherte er ganz naiv und in vollem Ernste: „O, alles, was der junge Mann sagt, hat Hand und Fuß.“

In der bisher gegebenen Charakteristik des Gespräches ist eine Seite desselben vernachlässigt, welche weniger in der Theorie, desto mehr aber in der Praxis von Bedeutung ist. Man könnte sie die moralische nennen, wenn man in dem Schema unserer heutigen psychologischen Begriffseinteilungen bleiben wollte, und von ihr den intellektuellen und den ästhetischen Faktor unterscheiden, mit denen wir uns bisher ausschließlich beschäftigt haben.

Als ein Zweck der Konversation war die gegenseitige Annäherung und Bekanntschaft genannt worden. Eine solche kann jedoch, sofern sie einen allgemein menschlichen, nicht spezifisch wissenschaftlichen Charakter trägt, nur dann sich entwickeln, wenn auch die sittliche Seite der Persönlichkeit zur Beurteilung herangezogen wird; eine aufrichtige Zuneigung zu fassen kann ich nur dann empfinden, wenn ich seinen ethischen Wert kennen gelernt habe. Und die Vorbedingung dafür ist, daß ein jeder sich so gibt, wie er ist. Freilich wird jeder Mensch unwillkürlich beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer fremden Persönlichkeit die Vorzüge allein hervortreten zu lassen sich bemühen und demgemäß sich in der Unterhaltung führen; aber er soll ja nicht Tugenden sich andichten wollen, die seinem innersten Wesen fremd sind. Nicht von sich und über sich, sondern aus sich heraus spreche man. Denn sich selbst getreu zu sein, ist die einzige Moral. Wenn daher unter dem Sprühfeuer witziger und geistreicher Bemerkungen der Ernst des Lebens verloren geht, wenn ein bloßes Spiel der Geisteskräfte das Erfassen der gegenseitigen Individualität unmöglich macht, dann ist aus der Kunst des Gesprächs eine leere Virtuosität geworden, aus der beglückenden Freude am Schönen eine sinnliche Befriedigung am Amüsanten. Daher ist das klärische Bestimmen ebenso wie die grobe Schmeichelei zu vermeiden, denn ersteres läßt leicht auf einen unselbständigen, letzteres auf einen heuchlerischen und unwahren Charakter schließen; freundliches Nachgeben und feine Schmeicheleien dagegen sind stets angebracht, da sie als Zeichen einer verträglichen und liebenswürdigen Natur gedeutet werden. Ein wohl bekannter Diplomat hat sein ausschließlich seiner Verbindlichkeit die glänzende Laufbahn zu verdanken, welche er zurückgelegt hat; so erwiderte er einst einer Dame, als sie am Schlusse einer längeren Auseinandersetzung sagte: „Sie glauben gewiß, daß ich mich gern selbst sprechen höre?“ — „Ich weiß, gnädige Frau, daß Sie Musik lieben.“

Von nicht geringerer Bedeutung als die bisher erwähnten Punkte ist endlich die formale Seite des Gesprächs. Die vollendete Form besteht vornehmlich in der leichten Handhabung der Gesprächsobjekte und in der Verbindlichkeit des Ausdrucks, aber auch scheinbar geringfügige Aeußerlichkeiten sind von entscheidender Wichtigkeit. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß lautes und deutliches Sprechen unbedingt erforderlich ist, da auch der schönste Gedanke das beste von seiner Wirkung verliert, wenn er ungenügend gehört wird. Aber auch übertriebenes Sprechen muß vermieden werden, weil es leicht eine anderweitige Unterhaltung stört und allzuhohe die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Persönlichkeit des Redenden lenkt. Was die wörtliche Ausdrucksweise anlangt, so sind Zitate und Sprichwörter am besten ganz nicht zu verwenden; wenigstens hüte man sich vor häufiger Anwendung derselben, um nicht den Vorwurf des Mangels an selbständiger Ausdrucksweise auf sich zu laden. Altertümelnde Wendungen, ungebräuchliche Fremdwörter und längere in einer fremden Sprache vorgetragene Anführungen gehören gleichfalls nicht in den Rahmen des Gesprächs. Vor allem aber sei vor dem Gebrauch von Bildern und Gleichnissen gewarnt, da dieselben — wie unsere Parlamentsreden beweisen — fast immer in der Hast des Augenblicks mißglücken. Aus der Fülle der Beispiele sei eines hervorgehoben, das sich durch sein Alter und die geradezu köstliche Verschwendung der Begriffe ein Anrecht auf Klassizität erworben hat: „Der Zahn der Zeit, der so manche Thräne gezeichnet hat, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen.“

In der Konversation muß jedes Wort an seiner richtigen Stelle stehen; plumpe Ausdrücke oder gar grobe Wendungen zerstören das zarte Netz, in dessen Fäden wir die drohende Langeweile einzufangen gewohnt sind. Auch hat Jean Paul recht, wenn er sagt: „Den geselligsichen Widersprecher besiegt eher eine feine Antwort als eine starke.“ Ebenso wird der Ton der Lehrhaftigkeit an sich, wenn vielleicht eine Belehrung gar nicht beabsichtigt ist, einen Mißklang in das Gespräch hineintragen. Der Meister in der Kunst des Gesprächs läßt weder je seine Ueberlegenheit fühlen, noch zeigt er Empfindlichkeit, vielmehr wird er den Ton wahrer und wohlthuender Wärme anschlagen. Ja, er wird die formale Seite seiner Kunst so ausgebildet haben, daß er seine eigene Meinung aus der Seele des andern hervorholt und den Triumph feiert, daß der andere glaubt, die Konversation geleitet zu haben.

Es erübrigt noch, ein paar Worte über den Wert der Konversation zu sagen. Vor allem ist der Vorwurf zurückzuweisen, sie begünstige durch ihre konventionellen Lügen die Falschheit. Man macht hiebei erstens den Fehler, daß man „Lüge“ einige Phrasen nennt, die nicht in der Absicht zu betrügen angewendet sind, und die jeder Verständige so aufnimmt, wie sie gemeint sind, und daß man zweitens meint, Ehrlichkeit müsse mit einer gewissen Plumpheit verbunden sein. Schon Lessing sagt: „Man ist doch noch verzweifelt wenig, wenn man nichts ist als ein ehrlicher Kerl.“ Ehrlichkeit sollte sich doch wohl von selbst verstehen und nicht nach einigen üblichen Redewendungen beurteilt werden. Der Wert der Rede liegt eben, wie Shakespeare es ausdrückt, nicht in der Zunge des Sprechenden, sondern in dem Ohr des Hörenden. Aber auch der zweite Einwand, daß die Konversation durch die eigentümlich flüchtige, stets nur streifende und berührende, nie sich vertiefende Art ihrer Betrachtung die Halbbildung begünstige, erweist sich nach dem, was oben über die intellektuellen und ästhetischen Vorbedingungen gesagt ist, als unhaltbar.

Und das praktische Resultat dieser ganzen Untersuchung? Wenn meine freundlichen Leser, woran ich nicht zweifle, gediegene Bildung, feinen Geschmack und moralischen Charakter in sich vereinen, so bitte ich sie, alle Regeln, die wir gefunden haben, zu vergessen und sich gänzlich von ihrem natürlichen Takte leiten zu lassen. Sollten sie jedoch einmal nach einem recht anregenden und erquickenden Gespräch sich selbst bei der Frage ertappen: „Woran lag es denn eigentlich, daß ich mich heute so gut unterhalten habe?“ so nehmen sie vielleicht diese Blätter wieder zur Hand, und ich würde mich freuen, wenn sie die Antwort auf jene Frage in ihnen fänden.

Eine russische Generalstabssitzung in Warschau.

(Hierzu das Bild Seite 468 und 469.)

Nachdem das Schreckgespenst eines nahen deutsch-russischen Kriegs durch die schlagenden Ausführungen des eisernen Kanzlers gebannt ist, schauen wir mit zurückgelehnter Ruhe und Sicherheit über die östlichen Grenzen unseres deutschen Vaterlandes hinaus. Dadurch ist unser Interesse für die militärischen Entwicklungen da drüben zwar ein unbefangeneres geworden, aber es ist keineswegs erloschen, und so wird unsern Lesern der ihnen gebotene Blick in eine Generalstabssitzung zu Warschau sicherlich willkommen sein. An den Spitzen eines Armeehauptquartiers rechnet man außer dem Chef des Generalstabs den Artilleriegeneral, welchem das Materielle der Artillerie und des Munitionswesens, den Ingenieurgeneral, welchem das gesamte Genniewesen mit den Brückentrains untersteht, den Oberintendanten, welchem die Sorge für die Verpflegung obliegt, und den Armeearzt, welcher das ganze Gebiet der Gesundheitspflege zu überwachen hat. In der russischen Armee ist diesen Spitzen noch ständig beigeordnet ein Kommissär des Kriegsministeriums, jedoch erst seit der Zeit, da nach dem letzten Türkenkrieg so große Unregelmäßigkeiten und Verschleuderungen im Verpflegungswesen zu Tage gekommen sind. Er steht daher eine Art von Kontrolleur der Verwaltung dar. Die Persönlichkeiten, welche im Hauptquartier Warschau zurzeit mit den obengenannten Funktionen betraut sind, sehen wir in unserem Bilde um den kommandirenden General zu einer Konferenz versammelt, zu welcher auch der General Baron von Krüdener beigezogen erscheint. Der Sekretär und Protokollführer der Konferenz hat an dem einen Ende des Sitzungstisches Platz gefunden; am andern in der Nähe des Chefs vom Generalstab sehen wir einen in grünlicher Farbe gehaltenen Aufsatz, auf dessen vier Seiten bezeichnete wichtige Karte eingravirt sind, welche bei derartigen Konferenzen zur Richtschnur zu dienen haben. Die Einrichtung wird auf Peter den Großen zurückgeführt.

Von den zur Sitzung versammelten Generalen bleibt, als durch erworbenen Kriegsruhm hervorragend, in erster Linie zu nennen der Präsidirende: Gouverneur von Polen, General der Kavallerie Graf Gurko, der gleich im Beginn des türkischen Kriegs im Jahre 1877 viel von sich reden machte durch seinen kühnen und gelungenen Handstreich auf Tirnowa und seinen verwegenen Uebergang über den Balkan auf einen Seitenpaß östlich vom Schipka, auf dem ihm übrigens, da er nur für leichte Truppen brauchbar war, die Armee nicht folgen konnte, so daß er gezwungen war, auf demselben Pfad wieder zurückzukehren. Später forcirte er einen der östlichen Balkanpässe an der Spitze der Garden und des Grenadiercorps mitten im Winter, übrigens unter sehr großen Verlusten für diese Elitetruppen. General Gurko wäre wohl als der berühmteste Truppenführer aus jenem Kriege zurückgekehrt, hätte ihn nicht General Skobelew überstrahlt. Der Zar scheint großes Vertrauen in ihn zu setzen, noch mehr aber die Franzosen, welche ihn bereits im Geiste an der Spitze einer siegreichen Armee in Berlin einziehen sehen. General Gurko ist 1828 geboren, steht somit jetzt im sechzigsten Lebensjahre.

General der Infanterie Baron von Krüdener hat seine fünfzig Dienstjahre auf dem Rücken; seine eiserne Natur ist sprichwörtlich in der russischen Armee. Er hat in allen in seine Dienstzeit fallenden Kriegen mitgekämpft und war bei Kaiser Alexander II. wegen seiner großen Kriegserfahrung hochgeschätzt und sehr beliebt vermöge der Eigenschaften seines Charakters.

Von den übrigen Generalen unserer Konferenz haben wohl die meisten im letzten Kriege, wenn auch in untergeordneten Stellungen gedient. Generallieutenant Tepp soll sich um die bessere Instandsetzung und Ergänzung der in Polen belegenen Festungen und sonstigen Fortifikationen wesentliche Verdienste erworben haben.

R.

Die große Sitzung des deutschen Reichstags.

Mit Originalzeichnungen unseres Berufszeichners Hermann Lüders.

(Schluß.)

Bevor wir auf die der Sitzung folgenden Momente zu sprechen kommen, wollen wir noch einiger charakteristischen Beobachtungen gedenken, die während Bismarcks Rede selbst zu machen waren. Wir haben im Vorhergehenden betont, daß die nervöse Erregung, die den Reden des Kanzlers in den letzten Jahren mehrfach ihren Stempel aufgedrückt hatte, diesmal einer ruhigeren Sammlung gewichen war. Es gilt das indes nur von dem Charakter der Rede selbst, zu welcher die lebhaften, dieselben sogar von einer seltsamen Hast beherrschten Geberden einen merkwürdigen Gegensatz bildeten. Einmal faßte er mechanisch nach rechts, offenbar nach dem Glase mit Cognac vermeintlichen Wassers suchend, das für gewöhnlich dort zu stehen pflegte. Dieses aber war nicht da; statt dessen fand sich an Bismarcks Seite Minister Lucius, der in der Meinung, der Kanzler wolle ihm die Hand reichen, denselben die seine entgegenstreckte. Ungeduldig wandte sich der Kanzler ab und gab seinen Wunsch zu erkennen. Bald kam man ein Wasserglas daher. Wahrscheinlich aber war die Mischung nicht die rechte, denn ein ekstatisches Brummen ließ sich hören. Man sah man etliche

Minister unter der Leitung des Grafen Herbert Bismarck mit Flaschen und Gläsern herumhantiren und einen goldgelben Trank zusammenbrauen, der endlich den Reichskanzler zu befriedigen schien.

Von dem Reichskanzler schweifte der Blick unwillkürlich zu dem greisen Feldmarschall Moltke hinüber. In sich gekehrt, regungslos wie ein Marmorbild, von allen aufmerksamen Zuhörern der aufmerksamste, saß er da. Welche Gedanken mochten unter der Stirn des großen Heerführers sich drängen, der als Deutschlands Schwert nicht nur Deutschlands Größe vor allen anderen mitbegründet hat, sondern sie vielleicht auch noch vor allen anderen mitzuverteidigen haben



Graf Moltke beim Eintritt in das Reichstagsgebäude.

wird. Und droben Prinz Wilhelm mit dem jugendfrischen, lebhaften, energischen Gesicht — auch er ganz Ohr! Die Worte, welche er wenige Tage später in Brandenburg gesprochen, beweisen, mit welcher Begeisterung auch dieser erlauchte Hörer die Worte des Kanzlers in sich aufgenommen.

Im Hause selbst waren die Plätze der Konservativen und Nationalliberalen am stärksten besetzt; von den Deutschfreisinnigen und dem Zentrum fehlte etwa die Hälfte, die Sozialdemokraten gingen ab und zu. Die tiefe Ruhe und Stille, welche eingetreten waren, sobald Fürst Bismarck zu sprechen begonnen, hielten nicht lange vor und bald antwortete den Auslassungen von der Rednertribüne herab Heiterkeit oder Zustimmung aus den Reihen der Abgeordneten. Immer lebhafter wurde die Teilnahme der Zuhörer. Die patriotischen, von jeder Drohung freien, aber von selbstbewußtem Stolze getragenen Worte des Kanzlers ergriffen jedes Herz, die Erregung wuchs mit der Erregung des Redners. Das Bild des Hauses, als Bismarck geredet, wird jedem unvergeßlich bleiben, welcher der großen Sitzung mit beizuwohnen das Glück hatte. — Die Heimkehr des Fürsten Bismarck gestaltete sich zu einem Triumphzuge, wie er selbst ihm, dem erfolgreichsten Manne seiner Zeit, noch nicht oft bereitet worden ist. Als er das Reichstagsgebäude verließ, empfing ihn eine nach Tausenden zählende Menschenmenge mit stürmischen Kundgebungen der Freude und der Anerkennung. Der ganze Verkehr der Leipzigerstraße wurde unterbrochen, Pferdebahnwagen und Omnibusse entleerten sich im Nu, um ihre Insassen an die [illegible] abzugeben, welche den Fürsten, der zu Fuß gehen mußte, weil er seinen Wagen nicht hatte erreichen können, nicht umjubeln ließen. Der Reichskanzler war anfangs etwas betroffen und eilte auf die andere Seite der Straße; als er jedoch nirgends Rettung aus der ihn umbrandenden Woge hurrarufender, hutschwenkender Menschen sah, ergab er sich in das Unvermeidliche und folgte mit heiterem Lächeln und unablässig militärisch grüßend den beiden Schutzleuten, welche sich Schritt für Schritt Bahn brechen mußten, um für den gefeierten Helden des Tages eine Gasse zu machen. Am Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße wurde der Zug, den auf dem ganzen Wege das Tücherschwenken der an den Fenstern erscheinenden Damen begleitete, von neuen Schaaren erwartet, unter deren begeisterten Rufen Fürst Bismarck, noch einmal zum Gruß sich wendend, unter dem Portal verschwand.



Auf der Journalistentribüne.



Prinz Wilhelm in der Fürstenloge.

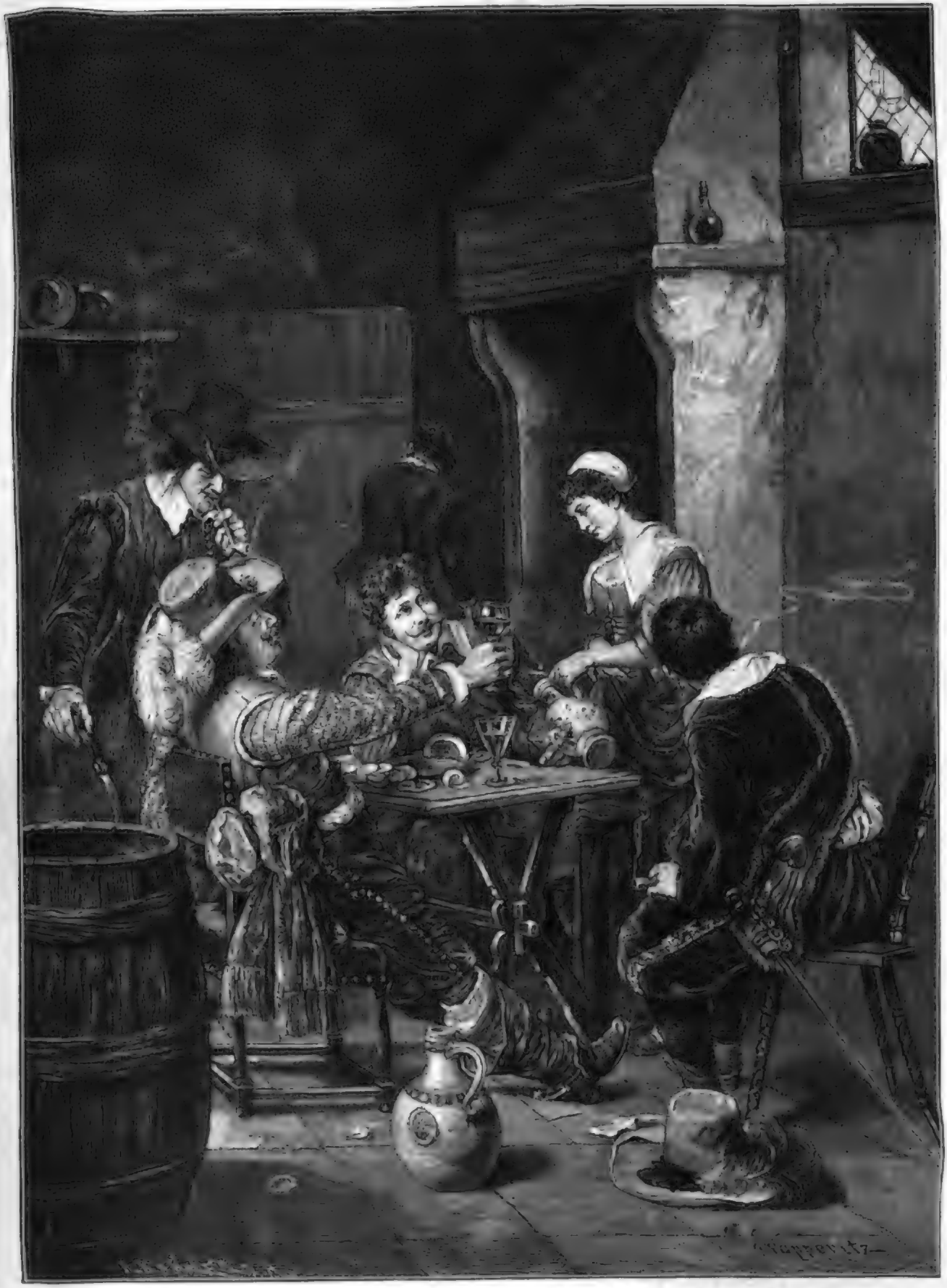
Die Folgen der Rede Bismarcks und der Beschlüsse des deutschen Reichstags in der Sitzung vom 6. Februar 1888 werden sich vollkommen wohl erst nach einem langen Zeitraum übersehen lassen, vielleicht erst dann, wenn ein späteres Jahrhundert auf die Bewegungen und Kämpfe unserer Zeit als auf einen abgeschlossenen Abschnitt der Weltgeschichte



Fürst Bismarck auf dem Heimweg.

aus objektiver Ferne zurückblickt. Es ist bekannt genug, durch welche Verwechslung der auswärtigen Verhältnisse das jüngste Vorgehen der deutschen Militärgesetzgebung veranlaßt worden ist — Deutschland sieht sich von Osten und Westen bedroht — es denkt nicht an einen Angriff, aber es muß sich verteidigen. Die Reichstagssitzung vom 6. Februar bedeutet mehr als eine gewonnene Schlacht, sie zeigt der Welt ein zu jedem Opfer bereites, einiges Deutschland und beweist, daß, wenn es zum Kriege kommt, dieser Krieg nur ein mutwillig vom Zaun gebrochener Neid- und Rachekrieg sein kann. Der erste Eindruck ist deshalb auch ein dem Frieden günstiger gewesen; es genügt, das drohende Gewitter ganz zu zerteilen — wer weiß es, aber wer hofft es nicht! Mag es indes kommen, wie es will — der eiserne Kanzler gab mit seiner weit schallenden Stimme nur dem Ausdruck, was jedem Deutschen auf der Zunge gelegen: Wir fürchten nur Gott, sonst nichts auf der Welt!

Digitized by Google



Niederländische Wirthshausscene. Gemälde von G. Papperitz

Ueber Klippen.

Novelle

von

Klaus Johrn.

XI.

(Schluß.)

Ich möchte darauf wetten, daß der Halunke, der Schanzky, nicht kommen wird," wendet sich Alfen an Priskow, der mit ruhigem Gesicht im Wagen neben ihm sitzt und eine Cigarre raucht.

„Er kommt, sage ich Dir; einmal ist er ein guter Schütze und haßt mich wahnsinnig, und zweitens kennt er mich genug, um zu wissen, daß ich ihn nicht über den Haufen schieße."

„Bist Du närrisch?" Alfen sieht seinen Vetter verwundert an. „Den Kerl schonen? Sieh, da fährt er auf dem Wege vor uns!"

„Ich habe ihn für seine Impertinenz genügend gestraft."

„Aber es ist Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit des einen!"

„Ganz recht, aber er wird seine Sache schon gut machen! Sieh, Alfen, wozu soll ich noch leben? Was habe ich noch zu erwarten? Ich bin ein schlechter, leichtsinniger Mensch gewesen, mehr, als ich es sein wollte!"

Priskows Antlitz verrät keine Unruhe, aber über demselben liegt eine weiche Traurigkeit, so daß Alfen sich abwendet, um es nicht sehen zu lassen, daß ihm Thränen in die Augen treten.

Priskow hält ihm die kräftige Rechte hin.

„Versprich mir, Vetter, niemals zu erzählen, daß Schanzky ein Schuft ist; es ist um Juttas willen."

*

Die Gegner stehen einander gegenüber. Priskow, der den ersten Schuß thut, schießt die Kugel unmittelbar vor die Füße Oswalds.

Schanzky ist leichenblaß und fehlt — sein Gegner tritt fünf Schritte näher, zielt lange, so daß dem andern der Schweiß auf der Stirne perlt, und jagt ihm eine Kugel durch den Hut, so daß Schanzky sie durch seine spärlichen Haare pfeifen fühlt.

Jetzt oder nie! Der Schuß kracht. Priskow steht unbeweglich, dreht sich dann um und fällt ohne einen Laut auf das Gesicht.

*

An demselben Morgen, an welchem dies Duell stattfindet, ist der alte Herr von Salden von seinen Reisen in anderen Erdteilen nach L.... zurückgekehrt, und nachdem er sich seines Neffen Wohnung hat bezeichnen lassen, ist er dorthin geeilt.

Priskow ist nicht zu Hause, und Findeisen weiß keine Auskunft zu geben, wohin sein Herr gefahren sei; auch der alte Müller weiß es nicht zu sagen, doch erregt das seltsam scheue Wesen der beiden den Argwohn Saldens.

Der alte Husar rapportirt, daß Priskow schon um neun Uhr mit Herrn Rittmeister Alfen fortgefahren sei, und jetzt ist es halb elf.

„Sind die Herren zur Jagd oder zu einem Besuch in der Umgegend gefahren?" inquirirt der alte Herr weiter, indem er mit den wohlgepflegten Fingern durch seinen lang herabwallenden weißen Bart fährt.

„Ich glaube nicht," sagt Müller.

„Was glauben Sie denn? Ich muß es wissen, da ich meinen Neffen sprechen will; ich bleibe nur vierundzwanzig Stunden hier."

„Bis dahin wird der Herr Lieutenant hoffentlich zurück sein," antwortet der Hauswirt unsicher.

Eberhards Onkel schöpft Argwohn.

„Weshalb ‚hoffentlich'? Was ist los? Heraus mit der Sprache!"

„Ich sollte es eigentlich nicht verraten, aber da Sie der Onkel vom Herrn Lieutenant sind und ich selbst in großer Angst bin, daß der andere ihm seine gesunden Knochen kaput schießt, so —"

Salden versteht bereits, um was es sich handelt.

„Wer ist der andere, und weshalb schießt sich mein Neffe mit ihm?" unterbricht er hastig den Alten.

„Ich glaube, er heißt Schanzky. Er kam gestern, als ich gerade auf dem Flur meine Stiefel putzte, aus der Stube gestürzt und hielt sich das Taschentuch vors Gesicht. Der Herr Lieutenant stand in der Stube und hatte die Reitpeitsche in der Hand, mit einem Gesicht, daß man Angst bekommen konnte."

„Was sagen Sie? — Schanzky?" ruft Salden, nachdem er einen Moment nachgedacht. „Wo sind die Herren hingefahren?"

„Ich hörte, wie der Rittmeister dem Kutscher zurief: ‚Nach Langenwalde!'"

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, stürzt der alte Herr trotz seiner siebenzig Jahre wie ein Jüngling zur Thür hinaus, springt in den Wagen und schreit dem Kutscher zu:

„Hotel de Rome! Sie bekommen das Zehnfache, aber fahren Sie, was das Pferd laufen kann!"

Herr von Salden eilt in sein Hotelzimmer, schließt mit zitternden Händen einen Koffer auf und wirft alles, was in demselben ist, Pistolen, Dolche, Säbel, Stricke, Papierstreifen in wilder Unordnung heraus, bis er endlich eine kleine Pistole findet, an deren Drücker ein Papier befestigt ist; er steckt beides in die Tasche und sitzt einen Augenblick später wieder im Wagen, der rasselnd über das Pflaster davonfährt.

„Fahren Sie nach Langenwalde, so schnell Sie können, Kutscher; es handelt sich um Leben und Tod. Ich bezahle alles, und wenn die Gäule zum Teufel gehen!"

„Gleich, Herr, wir müssen nur erst auf der Landstraße sein!"

Jede Minute wird dem Greise, der in dem dahinsausenden Wagen sitzt, zu einer Ewigkeit.

„Hauen Sie los auf die Gäule!" ruft er verschiedenemale, wenn die Pferde zu erlahmen drohen. „Dieser Schanzky, der Schuft, um den sich der Graf Tisling in Paris totschoß und der später steckbrieflich verfolgt wurde wegen falschen Spiels," denkt Salden und wickelt den Zeitungsausschnitt, der an der Pistole befestigt war, auf. „Ja, da steht es schwarz auf weiß, nur nannte er sich in Paris Schalyk; er wird es schon sein! Und der Halunke will meinem Neffen, meinem einzigen Erben ans Leben! — Sind wir bald da?"

„Gleich, Herr!"

„War das nicht ein Schuß? Richtig! Fahren Sie in der Richtung, woher der Schall kam; hier links geht gleich ein Weg ins Holz. Halt!" Der alte Herr springt aus dem Wagen und eilt auf eine Gruppe zu, die sich um den unbeweglichen Körper Priskows versammelt hat. Ein Arzt untersucht die Wunde. Salden drängt die Umstehenden zur Seite. „Ist er tot?" keucht sein Mund.

„Nein," antwortet der Arzt, indem er sich aufrichtet, „aber die Sache steht schlimm."

„Wo ist der Mörder?" schreit Salden.

Alle Blicke wenden sich auf Oswald, der bleich, einige Schritte entfernt an einem Baum lehnt und Salden anstarrt wie den Geist eines Abgeschiedenen.

Die majestätische Gestalt des alten Edelmannes reckt sich in die Höhe, er geht einige Schritte auf Schanzky zu und hält demselben das Papier dicht vor die Augen, auf welchem das Bildnis eines Männerkopfes gedruckt ist.

Schanzky fährt schaudernd zurück.

„Gnade!" murmeln seine blutlosen Lippen.

„Ja, Gnade! Ich war dabei, als Sie dem jungen Grafen Tisling das Geld vermittelst Ihrer Teufelskunst bis auf den letzten Heller abnahmen. Kennen Sie mich wieder? Ich war es, der Sie entlarvte, aber leider zu spät, denn Ihr Opfer lag bereits kalt und still auf dem Boden. Mit dieser Pistole erschoß er sich. Sie entschlüpften uns, jetzt halte ich Abrechnung!"

Die Augen des Verwundeten sind mit unruhiger Spannung dieser Scene gefolgt.

„Onkel," ruft er mit dem letzten Rest von Kraft, „laß ihn, es ist um seiner Schwester willen; sie ist unschuldig!"

Salden ist zu seinem Neffen getreten. Die Büsche rauschen, und die Stelle, wo Oswald stand, ist leer.

„Mag er zum Teufel gehen," murmelt Salden, „hier wird er sich wohl nicht wieder sehen lassen!"

*

Priskow liegt still und regungslos auf seinem Lager; seine Züge verraten keinen Schmerz — es ist fast, als ob zuweilen ein freudiger Schimmer über sein Antlitz zöge.

Der Onkel sitzt neben seinem Neffen und läßt sich von Alfen die Ereignisse der letzten Tage erzählen, die Priskow demselben auf der Fahrt zum Duell mitgeteilt hat.

Die Aerzte haben vor einer Stunde die Kugel aus dem Rückgrat entfernt. Obgleich sie nicht glaubten, daß der Verwundete diese Operation überstehen würde, ist er doch nicht unter ihren Händen verschieden. Von inneren Organen ist nichts verletzt, da die Kugel an den Rippen abgeglitten und dann am Rückgrat stecken geblieben ist; wäre dieselbe um eines Haares Breite tiefer eingedrungen, so wäre es um Priskow geschehen gewesen. Trotzdem befürchtet der Arzt noch immer das Schlimmste, besonders da der Verwundete keine Schmerzen zu empfinden scheint.

„Entweder er hat Nerven wie Stahl und kommt glücklich durch, oder er bleibt zeitlebens gelähmt."

Priskow wird unruhig, seine Augen öffnen und schließen sich, und seine Lippen flüstern unverständliche Worte.

Salden beugt sein Ohr zu ihm hinab.

„Ede ich sterbe, soll Hilde zu mir kommen," vernimmt der alte Mann. Unzähligemale murmeln Priskows Lippen dieselben Worte.

„Soll ich hinschicken?" fragt der alte Herr den Rittmeister.

„Ich will selbst hinreiten, wir können bis zum Abend hier sein," antwortet Alfen.

Im Krankenzimmer brennt bereits die Nachtlampe. Priskow schlägt groß die dunklen Augen auf.

„Sie kommt!" sagt er leise.

Salden hört einen Wagen vorfahren und geht ins Nebenzimmer, um die Ankommenden zu empfangen. Hilde ist da in Begleitung ihres Vaters.

„Haben Sie Dank, mein Fräulein, daß Sie gekommen. Ich wollte meinem Neffen nicht die vielleicht letzte Freude abschlagen."

Hilde schlägt den Schleier zurück; sie stützt sich wankend auf den Arm Saldens, der sie in das Krankenzimmer führt.

Priskows ganzes Gesicht ist verklärt, als die schlanke Gestalt Hildens an sein Lager tritt; unsicher tastet er mit der Hand umher, und Hilde legt ihre kühle, kleine Rechte in seine fieberheißen Finger.

„Gott im Himmel sei Dank!" Priskow legt kraftlos das Haupt in die Kissen zurück. „Jetzt wird mir wohler!" Er schließt mit seligem Lächeln die Augen.

Die Stunden verrinnen. Mit einer Sorgfalt, wie nur eine liebende weibliche Hand es vermag, ordnet Hilde wohl zum hundertstenmale die Kissen, um ihm Erleichterung zu verschaffen.

Der Major und Salden unterhalten sich leise im Nebenzimmer; plötzlich verstummt ihr Flüstern, eine hohe Frauengestalt schreitet in dunklem Gewande durchs Zimmer, die Lippen sind herbe geschlossen; ohne einen der Anwesenden zu beachten, geht sie wie eine Nachtwandlerin, die großen Augen geisterhaft ins Leere gerichtet, auf die offenstehende Thür zu.

Hilde hat das Rauschen eines Frauengewandes vernommen, sie richtet sich auf und streckt der in der Thüröffnung Erscheinenden wie abwehrend den rechten Arm entgegen, während sie die andere Hand auf Priskows Augen legt.

Jutta starrt sie wortlos sekundenlang an und lehnt sich, einer Ohnmacht nahe, an den Thürpfosten, während sie krampfhaft mit beiden Händen nach dem Herzen greift; ein schwacher Wehelaut ringt sich von ihren Lippen.

„Lebt er?"

„Ja, er lebt," ist die ruhige Antwort.

„Beschirmen Sie ihn wie sein Engel!"

Zögernd weicht Jutta zurück und verläßt wortlos das Zimmer.

„War nicht eben jemand hier, Hilde?" fragt Priskow.

„Ja, Frau Manville."

Ein schmerzhaftes Zucken geht durch des Kranken Gesicht.

„Sagt ihr, daß ich keinen Groll gegen sie habe; sie könne nichts dafür, ich trüge allein die Schuld."

„Es soll geschehen!" sagt Hilde mit fester Stimme und drückt den ersten Kuß auf Eberhards weiße Stirn.

„Wie wohl das thut!" murmelt er und schließt die Augen zu einem ruhigen Schlafe.

Am nächsten Tag erklärten die Aerzte Priskow für gerettet.

XII.

Hilde und Priskow sitzen im Schatten jener mächtigen Eiche, wo er vor noch nicht langer Zeit an einem Frühlingsmorgen das Mädchen fand, um ihr sein gequältes Herz auszuschütten.

Als Priskow so weit wieder hergestellt war, daß er das Lager verlassen konnte, hatte ihn sein Onkel mit nach Ruppenhausen nehmen wollen, wogegen jedoch der Major lebhaften Einspruch erhob.

„Was soll der Junge allein mit Ihnen in dem alten Schloß?" hatte er gemeint. „Kommen Sie beide mit nach Albertskirchen, dort kann er sich erholen, dafür wird meine Schwägerin schon sorgen."

Zwischen dem Genesenden und Hilde war noch kein Wort, welches ihre gegenseitige Neigung verraten konnte, gewechselt worden. Wie selbstverständlich hatten sie sich seit dem Abend, wo Hilde an sein Krankenlager trat, Du genannt und sich mit ihren Vornamen gerufen wie Geschwister. Der Vergangenheit war nie Erwähnung gethan worden.

Priskow sitzt still neben seiner jungen Nachbarin, die arbeitet fleißig an einer Tischdecke, aus deren Mitte ein großer Pferdekopf herausschaut.

Nachdem Eberhard kurze Zeit in das grüne Laubdach über sich mit Wohlbehagen geblickt hat, sieht er jetzt schon geraume Zeit auf Hildes fleißige Hände; sie thut, als ob sie es nicht merke, obgleich eine feine Röte ihre zarte Wange überzieht.

„Sie ist eigentlich viel älter geworden," denkt Priskow, „das Kindliche ist ganz aus ihrem Antlitz verschwunden, was sie noch im vorigen Herbst hatte."

Ueber ihrem ganzen Wesen liegt jetzt ein Hauch der Ruhe und des innern Friedens; sie ist nie mehr ausgelassen lustig, aber wenn sie einmal lacht, dann scheint es Priskow, als ob dies Lächeln sich aus dem Grund ihres Herzens wie ein Sonnenschein über ihre Züge verbreite.

„Hilde, Du hast lange nicht das Lied gesungen: ‚Waldvögelein singt's im nahen Busch' und so weiter; es war ein hübsches Lied!"

Sie sieht ihn einen Moment zweifelnd an und beginnt dann wieder emsig zu arbeiten.

„Es war ein dummes Lied; ich hatte es von meinem alten Kindermädchen gelernt!"

„Ich fand es allerliebst; während der Tage, wo ich solche Langeweile hatte, weil ihr nicht erlauben wolltet, daß ich aufstand, habe ich es immer vor mich hingesungen; nur konnte ich die Worte nicht recht zusammenbringen, obgleich ich mich stundenlang damit abquälte."

„Das war schade um die Anstrengung und die Zeit," sagt Hilde mit altmütterlichem Ton.

„Doch hab's gesagt ich ihm noch nicht, wenn Schweigen mir das Herz auch bricht —" Wie heißt der letzte Vers?"

„Wenn Du es durchaus wissen willst: ‚Er muß mich doch erst fragen!'"

„Richtig!" sagt Priskow und streicht langsam über Junos feinen Kopf, den der Hund auf sein Knie gelegt hat. „Weißt Du schon, daß Alfen sich mit Bella verlobt hat? Ich bekam heute die Anzeige!"

Hilde sieht interessirt auf.

„Das freut mich; ich glaube, die beiden werden glücklich werden!"

„Ich auch," antwortet Priskow. Gleich darauf fährt er mit sehr ernstem Gesicht fort und fragt ganz leise: „Hast Du vergessen, Hilde?"

Sie beugt sich herab auf ihre Arbeit und haucht ganz leise: „Ja!"

„Dann lies, bitte, diesen Brief," sagt Priskow und reicht ihr ein Couvert hin.

Sie öffnet es langsam.

Es ist ein Brief von Jutta Manville, ein langer Brief, in welchem sie schreibt, daß sie in ein katholisches Krankenhaus eingetreten sei und sich zur Krankenpflegerin ausbilde. Am Schluß steht:

„In der Hoffnung, daß Sie so glücklich werden, wie Ihr Charakter es verdient Ihre

Jutta Manville."

Hilde gibt wortlos das Blatt zurück, eine Thräne des Mitleids schimmert in ihren Wimpern.

Er legt langsam den Arm um ihre feine Taille.

„Willst Du mich glücklicher machen, als ich es verdiene?" fragt er mit bebender Stimme.

Mit unbeschreiblich seligem Lächeln lehnt sie das Haupt an seine Schulter und läßt es geschehen, daß er seinen Mund auf ihre weiche Wange drückt, während er leise sagt:

„Er muß mich doch erst fragen!"

„Seh einer die Kinder an!" schreckt die beiden die sonore Stimme des Majors aus ihrem Traum. Hinter ihnen stehen der Major und Onkel Salden.

„Na, Herr von Salden, ich glaube, hier hilft kein Widerspruch mehr!" lacht Albertskirchen und schüttelt Priskow die Hand, während Salden Hilde einen Kuß auf die Stirn drückt mit den Worten:

„Ich wüßte Keine, die ich lieber als Herrin von Ruppenhausen einziehen sähe!"

„Ja," ruft der Major seiner Schwägerin zu, welche, nichts ahnend, den breiten Kieselweg herunterkommt, „jetzt weiß ich auch, weshalb die Hilde den ganzen Winter so verrückt war; Du hast recht gehabt, Anne, wir Männer verstehen das nicht! Heute mittag trinken wir wieder ein paar Pullen Sekt wie damals im Manöver; was, Eberhard, alter Junge?"

„Schade, daß Bella und Alfen nicht dabei sind."

Die Schöpfung der Erde.

Von

W. Wilhelm Meyer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Seinen unter jenen unendlich vielen Kreisbahnen, welche demjenigen Teil des Weltraumes) vorgeschrieben sind, der gegenwärtig unsere Erde formt, sind wir im Stande, etwas näher zu verfolgen, da wir ihn selbst angehören.

Seinen Anfang oder niedrigsten Punkt müssen wir offenbar in jenem Stadium suchen, da sich der für unsere Erde bestimmte Stoff von dem des übrigen Sonnensystems loslöste. Denn daß die Erde und alle ihre planetarischen Geschwister aus der Sonne geboren wurden, beweist die gemeinschaftliche Lage ihrer kreisenden Bahnen, welche mit der des Sonnenäquators innerhalb sehr enger Grenzen übereinstimmt.

Dieser Umstand und der wundervolle Anblick des freischwebenden Saturnringes, der ebenfalls in der Ebene des Planetenäquators und in gleicher Richtung mit ihm umschwingt, hat ja bekanntlich in zwei einzelnen Denkern bereits vor einem Jahrhundert die berühmte Kant-Laplacesche Weltbildungsidee hervorgerufen, nach welcher durch immer heftiger werdenden Umschwung von einer ursprünglichen großen Dunstkugel sich schließlich durch die überhandnehmende Zentrifugalkraft nacheinander verschiedene Ringe loslösten. Letztere zerrissen und ballten sich zu planetarischen Kugeln, die sich unter dem Einfluß der eigenen Schwere ihrer Massen immer weiter verdichteten, aus dem gasförmigen in den flüssigen und aus diesem endlich, wenigstens auf ihren Oberflächen, in festen Zustand übergehen.

Von diesem Weltbildungsprozeß in an den verschiedensten Orten bereits so viel geschrieben und geredet worden, daß es mir bedenklich erscheinen würde, hier überhaupt noch einmal darauf zurückzukommen, wenn nicht gerade in neuerer Zeit mancherlei Bedenken gegen diese treffliche und treffende Idee laut geworden wären, welche inzwischen manche jungen Brauseköpfe veranlaßte, sie überhaupt über den Haufen werfen zu wollen und einmal die Welt nach ihrem eigenen Kopf aufzubauen, was gottlob nur in ihrer jungen Phantasie, nicht in der Wirklichkeit geschehen konnte. Ich selbst habe mich einmal unter diesen jungen Weltbaumeistern befunden, gesehe aber offen, daß ich kaltgi reumütig zurückgekehrt bin und mich nun höchstens damit begnüge, einigen Modifikationen jener großen Idee das Wort zu reden, welche durch den Fortschritt unserer Erkenntnis mir notwendig geworden zu sein scheinen. Ich habe zuerst hierüber im Schlußkapitel meines 1885 erschienenen Buches: „Die Königin des Tages und ihre Familie", ausführlicher gesprochen.

Wie scheint es nämlich, als ob man sich früher die Sache mit der Weltentstehung nur dadurch unnötig schwer gemacht hat, daß man glaubte, notwendig zur letztmöglichen Stufe der Desorganisation des ganzen Weltgebäudes zurückgehen zu müssen. Der geistige Blick hatte sich philosophisch noch immer nicht genügend deggagirt, um des Welt unseres Sonnensystems nicht als der Welt im vollen Umfang, unabhängig von allem, was vom übrigen Weltgebäude auf dasselbe einwirkt, anzusehen. Der kopernikanische, homozentrische Standpunkt, zwar nur von der Erde auf das Sonnenreich übertragen, hat offenbar selbst noch den gediegensten Denkern gar zu sehr in Mark und Bein.

Heute betrachten wir unser System als entstanden aus den Resten eines untergegangenen, dessen Zertrümmerung offenbar nur durch den Aufsturz einer andern Welt stattfand. Aehnliche Katastrophen, zwar in geringerem Umfang, beobachten wir bekanntlich in den plötzlich aufloderndes sogenannten „Neuen Sternen". Die dadurch erzeugte Hitze war jedenfalls im stande, eine große Menge der ursprünglichen Masse der beiden zusammenstoßenden Welten in Dunst und Nebel aufzulösen. Aber es ist offenbar durchaus nicht in jedem Falle wahrscheinlich, daß die ganze Masse in ein gleichmäßig verteiltes Gas zurückverwandelt wird. In den bei weitem meisten Fällen wird im Gegenteil ein chaotisches Gewirr von Gasmassen, flüssigen und festen Körpern entstehen, die sich in verschiedenen Teilen der zertrümmerten Welt durch die notwendig sehr ungleiche Wirkung des furchtbaren Zusammenstoßes auf die ersteren bilden, respektive zurückbleiben mußten.

Der berühmte Orionnebel gibt ein sehr anschauliches Bild von solcher Wirkung. Derselbe besteht zwar zum größten Teil aus sehr fein verteilten Gasen, die sich in gesetzloser Unordnung über einen ungeheuren Raum ausbreiten, aber beinahe in seiner Mitte sieht man vier hellere Sternchen, das sogenannte Trapez, von welchen die Gasmassen in den Weltraum mit furchtbarer Vehemenz hinausgeschleudert zu sein scheinen. Hier stehen vielleicht zwei gewaltige Sonnen, die unzweifelhaft ganz betrachtlich größer gewesen sein müssen als die unsrige, gegen einander, zerbarsten beide und ließen diese vier Trümmer — zerschmetterte Gliedmaßen von Weltkörpern! — zurück. Sonst auch noch überall in der leuchtenden Weltwolke dieses Nebels tauchen schwache Lichtpünktchen auf, die andere, weit hinausgeflogene Trümmer repräsentiren dürften.

Diese letzteren bedingen nun die Form der neu erstehenden Welt. Sie müssen sich, den allgemeinen Schweregesetzen nach wie vor Folge leistend, in sehr exzentrischen Bahnen, welche infolge des erhaltenen Stoßes entstehen, um das allgemeine Zentrum des Nebels, das heißt der beiden vereinigten Welten, bewegen. Durch die sehr bedeutenden Hemmungen aber, welche ihr Lauf in den Nebelmassen erfährt, schließen sich die elliptisch sehr langgestreckten Bahnen notwendig ab und nähern sich immer mehr der Kreisbahn. Sie werden von Doppelsternen zu Planeten.

Die Anziehungskraft dieser Planeten bringt dann sehr bald Ordnung in das chaotische Gewirr der Nebelmassen, der glühendflüssigen und der festen Körper, welche in ihrer Umgebung im Raume schweben und nach Maßgabe der allgemeinen Schweregesetze ähnliche Bahnen um das allgemeine Zentrum beschreiben wie diese von gebildeten Planeten. Es ist nämlich in jüngster Zeit an dem Beispiel der Saturnringe evident bewiesen, daß der Centrifugalkraft der Planeten eine beliebige Schar von kleineren Körpern, die innerhalb ihrer Bahnen um das Zentrum laufen, in deutlich abgetrennte Ringe scheidet; wie denn die Trennungslinien in den Saturnringen meteorisch eine durch die vereinigte Wirkung der äußeren Satelliten jenes komplizirten Systems entstanden sind und in unveränderlichen Entfernungen erhalten werden.

Diese neue Anschauung über die Bildung der planetenerzeugenden Ringe setzt uns über eine große Schwierigkeit hinweg, welche der ursprünglichen Idee von Kant und Laplace anhaftete und sie notwendigerweise vielen Anfechtungen aussetzen mußte. Nach jener Idee mußte sich nämlich der Körper der Sonne in sehr lustigem Zustande einstmals bis an die Grenze der Neptunsbahn ausgedehnt haben und ihre Umdrehungsgeschwindigkeit um ihre eigene Achse gerade so groß gewesen sein als die Bewegung des Neptun in seiner Bahn. Die Sonne drehte sich also in hundertundsiebenundsechzig Jahren einmal um sich selbst. Dann verdichtete sich ihre Masse und zog sich bis zum Umfang der Uranusbahn zusammen. Uranus bewegt sich nun aber schneller in seiner Bahn wie Neptun. Die Umdrehungsgeschwindigkeit des ganzen ungeheuren Sonnengasballes mußte folglich inzwischen zugenommen haben, wofür eine triftige Ursache bis jetzt durchaus nicht auffindbar war. Diese unbekannte Ursache mußte während der ganzen ungeheuer langen Dauer der Planetenbildung gewirkt haben, weil je nach ihrer Nähe zur Sonne die Geschwindigkeiten der Planeten in ihren Bahnen beständig zunehmen. Neptun legt in einer Sekunde nicht ganz drei Viertelmeilen zurück, die Erde bereits vier Meilen, Merkur beinahe sechs und eine halbe. Nach der Abtrennung des den Merkur bildenden Ringes aber nahm diese Geschwindigkeit in sehr schnellem Tempo wieder ab. Gegenwärtig bewegt sich ein Teil des Sonnenäquators bedeutend langsamer als selbst Neptun; denn er legt kaum mehr als eine Viertelmeile zurück. Ganz dieselben Inkonvenienzen treten auch bei allen Planeten auf, welche nach der Kant-Laplaceschen Idee Monde aus sich hervorbildeten. Am frappantesten zeigt sich dieser Widerspruch bei Mars, dessen nächster Mond überhaupt viel schneller um den Planeten läuft, als dieser sich um seine eigene Achse dreht. Dieser 1877 zugleich mit dem äußeren Marsmonde entdeckte schnellläufige Satellit hatte in der That den ersten lebhaften Anstoß zu einer Revision der vorgenannten Schöpfungshypothese gegeben. Es ist am Ende zu begreifen, daß sich die Umlaufsgeschwindigkeiten durch allerlei Widerstände und Hemmungen, welche auch in dem himmlischen Weltenreiche nicht ganz fehlen, verlangsamen — und wirklich glaubt man begründete Ursache zu der Vermutung zu haben,

daß unsere Erde ihren täglichen Umschwung selbst in historischen Zeiten um ein Merkliches verlangsamt habe — aber eben deshalb bleibt die lang andauernde beständige Zunahme, welche sich erst von einem bestimmten Moment an in eine Abnahme umwandelt, gänzlich unerklärt.

Die vorhin vorgetragene Modifikation dagegen erläutert den ganzen Vorgang unmittelbar aus den ewig wirkenden Gesetzen der allgemeinen Massenanziehung. Die Sonne selbst hat niemals bis an die Grenzen ihres Reiches ihren Leib ausgedehnt. Sie war nur der nach jener Weltzerstörung durch das Zusammenstürzen zweier Himmelskörper zurückgebliebene massigste Punkt des chaotisch mit Weltkörpern von jetzt verschiedenen Dimensionen durchsprengten Nebelstockes, der Schwerpunkt, um welchen sich nunmehr alle anderen Körper gruppiren mußten und der ihre Bewegungen regelte. Die Anziehungskraft, welche die übrigen kleineren Reste der zertrümmerten Welt auf die zwischenliegenden Materiemassen ausübten, trennte, respektive vereinigte sie zu Ringen, deren einzelne Teile notwendig mit derjenigen Geschwindigkeit um die Sonne laufen mußten wie ein Planet in der gleichen Entfernung, denn jedes Weltstäubchen war ja hier ein selbständiger Körper geblieben.



Eine Melodie. Gemälde von W. von Czachorski.

Einer dieser Ringe war bestimmt, unsere Erde zu bilden. Er war, wie erwähnt, angefüllt mit Massenteilen der verschiedensten Art, mit glühendem Gase, mit Meteorstaub, mit Sternschnuppen und Meteoritenkörpern der verschiedensten Größe, endlich auch mit Kugeln vielleicht schon glühend flüssigen Erdreichs von bereits planetarischen Dimensionen. Der größte unter ihnen war der Kernpunkt unserer Erde. Er beeinflußte durch seine Anziehungskraft die übrigen derart, daß sie alle nach und nach auf ihn stürzen mußten, um seine Masse zu vergrößern. Die kleinsten hatten dabei naturgemäß den Vortritt. Sie vereinigten sich zuerst mit der vorherrschenden Masse. Bei jedem Aufsturz wurde von neuem Wärme entwickelt, welche die flüssige Glut des wachsenden Erdplaneten noch beständig steigerte.

Hier sehen wir denselben Vorgang sich wiederholen, der in einem früheren Stadium zwei Welten den Untergang bereitete. Nun aber dient er dem Emporwachsen einer werdenden Welt. Jedoch mußte auch in diesem erdbildenden Prozesse der kleinere Weltkörper, welcher vordem frei und vom selben Range des größeren war, im letzteren zu dessen Gunsten untergehen, ganz ebenso wie die beiden großen Sonnenwelten im vehementen Zusammensturz ihre selbständige Existenz gegenseitig opfern mußten, um vereint eine größere, widerstandsfähigere und deshalb einer höheren Entwickelung vorbestimmte Welt zu formen.

Immer größere Stücke im Ringe wurden allmählich mit dem Erdplaneten vereinigt, bis endlich in einer weiten Ausdehnung der ganze Weltraum von aller Materie geräumt, leer geworden war. Nur allein der ursprünglich zweitgrößte Körper im Ringe ist selbst bis jetzt noch nicht von der Kraft der Erde überwunden worden. Ich meine den Mond. Ganz ebenso wie die Erde zog er die Materieteile in seiner Umgebung zu sich heran und vereinigte sie mit sich. Das mußte bei den größten dieser Körper erst in einem sehr vorgeschrittenen Stadium der Entwicklung des Mondes geschehen sein, als derselbe bereits eine dünne Kruste um sein glühend flüssiges Innere abgesetzt hatte. Denn die großen Ringgebirge seiner Oberfläche hat man bisher ganz vergebens aus vulkanischen Prozessen zu erklären versucht, während sie sich durch den Aufsturz kleinerer Kugeln, welche die Oberfläche durchbrechen und sich dann sogleich in dem glühend flüssigen Innern auflösen, unmittelbar darstellen lassen.

Die Erde aber hat den Mond bereits derart ihrem Einfluß unterworfen, daß sie ihm aus seiner ursprünglichen Bahn um die Sonne noch eine sekundäre um ihr Zentrum vorschrieb, und inzwischen ist es auch nachgewiesen, daß diese Bahn sich in der That beständig verengt. Der Mond rückt uns fortwährend näher, und es wird die schreckliche Stunde kommen, da die Erde nach Jahrmillionen langem Kampf auch ihren letzten Rivalen mit unausdenkbarer Gewalt übermannt und mit sich selbst auf ewig vereinigt. Durch den furchtbaren Aufsturz wird abermals eine so gewaltige Hitze erzeugt werden, daß die gesamte Erdoberfläche schmelzen und alles Leben auf derselben zu Grunde gehen muß. Das ist dann das Ende eines abermaligen Kreislaufes im ewigen Werdeprozeß. Die Erde hat sich dadurch wesentlich vergrößert. Der neue Kreislauf kann aus diesem Grunde ein vollkommenerer werden, wenngleich allerdings alle Schöpfungsthaten von der Geburt der ersten Amöbe an bis auf uns wiederholt werden müssen, bis der bezweckte Fortschritt möglich wird. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß wir selbst ja auch erst geboren werden und heranreifen müssen, bis wir im günstigsten Fall einmal unsere Eltern an Bedeutung übertreffen können.

Aus diesen hier vorgetragenen modifizirten Anschauungen von der Bildung der Planeten geht zugleich auch deutlich hervor, wie die Anordnung und der Zustand überhaupt der beiden untergehenden Welten, welche sich zu einer neuen vereinigten, bereits die Keime in sich trugen für die Ordnung dieser letzteren. Denn diese wird die Lage der übrig bleibenden Reste bedingen, deren beide größten die Abgrenzung der planetenbildenden Ringe fast ausschließlich hervorbringen, das heißt die Größe der Planeten und ihren Abstand vom Zentrum genau vorschreiben.

Der Ring, welcher für die Erde abgeteilt wurde, befand sich dem Punkte, wo der Stoß erfolgte, also wo jetzt die Sonne steht, ziemlich nahe. Hier mußte der Stoß noch besonders dicht anzutreffen sein. Aber die großen Planetenmassen außerhalb des Ringes wirkten derart, daß der Ring nur eine verhältnismäßig geringe Breite besitzen konnte. Deshalb ist unsere Erde zwar relativ recht dicht, aber klein geworden. Da sie deshalb nur viel weniger Massenteile aus dem kleineren Ringe in sich zu vereinigen hatte wie die mächtigen äußeren Planeten, so konnte sie auch mit ihrer Konsolidirung weit früher fertig werden. Deshalb genießen wir das Glück, in einer ganz ungemein viel vorgeschritteneren Entwicklungsstufe des Planetendaseins zu leben wie eben jene großen Planeten, die gegen unsere Erde noch ganz unmündige Kinder sind.

Mit Bewunderung sehen wir also, wie der Keim zu unserer gegenwärtigen Existenz bereits in der ersten Anlage des Sonnensystems verborgen lag, welches sich auf den damals vorhandenen Grundlagen nur so und absolut nicht anders in all seinen Details entwickeln konnte, als es in der That geschah. Schätzen wir uns glücklich, daß damals unsere Lose so günstig fielen!

Eine Melodie.

Musik bleibt doch ewig die erste aller Künste, denn sie ist besser als Wort, Geberde, Farbe und Stein im stande, das, was als Empfindung in der Menschenseele ruht oder lauert, auszudrücken. Jeder Ton ist etwas unverändert Feststehendes, der, wenn er getroffen wurde, das anklingt, was er als winzige Schallwelle zu tragen auserwählt wurde. Der Musiker ist der unbeschränkte Herr im Reich der Töne, die wie Geister, die er heraufbeschworen, ihm willig gehorchen.

Er kennt nicht die Pein des Malers, der heute den Farbenton vergebens sucht, der ihm gestern noch so glänzend gelungen ist. Der blickt dann zornig und verzweifelt auf seine Palette, mischt bald diese und bald jene Farbe und kann trotzdem den richtigen Ton, den er braucht, nicht finden. Und gerade dieser eine Farbenton, der sich nicht offenbaren will, verdirbt ihm die Stimmung, hemmt die Arbeit und zwingt ihn, den Pinsel wegzulegen.

Der Maler ist der Sklave von hunderterlei äußeren Zufälligkeiten die er nicht beherrschen oder bannen kann, während der Musiker nur einen Feind hat, der in ihm selbst wohnt, das Gedächtnis. Ton bleibt Ton, wenn er auch aus einer verstimmten Saite klingt . . . Das höllentiefe Weh und die himmelhöchste Freude kennen nur eine Sprache, die Musik; denn ihr ist es, wie der Dichter singt, gegeben, „das Unsagbare zu sagen".

Was wäre Liebe ohne Lied!? Dieser Gedanke mag vielleicht durch den Sinn der jungen Dame ziehen, die uns mit ihren großen, wie zwei tropische Sonnen leuchtenden Augen aus dem Bilde anblickt. Welche Melodie sucht sie wohl, während ihre zierlichen Finger bald diese und bald jene Taste anschlagen? Ist es der Accord des Liedes: „Es hat die Rose sich beklagt", von Robert Franz, das gestern in lauschiger Dämmerstunde unter ihrem Fenster erklang, oder eine Arie aus den „Meistersingern"?

Wir wollen nicht lange fragen, denn die kühle Geheimnis wird uns doch ihr Geheimnis nicht auszuplaudern. Wenn Musik auf den Fittichen ihrer Töne die Empfindungen des Künstlers, der sie weckte, zum Herzen der Zuhörer trägt, dann ist der Dame selbst eine Melodie.

Eine wundersam süße Melodie, die durch ihre naive Frische, lustige Schönheit uns Herz und Sinne bestrickt und die Empfindung in uns weckt: „Ach, wenn du wärst mein eigen . . ." Ich habe da wohl nicht zu viel behauptet, denn die Frauen sind ja, wie ein großer Denker sagte, „die Musik des Lebens!"

P. W.

Kritik im Zwischenakt.



Originalzeichnung von Ernst Reiemeyer.

Kritik im Zwischenakt.

(Hiezu das Bild Seite 477.)

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der alles weiß und gar nichts kann;
Das Publikum, das ist ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib;
Das Publikum, das ist ein Kind,
Heut so und morgen so gesinnt;
Das Publikum sind alle Leut',
Drum ist es dumm und auch gescheit.
Ludwig Robert.

Die beiden ersten Akte sind vorüber. Alles strömt in die Logenplätze, in die Foyers, an die Buffets. Das neue Stück, von dem schon wochenlang zuvor die Zeitungen allerlei die Neugier anstachelnde Notizen brachten, hat anderthalb Stunden hindurch sich in heißem Ringkampf der Geister mit gutem Erfolg behauptet. Unerkannt darf der fremde Autor es wagen, sich unter die Menge zu mischen, um ihren Reden zu lauschen. An der Treppe, die vom ersten Rang in den Konzertsaal führt, hört er die dröhnende Kommandostimme des auf allen Rennplätzen heimischen Majors von Schlarwitz, der sich in begeisterten Interjektionen Luft macht.

„Ich sage Ihnen, meine Herren, famos! Diesem Menschen steht eine große Zukunft bevor, bin wirklich stolz darauf, ihn entdeckt zu haben. Hat sich der verteufelte Kerl doch in einer Woche nicht weniger als zehn Pfund vom Leibe geschafft. Saß auf dem Gaul wie ein Schatten! Kein Wunder, wenn er den Start spielend gewann! — Weit amüsanteres Schauspiel als dieses bleichsüchtige Pensionsgewinsel und heiß'ches Liebesgestöhne! He, hab' ich nicht recht, he, Kamerad?"

„Ganz Ihrer Ansicht, Herr Major, schlage vor, daß wir uns darauf mit einem Sherry-Cobbler stärken!" näselt mit einem unterwürfig geschmeichelten Lächeln der durch so viel Gunst beglückte Sekondelieutenant von Bumle, und damit geht es vorwärts zur Attake auf den innern Feind, den einzigen, weltumspannenden Durst.

In der einen Ecke des Konzertsaals, unweit ihrer Loge, pflegt die durch ihre Literaturkenntnis und ihr Urteil bei ihren Bekannten angesehene und in dem Ruf einer schöngeistigen Frau stehende Kommerzienrätin Hannemann die ästhetische Egeria zu machen. Sie nimmt sofort den durch seine einzigen Westen und die Enge seiner Unaussprechlichen, sowie die monumentale Größe seines Opernglases als das Muster eines Dandy bewunderten Herrn Sanftleben, einen Löwen des Salons und der Börse, ins Verhör und fragt ihn in pikiertem Ton:

„Sagen Sie, Verehrtester, was ist das nur für ein Mensch, dieser Herr Blechschmied, der uns heute mit seiner absonderlichen Lebensweisheit bekannt macht? Sie mit Ihren intimen Beziehungen zum Theater müssen das doch wissen. Wo nur in aller Welt hat der seine gesellschaftlichen Studien gemacht? Das ist ja geradezu affreux, was er uns da zu bieten sich erdreistet. Wo bleibt denn der Anstand? Eine Bankierstochter, die mit einem wildfremden Maler in sein Atelier geht und sich dort von ihm porträtieren läßt, ja sogar eine Liaison anknüpft — wo kommt denn derlei vor? Und dann diese Unterhaltung über die Kopien der Jo, der Leda und über das Natürliche — es ist doch unerhört! Offenbar hat dieser merkwürdige Herr sich niemals in feineren Kreisen bewegt, denn sonst würde er sich nicht solche Blößen bei Damen geben. Wie sagt doch Schiller:

„Wer wissen will, was wohl sich schickt,
Der frage nur bei Damen an.'"

„Oh, oh, meine Gnädige," antwortet verlegen Herr Sanftleben, „das ist ja der Dichter der Felicia, die vor einigen Wochen so viel fatales Aufsehen gemacht hat; so eine Art von catilinarischer Existenz, wie alle diese Leute von der Feder. Aber gerade deswegen reißt man sich um ihn in den Salons. Und was die Ateliergeschichte anlangt, so soll sie in der That nach der Natur gezeichnet sein; übrigens prophezeie ich einen Durchfall — wurde bereits heute an der Börse darauf gewettet."

Bei den letzten Worten zuckt es ironisch um die Mundwinkel des in diskreter Distanz zuhörenden Fräuleins Ella, der Tochter. Sie kennt nicht nur den Dichter und sein Stück, sondern sie weiß auch, daß Ateliergeschichten allerdings vorkommen können — ach, oft noch weit mehr! Und darum ist sie froh, daß ihr jähes Erröten im Halbdunkel verborgen bleibt, während die anderen medisiten. Weder die Kommerzienrätin noch der den neuesten Regentratsch servirende Herr Sanftleben ahnt, daß hinter ihnen ein weiblicher Kritiker steht, der nicht nur den klassischen Faxpas der Kommerzienrätin, sondern auch ihre Weisheitssprüche und die Fadaisen ihres vis-à-vis recht gründlich bespöttelt — freilich nur ganz im stillen, denn eine Gesellschafterin darf um so weniger anderer Meinung sein, wenn sie einmal aus besonderer Gnade mitgenommen worden ist. „Ach, wir Armen!"

Mitten im Gange, auch äußerlich und im wahrsten Sinne ein Gegenstand des Anstoßes und des Aergernisses, steht der hohe Areopag, das Tribunal der öffentlichen Meinung, ein glänzendes Dreigestirn am Himmel der ästhetischen Kritik: Herr Flach, Herr Schaumeyer und Herr Schandauer. Wer kennt sie nicht, die Kenner, welche die Literatur reformiren schon so manches Jahr und noch immer nicht das Drama der Zukunft gefunden haben!

„Alles schon dagewesen!" bemerkt achselzuckend Herr Flach; „die Atelierscene ist aus Wilbrandts ‚Malern' und aus Lindaus ‚Johannistrieb' entlehnt. Absolut keine eigenen Ideen! Und dann die Kompositionen! Die Handlung hat ja gar ‚kein Rückgrat'. Da lobe ich mir doch Shakespeare!"

Herr Schaumeyer blickt in tiefes Sinnen verloren nach oben und denkt: „Der Dummkopf! Und so was schreibt über Theater! Wenn er tadelt, werd' ich loben. Ich beweise die Originalität, indem ich hervorhebe, wie anerkennenswert es ist, daß der Dichter trotz Lindau und Wilbrandt doch noch was Apartes zu ersinnen gewußt hat."

Herr Schandauer aber lächelt selbstbewußt von oben herab und denkt: „Euch werd' ich's beweisen! Ich zeige, daß der Stoff einem französischen Roman entlehnt ist." Zu Herrn Flach aber sagt er: „Gar kein literarisches Parfum, keine Pointen — es fehlt das attische Salz. Welch ein Zwerg gegen Blumenthal! — Wir treffen uns doch nachher mit den Letzten vom Bau im Löwenbräu?"

Und also geschieht es; Schauspieler und Kritiker verarbeiten nachher noch einmal in trauter Gemein' den unglücklichen Dichter, der, als er das alles gehört, einen heiligen Eid bei sich schwört, nie wieder eine solche Unthat zu begehen.

Aber er hat nicht die Andacht eines Einsamen gesehen, der im Zwischenakt noch einmal den Genuß durchkostet. „Anch io sono pittore!" jubelt es in dessen Brust, der einsam, fern von dem großen Strom der flachen Dutzendseelen, sich unter Larven die einzig fühlende Brust weiß. „Das hätt' ich auch gekonnt und mehr als das. Ja, Karl kann mehr!" hallt es in ihm wider, als er an das halbe Dutzend Dramen denkt, die in seinem Pult im Bureau der Lebensversicherungsgesellschaft „Janus" ihrer Auferstehung harren. Gestärkt und erhoben durch dies Bewußtsein beschließt er, morgen einen neuen Ansturm auf die dreifach gepanzerte Brust der unverständigen Theaterdirektoren zu unternehmen. „Es muß doch Frühling werden!"

Dasselbe denkt ein Blaustrumpf in der Nähe, einen gutmütigen Philister, das Opfer seiner Galanterie, durch die Couloirs schleppend, um ihm zu beweisen, daß unsere Dichter alle nicht den Nerv ihrer Zeit treffen. „Die Thoren — greift nur hinein ins volle Menschenleben, ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt! — Sehen Sie, da liegt's, sie schauen den Wald vor Bäumen nicht; die soziale Frage — die Frauenfrage, das wäre ein schönes Thema! Solches Salongetäfel — das kann jeder machen. Verlassen Sie sich darauf — unser Drama muß realen Problemen sich zuwenden. Ich schreibe darüber demnächst einen Aufsatz für die Frauenwelt."

Herr Appelmeier, der noch in den Erinnerungen an ein unvergleichliches Diner bei Dressel schwelgt und die letzten Worte vernommen hat, denkt, daß das alles Unsinn sei. Die Frauenfrage ist nur eine Frage der Häßlichen, bei den Hübschen beantwortet sie sich von selbst. Auf seine Remontoiruhr blickend, versetzt er seinem Nachbar Rosenmund mit dem Ellenbogen einen Freundschaftspuff, während er die Hand in der Hosentasche behält und bemerkt: „Den Theaterzettel für morgen kannst Du später studiren. Die beiden letzten Akte schenken wir uns, denk' ich. Das Zeug kennt man ja — sie kriegen sich natürlich: der Maler heiratet das Mädchen, nachdem er es entführt hat — immer der alte Witz! Die kleine Tänzerin Aspetti und die Tusk müssen jetzt bald in ihrem Tempel ausgenimmt haben. Komm, laß uns zu Julitz eilen, damit wir noch eines von den cabinets séparés erhaschen. Die kleinen Herzen sind hungrig, und der Hunger ist pünktlich." Und damit wenden sie der Kunststätte den Rücken.

Aber dort oben im dritten Rang, wo unser Dichter Harun al Raschid nicht seine Schritte hinlenkt, da gibt es pochende Herzen und glühende Wangen, „es schwelgt das Herz in Seligkeit". Buchholzens haben heute den „Jähren" einen Festtag bereitet und dazu auch den Cousin, den Sekundaner, mitgenommen. Denn Vater hat Geburtstag — alle, auch die Kleinen, mußten mit in die neue Komödie. Cousin und Cousine wissen nicht, was sie sagen sollen. Sie sehen sich nur an und seufzen: „Es ist zu schön!" — Was? das wissen sie selber nicht, aber sie sind sehr glücklich! O du holde Jugendzeit! O du glücklicher Dichter! **Eugen Zierke.**

Morgentoilette einer altrömischen Dame.

Von

Gustav Hugo.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zu jener Zeit, wo in Rom die Reichtümer einer geplünderten Welt mit gewissenlosem Uebermut verpraßt wurden, dringen über die Putz- und Prachtliebe der Römerinnen so wunderbare Schilderungen zu uns herüber, daß man wohl versucht wird, der Morgentoilette einer römischen Dame einige Aufmerksamkeit zu schenken. Freilich könnten wir einigen Anstand nehmen, weiter in die Sache einzugehen, wenn wir uns die Worte des großen Sittenmalers Lucian vergegenwärtigen: „Sollte jemand diese Damen in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus ihrem Morgenschlaf erheben, so würde er sicherlich glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchen beim ersten Ausgang am Morgen zusammenzutreffen, man im gemeinen Leben für eine sehr schlechte Vorbedeutung zu halten pflegt," und wir würden uns dann kurz auf zwei ehrwürdige Kirchenväter, den Zuchtmeister Klemens von Alexandrien und den Tertullian, berufen, die bereits im zweiten und dritten Jahrhundert über den Putz und die Putzliebe der Frauen im Altertum geschrieben haben. Allein wir besorgen, den Einwurf hören zu müssen, der erste sei ein Spötter, und die beiden frommen Männer hätten Strafpredigten gehalten, wie sie noch jetzt hier und dort von den Kanzeln erschallen. Sei es drum gewagt!

Aber wir müssen dem trefflichen, nur mitunter etwas über die Schnur schlagenden Lucian hier doch beipflichten, denn in Wahrheit, die aus dem Schlummer erwachte Dame hat wirklich ein gut Teil Widerwärtiges in ihrem Ansehen. Ihr ganzes Gesicht ist über und über mit einem Teig von Brot belegt, das mit Eselsmilch, einem im Altertum sehr bekannten Wiederherstellungsmittel, befeuchtet worden ist. Die Nacht über ist dieser Schönheitskleister getrocknet und gibt dem Gesicht das Ansehen eines zersprungenen Kalküberguffes. Die Haut ist aber freilich durch den Brotteig außerordentlich zart und weich erhalten. In dem Augenblicke, wo die Gebieterin die Vorhänge von dem Eingang ihres Schlafzimmers zurückschlägt, tritt ein Schwarm von harrenden Sklavenmädchen ihr entgegen, um ihr hilfreiche Hand beim Ankleiden zu leisten. Denn wie in Aegypten jeder einzelne Teil des menschlichen Körpers seinen eigenen Arzt hatte, so war auch bei einer römischen Dame von Stand für jeden Teil des zu ergänzenden, auszuglättenden, auszumalenden und aufzuputzenden Körpers eine eigene Sklavin auserkoren, die jahrein jahraus nichts anderes zu thun hatte, als das ihr übertragene Geschäft, das sie in Wahrheit denn auch wie ein Lehrjunge sauer genug erlernt hatte, auszuüben.

Nachdem die Herrin nun von einer ihrer Dienerinnen mit frisch gemolkener, lauwarmer Eselsmilch von dem Brotkleister befreit, mithin das Meerkatzengesicht beseitigt worden, treten die Schminkmädchen, die Augenbrauenmalerinnen und die Zahnputzerinnen heran, deren sämtliche Geschäfte man mit dem griechischen Kunstausdruck „Kosmetik" belegte. Wie heutzutage an der Toilette mancher deutschen Dame nur das als echt und schön erscheint, was französisch klingt, so huldigten die Römerinnen der Ziererei, alle Gegenstände, die zum Putze gehörten, griechisch zu benennen. Das eine Schminkmädchen nun beginnt damit ihr Geschäft, daß es die rein gewaschenen und geglätteten Wangen ihrer Gebieterin mit Weiß und Rot bemalt. Ehe es jedoch an diese kosmetische Verrichtung sich wagt, haucht es einen metallenen Spiegel an und reicht denselben zum — Beriechen seiner Herrin dar. Nickte die Dame mit dem Kopfe, so hatte das Mädchen einen reinen, wohlriechenden Atem, schüttelte sie dagegen heftig das Haupt, so hatte es versäumt, am Morgen genug Pastillen zu kauen, und bekam Strafe, während ein anderes Mädchen auftreten mußte, um die Schminke mit Speichel aufzutragen; denn nur so konnte sie die gehörige Glätte und Dauer erhalten.

Während die eine Dienerin noch mit der Malerei beschäftigt ist, harrt bereits eine andere voll Ungeduld auf das Zeichen ihrer Herrin, um ihr Augenbrauen und Augenwimpern mit einer feinen Schwärze zu bemalen. Denn was noch jetzt bei den morgenländischen Frauen als Verschönerungsmittel gilt, sich Wimpern und Brauen schwarz zu bemalen, war auch bei den Römerinnen das unumgängliche Erfordernis einer schönen Frau. Hatte das Mädchen so aus seiner Gebieterin eine „farrenäugige Juno" geschaffen, mit Vater Homer zu reden, so trat an seine Stelle die Zahnbürsterin und überreichte der Dame Mastix, das die Römerinnen jeden Morgen gegen die Fäulnis der Zähne zu kauen pflegten — natürlich, sofern sie noch Zähne hatten; häufig geschah es aber nur zum Schein. Die Zähne, welche in einer niedlichen Kapsel den gottlosen Wolken entzogen waren, werden von der fingerfertigen Dienerin soeben ins zahnlose Fleisch ihrer Herrin eingerecht und bedürfen durchaus keiner weiteren Politur, so künstlich sie auch sein möge.

Nunmehr erscheinen die Haarschmückerinnen mit dem käuflich erworbenen oder selbst erzeugten Haarvorrat auf dem Arm und wissen mit der von ihnen erlernten Meisterschaft die zierlichsten Flechten und Locken hervorzuzaubern. Aber wie seltsam wechseln doch die Launen der Mode! Heutzutage liest man in allen Zeitungen Ankündigungen und Lobpreisungen von Salben und Tinkturen, die den Zweck haben, helle Haare in dunkle zu verwandeln, bei den Römerinnen jedoch hatte die allgebietende Mode hellgelbe Haare, um nicht fuchsrote zu sagen, zur unerläßlichen Bedingung der Schönheit gemacht. Die vertrauteste der Haarschmückerinnen tritt demnach mit einer erst gestern erhandelten Goldsalbe hervor und bestreicht mit derselben das Haar ihrer Herrin über und über derartig, daß diese wie eine Aurora prangt.

Jetzt treten vier Dienerinnen gleichzeitig hervor, um den kostbaren Bau des Haarputzes zu vollenden. Während die eine das Brenneisen mit unglaublicher Lebendigkeit handhabt, um die Haare in zierliche Löckchen gefällig zu kräuseln, spritzt die andere das kostbarste Nardenöl und die wohlriechendsten arabischen und alexandrinischen Essenzen in dem feinsten Staubregen aus ihrem Munde mit einer unglaublichen Kunstfertigkeit auf das Haupt ihrer Gebieterin herab. Einer dritten Gehilfin ist es vorbehalten, dem Haarschmuck die

Krone aufzuziehen. Sie legt die Haare ihrer Herrin in zierliche Flechten und türmt dieselben dann mit außerordentlicher Gewandtheit mittelst einer einzigen Nadel über dem Scheitel in eine Art Wulst, den die Römerinnen zwar Knoten oder Schleife nannten, der aber in sich selbst durch hundert Abänderungen und Verzierungen verschieden war.

Saß nun endlich das Meisterwerk der Schöpfung in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit da und weidete sich an den Anrufungen der lobenden Dienerinnen, so unterbrach eine derselben plötzlich das Gejauchze ihrer Gehilfinnen und trat mit einem metallenen und überreich mit Edelsteinen eingefaßten Toilettenspiegel hervor, damit die Herrin zu guter Letzt erfahre, ob denn auch alles der Mode entspreche und sie auf Schönheit nun wirklich Anspruch machen dürfe. Befriedigte der Blick, so entließ sie holdselig lächelnd die Sklavenmädchen.

Literatur.

— **Nachdem Adolf Streckfuß unlängst in seinem „Oberförster von Margrabowo"** einen Kriminalroman von ganz besonderem Werte geliefert, hat er demselben nun in seinem neuesten Werke der gleichen Gattung: „Das einsame Haus" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) eine fast noch zu höherer Vollendung durchgebildete und dabei in demselben Grad spannende Schöpfung folgen lassen. Ueber die blutige Mordthat, welcher der Besitzer und alleinige Insasse des in einem entlegenen Winkel von Südkrain gelegenen „einsamen Hauses" zum Opfer gefallen ist, liegt ein tiefer Schleier ausgebreitet. Je mehr die mit der Untersuchung betrauten Kräfte ihn zu lüften bemüht sind, desto fester scheinen seine Maschen sich zu einem undurchdringlichen Gewebe zu verdichten. Rätsel über Rätsel, eines seltsamer, geheimnisvoller, herausfordernder als das andere, bieten sich dem nach Aufklärung forschenden Blick, bis die Lösung — ein Kolumbusei — sich da ergibt, wo man sie am wenigsten gesucht, obgleich es die natürlichste ist. Die Steigerung des Interesses während der wachsenden Ungewißheit und Verdichtung des Problems und der allmähliche Eintritt des Lichtes, angesichts dessen es dem mit ganzer Seele beteiligten Leser gleich den im Roman selbst handelnden Personen wie Schuppen von den Augen zu fallen beginnt, ist mit vollendeter Meisterschaft durchgeführt.

— **„Die Krankheit des Jahrhunderts" betitelt Max Nordau** einen zweibändigen Roman, der soeben bei Elischer in Leipzig erschien. Man darf von diesem Autor etwas Geistvolles und Eigenartiges erwarten, und nach diesen beiden Seiten hin ist der Roman auch eine durchaus hervorragende Leistung. Den Grundgedanken des Romans verkörpern zwei Helden: der erste, eine Durchschnittsnatur, dem praktischen Handeln zugekehrt, mäßig klug, mäßig begabt, fleißig und strebsam, gelangt zu Glück, Ehre, Reichtum; der andere, ein hochbegabter, edler Mensch, ein Idealist im besten Sinne des Wortes, eine adelige Natur, wird verkannt, verbannt und geht leiblich und geistig zu Grunde, weil ihm die Lust zum tüchtigen Handeln fehlt. Dieser Gegensatz der beiden Figuren scheint uns nicht ganz klar die Krankheit des Jahrhunderts zum Ausdruck zu bringen; davon abgesehen aber ist der Roman reich an Scenen, die eine hochbedeutende dichterische Kraft und wahrhaft geniale Gestaltungskraft verraten, so die Schlachtfeldscenen im ersten Bande und im zweiten das psychologisch sehr interessante Verhältnis des Idealisten zu der sinnlichen Witwe — letztere ein Meisterstück feiner nationaler Charakteristik — und so noch manche andere Schilderungen in diesem Werk. Die Komposition zeigt einen gewissen Mangel an Ruhe in Abwägung der Teile; oft reißt den Autor seine Phantasie fort, so daß der Roman aus den Fugen zu gehen scheint. Das ist eben ein Fehler des Reichtums — wollte der Himmel, wir hätten viele solche Verschwender! Wie man sieht, gibt der Roman wohl zu manchen Einwänden Veranlassung, ein sehr interessantes, geistvolles, nach vielen Richtungen hin anregendes Unterhaltungswerk ist jedoch immerhin diese Schöpfung, sie steht weit über der Durchschnittsware, die unsere Zeit in Masse produziert.

Das Streben nach möglichster Universalität des Wissens ist ein charakteristischer Zug unserer Zeit; nur wünschen die Nichtgelehrten den trockenen Kern der Gelehrsamkeit in möglichst schmackhafter und leichtverdaulicher Form verabreicht zu bekommen. Das hat schon zu mancherlei Mißbräuchen geführt, indem die wahrhaft Wissenden die Popularität der Darstellungsweise teils grundsätzlich verschmähten, teils sich nicht anzueignen vermochten und so die Bebauung dieses Feldes minder berufenen Kräften überließen. Ein glänzendes Beispiel von Vereinigung gründlichen Wissens mit gefälligster Darstellungsweise aber liefert M. Wilhelm Meyer, der unseren Lesern auch aus früheren schätzbaren Beiträgen bekannte Verfasser des in gegenwärtiger Nummer enthaltenen Aufsatzes über die Schöpfung der Erde. Durch die genannten Vorzüge ist namentlich auch sein jüngstes Buch ausgezeichnet: „Die Lebensgeschichte der Gestirne in Briefen an eine Freundin, eine populäre Astronomie der Fixsterne" (Jena, Fr. Maukes Verlag). Wie er die Vorstellung des Unendlichen an das Endliche zu knüpfen, das schwer Erkennbare durch das Teleskop der Vergleichung und Versinnlichung dem geistigen Auge nahezurücken, durch überraschende und doch zugleich ganz naturgemäße Anknüpfungen das Interesse zu beleben und rege zu erhalten weiß, das werden wenig andere ihm gleichthun im Lande sein. Zahlreiche Abbildungen unterstützen die Anschaulichkeit dieser Darstellungen, die für alle Freunde populär-astronomischer Darstellung eine hochwillkommene Gabe bildet.

— **Allerhand Betrachtungen über das Leben**, die Vaterlandsliebe, die Sprache, die Kunst unseres Volkes hat Otto von Leixner unter dem Titel „Deutsche Worte" (Berlin, Otto Janke) zu einem gefälligen Oktavband zusammengestellt. Reich an Ausblicken auf die verschiedenartigsten Interessen der Gegenwart, wird das Buch jedem, der sich darein vertieft, vielfache Zustimmung abgewinnen und ihm auch in denjenigen Punkten heilsame Anregungen geben, in denen er seine eigene, von dem Standpunkte des Verfassers abweichende Anschauung behauptet. Gewissermaßen eine Ergänzung findet es in der kleinen, aber scharf zugespitzten Satire desselben Autors: „Anleitung, in sechzig Minuten ein Witzbold zu werden" (der gleiche Verlag). Reichstagsabgeordnete, Volksredner, streitbare Goetheforscher, Kunstrichter, andere Tagesschriftsteller und die übrige Menschheit, denen der Verfasser das Buch widmet, werden ihm dafür dankbar sein, denn — wie es im Vorwort seines Büchleins tiefsinnig heißt — „der Witz ist der zeitlose Urgrund der Dinge!" Das Büchlein bildet ein Gegenstück zu des Verfassers „Anleitung, in 60 Minuten Kunstkenner zu werden" (Berlin, Brachvogel & Ranft), das bereits in vierter Auflage erschienen ist und dadurch am besten darthut, welchen Anklang diese Art der Satire findet. Von der unter ähnlicher Aufschrift vor reichlich einem halben Jahrhundert zuerst erschienenen Humoreske des Advokaten Detmold ist Leixners Schriftchen völlig unabhängig.

— **Zu jeder Zeit und an jedem Ort zeigt der Humor** ein anderes Gesicht, und doch gibt es auch für ihn gewisse Grundzüge, die immer wieder an ihm hervortreten und ihn als das kennzeichnen, was er ist. Diese Beobachtung drängt sich uns besonders lebhaft auf, wenn wir das Buch: „Weltlicher Humor in Geschichte, Recht und Gesetzgebung" von W. de Porta (Münster und Paderborn, Ferd. Schöningh) zur Hand nehmen und uns in seine Mitteilungen versenken. Es spricht vom Geist, Witz und Humor der alten Griechen und Römer, beleuchtet den Humor im altdeutschen Recht, die Narrheiten, die durch geschraubte Titelei, Tracht und ähnliche Sittenverirrungen schon zu Tage gefördert wurden, die humoristische Spruchpoesie, die Spottmünzen des kritischen Reformationszeitalters und ähnliche Dinge, schließlich bis zu den geistsprühenden Wortwitzen Friedrich Wilhelms IV. gelangend. Das Buch behandelt seinen Gegenstand von einem Standpunkt aus, der freie Uebersicht gestattet, und hat schon durch die Energie, mit der der Gegenstand erfaßt und ergründet wird, selbstverständlich auch seine sehr ernsthaften Seiten. Am meisten treten diese hervor in dem Abschnitt, der vom Humor im Sterben handelt. „Sich totlachen" ist ja eine der leichten humoristischen Wendungen, über die unser Sprachschatz verfügt, und doch ist es schon das eine und anderemal bitterer Ernst damit geworden.

— **In den beiden neuesten Bänden der verdienstvollen** „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung) finden sich „Die Balkanhalbinsel" von A. E. Lux und „Der Weltverkehr" von Dr. Michael Geistbeck behandelt, beides Gegenstände von höchster Aktualität. Das letztgenannte Buch umfaßt in ziemlich erschöpfender Darstellung Geschichte und Wesen der Telegraphie, der Weltpost und der Eisenbahnen, durch mehr als 150 Abbildungen zu erhöhter Anschaulichkeit gebracht. Nicht minder eingehend ist die Balkanhalbinsel sowohl nach ihren physikalischen als ethnographischen Beziehungen dargestellt, mit Städtebildern, Reisebeschreibungen, einer Uebersichtskarte und zahlreichen Abbildungen ausgestattet. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist eine so umfassende Orientierung über die vielumstrittenen Gebiete ganz besonders willkommen. — Eine Ergänzung nach der politischen Seite hin erhält dieselbe durch die „Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte der Balkanhalbinsel" von Spiridion Gopčević (Leipzig, B. Elischer). Hier finden sich zunächst die Kämpfe der Montenegriner mit den Franzosen aus den Jahren 1806—11 behandelt, ferner die türkische Politik im montenegrinischen Kriege und die Operationen des Corps Hervatović im türkisch-serbischen Kriege 1876—78. Zwei Uebersichtskarten und elf Schlachtenpläne dienen zur leichteren Orientierung. Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlag und in übereinstimmender Ausstattung „Studien über außereuropäische Kriege jüngster Zeit" mit fünf Karten und sechs Plänen. Diese Studien behandeln die Landoperationen im südamerikanischen Kriege 1879—84, die Ereignisse in Aegypten 1882, ferner die englischen Feldzüge im Sudan 1883—85 und in Afghanistan 1878—81. Etwas früher schon hat Gopčević ebenda ein umfangreiches Buch über „Bulgarien und Ostrumelien mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraums von 1878—86 nebst militärischer Würdigung des serbisch-bulgarischen Krieges" veröffentlicht. Ueberall bewährt er sich als genauer Kenner nicht nur von Land und Leuten, sondern namentlich auch der militärischen Bestände und Operationen.

Notiz-Blätter.

Bühne.

— **Zwei neue Bühnenstücke sind mit gutem Erfolg** über die Bretter gegangen. Ein Lustspiel in Versen: „Der erste Blick" von Karl Mallachow, wurde im Hamburger Thaliatheater gegeben und fand eine recht freundliche Aufnahme. Der genannte Dichter hat es verstanden, seinen Personen recht hübsche Gedanken in den Mund zu legen und dieselben in klangvolle Verse zu kleiden; trotzdem wirkte die Behandlung in Stanzen bei dem ganz modernen Inhalt befremdlich. Den einfachen Stoff bilden die Erlebnisse des jungen Militärarztes Dr. Berndt, der auf seinem Wege nach dem Lazaret den beiden anziehenden Lehrerinnen Lilli und Hertha von Stein begegnet und sich in erstere verliebt. Er vertraut sich seinem Freunde, dem Premierleutenant von Specht, an, welcher ihm verspricht, bei der Mutter seiner Geliebten um die Hand der ersteren zu werben, der aber bei dieser Werbung die Namen der beiden Schwestern verwechselt und um Herthas Hand für Berndt anhält. Hertha, die eine stille Liebe für den hübschen Doktor im Herzen trägt, hat die Werbung des letzteren gehört, sie willigt ein, die Seine zu werden, und er, den Irrtum bemerkend, wagt nicht, sie zu enttäuschen. So vergeht eine längere Zeit, in welcher Dr. Berndt die Vorzüge des heiteren Mädchens schätzen lernt, und beide sind im Begriff, die Verlobung zu verkünden, als Leutenant von Specht vom Manöver zurückkehrt und der Braut mitteilt, welche Verwechslung er begangen und daß Berndts Werbung Lilli gegolten. Hertha gibt entrüstet und voll Schmerz über die erlittene Täuschung Berndt den Verlobungsring zurück. Später macht ihr jedoch der Leutenant klar, daß ihr Verlobter nur noch für sie lebe und schwärmt, und alles löst sich in Wohlgefallen auf. — Die zweite Novität, das Volksschauspiel „Der Gnaden-Bauer" von G. Belz, fand seine erste erfolgreiche Aufführung im Residenztheater von Hannover. Der Grundgedanke des Stückes ist: Der Eltern Schuld bedroht der Kinder Glück.

— **Paul Heyses „Weisheit Salomos" ist nunmehr auch** auf der Stuttgarter Hofbühne glänzend und erfolgreich eingezogen, vermittelt durch eine recht anerkennenswerte Darstellung, der zur Vollkommenheit nur eine bessere Wiedergabe des Hadad und eine reichere Entfaltung jenes poetischen Hauches fehlte, der über und zwischen den Zeilen der Heyseschen Dichtung weht.

— **Friedrich Spielhagens vieraktiges Schauspiel** „Die Philosophin" hat kürzlich bei seiner Aufführung am Neustädter Theater in Dresden, im Gegensatz zu Berlin, sehr gefallen.

— **Das einaktige Lustspiel „Um ein Majorat" von A. Heinzmann** hat am herzoglichen Hoftheater in Gotha, wie man uns schreibt, eine sehr freundliche Aufnahme gefunden.

Kultur und Wissenschaft.

Ein höchst merkwürdiger Meteorsteinfall hat im letzten Herbst in Tonkin stattgefunden. Am 25. Oktober wurde daselbst an mehreren Stellen ein leuchtendes Meteor beobachtet, welches sich in der Richtung von Westen nach Osten bewegte und einer Kugel von dem halben Durchmesser des Vollmondes glich. Einige Tage später erhielt der Verweser von Sao-Ninh einen Brief von dem tonkinesischen Vorsteher des Bezirkes Trem-Hau, der ihm mitteilte, daß am 25. Oktober im Dorfe Than-Duc plötzlich ein unbekanntes Tier aufgetreten und alsbald wieder gen Himmel geflogen sei, nachdem es ein tiefes Loch im Erdboden zurückgelassen habe. Alle Umstände wiesen darauf hin, daß das unbekannte Tier nichts anderes war als das von anderen beobachtete Meteor. Hauptmann Delauney begab sich alsbald nach dem Orte, wo der Meteorstein niedergefallen war, und fand in der That ein mächtiges Loch von etwa 32 Meter Länge, 6 Meter Breite und 2 Meter Tiefe. Es hat die Gestalt einer langgestreckten Birne. Der Meteorstein selbst war nirgends zu finden, weder in der Erde noch in der Nachbarschaft. Da nun das Erdreich an dieser Stelle nicht lose ist, sondern von einem sehr feuchten und mit dichten Pflanzenwurzeln durchsetzten Torf gebildet wird, so daß ein in den Boden gegrabenes Loch sich nicht von selbst wieder schließen kann, so war die Annahme, daß der Meteorit sich tief in die Erde eingewühlt habe und von ihr wieder bedeckt worden sei, von vornherein ausgeschlossen, und es blieb nur die Möglichkeit, daß er aufgeprallt und weiter geflogen sei. Das ist es offenbar auch, was den eingeborenen Beamten zu der Angabe veranlaßt hatte, das „unbekannte Tier" sei gen Himmel geflogen. Nach der Ansicht Delauneys muß der birnförmige Meteorit eine Länge von 32 Meter und einen größten Querdurchmesser von 5 Meter gehabt haben. Den Rauminhalt berechnet Delauney auf etwa 550 Kubikmeter und das Gewicht auf etwa 2,895,000 Kilogramm. Man kennt keinen Meteoriten, welcher nur annähernd diese Größe gehabt hätte. Nach den Angaben zweier Militärpersonen, welche das Meteor in der Nähe von Than-Duc gesehen hatten, hat Delauney den Winkel, unter welchem der Aerolith aufschlug, auf etwa 10° berechnet; die Geschwindigkeit hat vermutlich 2000 Meter in der Sekunde betragen. Der Befund ergab weiter, daß der Meteorit unter einem Winkel von etwa 34° abgeprallt ist. Da er den Boden nur verhältnismäßig wenig aufgerissen hat, so dürfte er nach Ansicht Delauneys durch das Aufprallen nur wenig von seiner lebendigen Kraft eingebüßt haben, so daß man annehmen kann, er sei mit einer Geschwindigkeit von 2000 Meter weiter geflogen. Er würde dann noch einen Weg von etwa 700 Kilometer zurückgelegt haben und in der Mitte des chinesischen Meeres niedergefallen sein.

— **Das Preisausschreiben, welches der Hamburger Nautische** Verein zur Erlangung der besten Arbeit über die Beruhigung der Wellen durch Oel erlassen hat, ist in einer Sitzung vom 30. Januar zur Erledigung gelangt. Im ganzen waren neunundzwanzig Arbeiten eingereicht worden. Neun Aufsätze, die allen Anforderungen des Preisausschreibens genügten, gelangten in die engere Wahl, und von diesen wurden zwei der Krönung für wert gehalten. Nach Eröffnung der beigefügten Adressen ergaben sich als Verfasser: Marineleutenant z. D. Kottof, zur Zeit Beamter im hydrographischen Institut in Berlin, und Kapitän Karlowa, Führer des Hamburg-Amerikanischen Paketfahrtdampfers „Bohemia". Aus allen Erkundungen ergab sich, daß die Verwendung des Oels zur Beruhigung stürmisch aufgeregter Wellen von ganz außerordentlichem Erfolge begleitet sei; in Fällen, wo das einfache Mittel nicht geholfen hat, stellte sich heraus, daß das Oel auf der Oberfläche des Wassers gefroren war. Jede Art von Oel oder Fett eignet sich zur Oelberieselung; das Oel verteilt sich und zerteilt sich außerordentlich schnell auf der Oberfläche des Wassers; ein Tropfen genügt zur Bedeckung eines Quadratmeters Flächenraum, der Tropfen verdünnt sich alsdann bis zu $^{1}/_{100000}$ Millimeter auf der Wasseroberfläche.

— **Alle Freunde des ägyptischen Altertums seien hin**gewiesen auf eine äußerst reichhaltige und in ihrer Art einzige Sammlung von photographischen Darstellungen ägyptischer Denkmäler, welche im Kunstverlag von Hugo Grosser in Leipzig erschienen ist. Die Photographien sind von dem Konservator des ägyptischen Museums zu Bulaq bei Kairo, Emil Brugsch Bey, mit vollendeter Technik an Ort und Stelle ausgeführt. In sehr gelungenen Darstellungen geben sie die wertvollsten Schätze des Bulaker Museums wieder, unter denen Brugsch in äußerst geschickter und verständiger, das Seltene und noch nicht Veröffentlichte besonders berücksichtigender Weise eine gute Auswahl getroffen hat. Außerdem befinden sich unter den 231 Blättern auch verschiedene Landschaftsbilder; die willkommenste Gabe jedoch nicht allein für die Aegyptologen, die Anthropologen, Archäologen und Kunstforscher, sondern auch für die Laien, die der jungen Wissenschaft lebhaftes Interesse entgegenbringen, bilden die vorzüglichen Darstellungen der hauptsächlichsten Stücke, welche die denkwürdige und überraschende Entdeckung der Königsleichen und Schätze zu Deir-el-Bahri zu Tage gefördert hat. Ein französisch verfaßter Katalog.

zu dem Professor Dr. Georg Ebers ein kurzes Vorwort geschrieben hat, erleichtert den Kauflustigen die Auswahl.

— **Europa hat seit der tertiären Zeit bekanntlich beträchtlich an Gebiet verloren.** Die Nordsee war ehemals so wenig vorhanden wie der Aermelkanal, ja es erstreckte sich unser Festland in der tertiären Vergangenheit über die Faröer und Island nach Grönland und stand in fester Verbindung mit Nordamerika. Das Einbrechen des Ozeans, welches die britischen Inseln von unserem Festlande trennte, ist, geologisch gesprochen, erst vor kurzer Zeit, wahrscheinlich gegen Ausgang der Tertiärzeit oder am Anfang der Quartärzeit, geschehen, und das Zerstörungswerk der Küsten schreitet noch jetzt allmählich fort. Kap Gris-Nez, derjenige Küstenpunkt am Kanal, in welchem sich Frankreich am meisten England nähert, weicht durchschnittlich 25 Meter im Jahrhundert zurück, woraus sich mit einiger Sicherheit der Schluß ableiten läßt, daß vor 60,000 Jahren noch ein Isthmus Frankreich und England mit einander verband. Die feste Landbrücke, die einst zwischen den beiden Ländern bestand, ist noch an bedeutenden unterseeischen Resten nachweisbar, deren Zerstörung jedoch ebenfalls beständig weiter fortschreitet. Davon gibt die neueste Aufnahme der der Ostküste von Kent gegenüberliegenden gefährlichen Goodwin Sands (Sandbänke) durch die englische Seewarte deutliches Zeugnis. Es hat sich herausgestellt, daß die Bänke seit ihrer früheren Aufnahme eine bedeutende Umwandlung erfahren haben. Die sogenannte Sand Head Shoal ist durch die Arbeit des Wogenganges und der Strömung völlig verschwunden, und es hat sich hier ganz andere Betonnung nötig gemacht.

— **Ueber eine seltene Himmelserscheinung berichtet Kapitän** Moore vom britischen Dampfer „Siberian“ wie folgt: „Am 12. November v. J. um Mitternacht, als ich mich WzN. 10 Seemeilen von Kap Race auf Neufundland befand, schien bei starkem Wind aus SzO. ein großer Feuerball bis zu einer Höhe von ungefähr 15 Fuß aus dem Meer emporzusteigen und gegen die Windrichtung recht auf mein Schiff zuzukommen. Die Feuerkugel änderte dann ihren Lauf und bewegte sich ungefähr 1½ Seemeilen weit mit meinem Schiff fort, als sie etwa zwei Minuten später abermals eine andere Richtung einschlug, südostwärts gegen den Wind davonzog und sich verlor. Ich habe eine ähnliche Erscheinung schon früher unweit Kap Race beobachtet. Sie schien mir nahenden Sturm aus östlicher und südöstlicher Richtung anzuzeigen.“ Das Hydrographische Amt zu Washington begleitet diese Notiz mit folgender Bemerkung: „Die hier beschriebene Erscheinung gehört zu den seltensten und am schwersten zu erklärenden Formen des Blitzes. Eine Feuerkugel zieht langsam durch die Luft in einer fast regellosen Bahn, zuweilen mit großer Gewalt auseinander berstend, zu anderen Zeiten wieder ohne Knall im Luftraum sich verlierend. Man hat beobachtet, daß diese Kugelblitze am Lande in den Boden fahren, in geringer Entfernung wieder erscheinen und an dem Punkt, wo sie in die Erde fuhren, ein Loch mit zerrissenen Rändern von einigen 20 Fuß Durchmesser zurücklassen. Obgleich kein Zweifel an der Thatsache der Erscheinung selbst besteht, so ist es bisher doch nie gelungen, eine genügende Erklärung für die Ursache derselben zu finden. Die Erscheinung ist ihrem ganzen Charakter nach ohne Zweifel völlig verschieden von dem bekannten St. Elmsfeuer, welches während Gewittern so häufig an Bord der Schiffe beobachtet wird, denn diese Lichter verändern ihren Ort nicht, sie bleiben an den Spitzen der Raaen und Masten haften und sind den Strahlenbüscheln einer elektrischen Maschine zu vergleichen.“

Sport.

— **Der Wildpark zu Schloß Glienicke bei Potsdam wird** vollständig eingezogen; infolge dessen ist im Herbst und Winter das gesamte Damwild bereits abgeschossen worden.

— **Rittmeister von Heyden-Lindens a. br. W. „Fenelon“**, der nach seinen glänzenden Siegen in Deutschland auch in England vor kurzem mit Erfolg debütirte, dürfte an der großen Liverpooler Steeplechase, für die er genannt wurde, vielleicht doch nicht teilnehmen, da er in letzter Zeit wenig bei der Arbeit erschien. Dagegen dürfte „Brown Berry“ den populären Ochsenschlägerschen Dreß bald wieder in England zum Pfosten tragen.

— **Die Graditzer Gestütspreise belaufen sich im abgelaufenen** Rennjahr auf 78,600 Mark, wovon 39,600 Mark für Berlin, 10,000 Mark für Hannover rc. ausgezahlt wurden.

— **Für die diesjährige Hamburger Regatta, welche wieder** einen großartigen internationalen Anstrich zu gewinnen verspricht, haben auch dänische Ruderer ihre Teilnahme in Aussicht gestellt, die damit zum erstenmale die Skulls mit deutschen Ruderern kreuzen werden.

— **Albert Aichele, der deutsche und österreichische Meisterradfahrer**, ist zum „Berufsfahrer“ erklärt worden, da er um einen Geldpreis gestartet ist. Aichele hat zwar den Preis sofort zurückgesendet, doch hat der Münchener Gauverband seinen Ausschluß aus allen Amateurfahren beschlossen.

Gestorben.

— Johann Danielik, Propst und Titularbischof, in den fünfziger und sechziger Jahren bedeutsam im politischen und literarischen Leben Ungarns, 70 Jahre alt, am 23. Januar, in Erlau.

— Vicomte de Nogueiras, portugiesischer Gesandter in Washington, am 24. Januar, in Washington.

— Karl Dill, der Baßbuffo des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, am 26. Januar, in Mannheim.

— Graf Dionys Kalnoky, eines der geachtetsten Mitglieder der siebenbürgischen Aristokratie, Mitglied des reorganisirten Magnatenhauses, unter dem Pseudonym Kovesi Judaß literarisch thätig, 74 Jahre alt, am 28. Januar, auf seinem Miklosvarer Besitztum.

— Graf Pückler-Limburg, Mitglied der württembergischen Kammer der Standesherren, 66 Jahre alt, am 28. Januar, in Stuttgart.

— Samuel Friedrich Schober, Oberstlieutenant a. D., Senior des eisernen Kreuzes, 92 Jahre alt, am 30. Januar, in Frankfurt a. O.

— Mary Howitt, englische Dichterin, 88 Jahre alt, am 30. Januar, in Rom.

— Bosco, Abbate, der Begründer der Missionare des heiligen Franziskus von Sales und zahlreicher wohlthätiger Stiftungen in Italien und Südamerika, am 31. Januar, in Rom.

— François Truphème, bekannter französischer Bildhauer, 68 Jahre alt, Ende Januar, in Paris.

— Luigi Floravanti, einer der letzten Buffosänger der großen italienischen Gesangschule, 87 Jahre alt, in Viterbo.

— Adolf Douai, bekannter amerikanischer Schullehrer, Journalist, Literat und Redner, 69 Jahre alt, Ende Januar, in Williamsburg.

— Sir Henry Maine, bedeutender englischer Rechtsgelehrter, 66 Jahre alt, Ende Januar, in Cannes.

— Anton Thoms, kgl. bayr. Kammermusiker, vorzüglicher Virtuose auf der Bratsche, 66 Jahre alt, Anfang Februar, in München.

— August Clement, bekannter franz. Maler von Scenen des morgenländischen Lebens, Anfang Februar, in Algier.

— William West, englischer Dichter und Komponist, 93 Jahre alt, Anfang Februar, in London.

— Professor Karl August Friedrich Scheffers, bekannter Architekt, am 1. Februar, in Leipzig.

— Sigm. Tobias Edler von Hohendorf, k. k. Feldmarschalllieutenant i. R., 67 Jahre alt, am 1. Februar, in Graz.

— Joseph Krautwald Ritter von Annau, k. k. Feldmarschalllieutenant i. R., am 1. Februar, in Brünn.

— Professor Dr. Franz Wenzlaff, der frühere Direktor des Königstädtischen Realgymnasiums in Berlin, verdienter Schulmann, am 3. Februar, in Berlin.

— Dr. Heinrich Bohn, Professor der Kinderheilkunde an der Universität Königsberg, 56 Jahre alt, am 3. Februar, in Königsberg i. Pr.

— Heinrich Heger, geschätzter Architekturmaler, 58 Jahre alt, am 4. Februar, in München.

— General Frébault, Senator, hervorragender französischer Militär, 75 Jahre alt, am 6. Februar, in Paris.

— Eduard Merk, bed. Genremaler, 72 Jahre alt, am 8. Februar, in München.

— Julius Robert, Zuckerfabrikbesitzer, Chef des Großhandlungshauses Robert & Comp. und Präsident des österreichischen Zentralvereins der Zuckerindustriellen, am 9. Februar, in Seelowitz.

— Geheimerat Dr. Ernst Wagner, Professor der Medizin an der Universität Leipzig, am 10. Februar, in Leipzig.

— Freiherr von Seiller, ehemaliger Bürgermeister von Wien, 86 Jahre alt, am 10. Februar, in Wien.

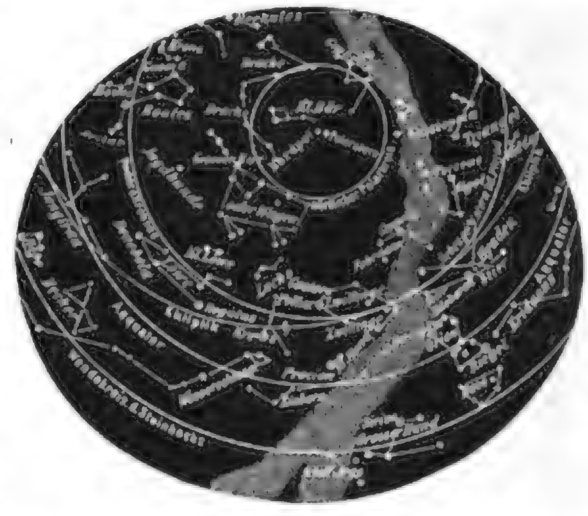
— Geheimer Hofrat Professor Dr. Heinrich Leberecht Fleischer, der berühmte Altmeister deutscher Arabistik, 87 Jahre alt, am 10. Februar, in Leipzig.

Neue Bücher und Schriften.

Bruder, Elise, Das Stickerei-Monogramm, für Ausführg. in Gold-, Seiden- und Weißstickerei. Lief. 1. Leipzig. Hoffmann & Ohnstein.
Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 162/166. Halle. O. Hendel.
Brodmann, M., Dem Wohlergehen unserer Haushalte gewidmet. Entwürfe. Leipzig. Selbstverlag.
Darwins Leben und Briefe. Herausgegeben von seinem Sohn Francis. III. Band. Stuttgart. E. Schweizerbart.
Dedication of the Ohio monuments on the battlefield at Gettysburg, Pa. 14. September 1887. New-York. American Press-Association.
Dich u. Erika, Grenzfondkarte der Blüten- und Blätter-Spitzenklöppeln, mit besonderer Berücksichtig. Kaffees u. d. angrenz. Gebiete. 2. Aufl. Gießen. E. Roth.
Schäfer, Jos., Die echten Rassemerkmale des St. Bernhards-Alpenhunde, festgestellt nach vieljähr. Beobachtung. Münch.n. Selbstverlag.
Seiß, Dr. Th., Die deutsche Tanzforte. Düsseldorf. Fel. Bagel.
Gräble, L. B. B., Borrowed plumes. Translations from german poets. Dresden. L. Pierson.
Gurlitt, Corn., Möbel deutscher Fürstensitze. Berlin. E. Wasmuth.
Herzog, Alb., Die neuere Litteratur von Shakespeare's ... Barmen. D. B. Wiemann.
Im Müllerenlande. Skizzen für Deutsche. 2. Aufl. Rostock. C. Hinstorff.
Jahrbuch der königl. preuß. Kunstsammlungen. IX. Bd. Berlin. G. Grote.
Kanitz, A. G., Honig- und Schwarmbienenzucht. 5. Aufl. Oranienburg. Ed. Freyhoff.
Klapper, Edm., Die wirtschaftl. Buchführung des Landwirts. Vorschläge aus der Praxis. 2. Aufl. Oranienburg. Ed. Freyhoff.
Der Krieg in Galizien im Frühjahr 1888. Eine kritische Studie von C. v. T. Minden i. W. Bruns.
Kohut, Dr. Ad., Das Dresdener Hoftheater in der Gegenwart. Mit 142 Porträts. Dresden. E. Pierson.
Ludwig, A., Hier Alle, nicht für Jedermann. Kleine Historien u. Erzählgs. Dresden. E. Pierson.
Nabich, G. v., Die Tragödie des Menschen. Dramat. Gedicht. Rostock. F. Sauter.
Meisterwerke der Holzschneidekunst. 106/108. Lief. (IX. Band. 10/12. Lief.) Leipzig. J. J. Weber.
Klimenius, Kl., Die Kunst der öffentlichen Rede. Prakt. Wink. 4. Aufl. Leipzig. F. Freund.
Munder, Frz., Fr. Gottl. Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. II. Halbband. Stuttgart. G. J. Göschen.
Oberbreyer, Dr. M., Das Ordensbüchlein. Bunte Geschichten von Kreuz und Stern. Leipzig. M. Ruhl.
Leyeos, L. L., Un triptyque historique. Anvers. Jos. Iteris.
Sander, Wilh., Schrankl. Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie. I. Teil: Korrespondenzschrift. Hamburg. O. E. Lemps.
Schöne, Dr. K., Ueber die Entwicklung unseres Nationalbewußtseins. Rede. Königsberg. Wilh. Koch.
Streibl, H. G., Cartouchen u. Umrahmungen. Wien. Jos. Heim.
Teuber, O., Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. III. Teil (1881—1887). Prag. A. Haase.
Tiberghien, Dr. M. G., Der gegenwärtige Agnosticismus in seinen Beziehungen zu Wissenschaft und Religion. Vortrag. Dresden, Baensch & Schernitzer.
Trommann, Joh., König Laurin. Ein Gedicht. Dresden. E. Pierson.
Wald-Zedtwitz, G. v., Der Fluch von Brand. Roman in 3 Bänden. Berlin. O. Janke.
Wessery, Ad. Graf v., Die Königsschlösser Ludwig II. Berlin. Fr. Luckhardt.
Wurfack, Dr. M., Vorzüge Erziehung des Menschengeschlechts als pädagog. System. Leipzig. C. G. Naumann.

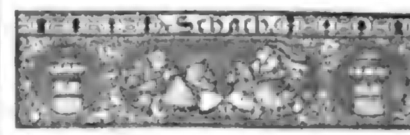
Astronomie.
Monat März.

Nach Sonnenuntergang stehen zwischen Süden und Westen die Sternbilder des Orion und der Zwillinge, links von Sirius und Procyon, rechts von Stier und Capella eingerahmt, der an glänzenden Sternen reichste Teil des Himmels. Am schönsten wird die



Erscheinung in der Mitte des Monats sein, zur Zeit des Neumonds, wo das störende Mondlicht wegfällt. Wie die Zeichnung angibt, tritt zu den glänzenden Sternen auch noch Saturn, links von den Zwillingen, oberhalb des Procyon.

Am 28. März morgens gibt es Gelegenheit, den Planeten Merkur aufzusuchen; er geht dicht über der Venus vorüber, doch schon morgens drei Uhr vor Aufgang beider Planeten, der erst um fünf Uhr erfolgt. Merkur ist dann etwas rechts von Venus. Freilich ist der Sonnenaufgang so nahe, daß nur bei ganz klarem Himmel die Planeten gut zu beobachten sein werden.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Dem folgenden Meisterstück wurde im Problemturnier von „Montreal Gazette“ der erste Preis zuerkannt.

Aufgabe Nro. 449.
Von C. Planck.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 444:

Weiß.	Schwarz.
1) D. G 4 — F 5. Nur dieser Zug führt zum Ziel.	1) K. D 5 n. C 5.
2) T. B 3 n. B 5 Matt.	
A)	
1)	1) T. E 3 zieht.
2) S. C 5 n. D 7 Matt.	
B)	
1)	1) D. D 4 n. C 5 oder anders.
2) T. C 8 — D 8 oder S. C 5 n. D 7 (— A 4) Matt.	
C)	
1)	1) D 7 zieht.
2) S. C 5 — D 7 Matt.	

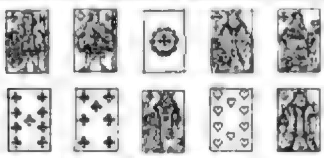


(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 55.

Skat.

Mittelhand verliert Treff-Solo mit Schneider auf folgende Karten:

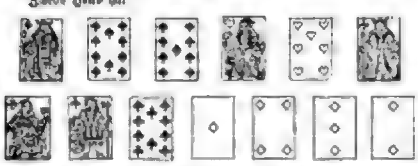


Wie mußten die übrigen Karten verteilt sein?

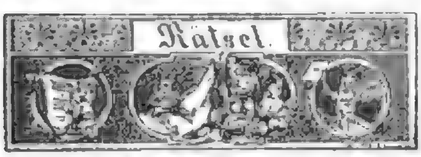
Auflösung der Aufgabe Nro. 53:

Whist.

Zweite Hand hat:



Die Hand fordert Atout, der Strohmann spielt Treff-As, dann Coeur-König. Was die zweite Hand auch bringt, wird vom Strohmann gestochen, der einen kleinen Atout in der Hand mit einer Treffsignal verwertet; die Hand bringt Atout, der Strohmann holt die letzten ab und zieht zweimal Coeur, dann klein Carreau, auf welche Farbe die Hand den Rest hat.

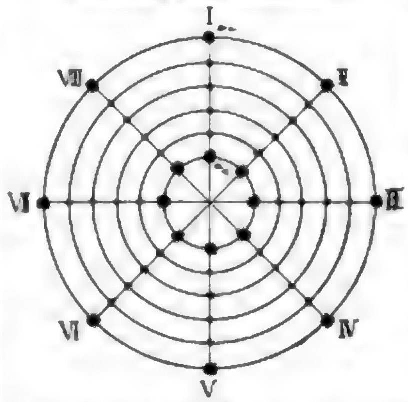


Rätselhafte Inschrift.



Von einem höchst interessanten Fund auf der alten Saalburg bei Homburg geben wir hier unseren geehrten Abonnenten und Lesern unseres Blattes durch Abbildung Kenntnis. Das wohlerhaltene Relief zeigt uns zwei römische Soldaten, offenbar einen Rekruten und den bildenden Unteroffizier beim Turnen. Wir sehen, daß sogenannte Sprunggestell mit der obligaten Leine und deren hängendem Sandbeutel war auch schon den alten Römern bekannt, und wenn es gelänge, aus dem Bruchstück die Uebersetzung der teilweise stark lädirten Schrift zu stande zu bringen, so wäre damit ein weiterer Fortschritt in der Kenntnis der Lebens- und Erziehungsweise der alten Römer gemacht. Die Platte stammt, wie es scheint, aus der Regierungszeit des allerdings berüchtigten Kaisers Otho, des Nachfolgers von Galba und Vorgängers von Vitellius, die sämtlich im Jahr 68—69 nach Christi ihre ruhmlose Regierung antraten und auch sofort beschlossen. In welchem Zusammenhang übrigens Cheranco, sowie Darius und die Perser hier gebracht werden, müssen wir dem Urteil der Gelehrten überlassen, denen wir die Inschrift zur Entzifferung mitgeteilt haben.

Punktirtes Kreis-Silbenrätsel.



Man setze statt der Punkte in obigen konzentrischen Kreisen auf die Weise entsprechende Buchstaben, daß die nicht bis zum Mittelpunkt führenden Radien acht Worte mit weiter unten angegebener Bedeutung geben. Nach richtiger Wortbildung nennen die durch „fette" Punkte bezeichneten Lettern des äußersten (größten) Kreises oder die Initialen der zu bildenden Wörter (von I. begonnen) einen beliebten deutschen Dichter, während die Buchstaben des innersten (kleinsten) Kreises oder die Endlettern der zu bildenden Wörter, in derselben Reihenfolge gelesen, ein Werk des betreffenden Dichters geben. — Bedeutung der zu bildenden Wörter: I. Eigentum (Synonym); II. Unregelmäßig (Fremdwort); III. Muse; IV. Berühmter Maler; V. Asiatische Insel; VI. Volk in Asien; VII. Jonische Insel; VIII. Fürstentitel. Zur Bildung obiger Wörter können folgende Silben zur Verwendung: a, e, a, de, der, dec, ce, go, her, lari, na, mol, ne, ni, ns, o, ra, ra, ri, sk, u, zog.

Rätsel.

Mit einem Spruch kann ich dir nützen,
Mit einem Recht dich aber schützen,
Mit einem Zug dich herrlich schmücken,
In manchen Lagen dich beglücken,
Mit einem Teil dir viel gewähren,
Mit einem Hang dich sehr beschweren,
Mit einem Fall dich tief erschrecken,
Im Spielen kann ich dich auch necken,
Im Sennen kann ich dich empören,
Mit einer Gabe mich erklären.

Auflösung des Rätsels Seite 441:

Fortsetzung folgt.

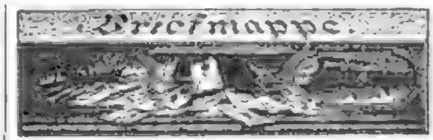
Auflösung der Hieroglyphentafel Seite 441:

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Der „Blumentopf".

Monat-Rösselsprung. Von Rudi v. Warnkenhagen.

jeb-	der	jane	fore-	ver-	ge	grün	frisch-	le	mel	am	hare-	im	der
ge	durch	blühn	zwei-	for	ta-	ja	schön-	nur	die	lich-	hell	ja	fen
	wand	grün	das	le	lich	ein	schen-	auf	lich-	er-	und	son-	
	sich	welt	fru-	sprieß-	ware-	le	hob-	ih-	kunt-	in	le	so-	
	der	macht	dem	weht	lie-	ent-	aus	fre-	hil-	ges	ne	den	
		te	le	die	sen	März.		schen	strahl	her-	nig		
		hauzt	sein	lich-	da			le	wein-	der	le-		
		bla-	früh-	tune-	feld	durch	sche-	die	wim-	ringt	traum		
		a-	her	weil	ge	streift	und	du	los	der	aus		
		[illegible]	mes	singt-	wald	brandt	jun-	nurd	es	len-	te		
		lis-	nen	lie-	ch-	re	sah	gu-	son-	the	schaun		
den	treibt	ge	d	dem	sch-	den	der	schmückt	bem	be	sie	grü-	schall
jun-	trauen	blü-	singt-	fee	sie	ne	son-	nah	gibt	nen	fern	er-	und
	früh-	das	de	von	seh-	Rud. v. W.		nach	dunk-	der	wen	sche-	



Eine junge — alte Abonnentin. Unter dem Pseudonym Karl Detlef ließ die leider vor einer längeren Reihe von Jahren verstorbene Schriftstellerin Clara Bauer ihre anziehenden Werke erscheinen. Ihre Biographie finden Sie in unserem Jahrgang 1874, Nr. 21.

Wilh. M. in Weilburg. Können Sie uns kleine redaktionelle Änderungen gestatten, wollen wir das eine oder andere unterzubringen suchen.

F. in Eisenbrod (Böhmen). Hinsichtlich solcher Wünsche müssen wir Sie an irgendwelche größere, auf internationalen Verkehr eingerichtete Sortimentsbuchhandlung verweisen.

W. Kr. in Kiel. Ihr Rätselsprung hat den Fehler eines Textes, der durch allgemeine Bekanntheit die Lösung zu nahe legt.

Ko in Stuttgart. Das wird sehr schwer halten, da dort das französische Element die Oberherrschaft hat und die wenigen deutschen Familien ohne Zweifel zuhaltig belegt sind.

Albert Str. in B. G. Wigands Darstellung ist gediegen, aber mit logischer Schärfe, Klarheit und Folgerichtigkeit entwickelt, diejenige Carlyles geistvoll und von poetischem Schwung getragen, ohne daß dabei der historischen Treue irgendwie Gewalt angethan wurde. Wählen Sie! Die anderen Genannten können für Ihre Zwecke kaum in Betracht kommen.

Eine Kleine. Wir sehen der Einsendung einer größeren Auswahl gern entgegen.

Langjähriger Abonnent in M. 1) Der Bezugspreis für den broschirten Jahrgang 1883 unserer Zeitschrift beträgt nur 5 ℳ. 2) Dieses Werk können wir Ihnen wärmstens empfehlen. 3) Durch jede Buchhandlung.

C. H. in Szilágy-Somlyo (Ungarn). Vermutlich meinen Sie unter den weiblichen Trägern dieses Namens in der deutschen Schriftstellerwelt den, dessen Adresse: „Leipzig, Neuhere Hospitalstraße 1", lautet.

R. Sch. in Konstantinopel. Nicht verwendbar.

Charles M. in Hamburg. Ihr „Verlassen" ist für die geeignete Jahreszeit aufbewahrt; die beiden uns eingesandten Gedichte sagen uns minder zu.

Junge Verehrerin der Meininger aus Straßburg. Unseres Wissens zur Zeit zu Hause. Die Gastspielreisen fallen meist in die wärmere Jahreszeit, in der die anderen Bühnen ihre Ferien haben. Hoffentlich haben Sie indes unsere frühere Notiz nicht übersehen.

Joseph St. in Wien. Ganz hübsche Stegreifverse, aber nicht klar genug in der Gedankenentwicklung.

Ein die Leier drehender Abonnent in Br. Nicht verwendbar.

Langjährige Abonnentin in New-York. Das ist allerdings ein Schreibungsgrund, er erfordert seine Geltendmachung einen mehr oder minder umständlichen und langwierigen Prozeß.

Alb. v. in Dresden. Mit solchen „leisen, leisen, frommen Singweisen" mögen wir unsere Leser nicht abspeisen.

H. Sch. in Bremen. Sehr billige Rezeptbücher für Herstellung derartiger Dinge sind im Verlag von A. Hartleben in Wien und B. F. Voigt in Weimar erschienen.

Walter H. in Braunfels. Unseres Wissens noch in keiner Weise vervielfältigt.

A. H. 36 in W. Ganz talentvoll, leider ist unter den drei Nummern nichts, was sich für uns so recht eignen will.

A. R. in Rüdesheim. 1) Spindler in Berlin. 2) Liefert Ihnen jedes größere Geschäft dieser Gattung, in Stuttgart beispielsweise Karl Haber, Schmalestraße 11.

A. H. in Sch. „Großer Rath"; „Im Spiegel"; „Die Rose vom Hoff"; „Hoffnung"; „Das Meerweibchen"; „Die Schatzsucher". Verwendbar, Näheres vielleicht später.

Abonnent in Rotterdam. In zugeschriebenen Zeichen zu leben, ist den Ottern schon darum unmöglich, weil sie überhaupt nur verhältnismäßig kurze Zeit unter Wasser bleiben können. Sie nähren sich hauptsächlich von Fischen, Krebsen und Wasserinsekten. Von den Fischottern unterscheiden sich die See- oder Meerottern, die von bräunlichschwarzer Farbe sind, einen bis anderthalb Meter Länge erreichen und in den Gewässern des Beringsmeeres sowie auf den Inseln jener Gegend heimisch sind. Ihre Felle sind bekanntlich sehr gesucht.

Bücherfreund in St. Petersburg. 1) Ja, es gibt solche kleine Geschöpfe, die sich durch Federkraft an die Verse schnellen. 2) Ebenfalls bl glimpflicher. 3) und 4) Kommt einerseits auf die Stärke der Körper, anderseits auf den Umfang des Lochnes an. Ueber das Weitere später!

G. Th. in Detroit (Michigan). Anleitungen darüber finden sich in B. F. Voigts Verlag in Weimar. Eine dortige Buchhandlung wird Ihnen den Bezug gern vermitteln.

Alter Abonnent L. in D. Wir wollen sehen, ob wir für das eine oder andere — vorbehaltlich kleiner redaktioneller Änderungen — ein Plätzchen finden.

St. in New-York. Nicht verwendbar.

Michael Rauh in C. Das Pseudonym ist bezeichnend gewählt, da wir auch Ihre Hoffnungen in Rauch aufgehen lassen müssen. Die Verse verraten zwar einiges Talent, aber zugleich mangelnde Reife.

A. C. an der St. Das Gedicht betitelt sich „Menschenwürde" und lautet wie folgt:

„Entfernst sucht du des Guten Quelle
Weit außer dir in wilder Luft;
In dir trägst Himmel oder Hölle
Und deinen Richter in der Brust.
Dein Geist erringt den inneren Frieden,
Dein Glanz macht dich des Götter gleich.
In der Gemeinsamkeit beschieden,
So bist du glücklich, bist du reich.

Der Mensch und seine Menschenwürde,
Sei frei und laß es andre sein.
Erschwere nie des Armen Bürde,
Bewahre Herz und Zunge rein.
Sei Schild und Hort, die dir suchen,
Steh für das Unrecht wie ein Wall;
Und wirst du eine Heimat suchen,
So findest du sie überall.

Blick auf zu jenen goldnen Sternen,
Sie winken dir so freundlich zu,
Als riefen sie aus weiten Fernen:
Hier sind Geschöpfe so wie du!
Was kann die Erde dir gewähren,
Auf der du Gast und Fremdling bist?
Du mußt dem Himmel angehören,
Weil Himmelssehnsucht in dir ist."

Diese Verse wurden vor einer Reihe von Jahren verfaßt und gesungen. Wir kennen zwei Ausgaben der betreffenden Kompositionen, die eine bei Theodor Stürmer (Stuttgart), die andere bei G. A. Zumsteeg (ebenda) erschienen; der Name des Dichters aber ist in keiner von beiden genannt, ebensowenig der der Komponisten.

Otto M. in B. Für solche „süße Redchen" haben wir selbstverständlich keine Verwendung.

H. L. in Kalkum. Gegen das lästige Aufsteigen der Feuchtigkeit aus Kellern von Bergen-Wänden, gegen die Wucherkräfte war sorgsamst Abhilfe (Asphalt) anzuempfehlen.

Albert L. in S. (Ungarn). Unter keinem eigenen. Es ist die Nr. 15 des Liedercyklus der in den „Neuen Gedichten" (Abteilung „Verschiedene") die Aufschrift „Seraphine" trägt.

G. C. Dz in Rg. Wo Sie von „Böhmen" und Chateau-Cusellen im großen Tiergarten lesen, sollten sich diese Sonderdinge ohnedies doch noch erklärt finden. — Ein Kunstmeister ist, wie der Name deutlich besagt, derjenige, dem die Oberaufsicht über die an irgend welchen öffentlichen Gebäuden aufgestellten Kunstwerke zusteht. — Der Konnetable ist ein eigenartiger, nach dem Herzog dieses Namens benannter Ueberrock oder Regenmantel. — Bezüglich der „Plau-Tiße" wüßten wir zunächst wissen, in welcher Verbindung Sie von derselben vernommen haben.

Dreijähriger Abonnent in Baden. Das Buch über Reisepläne oder Weggenossen von Hilgers wird schwerlich auch darüber Auskunft geben.

Ein alter Junggeselle. Ei, ei, noch solch jugendliche Schwärmerei! Sie kommt bei Ihnen zu spät. Bedenkt, daß Ihnen die Liebe, und das Bekanntwerden, das auf die Rosenkammerarbeit Ihres väterlichen Besuchs erzielt.

J. H. in M. Sie werden gut daran thun, die bis jetzt beobachtete Zurückhaltung auch ferner walten zu lassen.

Ein Moskauer Abonnent. Ihre Frage ist zu unbestimmt gehalten, als daß wir Ihnen den gewünschten Aufschluß zu geben könnten. Wir glauben aber, wenn Sie nachlesen, was wir in der Briefmappe unserer Nummer 17, S. 342 unter „Freunde der guten Sache in G." geschrieben, so werden Sie das auf eine sachgemäße Antwort finden.

F. K. in Neuwied. 1) Die „Allgemeine Weltgeschichte" von Georg Weber (Leipzig, Wilh. Engelmann, zweite Auflage im Erscheinen begriffen, oder bereits nahezu vollständig) ist diejenige, die von Ihnen erwähnten Gesichtspunkte sehr empfehlenswert. 2) Das ist nicht leicht zu entscheiden, da jedes seine eigenen Vorzüge hat, deren Charakterisierung nicht mit wenigen Worten abgethan ist. Vielleicht geben Ihnen die Literaturauszüge unserer Nr. 30 eine besondere Anregung.

Als O. in Riga. Ueberall gute Reime, aber ungenügend entwickelt.

Richtige Lösungen sandten ein: Martha Dael in Neustadt. Jak. P. Stavel in Hamburg. Elise Benzing in Hannover. C. Hoerle in Bradford. Frau Dr. Rawitz in Schwiebelein. Ida Dietrich in Marendorf. Jean Kramer in Höchst a. M. (2). J. Eisenvogel in Crefeld. Paul Weckau in Glogau. Jakob Weiser in Prag. Moritz Heilstein. M. M. in Hamburg. Frau K. Hentzel in Grafenau. W. Aurich in Bayreuth (2). Frau Minna Hug-
hold in Frankfurt a. M. Ebonie B. und Henriette G. in Lodz. Hermann Neubauer in Königsberg. Helene in Westfalen. Marie R. in Dresden (2). A. R. in Biesdorf. N. Mayer in Hermannstadt. Frieda Mircher in Straßburg. Fr. Minna Kinderbuch in Dresden. Wilh. Walther in Karlsruhe. Fritz Berman in Berlin. Emil Hahn in Hamburg. Helene Jaeger in Dotheim, Rumänien. Hermann Blumenthal in Stuttgart (2). Richard Kasper, stud. agr. in Dresden.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: **Moritz Aechl** (V. Franz Josefsquai 1);
München: **Fritz Schwarz**, Redakteur der „Kunst für Alle" (Maudachstr. 22);
Wien: Freiherr **A. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. Taubstummengasse 5).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Fanfare, Roman von Fritz Mauthner, Fortsetzung. — Die kronprinzliche Familie und ihre Begleitung vor der Villa Zirio. — Die Kunst des Geizens, von Max Lessen. — Eine russische Generalstabsübung in Warschau, von K. — Die große Sitzung des deutschen Reichstags. Schluß. — Ueber Skizzen. Novelle von Klaus Zehren. Schluß. — Die Schöpfung der Erde, von M. Wilhelm Meyer. — Eine Melodie, von P. W. — Artikel in Gefangenschaft, von Eugen Sterke. — Morgentoilette einer altdeutschen Dame, von Gustav Hugo. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Astronomie: Monat März. — Schach. — Gesellschaftsspiele. — Rätsel: Rösselsprung-Inschrift; Punktirtes Kreuz-Silbenrätsel; Rätsel; Auflösung des Rätsels S. 441; Auflösung der Herzogskreuzrätsel Seite 442; Monat-Aufmerksamkeit März. Der Blumendorf, von Rudolf von Marxenhagen. — Briefmappe.

Illustrationen: Vor der Villa Zirio in San Remo. — Eine russische Generalstabsübung in Warschau. — Die große Sitzung des deutschen Reichstags, von Originalzeichnungen unseres Spezialzeichners Hermann Lüders. — Ueber Land und Meer, Gemälde von G. Ferberg. — Eine Melodie, Gemälde von W. von Czachorski. — Artikel in Gefangenschaft, von Ernst Reinmeyer.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 60 ₰ Reichswährung. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Künstler-Ausgabe von „Ueber Land und Meer".

Wöchentlich eine Nummer von mindestens $2\frac{1}{2}$ Bogen größt Folio auf feinstem Velinpapier
mit jährlich 8 Extra-Kunstbeilagen.
Preis vierteljährlich für 13 Nummern 6 Mark.

Im Jahrgang 1887/88 sind bis jetzt folgende Extra-Kunstbeilagen zur Ausgabe gelangt:

„**Madonna**". Nach einem Gemälde von **Gabriel Max.**
„**Kunstpause**". Nach einem Gemälde von **Emanuel Spitzer.**
„**Die Lehrerin kommt**". Nach einem Gemälde von **Emanuel Spitzer.**
„**Die Töchter des deutschen Kronprinzen**". Nach einer Skizze von **Franz von Lenbach.**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements auf die **Künstler-Ausgabe** von „**Ueber Land und Meer**" jederzeit entgegen. Die bereits erschienenen Nummern werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen noch zum Subskriptionspreis nachgeliefert.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt.
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte.
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische-Strasse.
Ältestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

ROTHSCHILD's Taschenbuch für Kaufleute.
46 Bogen, 34 Tabellen. **31. Auflage,** eleg. geb. M. 8.50.
Unerreicht in Bezug auf Reichhaltigkeit und Gediegenheit.
Verlag von G. A. Gloeckner, Leipzig.
Auch in Lieferg. à 50 Pf.

Die Zukunft unserer Kinder.
Ein Ratgeber bei der Wahl eines Berufes für alle Lebensgebiete im Staatsdienst wie in Privatstellung. Die verschied. Berufsarten in Wissenschaft u. Kunst, Handel, Verkehr u. Gewerbe, betrachtet nach ihren Licht- u. Schattenseiten u. in ihren Anforderungen u. Gewinnaussichten. Nebst e. Anhange über die weiblichen Berufszweige. Für Eltern, Vormünder, Lehrer u. heranwachsende Schüler bearb. von L. Mittenzwey. Preis 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. Zu beziehen d. alle Buchh. oder direkt portofrei von JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 35.

Soeben erschien in unserem Verlage folgende **wichtige Novität:**
Unser Kronprinz u. seine Umgebung
in San Remo nach d. Leben aufgenommen von Jean Crette.
Dieses von J. K. H. der Frau Kronprinzessin persönlich genehmigte Bild wird gewiß von allen Deutschen **als das schönste Andenken an den Aufenthalt unseres geliebten Kronprinzen in San Remo** freudig begrüßt werden und sollte **keine deutsche Familie** versäumen, sich dasselbe anzuschaffen. Preis Kab.-Format M. 2.50, Panel-Format ca. 24.31 cm auf eleg. Karton 6 M.

Zum 91. Geburtstage unseres Kaisers erschien folgendes Kunstblatt:
Kaiser Wilhelm und sein Liebling.
Kab.-Format 1 M. Bond.-Form (13.22 cm) M. 2.50. Panel-Format 6 M.

Neuere Erscheinungen unseres Verlages.
- Unser Kaiser im Interieur und Wagen (ähnlichste Aufnahme).
- Unser Kronprinz do. do. (ähnlichste Aufnahme).
- Unser Kronprinz in Kürassier-Uniform, Aniestück (neu).
- **Fürst Bismarck im Kreise seiner Familie** (neu).
- **Hohenzollern-Glück** (unser Kaiser im Kreise d. Familie des Prinzen Wilhelm).

Die letzten mit verschiedenen Aufnahmen kosten sämtlich Kab.-Format 1 M. Panel auf eleg. Karton ca. 19.28 cm 6 M.

Versendung erfolgt nur geg. Einf. d. Betrages (exkl. Frankatur) od. Nachnahme.
Cassirer & Danziger, Kunstverlag, Berlin W., Friedrichstr. 82a.
Billigste Bezugsquelle f. alle Kunstblätter. Wiederverkäufer gesucht.

REINWOLL. CACHEMIRE
in unübertroffenem Schwarz und mit sammetartigem Griff
Doppeltbreite 105 Centimeter
gegen baar oder Nachnahme.
Spezialität:
Schwarze Neuheiten!
1 Mark der Meter und höher
Proben frei!
Geschäftshaus von Damen-Moden **AUG. POLICH** LEIPZIG.

Sammet- u. Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen. Spezialität: „Brautkleider". Billigste Preise. Seiden- u. Sammet-Manufaktur von **M. M. Catz. in Crefeld.**
Muster franko.

Dr. Försters Geschichte der
Befreiungskriege
1813. 1814. 1815. Jubel-Pracht-Ausgabe zur 75jähr. Gedenkfeier. Dies berühmte, einzige Geschichtswerk erscheint jetzt in **neunter Auflage** in Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin. In sämtlichen Buchhandlungen Heft 1 zur Ansicht vorrätig.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
UNSCHÄTZBARES MITTEL
zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC
ES ERHALT DIE HAUT
... HAUT ...
WEICH, ZART UND WEISS.
M. BEETHAM & SOHN, Pharmaceutische Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

Sammlern, welche ... Jahren bei uns erscheinende
Briefmarken-Journal
Senf's Briefmarken-Journal.
nur 1 M. 50 Pf.
Probe-Nr.
Gebrüder Senf in Leipzig.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Digitized by Google

Ersparnis!!!

Die richtige u. billige Ernährung ... von Ottilie Kalisz ... Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

Die lohnendste Geldausgabe

ist ein Abonnement auf das Neue Finanz- und Verlosungsblatt von A. Dann in Stuttgart ...

Wichtig für Briefmarkensammler!

Die Versand der Kolonie Bethel bei Bielefeld.

Blaudich & Kunze, Meißen



Buchführung

keine Vorherzahlung!

Echte Briefmarken ... A. Bekelmener, Hamburg.

Kolossaler ... Herren ... Literatur-Bureau, Hannover.

Tuche, Buckskins, Paletotstoffe, ... Ernst Steger, Leipzig.

Fahnen, Franz Reinecke, Hannover

OTTO HERZ & Cº

FRANKFURT A. M.

Erste u. Aelteste Schuhfabrik mit Maschinen & Dampfbetrieb.

GEGRÜNDET 1860.

SCHUHE & STIEFEL FÜR HERREN DAMEN & KINDER

Anerkannt Bestes Fabrikat Deutschlands

Uebertrifft an Passform Eleganz und Solidität die feinste Hand-resp. Mass-Arbeit.

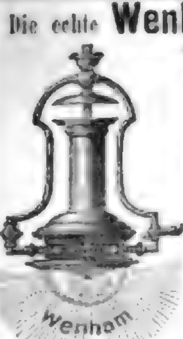
Zu haben in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.



Jedes Paar trägt diesen Stempel (Schutzmarke) auf der Sohle

EN GROS. EXPORT.

Die echte **Wenham-Lampe**



neuerdings vorzüglich vervollkommnet. ... unerreicht in Leuchtkraft und Gasersparnis ... unter Ablehnung der gleichfalls geprüften ... 4–5 Gasflammen ... Gasverbrauch pr. Stunde ... Prospekte etc. gratis und franko.

The Wenham Company limited,

General-Direktion für Deutschland, Berlin SW.

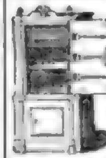
Handelskorrespondenzen

Junge Kaufleute

... oder im Auslande. ... Thomaschs Sprachlehrbücher ... Handelskorrespondenzen ... G. A. Glöckner in Leipzig

Kaufmännische Blätter. Hauptorgan ... Kataloge, Probenummern gratis.

Schladitz & Bernhardt, Dresden,



empfehlen ihre feuer- und diebessicheren Stahlpanzer-Geldschränke ... Preiscourant grat. u. franko.

Für Mütter.

Stick- oder Keuchhusten ... Sintermaspotheke zu Hamm in Westfalen.

Gicht und Rheumatismus. Sichere Hilfe. ... C. C. Mangelsen, Neumünster i. Holst.

Arm u. Gesichtshaare werden schmerzlos für immer mit den Wurzeln beseitigt ... Dose 3 Mark. R. Böttcher ...

Weißwein, ... Rotwein, ... Fritz Dautenspeck, Homburg v. d. H.

Griechische Weine

J. F. MENZER

Neckargemünd

Ritter des Königl. Griechisch. Erlöser-Ordens

Erstes und ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

1 Kiste, 12 Flaschen in 12 verschiedenen Sorten ... 19 MARK.



Rotwein à Liter 90 und 120 Pfg. Weißwein à Liter 60 und 80 Pfg. ... Fritz Ritter, Weinbergsbes., Kreuznach.



Kaiser-Blume

feinster Sect

Gesetzlich geschützte Marke

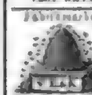
von

Gebrüder Hoehl in Geisenheim.

Schaumwein-Kellerei.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

fast unverwüstlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt.



Direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen. In beliebigem Meter-Mass zu Fabrikpreisen.

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe für Kleider | Weisse und Crème Seidenstoffe für Brautkleider | Schwarze Sammte u. Peluche für Mäntel, Kleider und Besatz.

Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Musterkollektion an die Seidenwaren-Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld.**

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn van Haagens Cacao an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe von Fabrik zu Detailpreisen unter Nachnahme an Privatoversandt.

Richard C. van Haagen UTRECHT. AMSTERDAM

CACAO-VERO.

entölter, leicht löslicher **Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft ... und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Geistig Zurückgebliebene ... Dr. Schröter, Dresden ...

Reiche ... General-Anzeiger Berlin 61 ...

Apfelwein

... Ia. Apfelwein-Champagner ... **Joh. Georg Rackles,** Frankfurt a. M., ... Gegründet 1850.

Harzkäse, ... Kaffee jun. Harzburg.

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN

Aerztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch & von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.– M. 2. und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

... Strasse Berlin S. und London, ... Leadenhall Street E. C.

LIPPMANN'S KARLSBADER BRAUSE-PULVER

... Leber- u. Gallenleiden, abnormer Fettanhäufung ... Lippmanns Apotheke Karlsbad.

Cognac

der Export-Cie für Deutschen Cognac

Köln a. Rh.,

bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Ueberall in Flaschen vorrätig.

Jeder Kranke

versuche den von ärztl. Autorität. warm empfohl. ... **Wermuthwein,** welcher einen milden, angen. Geschmack u. infolge überrasch. sicherer Wirkung ... einen **Weltruf** ... **Otto Maul, Leipzig.**



ROWLANDS'

MACASSAR OIL verschafft üppigen Wuchs der Haare und schützt gegen Ausfallen derselben, wird auch in Goldfarbe verkauft für blondhaarige Kinder.

ODONTO, Perlen-Zahnpulver: macht die Zähne blendend weiss und verhindert deren Schlechtwerden. Man verlange in Apotheken und Parfümerie-Geschäften nach den Produkten von Rowlands, 20 Hatton Garden, London, und hüte sich vor Nachahmungen.

Krankenheiler

Jodsodaseife, ... Krankenheiler Jodschwefelseife ... Verstärkte Quellsalzseife ... Frostbeulen und als Einreibung gichtischer Ablagerungen ... Zu beziehen sind diese Seifen in den Apotheken, Droguen- und Mineralwasserhandlungen. Gebrauchsanweisungen gratis und franco durch die

Bade-Direction, Tölz.



TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Dr. R. Bock's Pectoral (Hustenstiller)

ist nach Aussprüchen der dazu berufenen Personen: Aerzte, Sänger, Schauspieler &c.

das beste Hustenmittel.

Man lese die in No. 19 dieses Blattes erschienenen Anerkennungen und überzeuge sich, daß bei **Husten, Heiserkeit, Schnupfen, Katarrh Dr. R. Bock's Pectoral** von ausgezeichneter Wirkung ist und alle anderen Hustenmittel ersetzt.

Vorräthig à Schachtel 1 Mk. in **Aachen** … **Altona** … **Augsburg** … **Berlin** … **Bromberg** … **Chemnitz** … **Coblenz** … **Danzig** … **Dresden** … **Düsseldorf** … **Erfurt** … **Essen** … **Frankfurt a. Main** … **Frankfurt a. Oder** … **Görlitz** … **Gotha** … **Halle a. S.** … **Hamburg** … **Harburg** … **Kaiserslautern** … **Kiel** … **Köln** … **Königsberg i. Pr.** … **Leipzig** … **Liegnitz** … **Lübeck** … **Magdeburg** … **Metz** … **Minden** … **München** … **Nürnberg** … **Oppeln** … **Posen** … **Regensburg** … **Stettin** … **Stralsund** … **Straßburg i. E.** … **Stuttgart** … **Trier** … **Wiesbaden** … **Würzburg** Mohren-Apotheke. — **Oesterreich-Ungarn:** … **Wien** … **Budapest** … **Prag** … **Schweiz:** … **Genf** …

Landwirtschaftliches Institut der Universitat Leipzig.

Der Anfang des Sommer-Semesters ist auf den 19. April festgesetzt. … Geh. Hofrat Dr. Blomeyer.

Die Brauer-Akademie zu Worms a. Rh.,

… beginnt den Sommer-Kursus am 1. Mai. — Programme gratis zu erhalten durch die Direktion: **Dr. Schneider.**

Dr. Lahmann's Sanatorium (Naturheilanstalt)

auf „Weisser Hirsch" bei Dresden. In reizender Lage.

Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, … Sommer- und Winterkuren. — Prospekte … gratis.

Amthorsche Höhere Handelsschule und Handelsakademie

zu Gera, Reuss. 39. Schuljahr.

1. Höhere Handelsschule mit Berechtigung zum einjähr.-freiwilligen Militärdienst. …
2. Handels-Akademie für rein fachwissenschaftl. Ausbildung … Die Direktion.

Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.

Importeure von nur besten, garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

Probekiste enth. 1 Flasche Portwein | 1 Flasche Sherry | Qualität

5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung.

Spezialität in altem **Portwein und Sherry** für Rekonvaleszenten, von medizinischen Autoritäten empfohlen. **Probekiste**, enth. 2 ganze Flaschen **Mrk. 7.50** franko Spesen inkl. Verpackung. …

Leonard de Bruyn, Cöln.

Ausführlich. Preiscourant gratis und franko.

Militär-Pädagogium Dr. Killisch,

Berlin, Schönhauser-Allee 133, bereitet seit über 40 Jahren für das Fähnrichs- u. Einj. Examen, sowie für alle Klassen von Schulen (incl. Abitur.) vor. … Größte Erfolge! gute Pension. Neue Kurse 5. April.

Erziehungsanstalt zu Keilhau

bei Rudolstadt i. Thüringen, gegründet 1817. … Direktor Dr. Joh. Barop.

Louze'sches Mineral-Bad

Berg-Stuttgart. Wintersanatorium … Dr. Wiesmann. Dr. Wachter.

Tharandt bei Dresden.

Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Prachtvoll gelegen und sehr comfortabel eingerichtet. Kaltwasserkuren — elektrische Behandlung — elektrische Bäder — Massage. Auch im Winter geöffnet. … Dr. med. Haupt.

Kurbedürftige erhalten gratis … Kuranstalt …

Heilanstalt für

Nervenkranke

zu Bendorf am Rhein. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

… **Rhein-Wein,** … Pfg. … S. Rosch, … Düsseldorf.

Königl. Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

An der Königl. Bergakademie beginnen die Vorlesungen des nächsten Studienjahres am 2. Oktober 1888.

Diejenigen, welche **vorher** an dem von Ostern bis Anfang August stattfindenden **praktisch-bergmännischen Vorbereitungskurse** teilnehmen wollen, haben ihre … **spätestens zum 31. März** bei der Direktion einzureichen.

Das bergakademische Statut … Drucksachen das Nähere über die Organisation der Akademie und über die Anforderungen bei der Aufnahme enthalten, kann gratis bei der Direktion, **Freiberg i. S., Bergakademie-Gebäude,** bezogen werden.

Freiberg, den 2. Februar 1888.

Die Direktion der Königlichen Bergakademie.

Dr. Theodor Richter.

MERAN

Klimatischer Kurort … Frühlingsaufenthalt. … Prospekte gratis. Die Kurvorstehung.

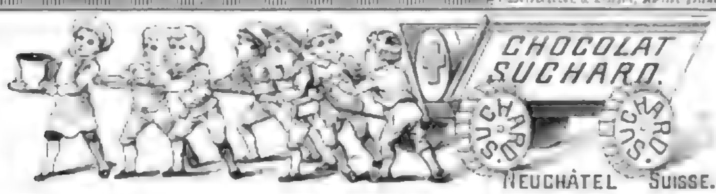
Elektro-Homöopathie.

Diese neue wissenschaftliche Heilmethode … **C. Schütze, Halle a. S., Herrmannstraße 10.**

Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen

als ein sicheres, angenehmes und durchaus unschädliches Mittel bewährt. …

Für Amerika: …



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Zacherl'sche Brauerei, München,

versendet gegen Nachnahme das allein echte

Salvator-Bier.

Preis der Kiste, inkl. Verpackung, ab München:

à 12 Flaschen	24 Fl.	36 Fl.	48 Fl.
M. 9.—	M. 17.—	M. 24.50.	M. 32.—

Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Das **echte**, direkt aus der Zacherl'schen Brauerei bezogene Salvator-Bier … **Imitationen** wird gewarnt. …

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.

Die präparirte Holzkohle … **Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen** … Dresden. **Dr. L. Caro,** Königl. Sächs. Hofapotheke.

Sodener Mineral-Pastillen

zu haben à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.

Im In- und Auslande erprobt als das unübertrefflichste Heilmittel bei Husten und Heiserkeit, ärztlich verordnet als das wohlthätigste Medikament für Kehlkopf-, Brust- und Lungenkranke, nachhaltig wirksamstes aller Quellenprodukte bei Magenkatarrh, Hämorrhoidalleiden und Unterleibsstörungen.

*Es ist eine ärztlich bekannte Thatsache, dass die **Diphtheritispilze** in den meisten Fällen sich in dem **Rachen ansiedeln,** wenn derselbe vorher katarrhalisch erkrankt ist. Es empfiehlt sich deshalb während **Diphtheritisepidemien,** dass alle Mütter ihre Kinder dazu anhalten, auf den notwendigen Wegen zur Schule etc. eine Pastille im Munde langsam zergehen zu lassen.*

F. A. Hahn,

München, … 61.

Feine spanische Weine. Eine Probekiste von 12 ganzen Flaschen in 12 verschied. Sorten, herb und süss, **Mk. 16.50,** ab München, gegen Bar. … Postprobekiste … franko nach jeder deutschen Poststation, gegen Nachnahme.

Probate Spezial-Rezepte

… **Erwerbs-Katalog** gratis u. franko. **Wilh. Schiller & Co.,** Berlin …



59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Bei Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Das Rätsel des Todes.

Eine sonderbare Geschichte von

Max Kretzer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Der Totengräber der St. Johannesgemeinde war ein philosophischer Kopf; nicht im Sinne irgend einer gelehrten Schule, wohl aber nach der Meinung derer, die gleich ihm über ‚die Dinge dieser Welt' brüteten, ohne sie gehörig ‚verdauen' zu können. Sagen wir also lieber, er war ein Grübler: einer jener sonderbaren Menschen, die voll Harmlosigkeit durchs Leben gehen, bis eines Tages eine fixe Idee über sie kommt, von der sie sich nicht mehr zu trennen vermögen.

Nicht immer war der alte Daniel Kube so gewesen, seitdem er sich in Amt und Würden befand; und dazwischen lagen bereits dreißig Jahre, ins Bildliche übersetzt, eine Pyramide von Schädeln, aufgerichtet in seiner Gegenwart, begleitet von einer Legion stummer Gebete und einem Meer von Thränen.

Erst seit kurzem hatte er sich verändert. „Mit dem ist's nicht mehr richtig," sagten seine Gehilfen von ihm.

Das war so gekommen: Daniel Kube hatte eine Entdeckung gemacht, eine für ihn höchst merkwürdige Entdeckung. Eines Tages schritt er über das Gräberfeld, der Stelle zu, wo diejenige den ewigen Schlaf schlief, die Leid und Freud mit ihm geteilt, auf die er fünf Jahre geharrt hatte, bis er im stande gewesen war, sie heimzuführen in jenes weißgetünchte Häuschen, das dort an der einsamen Straße gegenüber der Trauerkapelle gar einladend dem Wanderer zu verstehen gab, daß hier nur der ewige Friede herrsche.

Es war ein wundersamer Frühlingsmorgen. Nach Wochen anhaltenden Tauwetters war der Lenz jungfräulich geschmückt ins Land gezogen. Die Sonne hatte den letzten Schneeschmelz aufgesogen und den Keim neuen Lebens an die Erdoberfläche gezaubert; milde glänzte sie am Himmel und wob ihr Strahlennetz über die lachenden Gefilde. Auf den Gräbern lugte das erste Grün hervor, an den Sträuchern öffneten sich hie und da keusch die harzigen Knospen. Eine Lerche stieg kerzengerade in den Aether und verkündete trillernd den Tausenden, die hier schlummerten, das nahende Auferstehungsfest. Es ging ein Ruf nach Erlösung durch die Welt; ein verheißungsvoller Brodem entstieg dem klaffenden Boden und würzte die reine, erfrischende Luft, die Daniel Kube mit Wohlgefallen einatmete.

Auch der Alte empfand, während er langsam den breiten Mittelweg entlang ging und abwechselnd stehen blieb, um seinen Blick nach rechts und links gleiten zu lassen, die ganze Weihe der Allmacht der Natur; wenn auch nicht mit dem Bewußtsein eines Freundes dieser Dinge, der das „Woher?" kennt und das „Wohin?", sondern vielmehr mit der glücklichen Naivität eines Menschen, der sich seiner Existenz wohlbewußt ist und sich freut, „daß alles da ist".



Der Eseltreiber am Brunnen. Gemälde von A. Vida.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter: Hugo Große in Leipzig).

Kube hätte es auch gar schnurrig gefunden, so ihm einer die Zumutung gestellt hätte, er solle sich des nähern um die tiefen Geheimnisse des Universums bekümmern. Dazu hatte er wahrlich keine Zeit. Kam nicht regelmäßig auf den Sommer der Herbst, auf den Herbst der Winter, und folgte diesem nicht stets der Frühling, wie er heute ihn umgab? So war es immer gewesen, nicht anders hatte er Werden und Vergehen gesehen. Die Schaufel, die in die Erde gesetzt wurde, fragte nicht weshalb — mechanisch that sie ihre Schuldigkeit. So war Daniel Kube geartet; die Pflicht im Gleichklang der Tage hatte ihn alt und grau gemacht, ohne ihn über das geistige Niveau eines Handwerkers emporzuheben.

Nichts von jener tieftraurigen Stimmung, deren sich der fühlende Mensch beim Betreten eines Gottesackers nicht entwehren kann, kam über ihn; kein Gedanke an das Einst durchzog beim Dahinwandeln inmitten der Gräberstätte seine Seele. Dreißig Jahre mit dreihundertundfünfundsechzigmal so vielen Schmerzensrufen und stillen Gebeten hatten ihn abgestumpft, denn die Zeit tötet alles. Ein großer Kirchhof gleicht einem riesigen Schachbrett, nur daß die einzelnen Felder durch Einfassungen von einander getrennt sind. Das

Spiel ist längst aus, und die atmenden Figuren, die im Leben so oft den Platz sich streitig gemacht haben, ruhen nun friedlich neben einander.

Auf dem Gottesacker der Sankt Johannesgemeinde schlummerte ein Teil des großen, glänzenden Berlins. Das Geräusch der Riesenstadt, das wie ein leises Grollen an windstillen Tagen bisweilen herüberdrang, nahm sich wie ein zitterndes Echo der lärmenden Menge aus, das der Beifall während der Komödie, die man Kampf ums Dasein nennt, dumpf wiedergab. Die hier aber in ewigen Schlaf versunken waren, vernahmen nichts mehr von der Hetzjagd, die dort drüben täglich und stündlich vor sich ging. Ihr Ohr war taub, wie ihr Mund stumm, denn ihr letzter Rest war schweigen. Nur die Steine redeten jene verzweiflungsvolle Sprache, welche die Sünde zur Tugend, den Tadel zum Lob, menschliche Vergehen, Schwächen und Laster zur Verzeihung erheben, denn mit dem letzten Fallen des Vorhanges über die lustige Tragödie des Lebens tritt die Sühne für den Gang ins Jenseits ein.

Da erzählten abgebrochene Säulen, Obelisken, große und kleine Tafeln, einfache und verschnörkelte Kreuze, glatt behauene Steine und unförmliche Blöcke, in zierlich abgefaßten Strophen mit und ohne Gedanken, in langen und kurzen Sentenzen, je nachdem der Raum ausreichte, von den glänzenden Eigenschaften der Staubgeborenen und Staubgewordenen. Der Eifer, dem, der nichts mehr wünschen konnte, nur noch Gutes zu thun, hatte die Liebe erweitert und dem Bedürfnis, noch etwas zu sagen, in schwarzen und goldenen Lettern Ausdruck gegeben. Diejenigen, denen sie galten, kannten die Lehren nicht mehr beherzigen, aber zu dem Wanderer sprachen sie um so eindringlicher; sie erinnerten ihn an das Vergängliche alles Irdischen und an den Zusammenhang von Seele und Körper bis über das Grab hinaus. So ging von den Tugenden des Verstorbenen unbewußt etwas auf die Hinterbliebenen über und beruhigte das Gewissen; nicht aller, doch vieler. Die Erkenntnis des Guten tritt erst nach seinem Verlust ein. Auch im Schmerze liegt öfters etwas Komödienhaftes, wie das Trauergewand in Zeiten dazu dienen muß, den verlustig gewordenen Kredit von Seele und Charakter von neuem zu befestigen.

Und wem das Herz zu voll war, um etwas sagen zu können, oder wer seine innersten Gedanken über das, was sterblich war, der profanen Welt nicht preisgeben wollte, der griff zur stummen Sprache der Kunst, die mit tausend Zungen redet und am lautesten spricht, wenn Menschen schweigen. Segnende Christusse, Todesengel mit verlöschender Fackel, Genien mit hängenden Flügeln, Reliefs, die Erweckung Jairis Töchterlein und anderer biblischen Scenen darstellend, bannten den Blick des Besuchers; Urnen verkündeten ihr „Werde Erde!“; Porträtbüsten ließen sinnende Betrachtungen über die Charaktereigenschaften des Toten anstellen, zauberten Thränen über Schönheit voll Milde und Seelenadel auf die Wange, erregten ernstes Nachdenken über die Runenschrift in den männlichen Zügen des kalten Marmors.

An den Mauern ragten herrliche Mausoleen empor, in deren farbigen Scheiben dieselben Sonnenstrahlen sich brachen, welche wenige Schritte davon den längst verfallenen Hügel eines Vergessenen liebevoll streiften; die Natur kennt keinen Unterschied zwischen reich und arm, vornehm und gering — Verwesung heißt der letzte ihrer Wünsche.

Wer da geglaubt haben würde, Daniel Kube erginge sich in ähnlichen Betrachtungen, der hätte sich geirrt — aus eben denselben Gründen, die bereits angeführt sind. Zwar sollte man annehmen, daß jemand, der tagtäglich mit dem Tode verkehrte, auch seine tiefsten Geheimnisse erforscht haben müßte, doch verriet nichts in dem verwitterten Antlitz des Alten, daß irgend eine Saite in seiner Brust erklinge, denn: „Die Schaufel, die in die Erde gesetzt wurde, fragte nicht, weshalb — mechanisch that sie ihre Schuldigkeit.“ Daher gleichen die meisten Menschen den Automaten, welche beständig nicken, aber die Antwort auf die kleinste Frage schuldig bleiben.

Mußte man somit Daniel Kube jegliches Verständnis für die unsichtbaren Dinge dieser Welt absprechen, so doch nicht für naheliegende, greifbare, mit der täglichen Existenz des Menschen verwachsene. Zeugnis davon legte seine Tabaksdose ab; groß und sang, mit dem verblaßten Bild eines schnupfenden Mönches geschmückt, nahm sie sich in den Händen des Totengräbers wie die mikroskopische Verkleinerung eines Sarges aus, gleichsam wie ein Symbol, das den Alten nie verließ. Oeffneten die dürren Finger den mächtigen Deckel und versenkten ihre langen Nägel sich in den dunkelfarbigen Inhalt, so hatte man die Empfindung, als gruben unendlich klein nachgebildete Schaufeln sich in die Tiefe; und betrachtete man die steifen Finger, so kam man wohl auf den Gedanken, nicht das Alter, wohl aber die ewige Gewohnheit und Pflicht beim Ineinanderschlagen an jeder offenen Gruft könnten sie gekrümmt haben. Der lange Rock zeigte die Farbe des Gewerbes, und lüftete sich das Haupt, so präsentirte sich der hohe, kahle Schädel glatt wie die Politur eines Leichensteines. Der ganze Mann paßte zu seiner Umgebung wie diese zu ihm. An einen andern Ort versetzt, mußte er verkümmern wie eine Pflanze, die nicht in jedem Boden gedeiht.

Daniel Kube ging langsam und bedächtig, wie sein Alter und seine Stellung es erheischten. Der Rücken war unter der Last von sechzig Jahren gebeugt, die Beine hatten den Parademarsch längst verlernt, ihre Kniee traten hervor. Die schwarze Halsbinde umschloß fast die Länge des dürren Halses und nahm sich im Verein mit der hohen seidenen Mütze von gleicher Farbe, die tief in dem Nacken saß, wie eine Verlängerung des Rockes nach oben aus.

Alle fünf Schritte blieb der Alte stehen, führte Daumen- und Zeigefinger der Nase zu und warf über die Brille hinweg seinen Blick in den Garten des Todes. Hin und wieder bückte er sich mit Anstrengung, betrachtete das sprießende Grün, die Rosenstöcke inmitten der Einfriedigungen, brach einen abgestorbenen Zweig vom Stamm oder befestigte eine lose Epheuranke mit kunstgeübter Hand. Dann reckte er sich wieder, griff statt nach der Dose zum blaugeblümten Taschentuch und setzte seinen Weg in dem Labyrinth von Gängen fort. Außer seinen schweren, hallenden Tritten vernahm man nur das Quietschen eines Brunnenschwengels, das aus der Ferne vom Hause herüberschallte. Die Kirchhofsarbeiter regten sich bereits, füllten Wasser in die Kannen, um die frisch gepflanzten Bäumchen zu benetzen. Sonst kein Geräusch rings umher — im Sonnenglanz märchenhafte Ruhe auf den Gefilden des Herrn!

Daniel Kube war auf dem Riesenacker lange gegangen; plötzlich dauchte er seine Schritte, er war am Ziel. Zu schnell eigentlich für ihn, für den Augenblick des stillen Zwiegespräches, das er jeden Morgen an dieser Stelle verrichtete, um seine Seele zu entlasten; aber so viel Zeit er sich auch nahm, der letzte Schritt brachte ihn doch zur Stelle.

Nun passirte ein sonderbarer Vorgang, der denjenigen, welcher Daniel Kubes selbstzufriedene Miene bisher beobachtet hatte, ganz besonders überraschen mußte.

Der Alte sah sich scheu um, riß die Mütze vom Haupte, kniete mit gefalteten Händen am Grabe seines Weibes nieder und betete halblaut: „Vergib mir, Alte — es war niemals so bös gemeint . . .“ Was er weiter sagte, löste sich in ein Murmeln auf.

Als er sich wieder erhob, war sein wettergebräuntes Gesicht um einige Töne heller geworden — sonst war es unverändert geblieben; keine Thräne schimmerte in seinen Augen, hatte seine Wange gefeuchtet.

Daniel Kube zog die Mütze wieder über den kahlen Schädel und stand dann in sich versunken da. Das Gitter, das ihn umgab, schloß nur zwei Grabstellen ein: den aufgeworfenen Hügel, der die irdischen Reste seiner Lebensgefährtin deckte, und den noch freien Platz nebenan, der seiner einst harrte.

Die Stätte war wohlgepflegt. Eine junge Trauerweide neigte ihre zahllosen grauen Zweige, an denen die kleinen maigrünen Blättchen wie unzählige Aeuglein lustig blinkten, zu Häupten der Erlösungsstellen bis tief auf den Boden. Die Erde war sorgsam gehackt; Topfgewächse mit Maiblumen prangten zu Seiten des Rasens, und üppiger Epheu wob sein Netz um den Stamm der Weide und züngelte über die goldene Inschrift des Denksteins, auf dem die Augen des Alten nun ruhten.

Heute war ihr Sterbetag; vor einem Jahr erst hatte man sie hier gebettet. Während Daniel Kube pietätvoll las, wollen wir mitlesen:

„Hier ruht im Glauben an ihren Erlöser meine liebe Frau Friederike Karoline Kube, geb. Wendt, geb. am 3. Oktober 1826; gest. am 6. Mai 1882. Sie war mir bis an ihr Ende in treuer Liebe zugethan, sie ist gestorben in dem Bewußtsein, mir unersetzlich zu sein und daß mein Schmerz um sie ewig dauern werde —“

Bis hieher hatte Daniel Kube stumm gelesen, als er laut unterbrochen wurde. Eine Stimme erschallte hinter ihm, sein Ohr vernahm abgerissene Worte, die ihm durch Mark und Bein gingen.

„Jetzt bin ich allein.
O, welch ein Schurk' und niedrer Sklav' bin ich!
Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier
Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum —“

Der Sprecher brach ab und begann dieselben Worte von neuem; die Stimme sank dann, die alte friedliche Stille des Kirchhofs herrschte wieder.

Der Alte war wie vom Donnerschlag erschreckt zusammengezuckt. In wenigen Sekunden hatte er sich verändert; Leichenblässe bedeckte sein Antlitz, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, die gebeugte Gestalt erschien zusammengedrückt, sich merklich zu verkleinern. Mit halbgeöffnetem Munde, so daß die Zahnlücken zum Vorschein kamen, ließ er die irrenden Augen im weiten Kreise um sich gleiten, um den unbekannten Sprecher zu entdecken; aber soweit sein Blick kreiste, er sah kein menschliches Wesen, nur Sträucher und Bäume, Denkmäler, Gräber und Gitter. Er rührte sich nicht von der Stelle, mit angehaltenem Atem lauschte er weiter — er vernahm nur das Trillern der Lerche hoch in der Luft, das ferne Rollen eines Wagens und das dumpfe Schlagen seines eigenen Herzens.

Trieb der Spuk am hellen lichten Tag sein Wesen, war es eine Stimme aus Himmelshöhen, die mit Posaunentönen ihn an die große Schuld seines Lebens erinnern wollte? Oder sprach sein Gewissen so laut, lebten die gehörten Worte nur in seiner Einbildung? Ihm war es plötzlich, als umtöne ihn ein ungeheures Surren und Summen, ein dumpfes Grollen der Natur, als tanze der ganze Kirchhof um ihn herum, als drehe sich alles toll im Kreise. Jetzt neigte sich ein ungeheures Kreuz auf ihn herab, um ihn zu zerschmettern. —

Daniel Kube war von einem Schwindel erfaßt worden, zitternd hielt er sich am Gitter fest und ließ sich schwer auf eine kleine Bank nieder. So saß er regungslos während fünf Minuten. Allmählich legte sich seine Aufregung, pochte sein Herz ruhiger, trat die Umgebung in ihrer Wirklichkeit wieder vor seine Augen, empfand er, daß er sich nach wie vor auf Erden befinde.

Hatte er mit offenen Augen geträumt? War ihm eine Vision gekommen? Aber nein — noch hallten die Worte: „O, welch ein Schurk' und niedrer Sklav' bin ich!“ in seinen Ohren wider. Wem war die höhere Macht gegeben worden, mit irdischen Worten seine innersten Gedanken, die er ewig der Welt verschließen wollte, zu erraten?

Der Alte war bisher von Aberglauben frei gewesen, aber während er jetzt vornübergebeugt auf den Rasen starrte, bemächtigte sich seiner ein unheimliches Gefühl, wie es zu Zeiten den vernünftigsten Menschen überkommt, der sich einen unnatürlichen Vorgang nicht zu erklären vermag.

Und bei dem Hinstarren blieb es nicht; er sah weiter ins unendliche Nichts, das wie Seifenblasen zerstiebt, in die Vergangenheit. Tage, Wochen, Monate und Jahre rollten in fürchterlichen Eindrücken weniger Minuten zurück und brachten ihm häßliche Scenen häuslicher Zwietracht vor das geistige Auge. Er wollte sie bannen, aber vermochte es nicht; wie immer, saß er hier auf diesem Platz und ließ die Reue an seinem Herzen nagen — jene entsetzliche Krankheit am gesunden Geist der Menschen, die kein Arzt zu heilen vermag.

Die da vor ihm unterm kühlen Rasen schlummerte, war bei Lebzeiten schlecht von ihm behandelt worden. Die Ehe war kinderlos geblieben, Kube aber hätte fünf Jahre seines Lebens für einen männlichen Sprößling gegeben, der in seine Fußstapfen zu treten im stande gewesen wäre. Die Nichterfüllung seiner Wünsche ließ Groll gegen das sonst brave und treue Weib im Herzen keimen und reifen. Er wurde zum Mäkler an allem. Schweigsamkeit und düsterer Miene folgten Vorwürfe, vom

Zank gebrochener Zank und zuletzt laute Scenen und — Thätlichkeiten.

Dieser Grausamkeit setzte die schwache Frau nur Milde und Sanftmut entgegen. Sie litt fürchterlich, aber sie litt stumm wie alle großen Dulderinnen. Hätte sie jene Energie bewiesen, die so viele Frauen den Männern ebenbürtig macht, so hätten die Dinge vielleicht anders gestanden. Ihre Resignation reizte Rube aber um so mehr. Als gewöhnliche Alltagsnatur vermochte er die Liebe, die sich in seines Weibes Unterwürfigkeit offenbarte, nicht zu begreifen. Er war Egoist, aber einer jener niedrigen, welche der Welt gegenüber den Schein ewiger Toleranz und Würde zu bewahren wissen.

So vernahmen die Wände des so ehrbar dreinschauenden weißgetünchten Hauses das Gegenteil von dem, was die Außenwelt zu hören bekam. Und das hatte Rube lediglich seinem Weibe zu verdanken. Sie lächelte, wo sie hätte weinen mögen. Wohl verbreitete sich unter den Kirchhofsarbeitern ein dunkles Gerücht von den heimlichen Mißhandlungen im Hause des Totengräbers, aber niemand wagte etwas zu behaupten, denn das ewig friedfertige Aussehen der Frau raubte jeglichen ernstern Verdacht.

Des Abends pflegte Daniel Rube eine nahegelegene Bierwirtschaft auf der Chaussee aufzusuchen. Hatte er dann dem Glase stark zugesprochen und kam er heim, so empfing ihn die brave Frau mit Zittern, denn die böse Stunde nahm ihren Anfang. Es fand sich schon irgend etwas, was dazu diente, die Zänkereien beginnen zu lassen. Wer mit sich selbst nicht zufrieden ist, den ärgert die Fliege an der Wand.

Eines Nachts, wenige Tage vor Karolinens Tode, geschah das Fürchterliche. Der Alte wankte förmlich, so berauscht war er, als er polternd ins Zimmer trat. In einem ähnlichen Zustande hatte sie ihn noch nie gesehen. Er sagte ihr etwas, was das Blut in ihre Wangen trieb. Sie stecke wohl mit einem seiner Gehilfen unter einer Decke? Das vermochte sie nicht mehr zu ertragen. Sie stand auf, fiel zu seinen Füßen nieder und bat ihn im Namen Gottes, sie lieber zu töten, ehe er sie so behandle. Brutal lachte er auf und stieß sie hintenüber, daß ihr Kopf hart gegen den Boden prallte. Sie biß die Zähne aufeinander, kein Laut kam über ihre Lippen; aber sie hatte sich verändert, verfiel in ein hitziges Fieber, phantasirte und war am Morgen des 6. Mai, als die Hähne jenseits der Chaussee zu krähen begannen, mit gefalteten Händen verschieden. Der Arzt stand am Kopfende des Bettes, Rube zu ihren Füßen. Ehe sie aufhörte zu atmen, bekam sie noch einmal die Besinnung; die Augenlider hoben sich, und ihr letzter Blick richtete sich auf ihren Mann; eine Welt sprach aus diesem Blick, eine große Welt unschuldigen Leidens, heroischer Duldung und Verzeihung alles dessen, was man ihr angethan hatte; er bohrte sich mit Flammenzeichen in das Gedächtnis des Alten, er verfolgte ihn auf Schritt und Tritt und stand ihm wie immer, so auch heute wie ein drohendes Menetekel vor den Augen.

War er schuldig am Tode seines Weibes, hatte die Mißhandlung in jener Nacht die indirekte Veranlassung dazu gegeben, war er ihr Mörder vor jenem höchsten Forum, das niemand sieht und vor dem wir alle einstmals stehen, um Rechenschaft abzulegen von unserem Thun und Handeln in dieser Welt?

Mörder! Der Gedanke an die unendliche Tragweite dieses einen Wortes fraß wie Gift an der Seele des Alten. Es zauberte ihm eine ganze Hölle voll Schrecknissen und Peinigungen vor das große, gläserne Auge.

Er wollte ruhiger denken, sich freisprechen, die Dinge auf ihre natürlichen Erscheinungen zurückführen. Konnte seine Frau nicht bereits längere Zeit den Krankheitsstoff mit sich herumgetragen haben? Der Arzt hatte ein Nervenfieber festgestellt und als letzte Todesursache den Gehirnschlag. Wer wollte behaupten, daß hier nicht der reine Zufall vorgelegen habe?

Daniel Rubes Züge nahmen einen mildern Ausdruck an, der drückende Alp der eigenen Anklage wich, aber nur auf kurze Zeit, um desto entsetzlicher zurückzukehren.

Da wand es sich vor den Augen seiner Einbildung; das grüne Ungeheuer, das man Gewissen nennt, glotzte ihn an, als wollte es ihn verschlingen, streckte die Krallen nach ihm aus, riß den gierigen Rachen weit auf, wehte ihm seinen giftigen Atem entgegen und brüllte in schauerlichen Tönen, die er allein nur verstand.

„Mörder, Mörder, und nochmals Mörder!"

Ein langes, unheimliches Stöhnen kam aus der Brust des Alten; es klang wie eine Verzichtleistung auf Ruh und Frieden seiner Seele für die Ewigkeit.

Ja, wenn das Gewissen nicht wäre! Es baut Welten schwindelhoch in den blauen Aether hinein, wo kein Wölkchen den Himmel sonnigen Glückes trübt, und es gräbt Abgründe, unermeßlich tief, in deren schwarzen Schlünde kein Strahl erwärmenden Lichtes jemals sich ergösse: das gute und das böse Gewissen.

Das Schuldbewußtsein ist eine unsichtbare, schwere Bürde, für welche sich kein Käufer findet. Daniel Rube fühlte sich schuldbewußt, und weil sein Gewissen es ihm bestätigte, mußte er die Last seines straflosen Verbrechens wider seinen Willen tragen. Er konnte sich schütteln wie er wollte, sich vornehmen, nicht daran zu denken, die Augen schließen, um nichts zu sehen — die Bürde blieb Eigentum seines Gewissens, die fürchterlichen Gedanken kamen wieder, vor seinem Auge stand der letzte Blick seines sterbenden Weibes.

Daniel Rube hatte seine alltägliche Bußfertigkeit verrichtet und nochmals durch ein stilles Gebet seine tiefe Reue bekundet. Als er das Gitterthor abgeschlossen hatte und den Rückweg antreten wollte, vernahm er dieselbe Stimme von vorhin, die laut deklamirte. Der Alte lauschte.

„O, Strafe! Nächtlicher, verdammter Thäter!
Schwitzest hier! Ich muß mir's nochmal sagen.
Daß einer Mörder kann und immer lästern
Und doch ein Schurke sein —"

klang es wieder abgebrochen an sein Ohr, diesmal aber begleitet von einem Räuspern, das so natürlich klang, als daß der Gedanke an einen Spuk bei dem Totengräber abermals hätte auftauchen können. Im ersten Augenblick bannte er allerdings die Schritte, es überkam ihn zum zweitenmal ein Gefühl des Schreckens, dann aber ging er lächelnd weiter wie jemand, der in der Nacht einen weißen Baumstamm für ein Gespenst gehalten hat. Wer konnte wissen, wer mit diesem fortwährenden „Schurken" gemeint war!

Also wandelte Rube seines Weges über den Gottesacker langsam und bedächtig, wie er gekommen, fort. Die Sonne war höher gestiegen, von der Chaussee herüber drang verstärktes Wagenrollen. Am untersten Ende des Hauptganges zeigten sich einige schwarz gekleidete Frauengestalten, begleitet von Kindern, trauernde Hinterbliebene, welche der frühe Vormittag bereits herausgelockt hatte.

Der Alte wollte ungestört bleiben, bog daher in einen Gang ein, der ihn dem entlegensten Teile des Kirchhofes zuführte. Plötzlich hörte er ganz in seiner Nähe den Deklamator; und als er eine große Erbbegräbnisstätte umging, sah er einen gar sonderbaren Menschen vor sich herschreiten, welchen die Sträucher, Bäume und hohen Grabsteine seinen Blicken bisher entzogen hatten.

Es war ein lang aufgeschossener Mann, dessen Alter man nicht leicht erraten konnte. Er steckte in einem abgeschabten schwarzen Gehrock, der seine dürren Glieder umschlotterte und weit über die Kniee herabhing. Beinkleider und Stiefel waren äußerst defekt. Auf Rücken und Schulter fiel strähnenweise langes Haar, dessen Farbe halb silbergrau, halb semmelblond erschien; frühes Alter mußte es gebleicht haben. Und auf diesem Haupte, das, von hinten betrachtet, zu gleichen Teilen dem eines Waldmenschen und dem eines die Mode verachtenden Künstlers glich, thronte ein schmutzig grauer Cylinderhut mit gewaltiger Krempe, geziert mit einem schwarzen Bande, das sich in seiner Breite wie ein Trauerflor ausnahm.

Die Aermel des Rockes waren eng und kurz, so daß die knöchernen Hände größer erschienen, als sie wirklich waren. In der Rechten hielt er ein Buch, aus welchem er abwechselnd laut vorlas, um es dann wieder sinken zu lassen und den Zeigefinger als Lesezeichen zwischen die Blätter zu klemmen, während die gespreizte linke Hand durch die Luft fuhr.

Der ganze Mann nahm sich aus, als hätte er ein Vierteljahrhundert im Grabe gelegen und soeben erst seine Auferstehung gefeiert. Als er eine halbe Seitenwendung machte, konnte Rube das scharf geschnittene Profil eines bartlosen Gesichts sehen.

Der Alte ahnte sofort, wessen Bekanntschaft er machen würde, bemerkte ihn der vor ihm Gehende. Die Kirchhofsarbeiter hatten ihm bereits von einem „Halbverrückten" berichtet, von einem „eingebildeten Narren", der des öftern in aller Frühe auf dem Kirchhof erscheine, um „sein Wesen" zu treiben. Sie meinten, es wäre wohl so ein „Stück Schauspieler", der beizeiten übergeschnappt sei. Trotzdem er beinahe das Blaue vom Himmel „herunterschwadronire", sei er doch ein gutmütiger und harmloser Mensch, der niemand etwas zu leide thue. Sie hätten ihm auch wohl den Besuch des Friedhofs verboten, aber es sei richtig, wie er ganz vernünftig behauptet habe, daß hier etwas Liebes von ihm begraben sei. Manchmal säße er, tief in sich versunken, auf einem Stein neben einem halb verfallenen Hügel und spräche leise mit sich selber und rede auf das Häuflein Erde drein, als würden seine Worte tief unten vernommen.

Das alles fiel Daniel Rube ein, während er in gemessenem Abstand hinter diesem rätselhaften Menschen herschritt, der im Augenblick sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Wie alles Geheimnisvolle uns anzieht, so fühlte auch der Alte sich zu dem sonderbaren Schwärmer hingezogen. Er empfand plötzlich eine unerklärliche Lust, aus der Menschenscheu, die seit einem Jahr ihn schweigsam und verschlossen gemacht hatte, herauszutreten, die entsetzliche Einsamkeit, die ihn bedrückte, durch ein Gespräch mit diesem Narren von sich abzuwälzen.

Vielleicht hatte er gar einen Leidensgefährten vor sich. Vielleicht war dieser dürre Geselle vernünftiger als die Menschen glaubten. Gar mancher lief herum, den man für verrückt hielt, und doch hatte er seine Gedanken beisammen; nur wurde er nicht verstanden, wie man ihn, Daniel Rube, nicht verstanden hätte, würde man in die dunkelste Falte seines Gewissens geblickt haben.

Der Alte hätte in einem Anfall von Galgenhumor auflachen mögen, wäre es ihm nicht darum zu thun gewesen, den Vorgänger ungestört aufs neue zu belauschen, denn dieser war einen Augenblick sinnend stehen geblieben, hatte einen Blick in das Buch geworfen und begann mit einem solchen nach oben seinen Vortrag fortzusetzen:

„ — — — Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Trang des Irdischen abgeschüttelt,
Das zwingt uns, still zu stehen. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Trutz, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechts Aufschub,
Des Aemtermut der Aemter, und die Schmach,
Die Unwert Verdienstvollen Verdienst erntet,
Wenn er sich selbst in Ruh'stand setzen könnte
Mit einer Nadel bloß? Wer trüge Lasten
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wanderer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.
So macht Gewissen Feige uns allen —"

Hier hörte er auf und versenkte sich aufs neue in die Lektüre, als habe er etwas nicht ganz begriffen und wolle sich von der Richtigkeit überzeugen.

„So macht Gewissen Feige aus uns allen," wiederholte Daniel Rube in Gedanken, nicht ohne ein leises Grauen. Dann fügte er ebenso in Gedanken hinzu: „Keine Frage, 's ist ein Komödiant, der seine Rolle lernt."

Der Unglückliche trat dann aus dem Gang und schritt inmitten von zerstreuten Gräbern auf einen Hügel zu, an dessen Seite ein großer Stein lag, auf welchen er sich niederließ, den Rücken seinem Belauscher zugewendet. In der Nähe stand eine verlassene Bank, auf diese setzte sich der Totengräber.

„Heda, junger Mann, was treiben Sie denn Sonderbares hier am frühen Morgen?" redete Rube ihn laut an.

Der Gefragte wendete sich langsam zur Seite und erwiderte sanft und melodisch:

„Ich löse das Rätsel des Todes." Im nächsten Augenblick schnellte er mit einem Ruck, als säße er auf einem Drehschemel, ganz herum und fragte

mit veränderter Stimme, hart und rauh: „Habt Ihr keins zu lösen, alter Zigeuner?“

Plötzlich lachte er leise, als habe er irgend etwas Lächerliches an seinem Gegenüber entdeckt, riß die Augen weit auf und nahm die Rolle Hamlets wieder auf, indem er mit der Accentuirung eines Schauspielers, der auf der Bühne sich befindet, die Worte hervorschnarrte:

„Verleumdungen, Herr: denn der satirische Schuft da sagt, daß alte Männer graue Bärte haben, daß ihre Gesichter runzelig sind, daß ihnen zäher Ambra und Harz aus den Augen trieft . . .“ Und plötzlich wieder in die Wirklichkeit zurückkommend, fragte er: „Haben Sie Ophelia gekannt? Hier unten ruht sie.

Es neigt ein Veilchenbeet sich ihrem Bad,
Und zeigt im klaren Strom ihr graues Laub —“

beschloß er sinnend und seufzerhaft. Eine Wandlung war mit ihm vorgegangen. Das unheimliche Feuer



Geduldsprobe. Gemälde von W. Schütze.

seiner Augen erlosch, die Züge seines Antlitzes nahmen den Ausdruck tiefen Schmerzes an, Thränen rannen über die hohlen Wangen. Die Erinnerung an das, was war, schien von so ungeheurer Einwirkung zu sein, daß die Wiedergeburt der Vernunft zum Vorschein kam.

Daniel Kube beneidete ihn um diese Thränen, die in großen Tropfen schwer und langsam wie Tautropfen von einem entblätterten Stamm zur Erde fielen.

Der Alte besaß kein Verständnis für Poesie, er hatte keine Ahnung, woher die Worte, welche der Unglückliche vor sich hin gesprochen hatte, stammten, denn er hatte „Hamlet“ weder gelesen noch dargestellt gesehen, wenn schon er bei Nennung des Namens gewußt hätte, daß er der Titel einer Dichtung sei; aber bei dem Wort Ophelia hatte er aufgehorcht. Er hatte den Namen hin und wieder



Jahrmarkt in Jelna (Rußland). Gemälde von W. A. Beer.

Digitized by Google

gelesen, ihn auch unter den Bildern in irgend einem Familienjournal gefunden; dunkel entsann er sich, daß er die Heldin eines Trauerspiels bezeichnete.

Rubes Interesse für den sonderbaren Menschen steigerte sich, er glaubte, in dessen Aeußerungen, seinem ganzen tieftraurigen Dreinschauen Berührungspunkte mit seiner eigenen Stimmung zu finden. War ihm auch das Mitleid für seinen Nebenmenschen fremd, war er auch abgestumpft gegen die Schmerzen anderer, so fand er es im Augenblick doch sehr behaglich, hier jemand gegenüber zu sitzen, dem das Unglück allem Anscheine nach den Verstand geraubt hatte und der von den wunderlichsten Dingen sprach.

Der Phantast hatte ihm das Antlitz ganz und voll zugekehrt. Es war ein merkwürdiges Gesicht, in das der Alte blickte, eins von jenen, auf welche der Herrgott tausend Rätsel geschrieben hat, ohne die Schlüssel dazu zu geben. Sie sind weder alt noch jung, männlich und mädchenhaft zugleich. Sie können schön erscheinen, aber auch abschreckend häßlich; jede Grimasse gibt ihnen ein anderes Aussehen. Die Temperamente wechseln auf ihnen wie die Launen einer schönen, unzufriedenen Frau. Sie sprechen, auch wenn der Mund schweigt, mit einem Wort: sie sagen etwas, noch mehr, sie erzählen von Tugend und Laster, Gefühl und Roheit, Aufopferung und Selbstsucht. Jedes Jahr ihres Lebens hat seinen Steckbrief auf die Stirn gezeichnet. Ihr Alter ist nicht zu bezeichnen, aber sie leben im Gedächtnis fort, wenn man sie einmal gesehen hat.

War Rube auch kein Psychologe, so hatten dreißig Jahre im Handwerk seinen Blick doch geschärft; denn am Grabe gleicht das Gesicht des Menschen einem offenen Buche. Also las der Alte im Antlitz des Kömödianten von enttäuschten Hoffnungen, von Lebensnot, von Verzweiflung an der Menschheit, von gebrochenem Herzen und von jener grausigen Resignation auf entgegenkommendes Verständnis, welche gesunde Aerzte und behaglich lebende Philister lächelnden Mundes mit Melancholie zu bezeichnen pflegen.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Von

Ernst Ziel.

Ich nahm ohn' Arg eure „Liebe" an,
Bis ihr mich schlecht behandelt.
Da hab' ich in einen vorsichtigen Mann
Mich über Nacht gewandelt.

•

Von Schuld und Schmerz kannst du gesunden:
Die Menschheit umschlinge mit Bruderarmen
Und laß die Unterdrückten, die Schwachen und Wunden
Ruhsam an deiner Brust erwarmen!
Der Menschheit diene all deine Tage
Mit liebentbrennendem Erbarmen!
Dann kannst du, wie dich das Schicksal schlage,
Niemals verarmen.

Blätter für die Frauen.

Die Kunst, Gesellschaften zu geben.

Von

Hans Ulrich von G.

(Alle Rechte vorbehalten.)

II. Abendgesellschaften.

Die eigentliche Zeit angeregter Geselligkeit ist und bleibt doch der Abend.

Man findet sich bei Diners zusammen, frühstückt gelegentlich in Gesellschaft, will man aber mit einander heiter gesellig verkehren, so wählt man dafür doch immer die Abendstunden. Allerdings sind die Formen und Arten des abendlichen geselligen Verkehrs die denkbar verschiedensten.

Am leichtesten und ungeniertesten sind dieselben in Italien, ja wohl in allen Ländern mit später Mittagsstunde. Wer in Rom für die Wintermonate zwei oder drei möblirte Zimmer gemietet hat, der darf ohne Bedenken zwanzig bis dreißig Personen zum Abend einladen und thut es auch, indem er dem guten Beispiel der Einheimischen folgt. Die regelmäßige Stunde der Mittagsmahlzeit ist sieben Uhr. Da nun eine spätere abendliche Mahlzeit nicht mehr notwendig ist, so fällt die Schwerfälligkeit deutscher Abendgesellschaften, auf denen man ein regelrechtes Souper erwartet, fort.

Der Theecomfort in einer Saletecke, ein Fiasco leichten Landweins aus der nächsten Osteria, einige Schalen mit Bisquits und kleinen Kuchen, darin besteht der gesamte Aufwand solcher Abendgesellschaften, für die jede gute möblirte Wohnung eingerichtet ist. Was sie an Opulenz zu wünschen lassen, das ersetzen sie durch geistige Genüsse und Anregungen. Man plaudert in einzelnen Gruppen, man kommt und geht, denn nicht selten macht man an einem Abend drei bis vier solcher Gesellschaften mit, in der letzten, angeregtesten bis weit nach Mitternacht verweilend, und da diese Geselligkeit keinerlei Umstände voraussetzt, wiederholt man sie ein bis zweimal die Woche. Diese zwanglosen Abende, von denen der jour fixe und die Fünfuhrthees besondere Spielarten sind, bilden einen der größten Reize der römischen Saisongeselligkeit. Gleichwohl zieht mancher die eingeladenen Abende vor, weil da die Dame des Hauses hinsichtlich ihrer Besuche weniger dem Zufall ausgesetzt ist.

In Frankreich und England gedeihen die Abendgesellschaften weniger und nur in den elegantesten und den größten Verhältnissen. In großen Häusern pflegt man nach dem Diner den Salon mit Scharen von Gästen zu bevölkern zu einem geselligen Empfang, man pflegt aber auch mit den intimsten Freunden nach dem Theater noch eine Tasse Thee zu trinken. Nur wenn die Salons sich zu einem Ball öffnen, richtet man während der Nacht noch ein Souper an, eine leichte Anregung des Magens, der alles gewähren darf außer der nicht gestatteten Sättigung. Im ganzen aber verlebt man dort den Abend lieber im Theater, in Konzerten, macht kurze Besuche bis zu später Stunde, als daß man zu Hause eine Gesellschaft einladet oder Freunde erwartet. Der Tag ist durch Gewohnheit in zu späte Stunden verlegt; gemütliche Abende kennt die romanische Gesellschaft nicht. Die besten, offenen Abende gehören eigentlich den Franzosen, Engländern und Italienern an, denjenigen Kulturvölkern, die eine „Gesellschaft" besitzen. Zu diesen gehört Deutschland noch nicht, weil ihm bis vor kurzem gesellschaftliche Mittelpunkte ermangelten, ein gemeinsamer sozialer Kulturboden gefehlt hat, eine Gemeinschaft, in der man sicher ist, in allen Fragen und Interessen verstanden zu werden, welche Kultur, politisches, gesellschaftliches und literarisches Leben, Denken und Fühlen betreffen. In dem Pariser, dem Londoner Salon findet sich die „Gesellschaft" schon seit dem vorigen Jahrhundert, und gewiß, das neue kaiserliche Deutschland wird sie zu schaffen wissen und jenen Anlauf, den Berlin zu Zeiten des Prinzen Louis Ferdinand, Varnhagens, der Henriette Herz und Rahel Levin dazu genommen, nicht unsern einzigen Salon bleiben lassen. Auch Weimar hat trotz seiner Vereinigung der erlauchtesten Geister Deutschlands niemals eine Gesellschaft besessen, dazu war es zu eng, stand zu sehr in dem Banne dozer Bleiser.

Freier, behaglicher, herzlicher wird man kaum anderswo verkehren als in deutschen Abendgesellschaften. Mögen sie noch so geistig belebt, noch so angeregt sein, ohne materielle Genüsse darf keine vorübergehen; das ist so gute deutsche Art. Ebenso aber wie die Zeit der ästhetischen Thees mit den meisterhaftdünnen Butterbroten und den atomenzarten Fleischandeutungen zum Glück vorüber ist, so ist auch die Ueberladung der Abendtafeln, die in der Epoche der sogenannten Gründerzeit schlechte Sitte geworden war, heute in Verruf gekommen. Damals zwang man den Gast, ohne lange Speisenfolge mit den allerschwersten Delikatessen und erlesensten Küchenraffinements zu später Abendstunde zu bewältigen, heute mutet der gute Geschmack dem Abendgast außer einer Tasse Bouillon nur noch einen Zwischengang, Fisch oder Gemüse, Braten und etwas Crême oder Eis zu; ein Mehr verstößt gegen den guten Gebrauch. Es wird sich aber hier gleichwohl immer, in direktem Gegensatz speziell zur italienischen Abendgesellschaft, die materielle Seite der Gesellschaft zum Mittelpunkt des Abends machen. Ist es doch in den letzten Jahren mehr und mehr Regel geworden, selbst Tanzgesellschaften mit dem Souper beginnen und dann unmittelbar darnach den Ball anfangen zu lassen.

Die Neuerung ist eine gute. Aelteren Gästen wird es immer erwünscht sein, zu bequemer Stunde zu essen, und selbst der Jugend dürfte ein Souper nach Mitternacht, welches ihr zudem zeitraubende Störungen verursacht, weniger genehm liegen als bei Beginn des Abends, wo in Erwartung des Kommenden sicher die beste Stimmung herrscht, die sonst vielfach den ersten Stunden einer großen Abendgesellschaft zu fehlen pflegt. Immer aber wird sich die Physiognomie einer Abendgesellschaft nach ihrem Zweck richten. Zwecklose Gesellschaften sind bei uns in Deutschland weit seltener als anderswo. Vertrauen auf den Reiz der Konversation, auf die Wirkung einzelner interessanten Persönlichkeiten, auf den bezaubernden Liebreiz der Frauen darf unseren Damen des Hauses nicht über die Besorgnis hinweg, daß ihre Gäste sich langweilen, daß tote Momente eintreten könnten. Da greift man denn vielfach zu Hilfsmitteln, die schlimmer sind als das Uebel selbst. Die obligate Kartenpartie, die Mappe voll Aquarellen und auf Reisen gesammelter Photographien, das Album mit Familienbildern sind meist sehr unglückliche und vielfach mit geheimem Schauder erwartete Nothelfer, unter denen die Zeit in bleierner Langeweile hinschleicht. Nicht viel besser ist's mit der Musik bestellt. Will man Freunde, die sich, aktiv oder passiv, ernsthaft mit Musik beschäftigen, durch einige Stunden mit guter Kunst unterhalten, so läßt sich dagegen kaum etwas sagen, besonders wenn es mit gebotener Oekonomie geschieht. Dann aber soll man auch nur Gäste bei sich sehen, denen die Musik ein Herzensbedürfnis ist und soll in diesem Fall das Souper so spät legen, daß die durch den Genuß angeregten Gäste plaudern, streiten, die empfangenen Eindrücke verwerten können. Ganz unleidlich erscheint es aber, in all das bunte, verschiedene Allerlei, mit dem man sonst eine Abendgesellschaft zu unterhalten sucht, die Musik nur sozusagen als angenehme Zutat hineinzumischen.

Da wird die Musik zur unduldsamsten aller Künste. Vorlesen, Bilderstellen, Kartenspielen, das stört allenfalls andere nicht; der Gesang, das Klavierspiel erzwingt sich aber Aufmerksamkeit, weil sie sich an das Ohr wenden und selbst das diskreteste Flüstergespräch als unschicklich verbannen. Solche gelegentliche Musik kann selbst dem Musikliebhaber Qualen verursachen, der zu dieser Stunde viel lieber plaudern möchte. Noch empfindlicher wird alles gesellige Behagen gestört durch das nicht so beliebte Vorlesen von Gedichten, Dramen und dergleichen.

Wenn ein Autor seine Freunde einladet, um ihnen seine letzte Arbeit bekannt zu machen, so kann das sehr genußreich werden, denn man versammelt sich zu ganz bestimmten Zweck; nur das gelegentliche Rezitiren in bunter, nichtsahnender Gesellschaft gehört zu den gesellschaftlichen Zudringlichkeiten, denen man sich schwer erwehren kann.

Für größere Gesellschaften gibt es eigentlich nur wenige bestimmte Regeln. Die wichtigste ist, ein festes Programm, einen bestimmten Zweck einer jeden zu Grunde zu legen. Wer zum Tanze einladet, zu einer Partie l'Hombre, zu einer musikalischen Soirée, zu einem festen Souper, der zeichnet seinen Gästen den Inhalt des Abends vor, darf immer darauf rechnen, diese Klarheit dankbar empfangen zu sehen, und hat es sehr leicht, innerhalb dieses bestimmten Rahmens die Gesellschaft zu gestalten. Das Erlesenste von gesellschaftlichen Genüssen wird man von dort ja kaum mit Hause nehmen, aber der so ausgefüllte Abend dürfte schwerlich als ein verlorener gelten. Diejenigen Hausfrauen, welche eine große Abendgesellschaft als eine Pflichterfüllung ansehen, werden immer derartige Programmabende vorziehen, und wenn sie es sich dabei angelegen sein lassen, ihre Gäste gut zu bewirten, so werden sie sich freuen, ihre Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben.

Aber es gibt andere, die sich selbst eine Freude bereiten wollen, indem sie ihr Haus den Freunden geselig öffnen; glücklicherweise sind diese weit zahlreicher als man denkt. Es gibt ja in jedem Bekanntenkreise feine, liebenswürdige, gastliche Frauen, die sich in ihren eigenen Gesellschaften am allerbesten unterhalten, die weit lieber in ihrem Salon einen heiteren, angeregten Kreis bitten, als selbst den Einladungen anderer folgen. Bei denen ist man immer wohl aufgehoben, mag es sich um gemütliche Plauderständchen in der Kaminecke oder am Theetisch um den dampfenden Samowar handeln, oder mögen sich die glänzend erleuchteten Räume zu Festen im großen Stil öffnen. Gesellschaften geben zu können, ist Talent, angeborenes im besten Falle, unerzogenes seltener.

Wir erinnern uns einer jungen Frau, die fast von der Schwelle des Pensionats aus, im Alter von achtzehn Jahren, sich an einen Gatten verheiratete, der sie in die Mitte eines glänzenden Salonlebens stellte. Selten mag man wieder einer Wirtin von so vollendeter Anmut der Formen, von solch ungezwungener Sicherheit, von solchem Liebreiz des Wesens, von so bezaubernder Natürlichkeit begegnen. Ohne durch Geist oder Talente hervorragend zu glänzen, hat sie für jeden ihrer Gäste ein herzliches, verständliches Wort, eine selbstverständliche Aufmerksamkeit; ihr verbindendes und anregendes Wesen in all seinem Zauber ist die Seele jeder ihrer Gesellschaften, der einfachsten wie der konventionellsten, die sie jeden Zwang, jede Steifheit, jede Langeweile wie mit einem Zauberschlag abzustreifen weiß.

Die allerverschiedensten Elemente fühlen sich wohl und werden warm in ihrem gastlichen Salon; man wird angeregter, höher gestimmt, wo immer sie in Gesellschaft erscheint. Das kann nicht erlernt, höchstens kann es vervollkommnet werden.

Aber solche gesellschaftlichen Vorzüge und Begabungen können gar vielseitig sein, auf ganz verschiedenartige Weise dieselbe Wirkung äußern. Hier ist es die innere Anmut, die unbewußte Herrschaft über die Form, dort gepaart lebhafte Naturlichkeit schnell alle Herzen, dann wieder ist's Heiterkeit, frohe Laune, unbefangene Lebenslust, der niemand widerstehen kann. Immer aber wird nur Offenheit, innere Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit des Gemüts wirkliche und dauernde Siege in der Gesellschaft erringen. Es ist ganz gewiß unrichtig, wenn man glaubt, daß die Gesellschaft mit kunstvollen Formen, mit Heuchelei und Unwahrheit sich abfinden läßt, wenn ihr in derselben nur Intelligenz und Geist geboten werden: auf die Dauer nun und nimmer. Immer wird derartige Geselligkeit unbefriedigt lassen; sie wird sehr bald ermüden und die Nebensgeister, statt sie zu erfrischen und anzuregen, verbrauchen und abspannen. Es bedarf wahrhaftig keines Uebermaßes an Geist, keines großen Schatzes von Wissen, um gesellschaftlich seine Stellung angemessen auszufüllen. Man soll sich nur selbst vertrauen, sich unbefangen

by Google

gehen lassen, sich ganz so zeigen, wie man ist, dann wird man die Sympathien sich mühelos erobern, der Verkehr mit Frauen sich lebhaft und heiter gestalten, die Gesellschaften einen Inhalt haben. Was ist also die Kunst, Gesellschaften zu geben, eigentlich? Sie ist nicht schwer und doch oft unerreichbar; sie ist vorzugsweise angeborenes Talent, bei gutem, ehrlichem Willen aber, bis zu gewissem Grade, jedem zugänglich.

Der letzte Romantiker.

Von

Gustav Karpeles.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Verschiedene neuere Poeten haben auf diesen Ehrentitel mehr oder minder begründeten Anspruch erhoben. So vor allen Heinrich Heine, der das letzte freie Waldlied der Romantiker gesungen, als er mit seinen Genossen zum letztenmale im klassen Mondenschein sich herumgetummelt, und noch mancher andere Dichter der neueren Poesie; keiner aber mit so viel Recht, als der Dichter, dessen Gedächtnis wir in diesen Tagen feiern. Josef von Eichendorff war in der That der letzte Romantiker; denn wie er von der Romantik ausgegangen ist, so ist er auch in ihr verblieben bis an sein Lebensende. Er hat nicht, wie Heine, ihr letztes Waldlied gesungen, um dann in eine neue Poesie überzugehen; die blaue Blume begleitet ihn durch das Leben, ihr Duft verbreitet sich durch alle seine Lieder. Mondenschein und zärtliche Liebesgefühle, Blumenduft und Vogelsang und all das romantische Zubehör kehrt in seinem ersten wie in seinem letzten Liede wieder. Was uns aber seine Poesie vor allem heimlich und lieblich macht, das ist das echt deutsche Empfinden, welches uns aus jedem seiner Lieder entgegenströmt und uns den Dichter wie seine Gesänge überaus sympathisch macht.

Josef von Eichendorff war ein Schlesier und wurde geboren auf dem Schlosse seiner Eltern, Lubowitz, am 10. März 1788. Schlesien war von jeher eine der liederreichsten Provinzen Deutschlands; seit den Tagen von Andreas Gryphius und Martin Opitz hat das Singen und Klingen nicht aufgehört in Schlesiens Gauen. Die Quantität der Lieder fiel freilich bei allen schlesischen Dichterschulen bis auf die neueste Zeit stärker ins Gewicht als die Qualität. So kann man wohl kühn behaupten, daß Josef von Eichendorff der hervorragendste Lyriker Schlesiens ist. Man kann aber noch mehr sagen: Von allen Eigentümlichkeiten, die den schlesischen Dichtern zu eigen sind, findet sich eigentlich nur weniges oder streng genommen gar nichts in Eichendorffs Gedichten. „Auf sich selber steht er da, ganz allein."

Man kann ihn mit manchen anderen deutschen Dichtern vergleichen, und viel Wahlverwandtes hat er mit seinen romantischen Genossen, aber Eigentümlichkeiten seiner schlesischen Heimat würde man wohl vergeblich in seinen Liedern suchen. Und doch liebte er seine Heimat über alles. Einen großen Teil seines Lebens hat er auf dem Schlosse zu Lubowitz zugebracht, und die fröhlichen Erinnerungen seiner Jugend, die er an der Seite seines treuen Bruders Wilhelm verlebte, begleiten ihn durch das ganze Leben.

Auf dem Gymnasium zu Breslau und während seiner Universitätsstudien zu Halle und Heidelberg erwachte in dem aufgeweckten Jüngling die Liebe zu der Dichtkunst. Nach Beendigung der Universitätsstudien zog er wieder nach der Heimat, um dem alternden Vater in der Bewirtschaftung seiner großen Güter beizustehen. An einen bestimmten Beruf dachte er nicht; er wollte selbst ein Landgut kaufen und sich dort einen eigenen Wirkungskreis und ein echt poetisches Heim schaffen. Zwei Jahre verlebte er daselbst auf dem Schlosse seiner Eltern, wo eine größere Anzahl von Novellen, Märchen, Dramen und Liedern entstand.

Vor allem gehören dieser Zeit jene unvergleichlichen und herrlichen weder an, durch die sich Eichendorff in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen hat. Der größte Teil der Wanderlieder ist dort entstanden, dann das bekannte, unzähligemale in Musik gesetzte: „In einem kühlen Grunde", ebenso „Wer hat dich, du schöner Wald", „Vergangen ist der lichte Tag" und viele andere.

Aber dieser Aufenthalt in Lubowitz sollte noch eine andere, tiefere Bedeutung für den Dichter erlangen. Hier lernte er zuerst ein liebliches deutsches Mädchen, Luise Victoria von Larisch, kennen und lieben; doch konnte er sie, da sie noch zu jung war, erst nach Verlauf von fünf Jahren als Gattin heimführen.

Im Herbst des Jahres 1809 folgte Eichendorff einer Einladung seiner Freunde nach Berlin und wurde dort zuerst in den Kreis der Romantiker eingeführt. Adam von Arnim, Clemens Brentano, Friedrich Schleiermacher, Adam Müller und andere lernte er dort kennen. Er besuchte die Theater und Gesellschaften und hörte die Vorträge von Fichte. Im großen und ganzen behagte ihm aber das Berliner Leben nur wenig; es zog ihn nach dem sangesfrohen Süden, und die nächsten drei Jahre verbrachte er in Wien im Kreise der Wiener Romantiker, wo er mit Friedrich Schlegel, Theodor Körner, Friedrich von Gentz verkehrte und in dem Maler Philipp Veith, einem Stiefsohne Schlegels, einen intimen Freund für das ganze Leben gewann.

Der Aufenthalt in Wien war für den Dichter eine der glücklichsten Zeiten seines Lebens. Erst die politischen Ereignisse der Folgezeit erweckten in ihm den Drang, nach der Heimat wiederzukehren. Als der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms III. aus Berlin am 3. Februar 1813 an die ganze wehrfähige Jugend Deutschlands erging, säumte er keinen Augenblick, dem so lange und so heiß erflehten Rufe Folge zu leisten und sich unter die Fahnen Preußens zu stellen. Er trat in das von dem Major von Lützow neu gebildete Freicorps ein, kam aber nicht dazu, seinem heißen Thatendrang Genüge zu leisten, vielmehr mußte sein Regiment bis zum Spätsommer 1814 in Torgau ausharren. Nach dem Abschluß des ersten Pariser Friedens kam Eichendorff um seine Entlassung ein und begab sich dann auf sein heimatliches Schloß auf Lubowitz, wo er sich vermählte.

In die Zeit des ersten Eheglücks fällt die Herausgabe seines großen Romans „Ahnung und Gegenwart", in den er die Erinnerungen seiner Jugend verwebt hat. Alle Töne der Romantik hat Eichendorff in diesem Roman zu einem wohllinnenden Konzert vereinigt. Alle seine Gestalten sind romantische Menschen, und wie viel er auch von der Wirklichkeit in diesen Roman hineingetragen, es ruht doch alles im romantischen Äther. Nur in einer einzigen Gestalt, in dem „in das blitzende, buntbewegte Leben hinausziehenden" Faber, eröffnet Eichendorff einen Blick in die Zukunft der Menschheit und des Vaterlandes, in der die Poesie nicht aussterben werde. Was Eichendorff darunter verstand, „die innere Gesundheit und Frische des Menschen, den innigen Einklang mit der Natur in Wald, Strom und Gebirge, im Gegensatz zu den leeren Vergnügungen der großen Welt und zur gespreizten Ziererei oder sittlichen Verdorbenheit und zu aller Gefühlssiglen der Zeit", das hat er in diesem Roman darzulegen gesucht, der den ganzen Empfindungskreis seiner späteren Dichtungen umfaßt, so daß dieselben nur Variationen desselben Themas wurden. Und mit Recht ist hervorgehoben worden, daß der Dichter sich diese innere Poesie des Herzens bis an sein Lebensende bewahrt hat.

Nachdem durch die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba ein neuer Akt des großen Völkerdramas begann, hielt es Eichendorff für seine Pflicht, auch in dem letzten Verteidigungskampfe Deutschlands gegen den korsischen Eroberer nicht zurückzubleiben. Er griff zum neuem zum Schwerte, aber auch diesmal blieb sein Regiment erst am Tage nach der Schlacht von Waterloo zur Hauptarmee, und er konnte nur noch am 7. Juli 1815 den zweiten siegreichen Einzug der deutschen Truppen in Frankreichs Hauptstadt mitmachen. Das militärische Leben an sich hatte für ihn keinen Reiz, und er begab sich abermals nach seiner Heimat. Eichendorff beschloß nun, in den Verwaltungsdienst einzutreten, und im Dezember 1816 wurde er bei der königlichen Regierung in Breslau als Referendar angestellt. Das Leben in Breslau war damals ein überaus fröhliches und geselliges. Friedrich von Raumer, Karl von Holtei und viele andere Genossen und Freunde verlebten freundschaftlich mit dem Dichter, und Holtei hat die Erinnerungen an diese Zeit noch bis in seine letzten Lebensjahre mit besonderer Liebe gepflegt. Er schilderte Eichendorff als einen im persönlichen Verkehr keineswegs träumerischen, sondern vielmehr aufgeweckten, fröhlichen Gesellen, der seinen Freunden treu ergeben blieb und dem die Poesie eine volle Herzenssache war. Eine Anzahl seiner besten Novellen und Gedichte entstand in Breslau, vor allem die berühmte Novelle „Das Marmorbild", eine Perle im Schatze deutscher Erzählungskunst.

In dieser Erzählung ist zum erstenmale in der Sage vom Venusberg die Idee von dem Kampfe der alten Götter in der Brust des Menschen mit dem siegenden Christentum in geistreicher und formvollendeter Weise dargestellt. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Heine, wie er verschämt selbst zugesteht, aus dieser Novelle die Anregungen zu seinen „Göttern im Exil" empfangen hat.

Im Jahr 1818 erfuhr Eichendorff durch den Tod seines Vaters den ersten großen Schmerz seines Lebens. Dieser Todesfall hatte für die Familie eine große Bedeutung. Das Vermögen des Verstorbenen war durch die Kriegszeiten dergestalt zerrüttet, daß sämtliche in Schlesien belegenen Güter zur Befriedigung der Gläubiger verkauft werden mußten und nur Lubowitz der Mutter als Witwensitz verblieb. Der Kummer über diese Ereignisse verstimmte den zart empfindenden Dichter so, daß er bis an sein Lebensende nicht mehr nach der einst so sehr geliebten Heimat wieder zurückkehrte.

Bald darauf wurde er als Schul- und Konsistorialrat zum Präsidium der Provinz Westpreußen nach Danzig versetzt. Mit Lust und Liebe lag er seinem Berufe ob, da der Wirkungskreis, den er in Danzig fand, ihm sehr zusagte. Von besonderem Interesse war ihm eine Angelegenheit, welche ihn von jeher mit Begeisterung erfüllte und welcher er mit vollem Eifer oblag, nämlich die Wiederherstellung des deutschen Ordenshauses zu Marienburg. Während seines Aufenthalts in Danzig entstand sein romantisches Märchen „Krieg den Philistern", nach der Art der Tieckschen Märchen, in welchem er die Thorheiten und Kümmernisse jener Tage mit Witz und Laune geißelte, insbesondere aber seine beste und reinste Arbeit, die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", in der sein großes Erzählertalent, seine frische Naivität, sein liebenswürdiger Humor in glänzendster Weise zum Worte gelangten. Die Art, wie der junge Taugenichts seine eigenen seltsamen Lebensschicksale erzählt, ist so anmutig und naiv, daß sich ihm alle Herzen gefangen geben müssen. In dem Liede:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den läßt er in die weite Welt" u. s. w.,

konzentrirt sich das Schicksal desselben und die Stimmung der ganzen Novelle, die den Drang nach der Ferne, die Reiselust und den Wandertrieb, welche in jedem Deutschen mächtig pulsiren, charakterisirt.

Im Jahr 1824 wurde Eichendorff als Oberpräsidialrat nach Königsberg berufen. Auch dort brachte er neben seinen Berufsarbeiten manche poetische Schöpfung von Wert hervor, so vor allem die Tragödie „Meyerdeths Glück und Ende", und die Trauerspiele „Ezelin von Romano" und „Der letzte Held von Marienburg". Diese Trauerspiele sind ganz in der romantischen Manier und haben nur wenig wirkliches dramatisches Leben.

Sechs Jahre verlebte Eichendorff in Königsberg, dann wurde er nach Berlin als Geheimerat in das Kultusministerium berufen, wo er in der Abteilung für katholisches Kirchen- und Schulwesen beschäftigt wurde. Der rege persönliche Verkehr mit den hervorragendsten Geistern des damaligen Berlin übte auf Eichendorff seine volle Wirkung. Verschiedene Novellen, sein Lustspiel, „Die Freier", welches eigentlich schon ein wenig aus dem Rahmen der Romantik heraustritt und von dem selbst ein so strenger Kritiker wie Wolfgang Menzel behauptet, daß die geniale Auffassung der Charaktere an Shakespeares Lustspiele erinnert, ja, daß es an Feinheit des Dialogs den besten spanischen Dramen an die Seite zu setzen sei; ferner die erste Sammlung seiner bis dahin in Zeitungen und Almanachen zerstreuten Gedichte, welche von der Kritik mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, entstanden in Berlin. Doch hatte diese glückliche Zeit bald ein Ende. Im Jahr 1840 starb der freisinnige Minister Altenstein und an seine Stelle wurde Eichhorn berufen. Der Dichter konnte sich mit dem neuen Kultusminister nicht stellen und kam deshalb um seine Entlassung aus dem Staatsdienst ein, die ihm auch im Juni 1847 bewilligt wurde.

Eichendorff zog nun nach Danzig, welches er von jeher liebgewonnen hatte, schrieb dort sein Werk: „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg", und versenkte sich mit Vorliebe in das Studium der älteren spanischen Literatur. Seine Uebersetzungen von Calderons geistlichen Schauspielen sind von hohem literarischen Wert. Daneben widmete sich Eichendorff aber auch literarhistorischen Studien. Sein Standpunkt, von dem er die Literaturgeschichte beurteilt, ist allerdings ein eng begrenzter. Drei selbständige Werke erschienen in den nächsten zwanzig Jahren auf diesem Gebiete von ihm. Das bedeutendste derselben enthält zugleich seine Bekenntnisse über Poesie und über die Aufgabe der Dichtung der Zukunft; es ist das Buch: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland". Drei Jahre darauf erschien sein Werk: „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnisse zum Christentum", und abermals drei Jahre später folgten seine Studien „Zur Geschichte des Dramas".

In dem Dichter selbst lebte etwas von der Wanderlust seines jungen Taugenichts. Auch in Danzig hielt es ihn nicht lange; er zog nach Wien, dann nach Berlin, dann wieder nach Dresden, dann wiederum nach Berlin, wo er vom Jahr 1850 bis 1855 lebte, während er die Sommermonate auf seinem kleinen Gute Sedlnitz bei Freiberg in Mähren verbrachte, wo er seine beiden erzählenden Gedichte „Julian" und „Robert und Guiscard" schrieb. Das religiöse Empfinden, welches den Dichter von jeher beseelte, wurde seit den Tagen der Revolution von 1848 in ihm immer stärker; es kommt auch in diesen beiden kleinen formvollendeten Epen zum vollen Ausdruck.

Das glückliche Leben des Dichters hatte seit dem Jahr 1855 eine trübe Wendung genommen. Gegen Ende dieses Jahres starb seine Gattin, und ihr Tod riß eine schmerzliche Lücke in das Leben des Dichters, die ihm nie wieder ersetzt werden konnte. Er schloß sich nun enger an seine Familie an und bezog ein Landhaus bei Neisse, um wieder in ihrer Nähe zu leben. Dort schrieb er seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" und sein kleines Epos „Lucius".

Aber nicht lange sollte er sich der wiedergewonnenen Ruhe erfreuen. Schon nach zwei Jahren folgte er seiner Gattin in das Jenseits, das er sich mit so poetischen Farben auszumalen wußte. Am 26. November 1857 starb er friedlich und heiter, wie er gelebt, im Kreise seiner Angehörigen, und drei Tage später wurde er auf dem schönen Friedhofe seiner Heimat an der Seite seiner treuen Gattin zur letzten Ruhe bestattet.

Wenn man Eichendorff gerecht beurteilen will, so kann man ihn eben nur als den letzten Ritter der Romantik ansehen. Man darf dabei aber nicht von einer einseitigen Schablonenkritik ausgehen, sondern man muß im Gegenteil sagen, daß das, was das Beste und Reinste, das Schönste und Anmutendste an der Poesie Eichendorffs ist, im Grunde genommen eigentlich außerhalb des romantischen Raunkreises liegt. Die liebenswürdige Kindlichkeit, die Innigkeit der Gefühle, die Heiterkeit des Empfindens, die Lust des Wanderns, die Freude am Leben, die Harmlosigkeit des Humors und, was über allem ist, das Gefühl einer reinen, keuschen, heißen und innigen Liebe, das sind Empfindungen, die der Poesie

zu allen Zeiten beseelt haben. Die Art und Weise, in welcher Eichendorff diesen Gefühlen Ausdruck verleiht, ist allerdings von einer gewissen Weichheit und Einfachheit, daneben aber von einer Tiefe und Treue, die dem Dichter stets zu einem Liebling des deutschen Volkes machen werden. Er hat zwar nur wenige Töne auf seiner Leier, die Kunst aber, mit welcher er diese wenigen Töne zu verbinden versteht, ist in der That eine wundervolle. Seine Gestalten wiederholen sich; die hübschen blonden Mädchen an dem Fenster des kleinen Städtchens und in dämmernden Lauben, seine frohlichen Studenten, seine leichtsinnigen Komödianten, seine liedertrohen Jägersmänner und seine wandernden Musikanten sind uns zur Genüge bekannt, und ebenso die häufig wiederkehrenden Motive seiner landschaftlichen Staffage, wie schwüle Gewitternächte, taunasse Morgen, stille Waldesgründe, rauschende Bronnen, einsame Schlösser oder Marmorbilder und Paläste im Mondenglanz. Das Gesammtbild aber, das der Dichter aus diesen Tönen, Gestalten und Motiven in harmonischer Weise zu komponiren versteht, macht einen unvergleichlich frischen und anmutigen Eindruck. Seine Lieder eignen sich mehr als die der meisten neueren Dichter zur Musik. In ihrem echt deutschen Gemütsleben werden sie fortdauern, so lange die Sprache lebt, in der sie gedichtet werden, so lange deutsche Lieder klingen und deutsche Eichen rauschen!



Josef von Eichendorff,
geboren am 10. März 1788, gestorben am 26. November 1857

Abbazia.

Mit Bildern nach photographischen Naturaufnahmen von Carlo Jambont in Fiume.

Abbazia, so heißt der jüngste, modernste Kurort an Oesterreichs „blauer Adria“, am Oststrande der Halbinsel Istrien, an deren Westküste die Städte Triest-Rovigno und das historische Pola, der große österreichische Kriegshafen, liegen, Abbazia, die Perle des Golfes von Quarnero, des alten Sinus Carnericus, des Golfes von Fiume — von der österreichischen Sappho, Ada Christen, besungen, von Nord- und Schweiger-Lerchenfeld beschrieben und von dem erlauchten Seefahrer, dem Erzherzog Ludwig Salvator, in seinem auch im Buchhandel erschienenen Werke: „Lose Blätter aus Abbazia“, wahrheitsgetreu geschildert und eigenhändig von ihm illustrirt.*)



Die Anlagen und Gebäulichkeiten des Südbahnhotels in Abbazia.

Statt uns in eine Schilderung der Vorzüge Abbazias als klimatischen Kurort einzulassen, sagen wir kurz, daß es den Namen ‚Nizza der Adria‘ und ‚österreichische Riviera‘ verdient, daß es seit seiner Gründung als Kurort im Jahre 1883 sowohl wegen seines milden Klimas im Winter, als wegen seiner herrlichen Seebäder im Sommer von Tausenden besucht wurde, die es mit der Ueberzeugung verließen, dort wirklich Hilfe gefunden zu haben, und mit dem Wunsche — wiederzukommen. Die herrlichen Parkanlagen, die mit allem Comfort, ja mit verschwenderischem Luxus eingerichteten Gasthöfe, die Bäder, Strandpromenaden sind Eigentum der österreichischen Südbahn, die noch immer opferwillig fortbaut, nachbilft, erweitert und verbessert. Der eigentliche Entdecker, der Kolumbus Abbazias und der Romulus als Erbauer bleibt aber der Generaldirektor der Südbahn, Friedrich von Schüler, dessen geistiges Eigentum Abbazia ist.

Der Ort selbst, als schöner, immergrüner Strand mit einigen kleinen Häusern, die von Seeleuten und Fischern erbaut wurden, mit einer ärmlichen Abtei, die heute noch besteht (woher der Name Abbazia), stammt natürlich aus uralter Zeit. Die grünen Hügel, die lorbeerreiche Kultur, die bis knapp an das Klippengestade reicht, benutzte einst vor dreißig Jahren der intelligente, wohlhabende Rheder und Kaufherr Ignatius Ritter von Scarpa, um sich dort inmitten der üppigen Vegetation eine Villa zu bauen, die noch heute bestehende Villa Angiolina, einen Park und ein kleines Seebad anzulegen und den reizenden Punkt als Sommeraufenthalt zu wählen. Nach dem Tode dieses rührigen und wohlthätigen Kaufherrn und Gemeinderats, dem die Stadt Fiume so viel verdankt, wurde die Villa Angiolina an den Grafen Chorinsky verkauft, der sie nur durch wenige Jahre benützte — bis der Scharfblick Schülers die reizende Lage jenes paradiesischen Erdenpunktes und die große Zukunft, die ihm blühen mußte, erkannte, wenn man sich entschlösse, einen Kurort aus Abbazia zu machen.



Ruheplätzchen im Park des Hotels Quarnero und der Villa Angiolina.

Gleich in den ersten Jahren seines Entstehens, als nur ein Gasthof hergestellt war, erwies sich die klimatische Heilkraft Abbazias. Schwerkranke, wie der Graf August Berumer, von Bolchan, Gräfin [illegible], [illegible] Andrassy, Wolkheim, die Familien Rothoffer, Baronin Klein-Wiesenberg, Graf Festetics, Baron Ringhofer und viele andere fanden hier ihre Heilung und segneten den Ort, der solche Wunder gewirkt hatte. Die rationelle, einfache Behandlung der ersten Aerzte, die hier praktizierten, wie der Bezirksarzt Stanka, Szemere, Schwarz und Professor Dr. Glax, fanden ihren Lohn in der Genesung schwer Erkrankter.

Der gute Ruf des neugeschaffenen Kurortes war gegründet, und nun wuchs zusehends mit jedem Jahre der Zuzug an Fremden, so daß man in diesem Winter schon Engländer und Amerikaner (wir nennen beispielsweise Sir Richard Burton, den berühmten Orientforscher, und dessen Gemahlin, Lady Burton, Mrs. Breille aus Indien, Fleischmann aus New-York), Schweden, Norweger und Russen zählt, die nicht Oesterreichern und Norddeutschen nicht nur die Gasthöfe der Südbahn füllen, sondern auch Unterkunft in den zahlreich entstandenen Villen, Privathäusern und Pensionen suchen. Bevorzugt werden namentlich Villa und Pension Meyne und Edda, die schönen Villen Grinstedt und Schlesinger, und sogar die Villen in dem benachbarten Volosca (Karl, Münch, Poldich), wo man auch überall tadellose Unterkunft findet.

Nicht bald wird ein neugeschaffener Badeort sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit von fünf Jahren so wunderbar aufzuschwingen und entwickeln und sich in das Herz des Publikums einschlachen, wie es bei Abbazia der Fall war. Abbazia, das Dornröschen, mußte lange schlafen, bis endlich ein suchender Schüler es aus dem Schlafe küßte; die Erlösung kam, mit dieser aber auch die Blüte. Es geht dem neuen Kurort wie den neuentdeckten Sternen, die eigentlich auch alt sind und nur entdeckt zu werden brauchen: so hat sich das kleine St. Jakobskirchlein mit der Jahreszahl [illegible], neben dem schönen Hotel Quarnero, auch wohl nie träumen lassen, daß es im Jahr 1887 die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich, Erzherzoge und die Aristokratie aller Länder in seinen einfachen Hallen zur Andacht versammeln werde.

In den lohnendsten Ausflügen nach der Umgebung von Abbazia gehört das alte römische Castrum Castua mit einer herrlichen Fernsicht, Ika, Lovrana und Moschenitze, das reizende Thal gegen das Meer, auslaufend von Medwea, das man in eine hygienische Anstalt für skrofulöse Kinder verwandeln will, wofür man sicher keinen zweckentsprechenderen Ort am Meere finden kann; ferner eine lohnende, mühelose Partie auf den Monte Maggiore, von dessen Höhe (4500 Fuß) man eine bezaubernde Fernsicht bis an die schneebedeckten Julischen Alpen, Venedig und die Gebirge hinter Ancona genießt. Die Halbinsel Istrien mit ihren Städten und Marktflecken, ihren vielen Einbuchtungen, Pola mit seinem großartigen Hafen liegen zu unseren Füßen, und niemand wird es bereuen, sich der kleinen Mühe einer zweistündigen Bergpartie auf gutgepflegter Straße unterzogen zu haben, um sich einer solchen Rundschau zu erfreuen.

Wer in Abbazia, wenn auch nur für einige Tage, verweilt, muß sich Fiume, die aufstrebende Industriestadt, den schönen Hafen, den Stapelplatz Ungarns und Kroatiens, mit den großen Ozeanfahrern, die dort vor Anker liegen, die

*) Als kleines Handbuch: Fiume und seine Umgebung von H. Ritters, mit Illustrationen und Plänen.

Digitized by Google

transatlantische ungarische Navigationsgesellschaft „Adria", Generaldirektor Emil Kurando, das reizende, von Fellner und Helmer gebaute Theater, die Markthallen, den reichen Fischmarkt, den Garten des Erzherzogs Joseph ansehen und sich nach dem alten Franziskanerkloster von Tersatto begeben, dem Standplatz der berühmten Kirche, die, wie die Legende erzählt, von den Engeln aus Nazareth herübergetragen, dann wieder weggeführt und nach Loretto bei Ancona versetzt wurde. Der Madonnenkultus der dortigen Madonna del mare (Madonna di Tersatto), die Votivbilder und das alte Schloß, heute Eigentum des letzten Erben der Grafen Nugent, ein dominirender Sperrpunkt, der die Straße nach allen Seiten hin beherrscht, verdienen nicht bloß gesehen, sondern studirt zu werden.



Volosca bei Abbazia.

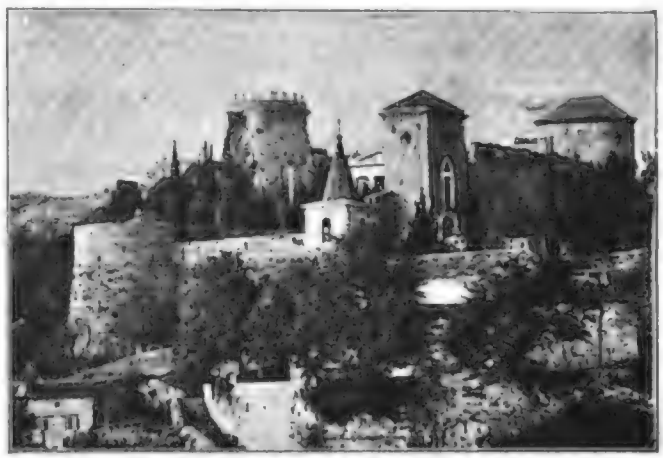
Abbazia entfaltet seine Reize und seine Heilkraft in jeder

Unter meinem Fuß die Brandung
Und um mich ein dasing Blühn!
Wogenschaum und fremde Blumen,
Vogellied und Sturmgedröhn.

deren Gestade man von Wien und Budapest in dreizehn Stunden erreichen kann, sehr vernachlässigt war, wird hier betrieben, und bildet eine Filiale des Union-Jachtklubs auf der Donau, dessen Ehrenkommodore der Held von Lissa, der Vizeadmiral Baron Sterneck, ist. Schon sind elegante Segeljachten angeschafft, und andere in größerer Anzahl und größeren Dimensionen in Aussicht gestellt — hohe Persönlichkeiten interessiren sich dafür — die Zahl der unterstützenden Mitglieder und Gründer



Das Seebad von Abbazia.



Das alte Schloß von Tersatto.

Jahreszeit, am kokettesten steht aber dieses Lorbeerplätzchen in der Minnezeit der Nachtigallen, im Februar und März, da, wo die nordische Heimat zwischen Regen, Schnee, Eis- und Taumetter kämpft und hier der Frühling alle seine Reize entfaltet, Kamelien, Myrten, Lorbeer in voller Blüte stehen, während der Schnee noch auf den Höhen des Karstes liegt und die eisige Bora dort ihre grausen Lieder pfeift. Dann bewähren sich die Worte der Dichterin Ada Christen, die folgende Verse in der reizenden Villa Angiolina im Januar 1875 improvisirt hat, ohne damals zu ahnen, daß Abbazia ein beliebter Kurort werden sollte:

„Ew'ges Meer, wie bist du herrlich,
Wenn der Sturmwind dich bewegt,
Wenn die Brandung, wild entfesselt,
Schaumbedeckt ans Ufer fliegt.
So hab' ich dich oft bewundert
Dort an Abbazias Strand,
Dort in jenem Arkadengarten,
Hingepflanzt von Frenkand.

Ueber meinem Haupt die Palme
Mit den hohen Sonnenglühn,

Kampf und Friede, Licht und Schatten,
Ewig groß und ewig schön!"

Zum Schlusse der Geschichte Abbazias, nach Beleuchtung der Vergangenheit und Gegenwart, sei auch eines Zukunftsprojekts erwähnt. Der Münchener Professor Dr. Oertel, der Lehrer des nunmehrigen Professors Dr. Schweninger, beabsichtigt demnächst schon — so melden auch ärztliche Zeitschriften — in Abbazia einen seiner sogenannten Terrainkurorte einzurichten, eine Geh- und Diät-Heilanstalt mit Terrainmarkirungen und mit Wegdossirungen nebst anderen Muskelgymnastiken, namentlich für Fettkranke, und endlich verdankt man dem reizenden Aufenthalt am Meere — die Gründung eines Jachtklubs. Der Seemännersport, der bisher in Oesterreich, trotz der schönen Adria, die sich beinahe bis in das Herz der Monarchie erstreckt,



Hafenpartie von Abbazia mit der Villa Angiolina.

1888 (Bd. 59).

Die Fanfare.

Roman

von

Fritz Mauthner.

(Fortsetzung.)

Richard sprang in die nächste Droschke, die leer vorüberfuhr, und befahl dem Kutscher, in der Leipzigerstraße oder Unter den Linden vor irgend einem Blumengeschäft, das noch auf hatte, stehen zu bleiben. Natürlich wollte er nur Frau Käthe eine Freude machen. Aber so lange auch die Droschke durch die stille heilige Nacht im Zickzack umherfuhr, kein Laden war mehr offen.

Da stieg Richard am Potsdamerthor wieder aus und kaufte einer Budenbesitzerin, die eben jammernd den Weihnachtsmarkt beschließen wollte, ihren halben Kram ab, lauter unnützes, elendes Kinderspielzeug. Frau Käthe wird herzlich lachen; noch ist das Kind nicht da, aber es wird bald erwartet, und Frau Käthe wird den Scherz nicht übelnehmen. Vorläufig ist ja schon das alte Weib über das Goldstück so glücklich.

Richard sah sich lange vergeblich nach einem Boten um. Da kam ein Arbeitsmann des Weges, der brummte etwas wie: „Ich bin kein Dienstmann!“ in den Bart, als Richard ihn anrief.

Als er aber ärgerlich hinzufügte, der Mann könne einen Thaler verdienen und dadurch überdies zwei Menschen eine kleine Weihnachtsfreude machen, da sagte der Arbeiter mit trotziger Stimme:

„Geben Sie her! Ich bin ja nur ein armer Mann, der sonst nicht so leicht einen Thaler verdient. Das ist ja all Unsinn!“

Richard übergab ihm den großen Pack für die Großgörschenstraße, aber er hatte noch einen zweiten Auftrag für die Alvenslebenstraße. Heimlich, rasch, als wollte er sich's selber nicht gestehen, nahm Richard dem milde auf und ab hinkenden Blumenhändler den ganzen Rest von Veilchensträußen ab, füllte sie in eine große Papierdüte und schickte das Ganze wieder ohne Karte an Johanna.

Die beiden Feiertage vergingen mit Besuchen und wiederholten Proben zum Quintett. Aber im Hintergrund aller Thätigkeit lauerte ein Gedanke, der ihn immer wieder überfiel, so oft er einen Augenblick allein war. Er wurde nicht frei, so lange das freche Bild Johannas auf der Welt war. Er mußte es vernichten, so oder so. In der Nacht vor der Probeaufführung seiner Oper hatte er die Kiste, ohne sie zu öffnen, verbrennen wollen. Er vermochte es nicht. Er redete sich ein, er dürfe ein Kunstwerk nicht zerstören.

Am Morgen des dritten Feiertages faßte er einen raschen Entschluß. Er schrieb an Disselhof, daß der Besitzer der „Sehnsucht“ mit dem Maler wegen eines Auftrages sofort zu sprechen wünsche. Gegen zwei Uhr ließ sich Disselhof bei Richard Mettmann melden. Seltsam stach sein Landsknechtskopf von der tadellosen, heute fast geckenhaften Kleidung ab. Und unter der genialen Künstlertolle blickten die kleinen Kaufmannsaugen klüger als je hervor.

„Sie sind es also gewesen, der dem ruppigen Kerl meine ‚Sehnsucht‘ abgekauft hat? Das A... hat fast die ganze Pinte eingesteckt. Na, Sie wollen wahrscheinlich zwei so'ne Mordstücker haben. Paar nachbestellen? Leicht wird's nicht sein. Solche Modelle findet man nicht auf der Straße.“

Richard konnte sich nicht entschließen, sofort seinen Wunsch auszusprechen. Der Maler sollte weiter plaudern, vielleicht entschlüpfte dem ein Wort über Johanna. Richard schämte sich seiner Rolle, aber er konnte die Gelegenheit nicht unbenützt lassen.

„Es muß wohl schwer sein, gute Modelle zu finden,“ sagte Richard zögernd. „Sie rauchen doch?“

„Solches Kraut sonst nicht, lieber Mettmann. Na, die Modelle, das ist ein ekliges Kapitel! Die Mädel, die auf dem Markte zu haben sind, haben keinen Zoll gesundes Fleisch und Gesichter wie die Meerschweine. Und dann! Fürs Gesicht und für die Arme ist zur Not nochmal ein anständiges Frauenzimmer zu ermitteln, aber wo sollen wir das nackte Fleisch hernehmen?“

„Das ist wohl auch der Grund, weshalb Sie Ihre Figuren immer bekleiden?“

„Notdürftig, lieber Mettmann, notdürftig! Kleider bis zu den Ohren hinauf will das Publikum nicht haben, und Balltoiletten, die zu viel und zu wenig zeigen, sind scheußlich. Ein Kenner wie Sie hat am liebsten ein offenes Hemdchen, hinter dem er sich alles schöner denken kann, als er es verdient. Wo hängt oder steht meine Kleckerei eigentlich?“

Richard wurde verlegen.

„Sie haben mich nicht zu Wort kommen lassen,“ sagte er. „Ihr Bild liegt noch in der Kiste. Ich finde den Kopf entzückend, die Bekleidung jedoch nicht ... nicht nach der Natur gemalt.“

Und Richard holte die Kiste unter dem Schreibtisch hervor. Disselhof blinzelte ihm nach. Was war das? Dieser junge Mann nahm ein eigentümliches Interesse an dem Bild. Das mußte Geld eindringen.

„Sie haben eine feine Nase,“ sagte er, während er die Kiste rasch aus Richards Händen nahm und mit einem bronzenen Aschenbecher, den er als Stemmeisen benützte, den Deckel losbrach. „Die Dame, nach der dies Bild gemalt wurde, ist selbstverständlich kein gewöhnliches Modell. Armer Adel, aber anständig. Das Hemd und das Korsett ist aus meiner Phantasie. Eine Sauerei! Nicht wahr, Sie wünschen ein gewöhnliches Hauskleid darüber gemalt?“

Disselhof hatte das Bild hervorgelangt und kratzte mit den Fingernägeln ärgerlich an der roten und weißen Farbe herum. Ganz in der Tiefe seiner Seele freute sich etwas über den Auftrag Richards, aber vor allem mußte die Sache Geld eindringen.

Richard stand errötend vor dem Maler.

„Sie haben meinen Wunsch erraten,“ sagte er stockend, „das Kleid muß ja nicht gleich bis an die Ohren reichen.“ Und mit plötzlich hervorbrechender Leidenschaft rief er: „Das Bild ist eine Beleidigung der Kunst. Nein, Verzeihung, Herr Disselhof, ich bitte Sie, übermalen Sie die Gewandung.“

Disselhof nickte mit dem Kopf.

„Eine Sauerei, habe ich ja selbst gesagt. Hören Sie, lieber Mettmann, wollen Sie sich's noch tausend Mark kosten lassen, dieser armen jungen Dame ein Kleid zu schaffen, in welchem sie sich sehen lassen kann?“

Das Blut stieg Richard zu Kopf, als er rief:

„Gern! Ist das Geschäft abgemacht?“

„Abgemacht, Sie Verschwender,“ sagte Disselhof, während er das Bild wieder in die Kiste legte und die abgebrochenen Teile des Deckels mit dem Aschenbecher festnagelte. „Das Geld wird schnell zu verdienen sein, die Dame arbeitet noch immer in meinem Atelier und steht mir jederzeit zur Verfügung. Sie hat gerade an, was ich brauchen kann: dunkelbraune Wolle mit blanken Knöpfen, es wird sich hier unten im Schatten gegen den Ton des Gesichts vorzüglich machen. Ich lasse die Kiste noch heute abholen.“

Als Richard allein war, überkam ihn ein beklemmendes Gefühl. Wie gewaltsam hatte er sich von dem Zauber Johannas losgerissen um ihrer Schande willen. Und was war von dieser Schande noch übrig? War Johanna verantwortlich für die Roheit eines geldgierigen Malers? Dachte er selbst so pedantisch, daß er einem schönen Mädchen verwehren wollte, durch ihre Schönheit den Künstler zu entflammen?

Als der alte Mettmann nach Hause kam, fand er seinen Sohn nicht in der erwünschten Stimmung. Er hatte es eilig. Bevor er sich zurückzog, empfahl er dem Sohn Pünktlichkeit und übergab ihm einige Chiffrebriefe, die sich während der Feiertage als Antwort auf die Frage nach einem Kopisten in der Expedition angesammelt hatten. Vor dem Fest waren schon gegen fünfzig Angebote eingelaufen, und Richard hatte nicht ohne Wehmut in all das Elend geblickt, das sich zur traurigen Arbeit des Notenschreibens meldete. Nun nahm er fast gleichgiltig durch seinen eigenen Kummer die Nachzügler vor und öffnete ein Schreiben nach dem andern. Da meldete sich in trockenem Kanzleistil ein Schullehrer zur Arbeit, dort bettelte eine alte Sängerin, deren Namen einst alle Welt gekannt hatte, um das Brot. Als er den dritten Brief öffnete, starrten ihm die Buchstaben k. k. widerwärtig entgegen. Es war doch schamlos vom Vater gewesen, diese Chiffre zu wählen und schamlos von ihm, daß er nicht widersprochen hatte. Verstimmt schlug er das Blatt auseinander.

Plötzlich schrie er schluchzend auf und schlug die Hände vors Gesicht.

Er hatte nur die Unterschrift gelesen.

Das Blatt enthielt wenige Zeilen.

„Ew. Wohlgeboren erlaube ich mir auf Ihre Annonce meine Dienste anzubieten. Für alle schriftlichen Arbeiten, auch für das Notenschreiben, stehen mir gute Zeugnisse aus den letzten Jahren zur Seite. Ich habe zwar einige Stunden des Tages durch andere Arbeiten besetzt, werde mich aber bemühen, Ew. Wohlgeboren durch Sauberkeit und Schnelligkeit der Abschrift zufrieden zu stellen.

Ergebenst

J. v. Havenow.

Berlin W., Alvenslebenstraße 23 a, 3 Treppen.“

Lange saß Richard in seinem Schmerz versunken unbeweglich da. Dann sprang er plötzlich auf und schloß den Brief ängstlich in seinen Schreibtisch ein. Er war froh, daß er diese Zeilen nicht mehr zu sehen brauchte, die ihn anklagten, ihn und das Schicksal.

Doch ihn ungerecht. Das war die leibhaftige Not, die ihn angerufen hatte, und von der Not der Geliebten hatte er nichts gewußt. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen die Mutter und den Bruder der Unglücklichen, welche müßig gingen, während Johanna ihrer Hände Arbeit anbot, sich für Schreiberdienste verdingte.

Mit widerstreitenden Gefühlen schritt er heftig in seiner Stube auf und nieder. Nun war ja das Unverständliche erklärt, nun war der sittliche Makel von ihr genommen. Warum stürzte er nicht zu ihr, warum faßte er nicht ihre Hände und rief: „Verzeih mir, Johanna, Dein Stolz und Dein Schweigen haben mich irre gemacht, ich habe den Verleumdern geglaubt, aber nun ist alles wieder gut, wenn Du mir verzeihst! Klage mir Deine harte Not, erzähle mir, wie Du Dir Deine nackten Füßchen wund gelaufen hast in der Sorge um das Brot Deiner Mutter, und ich will Deine Mutter zufrieden stellen und Dir selbst will ich einen Teppich von Rosenblättern unter die Füße legen. Dir bin ich in der Freude treu geblieben, ohne Deiner gewiß zu sein; ich habe die Prüfung schlecht bestanden, doch von jetzt ab will ich Dir vertrauen, Dir allein!“

Auf und niederstürmend rief Richard einzelne Worte seines Selbstgespräches laut hinaus. Er wollte sich überreden, daß er auf der Stelle zu Johanna eilen müßte. Wenn man ihm aber dort zur Antwort gab: „Johanna steht eben jetzt Modell bei diesem oder jenem Maler!“, war es genügend, daß er sie loskaufte? Konnten ihre Augen noch so unschuldig sein wie einst, jetzt wo sie täglich die kalten Blicke der Künstler auf sich gerichtet sah? War ihr jungfräulicher Leib noch rein, seitdem die Augen der alten und der jungen Maler jede Linie durchspäht hatten, wie die Sezirmesser der Studenten die Leichen der Anatomie? Und wenn sie heute noch die strengen Gewohnheiten der Erziehung festhielt und sich im Atelier nicht auskleidete wie jede Dirne, war es nicht auch schamlos, sich im Hemd und Korsett malen zu lassen, auch wenn man unnahbar daneben stand, mit dem ehrbaren Wollkleid angetan. Nein, nein und tausendmal nein! Richard empfand es doch als einen Raub an seinem Heiligtum. Da ließ sich nichts abmarkten und nichts verwischen. Und Richard Mettmann, der Sohn eines ehrlichen Vaters, hatte nicht drei Jahre in England gelebt, um nach seiner Rückkehr das Leben an ein Malermodell zu hängen.

Aus ihm sprach ja auch nur das Mitleid. Aus ihrem Briefe hatte ihn ahnungslos die herbe Not angerufen und das Bild zum letztenmal emportauchen lassen, bevor es für immer versank. Es war ja vorbei. Er hatte sie beinahe schon vergessen. Seine Jugendthorheit war Johanna gewesen — hatte er sich nicht so gesagt? Jetzt aber war dieses arme Mädchen verdrängt von der glänzenden Leontine. Ah, Richard war kein Hallunke, der nach dem Geld des Weibes fragte, aber die Ueppigkeit im Hause der schönen Witwe war doch nicht ohne Reiz. Von daher wird er niemals solche Herzstöße empfangen wie eben jetzt durch den Brief der armen Johanna. Er konnte ja nichts dafür, daß sein Vater ihn in

der Aesthetik des Wohlstandes unterrichtet hatte. Es mochten unter den Malermodellen Berlins gar viele brave Mädchen sein, die nur aus Not zu dem Gewerbe kamen, aber warum sollte gerade er eine Gattin wählen, die auf dem Markt gestanden hatte und die von den rohen Blicken der Maler entkleidet worden war.

Doch so viel Mühe Richard sich auch gab, Johanna ins Unrecht zu setzen, immer wieder erblickte er sie, sehnsuchtsvoll herüberstarrend, von Sonnenstrahlen wie von einem Glorienschein umgeben, schön bekleidet mit dem einfachen Wollkleid, und sah neben ihr, wie in der Ausstellung, die prächtige Kommerzienrätin in ihren ausgeklügelten Gewändern, und Johanna siegte, mochte ihre Nebenbuhlerin noch so höhnisch mit den Lippen zucken.

Gegen sechs Uhr kam der Vater im Gesellschaftsanzug, um Richard zur Eile zu mahnen. Er mußte rasch die Kleider wechseln und mit dem Vater hinübergehen.

Der Alte glaubte die Aufregung, die Schweigsamkeit seines Sohnes zu begreifen. Die Liebe der reichen schönen Frau und den Erfolg eines großen Werkes sich an Einem Abend zu sichern, das konnte so einen jungen Mann schon wirbelig machen. Ihn selbst freilich hätte die doppelte Aufgabe nicht um den Verstand gebracht, wenn er so frisch und so hübsch gewesen wäre wie sein prächtiger Junge da. Er hätte die schöne reiche Frau und das ganze Bettelvolk von Musikanten mit fester Faust angepackt und sich nicht so viel in seiner Gemütsruhe stören lassen.

Richard hatte die Gedanken an Johanna zu verbannen gesucht, aber während er jetzt auf einem dicken Teppich zwischen grünen Blattpflanzen die hellerleuchteten Treppen emporstieg, las er im Geiste wieder ihren Brief. Aller Luxus, der ihm eben erst so begehrenswert, so menschenwürdig erschienen war, wurde plötzlich zum Vorwurf, da er ihn sah und Johannas gedenken mußte. Im Vorzimmer hingen so viele Pelze. Wer weiß, ob Johanna in ihrem Wollkleide nicht fror!

Im großen Saal empfing ihn Leontine inmitten der Gäste. Es waren nicht zweimal so viel Zuhörer eingeladen als ausübende Künstler. Mit den Gatten und Gattinnen der letzten und mit den einflußreichsten Musikrezensenten stieg die Zahl der Personen kaum auf fünfzig.

Leontine hatte für diese Gesellschaft einen klugen Doppelschlag ausgeführt. Der Schwager des verstorbenen Kommerzienrats, der Börsenmakler Jakubowski, hatte seit ihrer Verheiratung das Haus in der Tiergartenstraße nicht wieder betreten. Er hatte Gründe zur Feindschaft gegen Leontine.

Sein Fernbleiben hatte ihr in den Augen ihrer nächsten Bekannten geschadet, und noch mehr hatte sie seine böse Zunge gefürchtet. Dieser selbe Jakubowski genoß in der musikalischen Welt Berlins ein ungewöhnliches Ansehen. Ohne selbst als Komponist oder Virtuose thätig zu sein, war er weit über die Börsenkreise hinaus ein musikalisches Orakel. Ihn für Richard Mettmann zu gewinnen war eine wichtige Aufgabe, um so mehr als Jakubowski der eigentliche Besitzer der einzigen musikalischen Wochenschrift und der beste Freund ihres Herausgebers war. Es traf sich glücklich, daß Jakubowski am Begräbnistage des Kommerzienrats sich ihr freundlich genähert und ihr ein paar wohlwollende Worte gesagt hatte.

Es hatte eben nicht freundlich geklungen: „Die herzloseste Frau kann doch die beste Krankenwärterin sein. Sie haben als Pflegerin meines Schwagers seinen Namen tadellos geführt. Ich danke Ihnen dafür!“ Aber es war doch eine Annäherung gewesen. Und Leontine mußte die künstlerische Neugier Jakubowskis durch gemeinsame Bekannte so lebhaft rege zu machen, daß er schließlich sein Erscheinen in dem Hause zusagte, aus welchem ihn einst das Eindringen Leontinens vertrieben hatte.

Nun bildete er mit Doktor Hinzmann, dem Herausgeber der Wochenschrift den geistigen Mittelpunkt der Gesellschaft. Vor der künstlerischen Strenge Hinzmanns und vor der kritischen Bosheit Jakubowskis war schon mancher aufgehende Stern rasch wieder verblaßt. Richards künstlerischer Erfolg war gesichert, wenn er vor diesen beiden Männern bestand.

Leontine zweifelte gar nicht daran, daß das schließliche Urteil in der freien Wahl der Herren lag. Nicht umsonst waren auf ihren Rat die Frauenpartien den schönsten Sängerinnen der Stadt zugeteilt worden, Bariton und Tenor unter den Gatten der schönsten Frauen ausgesucht. Die Künstlergruppe gewährte in der That einen entzückenden Anblick. Und das Diner konnte der Stimmung auch nicht schaden. Jakubowski war nicht unempfindlich für einen auserlesenen Gang, und Hinzmanns kleine Schwäche, ein alter Mosel bester Lage, war natürlich berücksichtigt worden.

Es konnte nicht fehlen, das Fest mußte verlaufen, wie es vorbedacht war. Wenn die letzte Nummer vorüber war, wenn nach dem Quintett des dritten Aktes Zuhörer und Sänger sich zum rauschenden Beifall für den Komponisten vereinigten, wenn der große Erfolg so gut wie verbrieft war, dann brachte man auf einen Wink der Hausfrau den blühenden Lorbeerbaum herbei, der mit Mühe und Kosten aus einem fürstlichen Treibhause erstanden worden war und im Schlafzimmer bereit stand. Eine innigere Zugehörigkeit zum Komponisten durfte noch nicht gezeigt werden, während des Trauerjahrs nicht und Jakubowskis wegen nicht. Wenn aber die Gäste, welche zu keinem Feste, nur zu einer Musikprobe geladen waren, sich dann bald verliefen, wenn Richard mit seinem Vater allein zurückblieb, wurde endlich unter blühendem Lorbeer ein stilles Verlöbnis gefeiert. Schon gestern Abend hätte sie den jungen Mann zur Erklärung bringen können, das hatte sie wohl gefühlt. Sie hatte noch ganz andere bezwungen; doch sie selbst wünschte, daß die Verpflichtung erst nach der Probe erfolgte. Wer um die schöne reiche Leontine werben wollte, mußte erst einen Namen haben, und wenn sie den namenlosen Mann noch so sehr geliebt hätte.

Das Diner dauerte nicht lange.

Die Hausfrau versicherte, während man zu Tische ging, zehnmal nacheinander in immer neuen Wendungen, sie dürfe noch keine Feste geben, es sei heute eine einfache Musikprobe, die Herrschaften müßten vorlieb nehmen.

Und dann wurde in ziemlich rascher Folge eine jener abgefeimten Mahlzeiten von drei Gängen aufgetragen, wie sie der selige Kommerzienrat in seiner letzten Zeit, als er nur noch für Tafelfreuden Leben zu haben schien, mit seinem Koch ersonnen hatte.

Immerhin hatten die Gäste Zeit genug, ihre Stimmung zu heben. Es waren da unter den Künstlern Leute, die in fremden Häusern oder bei sich an Luxus gewöhnt waren, andere, die gewöhnlich über die bescheidenste Nahrung nicht hinauskommen, aber fast niemand aus dem aufgeregten Volke war einfach genug, um diese Tafel nicht zu bewundern. Man sprach fast nur vom Essen. Doktor Hinzmann schlürfte langsam und stetig seinen Mosel. 1865er Schwarzhofberger Auslese, Jakubowski, der der Frau des Baritons zum Rebhuhnkoteleit dreimal die Schüssel mit „Austernsauerkraut in Champagner“ reichen mußte, schämte sich, daß er hier am Tische saß, und spülte sich den Aerger und das Champagnerkraut mit altem Bordeaux hinunter.

Richard saß neben Leontine. Wohin er auch hörte, vernahm er das Lob der Getränke und der Gerichte. Die Hausfrau selbst redete ihren Nachbarn ausführlich zu den besten Bissen zu. Der Baßbariton, der dafür bekannt war, daß er keine Einladung abschrieb, und der sich darum auf Küchenfreuden verstand, beging eine Taktlosigkeit, als er ausrief: Seit dem Stiftungsfest des Vereins Berliner Gastwirte habe er sich nicht so gut unterhalten.

Beim schwarzen Kaffee und der Cigarre kam Richard mit Doktor Hinzmann und Jakubowski endlich in ein näheres Gespräch. Beide Herren waren lebhaft geworden und sprachen in entschiedener Weise über die Pflicht, das Gute überall anzuerkennen, das Mittelmäßige aus dem Tempel hinauszupeitschen. Der junge Komponist wollte seine Zustimmung aussprechen, doch schon forderte die Hausfrau auf, ihr in den Saal zur Aufführung zu folgen. Sie habe die Gäste ja zu keinem Fest geladen, sondern zu einem ernsten Kunstgenuß im Sinne des Seligen.

Nur im Zwang der Unterhaltung hatte Richard den Gedanken an Johanna für wenige Minuten verloren. Als er sich jetzt vor dem großen Flügel niedersetzte, um die einzelnen Nummern seiner Oper selbst zu begleiten, da stieg vor seinen Augen unentrinnbar der klagende Brief auf.

Sie hatte zwar schon einige Stunden des Tages besetzt. Sie wird sich Mühe geben, seine Wohlgeboren durch Sauberkeit und Schnelligkeit der Abschrift zufrieden zu stellen. Solche Blätter, wie sie vor ihm lagen, Abschriften der einzelnen Arien mit Klavierbegleitung, solche Blätter wurden in einer kalten Stube bei mangelhaftem Lichte bis spät nach Mitternacht von hungernden Menschen gegen geringen Lohn niedergeschrieben, und um solche Arbeit bat Johanna von Havenow, trotzdem sie schon einige Tagesstunden besetzt hatte, aber sie wird sich Mühe geben. Das war ja eine Bitte, eine dringende Bitte an einen fremden Herrn, an seine Wohlgeboren.

„Ja, warum fängt er denn nicht an?“ rief plötzlich der Baßbariton so laut, daß es nicht zu überhören war.

Und lächelnd fügte Leontine hinzu:

„Sie sind zerstreut, lieber Richard. Haben Sie Mut, es muß gefallen.“

Richard warf einen raschen Blick umher. Die Gäste hatten sich auf acht Reihen von Stühlen niedergelassen und erwarteten mit teilnehmenden, geröteten Gesichtern, daß die Sache losging. Dicht hinter dem Komponisten, in der ersten Reihe saßen Doktor Hinzmann und Jakubowski. Neben dem Flügel, den Zuhörern gegenüber, standen die Sänger und die schönen Sängerinnen beisammen, alle gut gelaunt, alle ein wenig erhitzt. An Richards Seite auf dem zweiten Klavierstuhl saß Leontine, ganz Bescheidenheit, ganz Diensteifer. Sie beugte ihre herrliche Gestalt bis zum Boden, um zuvorkommend ein Blatt aufzuheben. Es war ja eine unverdiente Ehre für sie, daß der Triumphzug eines jungen Genies in ihrem Hause seinen Anfang nahm.

Richard mußte mit dem Spiel beginnen, wenn er kein Aufsehen erregen wollte. Es fiel ihm wohl flüchtig ein, daß sein Vater heute ein Verlöbnis zwischen ihm und der schönen Hausfrau herbeiführen wollte, er dachte auch daran, daß ihm noch vor vierundzwanzig Stunden der heutige Erfolg seiner Oper von großer Wichtigkeit war, aber er konnte diesen Gedanken nicht lange festhalten. Was war Frau Leontine, was war seine Oper, so lange Johanna um die Gunst bat, seine Noten für Lohn abschreiben zu dürfen. Er konnte nur willenlos den Gesang der Künstler begleiten und wurde immer erst durch das Lächeln Leontinens und den Beifall der Gesellschaft daran erinnert, daß er selbst der Held des Tages war.

Da alle Chöre und alle dramatischen Massenauftritte weggelassen werden mußten, war eine kurze, verbindende Erklärung der Handlung nötig. Als Richard sich außer stande erklärte, etwas Zusammenhängendes zu sprechen, war Leontine errötend dazu bereit. Sie nannte zuerst den Namen der Oper und jede der einzelnen Personen.

Fata Morgana war eine böse Fee und eifersüchtig auf den Prinzen Rustan. Deshalb verwandelte sie im Verlauf der Handlung seine Geliebte, die Sultanstochter Selma, in alle möglichen Dinge: im ersten Akt erschien Selma zu einer Palme verzaubert, und mit dem Klageduett zwischen Rustan und der Palme begann die Oper.

Ein rauschender Beifall folgte. Nur Doktor Hinzmann und Jakubowski blieben ruhig abwartend.

Nach einem großen Ensemblesatz, den auf der Bühne die Gespielinnen Selmas als lebende Blumen mit ihrer Gebieterin aufführen mußten, und nach einem Doppelchore, wenn sich die unsichtbaren Geister der Fata Morgana hinzugesellten, kam dann die zweite Nummer der heutigen Probe, das Duett zwischen der armen Palme und der bösen Fee. Dann verpflichtete sich Rustan in einem langen Recitativ, das wieder fortblieb, für die Entzauberung Selmas dem alten Sultan zehn Jahre als Knecht zu dienen, insbesondere als Knappe bei der Amazonenkönigin auszuharren, welche natürlich die Fee Morgana war. Mitten in einem großen Amazonenmarsch bildete dann ein Koloraturſatz, das Triumphlied der Fee, den Schluß des ersten Aktes.

Der Beifall ließ nach der zweiten und dritten Nummer nicht nach. Nur in der ersten Reihe wagten die Damen es nicht, früher als die beiden Kenner zu klatschen, Doktor Hinzmann und Jakubowski, die unbeweglich dasaßen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Synagoge in Danzig.

Wie tiefkräftig die Schaffensfreudigkeit in Danzig fortlebt, die zur Zeit der Herrschaft des Deutschen Ritterordens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die hohen gotischen Dome und während der größten Blüte seines Handels im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert die herrlichen Denkmale der Renaissance errichtet, beweisen Zahl und Ausführung seiner Architekturen aus neuester Zeit.

Bei aller Berücksichtigung der modernen Bedürfnisse der verdoppelten Bevölkerung erneute es sich unter Leitung seines Oberbürgermeisters den Winter — des thatkräftigsten, verdienstvollsten, den Danzig je gehabt hat — innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre voll Pietät gegen die herrlichen Vermächtnisse der Vorfahren.

Im Anschluß an dieselben schufen auch die vereinigten israelitischen Gemeinden von Danzig den Prachtbau ihres Tempels.

Weithin über den Stadtwall sichtbar, erhebt sich an der Reitbahn die edel geformte, sechzig Meter hohe, von vier Giebeln eingefaßte Kuppel über den reich gegliederten Bau mit der schönen Fensterrosette in der Hauptfassade. Zwei Türme, gleich der Kuppel von Aufsätzen gekrönt, wie sie den Altdanziger Bauten eigentümlich sind, flankiren die Vorhalle und sind durch überbrückte Bogen mit der Hauptkuppel verbunden. Ebenso zeigt die prachtvolle Vorhalle mit ihren vier Säulen den Charakter der Danziger Renaissancebauten.

Diese Vorhalle dient als Wochentagssynagoge. Von dem zehn Meter hohen quadratischen Raum unter der Kuppel, der sich als Vorhof betrachten läßt, öffnet sich die Perspektive auf das imposante Innere des Tempels, das aus einer überwölbten Halle mit vorgelegten Nebenschiffen besteht, deren Gewölbe, Rund- und Korbbogen auf schlanken Granitsäulen, ähnlich denen der Marienburg, ruhen, was dieser Halle eine unvergleichliche aufstrebende Leichtigkeit und Anmut verleiht, und sie höher und größer erscheinen läßt, als sie es in Wirklichkeit ist. Nach Osten schließt sich die halbkreisförmige Bimah mit dem Allerheiligsten an. Den Hintergrund darüber füllt der mächtige Orgelchor mit einem Prachtwerk von Terletzki. Ueber dem Vorraum erhebt sich hoch ansteigend der Frauenchor, der sich in Galerien zu beiden Seiten der Halle fortsetzt. Reiche, zum Teil vergoldete Holzschnitzerei und Ornamentirung im Stil unserer baltischen Renaissance schmücken das Allerheiligste, in dem naturgemäß die Wirkung des inneren Entwurfes gipfelt.



Die neue Synagoge in Danzig.
Nach einer photographischen Aufnahme von Gaebel & Sohn in Königsberg in Pr.

In dem mit rotem Tuch ausgeschlagenen, von einem reichgestickten Vorhang verhüllten Tabernakel aus edlem Holz sind die mit wahrhaft gleißender Pracht ausgestatteten Thorarollen der Gemeinde aufgestellt. Uralte Decken, die einst als Vorhänge in den alten Synagogen gedient, füllen neben den von den Frauen der Gemeinde gestifteten dekorativ die Felder zwischen dem Schnitzwerk der Bimah, welche an den Aufgängen von zwei mächtigen vergoldeten Säulen mit Gasflammenleuchtern flankirt wird. Kronen und Leuchter sind in edelster Form dem Charakter der Synagoge entsprechend angefertigt.

Noch tragen Wände und Gewölbe einfaches Grau in Backsteinimitation, werden aber mit Sgraffitomalerei geschmückt werden, sobald das Mauerwerk völlig trocken sein wird. Um so reicher wirken die Fenster, welche inmitten eines Architekturaufbaues in strahlenden Farben symbolische Darstellungen und Teppichmuster tragen. Alttestamentliche Sprüche füllen die unteren Bogenfriese.

Bemerkenswert sind die Inschriften in hebräischer und deutscher Sprache über den Eingängen: „Heilig dem Einigen." „Sind wir nicht Alle Kinder Eines Vaters?" „Hat nicht Ein Gott uns Alle erschaffen?" „Gesegnet sei, der da kommt."

In diesem Geiste war auch die Weiherede des Oberrabbiners Dr. Werner bei der Einweihung der Synagoge, welcher, unter Vortritt der Spitzen aller Behörden, der Generalität und Geistlichkeit, Vertreter aller Bekenntnisse beiwohnten.

Ausführende des Prachtbaus waren die namhaften Meister Ende und Böckmann, denen Danzig auch die Prachtbauten des Landesbaurats und der Sparkasse verdankt. Sie schufen den Tempel — da es keinen eigentlichen orientalischen Synagogenstil gibt — im Anschluß an den Danziger Baustil mit Anklängen an die Alhambra. Unter der besondern Leitung des Baumeisters Steil, einer hervorragenden Zierde ihrer Schule, wurde dieses Gotteshaus in zwei Jahren mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Mark errichtet. In alter Zeit gehörte ein Menschenalter und mehr dazu, einen solch großartigen Kunstbau zu vollenden. **E. Pattner.**



Ländliches Fest. Gemälde von R. Hirth du Frênes.

Pygmalion und Galathea.



Originalzeichnung von Fischer-Cörlin. — Dichtung von Max Kahlenberg.

Digitized by Google

Der Eseltreiber am Brunnen.

(Siehe das Bild Seite 493.)

Geplagter als der „Burito", der Esel, ist wohl kaum ein lebendes Geschöpf im Orient, wenn man von den Frauen der armen Mohammedaner absieht, die den Vierfüßler vielleicht mit benedien, weil er Geld kostet und deshalb, so weit es angeht, geschont werden muß; aber er spielt dafür seine bedeutsame Rolle schon seit biblischen Zeiten und ist das unentbehrlichste Wesen in allen unteren Schichten des Volkes. Er trägt alles, was ihm aufgebürdet wird; selbst den Mißhandlungen setzt er einen stoischen Gleichmut entgegen; er stritt alles, was ihm vorgelegt wird, und zeigt kaum das Bedürfnis, sich auszuruhen; er begnügt sich des Nachts seines Obdachs und streckt sich genügsam neben die Lehmhütte des Fellah, um mit dem ersten Morgengrauen wieder seinen Dienst zu verrichten.

Namentlich in Aegypten ist der Esel seit undenklichen Zeiten ein unentbehrliches Tier. Wer Kairo besucht hat, der kennt die Menge der Eseltreiber, die dem Fremden ihren Burito anbieten, und kein Fremder ist im stande, ohne diesen in dem erschlaffenden Klima die Anstrengungen eines Touristen zu ertragen. „Burito! Burito!" schallt es ihm namentlich auf der Esbekieh von allen Seiten entgegen; der Reisende hängt seine Beine über den Rücken des armen Tiers, und vorwärts geht's, wohin er begehrt. Manche dieser Esel haben auch die Ehre, berühmte Namen zu tragen nach den Launen Fremden, die sich ihrer wochen- oder monatlang täglich bedienen. Schlau und spekulativ, wie die Treiber sind, wissen sie Kapital aus diesen Namen zu schlagen, denn selbstverständlich setzt sich der Tourist gern auf den Sattel, der einem bekannten oder berühmten Manne schon gedient. Aber auch dem Geschäftsmann ist dieses Tier unentbehrlich; viele Kaufleute oder Beamte haben ihren eigenen Esel, der ganz genau die Wege kennt, die sein Herr täglich macht; verläßt derselbe an Ort und Stelle den Sattel, so sieht der Burito, unbeweglich seine Rückkehr erwartend, vor dem Hause, den Kopf in die Ecke oder zur Wand gekehrt, und nichts ist im stande, ihn in seinem Beruf irre zu machen. Tritt der Herr wieder zum Hause heraus und hängt ihm wieder die Beine über den Sattel — er weiß schon, wohin es geht, und so trabt er von Stätte zu Stätte, bis die Geschäfte erledigt sind. W.

Lesen, sehen, hören und reden.

Von

G. Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Wer weiß uns wohl eine Schrift namhaft zu machen, in welcher von Lesern die Rede ist, und nicht gegen deren übergroße Mehrzahl bittere Klagen geführt werden? Vor allem eifert man gegen die Zeitungsleser. Schon der Theaterdirektor im Vorspiele zu Faust (1797) bezeichnet die Zeitungen, welche „vom Lesen der Journale" kommen, als die schlimmsten. Nichts bestoweniger wird immer mehr und flüchtiger gelesen, es erscheinen immer mehr Journale, es schreiben immer mehr Leute dafür, die besten Schriftsteller lassen ihre Romane im Feuilleton großer Zeitungen erscheinen, begünstigen also mittelbar das flüchtige Lesen. Soll das alles nur schlimm sein und nur nachteilig wirken?

Die vielen Zeitungen und sonstigen literarischen Tageserscheinungen sind ein Erzeugnis der Zeiten, für ihre Forderungen und Bedürfnisse und Interessen berechnet, die sich immer vermehrten und wuchsen. Wie viele Interessen gab es wohl vor hundert Jahren, die mit dem öffentlichen Leben derart zusammenhingen, daß sie nach diesem sich richten mußten? Fast alles hing von dem Machtworte der Regierungen ab; was diese verordneten, mußte zuerst berichtet werden, dann kamen die Neuigkeiten über hohe Herrschaften anderer Länder, die Toilette, welche diese oder jene Majestät bei der und der Gelegenheit getragen. Die freieren Zeitungen brachten dann auch noch Personennachrichten, auch Erzählungen politischer Vorfälle, die sich in anderen Ländern zugetragen. Ueber alles, was in nächster Nähe vorging, ward Stillschweigen beobachtet. Sobald die Interessen sich zu vervielfältigen begannen, wurde auch das Bedürfnis rege, alles darauf bezügliche baldigst zu erfahren; und da im Laufe der Zeiten eine ganze Masse neuer und verschiedenartigster Interessen: politische, Handel und Gewerbe betreffende, künstlerische und gesellschaftliche entstanden und sich verbreiteten, da sie notwendigerweise bei der immer weiter strebenden Bildung zuletzt gar nicht vereinzelt bleiben konnten, sich berühren, ergänzen, öfters auch durchkreuzen mußten, so liegt es klar, daß gerade im Zeitungswesen die größte Entwicklung sich kundgab, weil eben die Tagesblätter sich als die am schnellsten und leichtesten zu handhabende Vertretung der verschiedenen Interessen bewährten. Und voraussichtlich werden die Zeitungen weder an Zahl noch an Bedeutung abnehmen, wenn auch die Ebbe und Flut hier eine wegschwemmt, dort eine andere verschlingt. Aber nicht bloß diese, sondern auch alle Schriften, in denen herrschende Ideen und Interessen Vertretung und Darstellung finden, Romane, Erzählungen, Theaterstücke, welche aktuelle Stoffe einigermaßen geschickt behandeln, finden viele und eifrige Leser. Manchmal wendet sich der Geschmack auch nach einer von der Aktualität entferntest liegenden Seite, nach der deutschen Vorzeit oder Altägyptens; doch nur den bedeutendsten Schriftstellern gelingt es, für derartige Stoffgebiete dauernden Anteil zu gewinnen.

Da nun einmal so viele Zeitungen bestehen, die sich nur durch die Leser erhalten können; da alljährlich so viele Unterhaltungsbücher erscheinen, die doch auch mehr oder weniger Aufnahme finden — denn welcher Verleger würde sonst noch dergleichen drucken lassen? — da bei all dieser Masse Lesestoff, der schnell genossen werden muß, jetzt gerade die Naturwissenschaften am meisten gepflegt werden, welche durchaus gründliches, ernstes und ausdauerndes, immer erneutes Studium verlangen; da ferner gerade unter den berühmtesten Vertretern und eifrigsten Jüngern der Wissenschaft die lebenslustigen Gesellschaftsmenschen zu finden sind, die an allem, was in der Welt vorgeht, Interesse nehmen und den Neuigkeiten nachgehen, so muß im Laufe der Zeit eine besondere Kunst des schnell Lesens, schnell Sehens, Hörens und Denkens sich ausgebildet haben; die Anlage ist vorhanden gewesen, aber erst die Uebung konnte diese entwickeln; und der Uebungsmethode seien hier einige Betrachtungen gewidmet.

Jeder Mensch, der aus den Studienjahren in die praktischen und handelnden tritt, sollte eine Zeitung alles durcheinander und recht schnell lesen, und dabei acht geben, was von dem so schnell Gelesenen ihm sogleich am lebhaftesten an der Erinnerung haftet, was ihm nach und nach oder zufällig plötzlich wieder vor dem inneren Auge aufgetaucht ist, und endlich was sich in gar keinen Gedächtniswinkel setzen wollte und entschwunden geblieben. Aus solchem Rückblicke wird er einen besseren Maßstab seiner natürlichen Neigungen, des ihm bisher „Unbewußten" formen, als aus allen vorgefaßten, nach allerhand philosophischen Abhandlungen schablonenhaft eingerichteten moralischen Selbstprüfungen. Was diesen angeborenen Neigungen entspricht, wird zuerst im Gedächtnisse bleiben — in zweiter Reihe das, was beim Lesen entschieden entgegengesetzte, widerstrebende Gefühle erregt. Die weiteren Abstufungen bis zum vollständigen Vergessen bezeichnen dann die höheren oder niederen Grade des Anteils. Nun wäre dann das Lesen und auch das Studium der Bücher derart einzurichten, daß diejenigen Mitteilungen über wichtigere Angelegenheiten, welche erfahrungsmäßig sich dem Gedächtnisse weniger eingeprägt haben, mit größerer Aufmerksamkeit und Langsamer gelesen würden, damit nichts von dem, was irgendwelchen höheren Zwecken entspricht, dem Geiste entginge, sondern alles mit dem im Gedächtnisse fester zurückbleibenden sich verbinde. Diese Anordnung des Lesens wird nicht bloß das Auge üben, die schnelle Verbindung des Sehens und Denkens in hohem Grade befördern, sondern auch die Oekonomie des Geistes in der Weise begründen, daß mit viel weniger Anstrengung viel größere Erwerbungen erzielt werden.

Denn niemand wird leugnen, daß auch der reichste Mann verstehen muß, sein Vermögen zu verwalten, daß er Gleichgewicht in Einnahmen und Ausgaben zu erhalten, selbst einen Ueberschuß für unvorgesehene Fälle bewahren soll, und daß nur derjenige Pracht und Prunk entfalten darf, der nicht die Zinsen seines Vermögens verbrauchen kann, dabei aber auch genauer Berechnung sich bewußt ist. So auch mit dem Haushalt des geistigen Vermögens; er verlangt richtige Verwendung und richtige Kenntnis des Wertes der verschiedenen Dinge. Der gute Verwalter seines Vermögens beneidet zwar den vielen eleganten Nippsachen nicht allen Wert, betrachtet sie vielmehr als Hilfsmittel des angenehmen Daseins, geht aber nicht mehr Geld dafür aus, als er leicht erübrigen kann; der richtige Geizerskennen sucht auch nicht immer nur das sogenannte praktisch Nützliche, das gleich im Hause Brauchbare, oder nur das Hohe, Erhebende, er weiß auch das nur Angenehme, Leichte, Gefällige, Unterhaltende zu schätzen, aber nach seinem richtigen Werte, und verwendet eben nicht mehr geistiges Vermögen und Zeit darauf, als er, ohne seine Hauptbeschäftigung zu beeinträchtigen, wegsetzen kann. In dieser Weise wird auch ein ursprünglich nicht bedeutendes geistiges Kapital in Bewegung erhalten, vor Verschlitterung bewahrt, verwertet und vermehrt; umgekehrt durch ungeschickten Verbrauch wird ein bedeutendes oft nutzlos vergeudet, manchmal ganz verloren.

Der Zeitungsleser, der gelernt hat, mit schnellem Blicke die verschiedenen kleinen Neuigkeiten zu übersehen, diejenigen herauszufinden, welche mit politischen und gesellschaftlichen Angelegenheiten in Bezug stehen oder zu bringen sind, wird von den Tagesstimmungen ein deutlicheres Bild gewinnen, als durch Studium langer kalkuschlorischer Artikel, die recht schöne allgemeine Grundsätze aufstellen, aber gar oft über die Ent- und Verwicklungen, welche die Gemüter augenblicklich bewegten, über die „Aktualität" wenig Aufschluß bieten. Freilich muß der Leser einiges Denken und Beobachten auch beim Zeitungslesen mitbringen; die Gelegenheit dazu wird dem, der sie zu benützen versteht, reichlich geboten. Wer mit Verstand Zeitungen liest, schärft den Blick und den Geist, lernt entfernt liegende Dinge Beziehung entdecken und Gegensätze finden dort, wo das unreife oder oberflächlich schweifende Auge Zusammenhängendes sieht. Wenn sich jemand die Mühe nehmen wollte, die kleinen Angaben in verschiedenen Zeitungen über bestimmte Angelegenheiten (Kunst, Gesellschaft, Wissenschaft) mit wenigen Worten in einem Tagebuch anzumerken, so würde er nach einigen Jahren genauen Ueberblick in manche verwickelte Verhältnisse gewinnen und bei später vorkommenden wichtigen Fällen ein sicheres Urteil fällen, als wenn ihm von Beteiligten und Eingeweihten allerlei Mitteilungen zukommen, die alle mehr oder weniger vom augenblicklichen Eindrucke und von Interessen bestimmt werden. Wer jemals irgend eine vergangene Periode der Kunst- oder Kulturgeschichte studirt hat, weiß, daß ein Tagebuch aus der Zeit, selbst wenn es unverkennbar rein persönliche oder entschiedene Parteiansichten wiedergibt, doch die besten Aufschlüsse bietet, und daß manche unbedeutende Notiz in einer Zeitung den Forscher sicherer auf die richtige Spur gebracht hat, als die geschichtlichen Abhandlungen. Es steht also fest, daß die Zeitungen nicht so schädliche Einrichtungen sind, wie sie von mancher Seite geschildert werden, sondern zu den wirksamsten Kulturmitteln gehören. Von Menschen geschrieben und über Menschen berichtend, sind sie ein Spiegel der Zeit, allerdings manchmal ein Zerrspiegel; daß durch manche derselben viele Lügen, viele falschen Ansichten, viele Standalgeschichten Verbreitung finden, daß manche das Urteil in politischen und sittlichen Dingen eher trüben als klären, wer wollte das leugnen? Glaube jedoch nur niemand, daß in den Zeiten, als noch der Staat durch die Zensur über die Sittlichkeit der Zeitungen wachte, weniger Standalsucht und Klatsch herrschte! Im Gegenteil, man vernahm damals eigentlich fast nur das; was von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen blieb, ward mit immer größerem Eifer von Ohr zu Ohr geflüstert. Der Verfasser erinnert sich aus seinen Knabenjahren noch genau, wie in Wien die allergemeinsten Dinge in der guten Gesellschaft breit getreten wurden, wie bei jeder unanständigen Mißethat die unglaublichsten Erzählungen über hochgestellte Persönlichkeiten in Umlauf kamen, und wie es eben gar kein Interesse gab, als das an solchen Dingen. Bei der jetzigen Gestaltung des politischen und gesellschaftlichen Lebens ist gerade die Oeffentlichkeit der einzige Damm gegen manchen Mißbrauch, und der Takt des Lesers das einzige sichere Mittel gegen den Mißbrauch der Presse. Es ist bezeichnend, daß gerade in kleineren Städten die Skandalpresse größeren Umfang üben kann, als in großen, in denen die anständigen Zeitungen einen weiteren Leserkreis besitzen, und auch des gebildeten Publikums Urteil aufgehender wirkt. Ein wenn auch nur flüchtiger Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Zeitungswesens zeugt unwiderstehlich von großem Fortschritte; und nur wenn die Nation selbst auf tiefere Stufe hinabsteigt, kann die schlechtere Presse zu stärkerer Geltung und zum Einfluß gelangen; wir müssen diesen Satz dem Nachdenken des Lesers überlassen, da die Weiterausführung Gebiete betreten müßte, welche wir absichtlich vermeiden. Unserem Zwecke genügt, daß der Leser die Ueberzeugung gewinne, wie auch aus den Zeitungen und aus deren leichterem, oberflächlicherem Teile Nutzen geschöpft werden kann, wenn man den Wert und die Zeitausgabe richtig schätzt und verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Jahrmarkt in Jelna.

(Siehe das Bild Seite 493.)

Regtes Leben und Treiben entwickelt sich auf den schneebedeckten Straßen und Plätzen der kleinen russischen Stadt Jelna zur Zeit des Jahrmarktes. Aus der Umgegend strömen die Landleute in der sonst so stillen Kreisstadt zusammen, teils um die Erzeugnisse ihres Fleißes auszubieten, teils um selbst Einkäufe zu machen, die ihnen, wenn sie auch noch so bescheiden sind, ihr heimatliches Dorf nicht liefern kann. Mit dieser Absicht ist auch der Bauersmann oder Waldhüter, den wir im Mittelpunkt unseres Bildes erblicken, zum Jahrmarkt herangekommen und eben im Begriff mit einem Verkäufer handelseins zu werden über ein Beil. Er probirt, wie es ihm in der Hand liegt, und ob der eigentümlich geformte Stiel die richtige Schwerkraft hat und so eine sichere Handhabe bietet. Für einen russischen Bauern ist das Beil das unentbehrlichste Werkzeug, denn mit ihm zimmert er sich sein einfaches Wohnhaus, welches gleich einer Blockhütte aus rohen Baumstämmen zusammengefügt ist. Ebenso verfertigt er damit die ganze innere bescheidene Ausstattung, den allerdings sehr primitiven Hausrat. An der Außenseite sind einige wenige, aber allgemein gebräuchliche und feststehende Verzierungen angebracht, die wiederum nur mit der Art gearbeitet werden. Mit wenigen kräftigen und kunstfertigen Schlägen sind die beiden sich kreuzenden Pferdeköpfe, welche den Giebel des Hauses schmücken sollen, so geschickt hergestellt, daß man glaubt, dem Verfertiger hätten noch alle möglichen anderen Werkzeuge zur Verfügung gestanden. Hat der Bauer dann diesen vor allem wichtigen Kauf abgeschlossen, so kann

Google

derselbe Händler ihm noch mit anderen Dingen dienen, die zwar nicht so notwendig, aber doch sehr wünschenswert sind. Da lehnt besonders ein Gegenstand, der recht im stande ist, das Herz eines Russen mit Freude zu erfüllen, die Balalaika. Dieses mit nur zwei Saiten bezogene zitherartige Instrument ist bei den unteren Volksklassen Rußlands ungemein beliebt und ebenso charakteristisch wie die Doppelflöte, auf welcher der kleine Junge seiner schönen Schwester eines jener eigenartigen, melancholischen russischen Volkslieder vorspielt, welche im Herzen eine ungeahnte Sehnsucht nach etwas fernem Schönen hervorrufen. Auch das junge Mädchen läßt ihren sinnigen Blick in die Ferne schweifen. Sie ist entrückt dem lauten Treiben um sie her, nur ihre Ohren vernehmen die süßen, einschmeichelnden Klänge, und diese tragen ihre Gedanken weit, weit hinweg über die winterlichen Gefilde — wer sagt uns, wohin?

A. F.

Literatur

— **Ein junges Talent ist mit seinem novellistischen Erstling** vor die Oeffentlichkeit getreten. „Arnold der Mönch" von Eduard Oehmke (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt) ist in Rücksicht auf Umfang und Behandlung eine Novelle, in Absicht auf seinen Charakter und Inhalt der Roman eines von inneren Stürmen geschüttelten Lebens, das den Zwiespalt zwischen seinem natürlichen, ungestümen Herzensdrang und einer schwer auf ihm lastenden, durch äußere Verhängnisse ihm aufgebürdeten Pflicht nicht zu versöhnen weiß, ja man könnte sagen: es ist der Roman eines ereignisvollen Kulturabschnitts. Eine ansehnliche, vielverschlungene Kette von Begegnissen bedeutsamer Art ist in den engsten Rahmen zusammengedrängt; Bild reiht sich an Bild mit wechselnder Farbenglut, mit landschaftlichen Umgebungen. Es ist der Balladenton der Romantiker in die ungebundene Redeweise der modernen Novellistik übertragen und mit den Erscheinungen und den leitenden Ideen der jüngsten Gegenwart durchsetzt. Wie die windbewegten Wellen des Sees, an dessen Ufern das Kloster, das Schloß, die Fabrik, der Edelsitz gelegen sind, in deren Räumen und Umgebungen die geschilderten Vorgänge sich abspielen, so gelangt auch die von seelischer Erregung beschwingte Darstellung nirgends zur Ruhe. Ein rastloses Auf- und Niederwogen der Empfindungen treibt das leichtbewegliche Fahrzeug einer jugendlich lebhaften und nervös angespannten Phantasie in raschem Zeitmaß dahin. Mag man sich auch nicht mit allen ihren Ausführungen, die sich bisweilen zu wildgrotesken Gebilden auftürmen, im vollen Einverständnis fühlen, so ist doch das Ganze eine Erscheinung von schwungvoller Konzeption und eigenartigem, unentrinnbar fesselndem Interesse.

— **Unter allen den Werken, deren Verfasser es sich zur** Aufgabe gemacht haben, den wechselvollen Gang der Weltgeschichte zu schildern, nimmt entschieden die erste Stelle die „Allgemeine Weltgeschichte" von Georg Weber (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann) ein. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier des längeren alle Vorzüge dieses allgemein anerkannten Geschichtswerkes auseinandersetzen. Daß aber nicht bloß die Fachgelehrten, sondern auch der große Kreis der gebildeten Menschheit, für den Weber, wie er ausdrücklich in der Vorrede sagt, diese allgemeine Weltgeschichte bearbeitet hat, die Vortrefflichkeit derselben erkannt und richtig gewürdigt haben, dafür ist der beste Beweis, daß eine neue, zweite Auflage nötig geworden ist. Dem greisen, hochverdienten Verfasser ist das Glück zu teil geworden, noch heute an der Bearbeitung der neuen Auflage rüstig mitwirken zu können, obgleich schon dreißig Jahre vergangen sind, seitdem er mit dem ersten Bande seines epochemachenden Werkes vor die Oeffentlichkeit trat. Von dieser zweiten Auflage, die unter Mitwirkung von Fachleuten revidiert und überarbeitet ist, sind seit 1882 bereits 12 Bände erschienen, welche die Ereignisse bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts behandeln, nebst einem Register für die Bände I—VIII. Die neuesten Ergebnisse der Forschungen sind auf die sorgfältigste Weise benutzt worden, namentlich für die ältesten Zeiten, während an anderen Stellen eine kürzere Zusammenfassung stattgefunden hat, ohne daß dadurch irgendwie die Darstellung gelitten hätte. Möge es dem liebenswürdigen Gelehrten vergönnt sein, noch thätig bis zur Vollendung dieser neuen Auflage seines Werkes mitarbeiten zu können.

— **Wer sich mit Botanik fachmäßig oder aus Liebhaberei** befaßt, findet für die Ausflüge, die er im Interesse seiner pflanzenwissenschaftlichen Studien unternimmt, einen empfehlenswerten Begleiter an der „Exkursions-Flora der Blüten- und höheren Sporenpflanzen" von Dosch und Scriba, die zunächst mit besonderer Berücksichtigung des Großherzogtums Hessen und der angrenzenden Gebiete bearbeitet und jüngst in dritter, vermehrter und mit Abbildungen versehener Auflage bei Emil Roth in Gießen erschienen ist. Diese neue Auflage vergrößert das behandelte Exkursionsgebiet, indem sie auch die in Baden, Rheinbayern und Elsaß-Lothringen vorkommenden Pflanzen eingehender berücksichtigt, und fügt auch im übrigen dem früheren Inhalt, der im Hinblick auf die jüngsten Errungenschaften des Wissens wie auf die mancherlei Veränderungen, welche die inzwischen verflossenen Jahre bezüglich der Standorte dieser und jener Pflanzengattungen und anderer hier in Betracht kommender Momente mit sich gebracht haben, einer sorgsamen neuen Bearbeitung unterzogen worden ist. L. Dosch, der bei Lösung dieser letzteren Aufgabe der Beihilfe seines früheren Mitarbeiters entraten mußte, da derselbe inzwischen einem Ruf an die Klinik nach Tokio gefolgt ist, hat sich durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er zu Werke ging, den Dank aller Freunde der Pflanzenkunde gesichert.

— **Unter dem Titel „Hygieia" erscheint jetzt in Stuttgart** bei A. Zimmer eine Monatsschrift, die sich zum Ziel gesetzt hat, gemeinverständliche Anleitungen für Selbstgesundheits- und Krankheitspflege und gleichzeitig interessantes Material für Menschen- und Kulturkunde zu liefern. Diese eigenartige Zeitschrift, von welcher uns zwei Lieferungen vorliegen, wird unter Mitwirkung von Aerzten und Hygienikern von Dr. Paul Niemeyer herausgegeben. Sie basiert auf der Naturheilkunde und Naturheilkraft und ist außerordentlich reichhaltig an interessantem Stoff, der sich fast immer nur auf Erfahrung stützt. Die Vereinfachung der Kurmethoden, die Hinweisung auf jene Heilmittel, welche die Natur selbst darbietet, der Kampf gegen das Doktrinäre und das Theoretisieren ist die weitere Tendenz dieser Monatsschrift, welche es wohl verdient, ein Gesundheitsfamilienblatt des deutschen Volkes zu werden.

Prinz Ludwig Wilhelm von Baden.

Das badische Fürstenhaus gehört seit langem zu den beliebtesten und populärsten in ganz Deutschland — mit um so größerer Teilnahme hat man überall die Kunde von dem Trauerfall vernommen, von dem es so plötzlich und unerwartet betroffen worden. Soeben erst von dem schwer gefährdeten Kronprinzen, ihrem geliebten Bruder und Schwager, aus San Remo zurückgekehrt, empfingen der Großherzog Friedrich und die Großherzogin Luise am 23. Februar in Basel die erste Meldung von der schlimmen Wendung, welche in dem Befinden ihres vor wenig Tagen noch völlig gesunden Sohnes eingetreten. Noch bevor sie ihn zu erreichen vermochten, war Prinz Ludwig Wilhelm verschieden. Jeder tiefer Empfindende wird den Schmerz der Eltern und der ohnehin



schon so tief gebeugten kaiserlichen Großeltern mit empfinden. Ein kleiner Trost mag ihnen die Liebe und Verehrung ihres Volkes sein, die auch jetzt wiederum aufs lebhafteste aller Orten sich aussprachen.

Der Prinz, zweiter Sohn des Großherzogs und durch seine Mutter ein Enkel des deutschen Kaisers, war am 12. Juni 1865 zu Baden-Baden geboren. Seine Ausbildung erhielt er in Karlsruhe auf der sogenannten Prinzenschule, die mit seinem Austritt aufgelöst wurde. Dann bezog er die Hochschule zu Heidelberg und zuletzt die von Freiburg, wo er nun gestorben ist. Militärdienste that er mit dem Rang eines Sekondeleutnants im 1. badischen Leib-Grenadierregiment Nr. 109 und dann auch bei den Garde-Ulanen in Potsdam, also bei denselben Regimentern, in denen auch sein älterer Bruder, der Erbgroßherzog, diente. Man rühmte von Prinz Ludwig seinen lebensfrohen, der heiteren Seite des Daseins zugewendeten Sinn, während bei dem Erbgroßherzog eine ernstere Grundstimmung vorwiegt. Für den Fall, daß die Ehe des letzteren kinderlos wie bisher bliebe, war Prinz Ludwig der Zweite am Thron, in welche Stelle jetzt für den erwähnten Fall Prinz Max, der am 10. Juli 1867 geborene einzige Sohn des Prinzen Wilhelm von Baden, eingerückt ist.

Notiz-Blätter.

Bildende Künste.

— **Zum Gedächtnis der bevorstehenden Vermählung des** Prinzen Heinrich von Preußen mit Prinzessin Irene wird die Stadt Kiel im innern Hofe des Residenzschlosses einen monumentalen Kunstbrunnen errichten. Die Hauptfigur desselben bildet nach dem von Professor Lürssen ausgearbeiteten Entwurf die Idealgestalt der Stadt; sie ist auf überlebensgroße Ausführung berechnet und steht, inmitten eines dreigliedrigen Beckens, auf einem Sockel, welchen das Allianzwappen und die Reliefbildnisse des hohen Brautpaares schmücken.

— **Die Stadt Riga hat beschlossen, den Kreuzgang ihres** aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Domes mit einem Kostenaufwand von 100,000 Mark in ein städtisches Museum zu verwandeln. Der Umbau wird nach Plänen von Neuburger ausgeführt, welche der Berliner Architekt von der Hude einer umfassenden Revision unterzogen hat.

— **Zum Ersatz des namentlich zur Zeit der Jubiläumsausstellung** 1886 viel bewunderten Pergamonpanoramas im Ausstellungspark zu Berlin sind die Maler Max und Georg Koch beschäftigt, für die diesjährige Ausstellung den „Brand von Rom" in einem großen Panorama darzustellen.

— **In Paris betrug bei der großen Gemäldeversteigerung** von G. Guillaumet der Erlös des ersten Tages gleich mehr als 100,000 Mark. Im ganzen wurden an drei Tagen 220,000 Mark vereinnahmt, das heißt 25 Prozent mehr, als das Angebot betrug! Die Kauflust des sehr zahlreich erschienenen Publikums und namentlich der Amerikaner darunter war so groß, daß die Regierungsvertreter bedeutend überboten wurden und, um ihre Kompetenz nicht zu überschreiten, genötigt waren, von jedem nennenswerten Ankauf abzusehen.

— **Der Stadt Leipzig hat ein jüngst verstorbener Ehrenbürger**, Dr. Petschke, die Summe von 450,000 Mark vermacht, deren Zinsen zu Ankäufen für das städtische Museum verwandt werden sollen.

— **In Köln ist man mit der Gründung eines Kunstgewerbemuseums** beschäftigt. Es hat sich zu diesem Zweck ein Verein gebildet, welcher gegenwärtig schon 169 Mitglieder zählt und über einen Grundstock von mehr als 52,000 Mark, sowie über 2893 Mark an Jahresbeiträgen verfügt. Geeignete Räume werden ihm überdies von seiten der Stadt kostenlos überlassen und sämtliche kunstgewerbliche Bestände des Wallraf-Richartz-Museums zur Aufstellung darin überwiesen werden. Zum Direktor des Instituts ist Dr. Arthur Pabst in Berlin berufen worden.

Bühne.

— **Später als die Hofbühnen verschiedener kleinerer Residenzen** hat das Berliner Schauspielhaus Paul Heyses „Weisheit Salomos" zur Aufführung gebracht. Die Pracht der Versesprache, der hohe Gedankenflug und manche ereignis- und spannungsvollen Szenen haben dem Dichter auch in Berlin einen vollen Triumph verschafft, den die Regie durch blendenden Prunk der Szene und eine Ausstattung in malerisch-tadellosem Geschmack noch zu steigern bemüht war. — Im Wallnertheater hat ein rührseliges Volksstück „Orgelpfeifen" von Treptow und Hermann, ebenfalls Glück gemacht. Es ist mit Geschick und viel Witz in den Couplets komponiert und feiert die ehrliche Arbeit im Gegensatz zur überfirnißten Bildung. Das Rezept, nach dem es gemacht wurde, ist das bekannte: aus hundert Ingredienzien wird eine bunte Posse zusammengestellt, die, wenn sie mit Witzpulver bestreut ist, ihre die Heiterkeit lösende Schuldigkeit thut, ohne daß man recht weiß, was darin enthalten ist. Aber allen Beteiligten bekommt es gut, und das ist die Hauptsache!

Kultur und Wissenschaft.

— **Georg Ebers' Dichtung „Elifen, ein Wüstentraum"**, ist in Riga durch den dortigen beliebten Heldendarsteller W. Audehoff vor einem zahlreichen Hörerkreise zu überaus wirkungsvollem Vortrag gebracht worden. Alles lauschte, wie von dort berichtet wird, in atemloser Spannung der herrlichen Dichtung, die eine so anziehende, hochpoetische Erzählung in den melodischsten Versen zum Ausdruck bringt. Tief ergriffen, zollte die begeisterte Zuhörerschaft dem schönen Werke wie dem vollendeten Vortrag unbeschränkten Beifall.

— **Das bekannte Tiermärchen vom Wettlaufen zwischen** dem Hasen und dem Igel hat nach den Untersuchungen R. Andrees in Leipzig eine internationale Verbreitung. So hat Premierleutnant Quedenfeldt jenes Märchen in Marokko gefunden, wo der Wettlauf zwischen dem Igel und dem Schakal stattfindet. Daß dort der Schakal für den Hasen eintritt, hat nichts Auffallendes, ist im Gegenteil naturgemäß, da die Märchen beim Wandern stets Lokalfarbe annehmen. Bei den Hottentotten spielt — wie der deutsche Missionar G. Krönlein in Groß-Namaqualand schon vor mehr als zwanzig Jahren aufgezeichnet hat — der Kampf zwischen der Schildkröte und dem Strauße. Bei den Bakwiri im Kamerungebirge tritt für den Strauß der Elefant und in Brasilien das Reh ein.

— **Der deutsche Einheitsschulverein wird am 4. und** 5. April in Kassel seine zweite Jahresversammlung halten.

— **Dr. Schliemann ist von der ägyptischen Regierung die** Genehmigung erteilt worden, in der Nähe Alexandriens Nachgrabungen anzustellen. Er hat sofort seine Arbeiten begonnen, welche bereits von einem ersten Erfolge gekrönt sind. In der Nähe des Lokomotivendepots der Alexandria-Ramleh-Eisenbahn sind von den Arbeitern kürzlich drei Stufen bloßgelegt worden, welche man für den Anfang einer langen Treppe hält. Man hat auch die Grundmauern eines Palastes gefunden.

— **Von einer merkwürdigen Erscheinung auf dem Gebiete** der Elektrizität berichtet Dr. Delonnaire. Dieser beobachtete in den Werkstätten von Creusot Phänomene, die nur dem Sonnenstich vergleichbar waren und die von starkem elektrischen Licht herrührten. Man machte Experimente mit der Schmelzung von Metallen. Zu diesem Zwecke mußte man nur die Enden der Metallstäbe in Glühhitze bringen, ohne den Rest des Metalls heiß zu machen, und dies geschah mit Hülfe eines Voltaischen Bogens von enormer Stärke — fünfzig Pferdekräfte wurden allein zur Herstellung dieses Lichtbogens gebraucht. Die Lichtintensität betrug ungefähr 10,000 Carcels. Nur an den Rand dieser mächtigen elektrischen Entladung gebracht, geriet das Erz schon in Fluß, außerhalb derselben ist aber die Hitzeempfindung fast gleich Null. Kurz nach Beginn des Experiments begannen die dabei Beschäftigten auf ihrer Haut die Wirkungen des intensiven Lichts zu fühlen. Obgleich sie 5 bis 10 Meter vom Lichtherd entfernt standen, wo man nicht die geringste Wirkung von strahlender Wärme mehr wahrnehmen kann, hatten sie ein Gefühl wie von einer Verbrennung. Einer von ihnen verglich das Gefühl mit dem, welches er hatte, als er einmal auf dem Arm einen Sonnenstich bekam. Obgleich das Licht nicht ununterbrochen, sondern unterbrochen wirkte, waren die Arbeiter am Halse, im Gesicht, an allen Körperteilen, die nicht von der Kleidung bedeckt waren, empfindlich gegen jede Berührung und hatten eine Färbung wie von roter Bronze angenommen. Die Augen waren, obschon sie mit undurchsichtigen, angerußten Brillen geschützt waren, durch welche man nicht einmal die Sonne sehen konnte, so angegriffen, daß beim Hinaustreten ins Tageslicht jedes Sehvermögen während

Digitized by Google

einiger Minuten gleichsam vernichtet war, wie in völliger Nacht, und dann nahmen mindestens eine Stunde lang alle Gegenstände für das Auge eine Safranfarbe an. Ungefähr 48 Stunden lang war denn auch die Bindehaut entzündet und ein Gefühl vorherrschend, wie wenn die Leute Sand unter den Lidern hätten. Die Begleiterscheinungen: Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Fieber, dann bis zum fünften Tage währende Hautabschälung traten ebenso ein wie beim wahren Sonnenbrand. Die Leute selbst gaben ihrer Krankheit den Namen „elektrischer Sonnenstich“.

Gesundheitspflege.

— **Das Helgoländer Seebad wird wahrscheinlich an dieselbe** belgische Gesellschaft verpachtet werden, die auch im Besitz der unterelbischen Eisenbahn (Hamburg-Cuxhaven) ist. Zur Uebernahme des Bades sind 750,000 Mark erforderlich, da an die Pächter die Bedingung gestellt ist, ein neues, mit aller Bequemlichkeit eingerichtetes Gesellschaftshaus zu bauen, sowie für die Verbesserung der Badeeinrichtungen weitgehende Verpflichtungen einzugehen. Wenn der Pachtvertrag zu Stande kommt, so wird das herrliche Nordseebad gewiß einen neuen Aufschwung nehmen. Die Gesellschaft beabsichtigt auch, einen neuen Dampfer zu bauen, der nur dem Helgoländer Badeverkehr dienen und an Schnelligkeit, an Glanz der innern Einrichtung und behaglicher Bequemlichkeit alle bisher in demselben Dienst gestellten Dampfer überbieten soll.

Sport.

— **Prinz Wilhelm von Preußen hat das Protektorat über** den Verband deutscher Reiter- und Pferdezuchtvereine angenommen.

— **Der große Teutoniapreis zu Leipzig wird am Sonntag** den 27. Mai gelaufen werden.

— **Einen Preis von 15,000 Mark beabsichtigt der Berliner** Trabrennverein in diesem Jahre für einen Extrarenntag im August zu bewilligen. Derselbe wird unter dem Namen Matadorenrennen ausgeschrieben werden.

— **Ein Achtzehnender wurde Anfangs Februar im Revier** Slawentzitz in Ober-Schlesien geschossen.

— **An einem Tage (am 8. Februar) 54 Schnepfen erlegte** Lord Kilmaine in Roß-Hill in Irland. Dieser Strecke dürfte kaum eine ähnliche zur Seite zu stellen sein.

— **Für das deutsche Hunderderby sind der 23. und 24. April** als Termin festgesetzt worden. Die Suchen werden in der Nähe von Bad Elmen abgehalten.

— **Bei einem Eislaufmeeting in Christiania wurden großartige** Zeiten für die Meile erzielt und Axel Paulsens Records von den vier ersten im Rennen geschlagen. Fritz Löhe siegte in 3:02⅗, der Zweite 3:03⅖, Huie 3:03⅘, Matzen 3:05⅖ und so weiter.

— **Der erste Skullerwettkampf um die Meisterschaft der** Welt ist in diesem Jahre zwischen Kemp und Clifford in Sydney ausgefochten und vom ersteren leicht gewonnen worden.

— **Beim Totalisator in Frankreich wurden im abgelaufenen** Rennjahre 43,125,000 Franken umgesetzt, von denen 842,500 Franken in die Armenkassen flossen.

Denkmäler.

— **Professor Kaupert in Frankfurt a. M. hat das Modell** der Statue Kaiser Wilhelms für den Kaisersaal im Römer jetzt vollendet. Dasselbe erntete bei einer Besichtigung durch den Magistrat und den Oberbürgermeister Miquel allseitigen Beifall und wird nun in carrarischem Marmor ausgeführt.

— **Ein amerikanisches Konsortium, welches sich die Errichtung** eines Denkmals für General Grant zur Aufgabe gemacht hat, erläßt ein internationales Preisausschreiben für dasselbe. Die Kosten des Denkmals, dessen Fassung als ein Standbild, eine Gedenksäule oder ein Gebäude in das Belieben der Konkurrenten gestellt ist, dürfen sich auf eine halbe Million Dollars belaufen. Die Entwürfe sind dem Sekretär des Konsortiums, 146 Broadway, New-York, bis zum 1. November 1888 einzusenden, und haben, wenn zur engeren Wahl zugelassen, Anwartschaft auf fünf Preise, deren Betrag zwischen 200 und 1500 Dollars schwankt.

In Magdeburg soll das Reiterstandbild Otto des Großen, welches zu den ersten nichtkirchlichen Denkmälern der Frühzeit zählt, einer umfassenden Ausbesserung unterworfen werden.

Gestorben.

— Rittergutsbesitzer von Leuthe, Oberappellationsgerichtsrat a. D., eines der eifrigsten Mitglieder der welfischen Partei, 66 Jahre alt, am 7. Februar, in Hannover.

— Graf Greindl de Tudjeele, niederländischer Gesandter am russischen Hof, am 7. Februar, in St. Petersburg.

— Rudolf von Neumann-Kosel, Generalmajor z. D., Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse, am 8. Februar, in Hirschberg.

— Musikdirektor Johann Georg Bratsch, bekannter Liederkomponist, 71 Jahre alt, am 8. Februar, in Würzburg.

— Moritz Thiebault, bekannter elsässischer Sammler und Bibliophile, 73 Jahre alt, am 8. Februar, in Straßburg.

— Ferdinand Kaumann, Geheimer Oberregierungsrat, bis vor kurzem vortragender Rat im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, 50 Jahre alt, am 9. Februar, in Berlin.

— Wirklicher Geheimerat Dr. Anton von Weber, Vertreter Sachsens bei den Vorarbeiten zu einem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch, 81 Jahre alt, am 9. Februar, in Berlin.

— Geheimer Regierungsrat Franz, Landrat des Kreises Nordis, am 10. Februar, in Bad Wildungen.

— Regierungsrat Dr. Friedrich Wilhelm Eitner, Geheimer Medizinalrat, 93 Jahre alt, am 10. Februar, in Oppeln.

— Baron Konstantin Fehleisen, Inhaber der gleichnamigen Bankfirma in St. Petersburg und belgischer Konsul, am 11. Februar.

— Axel Nordgreen, eines der ältesten und hervorragendsten Mitglieder der skandinavischen Künstlerkolonie zu Düsseldorf, am 12. Februar, 60 Jahre alt. Sein spezielles Kunstgebiet war die Landschaft, sein Lehrer und Vorbild besonders Gude.

— Geheimer Regierungsrat Karl Rudolf von Lessing, Landrat des Kreises Sorau, ältestes Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, konservativ, 79 Jahre alt, am 13. Februar.

— Moritz Barach, humoristischer Schriftsteller, unter dem Pseudonym Dr. Märzroth bekannt, 70 Jahre alt, am 14. Februar, in Salzburg.

— Georg Breithaupt, Chef des weltbekannten Breithaupt'schen mathematisch-mechanischen Instituts, 62 Jahre alt, am 14. Februar, in Kassel.

— Arthur Nikutowski, Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie, Historienmaler, 58 Jahre alt, am 14. Februar, in Düsseldorf.

— Friedrich Schulze, bekannter konservativer Politiker, Generalsekretär des konservativen Wahlvereins in Königsberg, am 14. Februar, in Königsberg.

— Karl Glaser, Präsident der Handelskammer in Wiesbaden, Inhaber des großen, bekannten Wiesbadener Handelshauses Wollsried Glaser, am 14. Februar, in Wiesbaden.

— Karl Fink, Professor an der technischen Hochschule, am 15. Februar, in Berlin.

— Graf Emil zu Rantzau-Reskorf, früher Landtagsmarschall des holsteinischen Provinziallandtags, am 15. Februar, in Kiel.

— F. J. Wilh. Wichmann, Geheimer preußischer Regierungsrat a. D., Mitglied des Frankfurter Parlaments, vielfach literarisch thätig gewesen, 68 Jahre alt, am 15. Februar, in Bonn.

— Friedrich Staudinger, angesehener Historienmaler, 52 Jahre alt, am 15. Februar, in Wien.

— Dr. Wilhelm Ebert, Konsistorialrat und Superintendent, einer der Mitbegründer des Gustav Adolf-Vereins, 73 Jahre alt, am 17. Februar, in Kassel.

— Superintendent Dr. Evertsbusch, Präses der rheinischen Provinzialsynode, Mitglied der preußischen Generalsynode, 75 Jahre alt, am 18. Februar, in Lennep.

— Landrat Schneider, Rittergutsbesitzer auf Jelser bei Schwiebus, freikonservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, am 18. Februar.

— Dr. Moriz Mohl, berühmter Parlamentarier, 88 Jahre alt, am 18. Februar, in Stuttgart.

— Dr. Karl Bartsch, großherzoglich badischer Geheimerat, Professor der germanischen und romanischen Philologie an der Universität Heidelberg, 56 Jahre alt, am 19. Februar, in Heidelberg.

Neue Bücher und Schriften.

Albrecht, G., Gott und Heimat. Pilgerpsalter. Regensburg, A. Coppenrath.
Annales de l'enseignement primaire, publié par M. Jost. IV. année. 1888. Paris, A. Colin & Cie.
Auf [illegible] Universität [illegible]. Aufzeichnungen aus dem Leben von einem jungen Mediziner. Leipzig, W. Hoch.
Bede-Almanach, G. v. d., Stammtafeln des Adels des Großh. Baden. [illegible]. Baden-Baden, E. v. Hagen'sche Hofbuchdr.
Bericht des Anlageverwaltung [illegible] Arbeitergeber [illegible] August 1887. Selbstverlag.
Benn, Dr. R., Architektonische Motive und Essays. 12 Tafl. [illegible]. Königsberg, Jul. Jost.
Bergarten, Dr. R., Die Unterrichtsfrage. 2. Aufl. Leipzig, H. Teist.
Böttcher, Karl, Stunden unserer Zeit. Soziale Litteraturbilder. 2. Auflage. Berlin, F. Peters.
Böller, F., [illegible] Lieder eines Bergsteigers. [illegible], W. Friedrichsen.
Cathos, C., Die städtischen Kriege der Italiener und deren Beurteilung [illegible]. Berlin, H. Spaeth.
Frau, die, [illegible]. Archiv für die Geschichtsforschung des Frauen-, Arbeiter-, Gewerbe- und Familienlebens 1883. III. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Geißler, F. H., Technische Federzeichnungen. 2. Aufl. Berlin, Allg. Verein für deutsche Litteratur.
Gießler, E., Der schwarze Sommelus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit. Dresden, H. Minden.
Geographischen Kunde, die, Monatsschrift von Dr. C. Berggrein. Jahrg. X. Heft 4—6. Jahrg. XI. Heft 1. Wien, Gerolds, f. [illegible].
Hollaender, J. M., Handel u. Wandel. [illegible] Roman. Lieferg. 10. Stuttgart, C. Krabbe.
Hoffmann, Dr. K., Was ist Übermüdung u. wie kann er durch die Erziehung erhalten werden? 4. Aufl. Spandau, H. Oesterwitz.
Ivanowitsch, R., Sprechen Sie Russisch? 2. Aufl. Leipzig, C. A. Koch.
Kinder-Gartenlaube. Illustrirte Zeitschrift f. d. Jugend. V. Band. 1—2. Heft. Leipzig, O. Strate.
Litterarische Volkshefte. Nr. 3: Eug. Wolff, Die jüngste deutsche Litteraturströmung und das Prinzip der Moderne. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.
Malan, J. H., Moderne Studien. Zwei Berliner Novellen. Gross-Lichterfelde, Lommatzsch & Runge.
Meyers Konversations-Lexikon des allgemeinen Wissens. 4. Aufl. Bd. 1. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Nikado, Die Napfhale. Eine Militär-Burleske, frei nach der Zeitsatire. Leipzig, G. Reißner.
Roller, Ernst, Otto mit dem Pfeil. Graf von Henneberg von Würzburg, [illegible]. Stuttgart, [illegible].
Scholz, H., Heinrich Heine und der Herz. Harzburg, C. R. Stahl.
Ruß, Dr. K., Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern. Lfg. 10/14. Leipzig, G. Freytag.
Schmidt, Herm., Kaiser Wilhelm und seine Zeit. 2. Aufl. 1. Abteilung. Leipzig, C. Cramer.
Schwedenberg, Sam., Die Burgeisenschlacht und ihre eigentlichen Urheber. Ein Mahn- und Trostwort. Berlin, M. Preißler.

Geographisches Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 28 Silben sollen 11 Ortsnamen gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, je den Namen eines Staates ergeben. Wenn diese gefunden, sind die Zwischenbuchstaben des 2. bis 7. Wortes so untereinander zu stellen, daß sie den Namen eines dritten Staates bilden.

an, berg, bries, bo, col, e, dig, de, de, dr, e, han, ke, ke, lit, li, lisch, mar, na, nie, no, schi, ster, teko, u, val, we, wei.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 461:

Examinator.

Schach.

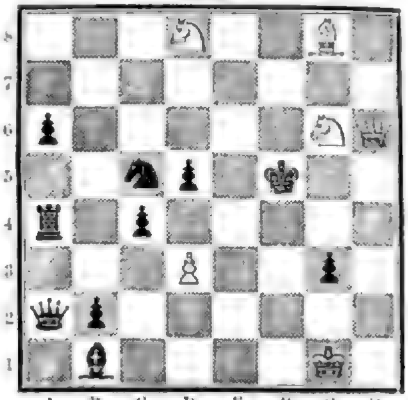
(Redigirt von Jean Dufresne.)

In dem bereits erwähnten letzten Problemturnier der „British Chess-Magazine“ erhielt folgende Aufgabe den zweiten Preis.

Aufgabe Nro. 450.

Von J. Kein in Mannheim.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 445:

Weiß.	Schwarz.
1) L. F 5 — F 6	1) K G 5 n. F 4.
2) K. F 7 — E 8	2) K E 4 — C 7 †.
3) K. K 8 — D 7	3) L. C 7 n. D 5, K 4 — E 2 oder L. F 6 — G 5.
4) L. C 2 — E 3, T. H 5 — D 3 oder C 3 — C 4 Matt. — (Auf 1) . . . 2) L. F 6 — G 5; 3) K. K 8 — D 7 u. s. auf 2) . . . 2) E 4 — E 3; T. H 5 — D 5 † u. s. Andere Spielarten ähnlich.	

Auflösung des magischen Kreuzes Seite 461:

			L	E	D	A			
			E	R	O	S			
			D	O	G	E			
O	B	R	A	S	E	N	O	R	D
B	I	A	S	A	G	O	D	E	R
R	A	B	E	G	E	R	E	G	A
A	S	E	N	O	R	D	R	A	U
			O	B	O	E			
			R	O	S	A			
			D	E	A	K			

Bilderrätsel.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

☞ Zu Kaisers Geburtstag ☜
eignet das schönste Fest- und Ehrengeschenk für jeden Deutschen die in unserem Verlage erschienene Kaiser Wilhelm-Biographie:

Neunzig Jahre
in Glaube, Kampf und Sieg.
Ein Menschen- und Heldenbild
unseres deutschen Kaisers
von Oskar Meding.

Mit 47 Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen
als Festgabe für das deutsche Volk
herausgegeben von Carl Hallberger.

VII und 151 Seiten Lex.-Oktav. Preis elegant geheftet 2 Mark; in feinstem Original-Einband 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Briefmappe.

Richard L. in Prag. Die Antwort, durch welche die Sache vollständig erledigt ist, haben wir längst in unserer Briefmappe gebracht.

Gustav W. in Linz. „An einen Sänger" ist zu persönlich, „Mannsherz" enthält einen Gegensatz, der als Dissonanz verletzend wirkt.

Karl A. in Stadthagen. Die Aufgaben sind der Mehrzahl nach zu umfangreich, und sind die beiden kürzeren nicht verwendbar.

Ein Mütterchen in Laufanne. Eine Anzeige in den Spalten eines deutschen Blattes wie des unsrigen würde viel Aussicht auf Erfolg bieten.

Paul von L. in Wien. Dankend angenommen.

W. Chr. in Olten. Wir brachten das Bild im Jahrgang 1879 Nr. 22. Das Originalgemälde von Gérard ist im Besitz der Familie ... Wenden Sie sich an eine Kunsthandlung.

Emil R. in Rorschach. ... ist nicht unsere Sache. Wir bringen alles Derartige nur im ersten Abdruck.

L. V. in R. Gewiß können Sie auf den laufenden Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" (Buch-Quart-Ausgabe) auch jetzt noch abonniren. Die bereits erschienenen Nummern werden Ihnen zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert. Am besten bestellen Sie das Abonnement bei der Buchhandlung, bei welcher Sie auf „Ueber Land und Meer" abonnirt sind.

M. K. in Hagendorf. Robert Schumann hat einen größeren Cyklus Heine'scher Lieder unter dem Titel „Dichterliebe" komponirt.

Willh. W. in Remscheid. Stenographische Zuschriften sind unzulässig.

Verehrerin von „Ueber Land und Meer". Diese Räthselform ist Ihnen zu verdanken; indem haben wir noch großen Vorrat an Aufgaben und würden daher doppelt wählerisch sein. Besten Dank.

M. K. in Forst. Für unsere Raumverhältnisse zu umfangreich.

M. P. in Königsberg. Mit Dank entgegengenommen.

Jeal. Te. in Châtellerault. Etwas dieser Art ist in Vorbereitung; Sie werden davon nicht allzu lange Zeit Näheres darüber erfahren.

Fr. L. in J. Bedauerlich ... behalten wir uns vor für das eine oder andere Verwendung zu finden.

T. in V. „Der Inhalt der Columbus", nach den neuesten Grundsätzen bearbeitet von Friedrich ..., Verlag von B. Fr. Voigt in Weimar, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Albert L. in Dresden-Neustadt. Nicht zu spät, aber, wie uns bedünken will, zu leicht.

Gustav R. und Hugo Sch. in Halle a. S. In etwas anderer, aber Ihnen hoffentlich nicht weniger erwünschter Gestalt wird das demnächst erscheinen.

L......t in W. bei R. an der Donau. 1) und 2) Wir hoffen Ihren Wunsch in nicht allzu langer Zeit erfüllen zu können. 3) Das Werk ist in deutscher Uebersetzung bei Albert Ahn in Köln und Leipzig erschienen und umfaßt in dieser Ausgabe 328 Seiten. 4) Die Thatsachen sprechen um so mehr dafür, als ein triftiger Grund ... von Anfang an nicht vorlag, als nur von einer Neigungsheirat die Rede sein kann.

Maitisch in Berlin. 1) Sobald ein neuer geschrieben sein wird. 2) ... 3) Verfolgen Sie nur unsere von Zeit zu Zeit erscheinenden literarischen Rundschauen über französische und englische Literatur, da finden Sie die gewünschten Anregungen. 4) Nein, es gibt auch vom Gegenteil zahlreiche Beispiele.

J. und L. von R. Siegfried Z. in Bielitz. Nicht verwendbar.

Eifrige Räthsellöserin in N. Besten Dank! Wir wollen sehen, ob wir für das Erstere Verwendung finden. Das andere kommt nicht ganz.

... in Wien. Verbraucht!

Abonnent. Ganz niedlich empfunden, aber für uns doch etwas zu wohlfeiler Witz.

Jardinaposlie aus Franken. Vergleiches wurde schon zu oft gelungen.

Eine Unbekannte in Sarajewo. Der Anfangsvers war ein Ziegel, und spätere Strophen sind noch lange keine Witze. Sie werden uns für diese Auffassung im Sinne Ihres Geschlechts sicherlich nur Dank wissen.

D. R. Trotz eifriger Nachforschungen haben wir keine Verkaufsstelle in Berlin für „bemalte Gegenstände" ermitteln können. Ueberall hörten wir die Bemerkung, daß keine Handlung sich auf etwas ziemlich ... Unternehmen, für derartige Dilettantenarbeiten Käufer zu suchen, einlassen könne.

Hermann von Emden in Crefeld. Ihre Sendungen enthalten ganz Hübsches, sind aber aus verschiedenen Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, für uns nicht verwendbar.

G. W. in Nürnberg. Ja, die Erzählungen und Novellen „Schweifen Gewässer" — „Schein und Sein" — „Charakterbilder".

Nelly Rosenwald. Ein Eigenname, der an den betreffenden Stellen seine ganz bestimmten persönlichen Beziehungen hat, deren Erörterung hier zu weit führen würde.

Christine K. in L. Wir dürfen Sie nicht ermutigen.

Abonnenten in der Königsstraße in St. Uns nicht bekannt.

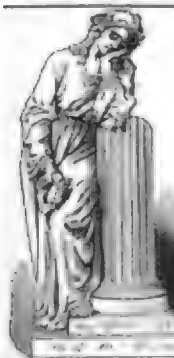
Abonnent in Elbing. Wie oft werden wir noch wiederholen müssen, daß wir uns auf Handschriftendeutung nicht einlassen!

Hans und Gretel. Es war uns nicht möglich, Genaueres zu ermitteln, da wir aus den von Ihnen ganz richtig gefühlten Rücksichten es grundsätzlich vermeiden, uns in dieser Angelegenheit an die Familie selbst zu wenden. Wir vermuten indeß, daß der erwähnte Unglücksfall vereinzelt dastand und mit dem früheren Ereigniß, das eine größere Zahl von Opfern forderte, in keinem Zusammenhang stand.

O. C. D in B. Meyer, „Organisation und Geschäftsbetrieb des deutschen Buchhandels" (2. Auflage 1874) — ..., „Wie ich den Buchhandel erlernte" (4. Auflage 1884).

A. L. in Ehrenfeld. In der deutschen Sprache sind romanische Einflüsse nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Maße zur Geltung gelangt. Die andere Behandlung der lateinischen Sprache ist der einzige Grund derselben, insofern, den sie schon zu Zeiten der römischen Klassiker ... Die lebte ja seit dem Untergang des altrömischen Weltreichs nur noch als Schrift- und Gelehrtensprache fort, während sie im Munde der italienischen Volksstämme sich in die heutige italienische Sprache umgestaltet hat.

DER GUTE TON
IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpapier mit vielen Vignetten. 31 Bog., elegant geb. mit Goldschn. 10 Mk. — II. Teil: Unserer Frauen Leben. 25 Bog. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franco. Zu beziehen durch alle Buchh., oder direkt vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 35.



Grab- und Gartenfiguren
in der Nachahmung des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Korn und Farbe, unter Gewähr größerer Wetterbeständigkeit.
Figuren von ℳ 12.—, Vasen von ℳ 7.— ab.
Villeroy & Boch,
Terracottafabrik,
Merzig a. Saar.
Abbildungen portofrei gegen portofrei zur Ansicht
Fabriklager:
Ehrenfeld-Köln, Berlin C., Kurstraße 43/44, und Obertürkheim bei Stuttgart.
Vertreter für die Schweiz:
Eug. Jenck in Basel.
Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

G.A.H. ZEISS
Gloria-Feder


besitzt alle Vortheile der amerik. Goldfedern; schreibt glatt leicht auf ... wie auf rauhem Papier; ist dauerhafter und dabei billiger wie jede andere Schreibfeder.
Shannon Registrator Compagnie
BERLIN, W. INHABER AUG. ZEISS
FILIALEN: FRANKFURT a/M., NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN
Man verlange Musterfeder.
Wenn in Handlungen nicht vorräthig liefere wir direct franko.



Shannon-Registrator
Preis Mk. 6.60 (ohne Perforator)
Einziger Apparat, durch welchen die Korrespondenz in wenigen Sekunden nach Datum und Alphabet geordnet und aufbewahrt wird.
Briefe übersichtlich in Buchform gebunden und doch frei zum augenblicklichen Herausnehmen.
Illustrirte Kataloge
mit hunderten Zeugnissen, wie nachstehende, gratis und franko.
Brasch & Rothenstein, Spedition, Berlin W.
Wir bestätigen Ihnen gern, dass Ihre Registratoren sich in unserem Bureau nach jeder Richtung hin bewährt haben, die ... beim Ablegen, sowie beim Nachschlagen der Schriftstücke ist im Verhältnis zu anderen Systemen sehr bedeutend und die gewährleistete Ordnung ganz vorzüglich. (10 Apparate.)
AUG. ZEISS & Co.
Hoflieferanten ... Hoheit des Herzogs zu Anhalt Bernburg.
BERLIN W. FRANKFURT a/M.
FILIALEN: NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.

„Wir kennen keine
bessere Instrumente und ... in Ton und ... Ausstattung."
Musikal. Wochenbl., Leipzig
*) G. Damm, Klavierfabrik, ... ℳ

„Die unbedingt
...
Allgemeine Musikzeitung, Berlin.

„In die vorderste
Reihe aller Schulen gehört Ufo Polfert, ...
E. ... Leipzig.

Badestühle
neuester und bequemster Form, in gediegener Ausführung. Garantie.

Neu! Neu! Neu!
Wir ... diese Badestühle ... für einfache Bäder, mit u. ohne Heizung, ... auch mit vorzügl. Dousche-Apparat (3 Brausen) oder mit Einrichtung für „Dampfbäder".
Ferner empfehlen wir unsere ... Zimmer-Douche-Apparate ... v. 18 M. an; komplette Badeeinrichtungen mit neuem Wanne u. starkem Ofen (mit u. ohne Wasserleitung z. benutzen) v. 70 M. an; Transp. geruchlose Closets v. 10 M. an; Eisschränke neuester Konstruktion in eleg. Ausführ. v. 28 M. an; Bidets, Hämmock, Brunnen, Waschtische etc.
... Auf Wunsch ... Zahlungsbedingungen.
Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstr. 15.

Kanarienvögel.
R. Maschke, St. Andreasberg, Harz.
Herr Maschke, Gr.-Lehrer b. ...
„Der von Ihnen vor ca. 3 Jahren bezogene Kanarienvogel hat sich jetzt ganz vorzüglich ..."

Wichtig für Damenschneider, Schneiderinnen u. Hausfrauen.
Zur Frühjahrs-Saison empfehle ich mein reich sortirtes Lager von
Damen-Mantel-Stoffen
in allen Farben, als: Satell, Schattenstoffen, Kammgarn, Diagonal, gestreiften u. karrirten Regenmantel-Stoffen. Musterkollektionen, das Neueste u. Modernste ... enthaltend, sende gratis und franko. ... jedes Meter ... zu Engrospreisen.
Siegmund Mendelsohn,
Berlin, ...



Wäsche-Artikel.
Damast, Hemdentuch, Shirting, Chiffon, ... weiß und bunte Leinwand, ... schwarze reinwollene Kaschmire ...
C. W. Schubert, Weida i. Thr.

Kolossaler ... Herren ...
... gratis. Literatur-Bureau, ...



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und
Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Sächs. Patent-Kinderwagen-Fabrik

A. A. Lucas,
Dresden-N.
Große Auswahl von Kinderwagen und Kranken-fahrstühlen.
Solide Ausstattung. Mäßige Preise.
Preisbuch an Interessenten gratis u. franko.

Hartmann's
Gesundheitsbinden
(Holzwollbinden für Damen)
in Folge ... auf ... gestiegen.
Gleiche Qualität, einfache ... billiger. Das Beste seiner Art. ...
Verbandstoff-Fabrik P. Hartmann
Heidenheim, Württbg.
und Filialen:
Berlin: Paul Hartmann, Schützenstr. 36.
...

Otto K. in C. Dem Liebesverhältnis zwischen der einsamen Dame und dem wandernden Mädchen fehlt die Originalität nicht, aber die schweren Bedenken gegen die Tendenz dieser Verse hat das Mädchen nicht zu unterdrücken vermocht.

Otto Alexander K. in Jersey City. Anscheinend ist dieselbe das Weltmeer schon in übertriebener Weise gelangen worden.

L. E. in Schwerin. Ja, ja, die Liebe bringt viel Leid und das Dichten wenig Freude, wenn es nicht mit etwas mehr Begabung geübt wird.

M. C. in Bukarest. Wir bedauern, das Feuilleton in seinen einzelnen Erscheinungen so eingehend zu besprechen, wie es zur Beantwortung solcher Fragen erforderlich wäre, ist nicht unsere Sache.

Richtige Lösungen sandten ein: Viktoria Pick in Prag. Jos. P. Kleppel in Hamburg. A. Gerst stud. jur. in Bamberg (3). Olga Jilgensen in Bergisch. G. Sennhauser in Gotha. J. Gutmann in Freiburg i. Br. Paul Fabian in Giegon. [illegible] Reg.-Baumeister in Metz (4). Th. Kramer in Gutau. Fr. Sitte. [illegible] in Zürich (4). D. [illegible] und [illegible] in [illegible]. Fanny Sachs in St. Ingbert (4). Johann Cranger stud. phil. in Vanderst. Anna B. in Schwelm (4). G. [illegible] in Saarlouis. Frau Oberpost in Altona a. E. (4). E. H. in [illegible]. Dr. E. Eck in Jerusalem. Jul. Ludwig in H. (2). Frau Jule Ebert in Wiesbaden. Frau E. Harat in Gr. Rechtenbach.

Gesundheitspflege.

F. R. in C. Die verschiedenen Depilatorien sind sich in ihrer Wirkung so ziemlich gleich. Zwar werden die Haare dadurch für gewöhnlich nicht beseitigt; ein sicheres Mittel gibt es bis jetzt noch nicht.

Langjährige Abonnentin in Gutau. Verfahren Sie es mit der Einlage von Korkohlen.

Karl Vogel. Wir raten gegen das Wannenbaden den Gebrauch eines Karlsbader Salzes. Sie finden dasselbe ausführlich besprochen in Nro. 3 dieses Jahrgangs.

A. B. in Quint. Wir verweisen Sie auf das in der Buchhandlung von Karl Brandes in Hannover erschienene Schriftchen „Kefir oder Kumis". Eine kurze Anleitung zu seiner Bereitung und Verwendung als Heilmittel für Kranke. Kefirextrakt ist zu beziehen durch Apotheker Mühe in Friedberg a. Cauls in Dosen zu 3, 5 und 9 Mark. Kefir ist allerdings Magenleidenden, namentlich wenn Milch in gewöhnlichem Zustand nicht vertragen wird, sehr zu empfehlen.

A. G. in Minnesota. 1) Wir würden Ihnen zum Aufenthalt empfehlen: Wiesbaden, Ems am Taunus, Baden-Baden, während der Sommermonate das bayerische Gebirge: Kreuzenthal, Berchtesgaden und so weiter aber auch der württembergische und badische Schwarzwald, französische Schweiz. 2) An Ort und Stelle am besten zu erfahren.

K. in K. Das Klima in den [illegible] Ländern auf Java und Sumatra ist für Europäer ungesund. Ueber die zweite Frage, ob Aerzte, Apotheker dort lohnenden Erwerb finden können, sind wir nicht in der Lage, Auskunft zu geben. Vielleicht kann es einer unserer Leser. Wir bringen in diesem Falle davon.

O. F. L. 1) und 3) Fragen Sie nur bezüglich des Elektrisierens der Funktionen des Darmkanals. 2) Gegenwärtig [illegible], aber und solche Bewegung werden das Fortschreiten der Heilung, sobald der eine Stuhlgang eingetreten ist, wesentlich unterstützen. Der Arzt trägt natürlich auch das [illegible] bei. 4) Eine Verschlimmerung des betreffenden Leidens wurde durch Aufhören des Elektrisierens nicht herbeigeführt.

Junger Abonnent, Russe. Zur Besprechung nicht geeignet.

A. E. in Homburg. Vergleichen. Die letzte Frage ist bei behandelnden Arzte zu beantworten.

Neuer Abonnent in New-York. Es gibt kein sicheres Mittel gegen rote Nasen. Versuchen Sie Waschungen mit Ichthyolseife.

E. J. in Budapest. 1) Hier gewöhnlich, ja, ob dies hier der Fall ist, läßt sich ohne persönliche Untersuchung nicht sagen. 2) Ist Sache des behandelnden Arztes.

Dr. Sehm.

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Büreau von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11).
Budapest: **Moritz Kecskemét** (V. Franz Josefsquai 5).
München: **Fritz Schwarz**, Redakteur der „Kunst für Alle" (Karlstraße 22);
Wien: Freiherr **A. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. Taubstummengasse 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Rätsel des Todes, eine sonderbare Geschichte von Max Kretzer. — Augenblicke, von Ernst Ziel. — Goethe und die Frauen. Die Kunst, Gesellschaften zu geben, von Hans Wachenhusen. — [illegible] — Der letzte Romantiker, von Gustav Karpeles. — Rätsel. — Die Bauhütte. Roman von Fritz Mauthner (Fortsetzung). — Die neue Synagoge in Leipzig, von G. Zeller. — Im Walzer und Galoppsen. Dichtung von Max Kalbeck. — Der Dichter des [illegible], von K. — Lernt, lehrt, hören und reden, von G. Ebeling. — Der Jahrmarkt in Jaffa, von R. v. — Literatur. — Prinz Ludwig Wilhelm von Baden. — Rätsellöser. — Neue Bücher und Schriften. — Geographisches Silbenrätsel. — Auflösung des Bilderrätsels S. 481. — Schach. — Auflösung des rätselhaften Rezepts S. 481. — Bilderrätsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Der Chef ist [illegible] Gemälde von C. [illegible]. — [illegible], Gemälde von M. [illegible]. — Jahrmarkt in Jaffa (Palästina), Gemälde von M. A. Foth. — Josef von Eichendorff. — [illegible] nach photographischen Aufnahmen von Carlo Bonnard in Hanau. — Die neue Synagoge in Leipzig. — [illegible], Gemälde von F. Horn. — Sigmaringen und Galoppsen, von Zitterbarth. — Prinz Ludwig Wilhelm von Baden.

Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Alle 8 Tage eine Nummer. — Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. — Pariser Moden, Handarbeits-Vorlagen, Meisterholzschnitte, Unterhaltung und Belehrung.

Inhalts-Uebersicht der Nos. 9 und 10 (mit kolorirtem Stahlstich-Modenbild).

Mode: [illegible] — **Handarbeit:** [illegible] — **Meister-Holzschnitte:** [illegible] — **Unterhaltung und Belehrung:** [illegible] Wirtschaftsplaudereien. Schach u. s. w.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse**, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Carl Holl in Stuttgart,
Gold- und Silberwarenfabrik.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung.
Nichtgefallendes wird umgetauscht oder der Betrag zurückbezahlt.
Uhrketten
aus 14kar. Gold, innen mit Metallkomposition gefüllt.



No. 782 ℳ 21.50 No. 587 ℳ 12.50 No. 510 ℳ 16.50
in garantirt massiv Silber
ℳ 14.— ℳ 8.50 ℳ 12.50
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.

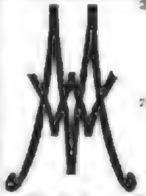
Geschäftshaus für Damenmoden
Aug. Polich, Leipzig,
versendet an Private
Seidenstoffe aus der classischen Seide gewebt, in unverfälschter Waare und waschechter Färbung zu den billigsten Preisen.
Das Eleganteste in modernen Damen-Kleider-Stoffen zu den billigsten Preisen ohne jed. Aufschlag für Mode.
Die grössten Neuheiten in schwarzen wollenen Kleiderstoffen von den einfachsten bis zu den elegantesten.
Proben und Kataloge postfrei!

Lebensgroße Porträts nach jeder Photographie [illegible] C. Hommel in Backnang [illegible] Frankfurt a. M.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin [illegible] gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Farbigste Blätter, das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; ausserdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt.



[illegible] 14 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend [illegible] 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe [illegible] Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neu! [illegible]
Schul- und Selbstunterricht.
Clarinettschule v. R. Kietzer [illegible]
Cornetschule v. A. F. Pagani [illegible]
Grosse Klavierschule von Louis Köhler, op. 314. [illegible]
Der kleine Bandoneonist [illegible]
Flötenschule [illegible]
Harmoniumschule v. A. Michaelis, auch für Organisten, 2 Teile, geb. à 2.—
Harmoniumlehrer [illegible]
Violinschule [illegible]
A. F. Pagani, 2 Teile, geb. à 1.50.
Zitherschule v. Alex. Mayer. [illegible]
Zum Selbstunterricht nach Noten und Zitternsystem [illegible]
Concertinaschule [illegible]
Katalog gratis und franko. Verlag von [illegible], Leipzig [illegible]



Blookers Cacao ist überall vorrätig.

Altar- und Kanzelbekleidungen liefert Franz Reinecke, Hannover.

Solide Buckskins, das Meter von M. 1.80 ab, versendet auch an Private. Muster frei. Bruno Prenzel, Cottbus.

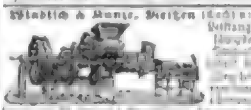
Wichtig für Briefmarkensammler: [illegible]

Ersparnis!!! [illegible]

Die Zukunft unserer Kinder.

Ein Ratgeber bei der Wahl eines Berufes für alle Lebensgebiete im Staatsdienst wie in Privatstellung. Die verschied. Berufsarten in Wissenschaft u. Kunst, Handel, Verkehr u. Gewerbe, betrachtet nach ihren Licht- u. Schattenseiten [illegible] Berufswahl [illegible]. Für Eltern, Vormünder, Lehrer u. heranwachsende Söhne. [illegible] L. Mittenzwey. Preis 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. Zu beziehen d. alle Buchh. oder direkt portofrei von **JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 35.**

Städtisch & Runze, Meissen (Sachsen): [illegible]



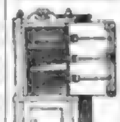
[illegible]

C. Ade's Kassenfabrik Stuttgart versendet **Kassen-Katalog** gratis und franco.

Tuche, Buckskins, Paletotstoffe, [illegible] Leipzig.

Handweberei in Hausdorf und **Mechanische Weberei Gnadenfrei.** [illegible] Seiden-Imitation [illegible] **Wollstoff-Ersatz.** [illegible] Photographie [illegible] Costumbilder gratis u. franko. Versand: [illegible]

Schladitz & Bernhardt, Dresden, empfehlen ihre feuer- und diebessicheren **Stahlpanzer-Geldschränke** [illegible]



C. L. Flemming [illegible] b. Schwarzenberg i. S. [illegible]



Handwagen [illegible]

Angelgeräte H. Stork, München.

Digitized by Google



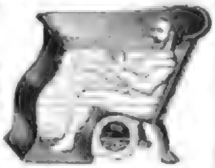
Deutsche
Militairdienst-
Versicherungs-Anstalt
in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf diese 1878 errichtete unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. ... Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1888 wurden versichert 13,114 Knaben mit ... Kapital — gegen 16,678 Knaben mit ℳ 25,125,000 Kapital im Jahre 1887. ... Auskunft, Prospekte und Antragsformulare versendet die Direktion ... Auskunft, Prospekte und Antragsformulare werden gratis und franko abgegeben ... Invaliden. ...

Unentbehrlich für jeden Haushalt

sind

heizbare Badestühle



... in jedem Haushalt mit 5 Pfennig Kohle in 25 Minuten ein warmes Vollbad ... „Joleon" Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Kosch & Teichmann, vorm. J. Kosch, Berlin S., ...

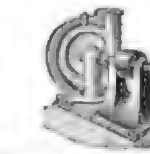
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, ... Closets ...

Lokomobilen | Centrifugalpumpen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln.

von 250 bis 12000 Liter Leistung per Minute ...





Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.



Aug. ... Berlin SO., ... Rollstühle, ... Schlafsessel ... Katalog gratis.

Claes & Flentje.

Größte Strickmaschinen-Fabrik, Mühlhausen i. Th. 500 Arbeiter.

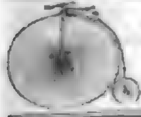


Niederlage C. C. Jühe, Berlin, ...

Größte Leistungsfähigkeit. Ueber 25,000 im Betrieb. Ermöglicht guten Verdienst bei leichter Arbeit.



Die **Nadelfabrik** von **Ernst Kratz** in **Frankfurt a. M.** empfiehlt **Nähnadeln mit federndem Oehr** ... D. R. P. ... selbst von **Schwachsehenden** und **Blinden** ...

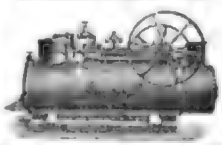


... **Velocipedfabrik** ... **Dreiräder, Zweiräder** ...

Erwerbs-Katalog! ... gratis u. franko. **Wilh. Schiller & Co.**, Berlin ...

Garrett Smith & Co.,

Buckau-Magdeburg,



... Lokomobilen ... Dampfmaschinen ... Attesten ...

IN DEN APOTHEKEN:



75 PFENNIGE.



Jedem Kranken

einzig sichere Hilfe

durch Elektrisation ... **Broschüre über Erfolg und Behandlung** ... **J. Weichmann**, ... **München**.

Militär-Pädagogium Dr. Killisch.

Berlin, ... Allee 121. ...

Dr. Lahmann's Sanatorium (Naturheilanstalt) ...

Leuze'sches Mineral-Bad

Berg-Stuttgart.

Wintersanatorium ...

Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Für Mütter.

... **Stick- oder Keuchhusten** ... gegen Nachnahme von 3 Mark ... Kindernährmittel ... in Apotheken.

Geistig Zurückgebliebene ... Dr. Schröter, Dresden-N., ...

van HAAGEN'S HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn **van Haagens Cacao** an einem Platze nicht zu haben, so wird derselbe vom Fabrik ... unter Nachnahme an **Privatversandt**.

Richard C. van Haagen UTRECHT. AMSTERDAM

Rheinwein.

Gegen Einsendung von **M. 30** versende mit Fass ab hier 50 Liter selbstgekelterten guten ... **Weißwein.** ... Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rhein.

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.– M. 2.– und M. 3.30 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

... Strasse **Berlin S.** und **London**, 101 Leadenhall Street E. C.



J. Stockhausens Privat-Gesangschule in Frankfurt a. M.

Der Unterricht kann deutsch, englisch und französisch ertheilt werden. ...

Kurbedürftige erhalten gratis ... Prospekt ...

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt

Dresden ... 8.

Für **Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden**, ... **Frauenkrankheiten** ...

Harzer Zwieback.

... **Harzer Zwieback-Fabrik** von **A. Doppelt, Bad Lauterberg** ...

Cognac

der Export-Cie für Deutschen Cognac

Köln a. Rh.,

bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Ueberall in Flaschen vorräthig. Man verlange stets unsere Etiquetten. ... **nur** ...

Heirat ... Berlin SW. 61. ...

Elektro-Homöopathie.

Diese neue wissenschaftliche Heilmethode ... **C. Schühr, Halle a. S., Herrmannstraße 16.**

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, ... Schwächezuständen, selbst in den hartnäckigsten Fällen ...

Mondamin Brown & Polson

... Zu **Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung** v. **Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. ... Central-Geschäft Berlin C.



CRÈME SIMON

beseitigt **in einer Nacht** alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen **aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe** und macht die Haut ... Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36 ... Provence, PARIS ...

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

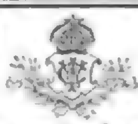
Hæmorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.



Importeure von feinsten, garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

Probekiste enth.

1 Flasche Portwein | feine
1 Flasche Sherry | Qualität

5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung

Spezialität in altem **Portwein und Sherry** für Rekonvalescenten, von medizinischen Autoritäten empfohlen. **Probekiste**, enth. 2 ganze Flaschen **Mrk. 7.50** franko Spesen inkl. Verpackung.

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages durch unsere Haupt-Niederlage

Leonard de Bruyn, Cöln.

Ausführlich. Preiscourant gratis und franko.

Zacherl'sche Brauerei, München,

versendet gegen Nachnahme das allein echte

Salvator-Bier.

Preis per Kiste, inkl. Verpackung, ab München

à 12 Flaschen	24 Fl.	36 Fl.	48 Fl.
M. 9. –	M. 17.–	M. 24.50.	M. 32.

... Das echte, direkt aus der Zacherl'schen Brauerei bezogene Salvator-Bier hält sich längere Zeit auf Flaschen, ... Vor Imitationen wird gewarnt. ...

Sodener Mineral-Pastillen
zu haben à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Uhren und Schmuckgegenstände.

Vergoldete Herrenketten.

Vergoldete Damenketten.

Nr. 2501. Damen-Remontoir-Cylinder. Garant. solides Schweizer Fabrikat, deutscher Stempel, Schweizer Control-Stempel, vergoldete Ränder, 8 Steine. M. 28.50.

Nr. 2502. Damen-Remontoir-Cylinder. Garant. 585/1000 Goldgehalt, deutscher Stempel, Metallzifferblatt, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 49.—.

Nr. 2503. Damen-Remontoir-Cylinder. Garant. 585/1000 Goldgehalt, deutscher Stempel, Metallzifferblatt, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 57.50.

Nr. 2504. Damen-Remontoir-Cylinder. Garant. 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallzifferblatt, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 68.50.

Nr. 2505. Damen-Remontoir-Cylinder. Garant. 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel, Metallzifferblatt, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 78.50.

Nr. 2506. Remontoir-Cylinder. Garant. 800/1000 Silbergehäuse, deutscher Stempel, Metallzifferblatt, vergoldete Zeiger, 15 Steine. M. 24.50.

Nr. 2507. Remontoir-Anker. Sprungdeckel (Deckel über dem Zifferblatt), 585/1000 Goldgehäuse deutsch. Stempel, Metallzifferblatt (ohne Deckel), vergoldete Zeiger, 15 Steine. M. 112.50.

Nr. 2512. Remontoir-Anker. Garant. 800/1000 Silbergehäuse, deutscher Stempel, Silberzifferblatt (innerer Deckel), vergold. Zeiger, 15 Steine. M. 37.50.

Nr. 1150. Corallen-Kamm. M. 12.25.

Nr. 1044. Corallen-Brosche. M. 11.25.

Nr. 1134. Photogr.-Medaillon. Innen emaill. Vorderseite graviert, Carneol, Glas, gute Photographie. M. 8.25.

Nr. 1535. Corallen-Ohrringe. M. 3.75.

Nr. 1866. Massiv goldenes Ohrenring mit 2 Carneolen und 3 Perlen. M. 13.—.

Nr. 1867. Granat-Ohrringe. M. 7.—.

Nr. 1868. Granat-Brosche. M. 8.50.

Nr. 1869. Granat-Armband. Preislage M. 17.—, Preislage M. 22.50, Preislage M. 28.50, Preislage M. 39.50.

Nr. 1870. Massiv goldener Herrenring mit 1 Türkis. M. 25.75.

Nr. 1871. Gold doublé M. 7.75. Echt Gold M. 5.75.

Nr. 1872. Gold doublé M. 4.75. Echt Gold M. 10.—.

Nr. 1873. Gold doublé-Armband. M. 9.25.

Nr. 1874. Corallen-Collier.

Nr. 1875. Granat-Brosche. M. 16.25.

Nr. 1876. Granat-Brosche. M. 18.50.

Nr. 1877. Aufgereihtes Corallen-Armband. Preislage M. 9.75, Preislage M. 11.50.

Nr. 1878. Granat-Brosche. M. 16.25.

Nr. 1879. Uhrhalter-Anhänger. Vertieft graviert, Carneol in Gold gefaßt. Vorzüglich. M. 4.25.

Nr. 1227. Gold doublé-Medaillon. Damen-Medaillon, Halbmatt. M. 7.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Das Rätsel des Todes.

Eine sonderbare Geschichte von

Max Kretzer.

(Schluß.)

„Sie wollen das Rätsel des Todes lösen? Wie machen Sie das?“ fragte der Alte mit einem Gemisch von Mitleid und Spott in der Stimme. — Der Angeredete lächelte und zeigte seine weißen Zähne. Dann erwiderte er leise mit einem schwärmerischen Aufschlag seiner großen dunklen Augen:

„Wenn der Vollmond am Himmel steht um Mitternacht und die Seelen der Verstorbenen wandern und bereit sind, Antwort zu geben und unsere Sünden zu vergeben! Auch Ophelia wird dann ihrem Hamlet Aufschluß zukommen lassen über das Sein oder Nichtsein.“ Plötzlich rückte er nahe auf Rube zu und fragte hart und rauh: „Ich sehe, Sie wollen Witze machen; halten Sie mich etwa für verrückt?“

Der Alte hatte sich weder gerührt, noch hatte er gelächelt. Stumm und bewegungslos, wie aus Stein gehauen, saß er da. Er lag im Banne dieses Mannes, ohne sich befreien zu können. Ihm war es, als habe er von ihm einen fürchterlichen Schlag auf den Schädel bekommen, der den Sitz des Verstandes zertrümmerte.

„Wenn der Vollmond am Himmel steht ... um Mitternacht ... die Seelen der Verstorbenen wandern ... dann geben sie Antwort und vergeben unsere Sünden,“ brummte er vor sich hin mit der nachdenkenden Miene eines Menschen, der seinem Gedächtnis etwas einprägen will. Er glich im Augenblick einem Manne, der Dinge zu hören bekommen hat, die ihm so ungeheuerlich erscheinen, daß er befürchtet, mit dem Glauben daran auch sein bisheriges Leben verleugnen zu müssen.

Die Seelen der Verstorbenen wandern! Sie sollen reden, sie sollen Sünden vergeben können!

Er hätte in ein Gelächter ausbrechen mögen, wenn ihm nicht so verteufelt ernst zu Mute gewesen wäre. Ihm, Daniel Rube, der tausendmal und mehr gesehen hatte, wie mit der ersten Schaufel Erde zu Erde wurde, was war, etwas Derartiges vorreden zu wollen! Ihm weis zu machen, daß schwarz nicht schwarz sei! Ihm ins Gesicht hinein zu behaupten, daß derjenige nicht ganz tot sei, dem man die Augen zugedrückt hatte!

Der Alte wäre konfus im Kopfe geworden, wenn er noch länger geschwiegen hätte.

„Hören Sie, junger Mann,“ sagte er, „ich glaube, Sie befinden sich in einem großen Irrtum. Was ich sehe, das ist; was ich nicht mehr sehe, das ist verschwunden. Der Tote spricht nicht mehr, denkt nicht mehr, erscheint nicht mehr, vergibt weder Sünden, noch hat er eine Seele. Er ist Kadaver. Verlassen Sie sich darauf, ich spreche aus Erfahrung.“

Der Gemütskranke lachte leicht auf, dann erwiderte er pathetisch:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio!“

Sinnend sank sein Haupt nieder; er schwieg einen Augenblick, dann hub er von neuem an zu sprechen:

„Die Vorstellung, lieber Freund, die Vorstellung macht alles! Der eine sieht den Kadaver und der andere den Geist, der ihn befeelte. Jener betrachtet die Welt mit den Augen eines grasenden Viehes und dieser mit dem Seherblick eines göttlichen Geschöpfes. Der erste ist der gemeine Materialist, der nur lebt, um zu essen, und der zweite der große Idealist, der lediglich ist, um zu leben — vorausgesetzt, lieber Freund, daß er etwas zu essen hat. Zum Exemplum: Ihr würdet sagen, Ophelia, die seit zehn Jahren hier unter der Erde liegt, habe sich verändert, sei gestorben! Pfui über den Gedanken! Ophelia, meine Ophelia



Befund bei der alten Wartern. Gemälde von A. Sam.

Hiezu eine Extrabeilage: **Kaiser Wilhelm I.** Ein Erinnerungsblatt (16 Seiten mit Illustrationen).

schlummert nur. Denn, wisset, ehrwürdiger Mann, es ist ein Unterschied zu machen zwischen schlummern und verwesen, zwischen auferstehen und liegen bleiben, der Blume und der Larve, zwischen dem Jenseits und Diesseits, zwischen dem Ebenbilde Gottes und einem Affen, der trotz aller menschlichen Kunststücke doch immer ein gemeiner Affe bleiben wird, und auch zu allerletzt zwischen Glauben und Unglauben, denn der Glaube rechnet mit dem warmen Gefühl und der Unglaube mit dem kalten Verstande. Weil ich nun glaube, darum fühle ich, und weil ich fühle, sehe ich mit dem Herzen, denn wisset abermals: der Verstand wäre nicht so kalt, wenn er mit der Flamme des Herzens in Verbindung stände, und es gibt Blinde, die besser sehen als die Gesunden, weil ihre erloschenen Augen sich nach innen richten und in der Welt der Gedanken lesen. Weil dem so ist, also lebt Ophelia noch für mich, wenn schon gewisse Dummköpfe — verzeiht, ehrwürdiger Mann, wenn ich Euch zu ihnen rechne — behaupten, sie sei unkenntlich in Staub zerfallen. Denn wie gesagt, die Vorstellung, lieber Freund, die Vorstellung macht alles. Wie auf der Bühne, so im Leben! Der Geist ist's, der die Materie belebt, nicht umgekehrt. Wollket Ihr behaupten, daß Ihr in einem Toten nur den Kadaver sehet, so soll Euch das unbenommen bleiben; Ihr müßt es Euch aber auch gefallen lassen, daß einer kommt und zu Euch sagt: ‚Heda, Gevatter, düngt Eure Gedankenlosigkeit mit dem Kadaver, damit sie lebendig wird.' So beherrscht der Tod die Geister, weil er allein das ewige Leben enthält; wer sein Rätsel lösen kann, der wird doppelt weise, denn er löst zu gleicher Zeit das Rätsel des Lebens. Wie gesagt, wer um Mitternacht bei Vollmondschein den Mut hat, in sein eigenes Grab zu steigen, um an dem Sarge seiner Liebsten zu pochen, dem wird sich das Geheimnis erschließen, und er wird Erlösung finden von seinen Sünden und das ewige Leben, von dem ich sprach. So steht's geschrieben in dem großen Buche von dem Kabbalismus aller Dinge. Und verlaßt Euch, ehrwürdiger Mann, ich warte, um zu pochen."

Er lachte leise, wie summend, vor sich hin, während der Alte ihn noch immer wie seit Beginn der Auseinandersetzung mit halbgeöffnetem Munde lautlos anglotzte, als habe er ein Wunder vor seinen Augen.

Und den Blick gerade vor sich hin ins Leere gerichtet, den rechten Arm zum Deuten ausgestreckt, sprach der Unglückskomödiant weiter:

„Seht, dort steht sie in ihrer Jugendfrische, geschmückt mit dem Brautkranz wie einst, und lächelt mich an. So sah sie aus, als Hamlet auf der Bühne die Nachricht empfing, daß sie im Sterben läge, die einzige, die er geliebt hatte und von der er wieder geliebt wurde. Sie hatte mit ihm gelitten und gehungert, denn sie war arm gleich ihm; und Hamlet war Mitglied eines kleinen Vorstadttheaters, dessen Direktor immer gute Worte, aber selten Geld für seine Leute hatte. Sie war die große Seele, die an Hamlets dereinstigen Ruhm fest glaubte, denn sie liebte, und die Liebe glaubt immer und sieht prophetisch. Hamlet aber mußte spielen, denn das Publikum war eine hungrige Bestie und riß ihm das Herz stückweise aus der Brust. Ophelia aber ging inzwischen zu den Engeln, denn sie war selber einer. Und Hamlet spielte wie ein königlicher Weiser, der zum Zeitvertreib die Krone mit der Narrenkappe vertauscht hatte. Die hungrige Bestie im Zuschauerraum fing vor Wonne an zu heulen, und ein berühmter Theaterdirektor in der Loge versprach Ophelias Liebstem Gold und Würden für die Zukunft. Das kam ihm so komisch vor, daß er im letzten Akt plötzlich auf der Bühne anfing, laut zu pfeifen und Purzelbäume zu schießen. Wahrhaftig, ehrwürdiger Mann, die Leute sagten nun, ich wäre wirklich verrückt geworden, aber ich will nicht hoffen, daß Ihr derselben Meinung seid. Ich bin vernünftig wie ein Professor der Naturgeschichte, der eine Laus für ein edles Tier hält."

Hamlet redivivus fing an zu pfeifen, und Daniel Rube wurde unheimlich zu Mut angesichts der Beharrlichkeit, mit welcher der Geistesgestörte die Vernunft für sich in Anspruch nahm.

„Eine sehr traurige Geschichte," warf der Alte ein, nur um etwas zu sagen. „Also Ihre Braut liegt hier begraben, und das hat Ihnen —" den Verstand geraubt, wollte er hinzufügen, schluckte aber die Worte wohlweislich hinunter, um den Gemütskranken nicht zu reizen. So verbesserte er sich denn: „Und das hat Ihnen den vernünftigen Gedanken eingegeben, daß der Tod nur ein langer Schlaf sei; he, hab' ich richtig geraten?"

„Recht so, recht so, Alter! Dem Schlafe folgt das Erwachen und dem Begrabensein der Leiber die Auferstehung der Seelen. Also ist Ophelia nicht gestorben, sondern sie hat aufgehört, sterblich zu sein, wie jener große Mann in Rom einst sagte. Merkt Euch das. Ihr seid zwar ein alter Narr, doch habt Ihr, wie ich merke, lichte Augenblicke."

Daniel Rube erhob sich, er hatte genug für heute, und entfernte sich. Der Unglückliche nahm keine Notiz von seinem Gruß, sah ihm weder nach, noch versuchte er, ihn aufzuhalten; irrenden Auges starrte er nach wie vor ins Leere hinein, wo er die Ophelia seiner Einbildung zu erblicken glaubte.

Der Alte wanderte unterdessen den Weg zurück, den er gekommen war — langsam und bedächtig wie immer, aber tief gesenkten Hauptes und mit dem Ausdruck großen Nachdenkens in durchfurchten Antlitz. Ein Chaos von Gedanken tobte in seinem Hirn und begann seine Seele zu zermartern; ein Heer von Widersprüchen hatte sich wie ein ungeheurer Alp auf seine Brust gelegt und erschwerte ihm das Atmen. Und während er wie in einem Traumel, der die Erde um ihn drehen machte, durch die einsamen Gänge schritt, perlte kalter Schweiß auf seiner Stirn, der aufs neue hervorbrach, sobald er ihn getrocknet hatte.

War er, Sebaldus Daniel Rube, noch derselbe, war die Welt noch die alte?

„Kommt da so ein Lumpacivagabundus und Narr und stellt ein neues Evangelium auf, he, he, he!" sagte er halblaut vor sich hin. „Spricht von Seelenwanderung, von ewigem Leben der Toten und von dem Geist eines Kadavers! Von allerlei Vorstellungen und vom Schlummern statt Gestorbensein, he! Verrückt, unheilbar verrückt ist er! Die Leute haben recht . . . Aber das macht die moderne Gelehrsamkeit. Sitzt über den Büchern und lernt nicht aus dem Leben, begreift nicht, daß alles in sich zerfällt und nichts übrig bleibt als Staub und Knochen. Reden von Geist und Gott, als hätten sie beide persönlich gesehen. He, he — Rube ist klüger! Aber möchte wissen, wo 's geschrieben steht. Sonderbar, sonderbar wär's!"

Daniel Rube fing allen Ernstes an zu philosophiren. Plötzlich stand er abermals am Hügel seines Weibes, ohne daß er es wollte. Ein diabolischer Gedanke stieg in ihm auf, so daß er wie in innerer Genugthuung leise lachte.

„He, he, wollen doch sehen, ob er recht hat, der Lumpacivagabundus! He, Alte, was meinst Du zu alledem?" rief er über das Gitter hinüber. Eine Eidechse raschelte durch das Laub, so daß er jäh zusammenschrak. Sonst kein Laut. Der Alte hielt sein Ohr eine Weile wie zum Lauschen geneigt, dann ging er mit zufriedenem Lächeln weiter. „Hab's ja gleich gesagt, dummes Zeug mit der Seele! Wer tot ist, läßt sein Riefen und Piepen . . . Heda, Lorenz! Komm doch einen Augenblick hieher!" rief er dann zu seinen Leuten hinüber, die eine zweiräderige Wassertonne den Hauptgang entlang transportirten.

Lorenz war ein kleines Männlein mit grauem Storpelbart, das seiner Klugheit wegen bei den Kirchhofsarbeitern sehr geschätzt wurde und die größte Schaufel führte.

„Lorenz," begann der Alte, indem er eine Prise nahm, „wie viel Jahre werden's, daß Du bei mir bist?"

„Der Jahre fünfzehn werden's am Sonntag."

„Richtig, am nächsten Sonntag. Wie die Zeit vergeht! Gut, daß Du mich erinnert hast, sollst 'ne Tabaksdose haben . . . Sag' mal, Lorenz, Du bist nicht gerade auf den Kopf gefallen, glaubst Du, daß von den Toten noch etwas übrig bleibt — wohlverstanden, Lorenz, ich meine etwas, was man so Geist oder Seele nennt, he?"

„'s ist sonderbar, 's ist sonderbar, Herr Rube! Man sollt's nicht meinen, daß etwas dran ist, und doch wird's wohl seine Richtigkeit haben."

„He?" Der Alte führte diesmal die Prise nicht der Nase zu, sondern hielt in der Bewegung inne und blickte erstaunt auf. „He, Du auch? Da bin ich neugierig, Lorenz."

„'s mag wohl das starke Denken oder die Vorstellung beim Menschen sein."

„Redet der auch wieder von Vorstellungen," dachte Rube.

Und Lorenz fuhr fort:

„'s mag ja vielleicht 'ne ganz dumme Einbildung sein, aber ich glaube, daß meine Alte — Gott laß sie sanft ruh'n — 'ne Seele gehabt hat, die man nicht begraben kann."

„Du glaubst, Du glaubst, Lorenz!" fiel der Alte unwillig ein.

„Ja, ich glaube nur, Herr Rube, aber der Glaube macht selig. Und man soll dem Menschen seinen Glauben lassen, sagte meine Mutter selig immer, denn wer da glaubt, der zweifelt nicht und lebt in Frieden mit Gott und seinem Gewissen."

Der Totengräber wendete sich um und winkte mit der Hand.

„Schon gut, schon gut, Lorenz! Das sind so Meinungen. Hast Du auch nicht ganz recht, die Tabaksdose bekommst Du doch." Er legte den Zeigefinger wie zum Gruß an die Mütze und schritt gedankenvoll weiter. „'s ist sonderbar, 's ist sonderbar, der auch, der mit der Schaufel arbeitet!" redete er in kurzen Sätzen in die Luft hinein. „Spricht von der Seele seiner Frau, als wenn er sie leibhaft vor Augen hätte, und hat doch tausendmal das Häuflein Erde gemacht, das alles deckt, was sich Mensch nannte. Man sollte derartige Leute ins Irrenhaus sperren, wie den Lumpacivagabundus . . . He — aber Narren sprechen die Wahrheit, sagt man. 's ist sonderbar, 's ist sonderbar! Möchte wissen, wo's geschrieben steht. Hat's ja genannt, der Nombdiant, das große Buch von dem Ra — Kaba, richtig! — von dem Kabbalismus aller Dinge! Klerd's mir notiren."

Er zog eine dickleibige Lederbrieftasche aus seiner äußern Brusttasche und kritzelte mit großen Buchstaben den Titel hinein.

Lange noch schritt der Totengräber der Sankt Johannesgemeinde in sich versunken auf dem großen Friedhof umher, grübelnd über das, was er von dem Unglücklichen und seinem Gehilfen vernommen hatte, zeitweise ganze Sätze sich ins Gedächtnis zurückrufend und vor sich hinsprechend. Die Sonne stand bereits im Zenith, als geschäftliche Dinge ihn nach dem weißen Häuschen riefen.

Also hatte Daniel Rube an diesem denkwürdigen Tag eine unverhoffte Entdeckung gemacht und war zum Philosophen geworden. Nun traten gar wunderbare Wandlungen in seinem alltäglichen Leben ein, die mit seinen sonstigen Gewohnheiten nicht das Geringste gemein hatten. Die Kirchhofsarbeiter zumal fanden, daß er putzige Einfälle bekam und des öftern sie mitten in der Arbeit unterbrach, um, was er nie gethan hatte, gar weise Gespräche mit ihnen zu führen über Gott und die Menschen, über Tod und Auferstehung, über Diesseits, Jenseits und die Seelenwanderung. Nicht gerade, daß er viel darüber redete, aber er stellte Fragen und wollte Meinungen hören.

Die Gefragten kramten ihr kärgliches Wissen aus, kratzten sich dabei verlegen hinter dem Ohr, erzählten Ammenmärchen, geheimnisvolle Sagen und sahen sich dann, wenn Daniel Rube mit einem: „He, 's ist sonderbar, 's ist sonderbar!" von dannen gegangen war, vielsagend an, schüttelten den Kopf und erlaubten sich, eine gewisse Ansicht mit den Worten zu bestätigen: „Mit dem ist's nicht mehr richtig."

Eines Tages in der Frühe, als für den Vormittag kein Begräbnis in Aussicht stand, wurde Lorenz ins weiße Häuschen gerufen. Er war in geschäftlichen Dingen, wie man zu sagen pflegt, die rechte Hand des Totengräbers, denn seine Treue und Ehrlichkeit waren erprobt. Der Alte stand zum Ausgehen bereit und instruirte den Famulus wie gewöhnlich über die Vorkommnisse der nächsten Stunden. Er trug eine gewichtige Miene zur Schau und zögerte lange, ehe er ging, sann und sann, als müsse er sich noch auf etwas Außerordentliches besinnen. Endlich zog er Lorenz geheimnisvoll beiseite.

„Ich wollt' Dich etwas fragen. Kennst Du in der Stadt, nicht so weit hinein, einen Buchhändler, der allerlei alte Bücher zu verkaufen hat, he?" fragte

er verstohlen und sah sich nach der Thür um, als sollte ihn kein anderer hören.

Lorenz neigte den Kopf und dachte nach. Endlich berichtete er von dem großen Thorweg eines Hauses der Vorstadt, in dem auf allen Seiten riesige Regale, vollgepfropft mit dicken und dünnen Büchern, ständen, bewacht von einem Manne mit langem weißem Bart. Er bezeichnete die Gegend näher, und Daniel Kube nickte und sagte:

„He, weiß schon, weiß schon!“ Dann ging er, gebückter denn je, als wäre er mit tausend Sorgen bepackt, durch die kleine Pforte zur Straße hinaus. Nach gut drei Viertelstunden befand er sich vor dem Thorweg, in welchem der Antiquar hauste.

„Guten Morgen!“ sagte er, als er bemerkte, daß außer dem Greis, der an einem kleinen Tisch saß, niemand anwesend war. „Haben Sie das große Buch vom Kabbalismus aller Dinge, he?“

Er mußte die Frage noch einmal wiederholen, denn der Bücherkundige war schwerhörig. Alsdann sah er den Antiquar lächelnd den Kopf schütteln.

„Wo gibt's denn das Ding, he?“ rief er nun sehr laut. Der Verkäufer zuckte die Achseln, sah ihn von unten bis oben an und drehte sich schweigend um, als wolle er nicht mehr belästigt werden.

„Wenn der's nicht hat, wird's ein anderer haben,“ dachte Kube und trat an das nächste Regal, um einen Blick auf die ausgelegten Bücher zu werfen. „Die Seelenwanderung bei den alten Aegyptern“, las er Buchstaben für Buchstaben der altgotischen Schrift. Helle Freude spiegelte sich auf seinem Gesicht, als er laut zu dem Weißbärtigen hinüberrief:

„Solche Bücher will ich haben! Haben Sie noch mehr davon?“

Der Antiquar erhob sich wieder und kam mit der Würde eines großen Mannes näher.

„Fünfzig Pfennig,“ sagte er lakonisch, in dem Glauben, er sei nach dem Preise gefragt worden.

„Ich will noch mehr von der Sorte haben,“ schrie ihm der Totengräber ins Ohr: „Geschichten, die vom Rätsel des Todes, vom ewigen Leben und von der Vergebung aller Sünden handeln! Verstanden?“

Der Mann mit dem langen Barte sah ihn abermals von oben bis unten bedeutsam an, nickte, aber sagte nichts, sondern ging nach dem Hintergrund des offenen Ladens und brachte nach einigem Suchen wohl ein Dutzend abgegriffener Bücher herangeschleppt, die er vom Staube befreite und auf den Tisch legte.

„Gediegene philosophische Werke,“ sagte er kurz. Zusammen dreizehn Mark und fünfzig Pfennig.“

Daniel Kube empfand gar nicht das Verlangen, die Bücher näher zu prüfen, ließ aus denselben ein Paket machen, zahlte und keuchte mit seiner Last von dannen, verfolgt von den Blicken des Antiquars, der im Thorweg stand und dem merkwürdigen Manne nachschaute, bis er um eine Straßenecke verschwunden war.

Daniel Kube aber schritt wie ein Greiser, verjüngt durch die Zaubermittel, die er unterm Arm trug, durch die Menge.

„He, werde mich jetzt selbst davon überzeugen, was wahr an der ganzen Sache ist. Wenn's gedruckt steht, ist's was anderes. Gediegene philosophische Werke, philosophische Werke! Hm — verteufelt viel Gelehrsamkeit,“ murmelte er schmunzelnd vor sich hin. Dann fiel ihm ein, daß ihm noch etwas fehle — die Hauptsache, wie er sich sagte. Diesmal war es ein großes Buchhändlergeschäft, vor dem er stehen blieb. Er trat ein.

„Haben Sie das große Buch vom Kabbalismus aller Dinge?“ fragte er wiederum. Der vielbeschäftigte Mann im Laden blickte kaum auf, erwiderte aber höflich:

„Wo ist's erschienen?“ Als Kube diese Frage nicht beantworten konnte, mußte er erfolglos den Rücken kehren.

„'s ist sonderbar, 's ist sonderbar, so ein seltenes Buch,“ kam es über seine Lippen.

Er kam bei einer Leihbibliothek und abermals bei einer Buchhandlung vorüber, trat ein und brachte seine Frage vor. Und jedesmal, wenn er wieder auf die Straße trat, lautete sein Selbstgespräch: „'s ist sonderbar, so ein seltenes Buch!“

Dann kehrte er mit seiner Bürde heim. Die ganze Nacht hindurch brannte Licht in seinem Zimmer, Daniel Kube saß mit der Brille auf der Nase über die Bücher gebeugt und las und las, um allerlei Zeug in sich aufzunehmen, das er nicht verstand. Das ging so Wochen hindurch. Er wurde nicht klüger, wohl aber verwirrten sich seine Gedanken, und allgemach kam eine fixe Idee über ihn, die ihn das konfuseste Zeug in der Unterhaltung mit seinen Arbeitern sprechen ließ. Diese schüttelten immer bedenklicher den Kopf und sagten laut, daß es jedermann hören konnte: „'s ist nicht richtig mit ihm. Es geht ihm etwas im Kopf herum.“

Eines Tages ging der irre Komödiant wieder durch die Gänge. Alsbald gesellte sich der Totengräber zu ihm, und die Arbeiter sahen, wie der Alte den Unglücklichen unterfaßte und wie mit einem guten Freunde dahinschritt. Es war für sie nun eine ausgemachte Sache, daß es mit Daniel Kubes Verstande nicht mehr seine Richtigkeit habe. Des Nachts ging er im Kirchhof umher, blickte oft lange zum Himmel empor und schloß das Gitter zur Ruhestätte seiner Frau auf.

„Ich will das Rätsel des Todes lösen,“ hatte er zu Lorenz gesagt, als dieser die Frage an ihn zu richten wagte, was denn Herr Kube bis zum grauenden Morgen so eifrig studire.

Der kleine Famulus wohnte unterm Dache des kleinen Häuschens. Einstmals wurde er mitten in der Nacht aus dem Schlafe geschreckt. Er hatte unter sich einen dumpfen Fall vernommen und glaubte die Stimme seines Herrn zu hören. Als er voller Angst die steile Stiege hinunter geeilt war, sah er den Totengräber auf der Diele liegen. Die Brille und ein Buch lagen neben ihm, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht.

„He, meine Frau war hier,“ brachte er keuchend hervor, als Lorenz ihn aufrichtete und sanft auf den Lehnstuhl niederließ: „he, ich wollt' nach ihr greifen, da schlug ich hin, he! Es wird wohl nur ihre Seele gewesen sein, die Uhr stand auf zwölf. Aber dummes Zeug — das macht alles die Vorstellung, die vermaledeite Vorstellung. He, geh' nur schlafen.“

Lorenz ging aber erst, nachdem er den Alten ins Bett gebracht hatte.

So war es also gekommen: der Alte ging brütend umher, grübelte über die tiefsten Dinge dieser Welt, ward verschlossener denn je, suchte die Einsamkeit der Nacht und ließ den Wahnsinn in seinem Hirn gären. Er sah Geister am hellen Tag, und die Seelen der Abgeschiedenen tanzten in seiner krankhaften Phantasie die tollsten Reigen. Das Antlitz seiner Frau tauchte vor ihm auf, so oft er des Nachts in seinem Zimmer saß, und von entsetzlicher Furcht und Gewissensqualen gefoltert, eilte er durch das Dunkel des Friedhofes zu ihrem Hügel und that knieend sein langes, stilles Gebet. Wie ein Schatten schlich er am Tag umher, abgemagert bis auf die Knochen, tiefliegenden Auges, in dem wie ein Raubtier in seiner Höhle das unheimliche Feuer des nahenden Irrsinns leuchtete. Er bot das traurige Bild eines Menschen, der sich nach ewiger Ruhe sehnt, dem aber der Zwiespalt seines Daseins den Sieg des Geistes über den Körper gibt.

Eines Nachmittags fand ein armseliges Begräbnis statt; eine Frau aus dem Volke hatte ihren einzigen Sohn verloren. Kein Priester gab den letzten Segen — nur wenige Menschen umstanden die Gruft. Dumpf rasselten die Schollen auf den Deckel nieder wie die letzten Nachrufe aus einer andern Welt. Plötzlich ergriff Daniel Kube, der wie ein schwarzgekleidetes Skelett beiseite gestanden hatte, um seines Amtes zu walten, zum Erstaunen seiner Gehilfen das Wort.

„He, meine Lieben,“ begann er mit einer Stimme, die sich anhörte, als kratze man auf altem Blech, „he, meine Tiefbetrübten, trauert nicht um den Körper, wo noch die Seele euer ist. Der Kadaver wird begraben, der Geist lebt und weilt unter euch, denn euer Sohn und Bruder ist nicht gestorben, sondern hat aufgehört, sterblich zu sein, wie jener große Mann in Rom einst sagte. Denn wisset, es ist ein Unterschied zu machen zwischen Schlummern und Verwesen, zwischen Auferstehen und Liegenbleiben, zwischen der Blume und der Larve. Also lebt euer Sohn und Bruder noch. Die Vorstellung, meine Lieben, die Vorstellung macht alles! Der eine sieht den Kadaver und der andere den Geist, der ihn belebte. Und der Geist lebt fort, wenn auch der Körper längst in Staub zerfallen ist; und die Seele des Verstorbenen bleibt euer, denn sie gehörte euch bereits, bevor sie dem Körper entwich. Darum weinet nicht, Vielgeliebte, denn wer da schlummert im Glauben an eine Auferstehung, der wird das ewige Leben haben. Amen.“

Die Mutter schluchzte während dieser Worte laut und vernehmlich, und die Kinder, zwei kleine Mädchen, weinten hell wie die Sonne, die auf Bäumen und Sträuchern lag.

Als der Totengräber sich umwandte, um die Stelle zu verlassen, schlug leises Lachen an sein Ohr. Er erblickte den gemütskranken Schauspieler, der aufmerksam seiner Rede gelauscht hatte.

„Recht so, recht so, ehrwürdiger Mann,“ flüsterte er; „man wird bald sagen, Ihr habet Euren Verstand verloren.“

Der Alte schreckte zusammen wie vor seinem eigenen Gespenst und wankte dem Häuschen zu.

Abends desselbigen Tages war es, da saß der von allen Schauern einer elenden Existenz geplagte Daniel Kube am geöffneten Fenster seines noch dunklen Zimmers und blickte zum Himmel empor. Es war im Monat August. Ziehende Wolken verhüllten das Firmament. Plötzlich zerteilten sie sich, und die Scheibe des Vollmondes schwebte wie eine silberweiße Motte auf blauem Grund im unendlichen Raume. Der Totengräber bekam bei diesem Anblick seltsame Erinnerungen.

„He, wer um Mitternacht bei Vollmondschein in sein eigenes Grab steigt und am Sarge seiner Liebsten pocht, dem wird sich das Geheimnis des Todes erschließen, und er wird Vergebung seiner Sünden erlangen — so hat er gesagt, stände im großen Buche vom Kabbalismus aller Dinge.“

Je länger Daniel Kube in die Scheibe des Mondes starrte, je mehr wurde er von dem wahnsinnigen Gedanken gefaßt, die Höllengeister, die seit Monaten in seinem Kopf tobten, sich entfesseln zu lassen, um seine tiefste Sehnsucht ein für allemal zu befriedigen. Er stand an jener Grenze, wo die Vernunft keine Gewalt mehr über die Dämonen der menschlichen Leidenschaften besitzt.

Es schlug zehn Uhr vom Kirchturm des nahen Dorfes. Langsam zählte der Alte die einzelnen Schläge. Tiefe Stille trat wieder ein. Vor dem Fenster surrten einige Nachtschmetterlinge vorbei, deren Flug der Totengräber im blauen Licht des Mondes verfolgen konnte.

„He, Lorenz,“ rief er zum Fenster hinaus: „kannst nach einer halben Stunde nach der Stadt zum Apotheker gehen!“

Er wollte mutterseelenallein sein; nach einer halben Stunde war er es. Daniel Kube schloß die Thür vom Hause, griff zu Spaten, Beilen und Seil und schritt in die durchsichtige Kirchhofslandschaft hinein. Sein Blut war zu Eis erstarrt, nur das Herz schlug rasend schnell und heiß gegen die Brustwand. Tolle Phantome umgaukelten ihn, gespensterhaft leuchteten Denkmäler und Grabsteine im fahlen Licht und schienen bei seinem Näherkommen warmes Leben zu gewinnen, sich niederzubeugen, ihn zu umtanzen, ihn anzuglotzen mit Gesichtern, wie er sie nie gesehen. „Laß die Toten ruhen!“ umheulte es ihn brausend tausendstimmig. Eine Hand drückte seine Kehle zu — Daniel Kube blieb einen Augenblick stehen und schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, lag der Kirchhof schweigend wie immer vor ihm. Er hatte, wie so oft schon, einen Schwindelanfall gehabt, der nun vorüber war.

Er war zur Stelle. Einen Augenblick schreckte er zusammen, dann begann er sein eigenes Grab zu graben. Die Uhr schlug elf, nur eine Stunde hatte er noch Zeit. Er grub und grub mit der Emsigkeit eines Mannes, dem die Peitsche auf dem Nacken sitzt. Zwei Marmorfiguren, geisterhaft bleich vom Mondeslicht getränkt, schauten wie zwei stumme Zeugen seinem Treiben zu. Aber Daniel Kube sah nichts, hörte nichts weiter als seinen eigenen Atemzug und das Klirren des eisernen Spatens. Immer tiefer verlank seine Gestalt, immer höher wurde der Haufen aufgeworfener Erde. Jetzt schlug der Spaten dumpf auf: Daniel Kube hatte den Sarg seines Weibes getroffen. Er machte eine Pause. Der Schweiß stand ihm wie einem Fieberndem auf der Stirn; wie elektrische Funken ging es durch seinen schlotternden Körper, seine entsetzliche Freveltha:



Von der internationalen Jubiläums-Kunstausstellung in Wien: **Die Tauboker.** Gemälde von Professor Hermann Vaisch.

Digitized by Google



König Karl VI. von Frankreich. Gemälde von Albrecht in Dresden.

Digitized by Google

stand ihm während einer Minute riesengroß vor Augen. Aber der Wahnsinn hielt ihn in seinen Klauen; also weiter, weiter!

„Grabe, Spaten, grabe!“

Die ganze Seite des Sarges war bloßgelegt, Stube hatte sein Werk bis auf das andere verrichtet. Die Luft ging ihm aus; mühsam zog er sich an dem Seil, das über den Balken lag, in die Höhe. Die Uhr schlug drei Viertel auf zwölf. Fünfzehn Minuten, noch und die Geisterstunde nahm ihren Anfang. Der Alte schöpfte tief Atem und setzte sich auf die Gartenbank. Der letzte Rest menschlicher Vernunft hatte ihn verlassen, der Mond warf seinen Abglanz auf das Antlitz eines Kranken.

Grabesstille lag auf jedem Halm, auf jedem Blatt. Der Totengräber saß vornübergebeugt, starrte in die gähnende Gruft und lauschte auf den ersten Schlag der Uhr. Das weiße Seil schien sich zu bewegen. Wie von der Natter getroffen, schnellte er in die Höhe. Regte sich die Tote, um ihre Auferstehung zu feiern? Der Wahnwitzige lächelte, das Mondlicht hatte ihn getäuscht.

Horch! Bimm — der erste Schlag! Die Geisterstunde begann! Der Alte erhob sich, wankte auf die Gruft zu und machte sich bereit, am Seile hinabzuklettern. War es nur Einbildung, oder erdröhnte die Erde mit einem fürchterlichen Schlage? Begann seine Phantasie ein Konzert, oder gellte es auf aus tausend Kehlen: „Laß die Toten ruhen!“

Ein Wirbelwind tobte über den Kirchhof und raste mit jedem neuen Schlage der Uhr ächzend auf. Das wilde Heer der Nachtgeister brauste über die Gefilde der Seligen und schnaubte nach Rache für die Schänder ihrer Ruhe. Alles schien sich in einem ungeheuren Wettersturm aufzulösen, der die Erde zu verschlingen drohte. Nur der Mond zog ruhig seine Bahn an der Riesenkuppel des Firmaments.

Der zwölfte Schlag! Der Alte war unten. Noch einmal ein Vibrieren der Erde, ein Zittern jedes Grases, dann ein dumpfer Schlag, ein lauter Schrei — und Grabesstille ... Der Balken hatte in der losen Erde seinen Halt verloren und dem Totengräber den Schädel zerschmettert.

Daniel Stube war so vermessen gewesen, das Rätsel des Todes lösen zu wollen, und hatte das Rätsel seines Daseins gelöst.

Der Lebensretter.

Skizze nach dem Leben

von

Etienne de Jodor.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Herr Gaston Beaumont, ehemaliger Steuermann der Handelsmarine, derzeit in Paris weilend, war mittelst Dekrets des Präsidenten der Republik mit dem Kreuze der Ehrenlegion dekoriert worden. Er hatte nämlich hundertundachtzig Lebensrettungen ohne Verletzte anderer vollbracht, und zwar hatte er diese stattliche Anzahl von Menschen alle vor dem Tode des Ertrinkens errettet.

Eine dem Dekret beigefügte Note erzählte, daß unter diesen hundertundachtzig Personen mehr als die Hälfte in selbstmörderischer Absicht in die Seine gesprungen, während der andere Teil aus Unvorsichtigkeit oder durch Ungeschicklichkeit dem Wassertod so nahe in das Auge schaute. Unter den Geretteten befanden sich bloß zwanzig Frauen, dafür aber an die sechzig Kinder. Unter den übrig Verbleibenden Männern waren die Hälfte über fünfzig Jahre alt.

Soweit die Statistik; mir aber genügte sie nicht. Ich suchte Herrn Beaumont auf und fand ihn als einen gemütlichen, offenherzigen Mann. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und ich nahm sein Anerbieten, mit ihm einen Spaziergang zu machen, herzlich gern an.

„Wie kommt es nur, Herr Beaumont, daß Sie so zahlreiche Gelegenheiten zu Lebensrettungen finden, während sie anderen Leuten gar nie unterkommen?“

„Das kommt davon, daß ich eben die Zeit und den Ort weiß, wo man sich umbringt.“

„Sie scherzen! Der Selbstmord also hätte, nach Ihnen, eine bestimmte Stunde und einen bestimmten Ort?“

„Ich scherze gar nicht. Kommen Sie nur, und ich will Ihnen das begreiflich machen.“

Wir begannen unsere Promenade. Beim Pont Saint-Michel beginnend, verfolgten wir den Lauf der ruhig dahinfließenden Seine, zu unserer Rechten die Siegessäule, zu unserer Linken das düstere Gebäude des Justizpalastes mit seinen altertümlichen Türmen.

„Es vergeht kein Tag,“ fuhr Herr Beaumont fort, „an welchem in Paris nicht ein Selbstmord verübt würde. Das gehört nun einmal zum Leben einer Großstadt. Ein Zeichen der Zeit aber ist es, daß die Anzahl jener, welche sich in die Seine stürzen, immer geringer wird. Heute spielt die Chemie eine bedeutende Rolle in den letzten Gedanken der Lebensüberdrüssigen; das Gift wirkt ebenso schnell als ein wohlgezielter Revolverschuß und — — es entstellt nicht so sehr das Antlitz als der Wassertod. Dieser Umstand wiegt schwer in der Wagschale, besonders für jene, welche sich zum Trotz für andere aus dem Leben schaffen.“

„Wäre es möglich ...“

„Ja wohl, die Eitelkeit in dem Menschen erstirbt erst mit seinem letzten Atemzuge. Es gibt Leute, die mit ihrem Tod Aufsehen machen wollen oder die in einem schnellen Ende Rehabilitierung für irgend eine Dummheit suchen, aber aber Leute, welche wollen, daß ihr tragisches Ende als ein schwerer Vorwurf auf dem Leben der Zurückbleibenden laste. Alle diese Verirrten schreiben eine Unzahl Abschiedsbriefe, machen lange Testamente, bringen ihre Wohnräume in Ordnung für die später eintretenden Neugierigen, kleiden sich hübsch an, als erwarteten sie Besuch, und wenn alles gehörig inszeniert ist, legen sie sich hin und sterben und suchen in einer recht tragischen Pose zu verharren. Wir nennen das den ‚suicide à sensation‘, den Selbstmord aus Verlangen nach Aufsehen.

„Was sich aber in die Seine stürzt, das hat es entweder eilig mit dem Sterben oder aber wünscht so unbekannt und still als möglich aus dem verhaßten Leben fortzukommen. Ein wirklicher, unbesiegbarer Ekel vor dem Leben oder unabweislicher Zwang, letztere Notwendigkeit jagt die Leute in die Seine, und meine Klienten sind alle des Erbarmens wert. Diejenigen aber, welche à domicile, zu Hause sterben, ruhten mich nicht — sie erscheinen mir immer so, als seien sie es nicht wert, daß man ihnen das Leben rettet, von dem sie so wenig guten Gebrauch zu machen wissen.“

Wir kamen beim Pont Neuf vorbei. Es war so gegen die vierte Nachmittagsstunde. Die Brücke, über welche das geschäftige Paris seit Jahrhunderten seine Massen von einem Ufer an das andere schleudert, war schwarz von Menschen.

„Der sich in die Seine wirft, überlegt sich die Sache vorher genau und betrachtet sich das Wasser eine gute Weile, bevor er es verschlucken will. Auf dem Pont Neuf, um ein Beispiel zu nehmen, haben unsere Lebensverächter wenig Gelegenheit, ihre vorbereitenden Studien zu machen. Da werden sie gestoßen, angerannt, fortgeschoben und ausgescholten, wenn sie dem hastenden Publikum im Wege sind und mit aller Welt nicht gleichen Schritt halten. Unter solchen Umständen bliebe den Abzieheden zu nichts anderes übrig, als kurzweg über das Geländer hinabzuspringen, — ohne jede Vorbereitung, ohne sich, wie es sich gehört, auf den Tod auch recht gefaßt gemacht zu haben.

„Das aber wollen meine Klienten nicht. Sie hassen das Aufsehen und verlangen nicht, unter dem Geschrei des neugierigen Galeriepublikums von der Brücke und mitten zwischen Badeanstalten und Waschkähnen auf dem Flusse zu Grunde zu gehen.

„Darum werden Sie auch selten hören, daß sich einer vom Pont Neuf in die Seine gestürzt habe, ebensowenig wie von den vier anderen Brücken, welche stromabwärts bis zur Place de la Concorde liegen. Diese Strecke mit ihrem lebhaften Verkehr eben und unten, auf den Brücken und auf dem Strome selbst, ist vor Selbstmördern sicher, und ich habe in dieser Gegend auch weiter niemand das Leben gerettet, als drei Knaben, welche infolge Uebermuts in den Strom fielen, — und einem Pudelscherer, dem ein mutwilliger Kater zwischen die Beine rannte, so daß der Mann in das Wasser stürzte.

„Weiter abwärts aber, vom Pont Royal angefangen, da steht die Sache schon ganz anders. Da gibt es genug Plätzchen, wie geschaffen zum Sprung aus dem Leben, und ich will Sie an eine Strecke führen, längs welcher ich schon über hundert Verzweifelte herausgefischt habe.“

Wir gingen langsam unsern Weg fort. Dem Akademiegebäude gegenüber stiegen wir auf einer Quaderntreppe zum Ufer hinunter und schritten, nur wenig vom Wasserstaum entfernt, dem langsam dahingleitenden Strom nach. Hinter uns lag Notre Dame, die verkleinerte Legende des in die Vergangenheit hinabgestiegenen Paris. Der jagendliche Purpur einer abschiednehmenden Frühlingssonne umgab ihre grauen Massen wie mit einem Heiligenschein, dessen Makellosigkeit die dampfenden und rauchenden Nebel der geschäftigen und weiheloser Großstadt nicht zu trüben vermögen. Ueber uns donnerte es; nimmer rastend wälzte sich die unendliche Menge von Menschen und Tieren über die ächzenden und in ihrer Gliederung erzitternden Brücken, und tausende von Stimmen, verworren mit dem Gerassel der Wagen und dem Hufschlag der feuchenden Pferde und verwandelt in ein einziges dumpfes Grollen, streiften unser Ohr.

Je mehr aber wir uns von dem in schweigsamer Majestät die Seine überschauenden Louvrepalais entfernten, desto weniger laut wurde das Grollen. Längs der verödeten Tuilerien, von welchen die Hälfte im Brande der Kommune aufgegangen, und längs des altmodischen Quais des andern Seineufers ging unser Weg. Wir hörten das Stauschen des dahinschießenden Wassers neben uns, und wir konnten sogar das Rauschen der über uns den Quai beschattenden Bäume hören, welche in dem ungestümen Drängen der sie umwehenden Verwirbelungsluft erbebten.

Noch einmal grollte es über uns. Das war die Rue du Bac, welche ihren Menschenschwall auf den Pont Royal ausspeit — und dann ward es ganz einsam und still. Hinter uns lag die alte Riesenstadt, vor uns das neue im Werden begriffene Paris mit seinen grünen Avenuen und seinen larmoyanzgewohnten Quartieren. Hinter uns lag des Alltagslebens sinnverwirrendes Brausen — vor uns die verklärte Stille, der Friede, die Ruhe.

„Dieser Uferstreifen ist mein Operationsfeld,“ sagte Herr Beaumont, auf das Stück Quai zeigend, das sich vom Pont Royal bis zur Austerlitzbrücke hinunterzieht. „Besonders der Fleck unter den Ruinen des Rechnungshofes, dort, wo mehrere Bäume bei einander stehen, wird von den Selbstmördern mit Vorliebe aufgesucht.“

Ein romantisches Plätzchen! Ueber denselben ihrenen die verwitterten, rauch- und wettergeschwärzten Mauern des Cour des comptes, eines von den Kommunards in Brand gesteckten und seither verlassenen Palastes des zweiten Kaiserreichs. Ihnen gegenüber der herrliche Eintrachtsplatz mit seinen schlanken, rosenroten Obelisken; rechts hinaus die imposanten Saulenhallen des Parlaments; gerade gegenüber die buschigen und statuengeschmückten Terrassen des Tuileriengartens, in der Ferne die hoch aufragenden Türme des geldig ergänzenden Trocadéropalastes; längs des Ufers vielstämmige Alleen, über welche eine leichte Staubwolke hingebreitet erscheint.

„Ich habe hier schon Leute herausgezogen, welche von weit hergekommen waren, um gerade an diesem Platze zu sterben, und die es weit näher hatten, sich oberhalb der Notre Dameliche, wo es ganz stille Plätze gibt, in den Fluß zu werfen. Was sie aber von jener Gegend vertreibt, das ist die Nähe der Morgue, wohin die Leichen der tot Aufgefundenen geschafft werden.

„Wer je einmal in der Morgue gewesen und dort diese unheimliche Bildergalerie, diese Sammlung von naturgetreuen Photographien der Kadaver angesehen hat, dem vergeht, meine ich, die Lust, es diesen Unglücklichen nachzumachen. Und dann noch dazu die ausgestellten Leichen, welche der Volkswitz die ‚refroidis‘ (die Erkalteten) genannt hat und die uns mit ihren verglasten Augen und ihren veilchenblauen Gesichtern anglotzen — — das passt unseren Herren Selbstmördern nicht, und sie flüchten von dieser Gegend in eine andere, wo ihnen der Tod, auf welchen sie sich vorbereitet, in minder gräßlicher Gestalt erscheint.

„Seit mehr als funfzehn Jahren bin ich von der Marrette beschäftigt, den Leuten das Leben zu retten. Mein Vater und meine zwei Brüder ertranken, mich allein hat das Wasser nicht gewollt. Als ich so viel erspart hatte, um mein Leben ruhig und ohne Plage beenden zu können, habe ich mich nach Paris gezogen und habe hier dem Andenken meiner teuren Verstorbenen ein Gebäude gethan, den Unglücklichen beizustehen und sie besonders vor dem Wassertode zu erretten.

„Anfangs wollte die Sache nicht recht gehen. Ich spazierte die ganze Seine entlang und fand entweder gar nichts zu thun, oder ich kam zu spät. Nun aber habe ich mein Handwerk studirt und bin, wie gesagt, zu der Einsicht gekommen, daß es den Lebensmüden durchaus nicht einerlei ist, an welchem Orte sie uns Adieu sagen wollen.

„Aber gerade so wie es einen bestimmten Platz gibt, an welchem die meisten dieser Elenden zusammenreisen, ebenso gibt es auch eine Zeit, in welcher man sich mit Vorliebe tötet. Am zahlreichsten sind die Selbstmorde in der Seine in den Monaten Oktober, November, Februar und März, am seltensten im Dezember, Mai, Juni und September.

„Im Hochsommer treibe ich mein Handwerk weiter abwärts, außerhalb Paris, an der Seine bei Asnieres, Villancourt und Neuilly, an der Marne bei Bonneuil, Chatou und so weiter. Da wimmelt es nämlich von unvorsichtigen Radfahrern und ungeschickten Nahnfahrern, und man hat viel zu thun, um über sie zu wachen. In Paris hätte ich so ziemlich nicht viel zu thun. Es ist merkwürdig, daß in der Sommerszeit die Selbstmorde durch Ertränken in Paris fast null sind, während sie außerhalb der Stadt, in den Ausflugsorten, häufig werden. Diese Hospitänger machen stundenlange Spaziergänge, nur um das Vergnügen zu haben, sich in einem schattigen, grünen Versteck in den Fluten zu begraben.

„Aber auch die Witterung selbst ist ihnen nicht gleichgültig. Jene wenigen, welche sich im Frühling und Herbst umbringen, lieben heiteres Wetter. Das sind Schwärmer, welche an angeborener Melancholie leiden und sind dazu auch noch verdorbene Poeten. Nicht so die Mehrzahl meiner Klienten.

„Das sind zumeist elende, herabgekommene Leute, welche der Sonnenschein eher entrichtet, als daß er ihnen Lust zum Sterben einflößte. Sie denken wohl schon lange an das Sterben, thun es aber nur dann, wenn unfreundliches Wetter ist. Ganz schlechtes Wetter aber, stürmischen Regen, Schnee, naßkaltes Nebelwetter lieben sie auch nicht, ebenso wie sie vor der Sonne zurückschrecken, wenn dieselbe schamrot gelb und hoch angewachsen daherrauscht.

„Die Tage, an welchen die Selbstmorde aus Lebensüberdruß am häufigsten vorkommen, sind jene, an welchen der Himmel mit Grau überzogen ist.“

Herr Beaumont kann recht haben. Solche Tage sind in Paris schrecklich. Es scheint, als seien es weder Wolken noch Nebel, was die Sonne verhüllt — es ist ein unbestimmbares Etwas,

Digitized by Google

halb Luft, halb Wasser, das zwischen Himmelslicht und Erde ausgespannt ist wie eine Zeltwand. Alles erscheint düster und traurig. Ein unsagbarer Druck auf die Brust macht das Blut langsam fließen und schärft das Gehirn in eine dumpfe Betäubnis hinüber, die Gedanken verwirren sich, eine tiefe Wehmut erfaßt den Kummermüden, und alles, was das Leben für ihn Bitteres aufzuweisen hatte, drängt sich heraus aus der Tiefe der Erinnerungen und bricht hervor in einem einzigen Aufschrei des Ekels vor diesem Leben.

„Alle diese Leute, welche sich an einem solchen Tag in das Jenseits begeben, setzen sich grimmig zur Wehr, wenn man sie retten will," meinte Herr Beaumont weiter. „Aber ich kenne diese Gattung von Verzweifelten zu genau, als daß ich nicht meine Vorsichtsmaßregeln träfe. Viele haben schon versucht, mich mit herabzuziehen in das Wassergrab, aber wie sie sich auch anklammern mögen, es hilft ihnen nichts — heraus müssen sie.

„Es wäre freilich für manchen besser, ich ließe ihn ruhig untergehen. Aber ich kann keinen Unterschied machen in meinem Werke und kann auch nicht wissen, um was es sich handelt. Es gibt viele unheilbare Kranke unter meinen Klienten, und die danken mir oft genug ihre Rettung mit Grobheiten, aber ich kann ihnen nur antworten: ‚Hängt, ertrinkt oder erschießt euch, aber thut es nicht vor meinen Augen!' Hätte ich es früher gewußt, daß ihnen der Tod eine wahre Erlösung ist, hätte ich ihnen vielleicht den Rücken gekehrt und sie nicht gerettet. Wie aber, wenn ihnen die Lust zum Leben doch noch zurückkäme, wie es schon bei so vielen geschehen? Wäre es dann nicht eine Sünde, sie verderben zu lassen?

„Manche von diesen Todeskandidaten kommen häufig wieder, lange bevor sie sich den Garaus machen. Sie spazieren langs des Ufers auf und ab, starren bald in die Luft, bald wieder sehen sie sich scheu um, dann prüfen sie wieder mit langen Blicken die Tiefe des Wassers und machen schon Anstalten, zum letzten zu schreiten, als sie plötzlich stille halten und lauschen ... Ein Vogelzwitschern, ein Laut vom Ufer her, das Aufplätschern eines Fisches, der Pfiff eines Dampfbootes — eine Kleinigkeit unterbricht ihre Fassung — und auf einmal drehen sie sich um und laufen eiligen Schrittes davon.

„Nach einigen Tagen kommen sie wieder und scheinen sich Vorwürfe darüber zu machen, daß sie das letztemal so feige gewesen. Anstatt auf und ab zu gehen, bleiben sie an einem Punkte stehen, blicken starr vor sich hin und mit Augen, in welchen sich auch nicht die Spur eines Gedankens verrät; sie scheinen bei hellichtem Tage nachtzuwandeln und gar nicht zu hören und zu sehen, was um sie herum vorgeht. Plötzlich schrecken sie zusammen und — hast du's nicht gesehen — steigt der Hut vom Kopfe, der Rock vom Körper, und plumps! da liegt er im Wasser.

„Die meisten tauchen wieder auf, bevor sie gänzlich untergehen. Selten versinkt einer ohne Spur; die Seine will sie nicht auf das erstemal behalten. Was dann ein echter und rechter Selbstmörder ist, das geht wieder unter, ohne Lärm, die Augen geschlossen, und ist schon halb tot, bevor noch der Schlagfluß in das Gehirn eindringt. Was aber mit Jögern in den Tod gegangen, das wird in diesem gräßlichen Augenblicke wieder lebensfroh; das schreit und strampelt mit Händen und Füßen, und wenn man es rettet, klammert es sich an den Helfer wie ein Polyp. — Allez, mon cher, das Sterben ist nicht so leicht, als man meint, und derjenige, der es einmal versucht hat, unternimmt es nicht so leichtlich wieder.

„Selbst die Tageszeit ist den Selbstmördern nicht gleichgiltig. Gewöhnlich wählen sie die Stunden des Nachmittags, wenn es schon zu dunkeln anfängt. Nur ein geringer Bruchteil bringt sich morgens um, und auf diesen habe ich es seiner Bedauernswürdigkeit willen besonders abgesehen.

„Wenn der Morgen graut und noch niemand sein Handwerk begonnen hat als die Marktleute und die Straßenjäger, da kommen manchmal junge Leute die Quais herabgeschlichen, welchen eine schlaflos verbrachte Nacht ein Leichengrau auf das eingefallene Gesicht gemalt hat. Der eine hat noch einen verwelkten Blumenstrauß im Knopfloch und eine weiße Binde um den Hals; der andere hat die Haare wirr, das Gewand in Unordnung, als wäre er gerade aus dem Bett; ein dritter sieht verlumpt und verwahrlost aus, als hätte er schon seit mehreren Nächten weder Waschtisch noch Bett gesehen.

„Das sind Spieler, welche in einer Nacht ihr ganzes Vermögen auf die Karte gesetzt und verloren haben, — oder Defraudanten, welche das Geld anderer verjubilirten und nun aus dem Rausche erwacht sind, — oder Diebe, welche ihren Patron bestohlen und nun, da alles verloren ist und die Polizei ihnen immer härter an die Fersen rückt, keinen andern Ausweg haben als den Tod.

„Da lehnen sie sich an die Quaibrüstung, starren hinab in das Wasser und seufzen vor sich hin. Gestern noch waren sie glücklich, sorgenlos — und heute winkt ihnen ein schauerliches Ende. Es wird immer heller, immer lauter in der Stadt, — — Langsam steigen sie hinab bis zum Flusse, setzen sich an den Ufersaum und lassen die Beine über den Wasserspiegel hängen. Manchmal treten ihnen die Thränen in die Augen, und sie fangen an, still vor sich hin zu weinen, ohne daß es jemand sieht.

„Es ist so schwer, jung zu sterben! ... Die Sonne hat sich hoch erhoben, die Leute eilen in ihre Geschäfte. Es wird acht, neun Uhr ... Jetzt entdeckt man vielleicht gerade in der Stadt die Defraudation oder das Fehlen des Leichtsinnigen; man geht vielleicht gerade zur Polizei — es wird zehn Uhr — alles ist vorüber.

„Keine Hoffnung mehr! Noch einmal sehen sie sich um; dann schließen sie die Augen und lassen sich halb bewußtlos in das Wasser gleiten. Und sie glauben, es sei nun zu Ende ... Aber ich bin bei der Hand ... Wenn ich sie herausgeholt habe und sie wieder erwachen, dann stoßen sie alle einen Freudenschrei aus. Was auch nachkommen mag, Schande oder Gefängnis — es ist ihnen gleich. ‚Gott sei Dank,' rufen sie, ‚ich lebe ... ich lebe!'

„Und nun, mein Herr, genug für heute. Mich ruft meine Pflicht, ich kann meine Selbstmörder nicht warten lassen. Adieu!"

Bei der alten Wärterin.

(Siehe das Bild Seite 505.)

Die kleine Carlotta war vom Findelhause zu einer braven Frau auf dem Lande zur Verpflegung gegeben worden, zu der Witwe eines Postagenten, der Paolina, die mit ihrem alten Vater, dem Tanz- und Kirchenmusikanten Aluigi, in ihrem kleinen Bauernhäuschen in der Campagna hauste. Und eine wahre Mutter war die wackere Witwe dem hinausgestoßenen Kinde geworden. Die Kleine hatte nie ein Spielzeug im gewöhnlichen Sinne gehabt — wie wäre das bei so armen Leuten möglich gewesen! Aber sie hatte doch ein Spielzeug, und das war, wenn der alte Aluigi aus der Kirche heimkam an Sonntagen mit seiner Baßgeige und ihr darauf die brummenden Töne vorstrich: ‚Brumm! Brumm! Brumm!' Da lachte das Kindlein, seine Aeuglein glänzten, seine Fäustchen klatschten sich, und es jauchzte dabei. Es war doch auch eine Spielerei, wie das Schellengeklingel für andere Kinder.

Dann kam Carlotta in die Lehre, in ein Waisenhaus, wo arme Kinder zu Dienstboten erzogen wurden und alles lernten, was man als Magd oder als Stubenmädchen braucht.

Aber an Sonntagen da durfte sie ihre Kindsfrau in der Campagna besuchen, und das war noch immer ihr schönstes Fest, denn die Paolina und der alte Aluigi waren ihr der Inbegriff alles Guten und Liebevollen geblieben, und es war dem kleinen Kinde nie anders, als wenn sie in der Bauernstube vor allem Schlimmen geschützt sei. Sie kniff und spielte da mit dem kleinen Luigi, dem Buben der Paolina, den sie tyrannisiren konnte, so viel er auch gegen andere war mit seinen kohlschwarzen Haaren, braunen, stolzen Augen und weißen Zähnen. Und dann lief sie in die Stube und bat den alten Großvater Aluigi, er solle ihr auf seinem Baßetto „Brumm! Brumm!" machen, und der Alte that's, und sie lachte und jauchzte wie einst als Morgenlust und klatschte in die Hände oder wiegte das Köpfchen hin und her und träumte; denn in dem „Brumm! Brumm!" lagen ihr alte Märchen, welche andere Kinder aus den Büchern lesen: der verzauberte Bär, und wie dann die Prinzessin kommt, und er wird ein Prinz, und sie werden alle beide glücklich — so glücklich!

Dann kam' aber der kleine Luigi in die Stadt in die Lehre, und er fehlte den Alten und fehlte dem Mägdlein, und das hat um so eifriger:

„Großvater, nimm das Baßetto und mach ‚Brumm! Brumm!' Das wird dann sein, als ob Luigi da wäre!" Und so war es auch.

Und Jahre vergingen, und die Carlotta wurde Lehrerin in dem Waisenhause, welches mit dem Findelhause in Verbindung stand, und der Luigi wurde Commis bei einem Kaufmann — wie es eben geht im Leben. Aber die Carlotta besuchte an Sonntagen noch immer ihre liebe Pflegemutter, und so arm sie auch war — denn sie wurde recht schlecht bezahlt — so brachte sie der Paolina doch immer irgend ein Tüchlein oder sonst etwas ins Haus mit und dem alten Mann einen Thee oder Schnupftabak, wie es eben ihre sorgen Mittel erlaubten. Aber fröhlich und glücklich waren sie immer, so hart es auch ihnen allen manchmal erging.

Da kam sie aber eines Tages ganz anders wie sonst. Sie war noch immer dunkel gekleidet, aber mit so vornehmen Stoffen, und war bleich und verweint und so ängstlich, als ob sie heimlich gekommen sei. Und als die alte Paolina sie auf der Schwelle freudig empfing und der alte Aluigi drinnen sein Baßetto kreischte, als wolle er sagen: ‚Jetzt kommt keine gute Freundin!' da fiel die Carlotta der Pflegemutter um den Hals und weinte — weinte lästerlich.

„Süßer Jesus!" rief die Paolina erschreckt und zitternd, „Carlotta, was ist Dir? Was hast Du? Was für ein Unglück ist Dir geschehen?"

Ach, da wußte die Carlotta anfangs gar nichts zu erwarten und konnte nur immer herzzerreißender schluchzen, und als man sie in die Stube geführt, da erzählte sie das „Entsetzliche", wie sie es nannte.

Sie hatte ihre Eltern wiedergefunden ... Und eine sehr reiche Dame, eine sehr vornehme Dame, war ihre Mutter, eine Contessa Marchi. Und die hatte einen Marchese Filadromi geheirathet, trotzdem die Marchi und Filadromi einen uralten Familienhaß gegen einander gehabt — es war, wie in Italien fast immer, die alte Leier von den Montecchi und Capuleti denn der Italiener kennt selten eine Herzensliebe, aber immer einen Herzenshaß; die Liebe ist bei ihm leiblich, der Haß aber seelisch. Die Eltern wollten also diese Liebe nicht zugeben, und der Marchese mußte die Contessa heimlich heiraten und mußte sie dann förmlich verleugnen und das Kind dieser Ehe, die kleine Carlotta, in ein Findelhaus bringen. Jetzt aber war der Marchese durch den Tod der Alten sein eigener Herr und Besitzer eines großen Vermögens geworden und durfte seine Gemahlin vor der Welt exerciren und hatte seine Tochter ausgekundschaftet, und die arme Lehrerin war eine Marchesina geworden und reich und vornehm.

Das war das Entsetzliche, was der armen Carlotta so viel Thränen entlockte.

„Aber, Kind, bist Du denn verrückt?" rief der alte Musikus ganz wirr. „Verzeihung, Contessa, aber ich irre mich noch immer ... Sie sind ja jetzt so schrecklich vornehm und reich, welches Glück!"

„Ach nein, ach nein!" rief Carlotta schluchzend und preßte die alte Paolina an sich.

Die Paolina sagte nichts — Weiber verstehen einander mit einem Blick. Und die Paolina verstand das arme vornehme Mädchen und streichelte sie wie tröstend und weinte selber dabei.

„Na, da werde ein anderer klug!" brummte der alte Musikant.

„Ach, Mutter, ich muß Dir etwas sagen," schluchzte die Carlotta und preßte die Frau jammernd an sich.

Sie brauchte der Alten nichts zu sagen, sie errieth alles. Und wie der Alte hereingegangen war, da jammerte ihr die Carlotta ihr Unglück vor. Sie liebte den Luigi. Er hatte sie in der Stadt in jeder freien Stunde besucht, da er in ihr nur seine Jugendschwester und eine arme Lehrerin sah. Sie hatten einander lieb gehabt von Kindheit an, und er war so fleißig gewesen, um sie bald als seine geliebte Gattin heimführen zu dürfen. Sie hatten einander ewige Treue geschworen. Und jetzt! — Jetzt war die Carlotta eine große Dame.

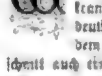
„Mein armer Junge! Mein armer Junge!" klagte die Paolina und meinte mit Carlotta. „Aber ihr müßt euch dennoch trennen, es muß sein, Carlotta, es muß sein, Deine Eltern würden es nie zugeben!"

Und es mußte sein.

Aber die Marchesa Carlotta ließ sich zu keiner andern Ehe zwingen. Sie sagte, sie habe sich dem Herrn verlobt, und ging ins Kloster. Ihre Eltern hatten dagegen nichts einzuwenden, denn bei der Einkleidung konnten sie eine große Pracht entwickeln, und es gibt einem vornehmen Hause immer ein Lustre, wenn das Kind desselben heilige Bahnen wandelt, vorzüglich wenn der Vater am päpstlichen Hof eine Stelle bekleidet.

Der arme Luigi ging sein stilles, bescheidenes Leben fort, wurde aber dabei immer blässer und blässer. Seine Mutter wußte, warum — nur sie! Er heirathete nicht, obwohl viele schöne und reiche Mädchen ihn begehrten. Er starb bald. Das Baßetto des Großvaters wird von anderen Händen noch heute zu manchem frohen Tanze aufgespielt: „Brumm! Brumm!"

Professor Dr. Adolf Kußmaul.



Während sich bisher nur Spezialärzte für Kehlkopfkrankheiten und Chirurgen in die Behandlung der deutschen Kronprinzen teilten, wurde einige Zeit nach dem durch Dr. Bramann vorgenommenen Kehlkopfschnitt auch ein Arzt für innere Krankheiten zu Rate gezogen, und zwar erwählte man hiezu einen der hervorragendsten Kliniker der Jetztzeit, Professor Kußmaul von Straßburg. Derselbe wurde auf den Rat Professor Bergmanns hauptsächlich deshalb berufen, weil man zunächst den Zustand der Lungen, über den man wegen verschiedener nach der Operation aufgetretenen beunruhigenden Erscheinungen ernste Besorgnisse hegte, sowie das Allgemeinbefinden des hohen Patienten überhaupt einer genauen Untersuchung unterzogen zu sehen wünschen mußte. Diese Untersuchung ergab zum glücklicherweise bezüglich der Lungen nichts, was auf eine Erkrankung derselben schließen lassen konnte; leider aber scheinen andere Beobachtungen, namentlich die mikroskopische Untersuchung des Kluig gelassenen Auswurfs, welcher, nachdem die unteren Luftwege als Quelle auszuschließen sind, nur aus dem Kehlkopf kommen kann, auch Professor Kußmaul veranlaßt zu haben, sich der gleich anfangs gestellten und seither von sämtlichen Aerzten, mit Ausnahme Mackenzies, festgehaltenen Diagnose anzuschließen, beziehungsweise dieselbe zu bestätigen.

Adolf Kußmaul, geboren am 22. Februar 1822 in Graben bei Karlsruhe, studirte Medizin in Heidelberg, wo er während seiner Studienzeit Assistent bei Nägele und Breiter war. 1847 lebte er in Wien und Prag, trat 1848 als Militärarzt in die badische Armee ein, machte dann den Feldzug in Holstein mit, praktizirte 1850 bis 1853 als Arzt in Kandern, besuchte Paris, machte 1853 bis 1854 in Würzburg weitere Studien und habilitirte sich 1855 in Heidelberg, wo er 1857 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. 1859 folgte er einem Ruf als Professor der innern Medizin und Direktor der medizinischen Klinik und Poliklinik nach Erlangen, 1863 als innerer Kliniker nach Freiburg im Breisgau und 1876 nach Straßburg.

Von Kußmauls Leistungen sind besonders hervorzuheben seine in Gemeinschaft mit Tenner angestellten experimentellen

Untersuchungen „Ueber den Ursprung und das Wesen fallsuchtartiger Zuckungen und der Fallsucht überhaupt", durch welche die Lehre von der Epilepsie um einen großen Schritt vorwärts gebracht wurde, da durch die Feststellung besonders der beiden wichtigen Thatsachen, daß erstens epileptiforme Krämpfe, verbunden mit Bewußtlosigkeit, durch künstlich bewirkte Blutleere des Gehirns hervorgerufen werden können, und daß zweitens dieselben sich auch noch erzeugen lassen bei Tieren, denen beide Großhirnhälften weggenommen worden sind. Ein sehr großes Verdienst hat Kußmaul sich auch erworben durch die Einführung der Behandlung chronischer Magenkrankheiten, namentlich der Magenerweiterung mittelst Auspumpungen durch die Magenpumpe, und ein nicht geringeres ferner dadurch, daß er bezüglich der Behandlung von Brustkrankheiten aufs neue den Wert der Thoracocenthese (Eröffnung der Brusthöhle) bei eiteriger Brustfellentzündung und großen erkrankhaften Exsudaten in der Brusthöhle erwiesen und genaue Anzeigen für solche Erscheinungen aufgestellt hat. Außerdem veröffentlichte er noch zahlreiche Untersuchungen auf den verschiedensten Gebieten der innern Medizin. Alles in allem ist Dr. Kußmaul eine Autorität, deren Stimme in einer so weltbewegenden Krankheitsfrage wie diejenige, die es in Sou Remo des Näheren zu erforschen galt, von entschiedener Bedeutung sein mußte. Dr. F.



Professor Dr. Adolf Kußmaul.

Capri.

Wenn ich der König von Capri wäre, so baute ich mir meine Königsburg hoch oben auf der trotzigen Felsenküste im Osten der Insel, wo man schwindelnd in jähe Tiefen schaut, wo das blaue Wogengekräusel tief unten die Klippen umspielt und in den Schluchten hinringelt. Ein solcher Bau böte keine Schwierigkeit, denn felsenfest und hart wie Eisen stehen dort noch heute mächtige Gewölbe, Unterbauten jener Villa, in welcher der weltmüde Kaiser Tiberius — „so finster und so bleich" — seine letzten Lebensjahre zubrachte. Auf jenen Unterbauten würde sich mein Königsschloß erheben, weithin sichtbar, und von der höchsten Zinne müßte eine Flagge wehen mit der Inschrift: Quisisana, das heißt: Hier wird man gesund! Das Wort spricht Wahrheit, und derjenige, welcher diese Felsen zum Ruhm jenes Eilandes, wo einst die Sirenen wohnten, schreibt, hat es selbst erfahren. Tausende vor ihm erfuhren dasselbe und Tausende nach ihm werden dasselbe erfahren: Quisisana. Kaiser Augustus wußte wohl, weshalb er dies Eiland als Eigentum erwarb. Dort verbrachte der ergraute Weltgebieter heitere Tage, dort hatte sein vielbewegtes Leben freundliche Sonnenblicke. Dort bestand seine Hauptfreude darin, mit kleinen Kindern zu scherzen und sich an dem Anblick ihrer Schönheit zu ergötzen. Vom Kaiser Augustus wissen die Capreäen nichts, desto mehr von Tiberius, jedes Kind erzählt dir von ihm, und das größte Schmähwort lautet dort: „Du Sohn des Tiberio!"

Es gibt sicherlich keinen Fleck der Erde, wo so viel Großartiges und Lieblicher zusammengedrängt wäre, wo Natur und Menschenleben, Vergangenheit und Gegenwart so sehr den Beobachter fesselten, als Capri, und doch ist's nur ein kleiner Fleck, den man, überall die Unerschöpflichkeit bewundernd, in etwa vier Stunden mit einer Ruderbarke umkreist. Leider gehören die meisten derjenigen Fremden, welche an Capris Felsengestade landen, zu denen, welche unter der Tyrannei eines Fuhrhalterdiktats knirschen. Man besucht die blaue Grotte, frühstückt unten an der Marina, klettert zu den Felsen hinauf und sagt wie die Engländer: „It is done!" (Es ist abgemacht!)

Auf unserem Bilde schauen wir von Osten nach Westen und erblicken zunächst das auf der Einsattelung der Insel liegende Städtlein Capri, die Hauptstadt, jetzt mit dem Landungsplatz durch einen Fahrweg verbunden. Wer eine Stadt schauen möchte, die, von ferne gesehen, einer orientalischen ähnlich ist, braucht sich nur das genannte Städtlein zu betrachten. Von dort senkt sich die auf unserem Bilde sichtbare Thalschlucht nach Süden, wo zahlreiche moderne Villen aus dem Laub des Oelbaums und Weinstocks herausblicken. Dem Abhang nahe setzen wir in den Säulenhof eines uralten Klosters, jetzt eine Art Strafanstalt, wohin Neapel manchen Soldaten sendet, um ihn an Disziplin zu gewöhnen. Auch Neapel besitzt mitten eine Art — Sibirien. Darüber hinaus ragt eine mit trotzigem Kastell gekrönte Felsenspitze, Castiglione (das große Schloß) geheißen. Den Hintergrund unseres Bildes bilden die grandiosen Felsenmassen des Monte Solaro. „Kreuz Tür, Bruder Einsiedler da droben, Dein Anzeicht ist freundlich, aber Dein Wein ist sauer!" Auf der Abdachung des Solaro nach Westen, also auf dem Bilde nicht sichtbar, liegt das Städtlein Anacapri, zu dem jetzt ein Fahrweg, zum Teil an steiler Felswand, hinaufführt. Wenn ich den Leser zu diesen Felsennest begleiten dürfte, würde ich denselben viel, sehr viel erzählen. Vielleicht ein andersmal. Also: Auf Wiedersehen!



Capri. Gemälde von Anton Ligeti.

Digitized by Google

Ein berühmter Orientalist.

Am 10. Februar dieses Jahres hat ein Mann, der auf eine glänzende, an Erfolgen reiche Gelehrtenlaufbahn zurückblicken kann, nach langen, schweren körperlichen Leiden die müden Augen geschlossen: der Altmeister der deutschen Arabistik, Heinrich Leberecht Fleischer. In ihm hat die orientalische Sprachwissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter und die Universität Leipzig, die gerade in den letzten Jahren so viele schmerzliche Verluste an bedeutenden Kräften erlitten, einen allgemein verehrten Lehrer zu Grabe getragen. Geboren am 31. Februar 1801 zu Schandau, bezog er 1819 die Universität Leipzig, um daselbst Theologie zu studiren. Jedoch verließ er bald diese Bahn und wandte sich ausschließlich dem Studium der orientalischen Sprachen zu, für die er jederzeit große Vorliebe gezeigt hatte. 1821 ging er dann nach Paris, um dort unter der Leitung Silvestre de Sacys die begonnenen Studien fortzusetzen und die reichen Handschriftenschätze der dortigen Bibliothek zu durchforschen. Bald gehörte er zu den bevorzugten Schülern des berühmten französischen Orientalisten, dem er Zeit seines Lebens ein begeistertes Andenken bewahrt hat. Dort in der französischen Hauptstadt, die damals entschieden den Sammelplatz für die Jünger der orientalischen Wissenschaft bildete, legte der strebsame junge Gelehrte den eigentlichen Grund zu seinem staunenswerten Wissen auf dem Gebiete der morgenländischen Sprachen. Neben Sacy war es vor allem noch Caussin de Perceval der jüngere, der von entscheidendem Einfluß auf die Studien Fleischers war. Unter seiner Anleitung beschäftigte er sich besonders eifrig mit dem Neuarabischen, in dem er sich noch durch den Umgang mit den von Mehemed-Ali, dem damaligen Vicekönige von Aegypten, zum Behuf ihrer Ausbildung nach Paris gesandten jungen Aegyptern zu vervollkommnen suchte. Nach vierjährigem Aufenthalt kehrte er von Paris, wo er auch 1827 Mitglied der Société asiatique geworden war, 1828 nach Deutschland zurück, um sich zunächst eine Zeit lang dem Schulfach zu widmen und die Lehrthätigkeit, in der er es mit der Zeit zu großer Vollkommenheit brachte, von Anfang an lernen zu lernen. So wirkte er von 1831



Heinrich Leberecht Fleischer.

bis 1834 an der Kreuzschule in Dresden. Während dieser Zeit entstanden schon einige jener ausgezeichneten Werke, die ihm bald in der Gelehrtenwelt einen ungetheilten Namen verschafften, wie eine Ausgabe von Abulfedas „Historia ante islamica“ und andere mehr. Hierdurch auf ihn aufmerksam gemacht, bot ihm die russische Regierung an, in St. Petersburg die Professur des Persischen und zugleich die Stelle eines Adjunkten der Akademie für morgenländische Alterthümer und Litteratur zu übernehmen. Aber zum Glück hatte die bedeutende Kraft dem deutschen Vaterland erhalten bleiben. Gerade im Begriff, dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten, wurde er durch die Aufforderung überrascht, die durch Rosenmüllers Tod erledigte Professur der orientalischen Sprachen an der Universität Leipzig anzutreten. Mit Freuden nahm er an und ist denn seitdem ununterbrochen neunundfünfzig Jahre lang an der Hochschule seines engeren Vaterlandes in segensreichstem Maße als Lehrer thätig gewesen. Neben den Anforderungen, die sein Lehramt an ihn stellte, nahm vor allem die schriftstellerische Thätigkeit seine Zeit in Anspruch, und die lange Reihe so hervorragender Werke, wie der Ausgabe von Baidhawis „Korancommentar“, eine deutsche Uebersetzung von Mirza Mohammed Ibrahims „Grammar of the Persian language“, die Fortsetzung der durch Habichts Tod unterbrochenen Ausgabe von „Tausend und eine Nacht“, die Uebersetzung von Zamachscharis „Goldenen Halsbändern“ und anderes mehr, beweisen den unermüdlichen Fleiß des großen Gelehrten. Außerdem ging von ihm der Anstoß zu der im Jahr 1846 gegründeten Deutschen morgenländischen Gesellschaft aus, an deren gedeihlicher Weiterentwicklung er stets den regsten Antheil nahm. Ebenso hat er sich auch als langjähriger Sekretär der philologisch-historischen Abtheilung der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften bleibende Verdienste erworben. Für all dieses emsige Schaffen im Dienste der Wissenschaft ist ihm denn auch äußere Anerkennung im reichsten Maße gezollt worden. Im vollsten Besitze seiner geistigen Kraft war es ihm noch vergönnt, am 19. Oktober 1885 das seltene Fest des goldenen Professorenjubiläums zu begehen, hochgefeiert von seinen zahlreichen Schülern, zu denen fast alle jüngeren Arabisten zu zählen sind. In ihrem Herzen wird das Andenken des geliebten Lehrers fortleben, und sein Name wird rühmend hervorgehoben werden zu allen Zeiten, wenn von den Leuchten der Orientalistik die Rede sein wird.

Dr. J. J.



Der Stammballer. Gemälde von Cassiol. Nach einer Photographie von A. Terrini in Florenz (Vertreter: Hugo Großer in Leipzig).

Digitized by Google

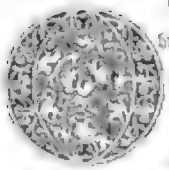
Die Fanfare.

Roman

von

Fritz Mauthner.

(Fortsetzung.)



Ohne Unterbrechung ging die Probeaufführung weiter. Der zweite Akt zeigte Rustan im Heerlager der Amazonenkönigin, die mit glühender Leidenschaft die Sinne ihres Knappen zu fesseln suchte. Selma war jetzt aus besonderer Bosheit in einen Felsen verwandelt, der dem Zelte der Königin gegenüberstand und die halben Treulosigkeiten, sowie die Gewissenszualen des Geliebten mit ansehen mußte. Auf der Bühne sollte im letzten Augenblick, da Rustan sich der Fee Morgana zu Füßen gestürzt hat, hinter dem Felsen wie ein Phantom Selmas Gestalt erscheinen und in einem echoartigen Duett zwischen dem Liebespaar die böse Fee um ihren Sieg gebracht werden.

Der Beifall ließ nicht eigentlich nach. In rückwärtigen Reihen wurde absichtlich immer lauter geklatscht, der alte Mettmann selbst schonte seine Hände nicht. Auch die ausführenden Künstler stimmten lebhaft in den Beifall ein. Doch die Kälte der beiden Kenner hatte auch die zweite Reihe verstummen gemacht, und ein leiser Druck begann auf die Gäste niederzusinken.

Nach dem Echoduett entstand vor dem losbrechenden Applause eine kleine Stille, und man hörte Doktor Hinzmann „Dünner Glück“ flüstern und Jakubowski sich räuspern.

Vom dritten Akt hatten alle Sänger das beste erwartet, da wurde die Handlung lebhaft. Am letzten Tag der zehn Jahre sollte Selma vernichtet werden. Sie war in den großen Spiegel der Amazonenkönigin verwandelt, Rustan sollte den letzten Befehl ausführen und den Spiegel mit seinem Schwert zertrümmern. Dreimal hob er den Arm, und dreimal erschien im Glase die Gestalt der Geliebten. Fata Morgana trat endlich vor und erklärte in einer Rachearie ihre ganze Ruchlosigkeit.

Nach dieser Nummer lärmten die beiden letzten Bänke allein.

Nun mußte die Feenbeherrscherin erscheinen, die Macht der Fata Morgana brechen, der vielgeprüften Selma ihre menschliche Gestalt wiedergeben und die Liebenden vereinen. Mit dem großen Quintett zwischen dem Liebespaar, der Fata Morgana, der Feenbeherrscherin und dem alten Sultan schloß der Abend. In der Partitur folgte noch ein schwieriger Chor der Amazonen, der Gespielinnen, der guten und der bösen Geister.

Als der letzte Ton des Quintetts verklungen war, folgte zuerst lautlose Stille, dann gab Jakubowski das Zeichen, indem er freundlich einigemal die Hände zusammenschlug, und im ganzen Saal vereinigte man sich zu einem lebhaften, aber kurzen Händeklatschen.

Die Hausfrau erhob sich, sie reichte Richard beide Hände, wie sie sich das vorgenommen und vorgestellt hatte, und dankte ihm für den einzigen Genuß.

„Auf der Bühne wird das alles noch ganz anders wirken.“

Von allen Seiten drängte man hinzu. Das erlösende Wort war gesprochen.

„Auf der Bühne wird das alles noch ganz anders wirken!“ riefen durcheinander die Künstler, denen ihre Partien gut lagen und die das Werk deshalb ungemein lieb gewonnen hatten. Und sie schleuderten herausfordernde Blicke auf die beiden Kenner, die gewiß aus Neid ihre Bewunderung zurückhielten. Von rückwärts drängte sich der alte Mettmann durch, klopfte seinem Sohn auf die Schulter und rief überlaut:

„Du wirst sehen, wie das auf der Bühne wirken wird. Wenn zweitausend Menschen Dich herausrufen werden, wird es auf zwei nicht ankommen, die es Dir nicht gönnen.“ Und er warf einen fragenden Blick auf Leontine.

Zwei Diener warteten an der Thür. Auf das Zeichen Leontinens sollten sie das Lorbeerbäumchen hineintragen. Die Hausfrau überlegte eine Weile, dann schüttelte sie leise den Kopf. Sie gab das Zeichen nicht. Ruhig wandte sie sich an Jakubowski:

„Das Werk hat Ihnen sicherlich ebenso gefallen wie uns allen, aber ein Musikgelehrter wie Sie weiß gewiß bessere Worte des Lobes zu finden.“

Jakubowski murmelte ohne Verlegenheit etwas von ehrlicher Musik, einfacher Harmonie, lobenswertem Mangel an Effekthascherei.

„Die Melodien legen sich nicht recht ins Ohr und erinnern andererseits vielleicht zu sehr an alte Muster, aber es ist ehrliche Arbeit, das müssen Sie selbst sagen, lieber Hinzmann. Sie werden keine Veranlassung haben, auf den Komponisten böse zu werden. Er wird die Musik in keine neue falsche oder schädliche Richtung drängen.“

Doktor Hinzmann fing das spöttische Lächeln Jakubowskis auf.

„Ehrliche Arbeit,“ sagte er. „Sie müssen immer ein braver Schüler gewesen sein, junger Freund. Gelernt haben Sie etwas Ordentliches. Das andere, ich meine das, wissen Sie so, das, was drin stecken muß, das wird sich ja wohl noch stärker entwickeln.“

Und alle Musiker vereinigten sich zu einem fachmännischen Gespräch über die schwierige Faktur des letzten Quintetts.

Richard hatte das dumpfe Gefühl, daß Leontine mit dem Erfolg der Oper nicht ganz zufrieden war. Auch ihm war es so vorgekommen, als ob einzelne Nummern weniger gewirkt hätten. Wie schlecht er begleitet hatte, das mußten alle bemerkt haben, aber es war nicht seine Schuld gewesen. Die schöne Sängerin der Selma erinnerte ja mit keinem Zug an Johanna, und doch hatte er diese Rolle nicht einen Augenblick von den Gedanken an Johanna loslösen können. Und schon hatte er oft in das eisigblasse Antlitz Leontinens geblickt, ob sie nicht plötzlich die dämonischen Züge der Fee Morgana annähme.

Langsam zog sich die Gesellschaft in die kleinen Räume zurück, wo Brötchen mit Austern und Kaviar bereit standen und Champagner und Limonaden gereicht wurden. Alles schwatzte durcheinander. Man sprach von Gott und der Welt, nur nicht von der Oper Fata Morgana.

Der alte Mettmann war wütend. Doktor Hinzmann und Jakubowski sollten es schon büßen. Er wollte mit seinem Börsenreporter und mit seinem Musikrezenienten reden. Für die öffentliche Aufführung, deren Bombenerfolg ja doch sicher war, mußten solche Intriquen im voraus verhindert werden.

Alles hatten die beiden unmanierlichen Menschen gehört. Nicht einmal die Ovation mit dem Lorbeerbäumchen war ausgeführt worden.

Frau Leontine hatte allerdings vielleicht recht gehabt. Sie war klug, o, beinahe zu klug, aber es half ihr nichts! Und für die Verlobung war die Stimmung vielleicht jetzt noch günstiger. Das Mitleid mit dem so boshaft angefeindeten Komponisten mußte noch stärker wirken als die Bewunderung für den Sieger. Lieb haben mußte man ja seinen Richard. Und wenn erst die letzten Gäste sich verlaufen hatten und er und sein Sohn mit der schönen Wirtin allein blieben, dann gab es für ihn ein schöneres Fest, als ihm alle Opern der Welt bereiten konnten.

Er brauchte nicht mehr lange zu warten. Gegen zehn Uhr schon sagte eine Gruppe nach der andern „gute Nacht“. Jedermann hatte dankbare Worte für den seltenen Genuß und für das köstliche Diner, und der Baßbariton, der als letzter blieb, erinnerte noch einmal mit begeistertem Augenaufschlag an die Rebhuhnkoteletts.

Der alte Mettmann hatte sich, um sein längeres Verweilen nicht auffallen zu lassen, von der Ausgangsthür weg in ein anderes Zimmer zurückgezogen. Als jetzt alles still wurde, kam er langsam vor und hoffte Leontine und Richard in einer innigen Umarmung zu finden. An der Verbindungsportière blieb er überrascht stehen: auf dem Sofa lag die Hausfrau, müde zurückgelehnt, allein, ihre blassen Züge waren schlaff, ihre Lippen zuckten, als wäre ihr das Weinen nahe.

„Und Richard?“ rief Mettmann heftig.

„Er hat sich fortgestohlen,“ sagte Leontine mit kaltem Lächeln.

Mettmann suchte seinen biedersten und wehmütigsten Ton.

„Der arme Junge! Sie haben ihn so schlecht behandelt, er wird jetzt Ihre Liebe doppelt nötig haben.“

Leontine faßte sich gewaltsam und richtete sich mit elastischer Bewegung hoch auf.

„Lieber Mettmann, Ihr Sohn hatte recht. Er muß etwas sein, etwas Großes erreicht haben, wenn er mein Vermögen ohne Demütigung besitzen will. Mein Mann soll nicht der Mann seiner Frau sein. Und dann — zwischen gestern und heute muß auch bei ihm etwas Wichtiges vorgefallen sein. Dieses adelige Bettelmädchen! Schweigen Sie, Mettmann, ich gehöre nicht zu Ihrem Publikum, ich habe von den Dingen meine eigene Meinung.“

Sie ließ sich wieder auf das Sofa sinken und erschlaffte, sie kämpfte mit ihren Thränen. Hastig winkte sie Mettmann mit dem Taschentuche fort. Mit veränderter Stimme rief sie ihm nach:

„Schicken Sie Richard bald her; aber Sie sollen mir von ihm nicht mehr sprechen, nicht vor der öffentlichen Aufführung.“

— — —

Zehntes Kapitel.

Johannas liebste und lohnendste Arbeit war immer noch das Bemalen der Thonfigürchen in Disselhofs Fabrik. Der Meister selbst war jetzt nicht mehr so sentimental wie während der Zeit, da er von dem Land der Sehnsucht sprach und an seinem Bild malte; er verletzte sogar ihre Gewohnheiten oft durch greuliche Redensarten über die Kunst und über die Künstler. Doch es war nicht so böse gemeint, und Johanna hatte zu viel Verehrung für seinen Namen, um sich nicht in diese Dinge zu fügen. Die Fixigkeit, mit welcher er jetzt Kostümbilder für eine Damenzeitung entwarf, war überraschend. Und unter seiner Anleitung wetteiferten bald die Fräulein Johanna und Betty an Geschicklichkeit.

Ihr häusliches Leben hatte sich in den letzten Wochen doch ein wenig verändert. Immer noch hielt die verwittwete Kriegsrätin auf ihre Würde, ihr altes Seidenkleid und ihr rätselhaftes Mantelgestell, aber vor dem Weihnachtsfest schon häuften sich ihre Bedürfnisse für Achim so sehr, daß sie Johannas Erwerbsthätigkeit auch unter ihren Augen duldete. Die alte Dame suchte selbst in den Anzeigen der Blätter, die ihr veraltet zukamen, Beschäftigung für Achims Schwester aus. Für Unterricht im Französischen und Englischen und im Klavierspiel sollte sie sich anbieten. Die Erziehung hatte ja schweres Geld gekostet. Bei allem Eifer konnte sie jedoch nur wenige Stunden der Woche mit solcher Thätigkeit ausfüllen. In der Fabrik blieb sie jetzt, seitdem die Mutter davon wissen durfte, bis zum Dunkelwerden. Die Abendstunden verbrachte sie mit Abschreiben alles dessen, was ihr von Redakteuren und Dilettanten ins Haus geschickt wurde.

Ihre einzige Erholung, ihre einzige Freude waren die Besuche, die sie täglich ein halbes Stündchen vor der Arbeit und ein paar Minuten vor dem Nachhausegehen bei Frau Käthe machte. Sie hatte nicht allein Bodes Geheimnis zu wahren, sondern auch ein wenig darüber zu wachen, daß sonst niemand die gute, kleine Frau betrübte.

Käthe war in der seltsamsten Stimmung; sie genoß ihr nahes Mutterglück mit drolligem Stolz im voraus und sprach mit der jungen Freundin täglich von der Zukunft des jungen Mädchens. Ein Mädchen mußte es werden, weil Bode es so wünschte. Und vor Glück über ihr Kind und ihren Mann weinte sie sich vergnügt von einem Schlaf in den andern und fühlte so die Einsamkeit nicht allzu arg. Die Wirtschaft war seit Bodes Abreise so gut wie aufgelöst; ein Kätzchen wäre nicht so leicht zu befriedigen gewesen wie Frau Käthe, wenn ihr Mann nicht daheim war. Und jede Woche gab es ein oder zweimal einen Tag von besonders viel Glück und Thränen, wenn einer der Briefe aus Italien kam und der liebe Mann darin lebhaft oder leise den Wunsch aussprach, wieder zu Hause in der Großgörschenstraße zu sein.

Wenn Johanna ihre Freundin verließ, empfand sie wohl mitunter herzliches Mitleid mit der armen Frau, deren Mann im Gefängnisse saß und die so ahnungslos ihrer schweren Stunde entgegenging. Und

doch kam etwas wie Neid über sie, sobald sie ihre eigene Wohnung betrat, wo die häßliche Not die Stuben völlig verödet hatte, wo die Mutter mit einseitiger Zärtlichkeit bloß für den entfernten Achim lebte und für die eigene Tochter nicht einen Gedanken, kein Wort der Anerkennung übrig hatte.

Johanna war ja in der Anschauung aufgewachsen, daß die Zukunft des männlichen Sprößlings, des zukünftigen Offiziers, alle anderen Familieninteressen überbiete. Dabei hatte sie ihren Bruder herzlich lieb und wollte ihn gar nicht aus seiner Unkenntnis der häuslichen Verhältnisse reißen. Es stahl ihr sogar ein Lächeln ab, wenn Achim, der als Lieutenant furchtbar ehrsame und altkluge Briefe schrieb — als Kadet wußte er sich vor Uebermut nicht zu lassen — ihr Vorschriften machte; sie sollte nicht so oft zu Lustspielen und Possen ins Theater gehen, sie sollte ihren musikalischen Sinn durch Besuch vieler Konzerte bilden, aber immer nur auf die besten Plätze gehen, um niemals der Berührung mit der Canaille ausgesetzt zu sein; sie sollte in ihrer Kleidung nicht gegen die neueste Mode verstoßen, sich aber hüten, durch Uebertreibung und durch übermäßigen Luxus aufzufallen. Auch er selbst erwerbe sich nur durch weise Sparsamkeit in den Bedürfnissen der Eitelkeit das Recht, als ein Havenow-Trienitz aufzutreten und zu leben. Der gute Achim!

Die lieben närrischen Briefe des Bruders trösteten Johanna über manche Härte der Mutter. Der verwitweten Kriegsrätin war es eben warm, wenn sie ihren Sohn im Besitz eines guten Pelzes wußte; darum brauchte in der Abendslebenstraße kaum eingeheizt zu werden. Das blieben Essen wurde in der Berliner Stube zu Mittag gekocht und dann blieb es wohl „verschlagen" genug bis Mitternacht, um welche Zeit Johanna gewöhnlich schon zu arbeiten aufhörte. Die Kriegsrätin fühlte sich in ihrer kahlen Wohnung behaglich, wenn Achim nur mit seinem Burschen zufrieden war. Darum brauchte die Aufwartefrau nur noch zweimal in der Woche zu kommen, und Johanna mußte täglich vor sechs Uhr aufstehen, um den zerfallenden Hausrat und ihre eigenen Siebensachen immer wieder für heute wenigstens in Ordnung zu halten.

Und die Kriegsrätin sah Licht, wenn ein Brief von Achim ankam, sie saß gern in der Finsternis, wenn sie ohne Nachricht war. Darum durfte Johanna nur die billigsten Kerzen für ihre Nachtarbeit brennen; die reichten ja wohl für die beiden Augen aus. Johanna sah selbst die Notwendigkeit ein; hatte doch die Gasgesellschaft längst die alte Rechnung eingemahnt und den Gasometer abholen lassen. Die beiden Kronen waren damals schon losgeschraubt und mit den Lampen verkauft worden. Die letzte große Petroleumlampe aus chinesischem Porzellan, welche in der guten Stube vor dem Spiegel stand, war unverkäuflich, weil ihre Glocke ein großes Loch hatte — es mußte beim Saubermachen immer der Wand zugekehrt werden — und unbrauchbar, weil der Oelbehälter fehlte.

Leider war der Verdienst aus den schriftlichen Arbeiten, für welche die Kerzen gebrannt wurden, ein geringer. Aber Johanna zerdrückte doch nächtlicherweile manche Thräne, wenn sie in der frostigen Stube am Tische saß, die Füße mit einem alten Tuch zudeckte und an der trüben Flamme, die nicht weiter als bis zu dem Papierbogen vor ihr leuchtete, auch noch die verklamten Hände wärmen mußte.

Doch wie rosig schimmerte selbst dieses Flämmchen durch ihre Finger. Da drinnen floß doch ein gutes junges Blut, und Johanna fragte sich in mancher Mitternacht, ob denn alle Mädchen ihres Standes ein so freudloses Leben führten. Nicht als ob sie sich zur Wehre setzen wollte gegen die Ihrigen! Da stand ihre Pflicht vor ihr, und die that sie rasch, ernst, unweigerlich wie ein Soldat im Dienst. In der Familie Havenow dienten auch die Frauen. Aber die Welt war doch nicht freudlos! Da gab es vor ihrem Fenster Eisenbahnschienen, und auf ihnen flogen doch auch freie und fröhliche Menschen dahin und daher. Da gab es in den breiten Straßen so viele Blumenhandlungen voll Farbe und Pracht, und die Leute, die eintraten, kauften doch nicht immer nur Totenkränze. Da gab es Musik, und sie war doch nicht nur dazu da, damit sie für fünfundsiebenzig Pfennig die Stunde gelehrt wurde. Da gab es Theater und Konzerte für die Reichen, da gab es den Sonntag für die Armen, da gab es den Weihnachtsabend für die ganze Welt, und nur Johanna war von allem ausgeschlossen.

O, dieser Weihnachtsabend! Der letzte Pfennig der Mutter, die letzten Ersparnisse Johannas waren für Achim verwandt worden. Im Bette hatte Johanna nach ihrer Kopistenarbeit ein warmes Tuch für die Mutter gehäkelt und dann einen guten Schirm dazu gelegt. Die Kriegsrätin hatte nicht mehr so viel, um ihrer Tochter einen Pfefferkuchen und einen Apfel zu kaufen.

Die Mutter nahm das Tuch um die Schultern und stellte den Schirm beiseite. Davon könne ein Offizier keinen Gebrauch machen. Johanna küßte die Mutter lächelnd und brachte sie zu Bett, dann setzte sie sich wie jeden Abend an die Arbeit, bot sich unter der Chiffre L. R. wieder einmal als Kopistin an und schrieb dann die Abhandlung ab, an der sie gerade beschäftigt war. Sie drängte alle Festgedanken zurück, um nicht schwermütig zu werden. Welches Recht hatte sie an das Glück? Früher, wie sie noch ein halbes Kind war, hatte sie ein Glück erwartet. Das war vorbei. Sie war ein armes Mädchen und war eine Havenow. Und er, er war nicht von Adel, er hätte die Zustimmung der Mutter und vor allem die des Bruders nie erhalten. Gewiß nur darum hatte er sich zurückgezogen, nicht aus Klugheit, nicht aus Furcht vor der Armut. Darum war es besser, sie blickte gar nicht in die Zukunft, die so finster war, wie sich der Stubenraum in dieser Christnacht um das trübe Flämmchen ballte.

Die Arbeit machte heute ungewöhnlich müde. Es konnte noch nicht elf Uhr sein, und Johanna fühlte sich am Ende ihrer Kraft.

Da gingen schwere Tritte auf der Treppe, und es klingelte. Johanna ließ die Feder fallen, sank in den Stuhl zurück und hauchte Richards Namen. So hatte das Glück doch auch zu ihr den Weg gefunden. Es war ihr gleich, was es brachte, es kam von ihm. Es mußte zum zweitenmal klingeln, bevor sie mit dem Licht in der Hand hinaus eilte und die Thür aufriß. Ein Arbeitsmann stand draußen und reichte ihr eine lose Papiertüte. Auf seinem vom Frost gerötelten Gesicht stand das ausgleichende Weihnachtslächeln der armen Leute. Er sagte nichts, und sie fragte nicht. Aus dem Papier strömte ihr Veilchengeruch entgegen. Gleich wollte sie jubeln, gleich, wenn dieser Mann erst fort war. Nur einen Botenlohn mußte sie ihm geben für das Glück, das er gebracht. Aber was? Es war kein Geld im Hause und kein Glas Wein, kein Stückchen Braten, nichts, nichts, keine Blume. Ratlos starrte Johanna den Mann an, und verlegen blickte sie auf die Papiertüte. Duzende von kleinen Veilchensträußchen blickten hervor.

Endlich nahm der Arbeitsmann das Wort:

„Nee, Fräulenchen, so arm bin ich nicht. Und der schöne Herr wird mir den Gang jut bezahlt haben. Hier diesen Pack Kinderspielzeug muß ich noch in die Großgörschenstraße tragen. Es muß ein guter Herr sein, und er sah so traurig aus."

Johanna setzte den Leuchter auf den leeren Gasometerkasten und sagte:

„Hier, Sie sollen doch auch von mir einen Botenlohn haben." Und sie reichte ihm glückstrahlend eins der Sträußchen. Blutrot im Gesicht und mit der linken Hand seine Mütze zerknüllend, nahm der Mann die Blumen in seine breite Hand.

„Ja, Fräulenchen," sagte er stotternd, „so viel hat mir nicht einmal der schöne Herr gegeben." Und trotzig fügte er hinzu: „Das schenke ich nicht meinem Schatz, das behalte ich für mich. Na, Ihnen brauche ich nicht vergnügte Weihnachten zu wünschen."

Johanna reichte dem Mann ihre Hand, und er drückte sie fest, dann lachten beide stumm vergnügt einander an; der Arbeitsmann lachte immer noch laut, während er die Treppe hinunterging, und Johanna lachte leise, bis ihr die Thränen in die Augen traten.

Sie will gleich jubeln, wenn sie sich erst ihre Weihnachten aufgebaut hat. Sie ging in die Stube zurück und suchte die wenigen dünnen Lichte zusammen, aus denen ihr Vorrat bestand. Und sie steckte eins in den zweiten Leuchter, die zwei letzten in leere Tintenfläschchen. Als alle Flammen auf dem Tisch brannten, stellte sie sich feierlich davor. Sie wußte, daß das Aufstand war gegen ihre Mutter, aber die Rebellion war doch verzeihlich. Langsam schüttete sie die Veilchensträußchen über den Tisch aus. Gleich wollte sie jubeln.

Da rief die Mutter aus dem Schlafzimmer:

„Hat es nicht geklingelt? Es ist doch kein Unglück, keine Depesche von Achim?"

„Es ist nichts," antwortete Johanna, „es ist nur für mich."

Als die Mutter wieder eingeschlafen war, schritt Johanna zum Tisch zurück, um endlich ihre Weihnachtsfreude auszukosten. Und sie sank am Tisch nieder, drückte ihr Gesicht und ihre Hände in die Veilchenblüten und schluchzte allen Kummer und alle Sehnsucht in die duftenden Blätter aus.

Die weiche Stimmung dauerte nicht zu lange. Als sie sich satt geweint und den Duft zur Genüge eingesogen hatte, richtete sie den Kopf fest und mit lachenden Augen wieder empor. Und sie schämte sich ein wenig, aber nur ganz wenig, ihrer Rebellion. Ernsthaft ging sie daran, den Aufstand zu dämpfen. Sie löschte die Kerzen in den beiden Tintenflaschen und dem zweiten Leuchter, und beim letzten trüben Flämmchen ging sie daran, ihre Veilchenschätze zu ordnen und zu verwahren. Wenn sie die kleinen Sträußchen auch ins Wasser stellte, so waren sie bald verwelkt und verwest. So legte sie denn nur die beiden größten Buschen für die Feiertage zur Seite, von allen übrigen machte sie den Bindfaden los und legte die vielen hundert Veilchen einzeln zwischen die Blätter ihrer wenigen Bücher und den Rest zwischen die Bogen Schreib- und Notenpapier, welche für ihre Arbeit hoch aufgestapelt auf ihrer Kommode bereit lagen. Dann zerdrückte sie ein letztes lustiges Thränchen und kopirte noch eine ganze Stunde in die späte Nacht hinein. Ihre Füße waren nicht mehr kalt, ihre Hände nicht verklamt.

Vielleicht war es der leise Veilchengeruch, der von nun an ihre Arbeit umhauchte, vielleicht war es doch die neubelebte Hoffnung auf Richard, was ihre bleichen Wangen wieder ein wenig färbte und was sie die tägliche Not tapfer ertragen ließ. — Sie setzte den Klagen der Mutter eine stille Sicherheit entgegen, welche bald auch die verwittwete Kriegsrätin ansteckte. Wenn Johanna ihr Glück machte, wie es ihre Pflicht gegen die Familie war, so war auch Achim versorgt. Ganz im Hintergrund, erst spät hinten nach dem glänzenden Schicksalswechsel Achims sah die alte Dame auch für sich wieder bessere Tage. Sie konnte neue Möbel, neue Wäsche und Kleider anschaffen und den armen Nätinnen ihrer Bekanntschaft einen großen standesgemäßen Kaffee geben.

Das Glück, welches Johanna machen mußte, war natürlich die Heirat mit Herrn Haffner-von-Herne.

An den redlichen Absichten des reichen Mannes war längst nicht mehr zu zweifeln. Sein Charakter war außer seinem Adel die beste Empfehlung; er war vornehm und gutmütig, wie die Kriegsrätin täglich wiederholte. Es war vernehm, daß er die Armut der Damen nicht zu bemerken schien, und es war gutmütig, daß er einige uneingelöste Verpflichtungen Achims auf sich genommen hatte.

Seit Monaten wartete die verwittwete Kriegsrätin mit ihrer verzweifelnden Geduld auf die Erklärung Haffners. Sie zitterte davor, daß Johanna oder doch Johannas Schönheit den anstrengenden Nachtarbeiten erliegen könnte. Sie ahnte auch, was in des Mädchens Herzen vorging, sie las ihr ganz wohl die Trauer um die verlorene Jugendhoffnung aus den Augen, und sie ahnte ganz richtig, daß Haffner vor dieser Trauer Scheu empfand und den Kampf mit einer so treulich gepflegten Jugendliebe nicht vorschnell aufzunehmen wagte, aber sie wurde an ihrem Kind deshalb nicht irre. Johanna war eine echte Havenow-Trienitz und wird mit leichtem oder schwerem Herzen ihre Pflicht thun.

Als Haffner nun am ersten Weihnachtsfeiertage seinen Besuch machte, schien Johanna plötzlich so verwandelt, sie hatte so fröhlich einen dichten Veilchenbuschen vorgesteckt, daß ihre Mutter und ihr Verehrer überzeugt waren, jetzt sei der Augenblick für die Werbung günstig. Er ließ es zwar heute bei einigen rednerischen Andeutungen bewenden, aber schon am dritten Feiertag, kurz vor der Probeaufführung der Fata Morgana, nach der ja auch

Richards Vereinigung mit der schönen Witwe besiegelt werden sollte, traf im Hause der Alvenslebenstraße für das gnädige Fräulein ein riesiger Blumenaufsatz ein, dazu ein Brief an die Mutter, in welchem Haffner feierlich und förmlich um die Hand seiner angebeteten Johanna anhielt. In den Jahren der Not waren die Augen der Kriegsrätin immer trocken geblieben; heute konnte sie endlich wieder weinen, da sie las: „Fräulein Johanna ist eine zu gute Tochter, um nun bei ihrer Entschließung nicht auch an ihre Familie zu denken. Und ich schwöre Ihnen, teuerste und würdigste Frau, daß Johannas Mutter allezeit und immerdar in mir einen Sohn finden wird, der sich glücklich schätzen muß, mit einer solchen Mutter, mit einem solchen Bruder alles zu teilen, Glück und Unglück, was die gütige Vorsehung ihm beschieden hat."

Johanna kam erst nach drei Uhr aus der Fabrik nach Hause; sie hatte sich bei Frau Käthe aufgehalten, die sich über den Sender des Kinderspielzeugs den Kopf zerbrach. Die Mutter las ihr mit gehaltener Freude Haffners Brief vor. Sie war gerührt, sie war sogar geneigt, in ihrem Jubel für alles zu danken, was Johanna an ihr und Achim getan hatte.

Das Mädchen hörte zu, ohne sich zu erregen, ohne zu erbleichen. Vorsichtig, schonend zog sie ihre Handschuhe aus und sagte dabei: „Ich überlasse es Dir, liebe Mutter, in welcher Form Du Herrn Haffner-von-Herne Nein sagen willst. Es ist mir undenkbar, daß ich ihn heirate, und darum ist es auch unmöglich. — Und Dich bitte ich, liebe Mutter, daß über den Antrag zwischen uns kein Wort mehr gesprochen wird."

Das gab einen Sturm. Ohne einen einzigen häßlichen Ausdruck zu gebrauchen, ohne in Ton und Bewegung ihrer Würde zu vergessen, überschüttete die alte Frau ihre Tochter mit einer Flut von Vorwürfen. Mit schneidendem Hohn schilderte sie ihr die Stellung und die Pflichten einer armen Adeligen, die einen glänzenden Offizier zum Bruder hat. Mit Verachtung sprach sie von den entwürdigenden Arbeiten Johannas, die doch kaum ausreichten, sie vor dem Hunger zu schützen.

Johanna nickte nur traurig mit dem Kopf, aber sie blieb bei ihrer ersten Antwort, sie lasse sich nicht einmal auf ein Gespräch über den Antrag des Herrn Haffner ein.

Da versuchte die Kriegsrätin ihr großes Mittel, mit welchem sie Johanna zu allem zwingen zu können glaubte, weil diese bisher niemals eine Antwort fand, wenn die Mutter des Grafen Trienitz erwähnte. So richtete sie sich auch jetzt steif in den Schultern und sagte mit dem wohlbekannten, todbereiten Augenaufschlag:

„Möchtest Du lieber, daß wir den Namen Trienitz wieder ablegen, um uns seine Unterstützung zu erkaufen?" Sie nannte den Grafen niemals, er war für sie immer Er.

Johanna spielte mit ihren Fingern in den Veilchen, blickte ihre Mutter fest an und erwiderte ruhig:

„Du hast mich das schon oft gefragt, liebe Mutter, ich will Dir endlich sagen, was ich von dieser Sache denke. Wir heißen zu Recht von Havenow; wenn eine von Trienitz einen von Havenow geheiratet hat, so hätte sie ihrem Gatten auch ihren Namen opfern sollen. Nach der allgemeinen Sitte ist es unweiblich, wenn ein Weib seinen Mädchennamen weiterführt, und wenn es Adelige thun, ebenso wie Opernsängerinnen, so glaube ich immer, ihre bräutliche Liebe ist nicht so groß gewesen, wie bräutliche Liebe sein sollte. Dies gilt für mich wie für Achim. Mein Vater war ein Havenow, und ich bin stolz auf diese Erbschaft, aber wenn ich sonst glücklich werden könnte, ich würde über den Namen, den ich in Zukunft tragen soll, nicht nachdenken. So denke ich über den Vorschlag des Grafen Trienitz. Ich selbst brauche seine Unterstützung nicht, wenn Achim seiner bedarf, so soll er für sich entscheiden. Und wie ich ihn kenne, willigt er nur darum nicht darein, weil der Graf als Bedingung verlangt, was ein Ehrenmann nur freiwillig thun darf." Und dabei blieb Johanna, mochte auch die Mutter die Bedeutung der Familie Trienitz noch so hochmütig über die der Havenow stellen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Prinzessin von Wales als Ehrendoktor der Musik.

Eine jugendliche Jubilarin.

Am 10. März 1888 begingen der Prinz und die Prinzessin von Wales das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Wenn das hohe, noch in so blühenden Jahren stehende Silberbrautpaar von allen Seiten freudige Huldigungen empfing, so wurde dasselbe namentlich auch in seinen akademischen Würden besonders gefeiert. Hatte man es doch in England mit großer Genugthuung aufgenommen, als die königliche Universität Dublin die Gattin des Thronfolgers zum Ehrendoktor der Musik ernannte. Diese Auszeichnung der hochwürdigen und beliebten Prinzessin, welche gelegentlich eines Besuches beim Earl und der Countess Spencer auch die königliche Akademie von Irland zu begrüßen wünschte, ging unter all den Formalitäten vor sich, die der Feierlichkeit des englischen Lebens — dem Aufsetzen des Doktorhutes — ein für Ausländer sehr fremdartiges, mittelalterliches Ansehen geben. Die unter Zustimmung Ihrer Königlichen Hoheiten ehemals abgehaltene Feier fand in der großen Universitätshalle statt, wo alle Erteilungen der akademischen Grade vorgenommen werden. Während die zahlreichen Zuhörer sich versammelten, waren die Studierenden in ihrer bunten akademischen Tracht, die in einem, über der gewöhnlichen Kleidung angelegten, scharlachroten Talmantel mit weiten Aermeln besteht, und von den jungen Leuten nicht blos bei Feierlichkeiten, sondern auf den täglichen Wegen zu und von der Universität auch stets auf der Straße getragen werden muß, bereits auf den Tribünen. Darauf erschienen, nach Betritt der Pedelle, die Professoren in ihren, bis auf die Füße reichenden, mittelalterlichen Talaren aus den schweren Seidenstoffen, über welche — das eigentliche Zeichen der

Aus unserer humoristischen Mappe. Originalzeichnungen.

Annonce: „Ein junger Student, dem es schon nach einigen Semestern an Mitteln zum weiteren Studium fehlt, bittet edeldenkende Menschen um Unterstützung, beziehungsweise unentgeltlichen Mittagstisch." — Eine wohlhabende Dame, gerührt durch die Not des Bruder Studio, ladet denselben ein, sich ihr vorzustellen. Zu ihrem Erstaunen sah der arme Studio aber



nicht so,

sondern



so aus.



Einer, der nicht sagt, was er weiß,

und



Einer, der nicht weiß, was er sagt.



Wie das vielleicht gar Lehrbuchmäßig sich eine „Ausdeutung lebender Bilder" vorstellt.



Paul: „Papa, Du und der Herr Landrichter und der Herr Justizrat, ihr sagt immer, daß ihr Juristen seid. Was sind denn das für Männer, die Juristen?" — **Papa:** „Mein Kind, Juristen sind Rechtsgelehrte, merke Dir das!" — **Paul** (nachdenklich): „Papa, gibt's auch Unrechtsgelehrte?"

Digitized by Google

Doktorhüte — eine Art Mantel mit langen, breiten Aufschlägen und seidenem Futter hatt, und nahmen unter Fanfaren der Studenten ihre Plätze ein. Die Ankunft der Prinzessin, welche, begleitet von ihrem Gemahl und ihren Söhnen, und gefolgt vom Hofstaat des prinzlichen Paares, erschien, wurde vom Herzog von Abercorn und Lord Ormsby, dem Kanzler und Vizekanzler der königlichen Universität, am Portal erwartet, und nachdem Ihre Königlichen Hoheiten ihre akademischen Gewänder angelegt hatten — auch der Thronfolger Englands besitzt den Doktorhut der königlich irländischen Universität — formirte sich der glänzende Zug, welcher die hohen Ehrengäste zu ihren Sitzen geleitete.

Der Eintritt dieses Zuges in den Saal war das Signal zu enthusiastischen Hurrahs des versammelten Publikums, und als unter den rauschenden Klängen des „God bless the Prince of Wales“ und der darauf folgenden dänischen Nationalhymne die eigentliche Feierlichkeit der Graduirung vollzogen, und Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Alexandra von Wales, Gemahlin des Thronerben von Großbritannien und Irland, zum Doktor der Musik promovirt wurde, wobei, der alten Sitte nach, für einen Augenblick ein großer Hut, ähnlich dem der Kardinäle, über den schönen, liebenswürdigen Kopf der neuen Doktorin gehalten wurde, erreichte der stürmische Jubel der Versammlung seinen Höhepunkt.

In der Ansprache, welche im Namen des Senats der Kanzler an den neuen Ehrendoktor richtete, wurde der großen Verdienste gedacht, die Ihre Königliche Hoheit um die altdeutsche Bildung des weiblichen Geschlechts in den vereinigten Königreichen sich erworben, der glänzenden akademischen Preisfragen, welche die Studentinnen des unter besonderer Protektion der Prinzessin stehenden Alexandra-College in Dublin schon abgelegt, und der Förderung aller schönen Künste, insbesondere der Musik, welche Ihre Königliche Hoheit so mächtig in ihren Schutz genommen.

Der Prinz, welcher an der Seite seiner schönen, in dem reichen, malerischen Gewande ihrer Würde überaus anmuthigen Gemahlin auf diese Huldigung erwiderte, betonte das besondere Interesse, welches die Prinzessin, seit die vereinigten Königreiche ihre Heimat geworden, immer für Dublin empfinde. Die schon kurz nach ihrer Vermählung begründete Alexandra-Schule, aus welcher sich in dem Alexandra-College endlich eine der hervorragendsten Pflanzstätten akademischer Bildung für das weibliche Geschlecht entwickelte, sei ihr besonders theuer, und wenn die Prinzessin die heut empfangene Würde eines Doktors der königlichen Universität von Irland mit Dank annehme, so werde dieselbe dadurch keineswegs irgend welches persönliche Verdienst zum Ausdruck gebracht sehen, sondern ausschließlich die hohe Ehre, welche von der englischen Frau heut allgemein erreicht werden kann durch Verleihung der wissenschaftlichen Anstalten, die in unserer Zeit dem Streben der Frauen neue und würdige Bahnen erweisen wollen.“

Unsere Abbildung ist die getreue Vervielfältigung einer wohlgelungenen Photographie, das nachträglich zur Erinnerung an die interessante Feierlichkeit vom 10. April 1885 in der königlichen Universität von Irland ausgeführt worden ist. S.

Lesen, sehen, hören und reden.

Von

H. Ehrlich.

(Fortsetzung.)

Die Frage, wie Romane gelesen werden sollen, um geistigen Nutzen zu bringen, ist eine vielbesprochene; hier irgendwelchen Rat geben, wäre pedantisch und nutzlos. Bei Zeitungen, dem Genrebild verschiedenartigster Erzeugnisse, kann ein Hinweis des erfahrenen Lesers dem weniger erfahrenen den richtigen Weg weisen, oder ihn anraten, einen Weg für sich zu suchen. Aber bei Romanen entscheidet allein die Neigung, der Geschmack, die Anlage der Leser. Der Kritik liegt die Verpflichtung ob, an gewissen sittlichen und ästhetischen Grundsätzen unter allen Verhältnissen festzuhalten, sie zu verteidigen, nur mag sie sich über ihren Einfluß nicht zu sehr täuschen. Sie kann das Gute fördern durch ihr Lob und in solcher Weise mittelbar das Schlechte ausfallen — das ist schon sehr viel! Aber das Publikum vom Gefallen an gewissen Richtungen der Literatur abzuhalten, vermag sie nur, wenn die Bücher ungeschickt gemacht sind; im Gegenfalle wird sie sich so lange fast vergeblich ereifern, bis das Publikum selbst den Geschmack an der übermorschen Kost verliert. Auch soll darüber keine Täuschung erhalten werden, als ob nicht auch das „gebildete“ Publikum sehr oft Geschmack an Erzeugnissen zeige, gegen welche die sittliche und die ästhetische Kritik Verwahrung einlegen muß. Selbst in der Zeit der höchsten Blüte deutscher Dichtkunst waren in der „gebildetsten“ Gesellschaft Romane und Erzählungen verbreitet, deren Hauptreiz nur in manchen schlüpfrigen oder recht schauerlichen Scenen lag.

Es werden viele Bedenken gegen den Feuilletonroman geäußert; wer können sie nicht teilen. Das eine erscheint uns nicht ungerechtfertigt: daß der Leser sich einerseits an häufiges Durchlesen der einzelnen Kapitel, wie sie täglich nach einander erscheinen, gewöhne, andererseits aber im Zusammenhange selbst mehr Störungen erlebe, als wenn er die Erzählungen noch so schnell im Buche durchliese; daß also die spannenden, pikanten Einzelheiten seine Aufmerksamkeit erregen können, jedoch das Urteil über den Geist des Ganzen, über die psychologische Entwicklung der Charaktere, über den folgerichtigen Gang der Begebenheiten ein wohl erwogenes, gründliches nicht leicht sein könne. Es mag etwas Wahres in diesen Behauptungen enthalten sein, aber der Feuilletonroman liegt im Bedürfnisse der Zeit und der Schriftsteller. Zu gewaltig ist der Unterschied zwischen der Summe, den die größeren Zeitungen für eine interessante Erzählung zahlen, und dem höchsten Ehrensolde, den der beste Verleger für eine Buchausgabe bieten kann; nur sehr wenigen Schriftstellern kommt die Gunst des Publikums in dem Maße entgegen, daß sie der Vermittlung des Feuilletons entbehren und ihr Werk sofort als Buch erscheinen lassen können; und gerade von den anderen nicht in gleich großer Gunst Stehenden zu verlangen, sie sollten gleich den Bevorzugten auch nur Buchromane schreiben, wäre doch wahrhaftig ebenso unbillig als lächerlich. Wenn einmal das deutsche Leserpublikum schöngeistige Schriften kaufen wird gleich dem französischen und englischen, wenn es seinen Bedarf weniger aus den Leihbibliotheken zieht, dann wird der deutsche Verleger gleich den französischen und englischen einen guten Roman zu billigem Preise darstellen, und auch der deutsche Schriftsteller, der zu den mittleren Sterblichen, das heißt nicht zu den sehr wenigen Oberen gehört, wird dann seinen Roman sofort als Buch erscheinen lassen können.

Es dürfte uns sonderbar vorkommen, daß, nachdem uns die Bedenken gegen die Zeitungen und den Zeitungsroman wenig erheblich erscheinen, wir ein Bedenken aussprechen gegen eine Gattung der Literatur, die zu den vornehmsten, angesehensten gehört, gegen die Abhandlungen über die großen Schriftsteller, gegen die endlosen Erklärungen und Auslegungen ihrer Werke. Für den ernstdenkenden Leser sind manche dieser Abhandlungen eine sehr dankenswerte, anregende Gabe. Aber im eleganten Publikum verbreiten sie jenes schönrednerische Urteilen, dessen Grundlage Heute treffend geschildert hat:

„Als ist die Zeit, da Oberon entzückte,
Und Hiobs Horn mit heiterm Wunderklang
Shakspere selbst der Nachwelt verkündete,
Die Zeit, da ihren Schöpfer schwärmend
Der junge Jungfrau an den Busen drückte,
Der Jüngling seinen Goethe noch verschlang,
Im Wohllaut schwebend ew'ger Melodei
Stets hier zu leben, lasst uns über sie.“

Gegen die Folgen dieses „Ueber sie“ Lesens, gegen die Schönrednerei, welche nicht etwa unter den Damen allein immer mehr Verbreitung gewinnt, gibt es nur ein sicheres Mittel: daß die Abhandlungen streng wissenschaftlich gehalten seien und die flüchtigen eleganten Leser daher zuletzt lieber den Autor, von dem die Rede ist, studieren als die Abhandlung. Dann aber würde vielleicht gegen die deutsche Literatur von neuem der Vorwurf schwerfälliger Gelehrsamkeit erhoben werden; so muß man denn hoffen, daß gründliche Gelehrsamkeit und Feindeil des Stiles sich vereinigen. In rein wissenschaftlichen Schriften ist diese Vereinigung bereits vollzogen; die Vorträge von Curtius, Dubois-Reymond und Helmholtz sind vollendete Muster schöner Sprache bei vollendetem Inhalte.

Was nun die Auslegerei betrifft, so steht sie im deutschen Blute; es wäre vielleicht noch leichter, einen Aktuarius vom Wettrinken abzuhalten, als einen deutschen Sprachforscher vom Kommentiren. Schon Goethe hat diese Leidenschaft witzig beurteilt:

„Am Ausfegen sich früh und munter,
Legt ihr nichts aus, so legt erst unter.“

Aber sie ist im Zunehmen begriffen; jedes Literaturblatt bringt neue Artikel, Meinungsäußerungen und Polemiken über diesen oder jenen Vers, und jeder Herbst viele Ankündigungen neuer Ausgaben mit Erklärungen. Wie dabei manchmal die allerelendesten Dinge zum Vorschein kommen, haben wir hier nicht zu erörtern, wollen vielmehr hervorheben, wie gerade diese Richtung der Literatur die berechtigtere Hoffnung veranlaßt, daß die großen Dichter mit Animerksamkeit studirt werden; wer eine Auslegung liest, muß jedenfalls auch den betreffenden Stellen Aufmerksamkeit zuwenden, wogegen viele Leser einfacher Abhandlungen manchmal nicht viel mehr, als was in diesen steht, von dem betreffenden Dichter wissen.

Daß aus allen Erzeugnissen unserer Literatur geistiger Nutzen gewonnen werden kann, haben wir gesagt und wiederholen es; selbst bei flüchtigem Lesen ist solcher Gewinn zu erlangen, wenn der Leser die Kunst lernen will, Auge und Gedanken zu verbinden, das Gedächtnis in der Weise zu stärken, daß es beim Lesen mitthätig sei. Nur eine Gattung Literatur erscheint uns als die unnutzeste, die nur Schaden bringen kann: die moderne „leichtfaßliche“ Darstellung der tiefsten Geheimnisse und Probleme der Philosophie, der Grübeleien über die verborgensten Rätsel des Daseins. Die tiefsinnigsten Forschungen und Darlegungen großer, ernster, edler Gelehrten, die ihr ganzes Leben dem Ringen nach Feststellung einer Wahrheit gewidmet haben, die ihre Entdeckungen als Bereicherung der Wissenschaft Gleichgesinnten und Gleichbegabten zur Weiterentwickelung hinterlassen, werden den sogenannten populären Schriftstellern in eleganterer Form der Leermaste erklärt und erklärt. Da aber selbst in dieser Form doch noch zu viel Wissenschaftliches, die Masse Abschreckendes bliebe, wenn die Darstellung sich nur auf die Forschungen und Entdeckungen beschränkte, so werden diese letzteren mit allerhand religiösen und sozialen Fragen untereinandergemengt, dann aber recht laxe eingebunden und jenen Unklärungsuchenden, die nicht gerne selbst denken, aber doch über alles urteilen wollen, als kaum willkommene Anleitung zum dünkelhaftesten Unglauben dargebracht. Jede aus Selbstnachdenken und ernstem Studium hervorgegangene Ueberzeugung erscheint uns achtbar, wenn wir sie auch nicht teilen; aber der angelernte, plapperude Unglaube widert uns noch viel mehr an als der anerzogene geistlosere Formglaube; dieser ist doch wenigstens durch Ueberlieferung erklärlich und kann mit Gemüt, mit menschlichem Wohlwollen verbunden sein; jener aber sieht ja einen Wert darein, sich über alles Traditionelle zu erheben, die Gefühle, welche der gewöhnliche Mensch als heilige betrachtet, zu belächeln, ja selbst die eigenen besseren Empfindungen und Gedanken zu verbergen, um nicht nunmehr zu erröten. Daß dieser angeschneiderte moderne Unglaube oft mit dem allerlächerlichsten Aberglauben verbunden ist, weiß jeder, der die elegante Gesellschaft kennt. Der grundliche Forscher, der in allen Erscheinungen einen Zusammenhang sucht und von deren Gesetzmäßigkeit überzeugt ist, bleibt Zufälligkeiten gegenüber teilnahmlos ruhig; unter den modernen Atheisten aber kann man genug finden, denen die Zahl 13 und der Freitag ominös sind, die Träume deuten, niemals umkehren, wenn sie zu einem wichtigen Gange aus der Hausthüre getreten sind und dergleichen mehr.

Jenes angeschneiderten eleganten Unglaubens Hauptbeförderer sind jene sogenannten „populärwissenschaftlichen Bücher“, in denen unter dem Schein wissenschaftlicher Belehrung ein vorteilhafter Handel mit der seichtesten Oberflächlichkeit getrieben wird. Gerade die metaphysischen Fragen, welche die großen Naturforscher sorgfältig vermeiden, weil sie mit den Ergebnissen ihrer Forschung nicht unmittelbar zusammenhängen, werden in diesen Büchern vorgeschoben, weil sie ja das große Leserpublikum am meisten interessiren. Und so geschieht es oft, daß junge, wißbegierige Leser, die in jenen Büchern nach Aufschluß über die Gesetze der Naturerscheinungen suchen, den vollkommensten oberflächlichen Unglauben daraus schöpfen. Es ist nicht unsere Aufgabe, fromme Predigten zu halten; unser Zweck kann nur der sein, hinzuweisen, wie zuerst die Erziehung der Eltern und Lehrer, dann aber und in erhöhtem Grade die Selbsterziehung des Lesers, der wahre Bildung sucht, besorgt sein muß, die höheren Gefühle und Gedanken nicht mit den Forschungen nach den Ursachen der Erscheinungen im Leben den Körper zu vernichten. Nur die Wissenschaft allein und auf ihrer höchsten Stufe vermag von der Erforschung des einen auf die des andern überzugehen; und daß sie nicht die religiösen Gefühle zu Schaden bringen muß, beweisen die Worte eines Gelehrten unserer Tage, dem alle großen Naturforscher einen Ehrenplatz einräumen: ich meine Fechner, den Gründer der „Psychophysik“. Seine Schlußfolgerungen führen gleich unseren Glaubenslehren zur Erkenntnis „eines in der Natur allgegenwärtigen bewußten Gottes, in dem alle Geister leben, weben und sind, wie er in ihnen“.

Der Leser, der eine richtige Geistesökonomie beobachtet, aus dem, was er liest, wirklichen Nutzen ziehen will, wird, wenn er unseren Betrachtungen einiges Nachdenken schenkt, manche wissen, welche Werke er wählen muß, wenn er wirklich Aufschluß über die Wunder der Natur, nicht bloß Beriedigung der Neugier und eine sehr zweifelhafte Aufklärung dunkelster Fragen sucht, in welchen nur das angestrengteste eigene Denken einiges Licht bringen kann. Das richtige Lesen führt auch zum schnell auffassenden richtigen Sehen und Hören.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

I.

(Hierzu das Bild Seite 509.)

Seit Anfang März besitzt nunmehr auch Wien eine großartige Festausstellung der bildenden Künste, die thatsächlich ihre äußeren Bedingungen ganz derjenigen abmißt, die zwei Jahre früher in Berlin stattfand. Nur feiert die österreichische Kaiserstadt nicht wie die des deutschen Reichs das hundertjährige Jubiläum der Gründung ihrer Kunstakademie, sondern das vierzigjährige der Regierung ihres Kaisers. In der That ziemt es der Kunst, diese Jubelfeier mit möglichstem Glanze zu begehen. Hat doch Franz Joseph I. in den vier Jahrzehnten, seitdem er — damals ein achtzehnjähriger Jüngling — den österreichischen Kaiserthron bestiegen, sich stets als ein eifriger, verständnisvoller, thatkräftiger Förderer der Kunst bewährt. Unter seiner Regierung hat sich vor allem die Kaiserstadt an der Donau selbst zu ihrer jetzigen glanzvollen architektonischen Schönheit entfaltet, ist jenes reiche und prächtige „Neu-Wien“ entstanden

Digitized by Google

das sich an Stelle der alten Wälle, Gräben und Außenwerke in einer langen Reihe großartig angelegter und aus imposanten Prachtbauten bestehender Ringstraßen, in mustergiltigen Erholungsanlagen und ganzen neuen Stadtteilen voll stolzer Bauwerke ausbreitet. Wo in solcher Weise gebaut wird, da haben nicht nur die Maurer, sondern auch die Künstler zu thun. Neben den Architekten, unter denen die Namen eines van der Nüll, Sicardsburg, Ferstel, Semper, Hasenauer, Hansen, Schmidt hervorleuchten, fanden die Plastiker ein reiches Feld der Thätigkeit. Nicht nur die Gebäude selbst suchten sich durch stilvolle Skulpturen zu verschönen, auch die Straßen und Plätze waren bestrebt, sich mit mehr oder minder großartigen Denkmälern zu schmücken. Da konnte sich denn auch eine Wiener Plastikerschule lebenskräftig entfalten, und neben ihr rang sich die Malerei zu nicht minder üppiger Blüte empor. Was diese bildenden Künste Wiens in jüngster Zeit zu schaffen vermögen, davon wird eine eingehendere Besichtigung der jüngst eröffneten Ausstellung reiches Zeugnis geben. Für heute begnügen wir uns damit, diesen kurzen einleitenden Zeilen die Wiedergabe eines Gemäldes beizufügen, das bereits vor zwei Jahren auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung, frisch von der Staffelei seines Schöpfers kommend, berechtigtes Aufsehen erregte, und das nunmehr, nachdem es inzwischen längst in Privatbesitz übergegangen ist, auch in Wien eine Zierde der dortigen Jubelausstellung bildet. Hermann Baisch that mit diesem Gemälde seinen ersten Schritt auf ein Gebiet, das er seither neben der idyllischen Stimmungslandschaft und dem Tierbilde, die früher seine ausschließlichen Domänen waren, mit wachsendem Glück weitergepflegt hat. Das holländische Strandleben in seinen unmittelbaren Beziehungen zur Seeschiffahrt bietet dem Künstler in der That Anregungen eigenster und bemerkenswertester Art, die seltsamer Weise gerade nach ihrer spezifisch malerischen und koloristischen Seite hin, wie Baisch sie mit so erstaunlicher Feinheit und Naturwahrheit zu treffen weiß, noch kaum irgendwie ausgebeutet und zur Geltung gebracht worden sind. Das Institut der Tauholer, welches den Ausgangspunkt für das uns vorliegende Gemälde bildet, ist eine Eigentümlichkeit der flachen holländischen Strandgebiete. Dort, wo bei der ganz allmählichen Senkung des Bodens selbst die kleineren Segelboote der Schiffer bei ihrem Anlaufen gegen das Ufer sich schon lange, ehe sie das Trockene erreichen, auf dem Sande festzusetzen drohen, gibt es kein anderes Mittel die Fahrzeuge ans Land zu bringen, als indem man sie durch Pferde mit Hilfe langer starker Taue vierwärts ziehen läßt. Da sie, um später wieder auszulaufen, genau auf dieselbe Weise ins Wasser zurückbefördert werden müssen und der Verkehr von Fahrzeugen in den fischfangtreibenden Küstengebieten Hollands ein sehr lebhafter ist, treiben sich in der guten Jahreszeit die Tauholer mit ihren Pferden Tag für Tag am Strande herum, meist vom Morgen bis zum Abend damit beschäftigt, die mit reichem Fang beladenen Fischerboote hereinzuholen und die leeren wieder bis ins tiefere Fahrwasser hinauszuziehen.

An H. Baischs Gemälde entzückt vor allem der feine Silberton, der das ganze beherrscht, die frische morgendliche Stimmung, die darüber lagert, der feuchte Duft, in den alles gehüllt erscheint genau so, wie die Natur selbst an diesen von würzigem Hauch umflossenen Gestaden in ihren bemerkenswertesten, anziehendsten Momenten es zeigt. Wie vollste Naturwahrheit und duftigste Poesie sich gegenseitig decken können, davon liefert das Gemälde Hermann Baischs ein leuchtendes Beispiel. Dank solchen Eigenschaften eröffnet es in unsern Mitteilungen würdig die Reihe der Bilder, durch welche die deutsche Malerei auf der Wiener Jubiläums-Ausstellung vertreten ist.

Karl VI. von Frankreich.

(Hiezu das Bild Seite 512.)

Vom Jahre 1380 bis 1422 saß auf dem französischen Throne König Karl VI.; aber er war nur eine jämmerliche und unglückliche Puppe auf demselben. Der traurigste aller Könige Frankreichs vervollständigte das schreckliche Bild von Parteikriegen, gesellschaftlichen Kämpfen, blutigen Gewaltthaten in den ersten Familien und entehrenden Niederlagen des Landes durch die englische Macht.

Mit zwölf Jahren ließen die bevormundenden Oheime dieses Königs ihm zu Rheims schon die Krone aufsetzen. Sie entrissen sich einander die Gewalt der Regentschaft, und war das gekrönte Kind von Natur aus schon geistig beschränkt, so mußten die tückischen Ränke seiner nächsten Angehörigen, die greulichen Ereignisse, von denen es Zeuge war, desto gewisser eine verstörende Wirkung auf seine Sinne ausüben. Furchtbare Volksaufstände brachen in Paris aus: das bedrückte Bürgertum wollte die Steuern abschaffen. Diese Bewegung ergriff auch die Provinzen und zumal gegen Flandern hin, wo unter Artevelde die Zünfte der Städte sich den Sieg gegen die souveräne Macht ihres Grafen ertrotzt hatten. Die empörte Demokratie kämpfte auf Tod und Leben gegen die despotisch regierende Monarchie. Aber die letztere mit dem verbündeten Adel schlug sie wieder, die Flandrer 1382 in der wilden Schlacht bei Roosebeke, die Provinzen darauf und auch Paris. Hinrichtungen in Menge, Plünderungen, Verfolgungen, Vertreibungen vieler tausenden von Bürgern und Bauern krönten den Sieg der Königlichen.

Karl VI., den man mit ins Feld gegen die Rebellen genommen hatte, bewog die eine der intriguierenden Hofparteien darauf, zu erklären, daß er nun selber die Zügel der Regierung ergreifen wolle. Er war zwanzig Jahre alt, kränklich, einfältig, ein Spielball seiner ränkesüchtigen Gemahlin, Isabeau von Bayern, die man ihm blutjung gegeben hatte, und seiner Oheime. Weil man es wollte, unternahm er dann 1392 einen Kriegszug gegen den aufsässigen Herzog von Bretagne. Der geheime Plan, ihn hierbei um den Rest seiner Vernunft zu bringen, indem man Schreckgebilde auf ihn wirken lasse, gelang vollständig. Als der König an einem drückend heißen Augusttage über eine wüste Heide zog, sprang plötzlich ein verwildert aussehender Mensch mit scheußlicher Fratze hinter einem Baum hervor, ihm in den Weg, ergriff die Zügel seines Pferdes und rief ihm mit schauerlicher Stimme entgegen: „Gehe nicht weiter, edler König; kehre um, denn Du bist verraten!“

Der junge Fürst geriet in Entsetzen darüber. Der lange Ritt über die sandige Ebene vollendete diesen Eindruck. In der Meinung, man wolle ihn ermorden, fiel er plötzlich über seine Begleiter her und tötete vier Pagen. Man warf ihn darauf zu Boden, fesselte ihm die Arme, und so schaffte man ihn nach Mans. Er war wahnsinnig, und kamen auch Anzeichen seiner Vernünftigkeit manchmal wieder zu tage, so änderte dies nichts an der Behandlung als Wahnsinniger, die ihm widerfuhr, es sei denn, daß die eine oder andere Hofpartei ihn einmal für gesund ausgab, um seine königliche Befugnis für sich auszubeuten. Im übrigen that man alles, um ihn in seinen Kindereien zu bestärken, seine Einfälle und Launen zu befriedigen, um seine geistige Umnachtung vollständig zu machen. Man suchte ihn durch Feste und durch junge Weiber zu zerstreuen. Sein Hofnarr spielte mit ihm wie mit einem unmündigen Knaben. Er lehrte ihn das Kartenspiel unter anderem, und dies ist dadurch in Frankreich eingeführt und von da als Gesellschaftsunterhaltung an die Höfe und in die Häuser der Vornehmen verbreitet worden. In einer solchen Unterhaltung stellt ihn unsere Illustration nach dem charakteristischen Gemälde von Albrecht de Vriendt dar.

Dreißig Jahre saß dieser geisteskranke König noch auf dem Thron. Die schrecklichsten Dinge gingen in seinem Reiche vor, und er spielte derweil mit seinen Marmousets, wie man die ihm zugeführten jungen weiblichen Geschöpfe nannte, mit seinem Narren, mit seinen Hunden. Einer seiner Verwandten wurde von dem anderen ermordet; aus einer Hand in die andere ging die despotisch und blutig gehandhabte Regierungsgewalt. Graf von Armagnac, Schwiegervater des Herzogs von Orleans, kam mit seinen wilden Scharen aus den Pyrenäen, alles Land verwüstend, und führte erfolgreich einen neuen, mörderischen Krieg gegen die Pariser Fleischerknechte unter dem Herzog von Burgund. Der König Karl VI. spielte derweil in seinem Palais neben der Conciergerie, wo die Gefangenen Armagnacs schmachteten.

Man schickte seine Gemahlin in die Verbannung nach Tours, in förmliche Gefangenschaft; zwei seiner Söhne starben, und der dritte wurde als Dauphin von Armagnac erzogen. Alles geschah, ohne daß man ihn in seinen Zerstreuungen störte. Isabeau befreite sich durch einen Aufstand und erklärte sich zur Regentin. Ihr Beistand, Herzog von Burgund, entriß durch List Paris den Anhängern Armagnacs wieder und richtete mit den Zünftlern ein gräßliches Blutbad unter ihnen an, ließ sie zu tausenden erschlagen, in die Seine werfen, von den Dächern der Gefängnisse in vorgehaltene Piken springen, und in seinem Zimmer ließ er den gealterten, elenden König dazu tanzen.

Gegen die Engländer wurde Krieg geführt, das französische Heer bei Azincourt vernichtet und dann gar der Vertrag mit den Siegern geschlossen, wonach die Kronen von Frankreich und England auf einem Haupt vereinigt werden sollten, indem Heinrich V. von England demzufolge auch sogleich den französischen Thron bestieg und eine Tochter Karls VI. heiratete. Er selbst, Karl VI., König von Frankreich, wahnsinnig, spielte derweil mit seinem Narren Karten oder Ball, oder Jagd mit seinen Hunden. Endlich, am 21. Oktober 1422, starb er, sieben Wochen nach seines Schwiegersohnes und englischen Nebenkönigs Heinrich V. Tod. Sein Sohn folgte ihm als Karl VII. und eroberte sich unter dem Beistande der Jungfrau von Orleans sein alleiniges Herrscherrecht auf Frankreich zurück.

Der Erstgeborene.

(Hiezu das Bild Seite 512.)

Im Kastell des Signor Renzo, das über dem Ufer des Gardasees ragt, gibt es heute die freudigste Stimmung; denn die Hausfrau wird zum erstenmal wieder den Speisesaal betreten und die Ankunft ihres Erstgeborenen mitfeiern. Seit Jahren trug ihr Eheherr ein heimliches Leid; er hatte Signora Rosina über alles lieb und diente ihr, nach einem italienischen Sprichwort, „treu wie der Madonna“; aber das süß klingende Lachen eines Kindes und die stillen Freuden, die es in das Haus bringt, wollte er auch nicht missen. Signora Rosina nahm Marietta, eine Waise, zu sich, und durch diesen herzigen Gast kam etwas Fröhliches, wie Sonnenschein, in die düstere Einsamkeit des Kastells. Jetzt hat endlich ein Erstgeborener drin Einzug gehalten! Peppo, der alte Koch, trägt heute ein meisterhaft zubereitetes Mahl auf, und Tonio, der Kellermeister, füllt den schwer vergoldeten Krug, der vor dem Gedeck des Padrone steht, mit dem besten Chiantiwein. Die Thüre wird geöffnet; die Amme Anina, eine vollblühende, glutäugige junge Frau aus Riva, trägt den Bambino in den Saal. Wie stolz und selig blickt Frau Rosina auf ihr Kind; das Mutterauge entdeckt ja immer neue Schönheiten an ihrem winzigen Herzenskönig, die uns anderen verborgen bleiben. Und der Vater greift zum Pokal und leert ihn oft und oft auf das Gedeihen seines Erstgeborenen. Er ist heute dreimal stolzer und seliger als seine Ehefrau. Im Hintergrund des Saales stehen Peppo und Tonio; der aufwartende Mazo schenkt ihnen die Gläser voll Wein. Der Koch, auf dessen Kopf das gekrauste Haar wie blutrote Wolle schimmert, hebt sein Glas dem Padrone entgegen und ruft ein lautschallendes Hoch! für den „allerliebsten jungen Signor“. Ein Page bringt auf einem Atlaskissen den Schmuck, der soeben aus Venedig angekommen ist. Seltene Perlen und glitzernde Brillanten sind zu Halskette und Stirnband kunstvoll gefügt; sie werden das goldigblonde Haar und den schönen Nacken der Schloßfrau gar prächtig zieren. Der Schmuck ist ein Geschenk des Signor Renzo, der heute alle Schätze Italiens seiner Madonna zu Füßen legen möchte. Nur einem Gast fehlt frohe Stimmung in der Seele; der Marietta. Sie ahnt, daß die Zeit, wo sie die Königin aller Herzen gewesen, zu Ende ist. Der Neugeborene wird bald das Nesthäkchen des Hauses sein. Sie schaut darum, den Finger zwischen die Lippen und Zähne geklemmt, trotzig auf den Eindringling und vergißt in ihrem neidischen Schmerz, daß es auf dem Tisch Leckerbissen gibt, denen kein Kind widerstehen kann. Und der Erstgeborene, der kleine König des Festes, läßt alle Liebkosungen, Grüße und auch die bösen Blicke der Marietta über sich ergehen. Er glotzt jeden mit seinen großen Augen an, und aus seinem Mündchen, das einem winzig kleinen Rosenblatt gleicht, klingt ein süßes Lallen. Das ist sein Dank; denn er versteht nur drei Dinge: Schlafen, Weinen und — Lächeln!

Pederzani-Weber.

Literatur

— **Die meisten Menschen — so ungefähr führt der weltkundige** Geheimerat Ardenan in Leo Warrens Roman „Der wunde Punkt“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) aus — haben irgendwo eine Stelle, an der sie wohlthuend gekitzelt werden können oder deren Berührung sie ängstlich scheuen. Findet man diesen wunden Punkt heraus und weiß ihn richtig durch Schmeichelei und Drohung zu behandeln, so gewinnt man Macht über die Menschen und macht sie in kleinen und großen Dingen dem eigenen Willen dienstbar. — Der junge Assessor Emil von Hertenberg, an den dieser Wink seines erfahrenen Gönners gerichtet ist, macht ihn sich weidlich zu Nutzen und gelangt dadurch in raschem Lauf zu Ehren, die ihm ohne den ebenso glücklich als vielseitig verwerteten Kunstgriff kaum erreichbar gewesen sein würden. Die Art, wie das interessante Thema in den mannigfaltigsten Spielarten durchgeführt wird, ist so fesselnd, so reich an Schattierungen und überraschenden Wendungen, daß der Roman, der zugleich ein gutes Stück praktischer Lebensweisheit der unseren Tage enthält und darlegt, eine nach jeder Seite hin äußerst anregende Lektüre bildet.

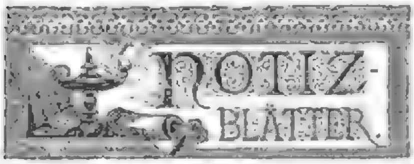
— **Eine „Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche“** (in Konstantinopel) bietet uns in Form eines stattlich umfangreichen Grundrisses Ludwig von Sybel (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Der gleichfalls vom Herkommen gewählte Titel sagt uns schon, daß der Verfasser seine Kunstgeschichte nach landläufigem Schema geben will. Nicht nach ägyptischer, griechischer, römischer ꝛc. Kunst hat er sein Buch eingeteilt, sondern nach historischen Perioden, innerhalb deren er die Werke nach allen Seiten hin laufen läßt, die nach dem Zeitcharakter mit einander verwandten, nach dem Nationalgepräge von einander abweichenden Kunstformen der verschiedenen Völkerschaften innerhalb jeder einzelnen dieser Periode vergleichend und neben einander stellend. Daß dieses Verfahren seine entschiedenen Vorteile bietet, ist nicht zu verkennen, und zugleich hat es der Verfasser verstanden, seinen Stoff unter fleißiger Verwertung auch der jüngsten Forschungsergebnisse durch klare, anziehende Fassung dem Leser nahezurücken. Das bei dem größten Teil der zahlreichen Abbildungen beobachtete photographische Verfahren hat, da demselben photographische Originalaufnahmen zu Grunde liegen, den Vorzug, für größte Unmittelbarkeit und zuverlässige Treue in der Wiedergabe der plastischen Kunstwerke zu bürgen. So bietet denn diese neue und nach neuen Gesichtspunkten behandelte Geschichte der alten Kunst im Vergleich mit ihren Vorgängerinnen, die denselben reichhaltigen Gegenstand ebenfalls in verhältnismäßig knapper Fassung einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen suchte, nach jeder Richtung hin Vorzüge, die nicht zu unterschätzen sind.

— **Ueber die größten und erfolgreichsten der deutschen** Kolonialbewegungen, die Unternehmungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, bietet die eingehendsten, authentischsten und zuverlässigsten Aufschlüsse das Buch: „Deutsch-national“, kolonialpolitische Aufsätze von Karl Peters, dem Hauptbegründer jener Gesellschaft (Berlin, Walther & Apolant, 2. Aufl.). Der Verfasser, der in England einen großen und wesentlichen Teil seiner politischen Studien gemacht hat, beginnt mit scharf charakterisierenden Darlegungen über Deutschtum und Engländertum und berichtet dann über die deutsche Kolonialbewegung im allgemeinen, das Verhalten der einzelnen kolonialpolitischen Vereinigungen insbesondere und das thatkräftige Vorgehen jener Gesellschaft, der wir das deutsch-Ostafrika zu danken haben. Da Dr. Peters als Organisator letzterer Bewegung, einschließlich der gefährlichen Usagara-Expedition, persönlich leitete, vermag er die authentische Auskunft

zu geben, und die kolonialpolitischen Betrachtungen, die er an alle diesbezüglichen Erscheinungen knüpft, sind von ebenso einschneidender als einleuchtender Art.

Nicht nur für solche, die berufsmäßig oder vorübergehend dem Militärstand angehören oder angehört haben, sondern für alle, die dem Heerwesen einiges Interesse entgegenbringen, empfiehlt sich das Buch: „Die europäischen Heere der Gegenwart“ von Hermann Vogt, Oberstlieutenant a. D., mit Illustrationen von Richard Knötel (Rathenow, Max Babenzien). Von sämtlichen kriegstüchtigen Staaten unseres Weltteils — zwanzig an der Zahl — finden sich hier die Wehrgesetze, die Ausrüstung und Uniformierung der einzelnen Corps, die Einrichtungen für Ausbildung der Offiziere und Mannschaften, kurz alles, was zum Heer- und Seewesen gehört, eingehend und sachkundig behandelt.

— **Von Webers Illustrirten Katechismen sind neuerdings** Kirchmanns Philosophie in dritter, Schobers Volkswirtschaftslehre in vierter, Lenckes Verbleiungswesen in zweiter Auflage erschienen. Neu hinzugekommen sind die Katechismen der Versteinerungskunde von Hippolyt Haas, Dr. phil. und Privatdozent an der Universität Kiel, mit 178 in den Text gedruckten Abbildungen, und der Archäologie von Dr. Ernst Kroker. Diese „Uebersicht über die Entwicklung der Kunst bei den Völkern des Altertums“ bot naturgemäß zu künstlerisch illustrativer Ausstattung besondere Anlaß und enthält denn auch außer den 137 gut gewählten und gut gezeichneten Textabbildungen noch drei besondere Tonbildtafeln. Daß die Zahl der Weberschen Katechismen bereits nahezu fünf Vierteljahrhundert erreicht hat, ist neben den reichlich nötig werdenden Neuauflagen der beste Beweis für die große Beliebtheit dieser streng gemeinverständlichen und leicht übersichtlichen Behandlung in sich geschlossener Fachwissenschaften, deren Interesse weit über die Kreise ihrer besonderen Angehörigen hinausgeht.



Bühne.

— **In den letzten Wochen sind auf den Brettern nur** wenig Neuigkeiten erschienen, die verdienen, bemerkt zu werden. Entschieden den meisten Anspruch darauf hat Martin Greifs fünfaktiges vaterländisches Schauspiel „Heinrich der Löwe“, welches bei seiner ersten Aufführung am Königlichen Hof- und Nationaltheater in München einen ganz bedeutenden Erfolg erzielte. Die Idee, den größten Hohenstaufen und den größten Welfen in ihrem weltgeschichtlichen Ringen einander gegenüberzustellen, ist ebenso glücklich, wie die Ausführung meisterhaft zu nennen ist. Greif hat mit diesem Stücke den vollgültigen Beweis geliefert, daß er nicht nur ein vortrefflicher Lyriker, sondern auch ein berufener Dramatiker ist. Sein Heinrich der Löwe ist das erste aller der zahlreichen bisher geschriebenen Hohenstaufendramen, welchem eine bleibende Stätte auf den Bühnen Deutschlands bestimmt zu sein scheint. — Dem heiteren Genre gehören die beiden noch zu erwähnenden Neuheiten an. Die eine, das dreiaktige Lustspiel von Theodor Herz, „Seine Hoheit“, hat bei seiner ersten Aufführung im Prager deutschen Landestheater das Publikum sehr freundlich angesprochen. Das geistreiche Stück ist eine Satire gegen die Gesellschaft, welche sich vor der Hoheit des Geldes beugt, und enthält eine Reihe erheiternder Scenen, in denen nur scharf gezeichnete Charaktere vorgeführt werden. Die andere, die Operette „Der Sänger von Palermo“, Text von Bernhard Buchbinder, Musik von Alfons Czibulka, ist am Wiener Carltheater zum erstenmale gegeben worden, und zwar ebenfalls mit großem Erfolg. Das Stück, zu dem die Grundidee einer kleinen italienischen Komödie des Federici entnommen ist, spielt zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als Sizilien in Fehde mit den Anjous begriffen war. Die Musik ist eine vornehme und vorwiegend originelle und zeichnet sich durch großen Reichtum an Stimmungsbildern und duftigen Melodien aus.

— **Ein großer Bazar zum Besten der Pensionsanstalt der** Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger wird Ende April 1888 in Berlin unter dem hohen Protektorat der Prinzessin Wilhelm von Preußen ins Leben treten. Gaben für denselben nimmt in erster Linie das „Bazarkomite“, Berlin SW, Charlottenstraße 85 in Empfang.

Kultur und Wissenschaft.

— **Nach einer Abhandlung A. Bendners über „schwefelige Säure und Schwefelsäure im Schnee“** ist erwiesen, daß die steinernen Kunstwerke in den Städten stärker der Zerstörung anheimfallen als die auf dem Lande, ferner, daß dieser Zerstörungsprozeß in den Städten seit vierzig bis fünfzig Jahren erheblich schneller als früher vor sich geht. Nur zum geringsten Teil ist es der jähe, heftige Temperaturwechsel, vielmehr vor allem das öftere Schwanken der Temperatur um den Gefrierpunkt, welches durch Vermittlung des in den Poren enthaltenen Wassers die Oberfläche des Kunstwerks zerbröckeln macht. Weit schädlicher noch sind die großstädtischen Verunreinigungen der Stadtluft durch schwefelige Säure und Schwefelsäure, welche seit Einführung der Steinkohle als Heizmaterial und durch die Vermehrung der Fabriken und so weiter in so hohem Grade zugenommen haben. Diese Verunreinigungen werden von dem die Kunstwerke mit Regen, Nebel, Tau benetzenden Wasser absorbiert, welches nunmehr als verdünnte Schwefelsäure wirkt. Eine noch bedeutendere Rolle als das Regenwasser spielt jedoch der Schnee, der ein außerordentlich hohes Absorptionsvermögen für jene Säuren besitzt. Rewidner zu München bekam 7 bis 8 Milligramm Säure pro Kilo Schneewasser. Städtischer Schnee muß demnach nicht unbedeutend ätzend auf die Kunstwerke einwirken. In Berlin, Dresden und anderen Städten ist dies übrigens schon längst erkannt worden, und es werden deshalb mit Eintritt des Winters regelmäßig die daselbst im Freien errichteten Marmorkunstwerke vorsorglich unter Dach und Fach gebracht.

— **In Athen hat man bei den Ausgrabungen auf der** Akropolis eine höchst wichtige Entdeckung gemacht. Unweit der südöstlichen Ecke des Parthenon wurde der große Kopf eines marmornen Stieres ans Tageslicht gebracht. Derselbe ist aus porösem Stein gefertigt, weist Spuren einer glänzenden Bemalung auf, ist angeblich älter als irgend etwas bis jetzt auf der Akropolis Gefundenes und ganz einzig in seiner Art. Es ist, wie man glaubt, der Kopf eines Tritons und gehört einem eigentümlichen, zur Hälfte schlangenähnlichen, in den Schwanz eines Fisches endigenden Körper an.

Ueber die Auffindung des Kabirion bei Theben in Böotien macht das „Centralbl. d. Bauverw.“ folgende Mitteilung: Nach Pausanias IX. 25, 5 befand sich vor dem Neïstischen Thore von Theben in der Entfernung von 25 Stadien (etwa 4,50 Kilometer) ein Hain der Kabirischen Demeter und der Kore, den nur Eingeweihte betreten durften. In der Nähe dieses Haines — 7 Stadien weiter — lag das Heiligtum der Kabiren. Dieses ist in der jüngsten Zeit von einigen nach Altertümern suchenden Bauern wieder aufgefunden worden. Mit Zustimmung der griechischen Regierung hat das k. deutsche archäologische Institut die erforderliche Ausgrabung übernommen, um eine gewissenhafte Verzeichnung aller Fundthatsachen zu ermöglichen, die Funde selbst vor jeder Zersplitterung zu bewahren und Pläne der erhaltenen Architektur und der gemachten Funde anzufertigen. Die in der Mitte des Dezember vorigen Jahres begonnenen und noch fortdauernden Ausgrabungen haben bereits glänzende Ergebnisse geliefert. Der Tempel mit der Opfergrube ist gefunden worden, aber noch nicht ganz freigelegt, so daß sein Grundriß noch nicht vollkommen klar ist. Die Opfergrube war bis oben hin mit Schmelzstücken angefüllt. Außer als der Tempel, welcher nach den zu Tage gekommenen Architekturgliedern dem dritten und vierten Jahrhundert angehört, wurde eine ältere, mit verbrannten und aus gut griechischer Zeit stammenden Gegenständen überreich angefüllte Schuttschicht ausgebeutet. Sehr viele Weihgaben fanden sich vor, darunter mehrere hunderte kleiner, zum Teil sehr schöner und mit Inschriften versehener Bronzestiere, nicht als 50 Vasen mit Inschriften und zahllose kleine Terrakotten (Menschen, Tiere, Schweine, Schafe und dergleichen). Auch Steininschriften fehlen nicht. Ein sehr wichtiges Fundstück bildet eine große, schwarzfigurige Vase, auf welcher der Kabir, sein Sohn und mehrere andere Figuren dargestellt und durch Inschriften benannt sind. Für den Kabirenkultus ist diese Abbildung von großem Wert; eine ganze Menge der Kunstfunde, welche bisher nicht erklärt werden konnten, erhalten nun mit einemmal eine sichere Erklärung. Diese Wiederaufdeckung eines mit dem Mysterienkultus verbundenen Heiligtums ist um so wichtiger, weil durch die vom Comte vor einigen Jahren erfolgte schöne Entdeckung und Veröffentlichung jenes Kabirientempels auf Samothrake — eines älteren und eines jüngeren Baues — bereits wertvolles, zur Vergleichung dienliches Material vorliegt. Voraussichtlich wird nunmehr eine der schwierigsten und seit längerer Zeit schwebenden archäologischen Streitfragen über das Wesen jener mit den großen Göttern verbundenen Dämonen eine wesentliche Förderung erfahren.

— **In Stockerau in Niederösterreich lebt in einer bescheidenen Familie** ein unglückliches, verkümmertes Mädchen, das in derselben Wiege, in die es unmittelbar nach der Geburt (am 15. Februar 1871) gebettet wurde, vor einigen Tagen ihr siebzehntes Lebensjahr vollendet hat. Die Aerzte erklären das eigentliche Geschöpf als Mikrocephalen von ungewöhnlich zäher Entwicklung und Lebensdauer. An geistiger Entwicklung zeigt es trotz seiner siebzehn Jahre nur jenes instinktive Vermögen, das dem zarten Kinde, dem Säugling, eigen ist. Es fehlt ihm jedes Denkvermögen und die Sprache gänzlich, nur durch unartikulierte Laute vermag es seine Bedürfnisse zu verraten. Befriedigung oder Freude äußert es durch ein dem Wiehern ähnliches Verzerren des Mundes, in welchem sich die stark entwickelte Zunge in steter Bewegung zeigt, weil sie nicht genügend Raum darin zu haben scheint. Das Mädchen nimmt nur halbflüssige Nahrung zu sich und schläft sehr viel, oft achtundzwanzig Stunden ununterbrochen hinter einander. Wachend ist es nie ruhig, sondern spielt fortwährend mit den Händen, der Zunge oder auch mit den Füßen.

Gesundheitspflege.

Gegen Schnupfen wird als ein stets erfolgreiches Mittel das Einziehen von Salicylsäure 0,2—0,3 Gramm in Oblaten jede zweite bis dritte Stunde und als Riechmittel eine Mischung Acid. acet. glac. 2, Acid. carbol. 2, Bals. Hoffmanni, Tinct. Moschi 1, wovon 50 Tropfen auf entfettete Baumwolle gegossen werden, die in ein weithalsiges Fläschchen gebracht ist, vom Professor in der „Berl. kl. Wochenschrift“ empfohlen. An dem Riechmittel wird anfangs alle halbe Stunden, später in größeren Abständen je 10 Minuten lang abwechselnd bald mit dem einen, bald mit dem andern Nasenloch gerochen, während die Salicylsäure fünf bis sechsmal am Tage vor den Mahlzeiten innerlich eingegeben wird. Eine Besserung des Leidens tritt meist schon in einigen Stunden ein, doch müssen beide Mittel noch drei bis vier Tage lang gebraucht werden.

Sport.

— **Fénelon, der Deutschlands Farben in dem Derby der** Steepler in Liverpool zu tragen hat, wird desselben unter seinem Bruder, Rittmeister von Heyden-Linden, zum Reiten gehen.

— **Der Traberzucht wird in Deutschland von jetzt an ein** ganz bedeutendes Interesse entgegengebracht werden. Die vereinigten Trabervereine und Klubs haben einen Wochenkalender gegründet, der die einschlägigen Daten über Einfahrungen, Fristen etc. enthalten soll. Zu gleicher Zeit ist auch ein gemeinsames Traberreglement für Deutschland erschienen.

— **Für „Merdinetto“ und „Altwasser“ wurde im Unionrennen** wie im norddeutschen Derby Reugeld erklärt.

— **Der diesjährige Bundestag deutscher Radfahrer wird** nun endgiltig im August dieses Jahres in Wien abgehalten werden, nachdem sich die dortigen Vereine endlich über die Angelegenheit geeinigt haben.

Das englische Derby der Hunde, der Waterloo Cup, konnte wegen der dort herrschenden Kälte zum festgesetzten Termine nicht abgehalten werden; das Rennen wurde um eine Woche verschoben.

Eine Wette um das Leben ging ein junger Offizier in Warschau ein. Der Lieutenant Schulowski des 40. Kolywanschen Infanterieregiments wettete mit einem seiner bürgerlichen Freunde um 1000 Rubel, daß er, Schulowski, während der Schießübungen der Artillerie auf dem Petrowskischen Felde bei Warschau das beschossene Terrain auf seinem Pferd unverletzt passieren werde. Er verlor die Wette, denn er wurde von einem Geschoß getroffen und samt dem Pferd in Stücke zerrissen. Der Erschossene war erst zwanzig Jahre alt.

Denkmäler.

— **Die Ausführung des Marschnerdenkmals für den** Meister Vaterstadt Zittau, für dessen Zustandekommen Gesangvereine und Freunde Marschners seit Jahren thätig sind, ist dem Berliner Bildhauer Hacher übertragen worden, demselben, der auch schon das Marschnerdenkmal in Hannover geschaffen. Das neue Monument soll aus einer Erzkolossalbüste des Komponisten bestehen, welche auf einem mit musikalischen Emblemen geschmückten Postament aus schwedischem Granit ruht. Büste und Embleme sollen aus Bronze gegossen werden. Für die Enthüllung ist der 16. August, der Geburtstag des Meisters, in Aussicht genommen.

Gestorben.

— Dr. Rudolf Haase, Direktor der böhmischen Hypothekenbank in Prag, der frühere Redakteur der „Bohemia“ und der „Prager Zeitung“, 77 Jahre alt, am 9. Februar, in Prag.

— Dr. Fr. W. Schütze, Oberschulrat, früherer Direktor des Seminars in Waldenburg, in pädagogischen und musikalischen Kreisen hochgeachtet, 61 Jahre alt, am 12. Februar, in Gohlis bei Leipzig.

— Wilhelm Grillo, namhafter Industrieller, Mitbesitzer der großen Zinkwalzwerke in Oberhausen und Hamborn, am 11. Februar.

— Friedrich August Böhme, königlich sächsischer Musikdirektor a. D., hervorragender Violinenvirtuos und Komponist, 80 Jahre alt, am 16. Februar, in Meißen.

— Graf L. Corti, italienischer Diplomat und Senator, bis vor kurzem Botschafter am englischen Hof, am 19. Februar, in Rom.

— Joseph Nikolaus Hurban, evangelischer Pfarrer, einer der ersten panslawistischen Agitatoren in Oesterreich-Ungarn, bekannt als Führer der slowakischen Freischaren gegen die Ungarn in den Insurrektionskämpfen der Jahre 1848 und 1849, 72 Jahre alt, am 20. Februar, in Hlboka bei Szenitz im Neutraer Komitat.

— General Perrier, Direktor des geographischen Dienstes im französischen Kriegsministerium, 54 Jahre alt, am 20. Februar, in Montpellier.

— Wolf Kurt von Schierbrand, niederländischer Generallieutenant a. D., legte während seines langjährigen Aufenthalts in Indien reiche naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlungen an, die er zum größten Teil dem Dresdener königlichen Museum schenkte, am 20. Februar, in Dresden.

— Karl Rodde, ehemaliger hanseatischer Staatsminister, 76 Jahre alt, am 22. Februar, in Homberg (Hessen-Nassau).

— Dr. G. P. Badger, hervorragender englischer Arabist, 73 Jahre alt, am 22. Februar, in London.

Neue Bücher und Schriften.

Traubitz, J., Sippurim. Sammlung jüdischer Volkssagen und Legenden. Volksausgabe. Prag, J. B. Brandeis.

Benno, C. W., Königstreu u. Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. Berlin, Gez. Ebhardt & Co.

Teltling, Eug., Formular-Sammlung für Rechtshandlungen im Verkehr mit den Behörden etc. Halle, Hch. A. Schrader.

Führer durch Bad Teplitz-Schönau u. Umgebung. Würzburg, Leo Woerl.

Gumppenberg, C. v., Prinz Immanuel's Leben. Dichtungen in oberbayr. Mundart. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Hahn, H. v., Befreiung Josefs und andre Märchen aus dem Aegyptischen. Berlin, Ernst Wasmuth.

Hausdörfer, Maj., Entstehen zwischen Deutschland u. Frankreich vom modernen Standpunkt. Leipzig, R. G. Lederlin.

Hoffmann, Dr. M., Ludwig Börne. Sein Leben und Wirken. Berlin, Max Cronbach.

Jugendliche Rundschau. II. Jahrg. Berlin, Wilh. Issleib.

Jaumann, Th., Morgenkommerz-Stadt Lübeck in ihrer Gegenwart. Elitezweige etc. Heft 2. Leipzig, G. Hedeler.

Kukschel, Dr. Joh., Der Streit um die Königsstraße u. die Weißenberger Herrschaft. Prag, A. Haase.

Kunsthistorische Bilderbogen. III. Ergzbd., 1. und 2. Lieferung. Leipzig, E. A. Seemann.

— Handausgabe. IV. Abteilung. Ebend.

Landberg, comte Carlo de, Bâsim, le forgeron et Hârûn Er-Rachîd. Texte arabe en dialecte d'Égypte et de Syrie. I.: Texte, traduction et proverbes. Leyde, E. J. Brill.

Martin, Dr. H., Wie kann unser Heerwesen bei der notwendigen Reform des Gebührenwesens beteiligt werden? Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

Meyer, Dr. A., Wiens Buchdruckergeschichte, 1482—1882. Herausgeg. von d. Buchdrucker-Verein. II. Band, 1682—1882. Wien, W. Frick.

Ornamentenschatz. 2. Auflage. Lief. 1. Stuttgart, Jul. Hoffmann.

Paasch, Carl, Op. 1: Deutschlands Thronen (Gesangsnovellen). Band I, 1 Lfrgn. u. Plakat. Berlin, Carl Paaj.

Staudinger, A., Ueber den Einfluß der Natur an der Erde auf die Bewegung materieller Punkte. Schneeberg, J. Wilisch.

Plutarch, der Neue. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Litteratur und Kunst. Herausgegeben von R. v. Gottschall. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schmidt, A., Der Fluch von Geles oder Nemesis Tod. Patriotische Tragödie. Wiesbaden, C. Merkel.

Schäfer, Dr. R., Ueber die Statistik und unsere Nationalgemäldekunst. Bd. 2. Aufl. Königsberg, W. Koch.

Schulze, Dr. Joh., Die forstwissenschaftliche Arbeit im Dienste der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft. 2. Aufl. Lief. 1. Braunschweig, C. A. Schwetschke.

Schwarzkopf, G., Lebenskünstler. Ein Sittenbild. Dresden, E. Pierson.

Stern, Dr. Ad., Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung. Lief. 7. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung.

Sternbauer-Verse, Band V.: Mark Twain, Leben auf dem Mississippi. Stuttgart, Robert Lutz.

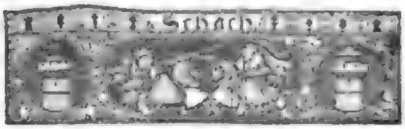
Vorträge für die gebildete Welt. Heft 1—3; Franz v. Miklosich; Jeremias auf Lauda, Emilie Gavotti. Spandau, H. Oesterwitz.

Waldburg, S., Tabellen u. Untersuch. Gedichte. Grünstadt, L. Bosshauer.

Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeschichte. 20. Aufl. Bd. I. Leipzig, W. Engelmann.

Wrangel, Graf C. G., Das Buch vom Pferde. Lief. 6-15. Stuttgart, Schickhardt & Ebner.

Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgeg. von Dr. D. Sanders. 1887 Heft 5-10. Hamburg, J. F. Richter.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Unter den Partien des vorjährigen Frankfurter Meisterturniers zeichnet sich die folgende durch Originalität und Schönheit der Schlußwendungen aus.

Partie Nro. 54.

Abgelehntes Königsgambit.

Weiß:	Schwarz:
Fritz aus Darmstadt.	Blackburne aus London.

1) E 2 — E 4 . . . . 1) E 7 — E 5.
2) F 2 — F 4 . . . . 2) L. F 8 — C 5. Dies ist die alte und wohl beste Art der Ablehnung des Königsgambits.
3) S. G 1 — F 3 . . . . . . 3) D 7 — D 6.
4) S. B 1 — C 3 . . . . . . 4) S. G 8 — F 6.
5) L. F 1 — C 4 . . . . . . 5) S. B 8 — C 6.
6) D 2 — D 3 . . . . 6) L. C 8 — G 4.
7) L. C 4 — B 5, um S. C 6 — D 4 zu verhindern.
7) S. F 6 — D 7. Wodurch wird S. C 6 entfesselt.
8) L. B 5 n. C 6 . . . . . . 8) B 7 n. C 6.
9) H 2 — H 3 . . . . 9) L. G 4 n. F 3.
10) D. D 1 n. F 3 . . . . . . 10) T. A 8 — B 8. Der Turm wird ins Spiel gebracht und die Entwicklung des feindlichen Damenläufers gehemmt.
11) S. C 3 — E 2 . . . . . . 11) E 5 n. F 4. Dieser Zug ist für Schwarz nachteilig, wie die Fortsetzung erweist.
12) D 3 — D 4. Hierdurch wird es Weiß möglich, bald zu rochiren.
12) L. C 5 — B 6.
13) L. C 1 n. F 4. Weiß gibt absichtlich einen Bauern preis.
13) L. B 6 — A 5 †.
14) C 2 — C 3 . . . . 14) T. B 8 n. B 2.
15) 0 — 0. Weiß hat zwar einen Bauer weniger, sein Spiel ist jedoch für den Angriff vorzüglich entwickelt.
15) 0 — 0. Schwarz hat keine bessere Antwort.
16) S. E 2 — G 3 . . . . . . 16) F 7 — F 6. Geschieht wohl, um unter Umständen durch T. F 8 — F 7 den schwachen Bauer G 7 decken zu können.
17) T. A 1 — E 1 . . . . . . 17) K. G 8 — H 8. Sehr gefährlich wäre T. B 2 n. A 2.
18) T. E 1 — E 3. Weiß gibt jetzt wiederum absichtlich dem Gegner Gelegenheit zur Eroberung einer Figur. Die ganze Kombination ist kühn, aber nicht korrekt . . . 18) G 7 — G 5.
19) T. F 3 — H 5. Die Partie ist jetzt zu ihrer Krisis gelangt.
19) L. A 5 — B 6. Schwarz wagt den Läufer nicht sofort zu schlagen, weil Weiß mit 20) L. F 4 n. F 4 ein wirksames Angriffsmanöver erzielt, denn alsdann muß baldmöglichst der Rückgewinn der verlorenen Figur durch T. H 5 n. A 5 verhindert werden.
20) L. F 4 n. G 5 . . . . . . 20) F 6 n. G 5.
21) T. E 3 — F 3 . . . . . . 21) T. F 8 n. F 3.
22) T. F 1 n. F 3 . . . . . . 22) S. D 7 — E 5. Schwarz verteidigt sich sehr geschickt durch diesen Gegenangriff.
23) T. F 3 — F 5. Herr Bauer, ein ausgezeichneter Wiener Schachspieler, bemerkte nach dem Schluß der Partie, daß Weiß hier durch T. F 3 — F 6 den Sieg erzwingen konnte. Auf T. D 8 — G 8 folgte dann 24) S. G 3 — F 5, S. E 5 — D 7 am besten; 25) D. H 5 — H 6, C 4 — C 5, 26) T. F 4 — E 6 und gewinnt dann durch T. E 6 — E 8 . . . . . . 23) S. E 5 — G 6.
24) T. H 5 — H 6 . . . . . . 24) T. D 8 — E 7.
25) S. G 3 — H 5 . . . . . . 25) C 6 — C 5. Durch diesen Zug verliert Schwarz die Partie.
26) T. F 5 — F 6 . . . . . . 26) C 5 n. D 4.
27) T. F 6 — E 6. Falsch wäre T. F 6 n. G 6 wegen D 4 n. C 3 † und nachfolgendem C 3 — C 2. 27) D 4 n. C 3 †.
28) K. G 1 — H 2 . . . . . .

Schwarz.



Weiß.

28) S. G 6 — H 4. Der Kampf der beiden genialen Gegner endet jetzt mit einer glänzenden Schlußkombination. Blackburne läßt die Dame entschlüpfen. Denn auf 29) T. E 6 n. E 7 würde T. B 2 n. G 2 †; 30) K. H 2 — H 1, T. G 2 — G 1 †; 31) K. H 1 — H 2, S. H 4 — F 3 mattsetzen.
29) D. H 6 — F 6 † . . . . . 29) K. H 8 — G 8. Auf T. E 7 n. F 6 würde 30) T. E 6 — E 8 † mit dem nächsten Zuge Matt erfolgen.
30) T. E 6 n. E 7 . . . . . . 30) T. B 2 n. G 2 †.
31) K. H 2 — H 1 . . . . . . 31) T. G 2 — G 1 † und Weiß bietet mit dem Turm auf den Feldern G 2 und G 1 ewiges Schach.

Auflösung der Aufgabe Nro. 446:

Weiß.	Schwarz.
1) L. A 4 — E 8	1) K. H 2 n. G 3.
2) D. F 6 — H 4 †	2) K. G 3 n. H 4 oder n. F 4.
3) S. E 3 — F 5 oder n. G 2 Matt.	
(A)	
1)	1) K. H 2 n. G 1 oder — H 1.
2) D. F 6 — B 2	2) Beliebig.
3) D. B 2 n. G 2 Matt.	



(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 56.

Ecarté.

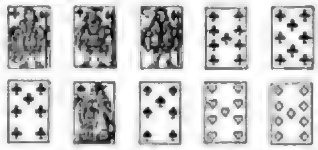
Treff-Zehn ist Atout.

Vorhand proponirt und verlangt Verzicht. Hinterhand kauft nur vier zur Dame, verweigert aber das zweite Propos, weil sie Atout-König, einmal König, Dame und noch einen König gekauft hat; sie verliert, trotzdem die höchste Karte der Vorhand eine Neun ist. Wie war das möglich?

Auflösung der Aufgabe Nro. 54:

Skat.

Mittelhand konnte mit



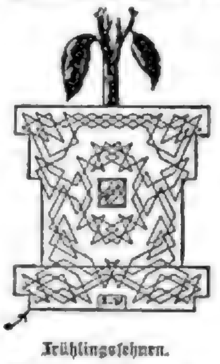
nicht reizen, sie macht aber drei Atoutstiche mit Überstechung und trumpft Coeur-Zehn des Spielers, welcher bei richtigem Gegenspiel in Atout auch noch die Atout-Zehn abgeben muß.



Verschiebrätsel.

Die folgenden sieben Worte sind so unter einander zu stellen, daß zwei der Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben: Ebbe, Einsiedler, Nerven, Palmenweihe, Makao, Entartung, Nantes.

Auflösung des Monat-Rösselsprungs der „Blumentopf" (März) Seite 451:



Frühlingssehnen.

Sehnst, liebes Frühlingsfalter,
Fliehst du nun durch Wies und Feld?
Bringst du wonnig's und Leben
In die frühlingsfrohe Welt?

Durch das junge Grün der Zweige
Schimmert hell der Sonne Strahl;
Ihrem Liebesblick entsprossen
Bunte Blumen ohne Zahl.

Sehnen treibt das junge Leben
Aus der Erde dunklem Schoß,
Sehnen nach dem Schein der Sonne
Ringt es aus der Hülle los.

Sehnend strebt die junge Blüte
Sich vom Haupt der Knospe Grün,
Um am Lichte zu erstarken
Und im Lichte zu verblühn.

Sehnend wacht die Menschenseele
Auf aus bangem Winterstraum,
Vergißt sie, schwelgt im Genusse,
Und sie gibt der Liebe Raum.

H. von Hellern.

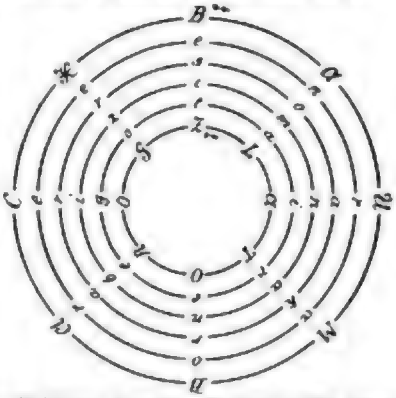
Auflösung des Rätsels Seite 451:

Au.

Aufl. der rätselhaften Inschrift Seite 451:

Herr Zoll! Ohne mir aber weh zu thun, da seh' ich Ihnen sicher ohne Anstand noch darüber; seh'n Sie da!

Auflösung des zyklischen Kreis-Silbenrätsels Seite 451:

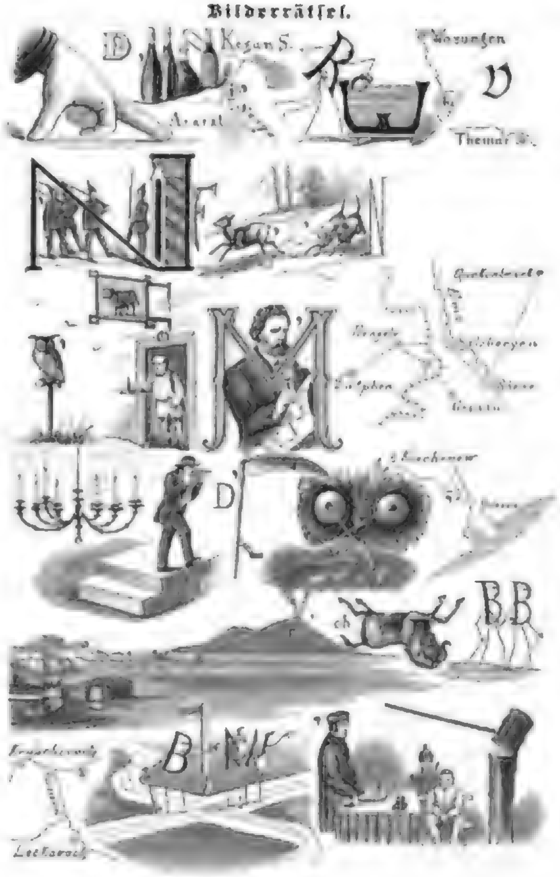


Die Buchstaben des äußersten (größten) Kreises, beim Pfeile begonnen, geben: Baumbach. Die Buchstaben des innersten (kleinsten) Kreises in derselben Folge: Zlatorog.

Rösselsprung.

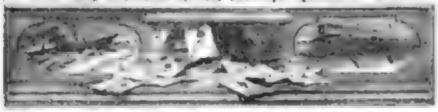
le-	hat	ret	flen	de	weil	den	lie-
za	ver-	such-	der	schö-	al-	de-	wie
le	die	det	groß	le-	und	en	wa-
ras-	er	süh-	der	an-	der	ri-	der
ge-	wir-	let	früh	hat	wie-	gen	ich
je-	und	schö-	li-	herz	ge-	sich'	ich
der	die	det	Liebe-	durch-	was-	das	zwar-
sucht	dem	gute-	er	hau-	le-	all'	ich

Bilderrätsel.



Digitized by Google

Briefmappe.



Elis R–g. in M. [illegible] Teppichfabrik [illegible] in [illegible] (Oberschlesien), die sich mit Herstellung von Teppichen in Art der alten persischen Fabrikate befaßt, werden Sie das Gewünschte zu Ihrer vollen Zufriedenheit erhalten. Durch einen Auftrag fördern Sie [illegible] einen [illegible].

Richard W. in [illegible] (Mähren). Zu oft schon verstärkt.

Der kleinen traurigen Freundin. 1) Eine [illegible] Frage in so klagendem Tone! [illegible] [illegible]

L. W. von [illegible]walde. Haben Sie einmal sehen!

G. G. in G. [illegible] das [illegible] „Die junge Mutter"? [illegible]

[illegible]herzigkeit in B. [illegible]

M. St. in St. Paul (Minn., Nord-Amerika). 1) Aufgaben [illegible]

R. Fr. in Hannover. Nicht geeignet.

J. G. Alz. in [illegible]. [illegible] (Württemberg) hat eine [illegible]

Joseph L. in [illegible]. „Die [illegible] Ausführung der [illegible]" von C. W. C. Schmidt. J. M. Gebhardts Verlag, Leipzig, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

G. K. in T. [illegible] das Wort zu [illegible].

K. J. in [illegible]. Wir hätten [illegible] zu können.

Abonnent seit 1876 in Stuttgart. [illegible] Heer und der Marine [illegible] Militärdienst [illegible].

A. L. in M. Im Jahrgang 1882 der „Deutschen Roman-Zeitung" finden Sie das [illegible]; es kostet broschirt jetzt nur noch 3 Mark.

Freunde der dramatischen Muse in der Provinz. [illegible] Eduard Blochs Theaterbuchhandlung, Berlin, [illegible] „Anleitung für Liebhaber-Bühnen, ihre Verbesserungen [illegible]", von E. [illegible]. [illegible]

Ernst B. in Lahne. Durch die photographische Kunsthandlung [illegible] in Berlin können Sie ein solches beziehen.

H. E. in Aachen. 1) [illegible]

„Des Jünglings Abschied von der Heimat" [illegible]

L. S. in London. Wenden Sie sich an die Kunsthandlung von [illegible] & [illegible] in Berlin. Der Lagerkatalog derselben erteilt Ihnen alle gewünschten Aufschlüsse.

Aug. F. in [illegible]. [illegible] H. Goetsche, geboren zu [illegible] am 16. Februar 1815, [illegible]

Hilfesuchender in Pension. [illegible]

Langjährige Abonnentin in N. [illegible]

F. in Chemnitz. 1) [illegible] von Adolf Wolf in Dresden. 2) Einzelne Nummern unserer Zeitschrift, [illegible] zu 50 Pf. [illegible]

Abonnent in Remscheid. Die [illegible] finden Sie in der [illegible] Nr. 43 unseres 28. Jahrgangs (1886).

Erica. [illegible] die Firma H. A. [illegible] in Stuttgart [illegible].

Konrad Str. in Dr. [illegible]

Richtige Lösungen [illegible]

Gesundheitspflege.

Lilly in St. Petersburg. [illegible]

Lischen vom Lande. 1) [illegible]

A. K., eine Pfälzerin. [illegible]

T. [illegible]

Maarl in Holland. [illegible]

Abonnent in St. Petersburg. Dr. [illegible] Buch vom gesunden und kranken Menschen ist in neuer Bearbeitung erschienen von Dr. Zimmermann. Ebenso ist Dr. [illegible] Handlexikon der Gesundheitslehre.

Frau Th. K. in Leipzig. Alter Abonnent in J. Ein Aufmerksamer. Ueber [illegible] Nr. 14 dieses Jahrgangs.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zu Kaisers Geburtstag

bildet das **schönste Fest- und Ehrengeschenk für jeden Deutschen** die in unserem Verlage erschienene

Kaiser Wilhelm-Biographie:



Neunzig Jahre

in

Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers

von

Oskar Meding.

Mit 47 Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von

Carl Hallberger.

VII und 156 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark, in feinstem Originaleinband 3 Mark.

Diese volkstümliche Biographie Seiner Majestät des Kaisers soll, wie der Titel sagt, eine Festgabe für das deutsche Volk zum Geburtstag des Kaisers bilden. Was der Verfasser und der Herausgeber angestrebt: in Wort und Bild ein Volksbuch im edelsten Sinne zu bieten, ist ihnen in hohem Grade gelungen. Meding verbindet die Gabe einer volkstümlichen Darstellung mit glänzender [illegible] und, wie es hier der Charakter des Stoffes fordert, von Begeisterung getragener Schilderung in schöner Harmonie. Der Preis des auch in Druck und Papier musterhaften Werkes ist so gestellt, daß diese Festgabe auch in die Hütte der Armen Eingang finden kann. Möge sie dazu beitragen, die Liebe zu einem Herrscher zu mehren, der auch auf der höchsten Stufe des Alters das Muster treuester Pflichterfüllung und [illegible] für das Wohl seines Volkes ist.

Post, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Post- und Schnelldampfer

zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Im Verlage von A. Stackmann in Leipzig erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

[illegible]

Ersparnis!!!

[illegible] Otto Pallas [illegible] Kramer, Leipzig.

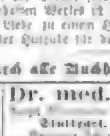
B[illegible] Harmoniums [illegible] 120 M. an. [illegible] Herophons u. Klavier-[illegible] bei **Gebrüder Wolff, Wiesbaden.** Preiscourant gratis und franko.

Dr. med. W. Schmidt,

[illegible]

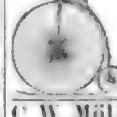
Stuttgart. Marktplatz 14.

[illegible]



[illegible] Velocipedfabrik Schladitz & Bernhardt [illegible] Dreiräder, Zweiräder [illegible] Germania-Rover [illegible]

C. W. Möller [illegible] Alexanderplatz Berlin



[illegible]

Handelskorrespondenzen

deutsch, franz., engl., span., italien., ungar.

Junge Kaufleute

[illegible] bessere dotirte Stellen hier oder im Auslande [illegible]

[illegible] Sprachlehrbücher [illegible] Handelskorrespondenzen [illegible]

Kaufmännische Blätter. [illegible]

Hauptorgan

[illegible]

Kataloge, Probenummern gratis.

Digitized by Google

E. W. in Chemnitz. [illegible] Dem [illegible] ist in keiner Weise gar nichts zu erwarten.

Junge Abonnentin in A. [illegible] in Frankfurt a. M. zu bekommen.

R. in Bukarest. Ist Schwindel.

Abonnent in Dresden. Vielleicht kommt der üble Geruch aus der Nase. [illegible]

A. S. 1) und 2) Solche Mittel gibt es nicht. 3) Uns unbekannt.

O. in London. Ob dieses Verfahren in allen derartigen Fällen hilft, läßt sich von vornherein nicht sagen. [illegible]

I. R. [illegible]

C. R., Releg.-Revisor. Dagegen läßt sich weiter nichts thun, als abwarten.

Abonnent K. 1) Wie schon in Nro. 20 erwähnt, können Kleider, Bettzeug etc. [illegible] ob nach dieser Zeit noch einmal zu desinfiziren wäre.

Ch. Kögler in Buffalo. 1) Läßt sich ohne persönliche Untersuchung nicht [illegible] Dr. Sehm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: [illegible] „Ueber Land und Meer" (SW., [illegible] 11);
Budapest: Moritz Hecht [illegible]
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Kunst für Alle" ([illegible] 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. [illegible] 3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Räthsel des Todes, [illegible] — Professor Dr. Adolf Kußmaul, von Dr. E. — [illegible] — Karl VI. von Frankreich. — [illegible] — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel. [illegible]

Illustrationen: Besuch bei der alten Wärterin, Gemälde von [illegible] — König Karl VI. von Frankreich, [illegible] — Professor Dr. Adolf Kußmaul. — [illegible] — Heinrich Friedrich Kinkler. — [illegible] — Das unsere humoristische Mappe, [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Für Oster- und Konfirmations-Geschenke vorzüglich geeignete Ebers'sche Werke.

Elifen,
ein Wandermärchen.
Poetische Erzählung von Georg Ebers.
Sechste Auflage. Preis geheftet ℳ 4. —; in feinstem Original-Einband ℳ 5. —
[illegible] Danziger Zeitung.

Eine Frage.
Idyll zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema,
erzählt von Georg Ebers.
Fünfte Auflage. Mit einem Lichtdruckbild.
Preis geheftet ℳ 3. —, fein gebunden mit Goldschnitt ℳ 5. —
[illegible] Augsburger Abendzeitung.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, — Anzeigen — Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

PATENTE aller Länder besorgen und verwerthen
J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
Inhaber: GERARD W. v. NAWROCKI
Ingenieur und Patentanwalt
Begründer des Vereins deutscher Patentanwälte
BERLIN, W. Friedrich-Str. 78.
Ecke Französische Strasse.
Aeltestes Berliner Patentbureau besteht seit 1873.

Abonnements-Preis für das Vierteljahr 5 Mk. 25 Pf. bei allen Postanstalten Deutschlands [illegible]

Unter den grossen politischen Zeitungen [illegible]

Paul Lindau's neuester Roman: „Spitzen" erscheint mit Beginn des nächsten (II.) Quartals im „Berliner Tageblatt"

„Deutsche Lesehalle" [illegible] Landwirthschaft, Gartenbau [illegible] Hauswirthschaft [illegible]

Probe-Nummern gratis und franko.

[illegible] „Berliner Tageblatt" Berlin SW.

Für die Gebildeten aller Stände!

„Tägliche Rundschau" mit täglicher Unterhaltungs-Beilage [illegible] Preis: [illegible]

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
(Glycerin und Gurke.)
UNSCHÄTZBARES MITTEL zum Verhüten der nachtheiligen Wirkung von SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT [illegible] HAUT [illegible]
WEICH, ZART UND WEISS.
[illegible]
M. BEETHAM & SOHN, [illegible] CHELTENHAM, ENGLAND.

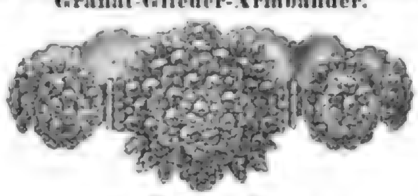
Sammlern, [illegible] Jahren [illegible]

Briefmarken-Journal [illegible]

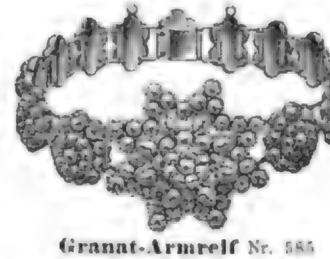
Senf's Briefmarken-Journal [illegible] nur 1 M. 50 Pf. [illegible] Probe-Nr. [illegible]

Gebrüder Senf in Leipzig. [illegible]

CARL HOLL
Gold- u. Silberwarenfabrik Stuttgart Neckarstrasse 61.
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Barsendung.
[illegible]
Echte böhmische Granatwaren.
Collier, Broschen, Nadeln, Kämme, Kreuze, Knöpfe, Ohrringe etc.
Granat-Glieder-Armbänder.



Nr. [illegible] 27 Mk.

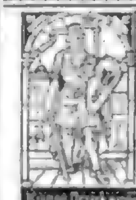


Nr. [illegible]3 20 Mark

Granat-Armreif Nr. [illegible]



[illegible] 15 Mk. [illegible] 21 Mk. Mit [illegible] Steinen 3 Mk. mehr.
Illustrirter Prachtkatalog gratis u. franko.



Glasmalerei-Imitation (Diaphanien) [illegible]
Kunst-Druckerei für Plakate, Chromos etc. Grimme & Hempel, Leipzig.

Kolossaler [illegible] für Herren [illegible]

Perlen aus dem Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz. [illegible] A. Schmitz [illegible]

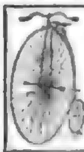
Normal-Unterkleider
[illegible] Prof. Dr. Gustav Jaeger [illegible]

	mittel	groß	[illegible]
Normal-Jacken	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Normal-Hemden	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

W. S. [illegible]

LIEBIG Company's Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug in BLAUER FARBE trägt.
J. v. Liebig

Digitized by Google



Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.

Fahrbart der „Adler"-... Coventry Mach. Co., Singer & Co., Starley Broth. etc.

III. Internationale und Jubiläums-
Kunst-Ausstellung
vom 1. Juni bis Ende Oktober 1888.

München

Deutsch-nationale
Kunstgewerbe-Ausstellung
vom 15. Mai bis Ende Oktober 1888.

Unser Kronprinz u. seine Umgebung

in San Remo nach d. Leben aufgenommen von Jean Zeolle.

Zum 91. Geburtstage unseres Kaisers erschien folgendes Kunstblatt:

Kaiser Wilhelm und sein Liebling.

Neuere Erscheinungen unseres Verlages.

* Unser Kaiser im Jnterimsrock mit Mütze ...
* Unser Kronprinz ...
* Unser Kronprinz in Kürassier-Uniform, Kniestück ...
* **Fürst Bismarck im Kreise seiner Familie**
* Hohenzollern-Blatt ...

Cassirer & Danziger, Kunstverlag. Berlin W., Friedrichstr. 55a.



Große Jubiläums-Kunstausstellung Künstlerhaus ... Wien.

G. A. H. ZEISS

Gloria-Feder



besitzt alle Vortheile der ...

Shannon Registrator Compagnie
BERLIN, W. INHABER AUG. ZEISS
FILIALEN: FRANKFURT a/M., NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.
Wenn in Handlungen nicht vorräthig liefern wir direct franco.



Shannon-Registrator

Preis Mk. 6.00 ...

Einziger Apparat, durch welchen die Korrespondenz in wenigen Sekunden ... und aufbewahrt wird.

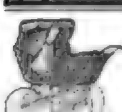
Briefe übersichtlich in Buchform gebunden und doch frei zum augenblicklichen Herausnehmen.

Illustrirte Kataloge

Vereinigte Filzfabriken, Giengen a. Brenz.

... dass wir Ihren „Shannon"-Brief-Registrator, den wir seit Beginn dieses Jahres mit 54 Apparaten bei uns eingeführt haben, **sehr praktisch finden und aufs beste weiter empfehlen können,** da er nicht nur ein rasches Registriren der einlaufenden Korrespondenz ermöglicht, sondern auch das Nachschlagen und Aufsuchen wesentlich erleichtert. (54 Apparate.)

AUG. ZEISS & Co.
BERLIN W. FRANKFURT a/M.
FILIALEN: NEW-YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.



Sächs. Patent-Kinderwagen-Fabrik
F. A. Lucas, Dresden-N.



Solide Buckskins,
Bruno Frenzel, Cottbus.

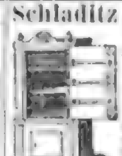
Handweberei in Hausdorf und **Mechanische Weberei Gnadenfrei.**

Spezialität: Seiden-Imitation

Wollstoff-Ersatz.

Photographie ... Costumesbilder ... Versand: ...

Schladitz & Bernhardt, Dresden,



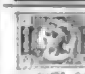
empfehlen ihre feuer- und diebessicheren
Stahlpanzer-Geldschränke

Hartmann's
Gesundheitsbinden
(Holzwollbinden für Damen)

Verbandstoff-Fabrik P. Hartmann
Heidenheim, Württemberg.

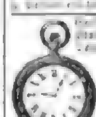
Trewendt's Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Die Sebalds.
Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jensen.

Buchhalter-Katechismus
Almanach für 1888 ...
... Abtheilung für brieflichen Unterricht „Postfach" in Wien.



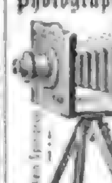
... alle verschieden. Preisl. grat. ... E. Hayn, Berlin, N. 24 Friedrichstr. 108.

Jeden Posten



... Baumann, ... Leipzig, ...

Photographische Apparate.



Touristen-Apparat

Joh. Sachs & Co., Berlin S., Ritter-Str. 55.



Bindex Englisch ...

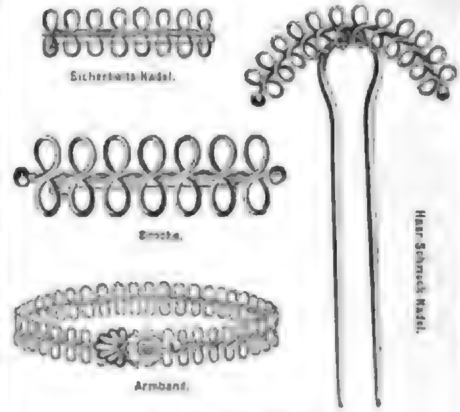
ROTHSCHILD's Taschenbuch für Kaufleute.

31. Auflage.

Verlag von G. A. Gloeckner, Leipzig.

Ueberraschende Neuheit!
D. R.-Patent Nr. 39407 und 40961.

Schmucksachen aus Doppelschleifen-Federn.



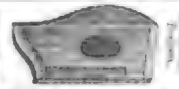
Sicherheits-Nadel. Broche. Armband. Haar-Schmuck-Nadel.

Die Garnitur, bestehend aus:
2 Armbändern, 1 Broche, 1 Haarschmuck- und 2 Sicherheits-Nadeln,

fein vernickelt	hochfein versilbert	stark vergoldet
M. 6.—	M. 10.—	M. 15.—

... Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages

Heinr. Torley in Hohenlimburg.



Zithern

Violinen, alle Streichinstrumente u. Saiten ...
Gebrüder Wolff, Kreuznach.



PRAG (Böhmen), Zeltnergasse Nr. 15.
Echter böhmischer
Granaten-Schmuck.
Preis-Courant mit den Abbildungen in natürlicher Grösse gratis und franco

Jeder Kranke
Wermuthwein.
... **Weltruf** ...
Otto Maul, Leipzig.



Cäsar und Minka,
Zahna, Provinz Sachsen.
„Racehundezüchtereien."



Angelgeräte
H. Stork, München.

Digitized by Google

Geschäftshaus für Damenmoden

Aug. Polich, Leipzig,

versendet an Private:

Seidenstoffe nur aus classischer Seide gewebt, in unverfälschter Waare und waschechter Färbung zu den billigsten Preisen

Das Eleganteste in modernen Damen-Kleiderstoffen zu den billigsten Preisen ohne jed. Aufschlag für Mode

Die grössten Neuheiten in schwarzen wollenen Kleiderstoffen von den einfachsten bis zu den elegantesten

Proben und Kataloge postfrei!



Pat. Kranken-Fahrwagen, ... Rollstühle ...

J. Schoberl, ... München.

Silos



G. Luther, ... Braunschweig.

Franz Christoph's
Fußboden-Glanzlack

geruchlos und schnell trocknend

gefärbten Fußboden-Glanzlack

Alle Flecke, früheren Anstrich ꝛc. deckt derselbe vollkommen, und:

reinen (oder farblosen) Fußboden-Glanzlack

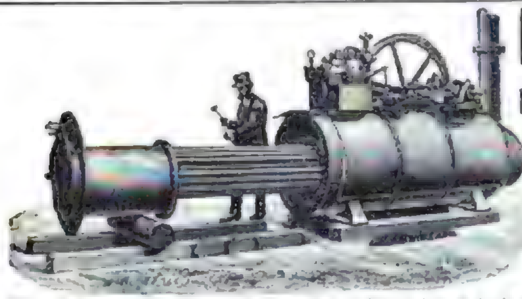
Jede gewünschte Auskunft, sowie Adresse der nächsten Niederlage auf Anfrage umgehend durch die Fabrik.

Berlin, Mittelstraße No. 11.

Franz Christoph,

Erfinder und alleiniger Fabrikant des echten Fußboden-Glanzlack.

Filiale in Prag, Carolinenthal 197.



R. WOLF

in

Magdeburg-Buckau

baut seit 1862 als Hauptspecialität: Fahrbare und stationäre

Locomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln sowie im Dampfraumgelagerten Dampfcylindern und zwar:

Hochdruck-Locomobilen mit einfacher oder mit durch den Regulator selbstthätig ...

Receiver-Compound-Locomobilen ...

stets der Sieg

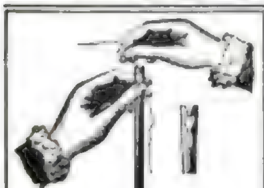
... Leistungsfähigkeit und soliden Bauart unerreicht ... gegenwärtig noch im Gebrauch.

... Landwirthschaft als in industriellen Betrieben jeder Art ...

Preislisten und feinste Referenzen stehen zur Verfügung.

Diebes sichere STAHL-KASSETTEN: C. Ade, ... Stuttgart.

Tuche, Buckskins, Paletotstoffe, ... Ernst Sieger, Leipzig ...



Die Nadelfabrik von **Ernst Kratz in Frankfurt a. M.** ...

Nähnadeln mit federndem Oehr ...

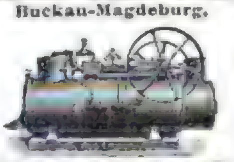
Selbst von **Schwachsehenden** und **Blinden** ...

INSTRUMENTENMACHERN

... REINIGER, GEBBERT & SCHALL, ERLANGEN ...

Garrett Smith & Co.,

Buckau-Magdeburg.



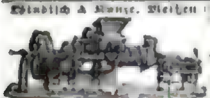
Kautschukstempel von **Märker & Thieme,** Berlin ...

Grusonwerk



Magdeburg-Buckau.

Specialität: Hartgussfabrikation, ...





... Filiale in Wien ...

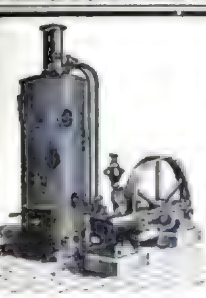


Die echte **Wenham-Lampe**

neuerdings vorzüglich vervollkommnet.



... **The Wenham Company limited.** ... Berlin SW. ...



Menck & Hambrock,

Ottensen bei Altona,

liefern ... Dampfmaschinen ...



Ehrenpreise:
Sr. Majestät des Kaisers
der Stadt Dresden
der Stadt Berlin

L. Späth Baumschule bei Rixdorf-Berlin

Gegründet 1758.

Baumschul-Areal bepflanzt 530 Morgen

Rosen-Neuheit für 1887/88:
Kronprinzessin Victoria (gelbe Bourbon-R.)

Kataloge gratis und franko.



Kemmerich's Pepton
Kemmerich's cond. Bouillon
Kemmerich's Fleisch-Extract

„Kemmerich".

SCHERING's PEPSIN-ESSENZ

nach Vorschrift von **Dr. Oscar Liebreich**, Professor der ...

Schering's Grüne Apotheke
Berlin N., Chaussee-Straße 19

Asthma, Katarrh, Bronchitis.

... J. Fries, Arzt.

... **Asthma-Cigaretten** der Firma **Kraepelin & Holm** ... speziell **Asthma-Cigaretten** von **Kraepelin & Holm** in Zeist (Holland) zu ...

In Etuis zu Mk. 1,50 und 50 Pfg. zu haben in den Apotheken.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.





ROWLANDS'

MACASSAR OIL verschafft üppigen Wuchs der Haare und schützt gegen Ausfallen derselben, wird auch in Goldfarbe verkauft für blondhaarige Kinder.

ODONTO, Perlen-Zahnpulver; macht die Zähne blendend weiss und verhindert deren Schlechtwerden. Man verlange in Apotheken und Parfumerie-Geschäften nach den Produkten von **Rowlands, 20 Hatton Garden, London**, und hüte sich vor Nachahmungen.

Geistig Zurückgebliebene



CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen ... Bestätigung und Anerkennung ...

Vom ...

Köstliche Suppe!

Schutz-Marke

W. Eppler's Wurzel-Kraftsuppe

... General-Depot: **Herm. Herold, Stuttgart.**

van HAAGEN's HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER

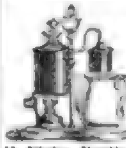
ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn **van Haagens Cacao** an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe vom Fabrik zu Detailpreisen unter Nachnahme an **Privatversandt.**

Richard C. van Haagen UTRECHT, AMSTERDAM

Welches edle Mädchenherz

... **den Himmel auf Erden** ...



Eickes selbstthätige Patent-Kaffee-Maschine.

... **H. Eicke, Berlin W.** ...

Burks Arzneiweine

Mit allen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende ...

Burks Pepsin-Wein

Burks China-Malvasier.

Burks Eisen-China-Wein.

Badische Weine
Gebr. Schlager
Prämiirt Lahr 1884 **LAHR** Prämiirt Freiburg 1881

Jahrgang	1882	1886	1885	1881
Weissweine	M.	M.	M.	M.
Kaiserstühler	40	45	40	60
Markgräfler	50	55	60	[illegible]
Ortenauer	55	65	65	95
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Rothweine				
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Preise per 100 Liter ... ab Lahr ...

Destillation und Fabrikation

... **Erwerbs-Katalog** ...
Wilh. Schiller & Co., Berlin W.



Kaiser-Blume
feinster Sekt
Gesetzlich geschützte Marke
Gebrüder Hoehl in Geisenheim.
Schaumwein-Kellerei

Krankenheiler

Jodsodaseife ... **Krankenheiler Jodschwefelseife** ... **Verstärkte Quellsalzseife** ... **gichtischer Ablagerungen** ...

Bade-Direction, Tölz.

CRÈME SIMON

beseitigt **in einer Nacht** alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen **aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe** und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36, Provence, PARIS. In allen Apothek. u. Parfum.

HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG

Parfumerie-Oriza

von **L. LEGRAND**, *PARIS, rue Saint-Honoré, 207*

ESS-ORIZA IN FESTER FORM

CONCRETE PARFUMS

Diese, nach einem neuen Verfahren, **in feste Form gebrachten Ess-Oriza** ... **Stiften** oder **Pastillen** ... **Parfum-Stifte** ...

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich

HAUT BART	TASCHENTUCH SPITZEN	HANDSCHUHE STOFFE	KÜNSTL. BLUMEN

Wäsche, und alle Papeterie-Artikel, etc., etc., zu parfümiren

... Der ausführliche Catalog der Parfums mit Preisangabe wird auf Verlangen **franco** zugesandt.

General-Depot für Deutschland: **Wolff & Schwindt, Karlsruhe.**

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

... **Unentbehrlich** für Frauen ... E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — **Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.**

Dr. R. Bock's Pectoral
(Hustenstiller)

ist nach Aussprüchen der dazu berufenen Personen: Aerzte, Sänger, Schauspieler &c.

das beste Hustenmittel.

Man lese die in No. 19 dieses Blattes erschienenen Anerkennungen und überzeuge sich, daß bei **Husten, Heiserkeit, Schnupfen, Katarrh Dr. R. Bock's Pectoral** von ausgezeichneter Wirkung ist und alle anderen Hustenmittel ersetzt.

Die Brauer-Akademie zu Worms a. Rh., ... **Dr. Schneider.**

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt ... *Dr. med. Böhm.*

Elektro-Homöopathie.

Diese neue wissenschaftliche Heilmethode ...

C. Schütze, Halle a. S., Herrmannstraße 16.



Militär-Pädagogium Dr. Killisch,
Berlin, ...

Vorbildungsanstalt für Militär & Marine ... Stuttgart. ... Hanke.

Maschinenbau Unterricht ... Anstalt.

Erziehungsanstalt zu Keilhau ...

Neue Erziehungs- u. Lehranstalt zu Meiningen ...
H. L. Henkel,

Louze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium ...
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Dr. Lahmann's Sanatorium auf Weisser Hirsch bei Dresden
(Naturheilanstalt)

Kurbedürftige erhalten gratis u. frko. d. Prospekt ...

Gemütskranke
finden jederzeit Aufnahme in der **Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt** zu **Bendorf bei Coblenz.**

Pensionäre.

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.
Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seemutiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der
Direktion der Deutschen Seemannsschule — Hamburg.

Mondamin Brown & Polson
Entöltes Maisprodukt. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speziell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** ...

Bouillon-Extracte
MAGGI
Feine Suppenmehle

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.
... **Wurzener Biscuitfabriken** vorm. **F. Krietsch in Wurzen** ...
Dresden. **Dr. L. Caro,** ...

Imperial Wine Co.
Palmerston Buildings, London E. C.
Importeure von nur besten, garant. naturreinen
spanischen u. portugiesischen Weinen.
Probekiste enth. **1 Flasche Portwein, 1 Flasche Sherry** feine Qualität
5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung
Spezialität in altem **Portwein und Sherry** für Rekonvaleszenten, von medizinischen Autoritäten empfohlen. **Probekiste,** enth. 2 ganze Flaschen **Mrk. 7.50** franko Spesen inkl. Verpackung
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages durch unsere Haupt-Niederlage
Leonard de Bruyn, Cöln.
Ausführlich. Preiscourant gratis und franko.



Zacherl'sche Brauerei, München,

Salvator-Bier.

à 12 Flaschen	24 Fl.	36 Fl.	48 Fl.
M. 9.–	M. 17.–	M. 24.50.	M. 32.–

Wiederverkäufer erhalten Rabatt.
Das **echte,** direkt aus der **Zacherl'schen Brauerei** bezogene **Salvator-Bier** ...
Vor **Imitationen** wird gewarnt.

Epilepsie (Fallsucht).
Krampfleidende erhalten ... **Rhein-Wein** ... **H. Roesch** ...

Geistig Zurückgebliebene ...

Trunksucht ...

!Bordeaux-Weine!
Ein Kaufmann — Weinbergbesitzer — ...

Sodener Mineral-Pastillen
zu haben à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.

Im In- und Auslande erprobt als das unübertrefflichste Heilmittel bei Husten und Heiserkeit, ärztlich verordnet als das wohlthätigste Medikament für Kehlkopf-, Brust- und Lungenkranke, nachhaltig wirksamstes aller Quellenprodukte bei Magenkatarrh, Hämorrhoidalleiden und Unterleibsstörungen.

*Es ist eine ärztlich bekannte Thatsache, dass die **Diphtheritispilze** in den meisten Fällen sich in dem **Rachen ansiedeln,** wenn derselbe vorher katarrhalisch erkrankt ist. Es empfiehlt sich deshalb während **Diphtheritisepidemien,** dass alle Mütter ihre Kinder dazu anhalten, auf den notwendigen Wegen zur Schule etc. eine Pastille im Munde langsam zergehen zu lassen.*

JENSENS UNFRIERBARER DORSCHLEBERTHRAN
ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.– M. 2.– und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von
HERTZ & COLLINGWOOD
... **Berlin S.** und **London,** ... Leadenhall Street E. C.

Ehrenpreise:
Sr. Majestät des Kaisers
der Stadt Dresden
der Stadt Berlin
etc.

L. Späth
Baumschule bei Rixdorf-Berlin

Gegründet 1758.

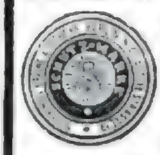
Baumschul-Areal bepflanzt 530 Morgen

Rosen-Neuheit für 1887/88:
Kronprinzessin Victoria (gelbe Bourbon-R.)

Kataloge gratis und franko.



Kemmerich's Pepton
Kemmerich's cond. Bouillon
Kemmerich's Fleisch-Extract
Ausgezeichnet durch hohen Nährgehalt und von Autoritäten empfohlen.
Zu haben in den Delicatessen-, Droguen- und Colonialwaaren-Handlungen, sowie in den Apotheken.
Man achte stets auf den Namen
„Kemmerich".



SCHERING's PEPSIN-ESSENZ

nach Vorschrift von **Dr. Oscar Liebreich**, Professor der Arzneimittellehre an der Universität zu Berlin.

Preis p. ½ Fl. 3 M., ½ Fl. 1,50.

Schering's Grüne Apotheke
Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Asthma, Katarrh, Bronchitis.

J. Prass, Arzt

... **Asthma-Cigaretten** der Firma **Kraepelin & Holm** ... **eklatanten Wirkung** ... **Asthma-Cigaretten von Kraepelin & Holm in Zeist (Holland)** ...

In Etuis zu Mk. 1,20 und 60 Pfg. zu haben in den Apotheken.

Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.





ROWLANDS'

MACASSAR OIL verschafft üppigen Wuchs der Haare und schützt gegen Ausfallen derselben, wird auch in Goldfarbe verkauft für blondhaarige Kinder.

ODONTO, Perlen-Zahnpulver: macht die Zähne blendend weiss und verhindert deren Schlechtwerden. Man verlange in Apotheken und Parfümerie-Geschäften nach den Produkten von **Rowlands**, 20 Hatton Garden, London, und hüte sich vor Nachahmungen.



CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen ... von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Vom ...

van HAAGEN's HOLLÄNDISCHES CACAOPULVER

ist **laut Attesten von Aerzten und Chemikern** das **beste, reinste und wohlschmeckendste.**

Wenn **van Haagens Cacao** an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe vom Fabrik zu Detailpreisen unter Nachnahme als **Privatversandt.**

Richard C. van Haagen
UTRECHT. AMSTERDAM

Welches edle Mädchenherz

hat den Muth, sich einem Manne anzuvertrauen, der gewillt ist, ihr

den Himmel auf Erden

zu bereiten? ... **H. D. 253** an **Rudolf Mosse**, ...

Geistig Zurückgebliebene

...



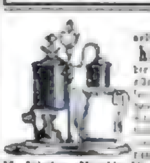
W. Eppler's Wurzel-Kraftsuppe

hergestellt aus feinsten u. nahrhaftesten ... **kräftiger, würziger Wohlgeschmack, feinste Speise, grosse Nährkraft, leicht verdaulich, sehr ausgiebig, billig**, ...

Probepostpakete ... franko gegen Einsendung ...

... **Herm. Herold, Stuttgart.**

Eickes
selbstthätige Patent-
Kaffee-Maschine



H. Eicke, Berlin W., ...

Burks Arzneiweine



In Flaschen ... Gleiche Preise in ganz Deutschland.

... Appetit erregende, allgemein kräftigende, ...

Burks Pepsin-Wein (Essenz).
Verdauungsflüssigkeit.

Burks China-Malvasier.

Burks Eisen-China-Wein.

... **Berlin:** ... **Breslau:** ...

Krankenheiler

Jodsodaseife, beste Toilettenseife zum täglichen Gebrauche; für die Herstellung und Erhaltung der Gesundheit und Schönheit des Teint, sowie für zarte, empfindliche Haut und für das Kinderzimmer unentbehrlich.



Krankenheiler Jodschwefelseife, wirksamste medizinische Seife in allen Formen von Hautkrankheiten. **Verstärkte Quellsalzseife** für veraltete, hartnäckige Leiden dieser Art; namentlich auch gegen **Frostbeulen** und als Einreibung **gichtischer Ablagerungen** ... Zu beziehen sind diese Seifen in den Apotheken, Droguen- und Mineralwasserhandlungen ... gratis und franco durch die Bade-Direction, Tölz.

CRÈME SIMON



... in einer Nacht die Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse. Ist unersetzlich gegen **aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe** und macht die Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.

J. SIMON, 36, Provence, PARIS. *In allen Apothek. u. Parfum.*

Badische Weine
Gebr. Schlager
Prämiirt Lahr 1886. **LAHR** Prämiirt Freiburg 1887

Jahrgang	1887	1886	1885	1884
Weissweine.	M.	M.	M.	M.
Kaiserstühler	40	45	60	60
Markgräfler	50	55	60	65-100
Ortenauer	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Durbacher	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
Rothweine.				
Kaiserstühler	[illegible]	[illegible]	75	100
Zeller	[illegible]	[illegible]	125	150
Affenthaler	[illegible]	[illegible]	140	[illegible]

Preise per 100 Liter unverbindlich ab Lahr.
Transportfässer von 25 Liter an.

Destillation und Fabrikation

...

Erwerbs-Katalog ... gratis u. franc.
Wilh. Schiller & Co., Berlin W.



HOCHINTERESSANTE ERFINDUNG

Parfumerie-Oriza

von **L. LEGRAND**, *PARIS, rue Saint-Honoré, 207*

ESS.-ORIZA IN FESTER FORM
CONCRETE PARFUMS

Diese, nach einem neuen Verfahren, **in feste Form gebrachten Ess.-Oriza** *besitzen eine bis heut unbekannt gewesene hohe Concentration und Feinheit — sie sind in Gestalt von* **Stiften** *oder* **Pastillen** *in kleinen, bequem bei sich zu tragenden Flacons oder Steckbüchschen der verschiedensten Art montirt. — Diese* **Parfum-Stifte** *verflüchtigen sich und können nach Abnützung leicht ersetzt werden. Sie haben den ungeheuren Vortheil, ihren Parfum auf alle mit ihnen in Berührung gebrachten Gegenstände zu übertragen, ohne dieselben zu befeuchten oder zu beschädigen.*

Ein leichtes Bestreichen genügt, um augenblicklich

HAUT BART	TASCHENTUCH SPITZEN	HANDSCHUHE STOFFE	KÜNSTL. BLUMEN

Wäsche, und alle Papeterie-Artikel, etc., etc., zu parfümiren

Zu haben in allen feinen Parfümerie-Geschäften der Welt. | *Der ausführliche Catalog der Parfums ... auf Verlangen* **franco** *zugesandt.*

General-Depot für Deutschland: **Wolff & Schwindt, Karlsruhe.**

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine ... eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. **Unentbehrlich** für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON

IN ALLEN APOTHEKEN. — **Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.**

Dr. R. Bock's Pectoral
(Hustenstiller)

ist nach Aussprüchen der dazu berufenen Personen, Aerzte, Sänger, Schauspieler ꝛc.

das beste Hustenmittel.

Man lese die in Nr. 19 dieses Blattes erschienenen Anerkennungen und überzeuge sich, daß der Husten, Heiserkeit, Schnupfen, Katarrh **Dr. R. Bock's Pectoral** von ausgezeichneter Wirkung ist und alle anderen Hustenmittel ersetzt.

Die Brauer-Akademie zu Worms a. Rh.

Die Direktion: **Dr. Schneider.**

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

Militär-Pädagogium Dr. Killisch.

Berlin, Schwabacher Allee ...

Elektro-Homöopathie.

Diese neue wissenschaftliche Heilmethode ...

C. Schütze, Halle a. S., Herrmannstraße 16.

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.

Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Mondamin Brown & Polson

... für **Kinder** und **Kranke** ... erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

MAGGI

Bouillon-Extracte

zum Würzen jedes Fleischbouillons

als Fleischbrühe

Feine Suppenmehle



Vorbildungsanstalt für Militär & Marine

Stuttgart. Dirigent: Otto Hanke.

Maschinenbau-Unterricht

Erziehungsanstalt zu Keilhau

Direktor Dr. Joh. Barop.

Neue Erziehungs- u. Lehranstalt in Meiningen

H. F. Henkel.

Leuze'sches Mineral-Bad Berg-Stuttgart.

Wintersanatorium ...

Dr. Wichmann, Dr. Wächter.

Dr. Lahmann's Sanatorium auf Weisser Hirsch bei Dresden (Naturheilanstalt)

Kurbedürftige

Gemütskranke

... in der Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt in Bendorf bei Coblenz.

Pensionäre.

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.

Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen

Dr. L. Caro.

Imperial Wine Co.

Palmerston Buildings, London E. C.

Importeure von nur besten, garant. naturreinen

spanischen u. portugiesischen Weinen.

Probekiste enth. 1 Flasche Portwein, 1 Flasche Sherry — feinste Qualität

5 Mark franko Spesen inkl. Verpackung

Spezialität in altem **Portwein und Sherry** ... Probekiste, enth. 2 ganze Flaschen **Mrk. 7.50** franko Spesen inkl. Verpackung

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages durch unsere ...

Leonard de Bruyn, Cöln.

Ausführlich Preiscourant gratis und franko.

Zacherl'sche Brauerei, München,

versendet gegen Nachnahme das allein echte

Salvator-Bier.

à 12 Flaschen	24 Fl.	36 Fl.	48 Fl.
M. 9.–	M. 17.–	M. 24.50.	M. 32.

Vor Imitationen wird gewarnt.

Epilepsie (Fallsucht).

Krampfleidende erhalten gratis Anweisung zur ... Dr. phil. Quante, ... Warendorf ...

Geistig Zurückgebliebene

Trunksucht

Rhein-Wein,

... Rheinwein, Düsseldorf.

!Bordeaux-Weine!

Sodener Mineral-Pastillen
zu haben à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.

Im In- und Auslande erprobt als das unübertrefflichste Heilmittel bei Husten und Heiserkeit, ärztlich verordnet als das wohlthätigste Medikament für Kehlkopf-, Brust- und Lungenkranke, nachhaltig wirksamstes aller Quellenprodukte bei Magenkatarrh, Hämorrhoidalleiden und Unterleibsstörungen.

*Es ist eine ärztlich bekannte Thatsache, dass die **Diphtheritispilze** in den meisten Fällen sich in dem **Rachen ansiedeln**, wenn derselbe vorher katarrhalisch erkrankt ist. Es empfiehlt sich deshalb während **Diphtheritisepidemien**, dass alle Mütter ihre Kinder dazu anhalten, auf den notwendigen Wegen zur Schule etc. eine Pastille im Munde langsam zergehen zu lassen.*

JENSENS UNFEHLBARER DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran, ganz ohne Geruch, von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1.– M. 2.– und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von

HERTZ & COLLINGWOOD

... Strasse Berlin S. und London.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Confection.



Nr. 4653. Tricottaille. Gute Qualität mit eleganter Weste von [illegible] Tricot. Vorräthig: schwarz mit schwarz u. weiss, marine mit marine und weiss, braun mit braun und weiss gestreifter Weste. M. 7.50.



Nr. [illegible]. Mantilla, kurze jugendl. Form, aus reinwollenem gestreift. Kammgarn. [illegible] vorn herunter, [illegible] und auf dem Rücken mit Mohairspitze u. Passementerie [illegible]. M. 11.25.



Nr. 3749. Anschliessendes Jaquet aus bestem Cheviot, mit Hornknöpfen und elegantem Fourageur (Fangschnur). Vorräthig: grau oder modefarbig. M. 14.25.

Nr. 3357. Dasselbe Jaquet ohne Fourageur (Fangschnur). M. 12.50.

Nr. 3740. Anschliessendes Jaquet aus gutem carrirten Cheviot, mit Hornknöpfen. Vorräthig in den Genandtönen: schwarz, marine, braun. M. 7.50.

Nr. 3743. Dasselbe Jaquet aus gutem einfarbigen Cheviot, mit Hornknöpfen. Vorräthig: schwarz, marine, braun. M. 7.—.

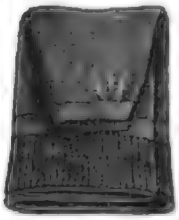
Nr. 3748. Anschliessendes Jaquet aus gestreiftem, sehr modernem Cheviot, m. Hornknöpfen. Vorräthig: mittelmode gestreift od. einfarbig schwarz gestreift. M. 9.25.



Nr. 5570. Grössere Mantillenform aus reinwollenem gestreiften Cheviot. Kragen, vorn herunter und unten herum mit feiner seidener Spitze, [illegible] seidenen Rips u. Passementerie garnirt. Schwarz [illegible] M. 30.—.



Nr. 4656. Aeusserst beliebte und kleidsame Blouse aus sehr gutem gestreiften Tricot mit Seidenband gürtel und eleganter Agraffe. Vorräthig: schwarz mit weiss, marine mit weiss, marine mit cardinal, bordeaux mit weiss gestreift. M. 9.—.



Nr. [illegible] Solider Rockstoff, [illegible] Vorräthig grau und modefarben. M. 3.25.

Unsern [illegible] reichhaltigen **Special-Catalog** über **Confection** versenden wir unberechnet u. portofrei.

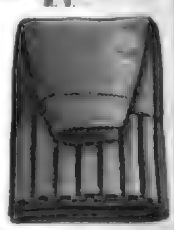
Tricot-Knaben-Anzüge.

Diese Tricotanzüge sind so praktisch und kleidsam, dass sie sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreuen.



Willi. Max. Curt. Karl.

	Für ein Alter von: 2	3–4	5–6	7–8	9–10 Jahre
Curt, marineblau mit bordeauxrother, hellblauer oder weisser Garnitur u. gestreift. Einsatz mit gelben Knöpfen	M. 4.50.	5.—.	5.50.	6.—.	6.50.
Mütze hierzu . . . M. 1.50.					
Willi, marineblau mit weiss gestreifter Blouse, einfarbige marine Hose	„ 5.60.	6.20.	6.80.	7.40.	8.—.
Mütze hierzu . . . M. 1.75.					
Max, marineblau m. bordeauxrother oder weisser Garnitur oder kaffeebraun mit Goldlitzen-Garnitur und gelben Knöpfen	„ 6.20.	6.80.	7.40.	8.—.	8.60.
Mütze hierzu . . . M. 2.50.					
Karl, marineblau mit weiss oder bordeauxroth gestreifter Garnitur	„ 7.[illegible]	[illegible]	8.55.	[illegible]	10.[illegible]
Mütze hierzu . . . M. 1.75.					
Lange, gestrickte, schmal gerippte wollene Strümpfe, zu den Anzügen passend . . . das Paar	„ 1.35.	1.55.	1.75.	1.95.	2.15.
Dieselben aus echtfarbiger Baumwolle	„ —.90.	1.05.	1.20.	1.35.	1.50.



Nr. [illegible] Eleganter Rock in [illegible] Lustre mit [illegible] Vorräthig: mittelgrau, modefarben, schwarz. M. 10.25.

Stoffproben versenden wir **unberechnet** und portofrei.



Nr. 5410. Nr. 5413.

Nr. 5410. Anschliessender Regen-Paletot aus gutem Cheviot mit Velvetkragen und Metallknöpfen, unten [illegible] Falten. Vorräthig: schwarz, marine, braun. M. 7.75.

Nr. 5413. Anschliessender Regen-Paletot aus gutem gestreiften Cheviot mit Metallknöpfen, seidenem Plüschkragen und Brustpassé. Hinten [illegible] und durch Riegel gehaltene Faltenpartie. Vorräthig: braun Grund und matten schwarz und bordeaux Streifen. M. 12.—.



Nr. 5431[?]. Nr. 5412[?]

Nr. 5431[?]. Anschliessender Regen-Paletot mit Schulterkragen aus gestreiftem Cheviot mit [illegible] und [illegible]. Kleidsame und feine Form für junge Damen. Vorräthig: braun Grund mit matten schwarz und bordeaux Streifen. M. 21.50.

Nr. 5412[?]. Regenmantel mit spitz auslaufender Pelerine und Schlangenärmeln aus bestem schweren Cheviot. Metallknöpfe mit [illegible], reiches Passementerie-[illegible] und Quasten. Bequeme und hochelegante Form! Vorräthig: heliode und hellgrau matt gestreift. M. 36.50.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH. Königl. Sächs. Hoflieferanten. LEIPZIG-PLAGWITZ.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



1888. Extrabeilage zu „Ueber Land und Meer". Deutsche Illustrirte Zeitung. № 24.

† 9. März 1888. †



Der Kaiser tot!

Der Kaiser tot! — Die Trauerfahnen wallen
Schwermüt'gen Flugs vom Schlosse zu Berlin.
Der Kaiser tot! — Die Totenglocken hallen
In dumpfem Chor durchs deutsche Reich dahin;
Von Hohenzollerns hochgetürmter Spitze
Bis zu des Kongo wildem Wogenschwall.
Durch alle Lande zuckt es gleich dem Blitze,
Rings um den Erdball tönt's wie Donnerhall.

Legt Trauer an, Ihr Fürsten und Monarchen,
Schart Euch um seinen Katafalk im Kreis,
Den letzten Gruß dem hohen Patriarchen,
Den letzten Blick dem edlen Heldengreis!
Was Er erlebt — wer hat's von Euch erfahren?
Was Er vollbracht — wo hat's ein Fürst gethan?
Und doch, ein Jüngling noch in Nestors Jahren,
Bei jeder Pflicht der Erste auf dem Plan!

Gesenkten Haupts, mit stummer Trauermiene
Stellt Euch um Euern Herrn zur Totenwacht,
Ihr, seine Helden, seine Paladine
Im Rat des Friedens wie im Sturm der Schlacht.
Wie Kaiser Karls erlauchte Tafelrunde,
Wie König Artus' stolze Massonei
Verband Er Euch zum festgeschloss'nen Bunde,
Zum edlen Wettstreit ritterlicher Treu.

Und Du, sein Heer, sein herrlich Volk in Waffen,
Das Er so oft zu Kampf und Sieg geführt,
Durch das Er uns ein Vaterland geschaffen,
Senk' auf Ihn Deine Fahnen tief gerührt!
Oft ließest Du Dein Hurra Ihm erdröhnen,
Wenn Er sich sonnt' in Deiner Waffen Glanz.
Zum letztenmal soll nun Dein Gruß Ihm tönen,
Und nun erst recht: „Heil Dir im Siegerkranz!"

Und Du, sein Volk, tritt still an seine Bahre
Und dank Ihm, wie man einem Vater dankt:
Wie liegt Er schön im silberweißen Haare,
Die bleiche Stirn vom Lorbeer voll umrankt;
Er, der sein einundneunzigjährig Leben,
Ein Landesvater wie ein Held im Streit,
Mit treuem Fleiß und nimmermüdem Streben
Nur Deiner Größe, Deinem Wohl geweiht!

Heran auch Du! nicht ferne sollst Du stehen,
Du Mann der Arbeit mit verschwielter Hand,
Wohl dankbar darfst Du Ihm ins Antlitz sehen,
Der Dir ein schön Vermächtnis zugewandt;
Die schwere Not der bösen Zeit zu mindern,
Das war die letzte Sorge, die Er trug,
Das harte Los des armen Manns zu lindern
Der letzte Ruhm, für den sein Herze schlug.

Und nun schlaf wohl in Deines Gottes Frieden,
Der Tag war lang, so süßer sei die Ruh.
Solch hohes Ziel war wenigen beschieden,
So gottgesegnet war kein Fürst wie Du.
Von Deiner Jugend sturmumwölkten Tagen
Zu Deines Abends goldner Glorienpracht
Auf Adlersflügeln hat Er Dich getragen,
Zum Wunder Dich vor aller Welt gemacht!

In Gnaden woll' Er Dich auch dort empfangen
Als seinen frommen und getreuen Knecht,
Der demutsvoll der Hoheit Weg gegangen,
Im Glauben fest, im Wandel schlecht und recht!
Reich Ihm die Palme, Königin Luise,
Und freue Dich des heimgekehrten Sohns,
Und grüße segnend aus dem Paradiese
Sein Volk, sein Haus, den Erben seines Throns!

Karl Gerok.

Digitized by Google





Die Trauerfahne weht auf dem Hause des Kaisers und thränend senken sich all die Blicke zu Boden, welche sonst freudig aufsahen nach dem historischen Gedenkfenster, hinter welchem der allverehrte Herrscher und Kriegsherr mildes Antlitz sich zeigte.

Trauerfahnen wehen auf allen Fürstenschlössern des deutschen Reichs — aber mehr als all' diese äußeren Zeichen bedeutet die große, unsichtbare schwarze Fahne, welche sich weit ausbreitet über das ganze deutsche Volk von den Vogesen bis zum Memelstrome, von der Nordsee bis zu den Alpen; — das ganze Volk hört das Rauschen dieser Geisterfahne, — alle Häupter beugen sich — alle Herzen zittern in herbem Schmerz — denn die mächtige Hand ist erstarrt, welche den Bau seiner Einheit zusammenfügte und das schneidige, siegreiche Schwert gezückt hielt gegen alle Feinde, den Frieden schützend durch die stets zum Kriege bereite Waffe.

Die Weltgeschichte steht still auf ihrem Gange zur Ewigkeit und errichtet ehrfurchtsvoll einen Markstein an der Stelle des Weges der Jahrhunderte, an welcher der erste Kaiser des neuen Reiches deutscher Nation, sein Volk segnend, sich aufschwang aus dem irdischen Staube zum ewigen Licht. Auch seine Zeit war in Unruhe, — auch seine Hoffnung war in Gott, — wie die Zeit und die Hoffnung seines Vaters, dem er glich in seinem einfach demütigen Sinn; die Unruhe seines gesegneten Lebens aber führte schon auf Erden zu herrlichem Sieg — seine Hoffnung wird sich erfüllen bei Gott, dem er vertraute sein ganzes Leben lang.

Wohl werden rings umher auf deutscher Erde Denkmäler erwachsen dem heimgegangenen Kaiser zur Ehre, die der lebende Herrscher zurückwies, der Gott allein die Ehre gab. Aber die Bildsäulen, so fest sie gefügt sein mögen, werden schneller zerbröckeln, als jener Markstein, den die Hand der Weltgeschichte aufrichtet in der Scheidestunde des kaiserlichen Helden, der des Rechts und der Ordnung waltete, der den Frieden gebot und der die ganze reiche Liebe seines großen Herzens ausströmen ließ über sein Volk.

Zu diesem Markstein werden die fernsten Geschlechter der Zukunft liebevoll und andächtig zurückblicken; denn was Gutes, Schönes und Großes auch die kommenden Jahrhunderte dem deutschen Volke bringen mögen, alles wird den Namen des großen Kaisers Wilhelm des Siegreichen in den Herzen erklingen lassen, alles wird emporwachsen aus dem Boden des großen Vaterlandes, den er mit unnahbarem Bollwerk einiger Macht umgürtete, den er befruchtete mit den Keimen des Wohlstandes, des Glaubens und der Treue, der Kraft und der Freiheit.

Auch wir, sein Volk, die wir in dem Schmerz dieser Stunde noch tiefer als im Jubel des Sieges und in der glücklichen Gewohnheit friedlicher Tage es empfinden, was unser Kaiser uns war, — auch wir halten an bei dem Marksteine der Geschichte, von welchem, durch den Trauerflor leuchtend, der Name Wilhelms des Großen über die Bahnen des Völkerlebens hinstrahlt. Wir blicken zurück auf das gewaltige Leben, das dem unerbittlichen Geiern der irdischen Vergänglichkeit verfallen ist, nachdem es weit über das gewöhnliche Maß der Natur hinaus erhalten worden. Klarer wird uns bei solchem Rückblick freilich, was wir verloren haben, und schaudernd sinken wir den kalten Hauch des Grabes, das sich öffnet, um unseres Volkes teuerstes Gut unwiederbringlich uns zu entreißen; — aber wir erkennen auch mit tröstender Zuversicht, daß ein solches Leben uns und dem deutschen Volke, dem es gehörte, dennoch nicht verloren ist, daß des heimgegangenen Kaisers Geist unsterblich fortleben wird in der Herrlichkeit des deutschen Volkes. Wir erkennen, wie die Vorsehung den verklärten Kaiser so sichtlich auserwählt, gerüstet, gestärkt und geführt hat, um den Traum der nationalen Einheit und Größe, welcher so lange des Volkes Seele sehnsuchtsvoll erfüllte, — einem unerreichbaren Märchenbilde gleich, — dennoch zu herrlicher, lebendiger Wahrheit werden zu lassen. Und was die Vorsehung durch ihn zur Vollendung geführt, das wird bestehen in alle Zeiten — so lange der deutsche Arm ein Schwert führt und deutsche Arbeit ihre Früchte trägt, wird das Volk sich des Kaiserwerkes Wilhelms des Großen freuen, so lange die deutsche Zunge klingt und deutsche Herzen schlagen, wird der Name Kaiser Wilhelms, des Treuen und Gerechten, im Segen bleiben.

Fast ein Jahrhundert liegt zwischen dem mit der Kaiserkrone und dem Reichsschwert geschmückten Sarge, um den sich das ganze deutsche Volk in gleichem Schmerze vereinigt, — und der kleinen, schmucklosen Wiege, in welcher einst der schwächliche Prinz dem Leben entgegenlächelte unter den sorgenvollen Blicken seiner königlichen Eltern. Der Prinz war nicht zur Regierung bestimmt und weder seine Eltern noch er konnten nach dem berechenbaren Lauf der Natur daran denken, daß er jemals den Thron besteigen würde. Darum erkannte er es als die Pflicht seines Lebens, vor allem sich dem militärischen Beruf zu widmen, um einst als der erste Soldat des Königreichs Preußen neben dem Thron seines Vaters und seines Bruders zu stehen und so, in bescheiden beschränkter und doch hochwichtiger Stellung mitzuwirken an der Erfüllung der Aufgabe, welche die Geschichte großer Ahnen dem erhabenen Hause der Hohenzollern gestellt hatte.

Die erkannte Pflicht erzeugte die Neigung, wie jedes edle und tapfere Herz gern und freudig das thut, was zu thun seine Schuldigkeit ist, und wohl darf man in dieser aus dem Pflichtgefühl erwachsenen Neigung des fürstlichen Knaben zu seinem Soldatenberuf eine erste Fügung der Vorsehung erkennen, die ihn zum Werkzeug so gewaltiger Thaten für das deutsche Volk ausersehen hatte.

Friedrich Wilhelm, der Kronprinz, der alle Gebiete menschlichen Wissens durchstreifte, um sich vorzubereiten für seinen Königsberuf, hatte nur eines vergessen: seine Hand zu üben, um kräftig des Schwertes Griff zu erfassen und, wenn es Not that, entscheidend einzugreifen in das Völkerleben. Schon während seiner Regierung brach die Bewegung nach Einheit der deutschen Nation mächtig hervor, — er erkannte die Bedeutung dieser Bewegung und wollte sich an ihre Spitze stellen. Aber weil er das Schwert zu ergreifen zögerte, weil er das Ideal seines edlen Geistes ohne Kampf zu erreichen strebte, verirrte sich die Bewegung seiner Zeit auf falsche Bahnen und verlief endlich erfolglos im Sande; — es blieb aus derselben nur ein noch klareres Bewußtsein der Einheitssehnsucht und ein noch festerer Glaube an deren endliche Erfüllung im Volke zurück.

Hochwichtig war es darum für die Zukunft Deutschlands, welche zu jener Zeit noch in dunkle Schleier sich hüllte, daß der Prinz Wilhelm von früher Jugend auf die ganze Kraft seines Wollens und Könnens in dem einen militärischen Beruf zusammenfaßte, daß er vorbereitet war, in waffengeübter Hand das Schwert zu führen, das doch allein im Stande war, die inneren und äußeren Kämpfe siegreich durchzuführen, ohne welche des deutschen Volkes Einheitssehnsucht nicht erfüllt werden konnte. Friedrich Wilhelm IV. wollte die Bewegung des Volkes lenken und leiten — seines vielseitigen Geistes Reichtum führte ihn auf verwirrende Abwege. König Wilhelm stand ruhig, Gottes Führung und Fügung vertrauend, auf seinem erhabenen Posten — aber mit aufmerksamem Blick verfolgte er die Bewegung des Volkslebens, — und jedesmal warf er, ohne zu schwanken und zu zögern, das siegreiche Schwert in die Wagschale der Völkerschicksale.

Der königliche Soldat, der pflichttreu und ruhig zu warten versteht und dann geübt und gerüstet schneidig zu handeln und zu schlagen weiß, that dem deutschen Volke in der großen Stunde des Entscheidungskampfes not — darum wendete die Vorsehung des jungen Prinzen ganzes Streben dem militärischen Wissen und Können zu, das Preußen groß gemacht hatte und Deutschland einig machen sollte.

Aber der königliche Soldat, in dessen Hand die große Zukunft Deutschlands gelegt werden sollte, durfte nicht in selbstbewußtem Hochmut der scharfen Waffe allein vertrauen. Sollte er die hohe, seinem gereiften Leben aufbewahrte Aufgabe erfüllen, so mußte er ein frommer, glaubenstreuer Soldat sein, stolz und mutig vor Menschenmacht und Menschentrotz, aber demütig sich beugend vor Gottes Willen.

Frommer Glaube und gottergebene Demut wachsen hervor aus der Lehre und dem Beispiel der Eltern, sie werden befestigt und wetterstark gemacht in ernster, schwerer, treu bestandener Prüfung.

Dem jungen Prinzen Wilhelm ward in reichem Maße die Lehre und das Beispiel der frommen Eltern zu teil — ihm ward die läuternde und stärkende Prüfung nicht erspart.

In seine jugendliche Seele senkte sich das Bild des treuen, stillen, ernsten Vaters und der glaubensfreudigen, für alles Hohe, Edle und Schöne so glühend begeisterten Mutter, die auch in Not und Tod hoffnungsvoll den Blick aufrichtete zu dem Quell aller Hilfe, die aus der Saat der Thränen die herrliche Ernte der Freude prophetisch emporkeimen sah.

So ist für seine ganze jugendliche Entwickelung bezeichnend das Bild, das ihn uns zeigt, wie

er zum erstenmal im Waffenschmuck der Armee dasteht vor den königlichen Eltern, salutirend und sicher in seinem Herzen das Gelübde ablegend, treu und gewissenhaft jede Pflicht seines Berufs zu erfüllen.

Die schwere Prüfung traf ihn in dem Alter, in welchem seine junge Seele noch allen Eindrücken empfänglich war, während doch sein Geist bereits in klarem Verständnis die Bedeutung der Ereignisse zu fassen und deren Ursache zu erkennen vermochte. Stolzer Uebermut, hochmütige Selbstgenügsamkeit erfüllte die damalige preußische Armee, und der junge Prinz sah, wie unter dem ersten Stoß eines vorher verachteten Feindes der Hochmut in hoffnungslose Verzagtheit sich verwandelte. Er erkannte, daß nicht eine ruhmvolle Geschichte allein ein Heer unüberwindlich macht, sondern daß der Soldat vor allem fortschreiten muß in unausgesetzter Uebung mit der Zeit, in deren Schicksal er mit bewaffneter Hand einzugreifen berufen ist, und daß nicht Stolz und Uebermut, sondern die strengste Selbstprüfung und die schärfste Selbsterkenntnis die Bedingungen des Sieges sind, für den Feldherrn wie für den einfachen Krieger.

Diese Erkenntnis blieb die Regel und Richtschnur für sein ganzes Leben. Nichts war ihm zu klein und gering in seinem erwählten Beruf, und mit gleicher Strenge hielt er auf die Erfüllung der scheinbar unbedeutendsten Pflicht, wie der höchsten, immer aus dem Kleinen heraus in das Große arbeitend, immer sorgsam Stein auf Stein fügend in dem Bau seines Lebenswerkes, das darum auch stets, unerschütterlich auf seinen Fundamenten ruhend, den Stürmen trotzte.

In jener Zeit des Unglücks wurde der junge Prinz aber auch, ohne daß er selber es ahnte, vorbereitet und entwickelt für seinen königlichen Herrscherberuf, der ihm damals noch so fern zu liegen schien.

Der junge Sprößling aus dem Geschlecht des großen Kurfürsten und des großen Friedrich dachte tief und ernst nach über die Ursachen des schweren Schlages, der seines Vaters Haupt beugte und seiner Mutter das Herz brach, — in den Ursachen des Falles suchte er die Mittel zur Wiederaufrichtung zu finden. Er forschte, um seinen Geist mit rechtem Licht zu erleuchten, in den Werken seines großen königlichen Ahnen, der ebenso tief und



Prinz Wilhelm, 9 Jahre alt 1806.

fein zu denken, als schneidig zu handeln verstand, und der am größten war, wenn er unter den Schlägen des Schicksals, die ihn zu zermalmen schienen, mit siegreicher Hand dem Unglück gebot. Als er mit seinen königlichen Eltern in der alten Residenz Königsberg in stiller Zurückgezogenheit lebte, den Schiffbrüchigen gleich auf dem Felsen, den die drohenden Fluten umbranden, — da vertiefte er sich in die Werke Friedrichs des Großen, um daraus den Geist in sich aufzunehmen, der Preußen groß gemacht. Und wunderbar fügte sich damals gerade der Soldatenberuf mit dem Berufe des Königs zusammen.

Das Unglück hatte erkennen lassen, daß in den Kämpfen der neuen Zeit der Sieg nur da mit Sicherheit errungen werden könne, wo das Heer, aus dem Volke hervorwachsend, unerschöpfliche Kraft aus dem Boden des Vaterlandes in sich aufzunehmen vermag, und wo der freie Mann in freiem Gehorsam die Waffen ergreift.



Das Schloß in Königsberg

Diese Ueberzeugung, welche damals in der Befreiung des Bauernstandes und der Gründung der Landwehr ihren ersten Ausdruck durch den König Friedrich Wilhelm III. fand, bildete von jener Zeit an für das ganze Leben des jungen Prinzen die Richtschnur.

So wurde die Lehre des Unglücks eine Quelle des Segens für Preußen und Deutschland, denn sie legte in den Geist des Prinzen Wilhelm die beiden höchsten und wichtigsten Prinzipien, die das deutsche Volk einig und groß gemacht haben, nämlich:

Erstens: die innige und organische Einigkeit zwischen der Armee und dem Volke, — so daß beide, von demselben Blute durchströmt, ein Ganzes bilden, und daß, wenn es gilt, die Sicherheit und die Ehre des Vaterlandes zu wahren, auf den Ruf des Kriegsherrn in der That und in Wahrheit das Volk in Waffen sich gegen den Feind erhebt.

Zweitens: die freie Bewegung des Volkes in seiner Arbeit auf allen Gebieten des Lebens in gleichem Recht für alle Stände, — so daß die Waffenpflicht zu einem stolzen und heiligen Recht des freien Mannes wird, daß die Waffenbrüderschaft die Höchsten und Niedrigsten, die Reichsten und Aermsten mit unauflöslichem Bande umschlingt.

Aus diesen Prinzipien ist die gewaltige, siegreiche Waffenmacht des geeinten Deutschlands hervorgegangen, welche Europa anstaunt und fürchtet, in diesen Prinzipien erhob sich der pflichttreue, das Kleine durchdringende und das Große umfassende Soldat zum allezeit siegreichen, mächtig gestaltenden, segensvoll waltenden König und Kaiser.

Schöner und einfacher zugleich kann der Gedanke der führenden Vorsehung, der uns aus dem Leben des unvergeßlichen Heldenkaisers entgegentritt, nicht ausgedrückt werden, als in dem Doppelbilde, in welchem er selbst nach seiner eigenen Angabe zwei große Wendepunkte seines Lebens hat darstellen lassen. Die eine Seite dieses Bildes zeigt den jungen Prinzen, wie er in den Tagen des tiefsten Unglücks an einem Fenster des alten Königsschlosses zu Königsberg steht, — in der Hand hält er einen Band der Werke seines Ahnherrn Friedrichs des Großen; unter ihm im Schloßhofe exerzieren die ersten Abteilungen der in neuem Geiste mühsam aus den Trümmern der Vergangenheit gebildeten Armee, welche bei Leipzig und Waterloo die Schmach des Vaterlandes rächen sollte. Auf dem Nebenbilde sieht man genau an demselben Fenster den König im Krönungsornat, wie er herabblickt auf die zum Festzuge vereinten Fahnen der von ihm zur vollendeten Entwickelung gebrachten Armee, an deren Spitze er bald in weltgeschichtlichen Entscheidungsschlachten dem europäischen Völkerleben neue Bahnen weisen sollte.

So gebildet, gerüstet und gestählt in harter Schule in einem Alter, das sonst nur des Lebens Lust und Freude kennt, trat der Prinz Wilhelm, nachdem die neu erweckte und befreite Volkskraft den preußischen Staat wieder aufgerichtet hatte, seinen nächsten Beruf an, welcher, wie es damals noch schien, sein ganzes Leben ausschließlich ausfüllen sollte. Bald freilich trat die Wahrscheinlichkeit näher und näher, daß er einst berufen sein werde, den Thron zu besteigen; aber dennoch wich er von der einmal erfaßten Aufgabe nicht ab und beschränkte seine unermüdliche Arbeit darauf, die von ihm klar erkannten Grundsätze, so weit es ihm möglich war, in die Armee einzuführen. Gerade die Regierungszeit seines Bruders überzeugte ihn mehr und mehr, daß die damals immer sichtbarer hervortretenden Aufgaben der preußischen Krone nur dann erfüllt werden könnten, wenn die von ihm erkannten Prinzipien in der Armee und im Volke zur Wahrheit geworden sein würden, und je schmerzlicher er die Ohnmacht Preußens zum entscheidenden Eingreifen erkannte, um so eifriger rüstete er sich, das Schwert zu schmieden, das er zu führen die Kraft und den Mut fühlte. Streng übte der Prinz dabei die erste Pflicht des Soldaten, den Gehorsam und die bewußte freie Selbstbeschränkung, alles, was er vielleicht besser machen zu können glaubte, nur in still verborgener Arbeit vorbereitend, ohne jemals aus seiner Stellung als erster Unterthan seines Königs herauszutreten.

Sein ausschließlich militärischer Beruf, dessen für die Zukunft vorsorgende Arbeit nur wenige wahrnahmen und begriffen, führte sogar dahin, ihn dem Volke zu entfremden, das in der irregeleiteten Bewegung des Jahres 1848 in der Armee nur eine gegen die Freiheit gerichtete Waffe zu erblicken glaubte. Wenn auch schmerzlich bewegt, trug der Prinz von Preußen doch diese Verkennung, ohne dem Unmut und der Erbitterung in seiner Seele Eingang zu gewähren. Er wußte wohl, daß nur die Verirrung und Verblendung einer tief erregten Zeit das Gefühl des Volkes irre leitete. Ruhig und fest verfolgte er seinen graden Weg weiter, und bald fand auch das Volk



Königin Luise

sich wieder zu ihm, — es erkannte, daß er, der starke Wächter der Ordnung und des Rechts, doch in seinem Herzen den Segen der Freiheit im Gesetz empfand und mit klarem, unbefangenem Geist der neuen Zeit entgegentrat. Der hochherzige König Friedrich Wilhelm IV. hatte eine heute noch geltende und darum bewährte Verfassung an der Stelle des patriarchalischen Absolutismus, durch den Preußen unter edlen und reich begabten Fürsten groß geworden war, zur Grundlage des öffentlichen Lebens gemacht. Es war natürlich, daß, wie bei allen großen geschichtlichen Wendungen



Der König teilt der Königin am Heiligabend 1863 den Kronprinzen (Garde du Corps), Prinz Wilhelm (Husar) und Prinz Friedrich Carl (Dragoner) in den ihnen zu Weihnachten bestimmten Uniformen vor.

und Uebergängen, die alte Gewohnheit mit dem neuen Recht und dem Geist der neuen Zeit in Widerspruch trat. Der Prinz, der zunächst am Throne stand und mit vorurteilslosem Blick in das Volksleben hereinsah, erkannte dies Mißverhältnis und die daraus entstehende Mißstimmung, und es erwuchs ihm aus dieser Erkenntnis die neue große Aufgabe, dereinst, wenn er zur Herrschaft berufen werden sollte, die neuen Grundsätze des verfassungsmäßigen Staatslebens zur vollen Wahrheit zu machen.

Schneller, als es menschliche Berechnung voraussehen ließ, wurde der Prinz zur Herrschaft berufen durch die plötzlich ausbrechende und unheilbare Krankheit seines königlichen Bruders. Nachdem der Prinz von Preußen zuerst die Stellvertretung geführt, übernahm er am 7. Oktober 1858 die selbständige Regentschaft. Er berief Männer in seinen Rat, welche nach den Kundgebungen der öffentlichen Meinung das Vertrauen des Volkes besaßen, und sprach offen in einfachen, schlichten Worten die Grundsätze aus, welche für seine Regierung maßgebend sein sollten und maßgebend geblieben sind.

Er wollte mit Ernst, in achtungsvoller Pietät, die bessernde Hand an die erkannten Mißstände legen und das Verfassungsleben des preußischen Staates zu einer nicht zu bezweifelnden und nicht zu deutelnden Wahrheit machen. Er wollte die Politik Preußens von fremden, außerdeutschen Einflüssen, welche sich bisher oft drückend und lähmend geltend gemacht hatten, befreien und die Kraft Preußens ganz der großen Aufgabe nationaler Einigung zuwenden. Um dies zu können, um das als recht und notwendig Erkannte und Gewollte mit kräftigem Nachdruck durchführen zu können, wollte er nach eigenem, auf lange Erfahrung gegründetem



und in stiller, sorgsamer Arbeit aufgebautem Plan das Heer zu der vollen Entwickelung der Wehrkraft des Volkes erheben, er wollte, entsprechend der aus seiner Jugendzeit in ihm fester und fester gewurzelten Ueberzeugung, das freie Volk in der That und in der Wahrheit zu einem Volk in Waffen machen, das sein gebietendes und entscheidendes Wort im Rat Europas zu sprechen vermöchte.

Die ersten Sätze in dem Regierungsprogramm des Regenten fanden ringsum jubelnde Anerkennung sowohl in Preußen als in dem übrigen Deutschland, wo sich alsbald wieder mächtiger der Einheitsdrang und die Einheitshoffnung regte, — der letzte Satz wurde zunächst überhört und rief dann, als der Regent mit fester, offener Entschiedenheit seine Ausführung begann, Verkennung, Mißtrauen und Widerstand hervor. Man war in weiten Schichten des Volkes noch zu sehr befangen in der alten Anschauung, welche in der Armee ein Zwangsmittel gegen die freie Bewegung erblickte oder erblicken wollte, und man kargte in kleinlicher Weise mit den Mitteln, welche für die neue Organisation gefordert werden mußten, die heute der Gegenstand der Bewunderung und Achtung der Freunde, der Furcht und des Neides der Feinde ist.

Immer heftiger und erbitterter wurde der Widerstand, in den sich auch finstere, aller Ordnung feindliche Elemente mischten, so daß der hochherzige Regent sein Haupt von trüben Wolken überschattet sah, als er am 2. Januar 1861 vom Sterbebett seines schwergeprüften königlichen Bruders hinweg als König den preußischen Thron bestieg.

Aber der Schmerz über die Verkennung seiner edlen und großen Absichten konnte ihn nicht beugen, ihn nicht von seinem pflichtmäßigen Werke abstehen lassen. Unbeirrt hatte er mit sicherer,

Digitized by Google



1797 = 1888.

Digitized by Google

kundiger Hand, kräftig und hingebend unterstützt von dem unvergeßlichen Kriegsminister von Roon, seinen Heeresplan ins Leben gerufen und der Vollendung entgegengeführt, als er am 18. Oktober 1861 im alten Dom zu Königsberg die Krone auf sein Haupt setzte, welche in dem neugestalteten Königreich Preußen eine neue Bedeutung erhalten hatte und darum einer neuen Weihe bedurfte. Als er in dem großen und ernsten Augenblick, den er selbst im Bilde hat festhalten lassen, von dem Fenster des Schlosses auf die Fahnen des neugebildeten Heeres herabsah, da mochte wohl in die Freude über das vollendete Werk, in welchem die Ueberzeugungen seiner hart geprüften Jugendzeit lebendig geworden waren, auch bittere Wehmut über die Verkennung seines Strebens, über den Widerstand gegen seine Arbeit sich mischen. Aber er hatte ja schon einmal gesehen, wie Verkennung und Mißtrauen verschwunden waren vor dem ruhigen Vorgehen auf dem geraden Wege im Lichte der Wahrheit, — und er vertraute in frommem Glauben der Vorsehung, daß sie auch diesmal die verblendeten Augen öffnen und sein Volk wieder zu ihm führen werde.

*

Groß und ernst war die Aufgabe, an welche der König Wilhelm herantrat, als er die Krone von seinem Bruder überkam. Ueberall regte es sich in unruhiger Gährung. Der deutsche Geist begann mächtiger als jemals vorher nach der Einigung der nationalen Kräfte zu drängen und auch in den deutschen Elbherzogtümern erhob sich stärker und stärker die Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem großen Gesamtvaterland unter dem wachsenden Druck des dänischen Uebermuts. Die Einheitsströmungen in Deutschland nahmen freilich bedenkliche Gestaltungen an, welche die schärfste Aufmerksamkeit des Königs in Anspruch nahmen. Es regten sich zahlreiche Elemente, welche die alte Uebermacht Oesterreichs, ja sogar ein österreichisches Kaisertum in Deutschland wieder aufrichten wollten. Ebenso wurde die nationale Bewegung in den Elbherzogtümern immer mehr Gegenstand der eifersüchtigen Aufmerksamkeit der europäischen



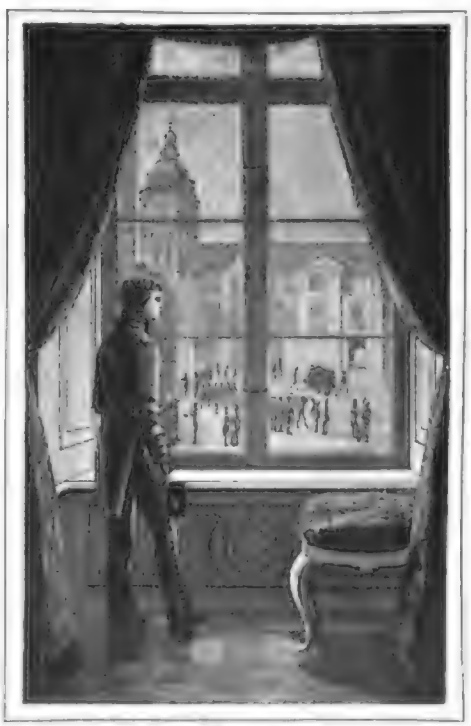
Der König übergibt dem Prinzen Wilhelm die ihm eingehändigten ersten Epauletten, unter gleichzeitiger Ernennung zum Regiments-Chef. Breslau, 7. Oktober 1913.

Mächte, welche auf jede Weise bedacht waren, eine Vergrößerung Deutschlands durch die Wiedereinverleibung der beiden altangestammten Landesteile für alle Zukunft durch politische Kombinationen unmöglich zu machen. Es zeichnete sich so damals schon dem Könige in den großen Hauptzügen seine Regierungsaufgabe vor, wenn auch Niemand ahnen konnte und ahnte, bis zu welcher Ausdehnung dieselbe anwachsen und in welcher Großartigkeit sie werde gelöst werden.

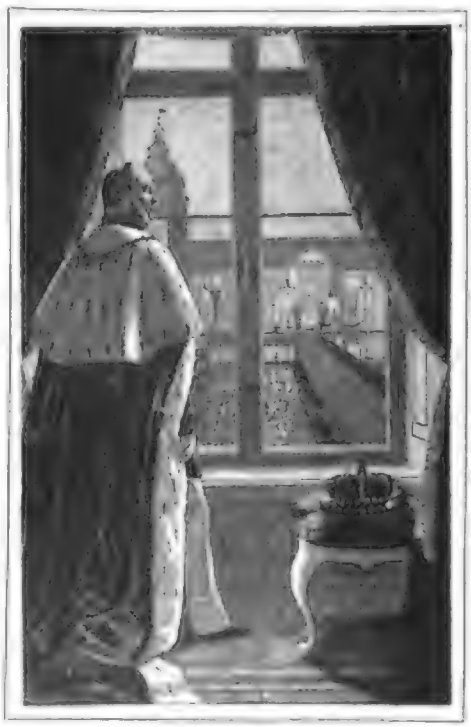
Der König erkannte klar die ihm aus den Verhältnissen der Zeit erwachsende Aufgabe und würdigte den ganzen Ernst und die ganze Schwere derselben. Denn er hatte es ja einst erlebt und bitter mitempfunden, wie Preußen einen kühnen Anlauf genommen, um aus der Gährung der Zeitbewegung heraus das deutsche Volk zu festgegliederter Einigung heraufzuführen, — wie aber damals vor fremder, hochmütiger Einmischung sich der König Friedrich Wilhelm IV. hatte zurückziehen müssen, weil das schneidige Schwert einer kampfbereiten Armee nicht in seiner Hand lag. Der Prinz von Preußen hatte bis in die Tiefe seines preußischen und deutschen Herzens hinein die schmachvolle Demütigung gefühlt, als Preußen den Rückzug von Olmütz antreten mußte vor dem stolzen Machtgebot des Kaisers Nikolaus. Er hatte sich der Notwendigkeit beugen müssen, welche dem Grafen Brandenburg das Herz brach, — aber er hatte auch mit klarem Blick erkannt, daß diese bittere Notwendigkeit bedingt war durch die Unzulänglichkeit der preußischen Waffenmacht. Diese Erkenntnis hatte den Prinzen noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß die zeitgemäße Umgestaltung und innere Kräftigung der preußischen Armee, welche er als erster Soldat seines Bruders zu seinem Lebensziel gemacht, auch als König der Gegenstand seiner ersten und eifrigsten Arbeit bleiben müsse, um die großen nationalen Aufgaben erfüllen zu können, welche die Zeit ihm selbst noch deutlicher und klarer als seinem Bruder vorzeichnete.

Unbeirrt schritt er darum mit der Reorganisation der Armee vor, welche er in eigener persönlicher Arbeit vorbereitet hatte. Wohl betrübte es ihn tief, daß die politische Kurzsichtigkeit seinem Werke in der eigenen Volksvertretung Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten entgegenstellte, daß man ihm die Mittel zur Herstellung einer den Gegnern gewachsenen Waffenmacht verweigern wollte, und daß die Minister, denen er, der Stimme der öffentlichen Meinung folgend, sein Vertrauen geschenkt hatte, nicht im Stande waren, den parlamentarischen Kampf um die militärische Lebensbedingung des preußischen Staates siegreich durchzukämpfen.

Im vollen Bewußtsein seiner königlichen Verantwortlichkeit schritt er über alle Hindernisse dahin, im Bewußtsein seiner Pflicht und seines Rechts vollendete er seine Schöpfung, deren großartige Bedeutung damals nur wenige in ihrem vollen Umfange begriffen. Mit sicherem Herrscherblick fand er auch die Werkzeuge, welche seinen königlichen Willen mutig und treu durchzuführen vermochten, unbekümmert um alle Anfeindungen der kurzsichtigen Menge: der General von Roon schuf nach des Königs leitendem Gedanken das neue Heer auf den alten Grundlagen und in dem alten Geiste der wirklichen, eigentlichen Volkswehr; der Ministerpräsident von Bismarck, welcher die hohe Schule der



Nürnberg 1909.



Königsberg 1861.

Diplomatie in Frankfurt am Main, Petersburg und Paris durchgemacht und im Wechselspiel der politischen Kämpfe und Intriguen das



Marie Luise Augusta Katharina Prinzessin von Preußen

feste altpreußische Soldatenherz sich bewahrt hatte, das ihn befähigte, den Sinn seines königlichen Herrn so ganz zu verstehen und zur That werden zu lassen, ebnete die Wege einer festen und doch vorsichtigen Politik, welche, ihres Zieles klar bewußt, der Entscheidung durch die Waffen nicht auszuweichen entschlossen war.

Diese beiden Männer waren die ersten Gehilfen des Königs Wilhelm in seiner Regierungsarbeit, und was auch beide später noch gethan, was namentlich der große Reichskanzler Gewaltiges vollbracht hat, — jene erste Arbeit an der Seite ihres Königs war doch der Ausgangspunkt zu allem Herrlichen, was das deutsche Volk seinem Kaiser dankt — und darum darf die Geschichte jener ersten That der beiden Getreuen ihres Herrn niemals vergessen, welche in selbstverleugnender Hingebung der großen Zukunft, deren wir uns heute erfreuen, die Bahn brachen unter dem Haß und den lauten Verwünschungen des größten Teils ihrer damaligen Zeitgenossen, die später, durch den Erfolg belehrt, ihre eifrigsten Bewunderer wurden.

Kaum stand das Werk der neuen Wehrverfassung fertig da — wenn auch immer noch vom preußischen Volk in seiner parlamentarischen Vertretung verkannt und in seiner Berechtigung bestritten, so zögerte der König nicht, in seiner ruhigen, geraden Festigkeit die Demütigung von Olmütz zu sühnen und dem Ziel seiner Regentenarbeit entgegenzuschreiten, wenn er auch selbst wohl sich dieses Ziel kaum so hoch stecken mochte, wie dies die Hand der Weltgeschichte, damals noch verborgen, that, und wenn er auch kaum daran denken mochte, daß ihm selbst vorbehalten sein könne, in einem Jahrzehnt alle sehnsüchtigen Wünsche des deutschen Volkes zu erfüllen, und, auf ruhmreichen Schlachtfeldern die Kaiserkrone zu erringen.

Der König erfaßte seine Aufgaben ohne Uebereilung, ohne sanguinische Hoffnung, aber mit ruhigem, unbeugsamem Willen; er hielt das neu geschärfte und gehärtete Schwert der preußischen Wehrkraft in seiner Feldherrnhand, und er trug in seinem Herzen den demütigen und doch freudigzuversichtlichen Glauben an Gottes Walten und Führen zum Heil seines preußischen Volkes und des ganzen Deutschlands.

Er stellte seine Vorschläge zur Belebung und Kräftigung des deutschen Bundes als festes Wahrzeichen inmitten der unklaren Bewegung jener Zeit auf, und das neugerüstete preußische Heer stand auf der Wacht unter diesem Wahrzeichen, daß es nicht wieder niedergerissen werden konnte von fremder Willkür.

Zugleich trat er fest und entschlossen ein für das Recht der deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein, welche durch den Tod des Königs von Dänemark frei geworden waren von der Unterthanenpflicht gegen den Herrscher eines fremden Volkes und ihre selbständige Zugehörigkeit zum großen deutschen Vaterlande forderten. Wohl erregte dies kühne und stolze Auftreten zuerst



Friedrich Wilhelm Ludwig Prinz von Preußen

den giftigen Hohn des Auslandes, — Niemand kannte und ahnte noch die Schärfe und die Wucht der neuen Waffe, welche der König sich in aller Stille geschmiedet hatte, und das kleine Dänemark trotzte der Forderung des deutschen Rechtes im Vertrauen auf den Schutz der hochmütigen Nachbarn in Ost und West. Auch in Deutschland selbst war der Widerstand mächtig gegen des Königs nationale Politik. Die Partei, welche damals in Wien die Regierung führte und welche der Kaiser Franz Joseph als die Vertretung der Ueberzeugungen des ganzen österreichischen Volkes ansehen mußte, erstrebte eine Entwickelung der deutschen Bundesverfassung zu einer österreichischen Hegemonie, welcher nur die äußere Form der alten habsburgischen Kaiserhoheit fehlte und welche Preußen zu einer Stellung zweiten Ranges herabdrücken sollte. Der König stellte diesen Bestrebungen, die auf dem Fürstentage zu Frankfurt am Main im August des Jahres 1863 ihren feierlichen und bestimmt formulirten Ausdruck fanden, zunächst nur seine passive Zurückhaltung entgegen. Er zögerte, die von seinem hochverehrten Vater überkommene Waffenbrüderschaft mit Oesterreich zu brechen und den ihm persönlich durch Freundschaft und Verwandtschaft nahestehenden Kaiser als Gegner zu betrachten. Aber schwer



Das Arbeitszimmer des Königs von Preußen im Palais zu Berlin.

wog schon seine Zurückhaltung allein; erfolglos verlief die Zusammenkunft der sämtlichen deutschen Fürsten, und diese Erfolglosigkeit bewies am deutlichsten, daß der eine, welcher in der Versammlung fehlte, die übrigen alle aufwog und daß man es nicht mehr mit dem alten Preußen zu thun hatte. Die Gegner besannen sich; noch einmal gelang es, die alte deutsche Waffenbrüderschaft über die Verbitterung neidischer Rivalität zu erheben; unter den gewaltigen Schlägen der österreichischen und preußischen Macht brach der dänische Trotz zusammen, — die deutschen Herzogthümer wurden frei, und seit Jahrhunderten zum erstenmal mußten die fremden Mächte knirschend sich vor dem deutschen Recht beugen. Aber noch wollte die damals in Wien herrschende Partei Preußen nicht als ebenbürtig anerkennen und ihm die Frucht des Sieges nicht gönnen. Jene Zeit trauriger Mißverständnisse und Verirrungen möge heute vergessen sein mit der Erbitterung, welche die Erregung des Kampfes erzeugte — auf dem Schlachtfelde von Königgrätz erkämpfte der König für Preußen das so lange bestrittene Recht der deutschen Feldherrenschaft. Die norddeutsche Wehrkraft gliederte sich der so herrlich bewährten Schöpfung des Königs an und folgte der Führung des Herrschers, der zugleich der erste Soldat seines Heeres war, und auch die süddeutschen Staaten schlossen sich durch feste Bündnisse der norddeutschen Macht an für den Fall eines fremden Eingriffs in das Recht und den Frieden des großen Vaterlandes.



Der König übergibt dem Kronprinzen zu Pferd in Gegenwart des ersten Korps I. Klasse

Vergessen mag und darf um so mehr alles sein, was jenen großen Kampf verbitterte, da dennoch, wenn auch in anderer, neuer Form, die alte Tradition aus ruhmreicher Vergangenheit wieder auflebte und zum Heile beider Monarchien von Habsburg und Hohenzollern als Wächter des europäischen Friedens wiederum verband. Dem edlen Sinn und dem hellen, klaren Blick des Königs Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph dankt die Welt und danken besonders die ihrem Scepter untergebenen Völker, daß die beiden durch die Geschichte und durch deutsche Blutsverwandtschaft verbundenen Mächte zu Schutz und Trutz vereinigt Hand in Hand nebeneinander stehen, — den Frieden behütend und den Feinden trotz aller Lockungen und Drohungen in treuem Bündniß scheue Achtung gebietend.

Der König mußte damals, um sein großes nationales Werk für alle Zukunft zu sichern und innerlich zu kräftigen, seiner Regentenpflicht die milden menschlichen Regungen seines Herzens unterordnen, indem er, der politischen Nothwendigkeit gehorchend, die Länder verwandter Fürsten, welche ihm in der Stunde der Gefahr feindlich entgegengetreten waren, der preußischen Monarchie einverleibte. Auch in den bisher selbständigen Volksstämmen regte sich mannigfache Unzufriedenheit — aber des Königs ritterliche Würdigung der Gefühle, welche die Gegner der neuen Ordnung bewegten, gewannen ihm immer mehr und mehr die Herzen auch seiner neuen Unterthanen, und wo die Verbitterungen und Verstimmungen heute noch vereinzelt nachklingen, da liegt die Schuld nicht an dem edlen, großherzigen Könige, der alle berechtigten Eigenthümlichkeiten achtete und schonte.

Der König aber, ebenso wie sein großer Diener, der Graf von Bismarck, erkannte klar, daß das große Werk der nationalen Einigung zwar um einen großen, entscheidenden Schritt gefördert — aber noch weit von seiner Vollendung entfernt sei. Er mochte es auch damals nicht für möglich halten, daß diese Vollendung früher als nach Menschenaltern erreicht werden könne, denn bisher hatten ja Umgestaltungen so gewaltiger Natur im historischen Völkerleben sich stets nur im Lauf von Jahrhunderten vollzogen. Aber der König arbeitete, wenn er auch für sich und seine Zeit kaum noch mehr zu erringen hoffte, in ruhiger, fester Pflichttreue an dem großen Werke fort, still und stetig die Kräfte der nationalen Gliederung übend und zu gemeinsamem Wirken verbindend. Er erkannte, daß Frankreich und das napoleonische Kaiserreich der bitterste und gefährlichste Feind der einigen Macht Deutschlands sei, weil die europäische Ueberlegenheit, welche Frankreich seit Jahrhunderten beanspruchte und welche für das Kaiserreich eine Lebensbedingung bildete, keinen Bestand mehr haben konnte, sobald das deutsche Volk mit seiner geistigen, moralischen und militärischen



König Wilhelm 1870.



Der König und sein Kanzler.

Digitized by Google

Macht die ihm gebührende Stellung behauptete. Er sah, daß Frankreich unausgesetzt thätig war, um den Bau der deutschen Einheit in seinen Grundlagen wieder zu untergraben. Der König bereitete, unterstützt von seinem großen Kanzler, alles vor, um Preußen und Deutschland tüchtig zu machen zu dem letzten Entscheidungskampfe, dessen unvermeidliche Notwendigkeit er voraussah. Und wieder standen ihm große Männer als treue Gehilfen thätig zur Seite.

Der Bildner des preußischen Heeres, der Kriegsminister von Roon, entwickelte die auf dem Schlachtfelde von Königgrätz so glänzend bewährte Wehrverfassung immer weiter, so daß in jedem Augenblick das Schwert bereit war, sich gegen die Feinde Deutschlands zu richten, mochte nun der nicht gefürchtete, aber in vorsichtiger Sorge als unvermeidlich erkannte Angriff früher oder später erfolgen.

Der Schlachtendenker und Schlachtenlenker Moltke bereitete in stiller, verborgener Arbeit den Feldzugsplan gegen den lauernden Feind vor, und während die Welt ahnungslos in tiefem Frieden zu leben glaubte, waren bereits die Wege vorgezeichnet, auf denen einst das deutsche Heer zu seinen Siegen vorgehen sollte.

Der große Meister der Staatskunst, Graf Bismarck endlich, der Mann mit dem weiten, weltumfassenden Geist, der deutschen und der altpreußischen Treue, lenkte in seinen starken und feinfühligen Händen die Fäden der europäischen Politik so, daß der drohende Feind Deutschlands endlich allein gegenüberstehen mußte der einigen moralischen und militärischen Kraft des deutschen Volkes, die man so lange verachtet hatte, weil die Herrscherhand nicht gefunden war, die sie zusammenfaßte und führte, wie es einst Karl der Große und Barbarossa gethan.

Jedes einzelne dieser Werke der Paladine des Königs war eine Großthat, wie sie in solcher Ruhe und Sicherheit selten nur in der Geschichte gethan wurde, und eine jede dieser bewundernswürdigen Thaten war von dem Herrschergeiste des Helden seines Volkes durchdrungen, von seinem Willen geleitet, von seinem freudigen Glauben getragen.

Schneller als die Welt und der König selbst es erwartete, brach der Tag der Entscheidung an.



Der Sedan 2. September 1870, Nachmittags 2 Uhr. Ueberreichung der Kapitulation.

In ungeduldig tollkühnem Uebermut brach das kaiserliche Frankreich hervor. Die ganze Welt erbebte und erwartete ein langes Ringen, in dem vielleicht die kaum erstandene nationale Macht schwer erschüttert werden würde.

Aber blendend und überwältigend zeigte sich die ungeheure und ungeahnte Wirkung der stillen Thätigkeit des Königs und seiner Gehilfen.

Alle Hoffnungen Frankreichs auf Beistand bei den europäischen Mächten, auf Sympathien bei den früher überwundenen und mit der neuen Ordnung noch nicht ausgesöhnten Parteien in Deutschland zerfielen in nichts. Graf Bismarck enthüllte vor der ganzen Welt die verborgenen Wege der doppelzüngigen Politik des kaiserlichen Frankreichs, welche bald durch lockende Werbungen, bald durch Drohungen ihre eigennützigen Ziele hatte erreichen wollen. An allen Höfen fand Frankreich kühle Zurückhaltung oder bestimmte Mißbilligung seiner hochmütigen Herausforderung, und in ganz Deutschland — auch da, wo die preußische Herrschaft oder Führung noch Widerwillen und Widerstand gefunden, flammte die helle nationale Begeisterung auf, denn jeder erkannte deutlich, daß die gegen Preußen gerichtete Herausforderung der deutschen Ehre, Macht und Größe galt.

Der Organismus des Heeres, den der Kriegsminister von Roon im Stillen gebildet, entwickelt und geübt hatte, bestand die Probe ebenso bewundernswürdig wie die politische Vorbereitung des Grafen Bismarck.

Und als nun das herrliche deutsche Heer, wie aus der Erde emporgewachsen, in seine Schlachtordnungen gerückt war, da zeigte sich zu neuem Staunen der Welt die Frucht der stillen Arbeit des großen, schweigsamen Strategen, den der König an seine Seite gestellt hatte. Die Wege waren vorgezeichnet, auf denen der König seine Streiter gegen den Feind führte, und wie die Richtigkeit der Berechnungen des Astronomen sich bewährt, wenn die Konstellation der Gestirne genau zur bestimmten Zeit eintritt, so bewiesen die Schlag auf Schlag den kaum zur Besinnung gekommenen Feind niederwerfenden Siege, daß der Feldherrngeist des großen Generals von Moltke alles erwogen und vorbedacht, nichts übersehen hatte.

Noch niemals vorher hatte die Weltgeschichte ein Beispiel von einer solchen alles umfassenden, alles in tiefster Verborgenheit vorbereitenden Regentenarbeit gesehen, und jene Zeit wird noch den Herrschern in fernen Tagen der Zukunft ein einzig dastehendes Beispiel und Vorbild bieten.

Digitized by Google

Wohl mußte der König während der schweren Zeit des tobenden Kampfes immerfort die Bewegung seiner Heere überwachen, und oft neue und unerwartete Ereignisse von Neuem berechnen, wohl entflammte sein Beispiel, mit dem er in allen Soldatentugenden leuchtend voranging, den Heldenmut der Krieger zu immer neuen Anstrengungen, — aber doch blieb die stille Herrscherarbeit der vorangegangenen Jahre immer die Quelle aller großen Erfolge, immer das Bewunderungswürdigste an den gewaltigen Thaten jener gewaltigen Zeit. Denn wie heldenmütig auch die deutschen Krieger kämpften — ihre Aufopferung wäre erfolglos geblieben ohne die vorbereitende Berechnung, welche das Maß und die Entwickelung der Kräfte feststellte und regelte. Auch die französischen Truppen waren mutig und tapfer und mußten doch ihr Blut unnütz vergießen, weil sie in thörichter Planlosigkeit geopfert wurden.

Gewiß steht Wilhelm der Siegreiche unerreichbar hoch da als Feldherr, — aber größer noch war er dennoch als Herrscher, denn ohne die vorbereitende Regentenarbeit hätte der Feldherr die Mittel nicht gefunden, mit denen er so sicher zu schlagen vermochte.

Ganz besonders bemerkenswert traten gerade während jener Tage, welche auf Jahrhunderte hinaus die europäische Welt umgestalteten, die wesentlichsten und bewundernswürdigsten Eigenschaften des unvergeßlichen Helden des deutschen Volkes hervor.

Zunächst die Bescheidenheit und Demut, in welcher er sich selbst nur als ein von der Vorsehung erwähltes Werkzeug ansieht, alle Ehre Gott gibt und alles Verdienst seiner Getreuen anerkennend hervorhebt, während er niemals von dem eigenen spricht. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung," sagt der siegreiche Held, als der französische Kaiser, dessen Wort noch vor kurzem die Welt furchtsam lauschte, ihm seinen Degen zu Füßen legt.

Seiner drei großen Gehilfen gedenkt er am Abende des herrlichsten Sieges, — Graf Roon hat das Schwert geschärft, — Graf Moltke hat es geführt, — Fürst Bismarck hat die siegreichen Kriege vorbereitet durch seine Leitung der Politik, — das erkennt der König hoch an, — aber er sagt kein Wort davon, daß er die Schärfung des Schwertes ersonnen, — daß unter seinen Augen das Schwert geführt und daß in seinem Sinn und Geist die Politik geleitet und zu den von ihm bestimmten Zielen geführt wurde. Und als er den beiden Prinzen seines Hauses das neu von ihm gestiftete Großkreuz des Ordens pour le mérite verliehen, da legt er später erst bei dem Siegesfeste ganz still dies höchste Ehrenzeichen an und erklärt dabei, daß er dasselbe nur betrachte als einen Ausdruck der Anerkennung für seine Armee und es nur an den Gedenktagen des Ruhmes der Armee tragen werde.

Und doch hatte bei dieser demütigen Bescheidenheit wohl selten ein Herrscher so viel unmittelbar persönlichen Anteil an den Erfolgen seiner Regierung, an den Siegen seiner Feldzüge!

Zweitens zeigt sich in jener großen Zeit so recht sichtbar, wie der Kaiser Wilhelm, durchdrungen von der Pflicht und dem Recht seiner von der Vorsehung ihm gegebenen Stellung, sich bewußt war, von Gottes Gnaden zum Herrn und zugleich zum ersten Diener seines Staates und seines Volkes berufen zu sein. Denn wie hoch er auch die Verdienste seiner Gehilfen anerkannte, wie groß an Geist, Kraft und Willen die Paladine seiner Regierung auch dastanden, — immer bleibt er allein der Herr, immer behält er allein die Entscheidung in allen großen und kleinen Dingen sich vor, nach seinem Willen — und vor allem: nach seinem Gewissen.

Nicht minder bewies er die hohe Bedeutung der monarchischen Pflicht dadurch, daß er selbst, trotz seines Alters, mit allen Prinzen seines Hauses die Anstrengungen und Entbehrungen der Armee bis zu Ende teilte. Sein Sohn und sein Neffe standen voran unter den Führern des deutschen Heeres und erwarben sich als eine herrliche Belohnung den Feldmarschallstab, welcher bisher den preußischen Prinzen nicht verliehen worden war.

Es ist daher auch aus der Regierung des Kaisers Wilhelm das monarchische Prinzip für Preußen und Deutschland wunderbar neugekräftigt hervorgegangen. Während in Frankreich jede feste Autorität für immer verloren gegangen scheint, während in dem konstitutionellen England die Revolution ihr Haupt kühner und kühner erhebt, während im autokratischen Rußland die nihilistische Verschwörung aller Verfolgung spottet, während in Italien das Königtum fast nur noch von der Nachsicht der Radikalen geduldet scheint — steht in Deutschland, wo eine Zeit lang vorher die demokratische Bewegung so hoch ging und auch gegen des Königs Wilhelm erste Regierungsperiode sich drohend erhob, das monarchische Prinzip im Reich wie in den Einzelstaaten fester und mächtiger als jemals da. Und was für den Kaiser Wilhelm galt, wird auf lange Zeit dem kaiserlichen Deutschland gesichert bleiben. Denn des ersten großen Kaisers Nachfolger im Reich und in der Krone Preußen sind ein Sohn, der schon als Kronprinz bewies, daß auch er von dem Geiste seines Vaters erfüllt ist, und ein Enkel, der nicht minder treu eintreten wird für die Größe, das Recht und die geordnete Freiheit seines Volkes. Ebenso aber ist es auch in den einzelnen Königreichen und Fürstentümern Deutschlands. Die regierenden Geschlechter sind in einer langen Geschichtsperiode aus den deutschen Stämmen hervorgewachsen, sie sind Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blut und haben Freud und Leid mit ihnen geteilt, wie das kaum in einem andern Lande der Welt der Fall ist. Dennoch aber war eine Zeit lang zwischen den Fürsten und den Unterthanen Entfremdung, zuweilen sogar Verstimmung und Verbitterung eingetreten. Je mehr der Drang nach nationaler Einheit, Macht und Größe im ganzen deutschen Volke mächtig wurde, um so mehr erschienen auch die inneren Landesprovinzen als Scheidewände zwischen den Söhnen des gemeinsamen Vaterlandes. — Nun aber hat das deutsche Volk in dem großen Kampfe um seine nationale Wiedergeburt die Fürsten aus seinen alten Stammesgeschlechtern um seinen heldenmütigen obersten Heerführer geschart gesehen, sie haben selbst dem neuen Kaiser des alten, wiedererstandenen Reiches deutscher Nation die auf den nationalen Schlachtfeldern erstrittene Krone entgegengetragen, und alle Sehnsuchtsträume der Einheit, Größe und Macht des deutschen Volkes sind herrlich über alles Erwarten erfüllt worden. Die Einzelstaaten mit ihren angestammten Fürstenhäusern erscheinen heute als Bollwerke altgewohnter und historisch berechtigter Stammeseigentümlichkeiten und Besonderheiten, in deren Mannigfaltigkeit gerade die geistige und moralische Kraft der deutschen Nation ihre Wurzel und Nahrung findet. Die Einzelstaaten und ihre Dynastien werden gerade darum den deutschen Stammesgruppen um so lieber, je mehr zuweilen eine über das Ziel hinausschießende unitarische Bewegung nivellirend über alle historischen Traditionen hinweg schreiten möchte. Und auch in dieser Richtung hat der Kaiser Wilhelm ein weises Verständnis der geschichtlichen Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart bewiesen, aus welcher allein das dauernd gesicherte Glück der Zukunft hervorwachsen kann. Kaiser Wilhelm erkannte klar, daß das deutsche Kaisertum um so sicherer, machtvoller und glänzender dasteht, je mehr es gestützt ist auf die Pfeiler historisch begründeter Autoritäten, je mehr es seine immer frische Kraft zieht aus der freien und eigenartigen Lebensbewegung des Volkes.



König Wilhelm und Napoleon nach der Kapitulation von Sedan im Schlosse Bellevue.

Darum hat er der willens- und thatkräftigen Monarchie auf dem Boden des vaterländischen, verfassungsmäßigen Rechts eine neue, lebensvolle Spannkraft gegeben, wie man sie vor ein paar Jahrzehnten kaum für möglich hätte halten mögen, darum umgibt seinen kaiserlichen Thron die Liebe des ganzen Volkes, darum stützen die einzelnen Fürsten und Stämme willig und freudig die einheitliche Macht.

Nachdem die Vorsehung so den Helden des deutschen Volkes erwählt und gerüstet hatte, um zu vollbringen, was das Volk seit Jahrhunderten wie einen unerfüllbaren Traum ersehnte, was die Ottonen und Hohenstaufen nicht zu erringen vermochten, blieb ihm, der in so vorgerücktem Alter erst seine Regierung antrat, noch vorbehalten, zum Heil des Volkes eine lange Reihe von Jahren das von ihm geschaffene Reich zu entwickeln und innerlich auszubauen.

Digitized by Google

Es galt, das Leben einzuführen in die neuen Wege, die das Schwert geöffnet hatte, die aber noch nicht geebnet und gangbar gemacht waren für den täglichen Verkehr, und abermals bewährte der Kaiser bei diesem Friedenswerk seinen ruhig prüfenden, langsam vorbereitenden und sicher entscheidenden Herrschergeist. Zunächst dehnte er die in so herrlichen Siegen bewährte Wehrverfassung unter der freudigen Mithilfe der Fürsten und Volksstämme über das ganze Reich aus, um die neue Schöpfung durch die eigene Wehrkraft des ganzen Volkes gegen jeden Angriff der Zukunft zu sichern, — denn was das deutsche Volk aus eigener Kraft, gegen die Mißgunst der ganzen Welt errungen, das muß es ebenso auch aus eigener Kraft zu verteidigen und zu erhalten gerüstet sein. — Seit lange schon ist diese Aufgabe glänzend gelöst, und selbst die Feinde und grollenden Neider kommen zu den großen Waffenübungen der deutschen Heere. — Sie kommen mit dem Wunsch und der Hoffnung, zu lernen, wie man die gefürchteten Sieger von Königgrätz und Sedan schlagen könne, — und sie gehen mit der bitter empfundenen Ueberzeugung, daß solche Wünsche und Hoffnungen sich niemals werden erfüllen können, so lange die Wehrkraft des deutschen Volkes im Geist seines Heldenkaisers gepflegt, geübt und geleitet wird.



Familiengratulation am Geburtstag des Kaisers und Königs. 1878.

Schwerer schon war die Einigung der Rechtspflege für das ganze deutsche Reich, weil hier der Einheit festgewurzelte, mit dem Volksleben in seiner mannigfachen Eigenart verwachsene Gewohnheiten entgegenstanden, und weil das deutsche Volk seit undenklichen Zeiten besonders zäh an seinen mannigfach verschiedenen Rechtsbräuchen und Formen gehangen hat.

Dennoch vollbrachte der Kaiser, unterstützt von seinem großen Kanzler und dessen Räten, auch dieses schwierige Werk, und unter der eifrigen Mitarbeit der Vertreter des Volkes im Reichstage wurde eine einheitliche Justizverfassung für das ganze Reich geschaffen, so daß nun gleiches Recht für alle gilt, so weit die deutsche Zunge klingt.

Weit vorwärts hat der Kaiser die so lange ersehnte Verkehrseinheit geführt, deren Mangel das Volk zur Zeit des alten deutschen Bundes am drückendsten empfand. Der Postverkehr ist einheitlich organisirt und steht als ein Muster für alle Kulturvölker diesseits und jenseits des Weltmeers da, und auch das hochwichtige Eisenbahnwesen ist, zunächst in Preußen, in die Hand des Staates genommen, um von diesem mächtig bestimmenden Mittelpunkte aus den Schienenverkehr in ganz Deutschland nach gleichen Grundsätzen zu regeln. Alle Zollschranken innerhalb des Reiches sind gefallen, und frei von allen Hemmungen bewegt sich Handel und Wandel durch alle deutschen Stämme, den Wohlstand des Volkes zu immer neuer Blüte erhebend.

Am liebevollsten und eifrigsten aber wendete sich die Regentensorge des Kaisers in wahrhaft landesväterlichem und christlichem Sinn denjenigen seiner Unterthanen zu, welche mit ihrer Hände Arbeit die Notdurft des Lebens erringen müssen, ohne durch festen Besitz gegen die Wechselfälle des Schicksals geschützt zu sein. Trotz der politischen Freiheit und Rechtsgleichheit, welche Verfassung und Gesetz dem Stande der Arbeiter gewährten, war derselbe doch fast zu gleicher Abhängigkeit herabgedrückt durch die überlegene Macht des großen Kapitals, wie es einst mit dem dritten Stande der Fall war den Vorrechten des alten Feudaladels gegenüber.

Der Kaiser erkannte den Notstand, der zur Erbitterung und endlich zu revolutionärer Auflehnung führen mußte, wie er dazu in den Nachbarländern schon geführt hat; er täuschte sich nicht über die Schwierigkeit der Abhilfe, welche tief in die wichtigsten Lebensverhältnisse des ganzen Volkes eingreifen mußte, und darum nicht plötzlich, sondern nur mit äußerst vorsichtiger Hand angebahnt werden konnte. Dennoch aber erfaßte er auch diese Aufgabe mit der mutigen Pflichttreue seiner Natur, und wenn auch ihre endgiltige Lösung erst die Entwickelung auf einander folgender Generationen bringen kann, so sind doch große und sichere Grundlagen geschaffen worden, auf denen jene Entwickelung segensreich weiter geführt und vor verwirrenden Einflüssen geschützt werden kann. Die Vertreter der Arbeiter nehmen ihren Platz ein in der Mitte der gesetzgebenden Körperschaften, und wenn sie auch noch manche Forderungen stellen, die mit den bestehenden Rechten nicht vereinbar sind und über die Bedürfnisse des allgemein empfundenen Notstandes hinauszugehen scheinen, so hat doch die Arbeiterpartei selbst die Apostel der wilden Anarchie ausgeschieden, und wenn irgendwo, so hat in Deutschland die Hoffnung ihre feste Begründung, daß es gelingen werde, auf legalem Wege die berechtigten Interessen der Arbeiter mit den wohlbegründeten Rechten der besitzenden Klassen zum Segen beider zu versöhnen.

Alles aber, was der Kaiser Wilhelm Großes und Segensreiches für das innere Leben des deutschen Volkes geschaffen oder angebahnt hat, konnte nur erreicht werden unter dem Schutze des Friedens, den er mit starker Hand wahrte und hütete.

Offen und frei hat er allen Mächten Europas die Hand zum Frieden geboten, ebenso entschieden aber auch die Grenze gezeigt, über welche hinaus Deutschland keine Drohung und keine Provokation dulden werde. Immer fester und inniger hat er das Bündnis mit dem stammverwandten Oesterreich geschlossen, so daß die beiden europäischen Mittelmächte für jede unruhig ehrgeizige Bewegung in Europa ein unüberwindliches Gegengewicht bildeten. In treuer Achtung vor der alten traditionellen Freundschaft und Waffenbrüderschaft mit Rußland hat er dennoch deutlich seinen Willen kundgegeben, daß er niemals eine Beunruhigung Europas dulden werde, wenn etwa das Zarenreich in ehrgeiziger Aufwallung für seine inneren Gärungen Ableitung in äußeren kriegerischen Erfolgen suchen sollte. Nach dem Tode des Kaisers Alexander II., des treuen und bewährten Freundes des deutschen Volkes und seines Herrschers, zeigten sich in Rußland bedenkliche und den Frieden gefährdende Strömungen. — Es war schon lange in einem nicht unbedeutenden Teile des russischen Volkes die Ansicht verbreitet, daß Rußland seine historische Mission in Osteuropa nur zu erfüllen vermöchte, wenn es die slavische nationale Volkskraft von allen Einschränkungen befreien würde, welche die Rücksicht auf die Tradition des Herrscherhauses verursachte. Man erblickte in diesen Kreisen des russischen Volkes in Deutschland den gefährlichsten Feind einer slavisch-nationalen Entwickelung der russischen Macht und sah auch in Oesterreich einen Feind der russischen Bestrebungen, den ganzen Osten Europas mit seiner Macht zu umspannen. Man suchte daher die Aufgabe der Zukunft russischer Politik in der Herstellung eines festen Bündnisses mit Frankreich, das mit den russischen Interessen wenig Kreuzungspunkte hat und von allen europäischen Mächten am leichtesten die ausschließliche Herrschaft Rußlands im Orient sich gefallen lassen kann. In Frankreich fanden solche russische Stimmen freudige Beachtung und jubelnde Erwiderung.

Der Revanchekrieg wäre vielleicht längst begonnen worden, wenn man nicht in Europa vollkommen isolirt gewesen wäre. Die Aussicht, welche eine slavische Partei in Rußland auf eine bisher vergebens gesuchte Allianz bot, regte alle Rachegedanken und Hoffnungen in Frankreich wieder an und die französische Regierung that nichts, um die immer lauter sich gegen Deutschland erhebende Stimme zum Schweigen zu bringen, ja sie traf sogar militärische Maßregeln, welche bewiesen, daß sie die Forderungen jener Stimmen für erfüllbar hielt. Die slavische und deutschfeindliche Partei in Rußland hatte den Glauben verbreitet, daß der Kaiser Alexander III. schon als Thronfolger ihre Ideen geteilt habe und dieselben als Kaiser zur Ausführung bringen werde. In der That gewann es auch in der ersten Zeit nach dem Regierungsantritt des jungen Kaisers den Anschein, als ob er mit den bisher bestandenen Regierungsgrundsätzen und Traditionen brechen oder wenigstens dieselben nicht mehr mit der Festigkeit und Entschiedenheit aufrecht erhalten werde, wie dies sein Vater gethan hat. Obwohl der Kaiser Alexander III. seinem kaiserlichen Großoheim, der ihn mit wärmster Herzlichkeit auf dem Thron begrüßt hatte, in Danzig seinen Besuch machte, und äußerlich ganz die alten verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser zum Ausdruck brachte, so hatte dieses Entgegenkommen doch keine volle Beruhigung der Besorgnisse zur Folge, denn die

russische Politik zeigte sich den beiden anderen Kaisermächten gegenüber verschlossen und zurückhaltend, und es fanden sogar Truppenbewegungen an der russischen Westgrenze statt, welche Aufmerksamkeit und Bedenken erregen mußten und auch zu einer Verstärkung der militärischen Verteidigungskräfte Deutschlands an der Weichsel Veranlassung gaben. Unser Kaiser aber wurde nicht müde, für den Frieden zu arbeiten; er hielt mit klarem politischem Blick und treuer Pietät an der Tradition seines Vaters fest. Auch nach der Ueberwältigung des ersten französischen Kaiserreichs hatte das Bündnis zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland in der Form der heiligen Allianz den europäischen Frieden sicher erhalten und geschützt, und erst als es Napoleon III. gelungen war, die heilige Allianz zu lockern, begann jene Aera fortwährender Unruhen und Kriege, welche erst durch die Niederwerfung des zweiten Kaiserreichs und durch die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches ihren Abschluß fand.

Des Kaisers großer Kanzler führte durch seine feine und zugleich immer offene, alle Zweideutigkeiten verschmähende Diplomatie die weisen Ideen seines Herrn in gewohnter und bewährter Genialität aus, und so gelang es auch, dem Kaiser Alexander III. das Vertrauen einzuflößen, daß er in Deutschland und seinem Kaiser allezeit den aufrichtigsten Freund finden werde und daß Rußlands innere, von anarchischen Bewegungen bedrohte Sicherheit sowie seine europäische Machtstellung in dem festen Anschluß an Deutschland und Oesterreich eine dauerndere und unerschütterlichere Grundlage gewinnen müsse als in einer unruhigen, die europäische Rechtsordnung gefährdenden und bedrohenden Politik. Der Kaiser Wilhelm hatte die hohe Freude, die Verständigung der Dreikaisermächte über die wesentlich maßgebenden Grundsätze einer gemeinsamen Politik durch eine persönliche Zusammenkunft der von ihren ersten politischen Ratgebern begleiteten Monarchen besiegelt zu sehen. Diese Zusammenkunft fand in dem Schloß des Kaisers von Rußland zu Skiernievice bei Warschau im Herbste des Jahres 1884 statt und bildete ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung, auf welches sich die Blicke der ganzen Welt, teils in dankbarer Freude, teils in bitterer unmutiger Enttäuschung wendeten.

Es war ein schönes Symbol, daß die drei Kaiser in Skiernievice nach altem Brauch wechselseitig die Uniformen ihrer Armeen trugen und sich einander ihre an die alte Waffenbrüderschaft erinnernden russischen Regimenter verführten — ein Symbol dafür, daß sie auch in allen ernsten Fragen der europäischen Politik in geschlossener Waffenbrüderschaft zu einander stehen wollten, um ihr wuchtiges Schwert jederzeit in die Wagschale des Friedens zu werfen.

Die Folgen dieses großen welthistorischen Ereignisses zeigten sich bald, und wenn in dem letzten Jahrzehnt der Friede Europas trotz so vieler Erschütterungen erhalten wurde, so gebührt der Dank dafür, wie es die Geschichte immer deutlicher zeigen



Die Kaiserproklamation in Versailles.

wird, je mehr die Schleier vor den diplomatischen Geheimnissen der Kabinette fallen, vor allem, ja ausschließlich dem Kaiser Wilhelm und seinem großen Kanzler.

In derselben Zeit begründete der Kaiser eine Schöpfung, welche in ihrer weiteren, noch kaum zu übersehenden, aber mit gewisser Zuversicht vorherzusagenden Entwickelung dem deutschen Volke reichen Segen für die kommenden Jahrhunderte bringen wird und zugleich Zeugnis ablegt für das hohe Ansehen, welches das waffenstarke deutsche Reich weit über die Grenzen Europas hinaus errungen hat. Von deutschen Unterthanen waren Besitzungen an der Westküste von Afrika erworben. England, das sich bisher der unumschränkten Herrschaft der Meere hochmütig gewiß glaubte, legte der deutschen Erwerbung Hindernisse entgegen. Da ließ des Kaisers Kanzler sein mächtiges Wort über die Erdkugel hin erschallen, daß jene deutschen Besitzungen unter dem Schutz des Reichs stünden, und trotz des englischen Grollens waren mit diesem einen Worte die deutschen Kolonien in dem fernen Weltteil gegründet und gesichert. Immer weitere Erwerbungen schlossen sich an, und schon weht die deutsche Flagge über weiten, reichen Gebieten in entlegenen Zonen. Auch damit ist eine große welthistorische That vollbracht — es ist Raum geschaffen für die freie deutsche Arbeit in allen Weltteilen zum Vorteil und Nutzen des Vaterlandes.

Lange schon wurde es von allen einsichtigen Patrioten schmerzlich beklagt, daß die deutsche Auswanderung eine große Menge von nützlichen und fruchtbaren Kräften dem Vaterlande entzog, — gerade der Fleiß, die Strebsamkeit und die Sehnsucht nach der Begründung eines eigenen Heims entführten dem deutschen Volke eine Menge von gesunden Arbeitskräften, welche für immer verloren gingen, da sie gezwungen waren, sich fremden Staats- und Wirtschaftsverbänden einzufügen. Dies Uebel war bisher nicht zu beseitigen; die Anhäufung von Arbeitskräften, welche in der Heimat nicht ihre Verwertung finden konnten, führte viele, sonst gute Elemente denjenigen Parteien zu, welche die Gesellschaftsordnung umstoßen wollen, die ihnen keinen Platz bietet. Es erschien darum nicht thunlich, die Auswanderung zu erschweren oder gar verhindern zu wollen. Durch die Gründung der Kolonien aber wird das Uebel nicht nur beseitigt, sondern in Segen verwandelt; alle Arbeitskräfte, welche trotz des redlichsten Strebens und Bemühens in der Heimat nicht zu Thätigkeit und Geltung kommen konnten, werden nun in den deutschen Kolonien ungetrennt vom Vaterlande sich die ersehnte eigene Existenz gründen können, und die Errungenschaften ihrer Arbeit werden befruchtend und belebend zu dem Vaterlande selbst wieder zurückströmen. Wenn einst in fernen Ländern deutsche Städte, deutsche Aecker und deutsche Werkstätten erblühen, so wird überall der Name des Kaisers Wilhelm mit Dank und Segen genannt werden.

So hat die innerlich verborgene geistige Arbeit des Prinzen Wilhelm in den Unglückstagen seiner Jugend reiche Früchte getragen in den Herrscherthaten des Königs und Kaisers.

Er hatte in den Tagen des Unglücks erkannt, daß nur die fest zusammengefaßte, im kleinsten wie im großen in stetiger Pflichterfüllung geübte

Digitized by Google

Wehrkraft des Volkes bestimmend und entscheidend eingreifen könne in die Lösung der großen Fragen des Schicksals — und er hat ein Heer geschaffen, das, ein Muster für alle Zeiten und Völker, unter seiner Führung überall des Sieges gewiß war.

Er hatte in der Zeit der Demüthigung und des Verfalls den Geist des deutschen Volkes verstanden, in dessen damals noch vielfach unklar verirrter Sehnsucht — und er hat mit seiner mächtig bewährten Herrscherhand die Sehnsuchtsträume des Volkes zur Wahrheit gemacht in dem auf Einheit und Freiheit gegründeten Kaiserreich.

Er hatte unter dem Druck schwerer Prüfung erkannt, wie damals die Befreiung des Bauernstandes das ganze Volk mit neuer Kraft erfüllte und zu neuem Leben verjüngte — und er hat in seinem lorbeergekrönten Alter nun dem Arbeiterstande die helfende und befreiende Hand gereicht, um abermals den Heiltrank innerer Genesung und Verjüngung dem ganzen Volke zu bieten.

Er hatte endlich in seiner harten Jugendzeit die Leiden gefühlt und die Wunden gesehen, welche ein Krieg ehrgeiziger Eroberungssucht nicht nur den überwundenen, sondern auch den siegreichen Völkern zufügt — und er hat auf der Höhe seiner Siege in Selbstbeschränkung und Mäßigung seine gefürchtete Macht nur angewendet, um seinem Volke und der Welt den Frieden zu erhalten.

Das alles aber war sein eigenes Werk, seine selbständig aus eigenem Geiste und eigener Kraft erwachsene Schöpfung. Denn wie groß auch seine Diener und Gehilfen dastehen, wie hoch auch das deutsche Volk die Paladine Wilhelms des Großen bis in die spätesten Jahrhunderte in Ehren halten und preisen wird, sie waren doch nur die Werkzeuge des kaiserlichen Herrn, der sich selbst demüthig als ein Werkzeug der Vorsehung in der Weltgeschichte ansah. Fürst Bismark, die Grafen Moltke und Roon und alle die anderen Heerführer und Rathgeber des Kaisers — sie hätten niemals ihre staunenswerthen Thaten ausführen können, wenn er nicht ihr Herr gewesen wäre, — wenn sein ruhiger, klarer Herrscherblick nicht die hohen Ziele seiner Zeit erkannt, wenn seine feste Hand ihnen nicht die Wege zu jenen Zielen gewiesen hätte. Nur ein solcher Herr konnte solche Diener finden und an ihren Platz stellen, nur unter solchem Herrn konnten sie solche Thaten vollbringen.

Die Namen des Herrn und der Diener sind nebeneinander eingegraben in die Tafeln der Geschichte, und wenn einst die Geschichte sich verlieren wird in die Nebelfernen der Sage, dann werden, vom Schimmer der Dichtung umstrahlt, vor den Augen der Völker leuchtend emporsteigen die Gestalten des Kaisers Wilhelm und seiner Ritter und Räte, zunächst an seiner Seite der eiserne Kanzler im blinkenden Helm, dessen Rechte die Feder führte zu stolzem, klugem und wohlerwogenem Wort,



Das kaiserliche Palais in Berlin.

während die Linke den Griff des preußischen Schwertes fest umspannt hielt, um in flammendem Blitz dem Worte die That folgen zu lassen.

Uns hat er angehört, der Held des deutschen Volkes, wir haben den Donner seiner siegreichen Schlachten gehört, wir haben seinen milden väterlichen Blick gesehen, wir haben uns geneigt in warmer Liebe und andächtiger Ehrfurcht vor dem Silberhaar seines gesalbten und geheiligten Hauptes, — aber daß auch er, der der Zeit ihren Weg und Lauf gebot, dem unerbittlichen Gesetz der Zeit verfallen mußte, obgleich selbst die Zeit so lange vor seinem Greisenalter scheu zurückwich und es nicht wagte, sein ehrwürdiges Haupt mit dem dürren Stabe der irdischen Vergänglichkeit zu berühren, — das erfüllt uns mit brennendem Schmerz, und fast scheint es dem thränenschweren Blick, als ob die Zeit stillstände in so verhängnißvoll trauriger Scheidestunde.

Aber voll stolzer Zuversicht und freudigem Trost heben wir das Haupt wieder empor, denn wir wissen, daß er, dessen irdische Gestalt aus unserer Mitte verschwunden ist, für alle Zeiten dem deutschen Volke angehört in seinem Geiste, seiner Treue und seinem Beispiel; wir wissen, daß die Vorsehung, welche ihn erwählte und ausrüstete zum Gründer des deutschen Reiches, auch über seinen erhabenen Sohn und über alle seine Nachfolger auf dem kaiserlichen Stuhl die Kraft ausgießen wird, sein Werk zu erhalten, zu schirmen und zu schützen gegen alle Feinde von innen und von außen und zu sein und zu bleiben: allezeit Mehrer des Reichs, nicht durch Eroberungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht, sondern durch den Segen der brüderlichen Eintracht unter allen Stämmen des Vaterlandes und des mit starker Hand behüteten Friedens.

*

Doch nicht den großen Helden der Weltgeschichte allein betrauert heute das ganze Deutschland. Nein, er, der große Kaiser, vor dem die Welt bebte, — er stand auch menschlich seinem Volke so nahe, wie kaum jemals ein Herrscher in der Geschichte. Wie einst Friedrichs des Großen legendäre Gestalt ein Gemeingut des ganzen preußischen Volkes geworden war, so kannte auch Wilhelms des Großen Bild nicht nur das ganze Preußen, sondern das ganze Deutschland, und alle verstreuten Söhne des deutschen Vaterlandes, soweit deutsche Arbeit und deutscher Fleiß sich Bahn gebrochen haben in fremden Ländern und Zonen, sie trugen das Bild ihres Kaisers fest im Herzen als ein heiliges Palladium, das sie über Länder und Meere hin mit der Heimat verband. Friedrich der Große freilich war gefürchtet wegen seiner strengen, bittern und spottenden Weise, — zwischen ihm und seinem Volke stand die fremde Sprache, in der er dachte und sprach, und die das innige Verständniß hemmte. Vor dem Kaiser Wilhelm aber fürchtete sich niemand als die Feinde seines Reiches und seines Volkes, sein edles Antlitz strahlte erwärmend kindliche Liebe und kindliches Vertrauen in jedes deutsche Herz hinein durch seine väterliche, freundliche Milde, die es kaum ahnen ließ, daß der freundliche, gütige Greis, vor dem sich alles ehrfurchtsvoll neigte, auf furchtbaren Schlachtfeldern die mächtigsten Heere Europas überwunden habe. Er war nicht in Art und Wesen seinem Volke fremd wie sein großer Ahnherr, der wohl deutsch fühlte und dachte, aber französisch sprach und französisch gebildet war. Sein Leben gehörte auch in Art und Sitte aus vollem warmem Herzen seinem Volke, und darum beweint das ganze Volk nicht nur seinen historischen Helden, sondern auch den



Die kaiserliche Familie am Sarkophag der königlichen Eltern.

freundlichen, gütigen, frommen Herrn, der jedem ein treuer Vater sein wollte und zu dem jeder in kindlicher Liebe emporsah. Unser Kaiser Wilhelm war ein ganz und vollkommen deutscher Mann, der überall im kleinen wie im großen des deutschen Volkes beste, kernigste und edelste Eigenschaften bewährt hat, die uns auszeichnen vor manchen glänzenderen Gaben anderer Völker: die Arbeit, die Pflichterfüllung, die Frömmigkeit.

Die Arbeit ist das unwandelbare Lebensprinzip des edlen Fürsten gewesen, wie sie auch des deutschen Volkes beste Kraft bildet. Der Arbeit gehörte seine Jugend, der Arbeit war sein Mannesalter geweiht als Prinz, als Regent, als König und Kaiser, und die Arbeit blieb ihm eine treue Freundin, als er in kräftigem Greisenalter weit hinausschritt über das Maß der gewöhnlichen Laufbahn des menschlichen Lebens auf Erden. Vom frühen Morgen an war er thätig in seinem stetig aufwärts steigenden Beruf, und noch tief in die Nacht hinein sah man die einfache, noch aus der Jugendzeit überkommene Lampe von dem Arbeitstische des Kaisers ihren Schein auf den Platz mit dem Denkmal Friedrichs des Großen werfen.

Diese unausgesetzte, unermüdete Arbeit aber war stets eine wohlgeordnete, streng und genau auf die Aufgaben des Berufes beschränkte. Er that an jedem Tage das ganz und freudig, was des Tages Pflicht ihm auflegte, und die ruhig und stetig erfüllte Pflicht bildete in ihren einzelnen Tagewerken die Bausteine, aus denen der strahlende Ruhmestempel des deutschen Volkes sich aufrichtete, dessen Kuppel die Kaiserkrone überragt.

Der Prinz Wilhelm arbeitete fleißig und eifrig in seinem militärischen Beruf, mit aller Liebe seines jungen Herzens, und weil er der Pflicht seines Berufes seine Liebe entgegenbrachte, so erreichte er das Höchste: die volle Beherrschung und die tiefe Kenntnis aller zu seinem Beruf gehörenden Dinge.

Der Prinz von Preußen arbeitete als erster Soldat seines königlichen Bruders unermüdlich weiter, um dem Könige stets den sichersten und besten Rat zu geben, und wo er dazu berufen wurde, auch mit dem in seine Hand gelegten preußischen Schwerte siegreich schlagen zu können.

Der Prinzregent erfaßte mit kräftiger Hand die ernste und schwere Arbeit der Umgestaltung des Heeres, und das neue Werk entwickelte sich mit staunenswerter Präzision und Sicherheit. Er führte dasselbe durch, allem Widerstande zum Trotz; im Bewußtsein seiner Pflicht überließ er die Würdigung und Anerkennung seines Werkes der Zeit, die sein Streben denn auch über alles Hoffen und Erwarten rechtfertigte und aus dem so viel angefeindeten, von ihm umgestalteten Heere den Gegenstand der Liebe und Bewunderung des ganzen Volkes machte.

Der König trug die stets wachsende Arbeitslast mit immer neu sich belebender Frische trotz des Alters, in dem so viele, ja fast die meisten Menschen ihre Arbeit abschließen. Jeder Abend fand die Regierungsarbeit des Tages gethan, und als die Stunde des Kampfes kam, da zog er mit seinem Heere



Der Kaiser und die Kaiserin am Tage der goldenen Hochzeit

hinaus und that seine königliche Feldherrnarbeit so gewissenhaft und treu, wie jeder einzelne Soldat der Armee seinen Dienst verrichtete.

Der Kaiser endlich wurde niemals müde in seiner immer noch mehr anwachsenden Arbeit, der Wachsamkeit an den Grenzen des Reiches, und der väterlichen Führung des Volkes in die neuen, ungewohnten Bahnen.

Er hat im Kleinsten seine Pflicht erfüllt, — darum ist ihm das Größte gelungen.

Aber der Kaiser Wilhelm trug auch von frühester Jugend an fest in seinem Herzen das so einfache und doch so große Wort: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“

Er hatte die schwere, prüfende Hand Gottes gefühlt in der Not seines Vaterlandes und seines Volkes, welche seine eigene Not war, er hatte die helfende und rettende Hand Gottes gesehen, die dem Unglück Halt gebot und das Vaterland aufrichtete zu neuer Größe, — darum hatte er die Ergebung gelernt und die Hoffnung — die Ergebung in den Willen der Vorsehung, wenn sie in unerforschlicher Weisheit versagt und die menschlichen Pläne einstürzt, — die Hoffnung auf die ewige Gerechtigkeit und Liebe, welche endlich der treuen Arbeit ihren Segen gibt.

Aus dieser Ergebung und dieser Hoffnung gingen hervor die Demut und die freudige, ruhige Zuversicht, welche den frommen kaiserlichen Herrn während seines ganzen Lebens begleiteten.

Für jede vollbrachte That, für jeden Sieg gab er Gott die Ehre, und wie er demütig vor Gott war, so blieb er auch stets bescheiden vor den Menschen. Er stellte das eigene Verdienst zurück und erkannte mit innigem und laut bezeugtem Dank alles an, was seine großen Diener für ihn und mit ihm vollbracht.

So war er seinem Volke ein Muster und Vorbild wahrer, einfacher, ungeheuchelter Frömmigkeit, welche in unserer Zeit leider so oft verhöhnt und verleumdet wird und welche mehr und mehr aus der Welt verschwunden wäre, wenn der Kaiser ihr nicht mit mahnendem Wort und leuchtendem Beispiel den schwindenden Boden erhalten und immer wieder neu gewonnen hätte.

Bei jeder Gelegenheit bekundete und bekannte er seinen frommen christlichen Glauben, in guten und bösen Tagen war der Aufblick zu Gott sein Trost und sein Dank.

Wie er ergeben war in den Willen der Vorsehung in Leid und Freud, so bewies und bewahrte er auch allezeit treue Liebe und fromme Pietät allen denen, welche die Vorsehung mit ihm verbunden und ihm nahe gestellt hatte auf seiner irdischen Laufbahn.

Zuerst den königlichen Eltern, welche seine Kindheit geleitet und seinen Geist gebildet hatten. Er errichtete seinem königlichen Vater das Denkmal auf dem schönsten Platze seiner Residenz und knüpfte stets wichtige Akte an die Gedenktage aus der Regierungszeit des von ihm so hoch verehrten Königs, der groß war im mutigen und gläubigen Ausharren unter dem Druck des Unglücks. Die Sterbetage der Eltern brachte er stets einsam zu, und nie versäumte er es, an solchen Gedenktagen an ihrer Grabstätte zu beten. Dorthin, nach dem stillen Mausoleum im Charlottenburger Park,

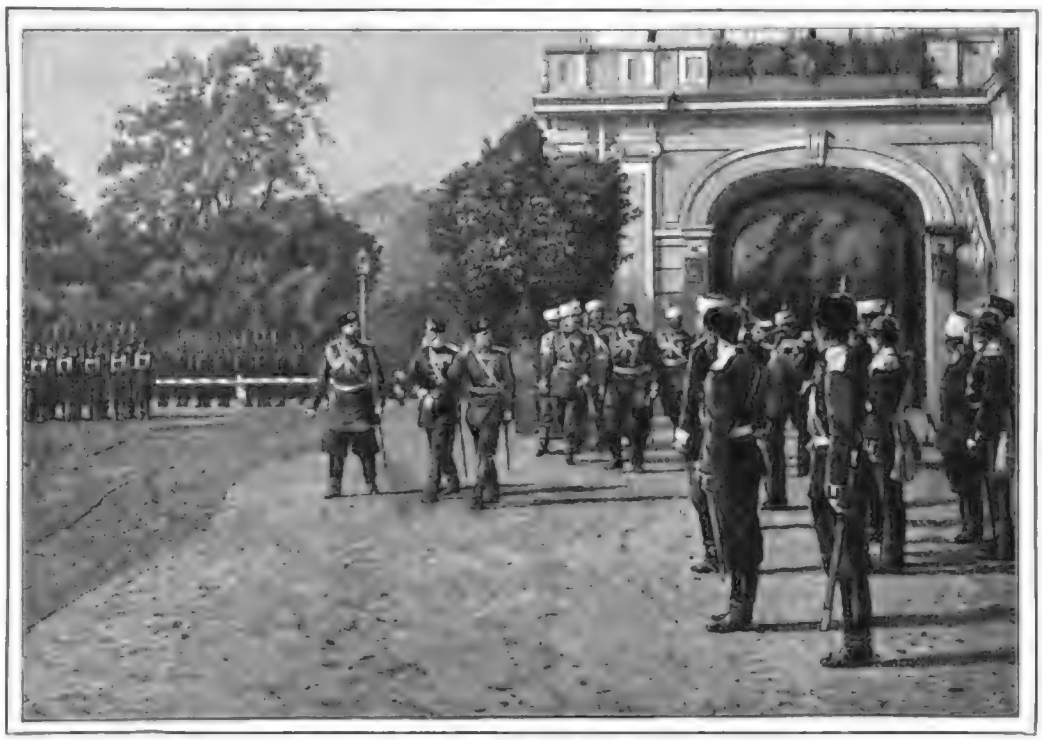


Die Enthüllung des Niederwalddenkmals

wendete er sich auch in dem erschütternden Augenblick, als er auszog zum letzten Entscheidungskampf, von welchem das Schicksal Preußens und Deutschlands auf lange Jahrhunderte hinaus abhing. Er fand keinen besseren, keinen würdigeren, keinen lieberen Platz, um Gott anzurufen und ihm die Sorgen seines tief bewegten Herzens auszuschütten, als die friedliche Ruhestätte seiner Eltern; von ihren Gräbern trug er in seinem Herzen den Frieden hinaus in das gewaltige Kriegsgetümmel, die gläubige Siegeshoffnung in die düstere, sorgenvolle Ungewißheit einer schwer bewölkten Zeit. Er stellte genau nach dem unauslöschlichen Bilde seiner Erinnerung das kleine Haus in Königsberg wieder her, in welchem er während der Zeit der tiefsten, trostlosesten Erniedrigung des Vaterlandes die sorgenschwere Stirne des treuen Vaters, das thränende Auge der edlen Mutter gesehen, und richtete auch der unvergeßlichen Königin, welche nie den Glauben und die Hoffnung sinken ließ, nach der herrlichen Erfüllung aller nationalen Hoffnungen liebevoll ein Denkmal an ihrem Lieblingsplatz im Tiergarten bei Berlin auf.

Ebenso ist er stets mit inniger und treuer Liebe seinen Geschwistern, Kindern, Enkeln und Urenkeln zugewendet gewesen.

Nicht nur seiner erhabenen Familie aber bewies der Kaiser eine unveränderliche pietätvolle Anhänglichkeit, sondern er trug auch seine gnädige, zartfühlende Teilnahme allen denen in unwandelbarer Beständigkeit entgegen, welche ihm, — abgesehen von den großen Regierungsaufgaben seiner welthistorischen Arbeit — in seinem persönlichen Leben nahe getreten waren. Alle, die in seinem persönlichen Dienst standen, von den obersten Hofchargen bis hinab zu den untersten Domestiken, zählte er zu seinem Haushalt, dem er in ernster Pflichttreue und liebevoller Sorge als ein rechter Hausvater vorzustehen für seine Pflicht hielt. Er verachtete keine Arbeit des Dienstes, auch die niedrigste nicht; er übersah keinen seiner Hausgenossen; er leitete und führte sie alle und hielt sie an zu strenger Pflichterfüllung, in der er selbst als erhabenes Beispiel voranleuchtete, — aber er sorgte auch für alle, er stand ihnen bei in Not und Sorge und bereitete ihnen, wo er es vermochte, Freude und Glück — wie er denn zum Beispiel an dem allgemeinen Freudentage des christlichen Volkes, dem heiligen Weihnachtsfest, für jeden ein Geschenk, eine Belohnung, eine Anerkennung hatte, und wenn der Weihnachtsbaum die königliche Familie und ihre unmittelbare Umgebung vereinigte, so blieb in dem ganzen Palais bis zu den untersten Dienern herab keiner ohne Festesfreude. So erwuchs denn auch in dem Hause des Kaisers eine Liebe und Anhänglichkeit an den treuen Hausvater, der so menschlich innig den Seinen nahe stand, wie sie selten zu finden ist in fürstlichen und privaten Häusern, und kaum jemals dürfte es wohl ein Beispiel



Gang der drei Kaiser zur Parade in Hummelsee.

geben, daß die Stellung des vertrautesten persönlichen Sekretärs bei demselben Herrn nach einander durch drei Generationen derselben Familie bekleidet worden ist, wie dies unter dem Kaiser Wilhelm in der Familie Borck der Fall war.

Dieselbe Pietät wie im Privatleben zeigte der Kaiser auch in den politischen Beziehungen für alte, in großen Zeiten begründete und durch große Erinnerungen geheiligte Freundschaft, und diese fromme Pietät ist mehrfach für sein Volk und für ganz Europa zum Segen geworden. Trotz der herben Bitterkeit, welche nach dem Kriege des Jahres 1866 naturgemäß eine Zeit lang zurückblieb, reichte der Kaiser Wilhelm in der Erinnerung an die Waffenbrüderschaft einer großen Vergangenheit dem Kaiser Franz Joseph die Hand zu neuer Freundschaft und neuem Bündnis auch unter den in schmerzlicher Entfremdung entstandenen neuen Verhältnissen. Diese Freundschaft und dies neu geschlossene und immer fester erstarkte Bündnis, dem der Kaiser Franz Joseph in hoher Einsicht und edler Hochherzigkeit entgegenkam, sicherte Deutschland und dem ganzen westlichen Europa zur Zeit des orientalischen Krieges den Frieden. Ebenso fest hielt der Kaiser an der Pietät für die von seinem Vater überkommene, durch nahe Verwandtschaftsbande gefestigte Freundschaft mit Rußland und seinem Kaiserhause.

Aus seiner christlichen Frömmigkeit erwuchs auch seine milde Freundlichkeit gegen die Gegner seines Reiches und seiner erhabenen Person, ja gegen die Verbrecher selbst an dem Gesetz, dessen ernster und gewissenhafter Wächter er war. Lange Zeit ließ er sogar bei jedem Todesurteil, das von den Gerichten gefällt war, Gnade walten, um auch den tief Gefallenen Zeit zur Reue und Besserung zu lassen, und erst als trotzige Verwilderung immer frecher Leben und Eigentum bedrohten, entschloß er sich wieder, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen, denn selbst sein eigenes geheiligtes und gesalbtes Haupt war frevelhaftem Mordangriff ausgesetzt gewesen.

Gott lenkte die Todesgefahr gnädig ab, und das deutsche Volk bemüht sich, die Schmach mit Vergessenheit zu bedecken, welche entartete Söhne des Vaterlandes seinem Namen zufügten, indem sie die mörderische Hand gegen seinen Kaiser erhoben. Er aber, der große Kaiser selbst, wurde nicht hart und bitter in seinem Herzen durch die schmerzliche Erfahrung jener dunklen Tage, — nur um so gütiger und liebevoller waltete er seines hohen Amtes allen Klassen seiner Unterthanen gegenüber, um so freieres Vertrauen zeigte er seinem Volke.

Auch allen politischen Gegnern in seiner an inneren und äußeren Kämpfen so reichen Regierungszeit bewies er milde Nachsicht und freundlich versöhnliches Entgegenkommen, so weit er das mit seiner Regentenpflicht vereinigen konnte. Er beklagte das Schicksal der besiegten Fürsten, welche sich der Erfüllung seiner welthistorischen Aufgabe entgegengestellt hatten, und suchte dasselbe, so viel er vermochte, zu mildern, wo ihm nicht unversöhnliche Feindschaft begegnete; und auch den Dienern jener Fürsten, welche gegen ihn gestanden, bewies er eine Großmut ohnegleichen.

Eine so wahre, aufrichtige, gläubige, demütige und selbstverleugnende Frömmigkeit fand hier auf Erden ihren reichen Lohn, wie sie der Krone des ewigen Lebens gewiß ist.

Digitized by Google

Wie der Kaiser erwählt und ausgerüstet war, um das deutsche Volk zu ungeahnter Größe zu erheben, so wurde ihm auch in seinem menschlichen Lebensgange reicher Segen zu teil, so wendete sich auch der Schmerz endlich immer wieder zum Guten, zu reinem, friedlichem Glück, das durch keinen Vorwurf, durch keine Gewissenszweifel getrübt wurde.

Aus den kummervollen Prüfungstagen seiner Jugend erwuchs ihm die edle Freude eines mit ganzer, voller Liebe erfaßten Berufs, der ihn kräftig mitarbeiten ließ an dem Wohl des glorreich wieder erstandenen Vaterlandes. Wohl wurde die erste zarte Liebesblüte seines Herzens von des Schicksals unerbittlicher Hand geknickt, und er mußte dem holden Glück entsagen, dem er damals alles opfern wollte, sogar die Erbrechte seiner königlichen Geburt. Es ist den älteren Generationen wohl bekannt, daß den Herzenswünschen des Prinzen Wilhelm des königlichen Vaters unerschütterlicher Wille sich entgegenstellte. Gehorsam beugte sich der Prinz dem auf die Pflicht gegen das königliche Amt begründeten Willen des Vaters, — aber lange blutete die Wunde seines Herzens. Die Vorsehung aber erkannte und würdigte sein schweres Opfer, — sie erhob seine Regierung, deren Pflichten er seine Jugendliebe geopfert hatte, zur glänzendsten, ruhmvollsten, segensreichsten und fruchtbarsten, welche die Weltgeschichte seit einem Jahrtausend kennt. Denn mit Stolz können wir es sagen, daß Kaiser Wilhelm seit den Zeiten Karls des Großen von keinem Helden vor ihm überragt wird in seinen Thaten und Werken. Die Ottonen und die Hohenstaufen bewegten die Welt in hohem Streben, aber sie blieben weit zurück hinter dem Ziel, das ihnen vorschwebte, und mehr gilt, was sie *wollten*, als was sie *vollbrachten*. Napoleon I., der gewaltige Weltbezwinger, sah den Bau, den sein wahnsinniger Ehrgeiz aufgeführt, nach wenigen Jahren wieder zusammenbrechen, ohne daß eine Spur davon zurückgeblieben ist. Kaiser Wilhelm aber hat nicht nur sein großes Regierungsziel voll und ganz erreicht, indem er des deutschen Volkes langjährige Sehnsucht über Hoffen und Erwarten erfüllte, sondern er sieht auch sein großes Werk fest begründet auf die einige Kraft und den einigen Geist der waffenmächtigen Nation. Kaiser Wilhelms Leben, Wirken und Herrschen wird ebenso bestimmend bleiben für die Völkerentwickelung des kommenden Jahrtausends, wie es das Werk Karls des Großen im vergangenen Jahrtausend war. Wie schwer auch einst das Opfer seiner Jugendliebe dem Prinzen Wilhelm geworden sei, — ein solcher Preis, wie ihn die Vorsehung der pflichttreuen Entsagung gewährte, war dennoch wahrlich nicht zu teuer erkauft.

Aber auch das Glück des Herzens und des Hauses sollte dem erhabenen Herrn nicht versagt bleiben. Er fand in der Prinzessin Augusta von Weimar, welche mit ihm den preußischen Königsthron und den deutschen Kaiserthron bestieg, die Gemahlin, welche ihm des Hauses freundliche Heimat schmückte und mit ihm den Weg durch ein großes, reiches Leben zurücklegte, pflichttreu wie er dem schweren königlichen Beruf ihre Kraft hingebend und überall mit edler weiblicher Zartheit und Milde ihre wohlthätige Hand öffnend, um alle Leiden zu lindern. Auf dem Ehebunde des Kaisers ruhte der Segen Gottes. Den goldenen Jubelkranz reichte die Vorsehung dem erhabenen Paar, und noch weit über dies so selten erreichte Ziel hinaus blieben die kaiserlichen Ehegatten vereint in herz- lichem, innigem Zusammenwirken für das Wohl des Volkes. In frommem Sinn, in festem, christlichem Glauben waren beide mit einander einig; wenn auch schwere körperliche Leiden die Kaiserin Augusta heimsuchten, so blieb doch ihr Geist stark und klar — ihr Herz warm und jugendfrisch.



Reiche Freude gab der Himmel dem gesegneten Kaiserpaar in den königlichen Kindern. Des Kaisers Tochter teilt mit einem edlen deutschen Fürsten den Thron eines schönen, reichen und blühenden deutschen Landes; nach dem Beispiel ihrer erhabenen Mutter ist sie das Vorbild weiblicher Tugend für alle Frauen in Baden, die Wohlthäterin ihrer Unterthanen. Der Sohn aber, der Sieger von Wörth, der Erbe des Thrones, den seine Hand so mächtig bauen half, der Krone, an welcher die Edelsteine seiner Thaten so glänzend strahlen, war allezeit die Freude des kaiserlichen Vaters, der Stolz und die Zuversicht des Volkes — bis ein unerforschliches Geschick ihn darniederwarf auf ein schweres Krankenbett, und mit einem Schlage diese Freude, diesen Stolz, diese Zuversicht erschüttern zu wollen schien. Das von banger Sorge umgebene Krankenlager des Sohnes, der Tod des Enkels, des jungen Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, brachten unausweichlich für das warm empfindende Gemüt des Kaisers tiefgehende Erschütterungen mit sich, die zu dem jähen Abschluß dieses teuren Lebens sicherlich in beklagenswerter Weise mitgewirkt haben. Das deutsche Volk indes läßt die Hoffnung auf Wiedergenesung des in San Remo schwer leidenden Kaisersohnes und nunmehrigen Kaisers nicht sinken, und der Segen, der über dem frommen, pflichttreu geführten Hause Kaiser Wilhelms waltete, ergoß sich nach dem biblischen Worte bis ins dritte und vierte Glied. Reich ausgerüstet mit Kraft, Kenntnissen und schon in früher Jugend gesammelten Erfahrungen im Militär- und Zivildienst steht der nächste Erbe des Thrones als der erste Diener der Krone und des Vaterlandes auf seinem ehrenvollen Platz, und auch ihm erwachsen bereits hoffnungsvolle Erben. In fernen Ländern und Meeren lernte des Kaisers zweiter Enkel in harter Schule und unermüdlicher Pflichttreue das schwere Handwerk des Seemannes und die hohe Kunst des Führers und Feldherrn zur See. Ihm wurde nichts erspart, — weder der kleine Dienst des Matrosen, noch der gefahrvolle Kampf mit dem tobenden Element, noch die mühevolle Geistesarbeit, um den Wind und die Wellen mit kaltem Mut und sicherer Hand zu beherrschen. Die Enkel des Kaisers werden auf deutschen Fürstenthronen sitzen, und auch in den Adern der schwedischen Könige wird einst das Blut des Kaisers fließen, und wenn überall der Glaube, der Friede, die Treue und die Pflicht den Herd umgeben wie in des Kaisers Wilhelm erhabenem Hause, so wird sein Segen sich forterben und aus dem Schoße der Familie heraus dem deutschen Volke immer neue Kraft erwachsen, seine Macht und Ehre zu verteidigen, sein Glück zu pflegen und zu erhalten in der Arbeit der fleißigen Hand und des bahnbrechenden schöpferischen Geistes.

Wie der gewaltige kaiserliche Held, der weise Gesetzgeber, der starke und milde Herrscher, so bleibt auch der edle, fromme Mensch, der treue Hausvater, der gläubige Christ für alle Zeiten ein unveräußerliches, lebendig wirkendes Eigentum und Heiligtum des deutschen Volkes.

Darum aufwärts die Herzen vom Staube irdischer Vergänglichkeit! Was wir bewunderten, was wir verehrten und liebten an unserem Kaiser, gehört unsterblich uns und unserem Volke für alle Zeiten, — wir dürfen rückwärts blicken voll freudigen Stolzes, vorwärts voll gläubiger Zuversicht — wir dürfen aus vollem, schmerzlich erschüttertem und doch hoffnungsstarkem Herzen rufen:

„Unser Kaiser ist heimgegangen! — Es lebe unser Kaiser!“

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 25.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 5 Mark.
Bei Post-Anstalten Mark 5.50.



Domine
Salvum fac Imperatorem et Regem!

Tritt der Kaiser in des Tempels Hallen,
Mit dem Diadem Sein Haupt zu krönen,
Hört man rings den Herrschergruß erschallen;
Brausend klingt bei hellen Orgeltönen
In des mächt'gen Liedes vollem Chor
Aller Volks Gebet zu Gott empor:
Herr, Du Lenker aller Menschenwerke,
Gib dem Kaiser Deines Segens Stärke!

Du, o Herr, trittst heut zu Deinem Throne
Von des großen Vaters heil'ger Bahre,
Nimmst die stolze, lorbeerschwere Krone
Von dem teuren Haupt im Silberhaare.
Schweigend fleht Dein Volk in tiefem Schmerz,
Bebend fühlt's ein jedes deutsche Herz:
Alles liegt, auch auf des Kaisers Wegen,
Doch allein an Gottes Schutz und Segen!

Bitt're Prüfung hast Du zu bestehen,
Tückisch hat die Krankheit Dich umschlungen;
Wie Du Held warst in des Kriegssturms Wehen,
Hast mit schwerem Leiden Du gerungen.
Noch umschwebt Dich drohende Gefahr,
Bangend fragt der Deinen treue Schar,
Ob es mag der Menschenkunst gelingen,
Deiner Krankheit finstern Bann zu zwingen.

Nicht in des geschmückten Tempels Hallen
Grüßt das Volk Dich bei der Orgel Tönen,
Brausend nicht hört man das Lied erschallen,
Wenn Du nahst, Dein fürstlich Haupt zu krönen —
Leise, leise fleht in frommem Chor
Aller Volks Gebet zu Gott empor:
Herr, Du Leuchte auf der Menschen Wegen,
Mach gesund den Kaiser uns zum Segen!

Digitized by Google

Kalifornische Liebesbriefe.

Novelle

von

H. Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte ihn zwanzig Jahre nicht gesehen, meinen Freund Gilbert. Wir nahmen von einander Abschied in Veracruz. Ich kehrte nach Europa heim und er blieb mit einer kleinen Summe, die ich ihm zurücklassen konnte, in dem heißen Land, um zum hundertundersten male, wie er sich ausdrückte, eine Attake auf das Glück zu machen, das ihm immer wieder unter den Fingern entschlüpfte.

Wir drückten uns auf dem Hafenquai die Hände, ich bestieg die Planke, die zum Schiff führte, und er ging, ohne sich umzuwenden, den Kopf gesenkt, die dürftige, raupenzerfressene Platanenallee entlang, welche zu der langgestreckten Häuserreihe führte, hinter der die unruhige, ganz spanische Stadt lag. Ich sehe ihn noch dahinwandeln, den mächtig großen Mann mit den breiten Schultern und dem blonden Zeuskopf, dessen schöne, ausdrucksvolle Züge jedoch etwas Lässiges, fast Mutloses hatten. Wir waren ein Vierteljahr zusammen gewandert, hatten mancherlei begonnen, gespielt, Holz und Kohlen gefahren, Heu verkauft und Silber gegraben, aber das Glück hatte uns nicht gelächelt. Meine Ersparnisse gingen zu Ende, ich hatte genug und strebte der alten Heimat zu, er wollte es noch eine Zeit lang versuchen.

„Was soll ich drüben?“ sagte er mit seinem gewöhnlichen ironischen Ausdruck. „Die Fleischtöpfe Aegyptens sind für mich ungesessen; wenn ich hier ein Fuhrmann oder Steinträger bin, kennt mich niemand; ich kann als Philosoph leben, unter einem Heuwagen schlafen und auf einem Steinhaufen mein Brot mit Speck dinieren; zu Hause wäre ich, der Abkömmling eines alten Adels, falls ich mich so durchschlagen müßte, ein Lump; hier kann ich in der nächsten Woche Präsident von drei Spielhöllen sein; es bleiben mir noch hundert Berufsarten, die ich noch nicht versucht habe, vielleicht hallt in der nächsten Zeit mein Name als Millionär, großer Politiker, Säbelfechtmatador oder Nähmaschinenfabrikant über den Ozean.“

Ich mußte lachen.

„Hundert Dollars kann ich Dir da lassen!“ bot ich ihm an.

„Das ist ein Vermögen!“ rief er aus. „Wann ich es Dir zurückgebe, weiß ich nicht, vielleicht erst in dem andern Leben!“ fügte er mit seinem melancholischen Lächeln hinzu.

„In diesem Fall wäre die Münzsorte schwer zu bestimmen!“ warf ich ein. „Uebrigens mache Dir vorläufig darüber keine Sorgen,“ meinte ich, und so trennten wir uns.

Zwanzig Jahre waren jetzt seit dieser Stunde vergangen und ich hatte nie eine Silbe mehr von ihm erfahren; nun stand er vor mir, hier in Europa, in der Bier- und Künstlerstadt München als ein völlig anderer und doch derselbe. Er war wohlbeleibt geworden, sein blondes Haar ebenso mächtig noch wie früher, aber mit vielen weißen Fäden durchzogen, und sein dunkler Vollbart elegant geschnitten. Er hatte etwas von einem Pflanzer und Bankier zugleich. Ich erkannte ihn nicht, er blieb auf der Straße vor mir stehen. Ich erkannte ihn auch nicht, als er mit seinen großen, eigentümlich ruhigen Rehaugen mich fest ansah, sowie er aber lächelte, melancholisch, ironisch, lässig und übermütig zugleich, rief ich aus:

„Gilbert! Bei allen guten Geistern, Mensch, bist Du es wirklich?!“

„Ja, ich bin es,“ antwortete er, „und bringe Dir die hundert Dollars, zu fünf Prozent ausgeliehen, zurück.“

„Du scheinst rechnen gelernt zu haben!“ warf ich lachend ein.

„Allmälich kam ich in Schuß und jetzt rechne ich gut,“ antwortete er. „Du wohnst hier?“

„Ja!“

„Als was?“

„Ich bin Arzt.“

„So!“ lachte er. „Du verstandest Dich ja immer vortrefflich auf die Krankheit von Pferden!“

Ich hatte nämlich einmal unser einziges Betriebskapital, einen steifbeinigen Gaul, durch Aloesaft von aller irdischen Plage und Qual befreit, wodurch wir aber für eine Woche dem Hungertode nahe kamen.

„O, ich bin jetzt besonders vorsichtig mit Aloe!“ gab ich zurück. „Aber wo kommst Du denn her?“ fragte ich.

„Von San Franzisko; ich wohne dort und bin in Geschäften hier,“ gab mein Freund Auskunft. „Es ist mir manches passirt, seitdem wir uns damals trennten — doch die Kaufingergasse ist kein Platz dazu, das zu erzählen. Wo wohnst Du? Bist Du verheiratet?“ erkundigte er sich.

„Nein!“

„Um so besser!“

„Weshalb?“

„Ach, ich wiederholte mechanisch einen Ausspruch der Bibel!“ antwortete er mit dem ihm eigenen ironischen Spiel um die Mundwinkel. „Du hast doch eine Haushaltung? Mir sind die Wirtshäuser zuwider!“

„Ja, so weit ein Junggeselle eine Häuslichkeit haben kann, besitze ich solche. Du wirst es bei mir ganz behaglich finden!“

„Dann komme ich heut abend zu Dir, und wir können von vergangenen Zeiten plaudern. Zwanzig Jahre sind fast ein Menschenalter, und da drüben, jenseits des Ozeans, zählen sie wie Kriegsjahre doppelt.“

Er notirte sich meine Wohnung, und pünktlich — er war immer außerordentlich pünktlich — Schlag acht Uhr, erschien er bei mir.

Die Lampe erleuchtete traulich meinen runden Eßtisch mit der grünen Friesdecke, das schäumende Münchener Bier mundete meinem Freunde vortrefflich, er trank in großen Zügen.

„Das ist flüssiges Deutschland,“ äußerte er, „man schmeckt und fühlt das bis ins Herz hinein! Ja, wenn man drüben so etwas hätte, frisch vom Faß weg und ganz genau so wie hier, man würde, glaube ich, gar nicht amerikanisch.“

„Ob das günstig wäre?“ warf ich ein. „Man muß drüben, um den Kampf mit dem amerikanischen Schicksal zu bestehen, sein Deutschtum, wenigstens das so ganz spezifisch deutsche Fühlen und Denken, über den Haufen werfen.“

„Da hast Du recht,“ stimmte Gilbert ein, „das Schicksal jenseits des Baches tritt wirklich in einem ganz andern Kostüm auf als hier und benimmt sich auch anders, kecker, ungenirter, und macht oft ganz phantastische Sprünge mit denen, welche mit ihm ringen müssen. Mein Lebensweg mag als solch eine amerikanische Schicksalsmennet in der charakteristischsten Form gelten, und nun will ich Dir das Hauptstück aus diesem bunten Kram bis zur entscheidenden Schicksalswendung in meinem Sein oder Nichtsein dort drüben erzählen.“

Mein Freund that noch einen tiefen Zug Hofbräuhaus und begann darauf:

„Als wir uns damals trennten, war mir Europa zu einem wehmütig nebelhaften Schattenstrich verblichen. Ich mußte in der Welt dort leben, und es hieß für mich: entweder erwerben oder sterben. Das Sterben ist nirgends leicht, besonders wenn man jung und kräftig ist; ich war mehrmals nahe daran vor Hunger und Krankheit, denn die hundert Dollars verspielte ich in einer unsinnigen Weizenspekulation, und dann mußte ich mich wieder, wie vorher mit Dir, durchschlagen, nur daß mir die Hilfe in der äußersten Not aus Deinem sorgfältig verwahrten Beutel, der ja, wenn Mathäi am letzten bei uns war, langsam hervorgezogen wurde, fehlte.

„Wieder Fuhrmann zu werden, widerstrebte mir, ich war es ja schon sechsmal in allen möglichen Formen, vom Steineführer bis zum Hotelkutscher, gewesen; eine Croupierstelle bei einer der Spielhöllen, die mir angeboten wurde, schlug ich aus. Veracruz war für mich verbrannte Prairie und ich verdingte mich auf einem Schiffe, das nach San Franzisko ging, als Heizer, um meine Passage zu verdienen.

„So fuhr ich denn eines schönen Maitags in das goldene Thor ein und stand bald darauf an dem sandigen Ufer des Eldorados aller Abenteurer — mit zehn Dollars in der Tasche. Es ging mir verteufelt knapp. Ich ward Zeitungsjunge, aber die kleinen Buben liefen schneller als ich siebenundzwanzigjähriger Koloß, denn bevor ich durch eine Straße gerannt war, hatten sie mir zehn abgegreift, und ich blieb mit meinem auf eigene Rechnung gekauften Paket Zeitungen sitzen.

„Nun besaß ich nur noch fünf Dollars.

„Die Not ist bekanntlich die Mutter vieler großen Erfindungen, und durch eine seltsame Gedankenverbindung, welche ein plötzlicher Regenguß in mir hervorrief, wurde ich an Neapel erinnert, an einen Straßenschreiber, den ich unter dem Bogengang des San Carlotheaters, als die Flucht vor einem Regenschauer mich dorthin trieb, eine halbe Stunde in seinem Gewerbe unfreiwillig studirte.

„Ich hatte in San Franzisko die ganze Stadt nach allen Richtungen hin durchlaufen, einen Straßenschreiber in dieser im Entstehen begriffenen Riesenhandelsstadt hatte ich nirgends bemerkt, wohl aber wahrgenommen, daß viele schreibunkundige Leute sich dort herumschoben, die Geld in Fülle hatten und allerhand, selbst große Geschäfte machten. Ich schrieb nun eine schöne Hand und war sprachenkundig. ‚Du wirst Straßenschreiber!‘ rief ich aus. Die Erleuchtung kam mir blitzartig, und ich ging mit einer gewissen Jovialität der Verzweiflung sofort ans Werk, mich einzurichten.

„Ich suchte mir also eine belebte, räumlich passende Straßenecke aus, vor dem abgestumpften Winkel einer Bar, eines Schanklokals, kaufte mir bei einem Trödler einen Riesenschirm, rosa und weiß gestreift, wie man solche hinter den Bänken in Gärten in die Erde zu stecken pflegt, erstand einen kleinen Tisch, einen dreibeinigen Stuhl, eine Flasche Tinte, Papier, Federn, malte mir mit einem Holzspan und Teer auf ein Stück Leinwand ein Schild, das die Aufschrift trug: ‚Hier schreibt man Briefe in allen Sprachen: spanisch, englisch, deutsch, italienisch und französisch,‘ und setzte mein Geschäftsgerät vor dem Schanklokal nieder.

„Sofort kam der Wirt heraus und wollte mir den Platz streitig machen, ich protestirte, die Straße gehörte nicht ihm, sie wäre das freie Eigentum jedes amerikanischen Bürgers. Gäste kamen heraus, Vorübergehende blieben stehen. Man lachte über meine Zurüstungen, als ich den Schirm aufspannte, die beschriebene Leinwand daran befestigte, die Tinte auf den Tisch stellte, das Papier ausbreitete und mit großen Kieseln beschwerte, der Barkeeper lachte zuletzt auch und ich blieb im Besitz meines Geschäftslokals.

„Den ganzen Tag über hatte ich nun um mich herum eine Menge lachender, schwatzender, spottender Neugieriger, nahm aber keinen Cent ein, und das war sehr unangenehm, denn ich hatte nicht die kleinste Münze mehr in der Tasche. Wie ich diesen Tag und die folgenden lebte, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur, oft fast ohnmächtig vor Hunger gewesen zu sein, meine einzige Nahrung bestand in dem Abnagen eines Maiskolbens, den ich gefunden und dessen Körner ich kaute.

„Drei Tage saß ich so verzweiflungsvoll und trübsinnig, am dritten hatte ich keine Neugierigen mehr, die meinen Stand umlagerten. Ich war allein und schlummerte vor Schwäche und Elend, da klopfte mich jemand auf die Schulter, ich wende mich um und sehe einen langen Irländer neben mir stehen, fein gekleidet, mit hohem grauem Cylinder auf dem rothaarigen Kopf und einer grünen Atlasweste angethan, von welcher eine dicke, schwere goldene Uhrkette herabhing; aus den Aermeln seines glänzenden schwarzen Rockes schauten ein Paar riesiger, schwieliger Goldgräberhände hervor.

„‚Ihr versteht englisch, Mister?‘ sprach er mich an.

„‚Ich verstehe und schreibe es,‘ fuhr ich wie elektrisirt auf — all meine Schwäche war wie durch ein Wunder verschwunden.

„‚Ihr schreibt auch spanisch?‘ erkundigte sich der große Sohn Erins weiter.

„‚Das schönste Spanisch!‘ stand ich nicht an, schnell zu versichern.

„‚Nun — es handelt sich‘ — und jetzt sprach der Mann leise, etwas genirt und geheimnisvoll — ‚um einen Brief.‘

„‚Gut, Sir! In was für einer Angelegenheit?‘

„‚An ein Frauenzimmer!‘

„Ich schaute ihn zweifelhaft an.

„‚An eine Dame,‘ fügte er beruhigend hinzu, ‚eine feine, vornehme Dame, an eine spanische Lady.

Ich möchte ihr einen Liebesbrief schreiben,' fuhr er entschlossen fort, ‚und — pah, warum soll ich's nicht eingestehen!' unterbrach er sich, mit seiner gewaltigen goldenen Kette spielend. ‚Ich kann eher zehntausend Dollars verdienen als einen Brief an ein Frauenzimmer schreiben, an eine Dame — Ihr aber, Freund, sehet aus, als könntet Ihr pikfein an eine Lady schreiben,' schloß, den halblauten Ton, in welchem er sprach, noch leiser stimmend, der Irländer.

„‚Ja, ich kann sehr gut an eine Dame schreiben,' bestätigte ich seine Vermutung lächelnd. ‚Und in welcher Weise soll der Brief abgefaßt sein?' suchte ich mich über die Art des Schreibens zu unterrichten. ‚Soll es ein Heiratsantrag sein?'

„‚Nein, noch nicht,' antwortete der Irländer zögernd; ‚ich kenne ja die Dame noch gar nicht weiter, ich habe sie bloß öfter gesehen, noch nie mit ihr gesprochen, aber sie gefällt mir und sie soll wissen, daß ich mich in sie verliebt habe.'

„‚Der Brief soll also nur Ihre Gefühle ausdrücken?' forschte ich weiter.

„‚Ja, so etwas!' bejahte der Irländer. ‚Er soll aber recht stark sein und sie überreden, daß sie mir wieder schreibt, damit wir mit einander bekannt werden können.'

„‚Hem!' sagte ich. ‚Sie wissen, wo die Dame wohnt?'

„‚Ja! In einem schönen Quartier; sie hat Geld.'

„‚Steht sie allein?' erkundigte ich mich.

„‚Ja, es ist eine Witwe — sehr tugendhaft, höchst tugendhaft — redet mit keinem Menschen, sieht keinen Mann an,' belehrte mich der Irländer.

„‚So, jetzt weiß ich, was nötig ist,' erklärte ich meinem Auftraggeber. ‚Wenn Sie es nicht vorziehen, während ich schreibe, ein Glas in der Bar hier zu trinken, können Sie die Fertigung des Briefes bei mir erwarten, leider habe ich keinen zweiten Stuhl — das Schreiben ist bald fertig.'

„‚So, bald?' fragte ungläubig der Irländer.

„‚In einer Viertelstunde.'

„‚Aber der Brief soll schön sein und die Liebe darin stark gesagt,' wandte der baumlange Freier mahnend ein.

„‚Er soll schön und stark sein und Sie zufriedenstellen und Ihre Witwe in Feuer und Flammen setzen,' beruhigte ich und nahm eiligst einen großen Bogen Papier, denn der Hunger, welcher im ersten Freudenrausch über den Auftrag verschwunden war, fing an, mich jetzt nagend und bohrend zu peinigen.

„‚Dann werde ich ein Glas derweil trinken,' entschied der Irländer und ging in die Bar.

„Ich biß auf die Feder und fing an, in einem wahren Delirium von Hunger, Durst und Erwartung des ersten Verdienstes zu schreiben. An eine Spanierin muß solch ein Brief Glut der Farben und rednerischen Schwung haben. Mir schwebten Calderon und Lope de Vega vor, und befeuert von diesen physischen und literarischen Triebkräften begann ich:

„‚Angebetete Sonne meiner Seele!

„‚Der Himmel hat seine Sterne, das Meer seine Perlen, aber San Franzisko Dich. Meine Seele glich dem Ozean der Nacht, bevor ich Dich erblickte, als ich Dich gesehen, ergossest Du einen Niagara von Gold darauf, von Gold und Feuerglut dazu. Nun gleicht mein Herz einem Feuermeer und den Brand hast Du entflammt. Einer Göttin gleich schwebst Du über den Fluten, jedoch wenn ich Dich erhaschen will, bist Du fort wie der Hauch der Morgenröte. Du weißt nicht, daß ich Dich liebe, denn Du schaust immer hinauf zum Himmel wie eine Heilige und nie zur Erde. Jetzt, wo ich Dir kundgegeben, Stern aller Schönheit, Frühlingstag von San Franzisko, Edelstein der Frauenwelt — wie möchtig mit dem Pfeil der Liebe Du mich getroffen, wirst Du vielleicht einen Blick auf mich werfen und dann ersehen, daß ich es rein, gut, treu mit Dir meine wie ein Engel des Paradieses. Ich möchte Dich näher kennen lernen, in Deine Seele schauen, Dir mein Herz eröffnen, und ich bitte Dich, mir ritterlich zu vertrauen und an die untenstehende Adresse ein paar Worte zu richten.

In anbetender Verehrung und glühender Liebe . . .'

„Ich hatte in einem Zuge geschrieben.

„Mein langer Irländer mußte in der Bar mich sorgfältig im Auge behalten haben, denn als ich bis zu dieser Stelle im Briefe gekommen war und innehielt, hörte ich Schritte hinter mir, und der Sohn Erins erschien an meiner Seite.

„‚Nun, schon gemacht?' fragte er.

„‚Ja, der Brief ist fertig bis auf die Unterschrift,' antwortete ich, ‚diese werden Sie doch selbst unter das Schreiben setzen wollen?'

„‚Das ist meine Absicht, Mann,' erwiderte der Irländer, ‚aber zuerst lesen Sie mir das Ding vor!'

„Das that ich halblaut und nachdrücklich.

„Der Irländer lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Als ich fertiggelesen, blieb er eine Zeit lang stumm.

„‚Hem,' sagte er endlich nachdenklich, ‚ist das auch stark genug?'

„‚Es ist eine der stärksten Nummern von Liebesbriefen!' versicherte ich.

„‚So!' meinte er. ‚Aber Sie hätten auch hineinbringen können, daß ich viel Geld besitze und ein Gentleman bin.'

„‚In dem Briefe stehen Sie ja als ein Engel des Paradieses, das ist mehr als dies alles, er gebietet über unzählige Schätze und ist der höchste aller Gentlemen.'

„Der Irländer wiegte, wie nicht ganz einverstanden mit diesem Bilde, den Kopf.

„‚Nun, es mag sein!' äußerte er endlich; ‚Sie müssen sich ja darauf verstehen. Der Brief ist sonst neu. Was schulde ich Euch dafür, Mann?'

„Diese Frage regte mich gewaltig auf, sie verursachte heftiges Herzklopfen. Ja, was dafür verlangen? Zu viel durfte ich nicht und zu wenig wollte ich nicht. Endlich fand mein mit Geschäftsklugheit und Not ringender Geist einen Ausweg.

„‚Für diese Art Briefe habe ich keinen Tarif,' ließ ich hören, ‚ein Gentleman wird gentlemanisch zahlen.'

„Der Irländer gab auf diese diplomatische Wendung keine Antwort, er schob mich von meinem Stuhl, setzte sich darauf, nahm meine Feder, ergriff den Brief und schrieb schwerfällig und mit großen Zügen ziemlich lange unter den Brief, dann zog er eine Riesenbrieftasche hervor, entnahm dieser ein Couvert, hielt seine gewaltige Hand gleich einer Mauer davor, damit ich nichts sehen sollte, und malte die Adresse, stand auf und trocknete diese, das Schreiben zum Schirm hinaushaltend, in der Sonne, schob den Brief so sorgfältig, als wäre er ein Heiligtum, in den Umschlag, und wandte sich wieder zu mir.

„‚Ich denke, fünf Dollars werden Sie zufriedenstellen,' sagte er, legte die Note auf den Tisch, brachte einen Finger an seinen Hut und ging mit meiner Epistel davon.

„Mein erster Gedanke jetzt war, fortzuspringen, um mir ein Mittagsmahl zu kaufen, mein nächster jedoch, daß dann auch wohl meine ganze Geschäftseinrichtung auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein würde, ich eilte deshalb in die Bar und bat den Wirt, mich mit dem Nötigen zu versorgen.

„Da der Mann Geld sah, ging er bereitwillig auf meinen Wunsch ein, und nach einer Viertelstunde saß ich unter meinem Schirm und dinirte, mein Papier rechts, meine Tinte links, auf der Straße. Mein Mittagessen war sehr einfach, jedoch heut noch steht dies in der Erinnerung vor meinen Augen wie ein Stern. Ich habe nie in meinem spätern Leben nur annähernd so gut gegessen.

„Als ich fertig war, überlegte ich, daß zur Vervollständigung meines Geschäftsinventars ich noch einen Stuhl unumgänglich nötig hätte, und ich kaufte dem Barkeeper einen hochlehnigen Strohsessel ab, den ich an der einladendsten Seite des Tisches neben mich hinstellte. So saß ich denn und wartete auf Kunden.

„Mein erstes Debüt war sehr vielversprechend; der Anfang meines neuen Berufs zeigte sich als recht einträglich. Nicht immer aber würde es Liebesbriefe für Irländer an spanische Witwen zu verfassen geben, sann ich; auch dürfte auf die Dauer meine Liebesglut für Engrosproduktion in diesem Fache nicht ausreichen. Briefe anderer Art werden wohl geringer honoriert werden.

„Ich war jedoch guten Mutes und saß, eine gute Cigarre rauchend, der Aufträge harrend, die da kommen würden. Diesen Tag saß ich und den nächsten, aber kein Mensch kam, meine Botschaft schmolz bedenklich.

„Am dritten Tag endlich fand sich ein Chinese ein, der einen holländischen, von Reis handelnden Brief übersetzt haben wollte, das brachte mir einen halben Dollar — sonst suchte keine Seele meinen Stand auf.

„Der vierte Tag fand mich in schweren Sorgen, ich schaute wie ein Sperber nach allen Richtungen begehrlich aus, da erblickte ich meinen Irländer, der über die Straße auf mich zusteuerte.

„‚Mann,' sprach er mich an, ‚der Brief hat nicht gewirkt, ich habe keine Antwort bekommen.'

„‚Das liegt weniger an dem Brief als an dem Frauenzimmer,' entgegnete ich höchst sicher und bestimmt, ‚und die Damen, besonders die Ladies, haben oft die seltsamsten Launen, sie lassen hundert Briefe unbeantwortet und den hundertunderste wendet plötzlich ihr Herz.'

„‚Nun, für fünfhundert Dollars Briefe, das wären verdammt viel Spesen!' fiel der Irländer ein; ‚und zweihunderteinundfünfzig Tage abwarten, ist nicht mein Geschmack, ich habe nicht sehr viel Geduld, Mann, das ist mein Fehler; noch einen Brief will ich wagen. Suchen Sie das Kräftigste heraus, was Sie wissen, und sagen Sie es so weich wie Sammet, vielleicht trifft das!'

„Mein liebedürftiger Kunde ging in die Bar und ich fabrizirte einen noch glühenderen Brief, in welchem ich mit allen Himmelskörpern um mich warf, in den Abgrund aller Meere zu tauchen, auf die Gipfel aller Berge zu steigen mich bereit erklärte, um ihr das Kostbarste, was sich nur auf der Erde finde, als Beweis meiner Liebe zu bringen, und ihr schließlich meine Liebe als ein Gebirge schilderte, von dem meine Gefühle gleich einem Ozean von Niagarafällen ihr zu Füßen stürzten. Mit diesem Schriftstück bezeigte sich mein langer Kunde in hohem Grade zufrieden, unterzeichnete es wie das erstemal und gab mir zehn Dollars.

„‚Jetzt wünschte ich nur,' sagte ich bei mir, ‚daß die Witwe sich noch recht lange spröde zeigte und der Irländer nicht so bald die Geduld verliert, dann bin ich fürs erste geborgen.'

„Am fünften Tag regnete es, und ich mußte mein Geschäft schließen.

„Der sechste Tag war sonnig, schön und lustig und ich saß mit vermehrtem Papiervorrat und elegantem Schreibzeug an meinem Tische.

„Es war schon fast Abend; ich hatte nur einem Handwerksmann eine lange Rechnung zum Preise von fünfzig Cents geschrieben, als ein ziemlich arbeitermäßig, grob gekleideter, vierschrötiger Mann mit breitem, pockennarbigem Gesicht und flachsgelben Haaren an meinem Tische stehen blieb und mich mit seinen hellen Augen fixirte. Plötzlich setzte er sich auf meinen Kundenstuhl hin, schlug die Beine übereinander, wie jemand, der plaudern will, und zündete sich eine Cigarre an, wobei ich bemerkte, daß er alle Finger voll großer, kostbarer Brillantringe hatte.

„Der Mann sah mich nicht an beim Sitzen, sondern hatte, der Straße den Rücken zukehrend, seine Augen auf irgend einen Punkt an dem Eckhause gerichtet.

„‚Herr,' sprach er jetzt, ohne seine Stellung auch nur im mindesten zu verändern, in einem sehr breiten, schlechten Englisch, ‚Sie schreiben jedwede Art Briefe in allen Sprachen?'

„‚Jedwede Art, in welcher Sprache Sie wollen!' bestätigte ich.

„‚Auch Liebesbriefe?' fragte der ziemlich bäurisch aussehende Mann.

„‚Natürlich!'

„‚Gut —?' erkundigte sich dieser neue Werber.

„‚Sehr gut!'

„‚Sie könnten mir also einen solchen Brief aufsetzen?'

„‚Selbstverständlich!'

„‚So schreiben Sie mir einen! Ich bin nie in eine Schule gegangen. Ich bin Holländer, aber als kleines Kind schon in die Prairie gekommen und habe mein ganzes Leben schwer schaffen müssen, ich kann nicht einmal meinen Namen schreiben, habe es auch bis heute nicht sonderlich nötig gehabt. Es ist aber eine verfluchte Sache, wenn man etwas nicht kann, das sehe ich jetzt. Ich brauche Ihre Hilfe, Mann, und Ihre Verschwiegenheit.'

„‚Beides sollen Sie haben, Herr! In welcher Sprache soll ich den Brief schreiben?'

„‚Spanisch!'

„‚Ist mir geläufig! Mädchen oder Frau?' fragte ich geschäftsmäßig.



Kaiser Wilhelm und die Seinen. Ein



Prinzessin Sophie. Kronprinz und Kronprinzessin von Schweden.
Kaiser Friedrich. Prinzessin Wilhelm (jetzt Kronprinzessin). Prinzessin Gustav Adolf und Wilhelm von Schweden.
Kronprinzessin (jetzt Kaiserin) Victoria. Prinz Wilhelm (jetzt Kronprinz). Prinzessin Irene von Hessen. Prinz Heinrich
Prinz Adalbert Prinz Eitel Friedrich.

blatt. Originalzeichnung von Theodor Volz.

Digitized by Google

„‚Witwe!‘

„‚Jung, älter? Das muß ich wissen. Welchem Stande angehörig?‘ erkundigte ich mich weiter.

„‚Jung — etwa fünfundzwanzig Jahre alt, schätz' ich, eine feine Frau — nur zu fein!‘ unterrichtete mich der Holländer, immer geradeaus starr auf die Hauswand schauend.

„‚Sie kennen die Dame näher?‘ forschte ich.

„‚Ich habe die Dame oft gesehen, aber noch nie mit ihr gesprochen.‘

„‚Sie wollen ihr einen Heiratsantrag machen?‘

„‚Das gerade nicht,‘ antwortete darauf der Holländer eifrig, ‚ich möchte ihr nur zuerst einen Liebesbrief schicken, man heiratet ja hier nicht so schnell.‘

„‚Ich verstehe!‘ sagte ich; ‚Sie können einen kleinen Spaziergang machen — ich schreibe schnell, wenn Sie in einer Viertelstunde wiederkommen, haben Sie den Brief.‘

„Der Holländer nickte, stand auf und ging, die Hände in den Hosentaschen und gewaltige Rauchwolken vor sich hinblasend, fort.

„‚Die spanischen Witwen scheinen hier sehr gefährlich zu sein,‘ dachte ich; ‚das ist der zweite, der in eine verliebt ist. Nun, mir ist's recht, ich wünschte, San Franzisko hätte zehntausend solcher Sirenen für schreibkundige Holländer und Irländer.‘

„Ich rückte mein Papier zurecht und — was sollte ich mich quälen — überlegte ich, schreibe diesen Brief genau so wie Nummer eins für den Irländer, das war bald geschehen. Der Holländer kam, ließ sich den Brief vorlesen, bezeichnete ihn für ein feines Stück Arbeit. Ich mußte das Schreiben mit H. C. Balch, Napastraße Nr. 17, unterzeichnen. Der Holländer legte mir mit festem Daumen drei Dollars auf den Tisch und ging mit meiner Kunstleistung fort.

„Nach einigen Tagen — ich hatte wieder blutwenig während dieser Zeit eingenommen — erschien der Mann wieder, beklagte sich, daß sein Schreiben unbeantwortet geblieben, und verlangte einen zweiten, noch schönern Brief von mir.

„Ich entledigte mich dieses Auftrages freudig, indem ich munter Schriftstück Nummer zwei des Irländers aus dem Gedächtnis kopirte.

(Schluß folgt.)

Die ereignisvolle zweite Märzwoche 1888.

(Hierzu die künstlichen Bilder dieser Nummer.)

Wunderbar verschlungen sind die Wege, auf denen die Vorsehung das Leben und die Geschicke der Menschen, der Völker, der Weltentwicklung lenkt. Während die Augen der gesamten zivilisirten Welt aus Nord und Süd, aus Ost und West mit warmer Teilnahme und ängstlicher Sorge nach San Remo gerichtet waren, wo ein edler Kaisersohn, der Kronprinz des deutschen Reiches, mit einem schweren Leiden zu ringen hatte, wurden sie plötzlich abgelenkt und in anderer Richtung mit doppelter Spannung festgehalten. Diesmal galt es dem greisen Kaiser selbst, in dessen Gesundheitszustand plötzlich eine schwer bedenkliche Wendung eingetreten war. Noch am Sonntag den 4. März karrte wie gewöhnlich eine nach Tausenden zählende Menschenmenge, um das Denkmal Friedrichs des Großen gehabt, des ersehenen Augenblicks, wo der hochverehrte Kaiser, seiner beliebten Gewohnheit gemäß, beim Aufmarsch der mit klingendem Spiel heranziehenden Wache an dem historischen Eckfenster seines Palais erscheinen werde, um huldvoll grüßend die tausendfältigen Huldigungen treuer Unterthanen entgegenzunehmen. Diesmal warteten sie vergebens. Der Kaiser, so wurde nachgerade bekannt, hatte bereits am Samstag über leichte Schmerzen im Unterleib zu klagen begonnen, und am Sonntag äußerten die Aerzte schon große Besorgnis. Es handelte sich um eine Wiederkehr der alten Unterleibsbeschwerden, die der hohe Patient so manchesmal glücklich überwunden hatte, die aber diesmal von Anfang an einen bedenklicheren Charakter annahmen. Kein Wunder! Hatten doch die stillen geistigen Leiden, mit denen der greise Monarch in der letzten Zeit zu kämpfen gehabt, der körperlichen Krankheit gründlich vorgearbeitet. Die bange Sorge um das schwere Geschick seines einzigen Sohnes hatte seine Tage beunruhigt und seinen Nächten vielfach den Schlaf geraubt. Gar oft waren die wachthabenden Kammerdiener durch den schmerzlichen Laut schwerer Seufzer aufgeschreckt worden, und hatten sie darauf in banger Besorgnis das Schlafzimmer des Kaisers betreten, so fanden sie denselben in seinem Bett aufrecht sitzend, ringend mit den stillen Seelenqualen, die der Gedanke an den teuren Kranken in San Remo ihm bereitete. In diesem nagendsten Kummer hatte die letzte Zeit noch weitere Schicksalsschläge gefügt, welche die Familie des Kaisers betrafen und sein tief empfindendes Gemüt heftig erschütterten. Wir meinen vor allem den Tod des im blühenden Alter dahingerafften Enkels, Prinz Ludwig von Baden, zu welchem Trauerfall sich noch eine schwere Augenkrankheit der badischen Großherzogin gesellte, die, wie es heißt, nahezu von Erblindung bedroht schien.

Trotz alledem leitete der erkrankte Kaiser noch am Montag in großer geistiger Frische Vorträge hören und Regierungsgeschäfte erledigen. Erst von Dienstag nachmittag an begannen Augenblicke bedenkenerregender Schwäche einzutreten.

Von der Erkrankung des Kaisers benachrichtigt, traf am Mittwoch morgen Prinz Wilhelm, geradenwegs von San Remo kommend, in Berlin ein. Nur mit Mühe erlaubte der kranke Kaiser, dessen Kräfte inzwischen schon sehr gesunken waren, seinen ältesten Enkel. Die Aerzte sahen darin ein weiteres schwer beunruhigendes Symptom, und es wurde an den Großherzog und die Großherzogin von Baden, sowie an die Enkelin, die Kronprinzessin von Schweden, telegraphisch das Ersuchen gerichtet, an das Krankenlager des Kaisers zu eilen. Um 11½ Uhr verlangte der Kaiser nach dem Fürsten Bismarck, der um 11½ Uhr im Palais erschien; der Patient erkannte auch den Fürsten Bismarck, nach dem er eine Viertelstunde vorher verlangt hatte, nicht sofort. Bis gegen 2 Uhr saß der Reichskanzler neben dem Bette des Kaisers, die Hand des Monarchen in der seinen haltend. Prinz Wilhelm, den der Kaiser an diesem Tage zu wiederholtenmalen empfing, um sich mit ihm eingehend über die Gesundheit des Kronprinzen, sowie über politische und militärische Angelegenheiten zu unterhalten, stand am Fußende des Bettes und sprach mit dem Großvater, der jedoch diesmal nur selten in das Gespräch einfiel. Um halb 3 Uhr verlangte der Kaiser nach Nahrung. Es wurde ihm sofort eine Schale Bouillon gereicht, die er mit sichtlichem Behagen leerte. Sodann zeigte sich der Kaiser stärker und auch geistig reger, sehnte sich aber augenscheinlich nach Ruhe. Er schlief auch bald ein und genoß bis 6 Uhr eines wohlthuenden Schlummers. Sichtlich gekräftigt erwacht, verlangte er sofort nach Nahrung und nahm mit großem Appetit eine zweite Tasse Bouillon sowie einige Austern und ein Glas leicht gekühlten Champagner.

Am Donnerstag begrüßte der Kaiser das inzwischen eingetroffene badische Großherzogspaar; mit inniger Rührung und Teilnahme gedachte er des heimgegangenen Prinzen Ludwig, des Kronprinzen und seines eigenen Krankseins und „fast Sterbebettes“. Um Mittag sprach der Kaiser den Wunsch aus, den Reichskanzler zu sehen, erörterte mit demselben die politische Lage und richtete Worte des Dankes und der Anerkennung an ihn. Späterhin nahmen Fieberphantasien in den Gedanken und Worten des Kaisers einen größeren Teil ein, die Kräfte und Stimme gingen allmälich zurück. Etwa um 4½ Uhr wurde dem Kaiser auf Veranlassung des Prinzen Wilhelm in schonender Weise die Frage vorgelegt, ob er nicht den Oberhof- und Domprediger Dr. Kögel sehen wolle. Der Kaiser erwiderte: „Ach ja, es ist ja die Zeit der nachmittäglichen Gottesdienste.“ Im Krankenzimmer versammelten sich dann die Kaiserin, der Großherzog und die Frau Großherzogin von Baden, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Schweden, die inzwischen ebenfalls in Berlin eingetroffen waren, der Prinz und die Frau Prinzessin Wilhelm, Prinz Friedrich Leopold, der Reichskanzler, der General-Feldmarschall Graf Moltke, der Kriegs- und der Hausminister, die Chefs des Militär- und des Zivilkabinets. Auch die maison militaire, der engere Hof und die persönliche Dienerschaft befanden sich im Krankenzimmer. Die Leibärzte unterstützten den Kaiser, welcher, die Hand der Kaiserin haltend, die Frau Großherzogin von Baden und den Prinzen Wilhelm in unmittelbarer Nähe hatte. Der inzwischen ebenfalls am Schmerzenslager eingetroffene Oberhofprediger betonte im Anfang der von ihm genommene eingeleitete Andacht die von ihm gewählten Textworte: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ — „Das ist schön!“ sagte darauf der Kaiser mit vernehmlicher Stimme. Er folgte auch den weiteren Ausführungen des Geistlichen mit vollem Bewußtsein und sprach einzelne Worte im Zusammenhang nach, so unter anderem den Spruch: „Meine Augen haben den Heiland gesehen“.

Gegen 5½ Uhr abends trat ein Augenblick großer Schwäche ein, welche das Aeußerste befürchten ließ. Ueber alles Hoffen aber erholte sich der Kaiser. Er erkannte allmälich die Mitglieder seiner Familie, fragte nach dem General-Feldmarschall Grafen Moltke und rief dann den Prinzen Wilhelm in seine unmittelbarste Nähe. Mit meist deutlich vernehmbarer Stimme sprach der Kaiser eingehend mit demselben. Die Großherzogin von Baden richtete die Bitte an den Kaiser, sich nicht durch zu vieles Reden zu ermüden, worauf er kurz antwortete: „Ich habe jetzt nicht mehr Zeit, müde zu sein.“ Der Kaiser begann damit, dem Prinzen Wilhelm von der Armee und Preußens gesamtem Volk zu sprechen. Er berührte im Verlaufe seiner Worte unsere Allianzen, dann mögliche Kriege der Nachbarvölker und einzelne militärische Einrichtungen derselben, welche seinen Geist in der letzten Zeit besonders beschäftigt hatten. „Unbedenklich,“ äußerte er, „würde ich, wenn uns jemand wortbrüchig überfiele, mit dem Kaiser Franz Joseph das Schwert ziehen bis zum äußersten.“ Später bemerkte er in demselben Gedankengange, daß man den Kaiser von Rußland sehr schonend und rücksichtsvoll behandeln müsse und behandeln möge. Er fügte hinzu, Kaiser Alexander habe ihm letzthin fest in die Hand versprochen, gegen ihn persönlich keinen Krieg beginnen zu wollen. Er hoffe, daß auch nach seinem Tode ein Krieg nicht ausbrechen werde; sollte dies aber wider Erwarten der Fall sein, so ermahne er den Prinzen, stets die Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit dem Kaiser von Oesterreich hoch zu halten. Erst nach genannter Zeit mischten sich ab und zu Fieberphantasien in seine Worte. Gleichwohl raffte sich der hohe Kranke noch das eine und andermal zu Bemerkungen auf, die nicht selten sogar einen gemütlich humoristischen Anflug hatten. So äußerte er auf die Frage, ob ein ihm gereichtes Glas Champagner ihm schmecke: „Nun ja, aber es gab Zeiten, wo es mir besser schmeckte.“ Als der Kaiser, aus tiefem Schlaf erwachend, hörte, daß der Hofprediger Kögel ein Gebet sprach, wollte er die Anwesenden von der Furcht befreien, als sei seine Todesstunde gekommen, und sagte: „Hier wird wohl Erbauungsstunde gehalten.“

Im Verlauf des Abends vermochten die sehr beunruhigenden Kräfte sich nicht zu heben; in abgebrochenen Worten sprach der Kaiser vielfach von den Truppen und von Erinnerungen der Feldzüge und nannte dabei einzelne ihm bekannte Namen. So verging ein Teil der Nacht. Während sich Kaiserin Augusta zeitweilig in ihre Gemächer zurückzog, blieb die Großherzogin von Baden mit Unterbrechungen in der Nähe des Kaisers, ebenso Prinz und Prinzessin Wilhelm. In einer der ersten Morgenstunden kam der Reichskanzler Fürst von Bismarck, um sich nach dem Befinden des Kaisers zu erkundigen, entfernte sich dann aber wieder ans dem Palais. Die kaiserliche Familie dagegen und alle übrigen Angehörigen des Hauses traten und blieben von morgens 3 Uhr ab im Palais. Gegen 4 Uhr wurde der Puls des Kaisers immer schwächer, das Atmen schwerer, und das Bewußtsein schwand. Auf Veranlassung der Aerzte wurden die Mitglieder der Königlichen Familie ins Krankenzimmer berufen. Auch die Frau Prinzessin Friedrich Karl erschien, außerdem alle diejenigen Persönlichkeiten, welche am Abend vorher um das Krankenbett versammelt gewesen. Der Kaiser vermochte noch seinen nächsten Verwandten die Hand zu drücken. Ohne zu leiden, verlebte er die folgenden Stunden in nur teilweise bewußtem Zustande. Sein Puls wurde immer schwächer. Ab und zu schienen von seinen Lippen unbestimmte Laute zu kommen. Die Frau Großherzogin richtete noch kurze Fragen an ihn, aber sein Ohr schien sie nicht mehr zu vernehmen. Die Kaiserin saß während dieser Zeit auf ihrem Stuhl zu Füßen des Bettes und hielt die linke Hand des Kaisers in der ihren. Selbst die Schwäche, die sie zeitweise übermannte, konnte sie nicht bewegen, die Hand des sterbenden Gemahls zu lassen. Die Frau Großherzogin mußte sie führen, aber ihre Hand blieb in der seinen. Die Atemzüge des Kaisers wurden nun immer kürzer; Oberhofprediger Dr. Kögel begann zu beten, alle Anwesenden sanken um das Lager des sterbenden Kaisers auf die Kniee. Da — die Uhr zeigte 90 bis 32 Minuten nach acht — noch ein tiefes Aufseufzen — der Kaiser hatte geendet. „Könnt' ich nur den Fritz noch einmal umarmen!“ war einer seiner letzten Aussprüche gewesen.

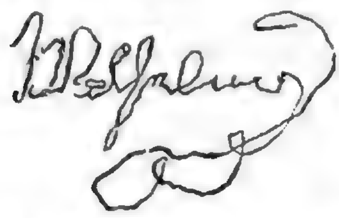
Hand in Hand blieb die Kaiserin mit dem Gemahl vereint, bis über den letzten Atemzug hinaus. Prinz Wilhelm stand am Fußende des Bettes, angesichts des dahingeschiedenen Großvaters; dann näherten sich alle Familienmitglieder, um von dem geliebten Oberhaupt den letzten Abschied zu nehmen und ihm nochmals die Hand zu küssen. Sie knieten sie vor dem Sterbebette nieder. Darauf winkte Prinz Wilhelm auch die übrigen Anwesenden heran: den Oberstkämmerer, den Oberhofmarschall, die General- und Flügeladjutanten, die Aerzte, die Leibdienerschaft, den Gardereiterregimentsintendanten Engel, die Kammerdiener Krause und Ulrich, den Garderobier und die Leibjäger, welche ihrem Herrn so lange treu gedient haben und nun den letzten Abschied von diesem so teuren Leben nahmen.

In der Residenzhauptstadt, die während der Krankheitstage des Kaisers begreiflicherweise in höchster Erregung gewesen war, hatte sich schon zu jenen Stunden, in denen der Puls des hohen Kranken zeitweilig nahezu ganz aussetzte, mehrfach die Nachricht verbreitet, der Kaiser sei tot. Diesen erschütternden Gerüchten folgten immer wieder Stunden vorübergehender teilweiser Beruhigung. Am Freitag vormittag gegen 8¼ Uhr aber begann die Trauerbotschaft, der kein Widerruf mehr folgen sollte, sich unter der Menge zu verbreiten, die sich in den Umgebungen des kaiserlichen Palais Tag für Tag anzusammeln pflegte, in dumpfem Schweigen den Nachrichten über das Befinden des mit dem Tode ringenden geliebten Monarchen entgegenharrend. Noch immer zögerte man, das Schrecklichste zu glauben; erst als ein General, der aus dem Palais kam, auf der Rampe desselben erschien und von hier aus die Trauerkunde bestätigte, war der letzte Hoffnungsfunke erloschen. Bald zogen zuerst auf den öffentlichen Gebäuden Unter den Linden die Flaggen halbmast empor, bald auch in anderen Stadtteilen. — Um 10 Uhr begannen die Geschütze des 1. Garde-Feldartillerieregiments mit dumpfem Dröhnen des Herrschers Tod zu verkünden. In gemessenen Pausen rollte der Kanonendonner langsam durch die Stadt; nicht lange währte es mehr, so liefen auch die Glocken ihren ehernen Mund in melancholischem Trauergeläute erdröhnen. Auf den Telegraphenämtern aber drängten sich die Boten, und von 10½ Uhr an durfte der Draht die Trauerkunde bis in die entferntesten Provinzen, über Länder und Meere tragen.

by Google

Kurz, nachdem die einer ganzen Nation so teuren Augen sich für immer geschlossen, wurde einigen bevorzugten Künstlern — darunter auch dem Schöpfer unserer Abbildung der Sterbestätte — der Zutritt zu letzterer behufs ihrer zeichnerischen Aufnahmen gestattet. Sie fanden den Kaiser in der Lage, wie er gestorben, halb aufrecht sitzend in den weißen Kissen mit weißer Nachtbekleidung, unter der ein dunkelrot seidenes Tuch zum Vorschein kam. Bis zur Brust war der teure Leichnam von einer weißseidenen Steppdecke verhüllt. Der Gesichtsausdruck des Dahingeschiedenen war der eines ruhig Schlafenden; mild und freundlich waren seine Züge noch im Tode, frei von jedem Ausdruck des Schmerzes oder des Leidens. Eine lichte Klarheit umgab das leicht auf die Brust herabgesunkene Haupt des toten Kaisers. Um ihn versammelt hatte sich in stiller, trauervoller Andacht ein Häuflein jener Getreuen, die in Krieg und Frieden seinem Ruf zu folgen stets bereit gewesen, an ihrer Spitze Prinz Wilhelm.

Im Reichstag wurde es 12½ Uhr, ehe Fürst Bismarck, den die Ereignisse der letzten Tage tief erschüttert hatten und dessen Gesundheit schwer angegriffen war, vor den versammelten Reichsboten erschien. Seine Fassung mühsam behauptend, verkündete er amtlich, daß Kaiser Wilhelm zu seinen Vätern entschlafen und daß infolge dieses Ereignisses der preußische Thron und damit nach Artikel 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Seine Majestät Friedrich III., König von Preußen übergegangen. „Ich hatte," so fuhr der Kanzler fort, „von dem hochseligen König in seinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung der Geschäfte, das heißt also etwa heute oder morgen, zu schließen. Ich hatte die Bitte an Seine Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben seines Namens noch zu unterzeichnen. Seine Majestät haben mir erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können." So war es denn auch geschehen; mit zitternder Hand, aber trotzdem klar leserlich hatte der Kaiser unterzeichnet:



Wie wehmütig berührt uns der Anblick dieses Namenszugs, wenn wir ihn mit dem vergleichen, den der Kaiser sonst fest und sicher auszuführen pflegte, wie das Facsimile auf Seite 5 unserer Sonderbeilage zu Nr. 24 es zeigt!

Der Kanzler fügte hinzu, er halte es, angesichts der neuen Wendung der Dinge, für richtig, daß der Reichstag noch nicht auseinander gehe, sondern zusammenbleibe, zunächst bis nach dem Eintreffen Kaiser Friedrichs, der sein Kommen bereits (mit unten gegebenem Wortlaut) gemeldet. „Es steht mir nicht an" — sprach der Reichskanzler nach kurzer Pause in sichtlich tiefster Ergriffenheit weiter — „an dieser Stelle den Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die mich persönlich bewegen." Hier stockte einen Moment die Stimme des Kanzlers und klang unverständlich, als würde sie erstickt von kaum zu bewältigenden Thränen. „Aber" — so fand der Reichskanzler die Stimme wieder — „von meinen Erlebnissen darf ich sprechen." Und dabei erwähnte er, welche Trostesstrahlen die so schwer heimgesuchten letzten Tage des Kaisers Wilhelm erhellt hätten. Einmal die Teilnahme Alldeutschlands und der ganzen Welt, ihren Fürsten und Völkern, an den Leiden seines Sohnes, und sodann die Wahrnehmung, wie die Nation, der er sein Leben geweiht und der er ganz angehört, Fortschritte an allen ihren Teilen gemacht habe zur Stärkung ihrer Einheit. Namentlich was der jetzige Reichstag einmütig in dieser Hinsicht gethan, habe den Kaiser Wilhelm in trüben Tagen gestärkt und erfreut. Klar und fest hört man dann des Fürsten erhobene Stimme fortfahren: „Die heldenmütige Tapferkeit, die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil sein, welches unserer Nation" — und abermals drohte des Sprechenden Stimme zu versagen, und fast schien es, als wäre es dem treuesten Diener, den je ein edler Herr gehabt, nicht gelungen, an dieser Stelle die Thränen hinabzudrücken. Nach mühsamer Vollendung des begonnenen Satzes schloß er mit den Worten: „Das hoffe ich zu Gott!"

Manches Auge war naß geworden, kein Gemüt war unerschüttert, als der Kanzler in seinen Sessel sank und die tiefste Erregung niederkämpfte; sofort erhob er sich wieder, als der Präsident in kurzen, herzbewegenden Worten den Empfindungen des deutschen Volkes an diesem seinem ersten großen Trauertage Worte lieh. Die Sitzung war geschlossen, aber noch lange lag tiefe Stille über dem Hause, das sich nicht leeren zu wollen schien. Fürst Bismarck schritt die kleine Treppe hinab ins Haus, drückte Moltke die Hand und sprach einem sich dicht um die zwei großen Männer drängenden Kreise von Abgeordneten über des Kaisers letzte Stunde.

Kaiser Friedrich hatte die Todesnachricht um 11 Uhr vormittags empfangen, als er mit Dr. Bramann im Garten der Villa Zirio promenierte. Das Telegramm trug die Aufschrift: „An Se. Majestät den deutschen Kaiser Friedrich Wilhelm". Der Empfänger legte die Depesche uneröffnet zurück und fing heftig an zu weinen. Er entschloß sich erst nach geraumer Zeit zum Oeffnen des Telegramms, wobei die Kaiserin Viktoria hinzukam, die ebenfalls heftig zu weinen begann. Beide zogen sich hierauf zurück. Kaiser Friedrich, sich rasch aufraffend, um seines hohen Amtes zu walten, begab sich an den Schreibtisch und entsandte eine Reihe von Depeschen. Alsbald gingen verschiedene kaiserliche Erlasse nach Berlin ab. Der erste, an den Reichskanzler gerichtet, lautete:

„Im Augenblick der tiefsten Trauer um den Heimgang des Kaisers und Königs, meines geliebten Herrn und Vaters, spreche ich Ihnen wie dem Staatsministerium meinen Dank für die Hingebung und Treue aus, mit welcher Sie alle demselben dienten, rechne auf Ihrer aller Beistand bei der schweren Aufgabe, die mir wird. Ich reise am 10. März morgens nach Berlin. Friedrich."

Ein zweiter, an das Staatsministerium gerichteter Erlaß hatte folgenden Wortlaut:

„Hinsichtlich der bisher üblich gewesenen Landestrauer wollen Sie keine Bestimmung treffen, vielmehr es jedem Deutschen überlassen, wie er angesichts des Heimgangs eines solchen Monarchen der Betrübnis Ausdruck geben, auch die Dauer der Einschränkung öffentlicher Unterhaltungen für sachgemäß erachten will. Friedrich."

Diese beiden Erlasse haben — jeder in seiner Art — tiefen Eindruck gemacht. Wenn des neuen Kaisers erste Regierungshandlung der Dank an die langjährigen treuen Berater und Mithelfer seines kaiserlichen Vaters war und darin zugleich ihr weiterer Verbleib erbeten wird, so ist dies echt menschlich und nicht minder echt kaiserlich. Und wie sehr in dem Herzen Kaiser Friedrichs die deutsche Empfindung an erster Stelle steht, beweist der Entschluß, die äußerlichen Trauerzeichen um den Vater des Vaterlandes der freien Empfindung der Nation anheimzustellen.

Am Morgen des 10. März, des Geburtstags der Königin Luise, den ihr ruhmgekrönter Sohn in früheren Jahren stets mit besonderer Pietät begangen, den er aber diesmal nicht mehr erleben durfte, hatte sich vor der Villa Zirio in San Remo eine große Menschenmasse eingefunden. Das Publikum bildete Spalier bis zum Bahnhofe und brach, als das deutsche Kaiserpaar erschien, in Hochrufe aus. Kaiser Friedrich, welcher Zivilanzug, Cylinderhut mit Trauerflor trug, schritt aufrecht in den Wartesaal. Sein Aussehen war blaß, aber sehr gekräftigt. Auf dem Bahnhofe waren der Bürgermeister, die Honoratioren der Stadt, die Konsuln, das Offiziercorps und eine beträchtliche Anzahl Privatpersonen versammelt. Bei dem Eintritt des Kaisers in den Wartesaal trat tiefe Stille ein. Beim Abschied drückte der Kaiser bewegt dem Konsul Schneider und dem Präfekten die Hand, ohne ein Wort zu sprechen; auch Kaiserin Viktoria verabschiedete sich schweigend. Der Kaiser bestieg dann den vorderen Salonwagen, wobei ihm die Kaiserin behilflich war. Hierauf folgten Mackenzie und Hovell. Die Prinzessinnen, Graf Radolinsky und Gräfin Brühl stiegen in den zweiten Salonwagen, während die Doktoren Schrader und Bramann sich in den Wagen, welcher sich vor dem kaiserlichen befand, begaben. Der Zug, welcher aus 9 Waggons bestand, fuhr um 9 Uhr 15 Minuten, von zahlreichen Evviva-Rufen begleitet, ab. Der Kaiser stand am Mittelfenster seines Waggons und verneigte sich grüßend, am Fenster nebenan stand die Kaiserin. Die anwesenden Deutschen riefen: „Es lebe der Kaiser!"

Unterwegs auf dem herrlich am Meere gelegenen Bahnhofe von San Pier d'Arena, einer Villenvorstadt von Genua, noch von König Humbert und Crispi, in München von der Königin-Mutter von Bayern begrüßt und schon in Leipzig von dem Fürsten Bismarck und dem gesamten Staatsministerium, das ihm auf seinen Befehl entgegengereist war, empfangen, langte Kaiser Friedrich am Abend des 11. März wohlbehalten in Charlottenburg an, in dessen Stadtschloß er zunächst seinen Aufenthalt nahm. Dort, nur eine Wegstunde von Berlin entfernt, verbindet sich für Kaiser Friedrich die unmittelbare Nähe der Reichshauptstadt mit den für sein Befinden wünschenswerten Vorzügen eines ländlich gearteten Aufenthalts. Das um 1699 von Schlüter erbaute Schloß ist in seiner äußeren Ausstattung sehr einfach. Die Borghesischen Fechter, in stark patinierter Bronze, halten in ihren kühnen Kampfstellungen die Wacht am Eingang des Vorhofs. In den zwei dem Schlosse gegenüberliegenden Kuppelgebäuden würde man viel eher Kapellen oder Kirchen, als das, was sie wirklich sind: die Kasernen zweier Eskadrons der Garde du Corps, vermuten.

Dort im Charlottenburger Schloß ist Kaiser Friedrich zugleich dem im angrenzenden Parke friedlich gelegenen Mausoleum am nächsten, in welchem neben den Särgen seiner Großeltern auch für seinen entschlafenen Vater, dem Wunsche desselben gemäß, die letzte Ruhestätte bestellt ward. Schon vorher eine Wallfahrtsstätte für Tausende, ist dieses Mausoleum fortan jedem Deutschen doppelt und dreifach geheiligt. In den Zeiten erbaut, wo noch der Druck napoleonischer Zwingherrschaft schwer auf Deutschland lastete, war es anfänglich, obwohl im wesentlichen in den heute noch ersichtlichen Formen, ganz aus schlichtem Material aufgeführt worden, das nachträglich durch edleres Gestein ersetzt wurde. Auf diese Weise entstand jener weihevolle dorische Tempelbau am Ausgang der schwermütigen Tannenallee im Schloßpark. Das Innere, das nach seinen Hauptformen unseren Lesern durch die Abbildung auf Seite 13 der Extrabeilage zur vorigen Nummer vergegenwärtigt ist, macht einen geradezu überwältigenden Eindruck. Säulen von grünem Marmor mit weißen Kapitälen auf roten Marmorsockeln und Wandpfeiler von sizilianischem Jaspis, welche den oberen Raum von dem unteren scheiden, empfangen den über acht Stufen des Eingangs Eintretenden. Die grünen Säulen sind sehr alt. Sie sollen aus dem Orient nach Rom, von da nach Polen und endlich an König Friedrich I. gekommen sein, der sie im Schlosse zu Oranienburg aufstellte. Das eindringende bläuliche Licht wirft magische Strahlen auf das Marmorbild der Königin Luise, welches im Jahre 1813 von Rauch geschaffen wurde, und auf das später von demselben Künstler als Gegenstück ausgeführte Grabmal Friedrich Wilhelms III. — Kaiser Wilhelms schöne Pietät hat auch für seine letzte Ruhestätte die nach jeder Richtung hin würdigste Wahl getroffen!

So findet ihn denn die einundneunzigste Wiederkehr seines Geburtsfestes, deren dankerfüllte Feier im trauten Familienkreise ihm in so naher Aussicht zu winken schien, als stillen Mann zu seinen Vätern versammelt. Statt eines Festblattes ist unser großes Bild, das den edlen Kaiser im Kreise der Seinen zeigt, ein wehmütig stimmendes Gedenkblatt geworden. Es ist eine ideale Vereinigung des ruhmreichen Monarchen mit denjenigen Mitgliedern seiner weitverzweigten Familie, die mit ihm teils in örtlicher, teils in geistiger, den trennenden Raum überbrückender Gemeinschaft sein einundneunzigstes Wiegenfest zu begehen hoffen durften. Still ergriffen schauen wir jetzt in die wohlbekannten ernsten und milden Züge, die, zur Ehrfurcht stimmend, gleichwohl in warmer Liebe die steile, unnahbare Höhe des Thrones vergessen ließen.

Die erhabene Gemahlin Kaiser Wilhelms, welche stets in stiller, echt weiblicher Thätigkeit ohne Prunk und Aufsehen bemüht war, Thränen zu trocknen und Leiden zu lindern, und welche in dem großen, von ihr zu herrlicher Entwicklung geführten Werke des Roten Kreuzes Vorsorge getroffen hat, um die Wunden zu heilen, welche das von ihrem erhabenen Gemahl geschärfte und siegreich geführte Schwert schlagen mußte, wenn es zur Verteidigung des Rechts und der Ehre gezwungen ward, blitzend und flammend gegen Deutschlands Feinde aus seiner Scheide zu fahren, — sie ist nunmehr selbst in tiefes Leid versenkt, in eine Trauer, die unermeßlich wäre, wenn sie nicht durch eine so glorreiche Erinnerung verklärt würde.

Auch darin liegt ein lebendiger Trost, daß dem edlen Kaiserpaar ein würdiger Sohn, eine liebevolle Tochter, eine Reihe stattlicher Enkel und hoffnungsvoller Urenkel erwuchsen. Einer jener Enkel, der Erbgroßherzog von Baden, hat in jungen Jahren bereits seine Probe in der Erfüllung seiner künftigen Regierungspflichten bestanden, als er während der Erkrankung seines erlauchten Vaters die Stellvertretung der Regierung des Großherzogtums zu führen berufen wurde; auch hat der Erbgroßherzog durch die Vermählung mit der Prinzessin Hilda von Nassau nicht nur das eigene häusliche Glück begründet, sondern zugleich zur freundlichen und versöhnenden Ausgleichung der aus den Kämpfen des Jahres 1866 noch übrig gebliebenen Verbitterungen beigetragen, deren Nachwirkungen der Kaiser in seiner milden und großherzigen Gesinnung nach allen Kräften verschwinden zu lassen bemüht war. Des Kaisers badische Enkelin ist über das Meer nach dem Norden hingezogen, um an der Seite eines edlen Gemahls dereinst den Platz auf dem schwedischen Thron einzunehmen, den schon einmal eine Prinzessin des Hauses Hohenzollern, die Schwester Friedrichs des Großen, bestiegen.

Mit herzlicher Freude hat Kaiser Wilhelm auch seine blühenden Urenkel heranwachsen sehen: die Prinzessin Feodora von Meiningen hat bereits ihr neuntes Lebensjahr erreicht, und von den Söhnen des Prinzen Wilhelm fühlt sich der älteste, wenn auch erst noch in kindlichem Spiel, schon als preußischer und deutscher Soldat. Er wächst auf in dem Geiste der Armee, die sein kaiserlicher Urgroßvater zu so herrlichen Siegen geführt und deren Kriegsherr einst zu sein er selbst berufen ist. Im sechsten Lebensjahre schon steht der Prinz Gustav Adolf von Schweden und erwächst unter der sorgenden Leitung der Mutter zur Erfüllung der hohen Aufgabe, dereinst den großen Vorbildern nachzustreben, welche ihm in dem kaiserlichen Urgroßvater und in dem edlen, gefeierten Vorfahren auf dem Throne Schwedens, dessen Namen er trägt, voranleuchten und ihn daran erinnern, daß germanisches Blut und germanischer Sinn die Völker von Schweden und Deutschland mit einander verbinden.

Kaiser Wilhelms Geist und Sinn lebt fort in allen den edlen Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen, die durch Bande des Blutes oder der geheiligten Ehe zu den Seinen zählen; — möge des Himmels Segen, der dem Entschlafenen in so reichem Maße zu teil geworden, walten für und für über allen Angehörigen des Hohenzollernhauses, über allen Schöpfungen des edlen Kaisers, insbesondere über dem deutschen Reich, das sein ruhmreiches Scepter zu neuem Glanz erstehen ließ, und über seinem erlauchten Sohne, unserem Kaiser Friedrich!

Google



Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Digitized by Google



Viktoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

Digitized by Google

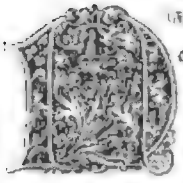
Die Fanfare.

Roman

von

Fritz Mauthner.

(Fortsetzung.)



Nachdem die Kriegsrätin sich müde geredet hatte, mußte sie sich entschließen, dem Werber einen unbestimmten, hinhaltenden Brief zu schreiben. Johannas Herz sei noch frei, sie bedürfe aber einer Bedenkzeit für ihr Jawort; das liebe romantische Mädchen werde eine um so treuere Gattin sein, je ernster sie den wichtigsten Schritt eines Frauenlebens erwäge.

Frau von Havenow glaubte gar nicht, Ausflüchte niedergeschrieben zu haben. Sie zweifelte nicht daran, daß Johanna nur zu sehr überrascht worden sei, daß sie sich ein wenig besinnen müsse und daß sie am Ende dennoch ihre Pflicht thun würde. Sie warf sich vor, zu hastig gewesen zu sein und die mädchenhaften Empfindungen einer Havenow-Trienitz nicht genug geschont zu haben. Und sie wollte den Fehler nachträglich wieder gut machen. Durch Sanftmut und durch herzliches Eingehen auf ihre Stimmung wollte sie die Tochter wieder bekehren und außerdem ihren Achim sofort zu Hülfe rufen. Der Lieutenant war das Haupt der Familie und hatte darin über alles zu entscheiden, auch über die Verheiratung seiner Schwester. In einem klugen Brief schrieb sie um seine Hilfe. Sie deutete vorsichtig auf die minder glänzenden Verhältnisse des Hauses hin und legte es ihrem Sohn nahe, das völlig mittellose Mädchen zu ihrem eigenen Glücke zu überreden. Von Achims Antwort erwartete sie sichere Unterwerfung des Mädchens.

Inzwischen wurde sie nicht müde, ihrer Tochter mit verändertem Ton und mit milderen Worten denselben Text zu predigen. Nicht nur den behaglichen Reichtum, eine prächtige Wohnung und glänzende Gewänder hatte sie für die Zukunft bereit, sie traf auch empfindlichere Punkte in Johannas Seele. Wie konnte die reiche Frau von Herne die schöne Gewohnheit des Wohlthuns annehmen, wie konnte sie durch Reisen und durch die Kunst die Welt genießen! Und als letztes Mittel der Ueberredung blieb immer die Aussicht: wie konnte sie Achim fördern, wenn der durch eine reiche Schwester aller Sorgen enthoben war. Von sich selbst sprach sie nicht, sie kam ja auch wirklich nur als Achims Mutter in Betracht.

Johanna blieb fest; sie wollte für Achim jedes Opfer bringen, nur ein solches nicht, das der Bruder nicht annehmen durfte.

Die Kriegsrätin hatte auf alles eine Antwort. So weit die Verzweigungen in ihrer Familie reichten, so weit gab es Offiziere, die auch einmal jung gewesen waren, und immer hatte die Gesamtfamilie für den Lieutenant eintreten müssen. Es waren viele wackere Bursche darunter, die sich lieber eine Kugel vor den Kopf schießen, als sich durch fremde Opfer retten lassen wollten. Da hatte man ihnen die Sachlage verschwiegen und sie getrost gegen ihren Willen aus der Klemme gezogen.

Manche Stunde, die sonst mit Abschreiben nützlich angewandt worden war, verging jetzt in den einförmigen Unterhaltungen der beiden Frauen; unablässig forderte die Mutter das Opfer, und unerschüttert sagte Johanna nein. Endlich, kurz vor Neujahr kam mit dem verfrühten Neujahrswunsch Achims und der Bitte um neue Visitenkarten auch sein Brief an die Schwester.

Auf Rat der Mutter that er diplomatisch so, als habe Haffner selbst seine brüderliche Unterstützung nachgesucht. Mit zwanzigjähriger Weisheit empfahl er Johanna, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen, denn das Schicksal eines alternden Mädchens sei kein beneidenswertes, fordere vielmehr den Spott der argen Welt heraus. Er höre mit Bedauern, daß seine Lieben sich einschränken und auf die kostspieligsten Vergnügen der Großstadt hie und da verzichten müßten. Das Vergnügen sei freilich der Güter größtes nicht, aber alter Adel verpflichte eigentlich zum Wohlstand. Sein Ideal für die kleine Schwester sei allerdings nicht gerade Herr Haffner-von-Herne. Der Adel desselben sei nicht ganz legitim erworben und dazu nicht einmal sehr alt und sein Vermögen auf sehr bürgerliche Weise zusammengebracht worden, aber die Neuzeit fordere vielleicht solche Schritte. Haffner sei ein guter Mensch. Er, Achim, habe Beweise dafür und dürfe gerade darum seine brüderliche Autorität nicht zu schnell in die Wagschale werfen. Kurz, er übertrage sein Amt auf die Mutter, der habe Johanna in allem zu gehorchen wie eine richtige Havenow.

Johanna las den Brief lächelnd zu Ende.

„Du hast unrecht gethan, Mama," sagte sie, „Achim in eine so unvorteilhafte Stellung zu mir zu bringen. Ich will auch ganz gewiß nicht über ihn lachen, aber ich bitte Dich: gebt mich endlich auf. Ich verliere täglich eine gute Arbeitsstunde, die mir niemand von euch ersetzen kann."

Die Kriegsrätin wußte nicht mehr, was sie thun sollte. Sie beschied Herrn von Herne noch selbigen Tages zu sich und sprach mit ihm fast ganz offen. Ihrer Tochter gedachte sie als einer Unglücklichen, welche zu ihrem Glück gezwungen werden müßte.

Haffners Vorschläge, diesen Zwang auszuüben, zeichneten sich nicht durch starke Verschiedenartigkeit aus. Bald wollte er Achim noch großmütiger als bisher unterstützen und dadurch die Dankbarkeit der Schwester für sich anrufen, bald schlug er vor, daß die verwittwete Kriegsrätin selbst sich glänzend kleide; Johanna sollte durch die nächste Berührung mit Sammet und Seide in ihrer weiblichen Eitelkeit aufgestört werden. Und endlich kam er auf den Einfall, den er für neu und gut hielt, das widerspenstige Mädchen selbst mit kostbaren Geschenken zu überhäufen, vielleicht ohne sich als den Geber zu verraten, es so an den Ueberfluß zu gewöhnen und dadurch zu unterwerfen. Die Kriegsrätin, die in ihrem schwarzen Seidenkleid vorsichtig dasaß, schüttelte traurig den Kopf. Johanna wäre zu klug, nur getäuscht zu werden, und würde von dem abgewiesenen Werber niemals ein Geschenk annehmen, und auch sie selbst müsse für die gute Absicht danken. Sie kleide sich ja gottlob immer noch standesgemäß, und darüber hinauszugehen sei nicht Havenowsche Art. Und mit beleidigter Würde zog sie langsam die Schultern empor und zitterte dabei vor jedem Knacken der Seide.

Dann sank sie wieder bescheiden zusammen und stimmte Herrn von Haffner zu, wenn er nun doch selbst bei Achim sein Glück versuchen wollte.

Herr von Haffner hatte von Anfang an nicht darauf gerechnet, Johanna als Liebhaber zu gewinnen. Ihr Widerstreben kränkte ihn darum nicht allzu sehr, während es seinen Eigensinn nur noch steigerte. Er suchte überall nach Bundesgenossen, und seine Gedanken führten ihn immer zum alten Mettmann und zu Frau Pitersen zurück, welche ja beide das gleiche Interesse hatten, Richard unwiderruflich von Johanna zu trennen. Es brauchte nur kurzer Zeit, um seine Scheu zu überwinden; angenehm war es nicht, sich mit seiner Liebesangelegenheit dem Spotte der klugen Menschen auszusetzen, aber Mettmann und Leontine waren in dieser Frage gewiß nicht zum Lachen aufgelegt.

Schon am folgenden Tag, dem 30. Dezember, als er mit dem Verleger von der Schlußsitzung der „Fanfare" heimkehrte, brachte Haffner nach einer kleinen Vorbereitung entschlossen sein Anliegen vor. Er habe bei der Beratung wohlwollend geschwiegen und auch die anderen Mitglieder des Aufsichtsrates beruhigt. Es sei aber auch wirklich stark, wie Mettmann die ganze Macht der Gesellschaft für seine Glocke ausbeute und jetzt sogar rücksichtslos für die Oper seines Sohnes benütze. Er sei kein Spielverderber, aber er sei gewohnt, auf seinen Vorteil zu sehen. Und kurz und gut: er wolle die beiden Mettmann, Vater und Sohn, in ihren verschiedenartigen Bemühungen weiter unterstützen, wenn seine Absichten auf Fräulein von Havenow dadurch gefördert würden, sonst nicht.

Gottlieb Mettmann hatte in der Versammlung der Fanfare wohl gefühlt, daß Haffner ihm lebhaft zu Hilfe kam und daß ihm diese Hilfe in seiner Lage sehr erwünscht sein mußte. Das Widerstreben gegen die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Zeitungen für Richards Oper günstig gestimmt wurden, war ja nur ein kleines Zeichen der Auflehnung gegen den verwegenen Mann gewesen, der allen Gewinn der Aktiengesellschaft Fanfare in die Kassen seiner Glocke hineinleiten zu wollen schien und der trotz der flauen Gerüchte, die um Fata Morgana umzugehen begannen, dennoch an dem Gedanken festhielt, daß das Haus im Tiergarten mit diesem Werk eröffnet werden müßte.

Bei der Sitzung, wo durcheinander die verschiedenen Geldinteressen der Teilnehmer zur Sprache kamen, hatte Haffner blindlings für Mettmann gesprochen und gestimmt; sein Ansehen und die Größe seiner Beteiligung hatte den Ausschlag gegeben.

Nun verstand es sich für den Verleger von selbst, daß er dem zuverlässigen Geschäftsfreunde mit Rat und That seinen Eifer bewies; und da Haffners Ziele fast mit den seinigen zusammentrafen, nahm er sich der Sache mit einem Feuer an, welches den bedächtigen Freier beinahe erschreckte, aber da half kein Sträuben. Wenn Gottlieb Mettmann eine Geschichte rasch zu Ende führen wollte, riß er jeden mit.

Jetzt führte er Herrn Haffner geradewegs zu Leontine, erzählte ihr die Sachlage ganz so brutal, wie er sie soeben erfahren hatte und sie aus anderen Beobachtungen mutmaßte.

„Hier kommen wir mit sanften Mitteln nicht durch!" sagte er endlich. „Hier müssen Sie selbst handeln, schönste Frau!"

Leontine hatte nach der ersten Begrüßung die Herren stumm angehört. Nun blickte sie mit freundlicher Ueberlegenheit auf Haffner, der in der Haltung eines vor dem Souffleurkasten festgenagelten Schauspielers neben ihr saß, und auf Mettmann, der sich zwischen den leichten Möbeln eine Gasse gebahnt hatte und darin auf und nieder ging.

„Ich weiß nicht," sagte sie endlich mit welcher Stimme, „wie die Herren von Herzensangelegenheiten so häßlich reden können. Indessen, Ihr Vertrauen ehrt mich, und ich will es zu verdienen suchen. Es gibt also, wie ich aus allem ersehe, hier ein ehemaliges Liebespaar, Herrn Mettmann junior und Fräulein Johanna von Havenow-Trienitz, welches die Treue länger erhalten will, als die Liebe gedauert hat."

„Sehr gut," flüsterte Haffner, der nicht verstand, was Leontine wollte, dem aber nach Mettmanns Roheit dieser Zartsinn wohlthat.

Leontine dankte lächelnd und fuhr fort:

„Wenn wir recht berichtet sind, so möchte Herr Richard Mettmann gern einer andern Frau seine nicht ganz hoffnungslose Neigung gestehen, hält sich aber wohl durch irgend ein Wort an dieses hübsche adelige Fräulein gebunden. Ebenso ist Fräulein von Havenow-Trienitz entschlossen, einem in jeder Hinsicht stattlichen Manne die Hand zu reichen . . ." — Haffner verbeugte sich — „wartet aber darauf, daß Richard Mettmann ihr durch die symbolische Handlung seiner eigenen Verlobung ihr Wort zurückgibt. So liegt die Sache. Nicht, meine Herren?"

Haffner applaudirte vor Vergnügen. Mettmann lachte laut auf und rief:

„Wenn ich nur zwanzig Jahre jünger wäre, ich würde mich mit meinem eigenen Sohn schlagen!"

Leontine lächelte nicht einmal. Ernsthaft sprach sie weiter:

„Es ist nun Menschenpflicht für uns alle, außerdem aber für jeden einzelnen von uns eine besonders heilige Pflicht, die jungen Leute in dem Bestreben zu unterstützen, endlich auseinander zu kommen. Es ist ja ein Jammer, wie sie sich quälen, um alter romantischer Erinnerungen willen. Wir verdienen uns ihren Dank, wenn wir sie kräftig und freundschaftlich auseinanderreißen. Ich will den Herren gern meine weichere weibliche Hand leihen, wenn wir erst darüber einig sind, durch welches Mittel wir die Unglücklichen vor einander retten."

Wie ein Meister seinen Gesellen die rohe Arbeit überläßt, so lehnte Frau Leontine sich jetzt zurück und erwartete die Vorschläge ihrer Verbündeten. Haffner war nicht erfindungsreicher als vorhin bei der Geheimen Kriegsrätin. Richard Mettmann sollte sich nur erst öffentlich mit der andern Dame verloben, dann würde Johanna schon andere Saiten aufziehen.

„Und Richard wartet darauf, daß Fräulein Johanna ihn zuerst freigibt," rief Frau Leontine ärgerlich. „So kommen wir nicht weiter."

Gottlieb Mettmann wollte eigentlich mit Geld darein schlagen; er glaubte, mit seinen nagelneuen Banknoten seinen eigenen Sohn bestechen zu können, doch die Worte Leontinens brachten ihn auf neue Gedanken, die er hitzig zu gestalten suchte. Wenn man jedem der jungen Leute von der vollzogenen Verlobung des andern Teils Mitteilung machte? Dann würde ein jedes frei, und vielleicht schon am nächsten Tag würde die kleine Lüge zur Wahrheit.

Haffner fand den Einfall großartig, seines Freundes ganz würdig. Frau Leontine jedoch wollte von so gefährlichen Fälschungen, von solchen Theaterstreichen nichts hören; sie versagte geradezu ihre Mitwirkung. Nach ihrer Meinung war das Unglück des Mädchens, daß sie nämlich ein Malermodell geworden sei, gar noch nicht genügend zum Guten gewendet worden. Den jungen Mann freilich habe die Entdeckung schon beinahe vollständig geheilt, aber das Mädchen scheine gar nichts von der Schande zu ahnen, in der sie lebe; und doch werde sie ihren klugen und wohlwollenden Verwandten eher gehorchen müssen, wenn öffentlich über ihr Gewerbe gesprochen würde. Wozu habe man denn die Zeitungen zur Verfügung, wenn man sich ihrer nicht zu einem so menschenfreundlichen Zweck bedienen wolle?

Mettmann blickte überrascht bald auf Haffner, bald auf Leontine. Sie wußten ja doch beide, daß der Verdacht gegen Johanna unbegründet war. Und langsam sagte er so bescheiden, als wollte er sich von der Freundin gern belehren lassen:

„Ich halte dieses Mittel für noch gefährlicher. Es ist ja nur die reine Wahrheit, aber ich möchte das arme Kind nicht unnötig kränken und reizen. Auch sollte von Herne Bedenken tragen, sich seinen künftigen Besitz schlecht machen zu lassen."

Haffner nickte so heftig mit dem Kopf, daß sein Haar wirklich wie eine Perücke sich zu lüften schien, aber Frau Leontine ließ ihn nicht zu Worte kommen. Sie rief: „Von Herne ist ein Philosoph, der keine Arbeit verachtet, besonders wenn er weiß, daß das Mädchen den Malern gar nicht gewerbsmäßig gedient hat. Er achtet eine von Havenow-Trienitz wegen ihrer Armut nicht geringer, denn er wurzelt selbst im einfachen Bürgerstande. Nicht, Herne?"

Als Haffner wieder nur beistimmen konnte, wandte sie sich mit überlegenem Lächeln an Mettmann und sagte:

„Und auf Richard wird eine solche geschickte Veröffentlichung entscheidend wirken. Er sieht seinem Vater nicht ähnlich, er mag das Gerede der Leute nicht. Ich stehe dafür ein, daß er Johanna dann frei gibt und Herne nicht weiter stören wird."

Mettmann fing ihren Blick auf und verstand, was dieser sagen wollte: Was geht uns Haffner an, wenn wir nur bei Richard unsern Willen erreichen!

Die Herren sagten zu dem Plan Leontinens nicht ausdrücklich Ja, aber sie beratschlagten schon über die Form, in welcher eine solche Veröffentlichung möglich war. Mettmann dachte an ein beschimpfendes Inserat, welches durch die Fanfare vermittelt und von der Glocke umsonst aufgenommen werden sollte. Haffner widersetzte sich entschieden der Absicht, seine baldige Braut zu beleidigen; ein bißchen necken mochte man sie immerhin, aber allzu nahe dürfe ihrer Ehre niemand treten. Frau Leontine unterbrach die Streitenden mit ihrem unschuldigen, freundlichen Lachen.

„Der letzte Ihrer Reporter wäre nicht so plump," rief sie. „So etwas muß Filigranarbeit sein. Ueberlassen Sie das mir. Schicken Sie nur den kleinen Herrn Pinkus zu mir, der wird am besten verstehen, meine guten Absichten auszuführen. Er ist ein so gutmütiger Mensch. Ich bin doch sicher, daß der Herr Chefredakteur den Namen seiner neuen Mitarbeiterin nicht erfährt und aus ihrem Aufsatz nichts herausstreicht?"

Mettmann beruhigte sie mit vergnügtem Lächeln. „Bode sitzt noch für mehr als vierzehn Tage fest in Plötzensee und wird hoffentlich so mürbe herauskommen, daß er auch künftighin ein verträglicher Mensch bleiben wird."

Der geräuschlose Diener trat ein und meldete den Grafen, der mit seinen leichten jugendlichen und doch so langsamen Schritten ihm auf dem Fuß folgte. Haffner und Mettmann waren erstaunt, den alten Lebemann als einen so stattlichen, geschmeidigen Herrn zu erblicken. Nur sein langes blasses Gesicht konnte ihn leidend erscheinen lassen; aber auch das mochte der spitze graue Vollbart verschulden.

Leontine stellte die Herren einander vor. Graf Trienitz verneigte sich höflich, wartete dann jedoch die Entfernung der Herren wie etwas Selbstverständliches ab. Auch Leontine gab dem Grafen das Recht, sich bei ihr seine Gesellschaft zu wählen; sie verabschiedete die Freunde schnell und herzlich und rief dem Verleger noch eindringlich nach: „Vergessen Sie nicht, mir Herrn Pinkus zu schicken!"

Als sie allein waren, ließ der Graf Kopf und Brust etwas sinken, schloß müde die Augen, setzte sich mit drei leichten, aber deutlich abgemessenen Bewegungen in seinem Lehnstuhl zurecht, streckte die Beine taktmäßig von sich und legte die Hände in den Schoß. Leontine ließ den kranken Mann gewähren; sie durfte die Zeichen seiner Schwäche niemals bemerken. Endlich hob er wieder die Augenlider und sagte mit seinem unveränderlichen gütigen Lächeln:

„Heißt wirklich jemand Pinkus?"

Elftes Kapitel.

Die beiden ersten Briefe, welche Bode aus Italien an sie geschrieben, hatte Frau Käthe außer ihrer Freundin Johanna keinem Menschen gezeigt. Sie selbst las die vielen Seiten, die sie jeden Tag besser verstehen lernte, immer wieder aufs neue.

Gesund und lustig war ihr Mann, das war die Hauptsache, wenn er auch ihr zu liebe mit der ganzen Reise nicht sehr zufrieden that; wie lieb er sie hatte, das sah sie aus seinem Bemühen, sie nicht durch allzu frohe Berichte zu kränken, aber er kannte sie schlecht, wenn er ihr so wenig Selbstlosigkeit zutraute. Bode hätte dreist über seine Ferien, seine Freiheit und seine Reiseabenteuer Jubelhymnen anstimmen können, sie hätte sich keinen Augenblick zurückgesetzt gefühlt. Und doch war sie wieder von der Zurückhaltung beglückt, die er sich auferlegte.

Wenn er auch die Liebe seines Weibes unterschätzte, seine eigene sprach deutlich aus dem Ton, den er gleich im ersten Brief angeschlagen hatte. Sie kannte fast jedes Wort auswendig.

„An einem der Seen

„Meine liebe Käthe!

„Nicht wahr, Du verlangst nicht zu wissen, von welchem der Seen ich Dir schreibe? Du glaubst, ich wandle stillvergnügt unterm ewig blauen italienischen Himmel, oder lehne an einem Oelbaum, oder pflücke vom nächsten Strauche eine Apfelsine oder unterhalte mich mit meiner internationalen Reisegesellschaft. Wie kennst Du mein Italien so schlecht! Der Himmel, den ich sehe, ist kein anderer als der der Großgörschenstraße, und dabei kriege ich nicht einmal viel von ihm zu sehen.

„Ueberall sind nur Mauern zu schauen. Wenn ich die Augen schließe, kann ich hinter der ersten Mauer den See, hinter der zweiten eine Kirche, hinter der dritten das freie Feld und hinter der vierten Dich selbst vermuten, meine liebe Käthe.

„Ein Königreich für ein freies Stückchen Land ohne Mauer! Das mit dem Oelwald ist auch nur so so. So ein Oelbaum ist überhaupt kein richtiger Baum. Wurzeln hat er, über die man stolpern kann wie über die Paragraphen des Strafgesetzes. Das ist richtig. Seine Blätter aber sind nicht grün, sondern grau, und was daraus wächst, schmeckt wie Petroleum.

„Und mit den Apfelsinen ist es Essig. Ich habe, seitdem ich hier bin, wahrhaftig noch keine einzige gegessen und auch noch keine einzige gesehen. Das Pflanzenreich also, das ich hier kennen gelernt habe, ist nicht verlockend. Meine wichtigste Bekanntschaft hieraus sind Erbsen gewesen und auch die nicht grün, sondern grau. Das sind meine Südfrüchte. Wenn der strenge Doktor es mir nur erlauben wollte, wie gern verzichtete ich auf meine Ferienreise, um wieder bei Dir zu sein. Wie sehne ich mich nach dem Anblick einer deutschen Tanne, die grün ist und nach Harz riecht und unter die man am Weihnachtsabend unter anderen schönen Dingen auch Kinderwäsche legen kann. Ich wäre schon mit einem Spaziergang im Grunewald zufrieden, selbst Kiefern sehe ich nur aus ahnungsvoller Ferne. Und auf dem Heimweg würden wir uns Apfelsinen kaufen, süße, reife Früchte. Glaube mir, in der Potsdamerstraße bekommt man bessere Apfelsinen als hier an den Ufern des Sees.

„Den Verkehr mit meiner Hotelgesellschaft stellst Du Dir auch anders vor, als er ist. International ist die Bande, das ist wahr. Ich habe einige Engländer kennen gelernt, zwei Russen und sogar einen lebendigen Italiener, doch der letztere soll ein Falschspieler sein. Ich suche darum seinen Verkehr nicht auf. — Meine neuen Bekannten sind größtenteils interessante Leute, aber sie haben etwas in ihrer ausschließlichen Sprache und in ihrer kostspieligen Vertraulichkeit, was meinen bürgerlichen Gewohnheiten fremd ist, doch liegt das nur vielleicht an meinem Gelehrtendünkel. Ich bemühe mich vergebens auch hier, die Gleichheit aller Menschen zu empfinden.

„Du willst ganz gewiß nichts über Politik und über die Sitten eines urkatholischen Volkes hören."

Und nun kamen in dem Brief viele Seiten über die Moral und die Religion in dem Gefängnis, das er Italien nannte, satirische Leitartikel über öffentliche Zustände, die Frau Käthe ganz und gar nicht verstand, die sie aber auch fast ebenso gut als den Anfang auswendig wußte. Schließlich versicherte er sie seiner wohlerhaltenen Gesundheit und bat um häufige Briefe, die für den kurzen Weg so entsetzlich viel Zeit brauchten.

„Du glaubst gar nicht, wie elend die Postverbindung hier ist. Der heilige Stephan ist der einzige Heilige, der hier nichts gilt. Möchtest Du es glauben, daß Deine Briefe geöffnet werden, als ob die Käthe mir hochverräterische Dinge zu schreiben hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Literatur

— **Rudolf Lindaus ebenso feinsinnig angelegter als psychologisch** vertiefter und glänzend durchgeführter Roman: „Zwei Seelen" ist nunmehr auch in Buchform erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wir brauchen unsere Leser, denen dieses treffliche Werk in frischer Erinnerung ist, nicht erst darauf hinzuweisen, daß es kaum ein literarisch wertvolleres und für tausend Leser geeigneteres Geschenkbuch geben kann als diesen mustergültigen Roman.

Die außerordentliche Gewandtheit Ernst Ecksteins in pointierender Darstellung heiterer Erzählungsstoffe verleiht auch der neuesten Novelle dieses Autors: „Verona" (Leipzig, Reißner) eine besondere Physiognomie. Es sind hier zwei junge Eheleute geschildert, die beide in hohem Grade an dieser Modekrankheit leiden und trotz aller Liebe zu einander dadurch in so bittere Konflikte geraten, daß ihre „glückliche" junge Ehe einen sehr unglücklichen Anstrich bekommt. Die Dinge steigern sich zu einer ganz bedenklichen Höhe, als der kluge Hausarzt ein hübsches und durchaus natürliches Mittel findet, die Heilung dieser beiden Patienten auf glänzende Weise herbeizuführen. Die Figuren sind in der bekannten Eckstein'schen Art fein gezeichnet, und Gespräche, Schürzung und Lösung des Knotens haben Lustspielcharakter; freilich ist auch hier wie bei allen komischen Erzählungen dieses Autors eine etwas freiere Flottheit und eine gewisse Rücksichtslosigkeit in der Behandlung dem feineren Leser empfindlich. Trotzdem wird diese Erzählung einen großen Leserkreis sehr gut unterhalten und anregen.

— **„Die Königsschlösser Ludwigs II.", Linderhof, Neuschwanstein** und Herrenwörth, behandelt Adolf Graf von Westarp in einem Büchlein (Berlin, Friedrich Luckhardt), das für seinen Gegenstand ganz den richtigen Ton trifft. Der in dem Wesen des königlichen Erbauers dieser drei Schlösser scharf ausgeprägte phantastische Zug, dem dieselben ihre Entstehung und Prachtentfaltung danken, klingt in der Schilderung Westarps wider, ohne der klaren Anschaulichkeit und dem ruhigen Urteil empfindlichen Eintrag zu thun. Sowohl den Besuchern der Schlösser als denjenigen, die sich an Abbildungen derselben erfreuen, wie sie das König Ludwig-Album der Deutschen Verlags-Anstalt bietet, wird der kleine literarische Führer des Grafen Westarp willkommen sein.

Um dem Uebelstand abzuhelfen, daß bei jeder stenographischen Uebung die Notwendigkeit des Silbenzählens sich wiederholt, hat Friedr. Brubel ein „Praktisches Diktirbuch für Stenographen aller deutschen Systeme" (G. A. Gloeckner, Leipzig) herausgegeben, das stenographische, parlamentarische und vermischte Gegenstände behandelt und die Silbenzahl fortlaufend am Rande bemerkt zeigt. Vermöge dieser sehr praktischen Einrichtung wird es allen Stenographiebeflissenen willkommen sein.

Lesen, sehen, hören und reden.

Von

H. Ehrlich.

(Alle Rechte vorbehalten.)

II.

Wer in einem Theater oder in einer Bildergalerie die Besucher beobachtet und ihre Aeußerungen hört, der wird im Anfang erstaunt sein, wie verschiedenartig die Eindrücke und die Urteile gerade bei den „Gebildetsten" hervortreten, wie viel die Vorfassung und wie wenig die Auffassung dabei mitwirkt. Zuerst lassen sich Redensarten,

ästhetische Schlagwörter, „Idealismus" oder „Realismus", vernehmen; erst nach und nach kann man unterscheiden, was angelernt, „angeschneidert" ist, und was der Beurteilende aus seinem Denken schöpft; da stellt sich's denn nicht selten heraus, daß die rigorosen Urteile über Malerei aus dem Munde derer kommen, die wenig Kunstgeschichte kennen, daß Damen, deren Ausdrucksweise nicht auf ausgebreitete Kenntnisse oder salonphilosophische Bildung schließen läßt, die Charaktere eines neuen Dramas besser beurteilen, als manche, deren elegante Konversation und Toiletten vielfach bewundert werden, daß sogenannte Gelehrte manchmal recht thöricht urteilen, daß Gelehrte bisweilen einen Wald sehen, wo keine Bäume sind, sie aber ihre dürren Ästen hinpflanzen können; daß der Geschmack fast so unwägbar ist, wie der Nervenäther, bald von oben nach unten, auch nicht selten von unten nach oben steigt, daß er öfter bei den natürlich und gesund Empfindenden weilt, als bei den sehr Feinen, die nur Wohlgerüche kennen und nicht Waldluft, die man nur genießen kann, wenn man gut zu Fuße ist und dickes Schuhwerk trägt; daß das Verwunderliche, Aufgeputzte, Hochtrabende, originell sein Wollende vielen Leuten furchtbar imponirt, daß das Läßerne, alles Höhere und Bessere Verhöhnende sehr oft für genial gehalten und gepriesen wird — daß aber bei alledem doch nur das wahrhaft Gute und Tüchtige bleibt und dauernden Einfluß behält. Ob das Theater in früheren Zeiten eine höhere Bildungsanstalt war als jetzt, dünkt uns eine der müßigsten Fragen, die überhaupt aufgestellt werden können. Zwar hat schon vor etwa 2000 Jahren Aristophanes von besseren Zeiten gesprochen, „da das Publikum noch nicht so verderbt war"; und hier und da begegnet man auch heranzuziehen einer moralischen Kritik oder dem von Seufzern begleiteten Ausspruche eines Theaterliebhabers, daß es einst doch schöner war! Forscht man jedoch nach Thatsachen, nach gedruckten Beweisen aus der gelobten entschwundenen Zeit, so findet man sehr gewichtige Schriftstücke, die fast zu dem Glauben verleiten könnten, die Jetztzeit sei die bessere! Im Jahre 1782 schrieb Schiller einen Artikel: „Ueber das jetzige deutsche Theater", zu welchem die heftigsten Strafpredigten unserer strengsten heutigen Moralisten sich verhalten, wie ein Spritzregen zu grimmigem Hagelschlag. — In Wahrheit wird es mit der Klage über das Theater gerade so beschaffen sein, wie mit den meisten anderen: für sich betrachtet, sind sie berechtigt und auf Wahrheit gestützt, in Zusammenhang gebracht mit den allgemeinen Verhältnissen, erscheinen sie einseitig und ungerecht; nicht wenige Fehler des gesellschaftlichen Lebens, besonders in seinen Beziehungen zur Kunst, sind nicht zu beseitigen, ohne daß manches dabei mit verloren ging, das als Fortschritt gegenüber der vorhergehenden Periode erkannt werden muß. Mit Bestimmtheit darf man behaupten, daß weder die Sittlichkeit noch der Geschmack der deutschen Nation darunter litte, wenn die besinnungsvolle Jugend weniger kneipte und nicht in so viele Duelle mit frivolsten Anlässen einen nationalen Stolz setzte. Daß jedoch die Mehrzahl der heutigen Theaterbesucher weniger gebildet, weniger kunstbegeistert ist, als die zur Zeit Goethes und Schillers, dürfte schwer zu beweisen sein. Vielleicht war in jener Zeit, als die Leute noch nicht so „erschrecklich viel gelesen" hatten, die naive Empfänglichkeit größer als jetzt; vielleicht lebte im gebildeten Mittelstande besonders der kleineren Städte ein idealer Zug, der durch Schiller zur Begeisterung erwärmt wurde — wenn aber dagegen die Erinnerung erwacht, daß zugleich und nach Schiller und mit Goethe die Kotzebueschen Stücke, dann die Müllnerschen Schicksalstragödien — die einem heut wie Parodien vorkommen — auf den meisten deutschen Bühnen festen Fuß gewinnen konnten, zeigt es sich, daß der schlechte Geschmack niemals auszurotten war und sein wird. — Es wird wohl immer so gewesen sein und bleiben, wie es Schiller am Schlusse des obenerwähnten Artikels so schön darlegt: „Das Theater tröste sich mit seinen würdigeren Schwestern, der Moral und — furchtsam mag ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdient genug, wenn hier und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Mut an Scenen des Lebens erhärtet und seine Empfindungen an Situationen des Unglücks übt. — Ein edles, unverfälschtes Gemüt saugt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohesten Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren nach nach."

Wem es gelang, sich die Kunst des richtigen Lesens anzueignen, der wird auch in das Theater richtiges Verständnis mitbringen, weder den rein idealen Maßstab, vor dem etwa ein Dutzend Dramen und ein halbes Dutzend Lustspiele bestehen können, noch jene frivole Unterhaltungssucht, die schließlich überall nur Langeweile findet, sondern jenen wahren Geschmack, der nach Lessings goldenen Worten sich über alle Schönheiten verbreitet, aber von keiner mehr verlangt, als sie gewähren kann.



Das Mausoleum in Charlottenburg; Ort der Beisetzung Kaiser Wilhelms I.
Nach einer Photographie im Verlag von Ecker & Liesch in Berlin.

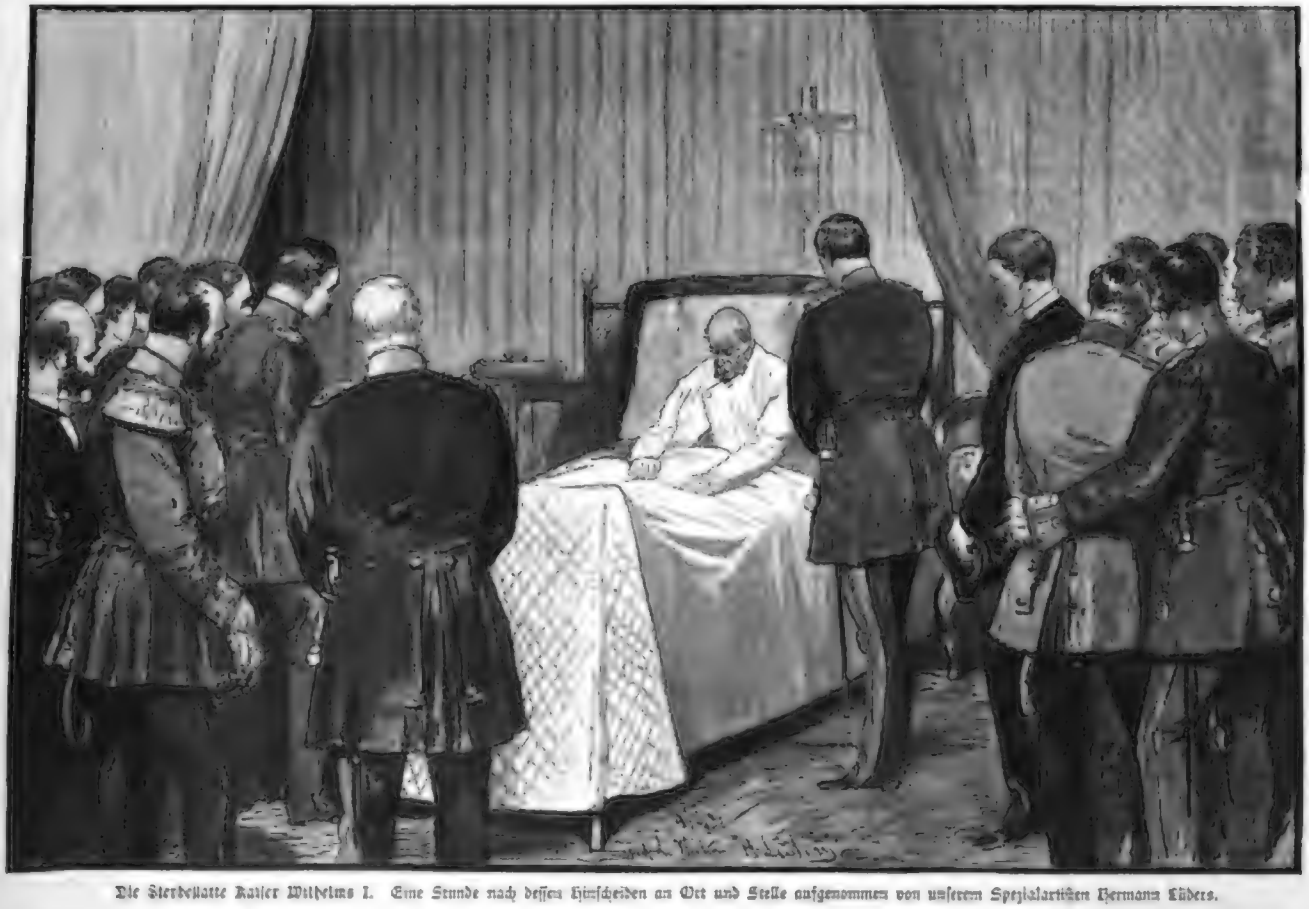


Das königliche Schloß in Charlottenburg, zur Zeit die Residenz Kaiser Friedrichs III. Originalzeichnung von G. Themerkauf.

Digitized by Google



Vor dem kaiserlichen Palais in Berlin am Vormittag des 9. März. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Maximilian Schäfer.



Die Sterbestatt Kaiser Wilhelms I. Eine Stunde nach dessen Hinscheiden an Ort und Stelle aufgenommen von unserem Spezialartisten Hermann Lüders.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Ihre Wissenschaft der Zukunft hat einen großen Verlust erlitten," sagte Frau von Ramberg, als sie dem Doktor Riese, der zuletzt in den Salon der Gräfin Sternfeldt getreten war und sich fröstelnd dem Kamin näherte, eine Tasse Thee reichte, „ich habe es jetzt erst gehört, daß Herr von Malortie gestorben, der in seinem vortrefflichen Buch ‚Das Menu' eine solche Fülle von gastronomischen Kenntnissen und neuen Gedanken entwickelt hat."

„Ich beklage den Verlust des Herrn von Malortie aufrichtig," erwiderte Riese, „zunächst als Mensch, denn er war auf dem glatten Parket des Hofes, das, wie man ja zu sagen pflegt, den Charakter verderben soll, ein durch und durch braver, gerader und ehrlicher Mann geblieben, und das will viel sagen für einen Hofmarschall, der ja in seiner Stellung fast niemals geradezu sagen darf, was er denkt und daher gar zu leicht dahin kommt, umgekehrt zu sagen, was er nicht denkt. Was Herrn von Malorties kulinarische Verdienste betrifft, so verkenne ich dieselben durchaus nicht, aber er steht für mich in seinem Buch ‚Feine Küche' noch zu sehr auf dem Standpunkt der Mechanik, welche bis jetzt in der Küche herrscht. Wenn der Vergleich erlaubt sein möchte, hat Herr von Malortie von einem allerdings über die heutigen Verhältnisse ziemlich erhabenen Standpunkte das gelobte Land der kulinarischen Kunst und Wissenschaft, der ich Baba brechen will, nur gesehen und hat sterben müssen, ehe es betreten zu können. Unübertrefflich dagegen ist sein Buch ‚Das Menu', denn es gibt kaum wieder eine solche Sammlung von historischen Menüs, wie er sie zusammengestellt hat, und das ist immerhin auch ein Stück Weltgeschichte, denn man beurteilt die historischen Personen besser und richtiger, wenn man sie sich vorstellen kann, wie sie an der Tafel sitzen. Außerdem aber gibt er auch in seinen Mustermenüs die Beweise eines tiefen Verständnisses der so schwierigen Kunst, eine Reihenfolge von Speisen sowohl für den Geschmack als für den Magen richtig zusammenzustellen."

„Ich habe," sagte Frau von Ramberg, „über die Theorie der Geschmackstöne, die sich unter einander harmonisch oder disharmonisch berühren, noch öfter nachgedacht; die Sache hat mich interessirt und ich habe wirklich gefunden, daß Sie Recht haben, wenn Sie die Nuancen des Geschmacks den Tönen gleichachten und es unternehmen wollen, für dieselben ebenfalls eine Harmonielehre aufzustellen, auf die ich sehr gespannt bin. Nun ist mir dabei eine Frage aufgestiegen, die mich als Dame ganz besonders interessirt. Man hat also die Harmonie der Töne in einer bis ins kleinste entwickelten Wissenschaft geregelt und festgestellt, warum ist es denn noch niemand eingefallen, ein Gleiches für die Farben zu versuchen?"

„Es ist über die Farben, zum Beispiel in ‚Goethes Farbenlehre', viel Geistvolles geschrieben," sagte Graf Sternfeldt, „man hat herausfinden wollen, wie sich eine Farbe aus der andern entwickelt, aber das alles beruht freilich mehr auf Empfindungen und seiner Auffassung, die man unter dem Gesammtnamen des guten Geschmacks zusammensetzt, und darin," sagte er lächelnd, „sind ja die Damen Meisterinnen; — ihre Empfindung wird sie also immer richtig leiten, wenn es sich darum handelt, die Farben zu ihrer Toilette richtig zusammenzustellen."

„Gerade von der Toilette wollte ich sprechen, verehrter Graf," sagte Frau von Ramberg, „und ich finde leider, daß die persönliche Empfindung gar viele Damen nicht richtig leitet, sonst würde man nicht so außerordentlich geschmacklose Toiletten sehen. Ich habe für meine Person die Anmaßung, einen guten Geschmack zu besitzen, — viele meiner Freundinnen werden vielleicht ganz anderer Meinung sein, — allein wenn es mir gelingt, eine harmonische Toilette zusammenzustellen, so muß ich dabei doch immer gewissermaßen meinem Instinkt folgen. Besser wäre es doch gewiß, wenn es, wie den Generalbaß für die Musik, ein Lehrbuch der Regeln für die Farbenharmonie gäbe, — Jetzt bleibt sowohl dem Maler als der Dame, welche ihr Ballkostüm zusammensetzen will, nichts anderes übrig, als das Auge so zu bilden, daß es die Disharmonie der Farben empfindet, ebenso wie ein durchaus nicht musikverständiger, aber natürlich für Harmonie empfänglicher Mensch auch von einem Mißklang unangenehm berührt wird. Es bestehen doch ganz gewiß auch Regeln dafür, welche es denjenigen, die von der Natur nicht mit der seltenen und köstlichen Gabe des Geschmacks beschenkt sind, möglich machen, schlimme Dissonanzen zu vermeiden."

„Ich kann der gnädigen Frau die Beruhigung geben," sagte Doktor Landen, „daß der Gedanke, den Sie eben angesprochen haben, auch anderweitig schon erfaßt worden ist, und vielleicht werden wir bald auch eine mathematisch festgestellte Harmonielehre der Farben besitzen. Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, bei meinem Aufenthalt in Hamburg dort in der Gesellschaft zur Förderung der Künste und nützlichen Gewerbe einen Vortrag eines Arztes, des Doktor Classen, zu hören, der sich gerade mit diesem Gegenstande beschäftigte. Der Vortrag hat mich so sehr interessirt, daß die Hauptsachen desselben mir fest im Gedächtnis geblieben sind. Doktor Classen hat gerade das, was die gnädige Frau vermißt, eine genau geregelte Harmonielehre der Farben."

„O, erzählen Sie," sagte Frau von Ramberg, „das interessirt mich ganz ungemein, und ich glaube, die Herrschaften werden mit mir einverstanden sein."

„Herr Classen," fuhr Doktor Landen fort, „faßt, ganz analog mit Ihrer Auffassung, zunächst auf, daß bisher die Eindrücke der Farben auf die menschliche Empfindung eigentlich nur subjektiv und erfahrungsmäßig aufgefaßt seien und daß man das für harmonisch erkläre, was einen wohlthätigen Eindruck macht. — Wem nun die Empfindung für einen solchen Eindruck fehlt, der ist, wie die gnädige Frau ganz richtig bemerkte, schlimm daran. Doktor Classen stellt dann folgende nicht nur geistvolle, sondern nach meiner Ueberzeugung auch sehr richtige Sätze auf:

„‚Alle Dinge, die wir äußerlich durch die Sinne in uns aufzunehmen, wirken durch vier Funktionen, nämlich: die Position, ihr Gegenteil die Negation, dann die Separation, also die Trennung, und die Limitation. Für das Gehör zum Beispiel ist der Ton die Position. Ihm gegenüber steht die absolute Stille als Negation, dazwischen der Klang — ohne Ton — als Beschränkung, das Geräusch als Trennung. Bei dem Gefühl haben wir die Wärme gegenüber der Kälte, dazwischen liegt heiß und lau; beim Geruch duftig und geruchlos, dazwischen würzig und widerlich. Aehnlich nun verhält es sich mit den Farben, die man sich in einem Quadrat vorstellen kann. Die Position ist das Weiß, daran lehnt sich als Trennung die Reihe der Farben. Gegenüber steht das Schwarz als die Negation, und an diese Negation lehnt sich die Beschränkung, die Limitation in den Farbentönen, welche eine gewisse Negation in sich tragen. Denken Sie sich also in einem Quadrat an der einen Ecke das Weiß, so steht demselben gegenüber in der Diagonale das Schwarz. Auf den beiden Quadratseiten, welche von dem Weiß ausgehen, finden sich die Farben rot und gelb, durch Trennung aus dem Weiß entstanden, aber leuchtend wie dieses und keine Negation in sich bergend; auf der Seite des Schwarz grün und blau, in ihren Nuancen mehr und mehr schwarze, das heißt negierende Teile in sich tragend."

„Das ist richtig," sagte Frau von Ramberg nachdenkend. „Nun gibt es freilich ein sehr helles Blau und ein sehr helles Grün, die beide oft scharf genug in die Augen leuchten."

„Ganz richtig," sagte Doktor Landen, „in diesen würde also sehr wenig von der Negation übrig bleiben, und sie würden sich daher so ziemlich auf den beiden Endpunkten der zweiten Diagonale finden. Wenn die gnädige Frau nun dieses Quadrat festhalten wollen, so werden Sie finden, daß die geraden Gegensätze einander steigern, die schrägeren sich aber gegenseitig mildern; die stärksten Gegensätze aber sind häßlich und wirken disharmonisch. Weiß und schwarz also steigern sich gegenseitig, gelb und weiß mildern sich ebenso weiß und rot — es passen also rot und gelb als leuchtende Farben zu weiß, während blau und grün einschränkend und kühl zu dem Schwarz gehören und auch unter einander namentlich in den tiefen Tönen harmonisch wirken. In einer Damentoilette also wird sich gelb mit rot harmonisch verbinden lassen, mit weiß werden beide gemildert, aber wohlthätig wirken, blau mit schwarz kann nie häßlich sein; mit grün wird es zwar abgeschwächt, aber beide Farben werden in ihrem Charakter. Setzt man aber gelb und rot dazu, so wird es widerlich und unangenehm wirken; gelb und grün wirkt disharmonisch, blau und rot als scharfe Gegensätze wirken ganz besonders unruhig, der Kampf der beiden disharmonischen Farben teilt sich den Augennerven mit, und man wird, wenn man sie anblickt, ein peinliches Zittern empfinden."

„Darum," rief Herr von Hochfeld, „kommt auch der arme in blau und rot gekleidete Secondelieutenant von der Infanterie niemals zum Genuß der Ruhe, die ihm zuweilen so wohl thäte, und doch," fügte er, die Spitze seines Bärtchens aufwirbelnd, hinzu, „muß der Eindruck dieser Farben nicht so ganz disharmonisch sein, da die Damen alle den blau und roten Lieutenant so gern sehen."

„Nun, an Selbstgefühl fehlt es Herrn von Hochfeld nicht," sagte Frau von Ramberg lachend, „vielleicht könnte ich antworten, daß der Anblick des Secondelieutenants nur auf dem Ball für die Damen besonders anziehend ist und daß dies die Theorie des Herrn Classen bestätigte, denn der Ball ist ja die Stätte der Unruhe, wohin blau und rot gehört."

„Gleichwohl, gnädige Frau, wünschen gar so viele Damen den Lieutenant zu einem recht ruhigen und sicheren Gange durch das Leben zu fesseln, aber freilich gar oft vergebens, denn er bleibt seiner Farbe treu. Das rasche Schicksal reißt ihn fort, seine Ruh' läßt er an keinem Ort."

Frau von Ramberg zuckte lächelnd die Achseln.

„Die Theorie, die Sie uns da entwickelt haben," sagte sie dann, „ist hübsch und geistvoll, ob ganz richtig, vermag ich in dem Augenblick nicht zu fassen, ich werde mich aber damit beschäftigen. Hat der Doktor Classen, dessen Vortrag Sie gehört, seine Theorie nicht aufgeriebt und in einem Buche niedergelegt?"

„Ich glaube es nicht," sagte Doktor Landen, „denn mir ist nichts derartiges vorgekommen, und ich verfolge doch die neuen Erscheinungen der Literatur ziemlich genau."

„Das ist schade," sagte Frau von Ramberg, „ich bin gewiß, alle Damen würden ihm dankbar sein, wenn ein solches Werk herauskäme, und alle würden dasselbe eifrig studiren."

„Es würde dann auch," sagte Graf Sternfeldt, „vielleicht ein ganz besonders schlimmer Fehler, der mir so häufig bei unseren Damentoiletten aufgefallen ist, vermieden werden."

„Ah," rief Frau von Ramberg, „der Graf als Kritiker von Damentoiletten — das ist nur neu!"

„Der Gedanke ist frei, gnädige Frau," erwiderte Graf Sternfeldt lächelnd, „das galt schon für den Wallensteinschen Reiter und," fügte er sich verneigend hinzu, „die Bewunderung ist blind!"

„Nun," sagte Frau von Ramberg lachend, „lieber als die blinde Bewunderung wird mir diesmal doch die Kritik sein — welche Fehler haben Sie denn an den Damentoiletten bemerkt?"

„Ich meinte," sagte der Graf, „die falsche Farbenzusammenstellung der Edelsteine mit den Stoffen der Toilette. Man sieht es leider so sehr häufig, daß die Damen, selbst wenn ihre übrige Toilette durchaus geschmackvoll zusammengestellt ist und sogar die Probe der Harmonielehre des Herrn Classen bestehen würde, den ganzen Eindruck dadurch verderben, daß sie vollkommen unpassendes Geschmeide dazu anlegen."

„Es sind," sagte Doktor Landen, „nicht alle Damen in der glücklichen Lage, Edelsteine zur Auswahl für ihre verschiedenen Toiletten zu besitzen, daher müssen sie dann wohl sich mit dem Geschmeide, das sie haben, begnügen, um überhaupt im Schmuck edler Steine erscheinen zu können."

„Dann sollten sie lieber im Interesse des guten Geschmacks auf den Schmuck der Steine verzichten und sich mit Blumen und Federn begnügen," sagte Graf Sternfeldt, „wenn sie eine Toilette tragen, welche zu ihren Juwelen nicht paßt, oder sie sollten jedesmal die Farbenzusammenstellung ihrer Toilette nach den Steinen machen, was freilich bei einem nicht eben üppig garnirten Juwelenschrank etwas einförmig wirken müßte. Aber darauf wird leider gar wenig Rücksicht genommen. Selbst bei Fürstinnen und sehr reichen Damen, denen eine ausgedehnte Auswahl von Edelsteinen zur Verfügung steht, findet man oft die wunderbarsten Zusammenstellungen, die geradezu das Auge beunruhigend und verletzen können. — Kann man sich zum Beispiel etwas Geschmackloseres denken als eine Toilette mit blauer Grundfarbe und dazu einen Rubinenschmuck, oder Smaragden mit roter Toilette und Aehnliches? Denn ob die schönen Gegensätze, wie Doktor Classen sagt, sich in den Steinen unter einander finden oder in der Wechselwirkung der Steine und Steine, das ist für den Eindruck vollkommen gleichgiltig; ja, ich möchte finden, daß die Steine im schiefen Gegensatz zu den Stoffen noch unangenehmer wirken, weil sie durch ihren Glanz das Auge mehr herausfordern."

„Sie haben Recht, Herr Graf," sagte Frau von Ramberg, „ich werde mir das merken und künftig auf die Wahl meiner Steine besonders achten."

„Sie, meine gnädige Frau, haben das nicht nötig", erwiderte der Graf galant, „denn noch niemals habe ich bei Ihnen die Bemerkung gemacht, die ich soeben mir auszusprechen erlaubte. Der einzige Stein", fügte er hinzu, „der zu allen Toiletten paßt, ist der Diamant, weil in seiner prismatischen Schleifung der gebrochene Lichtstrahl alle Farben in spielendem Wechsel zurückstrahlt, unter denen sich denn immer eine oder zwei finden, welche mit der Toilette in Harmonie stehen. Damen, die also nicht im stande sind, sich eine besonders reiche Garnitur von Edelsteinen zu halten, sollten sich immer Diamanten anschaffen oder schenken lassen, da sie diese Klasse der Edelsteine einer jeden Toilette anfügen können, ohne sich dem Vorwurf der Gleichförmigkeit auszusetzen."

„Diesen Rat, Herr Graf," sagte Frau von Ramberg, „habe ich schon im voraus befolgt — mein Schmuck besteht zum größten Teil aus Diamanten, und ich liebe diesen Stein vor allen, weil er, ähnlich wie das menschliche Auge, alle Farben widerspiegelt. Ich denke mit Bedauern und Aerger daran, daß die wunderbar schönen historischen Diamanten des französischen Kronschatzes jetzt in die Hände der Spekulation gefallen sind, daß sie auseinander gerissen und vielleicht sogar zerstückelt werden. Ich finde das barbarisch von der Republik, da doch verhältnismäßig für die Staatskasse wenig dabei herauskommt. Es wird da ein Stück Geschichte vernichtet aus bloßem Haß gegen die Monarchie, deren Spuren man doch einmal aus der Geschichte nicht auslöschen kann."

„In der That, jene großen, berühmten Diamanten haben alle eine Geschichte," sagte Doktor Landen, „und zum Teil eine hochromantische, meistens sogar blutige, denn gerade die wertvollsten Diamanten sind vielfach gerafft worden, weil niemand sie bezahlen konnte oder wollte. So ist der berühmte Sancy, den Karl der Kühne an seinem Schwerthaupt getragen, von einem Diener, der ihn Heinrich III. bringen sollte und unterwegs ermordet wurde, zuvor entschluckt worden, so daß der französische Gesandte Sancy, von dem der Stein dann den Namen erhalten hat, ihn aus der geöffneten Leiche hervorsuchen ließ."

„Außer dieser romantischen und blutigen Geschichte des Sancy," sagte der junge Graf Sternfeldt, „der sich übrigens nicht mehr unter den französischen Königsjuwelen befunden hat, sondern von dem fürsten Demidoff für eine halbe Million gekauft wurde, knüpft sich an diesen Stein aber auch noch eine sehr amüsante und komische Erinnerung.

Digitized by Google

welche mir in Paris erzählt wurde und welche den berühmten Plauderer und Feuilletonisten Jules Janin eines Tages in große Verlegenheit setzte."

„Jules Janin?" fragte Frau von Ramberg, „wie kam der an den Sancy? Die Journalisten, so geistvoll sie sein mögen, haben doch kaum jemals Beziehungen zu berühmten Edelsteinen, die man für eine halbe Million kauft!"

„Die Beziehungen Janins zu dem Stein Karls des Kühnen waren allerdings sehr unfreiwillige," fuhr der junge Graf Sternfeldt fort. „Der berühmte Causeur begleitete eines Tages die Prinzessin Demidoff in die Museen des Louvre. Die Prinzessin trug einen Shawl über ihren Schultern, welcher von dem als Brosche gefaßten Sancy zusammengehalten wurde. Es war warm in den Sälen. Die Prinzessin nahm den Shawl ab und reichte Janin die Brosche mit der Bitte, dieselbe für sie aufzuheben. Janin steckte, ohne darauf zu achten, das Kleinod, dessen Wert er nicht ahnte, in die Tasche seiner weißen Weste. Man ging durch die Säle. Die Prinzessin lauschte der geistvollen Unterhaltung ihres Begleiters und stieg dann in ihren Wagen, ohne sich ihrer Brosche zu erinnern. Am andern Morgen denkt sie daran, und ihr Gemahl, der Fürst Demidoff, begiebt sich selbst zu Janin, um den Edelstein abzuholen. Janin fällt aus den Wolken. ‚Diese Brosche war der Sancy? Um Gottes Willen, davon habe ich keine Ahnung gehabt — aber wo, wo habe ich ihn gelassen!'

„Der Fürst wird blaß — eine halbe Million ist keine Kleinigkeit.

„Janin durchsucht alle seine Taschen, kalter Schweiß tritt auf seine Stirn; endlich fällt ihm ein, daß er den Schatz in seine weiße Weste gesteckt; er ruft seine Haushälterin, welche ihm ganz kaltblütig mitteilt, daß die weiße Weste zur Wäscherin geschickt sei. Die Sache wird ernst. Janin und der Fürst fahren zur Wäscherin, beide nehmen mit einiger Mühe eine gleichgiltige Miene an, als sie fragen, ob man nicht in der Westentasche eine Shawlnadel gefunden — man durfte ja die gute Frau nicht in Versuchung führen, indem man ihr sagte, daß in ihrem Wäschekorb eine halbe Million stecke. Ach ja, sagte die Frau, ich erinnere mich — ein Stück Glas, ich habe nicht geglaubt, daß es von Wert sei, und habe es meinem Sohne zum Spielen gegeben. Man eilt wieder davon, man sucht den fünfjährigen Knaben, findet ihn mit einigen Kameraden und, welches Glück! der Stein, der einst den Degenknopf Karls des Kühnen geziert hatte, wird von den Kindern dazu benützt, daß sie ihn abwechselnd in die Gosse werfen und wieder herausziehen.

„Janin hat diese Geschichte niemals ohne Zittern und Beben erzählt und sich verschworen, nie wieder die Shawlnadel einer Dame in seine Verwahrung zu nehmen, die Prinzessin Demidoff aber war so glücklich, als hätte sie von neuem den kostbaren Stein geschenkt erhalten."

„Nun," meinte Doktor Heilborn, „vielleicht ist die gute Prinzessin am beneidenswertesten darum, daß sie überhaupt in der Lage war, eine Brosche vom Wert einer halben Million so leicht verlieren zu können."

„Ich beneide sie darum nicht," sagte Frau von Ramberg, „aber ich werde von nun an den Rat des Grafen befolgen und, wenn ich mir einen Schmuckgegenstand anschaffe, immer Diamanten wählen.

„Da wir uns übrigens einmal mit dem Sinn des Gesichts beschäftigen, so fällt mir eine sehr interessante Ausstellung ein, in die mich Graf Sternfeldt vor einigen Tagen geführt hat und deren Besuch ich den Herrschaften auch empfehlen möchte. Es ist eine hier in Berlin in der Charlottenstraße von dem Photographen Anschütz ausgestellte Sammlung von Augenblicksbildern. Es sind dies höchst merkwürdige wirkliche Spiegelbilder des bewegten Lebens, welche mit blitzartiger Geschwindigkeit im Moment so aufgefangen sind, wie sie niemals gezeichnet werden könnten und wie das Auge selbst sie kaum in der fortdauernden Bewegung fassen kann. Man sieht dort Augenblicksaufnahmen irgend einer bestimmten Situation hauptsächlich in Tierbildern, welche den Charakter eines jeden Geschöpfs in völlig unwillkürlicher Ausprägung darstellen; noch interessanter aber sind die Bilder, welche eine Aufeinanderfolge von Aufnahmen zeigen, durch welche Menschen und Tiere in den einzelnen Momenten einer zusammenhängenden Bewegung fixirt sind. Zum Beispiel ist das Galoppiren eines Pferdes, das dem menschlichen Auge sich nur in einem ziemlich verworrenen, fortwährend wechselnden Bilde zeigt, in einundzwanzig Aufnahmen dargestellt, welche sämtlich in dem Zeitraum einer halben Sekunde aufgenommen wurden durch einundzwanzig nebeneinander gestellte und durch Elektrizität verbundene Apparate. Aehnliche Aufnahmen sind gemacht von einem Mann, der einen Speer wirft, von dem Gange eines Wanderers und dem Fluge eines Storches. Durch einen sogenannten elektrischen Schnellseher sieht man dann auf einer kleinen Glasfläche, über welcher ein elektrischer Funke in kurzen Zwischenräumen hinzückt, das Bild des Reiters, des Wanderers oder des Speerwerfers ganz deutlich in voller Bewegung, indem die Zeitdauer des elektrischen Lichteindrucks im Auge die aufeinander folgenden Aufnahmen miteinander verbindet. Man bekommt dadurch einen ganz neuen Begriff von der Zusammensetzung der Bewegung, welche man im gewöhnlichen Leben immer nur als ein Ganzes sieht und um so weniger genau beobachten kann, je schneller sie vor sich geht."

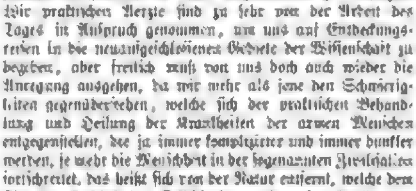
„Die Fixirung solcher einzelnen Momente der Bewegung," sagte Doktor Heilborn, „hat, abgesehen von dem Interesse, das sie wohl bei jedem erregt, noch eine ganz besondere Bedeutung für die medizinische Wissenschaft. Wir sind ja sehr wenig fähig, die Bewegung der Muskeln und die Wirkungen der Nerven auf diese Bewegung zu beobachten, weil eben die Bewegung selbst in ihrer Zusammensetzung aus fortschreitenden Wirkungen sich jeder Wahrnehmung entzieht, was besonders verhängnisvoll ist bei Lähmungserscheinungen, deren eigentliche Ursache man oft ganz unendlich schwer ermitteln kann und oft erst bei der Sektion des Leichnams entdeckt. Ich habe diese Momentbilder der Bewegung ebenfalls mit großem Interesse verfolgt — wie es mir scheint, öffnet sich da ein ganz neues Studium. Wenn man zum Beispiel die Bewegung beim Gehen an einem ganz gesunden Menschen durch einige zwanzig Aufnahmen in ihren einzelnen Teilen genau verfolgt und wenn man dann einen gelähmten oder einen Rückenmarkskranken ebenfalls in ebensovielen Momenten der zusammengesetzten Bewegung photographirt, so glaube ich, sollte sich hier aus dem Unterschied der gesunden, freien und der kranken und gehemmten Bewegung genau konstatiren lassen, in welchem Momente die Hemmungen eintreten, von welchem Nerv sie ausgehen und wo der Sitz ihrer eigentlichen Ursache ist; dadurch würde man vielleicht oft die Krankheitsursache feststellen können, wo man heute vor einem Rätsel steht. In sehr vielen Fällen aber ist ja die klare Erkenntnis der Krankheitsursache schon so gut wie die Heilung selbst. Man würde, so scheint mir, durch solche Beobachtungen feststellen können, ob eine Bewegungsschwierigkeit oder Unfähigkeit eines Gliedes von der Erkrankung eines Muskels oder von der ungenügenden oder falschen Wirkung eines Nervs abhängt und wo der Ausgangspunkt einer solchen Nervenlähmung liegt. Eine Behandlung, die sich dann direkt und unmittelbar auf die eigentliche kranke Stelle richtete, müßte unbedingt von größerem und sichererem Erfolge sein, als wenn man, wie das heute meist der Fall ist, mit Versuchen operirt und oft die Wirkung statt der Ursache angreift. Zum Beispiel eine falsche Bewegung des Beines beim Gehen wird bei der Zergliederung in ihre einzelnen Momente ganz andere Abweichungen von der normalen Thätigkeit zeigen, je nachdem sie von einer Anschwellung oder Verhärtung des Muskels oder von der Lähmung eines vermittelnden Nervs oder endlich von einer Erkrankung der großen Nervenzentren ausgeht."

„Das leuchtet mir auch als Laien vollständig ein," sagte Graf Sternfeldt. „Etwas Aehnliches findet ja heute schon in Sportskreisen statt. Man beobachtet die Momente der Bewegung der Pferde und hat daraus sehr wichtige Feststellungen über die Thätigkeit der einzelnen Muskeln bei der Bewegung gemacht. Es wäre in der That sehr zu wünschen, daß ähnliche Beobachtungen bei gesunden und kranken Menschen gemacht würden, und Sie sollten das wirklich einmal anregen, lieber Doktor."

„Ich habe darüber schon mit einigen Kollegen gesprochen," sagte der Doktor Heilborn, „welche alle meiner Meinung sind. Es sind zwar eigentlich solche Anregungen Sache der gelehrten Herren, welche die Lehrstühle der Universitäten einnehmen und Zeit und Muße haben, die Fragen der medizinischen Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit zu verfolgen. Wir praktischen Aerzte sind zu sehr von der Arbeit des Tages in Anspruch genommen, um uns auf Entdeckungsreisen in die neuaufgeschlossenen Gebiete der Wissenschaft zu begeben, aber freilich muß von uns doch auch wieder die Anregung ausgehen, da wir mehr als jene den Schwierigkeiten gegenüberstehen, welche sich der praktischen Behandlung und Heilung der Krankheiten der armen Menschen entgegenstellen, die ja immer komplizirter und immer dunkler werden, je mehr die Menschheit in der sogenannten Zivilisation fortschreitet, das heißt sich von der Natur entfernt, welche dem Tier den Instinkt der Selbstheilung mitgegeben hat."

„Nun," sagte Graf Sternfeldt, „die Photographie hat ja schon der Wissenschaft manche Dienste geleistet, die Astronomen verdanken ihr viele wichtige Beobachtungen. Hoffen wir, daß ihr Erfinder, der sich freilich seines Erfolges nicht mehr freuen kann, wie ein neuer Prometheus das Licht, das er sich dienstbar gemacht, auch der Medizin zuführen möge."

Die Gräfin erhob sich, und die Gesellschaft begab sich in den Speisesaal.



Bühne.

— **Zur Feier des Geburtsfestes des Königs von Württemberg** gelangte seitens der Stuttgarter Hofoper Richard Wagners „Rheingold" zur ersten Aufführung. Mit größter Sorgfalt geschmackvoll inszenirt und einstudirt, war die Darstellung eine durchaus würdige, künstlerisch gerundete. Sänger und Orchester überwanden die großen Schwierigkeiten der Wagnerschen Komposition mit vollendeter Sicherheit. Der bisherige Musikdirektor Dr. Klengel, dessen treffliche Leitung den Grundpfeiler dieses künstlerischen Erfolges bildete, erhielt gleichzeitig die wohlverdiente und in jeder Beziehung freudig zu begrüßende Ernennung zum königlichen Hofkapellmeister. Dieselbe Bühne hat Fräulein Dumont vom Wiener Burgtheater auf Grund eines erfolgreichen Gastspiels für das Fach der ersten Liebhaberin gewonnen.

— **Labiche ist tot, aber in seiner Schule lebt er fort.** Einer seiner talentvollsten Jünger ist Valabrègue, der Verfasser schon so mancher lustigen Gabe, der neuerlich mit seinem litterarischen Geschäftsfreunde Ordonneau unter dem Titel „Durand und Durand" wieder eine jener schnurrigen Drunterunddrüber-Possen in die Welt gesetzt hat, die gebieterisch zum Lachen zwingen. Das Wallnertheater in Berlin ist jetzt die beste Heimstätte dieser Stücke. Nachdem es mit einer neuen deutschen Volkskomödie: „Orgelpfeifen" nur kurzen Schiffbruch erlitten, — obschon das Stück bei seiner ersten Aufführung gefiel und den Verfassern Trepow und Herrmann ein ganzes Dutzend Hervorrufe einbrachte — hat es flugs bei Frankreich eine Anleihe gemacht, die voraussichtlich niemals überzeichnet werden wird, denn jedermann muß das neueste Sattelzugsstück gesehen haben. — Auch das Deutsche Theater hat etwas Neues gebracht, eine fünfaktige Tragödie aus der Zeit der fränkischen Kaiser. Sie behandelt den Kampf des Stiefsohnes des Kaisers Konrad II., des Herzogs Ernst, um sein Erbe, das Herzogtum Schwaben, das Konrad ihm widerrechtlich vorenthält, also denselben Stoff, den Uhland in seinem „Ernst, Herzog von Schwaben" mit wärmerer Empfindung, aber freilich geringerer Bühnenfähigkeit bearbeitet hat. Das Stück ist voll packender Scenen und großer dramatischer Vorgänge; auch die Charakteristik verdient im wesentlichen Anerkennung; aber es fehlt ihm die hinreißende Gewalt der Herzenssprache. Als ein ideales Werk eines tüchtigen und gereiften Dichters indes wird es überall die ihm gebührende Schätzung finden, die ihm auch in Berlin nicht versagt blieb. — Im Residenztheater wurde ausnahmsweise die einmalige Aufführung von Ibsens „Wildente" zum Besten der Berliner Presse veranstaltet. Das Stück, dessen abschreckende Greulichkeiten und bis ins Krasseste geschilderten realistischen Unbarmherzigkeiten einen abstoßenden und tief verstimmenden Eindruck machen, gestattet nicht ein näheres Eingehen auf seinen Inhalt. Der allgemeine Eindruck war, wenn man von der kleinen Kohorte begeisterter Lobredner des Dichters absieht, ein recht unerquicklicher, auch bei denen, die sonst Ibsens Schärfe in der Darstellung von Dingen und Personen gerne anerkennen und dem Mute, mit dem er seine Stoffe realistisch ausgestaltet, ihre Bewunderung zollen. Die Darstellung fand einmütig eine ausnehmend beifällige Beurteilung. Der Ertrag dieser Mittagsaufführung ist im Verhältnis zu der Kleinheit des Theaters sehr ansehnlich, es flossen den Hilfskassen des Vereins bare 1400 Mark zu.

— **In den letztvergangenen Wochen haben mehrere erste** Aufführungen von Lustspielen stattgefunden, die sich des Beifalls der Kritik und des Publikums zu erfreuen gehabt haben. Zunächst ist der unermüdliche und unerschöpfliche Gustav von Moser, diesmal allerdings in Verbindung mit F. Thon, mit einem neuen Stücke, dem vieraktigen Schwank „Die Amazone", vor die Oeffentlichkeit getreten, welches unter rauschendem Beifall im Stadttheater von Görlitz zum erstenmal in Scene ging. Der Held des Schwankes, der Maler Arthur Heinz, tritt als Amazone, beziehungsweise Modelldame auf, was zu vielen lustigen Situationen und ergötzlichen Verwechslungen Anlaß giebt. Ein alter Rentier Gilmarke und ein bei demselben zu Besuch weilender Stadtrat Gebhardt aus Meißen verlieben sich nämlich gründlich in die vermeintliche Dame, machen ihr in aller Form den Hof, führen ihr abwechselnd nach und lassen sich von ihr ganz gehörig an der Nase herumführen. Die Folge von alledem ist schließlich, daß die beiden Betrogenen, als sie dem Schwindel auf die Spur kommen, ihre Töchter zwei Malern als Ehegattinnen geben müssen. — Ferner brachte das Dresdener Hoftheater drei neue Einakter, „Verstoßen" nach André Theuriet von W. Bolin, „Nur kein Blaustrumpf" von Auguste Gloche und „Ellen" von Marie Knauff. Das erstere, ein kleines Drama, ist im Stil und in der Versform der [illegible] Tragödien geschrieben, obschon es mit unter den schlichten Seeleuten der Bretagne spielt, was allerdings etwas befremdlich wirkt. Das im übrigen mit Geschmack und Feinheit behandelte Motiv ist ein ähnliches wie das, mit welchem Tennyson in seinem „Enoch Arden" eine neue Berühmtheit gewonnen hat. In dem zweiten Stück, einem Lustspiele, wird in heiterer und gefälliger Weise Partei gegen das wider die schriftstellernden Frauen bestehende Vorurteil genommen, die ja doch gewiß nicht alle den Spottnamen von Blaustrümpfen verdienen. Der dieses Vorurteil im Stück vertretende Schriftsteller, Egon Ludwig, wird nicht nur von der Ungerechtigkeit desselben überzeugt, sondern fast sogar zu einem der von ihm gefürchteten Blaustrümpfe, in welchem er eine ebenso liebenswürdige wie bescheidene Frau kennen lernt, eine tiefe Herzensneigung, die ihn die flüchtige Liebe zu einem reizenden Backfisch vergessen macht. Die Verfasserin hat dieses Motiv nur noch mit einem andern verknüpft, welches die komische Schlußwirkung des Ganzen erhöht. Die Heldin von „Ellen" endlich ist ein junges Mädchen, die ihren Vater wieder zu verheiraten sucht, um ihn hiedurch günstiger für die eigene Verbindung mit dem Mann ihres Herzens zu stimmen. Alle drei Stücke fanden eine sehr freundliche Aufnahme, besonders die ersten beiden, während es der Verfasserin des dritten doch an hinreichender Erfindung gebricht hat, um das Motiv bis zum Schluß interessant zu gestalten. — Außerdem hat am Hamburger Stadttheater noch das aus dem Französischen übersetzte Lustspiel von Pailleron: „Die Maus" einen unbestrittenen Erfolg davongetragen. Die Handlung ist zwar etwas dürftig, die Grundidee nicht gerade neu und die Situationen über die Gebühr gedehnt; aber die Charakteristik der Hauptpersonen ist vortrefflich und der Dialog fein und pikant. — Zum Schluß sei noch einer Opernnovität gedacht, „Der deutsche Michel", welche, nach dem gleichnamigen Schauspiele von Louis [illegible] gedichtet und komponirt von Adolf Mohr, einen unbestrittenen Erfolg errang. Das Sujet ist wegen der großen Länge, mit welcher der an sich sehr einfache Vorgang hinausgezogen wird, nicht ganz bühnenwirksam. Hans Michel Obentraut, Generalleutnant im protestantischen Unionsheere (1625), „Der deutsche Michel", findet beim Einzug in Nienburg eine Jugendliebe, Margarete von Telo, wieder, welche einst auf Befehl ihrer Eltern einen andern heiraten mußte und inzwischen verwitwet ist. Ihr katholisches Töchterlein (Gerle) hat ein Liebesverhältnis mit einem verwundet in ihrem Haus einquartierten Fähnrich der Obentrautischen Truppe, Konrad von Frankenstein, angeknüpft. Durch eine vorübergehend erwachende Neigung Obentrauts zur Tochter wird — freilich gehemmt — ein

Konflikt geschaffen, der am Ende der Oper durch die Vermählung Obstrauts mit der Mutter, Frauenlobs mit der Tochter gelöst wird. Die durchweg melodiöse, manchmal an das Gebiet der Operette streifende Musik weist neben einer allerdings nicht unbeträchtlichen Anzahl von Reminiszenzen, vieles Originale, besonders in der Ladiserm, auf und zeichnet sich durch gediegene Pracht der Instrumentierung aus.

Sport.

— **Dem Rennsport werden in Deutschland von seiten des Unionklubs** wieder bedeutende Opfer gebracht. Seit der Wiedereröffnung des Totalisators sind die Mittel, welche der Klubkasse zufließen, wieder gewaltig gewachsen, und so konnte man für die Hoppegartener Bahn in diesem Jahre 120,000 Mark erhöhen, während im vorigen Jahre die Gesamtsumme der vom Unionklub ausgesetzten Preise 40,000 Mark betrug.

— **„Padischah", der erste deutsche Derbyfavorit in diesem** Jahre, hat sich über Winter großartig entwickelt; der Gestütsbesitzer verspricht als ein Pferd allerersten Klasse die Rennbahn in diesem Jahre zu betreten.

— **Bei der diesjährigen Generalversammlung des Unionklubs** wurden der Herzog von Ratibor zum Präsidenten und die Herren G. Godeffroy, Fürst Hugo zu Hohenlohe, Graf Georg Lehndorff und F. von Rauch zu Vizepräsidenten gewählt.

— **Der Nennungsschluß für den 40,000 Gulden-Preis zu** Budapest hat sehr enttäuscht. Es gingen aus Oesterreich-Ungarn 83, aus Deutschland 13 Unterschriften ein, während aus den anderen Ländern nur — 1 Nennung bisher nach Budapest gelangte.

— **Die große diesjährige Berliner Ruderregatta wird am** 1. und 2. Juli abgehalten werden.

— **Michele, der Meisterradfahrer verschiedener Länder, ist** vom großen Bundesschiedsgericht „begnadigt" worden. Derselbe ist nur auf vier Monate aus allen Rennen ausgeschlossen und kann vom 1. Juli 1888 wieder an allen Amateurrennen teilnehmen.

Gestorben.

— Alexander Karlowitsch Manderstjerne, russischer General der Infanterie, bekannter Entomolog, am 13. Februar, in Petersburg.

— Georg Friedrich August Reisel, königlich sächsischer Finanzrat, 68 Jahre alt, am 16. Februar, in Stettin.

— Karl Röder, berühmter Fagottist, Professor am Wiener Konservatorium, 65 Jahre alt, am 20. Februar, in Wien.

— Dr. phil. Sally Gumbinner, bekannter Berliner Journalist, 71 Jahre alt, am 20. Februar, in Berlin.

— Reichsgraf Hugo von Ingelheim, k. k. österreichischer Kämmerer und Gesandter, 81 Jahre alt, am 21. Februar, in Würzburg.

— Jean Delphin Alard, Violinvirtuos, früher Professor an der Pariser Musikschule, 73 Jahre alt, am 22. Februar, in Paris.

— Edwin Corbett, englischer Gesandter am schwedischen Hof, am 23. Februar, in Stockholm.

— Hofrat G. Krause, früher Intendant der herzoglich anhaltischen Sammlungen zu Köthen, angesehener Lokalhistoriker, 84 Jahre alt, am 25. Februar, in Naumburg a. S.

— Geheimer Oberregierungsrat Bahlmann, Rat im preußischen Kultusministerium, am 25. Februar, in Berlin.

— Michael Klapp, der bekannte Feuilletonist und Schriftsteller, 56 Jahre alt, am 26. Februar, in Wien.

— James Cotter Morison, Schriftsteller, Anhänger der Comteschen Philosophie, 57 Jahre alt, am 26. Februar, in London.

— Moritz von Schmidt, Regierungspräsident a. D., 80 Jahre alt, am 28. Februar, in Stuttgart.

— Dr. Heinrich Freiherr von Bretfeld, Professor der Landwirtschaft am Rigaer Polytechnikum, am 28. Februar, in Riga.

— Graf Sponneck, ehemaliger dänischer Finanzminister und Generalzolldirektor, seinerzeit Ratgeber des Königs Georg von Griechenland, am 29. Februar, in Kopenhagen.

— Anna Kingsford, eine der lebhaftesten Verfechterinnen des Vegetarianismus und Bekämpferin der Vivisektion, Dr. med. der Universität Paris, Ende Februar, in London.

— Senator Nicolas Claude, Deputierter, Spinnereidirektor, Mitbegründer des „Temps", Ende Februar, in Paris.

— Habbard, angesehener Historiker, 60 Jahre alt, Ende Februar, in Paris.

— Hans Sutter, beliebter Komponist von Männerchören, 74 Jahre alt, Ende Februar, in Weiz in Steiermark.

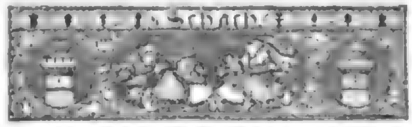
— Bischof G. J. A. Kierkegaard, einer der gelehrtesten Theologen Dänemarks, im Jahre 1867 kurze Zeit Kultusminister, Ende Februar, in Aalborg in Jütland.

— Evan Davies (Myfyr Morganwg), der Erzdruide von Wales, seines Zeichens ein Uhrmacher, Verfasser mehrerer Werke in wallisischer Sprache über die Geschichte der Barden, die Mysterien des Druidentums und ähnliche Gegenstände, 89 Jahre alt, Ende Februar, in Pontypridd.

— Franz Anton Brentano, hervorragender Landschafts- und Genremaler, 45 Jahre alt, Ende Februar, in Rom.

— Georg Lette, langjähriger Sekretär der deutschen Spar- und Leihbank in San Franzisko, 56 Jahre alt, Ende Februar, in San Franzisko.

— Professor Paul Gropius, vorzüglicher Dekorationsmaler, 67 Jahre alt, am 1. März, in Berlin.

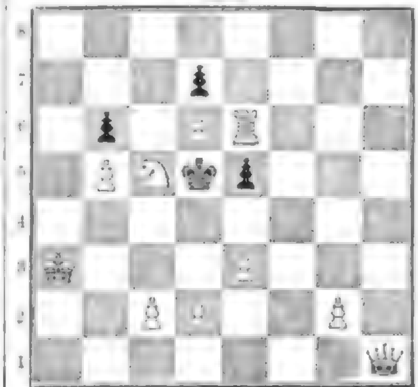


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 451.

Von Johannes Obermann.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 447:

Weiß.	Schwarz.
1) C 3 — C 4	1) L. D 6 n. F 4.
2) S. G 3 — E 4	2) K. D 3 n. E 4 oder anders.
3) L. G 8 — H 7 oder S. E 4 — F 2 (n. C 5) Matt.	
A)	
1)	1) E 5 — F 4.
2) S. G 3 — E 4	2) K. D 3 n. C 4 oder E 4 — F 3.
3) S. E 4 n. F 4 oder n. C 5 Matt.	
B)	
1)	1) F 4 — F 3.
2) S. G 3 — H 5	2) K. D 3 — E 4 oder anders.
3) L. G 8 — H 7 oder S. H 5 — F 2 Matt. (Andere Spielarten leicht)	

Schachbriefwechsel.

Herr W. in Heidelberg. Die Aufgabe Nr. 444 hat nicht die von Ihnen angegebene doppelte Nebenlösung, denn auf 1) S. G 1 — E 2 folgt 1) 2 — G 1 und Springer und verhindert das dreizügige Matt. Die richtige Auflösung haben die wesentlichen Lösungen der Herren Ch. Hahn in Hamburg, K. Weber in Straubing, Karl Klek in Waßerhaulen. — G. Zeitelis in Paris. Für Nr. 448 scheitert der Zug 1) L. F 1 — E 3 an K. E 4 — C 3.

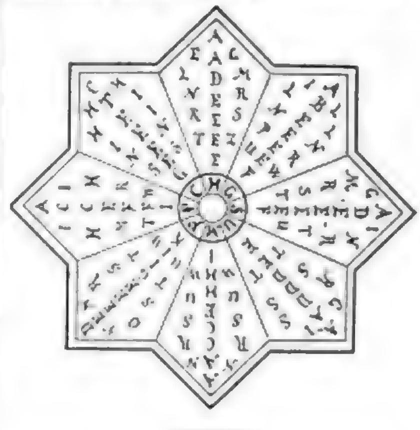
Gr. G. in Stuttgart. Nr. 444 R. — Dr. Welß in Heidelberg. Nr. 441 R. In Nr. 447 ist 1) L. G 8 — D 5 unausführbar, weil C 5 — C 6 folgt. — Mr. Emile Frau à Lyon. Vos solutions de Nr. 441 et 442 sont justes. — R. in Schleswig. Nr. 442, ebenso 443 und 444 R. In Nr. 444 nach 1) G 3 — H 4 geschieht L. D 4 n. E 5 †. — Dr. Gottlieb in Großenhain. Nr. 442 und 443 R. In Nr. 444 falsch auf 1) L. E 4 — D 5, L. D 4 — G 4, hält der Läufer D 1, A 4 gedeckt und verhindert das sofortige Matt.

Herr R. Constantin in Teplitz. In diesem Schachabschnitt wird nur Fernschach behandelt. Wir verweisen Sie auf die vierte Auflage von „Dufresnes Anleitung zum Schachspiel", Verlag der Deutschen Buchhandlung in Leipzig.



Sternrätsel.

Die acht Fächer des Sterns enthalten je den Anfang eines bekannten Gedichtes, dessen Autor mit den Anfangsbuchstaben seines Namens in dem Innenkreis verzeichnet ist.



Auflösung des geographischen Silbenrätsels Seite 500:

T i g n a n O	Stadt in Oesterreich.
U b e r m a l d E	Stadt in Preußen.
U b r i c S	Dorf in Ungarn.
T r ä s t e d T	Dorf in Preußen.
S c h l a w E	Stadt in Preußen.
C o l m a R	Stadt im Elsaß.
H a n w e i l e R	Dorf in Lothringen.
L e c c E	Stadt in Italien.
A n d e l I	Dorf in Italien.
N i e d o l c E	Dorf in Oesterreich.
D e l i t z s c H	Stadt in Preußen.

Deutschland, Oesterreich, Italien.

Palindrom-Schieberätsel.

Aus folgenden 10 Worten sind, in gleicher Anordnung von rückwärts gelesen, 11 neue Worte zu bilden: Motor, Belag, Kanette, Roman, Eis, Apar, Ago, Hammer, Horeb, Arsenal.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

Neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding.

Mit 47 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von **Carl Hallberger.**

VII und 160 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; in feinstem Original-Einband 3 Mark.

Läßt schon die äußere Ausstattung den ernsten Charakter der Schrift erkennen, so kann dies mit um so größerem Recht von dem Inhalte gelten, denn von der ersten Zeile angefangen bis zum Schluß weht uns ein von echt patriotischem Geiste für unser Herrscherhaus getragener Hauch entgegen und liebe, traute Bilder der Erinnerung ziehen an unserem Auge vorüber. Wir können diesem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen, da es als ein Familienbuch im vollsten Sinne des Wortes angesehen werden kann.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 500:

Märchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr



Arthur E. in L. Sie werden das ausführlich im Jahrgang 1885 unserer Zeitschrift finden. Falls Sie noch nicht im Besitz dieses Jahrgangs sein sollten, so können Sie ihn auf sehr wohlfeile Weise für Ihre Privatbibliothek erwerben, denn er ist jetzt im Preise bedeutend ermäßigt worden und kostet broschirt nur noch 3 Mark.

H. D. 125 in G. Frage 3 ist wol so zu beantworten und auch bezüglich der Fragen 1—4 liegen die Verhältnisse dort ganz ähnlich wie in anderen Gegenden des deutschen Reiches. Ob in der einen oder der andern dieser Gegenden die gewünschten Ziele früher erreicht werden, hängt wesentlich von persönlichen Bedingungen und dem guten Glück ab.

Abonnent in L. Damit verweisen wir Sie auf die kleine Schrift: „Die [illegible] Handels- und Verkehrssprache Volapük für Salon und Comptoir“ in acht Lektionen nebst Schlüssel von Ernst Walther (Anhalt, Max Eichinger Verlag), durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Arthur M. in Sebonje (Kroatien). Das Buch ist nicht vom Wahrenhofen, sondern von Pfleiderer und bei Wilh. Friedrich in Leipzig erschienen.

v. M. in F. Wir empfehlen Ihnen das „Reichskursbuch“ aus dem Verlag von Julius Springer in Berlin, welches an Reichhaltigkeit und Uebersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dasselbe wird Ihnen für alle die geplanten Reisen ein zuverlässiger Führer sein. Die erste Ausgabe für 1888 ist bereits erschienen und von jeder Buchhandlung zu beziehen.

Neuer Abonnent in P. 1) Mit dieser Frage wenden Sie sich am besten an die Redaktion des „Wasserport“ in Berlin, einer auf diesem Specialgebiet tonangebenden Fachzeitschrift. 2) Im B. F. Voigts Verlag, Weimar, finden Sie Schriften darüber. 3) Ratschläge, Illustrirtes Schreiber ingelbuch, mit Anleitungen etc. (Aug. Gotthold's Verlag, Kaiserslautern), 1½ M. — Berge, Schreiberlingsbuch (Jul. Hoffmann's Verlag, Stuttgart), 21 M. 4) Verständigen sich mit der Zeit von selbst und zwar um so leichter und gründlicher, wenn beständig der Luft ausgesetzt.

Langjähriger Abonnent in Nürnberg. Ebhardt, Der gute Ton in allen Lebenslagen, vorräthig in jeder Buchhandlung.

Baron St., Schloß L. in Niederbayern. Man überzieht die Blätter zuerst mit dünnem Kleister oder Gummi arabicum und trägt erst, nachdem diese Grundierung vollständig getrocknet ist, einen leichten Gemäldefirniß auf. Letzteren beziehen Sie am besten aus einer Kunstmaterialienhandlung, wie beispielsweise Manchen deren eine Reihe aufweist.

Heinrich F. in Chemnitz. Durch die jüngsten Ereignisse überholt.

Treue Abonnentin in Würzburg. Zu unserem Bedauern nicht. Da wir uns damit überhaupt längst nicht mehr befassen. Auf Grund eines eingesandten Bildnisses und einiger Urtheile über irgendwelche allgemein bekannten Dinge würden wir die gewünschte Charakteristik gern erfolgen lassen.

Elisabeth E.... in Hannover. 1) Das betreffende Heft werden wir zunächst einen Aufsatz über „Gelehrter Lebender“ bringen, der Sie sicherlich nicht minder interessiren wird. 2) Ja.

L. C. in G. Fräulein von Pfeifer, Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen, Moserstraße 12, Stuttgart.

Rudolphine F. in München. An Ihren Wohnort: Fräulein Emilie Marxheimer, [illegible] Advokatenwitwe, Herzog Wilhelmstraße 7.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Dr. Ramke in Charlottenburg. Bertha Pinel in Prag (2). Toni und Hanusch in Prag. C. Engel in Meiningen. Gerhard Berninger in J. L. R. in Düsseldorf. Bertha Schumann in Frankfurt a. M. Walther Fischreich, stud. chem. in Dresden (3). Paul Köhler in Glogau. Joh. B. Stoeppel in Hamburg (2). Rosa Hernandez in Großkreuz (3). Sophie Dahlem in Hamburg. Joseph Heller in Prag. Anna Heine in Martinsko (3). Joh. Seewer, stud. phil. in Budapest. Johann Herbig in Hannover (2). Aline Berge in Hamburg. A. Hammel. Lehrer in Ronneburg. Th. Zweiriegler in Hüttendorf (A. K. Schulz in Bergheim).

Gesundheitspflege.

B. R. in Iglau. Gekünstelte oder gebackene Leber ist keine Speise für einen Magenkranken.

Langjährige Abonnentin in Leipzig. 1) Darüber haben wir keine Erfahrung. 2) An und für sich ist das Baden nicht nachtheilig, vorausgesetzt, daß ein mineralfreier Puder verwendet wird. Ein solcher besteht aus je 5 Gramm präparirtem Talk oder Federalaun und gepulverter Veilchenwurzel und 120 Gramm Stärkemehl.

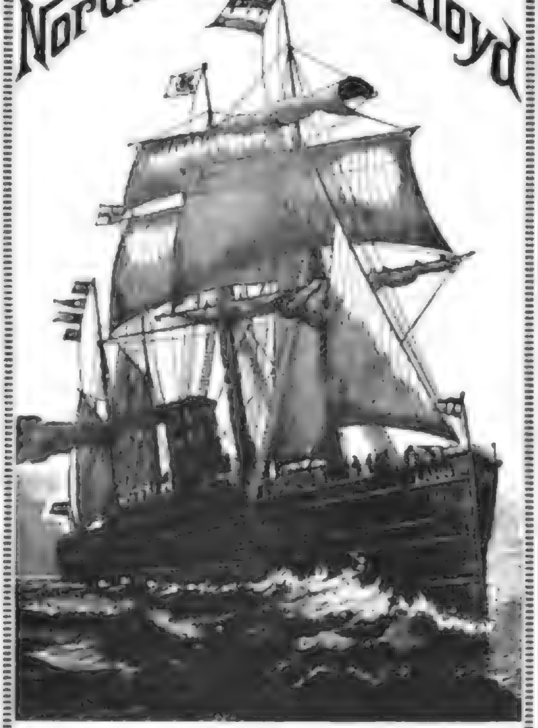
E. St. in R. (Rheinhessen). Wenden Sie sich an einen „Hühneraugenoperateur“.

Abonnent in Drontheim (Norwegen). 1) Dagegen können wir auf diesem Wege nichts machen. 2) Ein besonderes Mittel gegen das Bettnässen der Kinder gibt es nicht, doch kann man, namentlich bei älteren Kindern, durch Verwendung von indifferenten Mitteln, zum Beispiel von kleinen Dosen doppeltkohlensauren Natrons, von denen man den Kindern Erfolge verspricht und ihnen dadurch Mut und Zuversicht erweckt, oft entschiedene Besserung erzielen. Strafen helfen nichts, machen im Gegentheil die Sache schlimmer; wohl aber kann man in den Abendstunden Getränke und flüssige Nahrung möglichst vermeiden lassen und die Kinder ein- oder mehrmals in der Nacht wecken. Mit den Pubertätsjahren verschwindet in der Regel das Uebel von selbst.

Abonnent in Teplitz-Schönau. Ob eine vollständige Beseitigung der Krampfadern durch eine Operation möglich ist, kommt ganz auf deren Sitz und Ausdehnung an. Lebensgefährlich ist eine derartige Operation nicht.

W. in W. Wir können nur raten, mit der bisherigen Behandlung fortzufahren, außerdem aber noch circa 3 Centimeter lange, etwa bleistiftdicke Wattebäusche in die Nase einzuführen und vorsichtig über Nacht liegen zu lassen, womöglich aber auch bei Tag. Sollte das Atmen durch zwei zu sehr behindert sein, so müßten dieselben abwechslungsweise eine Zeit lang bald in dem einen, bald in dem andern Nasenloche getragen werden. Zur Abwechslung können Sie auch Salz des Jakobs, Jodoform einblasen.

Norddeutscher Lloyd



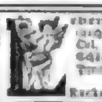
Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Die Direction
Bremen. des Norddeutschen Lloyd.

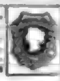
Etiquetten und Plakate in künstlerischer Ausführung liefert billigst
Hans Wasserkampf & Comp.,
[illegible] Hannover.

Solide Buckskins,
das Meter von M. 2.50 an, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Frenzel, Cottbus.

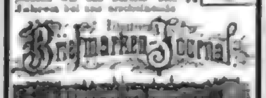


Lebensgroße Porträts nach Photographie, in Kreide, Oel, Aquarell und [illegible], Schönste Ausführung [illegible]. Preisliste frei.
C. Hommel in
Bockenheim — Frankfurt a. M.

Sammlern, welche sich über die Briefmarkenkunde orientiren wollen, empfehlen wir das bereits seit 14 Jahren bei uns erscheinende



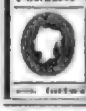
Illustrirte Briefmarken-Journal



[illegible] brieftext, Erscheint monatlich **zweimal**, bringt in jeder Nummer [illegible] **Originalfarben** [illegible]

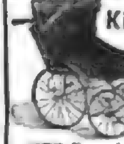
Senf's Briefmarken-Journal

Trotzdem der Inhalt dieses bereits von mehr als 15,000 Sammlern gelesenen Fachblattes ein überaus reichhaltiger, ist der Preis desselben, pro 12 Nummern
nur 1 M. 50 Pf. (= 1 Gulden),
[illegible] **Gratisbeigaben,** Raritäten-Preis- u. Verkaufsliste [illegible]
☛ **Probe-Nr.** [illegible]
Gratisbeigabe: [illegible]

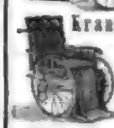


☛ **Gebrüder Senf in Leipzig.** [illegible]

C. E. HOFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibekleidung das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von **12—120 Mk.**



Kranken-Fahrstühle neuester und bewährtester Construction in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
Preise v. 24—150 M.



Eiserne Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. prakt. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. 15—60 Mk.
Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK
C. E. HOFGEN, DRESDEN-N.

Badestühle neuester und bequemster Form, in gediegener Ausführung. Garantie.



Neu! Neu! Neu!

Wir liefern diese Badestühle sowohl für einfache Bäder, mit u. ohne Heizofen, als auch mit vereinigt. Douche-Apparat (2 Brausen) oder mit Einrichtung für „Dampfbäder“.
Ferner empfehlen wir unsere ärztlich begutachteten Zimmer-Douche-Apparate schon v. 28 M. an; komplete Badeeinrichtungen mit schöner Wanne u. starkem Ofen (mit u. ohne Wasserleitung z. benutzen) v. 30 M. an; Transp. geruchlose Closets v. 10 M. an; Eisschränke neuester Construktion in eleg. Ausführ. v. 28 M. an; Bidets, Eimer, Douchen, Waschtische etc.
☛ Preislisten kostenfrei. — Auf Wunsch bequeme Zahlungsbedingungen.
Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstr. 15.

Guter Rat ist Goldes wert!

Die Wahrheit dieser Worte lernt man besonders in Krankheitsfällen kennen, und darum enthält Richters Verlags-Anstalt die bezüglichen Zeitschriften für [illegible] Broschüre „Der Krankenfreund“. In derselben wird eine Anzahl der besten und bewährtesten Hausmittel ausführlich beschrieben und gleichzeitig durch beigedruckte Berichte glücklich Geheilter bewiesen, daß sehr oft einfache Hausmittel genügen, um selbst eine veraltete Krankheit in kurzer Zeit gründlich zu heilen. Kein Kranker sollte versäumen, mit Postkarte von Richters Verlags-Anstalt in Leipzig einen „Krankenfreund“ zu verlangen, dessen Zusendung kostenfrei erfolgt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Literarische Festgeschenke für Ostern!

Deutscher Dichterwald.
Lyrische Anthologie
von
Georg Scherer.
Mit vielen Porträts und Illustrationen.
Elfte, vermehrte Auflage.
In Original-Pracht-Einband. Preis 7 Mark.

Diese Anthologie gehört jedenfalls zu den best ausgewählten und reichhaltigsten [illegible]. Der Herausgeber [illegible] immer nach neuen [illegible] in seinen Dichterwald eingeführt und bekannteren Erscheinungen auf dem großen Gebiete der Literatur zu begegnen. [illegible] bringt die Verlagshandlung bei jeder neuen Auflage auch eine Anzahl neuer Illustrationen, so daß diese jetzt in einer reichen Anzahl ausgewählter Bilder und die Sammlung zu [illegible] [illegible] geeignet machen. Schwäbischer Merkur.

Ben Hur.
Eine Erzählung aus der Zeit Christi.
Von
Lewis Wallace.
General der nordamerikanischen Unions-Armee und vormals [illegible] Gesandter in Konstantinopel.
Autorisirte Uebersetzung von B. Hammer.
Mit Porträt des General Lewis Wallace.
Dritte Auflage. Zwei Bände.
Fein gebunden in 2 Originalbänden. Preis M. 7. —
Ausgabe für Bücherliebhaber; numerirt (Nr. 1—200) auf feinstem Papier, in Liebhaberband. Preis M. 12. —

Der Roman kann als eine recht anziehende und lehrreiche Lektüre, die den Leser bis zum Schluß in spannender Weise in Spannung hält, bezeichnet werden. Ueberall ergreift die Erzählung glänzend Christenthum. Die Sprache ist gewählt. Überhaupt herrscht in dem ganzen Roman ein vornehmer Ton. Schlesische Volkszeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Eine verzweifelte junge Frau. [illegible] mit Erfolg [illegible] Rhabarber [illegible] verwendet. [illegible]

Karl Br., stud. tech. in Graz. Gegen Schuppenbildung empfehlen sich Waschungen mit Seifengeist, abendlich mit warmem Wasser [illegible]. Lange Haare sind natürlich der Anwendung jeglichen Mittels hinderlich; es ist daher nötig, dieselben kurz zu tragen.

E. in D. bei W. Ein derartiges Operationsverfahren ist nicht gut möglich. Fahren Sie nur mit den Luftwiderstandsübungen fort, das ist das Einzige, was Sie in diesem Stadium thun können. **Dr. Schm.**

Redaktion: **Otto Baisch** und **Hugo Rosenthal-Bonin** in Stuttgart.
Verantwortlich: **Otto Baisch.**

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: **Moritz Reiß** [illegible];
München: **Fritz Schwartz**, Redakteur der „Kunst für Alle" [illegible];
Wien: Freiherr **A. v. Schweiger-Lerchenfeld** (IV. [illegible]).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Domine Salvum fac Imperatorem et Regem! — Kaiserliche Liebesdienste, Novelle von H. Rosenthal-Bonin. — Die ereignisvolle zweite Märzwoche 1888. — Die Fenster, Roman von Fritz Mauthner, Fortsetzung. — Literatur. — Lesen, leben, lieben und reden, von H. Ehrlich. II. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen. — Notizblätter. — Schach. — Räthsel: [illegible]; Auflösung des [illegible] Seite 5[illegible]; Palindrom-[illegible]; Bilderräthsel; Auflösung des Bilderräthsels Seite 5[illegible]. — Briefmappe.

Illustrationen: Titelvignette. — Kaiser Wilhelm und die Seinen, ein Gedenkblatt von Theodor Volz. — Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen. — Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen. — Das Mausoleum in Charlottenburg: Ort der Beisetzung Kaiser Wilhelms I. — Das königliche Schloß in Charlottenburg, zur Zeit die Residenz Kaiser Friedrichs III., von O. Theuerkauf. — Vor dem kaiserlichen Palais in Berlin am Vormittag des 9. März, von unserem Specialartisten Magnus von Schiller. — Die Sterbestätte Kaiser Wilhelms I., eine Stunde nach dessen Hinscheiden an Ort und Stelle aufgenommen von unserem Specialartisten Hermann Lüders.

Zur Notiz für unsere geehrten Abonnenten!

Wir machen hierdurch bekannt, daß die unserer Nummer 24 für unsere Abonnenten gratis beigegebene Extra-Beilage:

Wilhelm I.

Deutscher Kaiser und König von Preußen.
Ein Erinnerungsblatt

auch außerhalb des Abonnements apart in elegantem Umschlag zum Preise von nur 50 Pfennig durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden kann; wo dies nicht angängig ist, gegen Einsendung des Betrages in deutschen Briefmarken direkt von der unterzeichneten Verlagshandlung. — Es wird gewiß Vielen erwünscht sein, dieses Erinnerungsblatt an den allgeliebten verewigten Monarchen apart erhalten zu können, um damit Verwandten oder Freunden ein willkommenes Geschenk zu machen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Bazar.
Illustrirte Damen- und Modenzeitung.
Preis vierteljährlich ℳ 2. 50 (in Oesterreich nach Kurs).

Inhalts-Uebersicht der Nummern 11 und 12:
Moden: [illegible] (mit Schnittmustern). Herbst-, Knaben- und Reiseanzüge (mit Schnittmustern). Kleider, Paletots, Mäntel für Knaben und Mädchen (mit Schnittmustern). Garnirte Sommerhüte, Haargarnituren u. s. w. — **Handarbeiten:** [illegible] Garnituren [illegible] Buchstaben u. s. w. — **Unterhaltung:** [illegible] Von den Geschäften. Allerlei für Haus und Familie [illegible] Novelle von Hans von Schwelberg. [illegible] Die Gleichzeitigkeit im Weltall, von Dr. [illegible] Aus dem Kulturleben. Schach- und Unterhaltungsaufgaben u. — **Illustrationen:** Das neueste Porträt Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm. Der Alchimist, Gemälde von Hellmer. Moderne Wohnungseinrichtung, von H. Rolle. Bilder Mann.

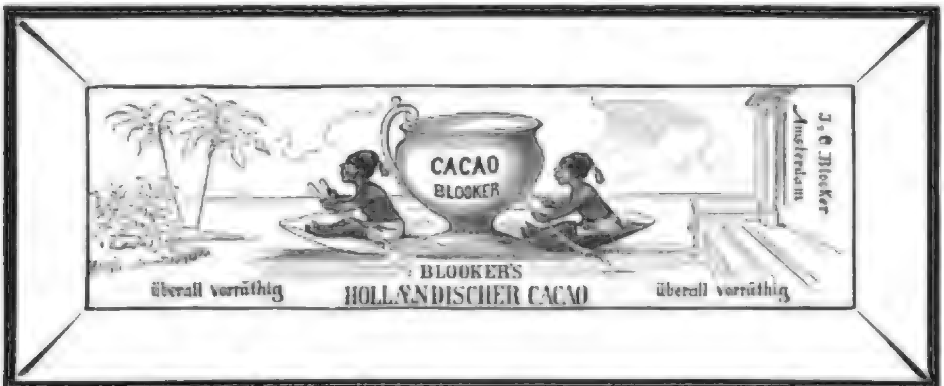
Mit der folgenden Nummer 13 beginnt das
Frühjahrs-Quartal: April—Juni.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



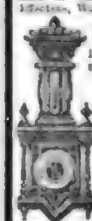
Man verlange Kostenfrei
Illustrirtes Preis-Verzeichniss von
E. Krauss & Co.
Fabrik optischer Instrumente
Leipzig, Plagwitzer-Str. 32.
[illegible] in Paris und Berlin.
[illegible] London, St. Petersburg, Mailand.

Als Specialitäten empfohlen:
Westentaschen-, Reise-, Jagd-, Operngläser
"LILIPUT"



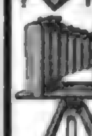
Liliput, bequem in der Westentasche zu tragen, ersetzt die bisher üblichen grossen und schweren Gläser.
[illegible]
Depôt von Liliput:
[illegible] Berlin: A. Voigt, Liebenstrasse 53
[illegible] Kettner, [illegible]

Ancroid-Barometer
in allen Ausstattungen [illegible] mit Therm. v. 12 ℳ an.
Garantirt.



Barometer
für Höhenmess. (wissenschaftl. Anforderungen genügend) **Microscope, Curvimeter, Podometer, Compasse, Reisszeuge.**

Photogr. Apparate



für Amateure, mit welch. [illegible] [illegible] Preis 30, 60, 100 ℳ
Anleitung und illustr. Preisverz. Kostenfrei

Zwei mal prämiirt mit ersten Preisen.
Violinen
[illegible] unübertroffen in Ton u. Güte, von [illegible] ℳ. Stumme Violinen, [illegible] Patente, Zithern in allen Formen, [illegible] ℳ. Guitarren [illegible] ℳ. Bogen und [illegible]. Alle Holz- u. Blechblas-Instrumente. Reparaturatelier [illegible] Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Isaaye, Singer, Léonard etc. [illegible] Preiscourante franko.
Gebrüder Wolff,
Musik-Instrumenten-Fabrik
Kreuznach.

Stottern
heilt [illegible] Rudolf Denhardt's Anstalt in Eisenach [illegible]

Angelgeräte
H. Stork, München.

[illegible]
BUCHFÜHRUNG
[illegible]

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin [illegible] historische, allegorische [illegible] Jagd- und Sportbilder [illegible] Photographien [illegible] durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken zu beziehen.

Kolossaler [illegible] **Herren** [illegible]
Katalog gratis. Literatur-Bureau, [illegible]

Köhler & Co., Hoflief.,
Heidelberg, [illegible] Fabrik. **Krankenstühle,** Schlafsessel, [illegible] Tragstühle, Zimmerfahrstühle m. d. Hand, Trag- u. Leibstühle, [illegible] Krankenanstalten [illegible]



Petschke & Glöckner,
Chemnitz, Sachsen,
Werkzeugmaschinenfabrik.
liefern als Specialität:
[illegible]

Verlangen [illegible] Preis [illegible] General-Anzeiger Berlin SW [illegible]

[illegible]



[illegible]



Wenn in Handlungen nicht vorräthig liefern wir direct franko.

Geschäftshaus für Damenmoden
Aug. Polich, Leipzig.
versendet an Private
Die reizendsten Neuheiten in classischen Waschstoffen und englischen Zephirs in unendlicher Musterauswahl
Das Eleganteste in modernen Damen-Kleider-Stoffen zu den billigsten Preisen ohne jed. Aufschlag für Mode
Die grössten Neuheiten in schwarzen wollenen Kleiderstoffen von den einfachsten bis zu den elegantesten
Proben und Kataloge postfrei!



Shannon-Registrator
Preis Mk. 6.60 [illegible]
Einziger Apparat, durch welchen die Korrespondenz in wenigen Sekunden [illegible] alphabet geordnet [illegible]
Illustrirte Kataloge
mit hunderten Zeugnissen, [illegible]
S. Huldschinsky & Söhne, Röhrenwalzwerk, Gleiwitz.
Wir benutzen zur Aufbewahrung unserer umfangreichen Korrespondenz [illegible] 24 Apparaten [illegible]
AUG. ZEISS & Co.
BERLIN W. FRANKFURT a/M.
FILIALEN: NEW YORK, ROCHESTER, CHICAGO, LONDON, PARIS, WIEN.

Aug. Spangenberg,
Berlin [illegible]


Handweberei in Hausdorf
und
Mechanische Weberei Gnadenfrei.
Versand von lein. und baumwoll. Wäsche- und Bettstoffen, auch fertig genäht (z. B. leinene Laken ℳ 2.[illegible]) [illegible] Bezug mit 2 Kissen ℳ [illegible]
Spezialität: **Seiden-Imitation** für elegante Sommer-Costumes. [illegible]

Wollstoff-Ersatz.
[illegible] Muster [illegible] Hauskleider von [illegible] ℳ. Muster, durch **Photographie** und Buntdruck vervielfältigte **Costumesbilder** gratis u. franko. **Versand:** [illegible] **Lager-Verkauf:** Berlin, Werder-str. [illegible]

Digitized by Google

Abonnements-Preis für das Vierteljahr **5 Mk. 25 Pf** bei allen Postämtern Deutschlands

Unter den großen politischen Zeitungen

Paul Lindau's neuester Roman: „Spitzen" erscheint mit Beginn des nächsten Quartals im

„Berliner Tageblatt"

„Deutsche Lesehalle" ... Landwirthschaft, Gartenbau ... Hauswirthschaft

Probe-Nummern gratis und franko.

Für das übrige Ausland ... „Berliner Tageblatt" Berlin SW.

Die Modenwelt.

[illegible]

Neu! Geeignet für Neu!

Schul- und Selbstunterricht.

[illegible]

Katalog gratis und franko. Verlag von **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Berlin, ... Wien, bei Otto Maass, Mariahilferstr. 91, sowie durch jede Buch- u. Musikhandlg.

Einzig deutsches Volksbuch in dritter neubearbeiteter Auflage.

Mit 115 Text-Abbildungen, 15 Tonbildern und dem Portrait des Kaisers in Stahlstich.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit.

Von **Ferdinand Schmidt.**

Verlag und Druck von **Otto Spamer** in Leipzig und Berlin

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Prospekte überallhin unentgeltlich. Prospekte überallhin portofrei. Preis: geheftet M. 8.—. Preis: gebunden M. 10.

Zu Schopenhauer's 100jährigem Geburtstag.

(22. Februar 1888.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien

Edita und Inedita Schopenhaueriana.

Eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's.

Festschrift zu seinem 100jährigen Geburtstag von

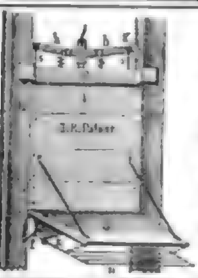
Eduard Grisebach.

Mit Schopenhauer's Portrait, Wappen und Facsimile seiner Handschrift. 222 Seiten in Quart, auf deutschem Büttenpapier mit Schwabacher Schrift, Vignetten und Initialen

Preis 10 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Rossbach's Präcisions-Sicherheits-Fahrstuhl mit und ohne Federaushebung. Neuester Schachtverschluss ohne jede Mechanik.



Ueberall Aufsehen erregend!

Chemnitz 1887. Erster und einziger Preis für gute Fangvorrichtung. Unvergleichliche Sicherheit und Einfachheit. Man verlange das Prospect vor anderweiter Bestellung.

Zu beziehen von den alleinigen Lizenz-Inhabern

Schmidt, Kranz & Co., Nordhausen

Maschinenfabrik und Eisengiesserei.

Angenommen und empfohlen von **Welt-Firmen** der **Cassen-Branche,** der **Kaiserl. Deutschen Reichs-Post** und **Reichs-Bank.**



Patent-Protector-Schloss. Absolut sicher gegen Diebe.

Welt-Ausstellung **Wien 1873.** Erste Medaille

Cassen mit Patent-Protector-Schloss, Fabr. I. Ranges, empfiehlt die älteste deutsche Cassenfabr. v. **Frz. Garny, Frankfurt a. M.** Diplome I. Cl.



Grosse **Jubiläums-Kunstausstellung** Wien. Künstlerhaus 1. März — 31. Mai.

Grab- und Gartenfiguren

in der Nachahmung des carrarischen Marmors, sowie jeden Sandsteins in Form und Farbe unter Gewähr größerer Wetterbeständigkeit.

[illegible] ab.



Villeroy & Boch,

Terracottafabrik,

Merzig a. Saar.

Abbildungen portofrei gegen portofrei zur Ansicht.

Niederlagen

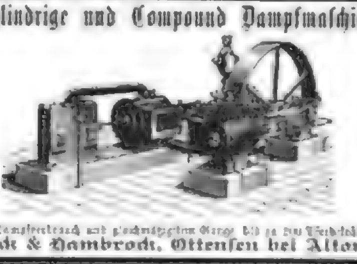
Ehrenfeld-Köln, Berlin [illegible], Kurstraße 43/44,

und Oberürkheim bei Stuttgart.

Vertreter für die Schweiz: Eug. Jenck in Basel.

Wiederverkäufer an allen größeren Plätzen.

Einzylindrige und Compound Dampfmaschinen



[illegible] **Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.**

Tuche, Buckskins, Paletotstoffe, [illegible] Ernst Sieger, Leipzig, [illegible]

Hartmann's Gesundheitsbinden

Holzwollbinden für Damen

[illegible]

Verbandstoff-Fabrik P. Hartmann

Heidenheim, Württbrg.

[illegible]

H. Götz & Co. Waffenfabrik Berlin C. Seydelstr. 19 Illustr. Preisl. Grat. frco.

F. A. Hahn, München, [illegible]

Feine spanische Weine.

Eine Probekiste von 12 ganzen Flaschen in 12 verschied. Sorten, herb und süss, **Mk. 16.50,** ab München, gegen Bar.

Eine Postprobekiste von 2 ganzen Flaschen, herb und süss, Mk. [illegible] franko nach jeder deutschen Poststation [illegible]

J. A. Hietel, Leipzig.

Kunst-Stickerei und Fahnen-Manufaktur.



Dresdener Velocipedfabrik [illegible] Dreiräder, Zweiräder [illegible] Germania-Rover. [illegible]

Zur „Weinbereitung" [illegible]

Erwerbs-Katalog [illegible] gratis u. frko.

Wilh. Schiller & Co., Berlin W.

Digitized by Google

Dr. R. Bock's Pectoral
(Hustenstiller)

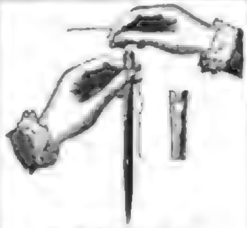
ist nach Aussprüchen der dazu berufenen Personen: Aerzte, Sänger, Schauspieler ꝛc.

das beste Hustenmittel.

Man lese die in No. 19 dieses Blattes erschienenen Anerkennungen und überzeuge sich, daß bei **Husten, Heiserkeit, Schnupfen, Katarrh Dr. R. Bock's Pectoral** von ausgezeichneter Wirkung ist und alle anderen Hustenmittel ersetzt.

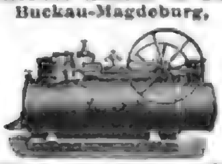
Vorräthig à Schachtel 1 Mk. in Aachen ... Altona ... Augsburg ... Berlin ... Breslau ... Bromberg ... Chemnitz ... Coblenz ... Danzig ... Dresden ... Düsseldorf ... Erfurt ... Frankfurt a. Main ... Frankfurt a. Oder ... Görlitz ... Gotha ... Halle a. S. ... Hamburg ... Harburg ... Kaiserslautern ... Kiel ... Köln ... Königsberg i. Pr. ... Leipzig ... Liegnitz ... Lübeck ... Magdeburg ... Metz ... Minden ... München ... Nürnberg ... Oppeln ... Posen ... Regensburg ... Stettin ... Stralsund ... Straßburg i. E. ... Stuttgart ... Trier ... Wiesbaden ... Würzburg ... — Oesterreich-Ungarn: ... Budapest ... Prag ... — Schweiz: in Genf ...

Sodener Mineral-Pastillen
zu haben a 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.



Die Nadelfabrik von Ernst Kratz in Frankfurt a. M. ... **Nähnadeln mit federndem Oehr** ... — D. R. P. No. ... — ... von **Schwachsehenden** und **Blinden** ... — Zu haben in fast allen Geschäften, welche Nähnadeln führen.

Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre ... Expansions- und Compound-Locomobilen ... gratis und franko.



... **L. Wetzl**, Berlin W. ... Filiale in Wien ...

Vorbereitung ... **Mocka, Direktor, Dresden.**

Dr. Lahmann's Sanatorium
auf Weißer Hirsch bei Dresden (Naturheilanstalt)

... Prospekte mit Beschreibung der Methode ...

Dr. Kies' Diätetische Heilanstalt
Dresden, ...straße 8.

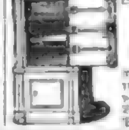
Für **Magen-**, **Herz-**, **Unterleibs-**, **Nervenleiden**, ... **Frauenkrankheiten** ... **Kuren**, **Schroth'sche Kur** ...

Sächs. Patent-Kinderwagen-Fabrik
A. M. ..., Dresden-N.



... **Kinderwagen** und **Kranken-Fahrstühlen**. ...

Schladitz & Bernhardt, Dresden,



empfehlen ihre feuer- und diebessicheren
Stahlpanzer-Geldschränke
...



Deutsche Möbeltransport-Gesellschaft.

In über 250 Städten ... die leistungsfähigsten Firmen vertreten. Zweckdienlicher gegenseitiger Wagenaustausch. Vortheilhafteste **Hin-** oder **Rück**ladungen.
Bewährte Arbeitskräfte.
Vorzügl. Transportmittel.

Preisausschreibung
der Deutschen Linoleum- u. Wachstuch-Compagnie Rixdorf—Berlin.



Zur Erlangung geeigneter Entwürfe für
Teppich-Muster auf Linoleum
werden hiermit von der ... Firma
Maler, Musterzeichner und Architekten
...
bei der **Deutschen Linoleum- und Wachstuch-Compagnie in Rixdorf** ...

Programme und Bedingungen ... bei den Herren
... Berlin C. ...
... Dresden ...
... München,
... zu beziehen.

Für den besten Entwurf ist
ein erster Preis von Mk. 500. —
ein zweiter „ „ „ ...
ein dritter „ „ „ ... —
ausgesetzt, während weitere Entwürfe für den Preis von Mk. 50 — angekauft werden ...

Die Direktion
der Deutschen Linoleum- und Wachstuch-Compagnie.
Kiemann.

Geistig Zurückgebliebene

... **Dresden-Blasewitz**, ... 13.
Foerster, Dr.

!! Für Zuckerkranke !!

... **Rudolf ...**, Karlsbad ...

Jeder Zahnschmerz

... **Kienfong-Balsam** ...
G. ..., Mainz ...

van Haagen's Holländisches Cacaopulver

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn van Haagens Cacao an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe ... unter Nachnahme als **Privatversandt**.

Richard C. van Haagen
Utrecht. Amsterdam.

Rheinwein.

Gegen Einsendung von **M. 30** ... **Weißwein**, ...
Friedrich Lederhos, ...

In den Apotheken:
Engelhard's Isländisch Moos-Pasta gegen Husten u. Heiserkeit
75 Pfennige.

Cognac
der Export-Cie für Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.
...

Jensens
UNFRIERBARER
DORSCHLEBERTHRAN

ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch ... von sehr angenehmem Geschmack. In Flaschen à M. 1. ... M. 2. ... und M. 3.50 zu haben von allen Apothekern und Drogisten oder von
HERTZ & COLLINGWOOD
... **Berlin S.** und **London**, 101 Leadenhall Street E. C.

Militär-Pädagogium Dr. Killisch,
Berlin, Schönhauser-Allee 133.
... Schülern ... über 2000 ...

Kurbedürftige ...

Trunksucht

... Zeugnisse. ...

Tharandt
bei Dresden.
Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Prachtvoll gelegen und sehr comfortabel eingerichtet. ... — elektrische Behandlung — ... Bäder — Massage. Auch im Winter geöffnet. ...
Dr. med. Haupt.

Leuze'sches Mineral-Bad
Berg-Stuttgart.
Wintersanatorium ...
Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Bad Kreuznach.

Jod-Brom-Lithionhaltige, gipsfreie Soolquellen, zum innern und äussern Gebrauch, bewährt gegen Krankheiten der Drüsen, Knochen, Gelenke, Haut und Schleimhäute, gegen Frauenleiden (Geschwülste) Rheumatismen, Gicht etc.

Bäder in allen (über 100) Fremdenhäusern, durch direkte Röhrenleitung von der Quelle verstärkt durch die bekannte **Kreuznacher Mutterlauge**. — Douchen, Dampf- und elektrische sowie ...bäder. ***Inhalationssaal, Inhalatorium. Molken, Milchkur, Kefir-Anstalt, Heilgymnastik, Massage.*** — ... 20 Minuten vom Rhein. Herrliche Gegend, mildes Klima. Vorzügliches Orchester, Theater, ...

... Saison vom 1. Mai bis 30. September. — Winterkur.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.

... gegen ... Grieß- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. ... der Lungen, gegen Magen- ... In den ... wurden versendet:

1881: 12623 fl., 1882: 55761 fl., 1883: 61808 fl., 1884: 112234 fl., 1885: 247180 fl., 1886: 406298 fl., **1887: 626246 fl.**

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. ... gratis und franco.

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankheiten ... Dr. med. ... Prospecte und Beschreibung der Methode gratis durch die Direction, sowie durch die Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Elektro-Homöopathie.

Diese neue wissenschaftliche Heilmethode ist die größte Vervollkommnung des ...
C. Schütze, Halle a. S., Herrmannstraße 16.

Mondamin Brown & Polson

... Zu **Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. ... Central-Geschäft Berlin C.

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, ...straße 91, heilt alle Arten von **Unterleibs-** und **Hautkrankheiten**, ... **Schwächezuständen**, ...

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.

Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.

Nº 26.

59. Band.
Dreißigster Jahrgang.
Oktober 1887–1888.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Kalifornische Liebesbriefe.

Novelle
von
H. Rosenthal-Bonin.

(Schluß.)

Es verging nun wohl eine halbe Woche bei höchst knappen Verdiensten und sehr uninteressanten Schreibgeschäften, jedoch dann passirte etwas Merkwürdiges.

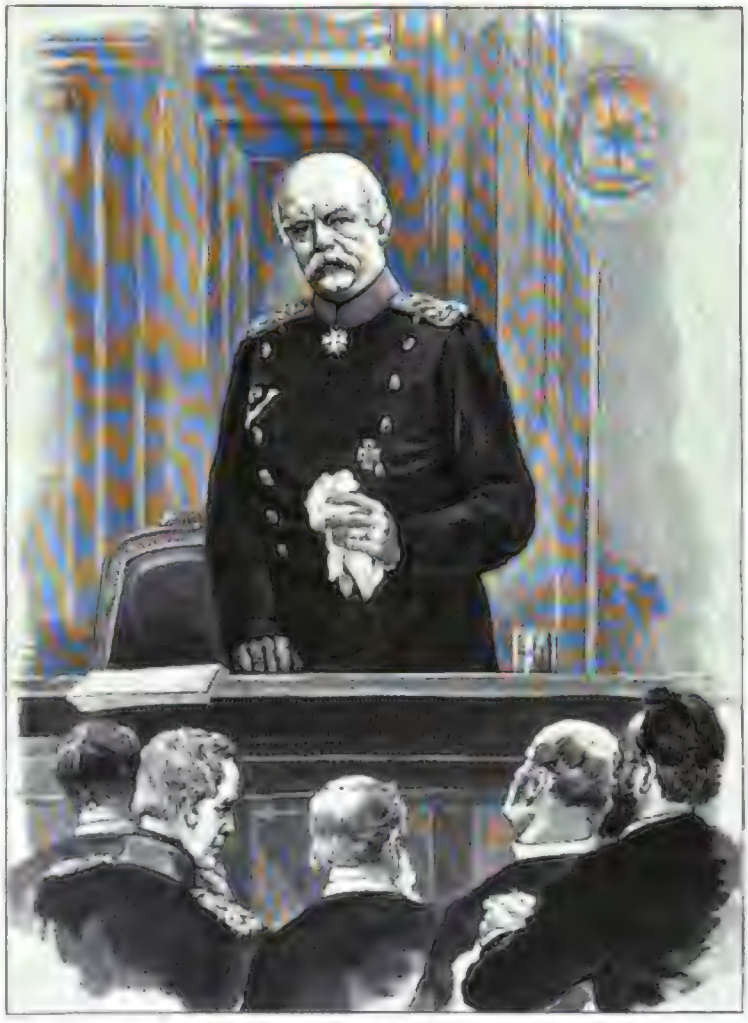
„Ein Knabe kam an meinen Stand und deklamirte wie eine auswendig gelernte Rolle:

„‚Caballero, Sie möchten gefälligst zu Donna Miguello van der Nees, Avenue 49, kommen, die Señora wünscht den Caballero in Geschäften zu sprechen!‘

„Es war elf Uhr vormittags, Börsen- und Schiffsmarktzeit und voraussichtlich nichts für mich zu thun; ich vertraute meinen Stand dem Barkeeper an und machte mich auf den Weg zur Donna, deren Wohnung gar nicht weit von meinem Geschäftslokal sich befand.

„Ein kleines, elegantes Haus mit großen Spiegelscheiben, hinter welchen Tüll- und rotseidene Gardinen sich recht vornehm zeigten, erwies sich als das mir angegebene.

„Auf mein Anläuten erschien ein feines brünettes Kammerkätzchen. Ich bezeichnete mich als den Herbestellten, das Mädchen sah mich erstaunt und überrascht an und führte mich in ein überaus zierlich möblirtes Damenzimmer, hieß mich einen ‚Moment verziehen‘ und verschwand mit einem sehr warmen, freundlichen Blick auf mich in einem Nebenzimmer, dessen Thür sie sorgfältig zuzog.



Fürst Bismarck verkündigt in der Reichstagssitzung vom 6. März den letzten Erlaß Kaiser Wilhelms I.
Originalzeichnung unseres Spezialartisten Paul Heydel. (S. Nr. 25, S. 553.)

„Ich hörte in diesem Raum daneben einige Sekunden wispern, darauf ging die Thür auf und eine in schwarze Spitzen und Seide reich und elegant gekleidete Dame stand vor mir.

„Es war dies ein reizendes Geschöpf von echt südspanischem Typus — mattblasses Gesicht, große dunkle Augen, krauswollige, glänzend schwarze Haare über einer wunderschönen glatten Stirn und von einer Zierlichkeit und Fülle des Baues, die entzückend war. Die ganze Erscheinung dieser Frau hatte etwas Vornehmes, kindlich Naives und doch dabei echt Weibliches.

„Sie schaute mich mit ihren großen, sammetartigen, dunkel glühenden Augen einen Moment scharf an, darauf schlug sie die Blicke nieder, errötete, atmete tief auf, versuchte zu sprechen, brachte aber kein Wort hervor.

„Ich sah ihre plötzliche Verlegenheit, die zu dem schnellen und entschlossenen Inszimmerschreiten in einem so großen Gegensatz stand, und wollte ihr zu Hilfe kommen.

„‚Señora, Sie haben nach mir verlangt — in Geschäften — womit kann ich Ihnen dienen?‘

„Beim Ton meiner Worte schien die Dame von neuem verwirrt zu werden. Einen Moment herrschte eine seltsame Stille zwischen uns, dann jedoch nahm die kleine, schöne Frau sichtlich einen gewaltigen Anlauf.

„‚Señor,‘ sprach sie mit bebender Stimme, ‚Sie sind der Schreiber von der Marketstraße?‘

„‚Der bin ich, Señora!‘

„‚Sie haben diese vier Briefe geschrieben?‘ stieß die Dame hervor, indem sie die

Hand hinter dem Kleide, wo sie dieselben bisher verborgen gehalten, hervorzog und mir meine wunderbaren Briefe zeigte, und ihre Augen funkelten bei diesen Worten und bei dieser Bewegung zornig.

„‚Ich habe diese Briefe geschrieben,' stand ich nicht an, zu bestätigen; ‚aber wie konnten Sie wissen, daß ich gerade der Schreiber war, Señora?' fragte ich erstaunt.

„‚Das ist sehr einfach,' erklärte die Dame, ‚alle diese Briefe haben dieselbe Handschrift, je ein Paar ist immer gleichlautend; es konnte sie also nur eine Person geschrieben haben; ich empfing sie im Lauf einer Woche, und da ich erfuhr, daß ein Mann seit dieser Zeit ungefähr ein so seltsames Geschäft etablirt hatte, so vermutete ich, daß nur dieser Herr diese Briefe geschrieben haben könnte — die Briefe sind verrückt — die Absender kenne ich gar nicht, und ich verbitte mir, mein Herr, in Zukunft solche Briefe, die mir in hohem Grade lästig sind.'

„‚Das thut mir leid, meine Dame, aber ich werde Ihrem Wunsch nicht Folge leisten können,' antwortete ich.

„‚Und weshalb nicht, mein Herr?' fragte Donna Miguello, und ihre Augen funkelten noch zorniger, und die kleine, volle Hand ballte die Briefe zusammen.

„‚Weil Briefe schreiben mein Geschäft ist,' entgegnete ich.

„‚Und wenn Sie damit eine Dame beleidigen, schwer kränken und möglicherweise kompromittiren, mein Herr?' stieß die Señora hervor.

„‚Auch dann, meine Dame,' erwiderte ich, ‚denn das muß ich Ihnen gestehen, ich thue es nicht gern, aber meine Lage Ihnen gegenüber erfordert die Wahrheit — weil diese Briefe bisher mein einziger Verdienst sind, sie fristen mein Leben; ohne diese verrückten Briefe, wie Sie dieselben nennen, wäre ich vielleicht schon längst Hungers gestorben, sie sind meine einzige Einnahmequelle.'

„Ich sprach das unumwunden offen aus mit der Freimütigkeit eines Menschen, der seine Lage durchaus nicht schöner färben will als sie ist.

„Die Dame sah mich ganz verdutzt an.

„‚Ihre einzige Einnahmequelle?' wiederholte sie, ihr Blick irrte über meine Gestalt hin, und sie schlug verwirrt die Augen nieder. Jede Spur von Zorn, der mir überhaupt nicht sehr tief gesessen zu haben schien, war aus ihrem Gesicht gewichen, die feingeschnittenen Züge hatten einen weichen und sanften Ausdruck, sie atmete wieder beklemmt, ihre Hände zitterten leise, sie schlug die Augen auf und richtete sie voll auf mich — mir bebte bei diesem Blick das Herz und ein seltsames Gefühl beschlich mich. Die Spanierin schlug wieder die Augen nieder und wir beide standen uns in einer seltsam langen, stummen Pause gegenüber und wußten beide nichts zu sagen.

„Das Gefühl der bittern Lebensnot, des rücksichtslosen Kampfes um das Dasein unterlag diesem holden Geschöpf gegenüber der mir angeborenen Ritterlichkeit.

„‚Ich werde also in Zukunft diese Briefe nicht mehr schreiben,' unterbrach ich die Stille mit bebenden Lippen, denn mir war bei dieser Verhandlung höchst sonderbar um das Herz geworden.

„‚Nein, das dürfen Sie nicht!' fiel jetzt schnell die Señora ein; ‚ich kann Sie nicht Ihrer Existenz berauben — der Gedanke, daß ich die Veranlassung wäre, durch welche Sie notleiden, würde mich tief schmerzen — das würde mein Gewissen schwer belasten!'

„‚Ja, was jetzt thun, gnädige Dame?' rief ich aus.

„‚Schreiben Sie weiter,' kam es jetzt atemlos aus dem Munde der schönen Witwe, und ihr ganzer Körper zitterte fieberhaft von seltsamer innerer Bewegung; ‚aber, bitte, nicht so verr— — nicht solche Briefe,' fügte sie leise wieder mit vollem Augenaufschlag hinzu.

„‚Natürlicher?' fragte ich, indem eine heiße Blutwelle mir das Herz durchströmte.

„‚Das — das will ich Ihrem Takt überlassen,' stotterte verlegen die schöne Spanierin. ‚Ach Gott, was spreche ich für unsinnige Dinge!' unterbrach sich nun die junge Witwe. ‚Ich weiß ja gar nicht, was ich sage — nein, thun Sie das nicht — schreiben Sie mir doch ja nicht —' und in Schluchzen ausbrechend und die Hände vor das Gesicht schlagend, stürzte die Dame aus dem Zimmer und ließ mich in einer ganz sonderbaren, ratlosen Lage und aufgeregten Stimmung zurück.

„Das Kammermädchen trat nun wieder in das Zimmer, und ich ward mir bewußt, daß meinem Besuch jetzt ein Ziel gesteckt sei. Das Mädchen öffnete mir mit einem wahrhaft geflöteten: ‚Addios! Auf Wiedersehen, Senor!' die Thür, und ich befand mich auf der Straße.

„Langsam und sehr nachdenklich ging ich zu meinem Stand zurück und nahm, von den widerstrebendsten Gefühlen und einer Wirrnis von Gedanken bewegt, unter meinem Schirm Platz.

„‚Das ist das reizendste Geschöpf, das ich in meinem Leben gesehen habe,' sagte ich mir; ‚sie hat auch ein gutes Herz, das Mitleid überwand sofort ihren Zorn, und sie wollte selbst diese ihr so widerwärtigen Briefe ertragen, um mich nicht zu schädigen — dann sah sie mich so sonderbar an, wollte die Briefe in einem andern Ton, nicht so verrückt — in welchem Stil denn?' grübelte ich. ‚Sie möchte das meinem Takt überlassen — meinem Takt — welchem denn? Demjenigen, den mein Gefühl für sie mir angibt? Was sollte ich für sie fühlen? Wie zornig war sie zuerst und wie weich und rücksichtsvoll nach meiner Erklärung! Ist es das Mitleid allein, welches diese Umwandlung bei ihr hervorrief?' warf ich die Frage mir auf. ‚Und dann ihre Verwirrung, ihr Schluchzen und ihre Flucht aus dem Zimmer — woher diese Bewegung, diese Fassungslosigkeit? Und wie schön und bestrickend sie bei alledem war!' Dann kam mir die Erinnerung an meine beiden Kunden. Für diese sollte ich Briefe an das reizende Geschöpf schreiben, für den langen Irländer und den vierschrötigen Holländer, Liebeswerbungen für die beiden rohen, ungebildeten Kerle? Jenen würden Briefe nach meinem Takt wenig gefallen, und der Witwe kann ich doch in dem Stil nicht weiterschreiben, das ist völlig unmöglich jetzt, und ich muß doch leben! Was da machen, wie mich hier herauswinden? So sann ich, auf meinem Strohstuhle sitzend. Kein Oedipus hatte je so schwere Rätsel zu lösen, und von der Lösung hing wie bei jenem tapfern Griechen ja auch mein Leben ab. Das war ein Wirrsal! Ich hatte mich schon manchesmal in verwickelten Lagen befunden und mein gesunder Menschenverstand noch stets den richtigen Weg gefunden, in solch einer Zwickmühle war ich noch nie — hier ward es mir immer dunkler vor Augen, je tiefer ich nachdachte.

„Ich war fast froh, daß an diesem Tage keiner der beiden sonst so sehnsüchtig erwarteten und mir so notwendigen Kunden kam.

„Den nächsten Morgen ging ich beinahe mit Widerwillen an meinen Stand. Ich fürchtete fast, den Holländer und den Irländer bedienen zu müssen, und Geld wollte ich doch so gern, mußte ich doch so furchtbar notwendig einnehmen, schien mir auch noch aus einem neuen Grunde höchst wünschenswert. Es regte sich nämlich etwas Besonderes in mir — ich war mit einemmal eitel geworden, denn während es bisher mir sehr gleichgiltig gewesen, wie ich gekleidet ging, wenn es nur reinlich war, so hatte ich jetzt den Wunsch nach einem feinern Rock und bessern Hut; meine Garderobe war ziemlich trappermäßig, hinterwäldlerisch, meine Kopfbedeckung ein meterbreiter Panama, der in allen Farben spielte und verschiedene Löcher zeigte. Kleider aber waren ein teurer Artikel, und um einen feinen Rock zu kaufen, hätte ich noch zehn Liebesbriefe schreiben müssen.

„Es war Donnerstag, irgend eine Sekte hatte heute Gottesdienst, und ich sah wehmütig die Leute festlich geputzt in ihre phantastisch gebaute Kirche, die nicht weit von meinem Stand an der Straße lag, schreiten. Plötzlich hob sich von den Kirchengängern eine lange, ungeschlachte Gestalt in erbsengelbem Rock ab, das war mein Irländer.

„Er nickte, den grauen Hut sehr tief im Nacken und seine Fäuste sehr fest in den Taschen, und kam langsam auf mich zu, er sah entschieden ärgerlich und übelgelaunt aus, das war er auch in hohem Grade.

„‚Mister,' sprach er mich verdrossen an, keine Antwort, kein Lebenszeichen, im Gegenteil, als ich vorgestern an dem Haus vorbeiging, sprang die Lady sichtbar ganz wütend vom Fenster zurück, die Briefe haben ihr sicher nicht gefallen!"

„Diese letzten Worte warfen einen Lichtstrahl mir in die Seele, ich hätte laut aufjubeln und den langen Irländer fast umarmen mögen. Ich verbiß gewaltsam meinen Triumph und entgegnete ruhig:

„‚Wer kann berechnen, wie Frauenzimmer denken! Vielleicht gefällt ihr gerade das Hohe und Starke nicht — wir können es ja einmal mit dem Gewöhnlichen versuchen. Erinnert Euch, Mister, daß Ihr die Briefe in einem starken Stil wolltet!' fügte ich vorsichtig hinzu.

„‚Ich dachte, das wäre das Beste; Ihr scheint aber die Weiber zu kennen,' entgegnete der Irländer, ‚ich habe dazu keine Zeit gehabt, habe mehr in der Erde als oben gelebt, um Geld zu machen, und die Frauenspersonen, welche ich gesehen habe, waren anderer Art. Nun, ich will noch ein paar Briefe in der neuen Manier daran wagen — schreibt mir einen, Mister, und bringt Ihr die Lady so weit, daß sie sich sprechen läßt, bekommt Ihr einen Hunderter!'

„‚Soll mich freuen, Mister, Euret- und meinetwegen,' erwiderte ich höchst bereitwillig und machte mich sofort an die Arbeit.

„Da ich im Namen jenes Mannes schrieb, so konnte ich sagen, was ich wollte, ohne im Notfall mit meiner Person dafür haften zu müssen, und da ich die Briefe in einem natürlichen Stil abfassen sollte, so durfte ich schreiben, wie mir ums Herz war, und ums Herz war es mir warm und sehnsüchtig, seltsam erregt, ja leidenschaftlich zu Mute, was sonst ja gar nicht meine Art war.

„Ich begann also das neue Schreiben:

„‚Schönste der Frauen!

„‚Diese Anrede ist keine Phrase, es ist die Ueberzeugung meines Herzens, seitdem ich Sie gesehen habe. Es ist die pure Wahrheit: Sie haben mich bezaubert, mir ist zu Mut, als wäre plötzlich ein goldenes Netz über mich geworfen — mein Herz, das bisher so ruhig war, ist bewegt, mein Sinn, der immer auf mein Geschäft gerichtet gewesen, strebt nach einem kleinen, vornehmen Hause hin und umschwebt es wie eine Schwalbe, die am Fenster ein Nest bauen möchte. Ist das Liebe? Ich habe schon viele Frauen gesehen, ich bin schon von manchen in Nord und Süd geliebt worden, aber bei keiner habe ich gefühlt wie bei Ihnen — so glücklich und doch so voller Wünsche, so selig, ruhig und doch so sehnsüchtig. Ich bin gar nicht mehr derselbe Mensch. Bisher bekümmerte ich mich nicht viel um die Frauen — sie schienen mir wenigstens nicht der Mittelpunkt der Welt — jetzt sind Sie dieser geworden, und all mein Sinnen und Denken dreht sich um Sie. Ist das Liebe? Es kam so plötzlich. Kann die Liebe wie ein Blitzstrahl auf den Menschen fallen? Es muß doch wohl so sein, denn der größte Menschenkenner, der englische Dichter Shakespeare sagt: „Wer liebte je, der auf den ersten Blick nicht liebte!"

„‚Nun dürften Sie fragen, verehrte Señora, was dieser Brief denn eigentlich bezwecken will. Wenn Sie das wirklich fragen sollten, bitte der Brief lieber ungeschrieben. Ich hoffe, Sie werden nicht fragen, ich hoffe — und das erfüllt mein Herz wie mit der Morgenröte eines unendlichen, mir neu aufgehenden Glückes — daß meine Person Sie nicht gänzlich kalt gelassen, nicht völlig gleichgiltig, und der leise Wunsch sich in Ihnen regte, zu wissen, wie Sie mir gefallen, das Verlangen in Ihnen verstohlen aufstieg, in mein Herz zu schauen.

„‚Diese Zeilen nun haben das Ziel, Ihnen aufrichtig und ehrlich darzulegen, was ich fühle und denke, seitdem ich Sie gesehen, und zaghaft und bescheiden an Ihr Herz zu klopfen mit der Anfrage, ob dies kalt und teilnahmlos für mich geblieben —'

„Dies Schriftstück hatte so viel Zeit in Anspruch genommen, daß der Irländer, welcher bei mir am Tisch sitzen geblieben und mir auf die Finger schaute, verschiedenemale recht unruhig wurde.

„‚Das hat länger gedauert als früher,' sprach er jetzt; ‚es scheint, daß die schwächere Art schwerer ist, als die starke!'

„‚Das ist sie, Mister!' stimmte ich aufatmend bei; ‚diese Nummer heißt Nummer der Wahrheit, und die Wahrheit zart und schön zu sagen, ist immer schwer.'

„‚Ich bin neugierig auf diese Art,' sagte der Irländer, mir gespannt sein großes rotes Ohr zuneigend.

„Ich las den Brief ihm leise vor.

„‚Mir gefielen die anderen besser,‘ erklärte er, als ich schwieg; ‚da ist ja gar keine Kunst darin, vieles hätte ich auch so herausgebracht. Ich dachte, wenn man an ein Frauenzimmer schreibt, müsse alles hoch sein, namentlich bei einer Lady — doch viel Wahres steht in dem Brief, und Ihr mögt recht haben. — Gut, wir wollen's auf diese Weise versuchen! Dringt das nicht durch, bin ich fertig, dann mag der Teufel bei dieser Person den Werber machen. Hier, Mister,‘ schloß der Mann, ‚habt Ihr zehn Dollars für die Hals- und Grabarbeit!‘ Und der Sohn Erins nahm den Brief und verließ mich.

„Ich muß offen gestehen, daß mich diesmal die Bezahlung genirte, sie erweckte in mir ein Gefühl der Scham. Ich hatte ja den Liebesbrief für mich geschrieben, denn ich hatte mich wirklich in diese reizvolle, schöne junge Frau leidenschaftlich verliebt, und mein Liebesgeständnis bekam ich hier bezahlt, außerdem spielte ich ja bei dem Irländer keine ehrliche Rolle. Jedoch ich war in Kalifornien. Er verlangte einen Brief, ich schrieb ihm einen, das war mein Geschäft, und wenn er bis jetzt noch nicht eingesehen, daß diese Dame nichts von ihm wissen wollte und sein Werben völlig aussichtslos war, so war das seine Sache und es nicht mein Beruf, ihm die Augen zu öffnen. Ich steckte daher das Geld in meine Tasche und beruhigte mein Gewissen.

„Jetzt bemächtigte sich meiner eine eigentümliche Spannung und ich wartete voll Ungeduld, was auf diesen Brief erfolgen würde. Sie war zu klug, um nicht zu merken, daß ich diesen Brief für mich geschrieben, und ihr Benehmen mir gegenüber ließ die Deutung zu, daß auch ihr Herz nicht ganz unbewegt bezüglich meiner geblieben. Weshalb sollte sie nicht auch bei der ersten Begegnung an mir ein ähnliches Gefallen gefunden haben, wie ich an ihr? Ich war ein Mann in den besten Jahren, stattlich gewachsen und nicht häßlich, denn die Augen der Frauen ruhten stets auf mir mit Freundlichkeit und Wohlgefallen, diese Erfahrung hatte ich vielfältig gemacht; allerdings war ich ein armer Teufel, ein erbärmlicher Straßenschreiber — hier jedoch in San Franzisko fiel das nicht schwer ins Gewicht, Menschen, die einem heute die Stiefel putzen, fuhren nach vier Wochen in Kutschen und hatten galonirte Diener. Ein glücklicher Zufall und man war in der Höhe. Ich wartete also nicht völlig mut- und hoffnungslos der Dinge, die da kommen würden.

„Ich wartete drei Tage, mein Irländer kam nicht, mein Holländer auch nicht, ebenso nicht das Geringste von der reizenden Witwe.

„Einige Geschäftsbriefe, die ich übersetzte, und das Schreiben einer französischen Dienstmagd an ihren englischen Schatz auf der Marine fristeten mein Dasein.

„Am vierten Nachmittag erblickte ich plötzlich auf der andern Seite der Straße die schöne Witwe in der nationalen Mantilla, den kleinen schwarzen Spitzenschleier anstatt des Hutes auf dem Kopfe; sie war begleitet von ihrer Zofe, die einige Pakete trug.

„Die Zofe schaute nach mir herüber und grüßte mich, die Donna warf mir einen scheuen, fragenden, glänzenden Blick zu, einen eigentümlichen Augenblitz, und neigte unmerklich den Kopf. Ich sprang vom Stuhl auf und zog eilig mit einer tiefen Reverenz meinen Strohhut.

„Wie eine Erscheinung waren die beiden vorüber und an der nächsten Straßenbiegung verschwunden.

„Am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe Spiel und so acht Tage hintereinander, nur daß eigentümlicherweise die Stunde immer eine frühere des Tages war.

„Am neunten Tage ganz in der Frühe kam die Donna, den Kopf gesenkt, ohne die Zofe, erst langsamen Schrittes, dann mit einer gewissen Entschiedenheit, direkt auf meinen Stand zu, nahm auf dem Stundenstuhl Platz, spannte ihren Fächer auf, hielt ihn vor das Gesicht und sprach:

„‚Caballero, schreiben Sie!‘

„Mir klopfte das Herz derart, daß ich glaubte, sie müßte es hören; die Feder, welche ich mechanisch auf das Papier hielt, kritzelte vernehmlich, so zitterte mir die Hand.

„‚Caballero, schreiben Sie,‘ wiederholte die Donna mit einer Stimme, der man es anhörte, daß die schöne Frau im höchsten Grad erregt war, aber sich zur Ruhe zwang. ‚Ich möchte Ihnen einen Brief diktiren —‘

„‚Zu Ihren Diensten, Señora,‘ brachte ich über die Lippen.

„‚Die Spanierin sprach, den Fächer noch eifriger vor das Gesicht haltend, mir in die Feder:

„‚Geehrter Herr!

„‚In Ihrem letzten Schreiben haben Sie mir gestanden, daß Sie mich lieben. Ich hoffe, Sie sind ein Caballero, der sich noch nichts Schlechtes im Leben hat zu schulden kommen lassen,‘ fuhr die Spanierin, etwas stark tonlos, wie mir schien, zu diktiren fort, ‚denn sonst — der Meinung bin ich — würden Sie nicht an mich geschrieben haben. Sie sind arm‘ — nun wußte ich, daß der Brief an mich selbst gerichtet war — ‚das hat für mich nichts zu bedeuten — als ich Sie zu mir beschied, glaubte ich, ein verkommenes Subjekt, wie es hier so viele gibt, zu empfangen. Es trat jedoch ein schöner Mann, ein wahrer Caballero von dem ritterlichsten Anstande, vor mich, der mich überraschte, verwirrte und einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ich war ein halbes Jahr an einen ältlichen, reichen Landsmann verheiratet und ihm eine treue Frau. Liebe empfand ich für ihn nicht und entbehrte sie auch nicht. Ich war ein Kind noch, denn ich bin jetzt erst achtzehn Jahre alt und mein Mann schon zwei Jahre nicht mehr am Leben. Als ich Sie sah, erwachte — trotz der dürftigen Kleidung, in der Sie vor mir erschienen, mein Herz — ich erkannte sofort in Ihnen trotz der groben Hülle den feinen Mann, den edlen Mann, denn ich habe Menschenkenntnis, Señor. Ich habe mich in dieser Woche geprüft, hart und entschieden gegen den Eindruck gekämpft, den Sie auf mich gemacht haben, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich für Sie fühle, wie Sie für mich. Jetzt möchte ich die Frage an Sie stellen: Was für weitere Absichten hat Ihr Brief, denken Sie an eine Heirat?‘

„‚Ja!‘ rief ich aus und sprang ganz wild in die Höhe.

„‚Bleiben Sie sitzen,‘ sprach die Señora mit bebender Stimme, ‚und — und schreiben Sie weiter — Sie sind ein gebildeter Mann, ich glaube gar, ein Gelehrter, und ich — ich, Señor, kann nicht einmal schreiben und Geschriebenes nur mit Mühe lesen. Ich bin hier geboren und war bis zu meinem fünfzehnten Jahr, als mich Herr Miguello kennen lernte, eine Straßensängerin und Straßentänzerin und zog mit meinen Eltern in den Goldfeldern umher. Wollen Sie mich noch zur Frau haben, Caballero?‘

„‚Ja!‘ stieß ich hervor und ergriff ihre Hand.

„‚Still — nicht hier!‘ kam es verschämt von ihren Lippen und sie zog ihre zitternde Hand zurück. ‚Ich bin für Sie morgen vormittag zu Hause!‘

„Mit diesen Worten erhob sich die Donna, verneigte sich vor mir und ging langsam davon.

„Ich packte sofort meine ganze ‚Schreibstube‘ zusammen und ging in mein Quartier.

„Als ich am nächsten Vormittag mich bei der schönen Witwe einstellte, gab es zuerst ein leidenschaftliches Umfangen und einen sehr langen, auffallend langen Verlobungskuß, und dann setzten wir uns und sprachen vernünftig.

„‚In vier Wochen muß die Hochzeit sein, länger warte ich nicht,‘ erklärte meine Verlobte mit Entschiedenheit. ‚Du brauchst nicht länger zu warten, denn Du hast die Jahre zum Heiraten, und ich will endlich all der Briefe enthoben sein, die ich bekommen, und all den aufdringlichen Menschen, die mich nicht in Ruhe lassen. In vier Wochen mußt Du ein Geschäft haben, mein schöner Riese,‘ fügte sie zärtlich hinzu. ‚Ich leihe Dir fünftausend Dollars,‘ fuhr sie fort, ‚und rate Dir, mit Steinkohlen zu handeln, wie mein Seliger, das ist heute noch ein gutes Geschäft und bringt Geld.‘

„So that ich, meine kleine Donna hatte recht, es ward ein brillantes Geschäft, und ich bin heute nach europäischen Begriffen ein kleiner Krösus. Natürlich ist Donna Miguello meine Frau geworden, nachdem ich mit dem Herrn Irländer und dem Holländer einen wilden Strauß bestanden. Die Herren wollten nämlich, als sie die Wendung der Dinge erfuhren, mich erschießen; ich erklärte ihnen aber in einer ziemlich laut geführten Auseinandersetzung, daß ich darauf gar nicht warten würde, sondern den ersten von ihnen, den ich überhaupt irgendwo zu Gesicht bekäme, ohne weiteres ins Jenseits befördern würde.

„Wir alle drei sahen uns in die Augen — und ich traf die Herren nie mehr wieder.

„Donna Miguello ist also meine Frau geworden, sie hat jetzt graue Haare, ist aber immer noch eine schöne, reizvolle Frau. Wir haben drei Kinder, zwei Mädchen und einen Sohn, der bei Edison im Laboratorium arbeitet. Siehst Du, Dottore,“ so schloß mein Freund seine lange Erzählung, „das ist kalifornisches Schicksal, nur drüben bieten das Leben dergleichen Ueberraschungen, kann der Mensch derartige seltsam phantastische Lebenswendungen erfahren, solche Schicksalssprünge. Zwar ist das Schicksal auch heute bei uns schon zahmer, etwas europäisirt, möchte man sagen, aber dennoch kommen ähnliche Wunder, wie sie mir begegnet, alle Tage vor, und Menschen werden umhergeworfen und steigen und fallen wie die Spielbälle der Kinder. — So, jetzt ist es genug für heute, nun noch einen Schluck Bier, Hofbräuhaus, und dann gute Nacht. Es ist ja recht amerikanisch spät geworden!“

Kaiser Friedrichs III. Thronbesteigung.

(Hierzu die Bilder Seite 552, 553, 560.)

Als ein echter Hohenzoller, der treue Pflichterfüllung hoch über jede, auch die scheinbar zwingendste Rücksichtnahme auf die eigene Persönlichkeit stellt, hat Kaiser Friedrich, als eine jähe Schicksalswendung ihn zur Regierung Preußens und des deutschen Reichs berief, keinen Augenblick gezögert, diesem Ruf unter unbedenklichem Verzicht auf die angetane Schonung, die sein angegriffener Gesundheitszustand gebieterisch zu erheischen schien, mit seiner ganzen Person, seiner ganzen Kraft nachzukommen. In derselben Stunde, die ihn von jenem einschneidenden Wechsel der Dinge in Kenntnis setzte, trug auch schon der elektrische Funke nach Berlin die Meldung, daß er in der Frühe des nächsten Tages bereits dorthin eilen werde. Bis dahin ein Schwerkranker, dem sein Befinden nicht nur den Aufenthalt in dem milden Klima des europäischen Südens auferlegte, sondern auch die größte Zurückhaltung in allen Dingen, die den leidenden Teil gefährden konnten, stand er jetzt mit einemmale kraftvoll aufgerichtet da, ein ganzer Mann, entschlossen, an seinen hohen Beruf nicht weniger hinzugeben als sich selbst mit allem, was an ihm ist.

So gestaltete sich denn auch seine Heimreise, dem leidenden Zustande des Monarchen zum Trotz, zu einer an erhebenden Momenten reichen Fahrt. Wie er San Remo unter der lebhaften Teilnahme der gesamten ihm huldigenden Einwohnerschaft des italienischen Städtchens verlassen hatte, so trug man ihm überall, wo sein Erstarzug einen wenn auch noch so kurzen Aufenthalt nahm, die wärmsten Sympathien entgegen, die in bewegten Hochrufen laut wurden. In freundlichster Weise grüßend und dankend, pflegte der Kaiser alsdann am Wagenfenster zu erscheinen. So war es in Savona, wo der Zug zum erstenmale Halt machte, so in San Pier d'Arena, wo König Humbert in erregter Stimmung den eine reichliche halbe Stunde nach Mittag einzutreffenden Zug erwartete. Sobald der letztere stillstand, eilte der König auf den Salonwagen zu, unter dessen Thüre Kaiser Friedrich erschien. Beide Monarchen umarmten sich herzlich zu wiederholtenmalen und zogen sich dann in den Wagen zurück. Crispi und die übrige Begleitung des Königs von Italien wartete außen entblößten Hauptes. Nach etwa zehn Minuten rief König Humbert, unter die Wagenthür tretend, Crispi herbei, und der Kaiser drückte demselben lächelnd die Hand, worauf der Ministerpräsident und das königliche Gefolge, sowie der deutsche und der englische Konsul, die gekommen waren, dem Kaiserpaar ihre Huldigung darzubringen, ebenfalls in den Wagen eintraten. Der Kaiser hielt den Cylinderhut in der Linken. An seinem schwarzen Paletot war der Kragen aufgeschlagen, und außerdem schützte den Hals ein braunwollenes Tuch. Das bedeutsamste der Blätter, auf welche Kaiser Friedrich seine Aeußerungen im Gedankenaustausch mit König Humbert niederschrieben, überreichte letzterer nachträglich dem Ministerpräsidenten Crispi mit der Erlaubnis, seinen Inhalt im italienischen Parlamente zu veröffentlichen. Es lautet im wesentlichen: „Du verlorst Deinen Vater, und ich kam nach Rom um sein Gedächtnis zu ehren und Deiner Thronbesteigung beizuwohnen und voll Teilnahme an Deinem und Deiner Völker Leid und Freud; jetzt kommst Du zu mir im Unglück. Ich danke Dir und erblicke in diesem Akt eine neue Probe der Freundschaft, welche, so Gott mir die Gesundheit zurückgibt, zwischen uns selbst und unseren Dynastien und Völkern immer stärker werden soll.“

Beim Abschied geleitete Kaiser Friedrich den König bis zur Wagenthür, umarmte ihn von neuem und drückte in sichtlicher Bewegung seine Hand. Während der Zug sich



Viktoria, Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen.

Digitized by Google



Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

Digitized by Google

langsam in Bewegung setzte, erschienen Kaiser und Kaiserin an den Fenstern, mit dem Taschentuch winkend. Als beide den Rücken König Humberts entschwunden waren, bedeckte derselbe, schmerzlich erregt, sein Gesicht mit dem Taschentuch. Ihm, der den Sieger von Wörth in kameradlicher Männlichkeit vor wenigen Jahren an seinem Herze willkommen heißen durfte und damals den Bund unverbrüchlicher persönlicher Freundschaft mit demselben geschlossen, ihm hatte es einen tief erschütternden Eindruck gemacht, diesen Helden nunmehr infolge eines körperlichen Leidens in dem unmittelbaren Ausdruck seines regen, gedankenreichen Geistes durch das lebendig gesprochene Wort beeinträchtigt zu sehen. „Er ist krank, sehr krank!“ sagte er schmerzlichen Tons mehrmals vor sich hin.

Aber dieser in den Augen des Freundes Schwerkranke fühlte sich selbst gesund und stark genug, aus der schneidenden Luft des Südens nach seiner rauhen nordischen Heimat zu eilen mußten in den unwirtlichen Tagen des stürmischen März, — gesund und kräftig genug, die einen ganzen Mann erfordernden Staatsruder eines Königs und eines Kaiserreichs zu ergreifen.

Am Bahnhof von Mailand, wo der Kaiser nach 4½ Uhr ein kleines Diner einnahm, waren der Herzog von Aosta (Prinz Amadeo) mit der gesamten Generalität und den Offizieren der Garnison, sowie unabsehbare Menschenmassen zur Stelle. Eine Compagnie vom Regimente des Prinzen war als Ehrenwache aufgestellt. Der Herzog verweilte eine Viertelstunde in seinem Salonwagen beim Kaiser, der ihn alsdann bis zur Thür des Wagens begleitete und von dort aus auch die Offiziere und die anwesende Menge huldvoll grüßte. Hurra- und Evivarufe erschollen in wohlstimmiger Abwechslung.

Die Tiroler Haltestellen: Bozen, Innsbruck, Rufstein, wurden bei Nacht erreicht und verlassen. Der Kaiser hatte sich zur Ruhe begeben und blieb daher für die der Nachtzeit zum Trotz an den Bahnhöfen Harrenden unsichtbar.

Dem bayrischen Hofsalonschallaut war der ausdrückliche Wunsch des deutschen Kaiserpaares unterbreitet worden, es möge weder ein Empfang auf dem Bahnhof in München, noch irgendwelche Begleitung stattfinden, vielmehr möge der dortige Hof von der kurzen Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin in der bayrischen Residenzstadt keinerlei Notiz nehmen. Diesem Wunsch achtungsvoll Rechnung tragend, hielten sich, gleich dem Prinzregenten selbst, alle männlichen Mitglieder des bayrischen Königshauses und seiner Hofhaltung fern. Die Königin-Mutter aber hatte, bevor jener ausdrückliche Wunsch ihr kund geworden, an den Kaiser telegraphirt, ob eine Begegnung im Bahnhof München möglich sei, und darauf in der Nacht von Samstag auf Sonntag in der zweiten Morgenstunde eine bejahende Antwort erhalten. So kam es, daß sie, tief verschleiert, auf dem Bahnhof anwesend war, als der kaiserliche Extrazug am Sonntag früh gegen 8½ Uhr bei hellem Wetter in München eintraf. Außer ihr hatte sich das Personal der preußischen und der englischen Gesandtschaft in der betreffenden Bahnhalle eingefunden, die für alles übrige Publikum durch ein starkes Gendarmerieaufgebot streng abgesperrt war. Von Privatpersonen hatten nur die von dem Kaiserpaare schon mehrfach persönlich ausgezeichneten Maler Graf Kalkreuth und Franz von Lenbach Zutritt erhalten. Der Kaiser, der jetzt Uniform, Mützenschnüre und Feldmantel mit dem Stern am Arme trug, kam mit der Kaiserin zugleich der Königin-Mutter entgegen, die ihm unter dem Ausdruck ihres Beileids und der schmerzlichen Teilnahme des gesamten bayrischen Königshauses einen selbstgebundenen Blumenstrauß überreichte. Der Kaiser begrüßte sie herzlichst, indem er sie wiederholt umarmte und küßte. Dann sahen die Anwesenden, wie er auf seinen Hals deutete und sodann mehrmals die rechte Hand himmelwärts erhob, was einen unbeschreiblich ergreifenden Eindruck machte. Gleichwohl war man von der Gesamterscheinung des mit so banger Sorge erwarteten Monarchen freudig überrascht. „Sein Aussehen,“ so versicherte einer der dort veröffentlichten Berichte, „war das denkbar günstigste. Hätten wir nicht Kenntnis von dem schweren Leiden, so würden wir die kaum merkliche Veränderung seiner Züge lediglich den Strapazen der vierundzwanzigstündigen Reise zuschreiben. Da war keine Abspannung, keine Trübung des Blickes, kein Nachlassen der alten Frische bemerkbar. Leicht und elastisch erhob sich der Kaiser oft von seinem Platze gegenüber der Kaiserin, indem er schnellen Schrittes dem Waggon durchmaß, hierhin und dorthin Anordnungen gebend, Fragen stellend, einzelne Herren und Damen begrüßend. Den vor den Wagen versammelten Persönlichkeiten, welche ihm meist von früher bekannt, winkte der Kaiser wiederholt in freundlicher, leutseliger Weise zu. Beim Abschied beugte er sich, um die Hand der Königin zu küssen. Alle diese Bewegungen machte er rasch, lebendig.“ Die Kaiserin hatte sich eingehend mit der Königin-Mutter und den gleichzeitig im Salonwagen erschienenen Grafen Werthern und Crailsheim unterhalten. Nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt, winkte der Kaiser noch lange mit der Hand.

In Hof, wo der Sonderzug um 2 Uhr 50 Minuten eintraf, speisten die Majestäten in ihrem Salonwagen. Auch hier erfolgten begeisterte Huldigungen.

Fürst Bismarck, der sich seiner ernstlich leidenden Gesundheit wegen von seinem Arzt, Professor Schweninger, begleiten ließ, Graf Herbert Bismarck und das preußische Gesamtministerium erwarteten den Kaiser, wie bereits erwähnt, in Leipzig. Als der Zug um 6¾ Uhr angelangt war, stieg der Reichskanzler, der seine bekannte Kürassieruniform trug, als erster in den kaiserlichen Wagen. Die Herzlichkeit, mit welcher der Kaiser den Fürsten Bismarck, dem er rasch entgegenschritt, empfing, die Innigkeit, mit der er ihn umarmte und dreimal auf die Wangen küßte, wurde allgemein mit Rührung bemerkt. Die Kaiserin begrüßte den Kanzler ebenfalls aufs Herzlichste und zeigte sich gleich ihrem hohen Gemahl auch den übrigen Ministern und Würdenträgern gegenüber, die nachher eintraten, nicht minder huldvoll. Fürst Bismarck ließ sich vor dem Tisch nieder, auf welchem er die mitgebrachten Aktenstücke ausgebreitet hatte. Bald darauf zog man die Fenstergardinen zu; aber noch einmal wurden sie vom Kaiser geöffnet, und man sah ihn hoch aufgerichtet mit dem alten herzgewinnenden Lächeln in den Zügen vor dem Kanzler stehen, der an dem Tische saß. Dann verabschiedeten sich die Minister, nachdem die Frage, ob sie dem Kaiser etwas vorzutragen hätten, von allen verneint worden, und zogen sich in ihre am Sonderzug angehängten Wagen zurück. In nächster Nähe des Kaisers aber blieben auf dessen Wunsch Fürst und Graf Bismarck nebst Dr. Schweninger, Oberzeremonienmeister Graf Eulenburg, General von Albedyll und der als Hausminister fungirende Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode. Fürst Bismarck hielt dem Kaiser fast ununterbrochen von Leipzig bis Berlin Vortrag. Etwa hundert Unterschriften, so wird versichert, vollzog der Kaiser unterwegs, während in den wenigen Tagen seit dem Ableben Kaiser Wilhelms bereits mehr als fünfhundert Schreibstücke sich angesammelt hatten, die der kaiserlichen Unterschrift harrten. Der Kaiser bediente sich zu seinen ausschließlich schriftlichen Aeußerungen kleiner Zettel, die er von einem Block abriß und nach Erledigung vernichtete.

Inzwischen waren — von schneidender Kälte begleitet — heftige Schneestürme ausgebrochen, welche die Fahrt nicht unwesentlich erschwerten. Infolge dessen langte der kaiserliche Extrazug, der um 10 Uhr 37 Minuten im Bahnhof Charlottenburg-Westend einlaufen sollte, erst 9 Minuten nach 11 Uhr dort an, wo inzwischen vollhohe Schneemassen gefallen war. Beim Halten des Extrazugs bemerkten sofort der Kronprinz nebst hoher Gemahlin, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen und Prinz Heinrich den kaiserlichen Salonwagen, in welchem nunmehr eine ergreifende gegenseitige Begrüßung stattfand. Der Kaiser umarmte zuerst seinen ältesten Sohn, den nunmehrigen Kronprinzen, und als dieser dann dem verehrten Vater die Hand küßte, legte der Kaiser die mit einem schwarzen wollenen Handschuh bekleidete Rechte segnend auf des Sohnes Haupt. Dann fiel die Frau Kronprinzessin, in Thränen aufgelöst, dem heimkehrenden kaiserlichen Schwiegervater an die Brust und ruhte minutenlang an derselben in stummem Schmerz. Nicht minder tief ergreifend war die Begrüßung der übrigen Familienmitglieder.

Um den Kaiser nach Möglichkeit gegen den rauhen winterlichen Nachtwind und das immer noch anhaltende Schneegestöber zu schützen, hatte man für sein Umsteigen aus dem Eisenbahnwagen in seine Karosse einen zeltartigen Vorbau bereit gehalten, unter welchem er elastischen Ganges hindurchschritt. Man bemerkte auch hier mit hoher Freude, daß sich das Aussehen des Monarchen verhältnismäßig wenig verändert hat, ja, daß selbst ein Ergrauen des Bartes und des Haupthaars, von dem man da und dort fabelte hörte, kaum ersichtlich ist. Das in der Umgebung des Bahnhofs versammelte, nach Tausenden zählende Publikum begrüßte den heimkehrenden Kaiser und König mit brausenden Hurrarufen und war nur mit großer Mühe von dem Andrängen nach dem Bahnhofsportal zurückzuhalten.

So war denn Kaiser Friedrich eingezogen in seine Residenz — denn in allem Wesentlichen zählt Charlottenburg längst zu Berlin — und schon der nächste Tag brachte zwei hochwichtige kaiserliche Kundgebungen über die Grundsätze, die er bei seiner unter so erschwerenden Umständen angetretenen Regierung zu beobachten gedenkt. Beide Schriftstücke hatte der Kaiser seitig von San Remo mitgebracht und bereits auf dem Wege von Leipzig nach Berlin dem Reichskanzler übergeben, der sie Tags darauf mit dem Ausdruck seines vollsten Einverständnisses dem Kaiser zurückstellte, wonach ihre Veröffentlichung unverzüglich erfolgt ist. Die erste Proklamation: „An mein Volk!“ wendet sich zunächst mit edler Wärme an die hohen Verdienste Kaiser Wilhelms und den allgemeinen Schmerz um seinen Tod und lautet dann weiter: „Auf Mich sind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone Meines Hauses verbunden sind, und welche Ich in der Zeit, die nach Gottes Willen Meiner Regierung beschieden sein mag, getreulich wahrzunehmen entschlossen bin. Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, weiß es Mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde: Deutschland zu einem Hort des Friedens zu machen und in Uebereinstimmung mit den verbündeten Regierungen, sowie mit den verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens die Wohlfahrt des deutschen Landes zu pflegen. Meinem getreuen Volke, das durch eine Jahrhunderte lange Geschichte in guten wie schlechten Tagen zu Meinem Hause gestanden, bringe ich Mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Denn ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der unzertrennbaren Verbindung von Fürst und Volk, welche, unabhängig von jeglicher Veränderung im Staatsleben, das unvergängliche Erbe des Hohenzollernstammes bildet, Meine Krone allezeit ebenso sicher ruht, wie das Gedeihen des Landes, zu dessen Regierung ich nunmehr berufen bin und dem ich gelobe, ein gerechter und in Freud und Leid ein treuer König zu sein. Gott wolle Mir seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan Mein Leben geweiht ist!“

Ein noch entschiedener persönliches Gepräge trägt der zweite, dadurch nur um so interessantere Erlaß, der an den Reichskanzler gerichtet ist. Hier betont der Kaiser die Notwendigkeit der ungeschmälerten Erhaltung der Wehrkraft des Landes und sagt ferner: „Ich will, daß der seit Jahrhunderten in Meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner allen Meinen Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft sie auch angehören, zum Schutze gereiche ... Einig mit den Anschauungen Meines kaiserlichen Herrn Vaters werde Ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern ... Mit den sozialen Fragen enge verbunden erachte Ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege. Muß einerseits eine höhere Bildung immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, so ist doch zu vermeiden, daß durch Halbbildung ernste Gefahren geschaffen, daß Lebensansprüche geweckt werden, denen die wirtschaftlichen Kräfte der Nation nicht genügen können, oder daß durch einseitige Erstrebung vermehrten Wissens die erziehliche Aufgabe unberücksichtigt bleibe. Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichende Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu überwinden, welche in einer Zeit rascher wirtschaftlicher Bewegung durch die Beispiele hoch gesteigerter Lebensführung einzelner für die Gesamtheit erwachsen. Es ist Mein Wille, daß keine Gelegenheit versäumt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnismäßigem Aufwand entgegengetreten werde ... Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen!“

Das sind die Grundzüge des hochherzigen Programms, nach welchem Kaiser Friedrich die Geschicke Preußens und Deutschlands, so weit es in menschlicher Macht gegeben ist, zu leiten gedenkt. Die kühnsten Erwartungen der Besten des Volks sind glänzend gerechtfertigt durch diese echt königlichen Worte, die, wie eine beachtenswerte Stimme treffend sagt, auf dunkle Fragen eine lichtvolle, schöne Antwort geben. Sie werden fortleben im Herzen der Nation, ein Zeugnis für den erleuchteten Geist ihres Urhebers und ein Wegweiser für die Mit- und Nachwelt. Ihrer hohen Dokumente entsprechend, haben die beiden Manifeste denn auch im In- und Ausland einhellige Bewunderung hervorgerufen, zu welcher selbst die auszusprechenen Gegner und Feinde des deutschen Reichs ihren unverkürzten Tribut liefern. Möge es — entgegen den bangen Befürchtungen, die sich unlängst den Herzen des deutschen Volkes aufdrängen zu wollen schienen — eine lange Zeit sein, die nach Gottes Willen der so edel und so heldenmütig begonnenen Regierung Kaiser Friedrichs III. beschieden ist!

Die Leichenfeierlichkeiten für Kaiser Wilhelm.

I.

(Siehe die Bilder Seite 548, 551, 552.)

Durch ausdrücklichen Befehl hatte Kaiser Friedrich angeordnet, daß bis zu seiner Heimkunft die irdische Hülle seines dahingeschiedenen Vaters im kaiserlichen Palais belassen werde. Augenscheinlich war es die Absicht des trauernden Sohnes gewesen, den teuren Vater noch in seinem Heim aufzubahren, bevor er dasselbe für immer verlasse. So blieb denn der teure Leichnam bis zum Sonntag abend unverändert in dem schlichten Schlafzimmer, in welchem der hohe Geist Kaiser Wilhelms ihn verlassen hatte, in der einfachen eisernen Feldbettstatt, die dem überaus anspruchslosen Monarchen von jeher zur Schlummerstätte gedient, in der er seine letzten Krankheitstage wie alle früheren verstanden und in der schließlich der Tod ihn ereilt. Die Hand der liebenden Tochter, der Frau Großherzogin von Baden, hatte bald nach seinem Hingang sein Totenbett mit frischen, duftigen Maiglöckchen und anderen Frühlingsblumen befreit, wie unsere Abbildung es zeigt, und nach Verlauf von wenigen Stunden war seine ganze Umgebung durch die im reichsten Maße einlaufenden Spenden wehmutsvoller Verehrung in einen wahren Blumenhain verwandelt. So wurde der allgeliebte Tote wiederholt von seinen Getreuen aufgesucht, die an dieser Stätte der Trauer ihre stillen Thränen weinten, ihre schmerzdurchglühten Gebete zum Himmel emporsteigen ließen. Erst in der neunten Abendstunde des 11. März wurde die irdische Hülle des heimgegangenen Monarchen im

Beisein der Leibärzte von Lauer, Leuthold und Tiemann, sowie des Professors Hartmann und zweier Assistenten eingesargt. Der letzte Wille des Verstorbenen hatte verfügt, daß er im Generalsinterimsrock mit der Feldmütze auf dem Haupte beigesetzt werde, also in der Uniform, in der man den Kaiser inmitten seines getreuen Volkes erscheinen zu sehen gewohnt war. Statt vieler glänzenden Ordensinsignien zierten ihn — derselben letztwilligen Verfügung gemäß — nur der Stern vom Schwarzen Adlerorden, die kleine Dienstschnalle, das eiserne Kreuz, das Georgenkreuz, das Kreuz von 1866 und eine kleine Reihe von Kriegs- und anderen Medaillen. So wurde die Leiche in einen Zinksarg gelegt, der wiederum in den Paradesarg gesetzt wurde, in welchem seinerzeit der entschlafene Bruder des ersten deutschen Kaisers im neuen Reich, Friedrich Wilhelm IV., aufgebahrt worden.

Wenige Stunden später traf, wie wir oben berichtet, Kaiser Friedrich in Charlottenburg ein. Das inzwischen ausgebrochene winterliche Unwetter machte es ihm selbstverständlich zur Unmöglichkeit, dem Drange seines Herzens zu folgen, der ihn an die Sterbestätte des geliebten Vaters zog. Auch hier mußten wieder die Gebote der strengen heiligen Pflicht den Ausschlag geben, die dem Kaiser auferlegt, über die eigenen Herzenswünsche die Sorge für seine dem Gemeinwohl so teure Gesundheit zu stellen. So verfügte er denn, daß ohne weitere Rücksichtnahme auf seine Persönlichkeit der geliebte Tote dem Dom zugeführt werde, und alsbald wurde diesem Befehl Folge gegeben. Es war Mitternacht geworden, als die Glocken des Berliner Doms dumpf und bang ihr Trauergeläute anstimmten. Mitten durch das Schneegestöber leuchteten mit unheimlicher Glut die langen Reihen von Fackeln in den Händen der Soldaten aus allen in Berlin stehenden Regimentern, die von der Rampe des kaiserlichen Palais an bis zum Dom Spalier bildeten, und bestrahlten rötlich die silbern schillernden Flocken, die in dichten Massen vom Himmel niederwirbelten.

Drinnen im Palais verabschiedeten sich indes die Kaiserin Auguste und die Prinzessinnen des königlichen Hauses unter strömenden Thränen von dem teuren Toten, für den am Nachmittag noch im Fahnenzimmer ein Trauergottesdienst abgehalten worden war. Dann wurde der Sarg geschlossen, und die Diener, die dem erhabenen Herrn am nächsten gestanden, übernahmen den Sarg, um ihn bis zur Rampe des Palais hinabzutragen.

Draußen ertönte jetzt militärisches Kommando. Die Truppen präsentirten. Es trat lautlose, feierliche Stille ein, nur durch lang hingezogene, ächzende Windstöße zeitweilig unterbrochen. Ernst schaute der große Friedrich von seinem ehernen Roße herab. Die Musikkapelle des 1. Garderegiments, die bisher vor dem Palais harrend gestanden, setzte sich in Bewegung, während unter dem Hauptportal zweiundreißig Unteroffiziere, die gekommen waren, den toten Heldengreis zum Dom zu tragen, den Sarg in Empfang nahmen. Binnen kurzem ordnete sich der ernste, in scharf markirte Massen gegliederte Trauerzug; voran eine Schwadron Garde du Corps, Reiter mit klirrenden Helmen in dunklen Mänteln auf hohen Rappen, deren Hufe auf dem schneebedeckten Holzpflaster nicht einmal metallisch hallten. In kurzem Abstand folgte die Leidcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß, die Häupter mit den historisch denkwürdigen, hochragenden Blechmützen bedeckt, über welche die sturmumhüllte Fahne sich geisterhaft erhob. Dann folgte die persönliche Dienerschaft des entschlafenen Monarchen, und unmittelbar hinter derselben ragte, von einer schlichten schwarzen Decke verhüllt, der Sarg empor, in welchem der tote Kaiser, das Haupt nach dem Dom gerichtet, ruhte. Grell hoben sich von dem schwarzen Sargtuch die weißen Helmbüsche seiner militärischen Träger ab. Hinter dem Sarg schritten der Kronprinz Wilhelm, in einen Mantel mit Pelzkragen gehüllt, und die Prinzen Heinrich, Leopold, Georg, Alexander, sowie der Kronprinz von Schweden und der Erbprinz von Sachsen-Meiningen. Ihnen folgten die Generale, in deren Reihen sich auch Graf Moltke befand, die Flügeladjutanten und die fremdländischen Militärattachés, worauf eine zweite Abteilung der Garde du Corps den Trauerzug beschloß. Still und gemessen bewegte sich derselbe über das blinkende Leichentuch dahin, das die Natur auf den Weg gebreitet, den das ernste Trauergeleite des dahingegangenen Helden zu beschreiten hatte. In dumpfem, ehrfurchtsvollem Schweigen standen mit entblößten Häuptern die schon seit Stunden harrenden Massen des Volkes, das bis vor wenigen Tagen noch so oft auf diesen selben Straßen und Plätzen dem geliebten Monarchen mit brausenden Freudenrufen zugejubelt.

Vor dem Portal des Domes erwartete die gesamte Domgeistlichkeit mit dem Oberhofprediger Dr. Kögel an der Spitze den toten Kaiser. Der Sarg wurde in den Dom getragen, in welchem das ganze Schiff, die Emporen, Pfeiler und Wände, die Kanzel und der Altar schwarz verhängt waren, und auf den Katafalk niedergesetzt, der unmittelbar vor dem Altare sich erhob. Dann sprach der Oberhofprediger ein kurzes, tiefempfundenes Gebet; der Kronprinz und Prinz Heinrich sanken angesichts des Sarges in die Kniee und legten zu Füßen desselben einen Lorbeerkranz nieder. Kronprinzessin Wilhelm war im Wagen herbeigefahren, um ebenfalls der stillen Feier beizuwohnen. Während der Nacht und den Vormittagsstunden war der Dom nur für die Mitglieder des kaiserlichen Hauses und die demselben Nächststehenden zugänglich. Da kamen sie denn, einer um den andern, ihre stummen Gebete zu verrichten an der Leiche dessen, zu dem sie im Leben mit so warmer Liebe, so dankbarer Verehrung emporgeblickt. Wie vorher in seiner schlichten Bettstatt, so schien er auch jetzt auf dem feierlichen Paradebett sanft zu schlummern. Friedlich ruhte das greise Haupt auf den drei weißen, goldverbrämten Atlaskissen. Der graue Soldatenmantel, der den Unterkörper umhüllte, war von den Schultern zurückgesunken, so daß der Waffenrock mit den wenigen ihn schmückenden Ehrenzeichen frei blieb. So ruhte der Kaiser, das Antlitz vom Kerzenglanze beleuchtet, in dem mit purpurrotem Plüsch überzogenen, stark goldbetressten und an jeder Langseite mit vier goldenen Griffen versehenen Paradesarg, von dessen Fußende herab ein Lorbeerkranz mit weißen Schleifen hing. Ueber die zum Katafalk emporführenden Stufen aber, die eine violette, mit Hermelin und Goldborten eingefaßte Sammetdecke verhüllte, und über die ganze Breite des Bodens davor war eine unübersehbare Fülle von grünenden und blühenden Liebesgaben ergossen. Zunächst zu den Füßen des großen Toten lagen die Spenden der kaiserlichen Familie, unmittelbar vor denselben ein riesiger Kranz von Palmenblättern, roten Rosen und Azaleen, eine Gabe der Kaiserin von Oesterreich. Ringsum befanden sich die Trauerzeichen der deutschen Regimenter, kleine und große Blumengaben, die aus allen Kreisen gekommen. Unter anderem fiel ein großer Kranz auf mit der Inschrift: „Die Deutschen in Kalkutta dem großen Kaiser."

An den beiden Langseiten des Katafalks standen je fünf kunstvolle vergoldete Tabourets für die Kron- und Ordensinsignien und je drei ebenfalls in schwarzen Flor gehüllte hohe silberne Kandelaber, deren jeder dreißig in je zwei Kreisen übereinander angeordnete Kerzen trug. Palmzweige und Kränze zierten ihre Füße. Die Ehrenwache hielten vorerst einerseits 2 Unteroffiziere des 1. Garderegiments zu Fuß mit den friedericianischen Blechmützen auf den Häuptern, die Galauniform der Krongarde: blaue Röcke mit weißen Litzen und weiße Garnachenbeinkleider, tragend; auf der andern Seite 2 Unteroffiziere des Eisenbahnregiments. Später traten 4 Garde du Corps von riesigem Wuchs hinzu. Zwei von Rudell von den ersten Gardedragonern nahm den Posten zu Häupten des Katafalks ein.

Offiziere verschiedener Kavallerien und Regimenter standen schweigend vor dem Antlitz, die Blicke auf ihres erhabenen Kriegsherrn totes Antlitz gerichtet. Damen ganz in Schwarz, von langen, bis zum Boden reichenden Schleiern umwallt, und unkenntlich gemacht, traten nahe heran, legten neue Kränze und Palmzweige zu den anderen auf den Boden, verweilten still weinend minutenlang neben dem Toten, um dann wieder lautlos hinauszuschreiten.

Gegen halb elf Uhr war der Kronprinz Wilhelm vom Schloß herübergekommen, den grauen Mantel über der Generalsuniform, von einem Adjutanten begleitet, und hatte eine Zeit lang in stillem Gebet bei dem Katafalk zugebracht.

Bald nach zwölf Uhr trat der Großherzog von Baden in dem Sarg und schaute lange in das teure Antlitz. Dann stieg eine schwarz verhüllte hohe Frauengestalt die Stufen herauf; sie schlug den Schleier zurück, und man erkannte das gramesbleiche, edle Antlitz der leidgeprüften Kaisertochter, der Großherzogin von Baden. Ihre Hände ordneten etwas an den Kränzen, dann sank sie wie vom Schmerz überwältigt neben dem Sarge auf die Knien, während die Lippen sich im Gebet zu bewegen schienen. Lange konnten ihre Blicke sich nicht losreißen von den teuren Zügen des entseelten Vaters; als sie sich endlich erhoben hatte, trat sie zu ihrem Gemahl und barg das Gesicht an dessen Schulter.

Inzwischen drängten sich außerhalb des Doms unabsehbare Menschenscharen in schwarzen Trauerkleidern, die Umgebungen des Gotteshauses bis weithin über den ausgedehnten Lustgarten erfüllend. Die Ankündigung, daß die im Dom aufgebahrte Leiche des Kaisers von Montag ein Uhr an allem Volk zugänglich sein werde, hatte bewirkt, daß schon von den frühen Vormittagsstunden an die des Einlasses Harrenden herbeiströmten. Gegen die Mittagsstunde wuchs die Menge ins Unabsehbare, und als um 1 Uhr vom Gotteshause das Glockengeläute ertönte und die Thore sich öffneten, da wogten Zehntausende die Kirche, füllten den weiten Platz vor derselben und erhielten in ununterbrochenem Strome unablässigen Zuwachs von neuen Hunderten und Tausendes. Alle Bevölkerungsschichten waren vertreten: Offiziere mit ihren Gattinnen und Töchtern in tiefer Trauer, Herren und Damen der besten Gesellschaft, aber auch Geschäftsleute, kleine Beamte, Arbeiter mit ihren Frauen im Sonntagsstaat und Soldaten. Alles harrte ungeduldig und drängte und schob nach vorwärts. Nicht Nässe und Kälte, nicht der Sturm und die unaufhörlich fallenden Schneeflocken vermochten die Massen zu vermindern. Unentwegt, Heersäulen gleich, standen die Tausende, mit Sehnsucht des Augenblicks harrend, der ihnen einen letzten Blick auf die teure Leiche ihres Kaisers ermöglichen sollte.

In Abteilungen von je hundert Personen wurden sie zugelassen, um langsam die für diesen Zweck errichtete, am Anbahrungsplatz vorüberführende Laufbrücke zu überschreiten und das Gotteshaus auf der andern Seite zu verlassen. Ein ergreifender Anblick, diese schweigend sich fortbewegende schwarze Menge, viele Damen weinend, mancher Mann die Thränen nur mühsam bekämpfend! Stabsoffiziere hielten jetzt die Ehrenwache, im weiteren Umkreis Unteroffiziere, Prachtgestalten preußischer Garde, stramm und regungslos. Auf den Tabourets lagen nunmehr, auf Kissen von Drap d'argent gebettet, die Kronen von Preußen mit ihren diamantenbesetzten Bügeln über dem roten, hermelinartig gestalteten Futter, ferner das Reichszepter, der Reichsapfel, das Reichsschwert, das Reichssiegel, die Kette des Ordens vom Schwarzen Adler, dann der Kurhut, der Helm der Königlichen Hohenzollern von purem Golde mit dem schwarz-weißen Hohenzollernbusche, die goldenen Sporen und der Kommandostab, den diese kalte Totenhand einst so machtvoll gebraucht hat; dann weiter die Ordensschärpe, das Band des Schwarzen Adlerordens und der Degen. So lagen um diese königliche Leiche alle die Insignien und Symbole der Macht, über die der Lebende Gebieter war.

Der Massenandrang zum Dom mehrte sich von Tag zu Tag. Zu den Berlinern kamen tausende von Fremden, und das Bild, das sich nunmehr von den frühesten Morgenstunden bis in die späten Nachtstunden hinein in der weitesten Umgebung des Doms entwickelte, spottete jeder Beschreibung. Die Tagesblätter warnten bald allen Ernstes und mit vollem Recht davor, sich in das lebensgefährliche Gedränge dieser Tausende und Abertausende von Menschen zu begeben, die fünf, sechs Stunden auf einer Stelle ausharrten, um dann vielleicht, wenn sie zu den Vordersten gehört hatten, in den Dom zu gelangen. Der ganze große Platz zwischen dem Schloß, dem Museum und den beiden Spreearmen war abgesperrt und glich einem Feldlager. Compagnien mit zusammengeketteten Gewehren standen auf demselben. Die zuführenden Brücken und Straßen waren nicht nur von dichten Polizeiketten, sondern dahinter auch noch von Soldaten unter Führung von Offizieren besetzt, die in einer Art von Vorposten und Feldwachen aufgeteilt waren. Wie der Lustgarten, an welchem der Dom liegt, so war auch der jenseits des königlichen Schlosses gelegene Schloßplatz von Menschenmassen erfüllt, die sich bis tief in die denselben begrenzenden Straßen hineinzogen. Ueberall stand die Menge von früh bis abends so eng geteilt, daß jeder Versuch gehemmt war und Personen, die einmal hineingetreten, stundenlang sich nicht befreien konnten. In einem ununterbrochenen Strom ergoß sich die Menge der Zugelassenen langsamen Schrittes über die Laufbrücke quer durch den Dom, wo sie nur wenige Augenblicke den toten Kaiser schauen konnten. Die Fülle der Blumen, die von nah und fern in ganzen Wagenladungen ankamen und am Sarge niedergelegt wurden, entzieht sich jeder Schätzung und Schilderung. Aus allen Teilen der Welt, aus allen Schichten der Gesellschaft waren duftige Zeichen inniger Teilnahme, unwandelbarer Treue eingegangen. Den Schmuck des Sarges mit losen Blumen hatte Kronprinz Wilhelm übernommen. Die Kronprinzessin hatte einen Palmenwedel mit Strauß niedergelegt. Die sieben Urenkel Kaiser Wilhelms spendeten einen zarten Maiblumenkranz mit einem Rand von Rosen und Vergißmeinnicht und einer Schleife, auf welcher die Namen eingedruckt worden. Prinz Heinrich überbrachte einen Palmenzweig, untermischt mit einem Maiblumenkranz geschmückt.

Alle Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Gesandtschaften und Ministerien der zivilisirten Welt, die Regimenter des Heeres, die Behörden der deutschen Provinzen und Städte, die Universitäten und Gymnasien, Vereine und Körperschaften jeder Art, Privatpersonen aller Stände, voran die Träger altadeliger Namen, die deutschen Kolonien in Nord, Ost, Süd und West — alle hatten sie mehr oder minder prachtvolle Zeugnisse ihrer hohen Verehrung für den dahingeschiedenen Kaiser gesandt.

Als Tag der Beisetzung wurde der 16. März nicht nur in Berlin sondern im ganzen deutschen Reiche als ein allgemeiner nationaler Trauertag begangen. Es hatte dazu keiner Anordnung, keiner Initiative der leitenden Kreise bedurft, frei aus den Herzen heraus wollte sich unter der Allgewalt mächtig empfundenen Schmerzes die großartigste Kundgebung, die Deutschland je erlebt hat. Da gab es keine Unterschiede des religiösen oder politischen Glaubensbekenntnisses, keine Schranken zwischen Hoch und Nieder. Alles fand sich zusammen in einem riesigenden Gefühl, das allein die Gemüter beherrschte und die Herzen erfüllte. Von der Nordsee bis zu den Alpen vernahm man allerorten nur die Totenklage der Nation um den dahingegangenen ersten Kaiser des neuen Reichs. Und was alle Angehörigen dieses Reichs bewegte, fand einen mächtigen Widerhall weit, weit über seine Grenzen hinaus. Nicht nur Deutschland hat seinen Kaiser, die ganze lebende Generation hat ihren ersten Friedensfürsten verloren, — das nur der innerste Gehalt der Botschaften, welche von allen Enden her mit dem Ausdruck ungeheuchelten Beileids den Weg zu denen suchten, die nach der Bahre ihres geliebten Reichsoberhauptes trauernd hinüberschauten. In dem Glockengeläute aber, das in der Mittagsstunde des 16. März von allen Kirchtürmen Deutschlands erschallte, den Trauerfeiern, die in sämtlichen Gotteshäusern desselben gleichzeitig abgehalten wurden, einten sich die Kundgebungen des dem ganzen Reiche gemeinsamen Schmerzes mit dem großartig entfalteten Leichengepränge in Berlin, über dessen überwältigend wirkende Einzelheiten in Wort und Bild eingehend zu berichten unserer nächsten Nummer vorbehalten bleiben muß.



Kaiser Wilhelms letzte Unterschrift. (S. Nro. 25, S. 535.)



Am Sterbebette Kaiser Wilhelms. (S. Nro. 25, S. 534.)

Originalzeichnungen unseres Spezialmalers H. Lüders.



Kaiser Wilhelm auf dem Totenbette, das die liebevolle Hand der Tochter mit den ersten Blumen geschmückt.

Originalzeichnung unseres Spezialmalers G. Koch.



Die Ueberführung der Leiche Kaiser Wilhelms zum Dom in der ersten Morgenstunde des 12. März. Originalzeichnung unseres Spezialartisten H. Lüders.

Die Fanfare.

Roman

von

Fritz Mauthner.

(Fortsetzung.)

Sie fragte besorgt an, wie es denn in Italien in dieser Jahreszeit um Betten, um Heizung und um Nahrung stehe. Nach zehn Tagen erst traf Bodes Antwort ein, der die Hausordnung seines Gefängnisses als italienisches Sittenbild verwandte. Wieder vermischten sich die verdrießlichen Eindrücke seiner einstigen Romfahrt mit den Klagen über seine gegenwärtige Lage zu einem übermüthigen Scherz. Er vertrieb sich mit dem Schreiben die Zeit und wußte, daß Käthe die bittere Wahrheit nicht ahnen würde.

„An der Seufzerbrücke.

„Meine liebe Käthe-Frau!

„O, hätte ich niemals das Federbett in der Großgörschenstraße verlassen! Der Wind pfeift durch meinen Strohsack, und ich würde eines Morgens vollkommen erfroren aufwachen, wenn die Nacht nicht glücklicherweise durch die ortsüblichen Bestimmungen kurz und klein gemacht würde. Nicht ganz so kurz wie meine Bettstatt, nicht ganz so klein wie meine Decke, aber genügend, um mich vor der Erstarrung zu schützen. Stelle Dir vor, Du arme Strohwitwe, daß ich Nachtarbeiter und Langschläfer täglich um sechs Uhr morgens den Strohsack verlassen habe und mich zwischen den unentrinnbaren Steinmauern unter Gottes freiem Himmel ergehe, wo es oft recht empfindlich kalt ist.

„Das südliche Klima ist namentlich an den Speisen zu spüren, die uns ziemlich warm verabreicht werden. Ihre Temperatur ist ihre wertvollste Eigenschaft, da sie den einzigen Ofen in dieser Gegend gesehen haben.

„Die Nahrung selbst mußt Du Dir freilich nicht so entsetzlich vorstellen, wie die Berliner Hochzeitsreisenden sie schildern, sobald sie gegenseitig enttäuscht aus Italien heimgekehrt sind. Es ist wahr: man kocht in ganz Italien, besonders aber hier, nicht das, was köstlich ist, sondern das, was nichts kostet. Und wenn das, was nichts kostet, zufällig einmal gut schmeckt, so ist das selbst für den Eingeborenen und Eingesessenen eine angenehme Ueberraschung. Ganz so schlimm habe ich es nun in dem Hause, das ich bewohne, nicht gefunden. Die Nahrung beruht auf wissenschaftlicher Grundlage, was ein altes Gelehrtenherz erfreuen muß, auch wenn der Magen knurrt. Es wird hier nämlich nicht das Wohlfeilste an sich in der Küche verarbeitet, sondern nur das Wohlfeilste insofern, als die Wissenschaft es verdaulich gemacht hat. Du kannst Dich über die chemische Zusammensetzung meiner täglichen Nahrungsmittel beruhigen. Du würdest staunen, welche Menge Proteinkörper und Kohlenhydrate ich täglich verbrauche. Wie das Zeug jedesmal in Deinem Küchenzettel heißen würde, das weiß ich nicht. Gewöhnlich schmecken Erbsen durch."

Und nun kam plötzlich unter einem dichten Sprühregen von Anspielungen auf die tägliche Gefängniskost eine derbe Verspottung der neuesten Ernährungswissenschaft, welche die Speisen in ihre Elemente zerlege und sich um den menschlichen Magen herzlich wenig bekümmere. Frau Käthe nahm diese Auseinandersetzung sehr ernst und konnte nur mit Thränen in den Augen lesen, daß die Wissenschaft demnächst den Versuch machen werde, ihn und seine Hausgenossen mit richtigen Kohlen zu nähren. Sie atmete erst wieder auf, als der Schluß des Briefes wieder einigen Trost brachte. Man behandle ihn mit großer Freundlichkeit, während der Wirt und seine Beamten gegen manchen andern Hausbewohner mit der Rücksichtslosigkeit aller Gasthofbesitzer verfuhren.

„Ich habe hier sogar meine eigene Zelle, während die meisten meiner Gefährten in großen Sälen gemeinsam schlafen müssen. So überfüllt sind in diesen harten Zeitläuften die steinernen Gefängnisse, welche so manchem armen Teufel um der Wärme und der wohlfeilen Nahrung willen eben als das Paradies jenseits der Alpen erscheinen.

„Du hast doch das Datum dieses Briefes richtig verstanden, Du gute Käthe-Frau? Die Seufzerbrücke führt in das venetianische Staatsgefängnis, und in einem solchen schreibe ich an Dich. Mein kleines Fenster liegt so hoch, daß ich den großen Kanal (canale grande), der sachte vorüberfließt, nur riechen, nicht aber sehen kann. Um so deutlicher kann ich mir vorstellen, daß drüben jenseits des Kanals und der hohen Bäume die Großgörschenstraße liegt, wo meine Käthe sich auf das Weihnachtsfest vorbereitet und weiblich auf den verdammelten Garten schimpft. Wenn Du doch wüßtest, wie gern ich den Tag mit Dir feiern würde, doch gedulde Dich nur! Mitte Januar bin ich wieder bei Dir und will freiwillig nicht hieher zurückkehren."

Bode hatte seine Anstalten gut getroffen. Zu Weihnachten trafen aus Italien mit dem wirklichen Poststempel „Rom" kleine Pakete für sie ein: eingemachte Früchte, süße Apfelsinen, ein kleiner Halsschmuck aus Silberfiligran und eine stattliche Korallenkette. Und dazu ein närrischer Brief über die italienischen Frauen, über die Qualen des Alleinseins in Gefängnissen und auf Reisen. Zwei verliebte Gedichte standen mitten darin. Frau Käthe war überglücklich. Alle, die während der Feiertage bei ihr einsprachen, auch Disselhof und Fräulein Betty mußten die Geschenke sehen und die Briefe lesen, nur die Gedichte wurden verheimlicht. Niemand verriet Bodes Geheimnis, aber Fräulein Betty lachte oder weinte Thränen über den tollen Spaß und versicherte Frau Käthe ganz überflüssigerweise und mit ihrer tiefsten Stimmlage, der Bode sei ein herzensguter Mann und werde gewiß wieder kommen. Die traurige Zeit wolle überstanden sein, und die Trennung sei nötig gewesen. Sie hätte sich gewiß noch verplappert, wenn sie nicht, um ihr aufgeregtes Köpfchen zu beruhigen, daran genestelt und dabei den Mund mit Haarnadeln gestopft hätte.

Auch Disselhof las die Briefe mit viel Vergnügen und meinte zu Käthes nicht geringer Ueberraschung, jeder dieser Artikel sei unter Journalisten seine hundert Mark wert.

Frau Käthe lachte. Hundert Mark? Da hätte sie ja schon beinahe tausend Mark unter dem alten Briefbeschwerer liegen! Ein Wunder war es ja eigentlich nicht, daß alles wertvoll war, was Bode schrieb; auch was er zu sprechen pflegte, konnte jeden Tag gedruckt werden.

Disselhof riet, die Briefe dem alten Mettmann sofort zum Kauf anzubieten. Ein Journalist wie Bode schreibe so etwas nicht bloß für die Großgörschenstraße. Frau Käthe weigerte sich entschieden, ihren Schatz herzugeben, eher wollte sie Herrn Mettmann etwas von den eingemachten Früchten schenken; aber schließlich willigte sie ein, daß Disselhof den ersten Brief mitnahm und ihn einigen Freunden und Verehrern Bodes zeigte. Das konnte sie nicht verweigern, zu schämen hatte sie sich ihres Mannes nicht.

Wenige Tage später kam wieder ein Brief. Bode schilderte den Weihnachtsabend, den er mit der internationalen Bande, dem majestätischen Kreuzberg (monte croce) gegenüber in Passionsstimmung gefeiert habe. Und er schilderte seine Hausgenossen, die Vertreter der europäischen Menschheit, einen nach dem andern als arge Spitzbuben, schonte sich selber nicht, weil er unter Spitzbuben sein Reisegeld verdient habe und somit von Rechts wegen unter Spitzbuben sein Weihnachtsfest feiere. Das seien die Weihnachtsgedanken eines armen Reisenden, den der alte römische Zauber gefangen hatte.

Noch las Frau Käthe mit begeisterten Augen das schwer verständliche Schreiben, als es an der Thüre pochte und ein drolliger Herr hereintrat, der sich als Herrn M. Pinkus und als den vertrauesten Freund ihres Gatten und des Herrn Mettmann vorstellte. Er komme im Auftrag des Verlegers, um der Frau Bode die lustigen Briefe aus Italien abzukaufen. In allen Redaktionen Berlins erzählte man davon. Das müsse gedruckt werden. Der erste Brief sei bereits in Lettern abgesetzt, und hier bringe er schon das erste Honorar von hundert Mark.

In stolzer Verlegenheit schlug Frau Käthe die Hände zusammen, aber je glücklicher sie durch das Ansehen ihres Gatten wurde, desto tiefer fühlte sie die Verpflichtung, nichts ohne seinen Willen zu thun. Binnen kurzem werde Bode aus Italien zurückkehren, und dann könne er selbst die Entscheidung treffen.

Pfiffig und gerührt blickte Pinkus die Frau an, die so hilflos und doch wieder so selbstbewußt vor ihm stand. Er durfte das Geheimnis um keinen Preis verraten; und wieder war er sehr zufrieden mit sich selbst, daß er nicht schwatzte.

„Gott, was bin ich für ein guter Mensch!" dachte er.

Laut aber sprach er mit sehr ernster Stimme:

„Meine liebe Frau Bode, wenn Ihr Mann zurückkommen wird, so Gott will, von dort, wo er jetzt ist, leider Gottes, wird er nicht haben einen Pfennig in seiner Tasche. Er wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie für ihn werden haben verdient zehn solche blanke Hundertmarkscheine. Wozu sind wir geistreiche Leute, wenn unser Geist uns nicht Geld einbringt? Verzeihen Sie, Sie verstehen das nicht, liebe gute Frau. Wir Journalisten schreiben immer nur für den Druck, leider Gottes oft unter dem Druck für den Druck. War gar nicht schlecht, der Witz! Ihr Herr Gemahl gehört nicht zu den Verehrern meiner Feder, aber ich bewundere ihn doch. Was er da geschrieben hat unter dem Druck, ist einfach klassisch. Es muß heraus!"

Pinkus freute sich, der unwissenden Frau als einflußreiches Mitglied der Redaktion zu erscheinen.

Frau Käthe glaubte auch alles und ließ sich leicht machen. Die Genossen ihres Mannes mußten die Frage in der That besser beurteilen können als sie, aber immer noch weigerte sie sich, ihre Erlaubnis zum Abdruck zu geben. Auf vierzehn Tage könne es ja nicht ankommen, und im dringendsten Fall sei bei Bode telegraphisch anzufragen. Die lange schwierige Adresse lag ja da auf dem Schreibtisch bereit.

Sie erschrak beinahe, als sie das Wort ausgesprochen hatte. Der Telegraph war so etwas Seltenes, Vornehmes, und nun sollte er ihrer lieben Briefe wegen bemüht werden.

Pinkus aber streckte beide Hände mit ausgespreizten Fingern zur Decke empor und rief aufgeregt:

„Wenn Sie wüßten, aber Sie können das nicht wissen, liebe gute Frau! Wir Journalisten wollen nicht immer gefragt sein. Verlassen Sie sich auf mich, Ihr Mann wird Ihnen nicht böse sein und dann: keine Eile! Wir haben morgen ultimo Dezember, dann fängt ein neues Quartal an, das wenigstens können Sie wissen und sollen Sie wissen, und mit Anfang Januar müssen wir neue Abonnenten haben. Wir brauchen sie, verstehen Sie. Herr Mettmann selbst will die Briefe abdrucken. Nu, wollen Sie noch etwas sagen? Was der Verleger will, das geschieht."

Der Wille des Herrn Mettmann, ihres Brotherrn, war freilich auch für Frau Käthe ein Befehl. Bode stand bei ihm zu Diensten; man mußte gehorchen, doch völlig unterwarf sie sich auch jetzt noch nicht. Ihre erste Bedingung war, daß der Anfang und der Schluß jedes Briefes, so weit er sich persönlich auf die Frau und auf die Großgörschenstraße bezog, weggelassen wurde.

„Es brauchen nicht alle Leute zu wissen, wie lieb mich mein Mann hat."

Und eilig wandte sie ihr hochrotes Köpfchen dem Fenster zu. Sie schämte sich auf einmal ihres nahen Glücks und ihrer verräterischen Gestalt.

Herr Pinkus nahm die Bedingung an.

„Wir sind taktvoller, als Sie glauben," sagte er. „Es wird zwar viel dabei verloren gehen, gerade das Pikanteste, aber Sie sollen recht haben. Unser Familienleben soll rein bleiben. Das sage ich auch immer. Meine Kinder sollen nicht immer wissen, wie ich mein Geld verdiene. Also abgemacht! Was noch?"

Zweitens und letztens bestand Frau Käthe darauf, daß einer der Briefe vom Handel ausgeschlossen blieb. Es war der Bericht über die Schönheit der italienischen Frauen, die Bode sich früher immer so bezaubernd schön vorgestellt hatte und von denen er nun nichts zu sehen bekam. Disselhof hatte eine Stelle überall herumgetragen. Nur ein gewaltiges Weib sei dem armen Reisenden erschienen, die Frau Justitia, die scheine aber deutscher Abkunft zu sein. Sie habe stahlblaue, harte Augen und spreche auch deutsch. Im übrigen erblicke er nur unweibliche

Gesichter mit Bartstoppeln um Kinn und Lippen. Und dann war die Trennung vom Weib als die härteste Strafe seines jetzigen Aufenthaltes lustig geschildert worden. Es war der Brief, dem die beiden Gedichte angefügt waren.

So viel auch Herr Pinkus bat, diesen Brief gab die Frau nicht her.

„Und wenn Herr Mettmann selber käme," rief sie schamerglühend, „diese Ungezogenheiten meines Mannes sollen die Leute nicht lesen."

Herr Pinkus hatte es auf der Zunge, der Frau die Wahrheit zu sagen, nur um diesen allergewürzigsten Brief zu erhalten, aber schließlich gab er sich drein und ging mit der übrigen Beute fort, nachdem er fünf nagelneue Hundertmarkscheine niedergelegt und noch einmal von seiner Freundschaft für Bode und Mettmann gesprochen hatte. In der Thür drehte er sich plötzlich um und rief:

„Und Sie wissen nicht, wo Ihr Mann in diesem Augenblick ist?"

Frau Käthe lächelte traurig.

„Was hülfe es mir, wenn ich den Ort genau wüßte. Es ist ja so weit von hier, doch in vierzehn Tagen ist er wieder da."

Herr Pinkus schoß zum Hause hinaus und murmelte vor sich hin, während er der Pferdebahnlinie der Potsdamerstraße zueilte:

„Heißt ein Herz! Ich hätte den Brief haben können, wenn ich ihr gesagt hätte, ihr Mann sitz im Gefängniß, aber nur ein Räuber wäre dazu im stande gewesen. Bin ich ein Räuber? Ich bin kein Räuber."

Und er schwang sich geschickt in den vorüberrasenden Schöneberger Omnibus, mit welchem er um fünf Pfennig billiger fuhr.

„Ich bin kein Räuber! Ich habe auch ein Herz!" brummte er in sich hinein, während er im engen Wagen zwischen den dicken Mänteln der Insassen ein Plätzchen ausdrängte. Und mit herablassendem Lächeln schenkte er in einer warmen Aufwallung dem Schaffner die ersparten fünf Pfennig.

Zwölftes Kapitel.

Der erste Januar war für den alten Mettmann seit dem Morgen so recht ein Tag nach seinem Herzen: Thätigkeit, Erfolge, Aufregungen und Anlässe genug, seine nuklare Philosophie der Menschenverachtung zu kräftigen. Da war gleich des Morgens die Nummer des Blattes, die nach dem Geschmack des Herrn Pinkus eingerichtet und geschrieben war und den Ton für die kommende Zeit anschlagen sollte. Ja, Pinkus war berufen, überall da die leitende Stelle einzunehmen, wo der Geschmack des Publikums voraus erraten werden mußte.

An der Spitze des Morgenblattes stand ein würdiger Leitartikel aus Bodes Feder, dann folgten entsetzlich kriegerische, mit auffallender Schrift gedruckte Berichte aus Konstantinopel und Paris, im Börsenteile wieder wurde zur Festigung der Kurse die Kriegesfurcht überlegen belächelt. In den kleinen Stadtneuigkeiten war unter Pinkus' Einfluß ein blasirter Witz eingeführt, der über einige Selbstmorde und Verbrechen überlegen die Achseln zuckte, als über Dinge, welche die übersättigten Abonnenten des Morgenblattes nichts angingen.

Doch der Triumph der heutigen Nummer war das Feuilleton. Nicht weniger als fünf kleine Notizen über das Privatleben der Bühnenkünstlerinnen hatte Herr Pinkus aufgetrieben. Er hatte unter den Opfern vorsichtig solche Damen gewählt, die keinen Offizier zum besondern Freund und Beschützer hatten. Er hatte kleine Skandälchen gefunden, deren Veröffentlichung den Damen nicht einmal unlieb und unwillkommen war.

Mettmann lobte die Notizen, und er war entzückt von Bodes erstem Brief aus Italien, vor allem aber von der kleinen Festplauderei, die Frau Leontine und Herr Pinkus mit dem Mitredakteur des Blattes zusammengestoppelt hatten.

In Bodes Brief witterte der Verleger den langgeträumten, günstigen Erfolg. Schon daß er den Inhalt nicht recht verstand, steigerte seine Meinung.

Aber was waren diese Herren gegen eine geschickte Mitarbeiterin! Der giftige Satz der Frau Leontine war in eine Tändelei von vollendeter Harmlosigkeit eingebettet. Milde und ruhig war zuerst dem hungernden Volke zu Gemüt geführt, daß das größte soziale Elend nicht bei ihm, sondern bei den armen Mädchen von Adel zu finden sei. Mit belebten naturalistischen Wendungen wurde erzählt, wie entwürdigenden und ungenügenden Erwerb diese wohlerzogenen Mädchen suchen müßten, sei es, um das glänzende Elend ihres Hauses weiter zu fristen, sei es einfach, um ihren Hunger zu stillen und ihre Blößen bedecken zu können. In den Nachtcafés der Friedrichstraße könne man recht viele junge und sogar hübsche Trägerinnen adeliger Namen rufen hören. Und mitten in dieser Gesellschaft war von den hübschen Malermodellen die Rede.

„Dieser Beruf macht seine Priesterinnen leider gesellschaftlich unmöglich, wenn auch im Prinzip gegen die Tugend eines Modells nichts einzuwenden ist. Nur die Not dieser Aermsten der Armen kann es erklären, daß wir zum Beispiel am Eröffnungstage der Winterausstellung das hübsche Fräulein von H. in der einfachsten Toilette ihres Schlafzimmers bewundern konnten. Ein glücklicher Zufall hat es dem Modell erspart, täglich aufs neue erröten zu müssen, denn ein reicher Verehrer, Herr von H., hat das berüchtigte Bild entführt und wahrscheinlich in seinem eigenen Schlafzimmer aufgehängt. Er hat wohl zu diesem Gebrauch eines seltenen Kunstwerkes ein gutes Recht, denn Fama erzählt, daß das arme Modell seine Braut geworden ist. Nicht alle armen Mädchen von Adel enden so gut."

Dann ging es noch ein Weilchen weiter über Kunststickerinnen und Theaterfigurantinnen, über allen Erwerb junger Mädchen, welche von Herren, von wirklichen Brotherren abhängig sind. Nur ein geübtes Auge konnte erkennen, daß die ganze Plauderei um der wenigen Zeilen willen dastand, die Fräulein von H. betrafen.

„Wenn die Frau kein Geld hätte, müßte sie eine furchtbare Gegnerin sein," dachte Mettmann, dann empfahl er seinem Sohn, der eben von seinem Morgenspaziergang heimkehrte, die heutige Nummer des Blattes und ging ins Geschäft.

Dort war es ihm eine wilde Freude, die Leute zu zählen, die sich herandrängten, um ihm Glück zu wünschen. Den Berg von Karten, den die Briefträger mit unterwürfigem Neujahrsdank auf seinen Schreibtisch gehäuft hatten, achtete er für nichts. Das war nicht mehr als ein Gruß auf der Straße, und er war es schon seit Monaten gewöhnt, zuerst gegrüßt zu werden. Nur die Menschen, die persönlich vor ihn hintraten, persönlich ihr Körper beugten und sich für das von ihm gespendete Geld bedankten, nur die schmeichelten seiner Eitelkeit. Es ärgerte ihn ernstlich, daß nicht wenigstens eine der Neujahrskarten den Stempel Plötzensee trug. Und er ließ den ganzen Berg von Gratulationen von einem jungen Schreiber draufhin durchsuchen, ob Doktor Bodes Karte nicht darunter sei.

Die anderen kamen vollzählig zur Gratulationscour. Die Angestellten der Fanfare, welche die Industrie für ihren Meister ausbeuteten und davon ihre großen Einnahmen bezogen, sie drückten dem Herrn Direktor die Hand und drückten ihm ihre Bewunderung aus, als einem leuchtenden Vorbild ihrer zukünftigen Laufbahn. Die Herren aus der Expedition, welche den Geschäftsgang kannten, wünschten dem Sieger Glück, dessen Bücher jetzt nicht mehr mit schmählichem Bankerott drohten. Die Unterbeamten der Druckerei, denen Herr Mettmann noch vor einem halben Jahr ihren Lohn nicht hatte pünktlich auszahlen können und denen nun eben erst wieder eine Verkürzung angezeigt worden war, stammelten ihren Glückwunsch, und so finster auch ihre Gesichter dreinschauten, keiner von ihnen öffnete den Mund, um zu sagen: „Wir sind ehrliche Leute, Du bist ein Schwindler!"

Und die Herren aus der Redaktion kamen Mann für Mann; ein jeder von ihnen hatte schon auf Mettmanns Wuchterung gelauert, über seine ahnungslose Unwissenheit gelacht; aber einer nach dem andern wünschte Glück zu seinen Erfolgen. Und es kamen die Reporter und die freien Mitarbeiter, welche die anständigen Besitzer und durchgebildeten Leiter der älteren Blätter kannten, welche ironisch die Streiche Mettmanns zur Fabel des literarischen Berlins machten, und sie krümmten ihren Rücken und fühlten sich geehrt, wenn Herr Mettmann ihre Hand wieder drückte.

Mitten unter ihnen erschien der alte R., der berühmteste unter den lebenden Dichtern Deutschlands, ein Mann von der zartesten Feinfühligkeit, er wünschte Glück. Mettmann wieherte sein breitestes Lachen und sagte nur: „Sie nehmen also an? Ich zahle ihm eine Mark und fünfzig Pfennige für die Zeile, meine Herren. Was würden Sie die Zeilen schinden! Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihm, er hat's fast so weit gebracht wie ich; andere Zeitungen hätten ihm freilich nicht so viel zahlen müssen."

Pinkus wagte einen Witz.

„Seine Muse ist eine Katze im Sack," sagte er mit einer Doppelverbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

Lesen, sehen, hören und reden.

Von

H. Ehrlich.

III.



Es wird von Bücher- und Neuigkeitsleserei und vom Theater gesagt ward, das gilt es noch höherem Maße von der bildenden Kunst, und vielleicht am meisten von der Tonkunst. Gerade hier ist die starke Oberflächlichkeit oft in den Kreisen vorherrschend, die den größten gesellschaftlichen Einfluß ausüben und daher auch in Kunstfragen maßgebend sind. In früheren Jahren war der Unterricht im Zeichnen eine Beigabe der Erziehung in den meisten wohlhabenden Familien; diese edle Beschäftigung, die nach unserer Ueberzeugung das Auge und den Geschmack in hohem Grade bildet, ist seit Jahren durch das Musiktreiben ganz verdrängt. Es sind allerdings sehr viele Kunstgeschichten und Malerbiographien erschienen; ob sie das Verständniß der Kunst in den obengenannten Kreisen mehr belordert haben, als die frühere Beschäftigung mit der Kunst selbst, können wir nicht entscheiden, wohl aber müssen wir es sehr bezweifeln angesichts der Thatsache, daß die unzähligen Schriften über Tonkunst durchaus nicht zur besseren Auffassung und Ausführung der Musikwerke beigetragen haben, daß zwar viel schöner über sie geschrieben wird, dagegen ganz bestimmt beim Vortragen derselben mehr Fehler im Rhythmus und in der Phrasirung (Wiedergabe der zusammengehörigen Satzteile) vorkommen, als in der Zeit, da durch die Musiklitteratur noch wenig das Studium der musikalischen Bildungsgrundlagen gepflegt ward. Die Erörterung der Frage vom Musikunterrichten gehört nicht hierher; wir haben nur vom Einflusse der Kunstlitteratur auf das Kunstverständnis zu sprechen und können wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß die vielen schöngeistigen Bücher über Musik meistens mehr verflachend als belehrend und anregend gewirkt haben, und daß leider selbst ehrenwertesten Männer der Modeverflachung nicht widerstehen konnten, ihren Schriften einen poetischen Firnlus zu verleihen durch Anwendung von Vergleichungen und Auslegungen, die im ersten Momente schon klingen, bei näherer Prüfung jedoch als vollkommen unhaltbar zu erkennen sind. Und wenn nun selbst Gelehrte sich zu ganz unwissenschaftlichen und stilistisch fehlerhaften Abschweifungen verleiten ließen, wie soll man all die Damen und Feuilletonisten tadeln, die ihre „Ideen" in allerhand biographischen und ästhetischen Ausdrücken der leichtlüftigen Dilettantenwelt darbieten, um damit Geschäfte zu machen? Wie weit steht doch diese Gattung Kunstlitteratur hinter der englischen und selbst hinter manchen französischen Werken zurück! — Wir verlangen, daß der Musikliebhaber und der Kunstbetrachter vor allem das Verständnis und den Geschmack des Lesers bilde und in dieser Weise die Gefühle anrege und richtig lenke, daß er aber nicht durch schöne Gefühlsphrasen jene zur Schau getragene Begeisterung unterstütze, die vom wahren Gefühl und vom richtigen Geschmack gar oft sehr weit abseits liegt. Das wahre Gefühl für Kunst liegt im Herzen, es bedarf nur der leisen Anregung, um sich zu entfalten; wo es nicht ist, da treten freilich die schönen Redensarten gar gern hervor, und daher bieten auch jene schönrednerischen Bücher so vielen Lesern willkommenen Ersatz für wahres Gefühl, den Buchhändlern einen sehr gangbaren Handelsartikel.

Jede Beschäftigung auf dieser Erde, bei welcher der Geist mitthätig sein muß, kann als Handwerk, kann als Kunst betrieben werden, also auch das Lesen, das Sehen, das Hören überhaupt, nicht etwa nur im Theater der Verskunstübung. In jeder Zeitung, in jedem Theater, in jeder Galerie, auf jedem Spaziergang findet der Lebenskünstler Anregung zum Beobachten, Stoff, den er zunächst für sein Denken, mittelbar für seinen Beruf verwendet. Die Kunst zu sehen, zu hören ꝛc. muß von jedem einzelnen nach seinen Fähigkeiten gelernt werden, wie er selbst diese erkannt hat. Dem einen ist ein starkes Gedächtnis verliehen, weniger Beobachtungsgabe, ein anderer dagegen

entdeckte leicht eigentümliche Unterschiede oder Aehnlichkeiten in Anlage und geistigem Wesen des Menschen, gebietet aber nicht über ein so starkes Gedächtnis, um die Eindrücke festzuhalten. Ein dritter entdeckte, daß in seinen Beobachtungen gewisse Zu- und Abneigungen sich geltend machen, die aber aus seiner sittlichen Beschaffenheit entspringen. Jeder, der eben künstlerisch denken und sehen und so weiter lernte, wird bald gewahr werden, daß er manches an sich selbst zu vervollkommnen, zu verbessern hat, und das führt ihn auch zuletzt zu dem Grundsatze, daß in dieser Welt voll Schwächen nur zwei Mittel vorhanden sind, um sich einigermaßen mit dem Leben abzufinden: erstens das Wohlwollen für die Mitmenschen und zweitens die Kunst.

IV.

Dem Menschen, der aus sich heraus die Kunst des richtig Lesens, Sehens und Hörens lernte, fällt es dann nicht schwer, auch die Kunst der Rede sich anzueignen, seine Gedanken in klarer, scharf abgegrenzter und gefälliger Weise auszusprechen. Hiezu bedarf es nicht des Studiums Ciceros und Quintilians, sondern der Uebung im gleichzeitigen Denken und Sprechen. Mancher sehr geistreiche Mann, der in seinen Schriften über ernste Gegenstände in klarster und geschlossenster Form schreibt, ist nicht im stande, ebendasselbe, was er bereits schriftlich dargelegt hat, in einfacher Rede glattbin zu wiederholen, sondern gerät dabei in Verlegenheit und Stocken. Soll er nun gar irgend etwas sagen, das er nicht schon einige Zeit vorher durchdachte, eine kleine Tischrede halten, oder auch nur im gewöhnlichen Gespräch eine etwas längere Aufklärung erteilen, eine Darlegung seiner Meinung, bei welcher die Gesellschaft allein auf ihn achtet, so fällt es ihm sehr schwer, sich nur einigermaßen verständlich auszudrücken; oft hält er in der Rede inne und sucht mühsam nach dem einfachsten nächstliegenden Ausdruck. Dagegen findet man Personen, die durchaus nicht auf dem Gipfel der Bildung und der geistigen Anlagen stehen, und die bei jeder Gelegenheit ohne die geringste Vorbereitung mit fließender Geläufigkeit und Sicherheit von allem und über alles sprechen. Zu leugnen, daß bei solchen Personen eine sozusagen angeborene Anlage sich kund gibt und daß nicht jedermann diese Leichtigkeit der Rede sich anzueignen vermag, wäre thöricht. Gibt es doch sehr bedeutende Staatsmänner und Mitglieder des Parlaments, Männer, die täglich den Verhandlungen beiwohnen, in den nicht öffentlichen Sitzungen des Komites sich als vorzügliche Kraft bewähren, ja oft auf den Gang einer Verhandlung durch ihre Meinungsäußerung gegenüber den einzelnen Mitgliedern sehr maßgebend wirken und doch, sobald sie im Hause, auf der Rednerbühne gegenüber der Oeffentlichkeit ihre Ueberzeugung und Gründe darlegen sollen, so wenig Beredsamkeit entfalten, daß man ihre Bedeutung kaum begreifen möchte! Nichtsdestoweniger läßt sich behaupten, daß ein mittlerer Grad von Redekunst nicht schwer zu erlangen ist, wenn ein Hauptfehler vermieden wird. Jene Verlegenheit, jenes Stocken in der Rede der gereiften, gebildeten Männer (von anderen kann nicht die Rede sein) entsteht fast stets aus dem Bestreben, nur Geeignet zu sein, außerordentlich schwer fallen, eine maßgebende und sichere Norm für richtige Ausdrucksweise zu finden. Doch glauben wir wenigstens die eine Regel feststellen zu können: daß die wahrhaft Geistreichen auch bei besonderen Gelegenheiten, das heißt wenn das, was sie thun und sagen, ganz besonders beachtet wird, vermeiden sollten, etwas Besonderes bieten zu wollen, daß sie eher dahin trachten mögen, ganz im gewöhnlichen Tone zu bleiben. Wenn dann der Geist sich angeregt fühlt, wenn das Herz warm wird, vermannigfaltigen sich die Vorstellungen, dann wird die Rede belebt, und im richtigen Momente tritt das richtige Wort auf die Zunge, — das Streben, noch über sich hinauszugehen, hat weniger günstige Aussicht auf Gelingen. Wer die wahre Lebenskunst sich aneignen will, der beginne damit, daß er richtig zu lesen, zu sehen, zu hören lerne, dann wird er auch bald richtig sprechen und handeln. Denn ein jeder Künstler bekundet sich durch die Art und Weise, wie er das von der Außenwelt Empfangene im Geiste umarbeitet, umformt und wiedergibt.



Die Begegnung Kaiser Friedrichs III. mit dem Fürsten Bismarck in Leipzig am 31. März. Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Amleng.

wickeltes zu sagen, ja kein Wort fallen zu lassen, das eines bedeutenden Mannes nicht vollkommen würdig wäre. Jene Mitglieder des Parlaments, gewohnt, daß in den Privatsitzungen ihrer Meinung besonderes Gewicht beigelegt wird, streben in den öffentlichen vielleicht Stellung zu behaupten, denken immer wichtigste Gedanken vorzubringen und verwirren den Ausdruck der einfachsten; werden sie gewahr, daß gerade eine Redewendung, mit der sie durchschlagende Wirkung beabsichtigen, den sicher erhofften Erfolg nicht gewann, dann bemächtigt sich ihrer Zweifel und Schwanken, und auch die Wirkung, deren sie sicher sein konnten, geht verloren oder wird abgeschwächt. In derselben Weise läßt sich die steckende Rede mancher sehr gereifter Schriftsteller erklären; sie glauben, nichts Gewöhnliches sagen zu dürfen, und im Nachdenken über besondere Redewendungen verlieren sie das Vordenken des Nächstliegenden, das Gleichgewicht zwischen dem Gedanken und dem Worte geht verloren, und die Rede wird schwankend. Es mag allerdings bei dem jetzigen Konversationstone der eleganten Gesellschaft, der französisch sein soll, aber nur undeutsch ist, ohne deswegen

Deutsche Kolonien in Uruguay.

Von

Dr. C. Brendel.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Auch nach dem Uruguay als Auswanderungsziel haben sich die Blicke und Schritte gerichtet: die Blicke derer, die vom Kaffeetisch oder von der Werkbank aus die Welt verteilen oder als eifrige Mitglieder von Kolonialvereinen direkt in den Gang des Menschenstroms, der jahraus jahrein Deutschland verläßt, eingreifen wollen; die Schritte derer, welche selbst ihre eigene Haut zu Markt tragen. Schreiber dieser Zeilen gehörte der letzteren Gattung an, ist aber so glücklich, nach ein paar am Silberstrom verlebten Jahrzehnten wieder auf deutschen Boden behaglich nach kurzer Arbeit leben zu können: ein Ziel, das sich so viele stecken und so wenige erreichen.

Wollen wir mit ein paar Strichen das Land, von dem oben die Rede war, zu schildern versuchen. Südlich vom



Kaiser Wilhelm auf dem Paradebett. Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Amling.

Digitized by Google

ungeheuren Provinzen sehen wir ein verhältnismäßig kleines Gebiet an der Mündung des La Plata von der Republik Uruguay eingenommen, das jedoch im Vergleich mit Deutschland nicht allzu klein erscheint, da es bei einer Oberfläche von 187,000 Quadratkilometer ungefähr dreiviertelmal so groß ist wie das Königreich Bayern. Aber wie dünn gesät ist die Bevölkerung! Auf diesem weiten fruchtbaren Gebiet hausen kaum 500,000 Menschen, was um so weniger erscheint, wenn man die Stadtbevölkerung mit über 150,000 abzieht.

Aber gerade dies Mißverhältniß zwischen Stadt- und Landbevölkerung zeigt uns, worin die spätere Bedeutung dieses Ländchens haben wird, denn ähnlich wie Belgien und die Niederlande, wie Dänemark bis zur Fertigstellung des Nord-Ostseekanals nimmt Uruguay eine vorzügliche maritime Stellung ein. Südamerika ist in Anbetracht seiner Größe überaus arm an guten Häfen: also jeder einzelne von um so größerer Bedeutung. Betrachten wir hier, um nicht zu weit abzuschweifen, die Häfen, die, südlich vom Amazonenstrom bis zum La Plata gelegen, in gewisse Konkurrenz mit letzterem Hafen treten. Da sind vor allem drei Häfen in Brasilien zu erwähnen: Bahia, Rio Janeiro und das diesem benachbarte Santos, sämtlich gute Häfen; aber südlich von diesen ist die weite Strecke bis Montevideo nur mit einem halbwegs guten Hafen bedacht — Santa Catarina, der aber künstlicher, übrigens gar nicht schwieriger Arbeiten bedarf, um nun als herrlicher Hafen der Südprovinzen Brasiliens dienen zu können. Weit mehr als diese Hafenorte Brasiliens fällt Buenos Ayres ins Gewicht, ein Hafen, der früher nur flachgehenden Schiffen diente, jetzt aber durch die energische Thätigkeit der Regierung in so guten Zustand versetzt ist, daß mächtige überseeische Dampfer dort vor Anker gehen können.

Der schöne Hafen Montevideos wird jedoch durch einige Kunsthilfe seine natürliche Suprematie am Silberstrom mit Leichtigkeit aufrecht erhalten können. Und diese Verbesserung des Hafens steht wohl nahe bevor, denn die jetzigen besseren politischen Zustände versprechen längere Dauer, und schon jetzt ist ein gewaltiger Aufschwung des Landes zu bemerken. Was man dort haben will, muß man allerdings erwerben, das heißt kaufen; annektiren „ist nicht", wie der Berliner sagt. So einfach wie in Ost- und Westafrika, wo man so leicht „Königreiche" erwirbt, geht es da nicht. Geordnete Besitzverhältnisse sichern die einzelnen, genau vermessenen und bezeichneten Güter, die von der Größe zu 20 Quadratmeilen herab bis zu kleinen Gärtchen und Aeckerchen ihren festen Besitzer haben, leider sogar manchmal mehrere, die sich gegenseitig im Prozeßweg in den Haaren liegen. Deshalb hat der Käufer den Besitzdokumenten gegenüber große Vorsicht anzuwenden und sich an Ort und Stelle einen zuverlässigen Notar zu deren Prüfung empfehlen zu lassen.

Fast alles Land ist verteilt. Nationaleigentum — sogenanntes Fiskalland — gibt es kaum mehr, und das wenige ist nicht als Kaufobjekt zu empfehlen. Abgesehen davon, daß erst jüngst der Fall vorkam, daß die gegenwärtige Regierung eine von der vorletzten gegebene und schon im Werk begriffene Kolonialkonzession widerrief, liegt es gar nicht in der Absicht Uruguays, auf seinem Territorium Kolonien einer bestimmten fremden Nationalität sich entwickeln zu sehen, noch viel weniger solche Kolonialunternehmungen zu unterstützen. Allen von der Regierung unterstützten Kolonien wird womöglich ein internationales Gepräge aufgedrückt, das heißt, man läßt Kolonisten der verschiedenen Nationen durcheinander sich ansiedeln, um zu erzielen, daß sich diese verschiedenen kleinen babylonischen Türme auf den Gebrauch der Landessprache, also der spanischen, angewiesen sehen und so möglichst rasch, unter Verlust ihrer eigenen Nationalität, in der des neuen Heimatlandes aufgehen.

Sollte aber nicht mit Gewalt durchzuführen sein, was nicht willig gewährt wird? Ein solcher Versuch der Brutalität würde mit brutaler Gewalt beantwortet werden, gehe er von dem benachbarten Riesenreich Brasilien aus, dessen tropisch schwächliche Bewohner einem Waffengang mit ihren kühnen, tapferen Nachbarn stets mißtrauisch aus dem Wege gehen, oder von irgend einer europäischen Macht. Obwohl die La Plataländer spanischen Ursprungs sind und spanische Sprache haben, die sich auch alle Ankömmlinge anderer Nationen aneignen müssen, ist der Einfluß des Mutterlandes Spanien gegenwärtig ein geringerer, der Italiens als ein stetig wachsender anzusehen. Mehrere italienische Dampferlinien unterhalten die stetige Verbindung mit dem La Plata rege, und seit Jahrzehnten ergießt sich ein italienischer Menschenstrom (fünfzigmal stärker als der Deutschlands) nach drüben, für dortige Staatsmänner schon längst mehr Gegenstand der Besorgnis als der Genugthuung. Vor ein paar Jahren schien der italienische Minister Robilant sich mit gewissen Plänen von Annektirung jener reichen Länder an Italien zu tragen; aber bald änderte er seine Sprache, und er that wohl daran, denn Montevideo und Buenos-Ayres würden noch weit größere Schwierigkeiten bieten als Massaua. Und sogar wenn in der schon so zahlreichen und patriotischen italienischen Bevölkerung eine Invasion Unterstützung fände, so würden selbst viele Italiener als Stockrepublikaner sich auf die andere Seite schlagen, welcher jedenfalls alle übrigen Fremden angehören dürften, denn die dortigen Spanier, Franzosen und auch die in geringerer Zahl vorhandenen Deutschen und Engländer würden sicher mit den Eingeborenen fraternisiren. Und nun erst die verschiedenen Seemächte! Alle würden zu einem großen Fiasko eines derartigen Unternehmens beitragen.

Ich bitte den Leser wegen dieser Abschweifung um Entschuldigung, aber es existiren in Deutschland noch viele Kreise, wo man es sich in bombensicheren Biergewölben mit der Berechnung auch amerikanischer Erde sehr leicht verteilt. Hat man es mit staatlich nicht geordneten, rohen Ansiedlern anderer Kontinente zu thun, so mag es wirklich leicht sein: ein derartiger Besitz beschränkt sich aber auch oft nur auf die Flaggenstange und die umliegenden Grabhügel. Aber auf amerikanischem Boden Fuß zu fassen, dürfte in absehbarer Zeit einer europäischen Seemacht gewiß nicht gelingen. Die eigene Schwierigkeit des Unternehmens nach so fernem Gebiete, der jedenfalls dort zu erwartende große Widerstand, unterstützt von allen rivalisirenden Seemächten, ließen ein übles Ende mit Schrecken voraussehen.

Schon am Anfang dieses Jahrhunderts mußte ein englisches Besatzungscorps von mehreren tausend Mann in den Straßen von Buenos Ayres kapituliren, und nun erst jetzt, wo die La Plataländer unerschöpfliche Hilfsquellen haben und im Zeitalter der Torpedos, die das flache Fahrwasser, im günstigsten Fall keine acht Meter, leicht vertheidigen.

Setzen wir nun gar Deutschland in die Rolle des Angreifenden, so wäre seine Aufgabe noch viel schwieriger. Glänzlich fremde Rasse und schwer zu erlernende Sprache würden den Haß der Angegriffenen, welche immer mehr romanische Sympathien haben, gegen die brutalen Eindringlinge noch weit mehr verschärfen, und mit allgemeinem Hohngelächter von New-York über Madrid, Paris, London, Rom und St. Petersburg würde man sich über die Falle freuen, in die Deutschland ging.

Weiter, als es eigentlich hierher gehört, berühre ich diesen Punkt, aber er ist zu wichtig, um so obenhin behandelt zu werden; denn ganz dasselbe gilt von etwaigen lüsternen Plänen, die in so manchen sanguinischen oder naiven Köpfen wegen des zentral gelegenen Paraguays und Südbrasiliens, besonders der an Uruguay anstoßenden schönen Provinz Rio Grande, spuken. Freilich sind dort große Komplexe Land in deutschen Händen, deutsche Kolonien blühen in Rio Grande und werden sich bei gehörigem Nachdruck leicht in ihrer nationalen Eigenart erhalten, aber ihre Zugehörigkeit zum Staate Brasilien haben dieselben noch nie in Frage gestellt, und selbst den Fall gesetzt, daß durch Intervention Deutschlands auch ein staatliches Band mit dem Mutterlande sich dort herausbilden könnte, würde es vom Tochterlande selbst sofort zerrissen werden, wenn irgend ein lästiger Druck von hier aus stattfände. In Amerika läßt sich eben nicht regieren mit Landräten und Gouvernanten.

Die ganze Küste der Provinz Rio Grande entbehrt eines zugänglichen Hafens, ist also sehr schwer angreifbar. Ueberaus wenig wie andere europäische Seemächte ist auch Deutschland für jene Länder zu fürchten, und der Argwohn, welchen die geschlossene Einwanderung in Südamerika überhaupt begegnet, ist, besonders, wenn sie von deutscher Seite käme, sachlich unbegründet.

Deutscherseits keine falschen Hoffnungen, von seiten der südamerikanischen Staaten keine irgendwie ernst zu nehmenden Befürchtungen wären die gesunde Grundlage für eine Massenauswanderung nach jenen Ländern, wo eine Erhaltung der deutschen Nationalität und gutes physisches Fortkommen der Einwanderer neben den romanischen Einwohnern möglich ist.

Ueberall, wo eine größere Anzahl Deutscher Gelegenheit fande, beträchtliche Strecken zu kaufen und zu besiedeln und Gruppen von Kolonien sich einen gegenseitigen Schutz gewähren könnten, würde man unter den dort herrschenden günstigen Bedingungen eine materielle Blüte einerseits und die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte andererseits erwarten können.

Diese letztere Forderung muß von jedem, der die Auswanderung in Massen nach irgend einem Punkte fördern will, unter allen Umständen in erster Linie gestellt werden, auf eine staatliche Zusammengehörigkeit, selbst in weiterem Sinne, wird für immer verzichtet werden müssen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß das nationale Band deutscher Sprache und Sitte am La Plata wirklich zu erhalten ist. Blühende deutsche Gemeinden, von gutem nationalen Geist getragen und doch auch die besten Glieder des neuen Adoptivlandes, bestehen dort isolirt inmitten einer lateinischen Bevölkerung.

Eine eigentlich deutsche Ackerbaukolonie in Uruguay besteht nur in weiterem Sinne, es ist die „Schweizerkolonie" Nueva Helvecia (Neuschweiz). Schon ihr Name sagt, daß ihr Ursprung schweizerisch, allerdings deutschschweizerisch ist. Das gegenwärtige Verhältniß zwischen Deutschschweizern und den übrigen, teils aus dem Reiche, teils aus Oesterreich stammenden Kolonisten ist $^2/_3$: $^1/_3$, die schon dort geborene zweite Generation eingerechnet. Noch ist die Umgangssprache deutsch, das Schweizerdeutsch weniger überwiegend. Eine deutsche Privatschule des Herrn Wallich, eines Württembergers, erhält dem Nachwuchs die Muttersprache.

Vor etwa sieben Jahren ließ sich nun die Kolonie von der Regierung Uruguays das Kuckucksei einer spanischen Freischule legen. Ein hübsches Schulhaus wurde geschenkt und ein deutscher Lehrer, der aber nur spanisch lehren darf, vom Staat angestellt. Das kleine Schulgeld, das bis dahin die Eltern dem Lehrer zu entrichten hatten, fiel ja hier fort, und manche mögen sogar so erbärmlich gewesen sein, daß sie es eigentlich doch viel hübscher fanden, wenn ihre Kinder spanisch statt deutsch unterrichtet wurden.

Zwar besteht die Schule thatsächlich noch kräftig fort, aber sie wird wohl kaum ein Drittel der Schülerzahl der Staatsschule haben. Der Zweigverein des Allgemeinen deutschen Schulvereins in Montevideo unterstützt beträchtlich die Wallichsche Schule und errichtete noch eine neue an der Grenze der Kolonie errichtete deutsche Schule, welche ebenfalls schon für den spanischen Unterricht bestimmt war und nun wohl dem Deutschtum durch das Eingreifen des Schulvereins erhalten bleiben wird.

Auch eine katholische Mädchenschule von Frau Schiffmann wird ihrer tüchtigen Leistungen wegen von den Montevideaner Deutschen, unter denen ein kräftiger patriotischer Zug von jeher wehte, unterstützt. In Montevideo selbst besteht eine fünfklassige deutsche Schule. Eine besonders wertvolle moralische Hilfe bringt aber das von dem deutschen Kaiser (Wilhelm I.) gewährte Gnadengeschenk an Lehrer Wallich, dessen deutsche Treue diesen Lohn reichlich verdient.

Die Kolonie Nueva Helvecia besteht seit 1863 und hatte 1886 genau 1046 Einwohner, fast zu gleichen Teilen Katholiken und Protestanten. Jene haben eine Kirche, welche aber ein spanischer Geistlicher vom Nachbarstädtchen Rosario besorgt, während die Protestanten vom deutschen Pfarrer in Montevideo (eine Tagreise entfernt) manchmal besucht werden.

Die Ausdehnung der Kolonie ist etwa anderthalb Quadratmeilen und leider nicht mehr zu vergrößern, da eine pleonexische (Waldenser), spanische und kosmopolitische Kolonien dieselbe umschließen.

Schmucke, wohnliche Häuser, von Gärtchen und Baumpflanzungen umgeben, inmitten der mäßig großen, mit Drahtzaun eingefaßten Farmen, künden schon von weitem den guten Stand der Kolonie an, welche, von etwas naturwüchsigen Straßen durchzogen, in nicht zu großer Entfernung einen Hafen am La Plata (zwei Wegstunden) und eine Bahnstation (etwa sieben Stunden) hat. Wahrscheinlich wird bald eine direkte Bahn die Verbindung mit der Hauptstadt vermitteln.

Vergeblich sucht das Auge dort malerische Gegenden, Wälder und Wiesen nach deutscher Art. Das wellige Land ist ziemlich wasserarm, aber meist von fruchtbarer Thonschicht bedeckt, auf welcher Steppengraswuchs den Viehherden Futter bietet. Auf der Kolonie ist oft also geackert. Wegen Unterlassung der künstlichen Düngung ist ein Nachlassen der Ergiebigkeit an vielen Stellen schon sehr auffallend und zwingt sicher bald zu einem geänderten Betrieb.

Heftige Regengüsse unterbrechen Perioden oft langer Dürren und gönnen dem rissigen und wenig porösen Boden zu wenig Zeit, Feuchtigkeit aufzunehmen.

Auf den Hügeln kommen nur künstliche Baumpflanzungen, besonders australischer Bäume, fort, in der Thalsohle zieht ein sehr schmaler Saum meist niederer Waldungen, welche der allgemeinen Plünderung bald erliegen, die spärlichen Bäche zu begleiten.

Die Fruchtbarkeit ist trotzdem groß, und fast alle Gattungen unserer Feldfrüchte gedeihen dort. Auch in Uruguay wird über zu niedrigen Preis von Getreide und Mais geklagt, der beiden Haupterzeugnisse der Kolonie.

Dampfmühlen, Dreschmaschinen, vielverbreitete gute landwirtschaftliche Geräte, jetzt meist deutschen Ursprungs, zeugen von der Herrschaft moderner Ideen. Viehzucht wird viel getrieben, und die Produkte finden in Form von trefflichen Käse, sowie von Butter, Schweinefleisch, Geflügel und Eiern ziemlich guten Absatz.

Groß ist die Zwistbarkeit der Kolonie an Wirtshäusern aller Art, wo vom schlechtesten Schnaps bis zu gutem, dort selbst gebrautem Bier alles reichlich, oft auch übermäßig genossen wird. Ohne dieses germanische Nationallaster wäre auch dort der Wohlstand viel größer und die Zahl der Hypothekenschulden geringer, wie einzelne wirklich treu gewordene solide Familien beweisen.

Frei von Sorge um das tägliche Brot, um Wohnung und Feuerung leben aber alle Kolonisten, und einem mit Familie überladenen Familienvater steht wenigstens hervor, von jener schwersten aller Sorgen frei zu werden, wenn er einigermaßen tüchtig und fleißig ist.

Von der Kolonie findet schon eine ziemliche Auswanderung nach anderen Teilen der Republik statt, und ein neues deutsches Kolonialunternehmen in Uruguay, etwa auf dem Besitz von 5 bis 10 Quadratmeilen ($^1/_2$ bis 1 Million Mark beitragsfähig begründet, würde dort von dem schon mit den Landesverhältnissen bekannten Stock sich leicht rekrutiren können.

Kriegerisch, Schützenverein, Volksbibliothek, deutsche Art und Sprache bilden ein gemeinschaftliches Band; das Interesse für Schule und Kirche und Bildung der Jugend dürfte aber lebhafter sein. Eine gute Apotheke und ein trefflicher Arzt sind dort.

Täglich ist Postverbindung mit der Hauptstadt. Es setzt sich unter dem schönen Himmel, den man am besten mit dem Italiens vergleicht, ganz angenehm. Von schwerer Epidemien hört man nichts. Die Kinder gedeihen vortrefflich; schön die kleinsten Reiter, Jungen wie Mädchen, sind treffliche Reiter. Seitens der Regierung erfreute sich die Kolonie von jeher einer sympathischen Behandlung, ihre Verwaltung, und das Verhältnis zu den anderen Nachbarkolonien ist durchaus freundlich.

Digitized by Google

Sache des Allgemeinen deutschen Schulvereins wird es sein, diese Kerne deutscher Nationalität viel kräftiger zu unterstützen als bisher. Allerdings sind die Verfolgungen, welche unsere Nationalität seitens unserer — Alliierten in Böhmen, Ungarn, den Ostseeprovinzen und so weiter erfährt, so weitgreifend und himmelschreiend, daß es verzeihlich ist, wenn man die nächstliegenden zuerst unterstützt. Aber das deutsche Volk denkt noch zu wenig an die Abhilfe gegen diesen großen Zerstörungsprozeß, dem die im Ausland zerstreuten deutschen Kolonien ausgesetzt sind. Die Einbuße an politischer und materieller Macht wird noch unterschätzt, und doch wäre durch eine viel weitere und regere Beteiligung am Allgemeinen deutschen Schulverein (Berlin), dessen Tendenz ja die Erhaltung des Deutschtums im Ausland ist, bei ganz kleinen Opfern Herrliches zu erreichen. Noch befinden sich ganze deutsche Provinzen ohne einen Zweigverein, man begnügt sich mit Zeitunglesen. Kurzsichtige Beamtenseelen stellen der Sache sogar manchmal ein Bein wie in guten alten Zopfzeiten.

Gerade jetzt, wo zum Beispiel in Pest über 100,000 Deutsche ohne eine einzige deutsche Volksschule leben, ist es Zeit, von diesen Dingen zu reden, ehe es zu spät ist. Für Bulgarien und Ostafrika haben unsere Tagesblätter immer Raum, warum nicht auch für die Ohrfeigen, die das Deutschtum in Böhmen, Ungarn und so weiter täglich erhält, für die Bedrängung in Nähe und Ferne?

Literatur

— **Eine Anklage gegen den pharisäischen Hochmut jener** oberflächlichen Menschen, deren Tugend nur deshalb ihren äußerlichen Bestand wahrte, weil ihr nie eine scharfe Klippe in den Weg kam, an der sie hätte scheitern können, das ist der Grundzug des Romans „Die Unversuchten“ von Ida Boy-Ed (Leipzig, Carl Reißner). Im Mittelpunkte desselben stehen indes, wie das eine wahrhaft künstlerische Gestaltung des angedeuteten Motivs als selbstverständlich veranlaßt, nicht diejenigen, die der Titel bezeichnet, sondern die, für welche die Verfasserin im Gegensatz zu den um ihrer Selbstüberhebung willen Unsympathischen mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres leidenschaftlichen Temperaments eintritt. Ihre glühende Darstellung hat es vermocht, das schwierige Motiv einer feurigen Liebe zwischen einer dreißigjährigen Witwe und einem dreiundzwanzigjährigen Jüngling mit echter, einleuchtender Naturwahrheit zu gestalten. Sie gewinnt das volle, warme Mitgefühl des Lesers für ihre unglückliche Heldin, die das bedenkliche Wagnis, der Leidenschaft für den viel jüngeren Geliebten Raum gegeben zu haben, durch edle, mühsam errungene Entsagung büßt und sich so nicht nur über diejenigen, die sie verdammen zu dürfen glauben, sondern auch über sich selbst erhebt. Durch diesen Roman bekundet Ida Boy-Ed aufs neue, daß sie sich unter den Schriftstellerinnen der Gegenwart zu einer Stellung ersten Ranges emporgeschwungen hat.

— **Die beiden neuesten Bücher, die der „Verein für** deutsche Litteratur“ (Berlin) zur Ausgabe gebracht hat, sind wieder Werke der gediegensten Art. Da ist zunächst Eduard Hanslicks „Musikalisches Skizzenbuch“, neue Kritiken und Schilderungen enthaltend, die einerseits als ein selbständiges Ganzes gelten können, während sie andererseits, im Zusammenhang mit den früheren Schriften des berühmten Musikästhetikers betrachtet, den Teil IV. seiner „Modernen Oper“ bilden. Es sind hier nicht nur die bemerkenswertesten Erscheinungen des deutschen Musiklebens der letzten vier bis fünf Jahre in einer des scharfsinnigen Beurteilers vollkommen würdigen Weise unter die kritische Lupe gelegt, sondern es wird auch ein ergebnisreicher Streifzug nach England hinüber unternommen und das englische Musikleben der Gegenwart in seinen einzelnen Erscheinungen eingehend geprüft. Wie Hanslick immer und überall die selbstempfangenen Eindrücke wiedergibt, so schöpft auch F. H. Geffcken in seinen „Politischen Federzeichnungen“ auf seinem Gebiete zum größten Teil aus eigener Beobachtung. Als langjähriger diplomatischer Vertreter der freien Städte an den Höfen von London und Berlin hat er das britische Weltreich, über dessen konstitutionelle Zustände er sich eingehend verbreitet, und die Männer, deren Leben und Wirken er hier schildert: Prinz Albert, Palmerston, Beaconsfield, Gladstone, Northcote, durch den persönlichen Verkehr kennen gelernt. So hat er denn auch vermöge des ihm innewohnenden klaren Beobachtungstalents tiefe Einblicke in ihr eigenstes Wesen gewonnen und weiß die geschilderten Charaktere mit der ganzen Genauigkeit seiner bestimmt zeichnenden Feder lebendig wiederzugeben. Beide Bücher bieten wahre Bereicherungen der von ihnen vertretenen Zweige des Wissens.

— **Das Leben einer geistvollen Frau von einer andern** geistig hervorragenden Angehörigen ihres Geschlechtes geschildert — gewiß, das muß ein genußreiches Buch abgeben! Charlotte Lady Blennerhassett, geborene Gräfin Leyden, bekundet aber in ihrem soeben erschienenen dreibändigen Werk über „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur“ nicht nur geistreiche Auffassung, sondern auch eine bei einer Frau doppelt seltene Gründlichkeit der Forschung. Sie hat die bisher bezüglichen historischen Daten und Dokumente auf das eingehendste studiert; aber sie bleibt nicht, wie so mancher ihrer männlichen Genossen auf dem Gebiete der Biographie, an dem dürren kahlen Forschungsergebnis haften, sondern durchdringt es vielmehr mit ihrem erschöpfenden geistigen Verständnis für ihre Heldin und gestaltet so aus den sorgsam zusammengetragenen Bausteinen ein Werk von vornehmer Stilvollendung.

— **Franz Strahles „Illustrierte Naturgeschichte der drei Reiche“** ist in vierter, von dem Verfasser in Gemeinschaft mit Ludwig Baur vollständig umgearbeiteter, 26 Lieferungen umfassender Auflage (Stuttgart, Wilh. Nitzschke) nunmehr vollständig erschienen. Klare Uebersichtlichkeit der Anordnung, knappe, immer den Kern der Sache treffende Darstellung der Einzelheiten, vollkommenes Handinhandgehen des instruktiven Textes mit den zahlreichen naturgetreuen Abbildungen, die nach Aquarellen und Zeichnungen bewährter Tiermaler, wie Friedrich Specht, Professor G. Osterdinger, Alfred Greiner, teils in feinem Farbendruck, teils in gelungenem Holzschnitt wiedergegeben sind, das sind die Vorzüge, die den drei ersten Auflagen dieses echt volkstümlichen Werkes ihren Erfolg verschafften und die bei dieser vierten noch in erhöhtem Maße zur Geltung gelangen.

— **„Krupp und sein Werk“ wurde von Schmidt-Weißenfels** zum Gegenstand eines kleinen Buches (Berlin, Rosenbaum & Hart) gemacht, das sein Thema mit ruhiger Sachlichkeit behandelt und eben dadurch die Verdienste des ungemein thatkräftigen Mannes und die vielseitigen gewerblichen wie humanitären Vorzüge seiner Schöpfungen in das richtige, ehrenvolle und dankenswerte Licht rückt. Es ist eine echte, kernhafte Erbauung, dieses Lebensbild einer industriellen Größe unseres Jahrhunderts zu verfolgen und in ihm klar und bündig dargelegt zu sehen, wie man denken und handeln muß, um ein ganzer Mann zu sein.

Notiz-Blätter

Bildende Künste.

— **Im Sterbezimmer Kaiser Wilhelms nahm Reinhold** Begas noch am gleichen Vormittag des 9. März die Totenmaske ab. Wie erzählt wird, bemerkte der Künstler, als er die Maske daheim in Augenschein nahm, daß an derselben trotz aller Vorsicht, mit der er verfahren, einzelne Haare des Kaisers haften geblieben waren, und bewahrt dieselben als ein unschätzbares Andenken an den teuren Toten.

— **Der Vorstand des Leipziger Kunstvereins hat unter** besonderer Leitung des Professors Dr. Schreiber im städtischen Museum daselbst eine Ludwig Burger-Ausstellung veranstaltet, welche die der Nationalgalerie in Berlin an Reichtum und Vielseitigkeit übertrifft. Sie gibt selbst den Freunden, welche die Leistungen Ludwig Burgers zu kennen meinten, erst einen vollen Begriff von dem ganz außerordentlichen Umfange der nahezu beispiellosen Vielseitigkeit seiner künstlerischen Thätigkeit. Von den großen Kompositionsbildern, welche auszuführen Burger leider nicht vergönnt war, den mächtigen Kartons und Farbenskizzen zu Wandbildern, den Entwürfen aller Art, der Sammlung seiner durchaus eigenartigen Ornamente zum Schmuck von Haus und Gerätem, seinen berühmten Aquarellen von Soldaten und Volkstypen, Landschafts- und Naturstudien, sowie von seinen Illustrationswerken, die, durch die Güte der Verleger zur Verfügung gestellt, schon allein eine stattliche Anzahl bilden, ist hier das Beste zum erstenmal vereinigt worden. Ein so umfangreicher Nachlaß kann nicht im Besitze der Familie allein bleiben; Museen, Gewerbeschulen, Künstler, Sammler und Liebhaber finden hier Gelegenheit zur Erwerbung von vielen interessanten und wertvollen Blättern.

— **Im Zusammenhange mit der internationalen Kunstausstellung** im Glaspalaste zu München soll eine historische Ausstellung veranstaltet werden, welche einen Ueberblick über die Entfaltung der Kunst in München ermöglicht. Alle bedeutenderen Meister von Oblinger und Kellerhoven bis zu Piloty und Kaulbach sollen darin vertreten sein, und zwar — soweit es sich durchführen läßt — mit denjenigen Schöpfungen, welche die Eigenart jedes Künstlers am besten zum Ausdruck bringen.

— **Franz von Lenbach beschäftigt sich gegenwärtig mit** einem Bildnisse des voraussichtlichen Thronfolgers Franz Ludwig von Bayern, welchen er in Generalsuniform, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, darstellt.

— **Die Stadt Halle a. d. S. schreibt für die Umwandlung** ihres Ratskellergebäudes in ein Geschäftshaus einen Wettbewerb aus, in welchem Preise von 4000, 2000 und 1000 Mark und der Ankauf von zwei weiteren Entwürfen zu je 500 Mark in Aussicht gestellt werden. Die Einsendung der Arbeiten hat bis zum 20. Juni zu erfolgen.

— **Zur Preisbewerbung um den Neubau der Frankfurter** Bank gingen 65 Arbeiten ein. Der erste Preis von 6000 Mark mußte unter die Einsender dreier gleichwertiger Entwürfe geteilt werden.

— **Zur Teilnahme an der Wiener Jubiläums-Kunstausstellung** haben sich nachträglich auch noch die belgischen Künstler entschlossen. Sie vereinigen ihre Werke in einem auf ihre Kosten hergestellten Anbau neben dem französischen Saal und wollen ihre Ausstellung Anfang April eröffnen.

— **Für Professor Karl Beckers bekanntes Bild: „Othello** verteidigt sich vor Brabantio und dem Rate von Venedig“, welches im Jahre 1886 auch die Berliner Jubiläumsausstellung zierte, wurde von dem Kunstantiquar Rudolf Lepke in Berlin der namhafte Preis von 14,250 Mark erzielt.

— **Die bekannte Gemäldesammlung des verstorbenen belgischen** Staatsministers van Praet ist von dessen Neffen für 800,000 Franken an den Staat verkauft worden.

Tonkunst.

— **Einen schätzenswerten Beitrag zur Hausmusik liefert** ein reichhaltiges Heft „Gesammelte Lieder“ von L. Wallbach (Stuttgart, Eduard Ebner). Von den dreißig Liedern und Gesängen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianofortes, die hier mit zwei weiteren, zweistimmig gesetzten Gesangsnummern vereinigt sind, hat sich schon so manches als ansprechende Konzertnummer in weiter Halle bewährt. Vor allem jedoch eignen sie sich mit ihren anmutigen, fesselnden, ins Ohr fallenden Kantilenen, ihren melodiösen, leicht ausführbaren Begleitungen dazu, von musikfrohen Menschen im eigenen Heim, im kleinen Familienkreise, im Kreis gleichgesinnter Gäste gesungen zu werden. Möge ihnen Gelegenheit gegeben werden, diese Mission in recht weitem Umfang zu erfüllen!

Bühne.

— **Die Neuheiten der vergangenen Wochen waren zum** größten Teile Werke ausländischer Verfasser. Das Frankfurter Opernhaus brachte die erste Aufführung von „Gioconda“, Oper in vier Akten von Amilcare Ponchielli, Text von Tobia Gorrio, deutsch von E. Wiele. Der Name des Librettisten ist das Anagramm von Arrigo Boito, dem bekannten Dichter und Komponisten des „Mefistofele“. Die Handlung mit allen ihren Unwahrscheinlichkeiten, den willkürlichen Verwicklungen, welchen jede Motivierung fehlt, mit den aufeinander platzenden unglaublichen Begebenheiten in Kürze zu schildern, ist fast unmöglich. Doch zeigt der Aufbau des Ganzen die unverkennbare Geschicklichkeit des Dichters, packende, dramatisch bewegte Scenen zu gestalten. Die Musik ist französisch angehaucht, wobei der Komponist mit ziemlicher Ungezwungenheit, aber auch mit großem Geschick aus fremden Quellen geschöpft hat. Trotz dieses vollständigen Mangels an eigener, origineller Erfindung hat er es doch verstanden, seine Musikstücke interessant und hübsch klingend zu gestalten. Daher war denn auch der Erfolg der Oper ein ganz entschiedener. — Das Gleiche ist zu berichten von dem neuen Werke des holländischen Komponisten Verhey, „König Arpad“, das seine erste Aufführung an der deutschen Oper zu Rotterdam erlebte. Der von einem holländischen Dichter, van Loghem, in deutscher Sprache verfaßte Text behandelt eine Episode aus der holländischen Geschichte und lehnt sich an eine Erzählung des vor mehreren Jahren verstorbenen Romanschriftstellers van Lennep, der, ähnlich wie Gustav Freytag für Deutschland, unter dem Titel: „Onze Voorouders“, eine Reihe von Erzählungen aus den frühesten Zeiten der holländischen Geschichte geschrieben hat. Eine dieser Erzählungen, „De Hunenburg“, spielt in der Zeit, als der Ungarnkönig Arpad, nachdem seine Heerscharen von den Deutschen in die Flucht geschlagen worden waren, in Holland einen Zufluchtsort fand und sich mit der Tochter des Grafen von Cleve vermählte. — Wie das Opernhaus zu Frankfurt a. M. eine italienische Oper zum erstenmal in Deutschland auf die Bretter gebracht hatte, so fand im dortigen Schauspielhause die erste Aufführung von Sardous' fünfaktigem Drama „Andrea“ statt, errang aber nur einen nicht ganz unbestrittenen Erfolg. Das Stück ist reich an feinen, aber auch sehr gewagten Pikanterien, reich an komischen, zum Teil sehr derben Effekten; als dramatisches Dichtwerk ist es in technischer wie künstlerischer Beziehung eines der schwächsten Stücke des Autors, und seine Wirkungen sowohl auf den Geschmack wie die Sittenanschauung des Publikums können nur ungünstige sein. Es handelt sich natürlich wieder um eine Ehebruchstragödie, nur diesmal mit befriedigendem Schlusse! Die betrogene Andrea verzeiht in übergroßer Liebe dem schuldigen, leichtsinnigen Gatten. — Auch das Wiener Burgtheater hatte seine Pforten an einem Abende drei italienischen Stücken geöffnet. Dem ersten, einer Bluette von G. Rovetta: „Eine Lektion“, liegt ein recht hübscher Gedanke zu Grunde. Eine verheiratete Dame gibt sich ihrem feinen Hofmacher gegenüber für eine Witwe aus und bietet ihm ihre Hand an, um ihn in Verlegenheit zu setzen. Die Ausführung ist aber so ohne jede Feinheit, wenn auch ein gewisser Witz nicht fehlt, daß der Erfolg nur ein sehr geringer war. Mehr angesprochen hat G. Giacosas „Schachpartie“. Dieses einaktige dramatische Gedicht spielt in der Zeit der Ritterromantik und hat die Mängel der Jugendlichkeit, aber auch manchen poetischen Zug. Ein Burgherr, der ein schönes Töchterchen besitzt, erhält den Besuch eines alten Freundes, der einen jungen Pagen mitbringt. Aufgebracht durch das kecke Selbstbewußtsein des Pagen, der nicht nur in den Waffenkünsten, sondern auch im Schachspiel Meister zu sein sich rühmt, läßt er ihn eine Partie mit dem schachkundigen Mädchen spielen, deren Preis das Mädchen selbst sein soll. Verliert er, so muß er sterben. Der kühne Jüngling wagt das Spiel und gewinnt es mit Hilfe der rasch entflammten Schönen. Das dritte Stück endlich war Goldonis tolle Komödie: „Der Diener zweier Herren“, welche stürmische Heiterkeit und Anerkennung fand, obgleich derartigen Harlekinaden das Burgtheater eigentlich verschlossen sein sollte.

Kultur und Wissenschaft.

— **Maximilian Schmidt feierte kürzlich sein fünfundzwanzigjähriges** Schriftstellerjubiläum, das Veranlassung zu vielfachen Ehrenbezeigungen für ihn gab. So verlieh ihm der Großherzog von Sachsen-Weimar das Ritterkreuz erster Klasse des Ordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken und sein Geburtsort Eschlkam das Ehrenbürgerrecht. Das Gärtnertheater in München gab zur Feier des Tages sein Volksstück „Der Georgi-Thaler“. Unter den vielen ihm dargebrachten Geschenken befanden sich auch eine Geige und eine Laute, welche die von ihm in seinem ergreifenden „Bubenrichter von Mittenwald“ so ansprechend geschilderten Geigen- und Lautenmacher von Mittenwald ihm überreichen ließen.

— **Seit kurzem beschäftigt sich der Pariser Physiologe** Brown-Séquard mit Untersuchungen, welche die Giftigkeit der Ausatmungsluft betreffen sollen. Als er Ende vorigen Jahres einmal Tiere mit tuberkulösem Gift impfte, machte er die Entdeckung, daß die Tiere gesund blieben, wenn sie in frischer Luft gehalten wurden, daß sie aber beim Aufenthalt in eingeengten Räumen an Tuberkulose erkrankten und starben. Als Ursache davon sah Brown-Séquard die Ausatmungsluft an, die in dem geschlossenen Raum immer wieder eingeatmet war. Daraufhin machte er den folgenden Versuch: er spritzte Tieren größere Mengen reinen Wassers in die Lungen und zog von diesem Wasser dann wieder etwas heraus. Die so aus den Lungen erhaltene Flüssigkeit muß naturgemäß auch diejenigen Stoffe enthalten, welche die Ausatmungsluft giftig machen. Als er nun Hunden und Kaninchen von der ausgezogenen Flüssigkeit 4 bis 8 Kubikcentimeter in die Blutgefäßbahn spritzte, traten in der That leichte Vergiftungserscheinungen auf: Pupillenerweiterung, Verlangsamung der Atmung, Temperaturerniedrigung und Lähmungsschwäche, besonders in den hinteren Gliedmaßen. Diese Erscheinungen steigerten sich, wenn den Tieren größere Mengen (20 bis 25 Kubikcentimeter) der Flüssigkeit eingespritzt wurden; alsdann gingen die Tiere unter großer Schwäche, Krämpfen, choleraartigen Diarrhöen häufig in wenigen Tagen zu Grunde. Brown-Séquard zieht aus diesen Beobachtungen den Schluß, daß erstens

die Lungen des Menschen, des Hundes und des Kaninchens in gesunden Zustand ein äußerst energisches Gift hervorbringen, welches mit der Ausatmungsluft fortwährend aus der Lunge entfernt wird; zweitens, daß dieser giftige Stoff es wahrscheinlich ist, welcher den Aufenthalt in geschlossenen, nicht gelüfteten oder auch dicht gefüllten Räumen so gefährlich macht. Schon vor Jahren hat Du Bois-Reymond diesen Stoff „Anthropotoxin" (Menschengift) genannt, freilich, ohne das Wesen desselben genau zu kennen. Brown-Séquard meint, daß weder der Kohlensäuregehalt noch der geringe Gehalt an Ammoniak die Ausatmungsluft giftig machen könne, vielmehr glaubt er die Ursache davon in einem flüchtigen organischen Alkaloid aus der Reihe der „Ptomaine" benannten Zersetzungserzeugnisse des Körpers gefunden zu haben. Denn die Flüssigkeit, welche das Gift enthält, wirkt alkalisch; beim Aufkochen im geschlossenen Gefäß bleibt das Gift unverändert. Brown-Séquard legt diesen Versuchsergebnissen sogleich auch eine praktische Bedeutung bei, indem er behauptet, daß an der Entstehung der Lungentuberkulose die Einatmung der giftigen Ausatmungsluft einen wesentlichen Anteil habe.

— **Dem Pariser Professor Fremy ist es gelungen, künstliche Rubinen herzustellen.** Der Erfinder läßt bei Rotglühhitze im geschlossenen Tiegel fluorhaltige Salze, namentlich fluorsauren Schwerspath auf Aluminiumoxyd einwirken, das Spuren von doppeltchromsaurem Kali enthält. Nach einigen Stunden haben sich die schönsten Rubinkristalle gebildet, die in einem schwammigen, weißen Gang enthalten sind. Es genügt, die Masse in ein Gefäß mit Wasser zu thun und kräftig zu schütteln; der Gang löst sich auf, und die Rubine fallen ganz rein auf den Boden des Gefäßes. Da die Versuche bisher nur mit kleinen Apparaten und mit 50 Gramm Stoff ausgeführt wurden, so sind die Rubine klein, die größten 2 bis 3 Millimeter stark, also etwa so groß wie der Kopf einer starken Stecknadel. Professor Fremy zweifelt aber nicht, daß mit größeren Vorrichtungen und einer stärkeren Beschickung derselben auch erheblich größere Rubine erzeugt werden können. Ihre Kristallformen sind genau dieselben wie die der natürlichen Rubine, ihre Härte ist so groß, daß sie Topas ritzen, ihre Farbe ist eine wunderschön rote, ihr Feuer demantartig, ihre Durchsichtigkeit vollkommen; ihre chemische Untersuchung ergibt, daß sie aus reinem Aluminiumoxyd und Spuren von Chrom bestehen, ganz wie die natürlichen Rubine. Gute Steine von gehöriger Farbe, nahezu tadellos und im Gewicht von 3 bis 5 Karat sind viel wertvoller als die besten Diamanten von gleichem Gewicht. Große Rubinen von vollkommener Farbe und tadellos wie die historischen Diamanten gehören in das Reich der Sage.

— **Ueber die Moskitos wurde in einer kürzlich stattgefundenen** Versammlung des Zweigvereins der asiatischen Gesellschaft in Madras ein Vortrag gehalten, in welchem nachgewiesen wurde, daß auch diese uns nur von ihrer ungünstigen Seite bekannten Tierchen nicht ohne Nutzen für den Menschen sind. Das Leben eines Moskito währt im ganzen 29 bis 30 Tage, von welchen derselbe aber nur drei in der Gestalt eines fliegenden Insekts verbringt. Das Geschöpf verbringt 3 Tage in der Eiform, 21 Tage in Larven- und 2 Tage in Puppenform. Sein natürlicher Aufenthalt während dieser 26 Tage vor seiner Verwandlung in ein fliegendes Insekt ist faules und verdorbenes Wasser, und es ist seine hauptsächlichste Bestimmung, zur Reinigung dieses Wassers beizutragen. Die Nahrung der Larven besteht in verwesten pflanzlichen und tierischen Stoffen, und da eine der charakteristischen Eigenschaften der Larven ihre außerordentliche Gefräßigkeit ist, so werden alle Kräfte ihres Daseins auf die Klärung und Reinigung faulen Wassers verwendet. Es ergibt sich daraus, daß der Moskito den schlechten Ruf, in welchem er steht, durchaus nicht verdient, da er während der bei weitem größten Zeit seines Lebens nützlich wirkt.

— **Das im Herzen Afrikas hausende Zwergvolk der Akkas** hat seit seiner Entdeckung durch Schweinfurth im Jahre 1870 das höchste Interesse von Forschern und Laien auf sich gezogen, ohne daß es gelungen wäre, genauere anatomische Angaben über dasselbe zu erlangen. In der letzten Versammlung des anthropologischen Instituts in London hat nun Professor Flower eine nähere Beschreibung von zwei Akkaskeletten gegeben, die kürzlich durch Emin Pascha dem British Museum übersandt worden sind. Diese Skelette stammen von erwachsenen Akkas, einem Mann und einer Frau, und sind kleiner als irgend ein normales Skelet einer andern bekannten Menschenrasse, die Buschmänner und die Negritos der Andamanen mit eingeschlossen. Das männliche ist etwa einen Zoll kleiner, das weibliche etwa einen Zoll größer als 4 Fuß englisch. Man kann 4 Fuß oder 1,219 Meter als die durchschnittliche Höhe beider Geschlechter betrachten. Eine lebende Frau, von welcher Emin Pascha genaue Maße eingesendet hat, war nur 1,161 Meter groß. Die früher durch Messung von etwa einem halben Dutzend lebender Akkas erhaltenen Normen haben nicht so geringe Zahlen ergeben; dieselben schwanken zwischen 1,216 und 1,420 Meter und liefern für beide Geschlechter ein Mittel von 1,356 Meter. Doch sind die ursprünglichen Messungen Schweinfurths unglücklicherweise verloren gegangen, und die seitdem erhaltenen Zahlen genügen nicht, um den richtigen Größendurchschnitt der Rasse zu bestimmen, zumal es nicht gewiß ist, ob sie von Personen reiner Abkunft gewonnen sind. Aus den Messungen Flowers geht übrigens hervor, daß die Akkas mit den eigentlichen Negern verwandt sind, von den Buschmännern aber, zu denen man sie häufig in Beziehung gebracht hat, sich wesentlich unterscheiden. Die mittlere Größe der Buschmänner wird, wie wir noch hinzufügen wollen, von Topinard auf 1,404 Meter angegeben, doch haben die Messungen verschiedener Forscher sehr ungleiche Ergebnisse geliefert.

Gesundheitspflege.

— **Eine in Schmalkalden ansässige Familie erhielt von** Verwandten aus dem Kaukasus zwei Bärenschinken zugesandt, und da Allerlei [illegible] der Gefahr, Trichinen aufzunehmen, ausgesetzt sind, so ließ der Bruder die Schinken durch den Schlachthausverwalter mikroskopisch untersuchen. Wie gerechtfertigt diese Vorsicht war, sollte sich sofort erweisen, denn die Untersuchung ergab, daß beide Schinken trichinös waren. Die Trichinen selbst zeigten durchaus keine Abweichung von denen, welche man bei Schweinen findet, nur die Kapsel, die die Trichinen umgab, hatte [illegible] Form. Die Schinken, von denen einer einem [illegible] in Berlin zugedacht war, wurden durch Feuer vernichtet.

Denkmäler.

— **Das Denkmal für den polnischen Dichter Mickiewicz** in Krakau wird der Schöpfer des preisgekrönten Entwurfs, [illegible], ausführen. Es sind dafür rund 400,000 Franken aufgebracht worden.

— **Das Fritz Reuterstandbild für Illinois wird nach Beschluß** des Komitees Alois Löher in New-York ausführen, ein Bruder des bekannten Münchener Rechtsgelehrten Franz von Löher.

Gestorben.

— Medeco Salvini, italienischer Abgeordneter und Schriftsteller, 52 Jahre alt, am 22. Februar, in Rom.

— Justizrat Aurel Holthoff, einer der ersten Rechtsanwälte Berlins, intimer Freund Lassalles, 79 Jahre alt, am 22. Februar, in Wiesbaden.

— Fürstin Helene Kotschubey, Oberhofmeisterin der Kaiserin von Rußland, Schwiegermutter des Berliner Botschafters Grafen Schuwalow, am 27. Februar, in St. Petersburg.

— Geheimrat Koloman von Ghyczy, bedeutender ungarischer Staatsmann, gewesener Justiz- und Finanzminister, lebenslängliches Mitglied des ungarischen Oberhauses, seit 1848 Mitglied des Reichstags und wiederholt Präsident des Abgeordnetenhauses, 80 Jahre alt, am 28. Februar, in Budapest.

— Dr. Ferdinand Pflug, bekannter Volks- und Jugendschriftsteller, 65 Jahre alt, am 28. Februar, in Berlin.

— Dr. Niels Abraham Gyldén, Professor emer. der Universität Helsingfors, hoch geschätzt als Lehrer der griechischen Sprache und Litteratur, Begründer des finnländischen Kunstvereins, 83 Jahre alt, am 28. Februar, in Stockholm.

— Geheimer Justizrat Dr. jur. Ernst Wachler, Kreisgerichtsdirektor a. D., ein Veteran der preußischen Altliberalen, früher Abgeordneter zum preußischen Landtag und norddeutschen Reichstag, 84 Jahre alt, am 1. März, in Breslau.

— Hofrat Dr. Franz Ritter von Sleda, emeritierter Landessanitätsreferent bei der Statthalterei in Prag, 63 Jahre alt, am 1. März, in Gries bei Bozen.

— Moritz Karl Henning von Blankenburg, königlich preußischer Wirklicher Geheimrat, Exzellenz, früher Führer der preußischen Konservativen im Abgeordnetenhaus und Reichstag, 73 Jahre alt, am 3. März.

— Giacomo di Brazzà, berühmter Erforscher Zentralafrikas, 30 Jahre alt, am 4. März, in Rom.

— August Zang, Begründer der „Presse", Gewerke- und Großgrundbesitzer, sowie seinerzeit als Gemeinderat und Landtagsabgeordneter eine große Rolle im öffentlichen Leben Wiens, 81 Jahre alt, am 4. März, in Wien.

— Charles Cecil Manners Herzog von Rutland, Ritter des Hosenbandordens, 73 Jahre alt, am 4. März, in Belvoir-Castle.

— Paul Somssich, vor 1848 Führer der ungarischen Konservativen, später Präsident des Unterhauses, dann Tiszas Gegner und Haupt der Opposition im Magnatenhaus, am 5. März, in Pest.

— Eduard Gerhardt, Architekturenmaler, Radirer und Lithograph, 75 Jahre alt, am 6. März, in München.

— Dr. jur. Wilhelm Henke, Obergerichtsvizepräsident a. D., 90 Jahre alt, am 6. März, in Braunschweig.

— Professor Dr. Karl Freiherr von Richthofen, bekannter Jurist und Forscher auf dem Gebiete der deutschen, besonders friesischen Rechtsgeschichte, bis 1860 Professor an der Berliner Universität, 77 Jahre alt, am 7. März, auf Damsdorf bei Striegau.

— Georg Ritter von Toggenburg, ehemaliger k. k. österreichischer Handelsminister und Statthalter von Tirol, Mitglied des Reichsrates, am 9. März, in Wien.

— Ewald August König, bekannter Romanschriftsteller, 54 Jahre alt, am 9. März, in Köln.

— Sir Astley Cooper Key, englischer Admiral, 69 Jahre alt, am 11. März, in Maidenhead.

Neue Bücher und Schriften.

Bibliothek der Gesamtlitteratur, Nro. 170/72. Oldendorf, Gedichte; Nro. 173 —, Langenthal; Nro. 174. Shakespeare, Othello; Nro. 175. —, König Lear; Nro. 176. Weber, Dreizehnlinden III; Nro. 177: Gottschall, Dank; Nro. 178/79. Dalton, Macht der Finsternis. Halle a. S., O. Hendel.

Brans, C. C., Königsfahn u. Kreuz. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. Berlin, H. Eckardt & Co.

Gemaemann, J., Einige Bemerkungen über das Wesen der Grundrente. Würzburg, A. Stuber.

Daryl, Ph., Les Anglais en Irlande. Notes et impressions. Paris, J. Hetzel & Cie.

Klein, Dr. Aug., Die Zucker-Strontian-Patente. Jena, G. Neuenhahn.

Kandelhardt, R., Grundriß der Weltgeschichte, für Schulen. 4. Auflage. Potsdam, Aug. Stein.

Kunze, C., Vaterländische Lieder und Festgedichte. 2. Aufl. der „Kaiserlieder". Plauen, F. E. Neupert.

Kuß, Dr. J., Die Diabetes-Kur in Karlsbad. Ein Ratgeber für Zuckerkranke. Karlsbad, Rud. Stark.

Rub, Dr. R., Schorl der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern. Lief. 13/14 (Schluß). Leipzig, G. Freytag.

Schrzyer, A. v., Moritz Wagner. Ein deutsches Forscherleben. 2. Aufl. Stuttgart, Cotta.

Singstein, A., Allgemeine Münz-, Maß- und Gewichtstabelle. 2. Aufl. Leipzig, H. L. Gerhardt.

Stöber, Rud., Peter von Argon. Eine Augsburger Stadtgeschichte aus d. Mitte des 15. Jahrhunderts. Augsburg, M. Rieger.

Wöllersdorf, W., Naturgeschichte der drei Reiche, für die Jugend. Potsdam, Aug. Stein.

— — Das Wichtigste aus der Chemie. Ebend.



Monat April.

Das Bild zeigt die Himmelsansicht um Mitternacht, zu welcher Zeit die drei großen Planeten zugleich zu sehen sind. Orion ist schon untergegangen, die Zwillinge sind im Begriff, im Nordwesten unterzugehen, links von ihnen steht Saturn, durch sein Zeichen auf



dem Bilde angegeben. Gegen Südwesten steht der große Löwe, hoch im Süden der gelbe Arcturus, beträchtlich tiefer die Spica in der Jungfrau und links von ihr der rote Mars. Im Osten ist das charakteristische Dreieck: Wega, Deneb, Atair aufgegangen, im Südosten tief am Horizont zeigt sich der rote Antares im Skorpion und etwas rechts über ihm Jupiter.

Lotterieziehungen im Monat April.

Am 1. Amsterdamer Industrie-Palast 10-Gulden-Lose vom Jahre 1867, Prämienziehung am 1. Mai. — Badische 100-Thaler-Lose à 4%, vom Jahre 1867, Prämienziehung am 1. Juni. — Oesterreichische 250-Gulden-Lose à 4%, vom Jahre 1854, höchster Preis 100,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 30. Juni 1888 (67. Ziehung). — Raab-Grazer Eisenbahn 100-Thaler-Lose à 4% vom Jahre 1871, höchster Preis 45,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 1. Juli 1888 (34. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Juli 1888 (39. Ziehung). — Wiener Rudolfstiftung 10-Gulden-Lose vom Jahre 1864, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 1. Juli 1888 (48. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Lose à 3%, vom Jahre 1870, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Mai 1888, 55% (103. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Lose vom Jahre 1869, höchster Preis 25,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. Juli 1888 (76. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Lose vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Los à 150 Fr., zahlbar am 1. Juli 1888 (76. Ziehung). — Am 15. Kanton Freiburg 15-Franken-Lose vom Jahre 1861, Prämienziehung am 15. Mai. — Stadt Gent 100-Franken-Lose à 3% vom Jahre 1868, höchster Preis 5000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. Mai 1888 (78. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Lose vom Jahre 1870, höchster Preis 100,000, niedrigster 148 fl., zahlbar am 15. Oktober 1888 (61. Ziehung). — Waldstein Wartenberg 20-Gulden-Lose vom Jahre 1847, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Oktober 1888 (76. Ziehung). — Am 30. Braunschweiger 20-Thaler-Lose vom Jahre 1868, höchster Preis 30,000, niedrigster 23 Thaler, zahlbar am 30. Juli 1888 (48. Ziehung).

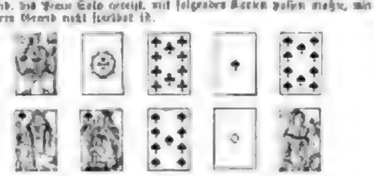
Kartenspiele.

(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nro. 57.

Skat.

Hinterhand gewinnt Treff-Solo mit Schneider, obgleich sie in ihren Karten nur zehn Augen zählt und im Skat nicht ein Point liegt, während Vorhand, die Pique-Solo reizt, mit folgenden Karten spielen möchte, mit denen ein Grand nicht sicher ist.



Welche Karten hatte der Spieler?

Scherzrätsel.

Wo findet auch der Aermste jederzeit
Bürgschaft, Kredit und Geld?

Auflösung des Verschiebrätsels Seite 521:

Ebbe,
Einsiedler,
Rennen,
Palmenwelke,
Macao,
Entartung,
Nantes.
Ein Mann, ein Wort.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 521:

Spanne deine Erwartung, deine Meinung von deinen Freunden nicht zu hoch, so wird dich ein menschlicher Fehltritt, den sie in Augenblicken der Versuchung begehen, nicht befremden, nicht ärgern.

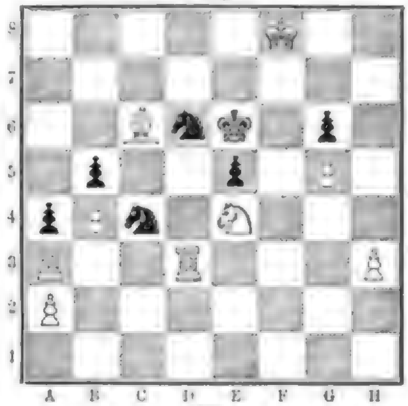
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 452.

Von Fr. Schräfer in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Eine Erinnerungsfestgabe zum 22. März

bildet die soeben in unserem Verlage erschienene neue, bis zum Tode des Kaisers fortgeführte Ausgabe unserer

Kaiser Wilhelm-Biographie:

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild unseres unvergeßlichen Kaisers von **Oskar Meding.**

Mit Illustrationen nach den von des hochseligen Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Erinnerungsgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von **Carl Hallberger.**

23 Bogen hoch Quart. Preis elegant geheftet M. 2.50; in feinstem Original-Einband M. 3.50.

Das Auge des Kaisers Wilhelm hat sich jetzt für immer geschlossen und die deutsche Nation wird den Wunsch empfinden, eine Lebensschilderung des großen heimgegangenen Monarchen, des Begründers des deutschen Reichs, besitzen zu wollen. Da dürfte denn unser Kaiserbuch wohl ein **einzig dastehendes Werk** der Art sein, weil Kaiser Wilhelm zu dieser Schilderung seines Lebens nicht nur seine Aquarellensammlung zur Herstellung der Illustrationen geliehen und an der Auswahl derselben selbst teilgenommen, sondern auch das Manuskript dieser Biographie sorgfältig durchgesehen hat und durch sehr viele Randbemerkungen, Notizen, Ausscheidungen und Einschaltungen an der Gestaltung dieser Biographie selbst einen **wesentlichen Anteil** hatte. **Dies erhebt dieses Kaiserbuch, welches bis zum Tode seiner hochseligen Majestät fortgeführt ist, über alle anderen ähnlichen Erscheinungen und verleiht ihm einen weltgeschichtlichen Wert, gleichsam als ein Vermächtnis des hohen Entschlafenen an sein Volk.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen.
Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Sammlern, ...
Briefmarken-Journal
... erscheint **monatlich zweimal** ... **illustrirt**, ... in **Originalfarben** ...

Senf's Briefmarken-Journal.

nur 1 M. 50 Pf. ...
Probe-Nr. ...
Gebrüder Senf in Leipzig.

BUCHFÜHRUNG

Ersparnis!!!
Die richtige u. billige Ernährung. Kochbuch u. Haushaltungsbücher für den sparsamen Haushalt von Ottilie Palm ... Verlag von Th. Knaur, Leipzig.

BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.
UNSCHÄTZBARES MITTEL
zum Verhüten der nachteiligen Wirkung von
SONNENHITZE, WIND, HARTEM WASSER ETC.
ES ERHÄLT DIE HAUT
... HAUT ...
WEICH, ZART UND WEISS.
... M. BEETHAM & SOHN, Pharmaceutische Anstalt, CHELTENHAM, ENGLAND.

Die Mutter ist es,



deren forschendes Auge zuerst die Anzeichen von Unwohlsein bei den Kindern entdeckt und welche gleich bemüht ist, einer ernsteren Erkrankung vorzubeugen. Sie weiß daher auch am besten den Wert von Hausmitteln zu schätzen, welche ... gegen **Erkältungskrankheiten** mit Erfolg angewendet werden. Darum ist bei tausend und aber tausend Hausfrauen der **Anker-Pain-Expeller** das **beliebteste und meist angewendete Hausmittel.** ... **heftigsten rheumatischen Schmerzen** ... Der echte Pain-Expeller mit der Marke „Anker" ist in den meisten Apotheken ... erhältlich ... Heilerfolge gratis und franko. **Man nehme keine Nachahmung!**
F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt (Thüringen), Wien, Olten (Schweiz), Rotterdam, London E.C., 1 Railway-Place, Fenchurch-Street und New-York, 310 Broadway.

Von unserem Kommissionär Herrn Rob. Hoffmann, Leipzig, ... sind zu beziehen:
1. Wörterbuch der Weltsprache, 4. Aufl.; Preise: M. 4,50; 5,10 u. 5,50 ...
2. Grammatik der Weltsprache volapük, 8. Auflage; Preise: M. 1,50; 1,80 u. 2,30.
3. Zentral-Blatt der Weltsprache für 1888; ... M. 2,40; Ausland 2,60.
Schleyer's Weltsprache-Zentralbüro in Konstanz (Baden).

Kolossaler ... **Herren** ... Literatur-Bureau ...

... Buckskin ... Albert Haring, Tuchfabrikant, Cottbus. ...

Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Unser Kaiser. Ein Lebensbild von **Franz Otto.**

Mit Porträt des Kaisers und über 40 Abbildungen.
Fortgeführt bis zur Lebensvollendung.
In Oktav-Format. Preis 60 Pfennig.
Größere Ausgabe, elegant kartonirt M. 1. 50.

Neu erschien soeben ein Gedenkbuch u. d. T.:

Wilhelm der Große,
Deutscher Kaiser, König von Preußen.
40 Seiten in Quartformat,
mit über 70 Abbildungen.
Preis 50 Pfennig.

Dieses Gedenkbuch bietet in seiner Eigenart ... auf Grund der **eigenen Worte und Kundgebungen** ... mit ... Abbildungen.

Briefmappe.



Baron von V...., auf R. Sie fragen nach einer Künstler-Ausgabe von „Ueber Land und Meer". Allerdings erscheint eine solche, seitdem die „Deutsche Illustrirte Zeitung" mit unserem Journal verschmolzen worden, also seit Oktober vorigen Jahres auch von „Ueber Land und Meer", auf feinstem Kupferdruckpapier mit Extra-Kunstbeilagen. Wir verweisen Sie im übrigen auf die Anzeige, betreffend diese Künstler-Ausgabe unseres Journals, die sich im Inseratenteil der Nummer 22 dieses Jahrgangs findet.

Osman, Kairo, Palais Ismailia. Das Blatt vorsichtig durch reine Milch ziehen und es sorgfältig trocknen lassen, ist ein einfaches und gutes Mittel; andere sind umständlicher, ohne besseren Erfolg zu gewähren.

Abonnent in Holland. Im Glase nicht mehr, wohl aber im freien Lande in guter Gartenerde, wo sie nach ein bis zwei Jahren wieder blühen.

Georg V. in M. bei F. (Hessen). Nein, es handelt sich um eine ganz andere Persönlichkeit, da der angegebene Name im vorliegenden Fall nur ein Pseudonym ist.

Richard H. in Konstantinopel. „Wilhelm I." lautete die hochselige Bezeichnung des Kaisers schon zu seinen Lebzeiten und bei seiner Proklamation. Im gewöhnlichen Sprach- und Schreibgebrauch pflegt indes, wenn von einem lebenden Monarchen die Rede ist, die Ziffer, welche anzeigt, der wievielte seines Namens auf dem betreffenden Throne er ist, wegzufallen, wie denn auch der Monarch selbst sich nur mit seinem Namen ohne Hinzufügung einer Ziffer zu unterzeichnen pflegt. Um deutlichsten wird dies erläutert durch den bereits [illegible] gewordenen Aktenfehler, wonach diese die beiden ersten Manifeste des neuen deutschen Kaisers mit der Unterschrift „Friedrich III." veröffentlicht wurden. Der Reichs-Anzeiger, der sich seines Charakters als offizielles Regierungsorgan jene beiden Erlasse in erster Linie publiziert hatte, brachte darauf an der Spitze einer seiner nächsten Nummern die nachstehende amtliche Berichtigung: „Es ist mit Recht aufgefallen, daß die Kaiserliche Unterschrift unter den Allerhöchsten Veröffentlichungen im dem Extrablatt des „Deutschen Reichs-Anzeigers" vom 12. d. M. mit der Ziffer „III." versehen worden ist, da der Gebrauch der Ziffer bei eigenem Namenszuge [illegible] außerhalb des monarchischen Brauchtums liegt. Es ist dies Versehen dadurch möglich geworden, daß bei der von dem Allerhöchsten Eigenhändigen Original-Erlaß genommenen Abschrift für den Drucksatz von dem Abschreiber die Schlußstriche hinter dem kaiserlichen Namen, welche die Initialen I und R (Imperator Rex) darstellen, für die drei Striche einer römischen Drei angesehen worden sind."

G. V. in Reuß. Recht traut, aber schon zu spät.

Johann K. in Linz. Zu viel Nachahmung einer deklamatorischen Romantik, die der heutige Zeitgeschmack längst als überwundenen Standpunkt betrachtet. Zudem würde selbst das nachsichtigste Ohr Worte wie Traut und Hand niemals für einen Reim gelten lassen.

Rechtsanwalt K. in M. Durch andere schon erledigt.

Sch. in Sobvengen. Durch jede deutsche Musikalienhandlung. Eben der Name Jensen bezeichnet in diesem Fall den Komponisten, und zwar handelt es sich um den sehr geschätzten Lieder- und Klavierkomponisten Adolf Jensen, der am 12. Januar 1837 in Königsberg geboren war und am 23. Januar 1879 in Baden-Baden gestorben ist.

Friedrich Sch. in W. „Es tönt eine alte Sage," ist das gelungenste der drei Gedichte; zwar weist auch dieses nach Inhalt und Form zu wenig Kraft, doch verrät es immerhin einiges Talent, das günstigen Falls einer erfreulichen Entwicklung fähig ist.

G. T. in Berlin; — F. R. ebendaselbst; — J. W. L. in Frankfurt a. M.; — O. K. in Kranberg. Sie werden inzwischen selbst gefunden haben, daß derselbe Jedem das Schöne und Stimmungsvolle auszudrücken wußten.

Heinrich T. in Königsberg. Nicht brauchbar.

Comtesse Franziska v. W. Das gelungenste photographische Bildnis des verewigten Kaisers Wilhelm in Zivilkleidung, das uns bekannt geworden ist, wurde im Spätherbst 1876 in Baden-Baden von der rühmlichst bekannten Kunstanstalt Kl. Braun & Co. in Dornach und Paris aufgenommen und ist bei Hugo Groberts Kunsthandlung, Leipzig, in verschiedenen Größen zu haben. — Das große Holzschnittporträt, welches sich als Titelbild der Separatausgabe von „Kaiser Wilhelm I., ein Erinnerungsblatt" (Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart) beigefügt findet, ist eine Nachbildung jener photographischen Aufnahme.

E. M., geb. v. L. in Wesel. Diese Familie und ihre Nachkommen existiren — im goldenen Traumlande der Phantasie. Es wird Ihnen nicht schwer fallen, sie dort aufzusuchen.

F. G. W. Die Worte „Augen" ist in der heutigen deutschen Sprache nicht vorhanden; die Reime Politik und Krieg — genauer und hinauf sind sehr angreifbar, und das Ganze ist besser gemeint als vollendet.

Phil. H. in Darmstadt. Wenn die Ziffer stimmt, worüber uns authentische Angaben nicht zur Hand sind, so muß wohl auch die Zahl der Leitungen eine gleichgroße sein, was uns bei dem außerordentlich vielseitig verzweigten Netz wohl natürlich erscheint.

Richtige Lösungen sandten ein: Viktorie Hirt in Trier. Willi Breiner in Cronau a. d. Lahn (1). Emil in Gerpelten d. Crailsheim (4). Dr. Otto Helbling-Tschudy in Zürich (3). Aug. Wrou in Basel. L. Bikker in Leipzig. Rudolf Wild in St. Gallen, Schweiz (3). Lotte Walther in Berlin (2). Lotte u. Hermann Laubmann in Königsberg (2). Marie R. in Neusalzer i. Thür. Jenny Kahn in St. Ingbert. Mrs. George W. Hodson in Lowell, U.-S. Klara Lebach in Harburg a. Elbe (4). Hans E. Hempel in Greifenau (3). Louis Engel in Meiningen. Fritz Salzmann in Wien. I. W. O. Hammer, Newport, R. Isl., U. S. A.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefsquai 5);
München: Fritz Schwarz, Redakteur der „Neuesten Nachrichten" (Kaulbachstr. 22);
Wien: Freiherr A. v. Schweiger-Lerchenfeld (IV. Taubstummengasse 5).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Kalifornische Liebesbriefe, Novelle von H. Rosenthal-Bonin. Schluß. — Kaiser Friedrichs III. Thronbesteigung. — Die Leichenfeierlichkeiten für Kaiser Wilhelm I. — Die Harfner, Roman von Fritz Mauthner. Fortsetzung. — Leben, sehen, hören und reden, von G. Stolch. Schluß. — Deutsche Kolonien in Uruguay, von Dr. C. Berndt. — Literatur. — Notizblätter. — Neue Bücher und Schriften. — Astronomie: Monat April. — Witterungsbeobachtungen im Monat April. — Rösselsprung. — Schachaufgabe. — Auflösung des Versteckrätsels S. 521; Bilderrätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 521. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung vom 9. März. — Viktoria, Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen. — Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen. — Kaiser Wilhelms letzte Unterschrift. — Am Sterbebett Kaiser Wilhelms. — Kaiser Wilhelm auf dem Paradebett. — Die Ueberführung der Leiche Kaiser Wilhelms zum Dom. — Die Begegnung Kaiser Friedrichs mit dem Fürsten Bismarck in Leipzig. — Kaiser Wilhelm auf dem Paradebett.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse**, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes,

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Geschäftshaus für Damenmoden
Aug. Polich, Leipzig.
versendet an Private:

Die reizendsten Neuheiten in classen Waschstoffen und englischen Zephirs in unendlicher Musterauswahl	Das Eleganteste in modernen Damen-Kleider-Stoffen zu den billigsten Preisen ohne jed. Aufschlag für Mode	Die grössten Neuheiten in schwarzen wollenen Kleiderstoffen von den einfachsten bis zu den elegantesten

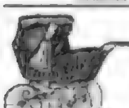
Proben und Kataloge postfrei!

Jeden Posten alte Sub., Wage., Einsammlung, Hannov., Wiesb., Oldenb., Preuß., Sachs., Thurn und Tax., Württemb. u. c. [illegible] Briefmarken, Couverts und Postkarten kauft, Offerten mit Preisang. [illegible]. **Fuchs**, Berlin, S. 24.

Fahnen, [illegible] **Franz Reinecke**, Hannover.

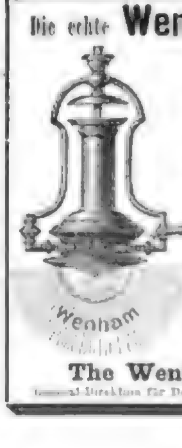
Praktisches Geschenk!
Kochbuch für Hausfrauen
von
Henriette Davidis u. J. Hartwig.
15. Auflage.
geheftet 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.
In allen Buchhandlungen vorrätig.

Sammet- u. Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen. Spezialität: „Brautkleider". Billigste Preise. Seiden- u. Sammet-Manufaktur von **M. M. Catz, in Crefeld.** Muster franko.



Sächs. Patent-Kinderwagen-Fabrik
E. A. Lucas, Dresden-N.
Größte Auswahl v. Kinderwagen und Krankenfahrstühlen.
Solide Ausführung. Mäßige Preise.
[illegible]





Die echte **Wenham-Lampe** (D. R. P. 25,254 u. 30,352)
neuerdings vorzüglich vervollkommnet.
Goldene Medaille London 1885. — Ueber 120,000 Stück verkauft. — Nach Ausspruch der ersten Fachautoritäten **unerreicht in Leuchtkraft und Gasersparnis** von allen nachgekommenen Konkurrenten, die [illegible] **unter Ablehnung** [illegible] **4–5 Gasflammen bei nur 3 Pf. Gasverbrauch** [illegible] — Geringe Hitze, vorzüglich zur Ventilation. — [illegible] Applikation, leichte Behandlung. — [illegible] **nur geringwertige Leuchten** [illegible] mit der Zeit abnutzen.
Wir warnen vor [illegible] — [illegible] Prospekte etc. gratis und franko.
The Wenham Company limited,
General-Direktion für Deutschland, **Berlin SW.,** Grossbeeren-Str. [illegible]

Buchführung
Correspondenz, Rechnen etc.
Einfache, doppelte, [illegible]
Keine Vorkenntnisse [illegible]
[illegible]

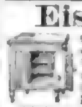




C. Maquet, [illegible]

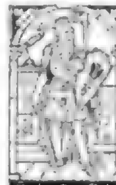
Rollstühle [illegible]

Eisschränke



neuester, vorzüglicher Konstruktion, mit fein [illegible] Zahlung von 25 Mark, [illegible] von 42 Mark an. Reichhaltige Auswahl! Preislisten kostenfrei.
Zeppernick & Hartz, Berlin SW., Lindenstr. 15.

Hartmann's
Gesundheitsbinden
(Holzwollbinden für Damen)
[illegible]
Beste Qualität, [illegible]
Verbandstoff-Fabrik P. Hartmann
Heidenheim, Württbg.
Berlin: Paul Hartmann, Schützenstr. 31.
[illegible]



Glasmalerei-Imitation (sogen. Diaphanien)
[illegible]
Kunstdruckerei für Plakate, Chromos etc. **Grimme & Hempel, Leipzig.**



[illegible] 6 Perlen 20 Pf. 6 Bolle 25 Pf. [illegible] ... alle verschieden. Preisl. grat. Illustr. Katalog 30 Pf. **E. Haym, Berlin, N 24**, Friedrichstr. 108.

Dresdener
Velocipedfabrik
Schladitz & Bernhardt
[illegible]
Dreiräder, Zweiräder [illegible]
Germania-Rover.
[illegible]



Tuche, Buckskins, Paletotstoffe, [illegible] jedes Maß auch an Private. Muster franko.
Ernst Sieger, Leipzig, Hainstraße 15.

Normal-Unterkleider
System Prof. Dr. Gustav Jaeger aus garantiert reiner Naturwolle [illegible] zu [illegible] Fabrikpreisen gegen Nachnahme oder vorher. Einsendung d. Betrages.

	mittel	groß	extr. groß
Normal-Jacken	3.50	[illegible]	4.50
Normal-Hemden	4.50	5.00	5.75
Normal-Hosen	4.25	4.50	5.00

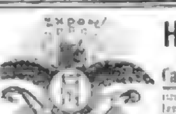
Kammgarn-Qualität p. Stück 50 ₰ teurer.
W. S. Mamm in Leipzig-Plagwitz.

Höchst interessant. — Billiger Preis.
Der neue Roman „Verbotene Früchte" [illegible] zusammen **Mk. 3.00** [illegible] gegen Einsendung des Betrages (auch Marken) franko zu beziehen durch die Versandhandl. von Robert [illegible], **Potsdam.**

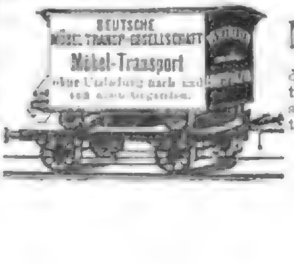
Solide Buckskins,
das Meter von M. 3.00 ab, versendet auch an Private. Muster frei.
Bruno Frensel, Cottbus.

Sommersprossen
beseitigt man [illegible]
F. Meter, [illegible] Frankf. a. M.

Stottern!
heilt schnell u. sicher die Anstalt von
Rudolf Denhardt,
Eisenach i. Thür. (früher Burgsteinfurt).
Honorar nach Heilung. Prospekt mit [illegible] Zeugn. u. Abhandl. gratis und franko. — Einzige Anstalt Deutschl., ausgezeichnet d. Ordensverleihungen Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs v. Sachsen, Ihrer Majestäten d. Kais. v. Russland, d. Königs v. Schweden, d. Kön. v. Dänemark, durch d. K. Pr. Kriegsminist., mehr. Kultusm., d. Generalpostamt. [illegible] in der Anstalt. Gesunde Lage; prachtvoller Park. (Siehe Gartenlaube Jahrg. 1878 Nr. 13 und 35. Jahrg. 1879 Nr. 5.)



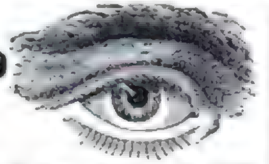
Prämiirt Leipzig 1887.
Hoffmann & Schmidt, Leipzig
berühmte Fabrikate als
Carlsbader Feigenkaffee u. Aroma in Portionsstücken,
[illegible] Feigenkaffee-Mischung in Cartons à 100 Gramm à 10 g.
Brillant-Glanzstärke in Päckchen und Cartons; [illegible] leicht [illegible] glanzvoll und dabei biegsam bleibende Wäsche [illegible] **Doppelsoda**, billigste und beste Wasch- und Bleichsoda, [illegible] In gelber Packung.



Deutsche
Möbeltransport-Gesellschaft.
In über 250 Städten durch die leistungsfähigsten Firmen vertreten. Zweckdienlicher gegenseitiger Wagenaustausch. Vorteilhafteste **Hin- oder Rück-**ladungen.
Bewährte Arbeitskräfte.
Vorzügl. Transportmittel.

Digitized by Google

Wer



gut sehen, seine Augen schonen, seine Augen erhalten, eine wirklich richtige Brille oder Pincer-nez besitzen will, wähle bei Kurzsichtigkeit, Weit- u. Uebersichtigkeit, sowie bei zu raschem Ermüden der Augen

Rodenstock's neue verbesserte Augengläser mit Diaphragma,

welche das Beste sind, was es zum Sehen und Erhaltung der Augen dieser Art gibt.

Nur diese sind die ächten, unter ständiger Controle des Erfinders der verbesserten Augengläser und der vielen anderen hochwichtigen Augenapparate, des [illegible] Josef Rodenstock, angefertigten.

Zu Original-Preisen zu beziehen durch die autorisirten Verkaufsstellen in den meisten grösseren Städten des In- und Auslandes, und wo sich solche nicht befinden, direct von der [illegible] dem [illegible] richtige Brillen und [illegible].

Optisch-oculist. Anstalt München, Karlsthor 8,

Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso [illegible] und leicht verständliche Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis und franco. Niemand, der irgend welche Abgänge am Sehvermögen hat, versäume, sich diese kommen zu lassen.

Optische Anstalt

G. Rodenstock, München.



Warnung! Es werden sehr oft die fehlerhaftesten Fabrikerzeugnisse und sonstige mangelhafteste Imitationen für ächte Rodenstock'sche Gläser ausgegeben, weshalb man sich nur an die mit Diplom mit nebiger Schutzmarke versehenen, autorisirten Verkaufsstellen wenden und im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich vergewissern [illegible].

F. A. Hahn, München, Kaulbachstrasse 40.

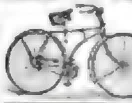
Direkt bezogene feine spanische und portugiesische Weine von den besten Produzenten.

Preise in Kisten von 12 ganzen Flaschen per Flasche incl. Glas und Kiste.

Nr.			Nr.		
1	Flor del Priorato seco, dunkelrot, herb	ℳ 1.20	13	Sherry, herb: Jerez fino del Conde	ℳ [illegible]
2	Flor del Priorato dulce, dunkelrot, süss	1.20	14	Jerez Amoroso	[illegible]
3	Cepa de Macon, rot, herb	1.20	15	Jerez oro superior	[illegible]
4	Montana, rot, herb	1.20	16	Jerez Amontillado de Solera	[illegible]
5	Valdepenas tinto, rot, herb	1.20	17	Jerez royal	[illegible]
6	Oporto fino (Portwein)	1.40	18	Jerez Oloroso Tres Coronas	[illegible]
7	Oporto extra superior	1.80	19	Pedro Jimenez, [illegible], süss	[illegible]
8	Moscatel fino, hell, süss	1.60	20	Malaga negro fino, dunkel, süss	[illegible]
9	Moscatel superior, hell, süss	[illegible]	21	Malaga negro superior, dunkel, süss	[illegible]
10	Macabeo	1.60	22	Malaga oro fino, rotgolden, süss	[illegible]
11	Madeira fino	1.50	23	Malaga oro superior, rotgolden, süss	[illegible]
12	Manzanilla de Sanlucar, weiss, herb	2.20	24	Malaga lagrima fino, hell, süss	[illegible]
			25	Malaga lagrima superior, hell, süss	[illegible]

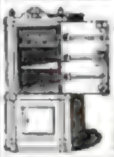
ab München, gegen Bar ohne Sconto. — Probekisten von 12 ganzen Flaschen in verschiedenen Sorten werden auf Wunsch zusammengestellt. — Postprobekisten von 2 ganzen Flaschen, mit 40 Pf. Aufschlag per Flasche, werden franko nach allen deutschen Poststationen unter Nachnahme versandt.

Glogowski & Sohn, Berlin W., Jägerstrasse 17.



General-Vertr. v. Dürkopp & Co., Hillman, Herbert & Cooper, Coventry. [illegible]

Schladitz & Bernhardt, Dresden,



empfehlen ihre feuer- und diebsichern

Stahlpanzer-Geldschränke

mit den neuesten [illegible]

P. W. Gaedke's Chocolade & Cacao, Hamburg



Garrett Smith & Co., Buckau-Magdeburg,



empfehlen ihre [illegible] Locomobilen [illegible]

Glatey-Nachtlichte.



[illegible]

Jeder Kranke

verlange den von Aerzt. Autoritäten warm empfohl., prām. deutschen

Wermuthwein,

welcher einen milden, angen. Geschmack [illegible] Magen-, Nieren- u. Blasenleiden [illegible] einen Weltruf erlangt hat. Probekisten zu 3, 6 u. 12 Flaschen [illegible] Nachnahme à 6, 10 u. 18 Mk. [illegible] Alleiniger Producent Otto Maul, Leipzig.

Cacao-Vero,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesen Handelsnamen empfehlen wir einen im Wohlgeschmack [illegible]

Preis per [illegible] Pfd.-Dose [illegible] Pfennige.

Hartwig & Vogel Dresden

Wer billig laufen will,

der abonnire auf den bereits [illegible] „Dorfbarbier". [illegible] Mark [illegible] Probe-Nummern gratis und franko die Expedit. v. Wilh. [illegible] Berlin SW., [illegible]

Arthur Seyfarth, Köstritz

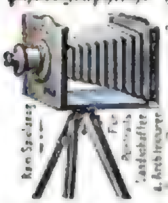


Instrumentenmachern

empfehlen wir [illegible] Katalog [illegible]

Reiniger, Gebbert & Schall, Erlangen [illegible]

Photographische Apparate.



Touristen-Apparat

Joh. Sachs & Co., Berlin S., Ritter-Str. 88.



Das vollkommenste und beste Fahrstuhl



Pat. Univ.-Fahrwagen, [illegible]

Rollstühle

J. Schoberl, [illegible], München.



Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.



Wilh. Kreul [illegible], Berlin W.

Grusonwerk



Magdeburg-Buckau.

Specialität: Hartgussfabrikation, empfiehlt u. exportirt hauptsächlich:

I. Zerkleinerungs-Maschinen [illegible]

Excelsior-Mühlen (Patent Gruson) für Hand-, Göpel- u. Maschinenbetrieb, in 12 Grössen, zum Schroten von Getreide, Futterkorn, [illegible] Kork, Gerbstoffen, Drogen, Chemikalien, [illegible] Waaren etc. 49 Prämien. Gesammtabsatz über [illegible] Stück.

II. Bedarfs-Artikel f. Eisenbahnen, Strassenbahnen, Secundärbahnen, als Hartguss-Herz- und Kreuzungsstücke, [illegible]

Hartgussräder [illegible] Modellen, fertige Achsen mit Rädern u. Lagern, complete Transportwagen.

III. Hartguss-Artikel aller Art, besonders Hartgusswalzen jeder Construction für die Müllerei, für Thon-, Cement- und Tressenfabriken, für die Fabrikation von Papier, Draht, [illegible] Ferner: [illegible]



Wilh. Heidelmann, Stuttgarter Rundstuhlfabrik STUTTGART.



Liefert als Specialität

Rundwirkmaschinen

[illegible]



Zur „Presshefenfabrikation"

[illegible]

Erwerbs-Katalog [illegible] Wilh. Schiller & Co., Berlin [illegible]

Amateur-Photographen

[illegible]



Vertikale Dampfkessel

mit geschweißter Feuerbüchse [illegible] Menck & Hambrock, Ottensen bei Altona.

Aepfelwein

[illegible]

Ia. Aepfelwein-Champagner [illegible] 1.40 [illegible]

Joh. Georg Rackles, Frankfurt a. M.,

Aepfelweinkelterei u. Versand-Geschäft

Gegründet 1850.

[illegible]

van Haagen's Holländisches Cacaopulver

ist laut Attesten von Aerzten und Chemikern das beste, reinste und wohlschmeckendste.

Wenn van Haagens Cacao an einem Platz nicht zu haben, so wird derselbe von Fabrik zu Detailpreisen unter Nachnahme an Privateversandt.

Richard C. van Haagen Utrecht & Amsterdam

Krankenheiler



Jodsodaseife, beste Toilettenseife zum täglichen Gebrauche; für die Herstellung und Erhaltung der Gesundheit und Schönheit des Teints, sowie für zarte, empfindliche Haut und für das Kinderzimmer unentbehrlich.

Krankenheiler Jodschwefelseife, wirksamste medizinische Seife in allen Formen von Hautkrankheiten.

Verstärkte Quellsalzseife für veraltete, hartnäckige Leiden dieser Art; namentlich auch gegen Frostbeulen und als Einreibung gichtischer Ablagerungen ist sie von grossem Vortheil; sie bewirkte selbst da noch Heilung, wo alle anderen Mittel [illegible] Zu beziehen sind diese Seifen in den Apotheken, Drogen- und Mineralwasserhandlungen. Gebrauchsanweisungen gratis und franco durch die

Bade-Direction, Tölz.

ROWLANDS' MACASSAR OIL



verschafft üppigen Wuchs der Haare und schützt gegen Ausfallen derselben, wird auch in Goldfarbe verkauft für blondhaarige Kinder.

ODONTO, Perlen-Zahnpulver, macht die Zähne [illegible] und verhindert deren Schlechtwerden. Man verlange in Apotheken und Parfumerie-Geschäften nach den Produkten von Rowlands, 20 Hatton Garden, London, und hüte sich vor Nachahmungen.

Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.

Die präparirte Holzkohle, welche schon seit langen Zeiten im Arzneischatze [illegible] Mittel gegen Nervenaffectionen des Magens und der [illegible] schwieriger Verdauung, Sodbrennen u. s. w. ausgezeichnete Dienste leistete, wird hier in einer [illegible] Arzneiform geboten, welche bei intensiver Heilwirkung zugleich [illegible] leicht verdauliches und wohlschmeckendes Nahrungsmittel [illegible] genug empfohlen werden kann.

Die Biscuits sind sowohl von dem Unterzeichneten, als auch von den

Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen

und deren Verkaufsstellen zum Preise von 1 Mk. 75 Pf. per Dose zu beziehen.

Auf Wunsch Prospecte und Preisermässigungen für grössere Bestellungen.

Dresden. Dr. L. Caro, Königl. Sächs. Hofapotheke.

Nordische Industrie-, Landwirtschaftliche und Kunst-Ausstellung

Kopenhagen

Eröffnung am 18. Mai 1888

Sodener Mineral-Pastillen
zu haben à 85 Pfg. pro Schachtel in allen Apotheken.

Stottern

wird [illegible] — Wer nicht [illegible]

Harzer Zwieback,

[illegible] Harzer Zwieback-Fabrik [illegible] A. Doppelt, Bad Lauterberg i. Harz.

Reiche [illegible] General-Anzeiger Berlin [illegible]

[illegible]

Bad Kreuznach.

Jod-Brom-Lithionhaltige, gipsfreie Soolquellen, zum innern und äussern Gebrauch, bewährt gegen Krankheiten der Drüsen, Knochen, Gelenke, Haut und Schleimhäute, gegen Frauenleiden [illegible] *Rheumatismen, Gicht etc.*

[illegible] *Kreuznacher Mutterlauge.* — Douchen. Dampf- und elektrische sowie Flussbäder. *Inhalationssaal. Inhalatorium. Molken, Milchkur, Kefir-Anstalt. Heilgymnastik, Massage.* — Station der Rhein-Nahe-Bahn, 20 Minuten [illegible] Theater, Conversations- und [illegible]

Haupt-Saison vom 1. Mai bis 30. September. — Winterkur.

[illegible] Maschinenbau-Unterricht-Anstalt.

Dr. Lahmann's Sanatorium auf Weisser Hirsch bei Dresden (Naturheilanstalt)

[illegible] Prospekte mit Beschreibung der Methode [illegible]

Leuze'sches Mineral-Bad Berg-Stuttgart. Wintersanatorium [illegible] Dr. Wichmann. Dr. Wächter.

Heilanstalt für
Nervenkranke
zu Bendorf am Rhein.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. Dr. Erlenmeyer.

Kurbedürftige [illegible]

[illegible] Zuckerkranke [illegible]

[illegible] Rudolf Ziard's Buchhdlg. Karlsbad [illegible]

Geistig Zurückgebliebene

[illegible] Dresden-Blasewitz, Tieckstraße 15. Pörtzler, Dr.

Trunksucht

[illegible]

[illegible] **Rhein-Wein,** [illegible]

Elektro-Homöopathie.

Diese neue wissenschaftliche Heilmethode [illegible]

C. Schütze, Halle a. S., Herrmannstraße 16.

[illegible]

Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine
Griechische Weine

1 Kiste 12 Flaschen in 12 verschiedenen Sorten Claret, herb und süss, Flasche und Kiste frei, versendet **Mark 19. —**
J. F. Menzer,
Ritter des Königlich Griechischen Erlöser-Ordens
NECKARGEMÜND
Erstes und ältestes Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — In den ersten 7 Versandjahren wurden versendet:

1881: 12623 Fl., 1882: 55761 Fl., 1883: 61808 Fl., 1884: 112234 Fl., 1885: 217180 Fl., 1886: 106298 Fl., **1887: 626246 Fl.**

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung versendet auf Wunsch gratis und franco:

Die Administration der Kronen-Quelle, Obersalzbrunn i. Schl.

Hôtel Iglerhof in Igls

Hotel I. Ranges, [illegible] Anschliessend an das Hotel [illegible] Minuten entfernt [illegible] Salon-, Fichten- u. Moorbäder [illegible] Post- und [illegible] Eröffnung 1. Mai. Vor- und Nachsaison ermässigte Preise. Luftkurort I. Ranges bei Innsbruck, Tirol. [illegible] Max Oberer.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen
VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden u. s. w.
Angenehm zu nehmen. — Enthält keine Drastica, eignet sich bestens zum täglichen Gebrauch. Unentbehrlich für Frauen vor u. nach der Entbindung, für Kinder u. Greise. Jede Schachtel trägt die Unterschrift: E. GRILLON
IN ALLEN APOTHEKEN. — Paris, E. Grillon, 27, rue Rambuteau.

[illegible]

Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen

[illegible] Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken [illegible] Für Amerika: [illegible] Cincinnati, Ohio.

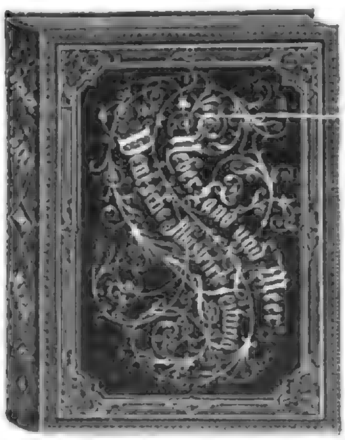
Goldene Med. u. Ehrenpreis in Düsseldorf 1887.



Die anerkannte Qualität der Chocolade aus der [illegible] Fabrik von
Ph. Suchard
in Neuchâtel (Schweiz)
[illegible]

Entrepôt Général à Paris 41 rue des Francs Bourgeois. à Londres EC. 2 Mincing Lane.

JENSENS
UNFRIERBARER
DORSCHLEBERTHRAN
Ärztlich empfohlen als der beste u. reinste Leberthran. Ganz ohne Geruch u. von sehr angenehmem Geschmack. In Fläschchen à M. 1.— M. 2.— und M. 3.30 zu haben von allen Apothekern und Droguisten oder von
HERTZ & COLLINGWOOD
[illegible] Berlin S. und London. [illegible] Street E. C.



Wir offeriren unseren geehrten Abonnenten:

Einband-Decke
zu „Ueber Land und Meer"

in brauner englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefprägung auf dem Vorderdeckel und Rücken nach nebenstehender Zeichnung von Julius Schnerr zum Einbinden des mit dieser Nummer vollständig vorliegenden ersten Bandes dieses Jahrgangs. Preis per Stück 2 Mark. Einfache Decken in gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken ohne Vorderdeckel-Vergoldung à M. 1.50 per Stück.

[illegible]

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Rudolf Mosse
Inseraten-Richter
einer grossen Zahl hervorragender Insertions-Organe u. d. nachstehender Blätter

Berliner Tageblatt
Tägliche Rundschau
Deutsches Montags-Blatt
Wochenblatt für Baukunde
Architekten. Rundschau
Schweiz. Bauzeitung
Bayerische Gewerbezeitung
Gewerbehalle, Stuttgart
Deutscher Radfahrer-Bund
Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft
Zeitschrift des Landwirthschaftl. Vereins in Bayern
Landwirthschaftl. Zeitschrift für Elsass-Lothringen
Journal des Débats
L'Indépendance belge

Gartenlaube
Ueber Land und Meer
Kladderadatsch
Fliegende Blätter
Der Bazar
Illustrirte Welt
Zur Guten Stunde
Neue Musik-Zeitung
Wiener Mode
Kunst für Alle
Illustr. Jagdzeitung
Aerztliches Vereinsblatt
Allg. Med. Centralzeitung
Deutsche Medicinische Wochenschrift
Medicinische Wochenschrift, München
Int. Klinische Rundschau

Annoncen-Annahme für alle Zeitungen und Zeitschriften zu den vortheilhaftesten Bedingungen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

6. Heft. Preis 50 Pf.



Zu diesem Weihnachtsheft gehören folgende Sonderbeilagen:

Ein farbiges Kunstblatt: „'s Kripperl", nach einer Original-Aquarelle von **J. R. Wehle.**

Eine musikalische Gabe: „Es ragt ins Meer der Runenstein", Gedicht von **Heinrich Heine**, in Musik gesetzt von **Rob. v. Hornstein.**

Inhalt des sechsten Heftes.

Text:

	Seite
Am goldenen Horn. Weihnachtserzählung von Hugo Rosenthal-Bonin	229
Weihnachten in der Wiener Hofburg. Von Curt von Zelau	238
Das Engelständchen. Von —sch.	239
Weihnachten unter der Erde. Nach einer Sage von Julius Lohmeyer	239
Torre del Greco, die Coralienstadt. Von Waldemar Kaden	240
Ein Leidentag. Weihnachtsidyll von Ludwig Thoden	240. 257
Künstlerische und literarische Gaben für den Weihnachtstisch	246
Bildende Künste	247
Blumenstrauß-Rechen	247
Schach	247. 274
Schlachtenräthsel	247
Buchstabenräthsel	247
Auslassungsaufgabe	247
Bilderräthsel	247. 275
Briefmappe	247. 275
Heerewein. Von E. Gerhardus	259
Das Geständnis. Von R.	260
Die Kunst „sou". Ein Tischgespräch von Friederike Freudenberg	262
Auf der Suche nach Wasser. Von B. v. K.	263
Kaiser und Kaiserin von Rußland. Von M.	263
Zwei Seelen. Roman von Rudolph Linden. (Fortsetzung)	265
Der neue Leiter der französischen Regierung. Von —n.	268
Der Antiker Numero 23. Modernes Skizze von Eusebio Blasco	268
Literatur	270
Notizblätter	271
Astronomie. Himmelserscheinungen im Jahre 1888. — Januar 1889	272
Neue Bücher und Schriften	272
Aus unserer humoristischen Mappe	273
Monat-Rosensprung: Januar. Von Rudi von Warnekenagen	274
Kartenspiels	274
Auflösung der kombinirten magischen Quadrate Seite 192	275
Stern-Zahlenräthsel	275
Auflösung des Räthsels Seite 192	275
Auflösung des Bilderräthsels Seite 192	275
Auflösung der räthselhaften Inschrift Seite 219	275

Illustrationen:

	Seite
Am goldenen Horn. Vier Originalzeichnungen von Erdmann Wagner 229. 231. 235.	238
Maria und das Jesuskind. Gemälde von B. E. Murillo	232
Weihnachten in der Wiener Hofburg. Originalzeichnung von W. Gause	233
Engelständchen. Gemälde von Theodor Mintrop	236
Zur Weihnachtsandacht. Originalzeichnung von K. Gampenrieder	237
Großvaters Heimkehr. Gemälde von E. Kricheldorf	240
Torre del Greco am Golf von Neapel. Gemälde von Fr. Unterberger	241
Reich beschenkt. Gemälde von H. Lehmichen	244
Christnacht unter der Erde. Originalzeichnung von Carl Gehrts	245
Reiche im Schnee	257
Das Geständnis. Gemälde von Vio Ricci	260
Karawanenführer, nach Wasser auspähend. Gemälde von H. Medel	261
Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland	264
Alexander III., Kaiser von Rußland	265
Sadi Carnot, der neugewählte Präsident der französischen Republik	268
Der Antiker Numero 23. Drei Zeichnungen von J. B. Aranda	268. 269. 270
Aus unserer humoristischen Mappe. Sechs Originalzeichnungen von A. Wanjura	273

Besondere Beilagen:

1) **Ein Kunstblatt in typographischem Farbendruck:** „'s Kripperl". Nach einer Original-Aquarelle von J. N. Wehle.
2) **Ein Musikblatt:** „Es ragt ins Meer der Runenstein". Gedicht von Heinrich Heine, komponirt von Robert von Hornstein.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neues Werk von Georg Ebers!



Soeben ist erschienen:

ELIFÊN,

ein Wüstentraum.

Poetische Erzählung

von

Georg Ebers.

Preis geheftet 4 Mark; in feinstem Original-Einband 5 Mark.

Georg Ebers tritt diesmal mit einem Werke hervor, welches uns eine neue Seite seines Talentes zeigt; denn in seiner Elifên entzückt er den Leser, den er früher nur als Erzähler an sich gefesselt, auch als Sänger durch den Wohlklang der metrischen Rede und des Reimes. Wiederum führt uns der Verfasser gen Aegypten, und zwar nach der Perle des Nilthals, der entzückenden Insel Philae. Dort und in der nahen Wüste kommen zur Zeit des römischen Kaisers Hadrian die rührenden und erhebenden Lebens- und Herzensschicksale eines liebenswürdigen, höchst eigenartigen Paares zur Entfaltung und zum Abschluß. Die vollendet schöne Sprache dieser ergreifenden Dichtung wird noch gehoben durch den leichten, schwunghaften und eleganten Fluß der Verse. Der Verfasser hat durch dieses Werk ein frisch grünendes Blatt dem Lorbeerkranze hinzugefügt, den ihm die Besten längst zuerkannt haben.

Von **Georg Ebers** sind in unserem Verlage ferner nachstehende Romane erschienen:

Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Zwölfte Auflage. 3 Bände. Preis elegant geheftet ℳ 12. —; fein gebunden ℳ 15. —

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Elfte, neu durchgesehene Auflage. 3 Bände. Preis elegant geheftet ℳ 12. —; fein gebunden ℳ 15. —

HOMO SUM. Roman. Zwölfte Auflage. Preis elegant geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Die Schwestern. Roman. Fünfzehnte Auflage. Preis elegant geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Der Kaiser. Roman. Zehnte Auflage. 2 Bde. Preis elegant geheftet ℳ 10. —; fein gebunden ℳ 12. —

Die Frau Bürgemeisterin. Roman. Dreizehnte Auflage. Preis elegant geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Ein Wort. Roman. Elfte Auflage. Preis elegant geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Serapis. Historischer Roman. Neunte Auflage. Preis elegant geheftet ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Die Nilbraut. Roman. Sechste Auflage. 3 Bände. Preis elegant geheftet ℳ 12. —; fein gebunden ℳ 15. —

Eine Frage. Idyll. Fünfte Auflage. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. Preis elegant geheftet ℳ 3. 50; in feinstem Einband mit Goldschnitt ℳ 5. —

Vorstehende Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Digitized by Google

13. Heft.
1888.

Preis 50 Pf.



Digitized by Google

Inhalt des dreizehnten Heftes.

Text:

	Seite
Domine Salvum fac Imperatorem et Regem!	529
Kalifornische Liebesbriefe. Novelle von H. Rosenthal-Bonin	530. 549
Die ereignisvolle zweite Märzwoche 1888	534
Die Fanfare. Roman von Fritz Mauthner. (Fortsetzung)	538. 558
Literatur	539. 563
Lesen, sehen, hören und reden. Von H. Ehrlich. (Fortsetzung und Schluß)	540. 559
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen	542
Nothblätter	543. 563
Schach	544. 565
Sternrätsel	544
Auflösung des geographischen Silbenrätsels Seite 500	544
Palindrom-Schiebrätsel	544
Bilderrätsel	545, 565
Auflösung des Bilderrätsels Seite 500	545
Briefmappe	545. 566
Kaiser Friedrichs III. Thronbesteigung	551
Die Leichenfeierlichkeiten für Kaiser Wilhelm. I.	551
Deutsche Kolonien in Uruguay. Von Dr. E. Stenzel	560
Neue Bücher und Schriften	564
Astronomie. Monat April	564
Lotterieziehungen im Monat April	564
Kartenspiele	564
Scherzrätsel	565
Auflösung des Versteckrätsels Seite 521	565
Auflösung des Bilderrätsels Seite 521	565

Illustrationen:

	Seite
Titelvignette	529
Kaiser Wilhelm und die Seinen. Originalzeichnung von Theodor Volz	532 u. 533
Friedrich III. Deutscher Kaiser und König von Preußen	536
Viktoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen	537
Das Mausoleum in Charlottenburg; Ort der Beisetzung Kaiser Wilhelms I. Nach einer Photographie im Verlag von Grahe & Kirsch in Berlin	540
Das königliche Schloß in Charlottenburg, zur Zeit die Residenz Kaiser Friedrichs III. Originalzeichnung von G. Theuerkauf	540
Vor dem kaiserlichen Palais in Berlin am Vormittag des 9. März. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Maximilian Schäfer	541
Die Sterbestätte Kaiser Wilhelms I. Eine Stunde nach dessen Hinscheiden an Ort und Stelle aufgenommen von unserem Spezialartisten Hermann Lüders	541
Fürst Bismarck überbringt in der Reichstagssitzung vom 9. März den letzten Erlaß Kaiser Wilhelms I. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Paul Heydel	549
Viktoria, Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen	552
Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen	553
Kaiser Wilhelms letzte Unterschrift. — Am Sterbebette Kaiser Wilhelms. Originalzeichnungen unseres Spezialartisten Hermann Lüders	556
Kaiser Wilhelm auf dem Totenbette, das die liebevolle Hand der Tochter mit den ersten Blumen geschmückt. Originalzeichnung unseres Spezialartisten G. Kriebel	556
Die Ueberführung der Leiche Kaiser Wilhelms zum Dom, in der ersten Morgenstunde des 12. März. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Hermann Lüders	557
Die Begegnung Kaiser Friedrichs III. mit dem Fürsten Bismarck in Leipzig am 11. März. Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Amling	560
Kaiser Wilhelm auf dem Paradebett. Originalzeichnung unseres Spezialartisten F. Amling	561

Inhalt des mit diesem Hefte zugleich ausgegebenen **dreizehnten Heftes** (Preis 35 Pf.) des sechzehnten Jahrgangs der

Deutschen Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer“:

Unter fremdem Willen. Roman von **Oskar Meding (Gregor Samarow).** — **Fanny Förster.** Roman von **Ida Boy-Ed.**

Aus der neuen deutschen Lyrik: Aurelia, von Adolf Friedrich Graf von Schack; Wintergarten, von Hermine von Preuschen; Ballonfahrt, von Karl Stelter; Neues Leben, von Moritz Blaeschke.

Mosaik: Totenlänze; Morgenländische Würden, von A. St.; Zur Geschichte des Bieres; Die neuen Möbel.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Für jede deutsche Familie!

Soeben erschien in unserem Verlage die **neue, bis zum sel. Ende des Kaisers fortgeführte Ausgabe** unserer **Kaiser Wilhelm-Biographie:**

Einundneunzig Jahre
in
Glaube, Kampf und Sieg.



Ein Menschen- und Heldenbild unseres

unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I.

von

Oskar Meding.

Mit Illustrationen

nach den

von des hochsel. Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Erinnerungsgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von

Carl Hallberger.

Nebst Illustrationen aus den letzten Tagen des hochsel. Kaisers und dessen Ueberführung.

23 Bogen hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark 50 Pf.; in feinstem Original-Einband 3 Mark 50 Pf.

Das Auge des Kaisers Wilhelm hat sich jetzt für immer geschlossen und die deutsche Nation wird den Wunsch empfinden, eine Ueberschilderung des großen heimgegangenen Monarchen, des Begründers des deutschen Reichs, besitzen zu wollen. Da dürfte denn unser Kaiserbuch wohl ein einzig dastehendes Werk der Art sein, weil Kaiser Wilhelm zu dieser Schilderung seines Lebens nicht nur seine Aquarellensammlung zur Verfügung, der Illustrationen gelieben und zu der Auswahl sogenannten selbst beigetragen hat und durch sehr viele Randbemerkungen, Notizen, Abänderungen und Einschaltungen an der Gestaltung dieser Biographie selbst einen wesentlichen Antheil hatte. **Dies erhebt dieses Kaiserbuch, welches bis zum Tode Seiner Hochsel. Majestät fortgeführt ist, über alle anderen ähnlichen Erscheinungen und verleiht ihm einen weltgeschichtlichen Werth, gleichsam als ein Vermächtniß des hohen Entschlafenen an sein Volk.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ausgezeichnete musikalische Unterrichtsbücher!

Klavier-Schule für Kinder

mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser,

pens. Musiklehrer, Ritter 2c.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abteilungen.

Preis der **ersten Abteilung,** fünfundvierzigste Auflage, elegant geheftet . M. 2. 50.
„ „ **zweiten Abteilung,** siebenunddreißigste Auflage, elegant geheftet M. 3. —
„ „ **dritten Abteilung,** zehnte Auflage, elegant geheftet . . . . M. 3. —
„ „ **vierten Abteilung,** sechste Auflage, elegant geheftet . . . . M. 3. —

Das ganze Werk ist durch die vollständige Umarbeitung von seiten des Verfassers, wobei er alle seine seit einer langen Reihe von Jahren auf dem Gebiete des Klavierunterrichts gesammelten Erfahrungen zur Anwendung gebracht hat, aufs neue auf die Höhe der Zeit gestellt.

Urteile der Presse über Reisers Kinder-Klavier-Schule:

Unter allen Klavier-Schulen eine der vorzüglichsten, wie dies schon die große Zahl der Auflagen beweist. Der Stufengang schreitet langsam, aber sicher vor, ermüdet den kleinen Schüler nicht, sondern reizt ihn zu weiteren Schritten an. Diese Klavier-Schule ist namentlich dann zu empfehlen, wenn bereits im früheren Alter der Klavierunterricht beginnen soll.
Allgemeine deutsche Lehrerzeitung.

Die Schule ist in der That zweckmäßig eingerichtet für die Einführung kleiner Kinder in Klavierspiel und Musik überhaupt; der Unterrichtsgang ist so verständig und zu so leichten Fortschritten angeordnet, daß zum Lehren es nicht einmal eines Klavierspielers von Fach bedarf, die freundliche Aufsicht einer nur einigermaßen musikalischen Mutter vermag schon das befähigte und mit Lust erfüllte Kind vorwärts zu schieben.
Hamburger Nachrichten.

Gehört unstreitig zu den besten Schulen, recht elementar, mit richtigem methodischem Verständnis bearbeitet. Die Ausstattung ist eine sehr treffliche. Wir empfehlen das Buch angelegentlichst.
Schlesische Schulzeitung.

Die Art und Weise, wie der Autor die Regeln in den Uebungsstücken zur Anwendung bringt, ist eine überaus praktische, ganz besonders ist dies bei dem Fingersatze bemerklich, der, um deutlich sichtbar zu sein, durch die Beisetzung der Fingerordnung und durch kurze Aufschriften vors Auge gerückt wird — es ist in gleich trefflicher Weise für alle Zwecke der Uebungen gesorgt, für Geläufigkeit, ungewöhnlichen Fingerwechsel, bestimmten Ausdruck u. s. w. Die Wahl der Uebungsstücke ist eine sehr gute, sie sind nicht nur leicht, sondern auch gefällig und heiter, für Kinder wie geschaffen — ein glücklicher Gedanke, denn gewöhnlich werden die Kleinen mit langweiligen Stücken erdrückt. Die Ausstattung ist eine überaus saubere.
Neues Wiener Tagblatt.

Die
schönsten Choral-Melodien
in leichtem Klaviersatz für Pianoforte oder Harmonium
bearbeitet von
C. Eichler.
Vierte, verbesserte Auflage. Preis geheftet 75 Pf.

Neue Auswahl
der schönsten Choral-Melodien
in leichtem Klaviersatz für Pianoforte oder Harmonium
bearbeitet von
C. Eichler.
Zweite Auflage. Preis geheftet 75 Pf.

Der Wert dieser trefflichen Sammlungen steht in der Lehrerwelt fest, wie dieselben auch bei der Jugend überall offene Herzen und regste Teilnahme gefunden haben. Die Erfahrung lehrte, daß bei minder befähigten Schülern, denen das Klavierspiel zur Qual werden konnte, die Anwendung dieser Choräle eine Lust und Freude hervorrief, die nicht bloß von augenblicklicher Dauer war, sondern sich hernach auch auf das Spiel anderer Stücke erstreckte.

Sammlung beliebter Kinderlieder

in leichtem Klaviersatz bearbeitet und der klavierspielenden Jugend gewidmet

von

C. Eichler.

In vier Abteilungen. — Preis jeder Abteilung geheftet 75 Pf.

Diese mit Geschmack und pädagogischer Routine ausgewählten, für den Klavierunterricht bearbeiteten Kinderlieder bieten neben bekannten alten, wertvollen Weisen auch manch hübsche neue Komposition. In leichtem Klaviersatz bearbeitet, in stufenmäßiger Fortschreitung geordnet und mit praktischem Fingersatz versehen, kann das Werkchen als Ergänzung zu jeder Klavier-Schule um so eher empfohlen werden, da es wohl im stande ist, die Spielfreude der Kinder zu wecken. Um, je nach Wahl, mit dem Spielen auch das Singen der Lieder zu verbinden, sind die Melodien derselben vollständig in der Klavierbegleitung enthalten und der Text beigedruckt. Die Textwahl ist mit besonderer Vorsicht getroffen, und das für Kinder Ungeeignete gewissenhaft vermieden oder in einen passenden, zweckentsprechenden neuen Rahmen gerückt. So verwandelt sich zum Beispiel Webers „Schöner grüner Jungfernkranz“ in ein schönes grünes Frühlingslied: „Die Schöpfung lacht“, Mozarts Don Juan-Menuet versteckt sich unter „vier harmlose Wünsche“ des Meisters Hoffmann von Fallersleben, und noch manch andere hübsche Melodie wird dem jungen Volk auf diese Art mundgerecht gemacht.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 60 ₰.

Unentgeltlich

werden die sehr erprobten Heilmittel zur Probe gegen alle schmerzhaften Leiden, Hautkrankheiten 2c. an solche Kranke, welche von den besten Med. Aerzten als unheilbare (chronisch Leidende) erklärt wurden, verabfolgt, samt illustrierter sehr interessanter Gebrauchsanweisung nebst vielen Dank- und Anerkennungsschreiben versendet durch:
Wilh. Kornpointner,
Natur- und Heilmittelerforscher,
in Presburg (Ungarn).

C. Erzieh. m. lek. Stud., rein Au. u. Kath. sucht Stellung. Gefl. Adr. sub D. P. 1825 an Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.

Musikalien-Verlag
der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Salonstücke für das Pianoforte zu zwei Händen.

Le Feu Follet.
Scherzo Capriccioso
pour le Piano
par
Guillaume Kuhe.
Op. 38.
Preis M. 1. 50.

Ein Kleeblatt.
Fantasie über 3 schwäb. Lieder
für das Pianoforte komponirt
von
F. B. Hamma.
Op. 37.
Preis M. 1. 50.

Idylle.
Pour le Piano
par
Guillaume Kuhe.
Preis 80 Pf.

Chanson d'Amour.
Romance sans Paroles
pour le Pianoforte
par
Guillaume Kuhe.
Op. 17.
Preis M. 1. 50.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Eine patriotische Festgabe für Jung und Alt bildet die in unserem Verlage erschienene **neue Ausgabe** unserer Kaiser Wilhelm-Biographie:

Neunzig Jahre

in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers

von

Oskar Meding.

Mit 47 Illustrationen

nach den von Sr. Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von

Carl Hallberger.

165 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; in feinstem Original-Einband 3 Mark.



Dem deutschen Volke bietet sich hier ein abgerundetes Bild dieses neunzig in der Weltgeschichte dastehenden Herrscherlebens, vollauf angethan, die Liebe und den Dank, den eines jeden Deutschen von wetterhafter Patriotenliebe erfülltes Herz für seinen ehrwürdigen Kaiser in Treue hegt, zu hellen Flammen der Begeisterung und hingebendster Verehrung zu entzünden. Möge diese Kaiser Wilhelm-Biographie in dieser durch den sehr mäßigen Preis den weitesten Kreisen zugänglich gemachten Volksausgabe in jedes gut deutsch denkenden und empfindenden Hause ihren Einzug halten, um dort einen Ehrenplatz in der Familienbibliothek zu erhalten, bei Jung und Alt, den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich noch zu erhalten und zu kräftigen.

Hamburger Nachrichten.

Für das Militär und seine Freunde.



Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden.

Von

Hermann Lüders.

Illustrirt vom Verfasser.

Oktav. 12 Bogen mit 84 charakteristischen Illustrationen. Preis elegant geheftet in Farbendruck-Umschlag 5 Mark; elegant gebunden in Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck 6 Mark.

Von echt patriotischer Liebe zu dem Soldatenstand getragen ist dieses Werk Hermann Lüders', des bekannten Soldatenzeichners, der eine ähnliche Stellung zu der Armee Kaiser Wilhelms einnimmt, wie Menzel zu jener Friedrichs des Großen. In Lüders lebt der Geist des neuen deutschen Reiches, und das gibt dieser großen Fülle von Bildern aus dem Soldatenleben in Kriegs- und Friedenszeit, welche der Künstler uns hier bietet, ihr besonderes und höchst charakteristisches Gepräge. Wir machen die Feldzüge in Böhmen 1866 und in Frankreich 1870 mit, das ist der Kernpunkt. Dann aber werden wir auch eingeweiht in alle Leiden und Freuden des Soldatenlebens von dem ersten Anpassen des Rekrutenrockes bis zu den Goldborten des Oberjägers. Alles dies ist schlicht, wahr und mit warmer Liebe zum Soldatenstande, zu Kaiser und Reich beschrieben und gleichzeitig veranschaulicht durch prächtige Bilder, voller Kraft und Leben, überraschend naturwahr, photographisch treu und doch geistvoll, und von bedeutendem künstlerischem Wert, so daß wir in diesem Buche eines jener außergewöhnlichen Werke erhalten, das zur Unterhaltungslektüre gehört, dabei eine populäre und doch künstlerische Abspiegelung unseres deutschen Soldatenlebens gewährt und zugleich einen zeitgeschichtlichen Wert besitzt.

Aus meinen Kadettenjahren.

Lose Blätter

von

Johannes van Dewall.

Mit 82 Illustrationen von Othello.

Zweite Auflage.

Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden 3 Mark.

Inhalt:

1. Die Würfel sind gefallen.
2. Hinaus in die Ferne.
3. Der erste Morgen.
4. Das Examen. Die Einkleidung.
5. Des Kadetten Klage und Trost.
6. Der Schneeball. I
7. Der Schneeball. II.
8. Kadettenwitze und Allerlei. I.
9. Kadettenwitze und Allerlei. II.
10. Das Fazitlier.
11. Das Lazarett.
12. Der Kadett auf Urlaub. I.
13. Der Kadett auf Urlaub. II.
14. Festliche Tage.



Kadettengeschichten.

Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren

von

Johannes van Dewall.

Mit 69 Illustrationen von Othello.

Zweite Auflage.

Preis elegant geheftet 3 Mark; fein gebunden 4 Mark.

Inhalt:

1. Die ersten Eindrücke.
2. Ein Tag im Berliner Kadettencorps.
3. Der erste Ausgang.
4. Allerlei Reminiszenzen.
5. Der Urlaubsonkel.
6. Die angebalzte Tante.
7. Kadettenliebe.
8. Kadettenrache.
9. Eine Nacht und deren Folgen.
10. Die große Parade.
11. Der Schändelsverein.
12. Die Pegen.
13. Das Examen.
14. Der letzte Seufzer.

Büchlein voll köstlichen Humors in Wort und Bild. Der diese interessanten Schwänke und treffende alte Kadet hat sich den frischen Humor der Jugend bewahrt, erzählt sich mit sichtlicher Freude an den eigenen Erlebnissen und weckt das Interesse von Alt und Jung an dieser speziell kreuzzeichenmilitärischen Jugenderziehung. Wir sind überzeugt, daß diese Reminiszenzen, in denen sich neben sprudelndem Uebermut der lernige, gesunde, kraftvolle Soldatensinn und Geist kundgethan, dem Institut neue Freunde erwerben werden, wie sie die alten auf das höchste ergötzten. Für junge und alte Kadetten bilden diese Büchlein einen Schatz, einen köstlichen Spiegel, in dem sie ihr eigen Konterfei erblicken.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
JUN 27 1899







Digitized by Google



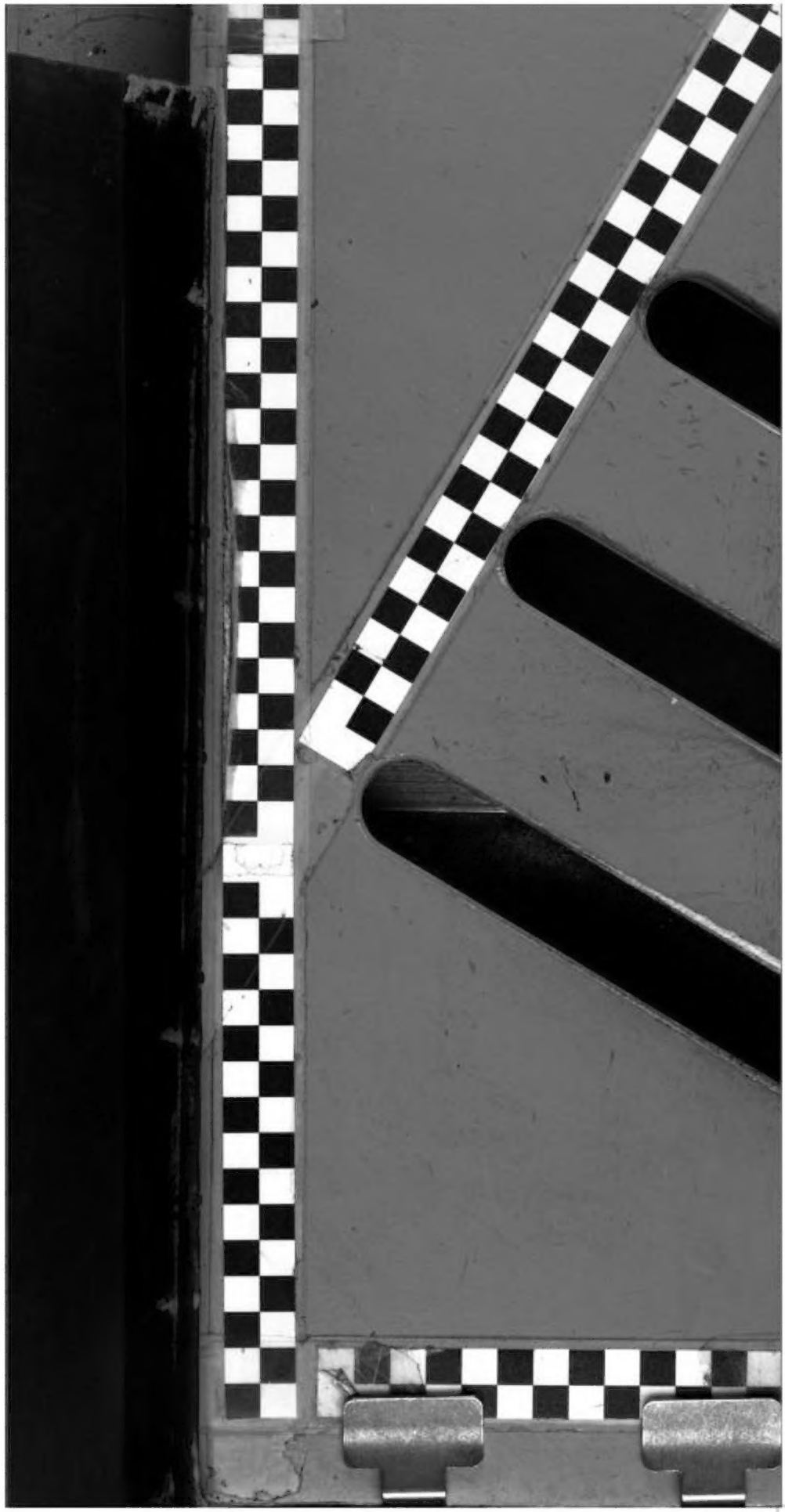
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google